5.)

TODTENOPFER
für
FRIEDRICH
DEN EINZIGEN.

Von

KARL MÜCHLER.

BERLIN,
bei PETER BOURDEAUX,
in der Brüderſtraſse.

Nicht die Kron' auf *Deinem* weiſsen Haupte,
Deiner Rechte nie beſiegtes Schwerdt,
Das ein Lorbeer ſiebenfach umlaubte,
Macht *Dich*, *Vater*, unſrer Thränen werth!

Tauſend Fürſten in erhabnem Glanze
Haben Schwerdt und Diadem vereint,
Tauſend traf des Todes ehrne Lanze,
Doch kein Auge hat um ſie geweint.

Helden fielen unter ſtolzen Siegen,
Tod und Seuchen folgten ihrer Bahn,
Und das Blut von ungerechten Kriegen
Stieg in ſchwarzen Wolken himmelan.

Fürſten ſcheuten Mord und Blutvergieſsen,
Aber ſchwelgten in der Wolluſt Schoos,
Säugten feil an ihres Thrones Füſsen
Weichlichkeit und ſchnöde Laſter groſs.

Und Vergeſſenheit bedeckt die Stätte,
Wo für ſie des Todes Sichel klang
Schreckendräuend Leichen niedermähte,
Wo im Staub ihr Diadem verſank.

Nur erſchrockner Völker heiſse Zähren
Rinnen auf des Fürſten Aſchenkrug,
Der ſchon hier die Flammen beſſrer Sphären
In dem groſsen Herrſcherherzen trug.

Darum, *Vater*, waſchen wir mit Zähren
Deiner bleichen Scheitel Silberhaar;
Darum weint in den verwaiſten Heeren
Deiner Helden muthgeſtählte Schaar.

Darum tönen Seufzer, hallen Klagen
Durch die finſtre, wolkenſchwangre Luft,
Darum ſtehen wir mit bangem Zagen
Händeringend neben *Deiner* Gruft.

Ach was ging mit *Dir* uns nicht verlohren,
All' der Ruhm von einer ganzen Welt. —
Nimmer ward ein Mann, wie *Du*, gebohren,
Nimmer, *Vater*, ſtarb, wie *Du*, ein Held!

Blüthen
des
HELICON.

von

KARL MÜCHLER.

Berlin, 1789.
m Verlage der Rellſtabſchen Buchdruckerei.

Goc 2200

f.1,9

Der

Frau

Geheimen Kämmerier RIETZ

Wohlgebohren

hochachtungsvoll

gewidmet.

Es ſtand bei meiner Wiege nicht
das Glück mit lächelndem Geſicht,
um freundlich mir mit milden Händen
die reichſten Gaben auszuſpenden,
nur die Natur gab mir allein,
(ach, oft zu meiner eignen Pein,)
ein fühlend Herz voll Muth und Feuer,
und eine kleine kleine Leier.

Der goldne Traum der Blüthenzeit
entſchwand in ſüſser Traurigkeit,
und ward es mir zu eng' im Buſen
ſo fand ich Troſt bei euch, ihr Muſen,
ihr lehrtet mich die ſchwere Kunſt,
ein dauernd Glück von falſchem Dunſt
qualvoller Luſt zu unterſcheiden,
und des Geſanges ſanfte Freuden.

Izt, Muſe, holde Tröſterinn,
eil' ich zu deiner Schweſter hin,
und lege dieſe kleine Lieder
zu Ihren Füſsen ſchüchtern nieder,
es ſind nur Kinder der Natur,
nur Blümchen einer dürſt'gen Flur,
doch wohl mir, wohl, Sie wird die ſehen,
und ſchützen, daſs ſie nicht vergehen.

So-

SESOSTRIS.

EINE

ALLEGORIE.

Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preuſsen FRIEDRICH WILHELM *am 3ten Auguſt 1789. unterthänigſt gewidmet.*

Dem erdgebornen Sterblichen,
zu ſchwach, durch all' die Dunkelheiten
des Lebens unbeſchützt zu gehn,
ſchwebt ſtets ein Genius zur Seiten,
und warnt ihn laut doch — ungeſehn;
auch DICH, o PRINZ! wird ſeine Hand
zu jenem fernen Tempel führen,
den DEINER Ahnherrn Namen zieren,
zu DEINES Oheims Vaterland! —
 Einſt ging am blumenreichen Strand
des breiten Nils, bei Memphis Mauern
Seſoſtris unter edlem Trauern,
daſs er noch nicht den Tempel fand;
ſein Genius, der ihm zur Seite
unſichtbar, ihn bewachend, ſtand,
und ſeines Wunſches ſich erfreute,

ward plötzlich ſichtbar — gluthentbrannt
lag ſchnell der Jüngling auf den Knieen
und rief:
„O Schutzgeiſt, lehre Du
mich, jeder falſchen Lockung fliehen,
und führe mich dem Pfade zu,
wo nur der Unſchuld Freuden blühen,
mein harrt ein Diadem — allein,
du weiſst, wie ſchwer oft Kronen drücken,
was ſoll ich thun, um das Entzücken
der Völker, die ſich einſt mir weihn,
der Segen einer Welt zu ſein?“
„Komm,“ ſprach der Geiſt: „dich mag allein
dies nahe Labyrinth belehren,
das einſt aus Nichts Oſiris ſchuf,
um ſeines Namens ſtolzen Ruf
noch durch ein Wunderwerk zu mehren.“
Gelehrig folgt der Königsſohn
dem Schutzgeiſt durch die dunklen Hecken;
auf einmal trift ein ſanfter Ton
ſein lauſchend Ohr, mit ſüſsem Schrecken
ſieht er auf einem Roſenthron

das ſchönſte Weib — aus ihren Blicken
lacht holdes, himmliſches Entzücken,
„komm näher, junger Erdenſohn!“
ruft ſie mit einem Zauberton,
geſchaffen, Herzen zu beſtricken. —
Schon will er gehn, doch nun entdeckt
ſein Aug' an ihres Thrones Schwelle
drei Furien der ſchwarzen Hölle,
bleich, abgezehrt und blutbefleckt.

„Wer,“ ruft Seſoſtris tief erſchreckt:
„wer iſt dies Weib, zu deſſen Füſsen
in wunderbarer Zauberei
des Frühlings ſchönſte Blumen ſprieſsen,
wer iſt dies Weib, ſchön wie der Mai;
und wer ſind dieſe Schreckgeſtalten,
mit hohlen Augen, tiefen Falten
im todtenbleichen Angeſicht?“

„Wie,“ ſpricht ſein Führer: „kennſt du nicht
dies ſchöne Weib, aus deren Blicken
der Zauber der Verführung ſpricht,
des Jünglings Sinne zu berücken:
es iſt die Wolluſt — und die drei,

die dort zu ihren Füſsen knien,
ſind ihre Kinder: Eckel, Reu'
und Langeweil'." —
„O, laſs uns fliehen!"
rief ſchamdurchglüht der Königsſohn:
„nie kann an dieſem Roſenthron
„die dauerhafte Freude blühen!"

Sie fliehn — da zeiget ſich ihrem Blicke
auf einer Flur, wo Lorbeern grünen,
ein Weib, der Schöpfung Meiſterſtück,
nur Adel ſpricht aus ihren Mienen,
ihr Buſen trägt Meduſens Schild,
ihr Auge, wie der Himmel mild,
blickt auf die Waag' in ihrer Rechten,
und auf den Zepter, auf das Schwerdt,
die Lorbeern, die der Hain ernährt,
mit friſchen Kränzen ſtolz umflechten.
Fern hebt ein Tempel ſich empor,
der hell, wie Feuerflammen, glänzet,
es prangt an ſeinem ſtolzen Thor,
das eine Glorie umkränzet,
mit goldner Schrift: Unſterblichkeit.

„o dürft' ich hin!" — „Sohn, weit, ſehr weit
und ſchrof iſt jene Bahn des Lebens,
ach, tauſend wallten ſie vergebens,
itzt Opfer der Vergeſſenheit.
Willſt Du auf jenen ſteilen Höhen,
die Tod dir und Gefahr bedräun,
dich einſt in dieſem Tempel ſehen,
muſst du frühzeitig dich allein
der Göttinn dieſer Fluren weihn,
der Weisheit; — nur durch ſie allein
wird dieſer ſchroffe Fels erſtiegen,
ſie, Mutter jeder Wiſſenſchaft,
ſie giebt dem Jüngling nur die Kraft,
ſich ſelber muthig zu beſiegen,
und Herrſcherkronen werth zu ſein. —
nun wähle, wem willſt du dich weihn,
der Weisheit oder dem Vergnügen?
nur einem kannſt du dienſtbar ſein!"
„o, meine Wahl iſt längſt entſchieden!"
rief ſchnell Seſoſtris gluthberauſcht:
„ein blinder Thor, der innren Frieden
um reuevolle Wonne tauſcht.

der Wolluſt Freude währt hienieden
nur einen Augenblick, allein
die Weisheit lehrt uns; ſtets zufrieden,
und guter Völker Glück zu ſein,
muthvoll will ich mein Herz ihr weihn,
will ich zu jenem Tempel wandern,
wo auch mein Nam' einſt glänzen muſs!“ —
und nun — Heil ſeinem Genius! —
gab er der erſten einen Kuſs,
und dann ſein Herz der andern.

LIE.

LIEDER

UND

ELEGIEN.

I.

KLAGE.

An ****.

Ach, ich hatt' ein Beet voll ſchöner Nelken,
täglich tränkt ich ſie mit eigner Hand,
aber alle, alle muſten welken,
als der blumenreiche Lenz verſchwand.

Ach, ich hatt' ein kleines Turteltäubchen,
wie des Griechen Taube klug und ſchön,
doch ein Geier raubte mir mein Täubchen,
und ich muſſ' es hülflos bluten ſehn.

Ach, ich hatt' auch eine ſtolze Linde
mir gepflanzt mit eigner treuer Hand,
ſtattlich ſtand ſie, aber rauhe Winde
ſtreckten ſie entwurzelt in den Sand.

Ach, ich hatt' auch eine kleine Leier,
und ein Neider brach ſie mir entzwei,
und mein Freund, mein einziger Getreuer
traute Heuchlern, ward mir ungetreu.

Ach, auf ewig bleibt dies Auge trübe,
ewig wohl bethränt dies Angeſicht,
denn ich kenn' ein Mädchen, das ich liebe,
und das harte Mädchen liebt mich — nicht.

II.

An Kloe.

Ueber den Tod eines Schooshundes.

Seht, ich weine, ach! vereinet
euch mit meiner Noth,
Muſen trauret, Zofen weinet,
denn Joll iſt todt.

Nimmer, Kloe, ſchlingt Dein Händchen
jeden ſchönen Reſt
Deiner ſeidnen Buſenbändchen
um den Hals ihm feſt.

Nie

Nie faſſ'ſt Du ſein Ohrenläppchen,
ſeine Mähnen an;
nie giebſt Du ihm mehr ein Häppchen
ſüſsen Marzipan.

Nie holſt Du aus jenem Schränkchen
Milch wie Elfenbein,
nie ſchenkſt Du das ſüſse Tränkchen
Deinem Liebling ein!

Aber ſetze Deinem Leiden,
Deinem Gram ein Ziel;
ſind nicht alle Erdenfreuden
nur des Schickſals Spiel?

Jeder Glanz wird endlich trübe,
jeder Luſt folgt Leid:
ſelbſt des Lebens Kleinod, Liebe,
währt nur kurze Zeit.

Doch umſonſt, durch banges Stöhnen
macht Dein Harm ſich kund,
ringſt Du unter heiſsen Thränen
Deine Hände wund.

Ha! zu Deinen Zephirfüſsen
liegt Dein Thränentuch,
liegt Dein Fächer halb zerriſſen
und Dein Taſchenbuch.

Und dies ſind zu klare Zeugen
was Dein zärtlich Herz
alles fähig, was ihm eigen,
und wie groſs Dein Schmerz.

Aber ſchone Deiner Locken,
ach! wie's Haar ſich ſträubt,
daſs der Puder, weiſs wie Flocken,
nicht Dein Kleid beſtäubt.

Und du, Aberglaube, quäle,
(unwillkommner Gaſt)
nicht der armen Freundinn Seele;
gieb ihr Ruh und Raſt.

Freilich giebt es Wunderzeichen,
und das Schickſal droht
oft in todten Löwen, Reichen
Untergang und Tod.

Doch Dir ſei durch dieſes Zeichen,
Holde! nichts bedroht,
denn kein Bräutigam darf erbleichen,
iſt Joli gleich todt.

Drum ſo hemme Deine Thränen,
lindre Deinen Schmerz,
tröſte durch ein ſüſser Sehnen
Dein' zu weiches Herz.

Er iſt todt, und die Gebeine
flehn um ſtillen Schlaf,
und um ſeinen Leichenſteine
ſtrahl dies Epitaph:

„Ach hier ruht der Stolz der Schönen,
der ſie nie belog,
der ſie nie durch Heuchlerthränen
um ihr Glück betrog,

Der ſich gegen Diebe ſtellte,
mit Gebell nicht ſchwieg,
aber nie dem Liebling bellte,
der ins Fenſter ſtieg.“

III.

An Demoiſelle KAROLINE WESTPHAL.

Ueber das Schickſal der unglücklichen Heloiſe.

O, welch ein Bild! — welch namenloſes Sehnen,
welch eine Gluth; — o, welche Feuerthränen,
die keine Zeit und keine Gottheit dämpft.
Sieh', wie gehüllt in heil'gem Nonnenſchleier,
Religion mit junger Liebe Feuer
in HELOISENS Buſen kämpft.

Sieh

Sieh hier den Kampf mit Himmel und mit Hölle,
das Kruzifix, den Todtenkopf, die Zelle,
den Roſenkranz, das dunkle Nonnenkleid:
und dann das arme Mädchen auf den Knieen,
das, wann auch ſelbſt die Wangen Andacht glühen,
noch Thränen ihrer Liebe weiht.

Und laſs, o laſs, von Wehmuth hingeriſſen,
laſs ungehemmt die edle Thräne flieſsen,
die — welch ein Lohn! — in Deinem Auge glänzt,
und freue Dich, daſs längſt ſchon Heloise,
der Erd' entrückt, im lichten Paradieſe
mit Myrthen ihren Liebling kränzt.

IV.

LIED.

Im Hain, am Bach, auf grüner Au'
entſprieſsen der Blümchen ſo viele,
genährt durch Sonnenſchein und Thau,
und duften balſamiſche Kühle;
zwar müht ſich keines Gärtners Fleiſs,
der lieblichen Blümchen zu warten,
und doch erhalten ſie den Preiſs
vor allen den Pflanzen im Garten.

—

Des Gärtners Hand kann wenig nur,
wer ſchaft ihm die Wolken voll Regen,
wer Sonnenſchein? — Natur. Natur,
du giebſt nur Gedeien und Seegen,
o ſeelig, wer an deiner Bruſt
die Freuden der Einfalt geſogen,
wen nie der Taumel ſchnöder Luſt
um Wonnen des Himmels betrogen!

V.

WARNUNG.

Das Mädchen an den Jüngling.

WEICHE, Jüngling, eh' ein ſchleichend Feuer
Deine Jugend, Deine Ruhe ſtöhrt,
denn Dein Glück iſt mir unendlich theuer,
und Du biſt nicht WERTHERS Schickſal werth.

Weiche, Jüngling, eh' aus dieſem Funken
eine helle Feuersbrunſt entſteht,
mancher hat der Liebe Kelch getrunken,
der beweint doch — ungeliebt vergeht.

Beſter Jüngling, fleh' um Gegenliebe,
wo man gern Dir Treu' und Liebe weiht,
daſs nicht Nacht Dein ſchönes Auge trübe,
nur der Tod Dir ſeine Arme beut.

Weh, ach, weh, ich ſeh' ihn! — ſtumm und hager
ſchleicht er mit dem Stundenglaſs herzu;
und Du liegſt und weinſt auf Deinem Lager,
denkſt nur mich und ringſt umſonſt nach Ruh.

Und ich armes Mädchen ſitz' und klage,
daſs ich Dich nicht glücklich machen kann,
ſeh' die ſchönſten meiner Jugend Tage
nur wie freudenloſe Nächte an.

Aber ſei ein junger Held und weiche,
eh' die Leidenſchaft Dein Herz durchglüht,
daſs nicht einſt im dunklen Schattenreiche
zitternd noch mein Schatten vor Dir flieht.

Dann ſo werd' ich dreiſter Dir begegnen,
freier Dir ins offne Augen ſehn,
und Du wirſt mich dann als Greis noch ſegnen,
und entgegen mir als Engel gehn.

Dieſer unvollkommne Erdenſchleier,
o, er iſt nicht Deiner Thränen werth. —
Weiche, Jüngling, eh' ein ſchleichend Feuer
Deine Jugend, Deine Ruhe ſtört!

VI.

VI.

Der fröhliche Trinker.

Der Reiche lebt nicht ſorgenlos
oft lebt der Arme beſſer,
mein Keller iſt für mich, ein Schloſs,
mein Hausgeräth ſind Fäſſer.
Ich lebe froh und trinke friſch
mit jedem um die Wette;
das volle Faſs dient mir zum Tiſch,
das Leere mir zum Bette.

Und

Und ſorgenfreier bleibt mein Sinn,
  als wenn ich reicher wäre.
Ich trinke, bis ich müde bin,
  dann kriech' ich in das Leere,
und ſchlafe ſüſs, mit Laub bedeckt,
  laſs trübe Thoren ſchmollen,
und wenn der Durſt mich wieder weckt,
  ſo lauf' ich zu dem Vollen.

VII.

AN F. M.

Als ſie mir für ein Bouquet natürlicher Blumen einige italieniſche Blumen ſchenkte.

DEN Blumenſtrauſs, den *meine* Hand
für *Dich*, für *Dich* zuſammenband,
vergänglich war er nur;
vergänglich war er nur und klein,
doch jedes Blümchen Duft war rein,
ein Zögling der Natur!

Den Blumenſtrauſs, den *Deine* Hand
für *mich*, für *mich* zuſammenband,
ein Zeichen Deiner Gunſt,
war wunderſchön und reich an Pracht,
doch ohne Duft, und nachgemacht;
ein Werk der ſchnöden Kunſt.

O, welch ein Tauſch! für Zärtlichkeit,
für Treue, die mein Herz Dir weiht,
für Wahrheit giebſt Du Dunſt! —
Ein einzig Veilchen der Natur
gilt mehr als eine Blumenflur
der bettelarmen Kunſt!

VIII.

DER KLEINE FRITZ.

An ſeine junge Freunde.

Ach, wenn ich nur ein Liebchen hätte,
ſo groß wie ich, und roſenſchön,
nit Freuden gieng ich dann zu Bette,
denn Liebchen müſſte mit mir gehn:
wenn ich doch nur ein Liebchen hätte!

Ach, wenn ich nur ein Liebchen hätte,
wie gern verlöſcht ich dann das Licht,
nich ſchröckte kein Geſpenſt — ich wette,
mich bangte vor dem Alpdruck nicht:
wenn ich doch nur ein Liebchen hätte,

Ach,

Ach, wenn ich nur ein Liebchen hätte,
ich wäre fleiſsig ſpat und früh,
trotz meiner Mutter [illegible]
und trotz dem Rocken küßt' ich ſie
wenn ich doch nur ein Liebchen hätte!

Ach, daſs ich doch kein Liebchen habe,
wie's Mode wohl bei Gröſsern iſt.
Ich bin ein armer armer Knabe,
wer ſchenkt mir eins zum heil'gen Chriſt?
Ach, daſs ich doch kein Liebchen habe!

IX.

An Lina.

Dein gedenk' ich, röthet ſich der Morgen,
Dein gedenk' ich, flieht der junge Tag,
und Dir folgen all' die bittern Sorgen
meiner hoffnungsloſen Liebe nach!

Dein gedenk' ich, wann zu beſſern Sphären
mich der Andacht Seraphſchwinge hebt,
und die unſchuldvollſte aller Zähren
in dem kummervollen Auge bebt.

Dein gedenk' ich, fleht auf wunden Knieen
edle Reu' Verzeihung oder Tod;
und die Wangen, die aus Andacht glühen,
färbt die Liebe noch einmal ſo roth.

Dein gedenk' ich, wann ich weinend bete:
daſs ſich täglich mein Vergehen häuft;
Dein gedenk' ich an der Grabeſtätte,
wo im Staube die Verklärung reift.

Wann ich noch ſo mächtig kämpf' und ſtreite
denk' ich Deiner. — Selbſt am Hochaltar,
ſelbſt an eines frommen Prieſters Seite
ſtellt ſich mir Dein himmliſch Bildniſs dar.

Blutig ſteht es hier in dieſem Herzen,
feurig ſteht es hier in dieſer Bruſt;
weh mir, weh! — die Quelle meiner Schmerzen,
wohl mir, wohl! — die Quelle meiner Luſt.

Nun ſo will ich immer Dein gedenken,
immer Dein gedenken für und für,
will Dir alles, Ruh und Leben ſchenken,
und Dein Bild ſei zwiſchen Gott und mir.

Aber wann ich dann auch ausgelitten,
und mein Körper der Vernichtung Raub,
magſt Du Ruh' für meinen Geiſt erbitten,
und ein kühles Grab für meinen Staub.

X.

ABENDSCHWAERMEREI.

WELCH ein Taumel; welch Entzücken
dringt durch Adern und Gebein,
kann ein bloſses Händedrücken
ſolche hohe Luſt verleihn? —
O, ein Kuſs von ihrem Munde
machte mich zu einem Gott,
und in dieſer Zauberſtunde
ſtürb' ich einen Wonnetod.

Alle Sterne glänzten heller,
als ich ihre Hand geküſst,
und mein Puls lief zehnmal ſchneller,
als er je gelaufen iſt:
unter ungeſtümen Klopfen
hob mein Buſen ſich empor,
und die ſchönſten Thränentropfen,
bebten aus dem Aug' hervor.

* * *

Ach, ein Heer von Seeligkeiten
flammte mir in ihrem Blick,
aber tauſend Bangigkeiten
folgten dieſem kurzen Glück,
als ſie, — ach, — ſo kalt von hinnen,
ach, ſo ſtumm von hinnen zog,
und die Täuſchung falſcher Sinnen
ein zu gutes Herz betrog.

XI.

ANGEBINDE.

Am Geburtstage der Frau Profeſſorn Goldhagen in Halle.

den dreißigſten Merz, 1783.

Hier dieſe Blümchen, die die ſtrenge Hand
des freudeleeren Winters noch verſchont,
hier dieſe Blümchen, die kein wilder Sturm
zu früh zerknickt, kein böſer Wurm zernagt,
die, wie im Lenz, ſo blühend und ſo ſchön.
und reich noch ſind an ſüſsem Wohlgeruch,
hier dieſe Blümchen, blau und weiſs und roth,
erzog für Dich Dein guter Genius.

Gleich dieſen Blümchen blüh' auch Du noch lang',
wie ſie, ſo reich an Schönheit und an Reiz,
und jedes Blatt der Blumen prophezeih'
Dir noch ein Jahr voll Himmelsſeeligkeit;
und wenn dereinſt die Zeit, die alles welkt,
auch dieſen Blümchen ihre Farben nimmt,
ſo bleibe Dir doch dieſe Myrrhe grün,
und dann ſchlaf' ſpät in ihrem Schatten.

XII.

PALINODIE.

So ſei denn heute wiederrufen,
was je mein Satyr mich gelehrt,
der freundlich, wie ein junger Amor,
dies unbefangne Herz bethört:
ſo ſei es heut dann feſt beſchloſſen,
fort mit der Geiſſel aus der Hand,
wo, ſtatt der Lorbeern, meine Muſe
nur einen Kranz von Neſſeln fand.

Nun Friede mit den Thoren allen,
Friede mit der ganzen Welt:
kümmert mich die Schellenkappe,
jeder werth wie Kronen hält.
half mein Spott, was half mein Lachen? —
leiht mir ſeinen Lieblingshuth? —
her, ihr Herrn! — den erſten beſten,
alle Damen ſind mir gut. —

Verzeiht mir, Töchter meines Landes,
Lieder, die ich einſt Euch ſang,
och die allzukühne Leier
Wahrheit und von Spott erklang.
töne ſie nur Schmeicheleien,
Euer Stolz ſie gerne hört,
urch Euch junge Stutzer körnen,
wie ſie Eurer Tugend werth.

Ja, wann ich Eurer Fehler lachte,
die erſten Blick's mein Aug' erſehn,
ſo waren alle dieſe Fehler
bei Euch nur neue Tugenden.
Der heiſse Durſt nach neuen Moden,
die Frankreich Euch ſo reichlich beut,
kam nie aus Eurem eitlen Herzen,
bewies nur Eure Reinlichkeit.

Ihr alle putztet Euch nur immer,
ſo viel der Neid auch ſpötteln kann,
nie für ein Heer von Cicisbeen,
nein, nur für Euren lieben — Mann;
was kümmern Euch die Schmetterlinge,
für die Euch Euer Herz bewahrt. —
Was waren all' die Buhlereien? —
nichts, nichts, als — feine Lebensart.

Der heiſse Trieb, des Nächſten Fehler
mit Argusaugen auszuſpähn,
und keine ſeiner kleinen Schwächen
mit Lieb' und Huld zu überſehn,
nannt' ich Bethörter Mediſance,
da's doch dem trübſten Auge klar,
daſs es nur ſtrenger Tugendeifer,
nie aber Neid und Schmähſucht war.

Und jene Sucht nach Spiel und Karten
in unſrer jungen Damen Bruſt,
und jene Freude bei'm Gewinnen,
und jener, Unmuth bei'm Verluſt,
ſchien Spielſucht mir, und viel zu edel
zu faden Tändelein die Zeit!
Allein, Verſtellung war die Freude,
und all' der Unmuth Häuslichkeit.

In Vorurtheilen auferzogen,
geblendet durch der Schönheit Licht,
ſah ich den Glanz von Eurer Tugend,
und fühlte Eure Würde nicht.
Drum, die ich einſt nicht Schönen nannte,
weil Nebel mein Geſicht umhüllt;
ſind alle nun, — es ſei beſchworen,
der Aphrodite Ebenbild.

Auf die ich einſt mit Mitleid blickte,
wie ſie verächtlich auf ein Buch,
die ſelten, und nur Märchen laſen,
ſind alle, wie Minerva klug;
und die ich einſt mit loſem Lächeln,
vielleicht zu zärtlich ſchäkern ſah,
ſind nun für meinen Spott geſichert,
ſind keuſcher als Lucretia.

XIII.

AN MINNA.

OLT ich Dich wie jenes Heer von Thoren,
as mit Mädchen, wie mit Puppen ſpielt,
as Dir oft von Flammen vorgeſchworen,
ie das Wehen Deines Fächers kühlt,
as Dir oft durch heuchleriſche Zähren
Deines Herzens ſtille Ruh' geraubt;
olt' ich Dich durch Schmeichelein bethören,
ie der Stolz nur alzugerne glaubt?

Nein, Dein Herz lacht dieſer Schmeicheleien,
o, dies Herz ſo engelrein und gut,
ſoll kein Durſt nach Modetand entweihen,
und kein Gift der faden Geckenbrut:
Unſchuld ſoll in Deinem Buſen wohnen,
der ſich nur für ſtille Tugend hebt,
und Dein Herz mit ihrem Frieden lohnen,
der Dich ſanft, wie Frühlingshauch, umſchwebt.

Hoffe nicht, daſs nur um ſüſse Stunden
ſich das Rad des Erdenlebens dreh',
daſs Dein Aug' für jede Deiner Wunden
Linderung und ſchnelle Hülfe ſeh';
hoff' es nicht, durch Thränen nur und Leiden
wird der Tugend unerkannter Werth,
nicht im Taumel trunkner Jugendfreuden,
wie das Gold in Flammen, rein bewährt.

Lieb

Lieb' und Freundſchaft können zwar dem Kranze
unſers Lebens ſchöne Blümchen leih'n,
doch der Sturm wird oft der ſchönſten Pflanze
friſche Blüthen in die Lüfte ſtreun.
Lieb' und Freundſchaft, all' Dein ſüſser Segen,
Deiner Mühen ſeligſter Gewinn,
ſtrömt zu oft, nach langem Thränenregen,
auf das Moos vergeſsner Gräber hin.

Wein', o wein', wann Liebe Dich bethörte,
ſich Dein Herz an einen Schmetterling,
der die Gluth auf rothen Lippen nährte,
wann es ſich an einem Heuchler hing;
weine dann, und waſch' durch Deine Thräne
Deinen Leichtſinn, Deine Thorheit ab,
daſs Dein Herz in ſeiner Engelſchöne
ſich dem Schwur des Thoren übergab.

Wein', o wein', wann Du den Freund gefunden,
der, wie Du, für jede Tugend glüht,
wann er einſt nach wenig ſüſsen Stunden,
ach, auf ewig wieder von Dir flieht;
laſs es nachten, aber wieder tagen,
räum' Dein Herz der Hofnung wieder ein,
und der Himmel wird Dir dieſe Klagen,
dieſe Seufzer alle gern verzeih'n.

Ja, Geliebte, tauſend Blümchen ſproſſen,
aber hundert reiſst der Sturmwind ab,
eh' ſich noch die Knoſpe ganz entſchloſſen,
und ihr Kelch uns Balſamdüfte gab,
ach, wir ſehen tauſend Freuden blühen,
aber eh' uns eine Wonne reift,
ſehn wir hundert mit dem Sturm entfliehen,
der zu früh ſie grauſam abgeſtreift.

Nicht verzagt! — Im fernen Schlummerthale
wird die Nacht durch tauſend Sonnen klar,
und ein Seraph reicht in güldner Schaale
uns Vergeſſenheit der Sorgen dar.
Alle Reize ſtolzer Menſchenjugend,
aller Schimmer dieſer Welt wird bleich,
Paradieſesunſchuld nur und Tugend
macht uns dort den beſſern Engeln gleich.

XIV.

ELEGIE.

Sophie bei ihres Willhelms Grabe.

An ihre Geſpielinnen.

Was ruft ihr mich zum Erndtekranz
und zu des Sommers Freuden:
wie ſchlecht, würd' einer Wittwe Tanz
und Spiel und Frohſein kleiden.

Ach, laſst mich nur, laſst meinen Gram
an meinem Leben nagen;
denn meinen trauten Bräutigam
hat man in's Grab getragen.

Jung war er, reizend von Geſtalt,
ſo fromm bei ſeinem Sterben. —
Ach! darum muſst' er auch ſo bald
den ſchönen Himmel erben.

Nun kann in dieſer Welt nichts mehr
mir Ruh' und Friede geben:
ach, wenn es nur nicht Sünde [illegible],
ſo nähm' ich mir mein Leben. —

Tagtäglich ſitz' ich auf ſein Grab,
und unter Thränengüſſen
mäh' ich die böſen Neſſeln ab,
die unter Veilchen ſprieſsen.

Ach! bittet doch den lieben Gott,
daſs er mein Leiden ende,
und daſs er mir auch bald den Tod
zur ſüſsen Tröſtung ſende.

Und klopft er dann an meine Thür'
und nimmt mein junges Leben,
ſo legt das Liederbuch zu mir,
das Willhelm mir gegeben.

XV.

BERUHIGUNG.

An meinen Freund Krauſe.

WENN dem künftigen Geſchlechte
wir als Geiſt vorüber ziehn,
werden ſelbſt im Thal der Nächte
uns noch ſchöne Blümchen blühn,
rein wie Aether, mild und helle,
freundlich, wie Vergiſsmeinnicht,
die an reiner Lebensquelle
ich verkannte Tugend bricht.

O, im wunderſchönen Lenze
prangt dort ſtets die junge Flur,
balſamreiche Blumenkränze
flechten dort die Engel nur;
wunderſchöne Blumenkronen
reich an Roſen und Majoran,
jede edle That zu lohnen,
die auf Erden wir gethan.

Stille Demuth, die beſcheiden
ihre Dornenpfade ging,
und den bittern Kelch der Leiden
mit gelaſsnem Muth empfing,
eingedenk der Menſchheit Mängel,
ohne Stolz auf falſchen Glanz,
lohnet dort ein guter Engel
mit dem ſchönſten Veilchenkranz.

Freundſchaft, treu in Luſt und Schmerzen,
uns zum Troſt herabgeſandt,
Freundſchaft, wie ſie unſre Herzen
ewig unzertrennlich band,
ſchmückt einſt eine kleine Krone
lieblicher Vergiſsmeinnicht,
die zu ihrem ſpäten Lohne
ihr der Freundſchaft Schutzgeiſt flicht.

Heldenmuth, der ohne Zagen
Strafe ſeinem Feind gedräut,
und bedrängter Unſchuld Klagen
willig Arm und Schwerdt geweiht,
wann mit thränenfeuchten Blicken
ſie zu ihm um Schutz gefleht,
wird ein dunkler Lorbeer ſchmücken
der ihm ſanfte Kühlung weht.

Und getreue keuſche Liebe,
die ein Mädchenherz verlacht,
die dies Aug' oft thränentrübe
und dies Herz oft öde macht,
Liebe, wie ſie einſt die Hirten
in der goldnen Zeit beglückt,
lohnet dort ein Kranz von Myrrthen,
den ein Roſenknöſpchen ſchmückt.

O, ſo laſs uns dann zufrieden
unſre Dornenpfade gehn:
ſollten wir nicht bald hienieden
unſre offne Gräber ſehn? —
Ja, wir ſtehn an ihrer Gränze,
wo des Lebens Gluth verglimmt —
freudig ſeh' ich ſchon die Kränze
die ein Seraph uns beſtimmt!

XVI.

XVI.

ELEGIE.

Nie, ach nie will ich ihr Bild vergeſſen,
nie die Unſchuld meiner Roſenzeit,
bis das Laub mitleidiger Zypreſſen
Schatten über meine Urne ſtreut,
bis mich dann, mit Erde tief bedeckt,
ſelbſt das Lied der Nachtigall nicht weckt.

Nimmer wird dies Herz ſo mächtig ſchlagen,
wie es ſonſt an ihrem Buſen ſchlug,
nie ſo willig Leid und Schmerz ertragen,
die es gern um ihrentwillen trug;
ſchenkte ſie doch in den Kelch der Pein
dann und wann ein Tröpfchen Lind'rung ein.

Nimmer, nimmer wird dies Herz ſo liebe
wie es ſie, — und ſie allein geliebt! —
O, noch itzt, da nichts mir übrig bliebe
als die Freude, die Erinn'rung giebt,
o, noch itzt — ſeh ich ihr Bildniſs an,
fühl' ich's, daſs ich nie mehr lieben kann!

Ach, wie oft ſitz' ich zu ganzen Stunde
in mich ſelbſt und meinen Gram geſenkt,
bis die Hofnung meine blut'ge Wunden
mit dem Thau von ihrem Balſam tränkt;
o, vielleicht ruft noch ein hold Geſchick
dich zuletzt in ihren Arm zurück!

Nur noch Eine dieſer Wonneſcenen,
nur noch Einen — Einen Abſchiedskuſs,
ach, noch Eine dieſer Trennungsthränen,
wenn ich doch auf ewig fliehen muſs,
nur Ein Seufzer, nur Ein ſüſser Blick
kehr' mir noch aus jener Zeit zurück.

Dann umhülle mich, o Mutter Erde,
wann ich dieſer ſchönen Ruhe werth,
daſs ich wieder kalte Aſche werde,
die ein Heer von ſchönen Blümchen nährt,
daſs ſie dann noch meine Aſche bricht,
pflückt ſie einſt ſich ein Vergiſsmeinnicht.

O, wie ſchön, will ich am Buſen blühen,
den ein unſchuldvolles Herz erhöht
o, ein Herz, um das ich einſt auf Knieen, —
welche Wonne! — nicht umſonſt gefleht: —
und dann wähnt wohl ihre Schwärmerei,
daſs dies Blümchen mehr als Blümchen ſei!

XVII.

AN UNSRE AELTERN.

Bei ihrer fünf und zwanzigſten Verbindungs-Feier.

den ein und dreißigſten des Heumonats, 1784.

Des Lebens Pfad iſt nicht ein Pfad der Wonne,
wo Roſen uns die ſanfte Freude ſtreut,
wo willig uns bei'm ſchwühlen Strahl der Sonne
der junge Weſt die kühlen Schwingen leiht;
wo nur das Lied vergnügter Nachtigallen
beblümte Hügel wiederhallen.

Nein,

Nein, ſelten ſprieſst auf dieſen dürren Auen,
wo leicht das Glück mit Schüchternheit entflieht,
wo Thränen nur auf öde Felſen thauen,
ein Blümchen auf, das uns der Lenz erzieht;
und tauſendmal, eh' wir dies Blümchen pflücken,
wird es der Stürme Hand zerknicken.

Wer miſst ſie all', des Lebens Bitterkeiten,
wer wiegt ſein Leid mit reinen Freuden auf,
wer hemmt den Strom beglückter Jugendzeiten,
und wer beſchwingt der Trauertage Lauf? —
Wer kann mit Macht, wenn Ungewitter dräuen,
das ſchwarze Wolkenheer zerſtreuen?

Ein edel Herz, vereint mit einem Herzen,
dem ſeinen gleich, das keine Zukunft ſcheut,
trägt ſtill ſein Loos, trägt lächelnd ſeine Schmerzen,
und findet Troſt in ſeiner Zärtlichkeit:
dann lehrt die Lieb' in unwirthbaren Gründen
die ſchönſten Lebensblümchen finden.

Wenn

Wenn alles welkt, wird ihre Myrrthe blühen,
die keinen Froſt des todten Winters ſcheut:
wenn alles flieht, ſo wird doch ſie nicht fliehen,
ſie ſtirbt mit uns und eilt zur Ewigkeit:
die Dankbarkeit wird noch nach fünfzig Lenzen
ihr Bild mit friſchen Blumen kränzen.

Ihr lehrtet uns durch Thaten, theure Beide,
Ihr prägtet tief in unſre Herzen ein;
es könne nur die tugendhafte Freude
das ſchöne Loos von edlen Seelen ſein.
Ihr lehrtet uns, gelaſſen, ohne Klagen
den Schmerz durch Zärtlichkeit ertragen.

Ihr führtet uns zum fernen Tugendtempel,
Ihr ſporntet ſtets auf unſrer ſteilen Bahn,
nicht bloſs durch Lob, Ihr ſporntet durch Exempel
mit neuem Muth den lauen Eifer an.
O habet Dank, habt Dank durch dieſe Zähren
für Eure Lieb' und Eure Lehren!

XVIII.

AN JUNGE SPRÖDE SCHÖNEN.

Ich ſah ein Röſchen
am Wege ſtehn,
es war ſo blühend
und wunderſchön,
es hauchte Balſam
weit um ſich her,
ich wollt' es brechen,
und ſtach mich ſehr.

Ihr

Ihr lieben Mädchen,
dies ſing ich euch,
ihr ſeid in allem
dem Röſchen gleich,
ihr lockt durch Schönheit
uns um euch her,
und ſeid dann ſpröde
und quält uns ſehr,

Doch hört nun weiter
was drauf geſchehn,
ich ging von dannen,
und lieſs es ſtehn,
und eh' ſein Ende
der Tag erreicht,
war's von der Sonne
ganz ausgebleicht.

Und nun die Lehre? —
Sie iſt nicht ſchwer,
drum ſag' ich weiter
kein Wörtchen mehr,
leicht könnt ihr zeigen,
daſs ihr ſie wiſst,
wenn ihr nun alle
den Sänger küſst.

XIX.

NONNENLIED.

SCHWESTERN, in der öden Zelle,
wo die Andacht wohnen ſoll,
wo ſo manche Jammerzähre
meinem trüben Aug' entquoll
ſag' ich euch und euren Freuden
ein betrübtes Lebewohl!

Roſen, die der Lenz erzogen,
die Aurorens Purpur ſchmückt,
welken oft im Sonnenſcheine,
wenn kein Regen ſie erquickt,
eh' ſie noch die Hand des Jünglings
für des Mädchens Buſen pflückt.

Gleich

Gleich den jugendlichen Roſen
welk' auch ich im Sonnenſchein,
und kein Thränenregen mindert
meines Herzens ſtumme Pein;
ach! ich reiſe nur dem Grabe,
einſt des Todes Braut zu ſein.

Vor dem Altar hingegoſſen,
wann mein Herz in Andacht glüht;
und des Prieſters heil'ger Seegen
mich zu beſſern Sphären zieht,
denk' ich noch der Erdenfreuden,
die für mich ſchon längſt verblüht.

O, es nagt an dieſem Leben
ner Kampf der Menſchlichkeit,
ier den allzufernen Himmel
mit der Erde Luſt entzweit:
ch! ich ſegne noch die Wonnen,
die mein blutend Herz bereut.

Betet doch, ihr meine Lieben,
für der armen Schweſter Ruh',
liſpelt durch geweihte Lieder
Tröſtung ihrem Herzen zu,
und verblüht ſie, drückt mit Thränen
ihr die ſtarren Augen zu.

Blumen pflanzt bei ihrem Grabe,
die auch ſelbſt im Winter blühn,
zeigt ſie Jünglingen und Mädchen,
die aus Lieb' und Andacht glühn,
daſs ſie ſich ein Blümchen pflücken,
und geſtärkt von hinnen ziehn.

XX.

XX.

ELEGIE.

Lass mich los! dies Blendwerk goldner Scenen
ſchwand ſchon längſt vor dem erhellten Blick :
nimm die Bitten, Seufzer, Schwüre, Thränen,
nimm die Locke, nimm den Ring zurück.
Es verſiegt in dieſem dürren Sande
jede Thräne, die der Liebe rinnt. —
Laſs mich los — und wären's Roſenbande,
wie es Bande nur aus Dornen ſind,

Kann ein Schatten dieſes Herz beglücken,
das ſich ſelig fühlte durch Genuſs?
Ach, umſonſt! — Ein leiſes Handedrücken
überwiegt des Schwärmers Flammenkuſs.
Zaubert wohl das mächtigſte Verlangen
nur im Traume mir Dein Bild zurück? —
Laſs mich los! — verbleicht ſind meine Wangen,
welk mein Herz und ohne Licht mein Blick.

Vor der Welt herzloſem Gaukelſpiele
wich die Einfalt meiner Knabenzeit;
rege wurden ſchlummernde Gefühle
und verſtimmten dieſes Herz zu Leid;
ſtetes Schmachten, niegefühltes Sehnen
machte mich zu Freud' und Liedern ſtumm,
oft zerfloſs dies Aug' in bittre Thränen,
aber ſelten wuſst' ich recht warum.

Doch, als drauf mein Auge Dich erblickte.
ward auf einmal alles, alles klar,
daſs dies Weh, das meinen Buſen drückte,
nur das Vorgefühl der Liebe war.
Nun verſtand ich dies geheime Sehnen,
Wolluſt ward mein jugendlicher Schmerz;
ich berauſchte mich in ſanften Thränen,
und die Hofnung tröſtete mein Herz.

Doch dies Glück entflohner Blüthenzeiten,
fiel zu früh, wie junge Blüthen ab,
als die Liebe mir nur Bitterkeiten,
und die Hofnung keinen Troſt mehr gab.
Schnell zerknickten ungeſtüme Winde
all' die Roſen, die mein Lenz gebar,
als ich fand, daſs meine Liebe Sünde
und mein Hoffen nichts als Schwachheit war.

Nimm zurück die Schwüre heil'ger Treue,
nimm zurück dies vielgeliebte Band!
Alles, alles — Engel — nur verzeihe,
daſs mein Herz Dich liebenswürdig fand!
Sprich mich frei von dieſen Jugendſünden,
trockne dieſen thränenfeuchten Blick;
löſe nun die Ketten, die mich binden,
nimm den Ring und gieb mein Herz zurück!

XXI.

DAS LOOS DER TUGEND.

Nobilitas ſola eſt atque unica virtus.
JUVENAL.

Wie glücklich lebt ein Biedermann,
auch unter'm Dach von Stroh
entſprieſsen Blumen ſeiner Bahn,
lebt er beglückt und froh.

Ihn lehrt ſein Herz die ſchwere Kunſt,
ie Zukunft nicht zu ſcheun,
nd er braucht keines Fürſten Gunſt,
m hochbeglückt zu ſein,

Fern von des Hofes Sclaverei,
des leeren Städters Zwang,
liegt nie ſein Herz, von Wünſchen frei,
an Leidenſchaften krank.

Mit jedem Morgen wird ſein Herz
zu neuem Jubel wach,
denn nimmer folgt der Reue Schmerz
der Einfalt Freuden nach.

Er ſchmeckt auf ſeiner kleinen Flur,
von Neidern ungeſehn,
die ſtillen Reize der Natur,
die ewig neu und ſchön.

Sein Schauſpiel iſt des Morgens Glanz,
iſt Sonn' und Mondenſchein,
der lichten Sterne Zirkeltanz,
und Hügel, Bach und Hain.

Ihm tönt der Lerchen Jubelſchall
das lieblichſte Konzert,
und ſeine Freundinn Nachtigall
iſt mehr als Opern werth.

Er ſtrebt nach keinem ſtolzern Ziel,
wünſcht ſich kein reicher Loos;
denn all' ſein Reichthum iſt Gefühl,
ihn macht ſein Herz ſchon groſs.

Bei ſeiner Hütte wohnt ein Freund,
treu, weiſ' und tugendhaft,
den Weisheit nur mit ihm vereint,
nicht Jugendleidenſchaft.

Er ruht in eines Weibchens Arm,
die innig fühlt und küſst,
und ſeinen Miſsmuth, ſeinen Harm
durch Zärtlichkeit verſüſst,

Voll Treu zieht ſie auf ihrem Schooſs
ihm Mädchen, wunderſchön,
und Knaben, ſtark und bieder, groſs,
die feſt, wie Eichen, ſtehn.

Und wenn ſich ſpät ſein Auge ſchlieſst,
iſt ihr erblaſst Geſicht,
ihr Auge, das in Thränen bricht,
ſein ſchönſtes Lobgedicht.

XXII.

ENRIETTE MÜLLERN*) AN IHREN GATTEN.

Am Geburtstage des Königs.

den vier und zwanzigſten Jänner, 1785.

OMM, Gefährte meines Lebens,
ß gerührt uns niederknien;
l dies Wonnefeſt vergebens
ne Dankgebet entfliehn?

FRIE-

---

*) HENRIETTE MÜLLERN wurde zu GROSZERNS im Mecklenburg-Schweriniſchen geboren. Im Jahr 1782 bat ſie den König in einer naiven und rührenden Bittſchrift um eine kleine Meierei in den neuangelegten Kolonien, worauf ihr auch durch den Staatsminiſter Herrn von WERDER die gnädige Reſolution ertheilet wurde,

Friedrich lebt! — dies Wort der Wonne
hallen Flur und Hügel nach,
milder ſtralt mir heut die Sonne
auf dies kleine Hüttendach.

Auf dies Dach, wo ſtiller Friede
ſich mit Zärtlichkeit verband,
wo, der todten Wünſche müde,
Liebe Schutz und Freiſtatt fand. —

Und wer trocknete die Thräne,
die der Kummer ausgepreſst,
wandelte die Trauerſcene
in ein langes Freudenfeſt?

Es,

wurde, daſs ihre Bitte erfüllt werden ſollte, ſobald ſie ſich nur mit einem redlichen arbeitſamen Manne würde ehelich verbunden haben. Dies geſchah, und ſie erhielt darauf mit ihrem Gatten bei Neustadt an der Dosse ein neues Haus mit Scheune, Stallung, Vieh, und neunzig Morgen Landes.

Er, der Einz'ge, der die Bitte
der verlaſsnen Armuth hört;
Er verlieh uns dieſe Hütte,
dieſe Flur und dieſen Heerd.

Wandelte die ſtillen Leiden,
hoffnungsloſer Liebe Pein,
in ein langes Feſt der Freuden;
hieſs uns gut und glücklich ſein.

Drum ſo laſs uns niederknieen,
Seines Lebens uns erfreun,
Andacht unſer Herz durchglühen,
und Ihm dieſen Säugling weihn.

Daſs er, gröſser, kühn im Streite
ſich dem Vaterlande weih',
und an ſeines Königs Seite
ſtolzer Feinde Sieger ſei.

XXIII.

AN LINA.

Kein Wort hat meiner Liebe Sehnen,
o Karoline, Dir bekannt,
doch ſagten oft geheime Thränen,
was kaum mein Herz ſich ſelbſt geſtand,
das ſchwer und ungeſtüm erbebte,
wann nur mein Auge Dich erblickt,
wann auf der Lipp' ein Seufzer ſchwebte,
den Furcht und Scham nur halb erſtickt.

Du aber lachteſt meiner Klagen,
Du lenkteſt nie durch einen Blick
den ſchwarzen Strom von meinen Tagen
n ein beblümtes Beet zurück.
ch weinte laut, Du konnteſt ſcherzen,
och zürnen, wenn mein Jammer ſchwieg,
as Mitgefühl an fremden Schmerzen
rſtickte das Gefühl von Sieg.

Wohlan! Die letzte meiner Zähren
i, Lina, heute Dir geweiht;
ie Liebe wird mein Flehn erhören,
nd rächen meine Zärtlichkeit.
O, bald nagt dann mit ſtummen Schmerzen
ie Reu an Deines Lebens Ruh,
h aber ſeh mit kaltem Herzen
en Thränen Deines Kummers zu.

Einſt wird ein Bube dann mit Schwüren,
mit Seufzern, die die Liſt erſchaft,
Dein unbefangnes Herz verführen
im Rauſch erhitzter Leidenſchaft,
Du weinſt dann laut, und ich kann ſcherzen,
ſehn lächelnd Deine Leiden an; —
doch nein, ich theile Deine Schmerzen,
wann ich Dich auch nicht lieben kann.

XXIV.

XXIV.

WARNUNG.

An einen Freund.

Tausend kämpften muthig und erlagen,
in dem Lenz von ihren ſchönſten Tagen,
wenigen ward nur der Sieg gewährt;
und die nicht an ihren Wunden ſtarben,
tragen doch in ihrem Herzen Narben,
und die Schwermuth, die nur Thränen nährt.

Wiſſe, Freund, aus ſanften Mädchenblicken
ſaugt das Auge tödliches Entzücken,
ſchon ein Druck von einer weichen Hand
preſst ſo eng' das offne Herz zuſammen,
und ein Kuſs ſetzt es in lichte Flammen,
die Dein Buſen nie zuvor gekannt.

Doch ich will von dieſem Jammer ſchweigen,
Wankelmuth iſt allen Mädchen eigen,
und mit ihren Schwüren ſpielt der Weſt,
heute werden ſie Dir Treue ſchwören,
morgen knüpft an heiligen Altären
ihre Hand ein neues Bündniſs feſt.

Darum flieh' das Auge ſtolzer Schönen,
und die Wolluſt räthſelhafter Thränen,
jugendlicher Lippen Roſenglanz:
flieh' die Lieder glatter Mädchenzungen,
und den Zauber ſtiller Dämmerungen,
doch vor allen, allen — flieh' den Tanz!

XXV.

XXV.

Dank.

An Lina.

Elle fut reservée ſans doute pour les cieux,
un hazard très heureux en embellit la terre.

Habe Dank für all' die trüben Stunden,
habe Dank für den geliebten Schmerz;
was mich ſonſt an dieſe Welt gebunden,
feſſelt fürder nicht dies freie Herz,
Sclaven nur im Kerker können ſagen,
wie des freien Menſchen Loos ſo ſchön,
darum muſst' ich Deine Feſſeln tragen,
darum muſsteſt Du mich nicht verſtehn.

Ueberall, wo Gottes Sonne ſcheinet,
trifſt Du Reue nur und Elend an,
ſiehſt Du Thränen, die die Liebe weinet,
und die Allmacht ſelbſt nicht trocknen kann:
doch dem Staube ward dies Loos gegeben,
daſs der Geiſt, den jede Kette drückt,
ſehnſuchtsvoller aus dem Sclavenleben
nach den Freuden beſsrer Welten blickt.

Wunſch und Hofnung engelreiner Triebe
ziemen ſich für keine Sündenwelt,
wo in ſchnöden Banden jede Liebe
Wolluſt, Geiz und Stolz gefangen hält,
aber Ruhe wird ihr einſt zum Lohne
für die Thräne, die der Schmerz erpreſst,
wann die Zeit von Deiner Roſenkrone
grauſam Dir nur Dornen übrig läſst.

XXVI.

TROST.

Adolf an ſein Liebchen

Härme dich doch nicht ſo ſehr,
Härmen bleicht die Wangen,
kann ich, Liebchen, itzt nicht mehr
küſſend dich umfangen,
o, ſo glaube ſicherlich,
Adolf, Adolf denkt an dich.

Heiſse Seufzer ſchick' ich dir,
Liebchen, alle Tage,
jeder eil' zu deiner Thür'
und ein jeder ſage,
flieht er leiſe vor dir hin,
daſs ich krank vor Liebe bin.

Aber, Liebchen, wirſt auch du,
ewig treu verbleiben? —
Weht ein Weſt mir Kühlung zu
o, ſo will ich glauben,
es ſei meines Mädchen Geiſt,
daſs du krank vor Liebe ſeiſt.

XXVII.

AN MEINE MITBÜRGER.

Beim Tode Herzogs Leopold von Braunſchweig.

Im Monat April, 1785.

WAS ſteht ihr hier und zagt? wozu dies Händeringen,
es Seufzen, dieſe Thränenfluth,
könnte Menſchenkraft zurück Sein Leben bringen,
r opferte nicht gern ſein Blut?

Hemmt eure Seufzer jezt, ſtillt eure heiſ
Zähren,
die neidiſch euer Aug' Ihm weiht;
durch Thaten könnt ihr nur Sein Angedenk
ehren,
durch Bruderlieb' und Menſchlichkeit.

O, ſchwört bei Seiner Gruft, dem Edle
nachzuahmen,
einſt Seines Todes werth zu ſein,
und grabt mit Flammenſchrift den ewig the
ren Namen
in die noch blut'ge Herzen ein.

Er war zu Freuden reif, die nur in Ed
ſprieſsen,
ſchloſs glorreich ſeinen kurzen Lauf,
und Sein verklärter Geiſt ſchwang ſich a
Finſterniſſen
zur Gottheit lichtem Thron hinauf.

D

Dort lohnt Ihn Seeligkeit, wie Sein Verdienſt ſie heiſchet,
das Seinen Schleier überlebt,
dort, wo Sein weiches Herz nie eitle Hofnung täuſchet,
wann fruchtlos Er zu retten ſtrebt.

O, weinet nicht um Ihn, Er darf nicht mehr die Leiden,
den Hungertod der Armuth ſehn,
Er ſtarb den Rettertod, ſchmeckt namenloſe Freuden,
die für dies Erdenloos zu ſchön.

Weint um die Edle nur, die unter ihrem Herzen
den Liebling ſtolzer Völker trug,
weint um die Brüder nur, theilt nur der Menſchheit Schmerzen,
und ſegnet Seinen Aſchenkrug.

Zu glorreich war Sein Tod für ſchwache Me
ſchenthränen,
o, betet ſtill die Vorſicht an,
die all' die Dunkelheit von dieſen Traue
ſcenen
durch Himmelsglanz erleuchten kann.

Er erndtet nun die Frucht von all' dem edle
Saamen,
den Seine Tugend ausgeſtreut,
und Sein erhabner Tod prägt tief auf Seine
Namen
das Siegel der Unſterblichkeit.

XXVIII.

AN DIE EINFALT.

EINFALT, Einfalt, Freundinn meiner Jugend,
holde Göttinn, wo verweilt dein Fuſs?
kehre wieder, ſchütze meine Tugend,
ach, ſie ſtirbt, wann ſie dich miſſen muſs.
Gieb noch einmal mir die ſanfte Freude,
die ſo ganz mein weiches Herz gefühlt,
als ich noch im erſten Flügelkleide
mit dem Kräuſel oder Ball geſpielt.

Ach, wo weilſt du, hörſt du nicht mein Rufen,
welche Macht beflügelt deine Flucht? —
Hier an unſrer Schlöſſer Marmorſtuffen
hab' ich lange dich umſonſt geſucht;
lebſt du itzt bei Schäfern unter Heerden,
wo Vergiſsmeinnicht an Bächen blühn,
o, ſo will ich gern zum Hirten werden,
und den Prunk des flachen Städters fliehn.

Ohne dich ſind alle Erdenfreuden
falſcher Schimmer für ein fühlend Herz,
wer dich hat, wird keine Fürſten neiden,
ſeine Wünſche ſchweben himmelwärts.
Ohne dich iſt unſer Loos Beſchwerde,
ſtirbt des Geiſtes jugendliche Kraft,
ſelbſt die Herrſcher einer halben Erde
ſind nur Sclaven ihrer Leidenſchaft.

Drum ſo laſs im Stral der Morgenſonne,
und in Lunens keuſchem Silberſchein
deiner Gottheit niebeſungne Wonne
die Gefährtinn meines Lebens ſein;
unter ſtolzgewachſnen Lindenbäumen,
und von ihrem Blüthenduft erquickt,
will ich wachend dann Entzücken träumen,
und vergeſſen, was die Menſchheit drückt.

XXIX.

AN LINA.

TAUSENDMAL hab ich bekannt,
daſs ich Deine Feſſeln trüge,
doch Du haſt zu Deinem Siege
ſtolz Dein Herz nur abgewandt;
kalt und hart wie Demantſtein
lachteſt Du nur meiner Pein:
weiſst Du nun; was ich will machen? —
Ich will auch mein Leid belachen!

Wann ein Seufzer mir entfuhr,
wollteſt Du ihn nie erhören,
floſſen meine bittre Zähren,
lachteſt Du der Zähren nur.
Wann ich Deinen Reiz erhob,
lachteſt Du des Sängers Lob:
weiſst Du nun, was ich will machen? —
Ich will auch mein Lob belachen!

XXX.

SERENADE.

LÄNGST tränkte Dich des Schlummers Schaale,
Du träumſt, doch nicht von Deinem Freund,
der hier im bleichen Mondenſtrale
Dir ſeine letzte Zähre weint:
der, hingeſtürzt auf kalter Schwelle,
nach Deinem kleinen Fenſter ſtarrt,
das oft um Mitternacht noch helle
durch Deines Lämpchens Schimmer ward.

Itzt alles um mich öd' und trübe,
ſo ſchauervoll die ſtille Nacht,
wo nur verfolgte treue Liebe,
nur dies bethränte Auge wacht.
Kein Blick von Dir, kein Lampenſchimmer,
der freundlich auf mich niederfällt,
und Dein geliebtes kleines Zimmer
durch einen milden Stral erhellt.

So mag der Sturm mein Lied verhallen,
und ungeſehn mein Thränenbach
auf dieſe Schwelle niederfallen,
wo dieſes Herz in Liebe brach,
nichts, nichts ſoll Deinen Schlummer ſtören,
Du weinteſt ſonſt in meinen Schmerz,
und ſelbſt die kleinſte Deiner Zähren
iſt viel zu köſtlich für dies Herz.

XXXI.

AN ASPASIA.

EINST liebt ich Dich - einſt trug ich Deine Ketten,
in wonnetrunkner Schwärmerei;
ganz war ich Dein, nichts konnte mich erretten,
und — Dank Dir, Dank! — Du gabſt mich frei.

Du lehrteſt mich, daſs all' der Glanz der Jugend
nur kurze Zeit die Sinne täuſcht,
und daſs dies Herz die Reize ſanfter Tugend
für ſeine reine Flamme heiſcht.

Daſs

Univ. Landesbibliothek

Daſs Dir der Witz herzloſer Modeſöhne —
der kindiſch nur mit Silben ſpielt,
weit mehr gefällt, als die verhalt'ne Thräne,
die oft ſich dieſem Aug' entſtiehlt,

Und daſs der Klang hellſchimmernder Brelocken
weit inniger Dein Ohr erfreut,
als wenn dies Herz, halb furchtſam, halb erſchrocken,
Dir ſeine erſten Lieder weiht;

Daſs Dir der Prunk erkaufter leerer Titel
weit gröſser deucht, als ſtiller Werth,
der überall, im Purpur, wie im Kittel,
den Fürſten wie den Sclaven ehrt,

Und daſs der Glanz von kargerworbnen Schätzen,
Dir heller ſtralt, als Edelmuth,
der ungeſehn, mit himmliſchen Ergötzen,
viel kronenwerthe Thaten thut.

So lebe wohl! — An friſchen Mädchenwangen
kann zwar in liebeſüſsem Schmerz,
dies trunkne Aug' zu ganzen Stunden hangen,
doch Augenblicke nur dies Herz. —

XXXII.

AN LUKULL.

Heiſcht Deinen Wunſch der Glanz von goldnen Kronen,
ein Ordensband, das Helden ſchmückt,
will nur Dein Stolz in Marmorſchlöſſern wohnen,
die Helfenbein und Porphyr drückt? —

Sehnſt Du Dich nur nach Gotters Leckermahlen;
kann Deinen Geiſt nur Wolluſt freun;
ſchlürfſt lüſtern nur Dein Gaum aus goldnen Schaalen
den Schaum von Frankreichs Necktar ein?

Sind Tanz und Spiel, ſind Opern und Kaſtraten
Dein Zeitvertreib, und ſchlägt Dein Herz
nie heftiger bei Friedrichs Heldenthaten,
nie ruhiger bei Wielands Scherz?

Hüllſt Du Dich nur in Purpur ein und Seide,
ſchläfſt Du, von Flöten eingewiegt,
in Lais Arm, gefühllos für die Freude
der Liebe, die kein Gold beſiegt? —

So meide mich — Du kennſt den Werth der Hirten,
die Wolluſt ihrer Mahlzeit nicht,
wo keuſche Lieb' ſtets friſchentblühte Myrthen
um jugendliche Locken flicht.

Ein Ordensband reizt nicht mein Herz zum Neide;
es ſei mein Ruhm nur; Menſch zu ſein. —
Geh Du voll Stolz in Purpur, Gold und Seide;
kein Stern und Gold kann mich erfreun.

Natur, Natur, dein Reiz wird nie verſchwinden,
wie Opernſpiel und Modetand,
bei Dir wird ſtets mein Herz Entzücken finden,
das nie ein Sybarit gekannt!

Kein welſches Lied, kein Triller von Kaſtraten
ahmt Philomelens Tönen nach,
und güldner glänzt das Gold von meinen Saaten,
als Deiner Schlöſſer goldnes Dach.

Und friſche Milch beim kleinen Hirtenmahle
wo Unſchuld reine Scherze weckt,
iſt ſüſser mir, als Dir in goldnen Schaale
LYÄENS Purpurtraube ſchmeckt.

Kein Phrynenkuſs kann Wolluſt mir gewähren,
ich bleibe kalt wie XENOKRAT,
bis HYMEN einſt bei heiligen Altären
CYTHERENS Gluth geläutert hat.

XXXIII.

TROST.

An meinen Freund, Herrn v. Clermont.

Beim Grabe ſeiner geliebten Mutter.

den ſiebenten Aprill, 1785.

FREUND, Bewuſstſein, daſs hienieden
nicht der Geiſt wie Staub verfliegt,
daſs der Tod den Lebensmüden
nur in ſanftem Schlummer wiegt,
ſtärke Dich in dieſen Stunden,
bei der Mutter Aſchenkrug,
wo der Schmerz ſo tiefe Wunden
Deinem weichen Herzen ſchlug.

Sieh,

Sieh, die Wuth der Erdenzeiten
ſchwelgt zwar dieſen kurzen Lauf,
aber nicht die Seeligkeiten
eines neuen Lebens auf;
ſelig, ſelig, wen am Ziele
die verheiſsne Palme deckt,
wer die himmliſchen Gefühle
grenzenloſer Freiheit ſchmeckt.

O! nach wenig kurzen Stunden
iſt auch Deine Prüfungszeit
wie ein leichter Traum verſchwunden,
den ein Sonnenblick zerſtreut.
Süſser Troſt für fromme Zähren,
auch Du wirſt einſt auferſtehn,
und verklärt in beſſern Sphären
die verlohrne Mutter ſehn.

XXXIV.

An Demoiselle K. S…

Ein Angebinde am Geburtstage.

Den erſten des Weinmonats, 1785.

Wann tauſende, um ihren Stolz zu fröhnen,
mit Kränzen, die die Kunſt nur flicht,
ll Selbſtgefühl an dieſem Feſt Dich krönen,
bringt Freundſchaft Ein Vergiſs mein nicht!

ch mir gab nur das Glück mit kargen Händen
ein fühlend Herz, ein Saitenſpiel, —
r Reich're mag Dir ſtolze Gaben ſpenden,
ich geb' ein Liedchen voll Gefühl.

Kein

Kein kalter Wunſch — nur Eine heiſse Z
ſei Dir geweiht; — nur dies Gebet,
das Segen Dir aus einer höhern Sphäre
und nichts — nichts für mich ſelbſt erf

XXXV.

AN DIE NACHTIGALL.

Schweig, Nachtigall, ſchweig, kleine Heuchlerinn,
was ſoll dies Lied zu deinem frohen Sinn?
dir lacht der Liebe Glück, dein Frühling blüht;
o, leih' es mir, dies ſüſse Klagelied.

Für mich allein ziemt ſich dein ſanfter Schmerz,
ich liebe nur ein hartes Mädchenherz,
ich ſeufz' umſonſt in ewig neuem Harm,
ſcheu, wie ein Reh, entflieht ſie meinem Arm.

Wie glücklich lebſt du, Zögling der Natu
Im ſtillen Hain, auf blumenreicher Flur,
du wohnſt, wohin die Phantaſie dich zieht,
dein Amt iſt Lieb' und deine Pflicht ein Lied.

Wir aber, wir, die Geiz und Ehrſucht drück
und Liebe quält, ſind ſelten recht beglückt:
auch ich ſeufz' itzt nach meinem Mädchen hin
o, weine mit, geliebte Sängerinn!

XXXVI.

IMPROMTÜ.

An Lina.

VERZEIHUNG mir, wann ich um einen Kuſs
zu Dir gefleht, Verzeihung, Karoline,
mir bleibt der Troſt beim peinlichſten Verdruſs;
wann ich ihn auch auf ſtets entbehren muſs,
daſs ich ihn ſtets durch Zärtlichkeit verdiene.

XXXVII.

DIE EICHE.

Nicht den Lorbeer, der in ferner Zone
an des Römers [*]) Marmorurne ſprieſst,
oder der ſich ſtolz zur Siegeskrone
um die Scheitel fremder Krieger ſchlieſst.

Nicht Cytherens blüthenreiche Myrth
die den Buſen junger Nymphen ſchmückt,
oder die der königliche Hirte
einſt in Idas ſtillem Hain gepflückt.

Nich

---

*) Auf Virgils Grabmahl blühte nemlich, w
verſchiedne Reiſebeſchreiber erzählen, ei
Lorbeerbaum, der aber vor einigen Jahre
verdorrt ſein ſoll.

Nicht die ſchlanken traubenreichen Reben,
nicht die Palme, die der Eintracht blüht,
nicht die Zeder will ich heut' erheben,
dich nur, Eiche, ſingt mein kühner Lied.

Im geweihten Dunkel deiner Schatten
faſsen einſt, mit blutgetränkter Hand,
Helden, die den Sieg errungen hatten,
und gekämpft für's freie Vaterland.

Ruhten dann in deines Laubes Kühle,
ſangen dann, bei hellem Sternenklang,
in der Barden heil'gem Saitenſpiele,
ihren jubelvollen Siegsgeſang.

Flohen VARUS ſtolze Legionen,
flocht aus deinem breiten Laub die Hand
teutſcher Mädchen dem Geliebten Kronen,
der den Römer ſiegreich überwand.

Und, gelehnt an Deinem Stamme, ruhte,
neben ſich den abgebrochnen Speer,
der Verwund'te, und mit ſeinem Blute
tränkt' er deine Wurzel rund umher.

Unter deinem Schatten ſchwur THUSNELDEN
HERMAN einſt geweihter Liebe Bund,
und das Lob zu früh gefall'ner Helden
machten hier erhab'ne Barden kund.

Doch es kam des Auslands falſche Sitte,
und verſchwunden war die goldne Zeit,
zwar zum Pallaſt ward die kleine Hütte,
aber Treue floh' und Tapferkeit.

Unſre Krieger duften nur von Narden,
unſre Helden dürſten nur nach Raub,
feile Lorbeern heiſchen unſre Barden,
aber keiner edles Eichenlaub,

Ach

Ach, in ihren Liedern glüht kein Feuer,
das zu Thaten Heere einſt berauſcht,
und die ernſte feierliche Leier
haben ſie um Frankreichs Witz vertauſcht.

Unſre Weiſen ſind zu Schwätzern worden,
unſre Helden ringen nur, voll Neid,
nach dem Flitterglanz von einem Orden,
und verſchmähen die Unſterblichkeit.

Wer an Tugend glaubet, haſcht nach Träumen,
denn Verdienſte ſchätzt man nur nach Gold:
tauſend ſahn der Oder Fluthen ſchäumen,
und nur Einer ſtarb, wie — Leopold!

Wenig Edle trauern nur verſchwiegen,
der Verfolgung und des Neides Raub,
ſterben hin im ſtummen Miſsvergnügen,
und verwelken, wie dein dürres Laub.

Wünſchen ihren trägen Stunden Flügel,
bald ein Ende dem verhaſsten Traum,
und auf ihrem kalten Todtenhügel,
deinen Schatten, königlicher Baum!

Ia, du ſollſt nur ihrer Gruft entſprieſsen,
dann verweilt bei Dir des Wandrers Schritt,
ahndend, daſs er unter ſeinen Füſsen
tugendhafter Herzen Aſche tritt.

Und er ſchwört, von Hochgefühl durchdrungen,
edle Thaten auch, wie ſie, zu thun,
um dereinſt in deinen Dämmerungen
ſtillbeweint und ehrenvoll zu ruhn.

XXXVIII.

AN DEMOISELLE H. S...

An ihrem Confirmationſtage.

UNVERGESSLICH Deinem weichen Herzen,
heilig, heilig ſei Dir dieſer Tag;
heilig Dir die feierliche Scene,
und die ſtille gottgeweihte Thräne,
die ſo ſchön aus Deinem Auge brach.

Gott erhört der frommen Einfalt Bitte,
lohnt die Thräne, die der Andacht flieſst,
o, er freute ſich auch Deiner Zähren,
und er wird Dein ſtilles Fleh'n erhören,
wenn Du gut und fromm und gläubig biſt.

Nie vergiſs, was heut Dein Herz beſchworen,
bleibe Gott und Deiner Pflicht getreu,
er nur kann Dich durch die Dunkelheiten
dieſes Lebens ohne Straucheln leiten,
denn nur Tugend macht uns groſs und frei.

Wohl Dir, wohl, nach Deines Tages Mühen,
weht Dir dann ein Engel Kühlung zu;
und in allen Erdenungewittern
kann kein Leiden Deine Bruſt erſchüttern,
ſtört kein Zweifel Deine Seelenruh.

Wohl Dir, wohl, dann trift der Pfeil des Todes
nicht den Geiſt, der keine Zukunft ſcheut,
dann verwandelt noch Dein letztes Röcheln
ſich in eines frommen Engels Lächeln,
und Dein Lohn iſt ſtete Seeligkeit.

XXXIX.

DIE FREUNDSCHAFT.

An Herrn von Schlieſſen.

Es iſt ein Bund, den keine Zeit,
den keine Macht zerſtöret,
der ſelbſt in ferner Ewigkeit
Verklärten Glück gewähret,
er nur ſtillt jeden Erdenſchmerz,
heilt alle Herzenswunden;
dies iſt der Bund, der unſer Herz
nun Iahre ſchon verbunden.

O, was verrinnt nicht mit der Fluth
der pfeilgeſchwinden Zeiten! —
wie bald wird nicht dies heiſse Blut
in trägerm Laufe gleiten:
wie bald wird unſer Lenz entfliehn,
und alle ſeine Freuden,
wie dieſer Wangen Roth verblühn,
und ewig von uns ſcheiden.

Iſt nicht der Liebe Zauberei
ein Traum getäuſchter Sinnen? —
ach, ihre ſüſse Schwärmerei
eilt allzuſchnell von hinnen,
bald wird dann unſer kälter Herz
der erſten Liebe Flammen,
mit bittrem reuevollem Schmerz,
nach kurzem Rauſch, verdammen!

Den Troſt ſelbſt, den die Weisheit giebt,
der Troſt der Wiſſenſchaften,
den nur der Freund des Edlen liebt,
ach, wird er ewig haften? —
Das Alter, das die Locken bleicht,
ſchwächt auch die Kraft der Seelen,
und bald wird unſerm Geiſt vielleicht
der Schwung zum Denken fehlen.

Sie nur, vom Himmel uns geſandt,
durch all' die Dunkelkeiten
des Lebens uns, mit ſanfter Hand,
zum fernen Ziel zu leiten;
ſie nur, die keinen Wandel ſcheut,
die Freundſchaft treuer Herzen,
trotzt kühn dem ſchnellen Flug der Zeit,
Entfernung, Tod und Schmerzen.

XI.

UNMUTH.

Mein eigen Herz hat mich betrogen,
und meine eigne Phantaſie
mir täuſchend Freuden vorgelogen,
die ſie der Unſchuld Farben lieh,
doch, ach, es waren Truggeſtalten,
die mit dem Lenz des Lebens fliehn,
von tauſend Ketten feſtgehalten,
muſs hier ein volles Herz verglühn.

Di

Die Liebe, die in ſtillen Thränen
und leiſen Wünſchen ſich berauſcht,
die ihr geheimes banges Sehnen
nicht um das Glück von Welten tauſcht,
verglüht an einer Lais Buſen,
die Plato's Schwärmereien lügt,
und durch den Witz von allen Muſen
ein argwohnloſes Herz betrügt.

Die Freundſchaft, die in edlen Herzen
ſich ihren ſchönſten Tempel baut,
die ihre Freuden, ihre Schmerzen
die frei ſich jeden Wunſch vertraut,
war nur ein Wahn erhitzter Jugend,
ein eitler Wunſch für dieſes Herz,
denn mit dem erſten Fall der Tugend
floh auch die Göttinn himmelwärts.

So ſei dann ſtets dies Auge trübe,
und beſſern Welten zugekehrt,
wo nie den ſüſsen Namen Liebe
ein Buhlerinnenkuſs entehrt,
wo nie vom Bündniſs weicher Herzen
ein eigennütz'ger Schmeichler ſpricht,
bis, abgehärmt in ſtummen Schmerzen,
dies Herz im Todesſchauer bricht.

XLI.

Nach einem Ball.

Che debbo far? che poſſ' io far qui ſola?
Chi mi da ajuto, oime chi mi conſola!
Ariost. Cant. X.

Noch klopft mein Herz ſo heiſs und bange,
mir iſt ſo weh und auch ſo wohl;
ein heller Roth färbt meine Wange,
mein glühend Aug' iſt thränenvoll. —
Was gleicht dem Rauſch von dieſen Zeiten? —
Es war kein Rauſch von flücht'gem Wein;
ſtets wird ihr Schatten mich begleiten
und meines Lebens Wonne ſein.

Noch

Noch hört mein Ohr' die Melodien,
noch ſieht mein Aug' in lichtem Glanz
die Kerzen, hell wie Sterne, glühen,
und den verſchlungnen Nymphentanz:
o, unwillkührlich fortgeriſſen,
zog meines Schickſal Genius
mich hin zu einer Göttinn Füſsen,
wo ich nun ſchweigend ſterben muſs.

Mein Geiſt verſchmäht der Erde Freuden,
von jedem ſchnöden Wunſch befreit,
iſt ſeine Wolluſt, ſtilles Leiden,
und ſeine Hoffnung, Ewigkeit:
o, losgewunden von dem Staube,
iſt ſeine junge Leidenſchaft
geläutert, wie des Frommen Glaube,
geheiligt, rein und tugendhaft.

Ich neide keines Fürſten Kronen,
noch ſeiner Zepter Allgewalt,
denn Herzen, die in Schlöſſern wohnen,
ſind oft gefühllos, ſtolz und kalt,
mein Wunſch iſt inniger und kühner
doch reich an ſeligem Genuſs;
ich neide nur den kleinſten Diener,
der ihrem Wink gehorchen muſs.

Doch ſtill, zu deinen leiſen Klagen
ſchweigt menſchenfeindlich die Natur,
verſchwiegen deinen Gram zu tragen,
ziemt deinem kranken Herzen nur,
du darfſt, du ſollſt nicht eh' geneſen,
bis du der Erd' entflohen biſt,
denn ach, ſie wird dies Blättchen leſen,
und ahnden nicht, daſs ſie es iſt.

XLII.

DER GEHEIMNISSVOLLE.

Ihr ſeht mir's an, ich bin verliebt,
und hört nicht auf, mich ſtets zu quälen,
den Schmerz, der meine Stirne trübt,
euch offenherzig zu erzählen,
doch, Freunde, was man zärtlich liebt,
wird ſtets die Eiferſucht verhehlen.

Genug,

Genug, wann ihr ein Mädchen ſeht,
voll Taubenunſchuld in den Blicken,
und doch voll hoher Majeſtät,
den kleinſten Seufzer zu erſticken,
der allzukühn um Liebe fleht,
ſo flieht, und laſst euch nicht berücken.

Seht ihr ein Mädchen jung und hold,
und ſchöner wie die Charitinnen,
ein lockigt Haar, wie Aehrengold,
und ſchwinden euch die trunknen Sinnen,
ſo ſaht ihr was ihr wiſſen wollt,
dann aber eilt nur ſchnell von hinnen.

Seht ihr ein Auge, mild und licht,
o, ſolch ein Auge ſaht ihr nimmer,
hellbläulich wie Vergiſsmeinnicht,
und glänzender wie Mondesſchimmer,
aus dem nur Huld und Sanftmuth ſpricht,
ſo flieht, o Freunde, flieht auf immer.

Vor allen Mädchen iſt ſie ſchön,
wie VENUS ANADIOMENE,
o, hätte PARIS ſie geſehn
in ihrer engelreinen Schöne,
noch heute würde TROJA ſtehn,
trotz ſeiner reizenden HELENE.

Doch nie wird mein verſchwiegnes Lied
den Namen meiner Göttinn nennen,
für die dies Herz in Flammen glüht,
die, rein wie Götterflammen, brennen,
ich fürchte ſchon, wer itzt ſie ſieht,
wird meine Line gleich erkennen.

XLIII.

AN DIE WEISHEIT.

EITE mich, o groſse Göttinn, leite
beſchützend meinen ſcheuen Fuſs,
ich noch verlarvter Thorheit Beute,
d des Laſters Opfer werden muſs.

Lehre mich nach höhern Gütern ſtreben,
nach Gütern einer blinden Welt,
d in engelreiner Einfalt leben,
durch ungeſchminkten Reiz gefällt.

Lehre mich; daſs nicht ein Band von Seide,
daſs ein Stern nicht Herzen adeln kann,
denn, wer traf im dürſt'gen Bettlerkleide
nicht ſchon oft verkannte Tugend an? —

Lehre mich; daſs auf erhabnem Throne
das Gefühl der Menſchheit leicht erſtirbt,
daſs der Schimmer einer Fürſtenkrone,
ſchnödes Gold das beſte Herz verdirbt.

Daſs verhüllt in tauſend Finſterniſſen,
wo uns oft ein falſcher Schein verführt,
unſer Bischen' unvollkommnes Wiſſen,
Eitelkeit und Ruhmſucht nur gebiert.

Lehre mich; daſs nur der Jüngling weiſe,
der ſich ſtill in ſeine Demuth hüllt,
und getreu in ſeinem Wirkungskreiſe
frohen Muthes jede Pflicht erfüllt.

Der bei allen Erdenungewittern
ſich der Stunde der Erlöſung freut. —
Tod und Zukunft kann ihn nicht erſchüttern,
denn im Grabe keimt Unſterblichkeit.

XLIV

DER KUSS DER SÜHNE.

SELIG, wer von ihrem Munde
heiſs den Kuſs der Sühne küſst,
wen im ſüſsen Liebesbunde
feſt ihr Lilienarm umſchlieſst.

Ach, mit liebevollem Neigen
ſank ſie ſanft in meinen Arm,
uud ich las aus ihrem Schweigen
Zärtlichkeit und ſtillen Harm.

Seuf-

Seufzer hört' ich aufwärts ſchweben,
hörte, wie ſie furchtſam ſprach:
„Trauter, kannſt du mir vergeben?"
und es folgten Thränen nach.

Ha, ich ſank zu ihren Knieen. —
Gott, wie fühlt' ich mich ſo klein. —
„Alles, alles iſt verziehen,
und du biſt nun wieder mein!"

Es verſchwand in Dämmerungen
um mich her der helle Tag,
inñig hielt ich ſie umſchlungen,
und ihr Sträuben war nur ſchwach.

Segen der Verſöhnung Stunde,
Segen jenem Druck der Hand,
jenem Kuſs von ihrem Munde,
der auf ewig uns verband!

XLV.

L I E D.

Conſacrer dans l'obſcurité
ſes loiſirs à l'étude, a l'amitié ſa vie,
voila les jours dignes d'envie:
être chéri, vaut mieux, qu'être vanté.

In der Hand den Pilgerſtab,
und im Herzen Ruh' und Frieden,
wall' ich lächelnd an das Grab,
ſoll mich keine Laſt ermüden;
trift man auf des Lebens Bahn
nicht noch Glück und Tugend an?

Einen Freund für unſer Herz,
der mit uns ſein Schickſal theilet,
freundlich unſers Buſens Schmerz
mit des Troſtes Balſam heilet,
und uns ſtille Weisheit lehrt,
wann uns falſcher Wahn bethört?

Und ein Mädchen fromm und gut,
das den Werth der Unſchuld ſchätzet,
und dem ungeſtümen Muth
unſrer Jugend Schranken ſetzet,
das, nach langem Harr'n, vielleicht
uns die Hand am Altar reicht?

Uns beſchütze ein guter Gott,
und er wird auch meinem Leben
Heiterkeit und täglich Brod,
Dach und Fach und Kleidung geben,
o, ein Hüttchen, wo ich dann
nach der Arbeit raſten kann.

Selig.

Selig, wann in meinem Arm
dort ein trauter Freund verweilet,
alles, alles, Freud' und Harm,
Brod und Lager mit mir theilet,
und bei weiſem Scherz vergiſst,
daſs mein Dach kein Pallaſt iſt.

Dreimal ſelig wär' mein Loos,
Fürſten lieſsen ſich genügen,
könnt' ich dort auf meinem Schooſs
Dich, geliebte Lina, wiegen,
tränkte mich Dein ſüſser Kuſs
mit der Liebe Vollgenuſs.

Aber, wann auch dieſe Zeit
freudenleer und traurig bliebe;
für die ferne Ewigkeit
keimen Freundſchaft hier und Liebe:
und, o wohl dem edlen Mann,
den die Zukunft tröſten kann!

XLVI.

AN SERENA.

inſtre Schwermuth, die mit Rabenflügeln
chzend um Zypreſſenbäume ſchwirrt,
ie bei naſsgeweinten Todtenhügeln
n die Geiſterſtunde Klagen girrt:
e bei moosbedeckten Leichenſteinen
albverwelkte Frühlingsblumen ſtreut,
hre mich in leiſen Klagen weinen,
nd die Wolluſt frommer Traurigkeit.

Sieh',

Sieh', SERENE, gleich dem Thau der Nächte
flieſsen Thränen meine Wang' herab,
daſs dem ſchwachen menſchlichen Geſchlechte
Gottes Hand ſo vieles Leiden gab;
daſs, verhüllt in dürftigem Gewande,
oft ein Herz voll hoher Tugend ſchlägt,
das ſo ſchweigend ſeine ehr'ne Bande
und die Qualen ſeiner Schickung trägt.

Ach, Du weiſst nicht, wann im Spiegelſaale
Dich der Groſsen ſtolze Schaar umringt,
und beim leckern königlichen Male
Neckter Dir aus hellen Flaſchen blinkt;
daſs indeſs die Armuth, krank und hager,
und im Kerker, wo kein Morgen tagt,
feuchtes Stroh zu ihrem kalten Lager,
halbverſchmachtet trockne Rinde nagt.

Ach, Du ſiehſt nicht, wann im goldnen Wagen,
von geſchmückten Sclaven ſtolz umringt,
ſchnelle Roſſe Dich zu Feſten tragen,
wo der Morgen ſich beim Tanz verjüngt,
daſs indeſs, geſtützt auf ſeiner Krücke,
neben Dir ein alter Krieger keucht,
der, mit abgewandtem naſſem Blicke,
bittend Dir den Hut entgegen reicht.

Ach, Du ſiehſt nicht, wann bei Melodieen
froher Lieder, und im Opernſaal
freudetrunken Deine Stunden fliehen,
wie geheim, in ewig neuer Qual,
arme Wittwen ihre Händ' erheben,
wie ihr ſtarres Aug' um Hülfe ſchreit:
wie des Waiſen Zähren niederbeben,
die des Reichen kalter Spott entweiht.

Einſam trauert in verborgner Kammer
oft ein Jüngling noch um Mitternacht,
wo allein der thränenloſe Jammer
neben ihm bei ſeiner Lampe wacht;
daſs in ſeiner vollen Bruſt vergebens
Götterflammen für Jahrhundert glühn,
daſs die ſchönſten Stunden ſeines Lebens
thatenlos in Trägheit ihm entfliehn.

Doch dies alles wäre noch zu tragen,
heilt die Zeit nicht jeden Erdenſchmerz,
ſchweben nicht die Wünſche, Seufzer, Klagen
der Gerechten alle himmelwärts? —
Aber, wann ein gutes Herz hienieden
unter hoffnungsloſer Liebe bricht,
ach, dann giebt die Erde keinen Frieden,
Troſt und Ruhe ſelbſt der Himmel nicht!

XLVII.

DIE ERSTE LIEBE.

OEDE war das erſten Menſchen Leben,
einſam war es; freudenleer und todt
ſah' er jeden Tag vorüber ſchweben,
ſah er jedes neue Abendroth.

Fühllos ſah' er, wie die junge Taube
liebeſchnäbelnd mit dem Tauber rang,
wie die Rebe ſich zur Schattenlaube
um die Rinde hoher Buchen ſchlang.

Wie den Fiſch die blaue Woge kühlte,
wie im regelloſen Wirbeltanz
um ihn her die Schaar der Mücken ſpielte
in der Abendſonne Roſenglanz.

Ohne wonnetrunknes Ueberwallen
hört' er oft, in ahndungsloſer Ruh,
halt den Klagen frommer Nachtigallen
und dem Girren zarter Tauben zu.

Schweigend wankt' er durch die Blüthenbäume
in des Mondes ſchwermuthsvollem Schein,
ſeinen Schlaf belebten keine Träume,
und ſein Wachen keine Schwärmerein.

Und der Gott der Allmacht und der Liebe
ſah' ſein Trauern, ſeinen ſtummen Schmerz
und erwärmte ſeine Bruſt durch Liebe
und erhob durch Sympathie ſein Herz.

Sieh, er ſchuf ein Weib aus ſeiner Seite,
hold und roſig wie der junge Mai,
daſs ſie freundlich ſeine Tritte leite,
und die Wonne ſeiner Tage ſei.

Nun

Nun verſtand er, was aus Tauben girret,
was aus Nachtigallen Klagen ſingt,
was in Millionen Mücken ſchwirret,
und die Reben um die Buchen ſchlingt.

Wer vermag's, die Wonne zu ergründen,
die der neugeſchafne Mann empfand,
als er ſchlummernd unter grünen Linden
die Gefährtinn ſeines Lebens fand.

Nie gefühltes himmliſches Erſchrecken
feſſelt ihn an den geliebten Baum,
ach, er zagt, die Schlummernde zu wecken,
bebt zurück und ſtarrt und athmet kaum.

Unwillkührlich ſinkt er zu den Füſſen
der geliebten Unbekannten hin,
ſchüchtern wagt' er's, ihren Mund zu küſſen
und er fühlt die weichen Lippen glühn.

Schmachtend hebt ſie ihre Augenlieder,
und ihr Blick begegnet ſeinen Blick,
heiſst ſinkt er auf ihren Buſen nieder
und nur leiſe ſtöſst ſie ihn zurück.

Ha, in ætherreinen Götterflammen,
Herz an Herz und glühend Mund an Mund,
ſchmilzt ihr Weſen nun in Eins zuſammen,
und geſchloſſen iſt der Liebesbund.

Selig, ſelig, wer den Engel findet,
der die Ketten ſeines Schickſals bricht,
Erd und Himmel, alles alles ſchwindet,
nur die ewig neue Liebe nicht.

XLVIII.

AN MEIN VATERLAND.

Wann werd' ich einſt, mit heiligem Entzücken,
Gefilde, wo mein erſtes Seyn
ſo ſchön begann, wann werd ich euch erblicken,
mich der verlohrnen Kindheit freun;
wann ſink' ich einſt, geliebte ferne Brüder,
wann ſink' ich einſt an euren Buſen nieder?

Einſt wie ſo froh ſpielt ich im kühlen Schatten
der Linden meiner Vaterſtadt!
Ich träumte ſüſs auf kleebedeckten Matten,
und ward des Träumens nimmer ſatt:
noch kannt ich nicht herzloſer Weiſsheit Lehren,
und lieſs mich nur durch Schwärmerei bethören.

Natur, Natur, du zogſt an deinem Buſen
mich ſchwärmeriſchen Knaben groſs,
du zeigteſt mir den Reiz erhabner Muſen,
und ihrer Jünger ſchönes Looſs;
ſchon ſah mein Aug' in allzuſtolzen Träumen
das Nachruhms Lorbeer ewig für mich keimen,

Mein Herz erſchuf ſich eine ſchöne Jugend
aus goldner fabelhafter Zeit,
wo ſchweſterlich Gefühl und ſanfte Tugend
uns ihre reine Freuden beut;
wo ſtiller Gram und halb erſtickte Thränen
das Hochgefühl des Herzens nur verſchönen.

Ich baute mir mit meinen eignen Händen
ein Hüttchen auf, den Lebenstraum
fern vom Geräuſch in weiſer Ruh zu enden,
erzog mir einen Lindenbaum,
um, eingewiegt von ſeiner Blätter Rauſchen,
das ſanfte Lied der Muſen zu belauſchen.

Noch eh' ich dich, erhabner Plato, kannte,
ſchuf meine rege Phantaſie
ein himmliſch Bild voll Hoheit, und entbrannte
in reiner Lieb' und Sympathie;
doch ach, wo weilt die Freundin meines Lebens,
ich ſuchte lang, und ſuchte ſtets vergebens.

Bald, ach zu bald entflohen die Chimären
vor meinem aufgehelltem Blick,
bald muſste mich mein eignes Los belehren,
wie wandelbar der Kindheit Glück,
bald muſt' ich nun, getrennt von deinen Hainen,
mein Vaterland, dich kummervoll beweinen.

Ich lernte nun, wie nichtig all' dies Streben
nach euch' Natur und Freiheit, ſei,
verträumte nun ein träges Raupenleben
in thatenloſer Sklaverei,
die unſren Geiſt und unſre Kraft ermüdet,
und jeden Tag uns neue Feſſeln ſchmiedet.

Ich hörte nun [illegible]danten neidiſch läſtern,
wann in verborgner Einſamkeit
ein fühlend Herz d[illegible] neun erhabnen Schweſtern
die Stunden ſeiner Muſſe weiht.
Er ſingt von Lieb', er ſingt vom Blut der Reben,
wie kann ihm dies ihr frommer Zorn vergeben?

Ich lernte bald, daſs für die Schwärmereien
Petrarks kein feurig Herz mehr glüht,
daſs Thoren ſie durch faden Spott entweihen,
und jede Roſ' in Dornen blüht.
Ich lernte nun; daſs unſre jungen Schönen
dem Stolze nur und flacher Mode fröhnen.

Was lernt ich nicht zu meinem Miſsbehagen!
ich ſehne ängſtlich mich nach Ruh.
O Vaterland, brächt' ich von meinen Tagen
den kleinen Reſt bei dir doch zu;
o könnt' ich dort, beſchirmt von deinen Bäumen,
noch einmal nur den Traum der Kindheit träumen!

Mir ahndet es, einſt werd' ich deine Auen,
geliebtes väterliches Land,
in ſüſser Luſt mit Thränen überthauen,
geleitet von der Liebe Hand,
werd' ich noch einſt in deinen heil'gen Gründen
ein Hüttendach und eine Urne finden.

INHALT.

Seſoſtris eine Allegorie. Seite 3

Lieder und Elegien.

I. Klage. *An **** Seite 13.
II. An Kloe. *Ueber den Tod eines Schooshundes.* — 15
Nach dem Engliſchen.
III. An Demoiſelle Karoline Weſtphal. *Ueber das Schickſal der unglücklichen Heloiſe.* — 20
IV. Lied. — 22
V. Warnung. *Das Mädchen an den Jüngling.* — 24
VI. Der fröhliche Trinker. — 27
Nach dem Franzöſiſchen.
VII. An F. M. *Als ſie mir für ein Bouquet natürlicher Blumen einige italieniſche Blumen, ſchenkte.* — 29
VIII. Der kleine Fritz. *An ſeine junge Freunde.* — 31
IX. An Lina. — 33
X. Abendſchwärmerei. — 36
XI. Angebinde. *Am Geburtstage der Frau Profeſſorn Goldhagen in Halle.* — 38
XII. Palinodie. — 40
XIII. An Minna. — 43

XIV. Elegie. *Sophie bei ihres Willhelms Grabe. An ihre Geſpielinnen.* Seite 50
XV. Beruhigung. *An meinen Freund Krauſe.* — 53
XVI. Elegie. — 57
XVII An unſre Aeltern. *Bei ihrer fünf und zwanzigſten Verbindungsfeier.* — 60
XVIII. An junge ſpröde Schönen — 63
XIX. Nonnenlied. — 66
XX. Elegie — 69
XXI. Das Loos der Tugend. — 73
XXII. Henriette Müllern an ihren Gatten *Am Geburtstage des Königs.* — 77
XXIII. An Lina. — 80
XXIV. Warnung *An einen Freund.* — 83
XXV. Dank. *An Lina.* — 85
XXVI. Troſt. *Adolf an ſein Liebchen. Nach einem alten teutſchen Liede.* — 87
XXVII An meine Mitbürger. *Beim Tode Herzogs Leopold von Braunſchweig.* — 89
XXVIII. An die Einfalt. — 93
XXIX. An Lina. *Nach einem alten teutſchen Liede.* — 96
XXX. Serenade. — 98
XXXI. An Aſpaſia. — 100
XXXII. An Lukull. — 103
XXXIII. Troſt. *An meinen Freund, Herrn von Clermont, Beim Grabe ſeiner geliebten Mutter.* — 107
XXXIV, An Demoiſelle K. S. *Ein Angebinde zum Geburtstage.* — 109
XXXV. An die Nachtigell *Nach dem Engliſchen.* — 111

XXXVI.

XXXVI. Impromtu. *An Lina.* Seite 111
XXXVII. Die Eiche. — 114
XXXVIII. An Demoiſelle H. S.,
An ihrem Confirmationstage. — 119
XXXIX. Die Freundſchaft. *An Herrn von Schlieſſen.* — 121
XL. Unmuth. — 124
XLI. Nach einem Ball. — 127
XLII. Der Geheimniſsvolle — 130
XLIII. An die Weisheit. — 133
XLIV. Der Kuſs der Sühne. — 136
XLV. Lied. — 138
XLVI. An Serena — 141
XLVII. Die erſte Liebe. — 145
XLVIII. An mein Vaterland. — 149

[illegible]man, del.
[illegible]low, sc.

Kleine Märchen

aus

dem Morgenlande.

Ein Angebinde

für

die Jugend

auf das Jahr 1802.

Berlin,
bei C. Quien.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Kleine Märchen

aus

dem Morgenlande.

Herausgegeben

von

Karl Müchler.

Berlin,
bei C. Quien.
1802.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen von Preußen

Friedrich Wilhelm

gewidmet.

Seſoſtris.

Eine Allegorie.

Dem erdgebohrnen Sterblichen,
zu ſchwach, durch all' die Dunkelheiten
des Lebens unbeſchützt zu gehn,
ſchwebt ſtets ein Genius zur Seiten,

und warnt ihn laut doch — ungeſehn;
auch Dich wird er zum Ziele leiten,
auch Dich, o Prinz! wird ſeine Hand
zu jenem fernen Tempel führen,
den Deiner Ahnherrn Namen zieren,
zu unſres Friedrichs Vaterland! —

Einſt ging am blumenreichen Strand
des breiten Nils, bei Memphis Mauern
Seſoſtris unter edlem Trauern,
daß er noch nicht den Tempel fand;
ſein Genius, der ihm zur Seite
unſichtbar, ihn bewachend, ſtand,

und ſeines Wunſches ſich erfreute,
ward plötzlich ſichtbar — glutentbrannt
lag ſchnell der Jüngling auf den Knieen
und rief:

„O Schutzgeiſt, lehre du
„mich, jeder falſchen Lockung fliehen,
„und führe mich dem Pfade zu,
„wo nur der Unſchuld Freuden blühen;
„mein harrt ein Diadem — allein,
„du weißt, wie ſchwer oft Kronen drücken,

„was ſoll ich thun, um das Entzücken,
„der Segen meines Vols zu ſeyn?“

„Komm,“ ſprach der Geiſt: „dich
mag allein
dies nahe Labyrinth belehren,
das einſt Oſiris Wink erſchuf,
um ſeines Namens ſtolzen Ruf
noch durch ein Wunderwerk zu mehren.“

Gelehrig folgt der Königsſohn
dem Genius durch dunkle Hekken;

auf einmal trifft ein ſanfter Ton
ſein lauſchend Ohr, mit ſüſſem
Schrecken
ſieht er auf einem Roſenthron
das ſchönſte Weib. — Aus ihren
Blicken
lacht holdes, himmliſches Entzücken;
„tritt näher, junger Erdenſohn!“
ruft ſie mit einem Zauberton,
geſchaffen, Herzen zu beſtricken. —

Schon will ergehn, doch nun entdeckt
ſein Aug' an ihres Thrones Schwelle

drei Furien der ſchwarzen Hölle,
bleich, abgezehrt und blutbefleckt.

„Wer,“ ruft Seſoſtris tief erſchreckt:
„wer iſt dies Weib, zu deſſen Füßen
„in wunderbarer Zauberei
„des Frühlings ſchönſte Blumen ſprießen,
„wer iſt dies Weib, ſchön wie der Mai;
„und wer ſind dieſe Schreckgeſtalten,

„mit hohlen Augen, tiefen Falten
„im larvenähnlichen Geſicht?“

„Wie,“ ſpricht ſein Führer: „kennſt du nicht
dies ſchöne Weib, aus deren Blicken
der Zauber der Verführung ſpricht,
des Jünglings Sinne zu berücken;
es iſt die Wolluſt — und die drei',
die dort zu ihren Füßen knieen,
ſind ihre Kinder: Ekel, Reu'
und Langeweil'“ —

„O, laß uns fliehen!"
rief ſchamentglüht der Königsſohn:
„nie kann an dieſem Roſenthron
„die dauerhafte Freude blühen!"

Sie fliehn' — itzt zeigt ſich ihrem Blick
auf einer Flur, wo Lorbeern grünen,
ein Weib, der Schöpfung Meiſterſtück,
nur Adel ſpricht aus ihren Mienen,
ihr Buſen trägt Meduſens Schild,
ihr Auge, wie der Himmel mild,

blickt auf die Waag' in ihrer Rechten,
und auf den Zepter, auf das Schwerdt,
das Lorbeern, die der Hain ernährt,
mit friſchen Kränzen ſtolz umflechten.
Fern hebt ein Tempel ſich empor,
der hell, wie Feuerflammen, glänzet,
es prangt an ſeinem ſtolzen Thor,
das eine Glorie umkränzet,
mit goldner Schrift: Unſterblichkeit.
„O dürft ich hin!“ — „Sohn, weit, ſehr weit

und ſchroff iſt jene Bahn des Lebens,
ach, tauſend wallten ſie vergebens,
itzt Opfer der Vergeſſenheit.
Willſt du auf jenen ſteilen Höhen,
die Tod dir und Gefahr bedräun,
dich einſt in dieſem Tempel ſehen,
mußt du frühzeitig dich allein
der Göttinn dieſer Fluren weihn,
der Weisheit: — nur durch ſie allein
wird dieſer ſchroffe Fels erſtiegen;
ſie, Mutter jeder Wiſſenſchaft,
giebt nur dem Jüngling hehre Kraft,
ſich ſelber muthig zu beſiegen,

und eines Thrones werth zu ſeyn. —
Nun wähle, wem willſt du dich weihn,
der Weisheit oder dem Vergnügen?
Nur einem kannſt du dienſtbar ſeyn!“
„O, meine Wahl iſt längſt entſchieden!“
rief er, von edlem Stolz berauſcht:
„ein blinder Thor, der inn’ren Frieden
„um reuevolle Wonne tauſcht!
„Der Wolluſt Freude währt hienieden
„nur einen Augenblick, allein
„die Weisheit lehrt uns, ſtets zufrieden
„und guter Völker Glück zu ſeyn;

„voll Muth will ich mein Herz ihr „weihn,
„will ich zu jenem Tempel wandern,
„wo auch mein Nam' einſt glänzen muß!" —
und nun — Heil ſeinem Genius! —
gab er der erſten einen Kuß,
und dann ſein Herz der andern!

Kleine Märchen
aus
dem Morgenlande.

I.

Die Büchersammlung des Königs von Indien.

Dabchelim, König von Indien, beſaß eine ſo zahlreiche Bibliothek, daß er hundert Braminen gebrauchte, ſie in Ordnung zu erhalten, tauſend Dromedare, ſie fortzuſchaffen.

Außer Stande, nur den kleinſten Theil dieſer Bücher zu durchblättern, trug er den Braminen auf: dasjenige auszuziehen, was ſie für das beſte und nützlichſte halten würden. Die Braminen ſchritten ſo raſch zu Werke, daß in weniger als zwanzig Jahren aus ihren mit Sorgfalt gemachten Auszügen eine Encyklopedie von nur zwölftauſend Bänden entſtand, klein genug, um von 30 Dromedaren ohne Mühe weiter gebracht zu werden. Sie überreichten ihr Werk dem Könige, aber zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, wollte er die 30 Dromedarladungen ſo wenig leſen, wie vormals die hundert.

Winks genug für die Braminen, um ſogleich neue Auszüge aus dieſer Encyklopedie zu veranſtalten. Bald ſchmolz die Laſt von 30 Dromedaren, zu einem Gepäck, für 15, dann für 10, dann für 4, dann ſogar für 2 zuſammen, und endlich konnte das ganze Werk Ein Maulthier von mittler Größe ſehr bequem fortſchaffen.

Unglücklicherweiſe war Dabchelim darüber zum Greiſe geworden, und ihm blieb keine Hoffnung, das Werk noch vor ſeinem Tode durchzuleſen: Da trat ſein weiſer Vezier Pilpai zu ihm und ſagte: „Erhabner Monarch, zwar kenn' ich deine Bücherſammlung nicht genau, indeß getraue ich mir ihren Inhalt in ſo wenigen Worten zu faſſen, daß du ſie in einer Minute leſen und doch darinn für dein ganzes übriges Leben Stoff zum Nachdenken finden ſollſt.“ Nun nahm er ein Palmblatt und ſchrieb mit einem goldnen Griffel folgendes darauf.

1. Der Inbegriff der meiſten Wiſſenſchaften beruht in dem einzigen Wörtchen: Vielleicht! Alle Länder- und Völkergeſchichte in den drei Worten: „ſie lebten, litten, ſtarben!"

2. Liebe nur das Gute, und dann handle nach deiner Neigung: denke ſtets richtig und ſage nicht alles, was du denkſt.

3. Mäßiget eure Leidenſchaften, ihr Könige; beherrſcht euch ſelbſt, und die Regierung einer Welt wird euch ein Spiel ſeyn.

4. O ihr Könige, o ihr Völker, noch hat man es euch nicht genug an's Herz gelegt, und Afterweiſen ſind ſo vermeſſen, es zu bezweifeln: ohne Tugend iſt kein Glück, ohne Gottesfurcht keine Tugend.

II.

Die
Königinn von Gor.

Katifea, Königinn von Gor, vereinigte alle Tugenden mit allen Fehler ihres Geſchlechts, oder ſie beſaß vielmehr alle mögliche Launen. Einſt fiel es ihr ein, die Philoſophinn zu machen, und ſie ſagte zu dem Weiſen Zulbar: „Es iſt mein ernſtes Beſtreben mich ſelbſt recht zu kennen, aber ich bedarf bei dieſem einer vernünftigen Frau ſo würdigen Studium des Raths eines Weiſen. Erforſche du meinen Charakter, entwirf mir davon ein Bild, worinn ich mich bei'm erſten Anblick wieder erkenne.“

„Wie, erhabene Fürſtinn, täuſcht dich deine Beſcheidenheit ſo ſehr, daß du nur Einen Charakter zu haben glaubſt? Die Blumen des Feldes ſind minder zahlreich, minder verſchieden an Farb' und Geſtalt, als die Tugenden, die jeden Augenblick auf's neue deine Seele ſchmücken. Ich ſehe ſie zwar erſcheinen, glänzen, verſchwinden und wieder erſcheinen; wenn ſie ſich aber mit einander vermiſchen, vereinen, und dann wieder trennen, ſo kann ich ſie wohl, wie jeder andere, bewundern, aber nicht beſchreiben, oder nur zählen.“

„Ich erinnere mich, irgendwo geleſen zu haben," fuhr er fort: „daß Luna, die Königinn der Nacht, einſt ein Gewand verlangte, welches genau zu ihrem Körper und zu der Farbe ihres Geſichts paſſen ſollte. Keine ihrer zahlreichen Dienerinnen wagte es, dieſe Arbeit zu unternehmen, und die jüngſte antwortete beſcheiden: glänzende Königinn der Geſtirne, du entzückſt uns unter jeder Geſtalt, aber bald biſt du groß, bald klein, bald blaß, bald roſig, wie kann ich nun zu deinem Körper ein paſſendes Kleid, zu deinem Geſichte eine ſchickliche Farbe wählen, beides ändert ſich ja jede Nacht."

III.

Fürſtenglück.

Ein Bramin in Patna fand einſt am frühen Morgen auf der Thürſchwelle ſeiner Wohnung einen Korb, worinn man ein nur ſo eben gebohrnes Kind gelegt hatte. Er nahm es auf, ſorgte für ſeine Ernährung, und da er in der Folge an ihm einen eben ſo lebhaften Geiſt als edles Herz entdeckte, ließ er ſich die Bildung von beiden, durch eine möglichſt vollkommene Erziehung, eifrigſt angelegen ſeyn Der Zögling benutzte den Unterricht ſeines Lehrers ſo trefflich, daß er nicht nur bald von Stufe zu Stufe zu den höchſten Ehrenſtellen empor ſtieg, ſondern auch ſogar nach dem Tode des Königs, in dieſem Wahlreiche, wegen ſeiner ausgezeichneten Verdienſte, einſtimmig zu deſſen Nachfolger ernannt wurde.

Als der Monarch eines Tages ſeinen neuen Unterthanen Recht pflegte, bemerkt' er unter der Menge einen armen alten Mann, in deſſen ſtarr auf ihm gerichteten Augen Thränen glänzten, wie nur Zärtlichkeit und Freude ſie weinen können. Einen Augenblick nachher trat ein Greis von einer etwas auffallenden Geſichtsbildung in den Saal. Kaum hatte der Alte einen Blick auf ihn geworfen, ſo ergriff er ihn mit einer Art von Wuth bei'm Arm, und riß ihn, alles Widerſtandes ohnerachtet, zu den Stufen des Thrones hin.

„Herr!" rief er zum König hinauf: „Gerechtigkeit an dieſem Sterndeuter, dieſem Frevler! Vernimm meine Geſchichte ſie iſt auch die deinige." —

„Ich bin dein Vater! — O! nie würd' ich es wagen, mich einem Sohn zu erkennen zu geben, deſſen ich nicht werth bin, den ich verlaſſen habe — aber ſiehe da den Urheber meines Verbrechens! Wie hätt' ich bei ſeinem unerwarteten Anblick meinen Zorn, mein Geheimniß unterdrücken können! Kaum warſt du gebohren, ſo zeigte ich dich dieſem Betrüger und bat ihn dringend, mir dein künftiges Schickſal zu verkünden. Er that darauf, als fragt' er die Sterne um Rath; nach vielen und langen Gaukeleien, wovon ich nichts verſtand, ſagt' er mir dieſe Worte, die nie aus meinem Gedächtniß verſchwinden werden: nach vierzig Jahren oder auch etwas ſpäter, wird dein Sohn der allerunglücklichſte im ganzen Königreiche ſeyn. Dieſe ſchreckliche Weiſſagung beraubte mich aller Vernunft; ich ſcheute mich, ein Leben zu erhalten, über welches der Himmel ſchon ſeinen Fluch ausgeſprochen hatte, und legte dich — ach! nicht ohne Thränen! — vor der Wohnung jenes würdigen Bramins, der dich ſo trefflich erzogen hat. Schon biſt du über 40 Jahre alt und biſt glücklich, denn du biſt König. Beſtrafe dieſen Unglücksprophetes, dieſen frechen Lügner, und verzeihe deinem unglücklichen Vater einen Fehler, den nur übel verſtandenes Mitleid ihn begehen ließ.“ —

Die ſtumme Verwirrung des Sterndeuters, des Alten lebhafter Zorn, ſeine Reue ſeine Freude — alles bürgte ſo ſehr die Wahrheit ſeiner Erzählung, daß auch der König nicht einen Augenblick daran zweifelte.

Freudig eilte er zu ſeinem Vater und ſchloß ihn mit Inbrunſt in ſeine Arme. „O mein Vater, nächſt den Göttern und meinem Volk, ſey dir meine ganze Hochachtung, meine ganze Liebe geweiht; allein erlaße mir für diesmal die Strafe dieſes Sterndeuters! Seine Weiſſagung, ſo verwegen ſie auch immer war, iſt ach — nur zu ſehr eingetroffen. O, mein Vater, wie himmelweit ſind Kron' und Glück von einander entfernt, viel, viel weiter als das armſelige Körbchen, worinn ich bei meiner Geburt gelegen habe, von dem glänzenden Thron, auf den man mich wider meinen Willen erhoben hat. Rauſchende und geſchmackloſe Zerſtreuungen, ſo manche tief im Buſen verſchloßene Quaal, keine Freiheit, keine Ruhe — eine Welt voll Schmeichler und keinen Freund — ſiehe da ein flüchtiges Bild des Elends, zu dem ich verdammt bin. Nicht genug, daß ich meine unſchuldigſten Leidenſchaften meiner Pflicht aufopfern muß; ſelbſt mit Gefahr des allgemeinen Haſſes muß ich oft die Leidenſchaften eines ganzen Volks zu zügeln ſuchen, es mühſam wieder auf die Bahn der Ordnung und Ruhe zurück führen, wovon es beinahe täglich abſchweift. Mit einem Worte, mein Glück hängt nur von einem Wunder ab, das der Himmel nie thun wird.“

„Nein!“ fügte er hinzu, indem er ſich zu dem Volke wandte, das ihn umringte, „nein, meine Kinder, für mich iſt kein anderes Glück auf der Welt, als wenn ich euch glücklich und im Wohlſtand ſehen werde.“

IV.

Das Turteltäubchen.

Canzade, Königinn von Cachemire, ſagte einſt zu ihren beiden Töchtern, wovon die älteſte nur erſt neun Jahre alt war: „Liebe Töchter, eure Tante, die Königinn von Thibet, hat ein Turteltäubchen, das immer weint, ſobald es einen Fehler wider Pflicht und Wohlanſtändigkeit begehen ſieht.

Ich will ſie um den wunderbaren Vogel bitten, er kann für eure Bildung von großem Nutzen ſeyn.“

„O, liebe Mutter,“ erwiederte die älteſte Prinzeſſinn: „ich brauche keinen Vogel, der mich weinend an meine Fehler erinnert. Bin ich ſo unglücklich, einen zu begehen, ſo tadelt mich ſchon mein Herz, und ich weine dann ſelbſt ſo ſehr.“ —

„Thut nichts, Mütterchen,“ fiel ihr die jüngſte in's Wort: „laß' es nur kommen, das arme Turteltäubchen, das bei meiner Tante vielleicht ſo oft weinen muß. Schenk' es mir — ich will ſo artig, ſo artig ſeyn, daß es — immer lachen ſoll.“

V.

Die beiden Schlangen.

Der Sultan von Damas, übergab ſeinen Sohn dem weiſen Saheb zur Erziehung, mit dem Befehl, ihm jeden Tag eine Geſchichte zu erzählen, wodurch das Herz und die Sitten des jungen Prinzen zu ſeiner Beſtimmung gebildet werden könnten. Eines Tages unterhielt er ihn mit folgender Erzählung, die zwar aus den Annalen der Perſer gezogen iſt, aber dem ohnerachtet doch ſehr unwahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint.

Ein Zauberer ließ ſich dem Schach Zahock vorſtellen. Nachdem er in Gegenwart des ganzen Hofes verſchiedene Kunſtſtücke gezeigt hatte, die alle Zuſchauer in Erſtaunen ſetzten und beſonders dem Schach ſehr gefielen, ſagte er zu dieſem: „König der Könige, dieſe kleinen Beweiſe meiner Kunſt ſind deiner Aufmerkſamkeit nicht werth, aber wenn du mir erlaubſt, zweimal in dein geheiligtes Ohr zu hauchen, verſpreche ich dir, du ſollſt das Wunder aller Wunder ſehen.“ Seine Bitte ward ihm gewährt, und kaum hatte er von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch gemacht, als der König im Innern ſeines Körpers eine ſonderbare mehr heftige als ſchmerzhafte Bewegung empfand. Plötzlich ragten zwei Schlangenköpfe in der Gegend des Herzens, aus dem Körper des Fürſten hervor. „Verräther, rief Zahock: was that ich dir, daß dein unreiner Athem in meinem Innern dieſe Ungeheuer erzeugt hat, die mich nun zerfleiſchen werden. „Sey unbeſorgt, Prinz, und danke mir für mein Geſchenk, du verkenneſt ſeinen Werth. Dieſe beiden Schlangen ſind dir ein ſicheres Unterpfand deines künftigen Glücks und deines Herrſcherruhms; nur ſorge dafür, ihren Hunger immer mit dem Nahrungsmittel zu ſtillen, das ihnen am beſten ſchmeckt.“

„Wähle von Zeit zu Zeit einige Unterthanen aus der untern Klaſſe deines Volkes, ſpeiſe dieſe göttlichen Thiere mit ihrem Fleiſche und tränke ſie mit ihrem Blute; aber verſchließe dein Ohr einem feigen gefährlichen Mitleiden, vergiß nie, daß alles gut iſt, was du thuſt; und daß der noch nicht den Namen **Herrſcher** verdient, der nicht den Menſchen zuweilen etwas Böſes thun darf."

Zahock ſchauderte anfänglich bei dieſen verruchten Rathſchlägen, aber ſein Glück hing an ihrer Befolgung; bald gab er nach, und nach wenigen Monaten war er ſehr zufrieden, dem Zauberer gefolgt zu ſeyn. Der Blutdurſt der beiden mit ihm verkörperten Ungeheuer war ihm ſelbſt zu eigen geworden, und er bekannte es oft, daß er ihn nie ſtille, ohne nicht dabei eine ſüße Wolluſt zu empfinden. Er achtete nicht der Thränen, des Blutes, des Lebens ſeines armen Volks, und betrachtete die Perſer als Schlachtopfer, die nur da wären, ſeinen Lüſten dargebracht zu werden.

Die Unterthanen ſahen dagegen in ihm ein Ungeheuer, das nur darauf bedacht ſey, ſie ganz aufzureiben: Das täglich ſich häufende Elend und die immer ſich mehrende Leiden des Volks unterdrückten endlich alle Furcht. Es empörte ſich gegen den Tyrannen, entſetzte ihn des Throns, den er ſo frevelhaft entweiht hatte, und verſchloß ihn in eine ſchauervolle Höhle. Dort, abgeſchnitten von aller menſchlichen Geſellſchaft, und ohne Nahrung für den Blutdurſt ſeiner beiden Ungeheuer, kehrten ſie ihre Wuth gegen ihn ſelbſt und der Tyrann Zahock ward zuletzt ihre Beute.

„Das iſt eine ſchauderhafte Geſchichte!“ rief der junge Prinz, als ſein Lehrer geendigt hatte, „o geſchwind, erzähle mir eine andre, die ich ohne Entſetzen anhören kann.“ „Gern, Prinz,“ erwiederte Saheb, „hier iſt eine ganz einfache und kurze.“

„Ein junger Sultan ſchenkte ſein ganzes Vertrauen an einen liſtigen und boshaften Sklaven. Der Böſewicht brachte ihm falſche

Begriffe von Herrſcherglück und Ruhm bei, er erweckte in ſeinem Herzen Stolz und Wolluſt, die Quelle aller Laſter. Der Prinz ergab ſich dieſen beiden Leidenſchaften, und opferte ihnen das Glück eines guten treuen Volks. Er war ſein Ruhm, die Menſchen zu verachten, ſein Glück, ſie zu verderben. Aber was erfolgte? Er verlor ſeine Krone, ſeine Schätze, ſeine Schmeichler, ihm blieb nichts als ſein Stolz und ſeine Weichlichkeit, und da es ihm an Mittel gebrach, dieſe Leidenſchaften zu befriedigen, ſtarb er aus Verzweiflung."

Als Saheb ſeine Erzählung geendigt hatte, ſchien der Prinz damit ſehr zufrieden zu ſeyn. „Sie gefällt mir weit beſſer als die erſte, ſie iſt bei weitem nicht ſo ſchrecklich und empörend.“

„Ach! Prinz!“ verſetzte ſein Lehrer: „es iſt doch dieſelbe!“

VI.

Der Höfling und ſein Sohn.

„Erinnere dich, Daud,“ ſagte einſt ein grau gewordener Höfling, zu ſeinem Sohne: „erinnere dich ſtets jenes goldnen Ausſpruchs eines arabiſchen Dichters: Fürſten ſind ein Meer, das man fliehen muß, wenn es tobt; iſt es aber ruhig, ſo fiſcht man Perlen darinn. Du beſitzeſt Tugenden, wodurch du die Achtung des großen

Sultans erworben haſt. Nähre ſie, mein Sohn, und trachte ſelbſt nach den Laſtern, die ihm ſchmeicheln können. Jedes Laſter, das einem Fürſten gefällt, wird zur Tugend. Gieb vorzüglich, ohne Ausnahme, ſtets allem was er ſpricht und thut, deinen ungetheilten Beifall, und ſagt' er auch am hellen Tage, es ſey Nacht, ſo rufe du ſo ſchnell, als möglich aus: ſiehe da den Mond und die Sterne!"

„Nein, Vater," erwiederte Daud: „wenn es die Noth erheiſcht, geb' ich willig mein Leben für den erhabenen Sultan hin, aber ſchmeicheln werd' ich ihm nie; nie wird mein Herz in dieſe ſtrafwürdige, niedrige Geſinnung verfallen. Ich fürchte weniger die Gefahren des Krieges, als die Sitten des

Hofes und die ſchimpflichen Beſorgniſſe, die dort herrſchen; ich eile zum Dienſte des Heers.“

Gott, welcher armſeligen Geringfügigkeit bedarf es doch nur, dich zu ſtürzen! Die Feindſchaft eines Sklaven, eine kleine Unachtſamkeit von deiner Seite, ein Augenblick des Zorns, eine böſe Laune des Sultans. —

„Ich habe von einem Magier erzählen hören, deſſen Schickſal ſehr lehrreich iſt. Er betete vierzig Jahre lang das Feuer mit dem größten Eifer an. Einſt aber, als er die heilige Glut anſchürte, ſtolperte er, oder es ſtieß ihn jemand heimtückiſch an, genug, er ſtürzte in die Flamme, und ſie verzehrte ihren eifrigſten Verehrer.“

VII.

Die Akademie der Verſchwiegenen.

Es gab einſt zu Amadan eine Akademie, deren vorzüglichſte Statuten in dieſen wenigen Worten beſtanden: Die Akademiker denken viel, ſchreiben wenig, und ſprechen noch weniger. Man nannte ſie die Akademie der Verſchwiegenen, und es gab in ganz Perſien keinen wahren Gelehrten, der nicht nach der

Ehre geizte, ihr Mitglied zu werden. Der weiſe Zeb, Verfaſſer einer kleinen, aber vortrefflichen Schrift, der Maulkorb betitelt, erfuhr im Innern ſeiner entlegenen Provinz, daß eine Stelle in dieſer Akademie erledigt ſey Er reiſ'te unverzüglich ab, kam zu Amadan an, und bat den Thürhüter des Saals, wo die Akademie ihre Verſammlung hielt, dem Präſidenten dies kurze Schreiben zu überreichen.

> Zeb bittet geziemend um die erledigte Stelle.

Der Thürhüter richtete ſogleich ſeinen Auftrag aus; allein der Weiſe und ſein Schreiben kamen zu ſpät. Die Stelle war ſchon wieder beſetzt.

Die Akademie bedauerte dies aufrichtig. Ganz wider ihren Willen hatte ſie einen ſchöngeiſteriſchen Höfling, deſſen fließende und lebhafte Beredſamkeit an allen Nachtiſchen bewundert wurde, in ihren Zirkel aufnehmen müſſen, und ſie ſah ſich nun leider in die Nothwendigkeit geſetzt, dem Weiſen Zeb, dieſer Geiſſel aller Schwätzer, dieſem eben ſo ſcharfſichtigen als gelehrten Kopf eine abſchlägige Antwort zu ertheilen.

Der Präſident, der die unangenehme Obliegenheit hatte, dem Weiſen dieſe Nachricht zu hinterbringen, konnte ſich kaum dazu entſchließen und wußte nicht, wie er ſich dabei benehmen ſollte. Nach einigem Nachdenken ließ er endlich ein

Trinkgeſchirr mit Waſſer füllen, ſo daß ſchon ein einziger Tropfen noch ein Ueberfließen verurſacht haben würde; hierauf erhielt Zeb einen Wink, einzutreten.

Der Weiſe erſchien mit jenem einfachen, beſcheidenen Anſtande, der faſt immer das wahre Verdienſt verräth. Der Präſident erhob ſich, und ohn' ein Wort zu ſagen, wieß er, mit einem Blick voll Bedaurens, auf das ſinnbildlich überfüllte Gefäß.

Leicht errieth der Weiſe dieſen ſtummen Wink, leicht, daß die Stelle in der Akademie ſchon beſetzt ſey; doch ſank ſein Muth nicht; nur ſann er eine Weile auf ein Mittel, dem Präſidenten die Unſchädlichkeit eines überzähligen Akademikers einleuchtend zu machen. Hin und her ſinnend, fiel von Ungefähr ſein Blick auf ein Roſenblatt, das auf dem Boden lag. — Schnell nahm er es auf und legte es mit ſo künſtlicher Behutſamkeit auf die Oberfläche des Waſſers, daß auch nicht ein einziger Tropfen aus ſeiner Lage verrückt wurde.

Jeder Anweſende gab dieſer äußerſt ſinnreichen Antwort ſeinen lauten Beifall: man wich für diesmal von der ſtrengen Regel ab, und der weiſe Zeb wurde einſtimmig in die ehrwürdige Verſammlung aufgenommen. Man überreichte ihm im nämlichen Augenblick das Buch der Akademie, worinn jeder Neuaufgenommene ſich ſelbſt einſchreiben mußte. Zeb ſchrieb ſeinen Namen hinein, und es blieben jetzt nur noch die gewöhnlichen Dankſagungen übrig; allein, um ganz ächtes Mitglied einer Akademie der Schweigenden zu ſeyn, dankte der Weiſe ohne ein Wort zu ſagen. Er ſchrieb am Rande des Buchs die Zahl: hundert, (aus ſo viel Mitgliedern beſtand vorhin die Akademie), ſetzte vor derſelben noch eine Null und oben drüber die Worte: nichts mehr und nichts weniger. (0100.)

Der Präſident antwortete dem beſcheidenen Weiſen mit eben ſo vieler Feinheit als Geiſtesgegenwart, er ſetzte die Zahl eins vor der Zahl hundert und darneben die Worte: zehnmal mehr! (1100.)

VIII.

Karun.

Mahomed ſagte einſt zu ſeinen Jüngern: Ahmt dem Allgütigen nach, meine Freunde, er erweiſet euch Gutes, erweiſet es euren Brüdern, traut mehr auf Gott als auf Menſchen, und hütet euch, dem unglücklichen Karun gleich zu werden.

Karun war ein Vetter des Moſes, und dieſer Prophet, gerührt von ſeinem Elende, lehrte ihn die Kunſt, jedes Metal in Gold zu verwandeln. So ward Karun reich, aber zu gleicher Zeit auch undankbar, geitzig und gottlos. Er empörte das Volk gegen Moſes, verweigerte Gott und den Prieſtern den Zehnden ſeiner Güter, und was ihm noch mehr als alles den Zorn des Herrn zuzog, die Thränen der Armuth konnten nie ſein Herz erweichen. Gleich Thautropfen von metallenen Kugeln, floſſen ſie herab und ließen keine Spur zurück.

Als Moſes alles erſchöpft hatte, was Sanftmuth und Geduld vermögen, flehte er endlich zu dem Allmächtigen, dieſen unverbeſſerlichen Sünder ausgezeichnet zu beſtraſen. „Strafe du ihn ſelbſt!“ erwiederte der

Herr: „ich übergebe dir ihn und alles was ihm gehört.“

Da befahl Moſes der Erde, ſich aufzuthun, und gehorſam ſeinen Befehlen, verſchlang ſie erſt Káruns Heerden, dann ſeine Geräthe und Gebäude, dann ſein Weib, ihn gleich an Geiz, dann ſeine Kinder, ihm ähnlich an Gottloſigkeit, und zuletzt ſeine unermeßlichen Schätze, ihm theurer, als Weib und Kinder: doch alle dieſe immer ſteigenden Züchtigungen erpreßten kein Zeichen der Reue bei dem Sünder.

Endlich, als die Erde nach und nach unter ſeinen Füßen einſank, und einen Abgrund bildete, worinn er ſchon bis an die Kniee verſunken war, gewann die Furcht die Oberhand über ſeinen Stolz, er demüthigte ſich vor Moſes, bekannte viermal ſeine Vergehungen und flehte um Schonung; doch es war zu ſpät, Moſes ließ ihn untergehn.

„Lieben Brüder,“ fügt Mahomed hinzu: „der gottloſe Karun hatte ſein Unglück wohl verſchuldet und doch ſagte Gott nach einigen Tagen zu ſeinem Propheten: „o Moſes, Karun hat dich viermal um Schonung gebeten, und doch bliebſt du unerbittlich, hätte er mich nur einmal reuig um Verzeihung angefleht, ich hätte ihm alles vergeben.“

IX.

Der Neidiſche.

Der Einſiedler Bagarlu aß während des ganzen Ramadans nur Eine Weinbeere bei'm einzigen Mahle, daß er nach Sonnenuntergang hielt. Auf der Wand ſeiner Klauſe hatte er nur die einzige erhabene Silbe Hou (er iſt!) geſchrieben, unaufhörlich dachte er darüber nach, und er betete mit ſolcher Andacht, daß die Vögel ihn oft für eine Bildſäule hielten, und ſich dann auf ſein Haupt ſetzten. Aber er war doch noch mehr wegen ſeiner Mildthätigkeit als wegen ſeiner Frömmigkeit durch ganz Natolien berühmt. Seine Einſiedelei war der Zufluchtsort aller Unglücklichen und Büßenden. Keiner, was für ein Leiden, was für ein Vergehen ihn immer drückte, kehrte von ihm ungetröſtet zurück.

Eines Tages kam ein Bewohner der Stadt Smyrna zu ihm, und redete ihn mit dieſen Worten an: „Bagarlu, ich bin arm, und gern wollte ich es geduldig tragen, wäre mein Bruder nur auch ſo arm, aber ihm glückt alles und der Himmel ſegnet ihn ſo reichlich, daß es mein Innerſtes empört. Doch, noch mehr — man haßt und verachtet mich, mein Bruder hingegen wird allgemein geſchätzt, und von allen Redlichen geliebt. Ueberall, wo ich bin, muß ich das für mich kränkende Lob ſeiner Tugenden hören, und oft bin ich ſogar gezwungen, mit einzuſtimmen. O weiſer Eremit, ich bin der unglücklichſte aller Menſchen, nur für mich bete, und verleihe mir deinen Troſt!"

Zum erſtenmal empfand der gute Einſiedler kein Mitleid bei den Klagen eines ſeiner Mitmenſchen.

„Geh," rief er in frommen Unwillen aus: „geh mir aus den Augen und ſuche deinen Troſt in der Hölle, Hartherziger! der du wünſchen kannſt, daß Gott nicht die Liebe, dein Bruder nicht glücklich und tugendhaft ſeyn möge."

X.

Der beleidigte Derwiſch.

Der Liebling eines Sultans warf einen armen Derwiſch, der ihn um ein Almoſen anſprach, einen Stein zu. Der beleidigte Geiſtliche mußte ſchweigen, er hob indeß den Stein mit dem feſten Vorſatz auf, ihn dem ſtolzen übermüthigen Günſtling, über kurz oder lang, wieder zurückzuwerfen.

Nach einiger Zeit erfuhr er, daß der in Ungnade gefall'ne Günſtling auf Befehl des Sultans dem Spotte des Pöbels Preis gegeben, und auf einem Kameel durch die Gaſſen geführt werden ſolle.

Bei dieſer Nachricht griff der Derwiſch eilig nach ſeinem Stein, doch nach einigem Nachdenken warf er ihn in einen Brunnen, und ſagte: „Nein, man muß ſich nie rächen, iſt unſer Feind mächtig, ſo iſt es thöricht und zwecklos, iſt er unglücklich — niederträchtig und grauſam.

XI.

Der hungrige Araber.

Ein Araber hatte ſich in einer Wüſte verirrt, ſeit zwei Tagen hatte er nichts mehr zu eſſen gehabt, und er ſtarb beinahe Hungers, als er bei einer Ciſterne, woraus die Karavanen ihre Kameele tränkten, einen kleinen ledernen Sack fand. Eilig hob' er ihn auf, und befühlte ihn: „Preis und Lob dir, o Alla!" rief er aus: „ich glaub', es ſind Datteln oder Nüſſe darinn."

Voll von dieſer ſüßen Hoffnung öffnete er den Sack; doch als er ihn genauer unterſuchte, ſeufzte er ſchmerzlich: „ach, es ſind nur Perlen!"

XII.

Der Bettler und ſein Sohn.

Ein Bettler aus Schiras fand einen kleinen Spiegel, der das häßlichſte Geſicht reizend darſtellte. Er merkte ſogleich, wie gut dieſer kleine Spiegel zu gebrauchen ſey, und er ward bald in ſeinen Händen ein Schatz. Er hielt ihn jedem Vorübergehenden mit einem frommen freundlichen Blick, und den Worten vor: „ſeht einmal, welch ein reitzendes Geſicht euch Alla geſchenkt hat, und gebt dem ärmſten ſeiner Diener ein Almoſen.“

Wer konnte einer ſo artigen Bitte und einem ſo ſchönen Spiegel widerſtehn? Jedermann gab ihm willig etwas, und die Frauen zeigten bei dieſer Gelegenheit vorzüglich, daß ſie von Natur weichherziger ſind, als die Männer.

Eines Tages verfiel der Bettler in eine Krankheit, und er mußte dieſen Nahrungszweig ſeiner ganzen Familie den Händen ſeines älteſten Sohnes anvertrauen. Er belehrte ihn genau über den Gebrauch des Spiegels, aber zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen kehrte der kleine Knabe am Abend heim, ohne das geringſte eingeſammelt zu haben. Nach vielen Fragen geſtand er endlich dem Vater, daß er es vergeſſen habe, den Vorübergehenden ſeinen Zauberſpiegel vorzuhalten: er habe ſich ſelbſt darinn geſpiegelt, und da er ſich ſo ſchön erblickt, habe er nicht umhin gekonnt, ſich den ganzen Tag über darinn zu beſehen.

„Thörichter Knabe," rief ihm der Alte von ſeinem Krankenlager zu: „was haſt du dabei gewonnen: biſt du reicher, oder auch nur minder häßlich dadurch geworden? Lerne von mir, daß ein Thor ſich ſelbſt, ein Kluger aber andern ſchmeichelt.“ *)

---

*) Der Grundſatz des Bettlers iſt nur zum Theil wahr. Sich ſelbſt ſchmeichlen iſt freilich thöricht, aber Andern ſchmeicheln iſt es nicht minder, denn der ungewiſſe Gewinn, den es zuweilen bringt, kommt nie dem gewiſſen Verluſt dabei gleich.

XIII.

Die Freunde und das Geld.

Ein reicher Muſelmann war ſeit einigen Wochen krank und wunderte ſich, daß zwei bis drei ſeiner Freunde ihn gar nicht beſuchten. „Sie wagen es nicht!“ ſagte ihm ſein Geſchäftsträger: „du haſt ihnen anſehnliche Summen geliehn und der Zahlungstermin iſt abgelaufen.“

„Wohlan,“ ſagte der Kranke: „ſo geh’ und ſage ihnen, daß ſie mir nichts mehr ſchuldig ſind; aber ſie ſollten kommen und ihre Quittungen holen; ich will lieber mein Geld als meine Freunde verlieren.“

XIV.

Mittel,

ſich aller Ueberläſtigen zu entledigen.

Es fragte ein Muſelmann den Dichter Sadi, wie er es anzufangen habe, ſich von einigen Bekannten zu befreien, die ihn täglich und oft zu ſehr ungelegner Zeit beſuchten.

„Sind ſie arm,“ ſagte Sadi: „ſo borge ihnen Geld, ſind ſie reich, ſo bitte ſie, dir etwas zu borgen, und ſey ſicher, daß dir keiner mehr zur Laſt fallen wird.“

XV.

Der Chriſt und der Jude.

Ich will und du willſt nicht, du willſt und ich will nicht! Dies war der Ausſpruch eines alten arabiſchen Philoſophen, und folgende Erzählung mag ihn erläutern.

Ein Chriſt und ein Jude ſaßen in vertraulicher Eintracht auf dem Rand eines Brunnens und plauderten. Der Jude fiel hinein, doch ohne ſich ſehr zu beſchädigen; und der Chriſt holte ſchnell eine Leiter herbei, um ihn herauszuhelfen.

„Gieb dir keine Mühe,“ ſagte der Jude: „ich werde mich wohl hüten, deine Leiter zu betreten, es iſt heute Sabbath.“ Er blieb alſo bis an den Hals im Waſſer.

Den andern Morgen kam der Chriſt wieder zu dem Brunnen, um zu ſehn, wie ſich ſein Geſellſchafter von geſtern nach einer ſo kühlen Nacht befände.

„Die Leiter, die Leiter!“ ſchrie der Jude: „um Gotteswillen, reicht mir die Leiter.“ — „Behüte der Himmel,“ erwiederte der Chriſt: „es iſt heute Sonntag!“

XVI.

Das Teſtament.

Der Bürger Haſſan Bey Ajub zu Bagdad, ein reicher kinderloſer Wittwer, lag an einer unheilbaren Krankheit darnieder und ſäh ſeinen nahen Tod vor Augen.

Als einſt mehrere ſeiner Freunde bei ihm verſammelt waren, ſagte er ihnen: daß er noch an demſelben Tage den Kadi rufen laſſen, und ſeinen letzten Willen in deſſen Hände niederlegen würde.

Einer unter ihnen, Namens Agib, machte ihm zärtliche Vorwürfe über das kränkende Geſtändniß ſeines Entſchluſſes. „Doch alles wohl erwogen,“ fügte er hinzu: „verkenne ich keinesweges den achtungswerthen Grund deines Vorſatzes. Du glaubſt, nicht früh genug deine Angelegenheiten in Ordnung bringen und vor allen Dingen beſtimmen zu können, wie es nach deinem Tode mit deinem großen Vermögen gehalten werden ſolle. Du fürchteſt gewiß, es möchte ſonſt in unrechte Hände gerathen, und der Mißbrauch davon noch in jener Welt über dein Haupt kommen. Ich ſchweige und verehre deinen Entſchluß, weiſer Haſſan. Wenn du befiehlſt, ſo will ich ſelbſt ſogar den Kadi rufen, nach dem du verlangſt.“ Er ging, indem er das trockne Tuch vor ſeinen Augen hielt, und kam in weniger als einer Stunde mit dem Kadi zurück.

Der Kranke zog nun ein verſiegeltes Blatt unter ſeinem Kopfkiſſen hervor, und ſagte zum Richter: „hier iſt der letzte Wille eines Sterbenden, ich lege ihn in deine Hände, die nie das Geld der Beſtechung beflecken durfte; ſobald der Engel des Todes meine Seele aus ihrem Kerker erlöſ't hat, öffne ihn in Gegenwart meiner Anverwandten und Freunde, vor allen Dingen aber verlang' ich, daß mein Freund Agib dabei zugegen ſeyn ſoll.“

Wenige Tage darauf ſtarb Haſſan.

Kaum hatte man ihm die Augen zugedrückt, als **Agib** auch ſchon eilte, alle diejenigen, welche der Wille des Sterbenden zum Kadi beſchied, dahin abzuholen. Der Richter zeigte ihnen das unverletzte Siegel, erbrach es und gab das offene Blatt ſeinem **Naib**, der hierauf folgendes mit lauter Stimme verlas.

„Im Namen des gerechten barmherzigen Gottes. Ich, **Haſſan**, der Sohn **Agibs**, des Sohnes **Abdalla's**, beſtimme hierdurch, wie es dereinſt gehalten werden ſoll, wenn ich das Karavanſerei dieſer Erde verlaſſen muß, worinn ich eine kurze ſchlafloſe Nacht zugebracht habe, da ich doch von meinen ſogenannten Gütern nichts mitnehmen darf."

„Meine beiden Neffen **Daud** und **Ach**-

meb habe ich oft bedroht, daß ſie ihr Betragen, daß mir zuweilen mißfiel, dereinſt bereuen ſollten, und ich halte — aber ganz anders — Wort, als ſie es vermuthen mögen. Sie ſind jung und leichtſinnig, doch wären ſie auch noch leichtſinniger geweſen; ſie bleiben die Söhne eines Bruders, der mich zärtlich liebte, und die Enkel meines Vaters. Ich vermache ihnen daher alles, was dieſer gute Vater mir hinterließ, nebſt dem, was ich durch Sparſamkeit und Fleiß dazu erworben habe. Segen des Himmels ſey mit ihnen. Mißbrauchen ſie meine Wohlthat, ſo komme die Schuld über ſie. Sie erhalten hiermit die freie Dispoſition über mein geſammtes Vermögen, jedoch unter der Bedingung, nachſtehende Legate auszuzahlen. — Den armen Derwiſchen, auch ſelbſt den Hoſpitälern vermache ich nichts. Ich habe den Bedürftigen redlich den Tribut gezahlt, den ich ihnen ſchuldig war. Meine Hände waren, Gott ſey Lob, nie der Armuth verſchloſſen, itzt im Tode verſchließe ich ſie; es iſt nun die Pflicht meinen Erben, die ihrigen zu öffnen, denn was wäre es für ein Verdienſt, den Armen freiwillig zu geben, was mir ohnehin genommen wird; und mit welchem Auge kann Gott auf Wohlthaten niederblicken, die der Eitelkeit des Gebers ſchmeicheln und ſeinem Geize keine Opfer ſind.“

„Ferner ſollen von dem Tage meines Todes an alle meine Sclaven ohne Ausnahme für immer frei ſeyn. Sie verdienen dies um ſo mehr, weil ſie ihre Freiheit nur ſeit der Zeit zu wünſchen ſcheinen, als ſie fürchteten, mich zu verlieren. Denen, die Alter und Krankheit außer Stande ſetzt, ihren Unterhalt zu verdienen, vermache ich ein ihren Bedürfniſſen angemeſſenes Jahrgeld, das jedoch nicht unter 50 Goldſtücken ſeyn darf.“

„Was aber die andern betrifft, ſo habe ich ſie zu lieb, um ihre Tugend den Gefahren des Müßigganges auszuſetzen. Sie werden ſich als rechtſchaffene Bürger von den Gewerben ernähren, die ich ſie lehren ließ, und es iſt hinlänglich, wenn einem jeden von ihnen 250 Goldſtücke zur erſten Einrichtung ausgezahlt werden.“

„Dem Emir Manſur hinterlaſſe ich mein arabiſches Pferd, nebſt deſſen authentiſcher Genealogie, und ein mit orientaliſchen Perlen beſetztes Zaumzeug.“

„Dem Molka Saheb mein goldenes Schreibzeug, und ſeinem Bruder dem Iman, einen alten mit goldenen Buchſtaben auf blauem Pergament geſchriebenen Koran; aus dem, der Sage nach, der Kalif Omar des Freitags in der großen Moſchee den verſammelten Gläubigen vorgeleſen hat.“

„Alle meine übrigen Bücher vermache ich dem Philoſophen Amru, da er ſich die Mühe gegeben hat, ſie mir zu ſammein. Ich weiß, daß er die Bücher liebt und daß es ihm leichter werden würde, gute zu ſchreiben als zu kaufen; doch unter der Bedingung, daß er zuvor den Beutel mit 1000 Zechinen annimmt, den ich ihm ſeit zwanzig Jahren vergebens aufzudringen geſucht habe. Schlägt er auch dieſen letzten Beweis meiner Freundſchaft aus, ſo entſage ich von dem Augenblick an der ſeinigen, und fordre unſre beiderſeitigen Freunde auf, mein beleidigtes Andenken zu rächen und allen Umgang mit dieſem thörichten Philoſophen abzubrechen.“

„Ich glaube, es wird mir weniger Mühe koſten, meinem guten Freund Agib ein

Legat aufzudringen. Wie viel bin ich dem lieben Agib nicht ſchuldig! — Als ich alt und kränklich ward, hat er ſich mir beinahe wider Willen aufgedrungen und ſeit ich im Sterben bin, hat er mich kaum einige Minuten verlaſſen. Er hat mich zuerſt mit tauſend Vollkommenheiten bekannt gemacht, ohne daß ich, noch irgend jemand anders ſolche zuvor wahrgenommen hatte. Mit ſcharfen Blicken hat er jede Uebereilung, jede Jugendverirrung meiner Neffen ausgeſpäht, ſie ſich genau gemerkt und mir treulich hinterbracht. Aber was ſoll ich dieſem theuren Freunde vermachen? — einen guten Rath, den er für die Zukunft benutzen mag. Triff künftig eine beſſere Wahl, lieber Agib, und ſpiele den Erbſchleicher nur bei einem recht einfältigen eitlen Reichen, du wirſt deren genug finden.

Geſchrieben zu Balſora im Jahre des Heils 322, im ſechsſten Tage des Mondes Ragab.

Haſſan Ben Ajub,
der Diener des Herrn.

XVII.

Hamed und Raſchid.

Eine brennende Dürre verheerte ſeit lange Zeit die Gefilde Indiens, als zwei Hirten, **Hamed** und **Raſchid**, ſich an den Grenzen ihres Ertheils begegneten. Sie vergingen vor Durſt und ſahen ihre Heerden neben ſich verſchmachten, beide richteten ihre Augen gen Himmel und flehten zu Gott, um ſchnelle Hülfe in dieſer dringenden Noth.

Auf einmal herrſchte tiefes Schweigen in der Luft: die Vögel hörten auf zu ſingen, die Heerden zu blöcken und zu ſtampfen, und die beiden Schäfer erblickten ein Weſen von menſchlicher Geſtalt, aber größer und erhabener. Es kam auf ſie zu und als es ihnen nahe war, erkannten ſie den Genius des Guten und Böſen in ihm. In der einen Hand hielt er das Horn des Ueberfluſſes, in der andern das Schwerdt der Zerſtörung: außer ſich vor Schrecken wollten ſie entfliehn, aber der Genius rief ſie zurück; ſeine Stimme war ſanft, wie das Säuſeln des Zephyr's, wenn er am Abend mit dem duftenden Laube in Arabiens Hainen ſpielt.

„Tretet näher, Söhne des Staubes!“

ſagte er: „ich komme, euch ein Glück zu bringen, daß nur durch eure Unvorſichtigkeit in Unglück ausarten kann. Ihr ſeufzet nach Waſſer, ich bin bereit, euch ſolches zu geben, aber zuvor müßt ihr mir ſagen, wie viel ihr bedürft; — antwortet mir nicht voreilig, und verlangt nicht zu viel, es iſt eben ſo gefährlich, als zu wenig. Hütet euch, daß ihr über die Quaal des Durſtes nicht die Gefahr des Ertrinkens vergeßt. Nun fordert! und du, Hamed, rede zuerſt."

„Guter Genius!" erwiederte Hamed: „verzeihe der Verwirrung, worinn deine erhabene Gegenwart mich ſezt, — ich wünſche nur einen kleinen Bach, der im Winter nicht austritt, und im Sommer nicht vertrocknet."

„Du ſollſt ihn haben," antwortete der Genius, und ſchlug mit ſeinem Schwerdte, das ſich für den Augenblick in einen ſegenbringenden Zauberſtab verwandelte, auf den Boden.

Augenblicklich entſprang zu den Füßen der beiden Hirten eine Quelle, und ihre klaren Wellen ergoſſen ſich über Hameds Wieſen. Die Bäume ſchmückten ſich mit friſcherem Grün, die Blumen hauchten neue Düfte und die Heerden aller Art ſtillten ihren brennenden Durſt.

Der Genius wandte ſich nun zu dem andren Hirten und winkte ihn zu reden.

„Was mich betrifft, ſo bitte ich dich, den

Ganges mit ſeinen Fluthen und allen ſeinen Fiſchen durch mein Gebiet zu lenken.“

Hamed, der beſcheidne Hamed, bewunderte innerlich den großen Gedanken ſeines Gefährten, und es that ihm leid, daß nicht er dieſen Wunſch geäußert hätte.

Aber der Genius antwortete: „ſchwacher, kurzſichtiger Sterblicher, mäßige deine Wünſche, und betrachte das Ueberflüſſige, als ſey es nicht dein. Weshalb bedarfſt du mehr, als dein Nachbar, haſt du andre Bedürfniſſe als er?“ Doch ohngeachtet dieſes weiſen Rathes, beſtand Raſchid auf ſeine Forderung, und freute ſich ſchon innerlich, wie Hamed neben ihm, dem Eigenthümer des Ganges, in nichts verſchwinden würde.

Der Genius ging zum Fluſſe, und Raſchid maß ſeinen Nachbar mit verächtlichen Blicken. Indeſſen verkündete ein lautes Brauſen der ſich daher wälzenden Fluthen, daß der Ganges ſein Bette verlaſſen habe. Die unermeßlichen Wogen verſchlangen in einem Augenblick Raſchids Beſitzungen, entwurzelten ſeine Bäume, ertränkten ſeine Heerden und Raſchid ſelbſt, der Beſitzer des Ganges, ward von einem Krokodille verſchlungen.

XVIII.

Der
Traum des armen Haſſan.

Mulai Haſſan, der reichſte Perſer zu Ispahan, der berühmteſte Kaufmann in der ganzen umliegenden Gegend, deſſen Zimmer von Gold und Edelſteinen ſchimmerten, der täglich mit koſtbaren Weinen und ſeltnen Speiſen ſeinen Gaumen labte, und jeden

Abend, unter den ſanften Harmonieen der ſchönſten Muſik, in den Armen der blühendſten Nymphe auf Roſen einſchlummerte, um Morgen zu neuen Feſten zu erwachen, — Mulai Haſſan machte — bankerot. —

Seine goldnen und ſilbernen Gefäße riſſen die gierigen Gläubiger mit raubſüchtigen Händen an ſich, ſeine köſtlichen Teppiche, ſeine Edelgeſteine, ſeine Kameele, ſeine Gärten, Landhäuſer und Schlöſſer, alles, alles ward ein Raub der Gerechtigkeit, und, um ſeinen Schmerz auf's höchſte zu treiben, floh ſein geliebtes Mädchen aus ſeinen Armen an den Buſen ſeines ärgſten Feindes. — Von Kummer und Noth zu Boden gedrückt, entwich er mit dem traurigen Reſte ſeines glänzenden

Reichthums aus den Mauern des ſtolzen Ispahan in die ſtillen Hütten eines Dörfchens. Einſam verlebte er hier ſeine Tage, unter Thränen und Sorgen, und ſelten kam der wohlthätige Schlaf zu ihm, Gram und Unmuth auf wenige Augenblicke von ſeiner Stirne zu ſcheuchen.

Einſt, da er dieſe glückliche Vergeſſenheit ſeiner Sorgen im Schlummer genoß, erſchien ihm im Traum eine lächelnde weibliche Geſtalt; ſie war majeſtätiſch groß, ihr Gewand einfach und ohne alle Pracht, all' ihr Kopfſchmuck einige balſamiſche Feldblumen im natürlich fliegenden Haare, das von den Schultern hernieder wallte; ſie ſchien die unbeſorgte Einfalt des Landmädchens mit der

Hoheit und dem Glanze einer ſtolzen Städterinn glücklich zu vereinen.

Mulai Haſſan erſtaunt über dieſe Erſcheinung, fragte mit bebenden Lippen nach den Namen dieſer wundervollen Unbekannten.

„Erſchrick nicht," antwortete ſie ihm, und ein ſanftes Lächeln erheiterte ihre Majeſtät: „ich heiße Armuth. Nur deine Furcht kann mich beleidigen, kann mich zur Rache auffordern, und dann wirſt du ewig unglücklich ſeyn. — Sey ruhig, und höre aufmerkſam auf meine Rede; laß jedes Wort in deinem Herzen keimen, und ich verſpreche dir die ſeligſten Früchte davon."

„Zufall und Unvorſichtigkeit ſind meine Eltern, glücklich war die Schwangerſchaft meiner Mutter, aber doch kam ich zu früh zur Welt. Mein Vater hatte ſchon viele Gattinnen gehabt, eh' er dies Bündniß mit meiner Mutter ſchloß. Meine Verwandtſchaft iſt groß, und viele meiner Stiefſchweſtern haben ihre Gatten in Unglück und Verderben geſtürzt. — Warum ſo mißmüthig, Haſſan? — Ach, du denkſt an das Schickſal dieſer unglücklichen Männer. — Tröſte dich, du kannſt dich nicht von mir trennen, ſey weiſ' und geduldig, folge meinem Rath, und du wirſt zufrieden werden."

Haſſan ſeufzte tief im Schlummer, und ſprach leiſe: „nur weiter, unglückliches Weib!"

„Viele meine Schweſtern haben nie die Liebe ihrer Gatten erlangen können," fuhr ſie fort; „nur Zwang und Schickſal ſchloſſen dieſe traurigen Bündniſſe. Sie zeugten viele Kinder, die dir alle unter dem Namen Scham bekannt ſeyn werden; ſie folgen ihren Eltern ewig auf dem Fuße nach, ſo ſehr dieſe auch immer bemüht ſeyn mögen, ſie vor den ſcharfſichtigen Augen der Welt zu verbergen."

„Einige von meinen jüngſten Schweſtern ſind in ihrer Ehe glücklicher geweſen; ſie vermählten ſich mit wahren Weiſen, die Einfalt der Sitten, Unſchuld und Unwiſſenheit des Ueberfluſſes und der Ueppigkeit ſattſam von jenem Troß Afterweiſen unterſcheidet, die zu ſehr durch ihre Sitten und ihre Schwelgerei verrathen, wie wenig ſie den

Namen Weiſe verdienen. Die meiſten ihrer Kinder waren weiblichen Geſchlechts und Mäßigkeit, Geduld und Frömmigkeit, waren die älteſten, die aus einer ſo ſchönen Familie entſproſſen ſind. Alle drei ſind ſie noch immer die Hülfe und Stütze ihrer geliebten Eltern, und ſie haben es ſich zur Hauptpflicht ihres Lebens gemacht, ihre thörichten Verächter zu bedauern, und ihre Verehrer durch wahre innige Liebe glücklich zu machen. Andre meiner Geſchwiſter vermählten ſich mit Kriegern, und keiner ihrer Männer hat je Urſache gehabt, dieſe Ehe mit Recht zu bedauern. Ohne Zweifel kennſt du den älteſten Sohn dieſer Geſchwiſter, den Muth. Er dient ſeinem Vaterlande und Monarchen mit Feuer und Enthuſiasmus; er liebt den Ruhm, und ſchlummert nur auf Lorbeern. — O, die größten Helden wählten ſich Weiber aus meiner Verwandtſchaft; das Alterthum giebt Beweiſe genug hiervon. Seine größten Eroberer, ſeine glücklichſten Sieger trennten ſich nicht von ihren Gattinnen, wenn es auch ganz in ihrer Macht ſtand, ihr Herz und ihre Hand gegen Ueppigkeit und Schwelgerei zu vertauſchen. Ruhmwürdige Dürftigkeit war ihrem Herzen mehr werth, als der falſche Glanz eines unbeſtändigen Glücks."

„Denkſt du nun noch an unſre Verbindung mit Augen voll Thränen, unzufriedner

Haſſan? — Gewiß nicht. — Aber ich ſage dir, du ſollſt nicht nur Ruhe, du ſollſt auch Freude ſchmecken. — Ich bin zwar dürftig, aber nicht ohne Freuden. — — Kein Schmeichlerſchwarm wird dich nun weiter umringen, und dein Herz und deinen Kopf durch ſüße Lügen verderben. Ein einziger Blick von mir entlarvt einen falſchen Freund, und befreit dich von allen läſtigen Müßiggängern. — Aber auch eben dieſer Blick zeigt dir untrüglich, wer dein Freund, wer deiner Liebe werth iſt. Freilich, von mir begleitet, kannſt du nicht in die glänzenden Geſellſchaften gehen, die man Geſellſchaften von gutem Ton nennt; aber dafür biſt du auch ſicher, nie in die Geſellſchaften von ſchlechtem Ton zu gerathen, die in dieſem verderbten Jahrhundert ſo zahlreich geworden ſind. Ich bin die erklärte Feindinn des Luxus und der Prahlerei, ich liebe Thätigkeit und Fleiß, und dadurch habe ich die ganze Liebe meiner Freundinn Geſundheit, die mir mehr Stunden ihres Lebens ſchenkt, als allen den ſybaritiſchen Frauen, die in Ueberfluß und Verſchwendung und unter rauſchenden Vergnügnugen ihre ſchönſten Tage verträumen. Auch beſitz' ich das ganze Herz meiner liebenswürdigen Nachbarinn, Friedfertigkeit."

„Du ſiehſt, wie uns die Freundſchaft ſolcher Herzen glücklich machen, und dir alle deine verlorne Schätze wieder erſetzen kann. — Aber iſt es auch ſo in der Familie des Laſters?

Laſters? — O, kaum können ſie dort zuſammen friedlich unter einem Dache wohnen; Uneinigkeit und Stolz verläßt ſie nie; o, der Stolz, dieſer gefährliche Freund, der ſich ſo liſtig durch Schmeichelei in unſer Herz einzuſchleichen und unſre Zufriedenheit zu vergiften, der in der Hütte des Landmanns und im ſtolzen Pallaſt des Fürſten gleich grauſam ſeine Gewalt und ſeine Tücke zu gebrauchen weiß. — Wann ſeine Schmeicheleien mein Herz bethören, gleich denk' ich an das Urtheil, das die Welt von mir zu fällen pflegt; dies bringt mich dann ſehr bald zum Nachdenken über mich ſelbſt, und dies Nachdenken iſt oft ſehr heilſam und lehrreich. Denke du auch itzt an nichts, armer Haſſan, als an die Gegenwart, und es ſteht ganz in deiner Macht, dich glücklich zu machen. Entferne hauptſächlich die Begierden von deiner Thüre; ſie ſind gefährliche Geſellſchafter, und bei dir muß Arbeit und Fleiß alle Muße verdrängen, ſie allein können dir Nahrung, Ergötzung, und in den Augen der Weiſen Würde und Anſehen geben.“

„Die Zeit wird das Andenken an deinen unglücklichen Verluſt endlich auf immer vertilgen, und deine Mühe, der du itzt mit Furcht entgegen ſiehſt, in Freude wandeln. Ich werde ſo viel Lieb' und Sorge für dich tragen, daß ich mich einſt noch deiner Gegenliebe werde rühmen können. Freue dich mit mir über unſre Verbindung, lieber

Haſſan, die Vorſehung wird unſre Ehe ſegnen, und dich gewiß bald überzeugen, daß man auch mit mir glücklich ſeyn kann.“

Bei dieſen Worten erwachte der unglückliche Perſer, und ſtreckte ſeine Hand dem lehrenden Schattenbilde entgegen. — „Wahrlich!“ rief er aus, als er wieder zu ſich ſelbſt kam: „es „war kein gewöhnlicher Traum; ich will ruhig ſeyn und alles der Hand der gütigen Vorſehung überlaſſen!“

viertauſend anwachſen. Aus viertauſend werden am Ende achttauſend. So bald ich auf dieſe Weiſe zehntauſend Drachmen erwerben habe, leg' ich meinen Glashandel nieder, und werd' ein Juwelier. Dann handle ich mit Diamanten, Perlen und allen Arten von Edelgeſteinen. Hab' ich mir nun bei dieſem Handel ſo viel geſammelt, als ich nur wünſchen kann, ſo kauf' ich mir das ſchönſte Haus, fruchtbare Ländereien, eine Menge Sclaven und Pferde. Nun werde ich meines Lebens erſt recht froh werden, und Aufſehen in der Welt machen. Doch dabei bleibe ich nicht ſtehen, ich ſetze meinen Handel immer noch fort, bis ich hunderttauſend Drachmen habe. Bei einem ſolchen Vermögen kann ich natürlicher

Weiſe wie ein Fürſt leben; nun halt' ich um des Großveziers Tochter an, ich ſchreib' ihm, wie ich ſehr viel von der Schönheit, dem Verſtande und andern erhabnen Eigenſchaften ſeiner Tochter gehört hätte, daher geſonnen ſey, ſie zu heirathen, und ihm bei der Vermählungsfeier ein Geſchenk von tauſend Goldſtücken machen würde. Die Verbindung geht vor ſich; und nun kauf' ich meiner jungen Gemahlinn zehn ſchwarze Sklaven, ſo ſchön und jugendlich, als ſie nur für Geld zu haben ſind. Kurz darauf beſuch' ich meinen Schwiegervater in einer glänzenden Equipage und mit einem großen Gefolge von Bedienten. Sicherlich läßt er mich dann zu ſeiner Rechten ſitzen, wär's auch nur ſeiner

Tochter zu Ehren; hier überreich' ich ihm nicht nur die verſprochenen tauſend Goldſtücke, ſondern tauſend dazu. Er wird dann große Augen machen, und ich ſage: ſehen Sie, Herr Schwiegervater, ich bin ein Mann von Wort; ich gebe immer mehr als ich verſpreche. Bin ich nun mit der Prinzeſſinn wieder nach Hauſe gereiſ't, ſo werde ich beſonders darauf bedacht ſeyn, ſie zu einem gebührenden Reſpekt zu gewöhnen; ich laſſe ſie daher allein in ihrem Zimmer, mach' ihr nur einen kurzen Beſuch und rede nur ein Paar Worte mit ihr. Ihre Dienerinnen kommen dann zu mir, melden mir, daß ſie über meine Unfreundlichkeit ganz troſtlos ſey, und bitten mich mit Thränen, ihr minder kalt zu begegnen, und ſie neben mir ſitzen zu laſſen; aber ich bleib' unerbittlich. Nun kömmt ihre Mutter, führt ihre Tochter zu dem Sopha, worauf ich ſitze, hier wirft ſich darauf meine Gemahlinn mit Thränen in den Augen mir zu Füßen, und fleht um meine Gunſt und Liebe. Doch umſonſt, um ihr eine recht tiefe Ehrfurcht vor meiner Perſon einzuprägen, geb' ich ihr einen Stoß mit dem Fuße, daß ſie einige Schritte weit von dem Sopha fortaumelt." — —

Ganz verſunken in dieſen ſchimäriſchen Vorſtellungen, machte Alnaſchar wirklich die Bewegung mit dem Fuße, die er in Gedanken hatte; und traf unglücklicher Weiſe den Korb mit ſeinen Waaren. Er ſtürzte um; das Glas flog weit von ihm in die Gaſſe, zerbrach in tauſend Stücken und ſeine ganze künftige Größe war zerſtört.

XX.

Fadallah.

Fadallah, ein ſehr tugendhafter Prinz, folgte ſeinem Vater, Bin-Ortob, auf dem Thron des Königsreichs Mouſel; ſchon hatte er einige Jahre lang ſeine treue Unterthanen zu allgemeiner Zufriedenheit regiert, und mit ſeiner Gemahlinn, der ſchönen Zemrouda, ſehr glücklich gelebt, als ein junger Derwiſch nach ſeiner Reſidenz kam, der ſich durch ſeinen lebhaften Witz und ſein einnehmendes Weſen allgemeine Liebe erwarb. Sein Ruf wuchs mit jedem Tage ſo ſehr, daß endlich der König ſelbſt neugierig ward, ihn kennen zu lernen. Er ließ den jungen Derwiſch zu ſich rufen, unterhielt ſich mit ihm, und fand ihn ſo liebenswürdig, daß er öffentlich geſtand, der allgemeine Ruf habe ihm nicht geſchmeichelt, ſeine Erwartung ſey übertroffen.

Der Derwiſch ward bald Faballahs täglicher Geſellſchafter. Der König verlor allen Geſchmack an dem Umgange ſeiner übrigen Hofleute, täglich überzeugte er ſich mehr von den außerordentlichen Fähigkeiten des Fremdlings, und nach einigen Wochen bot er ihm die höchſten Stellen in ſeinem Königreich an. Beſcheiden dankte ihm der junge Derwiſch, lehnte aber die angebotenen Aemter ab, weil er ein unabhängiges Leben allem Einfluſſe, Reichthum und Ehre vorzöge und daher ein Gelübde gethan habe, nie eine öffentliche Bedienung anzunehmen.

Der König erſtaunte über ein ſo großes Beiſpiel von Mäßigung; und da er ihn durch nichts bewegen konnte, ein Amt zu übernehmen, ſo machte er ihn zu ſeinem erſten Vertrauten und Günſtling.

Eines Tages befand ſich Fadallah mit ſeinem neuen Liebling auf der Jagd. Beide waren allein, und der Derwiſch unterhielt den König von ſeinen Reiſen und

Abentheuern. Anfänglich erzählte er ihm viel intereſſantes von den mannigfaltigen Merkwürdigkeiten, die er in Indien geſehen hatte, und endlich ſetzte er hinzu: „hier machte ich auch die Bekanntſchaft eines alten Braminen, der die verborgendſte Kräfte der Natur kannte: er verſchied in meinen Armen, und ſterbend entdeckte er mir eines ſeiner Geheimniſſe, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, es keinem Menſchen zu offenbaren.“

Der König ſtutzte. „Sicher iſt dies Geheimniß die Kunſt, Gold zu machen,“ rief er aus, und dachte dabei an alle die vortheilhaften Anerbietungen, die der Derwiſch ausgeſchlagen hatte.

„Nein, Herr,“ erwiederte der Derwiſch: „es iſt etwas noch viel wunderbareres; es iſt die Kraft, einen todten Körper durch Mittheilung meiner eignen Seele neu zu beleben.“

In dieſem Augenblick lief ein Reh bei ihnen vorbei. Der König ſpannte ſeinen Bogen und durchſchoß ihm das Herz.

„Ich halte dich bei'm Worte,“ ſagte der Monarch: „zeige nun deine Kunſt!“

Sogleich fiel der Derwiſch entſeelt zu Boden, und plötzlich ward das Reh neubelebt. Es kam auf den König zu, liebkoſ'te ihn, machte verſchiedene muthwillige Sprünge, ſank dann wieder todt auf's

Gras, und in dem nämlichen Augenblick richtete ſich der Derwiſch auf.

Fadallah war außer ſich vor Erſtaunen über dieſe ſeltſame Erſcheinung, und er beſchwor ſeinen Freund bei allem, was ihm heilig ſey, ihm dies Geheimniß mitzutheilen. Der Derwiſch machte anfänglich Schwierigkeiten, ſein dem ſterbenden Braminen gegebenes Wort zu brechen; endlich aber gab er nach, und verſichert, er könne einem ſo vortrefflichen Fürſten unmöglich etwas abſchlagen.

Nun ließ er dem Monarchen einen ſchauerlichen Eid der Verſchwiegenheit ſchwören, und drauf ſagte er ihm zwei kabbaliſtiſche Worte, die man nur ausſprechen durfte, um das ganze Kunſtſtück zu machen.

Der König brannte für Ungeduld, ſogleich einen Verſuch mit ſeiner neu erworbenen Kenntniß anzuſtellen. Er ſprach alſo die beiden Worte aus, und plötzlich befand ſich ſeine Seele in dem Körper des Rehs.

Kaum war dieſe Verwandlung vor ſich gegangen, ſo verſetzte ſich der verrätheriſche Derwiſch in den Körper des Königs, ſpannte deſſen eignen Bogen gegen ihn, und würde ihn ohnfehlbar todt zur Erde geſtreckt haben, hätte ſich nicht der König, der ſeine Abſicht gleich merkte, ſchnell in's Gebüſch geflüchtet.

Freudeberauſcht über ſeine ſchändliche

That, kehrte der Derwiſch nach Mouſel zurück, und ſetzte ſich auf den Thron des unglücklichen Fadallah.

Gleich den Tag nach ſeiner Thronbeſteigung ließ er ſeinen ſämmtlichen Unterthanen durch einen öffentlichen Ausruf anbefehlen, alle Rehe im ganzen Reiche auszurotten. Sicher würde der unglückliche König mit den übrigen umgekommen ſeyn, wäre er nicht ſeinen Verfolgern dadurch entgangen, daß er den Körper einer Nachtigall belebte, die er todt am Fuß eines Brunnens liegen ſah. In dieſer neuen Geſtalt flog er nun nach dem königlichen Pallaſt, ſetzte ſich auf einen Baum dicht an der Königinn Zimmer, und erfüllte die ganze Gegend mit ſo melodiſchen doch klagenden

Tönen, daß Zemrouda dadurch an's Fengelockt wurde. Zu ſeiner Kränkung erregten ſeine ſchmelzenden Klagen kein Gefühl des Mitleids in dem Herzen der Königinn, ſondern ſie ſchien ſich nur daran zu ergötzen. Er fuhr indeß fort, ihr jeden Morgen ein zärtliches Lied zu ſingen, bis endlich die Königinn von ſeinem harmoniſchen Geſange bezaubert, Vogelſteller holen ließ, und ihnen auftrug, alle ihre Geſchicklichkeit anzuwenden, um ihr das kleine Geſchöpf einzufangen. Der verwandelte König ließ ſich gern erhaſchen, um nur immer um ſeine geliebte Gattinn zu ſeyn, und als er ihr überreicht ward, flog er, ſo ſcheu er auch flatterte, wenn ſich ihm ein Frauenzimmer näherte, doch von ſelbſt zur Königinn, und verbarg ſich in ihrem Buſen. Zemrouda machte dieſe unerwartete Zärtlichkeit ihres neuen Lieblings viel Vergnügen, ſie ließ ihn in ihrem Zimmer in einen prächtigen offenen Käficht ſetzen. Hier ſuchte er ſich nun jeden Morgen, durch tauſend kleine Handlungen, bei ſeiner Gebieterinn einzuſchmeicheln. Täglich brachte die Königinn ganze Stunden zu, ihn anzuhören, und mit ihm zu tändeln. Fadallah würde ſich ſogar in dieſem Zuſtande für glücklich gehalten haben, hätte er nicht zu ſeiner unausſprechlichen Qual zuweilen ſehen müſſen, wie der Derwiſch ſeine Gemahlinn mit Zärtlichkeit in ſeine Arme ſchloß und liebkoſete.

Der Uſurpator gab ſich dann auch wohl mit der Nachtigall ab, und machte ihr mancherlei Liebkoſungen; und wenn der erbitterte Fadallah mit dem Schnabel nach ihm pickte, mit den Flügeln ſchlug, und auf alle Weiſe ſeinen ohnmächtigen Zorn an den Tag legte, ſo gab das ſeinem Nebenbuhler und der Königinn nur neue Gelegenheit, ſich an ihm zu beluſtigen.

Ein andrer Liebling Zemrouda's war ein kleiner Schooßhund, der ſich in ihrem Zimmer befand. Dieſer ſtarb einſt in der Nacht, und ſogleich fiel es dem König ein, die Nachtigall zu verlaſſen, und dieſen neuen Körper zu beleben. Er that es, und am folgenden Morgen ſah Zemrouda ihren lieben Vogel todt im Bauer liegen. Sie war äußerſt betrübt über dieſen Verluſt, und wenn ſie ſich alle die kleinen Handlungen erinnerte, wodurch ihr Liebling ſogar etwas von Vernunft verrathen hatte, konnte ſie ſich der Thränen nicht erwehren.

Eine ihrer Sclavinnen lief ſogleich zu dem Uſurpator und bat ihn, doch ihre Gebieterinn zu tröſten Er kam, und nachdem er der Königinn vergebens vorgeſtellt hatte, daß es doch nur Schwachheit ſey, ſich über einen ſolchen Zufall zu grämen, ſagte er endlich, durch ihre wiederholten Klagen gerührt:

„Nun wohl, meine Liebe, ich will das Aeußerſte thun, was in meinem Vermögen ſteht, um dir gefällig zu ſeyn. Deine Nachtigall ſoll jeden Morgen wieder aufleben, und dir etwas vorſingen, wie vorher."

Die Königinn ſah ihn mit einer Miene des Zweifels und Mißtrauens an. — Er legte ſich daher auf ein Sopha, verſetzte ſeine Seele in die Nachtigall, und voll Erſtaunen ſah Zemrouda ihren Vogel wieder aufleben.

Der König, der in der Geſtalt des Schooßhundes dies alles mit angeſehen hatte, ſetzte ſich ſchnell wieder in den Beſitz ſeines Körpers, lief in der äußerſten Erbitterung zu dem Käſicht und drehte der falſchen Nachtigall den Hals um.

Zemrouda erſtaunte und grämte ſich

mehr als je über dieſen zweiten Vorfall, bis ihr Gemahl ihr ſein ganzes Abentheuer erzählt hatte.

Sie konnte an der Wahrheit ſeiner Erzählung nicht länger zweifeln, da der im Walde gefundene Leichnam des Derwiſch und das Edikt deſſelben, alle Rehe auszurotten, dafür bürgte, aber ſie zog ſich dies alles ſo zu Gemüthe, daß ſie in eine tiefe Schwermuth verſank. Sie ſtarb bald darauf vor Gram, und der König betrübte ſich ſo ſehr über ihren Tod, daß er ſein Reich einem ſeiner nächſten Verwandten abtrat, um den Reſt ſeiner Tage in der Einſamkeit zuzubringen.

XXI.

Bewährtes Mittel,
Todte zu erwecken.

Die ſchöne Irandocte, die tugendhafte Gemahlinn Freduns, Königs von Perſien, ſtarb in den Armen ihres ſie zärtlich liebenden Gatten. Fredun war untröſtlich, er wollte ihren Tod nicht überleben.

Schon hatte er drei Tage und drei Nächte, entfernt von aller menſchlichen Geſellſchaft in der größten Verzweiflung, ohne Nahrung und Schlaf zugebracht, ſchon drohte der Tod, auch ihn mit ſeinem giftigen Pfeile hinzuopfern, als Kulai, ein Weiſer aus Indien, der das ganze Zutrauen des Königs beſaß, ihn in dem finſtern Aufenthalt ſeiner Einſamkeit aufſuchte.

„König der Könige,“ redete ihn dieſer weiſer Freund an: „vergönne mir einen Augenblick Gehör: ich komme nicht, deinen Schmerz durch leidige Troſtgründe zu mehren, ich komme nur, um dir den neuen Beſitz der Geliebten zu verkünden, die du mit ſo gerechten Thränen beweinſt. Bald wird die Königinn ſelbſt dieſe Thränen trocknen, bald wird ſie wieder aufleben, bald dich und uns alle auf's neue glücklich machen. Du ſtaunſt über meine Rede. Wiſſe denn, daß ich in den Schriften eines alten Weiſen ein einfaches, leichtes und untrügliches Mittel geleſen habe, die ſchöne Irandocte in's Leben zurück zu rufen. Es kommt nur darauf an: drei vollkommen glückliche Menſchen aufzufinden, und ihre Namen auf ihr Grab zu ſchreiben. Die Kraft dieſer drei Namen wird dir deine Gemahlinn, und deinen Unterthanen ihre Königinn, ihre Mutter wieder ſchenken.“

„Du giebſt mir neue Hoffnung!“ — — rief der Monarch: „ja, ich will leben, und dein Mittel verſuchen. Wähle du ſelbſt dazu die drei glücklichen Sterblichen, weiſer Kulai, die dies Wunder mit ihren Namen bewirken können. Wenn ſie mir meine theure Irandocte wieder ſchenken, bin ich glücklicher, als ſie alle!“ — Sogleich erging ein Befehl durch das ganze Reich: daß jeder, der eines vollkommenen Glücks genöſſe, ſich bei dem weiſen Kulai melden, deſſen Fragen aufrichtig beantworten, und ihm ſeinen deutlich geſchriebene Namen zurück laſſen ſolle, denn das Leben des Monarchen und ſeiner Gemahlinn, der ſchönen Irandocte hänge an der Befolgung dieſer drei Punkte.

Kaum war dieſer Befehl ergangen, ſo kam ein junger Menſch ganz athemlos auf den Hauptplatz zu Eskebar gelaufen, und rief dem Weiſen zu: „hier, hier iſt mein Name ganz deutlich geſchrieben, ich heiße Kobad, erwecke die Königinn von den Todten.“ Nun ſchöpfte er Athem; „eilet, eilet!“ fuhr er jetzt fort: „ihr habt keine Zeit zu verlieren.“

„Wie ſo?“ fragte der Weiſe.

„Herr,“ erwiederte Kobad, „ich bete die reitzende, göttliche Menoulon an: es iſt das vollkommenſte Weſen unter der Sonne. Doch, — wenn es nicht Läſterung wäre, ſo würd' ich dir geſtehen, — die göttliche Menoulon iſt nicht frei von den Launen, die man ihrem Geſchlechte insgemein zur Laſt legt. Geſtern verbannte ſie mich unbarmherzig aus ihrer Gegenwart; heute rief ſie mich zurück;

heute bin ich der glücklichſte Sterbliche. Aber wer weis, ob morgen — .“

„Ich verſtehe dich,“ unterbrach ihn Kulai, „du biſt der glücklichſte Menſch, ſo lange dich die göttliche Menoulon liebt; und ſie liebt oder verbannt dich aus ihrer Gegenwart, nach ihrer guten oder böſen Laune; — das iſt eine ſonderbare Glückſeligkeit. Wahrlich, ein Wechſelfieber wäre mir lieber, die Anfälle ſind beſtimmter, und ich weiß, woran ich bin. Nimm deinen Namen nur zurück, er wird Irandocten nicht wieder erwecken.“

Wenige Tage darauf erſchienen zwei Liebende. Sie wurden von dem Weiſen viel beſſer empfangen. Seit mehr als vier Jahren liebten ſich Zalzer und Balkis mit inniger Zärtlichkeit, ihre Liebe gründete ſich auf Tugend, und erhielt ſich durch Achtung; endlich hatten ſie alle Schwierigkeiten überwunden. Heute hatten ſie am Fuß des Altars ihr Glück geſichert, und machten dem Weiſen davon eine höchſt lebhafte rührende Schilderung. Er ſchien darüber entzückt, aber er fragte die Neuvermählten, „ob ſie es wohl wagen würden, ihr noch ſo junges Glück einer Probe zu unterwerfen? Sie ſoll nicht einmal lang oder beſchwerlich ſeyn,“ ſetzte er hinzu, „genießt acht Tage lang des Vergnügens, euch zu ſehn und zu beſitzen, aber genießt es ununterbrochen, unzerſtreut und in der größten Einſamkeit.

Ihr ſeyd einander genug; Liebenden iſt die Welt nichts, ein liebendes Herz alles!“

Den jungen Eheleuten gefiel der Vorſchlag, und ſie entfernten ſich, um acht Tage lang, in der Wonne des beſtändigen Zuſammenſeyns zu ſchwelgen. Nichts glich dem Taumel des Entzückens am erſten Tage, am zweiten war dies Entzücken ſchon minder lebhaft, am dritten hatte man Langeweile, am vierten entſpann ſich ſchon ein kleiner Zwiſt, und am fünften trennte ſich das junge Ehepaar.

Nach den Neuvermählten meldeten ſich bei dem Weiſen zwei Menſchen von geringem Aeußern und traurigen Anſehen. Es waren Brüder, und der älteſte führte das Wort. „Wir ſind weder von vornehmer Geburt noch reich,

reich, in der kleinen Stadt, in der wir leben, kennen uns kaum unſre Nachbarn; kurz, Herr, wir ſind nichts weniger als glücklich. Aber wenn der König wollte, könnten wir es bald und noch glücklicher werden, als nöthig wäre, der Königinn das Leben wieder zu ſchenken. Ernennt der König meinen Bruder zum Gouverneur unſrer kleinen Vaterſtadt, und ſchenkt er mir, der ich weniger ehrgeizig, aber vernünftiger bin, nur zwanzigtauſend Goldſtücke, ſo iſt uns geholfen.“

„Eure Bitten ſind gar nicht ſchwer zu erfüllen,“ entgegnete der Weiſe: „ich werd' es dem Könige vorſtellen, und er wird euch dieſe Kleinigkeit ſicher nicht abſchlagen, doch eine Bedingung iſt dabei. Schaffe mir erſt einen Menſchen, der zwanzig, oder wenn du lieber willſt, einen der hunderttauſend Goldſtücke beſitzt, und du, (ſich zu dem Bruder des Sprechers wendend), zeige mir einen Gouverneur von irgend einer kleinen oder großen Stadt, die beide vollkommen mit ihrer Lage zufrieden ſind. Ich verſpreche euch alsdann die Gewährung eurer Bitten, und Irandocens Erweckung leidet keinen Zweifel weiter, denn ſtatt der drei Glücklichen haben wir dann viere.“

Die beiden Brüder übernahmen freudig den Auftrag und verſprachen bald, ein jeder mit einem Gefährten wieder zu kommen; aber ſie kamen nicht, denn ſie fanden nur Reiche, die noch reicher zu werden ſtrebten und nur Stadtgouverneurs, die ganze Provinzen zu regieren verlangten.

Auf dieſe und ähnliche Art wieß der Weiſe eine Menge Schwindler ab, die alle in dem Wahne ſtanden, glücklich zu werden, wenn ihnen ein Landgut, ein Amt, ein Ehrentitel und dergleichen zu Theil würde.

Endlich erſchien unter ſo viel eitlen und eigennützige Seelen ein Menſch von der perſiſchen Grenze, der nichts begehrte und nichts wünſchte.

„Herr,“ redete ihm dieſer Glückliche an: „ich liebe einzig das Vergnügen; aber ich liebe es vernünftig, um es beſſer zu genießen, vermannigfaltige und mäßige ich es, ja ich verſage es mir oft. Ich bin jung, geſund

und reich. Füge zu dem allen einen frohen, leichten Sinn, Freunde, die mir keinen Zwang auflegen, eine reitzende Geliebte, die ich nicht zu heftig, nicht zu lau liebe, und nun urtheile, ob ich mich nicht für glücklich halten darf?" —

„Du haſt recht, doch an deiner Stelle würde ich den Tod recht ſehr fürchten." —

„Ja, ich fürchte mich auch wohl etwas davor, aber die Güter dieſes Lebens wären nichts wehrt, wenn man nicht die Beſorgniß hätte, ſie zu verlieren."

„Sehr richtig, — ſind denn aber die Genüße, die dieſe Güter darbieten, wohl ganz rein, wenn dieſe Furcht ſie vergiftet?" —

„Ich denke ſo wenig als möglich an den Tod.“ —

„Das iſt nicht genug, denke gar nicht daran, oder entdeck' ein Mittel, nicht zu ſterben, dann will ich deinen Namen gern auf Irandocte's Grab ſchreiben, noch kann ich es nicht.“ —

Der Epikuräer entfernte ſich, mit dem Vorſatz, nicht an den Tod zu denken, aber eben dieſes Streben war ein beſtändiger Gedanke daran.

Endlich beſchloß Kulai dieſem halb traurigen, halb luſtigen Geſchäfte, das ihn nun ſeit drei Monaten auf eine ſehr beſchwerliche Art behelligt hatte, ein Ende zu machen. Er ging zum Könige, deſſen Schmerz die Zeit ſchon in ſanfte Schwermuth verwandelt hatte, und geſtand ihm freimüthig den ſchlechten Erfolg ſeiner Nachforſchungen.

„Wozu ſo viele Unterſuchungen,“ ſagte der Monarch: „warum ſchreibſt du nicht deinen eignen und den Namen zweier andern Weiſen auf das Grab der Königinn? Beſitzt ihr nicht das reine Glück, das ihr Weiſen einzig für die Frucht der Weisheit ausgebt?“ —

„Ach Herr, die Weiſen ſind nur Menſchen, ſie irren oft, und lügen ſogar zuweilen. Was mich betrifft, ſo habe ich dreißig Jahr daran gearbeitet, weiſe und glücklich zu werden; und es iſt leider nur zu wahr, ich bin weder das eine noch das andre.“ —

„Alſo iſt wohl hienieden Niemand wahrhaft glücklich?“ —

„Nein, Herr, ich muß es dir bekennen, kein Sterblicher iſt ganz glücklich, und kann es auch auf dieſer Erde ſeyn. — Die Freundinn, die du beweineſt, lernte frühzeitig dieſe traurige Wahrheit. Sie gehorchte willig den Beſchlüſſen des Himmels, und hat ſich gewiß durch den richtigen Gebrauch dieſes kummervollen Lebens, ein beſſeres erworben. O König der Könige, folge dem Beiſpiel deiner tugendhaften Gemahlinn, und höre auf, ihre Glückſeligkeit zu beweinen.“

Der König dankte nach einigem Nachdenken dem Weiſen für ſeinen Einfall und ſeinen guten Willen. Er entſagte den Gedanken, die Königinn von den Todten zu erwecken, und tröſtete ſich, wie man ſich gewöhnlich tröſtet; Zeit, Zerſtreuungen und gegenwärtige Leiden vertilgten den Eindruck, der Vergangenheit und ſchenkten ihm die verlorne Ruhe wieder.

XXII.

Das
Paradies des Schedad.

Lange vor der Zeit, wo der Prophet der Gläubigen die Welt erleuchtete und der Koran aus dem ſiebenten Himmel nieder zur Erde kam; war Schedad unumſchränkter Beherrſcher von Yemen. Dieſer gottloſe, wollüſtige und grauſame Tyrann glich mehr einem Ungeheuer, als einem Menſchen, und dennoch wollte er vergöttert ſeyn. Seine Hofleute hätten ihm, und wohl gar ſeinem Affen und Papagoi göttliche Ehre erwieſen, hätte es ihm genügt, aber Schedad wollte von allen ſeinen Unterthanen ohne Ausnahme in vollem Ernſt angebetet und für einen Gott gehalten werden.

Dies zu bewirken, ließ er in der ſchönſten Provinz ſeines Reiches einen großen runden Strich Landes mit einer unabſehbar hohen Mauer einſchließen. Eine Reihe hoher Pinen umkränzt oder umgürtete inwendig dieſen Platz, an welchem alles verſchwendet war, was nur Natur und Kunſt im lieblichſten Verein zur Verſchönerung eines Gartens hervorbringen können. Wieſen dufteten im

Schmucke des Frühlings, unter Obſtbäumen, deren Aeſte des Herbſtes Früchte beugten, Bäche, die lispelnd über Goldſand, oder murmelnd über ein Bett von Perlen dahin rollten, vermiſchten ihr melodiſches Geräuſch mit dem Geſang der lieblichſten Vögel. Hier ſpiegelte man ſich in einem kleinen Teiche, auf deſſen ruhiger Fläche Fiſche von allen Farben und Arten ſpielten: dort trat man in ein romantiſches Thal, wo ein vom Felſen ſtürzender Waſſerfall die ſchwüle Luft kühlte. Weiterhin wallte man in duftenden immer grünenden Schatten, wo neben dem Ambraſtrauch, der Balſampappel und der Aloe, ſich Palmen und Zedern erhoben. Ueberall prangte die Natur mit ihrem ſchön-

Schmucke, und die Kunſt, die ſie verſchönte, verbarg ſich beſcheiden dem Auge.

In der Mitte dieſer zauberiſchen Einſamkeit, erhob ſich ein runder Berg in ſanften Abhängen, und bildete auf der Spitze eine weite Fläche. Hier ließ Schedad einen marmornen Pallaſt errichten, und ihn auf die geſchmackvollſte Art überall ausſchmücken. Hier herrſchte Pracht, Bequemlichkeit und alles, was nur Weichlichkeit zum Vergnügen erſonnen hatte. Man fand hier Künſtler aller Art, Tänzer, Schauſpieler, Tonkünſtler, Köche, ja ſelbſt Dichter. Schedad machte ſich nicht viel aus den letztern, am liebſten waren ihm die auserleſenen Sclavinnen, die in dem Pallaſt und in den

Gärten umherſchwärmten. Sie waren ſchön, wie die göttliche Hemis, freilich nicht ganz ſo keuſch, wie ſie, aber dafür auch viel munterer und lebhafter.

Als dies Kunſtwerk vollendet war, ließ Schedad folgendes ſonderbare Edikt an alle Tempelpforten heften.

„Schedad, Gott von Yemen, entbietet hierdurch allen ſeinen treuen Unterthanen Heil und Segen!“

„Da wir beſchloſſen, alle andre Götter, die dem Sterblichen erſt nach dem Tode Glückſeligkeit verheißen, an Großmuth zu übertreffen, ſo verkünden wir hiermit, daß wir in der Ebene von Iram ein Paradies geſchaffen haben, in welchem alle Wonnen dieſes Lebens genoſſen werden ſollen. In dies Paradies wollen wir nun zu ſeiner Zeit alle diejenigen einführen laſſen, die mit Hintenanſetzung jeder überläſtigen Tugend, wahrhaft an uns geglaubt und unſrem Willen Gehorſam geleiſtet haben; ſchon itzt aber ſollen ohne weitere Probe diejenigen Anbeter unſrer Gottheit, deren Namen dieſer Verordnung angehängt ſind, in dieſen Wohnort der Seligkeit aufgenommen werden. O Völker von Yemen, folget ihrem Beiſpiel und trachtet nach der Belohnung, die ihnen zu Theil geworden iſt.“

Die hochbeglückten Anbeter Schedad's waren einige ſeiner gröbſten Schmeichler, die Vollſtrecker ſeiner grauſamen Befehle, die

Gefährten ſeiner Ausſchweifungen, verächtliche Weiber, die ſich ihm ergeben hatten, und andre verſchlagenere, die ihn mit Hoffnungen ſchmeichelten.

Kaum war indeß dieſe Verordnung erſchienen, als Schedad den neuen Heiligen Wort hielt und ſie feierlich nach dem Schloſſe in der Ebene von Iram führte, wo er ſie mit der Ermahnung verließ, in Frieden der Glückſeligkeit zu genießen, die er ihnen bereitet habe, und die er durch ſeine öftere Theilnahme zu erhöhn geſonnen ſeyn.

Bei'm Herausgehn verſchloß er ſelbſt die Thüre des Heiligthums, und befahl dem Wächter, einen jeden Uneingeweihten, der es wagen würde, ſich dieſem Paradieſe zu nähern, am Fuße der Mauer, ohne alle Schonung, niederzuſtoßen.

Indeſſen überließen ſich die Hochbeglückten alle dem Entzücken, worinn ſie ſchon durch den bloßen Anblick ihrer neuen Wohnung verſetzt wurden. Zum erſtenmal in ihrem Leben fühlten ſie Bewunderung, ja ſogar Liebe für den Tyrannen; was er verlangt hatte, ging wirklich in Erfüllung, ſie behaupteten, der Schöpfer eines ſolchen Wohnſitzes der Wonne, könne nur ein Gott geweſen ſeyn.

Aber ihr Glaube war von ſo kurzer Dauer als ihre Seligkeit. Die ununterbrochenen, unmäßig genoßenen Vergnügungen, die zwar dem Anſcheine nach verſchieden, im Grunde aber immer dieſelben waren, verloren bald, ihr Anziehendes, und verwandelten ſich in unerträgliche Beſchäftigungen. Die Fülle der Genüſſe erſchöpfte die Genußfähigkeit, und bald folgte ihr Ueberdruß, Langeweile und ein Heer von Krankheiten; aber dies war noch nicht das ſchlimmſte. Die Hochbeglückten hatten ſich ehemals nicht genau gekannt, noch weniger alſo geliebt, bei ihrer jetzigen nähern Bekanntſchaft war es unvermeidlich, daß ſie ſich nicht von ganzem Herzen hätten haſſen ſollen. Von dieſem Zeitpunkt an hörte nun alle Glückſeligkeit auf. Eingeſperrt in ihren Zimmern, oder einzeln zerſtreut auf den Terraſſen vor dem Pallaſt, betrachteten ſie traurig die herrlichen Anlagen ihres Paradieſes, das ſich plötzlich für ſie in einen prachtvollen Kerker verwandelt hatte. Ihr Blick ſchweifte ſehnſuchtsvoll über die Mauer hinaus, und ſtrebte nach der Ferne; ſie ſehnten ſich nach dem rothen Meer, und nach jenen rohen Felſenketten, die ſie nur von Weitem am Horizont erblicken konnten. Was hätten ſie nicht darum gegeben, auf dieſen öden Klippen umherirren, oder das wegen ſeiner Stürme, Untiefen und Schiffbrüche berüchtigte Meer beſchiffen zu können.

In ſolchem Elende ſeufzten die Seligen dieſes Paradieſes, als der Gott von Yemen ſie mit ſeinem erſten Beſuch beehrte. Seine beglückende Gegenwart ſollte noch die Freuden vermehren, wovon er ſie berauſcht zu ſehen wähnte. Nichts glich daher ſeinem Erſtaunen und ſeiner Wuth, als er auf jedem Geſichte Langeweile und Kummer gewahr ward, und ſtatt Jubel und Freudengeſänge, nur Murren und Klagen vernahm. Dennoch verbarg er ſein Mißfallen, ſo gut er konnte, und ließ es weder an Bitten noch Drohungen fehlen, bis er endlich durch Schmeicheln und Toben ſeine Heiligen ſo weit brachte, daß ſie ihm verſprachen, alles zu verſuchen, ſich an dem Paradieſe zu gewöhnen, und ihr Glück ohne Murren zu erdulden.

Schedad rechnete jedoch nicht ſehr auf dies erzwungene Verſprechen, deſto mehr auf ſeinen den Wachen gegebenen ſtrengen Befehl, an der äußeren Mauer nicht nur alle Uneingeweihten, ſondern auch alle Geligen ohne Gnade nieder zu ſtoßen, die über die Mauer zu ſteigen verſuchen würden.

Ungeachtet aller dieſer Anordnungen, kehrte Schedad doch nicht ohne heftige Unruhe in ſeine Reſidenz zurück. Er ſelbſt konnte ſich nicht durch Schmeichelei betrügen, und zu deutlich ſah er ein, daß bei dieſen Umſtänden ſein Paradies und ſeine Gottheit bald in üblen Ruf kommen würden. Dies zu verhüten, griff er zu dem äußerſten ihm noch übrigen Mittel.

Eine zweite Verordnung machte überall bekannt, daß der Monarch, gezwungen durch die Undankbarkeit des Volkes, und ſeinen Mangel an Eifer, in das von ihm erſchaffene Paradies zu gelangen, beſchloſſen habe, nunmehr auch eine Hölle zu ſchaffen, die den Gottloſen und Ungläubigen Gehorſam und Ehrfurcht einflößen ſolle.

Da es nun leichter iſt, Menſchen zu quälen als zu beglücken, ſo würde dies zweite Unternehmen ſicher weit beſſer gelungen ſeyn, als das erſte, wäre es wirklich zur Ausführung gekommen. Doch dies geſchah nicht.

Die Beſorgniß des Volks über neue Grauſamkeiten des Tyrannen erſchöpften ſeine Geduld. Schedad ward des Throns entſetzt, und man berathſchlagte lange darüber, wie er für alle ſeine Grauſamkeiten zu beſtrafen ſey. Endlich ward er in dem von ihm erbauten Sitz der [illegible]ligen, den er mit Böſewichtern bevölkert hatte, eingeſperrt, und jedes Thor dieſes hölliſchen Paradieſes zugemauert. Hier lernte nun der Gott von Yemen, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, und mit Schmähungen überhäuft, aber zu ſpät: daß es nur einen wahren Gott giebt, der die Entwürfe des Laſters zerſtört und die Tugend allein wahrhaft glücklich macht.

XXIII.

Der unbeſtechliche Sclave.

Behoram, ein Sohn Isdegards des erſten, Königs von Perſien, hatte ſich in eine junge Sclavinn ſeiner Mutter leidenſchaftlich verliebt. — Um die ſchöne Sclavinn zu ſehen, war er ſo dreiſt, in den Harem zu gehn, obgleich der Eintritt allen Männern unter Androhung der marter vollſten Strafen unterſagt iſt. Hier überraſchte ihn der König, mit finſterm Blick nahte er ſich ihm und ſagte:

„Prinz! ihr habt den Tod verwirkt, aber ich bin Vater, und ich will euer Verbrechen nur als die Uebereilung eines leichtſinnigen jungen Menſchen betrachten. Für diesmal nur eine gelinde Strafe, und ich übertrage euch ſelbſt die Vollziehung. Mit eigner Hand gebt dem Sclaven, der euch in dem Harem gelaſſen, dreißig Peitſchenhiebe, und beſetzt ſeine Stelle mit einem andern Wächter, für den ihr mir aber ſtehen müßt.“

Der Prinz gehorchte. Er gab dem Sclaven, der ihn in den Harem eingelaſſen hatte, dreißig Peitſchenhiebe, doch bat er ihn dabei wehmüthig, es ihm zu verzeihen, daß er das Strafamt an ihm vollſtrecken müſſe, und er verlieh die erledigte Stelle einem andern Sclaven, der ihm zeithero ſehr eifrig den Hof gemacht hatte.

Nach Verlauf von einigen Tagen verlangte der Prinz, wieder in den Harem gelaſſen zu werden, aber der neue Thorwächter verweigerte ihm den Eintritt mit Ehrfurcht, doch zugleich mit Feſtigkeit.

Vorwürfe, Drohungen, Bitten, Verſprechungen, dargebotene Geſchenke, alles war ohne erwünſchten Erfolg. Wenigſtens nutzte es den perſiſchen Prinzen nicht ſo viel, als dem Sclaven die Antwort, die den Prinzen in Erſtaunen ſetzte.

„Sohn des Königs der Könige!“ ſagte ſein ehemaliger Schützling: „ſeyd ſo gnädig „und entfernt euch, oder verzeiht mir, wenn „ich euch das wieder zurück gebe, was ihr „meinem Vorgänger im Amt ausgetheilt habt!“

Der Prinz zog ſich beſchämt zurück, feſt entſchloſſen, dieſen undankbaren und frechen Sclaven für ſeine Widerſpenſtigkeit büßen zu laſſen. — Es unterblieb indeß, und als er den perſiſchen Thron beſtiegen hatte, ernannte er den nämlichen Haremswächter zum Oberaufſeher des Harems und hernachmals zum erſten Schatzmeiſter.

XXIV.

Was man gewinnt, wenn man früh aufſteht.

Kosroes Nushirvan hatte ſein Liebſtes auf dieſer Welt, ſein Volk und ſeinen Sohn, der Sorgfalt des weiſen Buzurges anvertraut, und dieſen ſo wohl zum erſten Weſſir, als auch zum erſten Lehrer von Perſiens Thronerben ernannt. Der junge Prinz ſtand gern ſpät auf, und dieſer dem erſten Anſchein nach, nur unbedeutende Fehler, war dem ſtrengen und ernſten Buzurges ſehr mißfällig.

„Fürchte die Trägheit, o Sohn des größten Monarchen!“ ſagte er einſt zu ſeinem Zögling; „fürchte dies Laſter, das eben ſo gefährlich als ſchwer zu überwinden iſt. Was man dem Schlaf einräumt, iſt für die Geſchäfte, ſelbſt für das Vergnügen verloren. Jeder unnöthige Schlaf iſt Diebſtahl am Leben, und die Götter haben es uns doch nur ſehr kärglich zugemeſſen.“

Unglücklicher Weiſe blieben ſo vernünftige Vorſtellungen ohne Wirkung. Um Perſiens Prinzen zu ermuntern, mußte Perſiens erſter Weſſir am Morgen jedes Tages in eigner

Perſon kommen, und ihn ſeinem Lager mit Gewalt entreiſſen.

Daß dieſe gewaltſame Störung dem Prinzen nicht ſehr gefallen konnte, läßt ſich leicht denken, aber das Mittel gewiß ſchwerer errathen, deſſen der Prinz ſich bediente, ihrer entledigt zu werden.

Er befahl einigen ſeiner Bedienten, ſich im Hinterhalt eines Hofes zu verſtecken, über welchen der Weſſir gehen mußte, wenn er des Morgens zu ihm kam; ihn dort wohl vermummt zu erwarten, und nach beſten Kräften auszuplündern.

Schwerlich ward je eine gute Handlung beſſer ausgeführt, als dieſe ſchlechte. Der Weſſir wurde bei'm Anbruch des Morgens mit ſolcher Treue geplündert, daß, als er vor dem Bette seines Pflegebefohlenen erſchien, er nichts weiter hatte, als was man anhaben muß, um nicht ganz nackend zu ſeyn. Als er den Prinzen geweckt hatte, bat er ihn wegen des Anzugs um Verzeihung, worinn er ſich ihm zeigen müſſe, und erzählte ihm ſein Abentheuer.

„Nun dann, Weſſir,“ erwiederte lachend der Prinz: „wie lange wirſt du mir noch vom Wachen vorpredigen? Siehe da, was du mit deinem Frühaufſtehen gewonnen haſt!“ —

„Herr!“ antwortete Buzurges, „die „Räuber haben mir einen Rock und Turban genommen, einen koſtbaren Gürtel,

„eine Börſe von hundert Goldſtücken, „und einen trefflichen Diamanten, den „der König mir gegeben hatte. Siehſt du „nun, was ſie dadurch gewonnen haben, daß „ſie früher aufgeſtanden ſind, als ich!“

XXV.

Das Glas mit Waſſer.

Nach ſiebenzig glücklichen Schlachten wider die Araber, hatte Hormuzan, Perſiens tapferer Vertheidiger, das Unglück, in die Hände dieſer ſtolzen Eroberer zu fallen, und wurde vor dem Kalifen Omar geführt, der ihn verurtheilte, noch auf dem Schlachtfelde den Kopf zu verlieren.

Hörmuzan, der in Gefahren des Schlachtfeldes ſo oft ſchon wie ein Mann dem Tode in's Auge geſehen hatte, bebte vor dem Tode auf dem Blutgerüſte. Er bat um ein Glas Waſſer, und man brachte es ihm; allein ſeine Unruhe war ſo groß, daß er des Trinkens vergaß.

„Trink!“ redete ihn Omar an: „noch einmal ſey dir erlaubt, die Gabe des Schöpfers zu genießen, und ehe du getrunken haſt, ſollſt du nicht ſterben!“

Da der Verurtheilte von dieſer Erlaubniß keinen Gebrauch machte, ward Omar ungeduldig, und befahl, das Todesurtheil ſogleich zu vollziehen.

„Trügeriſcher Fürſt!“ rief Hormuzan

aus: „haſt du mir nicht ſo eben verſprochen, ich ſollte nicht eher ſterben, als bis ich getrunken hätte? Noch trank ich nicht.“

„Wohl geſprochen,“ erwiederte der Kalif: „Ein gutes Wort iſt einer guten Handlung werth. Trink' und lebe; ich begnadige dich!“

XXVI.

Der Thron.

Behloul war eins jener ſonderbaren Geſchöpfe, in denen ſich nicht ſelten der Harlekin mit dem Philoſophen vereint. Er hatte die Rolle des Luſtigmachers am Hofe des Kalifen Haroun Al-Raſchid, und ſagte ihm oft heilſame Wahrheiten.

Als eines Tages im großen Saal des Pallaſtes eine feierliche Verſammlung gehalten wurde, und Behloul bei'm Eintreten für ſich keinen Platz mehr leer fand, ſetzte er ſich ohne Umſtände auf den Thron des Kalifen, den man noch erwartete.

Die Verſammlung lachte über dieſen Spas, aber die Thürhüter empfanden ihn ſo übel, daß ſie den neuen Kalifen mit ziemlich derben Stockſchlägen entthronten. Noch ließen die Thränen über ſeine Wangen herab, als der wahre Kalif in den Saal trat, und ihn im Vorübergehn befragte, warum er weine.

„Beſchützer der Gläubigen!" antwortete Behloul, „ich wein' über die Strafen, die „dir drohen. Ich ſaß einen Augenblick auf „dieſer gefährlichen Stelle, und bin von

„Schlägen wie gerädert; urtheile, was dir „der Himmel aufbewahrt hat, dir, der du „nun ſchon ſo lange darauf ſitzeſt. Du magſt „noch ſo gut ſeyn, Prinz, immer haſt du „doch mehr Böſes darauf gethan, als ich.“

XXVII.

Witziger Einfall eines perſiſchen Dichters.

Ein Tartarfürſt lebte auf einem ſehr vertrauten Fuße mit dem Dichter Achmedi, deſſen originelle Einfälle ihn ergötzen. Als er ſich eines Tages mit ſeinen Höflingen und dem Dichter badete, ſagte er zu ihm: „Achmedi, bilde dir einmal ein, du ſeyſt in einer Krämerhalle, wo du Sclaven kaufen wolltest. Wir ſind alle feil; laß ſehen, wie hoch du uns ſchätzeſt.“

Achmedi ſuchte ſich ſo gut als möglich dieſes verfänglichen Auftrages zu entledigen. Auf Prahler, Wichtigkeitskrämer und Einfältige ſetzte er ſehr hohe Preiſe, diejenigen aber, die Verſtand genug hatten, Scherz zu verſtehen, ſchlug er nur zu ſehr niedrigen Preiſen an, und ſpöttelte über ſie ohne Schonung. Kurz, er machte ſeine Sache ſo gut, daß die Höflinge zufrieden waren, oder ſich wenigſtens ſo ſtellten.

„Und mich,“ rief der Fürſt endlich: „wie hoch bringſt du mich in Anſchlag? Sprich aufrichtig!“ —

„Euch, Prinz? Je nun! Ihr mögt immer fünf und dreißig Aſpern *) werth ſeyn.“ —

„Närriſcher Menſch! das Trockentuch, worinn ich mich hülle, iſt allein ſchon dreißig werth.“ —

„Ja, das weiß ich wohl, auch hab’ ich es ſchon mit in Anſchlag gebracht.“ —

Und dieſer Scherz galt einem Tamerlang, einem Eroberer, vor dem die ſtolzen Könige zitterten, und der den halben Erdkreis mit Blut überſchwemmte. Er fand den

---

*) Ungefähr ein Gulden im jetzigen Gelde.

Einfall ſehr gut, und machte ſeinem Tarator ein ſchöſtes Geſchenk. Von der Zeit an, heiſt es, wird keinem Tartarkönige mehr geſchmeichelt.

XXVIII.

Die Mondfinſterniß.

Unter der Regierung des Mameluken-Sultans Bibars Bondokdar ereignete ſich zu Cairo eine Mondfinſterniß, die dieſer abergläubiſche Fürſt für eine Vorbedeutung ſeines Todes hielt. Schmeichelnde Sterndeuter würden ihm geſagt haben, ein großer König könne nur an einer Sonnenfinſterniß ſterben. Diejenigen aber, die er darüber zu

Rathe zog, thaten ſich auf ihre große Aufrichtigkeit viel zu gute. Sie geſtanden ihm, daß der Mond einen muſelmanniſchen Fürſten mit einem nahen unvermeidlichen Tode bedrohe; welchen Fürſten? das wüßten ſie ſelbſt nicht, denn der Mond hätte keinen namentlich bezeichnet. Dieſer Umſtand beruhigte Bondokdar in etwas, und er glaubte der Vorbedeutung auszuweichen, wenn er ſie auf einen andern deute.

Er hatte nämlich an ſeinem Hofe einen Enkel des Sultans, deſſen Gefangener Ludwig der Heilige war, und den die Mamelucken ermordeten. Dies war alſo gerade ein muſelmanniſcher Fürſt, ein junger Prinz ohne Land, ohne Freunde, und, nach Bondokdars Meinung, ganz dazu geeignet, ein Opfer der Mondfinſterniß zu werden. Er ließ ihn deshalb zu einem Gaſtmahl laden, und ſetzte ihm vergifteten Wein vor. Um ſeine Tücke nicht merken zu laſſen, mußte für ihn anderer Wein in eben dem Becher gegoſſen werden, den er austrank. Es war aber auf dem Boden des Bechers etwas Gift zurück geblieben, das glücklicher Weiſe hinreichte, auch den Giftmiſcher zu tödten.

Die Mondfinſterniß alſo, die nur einen Fürſten verlangt hatte, bekam nun zwei dafür, und in dieſem doppelten Unglücke ſah das Volk doch weder den Betrug der Sterndeuter, noch Bondokdars Bosheit, noch ſeine von der Vorſicht ihm bereitete verdiente

Strafe. Es ſah nichts, als die Mondfinſterniß, und bewunderte die Macht der Geſtirne, die noch mehr leiſten, als ſie prophezeihen. —

XXIX.

Sultan Thogrul Ben-Arslam.

Nach langen, glücklich geendigten Kriegen, dachte Thogrul Ben-Arslam, Sultan von Irak in Perſien, weiter an nichts, als ſeiner Siege zu genießen, und endlich die Süßigkeiten des Friedens zu ſchmecken. Er überließ ſich ihnen nur zu ſehr, auf Koſten ſeines Ruhms und ſeiner Tugend, ergab ſich unvermerkt der Trägheit, Wolluſt und Unmäßigkeit, beſonders im Weintrinken, und ſo ſah man einen muſelmanniſchen Monarchen ſich in Wein berauſchen, wie den verworfenſten Ungläubigen.

Zu dieſer Leidenſchaft geſellte ſich noch eine andre, die zwar nicht ſo ſchimpflich, aber weit lächerlicher war, nämlich die Raſerei, Verſe zu machen. Die perſiſchen Geſchichtſchreiber loben dieſe Verſe, und verſichern ſogar, daß aus ſeiner, von ſchiraſſer Wein erhitzten Dichterader zuweilen wahre Meiſterſtücke zum Vorſchein gekommen wären. Man kann ihnen Glauben beimeſſen, wenn man will, aber man denke ſich nur einmal ein von einem trunknen Dichter beherrſchtes Reich.

Alle Arten von Unordnungen nahmen mit jedem Tage mehr Ueberhand, ohne daß der Sultan ſich darum bekümmerte, oder andre Mittel dagegen anwendete, als gereimte Edikte, Satyren und Liederchen, die er ſelbſt verfertigte.

Man murrte, man überreichte ſehr vernünftige Gegenvorſtellungen in Proſa, die aber nichts fruchteten und ſehr übel aufgenommen wurden. Endlich forderten einige Emire heimlich den König von Carizme auf, Perſien von einem verhaßten und verächtlichen Fürſten zu befreien, der es weder zu beherrſchen, noch zu vertheidigen wußte.

Dem Könige von Carizme war dieſer Antrag ſehr willkommen; er rüſtet ſich alſo,

die

die Staaten ſeines Nachbars anzugreifen, und Thogrul, was man gar nicht mehr hoffte, Thogrul erwachte bei'm Geräuſche der Waffen aus ſeiner Schlafſucht, und ſchien auf einmal ſeinen Muth und ſeine Vernunft wieder bekommen zu haben. Er verſammelte ſeine Krieger, ſchmeichelte ihnen, flößte ihnen Muth ein, und ſo zog er, voll Zuverſicht auf ſein Heer und ihre Anführer, dem unrechtmäßigen Angreifer, ſtolzen Muthes, entgegen.

Aber ach! wie ſchwer läßt ſich ein Lieblingsübel heilen! Thogrul verfiel bald wieder in ſeine zwiefache Thorheit, machte Verſe während des Marſches und berauſchte ſich im Lager.

Als er eines Tages wie gewöhnlich trunken war, kamen Eilboten mit der Nachricht, daß das feindliche Heer, das er weit entfernt glaubte, in der ſchönſten Ordnung anrücke, und Anſtalt mache, ihn zu umzingeln. Auf diese Nachricht ſtieg er zu Pferde, ſeine Truppen ordneten ſich ſo gut ſie konnten, und ob ſie gleich mehr Luſt zum Fliehen, als zum Fechten hatten, folgten ſie doch ihrem unwürdigen Anführer.

Als man ſich auf Pfeilſchußweite genähert hatte, erhob Thogrul ſeine Stimme, und deklamirte folgende ſchwülſtigen Stelle aus einem alten perſiſchen Dichter.

„Mit einem Hieb ſpaltet meine Streit„kolbe ein ganzes Heer, und gewährt den

„Helden, die mir in gedrängten Haufen folgen, „eine geräumige Bahn. Unerſchütterlich auf meinem Sattel, zwinge ich alles, „der Gewalt meines Arms zu weichen, und „gebiete der Erde, ſich zu drehen, wie ein „Mühlſtein.“ —

Der mächtig berauſchte Thogrul ſah freilich die Erde ſich drehen, und vielleicht wollte er ihr, um ihre Drehungen noch ſchneller zu machen, mit ſeiner Streitkolbe einen derben Schlag verſetzen, als er zu ſeinem Unglück dazu mehr Kraft als Geſchicklichkeit anwendete, und dadurch ſeinem Pferde ein Bein zerſchlug, ſo daß er mit ihm niederſtürzte, und weder der Reiter noch das Pferd ſich wieder emporzuheben vermochten. In dem nämlichen Augenblicke flog ein Emir aus dem feindlichen Heere mit verhängtem Zügel herbei, warf ſich auf den gefallenen Sultan, und hieb ihm mit einem Säbelſtreiche den Kopf vom Rumpfe.

So ſtarb Sultan Thogrul, von allen Trinkern und Versmännern ſeines Reichs bitterlich bedauert. Einer dieſer letztern ſetzte ihm eine Grabſchrift, die alle perſiſche Akademieen vortrefflich fanden; hier iſt ſie in einer treuen Ueberſetzung:

„Groſer König! der Erdkreis ängſtigt „ſich, und der Azur des Himmels entfärbte „ſich mit jedem Augenblicke. Geſtern war nur „ein ſehr kleiner Zwiſchenraum zwiſchen bei-

„nem Kopfe und dem Firmamente, und heute, ach! nur ein zu großer zwiſchen deinem „Kopf und Rumpfe.“

XXX.

Der Thron der Turkomanen.

Die Turkomanen, einen arme und verachtete Nation, hatten lange Zeit dem Sultan von Khoraſſan achtzigtauſend Hammel, als Tribut, geliefert. Endlich wurden ſie der beſtändigen Plackereien und Mißhandlungen müde, verjagten die Beamten, die dieſen Tribut erheben mußten, und lehnten ſich öffentlich gegen den Sultan auf. Dies war

Sangiar der Salgiucide, einer von Aſiens ſtolzeſten und mächtigſten Monarchen. Er ſtellte ſich alſo an die Spitze einer fürchterlichen Heers, feſt entſchloſſen, die unverſchämten Schafhirten auszurotten. Allein ſein Heer ward geſchlagen, und er ſelbſt fiel den Siegern in die Hände.

Dieſe armen, rohen und ungebildeten Menſchen glaubten, daß ſie einen Gefangenen von ſolcher Wichtigkeit nicht hoch genug ehren, und nicht vorſichtig genug verwahren könnten. Sie errichteten alſo einen nach ihrer Art prächtigen Thron, den ſie mit allem ausſchmückten, was ſie nur koſtbares kannten. Alle Tage, Morgens ſehr früh, ließen ſie den gefangenen Fürſten dieſen Thron beſteigen, auf welchem er bis an den Abend in aller Majeſtät ſitzen mußte. Die vornehmſten der Nation, in Lammfelle gekleidet, ſtanden am Fuße des Throns, im tiefſten Stillſchweigen, mit niedergeſchlagenen Augen, und hielten ihre Hände kreuzweiſe auf der Bruſt. Bei Annäherung der Nacht fielen ſie vor dem erhabenen Sultan nieder, und beurlaubten ſich von ihm; um aber gewiß zu ſeyn, daß ſie ihn des andern Morgens wiederfänden, ſperrten ſie ihn in einen eiſernen Käfig. Dieſer war geräumig genug, daß er ſich darin ausſtrecken und nach Belieben umwenden konnte, und er ſoll ſich dort ungleich beſſer befunden haben als auf ſeinem Throne.

XXXI.

Ibrahim und Tamerlan.

Ibrahim, Fürſt von Schirvan, deſſen unabläßliches Beſtreben es war, ſeinem Volke Gerechtigkeit und Frieden zu erhalten, erfuhr, daß Tamerlan, eben jetzt wiederum auf dem Wege zu neuen Eroberungen, im Begriff ſey, auch ſein kleines Ländchen — nur im Vorübergehn — zu verſchlingen. Zu ohnmächtig, einem ſo mächtigen Feinde zu widerſtehen, zu wenig Held, um ſein Volk muthwillig zur Schlachtbank zu führen, nicht feige genug, es niedrig zu verlaſſen, und ſich mit ſeinen Schätzen allein zu retten, nahm er alle ſeine Koſtbarkeiten und ging dem furchtbaren Eroberer entgegen, bereit ſeinen Kopf ihm darzureichen, wenn Geſchenke und Demüthigungen ſein Herz nicht erweichen könnten.

An Tamerlans Hofe gehörte es mit zur Hofſitte, daß alle Geſchenke, die ihm überreicht wurden, an der Zahl neun ſeyn mußten. Auch dieſer Sitte unterwarf ſich der Fürſt von Schirvan und überreichte neun arabiſche Pferde, die Geſchirre mit Perlen geſtickt; neun für die Jagd zugerichtete Leoparden, mit goldnen Halsketten geziert; neun prachtvoll geſtickte Zelter; neun indiſche Tapeten, und was mehrere ſolcher Gaben waren, ſtets neun an der Zahl — aber nur acht — Sclaven.

„Wo iſt denn der neunte?“ fragte der tartariſche Monarch, mit wilddrohendem Blick.

„Hier, zu deinen Füßen,“ erwiederte Ibrahim, demüthig vor ihm hinſinkend: „du ſiehſt in mir einen deiner Sclaven, treuer wie ſie alle, und zufriedner mit ſeinem Loos, wie keiner unter ihnen. Ich rette mein Volk, und folge der Stimme des großen Gottes, indem ich mich vor dir beuge.“

„Nein, Ibrahim!“ rief Tamerlan aus: „nein, du ſollſt nicht mein Sclave ſeyn; ſey mir fortan Freund und Bruder. Kehr' auf deinen Thron zurück, und das glückliche Volk, das dein Zepter weidet, genieß' in Frieden die Früchte deiner Klugheit und meines Schutzes."

XXXII.

Die kluge Wahl.

Isdegard, König von Perſien, hatte einen ſeiner Sclaven zum Tode verurtheilt. So bald dieſer ſein Schickſal erfuhr, glaubte er, alle Ehrerbietung und Furcht bei Seite ſetzen zu können. Er belegte daher den Monarchen mit den entehrendſten Schmähworten.

„Was ſagt der Sclave mit ſo vieler Hitze?“ fragte Isdegard einem ſeiner Lieblinge.

„Großer Beherrſcher,“ antwortete dieſer: „um ſeiner klugen Betrachtung willen, verdient der Unglückliche ein minder bejammernswürdiges Schickſal. Er ſagt, daß die Götter die Freuden des künftigen Lebens nur denjenigen Monarchen zu einem würdigen Lohn aufbehalten haben, die zu verzeihen wiſſen; und dieſer fromme Gedanke ſcheint mir der Begnadigung nicht unwürdig zu ſeyn.“

„Ich bin ganz eurer Meinung,“ verſetzte Isdegard: „und ich — begnadige ihn!“ —

Ein andrer Höfling, ein erklärter Feind

des vorigen, der ſchon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, ſeinen Nebenbuhler zu ſtürzen, glaubte die Verwünſchungen des Sclaven deutlicher vernommen zu haben, und wandte ſich zu dem Monarchen:

„Großer Beherrſcher, man mißbraucht deine Gnade und hintergeht dich auf eine ſchändliche Weiſe. Dieſer Elende, der ſo weiſe Sprüche geſagt haben ſoll, brach vielmehr in die allerabſcheulichſten Verwünſchungen gegen deine geheiligte Perſon aus.“ —

Der König antwortete zornig: „die Un„wahrheit, die man mir verbrachte, ge„reicht der Menſchheit zur Ehre; die Wahr„heit aber, die ihr mir aufdringen wollt, „iſt für mich betrübend und ſchmerzhaft.“

„Wohlan, mein Freund!“ fuhr er fort, indem er ſich zu dem erſten Höfling wendete: „künftig verlange ich von niemanden, „als von dir, die Wahrheit zu hören.“ —

XXXIII.

XXXIII.

Die Entfernung von der Welt.

Der erſte Weſſir eines Königs von Indien war in Ungnade gefallen, und lebte nun, entfernt vom Hofe, in einem fruchtbaren Thal, welches er auf das ſorgfältigſte bearbeiten ließ, und zu einem großen Garten umſchuf.

Da er die Ungnade ſeines Beherrſchers nicht verſchuldet hatte, ſo quälten ihn keine

Gewiſſensbiſſe, und er konnte ſich, entfernt von dem Geräuſche des Hofes, den ſtillen Freuden des Landlebens, die ihn hier überall anlächelten, ungeſtört überlaſſen.

Der Monarch hatte zu viele Beweiſe von der Treue und den ſeltenen Talenten ſeines entlaſſenen Weſſirs, um ſeinen Verluſt nicht bald zu bedauern, und er beſchloß, ihn wieder an ſeinen Hof zurück zu rufen. Er ſuchte ihn daher in ſeiner Einſamkeit auf, und bat ihn auf's dringenſte, ſeine vorige Stelle wieder anzunehmen.

Der erfahrne und beſcheidne Weſſir bezeugte wenig Freude über dies ſchmeichelhafte Anerbieten.

„Großer König!“ ſagte er: „als du

mich aus dem Staube der Dunkelheit zu den höchſten Würden des Staats erhobſt, hielt ich es für meine Pflicht, dieſe drückende Laſt auf meine Schultern zu nehmen. Von dem Augenblicke an, da du mich zu deinem erſten Weſſir wählteſt, hatte ich mit allen den Leidenſchaften unaufhörlich zu kämpfen, welche der Macht und dem Anſehen zu folgen pflegen. Nach der Zeit gefiel es dir, mich vom Hofe zu entfernen, und ich war gehorſam; ſeit dieſem Augenblick habe ich erſt wahre Ruhe geſchmeckt. Vergönne mir, daß ich dieſen ſtillen Genuß nicht wieder unterbrechen darf. Sich von einem ſtürmiſchen Hofe entfernen, heißt eben ſo viel, als einem wüthenden Thiere die Zähne ausbrechen, einem Menchelmörder den Dolch aus der Hand winden, das Gift der Verläumdung kraftlos machen, oder der ziſchenden Schlange des Neides den Kopf zertreten.“ —

Der König beſtand auf ſeine Forderung, und verſetzte: „aber ich brauche an meinem Hofe einen klugen und redlichen Mann, der zugleich mein Freund iſt und mir die drückende Bürde der Krone minder ſchwer macht. Ueberall habe ich mich darnach umgeſehen, aber nirgends gefunden, was ich ſuchte.“ —

„König der Könige,“ fiel ihm der Weſſir in's Wort: „du wirſt dieſen Freund zuverläſſig und leicht antreffen, wenn du ihn nur nicht unter denen ſuchſt, die ſich dir anbieten.“

XXXIV.

Der Irrthum.

Ein Blinder hatte eine Frau geheirathet, die er mit der reinſten Zärtlichkeit liebte.

„Du biſt ſehr thöricht,“ ſagte ihm ſein Nachbar: „du haſt eine unglückliche Wahl getroffen, deine Frau iſt äußerſt häßlich und mißgeſtaltet.“

Kurze Zeit darauf verſprach ihm ein Arzt, ihm wieder zu ſeinem Geſicht zu verhelfen.

„Nein!" verſetzte der Blinde: „das könnte mich ſehr unglücklich machen, ich würde die Gegenſtände ſehen, wie ſie ſind. Vielleicht hörte ich dann auf, meine Frau zu lieben, und dieſe Liebe macht mein ganzes Glück aus. — Lieber blind und glücklich, als ſcharfſehend und elend.

XXXV.

Die
Macht der Religion.

Der Kalife Huſſan, ein Sohn des großen Ali, ſaß bei der Tafel. Einer ſeiner Sclaven ließ eine Schüſſel mit heiſſem Reiß über ſein Haupt fallen. Huſſan warf einen ernſthaften Blick auf ſeinen Sclaven.

Dieſer fiel zitternd nieder und umfaßte ſeine Kniee, indem er ihm aus dem erhabenen Alkoran folgende Worte herſagte:

„Das Paradies iſt für diejenigen geſchaffen, welche ihren Zorn zu mäßigen wiſſen.“ —

Huſſan. (kalt.) Ich bin nicht zornig.

Der Sclave. Und welche ihren Beleidigern verzeihen.

Huſſan. (ohne ihn anzuſehen.) Ich verzeihe dir.

Der Sclave. (ununterbrochen) Aber vor allen liebt der große Alla diejenigen, welche Böſes mit Gutem vergelten.

Huſſan. (ihm liebreich die Hand reichend.) Wohlan! ſtehe auf! Ich ſchenke dir die Freiheit und 400 Drachmen.

Bei dieſen Worten dankte der Sclave dem tugendhaften Kaliſen demüthigſt.

„O, großer Prinz!“ rief er aus: „du ahmſt dem mit Blättern und Früchten beſchwerten Baum nach, der ſeine Schatten und Früchte auch denen darreicht, die mit frecher Hand Steine nach ihm werfen.“

XXXVI.

Kosroes und ſein Sohn Siroes.

Faſt in dem nämlichen Augenblick, da Kosroes die Krone Perſiens auf ſein Haupt geſetzt hatte, ſah' er ſich derſelben auch wieder beraubt. Mit der Faſſung des Weiſen ertrug er dies Mißgeſchick; er ſuchte es als Held zu bekämpfen, und ſtieg nach einer kurzen Verbannung — das Schwerdt in der

Hand — wiederum auf den Thron ſeiner Vorfahren.

Nach und nach — leider nur zu bald — verdarb indeſſen das ſüße Gift des Glücks auch dieſen guten Fürſten; ſein tugendhaftes Herz ſank bis zur Tyrannenſchwärze hinab. Er ſelbſt ward deſſen kaum gewahr; und wie hätte er es können, da ſelbſt andre ihn nur eines Fehlers, des Hangs zu eitler Pracht, ziehen, eines Fehlers, der von den Großen der Erde, mit dem Namen einer ruhmwürdigen Eigenſchaft belegt wird. Dieſe Prachtliebe wuchs aber bald zur völligen Leidenſchaft heran, erzeugte bei ihm eine Menge falſcher Bedürfniſſe, und wurde mit jedem Tage herrſchſüchtiger und unerſättlicher. Sie zu befriedigen, mußten Berge von Gold auf Bergen von Gold gehäuft werden, es koſte auch, was es wolle, und Ungerechtigkeiten, Erpreſſungen, Grauſamkeiten jeder Art, alle Verbrechen, womit ein Tyrann ſich brüſten mag, wurden nur zu bald das ſchaudervolle Gefolge dieſer unglücklichen Neigung. Man kann ſich von der Pracht und den Reichthümern dieſes perſiſchen Königs ein ungefähres Gemählde entwerfen, wenn man die beinahe unglaubliche Beſchreibung des Pallaſtes lieſet, den er in der Hauptſtadt ſeiner Staaten erbauen ließ. Nach den Geſchichtſchreibern des Orients war es ein unermeßliches Gebäude, aus dem ſeltenſten, mit unglaublicher Kunſt geglätteten-Marmor errichtet. Vierzigtauſend ſilberne Säulen ſtützten eine Decke von Cedernholz, funkelnd von Gold und köſtlichen Edelgeſteinen. In der Mitte des Gebäudes erhob ſich ſtolz ein prachtvoller Dom, deſſen azurne Kuppel das täuſchendſte Bild des Firmaments darbot.

Gleich eben ſo vielen Sternen funkelten tauſend goldne Kugeln in dieſem zweiten Thierkreiſe und ahmten die erhabenen Phänomene der Planeten mit der größten Genauigkeit nach. Zu allen dieſen Wundern kamen noch unermeßliche Schätze in den unterirdiſchen Gewölben dieſes Pallaſtes aufeinander gethürmt; Berge von Gold, geprägt oder in Barren, köſtliche Schränke, in ihnen eben ſo köſtliche Gefäße, große Kiſten, gefüllt mit Edelgeſteinen aller Art und andern unſchätzbaren Seltenheiten; kurz, in dieſem Prachtgebäude war alles, was die üppigſten Fülle der Natur und die mühſamſte Aemſigkeit der Kunſt nur hervorzubringen vermögen, in ein prachtvolles Ganze vereint, oder ruhte in mehr denn hundert tiefen Felsklüften, zu deren jeder ein dreifaches eiſernes Thor den Zutritt verſchloß.

Wenn gleich die morgenländiſche Phantaſie der Erzähler manches zu dieſem prunkvollen Gemählde hinzugeſetzt hat: ſo folgt doch ſicher daraus, daß Kosroes Reichthum unermeßlich, aber auch das Elend ſeiner Unterthanen eben ſo grenzenlos war. Es bedarf nur eines Blicks, um die unvermeidlichen Folgen dieſer Leidenſchaft zu entdecken, nur eines zweiten, um zu ahnden, daß bald der Fürſt ſelbſt nicht glücklicher war, als ſein Volk.

Mit vollen Händen zollten anfangs die Satrapen dem noch ſo üppigen Aufwande des Monarchen ihren Beifall. — Jede ſeiner ausſchweifendſten Handlungen wurde von ihnen vergöttert — denn immer noch hofften ſie, das aus dieſem Meer der Schätze und Pracht hier und da auch ein Bächlein in ihre Kiſten abgeleitet werden würde. Als ſie ſich endlich in ihren Hoffnungen betrogen ſahen, als ſie, lange von ähnlichem Durſt nach Reichthum und Glanz entbrannt, die Entdeckung machten, daß man, ſtatt auch ſie zu bereichern, nur darauf dachte, ſie zu plündern und zu ſtürzen, daß man durch gedungene falſche Ankläger ſelbſt ihrem Leben Schlingen legte; um ſich ihrer Güter zu bemächtigen, — da entſpann ſich im Innern des Reichs eine fürchterliche allgemeine Verſchwörung, und Siroes, der einzige Sohn des Monarchen — ſtellte ſich an ihre Spitze.

Endlich war die vielleicht längſt vom Himmel beſtimmte mitternächtliche Stunde herangenaht, wo Kosroes für ſeine Tyrannei büßen ſollte. Sein ſelbſt den Empfindungen der Natur entfremdeter einziger Sohn war nicht damit zufrieden, den Vater vom Thron geſtürzt zu haben, nein, er verdammte ihn auch zum martervollen Hungertode in einer jener Klüfte, die ſeine Schätze verbargen

bargen, und wählte zur Vollſtreckung dieſes unmenſchlichen Befehls den Hormuzan, den Sohn eines reichen Satrapen, dem einſt Kosroes ſelbſt das Todesurtheil geſprochen hatte.

Mit welchem Eifer der von Rache entflammte Diener dieſen unmenſchlichen Befehl vollzog, wird auch der ſelbſt leicht fühlen, der nie über ein Menſchenherz nachdachte, nie von der Religion des Hofes etwas vernahm. —

„Hinein Räuber,“ rief der feile Höfling, indem er den nun gefeſſelten Monarchen — vor wenigen Stunden nur noch der Abgott, vor dem er tief im Staube ſein Antlitz verhüllte — in ſein Gefängniß ſtieß, —

„hinein, Räuber, in dieſe Höle, wo deine Schätze ruhen! Nie ſollſt du mehr deinen Pallaſt erblicken, nie mehr dein Auge an dem Himmel weiden, den dein Stolz ſich ſelbſt erſchuf, aber auch den nicht mehr ſehen, den die guten Götter für uns Sclaven ausgeſpannt haben. Doch freue dich, du wirſt dein Gold nun in Ruh' und Frieden beſitzen, ohne daß eine lärmende, ſonſt auf deinen Wink erſt ſchweigende Welt dich ſtört; nun erſt wirſt du dieſes Goldes genießen, das dir ja einſt mehr werth war, wie dein Volk. Ruhe denn, alter Böſewicht, ruhe denn auf dieſen Barren; ſüß iſt die Ruhe nach dem Streit; und wenn Hunger dich quält — ſiehe, hier iſt Gold die Menge — und wenn der Durſt dich verzehrt – ſiehe hier die Fülle zum taumelndſten Rauſch!"

Kaum hatte der Höfling dieſe ſchreckliche Worte des bitterſten Spottes geendet, ſo ſchloſſen ſich auch, fürchterlich raſſelnd, die ehernen Thore des Gewölbes.

Hier lag er nun, der königliche Gefangene, einſt der Gott von tauſenden, von tauſenden umringt, armſelig und allein. — Mitten in den aufgehäuften Schätzen einer halben Welt blickte ſein Auge vergebens nach einer ärmlichen Frucht, die ſeinen Hunger ſtillen, vergebens nach einem Tropfen Waſſer, der ſeiner brennenden Zunge Kühlung geben könnte. Tauſendfacher blutiger Tod würd' ihm in dieſer ſchrecklichen Lage der willkommenſte Freund geweſen ſeyn. Sein ehemaliges ſchimmerndes Glück — ſein jetziges finſtres Elend — die Treuloſigkeit ſeiner Unterthanen, die beiſpielloſe Grauſamkeit ſeines einzigen Sohnes — dies alles, war mehr als zu viel, um ſein Herz mit den Dolchſtichen der Verzweifelung zu zerfleiſchen: doch mehr noch, marterte ihn die dumpfe Stimme des Richters in ihm ſelbſt. Bei'm trüben Schimmer einer Lampe, die hier und da nur deshalb ein ärmliches Licht in dieſer Halle verbreitete, um ihre ſchauervollen Schatten zu mehren, ſah der unglückliche Monarch die blutenden Geſpenſter jener Satrapen empor ſteigen, die er einſt ſeinem Geize geopfert hatte.

Oft wähnt' er im Innern der ihn umgebenden Geldberge ein dumpfes Gewimmer der Unterthanen zu vernehmen, denen er ſie einſt raubte; oft hörte ſein ſchüchternes Ohr die leiſen Klagen einer ganzen Nachkommenſchaft, deren Väter er zum Blutgerüſte verdammt hatte, oder die durch die allgemeine Verderbtheit ſchon im Keim waren erſtickt worden.

Indeß der unglückliche Monarch mit den Qualen ſeines erwachten Gewiſſens rang, war die Lage des neuen Königs gleich martervoll. In dem erſten Augenblick, da er ſeinen Vater zum Hungertode verdammte, ſucht' er den Schauder, den unwillkührlich dieſe gräßliche That, ſelbſt ſeiner verhärteten Seele abzwang, durch den Gedanken zu überwältigen: er ſey kein Verbrecher, ſondern ein gerechter Richter zwiſchen einem Tyrannen und ſeinem ganzen ſeufzenden Volke. Auch mochte vielleicht ein übrig gebliebenes flüchtiges Gefühl ehemaliger Empfindung ihn mit dem Gedanken beruhigt haben, daß der Schmerz den Alten früher tödten würde wie der Hunger. Als aber der jeden Morgen an die Thore des Kerkers horchende Höfling noch immer des Greiſes ſchmerzvolles Gewimmer vernahm, und jeden Morgen mit ſichtbarer Freude über die verlängerte Qual, dem Fürſten die Nachricht hinterbrachte, daß er noch lebe, da regte ſich doch allgemach im Herzen des Sohns ein Etwas, weniger die

Stimme der Natur, als Furcht vor ſich ſelbſt, — er dachte erſt flüchtig, dann ernſter über dieſen Vatermord, noch tauſendfach ſchrecklich durch ſeine Langſamkeit, und es überlief ihm mehr denn einmal des Tages ein fieberhafter Schauder, endlich fing der Unmenſch an zu fürchten, die That werd' ihn gereuen, ehe ſie ganz vollbracht ſey.

In dieſem Wirbel quälender Gefühle erhielt endlich Hormuzan eines Morgens den Befehl von ihm, die ſchrecklichen Tage des unglücklichen Königs durch einen ſchleunigen Tod zu kürzen. Der Höfling, ſtutzte zwar im erſten Augenblick, daß ſeines Feindes Qual ſobald enden ſolle, im zweiten freute er ſich aber, ſeine bisherige

Henkerdienſte, mit dem letzten entſcheidenden Streich ſüßer Selbſtrache krönen zu können. Er eilte zum Gefängniß, ſtellte ſich mit gezückten Dolche dem Blick des wimmernden Alten dar, und rief ihm mit höhnendem Ton und Miene entgegen: „Sie iſt gekommen deine Stunde, Tyrann! ſtirb! Dein Sohn befiehlt es! Stirb! Wütherich! und ſage meinem Vater, daß ſein Sohn ihn gerächt hat.“

„Sohn des Mardan,“ erwiederte ihn Kosroes mit ſchwacher bebender Stimme: „dreifaches Wehe über den Sohn, der den Mörder ſeines Vaters leben läßt!“ Und kaum daß das letzte Wort ſeiner zitternden Lipp' entrann, drang der Dolch des Höflings raſch und tief in ſein Herz.

Mit Flügeln des Windes eilte Hormuzan zu ſeinem Gebieter, um ihm die pünktliche Vollſtreckung ſeines Auftrags zu melden. Allein — auch den Höfling verläßt zuweilen die argliſtige Bedachtſamkeit, und gerade in den entſcheidenden Stunden, wo er freudetrunken den erſten ſtolzen Schritt über die Ruinen eines fremden, ihm einſt feindlichen Glückes wagt. Der Unglückliche! Zu treu in ſeiner Erzählung wiederholte er ſeinem Gebieter auch die letzten Worte des ermordeten Vaters. —

„Wie, Unſinniger!“ donnerte ihm Siroes mit jener Miene, womit ein Despot Aſiens ſein Sclavenheer zu Staub zermalmt, wüthend entgegen: — „meinſt du, ich werde dein verfluchtes Leben friſten, und jene ſchreckliche Verwünſchung über mein Haupt ſammlen? Sterben ſollſt du, Mörder meines Vaters, ſterben, und ihn tröſten, wie er den deinigen!" —

Ein Wink — und ſchon lag Hormuza's Haupt zu den Füßen des Königs, der in dem Wahn ſtand, daß die Aufopferung des Vollſtreckers in dem Auge der gerechten Verſehung ein hinlängliches Sühnopfer für das Verbrechen ſelbſt ſey. Aber dies eben ſo tief ſchauende als gerechte Auge ſah' in dieſem vermeinten Sühnopfer nur zu gut die Treuloſigkeit eines Böſewichts, der ſelbſt an ſeinem minder ſtrafbaren Gehülfen zum Meuchelmörder wird. Bald befiel den Vater, mörder eine ſchreckliche bis dahin unerhörte Krankheit; vergebens kämpfte der Unglückliche mit ihren brennenden Schmerzen, vergebens mit den nagenden Vorwürfen ſeines aufgeſchreckten Gewiſſens; die Kraft ſeiner Natur erlag, und nach Verlauf einiger Monate entwich ſeine Seele unter den Flüchen der Wuth und Verzweifelung.

XXXVII.

Almamolin.

Als Genghiz, Aſiens Eroberer, regierte, hatte Nureddin, ein Kaufmann von Samarkand, ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit, und durch ſeinen ausgebreiteten Handel, berühmt gemacht. Die Erzeugniſſe der entfernteſten Länder, die Seltenheiten der Natur, die ausgeſuchteſten Werke der Kunſt, alles, was als nützlich und koſtbar bekannt war, floß bei

Nureddin zuſammen, und füllte ſeine Speicher. Die Landſtraßen ſeufzten unter der Laſt ſeiner Frachtwagen. Die Fluthen des Oxus ermüdeten unter dem Drucke ſeiner Schiffe. Das Meer war mit ſeinen Fahrzeugen bedeckt, und der Wind hatte keinen Hauch, als nur, um Nureddin zu bereichern.

Mitten unter dieſen Glückſeligkeiten fühlte ſich Nureddin von einer abzehrenden Krankheit befallen. Er verſuchte es, ihr dadurch entgegen zu würken, daß er ſeine Thätigkeit mit Eifer auf andere Gegenſtände wendete, und dann glaubte er, daß ein ruhiges und üppiges Leben ſein Uebel vertreiben würde; als er aber gewahr ward, daß ſeine Kräfte mit jedem Tage ſchwanden, fing er an ſich zu fürchten, und ſeine Zuflucht zu den erfahrendſten Aerzten zu nehmen. Nun ſtrömten Theriak, Pillen, Tropfen und Getränke von allen Seiten zuſammen. Perlen wurden aufgelöſ't, und alle Spezereien Arabiens diſtillirt. Alles, was die Natur Kräftiges hervorbringt, ward angewendet, um ſeine Nerven wieder zu ſtählen, und ſeinem Blute neuen Balſam einzuflößen.

Aber während man ihn mit ſchönen Verheißungen hinhielt, ihm mit lindernden Arzneien Erleichterung zu verſchaffen ſtrebte, und mit ſtärkenden Tränken in ihm neues Leben hervorzaubern wollte, nagt die Krankheit allmählig an ſeinen edleren Theilen, und er ward endlich mit Unwillen gewahr, daß Geſundheit nicht für Geld feil ſey. Bald verließen ihn nun die Aerzte, ſeine Freunde vernachläßigten ihn, und er welkte in ſeinem Bette dem Tode entgegen, verhieß ſich immer ein längeres Leben, und konnte ſich gar nicht mit dem Gedanken des Todes vertraut machen.

Endlich ließ Nureddin, nach einer in Seelenangſt durchwachten Nacht, ſeinen einzigen Sohn Almamolin zu ſich rufen, gebot ſeinen Sclaven das Zimmer zu verlaſſen, und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Lieber Sohn, ſieh hier an deinem Va„ter ein auffallendes Beiſpiel menſchlicher „Schwachheit, und wirf zugleich einen Blick „auf das Vergangene. Vor kurzem ſahſt du

„mich mächtig und glücklich. Mein Antlitz „blühte wie die Roſe. Ich war ſtark wie die „Bergceder. Handel und Künſte freuten ſich „unter dem Schatten meiner Zweige, und „Aſiens Völker tranken von dem Thau meiner Blätter. Der Neid ſah mich und ſeufzte „und ſprach: ach! ſeine Wurzeln dringen „bis zum Mittelpunkte der Erde; getränkt „von den Waſſern des Oxus, ſtreckt er ſeine „ſtolzen Aeſte weit von ſich, ohne die Wuth „der Stürme zu fürchten. Die Klugheit „lehnt ſich an den Stamm und wacht am „Fuße des Baums, unterdeſſen die Glückſeligkeit den Wipfel frölich umflattert. Das „war ich, mein Sohn! und nun ſieh, was „ich heute bin, ein niedergeſtreckter, blätterloſer

„terloſer, verdorrter Baum. Sieh! ſag' ich „und denke nach. Ich habe gehandelt, habe viel gewonnen und viel gethan. Ich „bewohne ein ſchönes Haus, halte eine glänzende Tafel und ernähre eine zahlreiche „Dienerſchaft, und doch zeige ich nur den „kleinſten Theil meiner Reichthümer. Aus „Beſorgniß, den Neid rege zu machen, und „die Raubſucht zu locken, entſchloß ich mich, „das übrige in Thürmen aufzuhäufen und „in Hölen zu vergraben, kurz, es an ververborgenen Orten zu verſtecken, die dieſes „Papier dir nachweiſen wird. Ach! ich nahm „mir vor, ſpäteſtens in zehn Monaten den „Handel niederzulegen, und mit meinen „Reichthümern in ein weniger gefährliches

„Land zu ziehn. Da wollt ich ſieben Jahre in Vergnügen und Zerſtreuungen verleben, und hernach den Reſt meiner Tage der Einſamkeit und den Bußübungen widmen. Eitle Vorſätze! Die Hand des Todes hat mich ergriffen, eine mir ein nahes Ende verkündende Kälte ſchleicht durch meine Adern, und ich fühle, daß ich die Früchte aller meiner Arbeiten verlaſſen muß. Jetzt iſt es an dir, mein Sohn, ſie mit Weisheit zu genießen. — Ach, dein Vater wird es nicht!" —

Der Gedanke, ſeine Schätze zu verlieren, erſchütterte Nureddin ſo heftig, daß er in Zuckungen fiel, zu raſen begann, und bald nachher ſeinen Geiſt aufgab.

Almamolin fühlte tief den Verluſt eines zärtlich geliebten Vaters. Von edlem Schmerz durchdrungen, blieb er zwei Stunden unbeweglich auf ſeinem Seſſel, ohne einmal das in Händen habende Papier zu eröffnen. Er verſchleß ſich endlich in ſeinem Zimmer, um ſeiner Betrübniß nachzuhängen. Hier durchlas er das Verzeichniß ſeiner neuen Schätze, und dies trocknete die Thränen der vaterloſen Waiſe. Sein Herz erweiterte ſich, und er bekam Geiſtesfreiheit genug, ſeines Vaters Begräbnißfeier ſelbſt zu veranſtalten. Er ordnete ſie mit beſcheidner Pracht an, damit ſie zugleich dem unermeßlichen Reichthume des Verſtorbenen, und dem nur mittelmäßigen Range entſpräche, den ſein Vater ehemals in der menſchlichen Geſellſchaft gehabt hatte. Die beiden folgenden Nächte beſchäftigte er ſich damit, den Thurm und die Schatzgewölbe zu unterſuchen, und die vorgefundenen Reichthümer übertrafen alle ſeine Erwartungen.

Almamolin war nach den Grundſätzen einer ſtrengen Wirthlichkeit erzogen werden. Er hatte die Pracht und die Verſchwendungen der jungen Leute von ſeinem Alter mit neidiſchen Augen angeſehn. Er glaubte, es ſtände itzt bei ihm, glücklich zu ſeyn, weil er ſich nun alles verſchaffen konnte, was man ihm bisher verſagt hatte. Er ließ ſeinen Begierden den Zügel ſchießen, und nahm ſich vor, alles zu genießen, wonach ihm gelüſten würde.

Er ſchaffte ſich prächtige Equipagen an. Die Kleider ſeiner Sclaven ſchimmerten von reicher Stickerei. Gold glänzte auf den Geſchirren ſeiner Pferde, und er erſchien nie öffentlich, ohne die Straßen mit ausgeworfenem Gelde zu bedecken. Aber, während ſein Stolz ſich von dem Zujauchzen des großen Haufens blähte, knirſchten die Großen des Landes vor Wuth, dachten die Weſſire auf ſeinen Untergang und die Anführer der Krieger drohten ihm den Tod. Voll Beſtürzung über das Ungewitter, das ſich über ihm zuſammenzog, erſchien er vor ſeinen Feinden in Trauerkleidern, und es gelang ihm nur mit Mühe, ſie mit Geſchenken und Demüthigungen zu beſänftigen.

Dieſe Widerwärtigkeit gab ihm den Gedanken ein, ſich durch eine Heirath mit der Tochter eines regierenden Hauſes Schutz zu verſchaffen. Er bereiſte die tartariſchen Höfe, und bot demjenigen, der ihm eine Prinzeſſinn zur Gemahlinn geben wollte, ſo viel Gold, daß man ein Königreich dafür kaufen könne; aber ſein Geſuch und ſeine Geſchenke wurden überall mit Verachtung abgewieſen. Indeſſen ließ ſich doch eine Prinzeſſinn von Aſtrakan ſo weit herab, ihn vor ſich kommen zu laſſen. Sie ſaß bei ſeinem Eintritte auf einem Thron, war mit dem königlichen Mantel bekleidet, und ſtrahlte von dem Feuer ihrer Diamanten. Ihre Blicke geboten Ehrfurcht, und ſtrenge Majeſtät herrſchte auf ihrer Stirn. Almamolin näherte ſich zitternd, erblaßte und verlor alle Faſſung. Die ſtolze Fürſtinn ſah ſeine Verlegenheit ohne Mitleid: „Welche Feigheit!“ rief ſie aus, „und welche Unverſchämheit! Dies Geſchöpf will ſich meinen Gehorſam verſchaffen, und zittert ſchon bei meinem Anblicke! Geh, Elender! und genieß im Ausſpenden deines Reichthums ein Glück, das — deiner würdig iſt! Sey reich! zum Großſeyn biſt du nicht geſchaffen!“ —

Almamolin merkte ſich dieſe Lehre, und ſchränkte ſich von nun an auf die ruhigen Vergnügungen eines reichen Privatmanns ein. Er baute einen Pallaſt, legte Gärten an, und veränderte zu ſeinem Vergnügen die

Geſtalt des Erdenwinkels den er bewohnte. Auf ſein Geheiß wurden Wälder verſetzt, Berge geebnet und die Gränze des Horizonts weiter hinausgerückt. Quellen ſprudelten aus Thurmgipfeln hervor und Bäche wurden gezwungen, in neuen Betten zu fließen. Aber alle dieſe Beſchäftigungen, die ihn anfänglich ergötzten, konnten ihn doch auf die Dauer nicht gegen die Langeweile ſchützen. Der Balſamduft der Blumen, die Kühlung der Bogengänge und das Gemurmel der Bäche reizten ſeine Sinne in kurzem gar nicht mehr. Er macht neue Plane. Er kaufte große Güter in verſchiedenen Provinzen, und baute Luſthäuſer, jedes mit allen Annehmlichkeiten verſehen, die ſich zu der Jahrszeit ſchickten, die er in ihnen zuzubringen gedachte. Dieſe Veränderung weckte ſein Empfindungsvermögen in etwas wieder, aber die Reitze dieſer neuen Anlagen verſchwanden ſehr ſchnell: —

In Almamólins Herzen wohnte keine Glückſeligkeit, es war voll unruhiger Begierden, die aus Mangel äußerer Gegenſtände ſich in's Innere zurückzogen, und ſein unglückliches Herz verzehrten.

Er kehrt alſo nach Samarkand zurück, und öffnete ſeine dort Thür den unbedeutenden Menſchen, die kein anderes Geſchäft haben, als nach Vergnügungen zu jagen. Für ſie bedeckte ſich ſeine Tafel mit köſtlichen Gerichten, perlte auserleſener Wein in goldenen

Pokalen, hauchten kriſtallene Lampen die ſeltenſten Wohlgerüche. Der Klang der Lauten und die Stimmen der Sänger verſcheuchten alle Traurigkeit. Jeder Augenblick führte eine Menge neuer Luſtbarkeiten herbei, und der Tag endigte ſich, wie er angefangen hatte, mit Feſtlichkeiten und allen Ausſchweifungen der Fröhlichkeit.

„Endlich!“ rief Almamolin, „habe ich den wahren Gebrauch des Reichthums entdeckt. Ich lebe in einer Geſellſchaft, wo man mein Glück ohne Neid betrachtet, und wo ich zugleich das Glück eines von ſeinem Volke geliebten Fürſten, und die Ruhe eines eingezogen lebenden Bürgers genieße. Glücklicher Almamolin! Jedermann beifert ſich, zu deinen Vergnügungen beizutragen, und erwartet die ſeinigen von dir. Was haſt du zu fürchten? du ſiehſt um dich nichts, als — Freunde.“

Eines Tages hing Almamolin dieſen ſüßen Träumereien nach, und freute ſich der fröhlichen Geſellſchaft, die auf ſeine Koſten ſchmauſ'te, als er auf eine unangenehme Weiſe geſtört wurde. Ein Gerichtsbeamter trat herein, und wieß ihm einen Befehl vor, ſogleich vor dem Beherrſcher des Landes zu erſcheinen. Erſt erſtarrten die Gäſte vor Schrecken, bald hernach ſchlich einer nach dem andern von hinnen, und Almamolin ward weggeführt, ohne daß von ſo vielen Freunden nur ein einziger ein Wort zu ſeinen Gunſten zu ſprechen wagte. Am Hofe fand er einen ſeiner täglichen Augendiener, der, in der Hoffnung, bei der Einziehung ſeiner Güter, etwas zu gewinnen, ihn bei dem Kaiſer der Verſchwörung beſchuldigt hatte. Der unglückliche **Almamolin** ſtand da ohne Vertheidiger und Beſchützer; aber Unſchuld und Wahrheit erſetzten dieſen Mangel, und machten ihm ſeine Rechtfertigung leicht.

Der Kaiſer ließ ihn mit Ehren wieder in ſein Haus zurückführen, und verurtheilte ſeinen Verläumder, im Kerker zu ſterben. Nun ſah **Almamolin**, wie thöricht er geweſen ſey, Anhänglichkeit und Rechtſchaffenheit von jenen niedrigen Seelen zu erwarten, die alles der Befriedigung ihrer Sinnlichkeit aufopfern. Seine gemachten Erfahrungen empörten ihn. Des vergeblichen Suchens nach Glückſeligkeit müde, fragte er einen Weiſen um Rath, der weit herum gereiſ't war, um ſich zu belehren, und ſich nun in einer kleinen Wohnung, am Ufer des Oxus, zur Ruhe geſezt hatte. Hier ſah dieſer Weltweiſe, in ſeiner Abgeſchiedenheit von allen weltlichen Sorgen, keine andern Menſchen bei ſich, als die ſich bei ihm Raths erholten.

„Mein Bruder!“ ſagte er zu Almamolin: „nichtige Hoffnungen und täuſchende Scheingüter haben mit deiner Vernunft ein elendes Gaukelſpiel getrieben. Begierden nach Reichthum erwachten frühe bei dir, und du haſt dich daran gewöhnt, ihnen einen

Werth anzudichten, den die Natur ihnen nicht verlieh. Du haſt immer von ihnen erwartet, was ſie, wie du nun endlich ſelbſt ſiehſt, nicht geben können. Sollten ſie wohl Weisheit geben, ſie, um derentwillen du bei deinem Eintritt in die große Welt, nichtswürdige und gefährliche Zujauchzungen des Pöbels ſo theuer erkauft haſt? Sollten ſie wohl Muth und Seelengröße geben? Dieſe Frage laß ich an einen Menſchen ergehn, der ſich vor einem Weſen fürchtete, das die Natur höchſtens ihm gleich ſchuf, an einen Menſchen, den man zu Aſtrakan vor einem Weibe zittern ſah. Können ſie uns weſentliche und dauerhafte Vergnügungen verſchaffen? Urtheile darüber, nach den Palläſten und herrlichen Gärten, aus welchen die Langeweile dich ſo bald vertrieb. Gewähren ſie endlich ein immer ſicheres Mittel, ſich Freunde zu machen? Du kannſt das beſſer ſagen, als irgend jemand, nachdem alle die deinigen dich ſo unedelmüthig verlaſſen haben. Denk' indeſſen nicht, daß Reichthümer ganz unnütz ſind. Es giebt einen Gebrauch derſelben, wozu ein vernünftiger Mann ſie mit Vergnügen verwendet. Wenn ſie mit Weisheit an Unglückliche ausgetheilt werden, ſo lindern ſie die Schmerzen der Krankheit und die Qualen der Unruhe. Sie retten die unterdrückte Unſchuld, und geben der Schwachheit neues Leben, wenn ſie Gefahr läuft, unter der Laſt des Elends zu erliegen. Sieh!

das iſt der edle Gebrauch, den du von deinen Schätzen machen kannſt, und nur in dieſem findeſt du das einzige Glück, das ſich für das jetzige Leben ſchickt, nämlich die Gunſt des höſten Weſens, und die Hoffnung künftiger Belohnungen.“

XXXVIII.

XXXVIII.

Der
kluge Kadi.

Ein chriſtlicher Kaufmann zu Aleppo übergab einem türkiſchen Kameeltreiber mehrere Ballen Seide, um ſie von dort nach Konſtantinopel zu bringen, er ſelbſt aber begab ſich mit auf die Reiſe. Auf dem Wege wurde er krank, und mußte zurückbleiben.

Der Kameeltreiber kam alſo einige Wochen früher nach Konſtantinopel; und da ſich der Kaufmann hier nicht bei ihm meldete, ſo glaubte er, das er geſtorben ſey, verkaufte die Seide als ſein Eigenthum, und gab ſein bisheriges Gewerbe gänzlich auf.

Endlich kam der Kaufmann nach Konſtantinopel, vergebens fragte er überall nach dem ehemaligen Kameeltreiber, und nur durch einen glücklichen Zufall begegnete er ihn auf der Gaſſe. Sogleich redete er ihn an, und erkundigt ſich nach ſeinen Seidenballen.

Der Kameeltreiber wieß den Kaufmann ziemlich unhöflich ab, und läugnete dreiſt, je Kameeltreiber geweſen zu ſeyn. Der Chriſt forderte ihn vor dem Kadi. — Dieſer hörte die Klage des Kaufmanns aufmerkſam an, und fragte den Türken, was er dazu ſage? Natürlich antwortete dieſer, daß er den Kaufmann gar nicht kenne, von keinen Ballen Seide wiße und nie ein Kameeltreiber geweſen ſey. —

Der Kadi befahl nun dem Chriſten, ſeine Klage zu beweiſen. Dieſer erzählte darauf, wie er auf der Reiſe von einer Krankheit befallen worden ſey, und weiter keine Beweiſe ſeiner Behauptung habe, als ſeine eidlich zu bekräftigende Ausſage.

Zornig ſchmählte nun der Kadi auf den Kaufmann, jagte beide fort, und kehrte ihnen den Rücken zu. Kaum waren aber Kläger und Beklagter aus dem Hauſe, ſo rief der Kadi laut zum Fenſter heraus: „Kameeltreiber! noch ein Wort!“ Schnell kehrte ſich der Türke um, und fragte: was der Kadi noch zu befehlen habe?

„So!“ rief der Kadi: „du willſt kein Kameeltreiber geweſen ſeyn, und hörſt doch darauf?“

Sogleich ließ er ihn veſtſetzen und züchtigen, bis er ſeinen geſpielten Betrug geſtand und dem Chriſten alles bezahlte.

XXXIX.

Die
Ruhe des Gottloſen.

An einem ſchwülen Tage luſtwandelte der Weiſe Ben-Aſub mit einem Freunde unter einem bedeckten Gange von Ahorn, deren dichtes Laub die Stralen der Sonne abhielt. Ein Bach, der ſich um dieſen Gang herumſchlängelte, verbreitete eine liebliche Kühle, und ſchien jeden zu ſanftem erquickenden

Schlummer auf den blumenreichen Raſen einzuladen. Der furchtbare Weſſir Karun, ein wilder und grauſamer Tyrann, hatte ſich ebenfalls unter dies grüne Gewölbe begeben. Er ruhte im Graſe, und genoß eines erquikkenden Schlafs. Dieſer unerwartete Anblick und die Ruhe des Weſſirs erfüllte den Begleiter des Weiſen Ben-Aſub* mit Erſtaunen. —

„Gerechte Götter!“ rief er aus: „wie iſt es möglich, daß ein Böſewicht ruhig ſchlafen kann, da er ſo viele Unſchuldige in's Verderben geſtürzt hat.“

„Freund!“ fiel ihm der Weiſe in's Wort: „weißt du nicht, daß die gütigen

Götter den Böſewichtern bloß darum Schlaf und Ruhe ſchenken, damit die Rechtſchaffenen Zeit gewinnen, ſich von ihren Unterdrückungen zu erholen?“ —

XL.

Wahren Gebrauch des Reichthums.

Kaum hatte der Kalif Moſtanſer den Thron beſtiegen, ſo führte ihn ein alter Weſſir in ein unterirdiſches Gewölbe des Pallaſtes, und zeigte ihm ein groſes mit Goldſtücken angefülltes Waſſerbehältniß.

„Welcher Reichthum!“ rief der neue Monarch: „und wie viel Gutes kann ich nicht damit würken! Wie viel biedre Leute können hier Belohnung für ihre Dienſte, und wie viel Unglückliche Milderung ihrer Leiden finden! O Himmel, gieb, daß ich dieſen mir anvertrauten Schatz gut anwende, und laß' mich lange genug leben, ihn zu erſchöpfen!" —

Bei dieſen letzten Worten bemerkte der Kalif, daß ſein Führer äuſerſt gerührt war, und wollte die Urſache davon wiſſen.

„Ich denke an einen ſehr verſchiedenen Wunſch eures Großvaters, des Kalifen Naſſar," erwiederte der Greis: „Er nahm mich einmal mit, als er dieſen Schatz nachſah, und ich erinnere mich, daß damals noch zwei oder drei Klafter fehlten, um die Ciſterne voll zu haben. Gott gebe, ſagte der Fürſt

Naſſar, daß ich ſo lange lebe, ſie bis an den Rand zu füllen. Vielleicht büßt er itzt in jener Welt für die Mühe, die er ſich einſt gegeben hat, dieſen ungeheuren Reichthum zuſammen zu ſcharren; aber du, Herr! wirſt für das Vergnügen, daß du beim Ausſpenden deſſelben empfindeſt, dort auf immer belohnt werden.“

XLI.

Wohlthätigkeit des Kalifen Moſtanſer.

Der Kalif Moſtanſer ſah aus den Fenſtern ſeines Pallaſtes viele alte Lumpen, die auf den platten Dächern der benachbarten Häuſer ausgebreitet waren. Er fragte, was dieſer widrige Anblick zu bedeuten habe?

„Fürſt der Gläubigen!“ antwortete ihm ein junger Höfling, „das ſind die Staatskleider aller Bettler des ganzen Viertels.

Nach einer ziemlich unnützen Wäſche, trocknen ſie ſie nun an der Sonne, um ſich damit am nahen Beyramfeſte zu ſchmücken. Sie verdienen wohl, daß man Oel auf dieſe Plundern ſpritze, damit ſie ſie künftig nicht vor deinen Augen zur Schau legen.“

„Ueberlaß' daß mir,“ ſagte der Kalif, „ich will ihnen noch einen luſtigern Streich ſpielen.“ —

Er ließ gleich einige hundert goldne Kugeln gießen, forderte eine Armbruſt, und ſchoß damit zum Zeitvertreib auf die ſo ſchlecht aufgeputzten Dächer. Als ſeine Kugeln alle verſchoſſen waren, ſagte er: „Nun bin ich vergnügt. Die armen Leute werden nun neue

Kleider haben, und wenn ſie ſagen: unſer Kalif treibt Muthwillen, ſo werden ſie doch hinzuſetzen: aber ſeine Neckereien ſind nicht böſe.“ —

XLII.

Die Vögel
vom Gebirge Kaf.

Sapheddin-Ali, Sultan von Damaskus, war ein ziemlich guter Fürſt, er beſaß aber wenig Religion und eine unmäßige Eitelkeit. Dabei machte er übertriebenen Anſpruch auf tiefe Staatsklugheit, und that ſich viel auf ſeinen Scharſinn zu gute, weil er noch nie unglücklich geweſen war.

An ſeinem Hofe lebte Scheik Ibrahim, den man nur den Liebling des Propheten nannte, und ob es ihm gleich ſelten einfiel, dieſen heiligen Mann um Rath zu fragen, weil er keinen Glauben an ſeinen Wundergaben hatte, ſo ehrte er ihn doch wenigſtens mit ganz Aſien, wegen ſeiner erhabenen Tugend und Weisheit.

Eines Tages ſagte er zu ihm, bei einer vertraulichen Unterhaltung: „Liebling des Propheten, was denkſt du von meiner glücklichen Regierung, und von der Grundlage, worauf ich dies Glück gebaut habe? Ich habe die Menſchen als Philoſoph und als König ſtudirt, und ſchmeichle mir, ſie gut zu kennen; darum kenne ich mich auch nicht entſchließen, deinem Freunde, dem Emir Morad, das große Siegel und den Kommandoſtab anzuvertrauen. Es fehlt ihm zwar weder an geſundem Verſtande, noch an Tapferkeit, und ich glaube mit dir, daß er alle Tugend eines guten Muſelmanns beſitzt; aber, lieber Scheik, das iſt gerade nicht der Stof, woraus man einen guten Weſſir macht. Ich habe dem Schabour den Vorzug gegeben, und weißt du warum? bei ihm fand ich einen viel umfaſſenden Geiſt, nicht allzu ſtrenge Grundſätze, Genie, Thätigkeit, Gewandheit, kurz! alles, was ein Mann haben muß, um meine Abſichten zu billigen und auszuführen. Der Erfolg hat meine Wahl gerechtfertigt. Nach meinem Plane hat Schabour den

Sul-

Sultan von Aleppo geſchlagen, ihm ſeine feſteſten Plätze weggenommen und ihn gezwungen, den Frieden, auf die von mir gemachten etwas harten Bedingungen, zu unterzeichnen. Eben itzt führt er mir das ſiegreiche Heer zurück, wovon er aber den beſten Theil auf dem Marſch zu entlaſſen befehligt iſt. Während mein Weſſir an den Gränzen des Reichs eine ſo glänzende Rolle ſpielte, daß er ſich vielleicht dadurch hätte blenden laſſen, und ſein Anſehen zu meinem Schaden mißbrauchen können, ſchwebte mein gezückter Säbel über einem Kopf, der mir für ſeine Treue bürgt; ich meine über dem Kopf ſeines Sohns, dem ich anſcheinend ohne Abſicht das Gouvernement der Hauptſtadt übertrug. Ich hatte ein nahes und aufmerkſames Auge auf die innern Angelegenheiten, wachte über das Betragen der Emire und Juſtizbeamten, hauptſächlich aber der Schatzmeiſter, und hielt das Volk im Zaum, das über die ſtrengen Auflagen murrte. Endlich habe ich nun, durch mein ſorgfältiges Bemühen, nach einem glücklichen Kriege, der meinem Schatz nicht ſehr viel gekoſtet hat, geſchickte und treue Miniſter, ein unüberwindliches Heer, ein zur Geduld und Arbeit gewöhntes Volk, das mich fürchtet, und ohne Zweifel auch lieben wird, ſobald ich ihm die Süßigkeiten des Friedens zu genießen gebe. Geſtehe nur immer, daß menſchliche Klugheit, der du ſo viel Böſes nachſagſt, doch nicht ohne Werth und Nutzen iſt. Freilich leſ' ich nicht wie du, was auf der Tafel des Himmels geſchrieben ſteht; aber ich bilde mir ein, daß man darauf die Worte leſen kann: Wehe den Unklugen!"

„Zweifle nicht daran, großer Sultan," antwortete der weiſe Ibrahim, „aber wiſſe, dort ſtehen auch die Worte: Wehe den Stolzen! Ach, beides, deine Klugheit und Glückſeligkeit ſind vielleicht vergeblich. Doch geſetzt, ſie hätten für dich in der Welt weſentlichen Nutzen gehabt, gehören ſie dir und haſt du nicht die eine wie die andre von Gott? Kannſt du ohne ihn die Wahrheit erkennen, und das Gute vollbringen? O Sultan von Damaskus, was würdeſt du von einem Blinden denken, wenn er ſagte: ich ſehe den Weg, oder von einem vom Schlage Gelähmten, der ſich vermäße, darauf zu wandeln?"

Der Sultan lächelte über dieſen ernſten Verweis, den er für einen Anfall von Frömmelei hielt, aber er hatte nicht Zeit darauf zu antworten.

Ein Sclave meldete ihm, daß der Emir Morad von der Armee gekommen ſey, und ihn unverzüglich zu ſprechen verlange.

Der Emir trat herein, und brachte dem Sultan eine höchſt wichtige aber auch beunruhigende Nachricht. Schabour hatte zwar den Befehl erhalten und bekannt gemacht, daß er einen Theil der Truppen verabſchieden ſolle, aber der Treuloſe hatte gezögert, dieſen Befehl zu vollziehen. Die Soldaten murrten über eine Verabſchiedung ohne Belohnung, wodurch ſie wieder zu Handarbeiten würden greifen müſſen, deren ſie nicht mehr gewohnt waren, und der Weſſir, der dies voraus geſehen hatte, that ſein möglichſtes, das Feuer des Aufruhrs immer mehr anzufachen, unter dem Vorwande, es löſchen zu wollen. Er gab den Aufrührern ſanfte Verweiſe, und ſchien ſie zu bedauern, näherte ſich einigen ihrer Offiziere mit Vertraulichkeit, ſprach von Sapheddins Schätzen, und verſicherte, wenn er nur die Schlüſſel dazu in Händen hätte, ſollte gewiß jedermann zufrieden ſeyn. Inzwiſchen rückte er der Hauptſtadt immer näher, und war nur noch zwei kleine Tagereiſen davon entfernt, als er alles auf den längſt gewünſchten Punkte der Unzufriedenheit ſah; nun legte er die Larve ganz ab, und ſtellte ſich an die Spitze der abtrünnigen Armee. Das Heer rief ihm zum Sultan von Damaskus aus. Vergebens hatte Morad verſucht, ſich dem Aufſtand zu widerſetzen. Einige Biedermänner, die ſich zu ihm geſellt hatten, waren vor ſeinen Augen in Stücken gehauen worden, und er, der doch lieber ſeinen Herrn retten, als ſich, wie jene ohne Nutzen aufopfern wollte, hatte ſich mit dem Säbel in der Fauſt durchgeſchlagen, und eilte, dem Sultan die Gefahr zu verkündigen, die ſeinem Throne und Leben drohte.

„Ach Herr!“ ſagte er, „die Gefahr iſt

dringender als du denkſt. Thogrul, Schabours Sohn, ganz ſeines treuloſen Vaters würdig, hat die Einwohner deiner Hauptſtadt aufgewiegelt, ſogar deine Leibwache beſtochen, und er wartet nur auf einen Eilboten von ſeinem Vater, um ſich ſträflich an dir zu vergreifen. Dieſer Bote iſt vielleicht ſchon am Thore von Damaskus, und zur Rettung deines geheiligten Haupts haſt du nur noch dieſen Augenblick, in welchem ich mit dir rede. O, mein theuerſter Gebieter! erlaube, daß ich dich nach der Veſte Mervat bringe, wo der brave Selim in deinem Namen kommandirt, und wovon ich Gouverneur bin. Dort kannſt du in Sicherheit den Ausgang dieſes Aufſtandes abwarten, bis der Himmel das Herz der Rebellen zur Unterwürfigkeit lenkt, oder ihre Verwegenheit zu Schanden macht. Dort findeſt du wenigſtens keinen Krieger, der dich nicht willig vertheidigen und ſein Leben für dich hingeben würde.“

In der Beſtürzung über dieſen ſchrecklichen Unfall, antwortete Saphed din dem redlichen Morad nur mit einem Blicke, der ſeinen Dank und Schmerz ausdrückte, und ſeufzend wandte er ſich an den Scheik, als wollte er in einer ſo gefährlichen Lage ſeinen Rath hören.

„Laß uns reiſen, Herr!“ antwortete der heilige Mann: „und das ohne Aufſchub. Ertrage das Unglück mit Ergebung, das dir

Allah zugeſchickt hat, und hoffe auf das Gute, das er dir noch ſchenken kann."

Der Sultan befahl ſogleich dem Emir: Pferde anzuſchaffen, und ſie an einer geheimen Pforte des Serails bereit zu halten, während er ſich als Sclave verkleidete. Alle drei reiſ'ten nun ab, jagten raſtlos durch Nebenwege, und kamen glücklich nach Merval, an die Gränze von Paläſtina.

Schabour rückte während dieſer Zeit mit dem rebelliſchen Heere in Damaskus ein. Das Volk, das immer die Neuerung liebt, und immer dabei getäuſcht wird, empfing ihn mit Jauchzen; aber dieſes leere Freudengeſchrei konnte ihn über die Flucht des Sultans nicht tröſten. Schabour glaubte, wie alle große Böſewichter, daß jedes Verbrechen nur dann ſeinem Urheber verderblich ſey, wenn er nicht alles wage, oder es nicht vollſtändig auszuführen vermöge. Sobald er alſo erfuhr, daß Sapheddin ſich in Mervat geworfen habe, ſchickte er ein Korps Kavallerie ab, und ließ dieſe Veſtung auf das engſte einſchließen, bis er ſie förmlich belagern könnte. Hätte er es wagen dürfen, ſich von der Hauptſtadt zu entfernen, wo er ſeine unrechtmäßige Regierung beveſtigen mußte, ſo würde er ſich bei dieſer wichtigen Belagerung auf Niemanden verlaſſen haben, als auf ſich ſelbſt. Voll Vertrauen auf ſeinen Sohn Thogrul, ſandte er aber dieſen mit ſeinen beſten Truppen und den geſchickteſten Officieren dahin ab.

Thogrul ſchwur, den ihm entflohenen Gefangenen wieder zu fangen, und eröffnete die Belagerung mit ſolcher Hitze, daß man wohl ſah, daß ſie nur kurze Zeit dauern würde. Und wirklich ward die Veſtung, ungeachtet Morads Wachſamkeit und des Muths der Beſatzung, die das Beiſpiel ihres Anführers und die Gegenwart des Sultans belebte, doch ſo ſtark zugeſetzt, daß ſchon am fünf und zwanzigſten Tage alles zu einem Hauptſturm bereit war.

An dieſem Tage rückten in aller Frühe funfzig Elephanten mit Thürmen beladen, aus welchen es Pfeile hagelte, langſam bis an den Rand des Grabens vor, wo ſie ſich denn rechts und links wegzogen, und die Heere der Rebellen ſichtbar machten, deren Annäherung ſie bis dahin verdeckt hatten. Die Empörer waren dreißigtauſend Mann ſtark, und bildeten eine lange Kolonne, abgetheilt in drei Treſſen, die nahe auf einander folgten, und in der beſten Ordnung vorrückten.

Die Belagerten, deren Anzahl ſich auf einige hundert Köpfe beſchränkte, ſahen von den Mauern dieſe fürchterliche Anſtalt zwar mit Unerſchrockenheit zu, aber auch ohne Hoffnung.

„Laß uns ſterben," ſagt' der Sultan zum Scheik, „laß uns einem Mißgeſchicke nachgeben, das ich mir ſelbſt zugezogen habe. Bei meiner Ankunft ſchickte ich von hier einen

Offizier der Beſatzung nach **Damaskus** mit Briefen und Anweiſungen an einige Emire, welche der Strom des Aufſtandes wahrſcheinlich wider ihren Willen mit ſich fortgeriſſen hat. Einen andern ſchickte ich an den Sultan von Jeruſalem, mit der Bitte, die Sache der Fürſten nicht fallen zu laſſen, ſondern den Folgen des böſen Beiſpiels vorzubeugen, welches meine Unterthanen den benachbarten Völkern geben. Ich glaubte, dieſe Maaßregeln würden mir etwas Zeit —"

„Die Zeit thut hierzu nichts," unterbrach ihn der Mann Gottes; „alle deine Maaßregeln ſind vereitelt. Der Sultan von Jeruſalem fürchtet dich nicht mehr, und kann dir den verderblichen und demüthigenden Frieden nicht verzeihen, den du von ſeinem alten Bundesgenoſſen, dem Sultan von Aleppo, erzwungen haſt. Er hat deinem Abgeordneten geantwortet: er wolle es auf die Entſcheidung des Himmels ankommen laſſen, und mit dem Fürſten, der den Thron von Damaskus behaupten würde, als friedlicher Nachbar leben. Der andre ausgeſandte Offizier iſt gleich bei ſeiner Ankunft entdeckt und verhaftet worden, und die Briefe, die du ihm an deine Freunde mitgegeben haſt, werden zu weiter nichts dienen, als dem Tyrannen die Köpfe nachzuweiſen, die er abſchlagen laſſen muß.“

„So laß uns denn ſterben,“ rief nochmals Sapheddin: „der Himmel läßt das

Verbrechen und meinen Feind ſiegen; er ſollte mich rächen, und er will mich verderben.“ —

„Nein, Herr!“ erwiederte **Ibrahim** mit großem Ernſt: „der Himmel will dich retten, und was du ſelbſt ihm erſchwerſt, dich zugleich belehren und beſſern. Er konnte deinem unglücklichen Schickſalen vorbeugen, theils durch die von dir gewählte, theils durch andre natürliche **Mittel**; aber dann hätteſt du aus **Stolz** und **Eigenſinn**, ſeine Vorſehung verkannt. Was ſie unter der Hülle menſchlicher Begebenheiten für dich gethan hätte, würdeſt du den Menſchen und beſonders dir ſelbſt zugeſchrieben haben. Wirſt du ſie nun wenigſtens in dem Wunder verkehren, das jetzt vor deinen Augen geſchehen ſoll? Blick auf, Herr! und ſieh die Hülfsvölker, die Allah dir von dem Ende der Welt her zuſchickt!“

Der Sultan hob ſeine Augen auf, und ſah von Oſten her ein Heer von Vögeln kommen, das nicht ſo zahlreich, als das Heer der Belagerer, aber in eben den Abtheilungen wie dieſes, geordnet war, und ſich über deſſen drei Treffen, wie drei Wolken ausbreitete. Dieſe Vögel waren größer als Adler und ſchwärzer als Raben, jeder von ihnen hielt drei große Kieſelſteine, einen im Schnabel und zwei in den Klauen. Auf jedem Steine ſtand der Name deſſen, den er treffen ſollte. Vor dem Vortrabe, und außer

Reih

Reih und Glied, erkannte man den Anführer dieſes Luftheers, an ſeinem gemiſchten halb weißen und halb purpurnen Gefieder, an ſeiner edleren Geſtalt und an dem Stolze ſeines Fluges. Zwei blaue Vögel von minderm Anſehen, flogen hinter ihm, und ſchienen ſeine Mitanführer zu ſeyn. Plötzlich erhoben die letztern ein großes Geſchrei, und dies war die Loſung zum allgemeinen Angriff. In Einem Augenblick fielen die verhängnißvollen Steine auf ihre beſtimmte Schlachtopfer. Die dem Tode gewidmeten Häupter wurden zerſchmettert, und von dem ganzen feindlichen Heere blieb keiner am Leben, als der Anführer, der mit einer Eile, die ſeinem Schrecken gleich kam, nach Damaskus floh.

Der Anführer des geſiederten Heers richtete ſeinen Flug eben dahin, ſeine beiden Gefährten ließen ſich zu den Füßen des Scheik nieder, das ſiegreiche Luftheer vereinigte ſein Geſchrei mit dem Freudengeſchrei der Belagerten, und flog dann dem Himmel zu, woher es gekommen war.

Der Sultan, freudetrunken über ſeine Rettung, obgleich etwas gedemüthigt, daß ſeine Staatskunſt dabei nicht mitgewirkt hatte, überließ ſich den Gefühlen der dankbarſten Verehrung der Vorſicht, die ein unerwartetes Glück auch in dem verſtockteſten Herzen hervorbringt. „O Allmacht des Allah!“ rief er aus: „du kömmſt ſeiner Barmherzigkeit gleich! Wer kann ſich rühmen, die eine oder die andere zu begreifen? Ja, Ibrahim, ich geſtehe es endlich, daß dem Sterblichen alles ſchwer, dem höchſten Weſen alles leicht iſt!“

„Bald, Herr! wirſt du das noch deutlicher ſehen,“ verſetzte Ibrahim. „Wir wollen den Vertheidigern von Mervat die Sorge überlaſſen, die Beute zu ſammeln, und wenn dir mein Rath werth iſt, ſo folge nun dem unglücklichen Anführer dieſes erſchlagenen Heers, um mit anzuſehen, was dieſe ſeltſame Neuigkeit, die er ſelbſt zu überbringen gezwungen iſt, in deiner Hauptſtadt wirken wird.“

Zu gleicher Zeit ſtampfte der heilige Mann mit dem Fuße auf die Erde, und es ſtieg aus derſelben ein kleiner Wagen von Ebenholz hervor, den der Sultan mit ihm beſtieg. Vier lange ſeidene Bänder waren am Vordertheil an vier goldnen Ringen beveſtigt, und bildeten am vordern Ende ein leichtes und bequemes Geſpann. Die blauen Vögel zogen ſich die Bänder über den Hals, hoben ſich in einem, der Länge ihrer Geſchirre angemeſſenem Fluge, und der Wagen rollte ſchnell dahin auf dem Wege von Damaskus.

Uebrigens war Wagen und Geſpann mit einem leichten Gewölk umgeben, das von innen nach außen durchſichtig war, wie die feinen Zeuge, die man für die Sultanninnen zu Fenſtervorhängen nimmt; beide Reiſende konnten dadurch alles deutlich beobachten, ohne geſehn zu werden. Sie erblickten in einer kleinen Entfernung vor ſich Schabours Sohn, der mit verhängtem Zügel floh, und den ſiegreichen Vogel, der ſeinen Flug genau nach dem Laufe des Pferdes richtete, und den Flüchtling zu beobachten ſchien. —

„Liebling des Propheten!" ſagte Sapheddin: „was ſoll ich von dem Retter denken, den der Himmel für mich gewählt hat, was iſt das für ein wunderbarer Vogel; wo kommt er her, und wo hat er das fliegende Heer angeworben, das nun wieder verſchwunden iſt?" —

„Herr!" antwortete der Scheik: „dein

Retter iſt der Vogel Simorg, der unſterbliche Vogel, dem der Himmel Verſtand und Sprache verliehen hat, der den heiligen Alkoran ohne Erklärungen lieſ't, und der ſich zur Lehre des Propheten lange vorher bekannte, ehe der Prophet geboren ward. Er herrſcht auf dem Berge Kaf, und von dort aus hat er ſelbſt dir eine Abtheilung ſeines zahlreichen Heers zugeführt. Dieſer Berg, der die Erde wie ein ſmaragdener Reif umgiebt, iſt von wunderbaren Thieren bewohnt, deren Arten wir nicht kennen, und von vernünftigen Geſchöpfen, die vollkommener ſind, als alle Kinder Adams. Dort wohnen die Peris und die Periſen, die Diven beiderlei Geſchlechts, die guten und böſen Genien. Dort verwahrt Allah, wie in einem geheimen Zeughauſe, die außerordentlichen Werkzeuge ſeiner Vorſehung. Ach, Herr! du haſt ihn gezwungen, ſie zu gebrauchen, um den Stolz deiner falſchen Klugheit zu beſiegen. Benutze wenigſtens dies Wunder, das du ihn koſteſt, zu deiner Beſſerung und ſchäme dich, es bedurft zu haben."

Während Saphed din die Lehren des Mannes Gottes aufmerkſam anhörte, jagte Thogrul mit ſolcher Eil nach Damaskus, daß er noch am nämlichen Abende dort eintraf. Er fand das Volk mit den Feſten beſchäftigt, die dem Thronenräuber zu ſeiner Krönung gegeben werden ſollten. Man machte ihm ehrerbietig Platz, und Thogrul, dem immer der unſichtbare Wagen folgte, kam am Fuße eines reich verzierten Gerüſtes an, wo Schabour, von einem glänzenden Hofſtaate umgeben, auf einem goldnen Throne ſaß. „Komm', Prinz!“ rief der Tyrann ſeinem Sohne zu: „komm' und mache die allgemeine Freude vollkommen, laß uns die umſtändliche Erzählung deines Sieges und den Fall unſers Feindes aus deinem Munde hören.“ —

Thogrul beſtieg die Bühne, wie ein Verbrecher das Blutgerüſt, und erzählte deutlich ſeine unglückliche Geſchichte, wie er die Belagerten bis auf's äußerſte gebracht habe, dann die Ankunft der ſchwarzen Vögel, und die gänzliche Vernichtung ſeines Heers; zum Schluſſe zeigte er oben in den Wolken den feindlichen Vogel, der ihm bis nach Damaskus gefolgt zu ſeyn ſchiene, um ein ſo wenig glaubliches Ereigniß zu bezeugen.

„Reicht mir meine Pfeile!“ rief Schabour, und ſprang vom Thron auf. „Sieh! Feiger! ehe dich mein Dolch beſtraft, will ich vor deinen Augen das lächerliche Ungeheuer niederſchießen, das du mir als deinen Sieger ankündigſt.“

In dem Augenblicke öffnete der unſterbliche Vogel ſeine Krallen, ließ auf Vater und Sohn die zwei groſſen für ſie aufbewahrten Steine niederſinken, und rief mit einer Stimme, bei welcher die Thürme der Moſcheen erbebten: Ehre ſey Gott!

Wehe den Tyrannen und ihren Helfershelfern!

Die Zuſchauer erſchracken über dem Wunder, und zogen die Drohung auf ſich. Sie fielen auf ihr Angeſicht, und baten, ihres Aufſtandes wegen, um Gnade; und als ſie ſich wieder empor richteten, ertönte der Marktplatz von dem immer wiederholten Ruf: Es lebe Sultan Sapheddin Ali! die Herzen ſeiner Unterthanen ſind in ſeiner Hand. Die Schädel ſeiner Feinde müſſen unter ſeinen Füßen liegen!

Auf dieſe Zeichen der Reue, auf die der Vogel Simorg gewartet hatte, flog er ruhig zu dem Berge Kaf zurück. Die blauen Vögel ſpannten ſich ab, und folgten ihm, die Wolke, die den Wagen verhüllt hatte, verſchwand und man ſah den rechtmäßigen Sultan und den Liebling des Propheten.

Sapheddin beſtieg den Thron, den ſeine treuloſe Unterthanen für Schabour bereitet hatten. Heitern Blicks ſah er nun auf ſein Volk herab. Der gute Fürſt hatte Mitleid mit ſeinem Schrecken. Er winkte dem Scheik, der neben ihm ſtand, zu dem Volke zu reden, und der Mann Gottes that es in folgenden Worten:

„Muſelmanen! Allah und der Sultan „kennen die Aufrichtigkeit eurer Reue. Sie „lieben euch und verzeihen euch. Erinnert „euch des Fehlers, den ſie vergeſſen haben,

„und findet darinn einen neuen Antrieb zur „Treue.“ —

„Und du, erhabener Sultan! laß die „vom Himmel dir verliehene Einſichten und „Tugenden zu deinem und unſerm Glücke „dienen! aber traue nie den Täuſchungen „der Weltklugheit, dieſer anmaßenden Klugheit, „die alles ſehen will und zu ſehen „glaubt, die ſich in ihre eigne Spitzfindigkeiten „verwickelt, und das Unglück aus „der Ferne herbeiruft, und oft gerade „durch die Maaßregeln ſelbſt, die ſie dagegen „nimmt. Sey klug, ohne Klügelei und „Unruhe. Verbinde mit vernünftiger Vorſicht „eine gemäßigte Thätigkeit; und wenn „du alles gethan haſt, was von dir abhängt:

„ſo erwarte alles vom Himmel, als wenn „du nichts gethan hätteſt.“ —

Saphеddin machte dieſe Grundſätze zur Richtſchnur ſeines Betragens. Schabours Poſten gab er dem tugendhaften Morad, und unternahm nichts Wichtiges, ohne Zurathen dieſes würdigen Weſſirs und des Scheik. Kurz! Saphеddin ward von dieſer Zeit an, ein frommer, wahrhaft kluger, und um ſo weiſerer Fürſt, als er ſich ſelbſt am wenigſten weiſe glaubte.

XLIII.

Akbars kindliche Liebe.

Akbar Schah war ein ſehr glücklicher Fürſt, der ſeine Mutter herzlich liebte und ehrte. Er bezeugte ſeine Ehrerbietung dadurch, daß, wenn ſie auf einem Palankin von Lahor nach Agra reiſ'te, er den Palankin auf ſeine Schultern nahm, und ſeinen vornehmſten Bedienten befahl, daſſelbe zu thun;

auf dieſe Weiſe trug er ſie über den Fluß von einem Ufer zum andern. Nie verſagte er ihr eine Bitte; außer das einemal, als ſie verlangte: daß die Bibel einem Eſel an den Hals ſollte gehänget, und dieſer durch Agra getrieben werden; weil die Portugieſen eines ihrer Schiffe weggenommen, auf demſelben einen Koran gefunden, dieſen einem Hunde um den Hals gebunden, und ſo das Thier in die Stadt Ormus herumgetrieben und gepeitſcht hatten.

Dieſe Bitte ſchlug ihr der Monarch ab, indem er ſagte: „Die Portugieſen haben ſehr Unrecht gethan, allein ein Monarch muß nicht Böſes mit Böſem vergelten.

Die Verachtung einer jeden **Religion** iſt eine Verachtung Gottes, und er will nicht daß man ihn an einem unſchuldigen Buche rächen ſoll.“ —

XLIV.

Weiſe Duldſamkeit.

Ein Großmogol hatte einen Hofbedienten, der ein armeniſcher Chriſt war, Namens Siander. Bei einem Geſpräche über die Religion, fragte ihn der Monarch: ob er oder die Patres wohl einen Mohren *) durch

---

*) Mohren werden in Aſien (nach einem von den Portugieſen eingeführten Sprachgebrauche) alle

Ueberzeugung, und nicht blos durch Vorſpiegelung eines Gewinns, zum Chriſtenthum bekehrt hätten.

Der Armenier antwortete mit großer Zuverſicht: er habe einen gebornen Mohren zum Diener, der itzt ein wahrer Chriſt ſey, und um keines irdiſchen Vortheils willen ſeine Religion verändern würde. Der Monarch ſandte ſogleich hin, und ließ ihn holen, wobei er dem Herrn befahl, ſich zu entfernen. Hierauf fragte er den Diener: warum er ein Chriſt geworden ſey? Dieſer führte ſchwache

---

Mohammedaner genannt, ſie mögen übrigens ihrer Nation nach, Indier, Tataren, Perſer u. ſ. w. ſeyn.

jeſuitiſche Gründe an; bekannte aber, daß er bei ſeinem Glauben beharren werde. Der Monarch ſuchte ihn durch Verheißungen wieder zum Bekenntniß der mohammedaniſchen Religion zu bewegen: bot ihm Penſion und anſehnliche Bedienungen an; ſtellte ihm vor, daß er nur vier Rupien monatlich hätte, welches doch eine ſehr armſehnliche Belohnung dafür wäre, daß er ſeinen Glauben verlaſſen habe; wenn er widerrufe, wolle er ihn mit vielen Ehrenämtern überhäufen.

Der Armenier antwortete: er wäre nicht um eines ſo geringen Lohnes willen Chriſt geworden; er habe Gliedmaßen zum Arbeiten, und könne ſo viel bei jedem Mohammedaner verdienen; allein er ſey ein Chriſt in ſeinem Herzen, und würde nie etwas anderes werden. Da dies nicht half, drohte ihn der Monarch mit Peitſchenhieben und Torturen. Der Proſelyt entſchloß ſich jedoch männlich, Alles zu leiden, und erklärte ſich bereit, des Monarchen Zorn zu tragen. Da jedermann eine ſtrenge Züchtigung erwartete, veränderte der Fürſt ſeine Sprache, rühmte die Standhaftigkeit und Ehrlichkeit des Menſchen, hieß ihm zu ſeinem Herrn zurückgehn, um demſelben ferner treu und redlich zu dienen; und bewilligte ihm täglich eine Rupie für ſeine Aufrichtigkeit.

Zwei Monate nachher ging der Fürſt auf die Wildeſchweins-Jagd, und erlegte mehrere Schweine. Dieſe Thiere ſind den

Mohren verhaßt; ſie pflegen ſie unter die Chriſten zu vertheilen. Der Monarch ſandte auch zu dem Armenier, dem Herrn des bekehrten Katechumenen, um ſich ein Stück von dieſer Theilung zu holen. Da der Armenier nicht zu Hauſe war, kam dieſer ſein erſter Bedienter, um des Monarchen Willen zu vernehmen, der ihm befahl, für ſeinen Herrn ein Schwein fortzutragen, welches kein Mohr anrühren will. Er nahm es, und als er aus dem Thore herausging, verſpotteten ihn die Mohammedaner; ſo daß er aus Verdruß das Geſchenk in einen Graben warf, nach Hauſe eilte, und ſeinem Herrn verhehlte, was geſchehen war.

Da nach vier Tagen der Armenier zur

Aufwartung nach Hofe kam, fragte ihn der Monarch: ob das Schwein, das er ihm geſchickt habe, gut geweſen wäre? Dieſer antwortete: er wiſſe von keinem Schweine. Hierauf erinnerte ſich der Monarch, wem das Schwein überliefert worden, und befahl, dieſen Menſchen kommen zu laſſen, welcher nun bei der Unterſuchung geſtand, daß er es in einen Graben geworfen, und nicht nach Hauſe gebracht habe. Der Monarch drang in ihn, die Urſache davon zu ſagen.

Der arme Schelm antwortete: daß er es aus Scham, weggeworfen habe, weil die Mohren ihn verſpottet hätten. Hierauf ſagte der Fürſt: —

„Nach euren Geſetzen iſt kein Unterſchied der Speiſen, und ſchämet ihr euch für eure Geſetze? Oder übertretet ihr dieſelben, um den Mohammedanern zu gefallen? Nun ſehe ich, daß du weder ein guter Chriſt, noch ein guter Mohammedaner biſt, weil du dich gegen beide verſtelleſt. Da ich dich aufrichtig fand, gab ich dir einen Gehalt, den ich nun wieder zurücknehme; und zur Strafe für deine Verſtellung ſollſt du hundert Streiche haben.“ —

Dieſe erhielt er auch in der That, damit Andere dadurch belehrt würden, daß der Monarch allen Religionen Freiheit verſtatte, daß aber Jedermann der Religion, die er erwählt habe und bekenne, zugethan bleiben müſſe.

XLV.

Die zehn Tage
des
äthiopiſchen Königs Seged.

Seged, König von Aethiopien, allen Bewohnern der Welt, den Söhnen des Uebermuths Demuth und Furcht, und den Töchtern der Sorge Zufriedenheit und Ruhe!

Alſo ſprach in dem ſieben und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung, Seged, der Herrſcher über vierzig Nationen und der Ausſpender der Gewäſſer des Niels: Endlich biſt du am Ziele deiner Arbeiten, du haſt den Aufruhr gedemüthigt, die Eiferſucht der Höflinge unterdrückt, den Krieg von deinen Gränzen entfernt, und Veſten in den Ländern deiner Feinde errichtet. Alle deine Beleidiger zittern in deiner Gegenwart, und wo nur deine Stimme gehört wird, findet ſie Gehorſam. Dein Thron iſt von Gewaffneten rund umſchloſſen, zahlreich, wie die Heuſchrecken im Sommer, und unwiderſtehlich, wie der Sturmwind. Deine Vorrathshäuſer ſind gefüllt mit Lebensmitteln, deine Schatzkammern mit dem Tribute unterjochter Königreiche. Reichthum ſtrahlt auf deinen Gefilden und Ueberfluß in deinen Städten. Dein Winken gleicht dem Erdbeben, das Gebirge erſchüttert, und dein Lächeln den Strahlen des Frühlingsmorgens. Die Stärke von Tauſenden iſt in deiner Hand, und dein Wohl iſt das Wohl von Millionen. Geſänge zu deinem Preiſe ertönen in deinem Pallaſte, und Opferdüfte wallen für dich zu den Wolken empor. Deine Unterthanen ſtaunen über deine Größe; der überſtandnen Gefahr und alles Elendes vergeſſend. Seged, warum willſt du nicht Theil nehmen an der Seligkeit, die du verbreiteſt? Warum ſollteſt du allein dem Vergnügen entſagen bei dieſer allgemeinen Glückſeligkeit? Warum ſoll dein Herz von Furcht beſchweret, und dein Antlitz von Kummer umwölkt ſeyn, wenn der Niedrigſte von denen, die dich ihren Beherrſchen nennen, den Tag der Feier und die Nacht dem Frieden ſchenkt! Denk' endlich daran, Seged, und ſey weiſe. Was nützen alle Eroberungen, iſt Sicherheit nicht ihre Frucht? Warum ſammleſt du Schätze, erkaufſt du dir dafür nicht Glückſeligkeit? —

Darauf erließ Seged den Befehl, ein Luſtſchloß, welches er auf einer Inſel in dem See Dambia erbauen laſſen, zu ſeinem Empfange prächtig einzurichten. Da will ich mich auf zehn Tage vom Geräuſche und von Sorgen, von Berathſchlagungen und Beſchlüſſen losreißen, ſagte er: lange Ruhe iſt nicht das Loos der Beherrſcher vieler Nationen, aber eine Muße von zehn Tagen kann ich mir wohl erlauben. Und keine Furcht, Sorge und Widerwärtigkeit ſoll dieſe Tage der Freude ſtören. Jeder Kummer ſey meinem Herzen verſchloſſen, entfernt ſey jeder beunruhigender Gedanke, der die Harmonie meines Seelenfriedens ſtören, oder den Genuß meiner Feſte mindern könnte. Meine ganze Seele ſey der Freude geweiht, ich will endlich erfahren, was es heißt, jeden Wunſch befriedigt zu ſehen.“

In wenigen Tagen waren die Befehle des Fürſten auf's pünktlichſte erfüllt und er eilte zu dem Pallaſte von Dambia, nach jenem glücklichen Eilande, wo jede Blume die Pracht ihrer Farben der Sonne entgegen breitete und jede Staude wohlriechende Düfte in die Lüfte hauchte. Auf einer Seite dieſes weit ausgedehnten Gartens waren offene Gänge zu Morgenſpatziergängen, auf der andern dicke Haine, heimliche Gebüſche und ſprudelnde Quellen zur nachmittäglichen Ruhe. Alles, was die Sinne beleben, oder der Phantaſie ſchmeicheln, alles, was der Fleiß von der Natur erzwingen, alles, was der Reichthum der Kunſt darbieten, alles, was der Sieg erobern oder die Wohltätigkeit herbeilocken kann, war hier in ein ſchönes Ganze vereint, und jede Empfindung der Freude ward hier erregt und geſchmeichelt.

In dieſe anmuthige Gegend berief Seged alle Perſonen ſeines Hofes, die er vorzüglich fähig hielt, an dieſen Feſten der Wonne und Ueppigkeit Theil zu nehmen. Jeder folgte eilig dieſer freundlichen Einladung. Alle ſchöne feurige witzige junge Leute ſuchten hier Sättigung ihres brennenden Durſtes nach Genuß. Sie ſchifften ſcherzend durch die ſilbernen Wellen des Sees: ihre Ueberfahrt ward von Geſang und Muſik belebt, und ihre Herzen pochten von Sehnſucht und Erwartung künftiger Feſte.

Als Seged mit ſeiner muntern Geſellſchaft hier gelandet war, beſchloß er, ſogleich alle Gelegenheit zum Mißvergnügen zu meiden, und zehn Tahe ganz der Ruhe und der Fröhlichkeit zu leben, dann aber folgſam dem allgemeinen Loos der Menſchheit, ſein Leben wieder, wie zuvor, dem Wechſel der Freude und des Kummers zu unterwerfen.

Er begab ſich unverzüglich in ſein Zimmer, um zu überlegen, womit er den Kreis ſeiner Glückſeligkeit beginnen ſolle. Die Meiſter aller ſchönen Künſte waren verſammlet, doch wußte er nicht, wen er zuerſt ſolle rufen laſſen, weil er ſich nur einem Vergnügen zuerſt ſchenken konnte, und dagegen alle übrige aufſchieben mußte. Er wählte und verwarf; er beſchloß und änderte ſeinen Entſchluß, bis ſeine Kräfte ermatteten, und ſich ſeine Gedanken verwirrten. Endlich kehrte er mit finſterm Blick und umwölkter Stirn in den großen Verſammlungsſaal zurück, wo man ſeiner Ankunft harrte, und ſeine Gegenwart verbreitete Unluſt über die ganze Verſammlung. Er bemerkte die allgemeine Niedergeſchlagenheit, und fand ſich beleidigt; ſeine Unruhe wuchs durch den Anblick ſeiner Gefährten, von denen er Zerſtreuung und Aufheiterung gehoffet hatte. Er ging wieder in ſein Zimmer und ſuchte ſich ſelbſt zu erforſchen; ein Gedanke verdrängte den andern; eine lange Reihe Bilder bemächtigte ſich ſeiner Aufmerkſamkeit, die Augenblicke ſchwanden ihm in trübem Tiefſinn unbemerkt dahin, bis er ſeine Gemüthsruhe wieder gewann, ſein Haupt in die Höhe hob, und den See von der untergehende Sonne beſtrahlt ſah.

„Ach“

„Ach!“ ſagte er ſeufzend, „ſo endet ſich der längſte Tag des menſchlichen Daſeyn, ehe wir ihn zu brauchen gelernt haben, iſt er uns ſchon verſchwunden.“

Der Verdruß über den Verluſt des größten Theils des erſten Tages beraubt ihm aller Fröhlichkeit für den Abend und nachdem er ſich, um ſeiner Geſellſchaft willen, alle Mühe gegeben hatte, Heiterkeit zu heucheln, um wenigſtens bei andern Fröhlichkeit zu erwecken, ſetzte er alle ſeine Hoffnungen auf den nächſten Morgen. Unmuthig legte er ſich auf ſein Lager um mit den Sclaven der Arbeit und der Dürftigkeit die Seligkeit des Schlafes zu theilen.

Am andern Morgen ſtand er früh auf,

mit dem veſten Vorſatz, heute glücklicher zu ſeyn. Er ließ daher an das Thor des Pallaſtes einen Befehl anheften, des Inhalts, daß jeder der während der noch übrigen neun Tage in ſeiner Gegenwart mit niedergeſchlagenen Blicken erſcheinen, oder einen Ausdruck von Mißvergnügen oder Sorge verrathen würde, ogleich auf ewig aus dem Pallaſte von Dambia vertrieben werden ſolle.

Dieſer Befehl ward ohne Verzug in allen Zimmern des Hofes und in allen Lauben der Gärten kund gemacht. Aber er hatte eine ſehr unglückliche Wirkung. Alle Freude ward dadurch verſcheucht, und wer zuvor auf den Ebenen getanzt oder im Schatten blühender Bäume geſcherzt hatte, dachte nun nur ängſtlich daran, recht heiter zu ſcheinen und dem Willen des Monarchen ſtrengen Gehorſam zu leiſten, um der Verbannung zu entgehen.

Nun fand Seged jedes Geſicht zu einem Lächeln verzerrt, das nur Furchtſamkeit und Zwang verrieth. Er redete ſeine Günſtlinge mit Vertraulichkeit und Sanfmuth an; ſie aber erkühnten ſich kaum zu antworten, aus Beſorgniß, des Mißvergnügens und der Sorge überführt zu werden. Jeder von ihm vorgeſchlagene Zeitvertreib ward ohne Widerſpruch angenommen, weil jeder Einwand als Unzufriedenheit hätte ausgelegt werden können. Aber alle dieſe Zeitvertreibe ließen die Höflinge kalt, da ſie keine andere Begierde hatten; als ſich durch lermende Fröhlichkeit hervorzuthun. Er bot mancherlei Gegenſtände der Unterredung dar, erhielt aber nichts als erzwungene Scherze und erkünſteltes Lachen, und nach mancherlei fruchtloſen Verſuchen, ſie zur Vertraulichkeit und zum Frohſinn zu belegen, mußte er ſich ſelbſt geſtehen, daß er nicht im Stande ſey, die Herzen zur Heiterkeit zu ſtimmen, und ihm blieb nichts übrig, als noch einen Tag dem Unmuthe und der Unzufriedenheit Preis zu geben.

Zuletzt befreiete er ſeine Geſpielen von ihrer Unruhe, und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, um auf andere Maaßregeln zu ſinnen, die folgende Tage wirklich Glück und Heiterkeit zu verbreiten. Endlich warf er ſich auf ſein Lager, und ſchloß ſeine Augen, doch bald träumte ihm, daß ſein Pallaſt und ſeine Gärten von einer Ueberſchwemmung überſtrömt worden; er erwachte mit allen Schreckniſſen eines mit den Fluthen kämpfenden Menſchen. Er legte ſich wieder zur Ruhe, es störte ihn aber ein anderes Traumgeſicht, die Nachricht von einem feindlichen Einfall in ſein Königreich, und indem er ſich im Schlafe, ohne Erfolg und ohne das Vermögen, ſich zu regen, angſtvoll beſtrebte, ſich zu retten, glaubte er ſich ſeinen Feinden verrathen, und fuhr noch einmal erſchrocken und angſtvoll auf.

Es war nun Tag, und die Furcht hatte ſich ſeinem Gemüthe ſo veſt eingeprägt, daß er nicht mehr ſchlafen konnte. Er verließ ſein Lager; er dachte nur an die Ueberſchwemmung und den feindlichen Einfall; er war nicht im Stande, ſich von dieſem Gedanken loszumachen, oder ſich mit Freiheit und Beruhigung einem andern Geſchäfte und Vergnügen zu ergeben.

Endlich gab ſeine Verwirrung der Vernunft Platz, und er beſchloß, ſich nicht länger durch einen Traum muthlos machen zu laſſen; ehe er aber dieſen Entſchluß faſſen konnte, war die Hälfte des Tages verſtrichen. Er überzeugte ſich auf's neue von der Ungewißheit aller menſchlichen Entwürfe, und er bereute die Nichtigkeit und Schwachheit eines Weſens, deſſen Ruhe ſchon die

Truggeſtalten der Phantaſie unterbrechen können. Nachdem er zuerſt durch einen Traum in Schrecken geſetzet worden war, verdroß es ihm nachmals, daß ein Traum ihn hatte verwirren können. Endlich endeckte er, daß ſein Schreck und ſein Verdruß unnütz geweſen wären, und daß die Gegenwart in Bejammerung der Vergangenheit zu verlieren, nichts als eine freiwillige Verlängerung eines Hirngeſpinſtes ſey.

Der dritte Tag war nun in der Abnahme, und Seged beſchloß auf's neue, morgen glücklich zu ſeyn.

Am vierten Tage verließ er in aller Frühe ſein Lager. Erquickt vom Schlafe, neu belebt durch Geſundheit und Hoffnung, begab er ſich in Begleitung ſeines ganzen Hofſtaats in den Garten, und da er überall nichts als Heiterkeit und Frohſinn erblickte, ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Dieſer Tag ſoll mir ein Tag der Wonne ſeyn!“

Die Sonne ſpiegelte ſich auf den Wellen des Waſſers, die Vögel erfüllten die Wälder mit melodiſchen Geſängen, und balſamiſche Lüfte ſpielten in den Zweigen blühender Bäume. Der Monarch durchirrte luſtwandelnd die Blumengefilde der Gärten, horchte bald auf die Geſänge des Haine, bald miſchte er ſich unter die Tänzer, bald überließ er ſich allen Ausbrüchen ſeiner muntern Laune, bald erhob ſich ſein Geiſt zu ernſten Betrachtungen: er unterhielt und belehrte ſeine Gefährten durch ſinnreiche Ausſprüche: und fand ſich durch ihre Bewunderung geehrt und geſchmeichelt. So verging denn auch dieſer Tag, ohne einen unangenehmen Zufall, der die Freude geſtört hätte. Alles, was auf den Monarchen ſah, ſchöpfte Freude aus ſeinen Blicken, und dieſe allgemeine Freude ererfüllte ſein Herz mit Zufriedenheit. Aber kaum hätte er einige Stunden in dieſer ſchuldloſen Heiterkeit verlebt, ſo erſchreckten ihn die Frauenzimmer durch ein allgemeines Angſtgeſchrei, er blickte umher, und ſah ſeinen ganzen Hofſtaat in der größten Beſtürzung auf der Flucht. Ein junges Crocodill hatte den See verlaſſen und durchſchweifte ſpielend den Garten. Seged jagte dieſen unwillkommenen Störer ſeines Glücks, von Zorn entbrannt, in den See zurück, aber fruchtlos erſchöpfte er alle ſeine Beredſamkeit, ſein Gefolge zu vermögen, länger im Garten zu verweilen, und ſich von ſeinem Schrecken zu erholen. Die Prinzeſſinnen verſchloſſen ſich in dem Pallaſt, und hielten ſich dort kaum in Sicherheit. Ein jeder dachte nur an die ſo eben überſtandene Gefahr und keiner hatte mehr Sinn für fröhliche Scherze und Spiele.

Dem König blieb nun nichts übrig, als die unzählbaren Zufälle zu beherzigen, welche überall im Hinterhalte liegen, die Glückſeligkeit des Menſchen zu ſtören, und die Stunden der Erholung und Ruhe zu unterbrechen. Er tröſtete ſich jedoch mit dem Gedanken, daß er jetzt nicht durch ſeine eigne Schuld in ſeiner Hoffnung getäuſcht worden ſey, und daß er dem Zufall, der die Hoffnungen dieſes Tages ſo unfreundlich zerſtört habe, künftig durch größere Vorſicht vorbeugen könne.

Um die Vergnügungen des folgenden Morgens zu erhöhn, widerrief Seged ſein Strafgebot, überzeugt, daß Drohungen und Befehle Mißvergnügen und Schwermuth nicht vertilgen können, und daß die wahre Freude nur dort wohnt, wo ſie von jedem Zwange befreit iſt. Er forderte daher alle Gefährten ſeiner Muße dringend auf, ſich ganz ihren Launen hinzugeben, und beſtimmte Preiſe für diejenigen, welche ſich am folgenden Tage durch irgend eine Erfindung zur Erweckung des Frohſinns hervorthun würden. Die Tiſche des Vorgemachs waren mit Gold und Perlen, mit prächtigen Gewändern und Kränzen bedeckt, und alle dieſe Koſtbarkeiten waren für diejenigen beſtimmt, die durch ihre Erfindungskraft, der Schönheit neue Anmuth und dem Vergnügen höhern Reiz geben würden.

Bei dem Anblicke dieſer ausgebreiteten Reichthümer glänzte in jedem Auge die Begierde, ſie zu beſitzen, und alle wetteiferten, die Großmuth und Güte des Monarchen zu erheben. Als aber Seged zu ihnen kam, in der Hoffnung, von dem allgemeinen Wetteifer auf eine überraſchende Art unterhalten zu werden, fand er, daß jede zu heftig erregte

Leidenſchaft die Gemüthsruhe verſcheucht, die zur Fröhlichkeit unentbehrlich iſt, und daß nur das Herz, ganz der Freude offen ſteht, das leidenſchaftslos einer ſanften Ruhe genießt. Was wir mit Inbrunſt zu gewinnen ſtreben, fürchten wir auch eben ſo ängſtlich zu verlieren, und Furcht und Frohſinn können nicht beiſammen wohnen.

Alles geſchah mit peinlicher Sorgfalt, nichts ward gethan oder geſprochen, als mit dem Beſtreben nach Vollkommenheit, und dies Beſtreben verfehlt ſeinen Zweck, wenn es ergötzen will, höchſtens kann es zuweilen Bewunderung erzwingen. Mit Verdruß bemerkte Seged, daß ſeine ausgebotenen Preiſe einen ſtärkern Einfluß hatten, als er ſelbſt.

Als der Abend herannäherte, ward der Wettſtreit ernſthafter, und diejenigen, die andern den Vorzug zugeſtehen mußten, zeigte ihren Unmuth über ihre fehlgeſchlagenen Hoffnungen zuerſt durch unwillige Blicke, dann durch ein verächtliches Gemurmel. Seged ſahe ſich ebenfalls in Verlegenheit. Da er es ſich vorgenommen, die Preiſe, die man ſo eifrig geſucht hatte, nach der ſtrengſten Gerechtigkeit zu vertheilen: ſo mußte er in beſtändiger Anſtrengung auf alles merken; und die Verdienſte aller Mitbewerber um die Preiſe auf's genauſte mit einander vergleichen, um keinen zurückzuſetzen.

Er merkte aber bald, daß auch die allerbehutſamſte Gerechtigkeit denen nicht genügen könnte, deren Hoffnungen er vereiteln würde, und in der Ueberzeugung, daß es grauſam ſey, an einem der Freude geweihten Tage ein einziges Herz zu kränken: erklärte er, daß ihm alle gleich wohl gefallen hätten, und entließ alle mit Geſchenken von gleichem Werthe.

Doch auch dieſe Vorſicht verhinderte nicht die Empfindlichkeit und Unzufriedenheit bei ſeinem Hofſtaate. Wer ſchon mit Zuverſicht auf den höchſten Gewinn gerechnet hatte, murrte darüber, daß er den übrigen gleich geachtet worden ſey, und ob gleich jeder durch die Freigebigkeit des Monarchen mehr empfing, als er verheißen hatte, ſo gingen doch faſt alle mißvergnügt von dannen, weil ſie nicht einer vor dem andern ausgezeichnet worden, und es ihnen nicht hatte glücken wollen, ihre Nebenbuhler zu demüthigen, und über ſie den Sieg davon zu tragen.

„So iſt dann dies das Loos der Sterblichen, der ſein Glück in dem Glücke ſeiner Nebenmenſchen ſetzt!“ rief Seged traurig aus, überließ ſich ſeinen Betrachtungen, und während die Hofleute über ſeine ausgetheilte Geſchenke murrten, ſah er mit Unzufriedenheit die fünfte Sonne untergehen.

Die nächſte Morgenröthe erneuerte ſeinen Vorſatz, glücklich zu ſeyn. Indeſſen hatte er nun ſchon gelernt, wie wenig durch ſchöne Entwürfe oder durch vorbereitete Maßregeln zu bewirken iſt, hielt er alſo für das Beſte, einen Tag gänzlich dem Zufalle einzuräumen, und jeder konnte ſich nach eigenem Gefallen vergnügen.

Dieſe Zwangloſigkeit verbreitete allgemeine Freude über den ganzen Hof, und der Monarch glaubte ſchon das Geheimniß zum Genuß eines ungeſtörten Glücks gefunden zu haben, als er von ungefähr bei einer Laube vorbeiging, und einen Höfling darinn in folgendem Selbſtgeſpräche belauſchte.

„Was für Verdienſte hat denn Seged vor uns, daß wir ihn fürchten und ihm gehorchen müſſen, was er auch vorher immer Großes und Gutes gethan haben mag, itzt zeigt er ſich durch nichts groß, als durch ſeine Ueppigkeit und Schwäche.“

Dieſe Beſchuldigung kränkte den Monarchen um ſo tiefer, weil ſie von einem Manne kam, der ihm ſtets am gröbſten geſchmeichelt hatte. Anfänglich entbrannte er vor Zorn und beſchloß, ihn ſtrenge zu züchtigen, bald aber überdachte er, daß ein ſolches Selbſtgeſpräch, ohne Abſicht, das es bekannter werden ſolle, als ein bloßer Gedanke anzuſehen, und vielleicht weiter nichts, als der plötzliche Ausbruch eines zufälligen und vorübergehenden Verdrußes geweſen ſey. Er ergriff alſo nur einen ſchicklichen Vorwand, ihn zu entfernen, damit dieſe Inſel des Friedens nicht von dem Hauche des Neides vergiftet werde. Nach dieſem Kampfe zwiſchen Rache und Vernunft, wo die letztere den Sieg davon trug, brachte **Seged** den Abend nicht allein in Ruhe, ſondern auch im Genuß inniger Selbſtzufriedenheit zu, obgleich niemand als er ſelbſt von ſeiner Selbſtbeherrſchung wußte.

Der Gedanke an dieſe Milde erheiterte ſein Herz noch bei'm Anbruch des ſiebenten Tages, und es ereignete ſich nichts, was ſein Vergnügen hätte ſtören können, bis er zufällig nach einem Baum hinblickte, und ſich erinnerte, daß er die Nacht nach ſeiner Niederlage in dem Königreiche **Goiama** gerade unter einem ſolchen Baume zugebracht hätte. Der Gedanke an ſeinen Verluſt, an ſeine Schande und an die Drangſale, welche damals ſeine Unterthanen von dem einfallenden Feinde erleiden müſſen, erfüllte ihn mit Betrübniß. Endlich beſiegte er ſeinen Kummer, und überließ ſich den angenehmen Eindrücken der Gegenwart; aber bald wurde ſeine Ruhe auf's neue durch die Eiferſucht unterbrochen, die der neuliche Streit um die Gewinnſte erw[illegible] hatte, und da alle ſeine Verſuche, die erhitzten Gemüther zu beſänftigen, fruchtlos waren, ſo blieb ihm nichts übrig, als ſein ganzes fürſtliches Anſehn zu gebrauchen, und Stillſchweigen zu gebieten.

Am achten Morgen ward Seged früh durch ein ungewöhnliches Geräuſch und Wehklagen geweckt, und da er nach der Urſache fragte, erhielt er die Nachricht, daß ſeine geliebte Tochter, die Prinzeſſinn Balkis plötzlich ſehr krank geworden ſey. Er verließ eiligſt ſeine Ruheſtätte, ließ Arzeneiverſtändige herbei rufen, und erfuhr von ihnen, daß wenige Hoffnung zu ihrer Geneſung da ſey. Jede Freude war nun auf immer entflohn. Mit ganzer Seele hing er an die geliebte Tochter, der er am zehnten Tage weinend und wehklagend die Augen zudrückte.

So ſchwanden die zehn Tage, welche Seged von Aethiopien dazu beſtimmt hatte, ſich von den Laſten des Krieges und den Sorgen der Regierung zu erholen. Er hat die Erzählung davon in ſeinem Teſtamente der Nachwelt hinterlaſſen, damit künftig kein Menſch ſich erkühne, zu ſagen:

„Dieſer Tag ſoll ein Tag der Glückſeligkeit ſeyn!“

XLVI.

Abu-Taher,
Fürſt der Carmathen.

Die Carmathen haben ihren Namen von ihrem Stifter Carmathi. Sie waren eine fanatiſche, im Schoße der mohammedaniſchen Religion entſprungene Sekte, die mehr darnach ſtrebte, die Mutterreligion zu vertilgen, als zu bilden. Sie verfälſchten die Lehrſätze und übertrieben, oder milderten, oder verdrängten auch wohl ihre Vorſchriften. Ihren Lehren nach, war es offenbar anſtößige Ruchloſigkeit, nur fünfmahl täglich zu beten, wie es der Alkoran vorſchreibt; man mußte täglich wenigſtens funfzigmahl beten. Ueberdies war man verpflichtet, dem Iman, als Oberhaupte der Sekte, den doppel-Zehenden, oder ein Fünftel von allem zu geben, was man hatte. Vor allen Dingen aber den Befehlen dieſes Imans, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar waren, augenblicklich zu gehorchen. Wer dies that, hatte weder Waſchen, noch Faſten, noch Wallfahrten nöthig, und war doch vollkommen gerecht, und Gott und dem Iman wohlgefällig. Dieſe Sekte, zu welcher ſich anfänglich nur einige Landleute bekannten, wäre in ihrer urſprünglichen Finſterniß, in ſich ſelbſt erloſchen; aber die Kalifen hielten ſie einer förmlichen Verfolgung werth, und dadurch ward ſie verbreitet und mächtig. Sobald ſie ſich ſtark genug fühlte, ward ſie ſelbſt intolerant. Unglücklich war jeder rechtgläubige Muſelmann, der den Carmathen in die Hände fiel, die gewiß nicht unterließen, ihn zum Märtyrer zu machen, und ſo erfüllten ſie Arabien und die benachbarten Provinzen mit Mord und Brand und Räubereien, vergaßen aber dabei nicht, funfzigmahl täglich zu beten.

So war der Zuſtand der Sekte unter den erſten Imans, die größtentheils nichts anders als unvernünftige Schwärmer, oder grauſame Räuber waren. Endlich aber ſtand einer auf, der Witz und verſtellte Schwärmerei mit den Einſichten wohldurchdachter Staatsklugheit, und allen kriegeriſchen Talenten zu verbinden wußte. Abu-Taher, des Imans Said jüngerer Bruder, ſah zeitig ein, daß es keine würkſamere Maſchine giebt, ein Volk in Bewegung zu bringen, als Fanatismus; daß dies eine Triebfeder iſt, die die Thatkraft des Laſters und der Tugend zugleich in ſich vereinigt, und fühlte ſich, in ſeinem kaum neunzehnjährigen Altar, fähig, dieſe ſchreckliche Feder zu regieren. Er bekam alſo Erſcheinungen; er that Wunder; er verhieß, im Nahmen des Himmels, Glück und Sieg, und für jenes Leben ein weit angenehmeres Paradies, als Muhammed. Kurz! er machte ſich die Herzen des Volks ſo zu eigen, daß man kein Bedenken trug, den ältern Bruder abzuſetzen, und dem jüngern die höchſte Gewalt über die ganze Sekte zu übertragen. Die Carmathen, voll Bewunderung ihres neuen Oberhaupts, verſprachen ſich alles von ſeinem Anſehen bei der Gottheit, hielten ſich von nun an für unüberwindlich, und wurden es, durch dieſen Glauben, in der That.

Der nun Fürſt gewordene Iman zeichnete den Anfang ſeiner Regierung durch eine Unternehmung aus, die den ganzen Orient in Erſtaunen und Schrecken ſetzte. Er wagte es, Balſora zu belagern, und dieſe

Stadt, eine der wichtigſten in Aſien, wegen ihres Handels und ihrer Macht, ward von einer Handvoll Carmathen, mit dem Säbel in der Fauſt erobert. Sie erlaubten ſich außerordentliche Gewaltthätigkeiten, plünderten vierzehn Tage lang, und machten die wenigen Einwohner, die das Schwert verſchont hatte, zu Sclaven.

Abu-Taher ließ ſich von dieſem erſten Erfolge nicht verblenden, ſondern dachte bloß darauf, wie er davon einen weſentlichen und dauerhaften Nutzen ziehen wollte. Er ſchickte, dem zufolge, eine glänzende Geſandtſchaft an den Kaliſen Moktader, die bevollmächtigt war, den Frieden anzubieten, iedoch unter der Bedingung, daß man ihm in dem Tractate ſeine neue Eroberung, nebſt der davon abhängenden Provinz Ahuaz förmlich abträte. Es war ſehr wahrſcheinlich, daß der von ſeinen Weibern und Lieblingen beherrſchte Moktader gern einen Antrag annehmen würde, der ſeiner natürlichen Trägheit ſchmeichelte. Dem ungeachtet wollte dieſer Fürſt, der nicht Muth genug beſaß, Balſora wieder zu erobern, es auch nicht wagen, es dem Haupte einer ruchloſen Sekte, dem geſchwornen Feinde ſeiner geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft, förmlich abzutreten. Er empfing die carmathiſchen Geſandten mit allen ſeiner Furcht vor Abu-Taher angemeſſenen Ehrenbezeugungen, ſchmeichelte ihnen ungemein und trug ihnen bei ihrer Abreiſe eine Menge von

Entſchuldigungen und Höflichkeitsbezeugungen an ihren Herrn auf.

Dieſer gieng, ſtatt aller Antwort, auf Cufa los, die zweite Stadt des Reichs, und die unter den erſten Kalifen vom Stamme der Abaſſiden die Hauptſtadt geweſen war. Cufa ward erobert, wie Balſora, und um nichts beſſer behandelt; nun machte dieſer Carmathenfürſt weiter Streifzüge, ohne daß die Truppen des Kalifen im Felde erſchienen. Dieſe traten endlich doch unter Anführung des Emirs Juſoff auf, und zwar in ſo gutem Zuſtande und ſo zahlreich, daß ſie die ganze fanatiſche Armee zu zerſtören hofften, wenn ſie nur Stand halten würde; ſie that aber mehr. Sie kam ihnen auf halben Wege entgegen, und die ſo ſtolzen Muſelmanen nahmen, bei'm erſten Zuſammentreffen, die Flucht, und ließen ihren General in den Händen der Carmathen.

Einige Tage nachher eilte Abu-Taher mit fünfhundert Reitern queer durch das feindliche Land, und erſchien plötzlich vor den Thoren von Bagdad. Moktader ließ zehntauſend Mann ausrücken, mit dem Befehl, dieſen Ketzer mit ſeiner Handvoll Gefährten vor ihm zu bringen. Der Emir aber, der vorſichtiger war, als Juſoff, zeigte ſich dem Feinde nur von fern, zog ſich in die Stadt zurück, ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, und brüſtete ſich damit, daß er nicht geſchlagen worden ſey. Uebrigens war dies nicht der letzte Beſuch, den der Carmathenfürſt den Einwohnern von Bagdad abſtattete. Er kam noch einigemal wieder, immer mit eben ſo weniger Begleitung, und fand immer keinen, der ſich ihm entgegenſtellte. Sobald er ſich näherte, ließ der Kalif die Thore ſchließen, und ſtellte mit ſeinen Unterthanen Gebete an, und wenn ſich der Feind wieder entfernt hatte, gab er, im Gefühl des Danks, ſo verſchwenderiſch Allmoſen, daß ſein Schatz dadurch ganz erſchöpft wurde.

Abu-Taher hatte eigentlich gar keine Luſt, dieſen Kaiſerſitz zu belagern. Er dachte auf eine minder ſchwierige, und nicht minder wichtige Unternehmung, die dem Muhammedismus den Todesſtreich verſetzen ſollte.

Vor

Vor allen Dingen aber glaubte er, ſeinen überaus ermüdeten Truppen einige Ruhe und Erholung vergönnen zu müſſen. Nachdem er ſich alſo damit beluſtigt hatte, die Bettler von Bagdad zu bereichern, den Kalifen zu ſchrecken, und ihn durch Allmoſengeben zu Grunde zu richten, legte er den beſten Theil ſeiner Truppen, zur Erhohlung, in die neueroberten Oerter, und nahm, mit dem Ueberreſte, den Weg nach Hagiar, einer alten Stadt in Arabien, welches die armen Carmathen zu ihrer Hauptſtadt gemacht hatten. Hier blieb er ungefähr zwei Jahre, und fand, wie alle große Fürſten, ſeine Erhohlung darinn, daß er alle Zweige der Staatswirthſchaft in Ordnung brachte, und einen koſtbaren Pallaſt erbaute, der ſeinem Glück und ſeinen Hoffnungen entſprach.

Kaum war der Bau geendigt, als er ſich den Reizen dieſer neuen Wohnung wieder entzog, und ſeine Truppen in der Provinz Bahrera, am Ufer des perſiſchen Meerbuſens, eiligſt zuſammenzog. Von da marſchirte er durch die brennenden Sandwüſten Arabiens, nach der fruchtreichen Gegend von Mekka, und belagert dieſe heilige Hauptſtadt des muſelmaniſchen Glaubens. Die Einwohner, die nicht ſo ſehr über ihre Gefahr, als über die Gottloſigkeit der Belagerer, erſchraken, erwarteten mit jedem Augenblicke, daß Feuer vom Himmel auf dieſe Tempelſchänder herabfallen würde. Aber der

Himmel ließ den Carmathen allen Willen. Mekka ward mit Sturm erobert. Dreißigtauſend Vertheidiger des Orts wurden niedergemacht und glaubten, die Märtyrerkrone davon getragen zu haben. Noch heut zu Tage ſeufzen die orthodoxen Muſelmanen, über die ſchrecklichen Entweihungen dieſer heiligen Stadt. Die Carmathen begnügten ſich nicht damit, ihre unreine Hände an die Schätze zu legen, welche die frommen Gläubigen in der Kaaba *) zuſammengehäuft hat-

---

*) Die Mohamedaner glauben, daß gerade auf der Stelle, wo jetzt der Tempel von Mekka ſteht, die Engel ein prächtiges Zelt aufgeſchlagen hatten, wo der Sultan Adam, unſer Stammvater, mit

ten, ſondern ſie verunreinigten auch dieſes Heiligthum, das älteſte in der Welt, dadurch,

---

ſeiner Frau und ſeinen Kindern, den wahren Gott anbetete. Dies vom Himmel herniedergekommene Zelt muß, nach Adams Tode, wohl wieder zum Himmel gefahren ſeyn, und Seth baute am nähmlichen Orte einen Tempel, der nur bis zur Sündfluth ſtand. Ibrahim und ſein Sohn Ismael erbauten einen andern, aber immer wieder an dem nehmlichen Orte, und dieſer letzte iſt der, den man noch heut zu Tage ſieht, und den man die Kaaba, oder das viereckigte Haus nennt. Man kann ſich von der Ehrfurcht der Muſelmanen für dieſes heilige Haus einen Begriff machen, wenn man ihre Ueberzeugung bedenkt, die ſie davon haben, daß Gott alle Bitten daß ſie dreitauſend Todte darinn verſcharrten. Auch verſchütteten ſie den Brunnen Zemzem*)

---

und Gebete ein Greuel ſind, die man an ihn richtet, ohne das Geſicht gegen die Kaaba zu wenden. Auch kann man ſich davon durch die unglaublichen Mühſeligkeiten überzeugen, die ihnen ihre Wallfahrt nach dieſem berüchtigten Heiligthume koſtet. — Dieſe Mühſeligkeiten ſind ſo groß, daß man gar nicht begreifen kann, wie es möglich iſt, daß von ſo vielen tauſend Andächtigen, die alle Jahre nach Mekka reiſen, nur die Hälfte in ihre Heimath zurückkehrt.

*) Der Brunnen Zemzem iſt, nach dem Vorgeben der Muſelmanen, die Quelle, die Gott, auf das Gebet der Hagar, entſpringen ließ, als ſie, bei ihrem Herumirren in der Wüſte, mit ihrem Sohn

mit Leichen, und, was noch ſchrecklicher war, ſie unterſtanden ſich ſogar, den geweihten ſchwarzen Stein *) wegzunehmen, den die

---

Iſmael vor Durſt verſchmachtete. Wenn man das Waſſer dieſes Brunnens, mit Andacht trinkt, ſagen ſie, ſo löſcht es alle Sünden aus, heilt alle Krankheiten, und würkt, wer weiß wie viel, Wunder. Der Doktor Abdallah Alhafred, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, hat bezeugt, daß es, ſeitdem er von dem Waſſer Zemzem getrunken, nichts mehr von allem, was er auch nur ein einzigesmahl geleſen, vergeſſen habe.

*) Der ſchwarze Stein war urſprünglich weiß. Die Sünden der Menſchen haben ihn geſchwärzt, und man hofft, daß er wieder ſchneeweiß werden

Engel dem Patriarchen und Propheten Ibrahim vom Himmel gebracht hatten. Abu-Taher ließ ihn nach Cufa bringen, wo man ihn

---

wird', wenn die Menſchen nicht mehr ſündigen. Auf dieſem Stein erzeugte Ibrahim den Iſmael, den Stammvater der Araber. Eben dieſer Stein diente dem Vater und dem Sohne zum Gerüſte, als ſie den Tempel von Mekka erbauten. Er machte ſich von ſelbſt hoch und niedrig, nach Verhältniß der Höhe des Gemäuers, worann ſie arbeiteten. Die muſelmaniſchen Schriftgelehrten reden von dieſen Wundern unaufhörlich, und wiſſen recht gut, daß ſie doch niemahls mehr davon ſagen können, als der Pöbel davon zu glauben geneigt iſt.

zum Deckel über einem heimlichen Gemache brauchte, und ob man ihm gleich große Summen für die Auslieferung dieſes Steins bot, beharrte er doch auf ſeinem Eigenſinne, ihn zu dieſem ſchimpflichen Gebrauche beizubehalten.

Nach einer ſo verwegenen Unternehmung, wollte der Eroberer von Mekka ſich an der Demüthigung des Kalifen weiden, und allen möglichen Nutzen davon ziehen. Er zog alſo ſtolz gegen Bagdad hin, und war nicht mehr weit davon entfernt, als er erfuhr, daß Moktader noch einmahl aus ſeiner Schlafſucht erwacht ſey, und eine tüchtige Armee auf die Beine gebracht habe, die unter den Mauern ſeiner Hauptſtadt im

Lager ſtände. Auf dieſe Nachricht gieng er mit tauſend Reitern voraus, und um den Feind näher beobachten zu können, ſetzte er ohne Bedenken über den Tiger. Abuſage, der General der muſelmaniſchen Armee, ſchien froh über dieſen Schritt, den er eine unbeſonnene Verwegenheit nannte. Er ſchrieb augenblicklich an den Kalifen, er werde ihm bald den Carmather, an Händen und Füßen gebunden, überbringen, und empfieng die lakoniſche Antwort: Laß gleich die Tigerbrücke abbrechen, damit dieſer Ruchloſe uns nicht entwiſche.

So klug dieſer Befehl auch ſcheinen mogte, ſo eilte doch Abuſage gar nicht, ihn zu befolgen. Es mochte nun ein Ueberreſt von Freundſchaft für Abu-Taher ſeyn, mit dem er ehemahls bekannt geweſen war, oder ein Zug von jener Art von Klugheit, die den Scheintapfern niemals verläßt; genug! er ließ ihm durch einen vertrauten Officier heimlich den Rath geben, entweder die Gnade des Fürſten der Gläubigen anzuflehen, oder ohne Zeitverluſt ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. — Wie viel Soldaten hat dein General? fragte der Fürſt-Iman den Abgeſandten. — Herr! Dreißigtauſend. — Das iſt viel; aber glaubſt du auch, daß ſie denen gleichen, die ich dir jetzt vorſtellen werde? Zu gleicher Zeit ließ er drei von ſeinen Carmathen kommen, die erſten, die ihm aufſtießen. Dem einem befahl er, ſich über Hals und Kopf in den Tiger zu werfen; dem andern, ſich von dem Gipfel eines Thurms herunterzuſtürzen; dem dritten, ſich den Dolch durch die Gurgel zu ſtoßen. Alles dies geſchah augenblicklich, und zwar auf eine Art, wie man einen angenehmen Befehl ausführt. Nun kehrte ſich Abu-Taher zu dem feindlichen Officier, der vor Schreck halb todt war: „Geh“! ſagte er: „benachrichtige den Abuſage von dem, was du geſehen haſt und ſage ihm in meinem Namen genau die nehmlichen Worte, die ich dir jetzt vorſagen werde: Sclave der Gottloſigkeit! Abu-Taher, der Diener Gottes, wird dich mit ſeinen Hunden zuſammenketten laßen.

Den nehmlichen Abend ließ dieſer ſeltſame Diener Gottes ſein Lager in aller Stille aufbrechen und berechnete ſeinen Marſch ſo richtig, daß er, noch vor Tages Anbruch, das feindliche Lager erreichte, das ſehr ſchlecht bewacht war. Die Carmathen drangen ſtille in daſſelbe ein, und machten einen großen Theil des Heeres nieder, ehe der andere Theil erwachte. Endlich ward alles munter, aber blos um die Flucht zu nehmen. Nur wenige tapfere Männer verſammelten ſich um ihren General, und wehrten ſich eine Zeit lang. Sie wurden alle niedergehauen und nur Abuſage, der einzige, deſſen Leben man geſchenkt hatte, dem Sieger zugeführt, der ſeine Prophezeihung wahrmachte, und ihn zwiſchen zwei Doggen anketten ließ.

Es ſchien nun dem Abu-Taher nichts mehr zu fehlen, als daß er allen ſeinen Thaten, durch die Belagerung und Eroberung von Bagdad, die Krone aufſetzte. Allein warſcheinlicher Weiſe war dieſe Eroberung nicht thunlich, weil er ſie nicht unternahm. Er fand es, ohne Zweifel, thörigt, eine ungeheuer große, wohl beveſtigte, reichlich verſehene, und durch eine zahlloſe Menge Volks vertheidigte Stadt mit einer Handvoll Soldaten, die durch lange Anſtrengungen erſchöpft waren, zu belagern. Vielleicht beſorgte er ſogar, daß die Verzweiflung der

Belagerten, ihre Anhänglichkeit an die Muhammedaniſche Lehre, und ihr Abſcheu gegen ſeine Sekte und ſeine Perſon, den muſelmaniſchen Fanatismus wieder anfachen, und ihn eben ſo ſchrecklich machen würde, als den ſeiner Carmathen.

Dem ſey, wie ihm wolle, wenn Abu-Taher auch das Reich der Kaliſen nicht ganz einſtürzte, ſo erſchütterte er doch wenigſtens dieſen geheiligten Koloß, und zeigte, daß man ihn dereinſt nieder werfen, und unter die Füße treten könnte. Er zwang dieſe Prieſterkönige, dem Entweiher der heiligen Stadt einen Tribut von fünf und zwanzig tauſend Goldſtücken zu geben. Er ſprach ihnen öffentlich Hohn, ſo lange er lebte; und konnte ſich auf ſeinem Sterbebette rühmen, daß er ihren und ihres Propheten Haß mit Recht für ohnmächtig erklärt habe. Er ſtarb im Jahre der Hegira 332, und hinterließ ſeinen Nachfolgern einen mächtigen Staat, wovon er eigentlich der Stifter war.

Einige Jahre nach ſeinem Tode brachten die Carmathen, auf Veranlaßung irgend einer Offenbarung, die einer von ihren Heiligen gehabt hatte, ſelber den berüchtigten ſchwarzen Stein nach Mekka zurück, nachdem ſie denſelben ohne Zweifel wohl gereinigt und wohl beräuchert hatten. Man ſieht ihn noch heute unter der Halle der Kaaba, wo die Pilgrime ihn andächtig küſſen, um Erlaßung ihrer Sünden zu bekommen.

Die Muſelmaniſchen Geſchichtſchreiber verſichern, daß, als Abu-Taher dieſen Stein wegführen ließ, vierzig Kameele, die noch dazu beſtändig abgelöſt wurden, ihn nicht anders, als mit unſäglichen Anſtrengungen, tragen konnten, wogegen er ſich, bei'm Zurückbringen, ſo leicht machte, daß ihn ein einziges Kameel, mit geringer Anſtrengung, bis nach Mekka trug, und dies Kameel (ſetzen ſie hinzu), war noch dazu krank; es beſtand nur noch aus Haut und Knochen; allein der heilige Stein hielte es vollkommen, und mäſtete daſſelbe ſo, daß man es gar nicht mehr erkannte.

Der

Dechant von Badajoz.

Ein ſpaniſches Märchen.

ten unterrichtet, aber unglücklicher Weiſe wußt' er kein Wörtchen Magie, und man kann leicht denken, — daß ihm dies ſehr unlieb war.

Endlich erfuhr der gute Dechant zu ſeinem Troſt, daß in der Vorſtadt von Toledo ein ſehr berühmter Zauberer wohne, mit Namen Don Torribio. Kaum hörte unſer gelehrte Prieſter dieſe erfreuliche Neuigkeit, als er ein gutes Maulthier ſatteln ließ, und nach Toledo reiſ'te. Er kam glücklich an, und ſtieg vor der Thüre eines ziemlich ſchlecht gebauten Häuschens ab, wo dieſer große Tauſendkünſtler wohnen ſollte.

„Mein Herr Zauberer!“ ſagte er zu ihm, als er in die Thüre trat: „ich bin der De-

„chant von Badajoz. Die ſpaniſchen Ge„lehrten erweiſen mir die Ehre, mich für „ihren Meiſter anzuerkennen: jetzt aber komm' „ich her, Sie um einen weit glorrei„chern Beinamen zu bitten, um den Namen „ihres Schülers. Weihen Sie mich in den „Geheimniſſen Ihrer Kunſt ein, und rech„nen Sie auf meine Erkenntlichkeit, die ge„wiß der Größe meiner Bitte, und Ihren Er„wartungen entſprechen ſoll.“

Don Torribio war eben nicht der feinſte Hofmann in Toledo, ob er ſich gleich viel darauf zu gute that, mit der beſten und feinſten Geſellſchaft der Hölle im genauſten Umgang zu ſtehen. Er gab daher auch dem Herrn Dechanten ganz trocken zur Antwort:

daß er ſich nur immer weiter bemühen, und anderswo einen Lehrer in der Magie ſuchen möchte. Was ihn beträfe, ſo wäre er's müde, ſich länger mit einem Geſchäfte zu befaſſen, wodurch er weiter nichts gewonnen habe, als Verheißungen und Komplimente. Er wolle die verborgenen Wiſſenſchaften daher auch nie wieder entweihen, und ſie Undankbaren mittheilen. -

„Undankbaren!" rief der Dechant aus: „Wie verſtehn ſie das, Herr Torribio! „Sie haben Undankbare zu Schülern gehabt? „— wie ungerecht, mich mit ſolchen Ungeheuern in eine Klaſſe zu ſetzen!"

Bei dieſen Worten fing er nun an, alle Gemeinplätze von der Dankbarkeit herzudeklamiren: er debütirte mit der Miene und Stimme der Wahrheit alle edlen Grundſätze, die er nur in ſeinem Gedächtniß auffinden konnte, und, mit einem Worte, er moraliſirte ſo ſchön, daß der Zauberer, nach kurzem Nachſinnen, ihm die Verſicherung gab, daß er einem ſo artigen Manne, der ſo viele ſchöne Maximen inne habe, nichts abſchlagen könne.

„Hyazinthe,“ ſagte er zu ſeiner Magd: „ſteckt zwei Rebhühner an's Spieß, ich hoffe, „der Herr Dechant wird ſo gut ſeyn,' und „heute Mittag bei mir fürlieb nehmen!“

Sogleich faßte er ſeine Hand, und führte ihn in ſein Kabinet. Hier berührte er ihm ſeine Stirn, und ſprach nachfolgende drei Worte mit lauter und donnernder Stimme aus:

Ortobolan, Piſtafrier, Onagriuf, die der Leſer gebeten wird, ja nicht zu vergeſſen. Nun ſetzte er ſich zu ihm und erklärte ihm, ohne alle andre Vorbereitungen, mit ſehr vieler Deutlichkeit die Anfangsgründe ſeiner geheimen Wiſſenſchaften.

Der neue Schüler hörte eben mit ſo vieler Aufmerkſamkeit zu, daß er's kaum wagte, Athem zu ſchöpfen, als Hyazinthe ſchnell in's Zimmer ſtürzte, von einem kleinen bis zum Gürtel geſtiefelten und bis zu den Schultern mit Koth beſpritzten Burſchen begleitet, der den Herrn Dechanten eiligſt wegen einer Sache von der höchſten Wichtigkeit zu ſprechen verlangte. Es war ein Kurir von ſeinem Oheim, dem Biſchof von Badajoz, den man ihm gleich nach ſeiner Abreiſe nachgeſchickt hatte, und der bis nach Toledo reiten müſſen, ehe er ihn einholen können. Er kam, um ihn zu benachrichtigen, daß ſein Oheim, gleich ein paar Stunden nach ſeiner Abreiſe, einen ſo heftigen Anfall vom Schlage erlitten, daß man davon die traurigſten Folgen befürchten müſſe. Der Dechant fluchte recht herzlich, aber doch ganz leiſe, und ohne ein Aergerniß zu geben, auf alle Krankheiten und alle Kurire; da ihn beide ſo zu ungelegener Zeit kamen. Er machte ſich von dem Reiter dadurch los, daß er ihn kurz abfertigte, ihm rieth, gleich wieder nach Badajoz zurückzukehren, und ihm die Verſicherung mit auf den Weg, daß er bald nachfolgen würde. — Der Bote reiſ'te ab, und der Unterricht nahm nun wieder ſeinen Anfang, als wären weder Oheime noch Schlagflüſſe in der Welt.

Einige Tage darauf liefen neue Nachrichten aus Badajoz ein, die aber doch wenigſtens der Mühe werth waren. Drei Canonici kamen nach Toledo, um den Herrn Dechanten zu benachrichtigen, daß ſein Oheim, der Biſchof, ſanft und ſelig entſchlummert ſey, um in dem Himmel den Lohn ſeiner Tugenden zu empfangen, daß das Kapitel ihn einſtimmig erwählt habe, den leeren Sitz wieder einzunehmen, und daß man ihn itzt bitten laſſe, nach Badajoz zu kommen, um ſeine neue Gemahlinn, die Kirche, durch ſeine

Gegenwart über ihren erlittenen Verluſt zu tröſten. Don Torribio, der bei der Rede der Abgeordneten zugegen geweſen war, ſuchte ſie wie ein feiner Hofmann zu benutzen. Er bat den neuen Biſchof um eine geheime Unterredung. Dieſe wurde ihm zugeſtanden, und nach einem den gegenwärtigen Umſtänden angemeßnen Einleitungskompliment, ſagte er ihm, daß er einen Sohn mit Namen Don Benjamin habe, der mit Verſtand und guten Herzen ſattſam ausgeſtattet ſey, aber da er bei ihm weder Geſchmack noch Talente für die verborgnen Wiſſenſchaften entdecken können, ſo hätt' er ihn in dem Vorſatz, ein Prieſter zu werden, nicht hinderlich ſeyn wollen, dafür würde ihm nun auch die Freude zu

Theil, daß man ihn unter den Patres zu Toledo immer als ein Muſter von Frömmigkeit, Leutſeligkeit und Beredſamkeit anführe und rühme. Er bäte daher ſeine Hochwürden ganz gehorſamſt, den Don Benjamin zum Dechant von Badajoz zu machen, da er doch beide Stellen nicht zu gleicher Zeit verſtehen könne.

„Ach,“ erwiederte der Prälat mit einer etwas verlegenen Miene: „der Himmel weiß, wie gern ich alles thue, was Ihnen nur auf irgend eine Art angenehm ſeyn kann, aber dies iſt mir leider unmöglich. Ich hab' einen Verwandten, deſſen Erbe ich bin, es iſt ein alter Geiſtlicher; er ſchickt ſich zu nichts, als zu einem Dechanten, dieſem muß ich nothwendig die Stelle geben, ſonſt iſt er im

Stande mich mit meiner ganzen Familie in Uneinigkeit zu bringen, — und, ich geſteh's es iſt meine Schwachheit, ich könnt' um alles in der Welt willen nicht mit meiner Familie über den Fuß geſpannt leben.“

„Aber,“ fügte er mit einem weit freundlicherm Ton hinzu: „denken Sie denn nicht mit nach Badajoz zu kommen? Sie werden doch nicht ſo grauſam ſeyn, und mich zu einer Zeit verlaſſen, da ich gerade im Stande bin, Ihnen nützlich zu werden? — Verlaſſen Sie ſich nur auf mich, mein lieber Lehrer, reiſen Sie mit, und fahren Sie hübſch fort, mir Unterricht in der Magie zu geben. Ich werde gewiß immer ein aufmerkſamer Schüler bleiben. Sie können über Don Benjamins

Verſorgung ganz ruhig ſeyn. Ich nehme ſie über mich, früher oder ſpäter, was verſchlägt das, genug, ich will mehr für ihn thun, als der zärtlichſte Vater nur wünſchen kann. — Was iſt eine elende Dechantſtelle mitten in Eſtremadura für ein Glück! — Sie iſt viel zu gering für einen Sohn, der Sie zum Vater hat, mein lieber Torribio!“

Die Canoniſten behaupten, es wäre in dem Vorſchlag des Prälaten, den er dem Magiker gemacht habe, Simonie geweſen. — Dies weiß ich nun eben nicht — aber ſo viel iſt gewiß, beide wurden Handels eins, ohne daß zwei ſo aufgehellte Köpfe nur im geringſten einige Beſorgniß für die Zukunft äußerten. Don Torribio folgte ſeinem vornehmer gewordnen Schüler nach Badajoz, er bekam eine ſchöne Wohnung in dem biſchöflichen Pallaſt, und die ganze Diocöſe ehrte ihn, als den Liebling und erſten Rathgeber des Biſchofs.

Unter der Anführung eines ſo geſchickten Lehrers, konnt es nicht fehlen, daß der Biſchof von Badajoz ungemein große Fortſchritte in der Magie machte; aber, er widmete ſich ihr auch anfänglich mit einem Eifer, der beinahe in Ausſchweifung ausartete; bis er endlich von ſeinem Lehrer gezwungen wurde, dieſe Ungeduld zu mäßigen, damit bei dem Studium der Magie die biſchöflichen Geſchäfte nicht vernachläßigt würden. Er hatte ſich nach und nach von einem für ma giſche Geiſtliche ſehr wichtigen Grundſatz überzeugt, daß es nehmlich für ſie nicht genug ſey, den Sabbat zu feiern, und ihren Geiſt mit den wichtigſten Gegenſtänden menſchlicher Weisheit zu beſchäftigen, ſondern, daß es auch Pflicht für ſie wäre, andern den Weg zum Himmel zu zeigen, und in den Seelen ihrer Getreuen den Samen der Tugend und guten Sitten auszuſtreuen. Bei dieſem edlen Betragen konnte es nicht fehlen, daß man überall den weiſen und tugendhaften Prälaten verehrte, und faſt vergötterte; und daß man ihn, als er es ſich am wenigſten träumen ließ, zum Erzbiſchof von Compoſtell ernannt. Das Volk und die Geiſtlichkeit zu Badajoz ſeufze, wie man leicht denken kann, daß man ihnen einen ſo würdigen geiſtlichen Hirten entriß, und die Canonici der Kathedralkirche baten ihn einſtimmig, um ihm den letzten Beweis ihrer Hochachtung an den Tag zu legen, ſich ſelbſt einen Nachfolger zu wählen.

Don Torribio ſäumte wiederum nicht, ſeinem Sohn hier eine gute Stelle zu verſchaffen. Er bat den neuen Erzbiſchof um das Bisthum, und der neue Erzbiſchof ſchlug ihm auch dies, aber auf die aller artigſte Art von der Welt, ab. Er hatte ſo viel Ehrfurcht für ſeinen Lehrer, er war ſo betrübt, ſo beſtürzt, ihm eine ſo leichtſcheinende Sache zu verſagen, aber es war nicht anders möglich. Don Ferdinand de Lara, Statthalter von Caſtilien, verlangte eben dies Bisthum für ſeinen natürlichen Sohn: ohne dieſen Herrn je geſehen zu haben, war er ihm doch, ſo ſagt' er; die größten Verbindlichkeiten ſchuldig. Es war alſo eine unvermeidliche Nothwendigkeit, dem alten Wohlthäter vor dem neueren den Vorzug zu geben, doch dieſer Zug von Billigkeit mußte den Don Torribio ſehr angenehm ſeyn, er konnte hieraus ſehen, was er zu erwarten hätte, wenn ihn die Reihe treffen würde; und dies mußte nun bei der erſten eintretenden Gelegenheit der Fall ſeyn.

Der Zauberer war treuherzig genug, die Anecdote von den älteren Dienſtleiſtungen zu glauben, und freute ſich, ſo viel als es die

Umſtände erlaubten, dem Don Ferdinand de Lara, Statthaltern von Caſtilien, nachſtehen zu müſſen.

Man dachte an nichts, als an die Zurüſtungen zur Reiſe nach Compoſtell, man kam glücklich an, und richtete ſich aufs prächtigſte ein. Aber alle dieſe Unkoſten waren beinahe unnütz, von ſo kurzer Dauer war hier des Erzbiſchofs Aufenthalt. Nach Verlauf einiger Monate kam ein Botſchafter des Pabſtes von Rom, und brachte dem Erzbiſchof den rothen Huth, nebſt einem ſehr gnädigen Breve, worinn ihn ſeine Heiligkeit einlud, ihm in der Regierung der Kirche hülfreiche Hand zu leiſten, und ihm die Erlaubniß gab, einen Nachfolger in ſeinem Amt nach Gutbefinden auszuſuchen.

Don Torriblo war eben abweſend, als der Bote des heiligen Vaters eintraf, er war verreiſt, um ſeinen lieben Sohn zu beſuchen, der noch immer ein armer unbedeutender Mönch zu Toledo war, aber er kam bald zurück, und der neue Kardinal hatte ihn der Mühe überhoben, das Erzbisthum für ſeinen Sohn zu erbitten. Der Prälat lief ihm mit offnen Armen entgegen:

„Mein lieber Freund“, rief er aus: „ich kündige Ihnen zwei angenehme Neuigkeiten an: Ihr Schüler iſt Kardinal geworden, und Ihr Sohn ſoll es auch bald werden: oder ich müßte in gar keinem Anſehen in Rom ſtehen. Ich wollt' ihn indeſſen ſchon zum Erzbiſchof von Compoſtell machen, aber ſtellen Sie ſich ſein, oder vielmehr mein Unglück vor, meine Mutter, die wir in Badajoz gelaſſen haben, ſchreibt mir, während Ihrer Abweſenheit, einen grauſamen Brief, der alle meine Maaßregeln vereitelt. Sie verlangt mit aller Gewalt, daß ich den Archidiakonus meiner alten Kirche, den Lizentiaten Don Pablos de Salazar, deßen vertraute Freundinn und Beichtkind ſie iſt, die erledigte Stelle geben ſoll. Sie droht mir, daß ſie vor Gram ſterben würde, wenn ſie nichts für dieſen lieben Pater ausrichten ſollte, und ich zweifle keinen Augenblick, daß ſie Wort zu halten im Stande iſt. Setzen Sie ſich nun in meine Stelle; ſoll ich ein Mörder an meiner Mutter werden?"

Don Torribio war kein Mann, der das Herz hatte, zu einem Parizidium zu rathen. Er billigte die Ernennung des Don Pablos, und wagte es kaum, auf die Mutter des Prälaten zu ſchmälen.

Dieſe liebe Mutter aber, wenn man ſie doch kennen will, war eine gute faſt kindiſch gewordene alte Matrone, die mit ihrem Mädchen und ihrer Katze ſehr ruhig lebte, und kaum den Namen ihres Beichtvaters wußte. Wer war's denn aber, der dem Don Pablos zu dem Erzbisthum verhalf? Eine junge Dame, die mit ihm nahe verwandt war, eine ſehr gottesfürchtige und hübſche Wittwe, bei der ſich der Herr Erzbiſchof oft zu erbauen pflegte, und die er mit geiſtlichem Troſte ſtärkte.

Doch dies bei Seite. Don Torribio ſchwieg, und folgte ſeiner Eminenz nach Rom. Kaum war er hier angekommen, ſo ſtarb der Pabſt. Es iſt nichts leichter, als die Folgen von dieſem Tode voraus zu ſehen. Man geht in's Konclave, alle Stimmen der geheiligten Geſellſchaft vereinigen ſich zu Gunſten des neuen ſpaniſchen Kardinals. Er wird Pabſt. Nach den erſten Ceremonien, naht ſich ihm Don Torribio, und bittet um eine geheime Audienz. Er weint vor Freude, als er den Pantoffel ſeines geweſenen Schülers küßt, der itzt ſo ehrwürdig auf dem päbſtlichen Thron ſizt. Jezt ſtellt er ihm mit aller Beſcheidenheit ſeine lange und treue Dienſte vor, er erinnert ſeine Heiligkeit an ſeine gethane Verſprechungen, die er ihm, noch ehe er in's Konclave getreten war, wiederholt hatte. Er miſcht einige Worte von Kardinalshüthen in ſeine Rede, und bittet endlich, ſtatt dieſe Würde, für ſeinen Sohn Benjamin, um nichts, als um den päbſtlichen Segen und um ein kleines Jahrgehalt, das die wenigen Bedürfniſſe eines Mönchs und eines Philoſophen zu befriedigen hinreichend ſey. —

Während dieſer kleinen Rede befragte ſich der neue Pabſt, was er aus ſeinem Lehrer machen ſolle. Jezt konnt' er ſeiner entbehren, und er wußte beinahe zu viel Magie für einen Pabſt. Schickte es ſich wohl für ihn, noch nach der alte Weiſe zu leben? Seine Heiligkeit urtheilte ſehr richtig, daß Torribio ein unnützer Diener wäre, der ihm nur zur Laſt fallen könne. Daher redete er ihn folgendergeſtalt an:

„Wir haben höchſt mißfällig vernommen,
„daß Ihr unter dem Vorgeben geheimer Wiſ-
„ſenſchaft, einen verbotnen und abſcheulichen
„Umgang mit den Geiſtern der Finſterniß
„und der Lügen pfleget, dannenhero ermah-
„nen wir Euch ſo freundlich als auch alles
„Ernſtes, dieſes Laſter durch eine ſeiner
„Größe angemeſſene Büßung auszutilgen,
„und gebieten Euch Kraft dieſes, binnen

„dreien Tagen unſer Gebiet unumgänglich „zu verlaſſen, widrigenfalls man Euch dem „weltlichen Gerichte und den Flammen der „heiligen Inquiſition zu übergeben, ſich gemäßiget ſehen wird.“

Don **Torribio** erſchrak aber gar nicht und wiederholte nur ſogleich die drei eben angeführten Worte, ging an's Fenſter, und rief ſo laut er konnte: „Hyacinthe, nur ein „Rebhuhn, der Herr Dechant wird nicht bei „uns ſpeiſen.“

Welch ein Donnerſchlag für den eingebildeten Pabſt. Er kam nach und nach aus einer Art von Extaſe wieder zu ſich, in die ihn die drei myſtiſchen Worte verſetzt hatten. Er ſahe, daß er ſich, ſtatt im Vatikan zu ſeyn, noch in Toledo, im Zimmer des Don Torribio befand, er ſah ſelbſt an der Wanduhr, daß noch keine volle Stunde verfloſſen war, ſeit er dies unglückliche Zimmer betreten, wo man ſo ſchöne Träume träumen kann. In weniger als einer Stunde glaubt er ſich Zauberer, Biſchof, Erzbiſchof, Kardinal, Pabſt, und am Ende fand er, daß er nichts war, als ein getäuſchter Schurke. Alles war Zauberei, ausgenommen die Beweiſe ſeines ſchlechten Herzens. Er verließ ſtillſchweigend das Haus, fand ſein Maulthier auf derſelben Stelle, wo er es verlaſſen hatte, reiſte nach Badajoz zurück und war ſo klug wie vorher.

Inhalt.

I. Die Büchersammlung des Königs von Indien . . . S. 17

II. Die Königinn von Gor . . 21

III. Fürstenglück 24

IV. Das Turteltäubchen . . . 31

V. Die beiden Schlangen . . 35

VI. Der Höfling und sein Sohn S. 41
VII. Die Akademie der Verschwiegenen 44
VIII. Karun 50
IX. Der Neidische 51
X. Der beleidigte Derwisch . . 57
XI. Der hungrige Araber . . 59
XII. Der Bettler und sein Sohn . 61
XIII. Die Freunde und das Geld . 65
XIV. Mittel, sich aller Ueberläſtigen zu entledigen 67
XV. Der Chriſt und der Jude . 68
XVI. Das Teſtament . . . 70
XVII. Hamed und Raſchid . . 81
XVIII, Der Traum des armen Haſſan 87
XIX. Der Glashandel . . . 100

XX. Fadallah 107

XXI. Bewährtes Mittel, Todte zu erwecken 121

XXII. Das Paradies des Schedad . 137

XXIII. Der unbeſtechliche Sclave . 151

XXIV. Was man gewinnt, wenn man früh aufſteht . . . 155

XXV. Das Glas mit Waſſer . . 160

XXVI. Der Thron 163

XXVII. Witziger Einfall eines perſiſchen Dichters 166

XXVIII. Die Mondfinſterniß . . 170

XXIX. Sultan Thogrul Ben-Arslam 174

XXX. Der Thron der Turkomanen 182

XXXI. Ibrahim und Tamerlan . 185

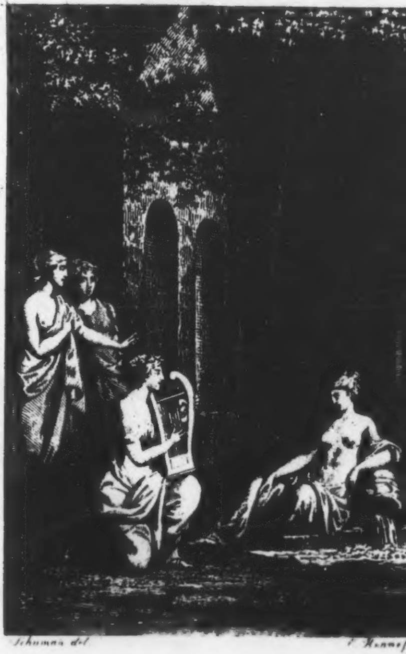
XXXII. Die kluge Wahl 189
XXXIII. Die Entfernung von der Welt 193
XXXIV. Der Irrthum 197
XXXV. Die Macht der Religion . 199
XXXVI. Kosroes und ſein Sohn Siroes 202
XXXVII. Almamolin 220
XXXVIII. Der kluge Kadi . . . 241
XXXIX. Die Ruhe des Gottloſen . 245
XL. Wahrer Gebrauch des Reichthums 248
XLI. Wohlthätigkeit des Kalifen Moſtanſer 251
XLII. Die Vögel vom Gebirge Kaf 254
XLIII. Akbars kindliche Liebe . . 286
XLIV. Weiſe Duldſamkeit . . . 289

XX. Fadallah 107
XXI. Bewährtes Mittel, Todte zu erwecken 121
XXII. Das Paradies des Schedad . 137
XXIII. Der unbeſtechliche Sclave . 151
XXIV. Was man gewinnt, wenn man früh aufſteht . . . 155
XXV. Das Glas mit Waſſer . . 160
XXVI. Der Thron 163
XXVII. Witziger Einfall eines perſiſchen Dichters 166
XXVIII. Die Mondfinſterniß . . 170
XXIX. Sultan Thogrul Ben-Arslam 174
XXX. Der Thron der Turkomanen 182
XXXI. Ibrahim und Tamerlan . 185

XXXII. Die kluge Wahl 189
XXXIII. Die Entfernung von der Welt 193
XXXIV. Der Irrthum 197
XXXV. Die Macht der Religion . 199
XXXVI. Kosroes und ſein Sohn Siroes 202
XXXVII. Almamolin 220
XXXVIII. Der kluge Kadi 231
XXXIX. Die Ruhe des Gottloſen . 235
XL. Wahrer Gebrauch des Reichthums 238
XLI. Wohlthätigkeit des Kalifen Moſtanſer 251
XLII. Die Vögel vom Gebirge Kaf 254
XLIII. Akbars kindliche Liebe . . 256
XLIV. Weiſe Duldſamkeit . . . 289

XLV. Die zehn Tage des äthiopiſchen Königs Seged . . . . S. 296
XLVI. Abu-Taher, Fürſt der Carmathen 326
Der Dechant von Badajoz, ein ſpaniſches Märchen. 335

Berlin, gedruckt bei G. Hayn, in der Zimmerſtraße Nr. 29.



Schuman del. *F. Henneſ*

EGERIA

herausgegeben

von

Karl Müchler.

Berlin,
bei J. G. Braun.

a

146 $\underline{\underline{1}}$ -

Goethe-Schiller-
Archiv

Egeria.

1802.

Die Jahresfeier der Alceſte.

Idylle.

Gewidmet dem 10. März, dem Geburtstage der Königinn.

Palämon. Milon.

Milon.

Heil dir, o wackerer Greis, an diesem lieblichen Tage!
Ruft der fröliche Strahl des wiedererwachenden Lenzes

Auch dein Alter in's Feld? — Mit Recht! heut feiern die Fluren
Wieder ihr erstes Feſt, heut singen die Lerchen nicht einzeln,
Nein, in vollen Chören ergeust sich ihr steigender Jubel.

Palämon.

Tief erfreut mich, o Milon! das erste Lächeln der Sonne,
Innig entzückt mich die Saat, die täglich sichtbarer aufgrünt,
Innig, der Lerchen Gesang, im unbenebelten Aether.
Aber nicht nur die Lerche, nicht Saat und Frühling und Zephyr
Ruft mich in's Feld: heut feir' ich den Jahrstag unsrer Alceste,
Unsrer penäischen Fürstinn, der Gattinn

Mitten in jenem Gebüsch erbaut' ich gestern den Altar.
Dort hat meine Pyrrha schon Kinder und Enkel verſammelt,
Dort steht lautere Milch, und Most der neulichen Lese.
Schlachten will ich ein Lamm, und heiſs die Himmlischen anflehn,
Daſs Alceste noch lange die Wonne der tempischen Flur sey.
Auch Gesang ist da; zwei Kinder versprachen mir Lieder;
Mantis, mein jüngerer Sohn, und Alphesiböa, die Tochter.

M i l o n.

Nimm mich mit dir, Palämon! laſs deine Freude mich theilen!
Denn Alcesten gebührt die erſte Feier des Lenzes.

Ihr ein erkohrenes Lied. Noch oft gedenk' ich der Tage, *)
Als ein schwarzes Geschick dem Leben des edeln Admetus
Dräuete. Welchen Preis verlangte der delphiſche Phöbus
Für Thessalias Heil, für unsers Geliebten Genesung!
Aber Alceste beſchloſs, für ihren Admetus zu sterben:
Da erbarmte sich Zevs der redlichen Liebe der Gattinn,
Und erhielt dem tiefbekümmerten Volke ſie beide.

---

*) Noch gedenk' ich der Tage, ähnlich den traurigen Tagen im Jänner 1798, an denen ein königliches Paar krank lag.

Palämon.

Auch ich werde nie der seligen Stunden vergessen,
Aber vor allen im Volk bin *ich*, ein jährliches Dankfest
Ihr zu heiligen, schuldig, der gütigen Fürstinn der Frauen.
Eine gefräſsige Pest verzehrte mir Lämmer und Mütter:
Sie gab alles mir wieder. — Doch siehe, schon stehn wir am Altar.
Schmücke mit Reise dein Haupt, damit das Opfer beginne.

Drauf bekränzte der Greis sich selbst mit Zweigen der Tanne.
Dies that Milon ihm nach, so that die ganze Versammlung.
Aber Palämon ergoſs zwei Schalen mit düftenden Moste.

Zwei mit Milch, und eben so viel vom Blute des Lammes,
Knieete, opferte Dank, und sandte heiſse Gebete
Zum allrichtenden Zevs, dem groſsen Vergelter der Tugend:
Beifall rauſchten die Wipfel, die Lerchen jubelten lauter.

Kaum war alles vollbracht, so rief er den beiden Erzeugten,
Zweien Geübten der Kunst des amphrysischen Hirten Apollo:
Gestern schon habt ihr bekannt, daſs eure Gesänge zu ländlich
Tönen, Admetus Ruhm, das Lob der Alceste zu feiern.
Wohl! versucht es auch nicht; wählt lieber, von allen Geſchöpfen,
Welche die Götter den Fluren verliehn, das gröſste zum Liede.

Oder das schönste, und singt es dem göttlichen Paare zu Ehren.
Sprach es, und Mantis begann, und nach ihm Alphesiböa,

Mantis.

Ich besinge zuerst den dodonäischen Eichbaum,
Welchen kein Sturm, kein Winterorkan, kein Regen entwurzelt,
Unbewegt im Stamm, erlebt er die Enkel der Enkel,
Und Jahrhunderte durch, den Wechsel der Menschengeschlechter.
Fern zerschleudert Aquilo die Trümmer niedriger Forſten,
Während Er im Boden verharrt, und frölich, den Wipfel

An den Olymp, und die Wurzel hinab in den Tartarus ausstreckt *).

Alphesiböa.

Unter den Bäumen sey du mein Lied, wohlthätige Linde!
Du, vom Himmel geliebt, mit seinem edelsten Thaue
Sanft getränket, würzest aus tausend balsamischen Kelchen
Fern den Aether umher, und nährst die Bienen mit Nektar.
Gern bedeckst du mit schirmenden Laube die Feste der Schäfer,
Labst den müden Wanderer gern mit freundlichem Schatten,

---

*) Vergl. Virgils Landbau, B. II V. 292.

Wie der elysische Hain, in welchem die Seligen ausruhn.

Mantis.

Von den Bewohnern der Luft lobsing' ich den muthigen Adler,
Welcher den Himmel erfleugt; — des allmächtigen Jupiter Liebling.
Mögen geringere Vögel in Staub und Sümpfen sich freuen,
Ihn ergötzt im Aether, des Lichtes Quelle, die Sonne.
Und wenn Zevs in Nacht, den Frevel zu strafen, einherzeucht,
Und das Laster verzagt, und alle Lebendigen zittern,
Ruht er auf Wolken, und trägt die Donner der richtenden Allmacht.

Alphesiböa.

Meine Leyer erhebe die Nachtigall, welche Thalia
Selber mit Tönen begabt, und im Haine des Helikon aufzog.
Wann der Frühling regiert, was giebt, o Nymphen und Schäfer!
Euch die lauterſte Luſt? was füllt die Gebüsche mit Wonne?
Edler Gefühle Gesang, getreuer Zärtlichkeit Ausdruck,
Jene melodische Sprache des schönen, bekümmerten Herzens,
Welche Götter erweicht, und Götter zur Erde herabzieht,

Mantis.

Ehrt, o penäische Hirten! vor allem Ge-

Er verschleust in jungem Gesproſs ätherisches Feuer,
Labt im Frühlinge schon den Winzer mit Düften der Hoffnung,
Schwellt, im Sommer mit Gluth, mit göttlichem Geiste die Traube,
Und bereitet den Trank, womit er Ermattete stärket,
Und den Kranken Heil, und jedem Bekümmerten Trost giebt.
Ihn verlieh uns ein Gott, der Sterblichen Elend zu mildern.

Alphesiböa.

Singt, o Mädchen der Flur! die Fürstinn der Blumen, die Roſe.
Allbezaubernd haucht sie von ihrem erhabenen Sitze
Wonne des Mayes umher: indeſs die nie-

Ueberleuchtet von **ihr**, von ihrem Purpur verdunkelt,
In gerechter Demuth ihr huldigen. Cypria' schuf sie
Unserm Geſilde zum Schmuck: drum trägt sie Cyprias Anmuth,
Anmuth färbt ihr Gesicht, Geſtalt und Seele sind Anmuth *).

Palämon.

Zwar ahmt euer Gesang nur fern die Töne Damöts nach,
Welcher die Saiten euch stimmte; doch freut mich der Lehrlinge Wachsthum,
Wie geäugelte Reiser mich freun, die Blühten entfalten.

---

*) Die **Seele** der Rose, die Dryas.

Euer Ton wird voller, geschmeidiger jegliche Wendung.
In der Aernte begehn wir den Tag des erhab'nen Admetus:
Kommt dann, Sänger und Sängerinn wieder zu diesem Altare;
Dann erneu' ich mein Opfer, und ihr verschönt es mit Liedern.—
Kinder und Enkel, bewahrt in heiliger Treue den Jahrstag.
Und begehet ihn froh, nach achtzig Frühlingen wieder.

K. v. Boguslavski.

Jahresfeier.

An letzten Abend des Jahres 1799.

Der Uhr enttönt des Jahres letzte Stunde,
Die Mitternacht sinkt feierlich herab;
Und mir ruft's zu, wie Laut aus Geistermunde,
„Steig' in dich selbst, der Erde Sohn, hinab!
Erinnerung, mit weisem Ernst' im Bunde,
Schweb' um dich her an des entfloh'nen Grab!
Ein groſser Kreis des Wirkens ward vollendet,
Auf, prüfe dich, wie hast du ihn verwendet?“

Gern

Gern leih' ich dir, o Geisterruf, mein Ohr,
Dein: „prüfe dich!“ erfüllt mich nicht mit Grauen;
Tritt noch einmal, aus deiner Gruft hervor,
Entfloh'nes Jahr, laſs dir in's Antlitz schauen!
Ich hebe kühn zu dir den Blick empor,
Mein Herz sagt mir, ich darf der Prüfung trauen:
Kein Vorwurf regt in meinem Innern sich,
Bewuſstseyn schirmt, wie eine Mauer, mich.

Ich habe nicht den hohen Eid gebrochen,
Den ich der Treu', der Güt' und Wahrheit schwor;
Unwandelbar für sie gewirkt, gesprochen;
Die Schmeichelei verführte nie mein Ohr,
Nie hat mein Blick, mein Mund um Gunst gekrochen,
Es schwebte mir der Menschheit Würde vor:
Ich schloſs mich nicht an Titel und an Namen,

Mir galt der Mensch, sein Stand ist nur sein Rahmen.

Wenn auch für mich im teutschen Vaterland'
Ein Lob ertönt, des Beifall's Opfer brennet;
Und, ungeschmückt mit Würden, Rang und Stand,
Doch achtend, mich ein Theil der Mitwelt nennet;
Ein Kranz mir ward aus mancher schönen Hand,
Als wahr und gut mich mancher Edle kennet:
So hebt mein Herz mit dem Bewuſstseyn mich,
Daſs, was mir ward, ich nicht erkroch, erschlich.

Kein Lob ward mir, errungen durch Kabalen.

Kein Beifall mir durch Bitt' und Schmeichelei'n. —
Wand ich mich je vor Teutschlands Tribunalen?
Auf ruf ich sie, der Lüge mich zu zeih'n!
Mag, wer da will, mit falschem Lobe prahlen,
Mein Herz weiſs sich von diesen Künsten rein;
Erbettelt Lob ist Seifenblas' und Schimmer;
Ein Kranz von Stroh, und sieht die Nachwelt nimmer.

Die ihr mich liebt, und freundlich mir die Hand
Durch's Leben gabt, hat euch mein Herz betrogen!
Habt ihr es nicht unwandelbar erkannt,
Hat es nur Güt' und Wahrheit euch gelogen:
O so zerreiſst dies theure, heil'ge Band,
Das Sympathie so schön um uns gezogen;

Trenn' euer Herz von mir auf ewig sich,
Und überlaſst der Reue Qualen mich.

Ihr wanket nicht. Ihr reicht zum alten Bunde,
So warm, wie sonſt, die treue Hand mir dar;
Ein teutſcher Druck, der Mund auf meinem Munde,
Sagt mehr, als Wort', ich ſey noch, der ich war;
Und stolzer ſchlägt in dieſer Feierstunde
Mein Herz empor. Mir ward das alte Jahr
Zum Vorwurf nicht, zur Reue nicht gebohren,
Und in mir zeugt's! ich hab' es nicht verlohren.

Der Wahrheit Trieb, der in mir wirkt und ſchafft,
Die Lieb' in mir zum Schönen und zum Guten,

Der Tugend Sinn ist nicht in mir erschlafft;
Nichts kann mein Herz, nichts meinen Geist entmuthen!
Ununterjocht vom Sturm der Leidenschaft,
Könnt' ich für Recht und Wahrheit furchtlos bluten;
Ich fühl' es wahr: „stark macht erfüllte Pflicht,
Wenn auch das Herz in ihrer Uebung bricht."

In meine Brust sank allbelebend nieder
Des Schönen und des Guten Ideal;
Es schwebt um mich mit segnendem Gefieder,
Und leitet mich durch dieses Lebens Thal;
Sänk' auch mein Geist, es regte schnell ihn wieder
Zum Sieg' empor. Wie Phöbus goldner Strahl
Erwärmt es mich, will ich im Kampf' erliegen,

Und neuer Muth ruft: „sterben oder siegen!“

„Getrost seh' ich das neue Jahr sich nah'n,
Mit hohem Muth' blickt ihm mein Aug' entgegen,
Beb' ich auch nicht des Schicksals Prüfungsschlägen;
Mit festem Schritt' geh' ich die neue Bahn,
Wär' sie auch rauh', am Ende winkt mir Segen;
Und schwände mir des Glückes Lächeln ganz,
Doch halt' ich aus, und sterb' im Siegerkranz.

Schink.

Entſtehen
der
lebenden Weſen.

Phantaſie.

Entfeſſelt von der Gegenwart Gebilden,
Von den Gestalten, drinn des Lebens Odem
So mannigfaltig jetzo ſich bewegt,
Schwang sich empor die kühne Phantasie
Entflammten Blicks in jene Zaubersphäre,
Wo Leben erst sich mit Gestalt vermählt.
Des Anfangs grauer Schleier flog empor,
Und frei sah ich der Lebenden Entstehn.

Vor meinem fesselloſen Auge lag
Der weiten Erde Kreis, Gebirg und Thal,
Und Flur und Wald in schöner Wechselfolge
Mit Gras und Laub und Blüthen angethan,
Geheimniſsvoll von Nachteshell' umdämmert.
Doch schauerte mich diese Schönheit an,
Ein kalter Schauplatz myſtiſcher Symbole. —
In Feld und Wald, auf Bergen, in der Luft
Nicht Eines Lebens leiser Ton noch Spur.
Nur dumpfes Rauschen fallender Gewässer
Durchdrang die weite todte Einsamkeit,
Der Bäume Aeste starrten kalt und stumm,
Die Blumen schimmerten, doch ohne Duft;
Das Ganze schien ein prächt'ger Leichenschmuck.

Da tönt's vom Himmel wie ein leises Flüstern,
Es regen sich die dämmernden Gewölke: —
Hernieder haucht ein warmer Lebensodem,

Durchwebt von Strahlen eines hellern Lichts.
Er küſst der Bäume Wipfel; klingend steigen
Die Blüthen aufwärts, breiten ihre Blättchen,
Und werden singend Vögel! — Tiefer geht
Und stärker jetzt der kräft'ge Lebensstrom
Durch Wald und Thal und in die Felsen-
hölen.
Die Erde schwankt, ein dumpfes Echo
tönt,
Und theilet sich in mannigfalt'ge Stimmen.

Gestalten drengen sich aus allen Schatten,
Das Haupt erhoben in die Lebensluft.
Sie schütteln fröhlich ab den Staub der Erde,
Erzeugt vom Boden, jetzt vom Boden frei! —
Im neuen Licht, der Morgendämmrung
ähnlich,
Prüft Löw' und Hirsch und Lamm auf
grüner Flur,
Und dort der Adler auf der Felsenspitze
Des Lebens Kraft, des ersten Athems Stärke
In neugebohrnen Gliedern wunderbar.
Doch einzeln irrt ein jedes seinen Weg,

Noch in sich selbst entzückt, mit eig'nem
Daseyn,
Mit eigener Natur bekannt sich machend.

Plötzlich durchglänzet den Aether ein höheres Licht, die Gewölke
Eilen zum Horizont, umkränzend die heilige
Leuchtung,
Die in Mitte des Himmels, als wäre die
Bläue geöffnet,
Milde strahlend hervortritt. — Wälder verneigen die Stirne,
Unbewegt von dem Lufthauch. — Stürzen
noch wollten die Wasser,
Aber es bebt der Fels und mit abgebrochenem Bogen
Starren sie hoch in der Luft. — Die Strahlen des heiligen Glanzes
Fassen die Formen der Welt gewaltiger an,
als der Luftstrohm.

Selber das neue Leben verstummt, ergriffen von Schauer,
Flügel senken sich nieder, und Kniee berühren den Boden,
Abgewandt von dem Licht, dem göttlichen, neigen die Thiere
Ihr beklommenes Haupt; doch schlägt ihr Herz nicht beklommen.

Himmlisches Licht, du Glanz von Lilien, mildere Sonne,
Silberhell wie der Mond, du Sonne verschmolzen mit Aether,
Heilige Leuchtung, du anbetungswürdig und lieblich, —
Aber es zucket ein Blitz herab! — ich hör den Donner! —
Höre den Wiederhall! — In ihm unterscheid' ich die Worte:
„Hauch giebt Regung, und Strahl giebt helle Besinnung; es werde

„Lebendes Wort aus Hauch und Strahl in höchster Vereinung,
„Werde das irrdische Himmelskind!“ — — — —

Das Dunkel dort, wohin der Strahl getroffen,
Auf jenes Berges Höhe klärt sich auf!
Welch ein Gebild', ich sehe mich im Spiegel; —
Doch ist's kein Spiegel! — Bruder, sollt' ich rufen.
Ich rufe nicht, denn ernst und denkend schaut
Der offne Blick, der mit ihm selber spricht.
Ein Mann mit hoher Stirne, hoher Brust,
Das Aug' umschwebt vom Abglanz jenes Lichtes,
Er kömmt herab den ungebahnten Weg,
Und bricht die Bahn mit seinem kräft'gen Tritt.

Er schaut umher, noch starrt der Waſſerfall,
Noch bebt der Fels, noch ist der Baum geneiget,
Noch ruhn gesenkt des Adlers Fittige,
Doch lauscht empor der Thiere frommes Auge. —

Vernehmt den ersten Gesang der Menschenseele,
Wie ich ihn hörte mit menschlichem Ohr,
Und menschlich gedeutet, ihn wieder verkünden will.

„Ist dies die Erde,
„Von der ich träumte? —
„Ist jenes der Himmel,
„Worinn ich träumte? —
„Ich kannte den Glanz, der mich erfaſste,
„Und nieder warf in die neue Luft.

„Ich bin hier fremde,
„Doch nicht in der Fremde;
„Ich denke der Stimme
„Des himmlischen Traumes:
„Erwachen sollst du in irrdischer Anmuth,
„Immer dich sehnen nach himmlischer Freiheit! —

„Ich fühle mir liegt
„Die Erd' am Herzen,
„Ich fühle, mir liegt
„Der Himmel am Herzen,
„Vom Himmel bin ich zur Erde gesandt,
„Hier soll ich erwachen zum Wachen im Vaterland'!“ —

Und wie das Lied aus seinen Blicken strahlt,

Von seiner Lippe tönt, entschwimmt die Leuchtung
Des überirrd'schen Lichtes; Morgenroth
Im Nah'n zum Sonnenaufgang steht am Osten,
Und was lebendig ist erhebt das Haupt,
Erhebet Knie' und Fittig, horcht empor.

Im Zweifel noch bleibt starr der Wasserfall,
Und selbst der Laut in allem Lebenswesen,
Er bleibt verstummt, den Ausgang still erwartend,

In irdischer Gestalt, in seinen Gliedern
Geformt von Erd', in Erdenfarben, ist
Ein Himmelsgeist zur Erd' hinabgesendet;
Er schaut so ernst und doch so freundlich gut:

Sie wissen nicht, wie sie ihm huld'gen sollen! —

Er naht den Bäumen und berühret sie;
Es beugt der Baum die bunte Frucht hernieder,
Sie wird gekostet und mit Dank belohnt. —
Die Vögel in den Wipfeln singt er an;
Ihr Fittig schlägt in's Laub, die Kehle tönt,
Doch schüchtern nur in abgebrochnen Lauten.
Er naht dem Löwen, sieht das dumpfe Auge,
Berührt die lockenvolle Stirn', und fühlt
In Stirn und Nacken milde Lebensglut.
Das dunkle Auge schmeichelt in das seine,
Die rauhe Zunge schmeichelt seinem Fuſs.
Er spricht ihn an mit einer Himmelsfrage:
Der Löwe brüllet sanft, und schmiegt sich tiefer. —

Mit wildem Auge, wie entflammt vom Laute
Des Löwen, kömmt die herrliche Gestalt,
Als wäre sie Despot im Erdenall,
Hinab in's Thal, und Halm und Zweig zerbrechen,
Wie sie der irre Finger wild ergreift.

Was hat, o Himmelssohn, dich so entrüstet?
Du weiſst es kaum, daſs du ein andrer bist!
Du bist ein andrer in der Leibesform! —
Das Himmlische, vermählt mit Irrdischem,
Kann noch das Irrdische nicht liebgewinnen,
Hat es nicht selbst ein Irrdisches erzeugt,
Worinn der Himmel ihm aus schöner Form
Entgegen lacht! — Dich soll ein Geist und Leib,
Vermählt in süſsem Frieden, hier begrüſsen.

Vergebens wehet Halm und Laub und Blume,
Vergebens regen sich die bodenfreien
Gestalten, dir zu dienen! — Du begehrst,
Du ſehnest dich nach deiner Himmelshälfte;
Es fehlet dir in dieser Geistestheilung
Die Harmonie des Herzens mit dem Herzen;
Du bist die Kraft, wo sollst du Liebe finden? —

Und es glänzen vom Hügel die geistreich strahlenden Augen
Reifender Trauben, — ſie blicken, mit Morgenduft wie umschleiert,
Zärtlich verlangend hervor. Er grüſset die geistreichen Augen,
An den Hügel gelehnt, und schaut sie mit freundlichem Ernst an.
Als die küssende Lippe sie anregt, zucket ein blauer

Strahl ihm entgegen, und sich', die Stirne senkt sich zum Schlummer.

Und den Schlummernden grüſsen holde Träume.
Jetzo sieht er im Traume das Bild der Sonne,
Wie es ihn anstrahlt durch die grünen Schatten,
Milde Lüſte voll Nachtigallentöne
Und ein Schluchzen der Bäche schmeichelt linde
Um die Sinne, den Busen, in die Seele. —
Tausend liebliche Farbenspiel' umgaukeln
Erd' und Himmel, Gebirge, Hain' und Fluren;
Und es löset sich auf sein eignes Wesen,
Wie zerschmolzen in alle diese Wonne.

Jetzo schaut er in Schimmer sich gehüllet,

In dem Schimmer schwebet ein zartes Wölkchen,
Rosig dämmernd, und duftend wie die Lilie,
Schmiegt sich um ihn, und ruht an seinem Busen.
Und er will es umarmen, sieh' da gehet —
(Aus dem Wölkchen? oder aus seinem Busen?)
Aus Umfangung der beiden geht ein Wesen,
Eine Gestalt, ihm ähnlich, aber zarter,
Gehet hervor; die holden Glieder strahlen
Wie gewoben aus Blumensaft und Mondlicht.
Doch die Augen und Lippen sind geschlossen,
Ueber dem Busen ruhn die zarten Hände,
Nur die Locken bewegen sich im Zephyr. —

Holdes Gebild, du schläfst in deinem Wölckchen,
Hingegossen auf seine Rosenlüfte. — —
Und des Träumenden Herz erbebt und glühet. —

Jetzo nahet herab vom blauen Himmel
Jenes lilienfarbne Licht von neuem,
Jene schaffende, geistervolle Leuchtung. —
Nieder kömmt sie, aber das Rosenwölkchen
Mit der Gestalt, die drinnen schlummert, steiget
Angezogen von einem Silberstrahle
Ihr entgegen. Wie Harfenton und Flöte,
Also klingt die Berührung; in dem Klange
Hört der Träumende überird'sche Worte:
„Zweiter Himmelsfunke zu einer Flamme
„Droben vereint geschaffen, geh' zur Erde,
„Und begrüſse den Gatten, dem du einst.
„Seid geschieden in Form, vereint in Liebe,
„Seid einander auf Erden — Pfand des Himmels.“ —

Während das Lied erklingt, — durchflieſst die weiſse
Himmelsstrahlung die rosenfarbne Wolke, —
Und die holde Gestalt erwacht, der Busen

Regt sich schwellend, es öffnen sich die Arme,
Und die Linke berührt des Herzens Stelle.
Die geschlossenen Augenlieder heben
Schnell sich empor, ein neuer Himmel blicket
Nach dem Himmel! das heil'ge Licht verschwindet,
In die herrliche Bildung eingeflossen.
Aber Spuren des Lichtes schweben dämmernd
Um die Stirne, die Locken, — — so steigt sie nieder, —
Schauet sinnig umher, erblickt den Jüngling,
Lächelt, öffnet die Lippen, — —
Und der Träumende fliegt mit pochender Brust aus dem Schlafe!
Siehe, da hält er im Arm Himmel und Erde zugleich! —

Und als der erste Kuſs des ersten Jünglings
Des ersten Mädchens Lippe kühn berührt,
Da steigt aus Morgenroth die erste Sonne,
Und scheinet mild in ihren ersten Kuſs! —
So ward der erste Tag durch Kuſs und Sonne! —
Und wie die Lippen sich zum Kuſs berühren,
Der erste Sonnenstrahl die Erde küſst,
Da gehet Duft empor aus allen Blumen,
Aus Halm und Laub, und alle Erdenfarben
Gewinnen Glanz und Strahl und haben Blick.
Und alle Bildungen des Lebens fühlen
Sich neu belebt. In traute Chöre ordnen
Sich alle Thiere, Gleich und Gleich gesellt,
Und alle Einzelchöre grüſsen sich. —

Und so vereint, und in Vereinung froh,
Naht Löw' und Hirsch, und Lamm und Wolf, ein jedes

Nach seiner Art, den irrd'schen Himmelskindern,
Mit Freude, mit Vertraun in Ton und Blick,
Als seinen hohen Freunden huldigend. —
Und tausend Augen funkeln um sie her
In weitem Kreis' auf dem beblümten Boden,
Und tausend Herzen wollen Liebe lernen! —
Die Sänger in den Wipfeln sind erwacht,
Und schweben, glänzend in der Sonnenluft,
In engern Kreisen über'm Haupt der Menschen.
Sie senken sich, sie fliegen Himmel an;
In bunten Jubeltönen singt ihr Lied
Von Leben und von Liebe, — Lieb' und Leben!

* * *

Und zwischen alle diese Lebensstimmen,
In Einzelchören und in Doppelchören,
Tönt das Unisono des Wasserfalls,

Der rauschend niederschlägt und Funken
wirft.
Von dieses Tones ernster Majestät
Durchschlungen, wogt die mannigfalt'ge
Lautung
Zusammen jetzt in Einen Hochgesang

Also gefeiert
Eilen die Stunden
Des jauchzenden Tages
Ueber die Erde dahin, und schütten ihr
ewiges Füllhorn
Voll von Entzückungen aus für alle Sinne
des Lebens.
Unberauscht von der Wonne, die durch
die Adern ihm strömet,
Bleibt besonnen der Mensch, mit stillem
Verlangen genieſsend.

Jüngling und Jungfrau schau'n in die reiche Spende der Schöpfung,
Sanft empfindend das Schöne, das Liebliche, selber das Wilde,
Das sich nicht bändigen kann im Taumel des frölichen Daseyns! —
Und es sinket die Sonne; das irrdische Jauchzen entschlummert,
Sterne funkeln hinab aus der ewigen Höhe des Himmels,
Ueber dem Wasserfall erhebt sich der Mond! — Sie ruhen
Eines im Leben des Andern versunken, träumend im Wachen
Von dem schönen Geheimniſs, wodurch sie einander vertraut sind. —
Durch die süſsesten Träume des Wachens schweben sie über
Zu dem wachenden Traum der innigsten Liebesvermählung.

Die Sterne regen sich, die Strahlen klingen,
Ein unsichtbarer Chor beginnt zu singen.
Den dunkeln Nachhall seiner leisen Lieder
Sing' ich, ein dunkler Nachhall, wieder:

„Lieb', im Himmel gebohren,
„Liebe, zur Erde gezogen,
„Zur Seele des Lebens erkohren, —
„Sie hat die Herzen umzogen
„Mit heiliger Sympathie
„Zur Vereinung ward sie gebohren
„Vom Urquell der Harmonie!
„Im Busen der höchsten Liebe,
„Draus alles Lieben quillt,
„Sind Schmerz und Lust gewogen
„Für alles Lebensgebild!

„Lieb', im Himmel gebohren,
„Liebe, gezogen zur Erde,

„Zur Mittlerinn erkohren
„Zwischen Himmel und Erde,
„Zwischen Geist und Gestalt,
„Du ewig neues Werde,
„Erneuend Geist und Gestalt,
„Du webst in der Gottheit, im Menschen, in der Herde,
„Es wandeln auf deinen Wegen
„Die lebenden Wesen all
„In freudig eigner Wahl!
„Dir athmen die Blüthen entgegen,
„Dir tönet der Wasserfall.
„Du umschlingst das kühne Bewegen
„Der jubelnden Sterne ohne Zahl!
„Und steigen Gewitter empor,
„Von Dunkel und Sturm ein Chor,
„Du wirst sie lösen mit glänzendem Strahl,
„Zu erquickendem Regen über Berg und Thal.

„Lieb', im Himmel gebohren
„Aus dem unsterblichen Geisterquell,
„In dir wird alles Daseyn hell,
„Wer dich zu seinem Licht erkohren,
„Der schauet Leben in allen Gestalten,
„Die wechsellos scheinen, die noch sich entfalten,
„Ihm wird das All' ein lebendiger Leib,
„Dem höchsten Geiste vermählt als Weib.

Der Tod ist bezwungen,
„Du hast den Sieg errungen,
„Ein triumphirendes Lied sey dir gesungen!
„Nie vertöne der Hochgesang,
„Schwebend in ewigem Wellengang
„Von Welt zu Welt, von Himmel zu Himmel!
„Das ganze All ist ein Lebensgewimmel,
„Ein Schlagen von tausend und tausend Herzen,
„Alle ruhend an deinem Herzen!"

v. Tümpling.

Die Getäuschte.

So bin ich denn getäuscht, betrogen!
Zerronnen ist der Morgentraum;
Ich schwebte hoch auf stolzen Wogen,
Und haschte nach dem Purpursaum
Der himmellichten Prunkgestalt.
Ein Nebel war's, ein Spiel der Winde,
Ein Nachtgewölk verrauchter Schlünde,
Ein Eisgebilde, rauh und kalt.

Das Schmeichelwort, das mich entzückte,
War Dunst, der Gräbern nur entging,
Der Arm, der mich am Busen drückte,
War Sclavenschmach, die mich umſing,

Sein Blick ein Dolch, der heimlich trifft,
Sein Wink ein Sturm um Felsenklippen,
Und — ach! von seinen falschen Lippen
Trank ich des Bechers süſsen Gift.

Ein Nachtgeflüster nur zum Raube
War seiner Stimme sanfter Ton;
Er baute Thron und Rosenlaube,
Und — eine Schlange lauschte schon
Versteckt in seiner Rosenpracht.
Die schwarze Nacht der bösen Thaten
Umflog die Stirn, ihn zu verrathen; —
Weh' mir! ich bin zu spät erwacht.

O Fluch dem stillen Rasensitze,
Wo himmelan sein Schwur mich trug,
Um mich von jäher Bergesspitze
Herabzuſtürzen, — ewig Fluch
Dem Ulmengang, wo Afterglut
Die Zweige Arm in Arm verschränkte,

Wo um uns Laub an Laub sich drängte,
Die mitverschworne Schattenbrut!

Des Mondes weiterborgter Schimmer,
Der durch des Thales Felsenthor
Herab auf meines Stolzes Trümmer
So heimlich durch den Nebelflor
Und lächelnd sah, das falsche Licht
Mag ewig — ewig mir erblinden,
Ein Schwefeldampf aus tiefen Gründen
Verhülle mir sein Truggesicht.

Ein Zephyr war's, der mir Accorde
Aus dichtem Tannenwipfel log?
Herauf, ihr Geister rauher Norde,
Umbrauset mich, und stürzet hoch
Aus blauer Luft das Heuchlerhaupt,
Ja — streckt den Wald der Lügen nieder,
Der Hain sey ewig seiner Lieder,
Der Zephyr seiner Burg beraubt.

Wie schmeichlerisch die Wiesenquelle
Die frisch entkeimten Blumen küſst!
Und — lispelt nicht die Silberwelle
Uns Liebe zu? — Banditenlist!
Sie lauert! raffe schnell dich auf,
Und wälze Stein und Felsenstücke
Herab auf die Hiänentücke,
Und hemm' auf ewig ihr den Lauf.

Wo blüht die Flur, die goldne Kränze
Und Polster uns und Teppich prieſs?
Wo grünt in seinem schönsten Lenze
Der Unschuld frohes Paradies?
Warum verstummt die Nachtigall,
Die Freundinn einer sanften Seele?
Warum verschweigt die finstre Höhle
Der Freude fernen Wiederhall?

Starrt darum nur das Waldgebürge,
Daſs dort des Tigers Blutbegier

Das tiefverirrte Lamm erwürge? —
Wohinn entflieh' ich? dort und hier
Ist alles wild und fürchterlich. —
Erbarmt euch meiner, ihr Ruinen,
Stürzt nieder, ach! denn nirgends grünen
Hier Friedenshügel mehr für mich.

Was rauscht dort? Flog die Turteltaube
Nicht girrend durch den Lindengang?
Ein Geier war's, der schnell zum Raube
Die grauen Todesflügel schwang. —
Was flattert um den Wasserfall?
Die Schwalbe? Nein, das Heer der Raben:
Sie eilen, Todte zu begraben,
O grauses Schrecken überall!

Was seufzt aus der zerfall'nen Mauer?
Wer stöhnt so ängstlich - sterbend hier?
Die Eule krächzet bange Schauer,
Und spricht das Todesurtheil mir. —

Wie bald das Abendroth verblich! —
Was hör' ich? hallt aus dunkler Weite
Nicht schwermuthsvolles Grabgeläute?
O Gott! wann hallt es doch für mich!

Verlassen bin ich, eine Waise,
Verspottet von der ganzen Welt,
Verstoſsen aus vertrautem Kreise,
Des Neides Hohngelächter hält
Jetzt jauchzend über mich Gericht,
Und nirgends öffnet meinem Harme
Die Schonung ihre Mutterarme:
Die Freundinn flieht und kennt mich nicht.

So blute, blute denn, und büſse
Den falschen Wahn, — betrognes Herz! —
O heiſsgeweinte Zähre, flieſse,
Und lind're meines Grames Schmerz. —
„Mit dir bis in den Tod vereint!“
So schwur ich; — o verschmähte Treue,

Nimm hin zum Lohn die Qual der Reue,
Die Thräne, die den Schwur beweint.

Horch! Jubel schallet, Becher klingen;
Er ist's, der treulos dich verlieſs.
Ihm lacht der Lenz, und Lieder singen
Ihm Siegesruhm; — wie hold und süſs,
Wie lieblich seiner Worte Klang
Um neue Reize Fesseln schmieget!
Die Wahrheit sinkt, Verstellung sieget,
Der Falschheit tönt Triumphgesang.

Was kümmern ihn die dunkeln Grüfte
Gesunkner Zeit, was kümmert's ihn,
Ob angehaucht von seinem Gifte
Entkeimte Rosen schnell verblühn?
Nur Gegenwart giebt ihm Gewinn;
Er wogt und flutet durch's Getümmel,
Ein neuer Tag, ein neuer Himmel!
Und ungestraft geht er dahin.

Wie? hat im weiten Raum der Welten
Die Rache keine Blitze mehr?
Herauf, den Mord ihm zu vergelten,
Herauf, du schwarzes Donnerheer!
Ha! brausend heult der Ungestühm,
Es kracht und tausend Flammen sprühen,
Der Frevler eilt, um zu entfliehen,
Und Feuerwolken folgen ihm.

Die Erde bebt, die Berge zittern,
Und schwankend irrt der Ströme Lauf,
Was hohe Blitze nicht zersplittern,
Das nimmt der Abgrund donnernd auf.
Wohin? willst du vor Tod und Grab
Dich noch auf Meereswogen retten?
Im Leviathen dich zu betten,
Verräther, sink' hinab, hinab!

Ha! sieh! er kämpft mit schwachen Armen,
Ruft Hülfe — Hülfe, — fleht zu dir; —

Die Nerve zuckt, — wie? lebt Erbarmen,
Lebt falsches Mitleid noch in mir? — —
O Gott! welch Nachtgespenst umirrt
Die Seel' in tausend Schreckgestalten!
Wann wird die heiſse Glut erkalten,
Die Geist und Sinne mir verwirrt!

Soll denn die Flamme mich verzehren,
So hört, ihr Töchter dieser Flur,
Dies hohe Geisterlied der Sphären:
Die Liebe, die in Schönheit nur
In Glanz und Pracht das Glück begrüſst,
Betrügt den Himmel ihrer Jugend,
Wenn sie im Theuren nicht die Tugend
Mit Engelſeligkeit umschlieſst.

I. S. Schütz.

Friedrich von Preuſsen.

Schwarz-umhüllte Gewölk Berlin und Donner und Blitze
Schlugen die prangende Stadt: über Palläste hinab
Hallten mit Siegesgesang im Sturm die gepriesenen Namen
Leuthen, Torgau und Prag, furchtbar und lieblich dem Ohr.
Da zertheilt sich der Himmel, da schreitet von Stralen umflossen,
Friedrich am Wolkengebirg über die dankbare Stadt.

Auf bebt wunderbar jedes Gemüth; Ich schaut', ich Beglückter,
Mit Apoll auf der Flur, deutlich das göttliche Bild.
Und es zeigte sich Iris auf schnell sich erbauendem Bogen
In erheiterter Luft: nimmer sah Zevs sie so schön.
Auf der farbigen Bogen Gewölb' erhob sich der König;
Seines Heldengeschlechts Schatten umgaben ihn rings,
Aber der Liebe Gestalten, die Chöre der sanftesten Freuden
Schwebten mit Sanssouci's Flötengesäusel ihm nach.
Friedrich's Blick hat Welten geschaffen; dem Helden und Staatsmann
Schwellte Liebe die Brust. Sichtbar entstanden auch jetzt
Neue Kraft' im Reich der Ideen: zum Heerde des Denckers

Und zum Manne des Staats und zum Geweihten der Kunst
Kam die Begeistrung herab in Strahlen von Friedrich's Erscheinung,
Als sie dem staunenden Blick in die Unendlichkeit schwand:
Selbst zu der todten Natur, der Empfängniſs sich weigerndem Sande
Senkte sich neue Kraft, fruchtbar im duftenden Thau,

Woltmann.

Phantasie.

An Johann Jacob Krause

Wo im Kranz der Sterne
Hoch der Gotthardt schwebt,
Wo in blaue Ferne
Sich das Schreckhorn hebt;
Wo mit wildem Tosen
Laut der Rheinfall schäumt,
Und auf Alpenrosen
Sanft der Hirte träumt.

Wo mit schnellerm Flügel
Die Lawinen flieh'n,
Aus des Millbachs Spiegel
Goldne Funken sprüh'n;
Wo die Lüfte lauer
Um die Gräber weh'n,
Und im Felde blauer
Die Cyanen ſteh'n.

Wo in stiller Hütte
Lieb' und Unschuld weilt
Und der Väter Sitte
Nie der Flur enteilt;
Wo die Wange röther
Für die Freiheit glüht,
Und ein hell'rer Aether
Rings das Land umzieht.

Wo mit Himmelsmilde
Einst mein Salis sang;

Wo durch die Geſilde
Gesners Flöte klang;
Und bei'm Mondenglanze,
Von der Fluth umrauſcht,
Oft dem Elſentanze
Matthisson gelauſcht;

Da, da bau' ich gerne
Oft in meinem Sinn,
Freund! in blauer Ferne
Mir ein Hüttchen hin,
Wo ein ſtilles Zimmer
Uns entgegenlacht,
Und die Welt uns nimmer
Wieder traurig macht

Wo im Arm das Liebchen
Uns der Tag entſchlüpft,
Und ein muntres Bübchen
Um den Vater hüpft;

Ihm die Wangen streichelt,
Ihm die Hände drückt;
Und der Mutter schmeichelt,
Wann sie nach ihm blickt.

Wo der Welt verborgen
Und vor Haſs gedeckt,
Jeder junge Morgen
Uns zum Frohseyn weckt;
Wo am kühlen Abend,
Brust an Brust geschmiegt —
Uns die Ruhe labend
In den Schlummer wiegt.

Wo, wann ew'ger Friede
Unser Auge schlieſst,
Uns und Winkelriede
Eine Erde grüſst,
Und von Alpenhöhen
Froh're Ahndung ruft:

„Pilger, laſst uns gehen!
„Denn uns winkt die Gruft. —

„Kommt! die Morgenlüfte
„Einer bessern Welt
„Wehen durch die Grüfte,
„Wo der Staub zerfällt.
„Pilger, eilet schneller!
„Laſst uns freudig gehn! —
„Jenseits glänzt euch heller
„Ein Helvetien.“

Friedrich B.b..k.

Freude.

Freude, Freude, die ich oft
Mir zur Seiten fand,
Ach! wie hast du unverhofft
Dich von mir gewandt?

Wo ich wandle, streuest du
Mir der Blüthen Duft
Nicht mehr leise wehend zu
Durch die laue Luft;

Breitest, wo ich ruhe, nicht
Mehr das Blumenflieſs;
Machst die Nächte nicht mehr licht
Und die Träume ſüſs.

Einmal, einmal leben wir
Jene ſüſse Zeit,
Wo des Himmels Frühling ihr
Alle Blüthen streut.

In des Lebens Wahrheit bleicht
Bald der Farbenkranz,
Und der Jugend Zauber weicht,
Wie der Sonne Glanz.

Ach! wer bringt die Zeit zurück!
Nnr ihr holdes Bild
Lächle, wie des Mondes Blick
In der Nacht, uns mild.

Seht! da ſenkt zum düstern Raum,
Wo das Leben weint,
Tröstend sich der Dichtung Traum,
Wie ein holder Freund.

G. A. H. Gramberg.

Göthen's Meister.

Wahrlich Jean Paul hat wohl recht, den Montblanc der Kunst dich zu nennen,
Unter den Gaſſern erklimmt selten ihn Lavoisier.

D. I. F. Kinderling.

An Sidonia.

(nach Empfang ihrer Haarlocke.)

Sonnet.

Berenicens Locke strahlt, als Stern uns licht,
Deine soll sich nicht zum Stern gestalten;
Unterpfand sey sie für Wahrheit, Recht und Pflicht
Meinem Herzen, bis es wird erkalten.

Und, wenn sterbend nun mein Auge bricht,
Soll sie sanft sich in mein Stirnhaar falten;
Wann den Kranz des Sieges um die kalten
Schläfe mir der Todesengel flicht.

Schön und herrlich, Reinste von den Reinen,
Wird sie dann mir Schläf' und Stirn umscheinen,
Und verklären mir das Angesicht!

Dann bedarf ich keines Schmuckes, keinen
Von den Kränzen aus des Friedens Hainen,
Aller Sel'gen Diademe nicht.

Schink.

Die Quelle.

Ewig rinnst du, rege Quelle,
Murmelnd klagst du sonder Ruh;
Und es eilet deine Welle
Immer fernern Ufern zu.

Blumen blühen dir zur Seite,
Aber keine gnüget dir;
Suchend strebst du in die Weite,
Und verlierst dich selbst in ihr.

G. A. H. Gramberg.

An * * *.

Das Veilchen, das der Morgen erst gebohren,
Ist schon verblüht, eh' noch der Abend sinkt,
Die Rose, die mit Purpurglanz geschminkt,
Zum Liebling sich der holde Lenz erkohren,
Hat oft den Schmuck der Blätter schon verlohren,
Eh' sich der Tag zum zweitenmal verjüngt;

Ein Augenblick kann schnell das Feld der Aehren,
Pomona's Schmuck, des Weinstocks Frucht zerstöhren.

Doch schneller noch, als aller Gärten Blüthen,
Welkt Jugendreiz, erlischt des Auges Licht,
Der Wangen Roth, wenn fromme Engel nicht
Das weiche Herz des Mädchens sorgsam hüten;
Denn in der Brust, wo Leidenschaften wüthen,
Verstummt zu bald der leise Ruf der Pflicht,
Nagt früh ein Wurm, und ach, nach kurzen Stunden
Ist Grazie und Schönheit hingeschwunden.

Das Schöne nur, das aus dem Herzen stammt,
Bleibt dauerhaft, trotzt der Gewalt der Zeiten;
Das Feuer, das zu edler That entflammt,
Glüht höher auf, wenn Kummerthränen gleiten;
Der Tugend nur, zum Kerker selbst verdammt,
Blüht doch ein Kranz in bessern Ewigkeiten,
Dann mag die Zeit der Jugend Reiz verweh'n,
Ein reines Herz bleibt ewig jung und schön.

K. Müchler.

An die Freundschaft.

Weilſt du hienieden noch wohl, Freundschaft! du Tochter der Götter?
Oder verklärte dein Blick nur die arkadische Flur?
Wo in leichtem Gewand, geschmückt mit den Blumen des Feldes,
Freier und edler der Mensch sanftere Triebe empfand;
Ehe noch Habsucht und Neid die Herzen der Menschen befleckte,
Stolz und Eitelkeit nicht himmlische Bande zerriſs.
O wie wandelten da, voll Unschuld, heiteren Sinnes,

Jene Glücklichen einst, welche Natur du erzogst!
Sie bedurften es nicht, was schön sey, aus Büchern zu lernen,
Von der Schönheit gepflegt, nahe sich Miſsgestalt nie;
Denn sie erblickten umher die lieblichsten Werke der Schöpfung,
Waren, vom Laſter entfernt, selber ihr trefflichstes Werk.
Damals verehrte man dich, Freundschaft! mit heiliger Achtung,
Wagte mit frevelndem Blick nimmer, dich frech zu entweih'n.
Und den duftenden Kranz, den man dir, Liebliche, weih'te,
Bleichte kein brennender Süd, welkte kein ſtarrender Nord.
Aber ach! seit man Natur mit künstlichem Zwange vertauschte,
Kehrteſt du Himmlische auch wieder zuzück zum Olymp?

Denn wo ſind' ich dich itzt? wo ſind' ich die heil'gen Altäre,
 Wo man dein ewiges Feu'r nährt mit geſchäftiger Hand?
Pflegen dich Fürſten vielleicht, die Kinder der Laune des Schickſals?
 Ach! sie hören von dir, sehen dich Göttliche, nicht.
Wie ertrügeſt du auch die gräſsliche Hyder, die Falschheit?
 Die an Thronen erzeugt, schreckliches Daseyn empfing,
Und dem Chamäleon gleich oft wechselt mit täuschenden Farben,
 Unter dem freundlichſten Blick birgt den verworfenſten Sinn.
Sie, die mit Schierling den Saft der purpurnen Traube vermischte,
 Den bei dem glänzenden Mahl arglos die Gattinn genoſs;
Sie, die dem zarten Geschlecht, geschaffen für Sanftmuth und Milde,

Schärfte den mordenden Dolch, rauchend vom Blut des Gemahls.
Wendet von Schlössern hinweg die Blicke, ihr fühlenden Seelen!
Wo ein giftiger Dunst reine Gefühle erstickt!
Wie? empört es euch nicht, die groſsen, die heiligen Bande,
So die Natur um uns wand, treulos zerrissen zu seh'n?
Welche Frevel ertrüge das himmlische Wesen, die Freundschaft?
Ach dann fände man wohl auch in dem Tartarus sie!
Selbſt der Weis' auf dem Thron, Friederich klagte mit Trauren,
Daſs mit vergeblichem Blick ſtets er die Holde gesucht;
Er, der so sehr es verdient, den labenden Nektar zu koſten,
Den im bekränzten Pokal sie den Geweiheten reicht.

Aber wo weilt ein Geweih'ter in ihren heiligen Hainen?
Ist's der Bewohner der Stadt? ist's der Besitzer der Flur?
Stolz, zerstörender Neid, Habsucht, ihr Kinder der Hölle!
Ach! versperrt ihr den Weg nicht zu der Heiligen Pfad?
Wo? wo? barg dich die Stadt, Unschuld, Gefährtinn der Freundſchaft!
Redlichkeit, Treue, wo euch? ewig zu schlieſsen den Bund.
Ach! es verscheucht euch der Zwang, die Feinheit der höfischen Sitte,
Die der Städter ſo gern haschet mit äffender Luſt.
Und du einfacher Mann, Bewohner der friedlichen Thäler!
Fremd mit dem Zwange des Hofs, fremd mit der Thorheit der Stadt,
Der du empfänglicher biſt für Redlichkeit, Treue und Unschuld,

Den auch noch jetzt die Natur zärtlich als Liebling umschlieſst;
Dem sie mit sorgender Hand die Tiefen des Laſters verdeckte,
Ihn auf blumigen Pfad leitend zum Tempel des Glücks.
Ruhſt du mit heiligem Sinn am Busen des liebenden Freundes?
Ist's nicht ein Zufall der euch feſter und inniger knüpft?
Wie? empfindet ihr wohl die Hoheit der göttlichen Freundschaft?
Schlummert nicht oft das Gefühl schwach und entkräftet in euch?
Und du zartes Geschlecht! empfänglich für feinere Triebe,
Suchſt du forschenden Blicks gerne die Göttliche auf?
Oder verweileſt du lieber am Altar der Göttinn der Mode,
Die mit verächtlichem Tand füllt dir das kleinliche Herz?

O wie wird doch so oft entweihet der Name der Freundschaft!
Zärtlich umschlingen sich ſelbſt Freunde mit feindlichem Sinn,
Und der Betrüger gebraucht voll Frevel den heiligen Namen,
Täuschet das edle Vertraun schuldloser Seelen damit.
So betroget ihr einſt, o weise Bewohner Europens!
Wehe! noch schändet es euch! — teuflisch ein friedliches Volk.
Arglos streckt es den Arm, aus nach den landenden Freunden,
Wähnte, ach wähnte es nicht, Räuber der Freiheit zu sehn.
Wo? wo barg sich seitdem die fliehende, zürnende Freundschaft?
Weilt in dem südlichen Meer, weilt sie in Pelew allein?
Kehre o Unschuld, und du Einfalt natürlicher Sitten,

Kehret, o kehret zurück, Boten der goldenen Zeit!
Dann erscheinet vielleicht versöhnend die zürnende Göttinn,
Beut uns mit spendender Hand wieder elysisches Glück!

Elise Nolde, geb. Becker.

Inschrift
am
Eingange eines Kirchhofs.

Ein groſses Gut ist, Sterblicher! dein Leben;
Gebrauch' es recht, du muſst es wiedergeben.

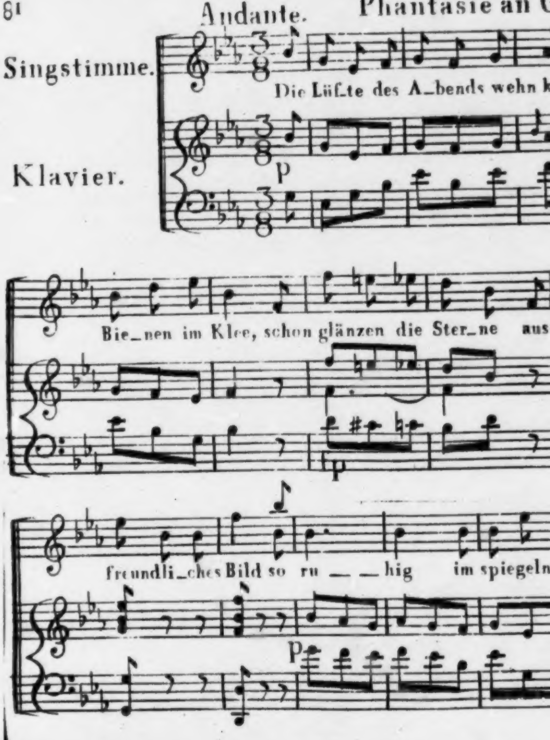
K.

Philosophien und Philosophie.

Wie es den Philosophien ergehn wird? —
nun Freunde, sie gehen
Um die Philosophie, diese doch dreht sich
um sich.

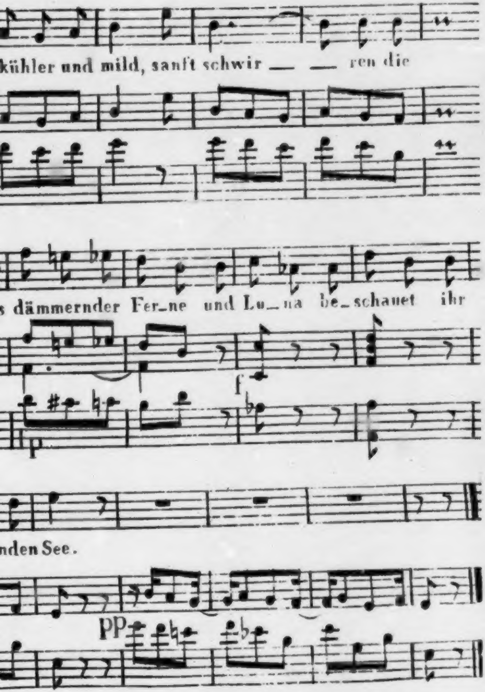
Mnioch.

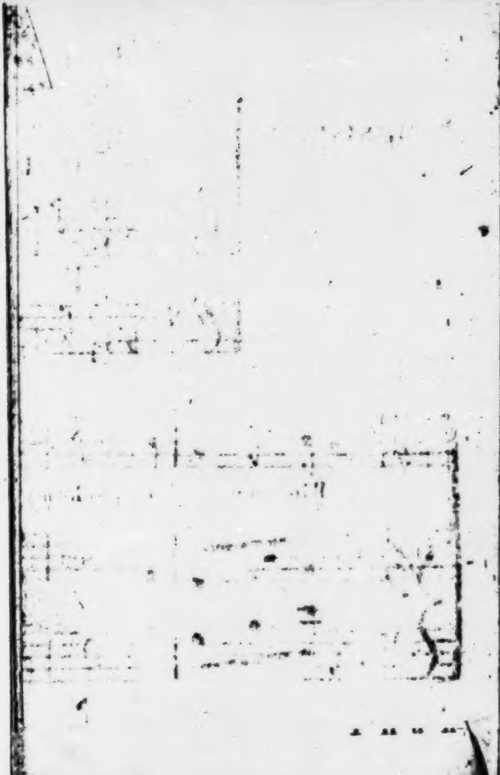
Phantasie an


Andante.
Singstimme.
Klavier.
Die Lüf_te des A_bends wehn k
p
Bie_nen im Klee, schon glänzen die Ster_ne aus
p
freundli_ches Bild so ru — — hig im spiegeln
p

Guido.

F. F. Hurka.


kühler und mild, sanft schwir — — ren die
s dämmernder Fer_ne und Lu_na be_schauet ihr
nden See.
f
p
pp



Phantaſie.

An Guido.

Die Lüfte des Abends weh'n kühlend und mild,
Sanft ſchwirren die Bienen im Klee,
Schon glänzen die Sterne
Aus dämmernder Ferne,
Und Luna beſchauet ihr freundliches Bild
So ruhig im ſpiegelnden See.

O Guido, ich wallte den einſamen Gang
Der Linden am murmelnden Bach,
Und weinte dir Thränen
Im zärtlichen Sehnen,

Und fern aus dem säuselnden Mirtenthal drang
Der Nachtigall schmelzendes Ach!

Laſs ruhen die Harfe, du bebende Hand,
So sanft auch ihr Seitenton sprach,
Verſtummet ihr Lieder,
Verſtummet nun wieder,
Mir klaget ja, was ich so innig empfand,
Die Nachtigall zärtlicher nach!

Sie nahet, sie schlüpfet vorüber bei mir,
Und säuselnd erhebt sich ihr Flug
Zum Epheugewinde
Der duftenden Linde;
Mein Guido, ach trüg' mich ein Lüftchen zu dir,
Leicht, wie es die Nachtigall trug! —

v. Krosigck geb. Krüger.

Helleniſcher Muthwille
und
Helleniſche Warnung.

Bild.

Lösche die Lampe! Der Mond durchblickt das Gewebe des Vorhangs! —
Wohin winket der Strahl? ſiehſt du den gütigen Blick?
Mädchen, er lächelt uns an von des Bettes ſchimmernder Decke,
Zu dem lieblichſten Traum ladet das liebliche Licht.
„Ungeſtümer, du wirrst den zierlich gefalteten Vorhang!

„Lösche die Lampe mir nicht, oder ich eile davon!“ —
Könntest du eilen? Du schwebst im Arme des liebenden Jünglings,
Hier im Strahle des Monds lebe den lieblichsten Traum!
Schau in den freundlichen Glanz! Wie blonde Locken umflieſset
Sein jungfräulich Gesicht spielend das dünne Gewölk.
Löſe die Locken auch du! — Was soll der Schleier des Busens?
Unter dem Schleier noch dieses gefährliche Netz? —
„Laſs mich, Frecher! — — Du weiſst — ich liebe! — Laſs mich, Geliebter!
„Zürnend sieht uns der Mond, glühte die Fackel uns nicht!“ —
Wenn er uns wieder erscheint, so hat sie geglühet! — O Mädchen,
Wende die Lippe nicht weg mit dem balsamischen Kuſs.

Wende die Wange nicht weg! schon lös't
der Busen die Bande!
Zögert der glühende Mund; küſs' ich das
klopfende Herz!
„Nimm den Mund und die Hand, Geliebter,
und laſs mich erstehen!
„Willst du erbleichen mich sehn, wenn
uns die Fackel bestrahlt?"
O du erbleichest mir nicht! Dich röthet
die heimliche Kunde,
Mein jungfräuliches Weib führ' ich zur
Hütte mir ein.

Gegenbild.

Weinest du, liebliches Weib? — Geliebte! — o Kind, warum weinst du?
Hat uns die Fackel nicht, Hymens, geleitet hieher?
Tönen nicht noch die Gesänge des segnenden Chores?
Weinst den Gespielen du nach? bangt dich zur Heimat zurück? —
„Frage mich nicht? Du weiſst, warum ich die Thränen vergieſse,
„Ueber Dich weinet mein Herz, ach, und beweint sich selbst.
„Jeder hat feſtliche Gaben der Braut gebracht und dem Bräut'gam,

„Und ich Aermste! was konnt' ich dir gewähren zum Fest?
„Ach du empfingest ja schon in wilder Stunde das Einz'ge,
„Was dir zum heutigen Tag Unschuld und Sitte gespaart!“ —
O du kindliches Weib! ich umarm' in dir eine Jungfrau! —
Was ich in Wildheit verübt, floh' wie ein Traum mir dahin! —
Glaube mir treu; was ein holdes, ein liebendes Weib uns gewähret,
O zu jeglichem Tag ist es ein ſestlich Geschenk! —
„Lieber, du redest wohl tröstlich, doch wirst du mich heute nicht trösten! —
„Gütiger, löse nicht Du — ach den verwundeten Gurt!
„Laſs mich weinen, o Freund, ich selbst muſs heut' mich entgürten!
„Lösche die Lampe nicht Du, mir schon gebühret der Dienst. —

„Wilder, du täuschest dich noch! — Das Brautgewand ist zerrissen!
„Nimm mich in Thränen, — sie sind einzig mein bräutlich Geschenk!“ —

– no –

Filine und Mignon.

Lieblich, wie Gretry's Accorde belebst du der Seele Gefilde,
Aber wie Gluck's Harmonie, triffst du nur, Mignon, das Herz.

D. F. I. Kinderling.

Philosophie
und
Kunst.

Freunde, kennet ihr schon unsterbliche Philosophien?
Wort und Begriffe, wie oft hat sie der Denker getauscht!
Aber unsterbliche Werke der Kunst, die werdet ihr kennen,
Sehet, lebendige Kraft spricht zum lebendigen Sinn!

Mnioch.

Lied

eines liebenden Mädchen.

Welch' fremd' doch lieber Schmerz,
Quält dich, mein krankes Herz?
Wenn sanfter West in Blüthen fächelt,
Wenn Freud' aus tausend Sternen lächelt,
Umarmen Geister mich,
Und Gräber schlieſsen sich!
Wenn schwer Gewölk der finstre Himmel zeigt,
Und wilder Sturm die hohe Pappel beugt,
Dann find' ich Harmonie.

v. Tümpling.

Die Liebe.

An Moritz.

Wie streben und ringen,
Auf kurzem Pfad,
Nach glänzenden Dingen
So viele sich matt!
Und wer sie nun hat,
Was ist ihm geworden?
Was frommet der Raub?
Nur Band ist der Orden
Und Gold ist nur Staub.

Dem Sturm auf des Lebens,
Wildwogendem Meer

Trotzt Krösus vergebens.
Still gleiten daher,
Nicht groſs, nicht schwer,
Der Weiseren Schiffe,
Trotz Sturm und Blitz,
Durch Schichten und Riffe
Zum freundlichen Sitz.

Heil Dir, o Geliebter!
Wen väterlich liebt
Der Himmel, dem giebt er,
Was Dir er giebt,
Ob rings es sich trübt,
Und Donner auch krachen,
Du magst Dich freu'n:
Dir stieg in den Nachen
Die Liebe mit ein.

Sie lenket das Steuer,
Sie führet den Kahn

Gewandter und freier
Die wogende Bahn.
Gern legt sie an
Zur Rechten und Linken,
Wo, ungesucht,
Euch Eilande winken
Voll goldener Frucht.

Sie pflückt sie, versüſset
Durch Scherze das Mal;
Sie winkt und es flieſset
Von Wein der Pokal;
Im Buchenthal
Um moosige Banken,
Entsprieſsen sogleich,
Euch Lauben und ranken
Sich schattend um Euch.

Empfahet, ihr Theuren,
O stehet nicht an!

Empfaht mich in euren
Leichthüpfenden Kahn!
Rings schimmert es dann,
Im Scheine der Liebe,
Uns rosenroth.
Ach, ohne die Liebe
Ist alles ja todt.

F. H. Bothe.

Liebe und Ehre.

Uebt eurer Herzen sanfte Triebe,
Doch die Bewunderung laſst maſsig steigen,
Fast nie kann man den Menschen zu viel Liebe,
Leicht aber zu viel Ehr' erzeigen,

I. v. Boguslavski,

Monime und Mithridat.

Elegie.

1799.

Mithridat.

Helle dein thränendes Auge, Monime, was
fehlt deinem Herzen?
Zürnst du den Göttern allein, oder, mein
Leben, auch mir?

Monime.

Zürnen wird nimmer, Geliebter! die Seele
voll zärtlichem Feuer!

Nein ich gedachte des Tag's, welcher mich einst dir vereint.
Freude verschönte mein Auge, da herrlich dem bildenden Finger
Kranz und Geweb' einst entfloſs, Blumen mit Sorgfalt ich laſs.

Mithridat.

Trauer umhüllet den Blick, da Zeus dir und Amor jetzt lächlen?
Trauer umhüllet den Blick mir o Monime vereint? —

Monime.

Jeglicher duftende Kranz war einst mir Gebilde des Glückes,
Lächelte Ruh' mir in's Herz, sanft wie der Morgen im Thau,

Mithridat.

Oeffne die Seele der Freude, die Götter verlangen dies selber,
Lebst du nicht glücklich o Kind, glücklich an liebender Brust? —

Monime.

Freude goſs Zauber mir täglich in diese schminklose Seele,
War ich dem Künstler voll Geist flammendes Göttergebild!
Stand ich vor seiner Palette, den Schleier gelöſst, und die Locken,
Hob diese Hände verschränkt starrend empor zum Olymp!
Lüsternentglitschte meinBlick von dem Punkt auf die redende Fläche
Sah' ich in Leben mich nicht? — Hektors Andromacha mich? —

Oder verweilte mein Blick nicht voll Freud' auf dem Schäfer des Ida
Ständ ich als Cypris vor ihm, reichend den Apfel ihm dar? —

Mithridat.

Male die Zukunft noch schöner Monime! Erinnrung gieſst Wermuth
Leicht in der Freude Pokal! — Jammer kommt immer zu früh! —

Monime.

Wendend den schalkhaften Blick, mit zögernden Schritten der Liebe,
Schwebte wie Zephyr mein Fuſs unter der Laute Getön,
Leicht wie das Lüftchen zur Blüthe, so schwebt' ich zum holden Geliebten,

Offenen Armes in den zärtlich sich öffnenden Arm.
Oder mit Wildheit Alektos entstürzte die Fackel der Hand mir,
Rast' ich der mächtigen Schaar wilde Gebietherinn vor.

Mithridat.

Laſs mich mein Leben verhauchen am Busen der Treue, Monime,
Male die Zukunft mir nur, zeichne mein dauerndes Glück.

Monime.

Bleibe mein süſseres Leben getreu den Schwüren der Liebe,
Bleibende Kränze verheiſst dir Monime und Zeus!

Oder verweilte mein Blick nicht voll Freud' auf dem Schäfer des Ida
Ständ ich als Cypris vor ihm, reichend den Apfel ihm dar? —

Mithridat.

Male die Zukunft noch schöner Monime! Erinnrung gieſst Wermuth
Leicht in der Freude Pokal! — Jammer kommt immer zu früh! —

Monime.

Wendend den schalkhaften Blick, mit zögernden Schritten der Liebe,
Schwebte wie Zephyr mein Fuſs unter der Laute Getön,
Leicht wie das Lüftchen zur Blüthe, so schwebt' ich zum holden Geliebten,

Offenen Armes in den zärtlich sich öffnenden Arm.
Oder mit Wildheit Alektos entstürzte die Fackel der Hand mir,
Rast' ich der mächtigen Schaar wilde Gebietherinn vor.

Mithridat.

Laſs mich mein Leben verhauchen am Busen der Treue, Monime,
Male die Zukunft mir nur, zeichne mein daurendes Glück.

Monime.

Bleibe mein süſseres Leben getreu den Schwüren der Liebe,
Bleibende Kränze verheiſst dir Monime und Zeus!

Leicht wie der Zephyr sich schaukelt im Kelche der purpurnen Rose,
Wieg' ich mich dir an der Brust, tanz' ich mit dir durch die Flur.

D. I. F. Kinderling.

Zarine.

Stolz, Eitelkeit verdammt Zarinens Mund.
Sie kann faſt keinen Blick in ihren Spiegel wagen,
So demuthsvoll ist sie. Man möchte sagen
Sie hasse sich, und was noch mehr, nicht ohne Grund.

I. v. Boguslavski.

Der

Geiſt der Liebe

Der Geist der Liebe weht durch alle Räume
Er ründete der Erde groſses Rund,
Er gründete des Meeres tiefen Grund,
Und schuf in's Daseyn aller Wesen Keime
Beseligend, wie frohe Jugendträume,
Knüpft' er die Element' in **einen** Bund,
Und that die Wunder seiner Allmacht kund
Jenseit des Wolkenhimmels Purpursäume.
Mit Orpheus stieg er in das Reich der Schatten
Hinab, mit Ganymed schwebt' er empor
Zu der Olympier vereintem Chor;
Er führte zu des Himmels Sternenmatten

Alkmenens ſtarken Sohn; ihn küſst als Gatten
Die junge Hebe, die er ſich erkohr,

G. J. F. Nöldeke.

Der Unterſchied.

Dieſsseits entkeimen nur Blüthen dem nährenden Schooſse der Erde,
Jenſeits enthüllt ſich die Frucht ſchön und vollendet am Zweig.

D. I. F. Kinderling.

Deersheim *).

Ein beſchreibendes Gedicht.

Deersheims Genius, du Sophia! singe die Fluren,
Wo du einst segnend gewallt, und als Göttinn nun schwebst;
Male die schöne Natur im Wald, im Thal und auf Hügeln,

---

*) Deerheim, ein Dorf in einer der schönsten Gegenden des Fürstenthums Halberstadt, welches seit 1407 die Herren von Gustedt besitzen.

Lieblich bespült von der Au', friedlicher Menschen Bezirk.

Hochherragender Wald, des Wetters Kündiger Fallstein,
Billig stehst du voran, Herrscher des glücklichen Thals,
Freundlich ehrt dich zuerst und zuletzt der herrschende Tagsgott,
Und der wandelnde Mond hellt dir die doppelte Nacht.
Friedlich weiden in dir die läutenden Kühe der Nachbarn,
Weit gesundere Kost reichst du, als Alpengehölz.
Majestätisch erhebt sich vor Allen die thronende Eiche,
Schlank der Tanne Wuchs, zart der Birke Gesträuch,
Silbern die wirthliche Buche voll frostverscheuchende Wärme,

Duftend der Linde Gezweig, Aespe mit zitterndem Laub.
Dornen umzäunen dich rings, die wollige Heerde zu fernen,
Daſs sie, die Stillen, ein Raub listiger Füchse nicht sey'n.

Und — wie drinnen Gebüsch und der Erde Höhlen sich regen,
Siehet am Abend im Mai, wer die Natur hier belauscht.
Kehrte der Pflüger heim, mit Rechen und Spaden der Graber,
Ruht bei der Heerde der Hirt unterm bretternen Dach;
Neigte sich hinter dem Walde die tagerschaffende Sonne
Unter in's kühlende Meer, freundlich noch blickend zurück;
Ist nun selber das Abendlied des singenden Landmanns

Ganz geendet und wankt keiner im Dorfe noch um;
Sind die Lichter gelöscht auf Eins, wo ein Kranker gebettet,
Schwer auf engem Gemach schlaflos stöhnt durch die Nacht:
Darin verkündet die Werre mit schwirrendem Sange die Ruhe,
Sitzend am Schlehengebüsch froh einschlürfend den Thau;
Und im zerstörten Gemäuer, gewahrend das mildere Mondlicht,
Rufet den Kindern der Nacht hastig die Eul' ihr Komm mit.
Sicher nun wandeln hervor des Fallsteins wimmelnde Heere,
Speise suchend und Lust drauſsen auf freierer Flur.
Munter im Gang und Geberden und frischen fröhlichen Ansehns
Tritt das gesellige Reh dreist mit den Jungen hervor,

Lauscht in die Fern' und entspringt in den dunkelhalmigen Waizen,
Suchet sein Lieblingsmahl, sättigt und labt sich die Nacht.
Horchend enthuscht auch dem Lager daher vor die Büsche der Haase,
Furchtsam spitzt er das Ohr, steht, und entläuft in die Saat.
Da ergötzen sie dann sich froh mit einander und hüpfen,
Spielen und jagen zum Scherz, sicher vor Jäger und Blei.
Leis' aus der Steinkluft eilt das schlaue Caninichen, seitwärts
Sich einwagend in's Feld, fürchtend der Mächtigen Neid.
Schon benascht es im Grase mit feuerfunkelnden Augen,
Hastig käuend den Raub süſserlabender Kost.
Dumpf umschnauben daher des Waldes Gespenster, die Heerde

Wilder Säue, voran wetzet der Keuler den Zahn;
Schäumend und mürrisch durchwühlt er im Grimme die blühenden Felder,
Bettet mit seinem Geleit sich in den kühlenden Moor.
So entsendet der Wald die tagdurchruhenden Wesen,
Daſs sie die Stunden der Nacht gehn und des Lebens sich freun.
Bald verschwindet die Lust. Der Erde sämmtlichen Kindern
Ward nur wenig verliehn: alles Vergnügen entflieht.
Kehret die Freude zu uns! O wie eilig ist sie; kaum zur Schwelle,
Selten in's innre Gemach waget die Himmlische sich.
Zitternd bleibt sie am Eingang stehn, mit wartenden Flügeln
Lauscht sie auf „Eile hinweg!“ Ach! und bald schallet der Ruf. —

Horch! schon kündet das Horn des Wächters im Dorfe den Tag an;
Hastig betreibt er's und froh, singet den kürzesten Vers,
Daſs er die stumpfen Glieder sich bald auch ruh', und am Morgen
Munter das Taggeschäft treibe für spärlichen Lohn.
Auch der Hahn im Serail auf der Latte wittert die Frühluft;
Zwischen dem Schieber, der Thür, drängt sich das werdende Licht.
Stolz erhebt er den Hals, sich wichtig zu machen den Hühnern,
Krähet sein Kükeriküh, wie er's vom Vater gehört.
Christlichen Brauchs beginnet Geläut vom Thurm, die Bewohner
Fromm erinnernd des Danks, daſs sie den Morgen erlebt.
Dreimal betet der Landmann, wacht und hört er der Glocken

Ton, und dreifachen Schlag, seinen gewöhnlichen Spruch:
„Christ! Lamm Gottes; du trägst die Sünden der Welt, o erbarm'
Unsrer auf Erden dich, schenk' uns fröhlichen Tag!“
Fromm einstimmet die Lerche; sie schwinget im freudigen Liede
Sich zum Vater hinauf, näher dem Geber zu seyn.
Auch die Wachtel beginnt den Schlag im wogenden Saatmeer,
Lieb' im Herzen und Dank locket sich Paar zu Paar.
Hoch auf dürrem Gezweig des Eichbaums heulet der Uhu,
Dort gewahrt er zuerst, dort die Sonne zuletzt.
Flötend rufet die Nachtigall und der singenden Vögel
Tausendstimmiges Chor Fallsteins Kinder zum Hain,

Daſs der verrathende Strahl sie nicht auf den Fluren ertappe,
Oder des Försters Geschoſs, wenn er den Berg ansteigt:
Denn es dränget schon allgemach der thauende Morgen
In das Dickicht die Nacht, sammt den Kindern, zurück.
Freundlich schwimmet die Sonn' in Osten im hüllenden Purpur,
Ihr enttauchtes Gesicht lächelt dem Fallstein zuerst,
Wenn die Wiesen umher und die Thale noch graulicher Nebel
Deckt, und der Insel im Meer gleich, das Dorf sich erhebt.
Aber alsbald auch grüſst sie die übrigen Wälder und Berge,
Wirthliches Hegholz dich, euch, ihr Buchen, in ihm,
Euch ihr schattigen Gäng' und dich Kastanienrunde,

Friedlichlachender Sitz mitten im feiernden Hain.
Zwischen Gebüschen entlauscht der Vogelherd in die Ferne,
Drinnen wärmt am Camin, müde der höheren Jagd
Sich im Froste der Jäger, mit kleinem Gevögel zufrieden,
Die er im sichern Gemach leicht durch die Gitter erzielt.
Freier noch als der Vogelherd entblicket daneben
Ladend die Lindenruh weit in die Gegend umher:
Dardeshaim an den Ortsberg hart gelehnet, entraget
Eine bejahrt' Stadt, emsig, in Osten zuerst,
Wo auf dem Rücken der Berge die alte Straſse der Wandrer
Seit Jahrtausenden zog, welche mit siegendem Heer

Heinrich der Löwe kam, als er Emmas Frevel gezüchtigt;
Rechts herſchimmert der Hay, lincks in der Ferne der Elm,
Nah die Inſel des Dorfes. Die Farben der Hoffnung und Unſchuld
Kleiden ihr freundliches Haus, ſilbern vom Weiher umkühlt.
Weiches Geſieders entfähret dem Teich hinauf und hinunter
Schneeichter Schwäne Volk ſtillen bedächtigen Zugs.
Gegen den Wind erheben ſie ſanft der Fittige Segel
Und der gebogene Hals lenket der Füſse Bemühn.
Friedliche Weiden geleiten den Wöllenbach in die Aue,

Lispelnden heitern Gangs kommt er von Rössings *) Flur,
Sämmtliche Vögel des Waldes besingen sein Lob und den Nektar,
Den er ihnen gereicht selbst in der schmachtenden Zeit.

Schon ist der Morgen entfloh̄n und nun erst siehet die Sonne
Dich, mein einsames Thal, welches das Kellermannsholz
Nakte Felsenberge, die kaum ernähren des Weiſsdorns
Einzelnen dürren Stamm engt und der Säberläh,
Gleich den edelsten Menschen, die selten mit Titeln umglänzt sind,

---

*) Der kleine Bach kommt von Berſel, einem Dorfe, welches dem Freiherrn von Rössing gehört.

Blühest du namenlos, dennoch nicht weniger schön,
Wiesen nähret das Thal und Kräuter heilsam den Landmann,
Welcher dem Arzte zu arm, sich und dem Nachbar hilft.
Nur die verscheuchte Natur, ein Ackermännchen, des Würgers
Gierigen Zähnen entschlüpft, oder ein wankendes Lamm,
Das die eifrigen Hunde des Schäfers zerfleischt und ermüdet,
Weile im Thale mit mir, fern der lärmenden Welt.

Seyd mir gesegnet, ihr Wälder, ihr Fluren und schattigen Thale,
Wandl' ich, so wandl' ich in dir, Deersheims schöne Natur.

Kunze.

An Sidonia.

(nach dem Konzerte einer berühmten Sängerinn.)

Sonnet.

Die Kunst, und nur die Kunst lieſs ihre Stimme tönen,
Und that, als Kunst, auch redlich ihre Pflicht;
Doch sprich, was nuzt die höchste Kunst des Schönen,
Trifft sie das Herz, füllt sie die Seele nicht?

Und sage mir, ward dein Gefühl getroffen,

Ward dir das Herz in seinen Tiefen warm?
Das Ohr allein war diesen Künsten offen;
Ach! bloſse Kunst ist für das Herz zu arm.

Der Kunst muſs sich des Künstlers Herz vermählen,
Soll sein Gesang der Hörer Herzen stehlen,
Sonst ist die Kunst nur Afterkunst, nichts mehr!

So singe du mir wieder in die Seele!
Nicht trillerreich bist du, wie Philomele,
Allein du singst das Herz mir groſs und hehr.

Schink.

An
den Quillo-Bach *).
1790.

Geliebter Bach, der jene Saatgefilde
Mit heiter rinnendem Krystall bespühlt,
Wo meine Jugend einst die ganze Muttermilde
Der gütigen Natur gefühlt,

---

*) Die Quillo, ein Bach in der Ukermark, entspringt an der mecklenburgischen Grenze, und ergieſst sich bei Prenzlow in die Uker.

Wo mich Fortuna nicht mit harten Banden
An ihrer Knechte schweren Wagen schloſs,
Wo Lenz und Liebe nur mein Herz geöffnet fanden,
Und ich nie wünschte, nur genoſs.

O daſs mich, fern von deinem Buchenhaine,
Des Schicksals Arm in fremde Mauren warf!
Daſs ich die Zähren nicht, wenn ich um Otto weine,
Zu deiner Welle gieſsen darf!

Daſs nicht mein Leben deinem Laufe gleichet!
Daſs es nicht leise thätig so wie du,
Wie du, so rein und hell, durch stille Thäler schleichet,
In immer gleicher Kraft und Ruh!

Ob schon du nicht durch Felsenstrande rollest,
Breit wie der Ister, reiſsend wie der Rhein,
An deinem Ufer nie dem Reichthume Goldsand zollest,
Und nektargleichen Tafelwein;

Ob deinen Bord kein stolzer Damm umhügelt,
Kein Wald von Segeln deine Fluth versteckt,
Sich keine Königsstadt in deinen Wogen spiegelt,
Und dich mit Porphyrbrücken dekt:

So gab in düſtereicher Birken Schatten,
In Philomelens kühlem Lustrevier,
Von Liebenden besucht, und neuvermählten Gatten,
Ein klarer Quell das Daseyn dir;

So wandelst du durch Wiesen und durch Wälder,
Bist hier der Hirten, dort der Heerde Bad,
Tränkst Blumenanger bald, bald saatenvolle Felder,
Und bald ein emsig Wasserrad.

Dort hab' ich oft in heitern Frühlingsstunden,
Mit jungen Freunden, Hand in Hand gedrückt,
Der Lerchen erstes Lied, den ersten West empfunden,
Das erste Blümchen abgepflückt.

O wäre nicht der Wünsche Wunsch vergebens,
Käm' ich zu dir, nach langer Fahrt, zurück,
Und fänd' in deiner Flur, am Abend meines Lebens,
Ein stilles unbemerktes Glück!

Und möchte dort ein einsam Grab mich
decken,
Von dicht verwachsnen Büschen eingezäunt,
Und von der Freundschaft nur bepflanzt mit
Rosenstöcken,
Und von der Liebe nur beweint!

K. v. Boguslavski.

Der Geisterseher.

Pedrill, der schon, zum Spott: „der Seher"
heiſst,
Soll häufig sich mit Geistern unterhalten.
Foppt ihn, durch angenommene Gestalten,
Vielleicht sein eigner, abgeschiedner Geist?—

Herklots.

Die Kunst.

Zwei Sonnette.

I.

Ernst der Kunst.

Willst du Spiel dem Ernst entgegen denken,
O so nenne nicht die Kunst ein Spiel,
Ernsten Anfang hat sie, ernstes Ziel,
Selbst ihr Muthwill darf den Ernst nicht
kränken,

Froher Ernst ist unser Hochgefühl,
Ob wir uns in dunkle Gräber senken,

Ob wir himmelan die Palme schwenken,
Harmonie verkündet unser Spiel.

Harmonie in Tod und Leben finden,
Schmerz und Lust mit Seelenfrieden leben,
Und die Sinnlichkeit zu Geist entbinden,

Ist's ein Andres, was die Sehnsucht will,
Der sich alle Menschenbusen heben?
Dies der Künste Ausgang, dies ihr Ziel!

II.

Sinnes-Einung durch Kunst

Es lacht ein Menſch, worüber viele weinen,
Es weint ein Menſch, worüber viele lachen;
Verſchieden iſt die Anſicht gleicher Sachen,
Und auf's Empfinden wirkt gar oft das Meinen.

Es tritt die Kunſt hervor, euch zu vereinen,
Vergiſst die Meinung, laſst den Sinn erwachen,

Verschieden sey die Ansicht gleicher Sachen,
Doch wird der geist'ge Sinn sie leicht vereinen.

Was hilft's der klaren, kalten Meinung wohl
Die griech'schen Götterschaften zu verhöhnen?
Schaut diesen Zeus, und werd't der Gottheit voll.

Ihr glaubt an Glauben nicht und Wunderthat,
Schaut Genovevens heil'ge Wunderthränen,
Und weinen wird, wer Herz und Thränen hat.

Mnioch.

In ein Stammbuch.

Unbemerkt durch's Leben schleichen,
Wandeln, still, im Musenhain,
Gehn im Mittagssonnenschein,
Unter Palmen oder Eichen,
Keinen Herzensforscher scheun,
Und mit sich zufrieden seyn,
Hilft den höchsten Zweck erreichen!

Gleim.

Grabschrift

auf Atala.

Hier liegt die Christinn Atala,
Die, weil die liebe Frau Mama,
Des blinden Fanatismus Beute,
Der schönen Tochter Jungferschaft
Recht groſsmuthsvoll dem Himmel weihte,
Im Kampf mit ihrer Leidenschaft,
Als Lieb und Schwärmerei sie quälte,
Vermehrend keuscher Heil'gen Zahl,
Nach echt katholischer Moral,
Den Selbstmord, statt der Ehe, wählte.

K. M.

Ballade.

Es zog ein teutsches Mädchen an Bräutigams Hand
Nach Polen, in's Land
Der muthigen Weiber. —
Es sind die Polinnen geistreiche Leiber,
Die Lieb' ist hier ein sinnlicher Verstand! —
Das teutsche Mädchen an Bräutigams Hand
Dies nicht verstand.

Nicht half ihm das blühende Angesicht,
Der treuen Augen gefälliges Licht,
Nicht halfen ihm Wirthschaft und Tugend.

Es hatte wohl auch poetischen Sinn,
Doch ach! der Poet hat's keinen Gewinn;
Er suchet die ewige Jugend!

Und jung bis in das späteste Jahr,
Noch Frühling im Auge bei Schnee im Haar,
Sind hier die geistreichen Leiber!
Drum trauet keines Poeten Hand,
Will sie euch führen in's polnische Land,
Ihr teutschen Mädchen und Weiber!
Und seyd ihr auch leibliche Geister,
Der geistige Leib ist eu'r Meister.

* no *

An den Pförtner.

(Aus dem Französischen.)

Du treuer Wächter meiner Pforte,
Den nie die Gier nach Gold besticht,
Hier geb' ich dir mit einem Worte
Zu deinem Dienst den Unterricht;
Verlangt das Oeffnen meiner Hütte
Die blinde Glücksgöttinn von dir,
Ha! so versag' ihr diese Bitte,
Denn Neid und Ehrsucht folgen ihr;
Ihr folgen Sorgen, Schmerzen, Klagen,
Mach' ihr, o Freund! mach' ihr nicht auf;
Sie würde Freud' und Scherz verjagen,
Die fliehn vor ihr in vollem Lauf.
Doch naht der Thür ein kleiner Knabe,

Der bittend scherzt und lieblich lacht,
Und sich mit holder Göttergabe
Leicht Herz und Sinn ergeben macht,
Dann öffne eilig ihm die Thüren;
Es ist Cytherens schöner Sohn;
Freund! eil', ihn zu mir hinzuführen,
Uns beiden harrt sein süſser Lohn.
Hat einst die Weisheit das Verlangen
Hier in mein Hüttchen einzuziehn,
So sag'; ich sey schon ausgegangen;
Sie mögte sich nur nicht bemühn. —

Friedrich Kramer

Auf
Schakespear's Geburtstag *)
den 26 Aprill 1564.

O, Fried' und Freud' und Wohlseyn allen, die
Mit mir den groſsen Feiertag begehn,
Den Tag, der Schakespear'n — den Britten nicht,

---

*) Es sind meist Schakespears eigene Gedanken und Worte, womit er hier gefeiert wird. Vergl. Dodsley's collection VI. p. 277.

Der Erde gab, das schönste Werk, das je,
Seit sie erschuf, Natur in ihrer Fülle
Gebildet hat. O göttliche Natur,
Wie stellest du dich selbst dem Auge dar
In diesem deinen Sohn! du schufest ihn,
Um deinen Spiegel hoch empor zu halten,
Und ihre wahre Form und ihren Druck
Der Zeit zu geben! Redet er, dann dünkt
Der Alte sich geschäftefrei und horcht,
Und hoch entzückt sein Wort des Jüngern Ohr;
So flieſst beweglich seine Rede, jetzt
Wie Zephyr sanft, der unter Veilchen weht,
Und kaum ihr Haupt erregt; jetzt wie der Sturm,
Der wild der Bergestanne Wipfel faſst,
Und ungestüm in's Thal hinab sie beugt. —
Wie wundervoll, daſs unsichtbar Instinkt
Den Ungelehrten zog zum Königthum!
Wild wuchs in ihm die Kenntniſs auf, doch war

Die Ernte reich, als ob gesäet sey.
Welch Meisterstück der schaffenden
Wie edel ist's in seiner Kraft, und w
Unendlich dann die Uebung dieser Kr
Hier zeigt sich der Verein, hier die G
Worauf sein Siegel jeder Genius,
Zu drücken strebt. — Der Himme
ihn nun,
Doch laſst verehrend unsre Phantasie
Stets heiligen was von ihm übrig bli
Und ausgezeichnet stehe dieser Tag
Im Buch der Zeit bis zu dem letzten
Das die Erinn'rung schrieb. Denn ni
wird
Die Welt ihn schaun, der diesem —
sem gleicht.

v. Halem.

Zur Aufmunterung
der
Frau Majorinn von Bandemer
geb. v. Francklin

Am 2ten März 1788.

Enkelinn edler Britten!
Heute sey Melancholie
In der Seele nicht gelitten,
Aendre deine Melodie!
Laſs die Hoffnung neu bespannen
Deine Leier; sing' ein Lied,
Daſs der Winter bald von dannen
Ueber grüne Saaten zieht.

Singe dem Wolkenversammler,
Der die Erde neu begabt,
Forsche nach bei unserm Ramler
Ob er gold'ne Zeit gehabt?
Ob der Ueberfluſs ihn krönte,
Da sein Lied so wunderſüſs
Für die Welt und Nachwelt tönte
Und den Mai willkommen hieſs.

Heiſse den Monath willkommen,
Der dich in der Wiege fand,
Dich im Vaterarm genommen
Und gepflegt mit treuer Hand;
Singe froh dem Lenz entgegen,
Der sein Füllhorn wieder schwingt
Und vielleicht dir Glück und Seegen
Unter jungen Veilchen bringt.

A. L. Karschin.

An die Gesundheit.

Gesundheit! blinke Göttinn! Erjauchzende,
Mit Rosenwangen! Singende! Tanzende!
Sorgloses Mädchen, wenn du schlummerst
An dem [illegible]
[illegible]
[illegible]

Wie hüpft das Herz der Schauenden! Aber bald
Entfleuchst du Somnus leichten Umarmungen,
Der länger bei den blassen Schwestern,
Krankheit und Ueppigkeit wird verweilen.

Dich ruft zum Wald hauptthebender Doggen Laut,
Umtönt von Hörnern, welchen besänftiget,
Die Bach' entschlummert und der Hirsch am
Quelle, des Trankes vergessen, horchet.

In Krieg auch zeuchst du froh für das Vaterland,
Und jedem Friedenswerke gewohnt dein Arm;
Was du begehrst, o Hoffnungreiche,
Senkt in den Schooſs dir die gute Gottheit,

F. H. Bothe.

Lob
des Tokayerweins.

Bekränzt mit Laub den Becher voll Tokayer,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
So himmlisch mild, und doch voll Geist und Feuer,
Wo wächst ein Wein wie der?

Er wächst euch nicht am Ufer der Garonne,
Selbst nicht am alten Rhein;

Parteiisch kocht dort nur die liebe Sonne
Für die Prälaten Wein.

Ein Essig bleibt nur für uns arme Laien,
Der Rheinwein ähnlich sieht,
Und der, anstatt die Herzen zu erfreuen,
Die Mäuler nur verzieht.

Am Neckar wächst ein säuerlich Getränke,
Dem's Feuer gar gebricht;
Das steift mit Kalk die Knochen und Gelenke,
Bringt Podagra und Gicht.

Auch denkt nur nicht, der Franzwein sey gesunder,
Seht! wie der Kaufmann lacht,
Der Pontak euch sammt Medok und Burgunder
Aus Heidelbeeren macht.

Wir lassen Spaniens gepries'ne Sekte,
Und thun auf sie Verzicht;
Wenn auch sein Malaga noch süſser schmeckte,
Tokayer wird er nicht,

In Welschland giebt's gekochte fette Weine,
Die machen dickes Blut;
Und machen wohl dem Römer lange Beine;
Doch nicht ein Fünkchen Muth.

In Ungárn, hört's, am Fuſse der Karpaten,
Da wächst ein trinkbar Gold —
Das nährt mit Kraft die Söhne der Sarmaten,
Und macht die Töchter hold.

Wir aber sind ja der Sarmaten Brüder,
Vom Vater Bacchus her!
Drinn singen wir dem edlen Hunger Lieder,
Und lieben ihn wie Er,

Tokayer bleibt von allem Saſt der Reben
Das schönste Fluidum;
Er giebt den Geist und Körper neues Leben
Wie ein Specificum.

Vertrinket denn aus dieser edlen Quelle
Die Sorgen und den Spleen,
Und wäre selbst Freund Asmus hier zur Stelle,
Er lieſse Rheinwein stehn.

Schwarz.

An die Erinnerung.

Du! auf deinem Sonnenhügel,
Die den Blick zurückgewandt,
Mich umschwebt mit leisem Flügel, —
Mir, vom Himmel zugesandt!
Die du unterm Druck der Leiden
Auch dem Aermsten Trost verleihst,
Schatten hingeschwundner Freuden
Ihm zu Wirklichkeit erneust;

Groſse Göttinn! o du holde
Selige Erinnerung!
In des Morgens Flammengolde
Singt dich die Begeisterung:

Nach des heiſsen Tages Schwüle,
Wenn die sanften Weste weh'n,
Will ich in der Dämm'rung Kühle,
Dich, du Himmlische! erhöh'n! —

Dich, du Gute, will ich singen,
Wenn die Nacht mich leis' umrauscht;
Deren leichten, kühlen Schwingen
Meine Seele gerne lauscht.
Wenn in wonnevollen Träumen
Sich Vergangenheit mir naht,
Seh' ich neue Blüthen keimen
Auf der Hoffnung Rosenpfad.

Nahe mir, o Göttinn! heute,
Mit dem liebevollen Blick;
Zaubre was mich hocherfreute,
Mir im Strahlenglanz zurück:
Gieb von deinen lichten Höhen
Deinem Sänger Kraft und Muth,

Und mit deines Fittigs Wehen
Fächle seiner Wange Gluth!

Male mir die hohen Wonnen,
Als ich ihr, der Holden nah, —
Schöner sahe Gottes Sonnen:
Sie in ihrem Auge sah!
Als für Augenblicke wähnend
Dieser Erde mich entrückt,
Nichts mehr wünschend, nichts ersehnend,
Himmelsfreuden mich entzückt.

Zaubre mir die Götterstunde,
Als ich ihr am Busen hing,
Und von ihrem Flammenmunde,
Ach! — den ersten Kuſs empfing;
Wo für flüchtige Minuten,
Seligkeiten beſsrer Welt,
Und des Aethers Wonnefluten,
Hoch dies trunkne Herz geschwellt!

Ihr verschämtes Händedrücken,
Ihres Busens Feuerschlag —
Strömte himmlisches Entzücken,
Schlug in allen Pulsen nach!
Allverlohren — allvergessen
Daſs ich Erdenwaller bin,
Hielt in meinem Arm vermessen
Ich der Schönheit Königinn!

Auf des Adlerfittigs Schnelle
Floh' der seel'ge Augenblick,
Doch mit Flammengluthenhelle
Führ'st du täuschend ihn zurück.
Dieſs verdank' ich dir, du Theure!
Ewig schön und ewig jung! —
Werth daſs Schillers Lied dich feire,
Selige Erinnerung!

v. Rohr.

An Voſs.

In meiner Geisblattlaube am 2. Aprill 1801.

Das bedachtest Du wohl, unsterblicher Sänger der Alten,
Du, der Mutter Natur innigstvertraueter Sohn!
„Eine Laube sey hier dem friedlichen Dichter (so sprachst du)
„Geisblatt kränze den Raum, Geisblatt grünet dir früh,
„Daſs am zweiten Aprill schon Schatten bringe die Laube,
„Wenn den Tyrtäus du, Gleim, den Barden besingst.“

So der Erfindungsreiche. Die Laube sch ich aus Geisblatt
Und nun sing' ich im Grün; Gleim a zweiten Aprill.

Kunze.

An Poll.

Als Menschenfreund soll dich die Nachwelt preisen?
Empfange, Poll, von mir dein Lob voraus,
Du bist ein Vater vieler dürft'ger Waisen!
Die weite Welt ist ja dein Findelhaus.

Herklots.

An — — —

Nach Horazens XIV. Ode des II. Buchs.

O Freund, die raschen Jahre fliehen,
Auch Tugend hält nicht ihren Lauf,
Hält nicht den Zug der Furchen auf,
Die nur zu bald die Stirn' umziehen!
Du kaufst den harten Tod nicht ab;
Er, den nicht Hekatomben rühren,
Er fordert dich; die Stunden führen
Dich in sein finstres Reich hinab.

Auch deine Thräne rinnt vergebens,
Sie fleht den düstern Augenblick,

Der kalt daher tritt, nicht zurück;
Denn Pluto schonet keines Lebens,
Sank Friedrich doch aus seines Lichts
Erhab'ner Sphäre weggerissen,
Zum Strohm, den wir beschiffen müssen,
Wir sey'n Monarchen oder nichts.

Umsonst entkommen wir den Pfeile
Des Krieges, fliehn umsonst der Wuth
Der Stürme, welche durch die Fluth
Der wilden Meeresbrandung heulen;
Umsonst vermeiden wir das Gift,
Das, wenn der Herbſt mit naſsem Flügel
Daher rauscht über Thal und Hügel,
Die Blume der Gesundheit trifft.

Ach, wenn wir alles dies auch mied
Doch spült die schwarze Well' uns ſort
Zum Anblick Sisyphus, zum Ort
Der hartgestraften Danaïden.

Verlassen müssen wir ein Mal
Die Welt und die geliebte Hütte,
Die Gattinn, die für uns're Tritte
Dem Lenze manches Blümchen stahl.

Die deine Händ' erzogen hatten,
Verlassen muſst du diese Flur;
Die traurige Zypresse nur
Wird einst den kleinen Raum beschatten,
Den, von der Veilchenblum' umhaucht,
Umlispelt von des Laubes Trauer,
Der augenblickliche Bebauer
Von seiner ganzen Flur noch braucht.

Den Fehler, der mit hundert Schlössern
Das Mutterfaſs, dem Mund entspahrt,
Wie einen Züchtling aufbewahrt,
Wird dann ein Anderer verbessern,
Der mit dem Nectar, den er erbt,
Den selbst in taumelvollen Nächten

Prälaten nicht so herrlich zechten,
Den blank polirten Boden farbt.

A. Tiedge.

Die Verwandlung.

Nimmer verschwindet dein Seyn im Dunkel der Nacht! zwei Libellen
Eilen wir freundlich uns zu, oder als Nachtigallpaar.

D. I. F. Kinderling.

Die Liebende

in dem Fluſse Silemnus *).

Ha! wie ist mir? bin ich neu gebohren?
  Welche selige Verwandelung!
Hat sich wirklich meine Qual verlohren,
  Oder täuscht mich nur Erinnerung?

Nein, ich fühl' ein neues beſs'res Leben;
  Sanfter fühl' ich meines Herzens Schlag,

---

*) Ein Bad in dem Fluſse Silemnus würkte Vergessenheit der Liebe und des Geliebten.

Seit mir Kühlung diese Wellen geben,
Süſse Kühlung nach dem schwülen Tag!

Wie? o Liebe, fühl' ich nicht mehr dein
Schadenfrohe, bittre Peinigung? —
Nein! — zurückgegeben ist mir meine
Würde, Selbstheit und Beruhigung

Schnell entthronet wurde der Besieger
Meiner Herzens; ach, ich seh' in ihm
Nur Cytherens listigen Betrüger,
Und ich werd' ihn ewig — ewig fliehn

Dort, wo ihm das reinste Feuer brannte,
Auf des Herzens heiligem Altar,
Wann ich weinend den Geliebten nannte,
Und das Echo seines Namens war;

Dort verloſch im kühlen Wunderbade
Des Silemnus, jenes Zauberbild,
Welches noch am blühenden Gestade
Seines Flusses dieses Herz erfüllt.

Habe Dank! du reine Götterquelle!
Mehr als Leben gabst du mir zurück,
Denn in deiner sanften Silberwelle
Fand ich wieder mein verlohrnes Glück.

Das Idol der Lieb' ist hingeschwunden,
Statt des Gottes, seh' ich nur den Mann,
Der sich treulos selbst von dem entbunden,
Wovon Liebe nie entbinden kann.

Und in sanften Kräuseln deiner Fluten
Fühl' ich, Liebe, mich von dir geheilt.
Heil sey dir, Silemnus! nicht mehr bluten
Wird dies Herz, das frölich dir enteilt.

Nein! nie wird mich Eros mehr bethören
O, jetzt lach' ich seiner Tirannei.
Keine Thräne wein' ich mehr Cytheren,
Denn ich Glückliche bin wieder frei!

Susanne v. Bandemer
geb. v. Franklin.

Die Schwalbe.

Glückliche Schwalbe! dich trägt die leicht befiederte Schwinge,
Jetzt da der Winter uns naht, hin zu der freundlichern Flur,
Auch dem armen Sterblichen drenet der Winter der Jahre;
Könnt' er ihm doch, wie du, glücklicher Vogel! entfliehn.

Emil von H — f.

An den Kriminalrath N . . .

als sein Geburtstag war.

Auf! entfurche die Stirne, die inquisitorische. — Acten,
Seyd in den Winkel gepackt; Lässig umring' euch das Band!
Heut' ist ein festlicher Tag; da ward uns das Kindlein gebohren,
Heut inquiriret die Frau, was dem Gebohrenen frommt;
Forscht in der Küche nach Wild, im Keller nach ungar'schem Ausbruch,
Ladet den traulichsten Freund, Zeuge der Freude zu seyn,

Spendet ein liebes Geschenk, nach langem Sinnen gewählet,
Und mit Sorge versteckt, daſs es nicht spähe der Mann.
Mehr, als die Gab' ist ihm der Geberinn freudiges Antlitz;
Und der innigste Kuſs siegelt der Zärtlichkeit Bund.
Fern auch sind wir euch nah, wir Städter. Durch Bäll' und Konzerte
Tönt der freundliche Ruf: Lange noch feiert das Fest.

v. Halem.

Fortuna.

Sind Rad und Kugel ganz in gleichem
Grade
Das Sinnbild von Fortunens schneller Flucht?
Mich dünkt, sie wahlt fur jedes andre Pfade.
So mancher schon hat dieser Göttinn Gnade
Auf ihrer Kugel Bahn umsonst gesucht;
Doch er erwarb sie auf der Bahn zum Rade.

Herklots.

Das

Das Vögelchen.

Schon war die Frühlingszeit gekommen,
Doch nicht die Frühlingsluft,
Da ward dem Vögelchen beklommen
In seiner Felsenkluft:
Es wagt sich fort aus seinem Steine,
Gelockt von holdem Sonnenscheine,
Und schwebt mit muntrer Schnelle
Durch neuerblickte Helle,
Nach hoher warmen Luft! —

Da sieht's der vollen Sonne Strahlen
ch auf gefrornem Dach

Des nahen Felsen golden malen,
Und fliegt dem Schimmer nach.
Doch gleich verbirgt ein Wolkenschleier
Der Frühlingssonne mildes Feuer;
Nun sucht es liebe Wiesen,
Und ach — Gewässer flieſsen
Wo es in Duſt gelebt! —

Es fliegt nach oft besung'nen Bäumen,
Und sieht sie blätterleer,
Voll Staunen glaubt es tief zu träumen —
Und kennt die Flur nicht mehr!
Kalt bläſst der Wind durch nakte Wälder,
In Fluthen wasservoller Felder,
Das Thierchen seufzt mit Beben:
Ach könnt' ich oben leben,
Wo ew'ger Frühling blüht! —

Es schwillt sein kleines Herz von Jammer,
Betraurend die Natur,

Bald will's zurück nach seiner Kamme
Bald eilt es von der Flur,
Und will die Brust des Harms entlade
In warmen Blau den Fittig baden;
Da sieht's im Flutenspiegel
Den Aether — senkt die Flügel,
Und stirbt in kalter Fluth,

v. Tümpling.

Das scheidende
an
as neue Jahrhundert.

ch steh' am Ziel! — schon wartet jeder Sünde
er ernsten Zukunft strafendes Gericht;
och eh' ich ganz von diesem Erdkreis schwinde,
ernimm, was Reu' und Kummer aus mir spricht;
nd wenn ich dir, was ich verbrach, verkünde,
o waffne dich mit Muth und schaud're nicht;

Nichts kann ich dir, als diese Lehren geben,
Mein Tod allein ruſt dich hervor in's
Leben.

Ich klage laut: weh mir, mit Schuld
bedeckt,
Ging meine Bahn durch Trümmer, über
Leichen,
Mit Menschenblut ward Erd' und Meer
befleckt,
Krieg, Hunger, Pest brach aus in allen
Reichen,
Nie hat der Haſs der Nachwelt mich erschreckt,
ie konnte mich der Liebe Ruſ erweichen,
h prahlte zwar mit Menſchenfreundlichkeit,
och hab' ich oft ihr Heiligthum entweiht.

Nichts war zu groſs, frech muſs't ich
es zerstören,
Das Göttlichste bestürmte meine Wuth,
Für blinden Wahn, für falscher Weisheit
Lehren
Floſs überall der Unschuld heil'ges Blut,
Hier Tirannei, dort wüthendes Empören;
O mache du, was ich verschuldet, gut;
Mit weisem Ernst stürz' alle Götzen nieder,
Und gieb der Welt des Friedens Segen
wieder.

Erricht' auf's neu der Wahrheit einen
Thron,
Ihr Tempel ward entheiligt und zertrümmert,
Der Tugend gieb den langentbehrten Lohn,
Entreiſs' dem Laster, daſs in Hoheit schimmert,
Die Larve, daſs es züchtige der Hohn,
Bis es zerknirscht um mild're Strafe wimmert,

Dann aber leih' dem Mitleid gern dein Ohr,
Und hebe ſanft, was Reue fühlt, empor.

Kein feindlich Heer laſs mehr des Landmanns Aehren,
Des Winzers Trauben, unter biederm Fleiſs
Und Müh gereift, versengen und zerstören,
Kein Nabob schwelge von der Armuth Schweis,
Gefühllos kalt bei ihren Jammerzähren,
Nur das Verdienst erhalt' am Ziel den Preis
Und milden Sinn, Gefühl für Menschenpflichten
Laſs Kastenstolz und Tirannei vernichten.

Parteilos führe Themis Waag' und Schwerdt,
Der Schmeichler sey verbannt von Hof und Thronen,
Der schönste Glanz in allen Fürstenkronen

Sey milde Huld, die nie der Menchheit Werth
Verkennen lernt, selbst im Verbrecher ehrt,
Dann wird die Ruh' in Hütt' und Pallast wohnen;
Konkordia schlingt dann um jedes Reich
Mit Mutterhand des Friedens Palmenzweig.

Kein Priesterzwist entweihte die Altäre,
Kein blinder Trieb nach Zügellosigkeit
Des Purpurs Glanz, kein Traumbild falscher Ehre
Das Pflichtgebot, geendet sey der Streit,
Was Freiheit ist, als trügliche Schimäre,
Die Bürgerkrieg, Verrath und Elend dräut,
Und weit umher von Pol zu Pol erschall' es,
Die Form thut nichts, die weise Leitung alles.

Kehrt dann der Vorwelt goldne Zei zurück,
Und prangst du nicht, gleich mir in de Annalen
Der Politik, so darfst du auch dies Glüc
Nicht mit der Nachwelt ew'gem Fluch bezahlen,
Ein sanfter Stern, rein wie der Unschuld Blick,
Wirst du noch spät in der Geschichte strahlen;
Des Guten Saat, freigebig ausgestreut,
Trägt schöne Frucht, bringt dir Unsterblichkeit!

K. Müchler.

An das Fraulein von ***.

Ein Amor scheint er dir mit seinem goldnen Kreuze,
Doch traue nicht dem Schein von dieſem äuſsern Reize,
Wird dich der Ehegott nur erst mit ihm verbinden,
So wird der Amor bald, doch nicht das Kreuz verschwinden.

Y.

An ein Landmädchen.

Als dich noch ein leichtes Mieder schmückte,
  Kunstlos, ohne Puder noch dein Haar
Halbverstohlen aus dem Häubchen blickte,
  Und dein Busen keusch verschlossen war;
Als Gesundheit deinen Pfirsichwangen,
  Deinen Lippen frische Rosen gab;
Ach, da nahmst du leicht ein Herz gefangen,
  Das sich willig süſsem Wahn ergab.

Als du ämsig noch am Heerde standest,
  Nach der Patriarchen Töchter Art,
Dort des Feuers lichte Glut empfandest,
  Daſs sie dir zur schönsten Schminke ward:

Als die Flamme dir im Auge strahlte,
War es Wunder, daſs ein Jüngling dann,
Dich zu sehn, mit seiner Freiheit zahlte,
Tag und Nacht dich zu besitzen, sann?

Als du jedem noch den Kaffée brachtest,
Der aus Neugier, dich zu sehen, kam,
Als du noch dem Jüngling schalkhaft lachtest,
Der dir rasch ein süſses Mäulchen nahm;
O, da konntest du noch alles hoffen,
Und der finstern Zukunft Ahndung schwieg;
Da stand noch die schöne Welt dir offen,
Jeder Morgen gab dir neuen Sieg.

Aber itzt, der stillen Flur entrissen,
Im Geräusch der stolzen Königstadt,
Scheuchet dir ein nagendes Gewissen
Sanften Schlaf von deiner Lagerstat;
Hoch frisirt, im seid'nem Damenkleide,
Ausgeschmückt mit Modeflittertand,

Flieht von dir die unbefang'ne Freude,
Die am Heerd sonst gerne bei dir stand.

All' der Schimmer, der dich jetzt umstrahlet
Der zur Reue fruchtlos: schweige! spricht
Aller Juden Wuchergold bezahlet,
Mädchen, den Verlust der Freiheit nicht
Ungesehn verblühen deine Reize,
Die ein gold'ner Kerker nun verschlieſst,
Die allein, mit angebohrnem Geize
Jetzt ein Schwächling frevelhaft genieſst.

Bist du nicht an Herz und Ohr beschnitten,
Wie es leider, dein Gebieter ist,
O, so komm' zurück in jene Hütten,
Wo die Freiheit den Genuſs versüſst,
Daſs des alten Bundes Sohn nicht ferner
Sich bei dir des neuen Bundes freu';
Oder gieb ihm schlau verdiente Hörner,
Daſs er seinem Moses ähnlich sey.

Antwort.

Ja, mit Thränen blick' ich auf das Mieder,
Auf den buntgedruckten Busentuch,
Einst der Reichthum meiner Unschuld, nieder,
Als mein Herz noch keusch und ruhig schlug;
Doch, geblendet von des Goldes Schimmer,
Floh ich thöricht Hüttendach und Flur,
Seufz' ich itzt im reichgeschmückten Zimmer
Ach, nach deinem Labekelch, Natur!

Röther färbt die Schaam mir itzt die Wange,
Als vordem des Heerdes lichte Gluth;
Selbst vor meinem Schatten wird mir bange
Und verschwunden ist mein froher Muth;

Schüchtern beb' ich bei den Faunenküſse
Die er mir auf Mund und Stirne drüc
Du hast recht, das strafende Gewiſsen
Hat nie Gold und Wollust ganz ersti

Wohl mir, wenn ich noch am Heerde stän
Wo ich sonst, ein freies Mädchen, stan
Wenn mich keine Sclavenkette bände,
Nur geheimer Liebe Rosenband;
Allen Flitterprunk wollt' ich entbehren,
Seidne Kleider, hochfrisirtes Haar,
Gern zurück in jene Hütte kehren,
Wo ich arm, doch frei und glücklich w

Gern die Locken in das Häubchen zwing
Jedem Gast erwiedern seinen Gruſs;
Willig jedem wieder Kaffée bringen,
Den man itzt mir selber bringen muſs
Aber ach, für mich ist kein Erbarmen,
ewig unersetzlich mein Verlust!

Nur aus eines rohen Wüstlings Armen
Sink' ich jetzt an eines andern Brust.

Deine Strafe fühl' ich; — deinen Lehren
Tritt mein Herz aus Schüchternheit nicht bei,
Kann ich nicht zurück zur Tugend kehren,
Bleib' ich meinem neuen Bund doch treu;
Soll Vergeh'n ich auf Vergehen häufen,
Dreist verletzen neugelobte Pflicht? —
Könnt' ich dann auch seine Hörner greifen,
Sind es doch des Altars Hörner nicht.

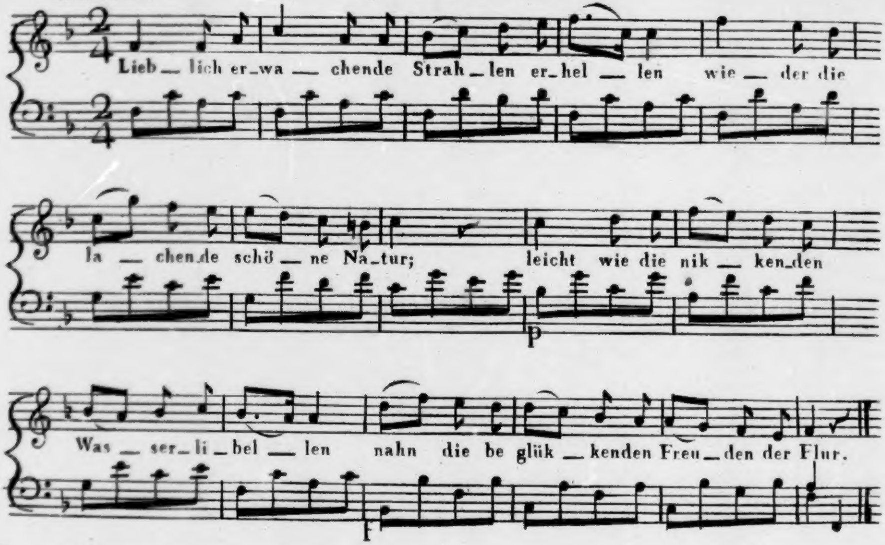
— r.

Mor-

Morgenaussichten.

Lebhaft.

F. L. Seidel.


Lieb _ lich er _ wa _ chende Strah _ len er _ hel _ len wie _ der die
la _ chen_de schö _ ne Na _ tur; leicht wie die nik _ ken_den
p
Was _ ser _ li _ bel _ len nahn die be glük _ kenden Freu _ den der Flur.
f

Morgenaussichten.

Lieblich erwachende
Strahlen erhellen
Wieder die lachende
Schöne Natur;
Leicht, wie die nickenden
Wasserlibellen,
Nahn die beglückenden
Freuden der Flur.

Fern, aus den östlichen
Purpurgefilden,
Winkt zu dem feſtlichen
Tage der Mai.

Fort! mit den sinnenden
  Trauergebilden,
Winkt die entrinnenden
  Stunden herbei,

Fesselt mit blühenden
  Rosengewinden
Hier die entfliehenden
  Töchter der Zeit.
Eilet, die winkende
  Freude zu finden,
Eh' es der sinkende
  Abend verbeut. —

Friedrich Cramer.

Schmeichelei.

„Zum Zeitvertreib; nicht meinen Stolz zu
nähren,“
Spricht Livia: „hör' ich die Schmeichler an.
„Fern also, daſs sie mir gefährlich wären!“
Mich dünkt, der könnte Schmeichler ganz
entbehren,
Wer selbst so fein sich schmeicheln kann.

Herklots.

Sulamith,

Idylle.

Unter den Bäumen am Bach, im Palmenschatten am Kidron
Wollt' ich Sulamith schaun. Ich suchte sie, aber ich fand nicht,
Zwischen den Reigen der Töchter Jerusalems spähte mein Auge,
Naſs von Verlangen nach ihr. Ich suchte sie, aber ich fand nicht.
In den Chören des Volkes, am frölichen Feste der Lauben
Fragt' ich die Männer: habt ihr nicht gesehen, die meine

Seele liebt? ich beschwör' euch, versammelte Jünglinge! sagt mir,
Ob ihr sie saht. — „Wer ist sie, rufen die Männer des Chores,
„Wer ist deine Geliebte? Um welche von tausenden klagst du?“ —
Kennt ihr sie nicht? Was unter saronischen Blumen die Rose,
Was im wilden Gebüsch ein einsam blühender Fruchtbaum,
Das ist Sulamith unter der Sionitinnen tausend.
Schön wie der Lenz, verlangenerweckend wie zeitige Früchte,
Ehrfurchtheischend und hehr, wie Spitzen gerüsteter Schaaren.

Doch von keinem der Männer vernahm' ich, wo Sulamith weilte.
Sulamith barg sich daheim, sie barg sich bei Festen in Schleier,

Und entwandte hinfort mir ihren edenischen Anblick.
Aber wie konnte dein Herz, Geliebte! zürnen, um Eines
Eifersüchtigen Wortes, erzeugt von bekümmerter Liebe?
Sollte nicht Liebe verzeihn, was Liebe nur sündigen konnte? —

Solches klagt' ich. Lange verbannt von der Wonne des Lebens,
Ward ich kraftlos und bleich, und kostete keines Getränkes,
Keiner Speise mit Lust, und keines erquickenden Schlummers.
Aerzte kamen und gingen, kein Arzt vermochte das Feuer
Auszulöschen, das an der Blume des Lebens mir zehrte,
Dich gewaltige Liebe, du heilige Flamme Jehovas! —

Kraftlos sah mich der kommende, krank der entfliehende Winter,
Aber, als die Sonne nun früher vom Libanon aufstieg,
Siehe, da kam am dritten der heiligen Morgen das Passah
Ein gesendeter Knabe, mir nahe Freude zu melden:
Und bald tratt sie herein, die strahlende Perle der Jungfrau'n,
Festlich geschmückt, geführt von meiner mitleidenden Mutter.
„Steh auf! „flüsterte sie mit lieblicher Stimme, „was säumst du?
„Siehe der Winter ist hin, der Schnee, vor der Sonne zerflossen,
„Gras und Blumen erwachen, auf allen Fluren ist Frühling,
„Und die Lerche besingt, und die Turteltaube begrüſst ihn,
„Und die Rebe hat Augen, der Fruchtbaum Knospen gewonnen.

„Alles grünet und sproſst, und singt dem Geber der Freude.
„Drum steh' auf! komm mit uns in Salomons duftige Gärten.
„Endlich ist er erfüllt, des Zorns voreiliger Eidschwur,
„Bis zum siebenten Monde dein Auge nicht wiederzuschauen."

Ihre symphonische Stimme war meinem Busen ein Balsam,
Der die vereinigte Kunst sidonischer Aerzte beschämte.
Da verlieſs ich, zwar schwach, doch tief beseligt, mein Lager,
Und erbebte — wer weiſs es? — vor Mattigkeit oder vor Wonne.
Aber Sulamith führte mich hin, zu Salomons Garten,
In den Frühling hinaus, in die duftenden Lauben am Kidron,

Zu den Gesängen des Hains, zum Jugendfeste der Schöpfung,
Wo die Mutter meiner Geliebten unserer harrte,
Und mein Vater mit ihr. Da wurde meine Geliebte
Meine Braut, da durft' ich meine Verlobte sie nennen.
Und ich Glücklicher blieb bei Sulamith unter den Blumen,
Bis die Sonne versank, und die thauende Kühle der Nacht kam.
Munter wie Libanons Hirsche, wie flüchtige Rehe der Bergforst,
Kehrt' ich nach Salem zurück, und war genesen an Einem
Tage, an Einem Tage des Heils, der glücklichen Liebe. —

Seliger Bund! du nennest mich dein, ich nenne von nun an
Dich, o Sulamith! mein, um mit dir auf Rosen zu wandeln.

K. v. Boguslavski.

Eigennutz.

Den Grundsatz, daſs auf Eigennutz
Sich selbst die besten unsrer Thaten gründen,
Nimmst du, Sophron, doch darum nur in Schutz,
Der Pflicht der Dankbarkeit dich zu entbinden!
Nun frag' ich; giebts wohl gröbern Eigennutz,
Als diese Feinheit, Eigennutz zu finden?

Herklots.

An Henriette H—.

Blumen gäb' ich dir gern am Tage, der dich gebohren,
Aber Blumen verblühn, eh' sie das Abendroth küſst.
Gerne spendet' ich dir des Ueberflusses Geschenke,
Aber der Gaben Werth endet des Augenblicks Raub.
Was für die Ewigkeit glüht, ein Herz voll Liebe empfange;
Ach! was ich gern dir geweiht, hast du mir trüglich entwandt. —

Emil von H — f.

Die Gebieterinn.

Klelia gebietet,
Und ihr Herrscherstab
Ist gestreng' und wüthet
Oft vom Thron herab.
Freiheit, die uns Blätter
Holder Rosen streut
Ist das Sommerwetter
Unsrer Lebenszeit!
Ach Pedrill, entschwunden
Ist der Sonnenschein
Deiner Rosenstunden
Aus dem Lebenshain.
Wie von einem Blatte
Lieset vom Gesicht

Klelia's der Gatte
Sclavisch seine Pflicht,
Schlafen, Essen, Trinken,
Was er glaubt und meint,
Was er ist und scheint
Hänget an den Winken
Der Gebieterinn. —
Alles ist dahin
Fried' und Friedenssinn.
Worte, Thränen rollen,
Krämpfe drohn. — Pedrill
Muſs nur ja nicht wollen,
Wenn er etwas will,
Sonst ist sie dawider;
Denn ihr. letztes Ja
Legte Klelia
Auf dem Altar nieder
Vor dem ernsten Mann
Mit dem Weihekragen,
Um dafür fortan
Immer Nein zu sagen.

E.

Der Traum.[*]

Sonnet.

Kamst du wieder in der Mirtenkrone,
Kamst du, holder Sohn der Phantasie,
In des Zaubers Glanz, den sie dir lieh,
Sanft entschwebend ihrem Rosenthrone?
Goldner Schmeichler, süſser Traum, verschone!
Zaubre Guidos Bild mir nicht — ach flieh!
Oder wolltest du, daſs Ruhe nie,
Nie in diesem armen Herzen wohne? —
Ach, ich kann sie nicht im Hain der Linden,
Nicht am Silberquell des Thals mehr finden,
Wo mein Auge oft um Guido weint!

Und wie sollte sich dies Sehnen mildern,
Wenn mir unter deinen Zauberbildern,
Sanfter Schwermuth voll, sein Bild erscheint? —

v. Krosigck geb. Krüger.

Der Armenfreund.

Rufus ist der gröſste Freund der Armen,
Ueben andre nur Erbarmen,
Schaffet er, von Lobsucht frei,
Daſs beständig Armuth sey.

I. v. Boguslavski.

Klage
des Alternden.

In dem Herzen ach! verblühen
Mir die Blumen jeder Lust;
Alle Lebensmelodieen
Schweigen in der stillen Brust.

Von der Jugend Morgenröthe
Wird die Blume nicht bethaut;
In des Busens zarte Flöte
Haucht die Liebe keinen Laut.

G. A. H. Gramberg.

Apollo's zehn Gebote
an die Autoren.

Lege die Feder der Schreibenden Jeder,
Mag er ein Sänger seyn, oder ein Reder!
eilsam ist allen mein zehnfach Gebot:
so nehmt Lehr' an, und werdet nicht roth!

„Schreiber! ihr sollt nicht — die erste der Lehren —
dere Götter je neben mir ehren;
nkt den Parnaſs nur! Auf Glanz oder Geld
erde der Liederpfeil nimmer geschnellt!

„Denn es ist Weisheit (nicht eitle Begierde)
Demuth und Freundlichkeit euere Zierde,
Ich auch durchfliege die Wolken nicht stets,
Oeſters besuch' ich die Hirten Admets.

„Miſsbraucht ihr also den Namen des Gottes,
Sollen euch züchtigen Geiseln des Spottes;
Aber beginnt ihr mir ächten Gesang,
Will ich euch lohnen mit göttlichem Dank.

„Denn, soweit lauſen die Rosse der Sonne,
Soll man euch nennen mit ſei'render Wonne,
Daſs ihr geheiligt der Musen Fest.
Und das erhabene Ziel nicht vergeſst. —

„Bürschchen und Knäbelein, die ich in Hauſen
Sehe die Schriftstellerreihen durchlauſen,
Vater und Mutter, Verwegene, ehrt,
Wenn sie euch Schnattern und Dichten verwehrt!

„So werdet lang' ihr auch leben auf Erden,
Und wenn ihr fliehet die Dichtergebehrden
Führ' ich euch gar in ein schön Paradies,
Was man bis itzt das Schlaraffenland hieſs.

„Tödte mir aber nicht, neidisch Gelichter,
Heilige Namen entſchlaſener Dichter!
Ehre der Edlen lebendigen Geist,
Welchen nicht Zeit oder Grabmal umſchleuſst? —

„Männer! nicht Bilder nur! Und zur Empfindung
Gattet Verstand in schöner Verbindung! *)
Buhlt nicht geheim mit der lieblichen Braut
Welche dem ernsten Vermählten vertraut! —

„Knaben! noch schleicht ihr? die räub'rischen Hände
Zähmet! belehrt euch nicht Ikarus' Ende,
Himmelan fliegt und zum Schooſse der Nacht,
Aber nicht bringt, was schon Andre gebracht!

---

*) Da die Schönheit entstand, war die Empfindung die Braut,
Bräut'gam war der Geist.

Klopstock.

„Wahrheit verehrt, ihr Groſsen und Kleinen!
Schönheit wird freundlich mit ihr sich vereinen,
Nimmer entweih' euch ein falsches Wort!
Nimmer verwandle euch Zeit oder Ort!

„Nein, überfliegend vergängliche Güter,
Spannt auf Erhab'nes die Männergemüther!
Nicht um die Schätze des Nachbarn bleich,
Seid nur an Künsten und Tugenden reich!“

Also sprach Phöbus, verhieſs und bedrohte;
Alle zwar hören die gold'nen Gebote,
Aber die Edlen vernahmen ſie nur.
Götter selbst wandeln nicht Menschennatur.

F. H. Bothe.

Anadyomene.

Laut sey es geschworen,
Ovid
Hat wahrlich die Nachwelt belogen;
In rauschenden Wogen
Des Meeres sey Venus gebohren? —
So kündet's sein Lied.

Ihr wiſst es, ihr Guten;
Der Sieg
Mag seine Palmen umwinden;
Wir wollen's verkünden,
Daſs Venus erst heute den Fluten
Des Bechers entstieg. —

Friedrich Cramer

Im Nahmen zweier Kanarienvögel an Wilhelminen v. G. damals in Karlsbad.

Kannst du, Mädchen? so schnell, die, die du liebtest, vergessen?
Unser Leben und Tod kümmert dich weiter nicht mehr?
So? das hätten wir nicht aus deinem Auge gelesen!
Aber wir sehen, es trügt, wie ein Kalenderprophet.

Warum reichtest du uns mit jedem Morgen den Rübsen?
Spültest mit eigener Hand unsere Gläser so rein?
Warum achtetest du des nassen Grases im Garten,
Und der coquelicot Schuh, uns zu gefallen, nicht dann,
Wenn der Gedanke dir kam, mit Hühnerschwalbe den Strickkorb
Anzufüllen für uns, wenn auch die Mutter dich schalt,
Und das Taschengeld kaum zu ein Paar Schuhen von Gingan
Hoffnung übrig lieſs. — Redet das Sprichwort nicht wahr;
Wohl aus dem Auge, wohl aus dem Sinne! denn hast du nur Einmal
Unsrer in Briefen erwähnt, Einmal uns Arme gegrüſst?
Aber wie zärtlich erkundigst du dich nach Bello, dem Schmeichler,

Weil er die Hände dir küſst, weil er dich immer umtanzt:
Weil er, das Köpfchen gesenkt, den Rücken zur Sichel gekrümmet,
Furchtsam näher sich schleicht, wenn er Verweise bekömmt;
Willig, wenn du dich stellst, als könntest du gar ihn bestrafen,
Sich zu Füſsen dir legt, sich wie ein Todter nicht rührt;
Weil er necken sich läſst, mit immer höheren Sprüngen
Zucker zu haschen, den du hurtig dem Springer entrückst.
Darum bringen ihm nun die Posten Grüſse auf Grüſse,
Darum empfielest du ihn wie ein verzogenes Kind.
Aber so seyd ihr Mädchen! ihr achtet den Sänger nicht länger,
Als er euch singt, und nur Schmeichler vergesset ihr nicht.

Warte! wir rächen uns einst! und singen willkommenen Freiern
Eine Warnung in's Ohr, welche sie alle verscheucht,

v. Göckingk.

Entschuldigung.

Du schmälest, Dorilis! weil ich dich schön genannt,
So schmäle nur, mein Zorn wird nicht entbrannt;
Wer mit dir spassen kann,
Nimmt Spaſs auch an.

I. v. Boguslavski.

An meine Gönner.

Zu lange schon, groſsgünst'ge Mäcenaten,
Habt ihr mit Hoffnung mich genährt;
Kein eitler Trost! — zeigt eure Gunst durch Thaten,
Mein Erbtheil ist verzehrt.

Was frommt es euch, durch Hoffnung uns zu körnen,
Wird der Klienten dürft'ge Schaar
Nicht all zu früh durch eig'nen Schaden lernen,
Das alles Lüge war?

Sagt's lieber gleich, daſs uns kein Eifer nützet,
Und kein von Ruhm entflammter Geist,
Und daſs, wer erst Ein glänzend Amt besitzet,
Zehn neue an sich reiſst.

Sagt's lieber gleich, daſs, wer an Kutschenschlägen
Die Groſsen in den Wagen hebt,
Nur der geht kühn dem stolzen Ziel entgegen,
Nachdem wir lang gestrebt.

Sagt's lieber gleich, daſs wir kein Glück zu hoffen,
Steht uns nicht noch um Mitternacht
Das Schlafgemach der ſeilen Lais offen,
Bei der ein Louvois wacht,

Ich kann mich nicht vor Kammerdiene schmiegen,
Nicht Hunden schmeicheln und Lakai'n,
Und Zofen nicht mit faden Stutzerlügen,
Entehrend, Weihrauch streun.

Ich kann nicht kriechen, kuppeln u bestechen,
Mein Reichthum ist gerader Sinn;
Nehmt Gönner, nehmt die glänzenden Ve sprechen
Nur alle wieder hin.

Ihr seht es selbst, mir fehlen alle Gaben
Gold, schöne Schwestern, theurer Wein;
Doch wiſst, durch euch sein Glück gegründet haben,
Heiſst: doppelt elend seyn!

A — r.

An
Angelike Romberg;
als sie gesungen hatte.

Angelike, mit welchem Wonnebeben
Durchsäuselte dein tiefgefühlter Ton
Der Seele Saiten mir! Ich wähnte schon
Melodisch über Erd' und Welt zu schweben;
Welch ungewohntes, nie gelebtes Leben
Lieh deiner Kehle zaubervoller Ton
Dem leicht emporgetragnen Erdensohn,
Und Flügelkraft, noch höher sich zu heben.
Du schwiegst: — da tönte flüsternd fern
und nah
Der Engel Harfenklang! Angelika!

„Angelika, so sangen ihre Lieder,“
O kehre noch zur Erde nicht hernieder;
Und laut antwortend scholl's: Angelika!
Aus allen Tiefen meines Herzens wieder.

G. J. F. Nöldeke.

Der Strom.

Schwach und mühevoll schleicht der Bach den Pfad des Entstehens,
Kraftvoll rauschet der Strom hin zu den Fluten des Meers. —
Schwach und mühevoll kämpft der Mensch den Pfad des Entstehens;
Dreimal seeliger Strom! glücklicher endet dein Lauf. —

Emil von H — f.

Bei Gelegenheit eines Konzerts

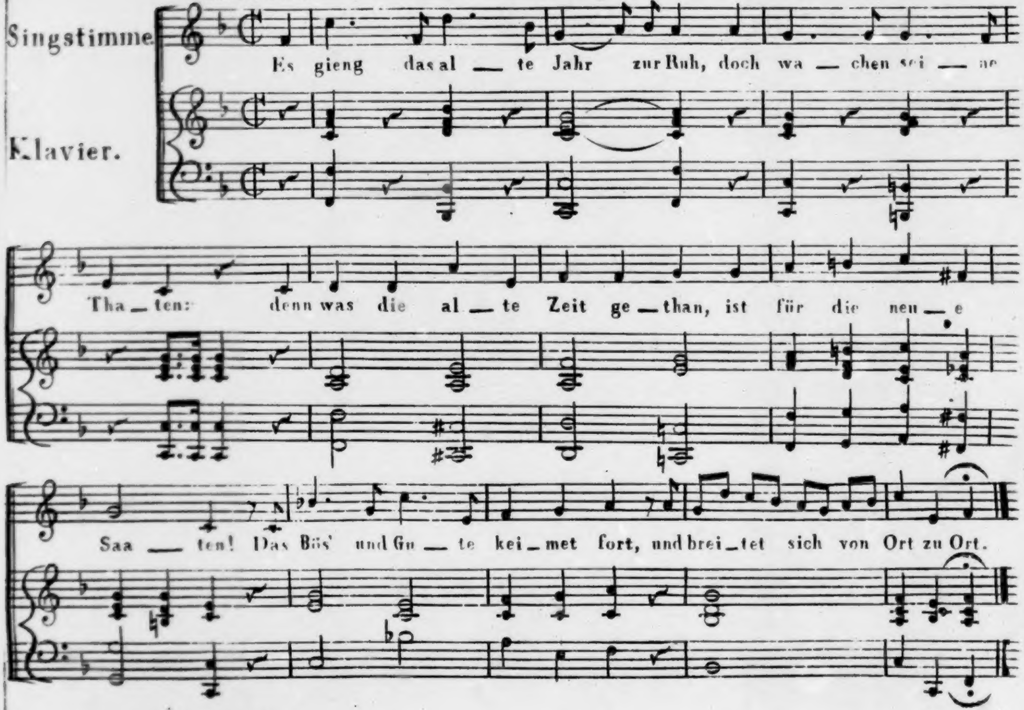
zum Besten der Armen.

O Kunst! Du scheinst für Wohlthun zu erwarmen:
Der Dürft'ge segnet dich! du weihst
Talent und Fleiſs dem menschlichsten Erbarmen,
Doch jener Sänger — wenn das singen heiſst,
So singt er, warlich, einzig für die Armen
An Geist.

Herklots.

Bundeslied zum Neujahr.

Gürrlich.


Andante.
Singstimme
Klavier.
Es gieng das al _ te Jahr zur Ruh, doch wa _ chen sei _ ne
Tha _ ten: denn was die al _ te Zeit ge _ than, ist für die neu _ e
Saa _ ten! Das Bös' und Gu _ te kei _ met fort, und brei _ tet sich von Ort zu Ort.

B

Es
Doc
Denn
Ist fü
Das
Und

D
Zu Sc
Das L
Von

undeslied

zu Neujahr.

ging das alte Jahr zur Ruh,
h wachen seine Thaten;
n was die alte Zeit gethan,
ür die neue — Saaten!
Bös' und Gute keimet fort,
breitet sich von Ort zu Ort. —

Das Leben, was gebohren ward
chmerzen oder Freuden,
Leben, das mit Angst und Weh
Angst und Weh muſst' scheiden,

O

Es bleibt ein Saamkorn, ausgestreut
Zum Wachsen für die Ewigkeit!

Ein Lügenwort und schlechte That
Sind nicht sofort gestorben;
O durch ein längst vergiftet Herz
Wird später Eins verdorben,
Die Zeit beschlieſset nur die Zeit;
Was drinnen lebt, sich selbst erneut! —

Doch auch ein Strahl von guter Lehr',
Ein Funke reiner Liebe,
Sie leuchten und sie wärmen noch,
In Zeiten kalt und trübe!
Das Gute wird nie ausgethan,
Und fängt sich immer muth'ger an! —

Ja, muthiger und tapfrer stets
Muſs Gutes sich erneuen,

Soll es, mit Bösem kämpfend, einst
Ein mächt'ger Sieg erfreuen:
Dann kömmt ein Leben sonder Zeit,
Worin das Gut' allein gedeiht, —

Zu dieser Selbsternenung gebt
Gelobend euch die Hände!
Für unsres Bundes Geist und Kraft
Ist auch der Tod kein Ende!
Ist Kampf nun siegend ausgethan,
Dann heben Friedensthaten an!

— ch —

Medon.

„Nein, o Diagoras, nein! so fest du, Glieder
an Glieder,
Deine Kette geknüpft,
So gewaltig deine Beredsamkeit jeglichen
meiner
Gründ' entwaffnet und schwächt;
Du besiegest mich nie; mein inneres Auge
verschleuſst sich
Wider ein trauriges Licht,
Das nur blendet und schmerzt, wohlthätig
nie Wärme verbreitet,
Irre den Wanderer führt. —
O Natur, Natur, wie bist du so plötzlich
verwandelt!

Kalt, verwüstet, entseelt,
Stehst du dem Blicke nun da: der Geist durch welchen du lebtest,
Der den Betrachter entzückt,
Jener erhabene Geist der Tugend, Vollkommenheit, Liebe,
Welcher am Feste der Nacht,
Durch die Sterne wandelnd, mich Feiernden zu sich emporhob,
Welcher im heiligen Lenz,
Wenn ich in tausend Gestalten ihn sah, in unzahlichen Stimmen
Seine Rede vernahm,
Leben und Wonne verbreitend, mit Gluth und Leben und Wonne
Meine Seele durchdrang,
Und mit Ahnungen mich, und hohen Verheiſsungen füllte,
Dieser, o tödtlicher Schmerz!
Dieser ist nicht, die Tugend ist Wahn, Erkenntniſs unmöglich. —
Trauert ihr Edleren, weint

Mitbetrachter der Welt, Anbeter der Gottheit! wir träumten, —
Bühne der Wunder, Natur!
Land voll Entzückungen sonst, nun eine traurige Wüste!
So verheeret der Frost
Nimmer die herbstliche Flur, wie dir die Zweifelbegierde
Leben und Blühten entführt!“

So sprach Medon zum weisen Diagoras, welcher ihn lehrte;
Nur der menschliche Witz
Habe zum Flusse der Dinge sich Quell und Folgen erdichtet,
Kein anordnender Geist
Reihe Zwecke zum Zweck; der Schöpfer sey selber Geschöpf nur
Einer verirrten Vernunft. —
So sprach Medon, entriſs sich, und schritt betrachtend und einsam,

Nach Miletus zurück,
Dort die gereiften Kräfte dem Vaterlande zu widmen,
Als er, in sich gesenkt,
Einen geschlängelten Pfad durch öde Gebüsche verfolgte,
Fiel ein Panther ihn an:
Medon kämpfte vergebens, der stärkere Räuber zerriſs ihn.
Und so hatte hier schnell
Ein bewunderter Jüngling, in seiner Vollkommenheit Blühte,
Ausgerüstet mit Licht,
Ueber ein finsteres Land den Morgen der Weisheit zu bringen,
Völker zu wecken vom Schlaf,
Er, so lehrten die Weisen, er hatt' im Wanste des Raubthiers
Seine Bestimmung vollbracht.

K. v. Boguslavski.

Die
Lüftchen des Frühlings.

Voll Knospen und Blüthen
Bewegen die Aeste
Sich schwankend im Spiele
Der lieblichen Weste.
Es säuseln, es schlagen
Wie Flügel die Lüſte
Und bringen von Blüthen
Mir himmlische Düſte;
Umgaukeln mich selig
Und kosen und scherzen,
Und wehen mir heimlich
Die Liebe zum Herzen.

Ihr Lüftchen des Frühlings,
Wer lieh euch die Schwingen?
Wer lehrt euch die süſsen
Gefühle zu bringen?

Ich sprach es; sie girrten
Mit Taubengekose:
„Ob knospe die Rose,
„Ob blühen die Mirten —
„Das forschen wir Täubchen
„Der süſsen Dione;
„Bald nahet die Holde
„Mit Eros dem Sohne.“

G. A. H. Gramberg.

Ueber
Lisettens Busenkreuz.

(Nach dem Französischen.)

Gern, Geliebte, will ich dir
Meiner Liebe Opfer bringen;
Doch dein Busenkreuz zu singen,
Dies nur fordre nicht von mir!
In dem Zauber deiner Reize
Seh' ich nicht nach deinem Kreuze,
Nur der Altar, den es schmückt,
Hat mich zum Gesang entzückt.

Dieses Kreuz voll Wunderkraft
Dem, als ihrer Andacht Zeugen,
Sich der Erde Völker neigen,
Das aus Heiden Christen schafft;
Macht — (ich fühl es mit Entsetzen!)
Mich zum Heiden, dich zum Götzen,
Dem in süſser Trunkenheit
Sich mein Herz zum Priester weiht.

Seh' ich dieses goldne Kreuz,
Wie beseelt in sanftem Beben,
Auf dem weiſsen Busen schweben!
O verzeih' es deinem Reiz,
Meiner Andacht Gluth wird schwächer!
In der Mitte zweier Schächer
Seh' ich dann den Herrn der Welt
Voller Frevel hingestellt.

Sprich, durch welche Zaubermacht
Hast du mich der Welt entrücket?

Deinem Ruf, der mich entzücket,
Folgt' ich in des Todes Nacht.
Spricht mich nur dein Herz nicht schuldig,
O so ging, ich selbst geduldig
Durch der Hölle Schwefeldunst
Um die kleinste deiner Gunst.

In der Fülle dieser Lust
Acht' ich nicht der glüh'nden Flammen,
Fühle, wer mich will verdammen,
Erst in seine eigne Brust!
Oder ist es ein Verbrechen,
Von der Liebe Macht zu sprechen,
Frevelt der des Schöpfers Werth
Der sein Meisterstück verehrt?

Mag der Andacht strenger Blick
Immer strafend auf mich deuten:
Könt' ich nur mich ganz verbreiten
Ueber dieses Meisterstück,

Ewig lieb' ich es, Lisette,
Und vergönntest du's, ich wette,
O ich fände dort gewiſs
Noch den Weg in's Paradies.

Y.

Der Sammler.

May sammelt, als ein rüst'ger Schmierer,
Was er für schön und witzig hält,
Denn jede Sammlung bringt ihm Geld.
Was ist er nun der Lesewelt? —
Des Witzes Lumpenführer!

Herklots.

Sonst und Jetzt.

An Selmar.

Sonst weckte freundlich mich aus sanſtem
Schlummer
Dein süſser Kuſs, zwar nur im Traum geküſst,
Und frei von jedem Seelenkummer
Ward jeder junge Tag begrüſst.
Jetzt, Selmar, flieht der Gott, den Mohn
umkränzet,
Das Lager, wo mein Auge schlaflos weint,
Bis mir Aurora's Purpur glänzet,
Und Phöbus wieder scheint.

Sonst schlug mein Herz vom seligsten Entzücken,
Bei jedem Brief, der Treue Unterpfand;
Und ach! mit wonnetrunken Blicken
Küſst' ich die Züge deiner Hand;
Jetzt beb' ich angstvoll, wenn, nach langem Sehnen,
Ein kurzes Briefchen meine Sorge stillt;
Und zitternd brech' ich unter Thränen
Der Treue sprechend Bild *).

Sonst, Selmar, wenn ein Gott dich zu mir brachte,
Las ich in deinem seelenvollen Blick
Dein Herz, daſs mich so seelig machte,
Und in ihm meines Daseyns Glück. —

---

*) Das Petschaft stellte ein Hündchen, las Symbol der Treue, vor.

Jetzt sieht dein Auge kalt und unbefangen
Den bittern Kampf, den unbesiegten Schmerz,
Die Thräne rollt von meinen Wangen,
Und rühret nicht dein Herz.

Sonst sank ich dir, mein zweites beſſ'res Leben!
In deinen Arm, an deine treue Brust;
Ich fühlte deines Herzens Beben,
O Gott, mit namenloser Lust. —
Jetzt seh' ich dich, — ist's möglich, es zu tragen! —
Dem Felsen gleich, erkaltet neben mir,
Dich rühren nicht mehr Selma's Klagen,
Gefühllos zürnst du ihr.

Sonst fühlten wir, bei tausend Feuerküssen,
Das höchste Glück, für diese Welt zu groſs!
Dürft' ich in meinen Arm dich schlieſsen,

Dann pries ich göttergleich mein Loos!
Jetzt drück' ich dir, ach! übermannt von Schmerzen,
Nur leis' und schüchtern die geliebte Hand,
Kein Gegendruck giebt Trost dem Herzen,
Das Alles in dir fand.

Sonst, — Nein ich will, ich muſs mich dir entziehen
Erinnerung, die grausam mich durchdringt!
Ach! könnt' ich vor mir selbst entfliehen,
Hin, wo mir ew'ge Ruhe winkt.
Dann eilt ich jetzt auf leichter Winde Flügel
O Selmar, voll von meiner Liebe Pein,
Hin auf Leukàden's Felsenhügel,
Dem Tode mich zu weihn.

Susanne von **Bandemer**,
geb. v. **Franklin**.

Abschiedsgesang,

an einen philosophischen Freund.

(Nach der Melodie: des Jahres letzte Stunde, in den Schulzischen Volksliedern.)

Die Monden sind verronnen,
Die letzte Stund' ertönt;
Noch hat versunk'ne Sonnen
Kein Schmerz zurückgesehnt.
Drum weint nicht, Freunde! wehre
Auch du, o Freund, der Zähre!
Bald den Geliebten nah, bald fern,
Führt Jeglichen sein eig'ner Stern.

Dich hatten wir erkohren,
Uns gab sich hin dein Herz;
Und ew'ge Treu' geschworen
Zu Freuden und zu Schmerz,
Laſst uns den Schwur erneuen:
Wir bleiben treu dem Treuen!
Ob das Geschick ihn fernhin reiſst,
Doch stets umschwebet ihn unser Geist.

In väterliche Fluren
Kehrst, Edler, du zurück,
Wo deiner Kindheit Spuren
Noch kennt der nasse Blick;
Du findest Eltern, Brüder,
Und alte Freunde wieder:
Wenn neue Liebe dich umflicht,
O dann vergiſs der Fernen nicht

Wir gehen dunkle Bahnen,
Kaum glänzt ein Sonnenblick,

Wir hoffen, wünschen, ahnen,
Und finden spät das Glück,
Mit Adlersflug zur Sonne
Steigt deines Herzens Wonne,
Weilt nicht am dunkeln Erdenstaub,
Der Zeiten und der Menschen Raub.

Weisheit, des Herzens Adel,
Den nur die Gottheit schenkt,
Ein Weg, stets ohne Tadel
Zum hohen Ziel gelenkt,
Nicht eitlen Scheins Gepränge
Entreiſsen dich der Menge!
Ob rings der Weltbau kracht und bricht,
Du bebest und erwankest nicht.

Nähr', Edler, diese Stärke,
Die auſser sich nichts sucht!
Der Menschen schönste Werke
Sind solcher Blüthen Frucht.

Einst unbewölkt und labend
Ist deines Tages Abend,
Und furchtlos tritst du wohlbekannt
Dann in das beſsre Vaterland.

F. H. Bothe.

Der neue Orpheus.

Auf Orpheus Leier horchten stumm die Thiere,
Gerührt durch seiner Saiten Harmonie;
Du weiſst die Kunst, wie man sie stärker rühre,
Zu deiner Flöte heulen sie.

Herklots.

Ich liebe dich!

Ich liebe dich! sprach oft mein thränend Auge,
Wenn mich dein Blick im süſsen Schaun beschlich, —
Doch wagt es nie mein Mund, dir zu bekennen:
Ich lieb', ich liebe dich!

Es ist gescheh'n — nun weiſst du alles, alles,
Warum die Ruh aus meinem Herzen wich;
Dir bleibt die Wahl — Verzeihung oder Strafe;
Ich lieb', ich liebe dich!

O! zürne nicht! — schon floh der Seele Frieden,
Mein Genius beweint mit Zittern mich;
Verzeihung mir, — doch wenn du ewig zürnest,
Ich lieb', ich liebe dich!

Vielleicht erblickt dich nie dies Auge wieder,
Dem ach, um dich so manche Thrän' entschlich,
Doch fern von dir, werd ich verlassen klagen:
Ich lieb', ich liebe dich!

Ich liebe dich! — so werd' ich ewig trauren,
Und naht der Tod als Friedensbote sich,
Tönt sterbend noch von meiner blaſsen Lippe
Ein leis': ich liebe dich!

K. Müchler.

An
eine junge Freundinn.

Liebe, die an Schönheit sich entzündet,
Ist Konfect, der im Genuſse schwindet,
Und zu bald nur Ueberdruſs erweckt;
Freundschaft, die auf innern Werth sich gründet,
Und zwei Herzen voll Gefühl verbindet,
Ist gesundes Brod, das täglich schmeckt.

Jene Lieb' ist ein geschmückter Nachen,
Eine Luſtfarth auf der Spree zu machen,
Wenn im Lenz sich kaum ein Lüftchen regt;

Jene Freundschaft ist ein Schiff mit Masten,
Hält die offne See, und träget Lasten,
Steht in Donnerwettern unbewegt,
Und im Kampfe wird es, statt zu fliehen,
Auf den Feind des Bundes Feuer sprühen,
Bis der Tod herab die Flagge schlägt.

Wage du mit meinem Schiff die Reise!
Denn es machten seinen Steuermann
Jahre, Schicksal und Erfahrung weise,
Daſs er sicherer dich führen kann.
Auf dem Meer voll Klippen und voll Bänke
Scheinet dir ein läng'rer Weg bestimmt,
Daſs ich gern für dich das Steuer lenke,
Bis der Tod mir aus der Hand es nimmt,
Und nach so viel Stürmen und Gefahren
Dämmern wird Kozytus ſinstrer Strand:
O dies weiſst du. Dort, nach ein Paar Jahren,
Tret' ich sicherlich zuerst an's Land;

Lerne früh denn selbst das Meer befahren,
Dieſes Meer voll Raub und Unbestand!

v. Göckingk.

Der Kritikus.

Wenn Puff sein Köpfchen stets am Tadel übt,
Wer kann das ihm, dem Kritikus, verübeln?
Das Schlechte, das ihm Stoff zum Tadel giebt,
Hat so viel Reiz für ihn, es zu durchgrübeln,
Daſs er das Schöne nicht mehr liebt.

Herklots.

Die Schlummernde.

Ruhe sanft! — Um dich, du Engel, müssen
Himmelspalmen Kühlung weh'n,
Blumen dir am Quell des Lebens sprieſsen
Und dein Schutzgeist vor dir stehn! —

Leichte Träume lieblich dich umweben,
Ach! und deines fernen Dichters Bild
Dich, in ungewohnter Näh' umschweben,
In der Dämmrung Nebel eingehüllt. —

Daſs nicht ahnend seiner tausend Mängel,
Du, o Himmlische, so hold ihm lachst,

Und ihn dadurch seliger, als Engel,
Hochbeglückter ihn als Götter machst! —

Schlumm're lange so! — doch eitles Hoffen! —
Ach! — der süſse Wahn flieht schnell dahin! —
Denn schon seh' ich deine Augen offen,
Meinen Himmel! und die Täuschung fliehn! —

Nun erblickst du tausend, tausend Mängel,
Unwerth bin ich nun, daſs du mir lachst,
Und mich dadurch seliger als Engel,
Hochbeglückter mich als Götter machst! —

v. Rohr.

An Dione.

Nicht mit jenen Thoren, die vergessen
In dem Taumel roher Leidenschaft,
Daſs auch unter traurenden Zypressen
Sich die Wollust ihren Tempel schaft,
Kehr' ich jetzt mit freigeword'nem Herzen
Heim zu deinen Hallen, Paphia,
Wo ich oft verliebte Weste scherzen,
Oft sich deine Täubchen schnäbeln sah.

Fern vom wilden Taumel roher Scythen,
Will ich itzt in deinem heil'gen Hain
Meines jungen Lebens schönste Blüthen
Deinem Dienst und deinen Freuden weihn.

Ja, geleitet von den holden Musen,
Von der Charitinnen Hand geführt,
Sink' ich schmachtend itzt an deinen Busen,
Den des Lenzes schönste Rose ziert.

Alles, alles huldigt dir, Dione,
Und auf deinen schimmernden Altar
Bringt der Weltbeherrscher seine Krone,
Bringt der Hirte seinen Kranz dir dar;
Und du blickst mit süſsem Wohlgefallen
Auf den Thron herab und auf die Flur,
Du nur bist Gebieterinn von allen,
Dir gehorcht die schweigende Natur.

Du belohnst durch Lächeln oder Zähren,
Bist durch dich und deine Wonnen reich,
Und an deinen glänzenden Altären
Wird der todten Weisheit Schimmer bleich;
Dir nur weih' ist itzt mein Blüthenleben,
Du machst selig, selig durch Genuſs,

Und auch selig, wann mit leisem Beben
Schmachtend dieses Herz entbehren muſs.

Was ist Weisheit? kalt sich zu verschlieſsen,
Bis die Zeit des Lebens Quelle trübt,
Oder alles, alles zu genieſsen,
Was uns deine Zauberrechte giebt?
Keine Weisheit soll dies Glück mir rauben,
Deiner Fakel milder Dämmerschein,
Deine Nachtigallen, deine Lauben,
Laden nicht zu finsterm Gürbeln ein.

Ja, ich will mit deinen schönsten Mirten,
Die Aurorens heil'ge Thräne näſst,
Meine jugendliche Stirn umgürten,
Und mein Leben sey ein Rosenfest;
Deine Kränze sollen all' mir blühen,
Und in deinem schattenreichen Hain,

Unter Nachtigallenmelodieen
Will ich täglich dir Gesänge weihn.

Gleich dem buntbemalten Schmetterlinge,
Der wie Luft durch lichte Auen weht,
Eil' ich schon mit losgebund'ner Schwinge
Gaukelnd hin zu jedem Blumenbeet;
Gleich dem heitern jugendlichen Weste,
Flattr' ich schon um jedes Busenband,
Raube Küsse, feire Mirtenfeste,
Bis hinunter zu des Lethe Strand.

K. Müchler.

Der Greis
an seinem Feste.

Den 2ten Aprill, 1789.

Die Schiffer mit den grauen Haaren,
Die ganz das Lebensmeer umfahren,
Die rufen heut' dir jauchzend zu:
„Wilkommen, theurer Bruder, du!
„Uns schimmert deine Silberlocke
„Wie Beroas gesternte Flocke;
„Wie schön schmückt dich des Alters Glanz!
„Mehr, als der Jugend Rosenkranz;
„Erfahrung thront auf deiner Scheitel
„Doch schiltst du nicht hier alles: „eitel!“

„Dein Auge, wie dein Lächeln, spricht;
„Des Denkers Freuden altern nicht.
„O, sey mit Freuden uns willkommen!
„In unsern Reihen aufgenommen!
„Nicht sicher vor des Phöbus Pfeil:
„O, Bruder! sag' uns doch in Eil,
„Eh' wir dem Todtenfluſs uns nahn;
„Wie war's auf deiner Lebensbahn?“

Drauf wird dein Herz sich so ergieſsen,
Und so in Worten überflieſsen:
Ich sah, was wenig Augen sehn:
Den Schöpfer auf den Welten gehn;
In seinen groſsen Tagewerken
Lernt' ich auf seine Allmacht merken;
In allem, was sein Odem schuf
Empfand ich seiner Liebe Ruf;
Im Wiesen- wie im Sternenkleide
Umgürtete mich Lebensfreude.
Ich las im Buche der Natur
Drang in das Innre ihrer Spur,

Im Mooſse fand ich sie so weise
Wie in des Ozeanes Gleise;
Ich forschte, sah das Weltsystem
So ungeheu'r und angenehm!
Aus tiefer Nacht verfloſsner Zeiten
Sucht' ich ein Licht mir herzuleiten:
Vom Nilstrom bis zum Wolgastrand
Blieb mir kein Weiser unbekannt.
So lernt' ich denken, und dem Leben
Des Daseyns wahre Würde geben,
So lernt' ich leben, frei, und froh!
Und lehrt' es meinen Brüdern so —
Ich sah die Sterne der Geschichte
Verdrängt von Friedrichs Sonnenlichte;
Jahrtausende, die ewig blühn,
Sah ich, die Weisheit auferziehn:
Homer empfing sie in der Wiege,
Groſs sah ich sie in Friedrichs Kriege;
Sah einen König!!
und nichts mehr
Dünkt auf der Welt mir groſs und hehr!

Und liebten mich nicht meine Treuen,'
Dann könnt' ich hier nicht mehr mich freuen.

O, rufet hier Ein Jünglingschor,
Noch viel verschwiegst du unserm Ohr.
Wer war es, dessen Leierspielen
Zuerst die Teutschen lehrte fühlen?
Wer führte an den Dichterreihn?
Und lehrte: weise fröhlich seyn?
Du warst es! Durch ein leuchtend Leben
Halfst du dein Sekulum erheben;
Wo die Vernunft die Fackel schwang
Da gabst du Funken durch Gesang.
Du hobst aus rasendem Getümmel
Der Helden Ehre bis zum Himmel;
Und wo nur eine Tugend war
Da schlangst du Rosen um ihr Haar —
Heil dir! Heil ewig deinem Leben!
Es giebt uns Flügel nachzustreben!
Nun fehlt dir nichts mehr unterm Mond,
Als: daſs dich Atropos verschont,

Bis du die Könige der Erden
Siehst weise, so, wie Friedrich, werden.

A. L. Karschin.

An einen Podagristen.

Freund, schäme nie dich deines Podagra's;
Käm' es auch, wie man sagt, vom vielen Trinken!
Sey stolz darauf, wie Jupiter zu hinken,
Dem Bacchus in der Hüfte saſs.

Herklots.

Lied.

(Nach der Melodie: le Salpetre republicain.)

Fort mit den Grillen, Vater Gram!
Kränze mit Efeu dir die Stirne!
Fasse das Glas, das ein Schalk dir nahm!
Fasse die braungelockte Dirne!
Frommt es denn Wem, der, scheu und bang,
Nimmer lacht und sein Lebelang
Immer durch Dornen hin sich schächert?
Dem wird der Weg zum Styx nicht lang,
Der unterwegs, der unterwegs ſein küſst und bechert.

Vater Noah, des Wassers satt,
Hat uns dafür den Wein gepflanzet,
Nimmer, soviel wir wissen, hat
Noah mit Büchern sich umschanzet.
Folget dem Patriarchen nach,
Brüder und Schwestern! Weh und Ach
Töne nicht hier im trautem Kreise!
Trinkend und küssend und klingend gemach,
Bleiben wir stets, bleiben wir stets,
im rechten Gleise.

Steigen die Stern' und sinken sie!
Lieben, was könnte das uns kümmern?
Leider: sie küssen und trinken nie;
Nützet da wohl das eitle Schimmern?
Aber im Chor mit Himmelschall
Schwingen sich freundlich allzumal,
Uns zum Exempel, die Gestirne.
Oeffnet auch ihr den groſsen Ball!
Fleug in die Reih'n, fleug in die Reih'n,
o Knab' und Dirne;

Die Jünglinge und Mädchen, bei Wiederhohlung des Refrains.

Seht! wir eröffnen schon den Ball;
Flink in die Reih'n, flink in die Reih'n
ist Knab' und Dirne.

Sehet! der Greis dort winket uns;
Sehet Mamachen lobt die Tochter.
Glaubt mir: Papa war nie ein Duns,
Hüpfen und singen und scherzen mocht' er.
Nun, da das Haar ihm silbern wallt,
Freut er des Anblicks sich und lallt
Leis' in den Ton der lauten Freude,
„Kind!“ sagt er, und der Becher schallt,
„Tanzten nicht einst, tanzten nicht einst,
auch wir so beide?“

Die Väter, anstoſsend mit den Müttern;

„Kind!“ sagt er, und der Becher schallt,
„Tanzten nicht einst, tanzten nicht einst,
auch wir so beide?“

Jüngling' und Mädchen, Mutter und Greis
Eint Ein Band der Freud' und Liebe.
Redliche Lust ist der Gottheit Preis,
Haſs nur und Neid blicken stets trübe.
Klinget der Lieb', und der Freundschaft klingt,
Und mit Gejauchz' und Klang besingt
Ihn, der hervorging aus der Archen!
Wenn ihr ſein küſst und singt und trinkt,
Lebet ihr traun! lebet ihr traun!
wie Patriarchen!

Gesammtes Chor.

Ja, wer ſein küſst und singt und trinkt,
Lebet fürwahr! lebet fürwahr!
wie Patriarchen!

F. H. Bothe.

An * * * *.

(Als sie die Hoffnung als Täuscherinn anklagte.)

Von der Hoffnung willst du scheiden
Weil sie dich zu sehr betrog!
Machte sie dir nichts als Leiden,
War es sie, die dich belog?

Schwebtest du nicht in Gefilden
Einer bessern Welt umher,
Diese wolltest du dir bilden,
Würklichkeit war dir zu leer?

Schufst du dir nicht Ideale
Einer ew'gen Wonnezeit?
Trankst aus dieser Zauberschale
Kurze Freude, langes Leid?

Deines leichten Nackens Schwanken
Löscht der Hoffnung Fackel aus,
Willst du nie mit ihr dich zanken,
Wag' auf's Meer dich nicht hinaus.

Warum hoff'st du von dem Ruhme
Einen immer grünem Zweig?
Handle gut, — des Lebens Blume
Duftet und verwelkt zugleich.

In der Liebe Seligkeiten
Hoffe deinen Himmel nie!
Gut' und böse Stunden streiten,
Stören ihre Harmonie.

An der Freundschaft edlen Busen
Ist ein schöner Ruhestand,
Und die sanftbescheidnen Musen
Bilden Herz dir und Verstand.

Sprechen: „Freuden sind geliehen
„Für den kurzen Augenblick,
„Wisse, daſs sie schnell entfliehen,
„Weisheit bleibe dir zurück.“ —

Eine Hoffnung wird nie trügen,
Sie ist weiser Tugend Lohn,
Ueber Leidenschaften siegen,
Führt uns hier zum Himmel schon.

Elisa.

Abendlied.

Der Abend macht nun Frieden
Mit Kummer, Sorg' und Noth:
Fern winkt den Lebensmüden
Der Sonne letztes Roth.
Das Weltgeräusch entschwindet
Mit jenem Purpurglanz,
Und milde Ruhe windet
Mir ihren Palmenkranz.

Dein Balsam, traute Stunde!
Ist nur dem Gram bekannt,
Du heilest manche Wunde
Mit liebevoller Hand;

Was Welt und Mensch verletzen
Ereilt dein ernster Blick,
Und führt es den Gesetzen,
Es der Natur zurück.

Drum biet' ich deiner Leitung
Die Hand mit Zuversicht,
Und harre jeder Deutung,
Die deine Weisheit spricht,
Und harre jedes Strales
Der auf die todte Welt,
Der auf die Nacht des Thales
So sanft hernieder fallt.

Hoch von der Himmelssphäre
Ruft jeder Stern herab:
Du weinest keine Zähre
Auf dieses weite Grab,
Die nicht mit ew'gen Zügen
Das Buch des Schicksals zählt;

Lohn schafft dir und Vergnügen,
Was jetzt dein Innres quält.

Des Baches leichte Welle,
Die am Gestade sinkt,
Des Mondes Silberhelle,
Die sanft hernieder blinckt,
Des Heimchens leises Schwirren
Vom blumenreichen Rain,
Der Turteltauben Girren
In dem Platanenhain,

Sie alle, sie bekunden
Uns den erhabnen Trost;
Es giebt noch frohe Stunden,
Die nicht das Grab bemoost,
Und wenn dies Herz erkaltet,
Bricht nur der Geist sein Joch,
Denn über Gräber waltet
Der Gott der Liebe noch! —

Friedrich Cramer.

Grabschrift
auf Sophronia.

Hier ruht die Liebliche, hier ruht Sophronia,
Wer unter Kindern sie, sie unter Freunden sah,
Der wünscht', ihr Kind, ihr Freund zu seyn.
Zart war ihr Herz, von Lieb' und Wehmuth war's erweicht.
O du, du ihm geweihter Stein!
Bedeck' es leicht!

Klamer Schmidt.

Auf

Preuſsens Antonin.

1801.

—vv—vv—vv—v
— —
v v
—vv—vv—vv—
— —
v v
—v—v—v—v
—vv—vv—
—
v

Als, mit Geschossen bewaffnet, Obaddon
arao strafte; da zürnte sein Pfeil
on Cyrenes hoher Grenze,
s zum sabäischen Golf,

R

Würgte von Libyas fernen Gebirgen,
Bis zu der sieben Mündungen Strand,
Schäferhütten und Palläste
Weinten und riefen zu Gott,

Nur in Ramses erkohrnem Gefilde
Schonte sein Stahl des gesegneten Volks,
Da verstummten keine Lieder
Vor dem Geheule der Angst.

Also liegt auch der Seraph der Rache
Jetzt, in gethürmtem Gewittergewölk,
Ausgebreitet auf Europa,
Schrecklich mit Blitzen bewehrt.

Donner rollen in schmetternde Donner,
Tempel und Burgen liegen zerstört,
Meer und Erde zagt und jammert,
Blut ergeust sich in Blut.

Doch auf Germanias glücklichem Norden
Ruhet ein Aether, heiter und blau,
Sanft entwölkt von jenem Schutzgeist,
Den uns Jehovah gesandt.

Hier zerreiſst die mavortische Tuba
Keine Gewerbe des emsigen Volks,
Keines Landmanns frohe Reigen,
Bei des Erworb'nen Genuſs,

„Heil dir, Heil! Erhalter der Völker!“
Jauchzen, o Wilhelm! die Lande dir zu,
„Sicher ist die Ruh des Löwen,
„Wohl dem, welchen er schützt!“

„König! der früh schon vom Rathe des Herzens
„Stolz und laute Begierden verbannt,
„Desto leiser zu vernehmen
„Jegliche Warnung der Pflicht;“

„Der du selber als Muster vorangehst,
„Glorreich führst du dein strebendes Volk
„Von der Stufe hoher Bildung
„Einer Erhabneren zu!“

„Siehe! der Ruhm nach dem du nicht jagtest,
„Folgt dir nun desto williger selbst;
„Klio gräbt in ihren Marmor
„Diese Worte mit Gold:“

„Klein ist die Schaar thronwürdiger Fürsten,
„Aber der König stehet allein,
„Der nie fragte; Aernt' ich Ehre?
„Immer nur: Handl' ich gerecht?“

K. v. Boguslavski.

An Sie.

Beim Untergange der Sonne.

Deiner denket mein Herz, da in das brennende
Meer Apollo sich senkt und die erröthende
Wolke Thränen des Scheidens
In die Blumen der Fluren verbirgt.

Auch du bargest ja einst in das Vergiſsmeinnicht
Thränen des bangen Geschicks, die von der rosigen

Wange rannen zum Strauſse
Der an dem wallenden Busen dir lag.

Ha! du flohest hinweg! Möge ein Zephyr schnell
Dir verkünden das Lied, welches dein Sänger hier
Nur dem fliehenden Gotte,
Dem Geliebten der Thetis vertraut.

Friedrich Cramer.

Joseph in Egypten.

Vierter Gesang.

Benjamins Auge belebte sich sanft, da öffneten Fluren,
Von grauen Hainen umschlossen und von silbernen Bächen,
Sich ihm in aller Schönheit des erwachenden Morgens.
O wie war der Morgen so schön im ruhigen Thale!
Lieblich war seine Kühlung, seine Düfte entflossen
Von den Zweigen der Palme, von der balsamischen Staude

Im farbenspielenden Thau. Einzeln zerstreuet im Thale
Lagen die Hütten von Rimon, und schützten ihrer Bewohner
Glückliche Ruhe. — Die Zweige der Silberpappeln des Ahorns
Vereinten ihr zartes Grün zum leichten Schatten der Hütten.
Fernher tönten Hirtengesänge, ländliche Flöten,
Und Stimmen der weidenden Heerden. Wenn je zu Erdengefilden
Aus den Thälern des Lichts ein goldnes Jahrhundert entschwebte,
So wohnt es im Thale von Rimon, in diesen geheilichten Schatten,
So wallte sein rosiger Fuſs auf diesen Gefilden des Friedens. —
Benjamins Blick erhob sich zu einer der ruhigen Hütten,
In welcher sich Rosen und Geisblatt vereinten zu freundlichen Lauben;

Ihre Düfte wehten fernher dem Jüngling
Erquickung.
Da sah er eine Gestalt wie sie Unsterbliche
wählten,
Wenn sie vom Throne des Ewigen kamen,
einst unter den Kindern
Der Erde zu wandeln. Sie trat aus einer
blühenden Laube.
Ihr Auge war Abglanz des Himmels, ihre
rosige Wange
Glich der Lilie, sanft geröthet vom Purpur
des Abends.
Wie Aehren wallen im West, wie ein lieb-
licher Regen
Von goldnen Abendgewölken stralend herab-
flieſst, so wallten
Ihr geringelte Locken über die Schultern.
So stand sie
In der reitzenden Blühte der Tage, in wel-
chen nicht längst sich
Von der lächelnden Kindheit schied die ro-
sige Jugend.

Friede der Unschuld sprach ihr vom Antlitz, die zarteste Sanftmuth
Vereint mit heiliger Tugend stiller veredelnder Würde.
Jetzt erhob sie ihre Auge zur stralenbekränzten Sonne
Und in ein lautes Gebet ergoſs sich ihre Empfindung.
„Groſses Wesen,“ so sprach sie: „auf's neue schenkst du Erwachen
„Eines freundlichen Tages unsern geliebten Gefilden!
„Sey mir gegrüſst — die du wandelst im unsterblichen Glanze,
„Allbeseelende Sonne! Ach, kann meine bebende Lippe
„Mit keinem Namen dich nennen, welcher dich würdiger nennte,
„Als Sonne nur, als das groſse Gestirn des leuchtenden Tages?
„Selig ist meine Empfindung, wenn ich dich sehe erwachen

„Im heiligen Glanz der Frühe; wenn die Abendgefilde
„Deines scheidenden Lichts milde Strahlen empfangen,
„Und sich öffnen vor ihm, wie Rosen sich öffnen dem Lenze.
„Dann bist du es, o Sonne, die mit erhabner Empfindung,
„Meine Seele erfüllt durch ihren göttlichen Anblick,
„Und doch kann ich dich nennen, Quell des belebenden Lichtes!
„Aber wenn nun mein Vater mich lehret, dem Leidenden wohlthun,
„Den Ermatteten laben, mit dem Weinenden weinen,
„Mich lehrt, für jedes Wesen der Schöpfung, vom edleren Menschen
„Bis zur Blume, ein Herz voll sanfter Liebe zu haben,
„Bist du es auch dann, o Sonne, bist du die heilige Gottheit,

„Welche im Herzen Bilbais wohnet? — Wenn ich der Stimme
„Des Vaters freudig gehorche, wie die Lämmer im Thale
„Meiner Stimme gehorchen; wenn ich im Wohlthun so selig,
„Ach, so selig mich fühle, bist du das heilige Wesen,
„Zu dem ich so innige Zähren der höchsten Gefühle dann weine
„Und doch nicht nennen es kann? — O du erhabnere Gottheit,
„O du mehr noch als jene glänzende Sonne des Himmels,
„Mehr als Gestirn des Tages; Wesen im Herzen der Menschen,
„Empfange du mein Gebet! dich sieht nicht mein Auge, dich nennet
„Nicht meine bebende Lippe, doch mit den sanftesten Zähren
„Kann ich beten zu dir. Blicke mit liebendem Auge

„An diesem Tage auf mich! Laſs heut' mich wohlthun und immer,
„So oft dein Tag mich erweckt! bis der ewigen Schlummer
„Mich erwartet im Grabe, laſs mich wohlthun, o Gottheit!" —

Eine Zähre entfloſs bei diesen Worten dem Auge
es holden Mädchens. Verlohren in ihrer schönen Empfindung,
Vandelte sie und nahte den Palmen, an welchen ermattet
enjamin hinsanck. Sie sah ihn. Seine erbleichende Wange,
ein Blick schien Mitleid zu flehen. Die schöne Tochter des Thales
Vartete nicht bis sein Mund es flehen würde, sie nahte
ich eilend und sprach zu ihm mit sanfter zärtlicher Stimme:

„Jüngling, reich' mir die Hand, daſs ich zur Hütte dich führe,
„Welche du unter den Pappeln dort siehst. Mein Vater bewohnt sie,
„Ihn nennen die Hirten des Thals nur den frommen Bilbai,
„Mich nennt er seine Semida, Komm zur schattigen Hütte
„Und ruhe von deiner Ermattung! Ach, gefahrvoll und schrecklich,
„Ist dem Wanderer die Wüste! Ismaels heilige Quelle
„Rieselt zwar freundlich am Felsen, doch keine liebliche Palme
„Leiht dort Schatten dem Müden, wenn sein mühsamer Pfad sich,
„Windet durch brennenden Sand. Komm Jüngling, die Hütte Bilbais
„Ist offen dem sehnenden Pilger und leihet freundliche Schatten!“ —

Wie der silbernen Wolke Thränen nach lastenden Tagen
Die Gefilden beleben, so belebte den Jüngling
Semidens zärtlicher Trost; wie der duftende Regen
Sich in den Busen der Blumen ergieſst, so schien ihm ein neues,
Ach, ein seliger neues Daseyn vom Auge des Mädchens
In die Seele zu strömen! Leicht erhob er vom Fuſse
Der beschattenden Palme sich jetzt, doch führt ihn Semida
Sorgsam an leitender Hand; wie sie zur blumigen Aue
Ihr geliebtestes Lamm sanft zu leiten gewohnt war,
So sorgsam führte sie ihn. Er folgt ihr schweigend zur Hütte.
Vergebens sucht er zu sprechen, seine schuldlose Seele

War ganz Empfindung; es starb auf zitternden Lippen das Wort ihm
Und er seufzte zuweilen nur leise den Namen „Semida!“

v. Krosigck, geb. Krüger.

An einen schönen Knaben.

Nach Ausons 107tem Epigramme.

Ob Knabe du solltest seyn? ob Mädchen? besann die Natur sich.
So, lieblicher Knab', ist fast ein Mädchen geworden aus dir!

Klamer Schmidt.

Liebe

Liebe über den Sternen.

Treue Liebe, Fremdling auf der Erde,
Heiſsersehnend jenes beſs're Seyn,
Harret auf des Schöpfers mächt'ges Werde!
Wo sich Seelen, die hier weinten, freu'n.

Die Gefühle, die wir hier verhehlen,
Weil sie ach! so viele miſsverstehn,
Dort sind sie das Losungswort der Seelen,
Wann die Liebenden sich wiedersehn!

Nur auf and'rer Welten beſs'ren Sternen,
Wohnt die hier umsonst ersehnte Ruh;
O! — drum schläget jenen sel'gen Fernen
Heiſser jeder edle Busen zu! —

Wird so lange sehnsuchtsvoller schlagen,
Bis in jenes Lichtes Stralenhöh'n,
Aller Erdennächte Dunkel tagen,
Himmelsweste lieblich uns umweh'n! —

Dort — wo nichts die Herzen länger trennet,
Die hier Liebe für einander schuf,
Wo man sich für Ewigkeiten kennet,
Wo was hier Gefühl war, wird Beruf!

Dort erhellt sich jedes Erdendüster,
Jedes dunkle, schauerliche Graun,
Bei der sel'gen Liebe Kuſsgeflüster,
Was hier Ahnung war, wird ew'ge
Schau'n! —

v. Rohr.

An einen Freund;

bei Uebersendung eines Kaffégeräths.

Kaffé! Kaffé! das ist die Losung aller!
Der Sklaven und der Herrscher auf dem Thron,
Der Sprecher im Senat und der Abéablaller,
Die kaum der alten Wärterinn entflohn!

Kaffé! so ruft der Vater, eh' die Zeitung
Ihm Kunde giebt von einer Menschenschlacht;

Kaffé! das Töchterchen, eh' sie die Zubereitung
Zum schönern Sieg' an ihrem Putztisch macht.

Und das mit Recht; wo giebt es eine Losung,
Die süſser um ein Stündchen uns betrügt?
Dies Wunderoel benetzt den Faden trauter Kosung,
Schafft, daſs er leichter von der Spindel fliegt!

Kaffé! Kaffé durchwärmt die Lebensgeister
Zum Taggeschäft, und sey es noch so schwer.
Auch geht ein Dämon um, die Langeweile heiſst er;
Den bannt allein Kaffé, und Keiner mehr.

Ja, der Kaffé, wenn der Kaffé nicht wäre;
Weg auf einmal wär' das Elyſium
Der ſchwarzen Stund', und ach! die fun-
kelneuſte Mähre
Lief, unbeklatſcht und unbewitzelt, um!

Freund, das Signal zum Plaudern und
zum Läſtern,
Ich weiſs es wohl, iſt deine Sache nicht;
Du lebſt den Muſen, lebſt des Amors hol-
den Schweſtern,
Und haſt ein Herz, aufſchlagend jeder Pflicht.

Doch, hoff' ich, wird der Trank der
Morgenländer
Gerade nicht dein arger Erbfeind ſeyn:
Drum komm' ich demuthsvoll, (ich ſeh,
daſs im Kalender
Weihnachten iſt,) dir dies Geräth zu weihn!

Franz Maſslieben.

Liebe.

Lieb' in deinem Himmelsfeuer
Strahlt des Lebens lichtes Bild,
Wenn mit der Verschämtheit Schleier
Sehnsucht schüchtern sich verhüllt;
Fliehend sich die Seelen finden,
Heiſs von Sympathie entflammt;
Mit dem Kranz das Haar umwinden,
Der aus beſsern Zonen stammt.

Lächelnd, wie im Lenzgefilde
Ueppig reges Leben sprieſst,
Wenn des Blüthenmondes Milde
Durch die Schöpfung sich ergieſst;
Aufgeregt vom Lebenstriebe,
In Pallast und Hirtenzelt

Bildet schlaffend sich die Liebe
Eine zauberische Welt.

Mögen Haſs und Selbstsucht kriegen,
Liebe winket Frieden zu,
Ihre Allgewalt wird siegen,
Schenkt nach Stürmen sanfte Ruh
Alles Dulden, alles Wagen
Lehret sie mit Leichtigkeit;
Im Entbehren, im Entsagen
Traumet sie noch Seligkeit.

In dem stillen Kreise waltet
Liebe, gleich des Schöpfers Hand;
Bildet Herzen und entfaltet
Jedes zarten Lebensband.
Tugend sprieſst in ihrer Mitte,
Einem Garten Gottes gleich,
Und des Pilgers kleine Hütte
Ist ein irdisch Himmelreich.

Liebe heiſst die Zauberkette,
Die der Zeiten Rad umläuft,
Von der letzten Ruhestätte
In das beſsre Leben greift.
Flammend gleich des Himmels Sternen,
Rastlos, wie der Bäche Lauf,
Folget Liebe zu den Fernen
Der Unendlichkeit hinauf.

Sie! — sie hebt des Daseyns Schwingen
Ueber Erd und Grab empor,
Läſst uns Siegerkränz' erringen,
In der sel'gen Geister Chor.
Weg sind dann der Zeiten Schranken! —
Heller strahlt der Ahnung Spur;
So vertraut sie ohne Wanken
Der erhaltenden Natur!

Pl —

An Amor.

(Aus dem Spanischen des Don Estevan Manuel de Villegas.)

Amor, holdes Götterkind!
Thörigt wärest du und blind,
Hör' ich deine Feinde sagen,
Aber mich soll man nur fragen:
Der dich sieht und fühlt. Geschwind
Will ich dreist und laut es sagen:
Weder Thor bist du noch blind.

Du entflammtest ohne Schmerz
Meiner Lida zartes Herz,

Und die süſseste der Wunden
Hab' auch ich sogleich empfunden,
Deckte mich gleich Eis und Erz,
Wärst du blind, wie so verbunden
Wäre mein und Lidas Herz.

Wer da sagt, du kannst nicht sehn,
Muſs in blinder Wuth vergehn.
Wer als Thor dich kann verdammen,
Glühn von ungeweihten Flammen,
Nie empfinden, nie verstehn,
Daſs von dir die Funken stammen,
Die in unsern Herzen wehn,

Lida, Lida glüht für mich,
Holdes Götterkind durch dich!
Alle Jünglinge beneiden
Eifersüchtig meine Freuden;
Wünschend meine Wonnen sich,
Welchen Himmel schenkt uns beiden
Unser Feuerkuſs durch dich

Und durch dich ist immer neu
Unsre Liebe, stets getreu
Bleibet auch in Hymens Banden
Meine Lida; wir empfanden
Nie noch Kälte, nie noch Reu'
Und durch dich, seit wir uns fanden,
Ist ihr Herz von Stolze frei.

Dir trau' ich voll Zuversicht,
Deinem Dienst und deiner Pflicht
Sey mein ganzes Erdenleben,
Holder Amor! hingegeben,
Du bestrahlst es sanft und licht:
Stets soll dich mein Herz erheben,
Blind und thoricht bist du nicht.

Friedrich Schmit.

Erinnerung.

Sonnet.

Nur Ein Becher stand auf deinem Tische,
Nur Ein Löffel lag bei deiner Schaale,
Und du ludest freundlich mich zum Mahle,
Daſs es mich nach heiſsem Gang erfrische.

Und ich trat aus heiſsem Sonnenstrahle
In der Laube kühles Duftgemische,
Setzte mich zu deinem kleinen Tische,
Sprach: wie soll ich kosten von dem Mahle?

„Laſs uns wechseln!“ war dein muntres Wort. —
Und so ging der Löffel wie der Becher
Wechseld um, als da wir Kinder waren.

Ja Erfrischung fand die Lippe dort,
Aber ach! mein Herz ward schwül und schwächer.
Kühles Mahl, du glühest noch nach Jahren!

* n o *

An

Nathanael Fischer's Geist.

Am Vermählungstage seiner ältesten Tochter Sophie.

Wo du auch bist, in jenem Planeten, den Albions Forscher
Wenn du nicht Landsmann lieber ihn grüſsest,
Fand; (ach! deines Gesprächs vertönender lyrischer Inhalt
War damals jene neue Welt;

Oder in Schröters Gebiet, dem nächsten Nachbar der Erde,
Oder im hellen Gürtel Orions,

Welcher des Wintermonds umstarreten Abend so oft dir
Zur schönsten Mainacht zauberte;

Wo du auch bist, Nathanaels Geist, du freundlicher! heute
Blickst du, fürwahr! mit froherer Sehnsucht
Hier in den enger eingeschlossenen Kreis von Freunden herunter,
In deren Mitte bräutlich — hold

Deine Sophia dem Arm des besten Mannes sich anschmiegt,
Voll der gefühlten Tugend, die du sie
Lehrtest, voll der Liebe, die eine der Tugenden auch ist,
Auch eine Himmelstochter ist!

Freue dann, seliger Geist, dich dieses festlichen Tages,
Ueber dem Kranz, den deiner Sophia,

Deiner Erstgebohrnen, der Liebe Genien flechten,
Ach! über diesem Kranz, worinn

Eine ganze Flora von heitern Tagen des Lieblings
Ahnendem Wunsch entgegen sich hebet,
Darfst du, Fischer, auf Augenblicke des Laubes vergessen,
Womit die Engel dich geschmückt.

Ja, wenn unter Sterblichen du noch sterblich einhergingst;
Heut' unbewundert bliebe der Gürtel
Deines Orions, heut' ungefeiet des Mondes Vertrauter,
Und der den Uranus uns fand!

Aber den Stern der Liebe, den Einen nur sähst du, vor allen

Leuch-

Leuchten im Auge glücklicher Kinder;
Friedrich und Sophia, die schöneren Namen, umtönten
Die Lyra und der Becher dir!

L.

Impromptü.

Als Doktor L** aus Q** vorüber fuhr.

Dort fährt mit seinen Rappen fix
Der weltberühmte Doktor X.
Der Kutsche fehlt nur die Devise;
Die Extrapost zum Paradiese.

N — n.

Doctor Faust.

(Von Göthe.)

Was begehrtest du, Faust? Ein solcher Doktor ist selten! —.
Regt sich Lebendiges noch hier in der Gruft des Systems?
Ehrlicher, redlicher Mensch, du möchtest in todten Gedanken
Gern erfahren: wie sich Leben lebendig umschlingt?
In der Secirungskunst da sollte das Leben dir aufgehn,

Aus dem zerschnittenen Nerv steigen der einige Geist?
Hattest du ruhig beharrt, den Tod zu zeigen im Todten,
Wäre der Teufel nicht über dich kommen, o Freund!
Und du lebtest verrückt, und triebst mit englischer Liebe
Teuflische Künste! — Doch sieh, Tod und der Teufel sind Eins.
Wie sich erhebet dein Geist zum lebendigen Schauen des Lebens,
Weichet der Satan, — du liegst Gott und dem Leben im Arm!

Mnioch.

An
die Nymphe des Gesundbrunnens
bei Helmstedt.

Dir, Göttliche! die aus bewährter Quelle
  Gedeih'n und Labsal beut,
Dir sey Gesang, harmlos, wie deine Welle,
  Dir dieses Buch *) geweiht:

---

*) Ein groſses Foliobuch, worinn Brunnengäste, mit Bemerkung, wenn sie angekommen, und wieder abgegangen sind, ihre Namen verzeichnen, auch, wenn sie wol-

Ein unzerstörlich Denkmal stiller Thaten,
Die deine Milde thut
An Mann und Weib, an Bettlern und Magnaten,
Bis alles Leben ruht,

Bis aufgelöst dies grenzenlose Ganze
In's alte Chaos stürzt,

---

len, ein Wost heiterer Lebensweisheit niederlegen können. Diesem Buche voran steht der Gesang an die Nymphe, nicht als Prologus galeatus, wozu der Verf. weder Zeit noch Beruf hatte, sondern als Andenken für alle theuren Freunde, mit denen er, einige unvergeſsliche Wochen, in und bei Helmstedt gelebt hat. Hätten sie ihm gefehlt; so wäre der Gesang wohl ungesungen geblieben.

A. d. Verf.

'Kein Nichtchen mehr sich zum Mänadentanze,
Kein Ohm zum Bade schürzt!

Hier dann geselle Name sich zu Namen;
Hier scherze Reim auf Reim
Von Menschen, die zu dir wehklagend kamen,
Und kehrten frölich heim!

Im Tempel deiner dämmernden Gehölze,
An deines Bornes Lauf,
Hang', im Triumpf, die Lähmung ihre Stelze,
Ihr Horn die Taubheit auf!

Der halb schon Blinde lerne wieder sehen,
Und zeig', in Phoebus Strahl,
Auf Bartenslebens oft besuchten Höhen
Uns Wunder ohne Zahl!

Hier bleibe malum Hip, Gicht und Migräne
Und Zipperlein zurück!
Der Geist der Freundschaft trockne jede Thräne,
Und heitre jeden Blick!

Cupido lerne hoffen und — vergessen;
Tief raste Goldbegier;
Und wäre wer vom Teufel gar besessen,
Hier bann' er ihn, nur hier!

Correspondent, Ristretto und Chroniclo
Seyn meilenweit verbannt!
Nur Rabelais und Peregrine Pickel
Gehn hier von Hand zu Hand,

Und etwa noch das Buch gemalter Blätter:
Was finge man doch an.

Wenn Jupiter, gehüllt in dunkle Wetter,
  Nicht statt sich regnen kann? —

Indeſs, o Göttinn! sprosse mit dem Elme
  Dein edler Nam' empor;
Hochrag' er, unter Karls, des Guelfen, Helme,
  Den Schwesternamen vor!

Und jeder Barde soll dir Kränze weihen,
  Frisch, wie dein Wald sie trägt!
Doch du, vergieb, was Dankbarkeit des Laien
  Auf deinen Altar legt!

Klamer Schmidt.

Inhalt.

A — r.

An meine Gönner . . . Seite 203

Susanne v. Bandemer, geb. v. Francklin.

Die Liebende in dem Fluſse Silemnus . 155
Sonst und Jetzt. An Selmar. . . 232

Friedrich B — h — k.

Phantasie. An Johann Jacob Krause. . 58

I. v. Boguslavski.

Liebe und Ehre. 94
Zarine. 100
Der Armenfreund 191
Entschuldigung. 202

K. v. Boguslavski.

Die Jahresfeier der Alceste. Idylle. Gewidmet dem 10ten März, dem Geburtstage der Königinn. . . Seite 3
An den Quillo-Bach. 1790. . . 119
Sulamith, Idylle. 180
Medon 212
An Preuſsens Antonin. 1801. . . 257

F. H. Bothe.

Die Liebe an Moritz. 91
An die Gesundheit. 138
Apollo's zehn Gebote an die Autoren. 193
Abschiedsgesang an einen philosophischen Freund. 226
Lied. 247

— ch —

Bundeslied zu Neujahr. 209

Friedrich Cramer.

An den Pförtner. (Aus dem Franz.) 131
Morgenaussichten 177
Anadyomene. 193
Abendlied. 255
An Sie. Beim Untergange der Sonne. 261

E —

Die Gebieterinn. 188

Elisa.

An * * *. Als sie die Hoffnung als Täuscherinn anklagte. . Seite 250

Gleim.

In ein Stammbuch. 127

v. Göckingk.

Im Namen zweier Kanarienvögel an Wilhelmine v. G... damals in Karlsbad. 199
An eine junge Freundinn. . . . 232

G. A. H. Gramberg.

Freude 64
Die Quelle. 68
Klage des Alternden 192
Die Lüftchen des Frühlings. . . 116

v. Halem.

Auf Schakespears Geburtstag, den 26ten Aprill 1769. 133
An den Kriminalrath N... als sein Geburtstag war. 158

Emil von H — f.

Die Schwalbe 157
An Henriette H. 187
Der Strom. 207

Herklots.

Der Geisterseher. . . Seite 122
An Poll. 149
Fortuna. 160
Schmeichelei 179
Eigennutz 186
Bei Gelegenheit eines Konzerts zum Besten der Armen. 208
Der neue Orpheus 229
Der Kritikus. 234
An einen Podagristen. 245

K.

Inschrift am Eingange eines Kirchhofs. 79

A. L. Karschin.

Zur Aufmunterung der Frau Majorinn v. Bandemer geb. v. Franklin. Am 2ten März 1788. 136
Der Greis an seinem Feste den 2ten Aprill 1789. 241

D. I. F. Kinderling.

Göthen's Meister. 65
Filine und Mignon. 88
Monime und Mithridat. Elegie 1799. 95
Der Unterschied 102
Die Verwandlung. 157

v. Krosigk geb. Krüger.

Phantasie an Guido. . . Seite 95
Der Traum. Sonnet. 190
Joseph in Egypten. Vierter Gesang. 263

Kunze.

Deersheim. Ein beschreibendes Gedicht. 103
An Voſs. In meiner Geisblattlaube am 2ten April 1801. 143

L . . . .

An Nathanael Fischers Geist. Am Vermahlungstage seiner altesten Tochter Sophie. 286

K. M.

Grabschrift auf Atala 128

Franz Maſslieben.

An einen Freund; bei Uebersendung eines Kaffegeraths. 275

Muioch.

Philosophien und Philosopie. . . 80
Philosophie und Kunst . . . 89
Die Kunst. Zwei Sonnette.
  Ernst der Kunst. 123
  Sinnes-Einung durch Kunst. . . 127
Doctor Faust. (von Göthe.) . . 290

K. Müchler.

An * * * . . . . . Seite 69
Das scheidende an das neue Jahrhundert. 165
Ich liebe dich! 230
An Dione. 237

G. I. F. Nöldeke.

Der Geist der Liebe. 101
An Angelika Romberg; als sie gesungen hatte. 206

• n o •

Hellenischer Muthwille und hellenische Warnung.
  Bild. 83
  Gegenbild. 86
Ballade. 129
Erinnerung. Sonnet. 284

Elise Nolde geb. Becker.

An die Freundschaft. 72

N — n

Impromtü, als Doctor L.. aus Q.. vorüber fuhr. 289

Pl .

Liebe. 278

— r.

An ein Landmädchen . . Seite 171
Antwort. 174

v. Rohr.

An die Erinnerung 141
Die Schlummernde. 235
Liebe über den Sternen . . . 273

Schink.

Jahresfeier.
(Am letzten Abend des Jahres 1799. 16
An Sidonia.
(nach Empfang ihrer Haarlocke). . 66
An Sidonia.
(nach dem Konzerte einer berühmten Sängerinn.) 116

Friedrich Schmit.

An Amor.
(Aus dem Spanischen des Don Estevan Manuel de Villegas.) . . 281.

Klamer Schmidt.

Grabschrift auf Sophronia. . . 256
An einen schönen Knaben,
Nach Ausons 107ten Epigramme. . 272
An die Nymphe des Gesundbrunnens bei Helmstedt. 292

I. S. Schütz.

Die Getäuschte. . . . Seite 140

Schwarz.

Lob des Tokayerweins. . . . 140

A. Tiedge.

An —
nach Horazens XIV. Ode des IIten Buchs . . . . 150.

v. Tümpling.

Entstehen der lebenden Wesen. Phantasie. 53
Lied eines liebenden Mädchens. . 90
Das Vögelchen. 161

Woltmann.

Friedrich von Preuſsen. . . . 55

Y.

An das Fräulein v. * * *. 176
Ueber Lisettens Busenkreuz, nach dem Französischen 218

Druckfehler.

Seite 49 Zeile 15 lies finſtre statt finſtre.
— 166 — 1 — war — wat
— 189 — 6 — an — au
— 206 — 2 — Angelika — Angelike.

Verschiedene schätzbare Beiträge konnten nicht mehr aufgenommen werden, weil sie zu spät einkamen. Der Herausgeber bittet daher, die Beiträge künftig spätestens Ende Juny, entweder an ihn oder den Verleger, einzusenden.

Bei
dem Verleger der Egeria,
dem Buchhändler
Johann Gottfried Brau
in Berlin,
sind folgende Bücher zu haben:

Abramsons Versuch über den Geschmack auf Medaillen und Münzen der Neuern, in Vergleich mit jenen aus ältern Zeiten. 8. 4 gr.

Addreſsbuch, kaufmänniſches, für die Königlich-Preuſsischen Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam, auf das Jahr 1801. 8. 16 gr.

Bardenfeyer, deutsche. 8. 1½ gr.

Betrachtungen, freimüthige, eines Weltbürgers, über die merkwürdigsten Revolutionen des achtzehnten Jahrhunderts. 8. Philadelphia. (In Kommission). 1 Thl. 20 gr.

Bouchholz. Ueber die Kuhpocken. Zweite, stark vermehrte Auflage. gr. 8. Berlin, 1802.

Ehrgefühl, weibliches, Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst angehangtem Briefwechsel zwischen dem Herrn Direktor Iffland und dem Verfasser. 8. 18 gr.

Ephemeriden, französische, eine Quartalschrift fürs Jahr 1801, 1stes bis 4tes Quartal. 8. 5 Thl. 8 gr.

Heinsius, Th. Neue deutſche Sprachlehre. Erster, oder theoretischer Theil. Auch unter dem Titel: Anweiſung zur Erlernung der deutschen Sprache. 8. 14 gr.

Dessen neue deutsche Sprachlehre. Zweiter, oder praktischer Theil. Auch unter dem Titel: Deutsches Lesebuch zur Anwendung der Sprachregeln. 8. 14 gr.

Dessen neue deutsche Sprachlehre. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Theoretische und praktische Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrages. 8. 12 gr.

Dessen neuer angehender Lateiner, oder praktischer Unterricht in der lateinischen

Sprache, für die ersten Anfänger, nebst einer kleinen lat. Grammatik. 8. 8 gr.

Herz, D. Marcus, an den D. Dohmeyer, Leibarzt des Prinzen August von England, über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen. gr. 8. Berlin. 12 gr.

Michaelis, I. F. vollständiges Rechenbuch für alle Stände, 2 Bände (Zweite vermehrte Auflage des Berlinischen Rechenbuchs). 8. 1 Thl. 8 gr.

Müchler, K. das scheidende an das neue Jahrhundert. 4. 4 gr.

National-Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in den Preuſsischen Staaten, nebst einem Korreſpondenzblatte. Jahrgang 1801. 1stes bis 12tes Stück. gr. 8. 5 Thl.

NeuJahrs-Angebinde für gute Kinder, auf das Jahr 1802, von A. N. F. Seemann, mit einem Titelkupfer und einer Vignette. 8. Berlin. (gebunden) 20 gr.

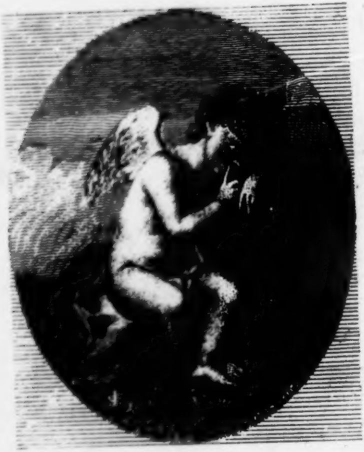
Siede, I. C. patriotisches Schulbuch, oder katechetischer Unterricht in den bürgerlichen Pflichten für Stadt- und Landschulen. 12. 6 gr.

Skizzen, philosophische, zur natürlichen Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der geſellschaftlichen Verfaſſungen. 8. (in Kommission) 18 gr.

Ueber Preuſsens Könige. Eine pragmatisch-historische Skizze, 8. 6 gr.

Verheimlichung und Eil, oder Lottchens und ihrer Nachbarn Geschichte. 2 Bände, mit Kupf. und Vignetten von Jury. 8. Berlin, 1802.

Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Groſsen. Ein Lesebuch für Offiziere und für Freunde vaterländischer Geschichte. 8. 20 gr.



Nehmt Euch in Acht!

Ta

E

Ka

Bei

ſchenbuch

für das Jahr 1805.

geria,

herausgegeben

von

arl Müchler.

Berlin.
Johann Friedrich Unger.
1805.

a
146^{2}

Goethe-Schiller-Archiv
Weimar

Dies Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1805te.

Seit Erſchaffung der Welt	5754
Seit der Sündfluth	4098
Seit Chriſti Tode	1772
Seit Zerſtörung Jeruſalems	1732
Seit Einführung des altjulian. Kalenders	1850
Seit Einführung des neugregor. Kalenders	223
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	106
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	425
Seit Erfindung der Buchdruckerey	365
Seit Entdeckung der neuen Welt	314
Seit Erfindung der Ferngläſer	196
Seit Erfindung der Penduluhren	148
Seit Erhebung des Königreichs Preuſſen	105
Seit Friedrich Wilhelms III., Königs von Preuſſen und Churfürſten von Brandenburg, Geburt	36
Seit Antritt ſeiner Regierung	9
Seit Friedrich Wilhelms, Kronprinzen von Preuſſen, Geburt	11
Seit Franz II. Erwählung und Krönung zum römiſchen Kaiſer	14

Anmerkung.

Die abgeſetzten Feſt-Tage der Katholiken ſind mit einem * angezeigt worden.

† bedeutet einen Faſttag der Katholiken.

Von den Finſterniſſen des Jahrs 1805.

Es ereignen ſich in dieſem Jahre 7 Finſterniſſe, nämlich 5 an der Sonne und 2 am Monde, wovon in unſern Gegenden von Europa nur die beiden Mondfinſterniſſe zum Theil ſichtbar ſeyn werden.

Die erſte iſt eine unſichtbare Sonnenfinſterniß den 1. Januar zwiſchen 1 und 2 Uhr des Morgens.

Die zweite iſt eine totale Mondfinſterniß den 15. Januar des Morgens, wovon in unſern Gegenden nur der Anfang vor Untergang des Mondes zu Geſicht kommt. Sie nimmt nämlich zu Berlin um 7 Uhr 36 Minuten ihren Anfang, und ſchon um 7 Uhr 53 Minuten geht der Mond daſelbſt etwa halb verfinſtert unter.

Die dritte iſt eine kleine unſichtbare Sonnenfinſterniß den 30. Jan. des Abends.

Die vierte iſt eine unſichtbare Sonnenfinſterniß in der Nacht vom 26. zum 27. Junius.

Die fünfte iſt eine bei uns größtentheils ſichtbare totale Mondfinſterniß den 11. Julius des Nachts. Sie nimmt um 7 Uhr 57 Minuten Abends ihren Anfang. Um 8 Uhr 3 Minuten geht der Mond zu Berlin auf. Um 9 Uhr 7 Minuten geht die totale Verdunkelung an. Um 9 Uhr 52 Minuten iſt die Finſterniß in ihrem Mittel. Um 10 Uhr 36 Minuten hört die totale Verdunkelung und um 11 Uhr 48 Minuten die ganze Finſterniß auf, nachdem ſie überhaupt 3 Stunden und 49 Minuten gedauert hat.

Die ſechſte iſt eine kleine unſichtbare Sonnenfinſterniß den 26. Julius des Morgens.

Die ſiebente iſt eine unſichtbare Sonnenfinſterniß in der Nacht vom 20. zum 21. December.

JANUARIUS. Jänner.

Dienſtag	Neujahr
Mittwoch	Abel, Seth
Donnerſtag	Enoch, Dan.
Freytag	Methuſalem
Sonnabend	Simeon
Sonntag	Heil. 3 Kön.
Montag	Melchior
Dienſtag	Balthaſar
Mittwoch	Kaspar
Donnerſtag	[illegible]
Freytag	Erhard
Sonnabend	Reinhold
Sonntag	1. n. Epiph.
Montag	Felix
Dienſtag	Habacuc
Mittwoch	Marcellus
Donnerſtag	Anton
Freytag	Krön. Tag
Sonnabend	Ferdinand
Sonntag	2. n. Epiph. F. S.
Montag	Agnes
Dienſtag	Vincenz
Mittwoch	Emerentia
Donnerſtag	Timotheus
Freytag	Pauli Bek.
Sonnabend	Polycarp
Sonntag	3. n. Epiph.
Montag	Karl
Dienſtag	Samuel
Mittwoch	Adelgunde
Donnerſtag	Valer

Hof-Feyertage.

Den 12. Verm. Tag des Prinzen Wilhelm, zweiten Bruders des Königs.

Den 18ten Krönungstag des Königs Friedr. I.

Mondviertel.

Der neue Mond den 1. Jan. V.

Das erſte Viertel den 8. Jan. N.

Der volle Mond den 15. Jan. V.

Das letzte Viertel den 22. Jan. N.

Der neue Mond den 30. Jan. N.

Die Sonne tritt den 20. in den Waſſermann.

FEBRUARIUS. Hornung.

1	Freytag	Brigitte
2	Sonnabend	Mar. R. Lichtm.
3	Sonntag	4. n. Epiph.
4	Montag	Veronica
5	Dienſtag	Agatha
6	Mittwoch	Dorothea
7	Donnerſtag	Richard
8	Freytag	Salomon
9	Sonnabend	Apollonia
10	Sonntag	Septuag.
11	Montag	Euphroſyne
12	Dienſtag	Severin
13	Mittwoch	Benigna
14	Donnerſtag	Valentin
15	Freytag	Formoſus
16	Sonnabend	Juliane
17	Sonntag	Sexageſima
18	Montag	Concordia
19	Dienſtag	Suſanna
20	Mittwoch	Eucharius
21	Donnerſtag	Eleonore
22	Freytag	Petri Stuhlf.
23	Sonnabend	Reinhard
24	Sonntag	Eſtom. M. Ap.
25	Montag	Victor
26	Dienſtag	Faſtnacht
27	Mittwoch	Aſchermittw.
28	Donnerſtag	Juſtus

Hof-Feſttäge.

Den 23ſten Geb. Tag der verwittweten Prinzeſſin Heinrich, Groß-Tante des Königs.

Den 23. Geb. T. der Prinz. Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, zweiten Tochter d. Königs.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 7. Febr. V.

Der volle Mond den 13. Febr. N.

Das letzte Viertel den 21. Febr. N.

Die Sonne tritt den 19. in die Fiſche.

MARTIUS. März.

1	Freytag	Albin
2	Sonnabend	Luiſe
3	Sonntag	1. Invocavit
4	Montag	Adrian
5	Dienſtag	Friedrich
6	Mittwoch	Quatemb. †
7	Donnerſtag	Felicitas
8	Freytag	Philemon †
9	Sonnabend	Prudentius †
10	Sonntag	2. Reminiſcere
11	Montag	Roſina
12	Dienſtag	Gregor
13	Mittwoch	Ernſt
14	Donnerſtag	Zacharias
15	Freytag	Iſabella
16	Sonnabend	Cyriacus
17	Sonntag	3. Oculi. Gert.
18	Montag	Alexander
19	Dienſtag	Joſeph
20	Mittwoch	Mittfaſten
21	Donnerſtag	Benedict
22	Freytag	Koſimir
23	Sonnabend	Eberhard
24	Sonntag	4. Lätare
25	Montag	Mar. Verk.
26	Dienſtag	Emanuel
27	Mittwoch	Hubert
28	Donnerſtag	Gideon
29	Freytag	Euſtachius
30	Sonnabend	Guido
31	Sonntag	5. Judica

Hof-Feyertage.

Den 5. Namens-Tag des Königs.

Den 10. Geb. Tag der Königin.

Den 22. Geb. T. d. Pr. Fried. Wilh. Ludwig, zweyten Sohns d. Königs.

Mondsviertel.

Der neue Mond d. 1. März V.

Das erſte Viertel den 8. März V.

Der volle Mond den 15. März V.

Das letzte Viertel den 23. März V.

Der neue Mond den 30. März N.

Die Sonne tritt den 21. in den Widder.

Frühlings Anf.

Die Juden feyern das Hamansfeſt den 15. März.

APRILIS.   April.

1	Montag	Theodora
2	Dienſtag	Theodoſia
3	Mittwoch	Chriſtian
4	Donnerſtag	Ambroſius
5	Freytag	Maximus
6	Sonnabend	Sixtus
7	Sonntag	6. Palmar.
8	Montag	Heilmann
9	Dienſtag	Bogislaus
10	Mittwoch	Ezechiel
11	Donnerſtag	Gründonnerſtag
12	Freytag	Charfreytag
13	Sonnabend	Juſtin
14	Sonntag	Heil. Oſterfeſt
15	Montag	Oſtermontag
16	Dienſtag	Cariſtus
17	Mittwoch	Rudolph
18	Donnerſtag	Florentin
19	Freytag	Werner
20	Sonnabend	Sulpitius
21	Sonntag	1. Quaſimod.
22	Montag	Lothar
23	Dienſtag	Georg
24	Mittwoch	Albert
25	Donnerſtag	Marc. Evang.
26	Freytag	Reimarus
27	Sonnabend	Anaſtaſius
28	Sonntag	2. Miſ. Dom.
29	Montag	Sibylla
30	Dienſtag	Joſua

Hof-Feyertag.

Den 22. Geb. T. der Gemahlin des Pr. Ferdinands, Groß-Oheims d. Königs.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 6. April N.

Der volle Mond den 14. April V.

Das letzte Viertel den 22. April V.

Der neue Mond den 29. April V.

Die Sonne tritt den 20. in den Stier.

Die Juden feyern ihr Oſterfeſt den 14. 15ten, 20ten u. 21ten April.

MAJUS.

May.

1	Mittwoch	Ph. Jak. W.
2	Donnerſtag	Sigismund
3	Freytag	† Erfindung
4	Sonnabend	Florian
5	Sonntag	3 Jubilate
6	Montag	Dietrich
7	Dienſtag	Gottfried
8	Mittwoch	Bettag
9	Donnerſtag	Hiob
10	Freytag	Gordian
11	Sonnabend	Mamertus
12	Sonntag	4. Cantate
13	Montag	Servatius
14	Dienſtag	Chriſtiane
15	Mittwoch	Sophia
16	Donnerſtag	Honoratius
17	Freytag	Jobſt
18	Sonnabend	Liberius
19	Sonntag	5. Rogate
20	Montag	Franz † W.
21	Dienſtag	Prudens
22	Mittwoch	Helena
23	Donnerſtag	Himmelf. Chr.
24	Freytag	Eſther
25	Sonnabend	Urban
26	Sonntag	6. Exaudi
27	Montag	Beda
28	Dienſtag	Wilhelm
29	Mittwoch	Maximilian
30	Donnerſtag	Wigand
31	Freytag	Petronella

Hof-Feyertage.

Den 1. Geb. T. der Kurprinzeſſin von Heſſenkaſſel, Schweſt. d. Kön.

Den 7. Geb. T. der Herzogin von York, Halbſchweſter des Königs.

Den 23 Geb. T. des Pr. Aug. Ferd. Gr.-Oheims d. K.

Den 24 Geb. T. der Pr. Fr. Doroth. Luiſe Phil., vermählten Fürſtin Radzivil.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 6. May V.

Der volle Mond den 13. May N.

Das letzte Viertel den 21. May N.

Der neue Mond den 28 May N.

Die Sonne tritt den 21. May in die Zwillinge.

JUNIUS. Brachmonat.

1	Sonnabend	Nicodem †
2	Sonntag	Pfingſtfeſt
3	Montag	Pfingſtmont.
4	Dienſtag	Ulrike
5	Mittwoch	Quatemb. †
6	Donnerſtag	Benignus
7	Freytag	Lucretia †
8	Sonnabend	Medardus †
9	Sonntag	Trinitatis
10	Montag	Onuphrius
11	Dienſtag	Barnabas
12	Mittwoch	Blandina
13	Donnerſtag	Frohnleichn.
14	Freytag	Modeſtus •
15	Sonnabend	Veit
16	Sonntag	1. n. Trinit.
17	Montag	Volkmar
18	Dienſtag	Paula
19	Mittwoch	Gervaſius
20	Donnerſtag	Raphael
21	Freytag	Jakobina
22	Sonnabend	Achatius
23	Sonntag	2. n. Trinit.
24	Montag	Joh. Täuf. •
25	Dienſtag	Elegius
26	Mittwoch	Jeremias
27	Donnerſtag	7 Schläfer
28	Freytag	Leo P. †
29	Sonnabend	Petr. Paul
30	Sonntag	3. n. Trinit.

Hof-Feyertag.

Den 29. Geb. T. des Prinz. Friedr. Karl Alexander, dritten Sohns des Königs.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 4. Jun. V.

Der volle Mond den 12. Jun. V.

Das lezte Viertel den 20. Jun. V.

Der neue Mond den 27. Jun. V.

Die Sonne tritt den 21. in den Krebs.

Sommers Anfang

Die Juden feyern ihr Pfingſtfeſt den 3. und 4. Junius.

JULIUS. Heumonat.

1	Montag	Theobald
2	Dienſtag	Mar. Heimſ. *
3	Mittwoch	Cornel
4	Donnerſtag	Ulrich
5	Freytag	Anſelm
6	Sonnabend	Eſaias
7	**Sonntag**	4. n. Trinit.
8	Montag	Kilian
9	Dienſtag	Cyrillus
10	Mittwoch	7 Brüder
11	Donnerſtag	Pius
12	Freytag	Heinrich
13	Sonnabend	Margaretha
14	**Sonntag**	5. n. Trinit.
15	Montag	Ap. Theilung
16	Dienſtag	Walter
17	Mittwoch	Alexius
18	Donnerſtag	Caroline
19	Freytag	Ruth
20	Sonnabend	Elias
21	**Sonntag**	6. n. Trinit.
22	Montag	Mar. Magd.
23	Dienſtag	Albertine
24	Mittwoch	Chriſtine
25	Donnerſtag	Jakob *
26	Freytag	Anna
27	Sonnabend	Berthold
28	**Sonntag**	7. n. Trinit.
29	Montag	Martha
30	Dienſtag	Beatrix
31	Mittwoch	Germanus

Hof-Feyertage.

Den 3. Geb. T. des Pr. Friedrich Wilh. Carl, Brud. des Königs.

Den 13. Geb. T. der Pr. Friederike Luiſe, Tochter des Königs.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 3. Jul. N.

Der volle Mond den 11. Jul. N.

Das lezte Viertel den 19. Jul. N.

Der neue Mond den 26. Jul. V.

Die Sonne tritt den 23 in den Löwen.

Hundstage Anf.

AUGUSTUS. Auguſt.

1	Donnerſtag	Petr. Kettenf.
2	Freytag	Guſtav
3	Sonnabend	Kön. G. T.
4	Sonntag	8. n. Trinit.
5	Montag	Dominicus
6	Dienſtag	Verkl. Chriſti
7	Mittwoch	Donat
8	Donnerſtag	Ladislaus
9	Freytag	Romanus
10	Sonnabend	Laurenz *
11	Sonntag	9. n. Trinit.
12	Montag	Clara
13	Dienſtag	Hildebrand †
14	Mittwoch	Euſebius *
15	Donnerſtag	Mar. Himmelf.
16	Freytag	Iſaac
17	Sonnabend	Bertram
18	Sonntag	10. n. Trinit.
19	Montag	Sebald *
20	Dienſtag	Bernhard
21	Mittwoch	Athanaſius
22	Donnerſtag	Oswald
23	Freytag	Zachäus
24	Sonnabend	Barthol. *
25	Sonntag	11. n. Trinit.
26	Montag	Irenäus
27	Dienſtag	Gebhard
28	Mittwoch	Auguſtin
29	Donnerſtag	Joh. Enth.
30	Freytag	Benjamin
31	Sonnabend	Rebecca

Hof-Feyertage.

Den 3 Geb. T. des Königs.

Den 7. Geb. T. der Fürſtin von Naſſau-Oranien, Tante des Königs.

Den 18. Geb. T. der Prinz. Charl. Leopoldine Luiſe, Äbtiſſin zu Herford.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 2. Aug. V.

Der volle Mond den 10. Aug. N.

Das letzte Viertel den 17. Aug. N.

Der neue Mond den 24. Aug. N.

Die Sonne tritt den 23 in die Jungfrau.

Ende der Hundstage.

Die Juden feyern die Zerſtörung Jeruſalems den 4ten Auguſt.

SEPTEMBER. Herbſtmonat.

1	Sonntag	12. n. Trin. Reg.
2	Montag	Rahel, Lea
3	Dienſtag	Manſuetus
4	Mittwoch	Moſes
5	Donnerſtag	Nathanael
6	Freytag	Magnus
7	Sonnabend	Regina
8	Sonntag	13. n. Tr. M. Geb.
9	Montag	Bruno
10	Dienſtag	Soſthenes
11	Mittwoch	Gerhard
12	Donnerſtag	Ottilia
13	Freytag	Chriſtlieb
14	Sonnabend	† Erhöhung
15	Sonntag	14. n. Trinit.
16	Montag	Euphemia
17	Dienſtag	Lampertus
18	Mittwoch	Quatemb. †
19	Donnerſtag	Januar
20	Freytag	Friederike †
21	Sonnabend	Matth. Ev. * †
22	Sonntag	15. n. Trinit.
23	Montag	Joel
24	Dienſtag	Joh. Empf.
25	Mittwoch	Cleophas
26	Donnerſtag	Cyprian
27	Freytag	Coſ. u. D.
28	Sonnabend	Wenzel
29	Sonntag	16. Mich. Feſt
30	Montag	Hieronymus

Hof-Feyertage.

Den 19. Geb. T. des Pr. Fr. Wilh. Heinrich Auguſt, Sohns des Prinz. Ferdinand.

Den 27. Verm. Tag des Pr. Ferd. Groß-Oheims d. Königs.

Den 30. Geb. T. d. Pr. Fried. Wilh. Luiſe Amal. Tocht. d. Pr. Ludw. v. Pr.

Mondsviertel.

Das erſte Viertel den 1. Sept. V.

Der volle Mond den 9. Sept. V.

Das letzte Viertel den 16. Sept. V.

Der neue Mond den 23. Sept. V.

Das erſte Viertel den 30. Sept. N.

Die Sonne tritt den 23. in die Wage.

Herbſt-Anfang.

Die Juden feyern das Neujahrsfeſt des 5566ſten Jahres den 24. u. 25. September.

OCTOBER. Weinmonat.

1	Dienſtag	Remigius
2	Mittwoch	Bertrad
3	Donnerſtag	Ewald
4	Freytag	Franz
5	Sonnabend	Fides
6	Sonntag	17. Erndtefeſt
7	Montag	Spes
8	Dienſtag	Ephraim
9	Mittwoch	Dionyſius
10	Donnerſtag	Amalia
11	Freytag	Burchard
12	Sonnabend	Ehrenfried
13	Sonntag	18. n. Trin.
14	Montag	Wilhelmina
15	Dienſtag	Hedwig °
16	Mittwoch	Gallus
17	Donnerſtag	Florentina
18	Freytag	Luc. Ev.
19	Sonnabend	Ptolemäus
20	Sonntag	19. n. Trin.
21	Montag	Urſula
22	Dienſtag	Cordula
23	Mittwoch	Severus
24	Donnerſtag	Salome
25	Freytag	Adelheid
26	Sonnabend	Amandus
27	Sonntag	20. n. Trinit.
28	Montag	Sim. Jud. °
29	Dienſtag	Engelhard
30	Mittwoch	Hartmann
31	Donnerſtag	Wolfgang †

Hof-Feyertäge.

Den 4. Weinm. Tag der Fürſtin von Naſſau-Oranien, Tante des Königs.

Den 14. Geb. T. d. Gemahlin d. Pr. Wilh., Bruder d. Königs.

Den 15. Geb. T. des Kronprinzen.

Den 18. Geb. T. der Königin Frau Mutter.

Den 30. Geb. T. des Pr. Fr. Wilh. Ludw., Sohns d. Pr. Ludwig.

Mondsviertel.

Der volle Mond den 8. Oct. N.

Das letzte Viertel den 15. Oct. V.

Der neue Mond den 22. Oct. N.

Das erſte Viertel den 30. Oct. N.

Die Juden feyern ihre lange Nacht den 2ten, und ihre Laubhütten den 7ten, 8ten, 14ten und 15. October.

NOVEMBER. Wintermonat.

1	Freytag	Aller Heil.
2	Sonnabend	Aller Seelen
3	Sonntag	21. n. Trinit.
4	Montag	Charlotte
5	Dienſtag	Erich
6	Mittwoch	Leonhard
7	Donnerſtag	Erdmann
8	Freytag	Claudius
9	Sonnabend	Theodor
10	Sonntag	22. n. Trinit.
11	Montag	Mart. Biſch.
12	Dienſtag	Kunibert
13	Mittwoch	Eugen
14	Donnerſtag	Levin
15	Freytag	Leopold
16	Sonnabend	Ottomar
17	Sonntag	23. n. Trinit.
18	Montag	Gottſchalk
19	Dienſtag	Eliſabeth
20	Mittwoch	Edmund
21	Donnerſtag	Mariä Opfer.
22	Freytag	Erneſtine
23	Sonnabend	Clemens
24	Sonntag	24. n. Trinit.
25	Montag	Catharina
26	Dienſtag	Konrad
27	Mittwoch	Loth
28	Donnerſtag	Günther
29	Freytag	Noah
30	Sonnabend	Andreas

Hof-Feyertage.

Den 16. Succeſſionstag des Königs.

Den 18. Geb. T. des Pr. Fr. Chriſt. Ludwig, Sohns d. Pr. Ferdinands.

Den 18. Geb. T. der Erbpr. v. Oranien, Fürſtin von Fulda, Schw. des Königs.

Mondsviertel.

Der volle Mond den 7. Nov. V.

Das letzte Viertel den 13. Nov. N.

Der neue Mond den 21. Nov. V.

Das erſte Viertel den 29. Nov. N.

Die Sonne tritt den 22. in den Schützen.

DECEMBER. Chriſtmonat.

1	Sonntag	1. Advent
2	Montag	Candida
3	Dienſtag	Caßian
4	Mittwoch	Barbara
5	Donnerſtag	Abigail
6	Freytag	Nicolaus
7	Sonnabend	Antonia
8	Sonntag	2. Advent. M. E.
9	Montag	Joachim
10	Dienſtag	Judith
11	Mittwoch	Waldemar
12	Donnerſtag	Epimachus
13	Freytag	Lucia
14	Sonnabend	Iſrael
15	Sonntag	3. Advent
16	Montag	Ananias
17	Dienſtag	Lazarus
18	Mittwoch	Quatemb. †
19	Donnerſtag	Manaſſe
20	Freytag	Abraham
21	Sonnabend	Thomas Ap.
22	Sonntag	4. Advent
23	Montag	Ignaz
24	Dienſtag	Adam, Eva †
25	Mittwoch	Heil. Chriſtt.
26	Donnerſtag	Stephan
27	Freytag	Joh. Evang.
28	Sonnabend	Unſch. Kindl.
29	Sonntag	n. Chriſttag
30	Montag	David
31	Dienſtag	Sylveſter

Hof-Feyertage.

Den 24. Decm. Tag des Königs.

Den 30. Geb. T. des Pr. Friedrich Heinr. Carl, Bruders des Königs.

Mondsviertel.

Der volle Mond den 6. Dec. N.

Das letzte Viertel den 13. Dec. V.

Der neue Mond den 21. Dec. V.

Das erſte Viertel den 29. Dec. A.

Die Sonne tritt den 22. in den Steinbock. Winters Anfang.

Inhalt.

Seite
An [illegible]. Von J. v. Boguslawski. . 3

Proſaiſche Aufſätze.

I. Der Zauberbrunnen. Ein Luſtſpiel in Einem Akt. Von J. G. Schütz. . . 5
II. Diego Manzanares. Nach dem Spaniſchen. Von Erneſtine von Kroſigk, geborne Krüger. 47
III. Wohin? Bruchſtück aus einem Reiſejournal. Von M. 83

Gedichte.

Bertrand.
An die Mädchen, welche Henriette zu Grabe führten. 265
J. v. Boguslawski.
An einen Jüngling. 147

Seite

K. v. Boguſlawski.

Akanth der Hoffnungsloſe. Idylle. 101
Wohin? 131
An die Gallier. (Ueber die Entführung der italieniſchen Kunſtwerke.) 1797. 145
An den Phoſphorus. Den 16. November 1797. 148
Otto und Elfride. Idylle. . . . 155
Der Traum. Im Lager von Verdun 1792. 219
Die beiden Tempel. 237

Friedrich Cramer.

Der Verſchloſſene. 201
Der Bach. 248

Eliſa. (v. d. Reck, geb. Gräfin v. Medem.)

An Louiſe, Fürſtin von Deſſau. . . 180
Zum Namensfeſte der Prinzeſſin Dorothea von Kurland. . . . 181
An die Gräfin Münſter. . . . 298

Guſtav Frei.

Weiberthränen. 120
Vertheidigung auf tauſend und abermal tauſend Sinngedichte. . . . 140
An Avar. 150

In der dritten Zeile von oben lies ſtatt in der Küche: in Küche; und in der folgenden Zeile ſtatt gehört: gehöret.

Seite

Guſtav Frei.

Tom. Nach dem Lateiniſchen von Leſſing. 170
Zuruf der Najade der Wolluſtquelle. . 176
Die Wein. 181
Ueber die Darſtellung der Nacht . 196
Der Greis an das Mädchen. . . 269

Chriſtian Gittermann.

Theda von Jever. Ballade. . . 135
Die drei Worte. 276

Gleim.

Das Lied von der Freude. . . . 128

G. A. H. Gramberg.

Der Frühling des Lebens. . . . 111
Streben umſonſt! 141
Der Schmuck der Jungfrau. . . 240

Karl Graß.

Sehnſucht nach den Bergen. . . 169

Hagemeiſter.

Wiegenlied 225
Lottchens Klavier an Lottchen. . . 241
Todtenopfer. 250

Hellmina (v. Haſtfer, geb. v. Klencke).

Pſyche. 198
Lied. Nach Göthe. 207

Seite

G. F. John.

Wer iſt frei? 1798. 153

In der dritten Zeile des erſten Verſes fällt das Komma weg; und in der folgenden lies ſtatt von: vor.

Ferner, in dem lezten Verſe, Zeile 6, lies ſtatt keinen Bürger, einen Bürger.

Der Genügſame. 171
An Beaten. 224
An meine Schweſter. 249
An Laura. 273

K.

Die Freundſchaft. 263

D. J. F. Kinderling.

Frage an das Orakel. 134
Viele zu ſtark Fühlende. 149
Friedrichs Ehre. Bodens neues Sternbild. 168
Natalie. 217
An Sie. Sonnett. 233
Polyxene an Odüſſeus. Elegie. . . 264

C. v. Klencke, geborne Karſch.

Das ſchlafende Kind. 145
Rundgeſang an die Freundſchaft. . 182

Seite

Erneſtine v. Kroſigk, geb. Krüger.

Lied. 112
An Elovis. 234

K. M.

Auf eine Kokette. 124

M.

Roſaura. 241

Franz Maßlieben.

Lieb' und Jugend. Geſang aus einer noch ungedruckten Oper. . . . 183

J. C. Merry.

Sonſt und Jezt. (Von Lina.) . . . 202
In der lezten Reihe des erſten Verſes lies ſtatt nach: wach.

Ludwig Monti.

Das Bild. 109
Der Fund. Sonnett. 236

Karl Müchler.

Werth der Dichtkunſt. An **. . . . 99
Die Blume. 151
Elegie. 162
Die drei Roſen. An **. 173
Dichterglück. 185
Grabſchrift. 205

Seite

ung.

Lied eines Geſangliebenden Mädchens. 121

X.

Der Nachtbeſuch. Elegie. . . . 125

An

An Egeria.

Minerva's Dienerin, Egeria!
Du, die einſt angelockt vom nahen Waſſerfalle,
Im Oleaſterhain, in kühler Felſenhalle
Der edle Numa ſah:

Mit mildem Ernſt, und mit Beſcheidenheit
Ertheilteſt Du ihm dort einſt Deiner Fürſtin Lehren,
nd gabſt ihm Lieder ein, die Gottheit zu verehren,
Die reinſte Seligkeit.

nd als er drauf den Thron Quirins beſtieg,
Da freute Roma ſich beglückender Geſetze,
enoß, durch Dich und Ihn, der wahren Weisheit Schätze,
ald floh der wilde Krieg.

ieh Göttin! vor Dir jezt ein Bardenchor
erſammelt, das, wie Numa, ſtille Haine liebet,
ie Er, Geſänge gern, und ſanfte Tugend übet:
h' unſerem Pfade vor!

Vollende, was für uns Minerva's Gunſt,
Vom Knabenalter an, am Helikon begonnen,
Erhalt' uns, wann wir ſie mit Kampf und Müh' gewonnen,
Der Muſen ächte Kunſt,

Und jene Weisheit, die den Griechen rieth,
Die ſelbſt den kühnſten Schwung der Sänger gern begleitet,
Im wärmſten Taumel ſie zum feſten Ziele leitet,
Und jeden Abweg flieht.

Beſcheidenheit ſey unſer Eigenthum;
Damit nie Stolz und Neid die ſchönſte Kunſt entweihen.
Wir ſingen nur, uns ſelbſt der Harmonie zu freuen,
Und nicht um fernen Ruhm.

O laß uns gern verborgen, ſo wie Du,
Genuß und ſtilles Heil zu ſtiften, nicht ermatten;
Ja, fördere durch uns, in Deines Oelbaums Schatten,
Glückſeligkeit und Ruh.

J. v. Boguslavski.

Proſaiſche Aufſätze.

I.

Der Zauberbrunnen.

Ein Luſtſpiel in Einem Akt.

Perſonen.

Friedrich.	Bergknappen.
Franz.	
Binchen.	Landmädchen.
Röschen.	

(Grüner Platz mit Bäumen, zur Seite ein Brunnen mit Geſträuchen bewachſen, darüber ein Felſen, deſſen Spitze ſich auf den Brunnen hinabneigt, im Hintergrunde ein Gebürge.)

Erſter Auftritt.

Friedrich und **Franz** (kommen wandernd mit Felleiſen und Zitter von den Bergen herab, rauſchen fernher mit den Saiten)

Friedrich. Ho ho! Vaterland!
[redacted]!
Friedr. Der Teufelsberg!
Franz. Der Oſterfelſen!
Friedr. Die Sommerwieſe!
Franz. Der Zauberbrunnen!
Beide. Heiſa! wir ſind wieder hier!

(ſie umarmen ſich)

Franz. Glück auf! die fünf Jahre ſind hin!

Friedr. Glück auf! das Wandern hat ein Ende! (ſie treten weiter vor)

Franz. Ha! ſieh — das iſt der grüne Platz —

Friedr. Der Plan, wo wir Pfingſten tanzen.

Franz (rauſcht mit der Zitter). Hört ihr es wohl, ihr ſtummen Bäume, und ihr grünen Berge? und du, alter Graukopf? (zum Felſen) Wir ſind wieder hier!

Friedr. Und eh' es Liebchen denkt, ſtehn wir vor ihrem Kammerfenſter.

Franz. Ja, das ſchönſte Stückchen, das mir je unter den Fingern hüpfte, das ſchönſte will ich ihr ſpielen.

Friedr. Und ich will ihr das weinende Lied ſingen, das Lied des wandernden Knappen, will recht kläglich thun —, und wenn ſie dann heraus kömmt — ach! Franz! —

Franz. Ich wollte, daß Liebchen noch tief im Schlafe läge, und daß ſie eben der Alp drückte —, da wollte ich die Saiten ſchlagen, da ſollte das Fenſter klingen, und der Alp ſollte ſpringen — weit weg von ihr.

Friedr. Darum nehmen wir ja eben den Morgen. Komm' nur, die Sonne geht auf, komm', ehe ſie uns die Mädchen weckt. (Im Abgehen) He, Franz, — was iſt das? (ſteht ſtill vor einem Baume)

Franz. Wie? Ein Name? — Der Kuckuk! das bin ich. Siehſt Du wohl? da ſteht's geſchrieben: ſie liebt mich noch!

Friedr. Es iſt ja ein F.

Franz. Nun ja: »Franz!«

Friedr. Das kann auch wohl Friedrich heiſſen.

Franz. Ich werde doch ihre Hand kennen?

Friedr. Es ſteht aber B dabei.

Franz. Ein R iſt es, und heißt Röschen.

Friedr. Mit Gunſt: Binchen iſt es, und ich bin nicht bange —

Franz. Dann müßte ja ein S geſchrieben ſeyn: »Sabine!«

Friedr. Sabine? — das wäre mir ein fataler Name.

Franz (wendet ſich zum nächſten Baume) Hier — das iſt Dein Stammbaum.

Friedr. F und C, fürwahr! — Das iſt mir auch ein ganz Theil beſſer geſchrieben.

Franz. Ach! wer nur leſen kann! —

Friedr. Da haben die Mädchen doch wirklich an uns gedacht.

Franz. Ja, hier gehen ſie immer her, und — Still, da fällt mir etwas ein. Oſtern! heiliger Morgen! — der Tauſend! da gehen die Mädchen hieher, und kucken von da oben in den Brunnen.

Friedr. Wozu?

Franz. Sie wollen ſehen, was ſie für einen Mann bekommen.

Friedr. I, wie können ſie denn das?

Franz. Ei was, ſie bilden ſich's ein. Wenn da ein Dornbuſch oder ein Diſtelkopf herüber hängt, gleich machen ſie im Waſſer einen Mannskopf daraus, und ſehen ihm auch gleich an, ob's ein Schuſter oder ein Schneider iſt.

Friedr. Das wäre!

Franz. I, weißt Du denn das nicht?

Friedr. Die Mädchen thun immer ſo heimlich damit.

Franz. Wenn wir ihnen doch einen Streich ſpielen könnten!

Friedr. Sie erſchrecken!

Franz. Ich habe noch die alte Larve bei mir, von unſerer Comödie neulich; vielleicht läßt ſich damit etwas anfangen. (Er geht zum Felſen.) Der Brunnen iſt gerade tief genug. Die Steine ſind ausgetreten, wie eine Treppe. Was meinſt Du? Ich will mich hinein ſtellen, und will, wenn ſie kommen, meinen Kopf vorwärts neigen unter dem Geſträuche, daß mein Bild unten im Waſſer wieder zum Vorſchein kommt, und will die Larve vornehmen.

Friedr. Das thu', Franz, das thu'.

Franz (holt eine Greiſenlarve aus ſeinem Felleiſen hervor).

Friedr. Welt! was werden die Mädchen für Augen machen! Nur hurtig, daß ſie uns nicht überraſchen!

Franz. Sieh' hier das alte Geſicht, — ein ſchöner Perſpectivus!

Friedr. Wie Großmann, unſer Altmeiſter.

Franz (nimmt die Larve vor). So! — Nun wollen wir ſchon den Mädchen die Künſte abfragen.

Friedr. Aber, Franz, — wenn nur —

Franz. Was iſt Dir?

Friedr. In dem Brunnen ſoll es nicht richtig ſeyn, — wenn es Dir nur gut bekömmt. Die Geiſter können nicht leiden, wenn man mit ihnen ſein Spiel treibt.

Franz. Ach! Thorheit. — Unter der Erde wohl — in den Gold- und Silberkammern, aber hier oben haben ſie keine Gewalt. (Er läßt ſich an der Brunnenſtange, auf der Seite des Felſen, in den Brunnen hinab.) Das iſt ja keine Schacht, iſt kaum ein Brunnen zu nennen.

Friedr. Nun in Gottes Namen. (Er verſteckt Felleiſen und Zitter.)

Franz. Es geht, Fritz. Wenn ich ſchreie, lieg' ich im Brunnen; dann will ich Dir die Stange reichen.

Friedr. Schon gut. (Er ſteigt auf den Felſen) Nun wollen wir einmal ſehen. — Neige Dich. — So, genug. — Du glaubſt nicht, wie häßlich Du in dem Brunnen ausſiehſt.

Franz. Das macht die Larve. — Bin ich oben zu ſehen?

Friedr. Das Geſträuch thut gute Dienſte.

Franz. Und die Mädchen ſehen nur immer ſtarr in's Waſſer. — Wenn ſie nur nicht lange ausbleiben.

Friedr. Wir wollen unterdeß die Probe machen.

Franz. Fang' an.

Friedr. (mit einer Mädchenſtimme) Lebt Fritze noch?

Franz. (tief im Baß) Er lebt.

Friedr. Und liebt mich noch?

Franz. Nicht mehr.

Friedr. Iſt mir nicht treu?

Franz. Läuft allen Mädchen nach, — ein lockerer Patron.

Friedr. Ach! ſchimpfen mußt Du nicht, ſonſt hat's ein Ende.

Franz. Wirſt doch Spaß verſtehn?

Friedr. Wer kommt da? Still, ich glaube es iſt Dein Röschen.

Franz. Nun warte, Dich will ich ängſtigen.

Friedr. Ich will mich hier verſtecken.

(tritt hinter den Felſen)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Röschen.

Röschen. (macht eine bittende Pantomime, und bezeichnet durch Geſtikulationen den Mann, den ſie ſich wünſcht; geht dann auf den Felſen, ſieht hinab, erſchrickt, und eilt wieder hinunter) Hu! Ein Mann von ſiebzig Jahren! — Ich zittere am ganzen Leibe. — Das ſag' ich keinem Menſchen wieder. — — Unmöglich, nein! (ſie reibt ſich die Augen und geht wieder auf den Felſen) Biſt Du mein Bräutigam? — Er nickt. (kommt zurück) So wahr ich lebe, er hat genickt. — — Ich will aber keinen alten Mann, einen jungen will ich haben, und ich will doch ſehen, wer mich zwingen ſoll. — Schickſal! ſagen die Leute; ich will aber ſo ein Schickſal nicht —, was kann es mir thun? — Einen Bergmann will ich, einen jungen Mann; und ehe ich den da nehme, lieber den erſten den beſten.

Friedr. (tritt bei dem Felſen hervor) Da bin ich, mein Kind.

Rösch. Ach!

Friedr. Du haſt mich gerufen, mein Kind. Ein Bergmann bin ich, raſch und flink, befahre die Schachten mit frohem Muth, bin jung, mein Kind; und bin ich nicht der beſte, ſo bin ich doch der erſte.

Rösch. Woher ſo ſchnell, mein Freund?

Friedr. Aus der Erde, mein Kind, und die iſt überall.

Rösch. Knappe, Du kommſt mir bekannt vor.

Friedr. Daraus ſehe ich, daß Du mir gut biſt; denn wenn uns jemand gefällt, ſo iſt's, als kennten wir ihn ſchon lange.

(Sie ſetzen ſich beide auf eine Raſenbank, dem Brunnen gegenüber.)

Rösch. Freundlicher Knappe, biſt Du gewandert?

Friedr. Wohl fern und weit.

Rösch. Und wo zuletzt?

Friedr. Im Erzgebirge.

Rösch. Haſt Du meinen Franz nicht geſehn?

Friedr. Franz Grube?

Rösch. Ja, was macht er?

Friedr. Ach der!

Rösch. Wie ſo, Freund?

Friedr. Hab' ich je einen Menſchen geſehn ——

Franz. (halb vernehmlich) Du!

Friedr. — — So, war es der.

Rösch. Alſo taugt er nichts?

Friedr. Ja — er iſt ſo ſo.

Rösch. Legt er ſich etwa auf's Trinken?

Friedr. Wie man das nimmt.

Rösch. Lieber Freund, ich verſtehe Dich nicht.

Friedr. So viel kann ich ſagen: Er hält ſich gern an feuchten Oertern auf, wie die Zechen, Bäder und Brunnen.

Rösch. Und ſpielt da den Luſtigmacher!

Friedr. Ei ja, aber er ärgert ſich dabei.

Rösch. Lügt, und hält nicht, was er verſpricht!

Friedr. Die Falſchheit hat ihm das ganze Geſicht verzerrt.

Rösch. Wie? Er ſieht nicht mehr ſo roth und munter aus?

Friedr. Wie der Stoppelacker, wenn er zum erſtenmal gepflügt wird, ſo viel Furchen und Runzeln hat er. Man ſollte drauf ſchwören, er wäre jezt vierzig Jahre älter.

Rösch. Ach du lieber Himmel! nun verſteh' ich alles.

Friedr. Wie ſo, liebes Kind?

Rösch. (ergreift ſeine Hand) Sag' es nur gerade heraus, lieber Freund: nicht wahr, er hat ſich an ein leichtfertiges Mädchen gehangen?

Friedr. (ſieht ſie groß an) I nu, ein bischen leichtfertig mag ſie freilich wohl ſeyn.

Rösch. Und darum kommt er nicht?

Friedr. I doch.

Rösch. Was hält ihn denn ſonſt noch? Steckt er etwa in Schulden?

Friedr. Er hat ſich freilich etwas tief eingelaſſen.

Rösch. Und warum antwortet er mir denn nicht? Warum iſt er taub gegen meine Fragen, gegen meine Bitten?

Friedr. Er möchte wohl, wenn er nur dürfte.

Rösch. O Franz, Franz, was iſt aus Dir geworden! Es war ſo ein guter Menſch.

Friedr. Ja, das war ihm nur zu wenig. Gut ſeyn, ſagt er, macht mir keinen Spaß, und ein bloßer Menſch ſeyn, das iſt vollends erbärmlich; und da hat er ſich — —

Rösch. Nun? Sprich es aus:

Friedr. Er hat ſich — nicht etwa beim Regimente — er hat ſich — beim Teufel anſtellen laſſen.

Rösch. Wie? Er hätte — ein Bündniß — o Gott!

Friedr. Was Hölle, was Himmel! hat er geſagt; Jugend und Liebe iſt Himmel, und das muß mir werden. —

Rösch. Ich ſoll ihn doch nehmen, meint er, — o Schickſal!

Friedr. Es wäre doch Schade um ſo ein hübſches Kind. — — Ich denke ganz anders. Geſund und ſtark, wie ich bin, will ich immerhin ohne Neid das Geld zu Tage fördern, der böſe Geiſt mag neben mir hämmern, daß es weit durch alle Kammern ſchallt, ich rufe ihn nicht an, verſuche ihn nicht. Und komme ich auch nur ſelten zum Sonnenſchein herauf, ſo bin ich doch wohl glücklicher, als mancher, der immer oben wohnt; lacht mir nun gar ein freundliches Geſicht entgegen, ſo iſt mir ganz, als ſtiege ich in den dritten Himmel.

Rösch. Wie brav Du denkſt! Drum ſchütze mich, wenn mein Schickſal kommt.

Friedr. Wer ſoll denn kommen?

Rösch. Es iſt mir prophezeit, daß ich noch einen alten, ganz alten Mann nehmen ſoll, — und kommt auch Franz, ich will ihn nicht.

Friedr. Ja, liebes Mädchen, ich beſchütze Dich, — Du biſt ſo hübſch, Du biſt ſo gut — ach! (er will ſie umarmen)

Franz (ſteigt aus dem Brunnen). Halt! das geht zu weit.

Rösch. Ach! da kommt er — der Alte! — Hülfe! (ſie eilt davon)

Friedr. (ihr nach) Ich ſchütze Dich.

Dritter Auftritt.

Franz (allein).

Was iſt das? Wie? was — was —; o ihr falſchen, ihr argliſtigen Menſchen, ihr! — Was muß ich erleben! Röschen iſt Röschen nicht mehr; in Franzen iſt der Teufel gefahren. (er wirft die Larve weg) Geh' hin, du verfluchte Larve! — Wenn ſie doch noch erſt geweint hätte um mich; aber — ſie hat ſich gleich darein ergeben, hat gleich wieder ſchön gethan — mit einem andern — mit dem Menſchen da. — »Liebes Kind! lieber Freund!« O du Lügenkönigin, du Paradiesſchlange, du Character, du! — Daß ich in dem verdammten Brunnen ſitzen mußte! — Die Zitter hätte ich mögen unter ſie werfen, daß die Saiten an ihren Ohren geklungen, zum letztenmal geklungen hätten. — Ein ſchönes Lied wollt' ich ihr darauf ſpielen, aus dem Schlafe wollt' ich ſie damit wecken, von Treue wollt' ich ihr ſingen, — ach! wie muß es mir ergehen! — Fünf Jahre hatt' ich mich auf dieſen Morgen gefreut, und hätte auch eine rechte Freude ſeyn können, wenn

7

ich den falſchen Menſchen nicht mitgebracht hätte, den raffinirten Menſchen! — Ich ſehe es kommen: er nimmt ſie, mir zum Poſſen, vor meinen ſichtigen Augen; — aber — fort will ich, fort in die weite Welt, will das ſchönſte Mädchen mir ſuchen, will wieder kommen und ſagen: ſiehſt du, Röschen, das haſt du davon. Das ſoll ihr wohl wehe thun. — ~~Wo ſie doch geblieben~~ ſeyn mögen! (er ſteigt auf den Felſen) Ha! da gehen ſie mit einander — auf der Sommerwieſe, wie ſpazieren gehen ſie. O daß ich doch eine Schleuder hätte, nieder müßten ſie. — Wer kommt denn hier die Linden herauf? — Sabine, Binchen iſt es. (er eilt hinunter und nimmt ſchnell die Larve vor) Ha! Nun will ich mich auch rächen, nun will ich erſt recht den Böſen ſpielen, den Verräther. — Glück auf den Weg! (er ſteigt in den Brunnen)

Vierter Auftritt.

Franz. **Binchen** (mit einem zierlichen Wockenſpiegel, der mit ſeinem Hakchen von ihrem Schürzenbande herunter hängt).

Binchen. Nun will ich ſehen, ob er noch lebt — mein guter Fritz. Sie ſagen, wenn man Oſtern bei Sonnenaufgang glatte Kieſel von da oben in den Brunnen wirſt, und das Waſſer zu großen Blaſen aufbrauſt, dann lebt er noch und denkt an ſeine Braut. Auch das Pfand trage ich bei mir, wie es ſeyn muß. — Aber ſtillſchweigend! Nun, ich bin noch nicht auf der Stelle. (ſie ſteigt auf den Felſen, wendet dem Brunnen den Rücken zu, und wirft ſo drei Steinchen über die Schultern)

Franz. (für ſich) O weh! — Ich muß nur rauſchen. (er ſchlägt mit der Brunnenſtange auf das Waſſer)

Binchen (wendet ſich um). Ha! welche Menge! Er lebt — lebt ganz außerordentlich. (ſie tritt einen Schritt zurück und blickt nach der Sonne) Dank ſey dem Himmel, Dank dieſem ſchönen Morgen!

Franz (redet laut im Brunnen mit dumpfer Stimme). Was ſuchſt Du hier? Was ſtörſt Du meine Ruh?

Binchen. Ach! — der Geiſt!

Franz (rauſcht mit dem Waſſer).

Er lebt, er lebt, doch nicht für Dich;
Die Waſſer brauſen fürchterlich,
Dein Bildniß hat er drein verſenkt,
Das hat mich Alten ſehr gekränkt.

Binchen. Großer Gott! — Wo iſt er, wo finde ich ihn wieder?

Franz (wie vorher).

Er iſt nicht fern zu dieſer Zeit,
Doch iſt er tauſend Meilen weit,
Blick auf die Wieſe hoch hernieder,
Da wandelt er an falſcher Hand;
Wirf in den Born Dein Liebespfand,
Den Treuen ſiehſt Du nimmer wieder.
(er rauſcht mit dem Waſſer)

Binchen (wendet ſich zur Wieſe). Ach! —

Ach! — Was ſeh' ich? Fritz — mit Röschen! — Wie? Iſt das ein Zauberſpiel? — Die Wieſe, das Dorf — alles ſeh' ich deutlich; ich ſeh' auch ihn, leibhaftig geht er da, und wie vertraut! Ach! verwünſchen möcht' ich ihn — den Treuloſen! Aber — das Pfand —, hier iſt es —, in den Brunnen damit, daß ich ihn vergeſſe, daß ich ihn verſchmerze. (Sie wirft den Wockenſpiegel in den Brunnen) Da — nun habe ich ihn von mir geworfen, nun hat er keinen Theil mehr an mir. (ſie ſteigt weinend den Felſen hinunter) Ach! es iſt doch grauſam. Nun bin ich ein armes Mädchen, habe niemanden mehr. (ab)

Fünfter Auftritt.

Franz (kommt hervor, und hängt im Herausſteigen die Larve im Brunnen an's Geſträuch).

Das iſt ein ganz anderes Mädchen; die weint doch noch. — O es iſt abſcheulich von dem Menſchen, er iſt das gar nicht werth, und ſie ſollte ſich nur nicht ſo viel aus ihm machen. — — Dieſen Wockenſpiegel hat ſie mir zugeworfen —, ſo ein folgſames, gutes Kind. Den will ich ſorgfältig aufheben, ihr zum Andenken, ja — ihr zur Liebe. — Die Roſe taugt nichts, ſo wenig als Fritz; — ſie mögen ſich nehmen, ſich ſelbſt zur Strafe, denn treu ſind ſie ſich doch nicht, das ſeh' ich kommen. — Da wird ſie es ſchon bereuen, wird vor mir vorbeigehen — mit naſſen Augen, wird mich anſehen und ſagen: Lieber Franz, du haſt es gut gemeint. Laß mich, werde ich dann ſagen, ich muß fort, es iſt ſpät, Binchen wartet, — Recht!

Sechſter Auftritt.

Franz. Friedrich.

Franz. Aha! da kommt er. — Du Argliſt Du, Du abſcheulicher Menſch!

Friedrich. I, Brüderchen, Brüderchen.

Franz. Du biſt ein entſetzlicher Menſch, biſt falſch, wie Judas.

Friedrich. I — wirſt doch Spaß verſtehen?

Franz. Wenn man die Liebe entwendet, und Zank und Uneinigkeit ſtiftet? — Haſt Du nicht

Ach! — Was ſeh' ich? Fritz — mit Röschen! — Wie? Iſt das ein Zauberſpiel? — Die Wieſe, das Dorf — alles ſeh' ich deutlich; ich ſeh' auch ihn, leibhaftig geht er da, und wie vertraut! Ach! verwünſchen möcht' ich ihn — den Treuloſen! Aber — das Pfand —; hier iſt es —, in den Brunnen damit, daß ich ihn vergeſſe, daß ich ihn verſchmerze. (Sie wirft den Wockenſpiegel in den Brunnen) Da — nun habe ich ihn von mir geworfen, nun hat er keinen Theil mehr an mir. (ſie ſteigt weinend den Felſen hinunter) Ach! es iſt doch grauſam. Nun bin ich ein armes Mädchen, habe niemanden mehr. (ab)

Fünfter Auftritt.

Franz (kommt hervor, und hängt im Herausſteigen die Larve im Brunnen an's Geſträuch).

Das iſt ein ganz anderes Mädchen; die weint doch noch. — O es iſt abſcheulich von dem Menſchen, er iſt das gar nicht werth, und ſie ſollte ſich nur nicht ſo viel aus ihm machen. — — Dieſen Wockenſpiegel hat ſie mir zugeworfen —, ſo ein folgſames, gutes Kind. Den will ich ſorgfältig aufheben, ihr zum Andenken, ja — ihr zur Liebe. — Die Roſe taugt nichts, ſo wenig als Fritz; — ſie mögen ſich nehmen, ſich ſelbſt zur Strafe, denn treu ſind ſie ſich doch nicht, das ſeh' ich kommen. — Da wird ſie es ſchon bereuen, wird vor mir vorbeigehen — mit naſſen Augen, wird mich anſehen und ſagen: Lieber Franz, du haſt es gut gemeint. Laß mich, werde ich dann ſagen, ich muß fort, es iſt ſpät, Binchen wartet, — Recht!

Sechſter Auftritt.

Franz. Friedrich.

Franz. Aha! da kommt er. — Du Argliſt Du, Du abſcheulicher Menſch!

Friedrich. J, Brüderchen, Brüderchen.

Franz. Du biſt ein entſetzlicher Menſch, biſt falſch, wie Judas.

Friedrich. J — wirſt doch Spaß verſtehen?

Franz. Wenn man die Liebe entwendet, und Zank und Uneinigkeit ſtiftet? — Haſt Du nicht mehr Nachgedanken. Du Haſenfuß? (zeigt ihm den Spiegel) Da, bekuck Dich in dem Spiegel. — Siehſt Du, nun will Dich Binchen auch nicht, mir hat ſie das Pfand gegeben.

Friedrich. (verdrüßlich) Recht, Camerad, recht ſo!

Franz. Haſt Du es doch ſo haben wollen; Du haſt an ihr gehandelt, wie ſie es nicht verdient hat. Das Mädchen iſt gut, Du aber biſt ein treuloſer Menſch.

Friedrich. Höre, laß das Schimpfen ſeyn, oder —

Franz. Haſt mich hintergangen, und willſt noch drohen?

Friedrich. Was haſt Du denn gethan? Du haſt wohl Ehre, zu reden! Den Spiegel gieb her.

Franz. Aushangen will ich ihn über der Kirchthür, daß ſich jeder dran ſpiegelt, jeder an Dir ein Exempel nimmt, Du — Du —

Friedrich. Ruhig, ſage ich, oder ich greife da nach der Bohnenſtange.

Franz. Vor Dir fürchte ich mich nicht, Du verſtellter, Du undeutſcher Menſch, Du Nation Du!

Friedrich. Was? Nation? Nation? (er ergreift ſeitwärts eine Bohnenſtaffel, indem Franz die Brunnenſtange nimmt)

Franz. Komm an, Du —, komm an.

Friedrich. Nation? Warte, ich will Dich bei Nation, Du —

Franz. Nieder mit ihm, nieder, nieder!

(~~Sie ſchlagen mit den~~ Stangen zuſammen, Röschen tritt dazwiſchen.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Röschen.

Röschen. Halt! um's Himmels willen, Hülfe, Friede!

Friedrich (aufhörend). Ich will Dich —

Röschen. Ach! — Franz, lieber Franz, biſt Du es?

Franz. Geh nur, Du Falſche.

Röschen. Mein Gott! Franz, müſſen wir uns ſo wiederſehen?

Franz. So haſt Du es gewollt. Treulos haſt Du gehandelt, Hader und Zwietracht haſt Du umter uns angerichtet; aber fort will ich wieder, weit weg, daß ich Dich nicht ſehe. (er nimmt Felleiſen und Zitter)

Röschen. Franz, was iſt Dir? was haſt Du vor?

Franz. Vergeſſen will ich Dich, alles will ich verlaſſen —, nur (den Spiegel zeigend) dies Andenken nehm' ich mit mir, das Einzige, was mir theuer iſt. Adje! (ſeitwärts ab)

Röschen. (nacheilend) Franz, höre doch, Franz —

Friedrich. Das iſt ein Brauſekopf, nimmt keine Reſolution an. (er wirft die Stange weg) Aber Sabine, die ſoll mir kommen! Wer das Pfand wegſchenkt, ſchenkt auch die Liebe weg. Das hätte ich ihr nicht zugetraut.

Röschen. (kommt zurück) Ach! lieber Fritz, lauf' ihm nach, mich hört er nicht, eile, bitt' ihn, ſtell' ihm die Sache vor, Du vermagſt mehr über ihn.

Friedrich. Wie Du da geſehn haſt.

Röschen. O thu' mir das Einzige, hol' ihn zurück, ich komme ſonſt um vor Angſt; — ach! wenn er ſich nur kein Leid's anthut!

Friedrich. He hör', er wird doch nicht? (ab)

Achter Auftritt.

Röschen (allein).

Wenn doch die Männer nur nicht gleich ſo hizzig wären! Daß ich mit Fritzen gegangen bin, das iſt alles. Er hat gelauſcht, und kann nun gleich ſo böſe ſeyn. — Was ſie auch mit einander vorhaben mögen! — Fritz iſt Schuld, Fritz hat falſch geſprochen, und — in den Brunnen kann ich mich auch nicht finden. (ſie erſchrickt) Ach! ich unbeſonnenes Mädchen! Franz wird nun in die weite Welt gehen. — Du lieber Himmel, wenn ich Franzen noch haben ſoll, warum denn nicht jetzt, jung, wie er da iſt? Warum muß er denn noch wandern, er iſt ja klug genug. — Aber das Schickſal läßt ſich nicht verſtändigen, und wenn ich mich ſträube, wird es vielleicht noch ärger. Drum will ich darauf beharren: Franz ſoll es ſeyn, alt oder jung. — Aber — das Andenken! — ach! wie Blei fällt mir das auf's Herz. Der Wockenſpiegel — er iſt von Binchen, ich kenn' ihn. — Sie weiß, daß ich ihm gut bin, — hat ſich ſo freundlich gegen mich geſtellt, und muß nun ſo falſch handeln! Würde ich das wohl thun, wenn ſie einen Bräutigam hätte? Nun ſie mich ausgehorcht hat, nun ich ihr geſagt habe, daß Franz ſo ein guter Menſch iſt, der beſte auf der Welt — im ganzen Dorfe kenne ich keinen beſſern — nun hat ſie Acht und nimmt ihn mir weg, eh' ich es denke, beſchenkt ihn, ſpricht Böſes von mir — o die Falſche! — Wollen wir zuſammen nach dem Brunnen gehen? ſagte ich geſtern. Da wollte ſie nicht, und hatte den Schlaf lieber, und nun —, ſtill, da kommt ſie.

Neunter Auftritt.

Röschen. Binchen.

Binchen. Ach Röschen! — ach ſag' mir: wo iſt er, wo haſt Du ihn?

Röschen. Da ſeh' einer: ſie ſucht ihn ſchon wie ihr Eigenthum. — Iſt doch die Jungfer auch ſchon auf, und kommt ſo eben von Hauſe, nicht wahr, ſo eben?

Binchen. Ach! quäle mich nicht länger, ſag' nur, wo er iſt? wo Du ihn haſt?

Röschen. Sonderbar! — Was ich habe, das habe ich für mich und für keinen andern.

Binchen. Es iſt aber unrecht von Dir, und wenn er auch noch ſo freundlich gethan hat, ſo iſt es doch unrecht von Dir, — und er hat es auch wohl nicht ſo freundlich gemeint.

Röschen. Wie er es mit mir gemeint hat, das werde ich am beſten wiſſen, und davon brauche ich Dir keine Rechenſchaft abzulegen.

Binchen. Ich kann aber nicht leben ohne ihn, und Du mußt ihn herausgeben.

Röschen. Nicht leben ohne ihn? — Das wäre! — Herausgeben? Das will ich doch ſehen.

Binchen. Sag' doch nur, wo er hingegangen iſt; wenn er mich nur ſieht, ich glaube, dann iſt alles wieder gut.

Röschen. Du kannſt ganz ruhig ſeyn, der Spiegel wird ſchon für Dich ſorgen, das Mittel wird ſchon anſchlagen.

Binchen. (betroffen) Spiegel? — Ach! das hätte ich freilich nicht thun ſollen; nun bedenke ich erſt, was das ſagen will.

Röschen. Aha! ſiehſt Du wohl, da kommt's heraus; alſo iſt es doch wahr mit dem Spiegel?

Binchen. Ja, das kann ich nicht läugnen. (bei Seite) Sie weiß alles.

Röschen. Iſt das Freundſchaft?

Binchen. Das kann freilich einen Menſchen kränken; aber — ich war nun einmal ſo in Feuer und Flamme, ich konnte mir nicht anders helfen.

Röschen. In Feuer und Flamme? — Wie? Biſt Du ein reputirlich Mädchen? — O ich Unglückliche! Nun geht mir alle Hoffnung aus; ſolche Freundin muß ich haben.

Binchen. O Röschen, liebes Röschen, ſchimpfe mich aus, daß ich ſo übereilt, ſo albern handeln konnte; aber dann leg' auch ein gutes Wort für mich ein —

Röschen. Wie? ich? Ein gutes Wort einlegen?

Binchen. Ja, weil Du ſein Zutrauen haſt. — O Röschen, daß Du mich tadelſt, iſt gut; aber einer Freundin muß man auch vergeben, und ihr zum Glücke verhelfen.

Röschen. Vergeben! Was das für Worte ſind!

ſind! Ich *will* es Dir nicht vergeben. Und beſſen ſogar! — Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. — Denkſt Du denn, daß es ſo leicht iſt, herauszugeben, was man einmal hat?

Binchen. Ich habe ihn aber eher gehabt, und kenn' ihn ſchon lange.

Röschen. Eher? — Bei der großen Ueberſchwemmung — er war erſt zwölf Jahr alt — da hat er mich ſchon durch's Waſſer getragen.

Binchen. Und bei dem großen Brande — wohl zwei Jahr früher — da hat er mich durch's Feuer getragen, durch's Feuer!

Röschen. Und wenn auch; *mich* hat er erwählt, und ich hab' es ſchriftlich.

Binchen. O Röschen, ſag' das nicht, Du machſt mich unglücklich.

Röschen. Biſt Du ihm *auch* gut geweſen, warum haſt Du es mir verſchwiegen?

Binchen. Ach! Ich dachte immer, wenn es erſt andere wüßten, würde ich ihn weniger lieben.

Röschen. Ha — nun ſeh' ich Deine Falſchheit, Deine Verſtellung. O es iſt unerhört, es iſt ſchrecklich! Geh' mir von der Seite, Du haſt nie etwas getaugt.

Binchen. Du redeſt unvorſichtig. Denkſt Du, daß ich kein Gefühl habe? Du biſt entſetzlich,
großherrſchig biſt Du, grauſam!

Röschen. Schweig' nur, Du Heuchlerin, Du Verſteckte, Du gleißneriſche Mamſell!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Friedrich (tritt zwiſchen ſie).

Friedrich. Friede! Friede! Was iſt? Was —

Binchen. Ach! Fritz, willkommen, lieber Fritz.

Friedrich. Binchen, ach!

Röschen. Was ſeh' ich!

Friedrich. Doch nein —, nun Du ſo gehandelt haſt, nun will ich Dich auch nicht.

Binchen. Ach! wenn Du es weißt, ſo vergieb mir; ich war böſe auf Dich, ich war nicht bei mir ſelbſt. Nun hab' ich Dir verziehen, vergieb auch mir.

Friedrich (nimmt Felleiſen und Zitter). Franz iſt gegangen; denkſt Du, daß ich keine Ehre im Leibe habe?

Binchen. Mein Gott, Fritz, iſt das Dein Gruß?

Röschen. Franz! wo iſt er? Will er mich doch verlaſſen?

Friedrich. Nur keine lange Ration, Franz iſt fort über alle Berge, und damit Ihr ſeht, daß ich mich auch nicht lumpen laſſe, Adje!

(ſeitwärts ab)

Binchen. Fritz, um's Himmels willen! ſieh' meine Thränen, ſieh' meinen Schmerz.

Röschen. Sag' Franzen, daß ich ſterbe.

Friedrich. (ſingt in der Ferne) »Ohne Dich kann ich wohl leben, ohne Dich kann ich wohl ſeyn.«

Eilfter Auftritt.

Röschen. Binchen. (ſinken jede auf eine Raſenbank einander gegenüber)

Binchen. O das iſt grauſam!

Röschen. Ich unglückliches Mädchen! (Pauſe) Binchen, Du liebſt dieſen Knappen? Liebſt Du denn Beide?

Binchen. Ach! Einen kenn' ich nur, den Einen lieb' ich nur, und hab' ich den Einen verloren, ſo hab' ich keinen — keinen Menſchen mehr —

Röschen. Warum verlangſt Du denn Franzen von mir, und haſt mich ſo darum gequält?

Binchen. Ach! Franz mag ein guter Menſch ſeyn, aber ich begehr' ihn nicht, Fritz iſt mir lieber.

Röschen. Und es iſt auch nicht wahr, daß Du ihn ſchon lange kennſt, und daß er Dich durch's Feuer getragen hat?

Binchen. Fritz hat mich durch's Feuer getragen. — Ach! ſo war es ſonſt.

Röschen. Das ſollte mich recht freuen. Aber, Binchen, haſt Du ihm denn nicht den ſchönen Spiegel geſchenkt?

Binchen. Fritz gab mir dies Pfand, aber — es ſollte ja ſo ſeyn — ich mußte es in den Brunnen werfen.

Röschen. In den Brunnen? Warum denn?

Binchen. Du fragſt noch? Ich denke, Du weißt es [illegible]

Röschen. Daß Du ihn Franzen geſchenkt haſt, das weiß ich; er hielt ihn hoch in der Hand, und war recht böſe auf mich.

Binchen. Das verſteh' ich nicht; Franzen ſah' ich mit keinem Auge; aber in den Brunnen habe ich geſehn; ach! ich wollt', ich hätt' es nicht gethan. (ſie ſetzt ſich zu ihr) Es ſtrudelte und ſchäumte —, er lebt, ſagt' ich; aber plötzlich — ach! ich zittere noch, wenn ich daran denke.

Röschen. Nun, was war denn?

Binchen. Eine Stimme kam aus dem Brunnen: »Was ſtörſt Du meine Ruh? Sag' an, was ſucheſt Du?« Wie ich fort will, bin ich feſt gebannt. Unten brauſt' es, wie die offenbare See, und die Stimme ruft' wieder:

Er lebt, er lebt, doch nicht für Dich,
Das wilde Meer brauſt fürchterlich;
Er hat Dein Bildniß hier verſenkt,
Und hat die Ehre Dir gekränkt.

Ich bin wie von Sinnen, denk', es iſt alles nur ein Traum, da tobt es wieder, und iſt nicht anders, als wenn eine ganze Stadt einſtürzte und große Ströme drüber her; und ich höre deutlich die Worte:

Er iſt nicht weit zu dieſer Friſt,
Und doch wohl tauſend Meilen iſt;
Nur auf die Wieſe hingeſchaut,
Da geht er ſchon mit ſeiner Braut.

Was erblick' ich! Die Sonne ging eben auf, und im hellen Sonnenſchein ging Fritz mit Röschen auf der Wieſe. Nun glaubt' ich alles, nun that ich alles. Wirf Dein Pfand in den Brunnen, ſagte der Geiſt; und ich warf es hin; aber es durchdrang mir Mark und Bein. Röschen, Röschen, warum haſt Du mir das gethan?

Röschen. Ach! ich bin ja auch unſchuldig. Der Geiſt wollte mir einen alten häßlichen Mann aufdringen — er hat mir auch ſein Bild im Waſſer gezeigt — den möcht' ich nicht; und wie ich mich ſo habe, da iſt es auf einmal, als thäte der Felſen ſich auf, ein Knappe tritt hervor, — es war Dein Fritz, ich kannt' ihn nicht.

Binchen. Und Franzen willſt Du nun nicht?

Röschen. Möcht' ihn gern, aber er haßt mich, ſeit er Dein Andenken trägt.

Binchen. O Gott! Wer gab es ihm? — — Der Geiſt — ach! — Röschen, ich bin verloren; der Geiſt hat meine Treue geprüft, und ich bin nicht beſtanden.

Röschen. So ſag' ich auch, Binchen. — O daß ſie doch wieder kämen!

Binchen. O daß ſie doch wüßten, wie ſehr wir ſie lieben, ich den Fritz, und Du den Franz.

Röschen. Und daß wir unſchuldig ſind. —

Binchen. Warum mußt' ich auch ſo ſchnell mich von ihm wenden!

Röschen. Warum ließ ich auch ſo bald mich bethören! — Nun ſind ſie weit von hier.

Binchen. Sind tauſend Meilen weit.

Röschen. Und kommen nimmer wieder.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Friedrich und Franz (ſind unvermerkt über das Gebirge gekommen, ſitzen auf einer Felſenſpitze, und ſchlagen frölich die Zitter).

Binchen. Was iſt das?

Röschen. Was klingt da?

Binchen. Sie ſind es.

Röschen. Sie kommen wieder.

Binchen. Fritz, ich ſehe Dich.

Röschen. Franz, ich höre Dich.

Binchen. Ach kommt doch.

Röschen. Kommt doch herunter.

Fritz. Franz, da iſt mein Binchen.

Franz. Fritz, da iſt mein Röschen.

Beide (eilen herunter). Unſere Mädchen, unſere Bräute!

Binchen. Sie kommen wieder.

Röschen. Sie wollen uns verzeihn.

Fritz. Liebes Binchen!
Franz. Liebes Röschen!

Binchen. Darf ich Dich wieder freundlich begrüßen?

Röschen. Darf ich Dich wieder heiter anſehn?

Fritz und Franz. Glück auf! Mädchen und Vaterland!

Fritz. Wir ſehen ſie wieder!

Franz. Nach fünf Jahren endlich.

Binchen. Darf ich Dir wieder gut ſeyn?

Röschen. Darf ich Dich wieder mein nennen?

Fritz. I warum denn nicht?

Franz. Du fragſt noch?

Binchen. Biſt Du nicht mehr böſe?

Röschen. Willſt Du es mir vergeben?

Fritz. Böſe? Warum denn?

Franz. Vergeben? Was denn?

Binchen. Weil ich vorhin — vorhin Dich verleugnet.

Röschen. Daß ich vorher — Dich faſt verkannte.

Fritz. Vorhin?

Franz. Vorher?

Röschen. Da Du ankamſt.

Binchen. Da Du auf der Wieſe gingſt.

Franz. Mädchen, was iſt Euch?

Fritz. Was ſprecht Ihr für Zeug? Jezt eben kommen wir ja, jezt.

Franz. Stracks aus dem Erzgebirge. — Nun, Röschen, wie geht's Dir?

Fritz. Binchen, was machſt Du noch?

Röschen. Wenn Du willſt, ſo iſt alles gut.

Binchen. Biſt Du es zufrieden, ſo iſt alles vergeſſen.

Fritz. Vergeſſen? Ich weiß nicht, was Du willſt.

Franz. Ihr ſprecht ja ſo räthſelhaft. — Fritz, ſeh' Dich um; es ſind doch die Bäume, es ſind doch die Berge, wir träumen doch nicht?

Fritz. Seit fünf Jahren ſeh' ich ſie zum erſtenmal wieder, doch erkenn' ich alles ganz deutlich —, hier iſt meine Heimath, hier iſt mein Liebchen.

Franz. Was iſt die Glocke?

Röschen. Sieben Uhr.

Franz. Da ſind wir von Seeleben in drei Stunden hergegangen.

Fritz. Um vier Uhr brachen wir auf; wir ſind wacker marſchirt.

Franz. Nun, was ſteht Ihr verwundert?

Fritz. Warum freut Ihr Euch nicht?

Beide Mädchen. Wir freuen uns ja.

Fritz. Kommen wir etwa zu ſpät?

Franz. Iſt es Euch leid um unſere Liebe?

Die Mädchen (treten näher mit ängſtlicher Freude). Nein, ach nein!

Röschen. O wie freu' ich mich! Nur —

Binchen. Wie froh bin ich! Aber —

Fritz. Was für Bedenklichkeit?

Franz. Redet, was iſt Euch begegnet?

Röschen. Ihr kommt ſo eben, ſagt Ihr?

Binchen. Und ſeyd doch vorhin ſchon hier geweſen.

Röschen. Hattet Euch verunzürnt.

Binchen. Und waret böſe auf uns.

Fritz. Wir? uns verunzürnt? Ha ha ha ha!

(er ſchüttelt Franzen die Hand) Brüderchen, höre doch.

Franz. So lange wir wandern, noch nicht.

(Fritz hat unvermerkt Binchen wieder den Spiegel angehangen)

Binchen (wird ihn gewahr). Ach! Was iſt das?

Röschen. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Fritz. (zu Franzen leiſe) Einen beſſern Ausgang konnten wir nicht finden.

Binchen. Was ich doch mit Ohren hörte!

Röschen. Was ich doch mit Augen ſah!

Fritz. Ihr Mädchen, ſetzt uns keine Grillen in den Kopf.

Franz. Man muß ſonſt ſo allerhand vermuthen.

Fritz. Habt Ihr etwa ein Unglück gehabt?

Franz. Oder eine Erſcheinung, eine Ahnung?

{**Binchen.** Ach ja, eine Erſcheinung!
{**Röschen.** Ach ja, eine Ahnung!

Binchen. Hier habt Ihr gewankt.

Röschen. Hier habt Ihr geſprochen.

Fritz. Ha ha ha ha! Was doch die Maſchination thut!

[illegible]

Franz. Das mondſüchtige Weſen, das Aufſtehen im Schlafe!

Binchen. (bei Seite zu Röschen) Sollte etwa der Brunnen — —?

Röschen. Ganz gewiß.

Binchen. Wir wollen es nur geſtehen.

Röschen. Wir haben in den Brunnen geſchaut.

Binchen. In den Zauberbrunnen.

Franz (ſieht hinein). Ha ha ha! Da haben wir's. Binchen, Röschen, eine Larve hängt hier im Geſträuch. (er nimmt ſie herauf) Seht, das hat ein Schalk gethan.

Röschen. Franz, nun ja — ich habe geſchlafen.

Binchen. Fritz, ich habe geträumt.

(die Mädchen reiben ſich die Augen)

Röschen. Wir wünſchen es ja, warum ſollten wir es denn nicht glauben? (zu Binchen) Mach' ja die Augen recht groß, daß ſie uns nicht wieder entwiſchen.

Binchen. Ob ich träume, oder ob ich wache, das weiß ich ſelbſt nicht; aber ich glaube, Fritz, daß Du mich liebſt.

Röschen. Franz, wie Du mich.

Fritz. O Binchen, } auf ewig!
Franz. O Röschen, }

J. S. Schütz.

II.

Diego Manzanares.

Nach dem Spaniſchen.

a
n
di
ze
da
N
N
nb
nie

Sch
zu
te,
tief
ung
brach
ſchw

Zu den Zeiten, da Ferdinand die Mauren
aus Spanien vertrieb, kämpfte unter seinen Fah-
nen Don Diego Manzanares. Das Herz
dieses tapfern Kriegers war edel, wie das glän-
ende Geschlecht, von welchem er abstammte; selbst
er große Feldherr Gonsalvo nannte unter den
amen der kastilianischen Helden Don Diego's
amen mit wärmerer Achtung; Ferdinand
ber nannte ihn einen kostbaren Edelstein in Spa-
ens Krone.

An einem Abend, der dem Tage einer blutigen
hlacht folgte, blieb Diego, als sein Muth ihn
weit in Verfolgung der Feinde hingerissen hat-
mit einem kleinen Theil des Heeres in einem
ten Walde abgeschnitten. Die Wege durch das
gebahnte Dickicht waren unsicher, die Nacht
ch herein und war bewölkt; verschleiert vom
pärlich fallendem Flor, warf der Mond einen

ungewiſſen Schimmer, deſſen ſchwaches Zwielicht nur diente, den Irrenden tiefer hin in den grauenvollen Wald zu verleiten. Seine ſanfte Klarheit floß nicht, wie in heitern Nächten, deren unmahlbare Schönheit jedes leiſeſte Gefühl der Seele weckt, durch feiernde Thäler leicht und ſilberwallend dahin; ſie ward dem einſamen Pilger nicht ein freundlicher Leitſtern auf ſeinem Wege, ein Bote der friedlichen Ruh in der Heimath, des ſanften Schlummers, welcher in der ſtillen beſchatteten Hütte ſein wartete. Schwache Blitze kreuzten durch die fliehenden Gewölke, und die Gefilde waren düſter, wie der trauernde Himmel.

Manzanakes, deſſen großer Seele die Furcht unbekannt war, ſammelte mit feſter Stimme durch einen einzigen Ruf die Seinen um ſich her, und befahl ihnen, in dieſen dichten Schatten zu verweilen, damit die ermüdeten Roſſe ruhen möchten. Er war indeſſen abgeſtiegen und wandelte auf und ab; die Unthätigkeit dieſer wenigen Minuten dünkte ihm ſchon ein Jahrhundert, es ward ihm Pein, entfernt von den Fahnen des Heers, in dieſer müßigen Ruhe zu bleiben. »Wo

»kämpft jezt Gonſalvo?« rief er mit edlem Feuer; — »o möchten wir noch, wie vor einigen Stunden, Gefahren und Siege mit ihm theilen, die uns hier nicht erwarten, in dieſem ſchimpflich beſchützenden Dunkel!« —

Aber vielleicht erwartet der Tod Dich hier! rief eine Stimme, furchtbar, wie der Donner in hohlen Felſenklüften ſchmetternd wiederhallt. — »Zum Siege, Kaſtilianer,« ſprach Diego, indem er ſich raſch auf's Pferd ſchwang, »es ſind die Mauren, welche ſich uns nahen!« — Alle ſchwangen ſich im Augenblick ſchnell wieder auf die Roſſe; ihre ehernen Rüſtungen tönten, wie wenn der Nordwind durch Eichenwälder brauſt, und ſie erhoben muthig das Feldgeſchrei.

Ein heulender Windſtoß verjagte jezt die Gewölke, und der Mond trat hervor, die ſchauervolle Scene der Nacht zu beleuchten. Diego, kalt und kühn, auf ſeine Lanze gelehnt, ſah einen Ritter in mauriſcher Tracht auf ſich losſprengen. Seine Rüſtung war äußerſt prächtig; große Diamanten funkelten am dunkelgrauen, mit Hochroth vermiſchten, Federbuſch, der ihm vom ſtolzen Bunde wehte; im grauen Schilde trug er ein Herz in Flammen, mit der Umſchrift: »ſie verlöſchen nie.« Er ſprengte auf Diego mit eingelegter Lanze zu — ſeine Mauren folgten ihm, und ein Regen von Pfeilen fiel auf die Kaſtilier — »Ferdinand und Gonſalvo!« rief Manzanares den Seinen zu, warf ſein Pferd herum, und die Lanze ſeines Gegners zerſplitterte an ſeinem Bruſtharniſch, wie der ſchwache Stengel einer Lilie zerknickt, wenn ein rauher Sturmwind über ſie hinbrauſt.

»Zieh' Dein Schwerdt, Maure,« rief Manzanares, »dieſer Kampf iſt mehr als ein bloßes »Spiel mit Lanzen.« Die Schwerdter blitzten im Mondſchein, der mauriſche Krieger kämpfte wie ein junger Löwe, der aus Numidiens Sandſteppen auf den furchtbaren Tieger daher fällt; aber ſchon floß in mehreren Strömen ſein Blut, und Diego war noch nicht verwundet.

Indeſſen neigte ſich der Sieg auf die Seite der Kaſtilianer; die Mauren waren entweder getödtet oder verwundet; die übrigen entflohn. »Ergieb

»Dich!« rief Diego ſeinem Gegner zu; »Dein »Blut fließt — blicke um Dich und ſieh, daß Du »faſt allein kämpfeſt.«

»»Wer darf fordern, daß ich mich ergebe««? ſprach der Maure mit ſtolzer Kühnheit. Er nahm alle Kräfte zuſammen und führte einen ſo heftigen Streich auf Diego's Haupt, daß er ihm den Helm ſpaltete; aber im nehmlichen Augenblick entführte ihm dieſer mit nervigem Arm das Schwerdt, daß es weithin durch die ziſchende Luft fuhr. »Willſt Du auch wehrlos Dich dennoch nicht »ergeben?« — ſprach der tapfre Kaſtilier; »Tödte »mich!« rief der Maure.

»Ich bin Diego Manzanares,« ſprach der edle Kaſtilier, »es wäre mir ſchimpflich, einen wehrlo»ſen Feind zu tödten. Iſt Deine Freiheit Dir »lieber als Dein Leben, ſo nimm hier ein Schwerdt, »ſie länger zu vertheidigen!« Er riß einem Krieger das Schwerdt aus der Hand, und reichte es dem jungen Ritter.

»»Ja, Du biſt Diego Manzanares — Du biſt »»es, — an dieſem Edelmuthe erkenn' ich Dich! —

»»Nun habe ich mit Ruhm gekämpft, — ein »»ſolcher Sieger iſt es werth, daß Zamet » » —

Seine Kräfte verließen ihn hier, der häufige Verluſt des Blutes hatte ihn erſchöpft, er wankte auf ſeinem ſchwer verwundeten Pferde, und kaum hatte man noch die Zeit, ihn vom Fallen zu retten; er ſank aus den Armen ſeiner Retter ohnmächtig auf den Raſen. »Edelmüthiger Held!« ſprach Diego. »Auch im Sterben war es ihm »nicht möglich, das Wort überwunden auszu»ſprechen. Aber vielleicht bedecken die Schatten »des Todes ſein Auge noch nicht.«

Er lebt, rief einer der Krieger, er athmet noch!

»O ſo ſucht ihn zu retten,« ſprach Diego, »wenn es möglich iſt.«

Er ſtieg vom Pferde, nahte dem jungen Mauren und ſah, daß er wirklich noch lebte; — in ſeinen Armen verband man den Verwundeten. Die Krieger verfertigten eine Tragbahre von Zweigen, worauf ſie ihn ſanft legten. Er öffnete die Augen — ſein ausdrucksvoller Blick ſchien mildere Empfindungen zu verrathen; bald aber ſchloß er dieſe Augen wieder mit einem tiefen Seufzer, und Diego hörte, daß er voll ſchmerzhafter Gefühle den Namen Almerine ausſprach.

Jetzt zogen die Kaſtilianer im ernſten Schweigen in dichtgeſchloſſenen Zügen den Weg, welchen Manzanares mit entblößtem Schwerdt ſie führte, und der Hufſchlag ihrer Roſſe tönte mit dumpfem Schall durch den einſamen Wald. Aber allmählig zerſtreute ſich das Gewölk, freundliche Geſtirne traten aus dem öden Dunkel, und der Mond erhellte die Schatten des Waldes mit ſeinem lieblichen Glanze. — Endlich wallte der leichte Schleier der ſilbernen Dämmerung daher, der Morgenſtern glänzte, die nahe Frühe verkündigend; einzeln erwachte der Geſang zwitſchernder Vögel im Haine; da tönte ſchmetternde Kriegsmuſik aus der Ferne. Unwillkührlich erhob Diego's Arm das Schwerdt, dann lauſchte er, und ließ es wieder ſinken. »Die Mauren nahen!« riefen einige Stimmen im kleinen Trupp, den er führte, und ſchon zogen alle muthig die Schwerdter. — »Haltet ein, Kaſtilier!« ſprach Manzanares; »es iſt vielleicht der Wunſch eurer Tapfer-

»keit; aber es ſind Freunde, die uns nahen. In »wenigen Minuten vereinigen wir uns wieder »mit dem Heere.«

Er hatte ſich nicht geirrt; kaum ſtieß er auf den Vortrupp und rief mit lauter Stimme: »Hoch »lebe Ferdinand und Iſabella!« als von Reihen zu Reihen ihm das Freudengeſchrei antwortete: »Diego Manzanares! Hoch lebe der edle Don »Diego!«

Gonſalvo ſelbſt führte dieſen Haufen, und kehrte jezt erſt mit ihm von der Verfolgung des mauriſchen Heers zurück. Die beiden Helden begrüßten ſich mit der innigſten Freude, denn ſchon hatte das kaſtilianiſche Heer den tapfern Diego verloren gegeben; unter die Ueberwundenen hatte Gonſalvo ihn nicht gezählt, deſto gewiſſer aber unter die Todten. Die Freude ihres Wiederſehens war daher um ſo größer, je unerwarteter ſie in dieſem Augenblick beiden war.

Das goldne Frühroth brach aus den Gewölken, wie ein ſtrömender Quell aus beſchatteten Felſengebirgen bricht; die Waffen der Krieger ſtreiften den hellen Perlenthau der Frühe von duftenden Zweigen. Jezt tauchte ſich hoher wallender Purpur von Oſten in die lichte Welle eines lieblichen Fluſſes, der zwiſchen den anmuthigſten Ufern, wie auf einer blumengemahlten Wieſe, ſich ſchlängelte und wankende Roſengebüſche, Mirten und balſamiſche Schatten von Jasmin mit ſeinem erfriſchenden Silber tränkte. Lieblich wehten die Lüfte der Kühle vom Morgenhain her, brachten ſüße Labung dem Krieger, deſſen Stirne Schweiß und rühmlicher Staub der Schlacht bedeckte. Unter dem frohen Getön kriegeriſcher Muſik und dem Freudengeſchrei der Ihrigen zogen Gonſalvo und Diego in das ſpaniſche Lager. Mit nervigem Arm hielten beide das furchtbare Schwerdt der Anführer hoch empor, ihre Augen blizten, ihre Wangen glühten, beſonders Diego's Wange voll männlicher Schönheit — beide hatten das Anſehn, als zögen ſie jezt erſt aus zu leichten Kämpfen; nicht als kämen ſie von mühſam errungenen Siegen zurück.

Man verpflegte den jungen Zamet mit auſſerſter Sorgfalt; ſeine Wunden waren nicht gefährlich und ließen baldige Wiederherſtellung hofſen. Diego ließ ein bequemes Zelt für ihn allein bereiten, er glaubte, ein ſanfter Schlummer würde ihm mehr als alles heilſam ſeyn. Jamets Zelt war dicht neben dem Zelt des tapfern Gonſalvo, und dieſen verließ Manzanares faſt nie.

Beide waren im Geſpräch begriffen, als ſie plötzlich eine ſchmerzhafte Stimme durch die Scheidewand hörten — es war der junge Maure, welcher hingeriſſen von ſeinen lebhaften Gefühlen, mit ſich ſelbſt ſprach: »So bin ich denn hier,« rief er, »hier im Lager der Chriſten, und nur »Manzanares Edelmuth ſchützte meinen Arm vor »der ſchimpflichen Feſſel! Bin ich nicht ein Sklave »der Chriſten — ſind Feſſeln nur allein ein Zeichen der Knechtſchaft? Jamet ein Sklave der »Chriſten! — bin ich nicht überwunden; ich, deſſen Bogen und Pfeil nie fehlten im Kampfe gegen den muthigen Löwen; ich, der dem brüllenden Tyger unerſchrocken in's Auge blickte, ihm »dann mit ſicher geführten Spieß die blutdürſtige »Gurgel durchſtach; ich, der bisher im hartnäckigſten Gefecht den Waffen der Ungläubigen Hohn

»ſprach? Es ziemt mir nun, in den Staub zu
»knien, die Feſſeln meines Ueberwinders zu em-
»pfangen — — — o Zamet!«

»Aber wie?« fuhr er nach tiefem Seufzen
fort, »iſt nicht Manzanares mein Ueberwinder,
»und hat er mich nicht durch ſeinen Edelmuth
»mehr als durch ſein Schwerdt beſiegt? — Iſt
»es ſchimpflich, einem Helden wie dieſen zu wei-
»chen — ward ich überhaupt wohl beſiegt? —
»Meine Kräfte floſſen mit meinem Blut dahin,
»ſonſt hätte ich mir dennoch das Schwerdt, wel-
»ches er mir reichte, in die Bruſt geſtoßen, —
»nein, wer zu ſterben weiß, darf nicht ein Ueber-
»wundner genannt werden!«

Gonſalvo und Manzanares, indem ſie
einander anblickten, bewunderten ſtill den Helden-
muth des jungen Mauren. »So waren wir,«
ſprach endlich Gonſalvo, »als die erſte Blüte
»der Jugend uns mit dem Feuer beſeelte, das
»Schwerdt zu führen; nur ſolche Feinde ſind der
»Helden unſers Vaterlandes werth! Manzanares,
»ich könnte Dich um dieſen Gefangnen beneiden!
»Im Namen unſrer Beherrſcher geb' ich ſein Ge-

»ſchick in Deine Hand; Dein großes Herz wird »ihn würdig zu behandeln wiſſen. Aber wie? »Sein edler Schmerz geht in Klage über — — er »ſcheint Thränen zu vergießen.« — — —

Wirklich vergoß Zamet Thränen. »Warum »dir allein jedes Gefühl meiner Seele,« ſo rief er; »dir allein, unbiegſamer Stolz? — Iſt nicht »mit meinem Ruhm, mit meiner Freiheit auch »ſie für mich verloren, die ich mehr als mein »Leben liebe? — — Almarine, nur Du konnteſt »das Auge weinen lehren — ich fühle, daß ich »von Dir getrennt bin, und weine die erſten Zähren, ſeit dem entflohnen Traume meiner Kindheit! — Ich liebe Dich ſo innig, Almerine — »ich hätte einer Welt um mich vergeſſen, wenn »mein Auge an Deinen himmliſchen Blicken hing, »wie das Auge des Adlers wonnetrunken am goldnen Licht der Sonne hängt! Auch Du weineſt »jezt gewiß um mich, — Du wähneſt mich unter »den Todten, welche rühmlich ſtarben, und ich lebe »noch, während die ſchimpfliche Feſſel mich drückt! — »Und wirſt Du nicht endlich dennoch meiner vergeſſen? Deine Schönheit wird tauſend Jünglinge

»um Dich ſammeln, nicht edler, nicht zärtlicher, »als Zamet, aber auch nicht überwunden, nicht »zum Dunkel der Knechtſchaft erniedrigt, wie er.«

Gonſalvo und Diego wollten ihn nicht länger dieſen quälenden Phantaſien überlaſſen, und gingen zu ihm in's Zelt. Sie fanden ihn verloren in finſtern Träumen, die Arme kreuzweis über der Bruſt liegend und das Haupt geſenkt, wie eine Lilie am ſchwülen Mittag ſinkt; ſo blickt' er ſtarr auf den Boden. Er ſchreckte, wie aus einem Schlummer, auf, als die Feldherren herein traten, dann betrachtete er beide einige Zeit mit prüfendem Blick. »Du biſt Manzanares,« ſprach er zu Don Diego, »Zamets Ueberwinder, wenn er »anders überwunden ward, und jener — o mein »Auge und meine Ahnung trügen mich nicht — »jener iſt der furchtbare Gonſalvo!«

Zamets Anblick ſetzte ſeine Sieger in Erſtaunen, nie hatten ſie einen Jüngling von edlerer Schönheit geſehen. Sein ſchwarzes flammendes Auge hatte im Kampfe dem Bliz aus dunkeln Wolken geglichen, aber jezt war ſein Feuer gemildert von den Thränen, welche der Schmerz ei ner unglücklichen Liebe ihm erpreßte; — Da glich es der Sonne, wenn ſie aus trauernden Gewölken nur zuweilen mit blendendem Strale hervorbricht. Schlank war der Jüngling, wie die edle Palme; Hoheit thronte auf ſeiner offenen Stirn, dennoch umſchwebte ein Zug ſanfter Milde den Mund, ſchöner, als die halbgeöffnete Roſe im Schatten eines blühenden Quellenufers. — Die beiden Helden, welche auf Schlachtgefilden dem drohenden Tode oft kalt in's Auge blickten, ſahen den Jüngling, und konnten das Gefühl eines zärtlichen Mitleids für ihn nicht unterdrücken, wünſchten es auch nicht — wahrer Heldenmuth ſtreitet nicht mit den ſanfteren Gefühlen eines empfindenden Herzens, und die Thräne der Menſchlichkeit ziert auch des tapferſten Kriegers Auge.

»Jüngling,« ſprach Gonſalvo zu ihm, »die Natur fand entweder Gefallen daran, alle die Dich ſahen, durch Dein Aeußeres zu täuſchen; oder in Deinen Adern fließt ſehr edles Blut.«

»Das Blut der Abencerragen!« unterbrach ihn Zamet lebhaft.

Gonſalvo blickte ihn bedeutend an, und ſah dann wieder eben ſo auf Manzanares. Er empfand, daß Jamet von dieſem Blut entſproſſen, der Krone Kaſtiliens ein ſehr gefährlicher Feind werden könnte, aber er dachte dieſen Gedanken nur die flüchtige Dauer eines Augenblicks hindurch, dann ſprach er weiter: »auch ohne Deine Worte würde ich nicht daran gezweifelt haben. Dieſer Federbuſch, welcher ſtolz von Deinem Haupte wallt, winkte immer in den vorderſten Reihen der Schlacht, im Rückzuge ſah ich ihn nie. — Manzanares,« ſprach er lächelnd zu ſeinem Freunde, »er wird uns künftig das Zeichen eines ſchweren Sieges ſeyn.«

»Jamet,« ſprach Don Diego zu dem Jünglinge, »im Kampf waren wir Feinde, aber hier laß uns Freunde ſeyn! Oeffne mir Dein Herz und ſage mir, wünſcheſt Du die Rückkehr zu den Deinen? — Unwillkührlich hörten wir die Worte, welche gekränkter edler Stolz und Zärtlichkeit Dir auspreßten. Du biſt von einer Geliebten getrennt.« — —

Hocherröthend ſprach Jamet: »Wenn Ihr mich klagen hörtet, Ihr Helden, ſo nennet wenigſtens

»meine zärtliche Liebe nicht Schwäche. — Ihr ſahet Almarinen nie!«

— »Betrachte,« ſprach Manzanares gefühlvoll, »den Federbuſch meines Helms; ſeine Farben ſind dem Deinigen ähnlich — beide drücken feurige Liebe aus *). Das Herz des edlen Spaniers ehrt die Gefühle der Zärtlichkeit, wie es den Heldenmuth ehrt. — Gieb mir Dein Wort, daß Du wieder kommen willſt, Deine Freiheit zu löſen; und ſobald Deine Wunden geheilt ſind, ſey es Dir vergönnt, zu Deiner Geliebten zurück zu kehren.«

»So ſehe ich Morgen ſie wieder; Morgen, wenn die roſige Frühe erwacht!«

»Aber Du biſt verwundet.«

»Ich fühle keine Schmerzen mehr! — Auf mein

---

*) Man wird ſich erinnern, daß noch heut zu Tage unter den morgenländiſchen Völkern gewiſſe zuſammengeſtellte Farben, Blumen u. dergl. dazu dienen, ſich einander, beſonders in Herzensangelegenheiten, verſtändlich zu machen. Die zu dieſer Abſicht beſtimmten Zeichen — gewöhnlich Blumen — nennt man Selam. Dieſe Kunſt hat ihren Urſprung von den Arabern.

»mein bloßes Wort, edle Kaſtilier, vergönnt Ihr »mir alſo die Rückkehr zu ihr?«

»Auf Dein Wort,« ſprach Manzanares.

»So gelob' ich Euch, ich kehre wieder, meine »Freiheit zu löſen — und nun entlaßt mich! Je»der Augenblick Verzögerung wird meinem Herzen »zur Qual — der morgende Tag war zu dem »Feſte beſtimmt, das uns auf ewig verbinden »ſollte! — Entlaßt mich, edle Feldherren!«

»So entlaſſen wir Dich nicht,« ſprach Manzanares mit edler Würde, »ſo nicht, wie einen »Gefangnen!« — Er rief, und auf ſein Geheiß führte man eins der ſchönſten Roſſe Andaluſiens vor das Zelt; es wieherte muthig, ſchüttelte die Mähnen und hob mit Wohlgefallen die ſtolzen Schenkel. Zamets Auge blitzte voll Freude, als er es ſah. — Gonſalvo umarmte ihn ſchweigend, und reichte ihm ein Schwerdt. Zamet beugte ein Knie vor ihm und rief mit unbeſchreib-ichem Ausdruck in Blick und Stimme: »ich vermag Dir nicht zu danken!«

Jezt rüſtete er ſich, und beſtieg ſein ſchönes Pferd. Des Jünglings edler Anſtand hatte viele der ſpaniſchen Krieger um ihn verſammelt — jezt, da ſie ihn das muthige Roß bändigen ſahen, erhob ſich unter ihnen ein lautes Freudengeſchrei; ſtolz auf ſeinen Reiter, ſchien es den Augenblick nicht erwarten zu können, wo ihm das Zeichen zum ſchnellen Lauf gegeben ward. »Lebet wohl!« rief jezt Zamet; und wie der edle Falk, der Stimme des Jägers gehorſam, die Lüfte theilt, ſeinem Raube nachzueilen, ſo flog ſein muthiges Roß mit ihm über die weite Ebene, — in wenigen Augenblicken hatten ihn Diego und Gonſalvo aus dem Geſichte verloren. Sie ſahen ihm immer noch nach, als ſich der lezte Wiederhall vom Hufſchlag ſeines Roſſes ſchon in der weiten Entfernung verloren hatte; endlich rief Manzanares: »Welch ein Jüngling! — Er iſt des edel»ſten kaſtilianiſchen Blutes werth — was ſage ich? »Er iſt des Thrones werth — Ferdinand ſelbſt »wäre ſtolz auf einen ſolchen Sohn.«

Zamet flog im raſcheſten Trab' über die Gefilde hin, ſein feuriges Roß ſchien ſeine Ungeduld zu theilen, denn kaum berührte ſein Fußtritt den zarten Raſen. Früher, als er es ſelbſt für möglich gehalten hatte, ſah er die Gefilde von Granada wieder, das einzige mauriſche Gebiet, welches damals noch nicht im Beſitz der Chriſten war Die Nacht war angebrochen, mondhell und lieblich ſank ſie; freundlich leitende Geſtirne beſtrahlten ſeinen Weg zum ruhigen Thale, wo er ſeine Almerine wieder ſehen ſollte.

Hier bewohnte ſie einſam, mit Omar, ihrem Vater, einem ehrwürdigen ſilbergelockten Greiſe, das kleine Landhaus, welches aus duftenden Schatten hervorblickte, lieblich, wie eine Roſe aus dem Grün ihrer zarten Geſträuche glüht. Zamet band ſein Pferd an einen Baum und wollte hier den Morgen erwarten, doch naht' er der Pforte, welche den Eingang zum Garten verſchloß. Er fand ſie offen, und ſtarres Erſtaunen bemächtigte ſich ſeiner Seele. — — Dieſe Pforte führte zu dem Aufenthalt, welchen, außer den Verwandten, dem Gatten oder dem Verlobten, niemand zu betreten wagen durfte, zur Wohnung der Frauenzimmer. Aengſtlich ſchlug ſein Herz, — er vermochte nicht, eine Regung geheimer Eiferſucht zu unterdrücken, — »wer konnte,« ſo dachte er, »wer

»durfte zu dieſer nächtlichen Stunde die Pforte »öffnen? War es Almerine? o! ich wage den »Gedanken nicht zu denken.« — —

Er ſchlug einen ſchattigen Gang ein, wo Orangen und Granatbäume ſich wölbten, und die ſilbernen und purpurrothen Blüthen freundlich vermiſchten, wie Roſen und Lilien ſich freundlich auf den Wangen der Unſchuld vereinigen. Des Mondes Silberſtrahl wallte nur ſchwach durch die lieblichen Schatten, und ſpiegelte ſich mit ſchwermüthig ſüßem Licht in einem klaren Springbrunnen, der dort auf blühenden Raſenſtücken glänzte, und in den funkelnden Thautropfen, welche an den Geſträuchen hingen, oder im duftenden Kelch der Blumen perlten. Das Lied der zärtlichen Nachtigall, welche aus entfernten Gebüſchen um die ſchöne Roſe ſeufzte *), tönte in allen ſeinen wechſelnden Akkorden für Zamet vergebens; er ſtreifte ungerührt bei der ſchönen herrlichen Nachtſcene

---

*) Die arabiſchen Dichter nehmen an, daß die Nachtigall in die Roſe verliebt ſey. Dieſe liebliche Dichtung giebt ihnen zu vielen reizenden Schilderungen Anlaß.

vorüber, denn ſein Herz empfand die Quaal, welche ſich ſo oft mit den Schmerzen der Trennung von einem geliebten Gegenſtande vereint, die Quaal geheimer, zärtlicher Eiferſucht. So gelangte er endlich zu einer Laube von Geißblatt und Roſen, durch ihre ſanft verſchränkten Zweige erblickte er Almerinen, — er ſchwieg, ſein Herz war gepreßt.

In dieſem Augenblicke tönt aus der Ferne durch die Stille der Nacht das Stampfen vom Huf ſeines ſchönen Pferdes; ungeduldig ſcharrte es und wieherte, vom raſchen Lauf ſo wenig ermüdet, als hätt' es die Flügel des ſchnellen Adlers gehabt. Aengſtlich fuhr Almerine empor — »was iſt das? Ich höre das Stampfen eines Roſſes, als ob ein Reiter ſchnell heranſprengte! — »Biſt Du es? biſt Du es, o mein Zamet?« — Sie wollte auf, ihm entgegen; aber plötzlich ſchreckte ſie zurück. — — »Was wollt' ich thun, »ich Unbeſonnene? durch die öde Stille der Nacht »mich wagen, — vielleicht in die Hand eines Räubers oder eines Feindes fallen. — Ach, ſchon

»hör' ich nichts mehr, — das Geräuſch verhallt, »und Jamet kehrte nicht wieder.«

Schwermüthig blickte ſie zum Himmel, ſchwermüthig hing ihr Auge am wandelnden Mond. »Dein freundlicher Lichtſtrahl geleitete ihn nicht »in die Arme der wartenden Geliebten!« — Eine ſanfte Zähre entrann ihrem Auge und ſchlich langſam den lilienweißen Arm herab, auf welchen ſie ihr Haupt geſtützt hatte. Trunknes Entzücken erfüllte Jamets Seele, er bebte im Uebermaaß der Wonne und vermochte nicht, in ihre Arme zu eilen, — er blieb wie an den Boden gefeſſelt ſtehn; — auch zu ſprechen vermochte er nicht, — die Freude erſtickte ihm die Worte auf den bebenden Lippen. — Indeß ſtimmte Almerine die liebliche Guitarre, welche ſie am Arm hängen hatte — ſanfte, himmliſche Akkorde wandelten durch die ſäuſelnde Nachtluft, und ſie ſang mit reizender Stimme:

Wo irr'ſt Du durch einſame Schatten der Nacht?
Wo biſt Du mein Leben, mein Glück?
Schon ſind die Geſtirne der Nacht

Aus thauenden Wolken erwacht,
Und ach, der Geliebte kehrt noch nicht zurück:

Sey, ſchönſter der Sterne, dem Liebenden hold,
Geleit' ihn mit freundlichem Strahl!
Hier ſeufz' ich und harre noch ſein,
Ich ſeufze verlaſſen, allein,
Und noch rauſcht kein Wandeln durch's ſchweigende Thal!

Was flüſterſt Du quälende Ahnung mir denn:
Ach, daß ich ſein Herz wohl verlor?
Er könnte vergeſſen den Bund,
Den oft mir ſo zärtlich ſein Mund
In ſeligen Stunden der Liebe beſchwor?

»Nie, nie meine Almerine!« rief Zamet, deſſen Entzücken jezt wieder Worte fand. »Ich ſeh' Dich, in dieſen Schatten ſeh' ich Dich — ſie waren oft die Zeugen unſrer zärtlichen Liebe! — O Manzanares, jezt fühl' ich, was Du mit meiner Freiheit mir wiedergabſt.«

Die Liebenden vergaßen in der Umarmung ihres Wiederſehns der ganzen Erde um ſich, aber ein lautes Freudengeſchrei weckte ſie aus ihrer frohen Betäubung. Es waren Almerinens Sklavinnen, welche ſie auf ihrem nächtlichen Spaziergange begleitet und ſich in die Gänge des Gartens zerſtreut hatten; — ſie erkannten jezt Zamets Stimme, und theilten mit unſchuldiger Freude das Entzücken ihrer Gebieterin.

Es war ein glücklicher Zufall, daß ſie jezt nahten, denn in dieſem Augenblicke ſank Zamet gegen die Wand der Laube, — eine ſeiner Wunden hatte ſich wieder geöffnet, und ſein Blut floß über Almerinens Arm, der ihn ſanft umſchlang. Die erſchrocknen Sklavinnen riefen nach Hülfe; man verband Zamets Wunden, man wandte die kräftigſten Heilmittel an; aber eine ſanftere Linderung, als aller heilende Balſam, waren die zärtlichen Thränen, welche Almerine ihrem geliebten Zamet weinte. —

Er genas bald, und Omar wollte nun, die Liebenden ſollten auf ewig vereint werden. Zamet ſeufzte, ſeine Seele ſchien vom innern Kampf erſchüttert. Almerine blickte ihn mit

Erſtaunen an; eine ſchüchterne Zähre bebte in ihrem Auge, wie der frühe ſilberne Thautropfen im Kelch des duftenden Veilchens.

»Zürne nicht, edler Greis,« ſprach Zamet; —
»o Almerine, verkenne meine Zärtlichkeit nicht,
»wenn Du Zeichen des Schmerzens ſiehſt, wo Du
»die höchſte Wonne beglückter Liebe erwarteteſt! —
»Worte ſind zu arm, meine Liebe für Dich aus-
»zudrücken — inniger vermag kein Herz zu lieben,
»als das Herz Deines treuen Zamets! Aber darf
»ich jezt den Gedanken wagen, mein Geſchick mit
»dem Deinen zu verbinden? Omar — Almerine —
»meine Freiheit gehört den Chriſten! — Diego
»Manzanares war mein Sieger! — Zwar gab er
»mir Hoffnung, daß ich meine Freiheit löſen
»könnte; aber er nahm mein unverbrüchliches
»Wort, daß ich wieder in meine Gefangenſchaft
»zurück kehren wolle. — Sollt' ich Dir die Hand
»nun reichen, um bald vielleicht auf ewig von
»Dir getrennt zu ſeyn?« —

Er erzählte dem Greiſe die Begebenheiten jener Nacht, als er, zu ſehr von dem jugendlichen Feuer ſeines Heldenmuthes hingeriſſen, in die Gefangenſchaft der Spanier gerieth; er ſchilderte ihm, mit welcher Großmuth Diego und Gonſalvo ihn behandelt hatten.

»Dann darfſt Du nicht länger zögern, wieder »zurück zu kehren,« ſprach Omar. »Die Chriſten »nennen uns treulos; es iſt Pflicht, ihnen zu zeigen, daß das Wort eines edlen Mauren unverbrüchlich iſt. Handle Du gerecht, — ſind Deine »Ueberwinder großmüthig, ſo wird Zamet, ſo wird »Manzanares ein Beiſpiel ſeyn, daß weder das »Kreuz noch der Turban, daß nur Handlungen »den edlen Mann bezeichnen.«

»Aber Almerine?« ſprach Zamet ſchmerzhaft.

»Ihr Herz mag entſcheiden,« antwortete Omar.

»Es hat entſchieden!« rief ſie lebhaft. »Zamet, hier iſt meine Hand!«

»Almerine,« ſprach Zamet, »einſt war ich einer der edlen Abenceragen, jezt bin ich — ein »Sklave der Kaſtilier.«

»Ich wählte Zamet,« ſprach ſie zärtlich, »ich »wählt' ihn, den Einzigen unter allen, und mein »Herz fragte nicht, ob er für die Feſſel oder den

»Thron geboren war. Was auch Dein Geſchick
»ſeyn mag, Geliebter, ich theil' es, wenn Man-
»zanares, wenn Gonſalvo anders, als großmüthig
»handeln könnten. Wagteſt Du nicht Dein Le-
»ben, um mich wieder zu ſehn? floß nicht über
»dieſen Arm Dein Blut?«

Sie ſank an ſeine Bruſt und weinte eine Thräne der zärtlichſten Empfindung auf ſeine Wangen. Omar ſchloß beide in einer ſanften Umarmung, und noch an dem nehmlichen Tage ward das Feſt ihrer Verbindung gefeiert.

Am Tage darauf legte Almerine eine koſtbare Kleidung an, bedeckte ihr ſchönes wallendes Haar mit einem Schleier und machte ſich fertig, ihrem geliebten Zamet ins ſpaniſche Lager zu folgen. Vergebens bat er ſie, von dieſem Vorhaben abzulaſſen. »Du die Sklaverei mit mir »theilen? Du, die Tochter des tapfern Omar!«

»Deine Gattin,« unterbrach ihn Almerine lächelnd, und verſchloß ihm mit einem zärtlichen

Kuß den̄ Mund. »Laß mich meinem Herzen folgen, Zamet!«

Zamet gab endlich nach; er beſtieg ſein ſchönes, muthiges Roß, und Almerine ritt ein ſchneeweißes, tanzendes Pferd, welches ſie leicht, wie auf Zephirs Schwingen, über den Raſen dahin trug. Es kamen beide, in Begleitung einiger Sklaven, im kaſtilianiſchen Lager an, und wurden, auf ihr Verlangen, in das Zelt des Don Diego Manzanares geführt.

Sobald Manzanares den jungen Zamet erblickte, ſprang er freudig auf und umarmte ihn mit den Worten: »Willkommen, edler Feind! — Aber, wie? Wer iſt dies holde Mädchen an Deiner Hand?«

»Es iſt meine Gattin,« ſprach Zamet, »es iſt Almerine! Urtheile nun, tapfrer Feldherr, ob ſie der Thränen werth war, welche der Gedank' an ewiger Trennung von ihr mir auspreßte. Sie entſagte allem Glück ihres bisherigen Zuſtandes,

»allem Ueberfluß, deſſen ſie von ihrer zarteſten »Kindheit an gewohnt war, um ſogar die Sklaverei mit mir zu theilen, wenn nicht Deine Großmuth — — — ach Manzanares! — Almerine »und Sklaverei! — — Dieſer Buſen, nur der »ſanften Zierde der duftenden Roſe gewohnt, »dieſe Hand, nur gewohnt des Schmuckes köſtlicher Perlen, welche ſie an Weiſſe beſchämte — »ſie ſollten laſtende Feſſeln tragen? — — Und um »meinetwillen? — — —

Almerine unterbrach ihn, indem ſie ſich mit ſanfter Anmuth Don Diego nahte. — »Tapfrer »Feldherr,« ſprach ſie zu ihm, »wenn Du uns »vergönneſt, ein Löſegeld für die Freiheit meines »Gatten zu bieten, ſo würdige uns, zu beſtimmen, »welche Summe Du begehrſt, — dieſe Sklaven erwarten Deine Befehle.«

Auf ihren Wink nahten die Sklaven und ſtellten einige Käſtchen von vortrefflicher Arbeit, ganz mit Goldſtücken angefüllt, zu Manzanares Füßen.

»Liebenswürdige Almerine,« ſprach Manzanares, »nur unter einer Bedingung darfſt Du die Freiheit Deines Gatten hoffen.«

»Und welche?« fragte Almerine.

»Daß Du ſeine Freiheit als ein Geſchenk von meiner Hand annimmſt. Dieſes Geld — gieb es den Sklaven zurück, welche es brachten, ich bedarf ſeiner nicht! Iſt Dir es möglich, den nicht zu haſſen, welcher einſt gegen Zamet kämpfte, welcher ein Dir ſo theures Leben in Gefahr ſetzte; ſo denk', ich ſey Dein Vater, und nimm dieſes Gold von mir zum Geſchenke. ‚Manzanares hat Schätze verachten gelernt, — die Liebe edler Seelen iſt ihm alles. Darf ich ſie in Euren Herzen zu finden hoffen?«

»Don Diego,« rief Zamet, »Dein Schwerdt verwundete mich bloß, Deine Großmuth drückt mich zu Boden! — Ich ſchweige — Dein edler Blick ſagt mir, ich müſſe ſchweigen! Möchten meine Augen einſt den Tag ſehen, an welchem

»ich meine Freiheit Deiner würdig zu löſen ver
»mag!«

Zamet ſank an Diegos Bruſt, Almerine
drückte ihre ſanften Lippen auf ſeine Hand.
»Nimm alles, was ich in dieſem Augenblick Dir
»geben kann,« rief der junge Gatte, »den Anblick
»meiner Almerine!« — Er zog ihr den Schleier
vom Geſicht, und das reizende Geſchöpf ſtand vor
Manzanares in ſanfter Schüchternheit; auch
des begeiſtertesten Künſtlers Pinſel wäre nicht im
Stande geweſen, ihre Schönheit zu erreichen.
Rabenſchwarzes, geringeltes Haar beſchattete eine
Stirn, welche an Weiſſe den blendenden Alabaſter
eſchämte, und wallte ſtolz vom ſchönſten Nacken
nd Buſen bis über die Hüften herab. Der köſt-
che, golddurchwirkte Schleier hielt es nachläſſig
ſammen, und der einfache Schmuck einer Perlen-
nur erhöhte ſeine Schwärze noch mehr. Ihre
önen Augen ſtrahlten durch die Thränen der
rtlichkeit, mit welchen ſie benezt waren, wie
s goldne funkelnde Abendgeſtirn aus Thau-
wölken ſtrahlt; die Farbe ihres Geſichts, jezt,

da ſie voll ſüßer Schüchternheit erröthete, glich dem Roſenſchimmer des Abends, wenn er lieblich über beſchneite Gebirge daher wallt; ihr kleiner Mund dem feurigen Rubin, mit köſtlichen Perlen vereint, und ein ſüßes Lächeln ſchmückte ihn mit unausſprechlicher Anmuth.

»O, ſie iſt der feurigen Sehnſucht werth, mit »welcher Du zu ihr hineilteſt; ſie iſt ſchön, wie »Leonore!« ſo rief Manzanares — dann blickte er voll ſanften Mitleids auf beide. »Glückliche »Liebende, o wäre es möglich, daß Eure Zufriedenheit ewig ſo rein, ſo ungetrübt bliebe, wie in »dieſem ſeligen Augenblick. Aber — Ferdinands »Waffen verbreiten Schrecken vor ſich her, und »der Sieg folgt ihnen. Auch Granada wird ihm, »dem beglückten Sieger, nicht widerſtehen! Gehet, flüchtet ſobald als möglich zu Gegenden, wo »friedliche Ruhe Eurer wartet! Sähe Ferdinand »Euch, wie ich in dieſem Augenblick Euch ſehe, »vielleicht lehrten Seelen, wie die Euren, ihn »ſanfte Duldung gegen die, welche nicht den Glauben der Chriſten bekennen; vielleicht lehrten ſie

»ihn,

»ihn, im Menſchen nur das zu ſuchen, was die eigentliche edlere Menſchheit ausmacht. — Aber es gehört eine ungewöhnliche Größe der Seele dazu, ſich über allgemeine Irrthümer zu erheben! — Lebet wohl, vergeſſet Eures Freundes nicht. Und Du, tapfrer Zamet, wenn das jugendliche Feuer Deiner ſchönen Seele Dich wieder zu Gefilden des Kampfes ruft; ſo vergiß nie der großen Wahrheit, daß es ſchön ſey, die belohnenden Lorbeeren des Helden zu erringen, daß aber eine Thräne, welche die Dankbarkeit uns weint, tauſend mühſam errungene Lorbeeren aufwiegt.«

Eine ſchmerzhaftere Trennung als diejenige, welche die drei edelſten Seelen jezt erfuhren, war vielleicht nie. — Zamet wandte nach ſeiner Rückkehr das Gold, welches der großmüthige Manzanares ihm zurück gab, zur Befreiung edler Kaſtilianer an, welche in die mauriſche Gefangenſchaft gerathen waren. »Dankt nicht mir,« rief er, als ſie mit Entzücken ihn ihren Befreier nannten — »der großmüthige Don Diego iſt Euer

»Befreier! — Aller Dank, den ich von Euch fordre, »iſt, daß Ihr in Eurem Vaterlande ihm ſagt: erſt »jetzt lobte Zamet ſeine Freiheit, ſeines eignen »Herzens und des edlen Manzanares würdig!« —

Erneſtine v. Kroſigk, geb. Krüger.

III.

Wohin?

Bruchſtück aus einem Reiſejournal.

Man weiß nicht mehr, was Einſamkeit iſt! Zimmermann, Garve und Mercier haben das Lob derſelben erſt beſchrieben, als ſie bereits aufhörte — zu ſeyn. Die Klöſter ſind eingegangen, Mönche und Nonnen in die Welt zurück geworfen, und dieſe iſt dadurch reger geworden. Die Phantaſie hat ihren ſchönſten Spielraum, der Unglückliche ſein leztes Aſyl verloren! Wohin mit dem unterdrückten, verbannten und verlaſſenen Weltbürger? Wohin mit den Schaaren von Stiefkindern des Schickſals und des conventionellen Lebens? Sonſt flüchteten ſie ſich zu den zwei Liebenden am Fuße der Alpen — jezt ſchwankt dieſer ſelbſt von den vulkaniſchen Ausbrüchen der Revolution und Zwietracht. Sonſt eilten ſie zu Rouſſeau auf die einſame Petersinſel — jezt drohen tiefere Gründe dieſem vormals ſo leichten, ruhigen Gewäſſer. Sonſt ſtand ihnen Italien offen mit ſeinem Reichthume an Kunſt und Naturſchönheiten — jezt müßten ſie die beſſere Hälfte der erſtern zuvor in dem noch immer nicht feſtgegründeten Frankreich ſuchen. Sonſt bauten ſie die entfernteſten Ufer der Donau und Wolga — jezt kehren ſchon eben ſo viel Getäuſchte von da wieder zurück, als ſich ſonſt Unerfahrne hinſehnten. Sonſt bot Teuſchland ſelbſt noch einen Tauſch des Wohnortes an — jezt iſt es ſelbſt vertauſcht, und alle Hoffnung zu einem Gemeingeiſt in einem gemeinſchaftlichen Vaterlande von neuem verſchwunden. Die Magnetnadel des Privatlebens hat ihre vorige Kraft nicht mehr, ſie iſt in einer beſtändigen Bewegung, und findet bald keinen Pol, der ſie anziehen könnte.

Und doch liegt uns das Gute größtentheils näher, als wir glauben. Ich weiß eine Freiſtätte, die ſich Tauſende nur in der Einbildung ſchaffen, oder unter den fremdeſten Himmelsſtrichen träumen.

Man laſſe ſie mich im Geiſte feſthalten, wenn mein phyſiſches Auge ſie nicht mehr erreichen ſoll, und den Reiſenden einen Wink geben, der über dem Rheinfall bei Schafhauſen, dieſem Sinnbilde der Leidenſchaften, das ruhige Paradies der Inſel Meinau auf dem Konſtanzerſee, in der Nähe ſo oft verſcherzt!

Dieſes glückliche Eiland liegt eine halbe Meile von der jezt Kurfürſtlich Badenſchen Mediatſtadt Conſtanz, nahe an dem ſüdlichen Ufer des ſogenannten Bodenſees.

Sie gehört der teutſchen Ordenscommenthurei Alſchhauſen, und bedarf nur noch des Aufenthalts eines unglücklichen Mannes von Bedeutung, oder eines Gelehrten, um mit der bekannten Petersinſel bei Biel gleiche Celebrität zu gewinnen. Für das Auge des Reiſenden ſelbſt hat ſie ohnehin weit größere Reize, als dieſe. Es iſt unverzeihlich, daß den Reiſenden nur immer der Rheinfall, und niemals oder ſelten dieſe, eine Tagreiſe davon entlegene, romantiſche Inſel mit ihrem kleinen teutſchen Meere empfohlen wird.

Cox, Meisner, eine Franzöſin (London 1790), und eine franzöſiſche Emigrantin (Berlin 1793), ſind faſt die einzigen, die in ihren Reiſebeſchreibungen dieſer Inſel erwähnen, und nur die letztere zeigt uns von dem Balkon des Schloſſes zu Meinau den unbeſchreiblich ſchönen Standpunkt, wo das ganze Füllhorn der Natur ausgegoſſen iſt. — Einen See von 16 bis 13 Stunden Länge, und 5 bis 6 Stunden Breite, den der Rhein durchſtrömt, und worauf er gleichſam eine bläuliche Straße bildet, die bei Conſtanz von ihm abgeſondert, an den Ufern der Schweiz fortläuft. — Unabſehbare Obſtgärten und Weinberge. — Gegen Oſten, am Fuße der Tyroler Vorgebirge, die öſterreichiſche Stadt Bregenz, den merkwürdigen Geburtsort der Angelika Kaufmann. — Ihr zur Linken die Städtchen Rheineck, Arbon und Roſchach in dem Kanton Thurgau, mit ihren ſchneeweißen berühmten Bleichen. — Zur Rechten das ſchwäbiſche Venedig, die Inſelſtadt Lindau, welche mit dem feſten Lande durch eine, ohngefähr 350 Schritt lange, Brücke zuſammenhängt. — Von da das ſchwäbiſche Ufer entlang, diesſeits der lachenden Anhöhen des weiland Reichsſtädtchens Buchhorn; Mörsburg, die Reſidenz des Fürſtbiſchofs von Conſtanz, eine künſtliche Krippe auf Felſen erbaut. — Nordwärts, wo die Breite des Sees nur eine halbe Stunde beträgt, die Badenſche Stadt Ueberlingen mit einem Mineralbade, vor Zeiten der Sitz der Herzoge von Schwaben, zwiſchen Traubenhügeln, Dörfern, Fiſcher- und Wallfahrtsorten — und nahe dabei am Ende des Sees, eine rohe Felſenmaſſe mit ausgehauenen Treppeneingängen, Fenſtern, Kammern und ganzen offen ſtehenden Wohnungen, die nur noch unter dem dunkeln Namen der Heidenlöcher bekannt ſind.

Lachender, als auf den neueſten Karten des bunten ſüdlichen Teutſchlands, zeigen ſich von dieſer Inſel, jenſeits des Sees, die Beſitzungen des Churfürſten von Baden in Schwaben, die aus Reichsſtädten, Klöſtern und andern geiſtlichen Terrains entſtanden ſind. Auch ſüdwärts von Meinau iſt der Krummſtab des Biſchofs von Conſtanz zerbrochen, und Baden nun Souverain des Grundes und Bodens, wo einſt der edle Huß verbrannt worden, bis in den Mittelpunkt der Inſel- und uralten Benediktiner-Abtei auf dem Zeller- oder Unterſee, den eine Erdzunge, zwei Meilen im Umfange, von Meinau trennt. Wie ein zweites Parallel liegt ein Nonnenkloſter, zur heiligen Catharina genannt, unweit Meinau in einem dichten Walde verſteckt, deſſen Ausgang eine ganz neue und überraſchende Anſicht der ſchweizeriſchen Rheinufer an dem ſüdweſtlichen Ende des Bodenſees gewährt, da wo er den lautern Rhein, zwiſchen der Benediktiner-Abtei Petershauſen und dem ehemaligen finſtern Concilienhauſe Conſtanz, unter einer hölzernen Brücke entläßt.

Die anmuthige, kleine Inſel Meinau hat alles, was zur Nothdurft des Lebens erforderlich iſt. — Ackerbau auf ihrer Nordſeite, Obſt und Weingärten gegen Süden, Wieſen und Wälder an den Ufern des Sees, und verſchiedenartige Fiſche, wovon beſonders die ſogenannten Gangfiſche, oder kleinern Lachsforellen, einmarinirt, nach ganz Teutſchland, und noch weiter verſendet werden. Der beſtändige Handel und Wandel mit Früchten, Wein und Salz belebt den See und die Ufer von allen Seiten. Die Früchte werden aus Schwaben vorzüglich nach den Städten Lindau, Buchhorn und Ueberlingen gebracht, wo wöchentliche Kornmärkte ſind, die beſonders die Schweiz mit Getreide verſehen, welches vorzüglich aus Baiern herbeigeführt wird. Das Haus Oeſterreich hat ſich nicht umſonſt erſt neulich in den Beſitz der Stadt Lindau geſetzt, und Baiern ſeine Grenzen dem Bodenſee näher gerückt. Eben ſo beträchtlich iſt der Wein- und Obſt-Handel in die ganze umliegende Gegend, am bedeutendſten aber der des Baierſchen Salzes in die Schweiz, welche wechſelsweiſe Schwaben wöchentlich mit den ſchönſten und friſcheſten Gemüſen verſieht.

Die vorzüglichſten Handelsplätze am Bodenſee ſind die zwei Städte Schafhauſen und Lindau, welche den größten Theil des Speditionshandels beſitzen. In Schafhauſen werden alle aus den Niederlanden und aus Frankreich kommende und nach Italien beſtimmte Waaren abgeladen und von da zu Waſſer nach Lindau geführt, von wo aus ſie auf der Achſe alsdann weiter gehen. Die von Italien nach Teutſchland und den Niederlanden beſtimmten Waaren nehmen ebenfalls ihren Weg theils nach Kempten, theils nach Schafhauſen über Lindau, welches aber wegen der neuen Straße durch Tyrol an ſeinem Speditionshandel viel verlieren wird. Die Reiſenden erhöhen das Intereſſe des ewigen Schauſpiels auf dieſem See ungemein; nur wenige wagen die gefährliche Durchfahrt über den ſogenannte Oberſee, wo faſt jährlich einige Schiffe verunglücken; die gewöhnliche Paſſage führt von Mörsburg nach Stade und Conſtanz, die aber wegen der Untiefen und Breite des offnen Sees öfters auch gefährlich iſt. Man nennt die Fürſtbiſchöfe von Mörsburg noch alle bei Namen, die aus Langeweile, im Fenſter liegend, den untergehenden Schiffen von ihrem Zion aus den letzten Segen unentgeldlich ertheilt haben. Waſſerſcheue Reiſende fahren lieber von Mörsburg eine Poſtſtation weiter nach Ueberlingen, wo die Ueberfahrt nur ſehr kurz und ohne alle Gefahr iſt. Viele andre umfahren den See zu Lande oben an Lindau und Bregenz, oder unten durch Ueberlingen und Engen nach Conſtanz.

So wenig die frommen und größtentheils katholiſchen Bewohner dieſer Seeküſten noch vor kurzem von einem proteſtantiſchen Landesherren geträumt haben mögen, ſo unerwartet war ihnen die Erſcheinung einer feindlichen Flotille unter dem Kommando des Oeſterreichiſchen Oberſten von Williams, der aber die Zauberinſel Meinau nicht ſo wohl wegen ihrer Neutralität, als vielmehr ihrer unwiderſtehlichen Reize halber zu reſpectiren ſchien. Sie war damals der einzige ruhige Sammelplatz von Freund und Feind; Franzoſen, Engländer, Ruſſen und Teutſche landeten hier in gegenſeitiger Eintracht, und erkannten einſtimmig das unzertheilbare Land der einzig möglichen Freiheit und Gleichheit an dieſer kleinen Götterinſel.

Wenn ſie die feindlichſt geſinnten Herzen befreunden kann, wie war es möglich, daß ſie noch keinen einheimiſchen Dichter oder Lobredner erzeugte, wie der Genfer-, Züricher- und Bielerſee einen Rouſſeau, Geßner und Mathiſſon? — Keinen Neubeck für den Geſundbrunnen in Ueberlingen? — Keinen ſchwäbiſchen Minneſänger unſrer Tage? — Keinen Botaniker nach dem Beiſpiele Hallers? — Keinen Seefahrer von Ruf, von Kopf und Herz? Zu entzückt von der bloßen Erinnerung an dieſes Paradies, will ich die Urſache nicht in dem Abſtande der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften im ſüdlichen Teutſchland gegen das nördliche aufſuchen, ſondern die beſſere Würkung von dem Einſluſſe der jetzigen proteſtantiſchen Landesherren dort getroſt erwarten.

Es ſcheint, die Eingebornen haben bisher den Genuß und das ſtille Glück ihres Eilandes dem Ruhme vorgezogen, und ſelbſt alle Reiſende dieſen Himmel in ſich ſelbſt verſchloſſen, deſſen Freuden man für ſich erringen muß, und andern außer ſich nicht mittheilen kann. So mannichfaltig die Ausſichten und Spaziergänge ſind, ſo gebe ich doch dem romantiſchen Wege über die Brücke, das Ufer entlang, durch Ebnen und Anhöhen von Obſt- und Weingärten, nach Conſtanz den Vorzug. Oſt- und weſtſeits ſieht man hier zwiſchen den zwei Paradieſen von der Schweiz und von Schwaben, unentſchloſſen, wohin ſich das wonnetrunkne Auge zuerſt wenden ſoll, ob nach den Schneegipfeln Tyrols und der Schweiz, oder nach dem ſanft hingeſtreckten Gewäſſer des Bodenſees, nach den lieblichen Hügeln oder bunten Thälern, nach dem mit Schiffen und Kähnen erfüllten Meere, oder auf die mit Städten, Dörfern, Klöſtern, Kapellen und Landhäuſern beſäeten Ufer. Der

Raum iſt unermeßlich, und das Herz des Menſchen zu enge, dies alles zu umfaſſen. Man ſehnt ſich nach der Inſel Meinau zurück, um hier von dem Totaleindrucke gleichſam auszuruhen und mit langſamern Zügen den Segen dieſes Edens einzuſchlürfen.

M.

Ge-

Gedichte.

Werth der Dichtkunſt.

An ***.

Nur Einmal blüht der Jugend zarte Blume,
Umgaukelt uns der Jugend Phantaſie,
Die Ahnungen von Freundſchaft, Lieb' und Ruhme
Entfliehen ſchnell zum fernen Heiligthume
Des Ideals, gleich täuſchender Magie.

Entſchleiert ſehn die holden Truggeſtalten
Der Feenwelt, der ſüße Rauſch verglüht;
Die freie Stirn umziehen dunkle Falten,
Und in der öden Wirklichkeit erkalten
Die Funken, die der kühne Geiſt geſprüht.

Dem ſüßen Wahne rinnt die ſtille Zähre
Der Schwermuth, die ſich dieſer Zähre freut.

Nicht ohne Kampf entſagt ſie der Chimäre,
Und nichts füllt dann des Herzens tiefe Leere,
Als milder Ernſt und weiſe Thätigkeit.

Doch, mit des erſten Lebens Schwärmereien
Entſchwindet nicht des Lebens reinſtes Glück,
Die Dichtkunſt darf den ſchönen Traum erneuen,
Der Wahrheit darf ſie ihren Zauber leihen
Und führen uns zum Ideal zurück.

Der Fühlende eilt zu der Muſen Quelle,
Wenn ſeine Bruſt ein heimlich Weh zerreißt;
In ihr glänzt ſtets der Himmel rein und helle,
Die heiße Stirn kühlt ihre Silberwelle;
Sie iſt die Lethe für den kranken Geiſt.

Karl Müchler.

Akanth, der Hoffnungsloſe.

Idylle.

Oede, ſchmucklos, erſchöpft, erwarteten alle Gefilde,
Und der verſtummte Wald, den leiſe nahenden Winter,
Als der Schäfer Akanth, im ſinkenden Strahle der Sonne
Wehmuthsvoll die halb entblätterten Büſche betrachtend,
Alſo rief:
Fallt ab, erſtorbene Zierden des Berges,
Einſt der Nachtigall Sitz, fallt ab, und taumelt [illegible] im Winde!
Lange war't ihr die Luſt der Schäferinnen und Schäfer.
Ich nur freu'te vergebens mich eurer entfalteten Fülle,
Wähnte vergebens, nun ſey der ſelige Frühling erſchienen,

Welcher auch *mir* das Glück der Liebe zu geben geſandt ſey,
Wähnt' es, weil ich zu raſch Geberden und Blikken vertraute.
Haine, der Ruhe geweiht, der beſcheidenen Zärtlichkeit günſtig,
Nur der meinigen nicht, ihr ſah't mein Elend beginnen.
Dort erſchien mir im Mai der Mädchen Königin, Daphne,
Schön wie die Götter von Amathunt, wie Perſephone grauſam:
Dort bekannt' ich ihr endlich, was längſt zu bekennen mein Wunſch war.
Dort am Strome, auf jener vorragenden Wurzel der Eſpe
Saß ſie, den glänzenden Blick auf ein flatterndes Bändchen geheftet,
Das ſie nur eben vollbracht. Weinranken durchſchlängelten lieblich
Seinen ſchimmernden Grund, und umarmten aufblühende Roſen.

In Vergnügen verſenkt, ſtill prüfend, beſah ſie die Arbeit,
Bis ein Zephyr das Werk den Händen der Künſtlerin raubte
Und, mit neckendem Spott, weit über die rauſchende Fluth warf.
Muthvoll ſchritt ich, auf einem ſchon halb vermoderten Eichſtamm,
Ueber den Bach, erhaſchte das Band und erntete — kalten
Dank. — Doch machte mich da die Gunſt der Gelegenheit kühner,
Machte mich offner; ich ſprach, ich konnte nicht herzlicher reden.
Aber, während ihr mehr, als zärtliche Worte vermögen,
Meine Wange voll Gluth, mein Blick, die bebende Sprache,
Mein laut ſeufzendes Herz, das innere Feuer bekannten;
Pries ſie den ſproſſenden Frühling, den Wachsthum der ſäugenden Lämmer,

Sprach nur vom Attich, der ihr die ſiechenden Rinder erquickt hat,
Lobte die Hirten der Flur, vor allen Lycida's Söhne,
Sang, und hüpfte von dannen, und trieb die Heerde zum Anger. —
Welche Qualen erlitt' ich ſeit dieſer unſeligen Stunde!
Kein Stolz konnte mich heilen, kein Spott muthwilliger Hirten.
Ich befolgte den Rath der gütigen Mutter vergebens,
Suchte mit Opfern vergebens die himmliſchen Götter zu rühren,
Wandte vergebens den Blick auf mildere Töchter der Waldflur.
Weder die blonde Lykoris, noch Lalagens blühende Jugend,
Noch der liebelächelnde Mund der ſanften Amene,
Konnten den Zauber Daphnens, Dein Bild, o Daphne! vertilgen.

Dennoch trüg' ich den Gram verachteter Liebe geduldig,
Flöhe die Hirtin, wie mich, der anderen Jünglinge Freundſchaft:
Aber ſie liebt, ſie ſchmeichelt dem Sohn des Lycidas, Lamon,
Mit der Silenengeſtalt, mit allverſpotteter Syrinx,
Nimmt Geſchenke von ihm, und reicht ihm Gegengeſchenke:
Selber das Band, das ich, glücklich und kühn, ihr jenſeits des Waldbachs
Rettete, ſah ich jüngſt am Stabe des prahlenden Lamon,
Und mein Lied, das neulich den reiſenden Enkel Amphions
Ueberwand, die Schmach der beſiegten Arkadier rächte,
Gilt der Schäferin nichts, nichts meine geprieſene Schönheit;
Obſchon Geron, der Bildner, mich allen Jünglingen vorzog,
Als er den Cyllenäern den Sohn der Maja verheiſſen.

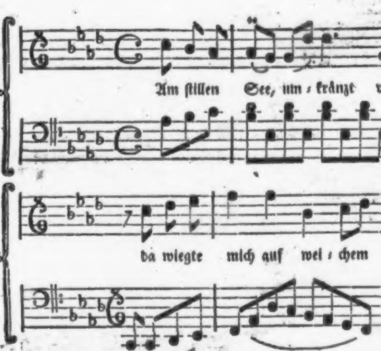
Ihr Gebüſche ſeyd Zeugen; verſchwiegene Buchen! ihr wißt es,
Was mir Daphne mit Blicken verhieß, und wie ſie mir auswich,
Wie ſie, nur mich zu meiden, den fetteren Triften entſagte,
Und zum Saume der Forſt, zu magerem Sande die Rinder
Trieb, dem Felde nach, wo Lamon die Saaten beſtellte;
Wie ſie an Abenden oft, wann Lamons Arbeit vollbracht war,
Arm in Arm mit ihm die tieferen Schatten beſuchte.
Ach! da bat ich euch oft, Schutzgöttinnen, Nymphen der Wälder,
Rettet der Sterblichen Schönſte von dieſem unwürdigen Jüngling,
Flüſtert ihr heimlich in's Herz, mitleidige Hamadryaden!
Daß, trotz meiner Verbannung und ihres entſeelenden Kaltſinns,

Ich nur Daphnen denke, und träumend und wachend nur Daphnen;
Daß Akanth beſtändiger liebt als Lamon, als alle Männer der paniſchen Flur, als alle mänaliſche Hirten.
Wahnwitz, welcher ſo flehte! als könntet ihr Nymphen mir hold ſeyn,
Die ihr das buhlende Paar ſo treu, ſo gefällig beſchütztet.
Nein! nicht ihr, die Himmliſchen werden mir Linderung ſenden;
Schon erhören ſie mich, ſchon ſinkt vom Pole der Winter,
Schon entkleidet Aquilo den Sitz der Liebe, die Haine;
Bald, bald decket der Schnee den welkenden Teppich der Auen,
Und verjaget die Schäfer, und treibt die Heerden zur Krippe.
Dann empfangt ihr hinfort in eure beſchirmenden Lauben
Weder die Buhlerin Daphne, noch ihren verächtlichen Jüngling.

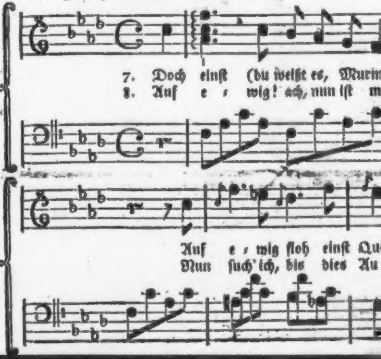
Aber vergeblicher Troſt! mit Ungeſtüm rollet das Jahr um,
Und einſt locket der Mai den Hirten und ſeine Geliebte
Wieder an dieſen Strom, auf weiche, blühende Raſen;
Blätter des Hains! ihr kehret zurück, ihr wölbet den Vögeln
Schattige Dächer, dem Wilde Behauſungen, Lauben der Liebe;
Dann erwachet die Flur zur Luſt, zu Geſängen und Tänzen;
Dann wird alles froh, und alles glücklich — nur ich nicht,
Nur mein brennender Schmerz und meiner Eiferſucht Martern
Kehren, im Kreiſe des Jahrs, mit dem kommenden Frühlinge wieder.

K. v. Boguslawski.

D a

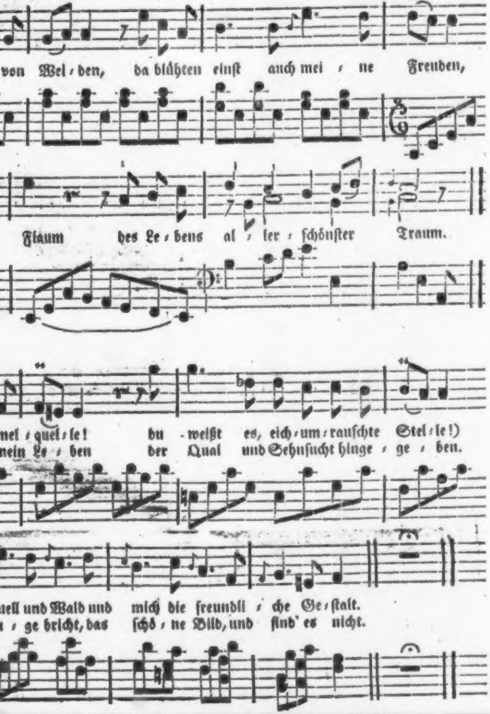

Am ſtillen See, um - kränzt
da wiegte mich auf wei - chem

Zur 7. und 8. Strofe.

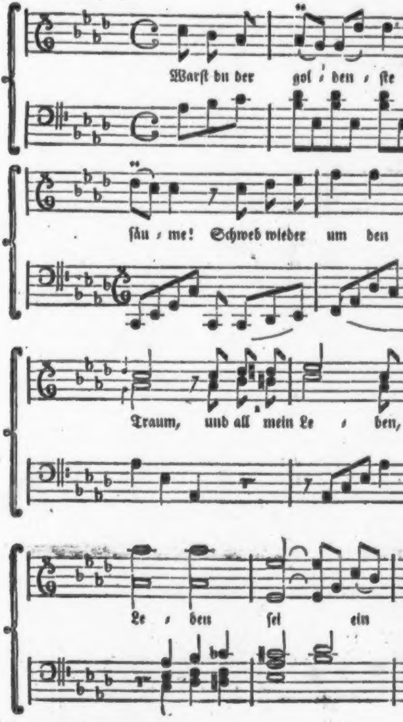

7. Doch einſt (du weißt es, Murin
8. Auf e - wig! ach, nun iſt m
Auf e - wig floh einſt Qu
Nun ſuch' ich, bis dies Au

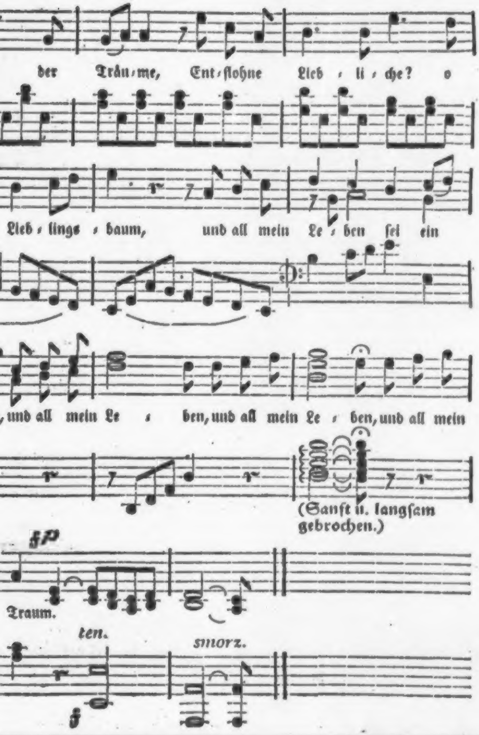
as Bild.

R. W. Franz.


von Wei - den, da blühten einſt auch mei - ne Freuden,
Flaum des Le - bens al - ler - ſchönſter Traum.
nel - quel - le! du weißt es, eich - um - rauſchte Stel - le!)
mein Le - ben der Qual und Sehnſucht hinge - ge - ben.
uell und Wald und mich die freundli - che Ge - ſtalt.
s - ge bricht, das ſchö - ne Bild, und find' es nicht.

Endſtrofe.


Warſt du der gol = den = ſte
ſäu = me! Schweb wieder um den
Traum, und all mein Le = ben,
Le = ben ſei ein


der Träu-me, Ent-flohne Lieb-li-che? o
Lieb-lings-baum, und all mein Le-ben ſei ein
, und all mein Le - ben, und all mein Le-ben, und all mein
(Sanft u. langſam gebrochen.)
gp
Traum.
ten.
smorz.

A,
Da
Da
De

Da
Du
M
(M

Ea
La
Un
E

D
D

Das Bild.

In Muſik geſetzt von K. W. Frantz.

m ſtillen See, umkränzt von Weiden,
a blühten einſt auch meine Freuden;
a wiegte mich, auf weichem Flaum,
es Lebens allerſchönſter Traum.

as Bild der Unſchuld und der Liebe
urchſtrahlte da die öde Trübe,
Mit Leib und Leben ſtand es da
(Meint' ich) und hieß Amalia.

Es ſtand und ging und kehrte wieder,
as Blumen, ſang ſich Schäferlieder,
Umkränzte mich, ſchenkt' einen Blick,
Entfloh, und ſah' im Fliehn zurück.

Oft, wenn ich, fern dem Städterſchwarme,
Dort ſchlummerte, lag mir's im Arme;

Schon drückt' ich's wachend an die Bruſt:
Da ſchwand, wie Schatten, Bild und Luſt.

Ich folgt' ihm um des See's Geſtade,
Ich lauſcht' am ſchatt'gen Quellenbade,
Ich fragte Berg und Hain und Thal
Nach ihr, die mich mir ſelber ſtahl.

Berg, Hain und Thal und Quelle ſchwiegen;
Bald kehrte ſie und mein Vergnügen
Mir neu zurück, und ungeſucht
Erſchien der Tage goldne Frucht.

Doch einſt (du weißt es, Murmelquelle;
Du weißt es, eichumrauſchte Stelle!),
Auf ewig floh einſt Quell und Wald
Und mich die freundliche Geſtalt.

Auf ewig! — Ach, nun iſt mein Leben
Der Quaal und Sehnſucht hingegeben,
Nun ſuch' ich, bis das Auge bricht,
Das ſchöne Bild, und find' es nicht.

Warſt du der goldenſte der Träume,
Entflohne Liebliche? O ſäume!
Schweb' wieder um den Lieblingsbaum,
Und all' mein Leben ſey ein Traum!

Ludwig Monti.

Der Frühling des Lebens.

Süße Liebe! du treibſt auf des Jünglings Wang' und der Jungfrau
Roſig die Schaam, wenn zuerſt hauchet dein Odem ſie an.
Biſt der Frühling des Lebens. So treibt die roſige Blüthe
Zweigen und Stengeln der Lenz. Weilet ihr Blüthen uns nur.

G. A. H. Gramberg.

Lied.

Was ſagen dieſe Thränen,
Was ſagt dein ſtiller Schmerz?
Was dein geheimes Sehnen,
Mein armes, armes Herz?
Was ſcheucht vom linden Flaum
Mir Schlaf und Roſentraum?

Seit wann, o Blüthendüfte,
Du, goldnes Morgenlicht,
Ihr milden Frühlingslüfte,
Seyd ihr ſo ſchön mir nicht?
Seit wann ſtrahlt Lunen's Schein
Mir nicht mehr ſanft im Hain?

Mein armes Herz, o ſage,
Ob meine Ruh' verſchwand,
Seit ich an jenem Tage
Den Nievergeßnen fand?
Ja, lebhaft ſpricht dein Schmerz:
Seitdem, ſeitdem mein Herz!

Du wolleſt widerſtreben
Voll banger Schüchternheit,
Und ach! dein Kampf, dein Beben,
War jezt ſchon Zärtlichkeit!
Ihn ſah' ich, und empfand,
Daß meine Ruhe ſchwand!

Erneſtine v. Kroſigk, geb. Krüger.

Vor Herkules und Bonaparte's Büſten, die neben einander ſtanden.

An jenem Halbgott ſtarb das Menſchliche,
Am Ziele ſtand — der Gott;
Doch hier, welch' Wunder! ſtarb das Göttliche,
Am Ziele ſteht — der Menſch.

v. G.

Die Sympathie.

Ballade.

Nach einer griechiſchen Erzählung.

Schon ſenkt' auf Megara die Nacht ſich herab,
Und des Thores Zinnen verblichen,
Da wallten herein am Wanderſtab
Ein Paar arkadiſcher Griechen.
Ihre Herzen umſtrickte das engſte Band —
Die Freundſchaft, das gleiche Vaterland.

Und bis zum Wirthshaus wandern ſie fort;
Hier muß der ältere ſcheiden,
Gegeben hat er dem Gaſtfreund ſein Wort,
Das heil'ge — er darf ihn nicht meiden.
Drum eilt' er auf Damons Wohnung zu,
Dem Gefährten wünſcht' er ſüße Ruh.

Doch haben ſich beide gewendet kaum,
Da faſſ't ſie's, wie Todeszittern —

Ein unnennbar Gefühl engt des Herzens Raum,
    Bange Zweifel die Seel' erſchüttern;
Noch einmal ſieht jeder — er weiß nicht warum —
Mit naſſem Blick nach dem Freunde ſich um.

Sie ſtutzen — wanken — kehren zurück,
    Und heftig ſie ſich umſchlingen,
Unſchätzbar ſcheint jeder Augenblick,
    Mit dem Abſchied ſieht man ſie ringen;
Und als ſollten ſie nimmer ſich wieder ſehn,
So endlich die Freund' auseinander gehn.

Doch liebreich nimmt jenen der Gaſtfreund ein,
    Ein köſtliches Mahl wird gegeben.
Es ſchäumt in den Bechern der Chier Wein,
    Und der von Tenedos Reben;
Und Tanz und Geſang, und frölicher Scherz,
Verſcheuchen die Sorgen aus Jedes Herz.

Nur der Arkadier allein bei dem Mahl
    Kann die bange Ahnung nicht dämpfen:
Da ergreift er ſtürmiſch den blanken Pokal,
    Die inn're Angſt zu bekämpfen.

Doch, quillt dir nicht in der eig'nen Bruſt
Der Freudeſtoff — nirgends findeſt du Luſt.

Schon bringt er den glänzenden Kelch an den Mund,
Will mit dem Chier ſich laben —
Sinnig fällt da ſein Blick auf des Bechers Rund,
Von künſtlicher Arbeit erhaben:
Ein Reigen von Faunen tritt hier hervor;
Dort ſchaut er der wilden Bacchantinnen Chor,

Und Eurydice, ihrem Orpheus geraubt —
Ein Schatten, zerrinnend in Klagen;
Und dort des Unglücklichen ſterbend Haupt,
Von des Hebros Fluthen getragen.
Da bebt er zurück! — Sein Muth iſt hin,
Die Züge des Freundes erkennt er darin.

Der Gaſtfreund geleitet ihn endlich zur Ruh,
Es erlöſchen die ſtrahlenden Kerzen.
Der Schlummer ſchließt bald die Augen ihm zu,
Doch nicht Ruhe giebt er dem Herzen;
Es ſchlägt, es ſchlägt mit Ungeſtüm,
Und grauſe Träume ſchweben vor ihm.

Er ſieht der Herberge bekanntes Gemach,
Zur Hälfte nur matt erleuchtet.
Und die alten Bilder in ihm werden wach,
Das Aug' iſt von Thränen befeuchtet:
Denn von Todesangſt ſieht er den Freund gebleicht,
Der in flehender Stellung ſich hin zu ihm neigt.

Und, als er ins ſchaurige Dunkel blickt,
Da glänzt ein Dolch ihm entgegen,
Der iſt auf des Freundes Bruſt gezückt,
Und er ſieht den Stahl ſich bewegen, —
Und es iſt des Wirthes heimtück'ſche Geſtalt,
Die zum tödtlichen Stoße die Fauſt ſchon ballt.

Da ſpringt er entſchloſſen vom Lager herab,
Für den Freund das lezte zu wagen. —
Doch — im Zimmer iſt alles ſtill, wie im Grab,
Da fängt's vor der Seel' an zu tagen:
»Im Gemach hier bin ich ja ruhig, allein —
»Es kann nicht Wahrheit, muß Traum nur ſeyn!«

Doch hat er ſich kaum in die Decke gehüllt,
Da befällt ihn ein neues Zittern;

Vor die Seele tritt ein entſetzlich Bild
(Den Kühnſten möcht' es erſchüttern),
Dem Freund' iſt der Stahl in die Bruſt ſchon getaucht;
Mit dem rinnenden Blute das Leben verraucht.

Und das brechende Auge blickt ſtrafend auf ihn,
Und röchelnd hört er ihn ſagen:
»Vergebens hab' ich nach Rettung geſchrien —
»Jezt hemme die leeren Klagen.
»Nicht gehindert haſt du des Freundes Tod:
»So färbe den Stahl von der Rache roth!«

Noch tönt ihm die lezte Red' im Ohr,
Als ein neues Gebild' ſich enthüllet:
Es lenkt in der Dämmrung nach dem Thor
Ein Wagen, mit Schutte gefüllet;
Und unter dem Schutte — erſtarret, erbleicht —
Des Freundes blutiger Leichnam ſich zeigt.

Da ſpringt er vom Lager, ergreift ſein Kleid,
— Die Nacht ſchon im Morgenlicht ſchwindet —
Und er ruft: »Das iſt die verheiſſ'ne Zeit.

»Wo die Rache den Mörder findet;
»Denn was ſo klar vor der Seele mir ſchwebt,
»Das iſt mehr, als ein Traumbild aus Wahn
gewebt!«

Und er eilt zum Thore mit ſchnellem Lauf,
Und harret mit Bangen und Zagen;
Da raſſelt durch öde Straßen herauf
Des Traums bedeutender Wagen,
Der kömmt immer näher und näher heran,
Und ſchon wird das Thor ihm aufgethan.

Da ſtürzt der Arkadier hervor mit Macht:
»Den Führer hier werfet in Ketten!
»Das Ungeheuerſte hat er vollbracht,
»Ihn kann das Läugnen nicht retten;
»Denn ritzet des Schuttes Decke nur,
»Ihr ſtoßt auf des Mordes blutige Spur!«

Und ſiehe! des Traumes warnendes Bild
Wird in ſchrecklicher Wahrheit befunden.
Man entdeckt den Leichnam des Freundes; es
quillt

Das Blut noch aus friſchen Wunden.
Der Thäter wird vor die Richter geſtellt,
Das Todesurtheil ihm dort gefällt.

Wilhelm Saldow.

Weiberthränen.

Leicht entbrennt im Zorn der Jüngling;
Was mag dann ſein Feuer dämpfen?
Fruchtlos iſt das Wort der Bitte,
Fruchtlos ſind der Weisheit Lehren;
Aber eine einz'ge Thräne,
Die dem Frauenaug' entthauet,
Die genügt ſchon, es zu löſchen.

Guſtav Frei.

Lied eines Geſangliebenden Mädchens.

Bei frölichem Liede,
Bei frölichem Sinn,
Rollt lieblich die Woge
Des Lebens mir hin;
Den wallenden Buſen
Dem Frohſinn geweiht,
Bringt Phöbus und Luna
Mir goldene Zeit.

Mein Lager umſchwirret
Kein nächtlicher Schwarm,
Die Freude nur wiegt mich
Auf roſigem Arm.
Mir ſchwinden die Sorgen
Des Lebens ſo leicht,
Wie Nebel vom Strahle
Der Sonne verſcheucht.

Wenn golden der Morgen
Den Himmel umkränzt,

Und funkelnd am Halme
Der Perlenthau glänzt,
Tönt, freudig erwachend,
Mein feuriger Dank
Dem Geber des Schlummers
Im frühen Geſang.

Ich horche dem Liede
Der Sänger im Hain,
Und ſtimm' in die Töne
Des Jubels mit ein;
Mir duftet im Herzen,
Bei frohem Gemüth,
Die Blume des Lebens,
Die nimmer verblüht.

Doch höher empfindend,
Im Tempel des Herrn,
Da ſing' ich die Hymnen
Der Andacht ſo gern;
Wie duftender Weihrauch
Am Opferaltar,

Sind Chöre des Dankes
Der gläubigen Schaar.

Mit frölichem Mädchen
Würzt Speiſen und Trank
Im freundlichen Kreiſe
Nur frölicher Sang;
Drum flieh' ich die Mahle,
Wo traurig und kalt
Zum Klange der Gläſer
Kein Rundgeſang ſchallt.

Am ſchnurrenden Rädchen
Bei Liedern und Scherz,
Geht raſcher die Spindel,
Schlägt friſcher das Herz.
Da fliehen die Stunden
Des Tages geſchwind:
Drum ſing' ich, ſo lange
Die Parze noch ſpinnt.

Und wenn einſt der Faden
Des Lebens zerreißt,

Und hoch über Welten
Sich ſchwinget mein Geiſt:
Dann heb' ich mich jubelnd
Zum Urquell empor,
Mit Hymnen der Freude
Im höheren Chor.

Ung.

Auf eine Kokette.

Die Unſchuld ſpricht aus jedem ihrer Züge,
Doch trauet dieſer Sprache nicht,
Sie ſchminkt ihr Herz und ihr Geſicht;
Ihr ganzes Leben iſt nur eine Lüge.

K. M.

Der Nachtbeſuch.

Elegie.

1797.

Schläfſt du, mein Lieber? ſo flüſterte heimlich ihr ſchüchternes Stimmchen,
Als in traulicher Nacht Mignon ſich zu mir ſtahl.
Herrliche, wahrlich! ich ſchlafe den Schlaf der ſchaffenden Liebe;
Aehnlich dem Sirius blinkt dir jezt entgegen mein Blick.
Mädchen, dein Aug' iſt der Himmel, den liebend mein Auge durchſpähet,
Mein geliebtes Geſtirn bleibe, du Theure, dein Herz.
Freundlich umgürtet mein Arm deines lieblichen Wuchſes Geſchlankheit,
Zärtlich entlodert die Gluth ewiger Wonne dem Kuß.

Ruhe, du ſinniges Weſen, am Buſen des Treuen, ein Anhauch
Himmliſchen Vorgefühls iſt, Mignon, dein ſträubendes: »Ach.«
Liebe verbreitet der ſilberne Schimmer des nahenden Mondes;
Ruhe, mein Kind, an der Bruſt, ſympathetiſch entzückt.
Selber die Ranken des Weins, von den Silberroſen durchflochten,
Flüſtern uns Zärtlichkeit zu; Liebe die ganze Natur.
Hülle behutſam den ſeidenen Schleier — nein, laß ihn nachläſſig
Immer entgleiten; entzückt ruh' ich am Buſen des Glücks.
Fürchte dich nicht, meine Kleine, verſpätend ſich, warf jener Käfer
Blättchen der Roſ' in dein Haar, über den Buſen dir hin!
Laß ſie doch ruhen die Blättchen in ihrem entzückenden Lager,
Liebe verſpendet ſie dir, Liebe nimmt willig ſie auf.

Strafen will ich das ſchalkhafte Auge, das freundlich mich ſtrafte,
Loſe nun küſſ' ich dafür jeglichen ſchelmiſchen Dieb.
Aber du bangeſt mein Liebchen! — wie? — fürchteſt du Marter der Trennung? —
Fürchteſt du Flatterſinn gar, liebliches Weſen, bei mir? —
Bleibende Feſſeln umſchlingen uns beide, das Leben der Liebe
Sprudelt ätheriſch ein Quell ſtets in der Genien Hand.
Ueber die Sterne trägt Liebe die hohen Momente des Daſeyns;
Zartere Weſen vereint bleibend die Ruhe der Nacht.

X...

Das Lied von der Freude.

Freue dich! wer ſich nicht freuet,
Dem gedeihet
Seines Leibes Nahrung nicht;
Dem verſchwinden ſeine Kräfte,
Dem vertrocknen ſeine Säfte,
Dem veraltet ſein Geſicht.

Freue dich! wer ſich nicht freuet,
Dem gereuet
Seine Zeit, dahin gelebt,
Ungemeſſen, in der Frohne
Lieblicher Begierden, ohne
Frohſinn, der den Geiſt erhebt.

Frohſinn, Frohſinn bringt dich weiter
Auf der Leiter
Bis zum Himmel hingeſtellt.
Biſt du traurig, o der Schande!
Du! du wirſt dem Vaterlande,
Wirſt dir ſelbſt kein großer Held!

Gleim.

Anſicht des Lebens.

Das Schickſal wirft uns mit ſtarker Hand
In die brauſenden Fluthen des Lebens.
Ewig ſchwindet vor uns der Hoffnung Land,
Wir ſteuern darnach vergebens —
Unter Wünſchen, Träumen, Klagen und Schmerz
Zerbricht zuletzt das getäuſchte Herz.

Hier gilt nur Stärke, Gewalt und Muth;
Der ſchwächere Streiter muß ſinken —
Der feurige Jüngling wagt Leben und Blut,
Wo Liebe und Ehre winken.
Heil! wer den treuen Freund gewann!
Er ſchreitet muthig zum Ziele heran.

In den Kampf, den glühenden, ſchauet er feſt;
Ihn macht das Unglück nicht zittern;
Den Freund an die liebende Bruſt gepreßt,
So kann ihn kein Sturm erſchüttern,
Und ob er auch alles rings um ihn entlaubt,
In die Wolken hebt er das freie Haupt.

O Freundſchaft, du Göttliche, ſenke mild
Deine Strahlen auf uns hernieder!
Ohne Dich iſt das Leben rauh und wild;
Doch rauſchet dein himmliſch Gefieder,
Und breiteſt du ſchirmend es über uns aus,
Dann ſchiffen wir ruhig durch Nacht und Graus.

Wilhelm Saldow.

An einen zurückkehrenden Freund nach Frankreich.

Wenn dich der Rhein von Teutſchlands Grenzen trennt,
So bleib' ihm hold, und ſage deinen Franken:
Dort liegt das Land, das ihr ſo wenig kennt,
Und dem wir wahre Freundſchaft danken.

Schwarz.

Wohin?

Wohin? Natur, Verhängniß, Gott!
Wo rollt der Dinge Rad mit allen Welten hin?
Wohin entführet mich der jähe Strom der Zeit?
In dichtem Nebel wall' ich fort,
Bald zwiſchen drohendem Geſtein,
Bald durch Gefilde voller Luſt,
Durch dürre Wüſteneien bald.
Was iſt das Ende dieſer Wanderfahrt?
Iſt jene ſchwarze Kluft voll Nacht,
Die unvermeidlich meiner harrt,
Iſt ſie mein Ziel? iſt ſie die Pforte nur zum Ziel,
Zum Thal der Ruh' und Wonne, wie man rühmt? —

Allmächtiger Monarch!
Dem ich, du magſt in's Elend mich,
Du magſt zur Seligkeit mich führen,
Unwiderſtehlich folgen muß:
Wer biſt du? — Güte? — Weisheit ſonder Huld? —
Bin ich, ein Zweck, um meinetwillen,
Bin ich, ein Mittel nur, für fremde Zwecke da?

Bin ich dein Sklave, bin ich dein geliebtes Kind? —
Wohin? Unwiderſtehbarer, wohin?

Ein Schauder warf Alraddin ſanft zur Erde,
Der, wandelnd auf Perſepolis Ruin,
Empor an Gott ſo kühne Fragen ſandte.
Da rief ihm, mitleidsvoll, ein Genius,
Aus eines Tempels Trümmern zu:

Du Zweck und Mittel! ſinge
Den ſtillen Führer, der in Einer Bruſt
Mit deinem lauten Wunſche wohnt,
Und der auf zweifelhafter Bahn
Dir leiſe räth, wohin! —
Ob der unendliche Verſtand allgütig iſt,
Iſt dir im Staube dunkel noch? — —
Dein Führer ſpricht: »Er iſt gerecht;
»Wie wär' er ſonſt der ewige Verſtand,
»Von Irrthum frei, und frei von Leidenſchaft?«
Er ſchuf den Wunſch in deiner Bruſt,
Gab dir den Führer, iſt gerecht;
Was ſorgeſt du, wohin?

K. v. Boguslawski.

Jupiter und die Schafe.

Fabel.

Aus zärtlichen Bekümmerniſſen
Für ihre junge Lämmerzucht,
Ward, ihr Geſchick voraus zu wiſſen,
Der Mutterſchafe Schaar verſucht.

Sie wagte, mit Vertraun und Zittern,
Zu dem Orakel hinzugehn.
Hier flehte ſie: uns bangen Müttern
Laß, Zevs, die Zukunft deutlich ſehn.

Des Gottes Wort erſcholl der Heerde:
Genieße, du verkehrte Art,
Mit Dank die Güter meiner Erde;
Dich kümm're bloß die Gegenwart.

Verzeih', o Zevs, dem guten Triebe,
Den du in unſre Bruſt gelegt,
Bat ſie: es iſt die Mutterliebe,
Die dich zum zweitenmale fragt.

Nun ſpricht der Gott: es wüthen Schlemmer
Und Schwelger in der Schöpfung Reich.
Die Menſchen freſſen eure Lämmer,
Und freſſen vorher alle euch.

O traget, Sterbliche, die Sorgen,
Genießt [illegible] Freuden itzt;
Die höchſte Weisheit hat verborgen,
Und offenbart, wie es euch nützt.

Nordmann.

Frage an das Orakel.

Sage, was bleibt wohl dem Menſchen in allen Fällen das Schwerſte?
Maaß zu halten und Ziel, auf der Mittelbahn geh'n.

D. J. F. Kinderling.

Theda von Jever.

Ballade.

»Wo iſt mein Kind, wo iſt mein Kind?«
Ruft Edo's Gattin; »O wer eilet,
Wer fliegt zurück, wie Wirbelwind,
Um zu erſpähen, wo es weilet?
Wer rettet es, wer? — bevor ſie's tödten,
Und ſterbend, wie einen Wurm, zertreten?«

Zwei Knappen ſprengen ſonder Raſt
Zurück nach Jever, tief bekümmert
Ob ihrer Dame, welche faſt
Vor Schmerz vergeht und troſtlos wimmert,
»Mein Kind, mein Kind! O es iſt verloren!
O hätt' ich die Aermſte nie geboren!«

Held Edzard, der Oſtfrieſen Graf,
Trieb brav und kühn, mit ſeinen Schaaren,
Wie ihr Anführer, kühn und brav,
Des Jeveraners Volk zu Paaren.

Ein Treffen erklingt vor Jevers Thoren, —
Und Edo von Jever giebt verloren.

Er flieht, und rettet kaum noch Leib
Und Leben aus dem Sturm der Waffen,
Und eilt nach Jever, um ſein Weib
Und ſeine Kinder fort zu ſchaffen.
Die Wagen raſſeln, die Roſſe ſchnaufen;
Sie fliehen nach Wittmund in mehreren Haufen.

Indeß beſtürmt in Siegespracht
Der Graf die Stadt mit ſeinen Braven;
Und alles zittert vor der Macht
Und vor dem Heldenſchwerdt des Grafen.
Die Fliehenden flehen mit Händeringen:
Ach, möchte doch unſre Flucht gelingen!

Die Armen kommen nach und nach
Zu Wittmund; Wagen rollt auf Wagen.
Doch Eine Tochter fehlt, und ach!
Sie fehlt, und iſt nicht zu erfragen.
Zwei Töchter nur finden ſich; ſie klammern
Sich an die Mutter mit lautem Jammern.

»Wo iſt mein Kind, wo iſt mein Kind?«
Ruft Edo's Gattin; »O wer eilet,
Wer fliegt zurück, wie Wirbelwind,
Um zu erſpähen, wo es weilet?
Wer rettet es, wer? — bevor ſie's tödten,
Und ſterbend, wie einen Wurm zertreten!«

»Weh mir! das Herz zerſpringt mir, laßt
Mich fort, — zurück zu meinem Kinde!
Nein! nimmer find' ich Ruh' und Raſt,
Bis ich die Aermſte wieder finde. —
Wie rettete ſich in ſolchen Gefahren
Ein zartes Mädchen von ſieben Jahren?«

Ein Knappe kömmt zurück; ihr Herz
Wogt hoch: Was wird er mir verkünden?
Ach, — immer heiſſer wird ihr Schmerz,
Der Hoffnung letzte Sterne ſchwinden;
Sie höret: der Graf ſey vor den Thoren
Von Jever, — das Töchterchen ſey verloren!

Sie ſchlägt in Ohnmacht tief hinab;
Die Kinder fallen ihr zur Seite.

Erſtarrt vor Schreck, ſtumm wie das Grab,
Stehn bei der Armen ihre Leute. —
Da raſſelt ein Wagen heran auf der Gaſſe,
Beladen mit einem großen Faſſe.

Der Führer hält, und ruft: »Gut Glück!
Gut Glück! hier iſt das Fräulein Thede.« —
Die Mutter hebt ſogleich den Blick
Empor, ob dieſer Engelsrede;
Springt auf, und ruft mit der Freude Beben:
»Wo iſt ſie? und iſt ſie noch am Leben?«

Der Führer macht die Seile los,
Und öffnet haſtig ſeine Tonne,
Und zieht das Kind aus ihrem Schooß. —
Die Menge ſchreiet laut vor Wonne.
Süß lächelt die Kleine nach bangem Harme,
Und ſinket der Mutter in die Arme.

»Das ſüße Kind, — ich hätt' es nie,«
Spricht er, »der Feinde Wuth entzogen,
Hätt' ich mit dieſer Tonne ſie,
Trotz ihrer Klugheit, nicht betrogen.

Sie ließen mich, ohne nur nachzufragen,
Mit meinem Faſſe vorüber jagen.«

Er ſah, ein Bürger in der Stadt,
Der ſchwerbedrängten, — brav und bieder,
Das zarte Kind; es wankte matt
Des Schloſſes Treppen auf und nieder.
Hinweg die Mutter! — In ſtillem Weinen
Und Schluchzen thränten die Augen der Kleinen.

Und ihn ergreift es tief; — er ſinnt,
Wie er die Leidende befreie.
Ein großes Faß verbirgt das Kind;
Ein Wagſtück unternimmt der Treue.
Der Genius holder Liebe blicket
Herab, und das kühne Wagſtück glücket.

Die Mutter frägt mit ſanftem Blick,
Von Wonn' und Wehmuth gleich getrieben:
»Mein Kind, durch welches Mißgeſchick
Biſt Du allein zurück geblieben? —
Ich ſagte Dir doch, mit welchem Wagen
Und Leuten Du ſollteſt von dannen jagen!«

»O Mutter, welch ein böſer Tag!
Nein, dieſen Tag vergeſſ' ich nimmer!
Mein trautes Hündchen ſucht' ich, ach!
Bis ich es fand, — in jedem Zimmer.
O Mutter, ich müßte mich ewig ſchämen,
Zu fliehn, und mein Hündchen nicht mitzunehmen!«

Chriſtian Gittermann.

Vertheidigung

Auf tauſend und abermal tauſend Sinngedichte.

Sprecht nicht, ihr Kritiker! dies ſey kein Sinngedicht!
Wohl hat es einen Sinn, nur wichtig iſt er nicht.

Guſtav Frei.

An die Gallier.

(Ueber die Entführung der italieniſchen Kunſtwerke.)

1797.

O ſiegt, o wüthet, Gallia's ergoßne Heere!
Der Völker Bund und Haß ſey euer Spott:
Durchbohrt der Alpen Damm, ſtürzt ein gleich einem Meere;
Euch ſendet ein ergrimmter Gott.

Verheert Auſonien, entweihet jene Fluren,
Die Kato heiligte, und Antonin;
Zerſtört der Vorwelt Flor, in ſeinen letzten Spuren,
Tilgt Blumen, die nie wieder blühn.

Führt ſonder Reue weg der Bonarotti Werke,
Hin an die Marne, zur Zerſtörung hin:
Zerſtückt ſie, prüft daran der Heldenarme Stärke,
Der Freiheit neu geſchaffnen Sinn:

So tapfer als ihr jüngſt mit Patriotenhänden
Des Vaterlandes eignen Schmuck zerſchlugt,
Und jedes Heiligthum von euren Tempelwänden
Zur Scheiterflamme fröhlich trugt.

Wo nicht, wofern das Gift der nämlichen Megäre
Noch nicht zurück in eure Buſen rinnt;
So prahlt im Siegerrauſch mit fremder Völker Ehre,
Mit Künſten, die nicht euer ſind.

Bau't Pantheonen auf, von Eigenlobe trunken;
Kein Enkel Teut's beneidet eure Luſt.
Mag ganz Lutetia mit goldner Beute prunken;
Ein beſſrer Stolz befeuert unſre Bruſt.

Entwender nicht, nicht Tilger hoher Geiſtesmaale,
Wir wollen Schöpfer gleicher Schöpfung ſeyn:
Auch unſer Lenz erwacht, hell grünt im Morgenſtrahle
Der Hermanniden Lorberhain.

Apollo will: Teutona ſoll zur Reife bringen
Die Frucht, die einſt am Helikon geblüht. —

So hörte Thebä nur, ſo, Mitylene ſingen,
So tönt der teutſchen Lyra Lied;

So ſah das Volk Athens an ſeiner Halle Wänden *)
Der Väter Geiſt, der Väter Siegerkraft;
So gab in Ephyre der Witz, mit Schöpferhänden,
Lebloſem Erze Leidenſchaft;

So ſchmücket bald die Flur beglückterer Teutonen
Ein Felſentempel, eigner Kunſt geweiht,
Nicht lange mehr verkannt, hell fernen Nationen,
Hell ſtrahlend jeder Enkelzeit.

Auf, Brennen! klimmt voran, die Palme zu erſiegen,
Euch iſt Minerva, euch Irene hold:
Ihr habt zur Hälfte ſchon den jähen Pfad erſtiegen,
Ihr *könnt*, o Brüder, ſeit ihr *wollt*!

K. v. Boguſlawski.

---

*) In der Pöcile.

Streben umſonſt!

O das eitle Streben
In die weite Welt!
Herz! dein Blüthenleben
Trug ein kleines Feld.

Find' im ſtillen Raume,
Wie ein Bäumchen, Raſt!
Doch, du gleichſt dem Baume,
Den der Sturm erfaßt.

Und umſonſt vermeſſen
Stürmeſt du in mir;
Ach! es fällt indeſſen
Nur die Blüthe dir.

G. A. H. Gramberg.

Das ſchlafende Kind.

Wie reizend ſchlummert da der Engel!
Ein Aermchen dort, das andre hier;
Scheint's nicht, als wär' es ohne Mängel
Und ohne irrdiſche Begier?

Kein Sorgenzug in ſeinen Mienen!
Wem dünkt es nicht, es müſſen ihm
Die Unſchuld und der Friede dienen?
Wo lauſchet hier ein Ungeſtüm?

Die Seele ſchwebt im Stirnenlichte,
Schön, wie des Himmels Heiterkeit;
Und um das roſge Geſichte
Sind goldne Locken hergeſtreut.

Die holden Augen, die im Wachen
Mit ihrem Schimmer mich erfreun,
Man ſieht ſie noch im Schlafe lachen;
Wie könnten die doch ſchädlich ſeyn?

Wie reizend ſind die zarten Glieder?
Ihr kleinſtes Regen hat den Ton
Der Geiſtesvollen Herzenslieder;
Ein Fingerchen bezaubert ſchon.

Jezt wird's erwachen, wird nicht wiſſen,
Warum ſo lieblich es erwacht;
Warum ich's hundertmal muß küſſen;
Warum es ſchön iſt ohne Pracht?

Es wird an meinem Buſen glühen,
Und eher noch als ſeinen Thee,
Den Kuß der Mutter in ſich ziehen,
Süß wie den Bienen junger Klee.

Doch Stürme ruhen in dem Herzen,
Das jezt noch keine Wünſche kennt;
Begierden ſchlummern noch und Schmerzen,
Worin oft eine Hölle brennt! —

O bliebe doch der Mutter Liebe
Dir ſtets, was heute ſie dir iſt!
Nicht eine Wolke ſcheint dir trübe,
Wenn du in meinen Armen biſt.

O möchte nie dein Herz dir lachen,
Bei'm Anſchaun aller Erdenpracht!
Dir keine Leidenſchaft erwachen,
Die dich nicht ewig glücklich macht.

E. v. Klenke, geb. Karſch.

An einen Jüngling.

O Jüngling, eile nicht zu früh,
Zu haſtig nicht, zum Ehrenheiligthum:
Bleib', übe deine Kraft, verſtärke ſie,
Und trage gern der Demuth Bande;
Für allzufrüh begehrten Ruhm
Erringt man oftmal — Schande.

J. v. Boguſlawski.

An den Phosphorus.

Den 16ten November 1797.

Theile die Nebel, o brich, mit ſtill obſiegendem Glanze,
Durch die Gewölke hervor,
Steige, geliebteſter Stern, des Lichts Herſteller und Herold,
Ueber Boruſſien auf!
Dich, der die Schatten verjaget, begrüßt der geängſtete Schiffer,
Zwiſchen den Syrten des Belts,
Dich, am frühen Pfluge, der viadriniſche Landmann,
Und der erwachende Hirt.
Alles was lebt und wirkt, im Feld', in Städten, im Seeraume,
Alle Freunde des Lichts,
Und des Rechts, und der redlichen Emſigkeit freuen ſich deiner.
Sänger erheben dich laut,

Schäfer im ſtillen Hain, im aoniſchen Pantheon Barden.
Wonne dem Volke, du kommſt,
Steigſt harmoniſch empor, mit Aſträas heiliger Wage.
Mars geht unter im Weſt,
Und der Komet verbirgt ſein aufruhrdeutendes Antlitz
In der atlantiſchen Fluth;
Während du, mit goldenem Strahl, den Himmel verſchönerſt
Und die Geſchäftigkeit weckſt.

K. v. Boguslawski.

Viele zu ſtark Fühlende.

Gießen wir überflüſſig den Wein in den ſchäumenden Römer,
Rinnet der Nektar zum Theil ungenoſſen vorbei.

D. J. F. Kinderling.

An Avar.

Was die Küche bewahrt, und was bewahret der Keller
Eines Freundes, gehört alles dem andern auch.
Wir ſind Freunde, darum betrachte du, was ich in der Küche
Und im Keller beſitz', alles als eigenes Gut!
Aber bei Leibe betracht' es mir nicht, als gehört es mir zu!
Denn ſonſt würdeſt du flott leben; ſo darbeſt du brav.

Guſtav Frei.

Die Blume.

Freundlich war der Lenz gekommen,
Unter Sonnenſchein und Thau
War ein Blümchen aufgegangen,
Stand es ſtolz auf freier Au.

Seinem Kelch entfloſſen Düfte
Milde, würzereich und rein,
Und es lag auf allen Blättern
Zarter Staub, wie Goldesſchein.

Doch, es faßten freche Hände
Auf der jungen Blume Staub;
Traurig ſenkte ſie die Blätter,
Und ſie ward des Todes Raub.

So auch tritt mit friſchem Leben
Frei der Jüngling in die Welt,
Dem die Bruſt noch Lieb' und Unſchuld,
Schwärmerei und Hoffnung ſchwellt.

Doch das Schickſal, unerbittlich,
Reißt mit roher Hand ihn fort;
Und ſein Herz iſt, gleich der Blume,
Schon im erſten Lenz verdorrt.

Wohl dann dem verlaßnen Armen,
Der nicht mehr an Tugend glaubt;
Senkt auch er, nach wen'gen Stunden,
Still, wie ſie, das welke Haupt.

Karl Müchler.

Die Schildkröte und die Maus.

Fabel.

Bedaurend ſprach zur Schildkröt' einſt die Maus:
»Ach, Freundin! gar zu eng' iſt auch dein Haus!«
Doch die verſetzt': »davon magſt du nur ſchweigen;
Mein Haus iſt enge, aber eigen.«

Nordmann.

Wer iſt frei?

1798.

Wer iſt frei? — dies mögen Völker fragen,
Die das Gaukelſpiel der Willkühr ſind;
Wenn ihr Leben, unter Angſt und Zagen,
Von Verrath und Meuterei verrinnt;
Wenn kein Kodex menſchlicher Geſetze,
Der des Bürgers Schutz und Leitſtern iſt,
Den Genuß des Scherfleins und der Schätze
Durch ein heitres Abendroth verſüßt.

Wir ſind frei — das fühlen unſre Herzen,
Wenn nach treu erfüllter Tagespflicht,
Uns kein Zwangsdekret bei Spiel und Scherzen
In den Feierſtunden unterbricht;
Frei ſind wir, weil unſer Haab und Erbe
Keiner zum Verpraſſen requirirt.
Zur Fünfherrenmaſt dem ſtillen Heerde
Abgefordert keine Schatzung wird.

Frei ſind wir, auch ohne Freiheitsbäume,
Ohne Käppchen und Laternenpfahl,

Ohne Volksgericht und Gleichheitsträume,
Ohne Wahlrecht, ohne Freiheitsmahl.
Unſers Weichbilds Schöppenſtuhl und Schranken
Hegen über'n Reichthum kein Gericht,
Strafen Revolutionsgedanken
Schwärmender Philoſophaſter nicht.

Frei ſind wir, weil, unter'm Schutz der Krone,
Seines Vorrechts jeder gleich genießt,
Und der nächſtgeborne Sohn zum Throne
So wie unſer Einer, Bürger iſt.
Und der Zepter keine Würgſignale,
Hinzuſchlachten treue Bürger, giebt;
Der, voll ſüßen Weins, bei'm Bachanale,
Des Marſeillers Zaubertöne liebt.

G. F. John.

Otto und Elfride.

Idylle.

Otto.

Laß mich, laß mich, Elfride! ſchon ſank die Sonne hinunter,
Und die Dunkelheit wächſt. Mit Sehnſucht wartet mein Vater.
Mädchen, ich liebe dich wärmer, als je die kühnſte Betheurung
Ausſpricht; aber der Vater gebot dem Sohne die Rückkehr!
Morgens, da noch der Reif die welkende Wieſe bedeckte,
Sandt' er zur herbſtlichen Jagd mich aus, in dieſen Gebirgswald,
Mit dem geladnen Rohr, mit Schroot und Pulver im Horne.
»Mittags end' ich die Jagd, und kehr' im gezimmerten Eller
»Ueber den See zurück:« ſo hab' ich dem Greiſe verſprochen.

Denke, wie müßte ſein Herz ſich ängſtigen, während des Sturmes,
Wenn er mich Wortvergeſſenden gar noch am Abende mißte.

Elfride.

Deine Bekümmerniß lob' ich. Doch jezt, — o höre doch, Jüngling,
Höre den wiedergekehrten Orkan, den ſtürzenden Regen!
Fluthen rauſchen vom Dach, laut klirren vom Hagel die Fenſter.
Neben dem Thor wankt heulend der Baum, die Blätter entfliehn ihm,
Und der entrüſtete See kämpft brüllend wider die Winde.
Tritt an's Fenſter und ſchaue die Wuth! Wie wollteſt du jezo
In geringem Kahn hochtoſende Wogen zerſchneiden! —
Warte nur ab, bis Regen und Sturm vorüber geflohn ſind:

Bleib' am lodernden Heerd; bleib, Otto, bei deiner Elfride.

Otto.

Ich gehorche dir, wohl! — Doch ſieh', der Regen verſchwindet,
Und ſein Begleiter, der Sturm. Ein freundlich athmender Weſtwind
Folgt ihm, und kräuſelt die Fluthen, und wiegt die Zweige der Linde.
Ruhig und ſanft iſt die Luft; der dämmernde Himmel wird heiter;
Hell ſteht Heſperus da, und winkt mir über den See hin.
Laß, Elfride, mich wandern, ich ſchau' am Morgen dich wieder.

Elfride.

Ach, vertraue noch nicht der flüchtigen heitern Minute!
Sieh', ein neues Gewitter umſäumt die dämmernde Wölbung.
Dunkel umnachtet den Weſt: ſchon naht die drohende Wolke.

Hagel und Regen erſchüttern das Dach, begießen die Fenſter;
Schon verſchlingt das Wetter den Stern; wild wüthet der Sturmwind,
Beugt den heulenden Baum; die Fluth zürnt gegen das Ufer,
Reißt am wankenden Kahne, der bis zum Rande gefüllt iſt.
Wohl mag neben dem Heerde der Greis ſich ängſten und härmen;
Aber denke die Angſt, o denke dir meine Verzweiflung,
Wenn der wiederkehrende Sturm dich mitten auf Wellen
Schaukelte, mitten im See die Fluth den Nachen ergriffe.
Bleib' am ſtillen Kamin; bleib', *Otto*, bei deiner Elfride.

Otto.

Aber auch dieſes Gewölk zerreißt, und wandelt vorüber.
Mit ihm flüchtet der Sturm, und ſenkt ſich hinter dem Felsberg:

Ueber dem Hügel erwachet der Mond. Wie leuchtet der Waldſee!
Welche Luſt, durch's Licht der ſilbernen Wellen zu gleiten,
Theureſte! — Zwar gebieret der Weſt ein neues Gewitter,
Aber dieſes iſt fern; eh' Sturm und Regen herauftobt,
Bin ich am andern Ufer, im ſicheren Hauſe des Vaters.

Elfride.

Wohl, ſo zeuch denn hin! — Doch Waſſer belaſtet den Nachen:
Leer' ihn; ich helfe dir gern, da keine Bitte dich aufhält. — —
Fahre nun wohl! o möge dich jeglicher Engel begleiten! — —
Aber, — o rud're zurück! die fern geachtete Wolke
Naht mit Ungeſtüm, fliegt; ſchon murmeln die kommenden Winde.
Otto, rudre zurück, verlaß den Nachen, und bleib noch!

Otto.

Kühne belohnt das Glück; Verzögrung gebäh
mir Unheil.
Bald errudr' ich die Mitte, und bin am ſeichter
Ufer,
Eh' die höchſte Gewalt des Sturms die Gegen
ereilt hat.

Elfride.

Ach, mit drohendem Fluge, mit Grimm nah
Wolken an Wolken.
Otto, kehre zurück, erbarme dich deiner Elfride.
Angſt erdrückt mir das Herz: — der Wind heult: –
Wär' es doch Tag nur!
Säh' ich nur deutlich, daß du den Saum de
Landes erſchifft haſt!

Otto.

Theures Mädchen, erzittere nicht! Gleich will i
dir kund thun,
Daß ich das Ufer erſteuert. Sobald der Nache
das Land rührt,
Löſ' ich dieſes Geſchoß: ſein Donner mache dich ruhig

Ot

Otto ruderte fort. Bald kam das gefürchtete Wetter,
Und ſein Führer, der Sturm. Die aufgewiegelten Fluthen
Wütheten, kochten empor, laut brachen ſich Wellen an Wellen.
Auf und nieder geſchleudert von einer der Wogen zur andern,
Stieg der Nachen und ſank, und ſtieg, und ſenkte ſich wieder.
Bebend verfolgt' ihn Elfride mit ſtarr nachſpähenden Augen,
Bis der Mond verſchwand, und Nacht den Geliebten verhüllte.
Nun ergriff das Schrecken ſie ganz; ſie ſtürzte zur Erde,
Flehte zu jeglichem Engel. — Da krachte der Donner des Rohres:
Freudig jauchzte ſie auf, und dankte der rettenden Allmacht.

K. v. Boguslawski.

Elegie.

O ſelig, wer im Wahn an hohe Frauentugend,
Der Liebe ſtilles Glück mit ernſter Pflicht verein
Wenn ihm das Ideal der leicht getäuſchten Jugen
In der Geliebten Bild, ein Genius, erſcheint;
Ein ſüßer Blick von ihr giebt ſeinem öden Leben
Wie eine Glorie, ſchon der Verklärung Glanz;
Beglückt durch ſeinen Traum, iſt ſeines Herzens
Streben,
Verachtend Ruhm und Gold, der Tugend Sternen
kranz.

Der Liebe Zaubertrank darf nur die Lipp' ihm
netzen,
Er ſchlürf' ihn nicht zum Rauſch, mit durſt'gen
Zügen ein;
Was er entbehrend wünſcht, weiß nur der Menſch
zu ſchätzen,
Aus des Genuſſes Quell entſtrömt ihm Reu' und
Pein.

Wohl ihm, löſt früh der Tod die zarten Liebesbande,
Eh' grauſam Ueberdruß und Mißverſtand ſie reißt:
Ihm folgt ſein Ideal bis zu des Grabes Rande
Und würkt mit Götterkraft auf den entzückten Geiſt.

Doch hat er all zu raſch den vollen Kelch getrunken:
Flieht mit dem erſten Rauſch, zu ſeiner ew'gen Qual,
Das holde Traumgebild, erſtirbt der Götterfunken,
Der ſeinen Geiſt entflammt, entweicht das Ideal,
Die Glorie erliſcht, die ſeinen Pfad beſtrahlet,
Nacht wird es um ihn her, ſein Daſeyn langer Schmerz,
Sein Glauben iſt dahin, und ſein Vertraun bezahlet
Mit finſterm Menſchenhaß ſein tief verletztes Herz.

Zum Kerker wird die Welt, wo ſeines Schickſals Schwere
Auf ſeiner wunden Bruſt, ihn niederdrückend, ruht,
Sein Geiſt iſt ohne Kraft, nichts füllt des Herzens Leere,

Des Unglücks feiger Knecht, fehlt ihm zum Kampf der Muth.
O wohl ihm, ſtürzt er nicht wahnſinnig in's Verderben,
Hält ihn an dieſe Welt kein heil'ges Band der Pflicht,
Und hat er Muth genug, aus freier Wahl zu ſterben,
Eh' unter langer Qual ihm Herz und Auge bricht.

Karl Müchler.

Grabſchrift auf einen Satyriker.

Der hier Begrabene warf der Pfeile vielerlei;
Der zehnte traf, neun flogen vorbei.

Klamer Schmidt.

An Mariane von B**.

Bei Ueberſendung des Romanenkalenders für 1802.

Laß mich's geſtehen, holdes Kind,
Wie Reimer und Poeten ſind
Ein eitles Volk, und weichen keinem Weibe,
Denn lächelt das, zum Zeitvertreibe,
Im Spiegel ſeine Schönheit an:
So lächelt ſich der Leiermann
Im Titel ſeines Buchs höchſtſelbſtgefällig an;
Und, wenn ein ſchönes Kind die ſchönen Augenſtrahlen,
Den fein geformten Arm, zum Malen,
Sich auf und ab bewegen läßt,
Den ſchlanken Wuchs, Dianen gleich geſtaltet,
Im reizenden Gewand' entfaltet,
Und ſeines Mundes Laut, ſanft, wie des Frühlings Weſt,
In Herz und Ohr uns tönen läßt;
In ſeinem Lächeln uns die ſchönen Zähne weiſet,
Mit jedem Zauber uns umkreiſet,

Der zu Gebot' ihm ſteht: ſo buhlt der Leiermann
Durch Sang und Klang, um euer Lächeln,
Und läßt, ſeht ihr ihn dann mit holden Augen an,
Von Dichtereitelkeit ſich fächeln.

Was anders wohl, als Eitelkeit,
Treibt eben mich, zum Angedenken
Dir dieſes Büchlein hier zu ſchenken,
Vor dem mich Naumerk *) konterfeit,
An dem ich Theil durch eigne Dichtung habe?
Dir nah zu ſeyn durch dieſe Gabe,
Mir deines Bravo's Harmonien,
Wenn's möglich wäre, zu erringen,
Und deinen Blick — o möcht' es mir gelingen! —
Nur dann und wann hin auf mein Bild zu ziehn:
Was anders iſt's, als eitlen Sinnes Weſen?
Ich will geſehen ſeyn und obendrein geleſen.

Und doch — ich muß es nur geſtehn —
Iſt an mir gar nicht viel zu ſehn.
Ein vierziger Geſicht läßt kalt, und immer kälter,

---

*) Ein talentvoller Künſtler in Ratzeburg.

Je mehr darauf ein junges Auge fällt;
Und, was das ſchlimmſte noch, ich bin hier vorgeſtellt
Um ein halb Dutzend Jahre älter!
Des Kupferſtechers Schuld, der gab die Falten mir.

Zum Glücke, wie du weißt, nah' ich als Vater dir;
Du haſt doch nicht den Paſtor Falk vergeſſen? *)
Und ſo wirſt du an mir auch nicht die Falten meſſen.
Dem Töchterchen bin ich noch jung genug;
Und in dem Bilde gleicht mir doch ſo mancher Zug,
Mein Angedenken zu erneuen.

O möchte nur mein Büchlein dich erfreuen,
Und die Erinnerung des Dichters lieb dir ſeyn,

---

*) Des Dichters Rolle in einer Privatvorſtellung der Kotzebueſchen Unglücklichen. Das Fräulein ſpielte die Franziska.

Der oft in deinem Kreis geſtanden und geſeſſen?
Auch wirſt du ihm die Eitelkeit verzeihn;
Wer wäre gern von dir vergeſſen?

Schink.

Friedrichs Ehre.

Bodens neues Sternbild.

Einzelne Sterne vereinen ſich knüpfend zur ſtrahlenden Krone,
Andre zum Scepter und noch andre zur Leie voll Glanz.
Aehnlich dem holden Ovid in der Dichtungen magiſcher Hülle —
Prangſt du nun, Friedrich, uns noch neben Auguſt als Geſtirn.

D. J. F. Kinderling.

Sehnſucht nach den Bergen.

O wär' ich dort, wo, Schneeumgeben,
Der Gipfel glänzt in rother Glut,
Indeß vom Felſen Bäche beben
Und Dunkel in der Tiefe ruht.

O wär' ich dort, wo Klüfte toſen,
Das Raubthier und die Schlange flieht,
Bei Enzian und Alpenroſen
Das Muckusblümchen duftend blüht!

O wär' ich dort, weit von der Erde,
Wo Einfachheit dem Hirten tiſcht,
Und in dem Kreis der Wollenheerde
Den Wand'rer kühle Milch erfriſcht!

O wär' ich dort, wo mit dem Morgen
Der Jugend Wonne niederſchwebt,
Und tauſend Qualen, tauſend Sorgen
Ein einz'ger Athemzug begräbt!

O wär' ich da, wo von Geweben
Des Schattenwahn[illegible]ht umkreiſt,

Ein reineres Gefühl von Leben
Mir reiner Ahnung Himmel weiſt!

Euch Bergen nach werd' ich mich ſehnen,
So oft ein Lenz mir niederſteigt,
So oft im Thal der vielen Thränen
Des Grames Laſt mich niederbeugt!

Karl Graf.

Tom.

Nach dem Lateiniſchen von Leſſing.

Getreulich macht,
Was Tom die Nacht
Geträumt, ſein Mund
Mir Morgens kund.
Tom ſchläft für ſich,
Und träumt für mich.

Guſtav Frei.

Der Genügſame.

Es keiche, wer da will, in Ordensketten,
Den Würdenberg hinan,
Und wache ſich auf Schwanenbetten
Zum titelreichſten Mann.

Er ſey der Obermann des Fürſtenrathes,
Und führ' den Leichenzug
Des ſeiner Kur vertrauten Staates,
Den er zu Grabe trug.

Gönnt mir Seline eine Handbreit Erde
In ihrem Birkenhain;
Ein traulich Mahl bei ihrem Heerde
Und einen Becher Wein:

Dann tauſch' ich nicht um Florentiner Seide
Mein leinenes Gewand;
Den Gürtel von Selinens Kleide
Nicht um ein Ordensband.

Um keines Fürſten Lieblingsſchaft, die Freude
Apollo's im Exil,
Dem's beſſer auf der Hirtenweide,
Als im Olymp gefiel.

G. F. John.

An das Jahr 1793.

Triolett.

Nun lebe wohl, du hingetrau'rtes Jahr!
Dein werd' ich oft, doch nie mit Ruhm erwähnen.
Nun lebe wohl, du hingetrau'rtes Jahr;
Mit allem Seufzen, Händeringen, Gähnen,
Mit allen lauten, dir geweinten Thränen,
Mit aller Fehd', oft um ein Ziegenhaar!
Dein werd' ich oft, doch nie mit Ruhm erwähnen!

Klamer Schmidt.

Die drei Roſen.

An ***.

Drei Roſen blühen auf des Lebens Weg,
Die eine weiß, wie friſchgefallner Schnee,
Die andre glüht im höchſten Inkarnat,
Die dritte borgt von beiden ihre Farben;
Den Guten labt ihr ſüßer Balſamduft,
Und nur dem Leichtſinn und dem Frevel ritzt
Ihr ſcharfer Dorn die Finger ſtreifend blutig.

Der Unſchuld Roſe ſtrahlt in zartem Weiß,
Sie iſt der Jungfrau köſtlichſtes Geſchmeide;
So lange ſie am Buſen lieblich blüht,
Kann nie das Herz ein gift'ger Pfeil verwunden;
Sie iſt der Tugend ächter Talismann,
Sie ſchützt vor Reu' und Lebensüberdruß
Und wehet Troſt dem frommen Dulder zu,
Wenn unverſchuldet ihn ein Kummer drückt.
O, wahre ſie an deiner zarten Bruſt,
Und ihre hellen Blätter werden dich
Wie eine Himmelsglorie umſtrahlen.

Der Liebe Roſe blüht im Purpurglanz;
Vor allen Blumen ragt ſie ſchön hervor,
Ihr Wohlgeruch erfüllt umher die Luft,
Doch nur des Lebens Frühling ſieht ſie blühen,
Denn ach! der ſchnelle Flug der Blüthenzeit
Reißt ihre ſchönſten Blätter mit ſich fort.
O möchte bald ein edler Jüngling die
Die heitre Stirn mit dieſer Roſe kränzen.

Die dritte Roſe blüht zwar minder ſchön,
Doch liebreich hat die freundliche Natür
Sie mit dem Weiß der Unſchuld ausgeſtattet
Und zart der Liebe Roth darein gemiſcht.
Ein fühlend Herz hat ſie der Freundſchaft einſt
An dem Altar der Sympathie geheiligt.
Sie blüht auch in des Lebens ſpätem Herbſt;
Hat Froſt und Sturm die Haine ſchon entlaubt,
Der Wieſen Schmelz, der Gärten Farbenpracht,
In Schnee verhüllt, entfaltet ſie beſcheiden
Aus dunklem Moos die blätterreiche Knoſpe,
Sie iſt das Sinnbild der Beſtändigkeit:

Und ſchließt der Lieb' und Unſchuld zarte Roſe
Der Sarkophag des Sanftverklärten ein,
Bekränzt ſie noch des Freundes heil'ge Urne.

Karl Müchler.

Zuruf der Najade der Wolluſtquelle.

Dieſer rauſchende Born iſt der Born der Freud' und des Leides.
Drum, o Wandrer, nimm wohl dich bei'm Schöpfen in Acht!

Schöpfe von oben heraus, da wallet die Freude; doch ſchöpfe
Aus dem Grunde dir nie, unten erbrauſet das Leid.

Guſtav Frei

Seyn oder Nichtſeyn.

Blühende Geſtalten ſchafft
Ueberall des Lebens
Rege Kraft;
Lange ſchon vergebens
Wälzt der Tod
Wolken um ihr Morgenroth.

Mit des Lichtes Strahlenlauf
Muß durch Sternenheere
Sie hinauf,
Muß durch tiefe Meere
Sie hinab, —
Nirgends birgt ſie Kluft und Grab.

Hohe Felſen laß auf ſie
Donnernd niederfallen;
Eitle Müh!
Sie bricht finſtern Hallen
Thür und Thor,
Geht als Flora neu hervor.

Tod, und ſtille Todesruh —
Ob du ſie ergründeſt,
Fleuch, ob du
Sie im Weltall findeſt,
Fleuch, mein Geiſt,
Durch das Meer, das dich umkreiſt.

Auch des Grabes Marmorſtein
Saugt aus ew'ger Fülle
Leben ein! —
Hohe Geiſterſtille,
Werde Lied,
Sprich, o ragender Granit.

Feuerwolken dieſer Luft,
Hauch aus meinem Munde,
Blumenduft,
Redet frohe Kunde;
Blüthenzweig,
Oeffne mir dein Geiſterreich.

Oder wie? ihr lebt verwaiſt,
Kalt dahin gegeben,

M

Ohne Geiſt,
Daſeyn ohne Leben,
Nur des Lichts
Farbenſpiel — ein ſchönes Nichts?

Blumen auf verlaßner Flur
Schlangen hingegeben,
Wären nur
Prunk auf Leichenſtaben?
Sinnenſchein?
Todtes, athemloſes Seyn?

»Einſt das Vaterland für dich!« —
Ha! die Grabeshöhle
Oeffnet ſich,
Fliehe, meine Seele, — —
Oder lebt
Auch der Staub, der dich umſchwebt?

J. G. Schätz.

Der Sprachengelehrte.

Von Cintra an bis zu dem Tſchutſchky Noß
Wirſt du, wenn ſonſt es gehn will, reiſen können,
Und den Bedarf für dich und für dein Roß,
Des Dollmetſch nicht benöthigt, nennen.
Hebräiſch, Griechiſch, Syriſch und Latein
Begriffſt du ſchon auf hoh'n und niedern Schulen;
Den Sanſkrit und die Sprache der Tamulen
Zwingſt du jezt dem Gedächtniß ein.
Grammatiken und Lexika erblickt
Man ohne Zahl in deinem Bücherſchranke,
Und vor dem Wörterkram erſtickt
In deiner Seele Scharfſinn und Gedanke.
O möchteſt du die ſonderbare Gier,
Die immer nach Vokabeln ſchnappt, vertreiben!
Iſt dein Gehirn denn eine Laſt Papier,
Um es allein mit Wörtern zu beſchreiben?
Nein, brüſte dich nicht mit Gelehrſamkeit,
Du kannſt dich aus der Kindheit nicht entfernen;

Du bleibeſt in dem Zuſtand jener Zeit,
Und willſt nur ſtets von neuem lallen lernen.

Nordmann.

An Louiſe, Fürſtin von Deſſau.

Wie ſonſt — im Mondenlicht, bei Sternenglanz,
Durch Nachtigallen Sang und Blüthenduft,
In trauter Freunde Kreis, das Herz mir ſchlug,
Und dann ein Vorgefühl von ew'gem Seyn
Den frohen Kreis ergriff; ſo ſchwingt dein Geiſt,
Der hohe Weisheit ſtrahlt, und liebevoll
Nur andrer Glück zum Augenmerk ſich machte,
Mich kühn empor, und gießt die Ahnung mir
In's frohe Herz: — der Tod trennt Freunde
nicht!

Eliſa.

Der Wein.

Aus den erſt geſchaffnen Trauben
Wurde Wein gepreßt, und Hebe
Füllte ihre goldne Schaale
Voll des Weins, und alle Götter
Koſteten davon, und rühmten
Wohlgeſchmack, Geruch und Farbe.
Amor koſtet' auch, und ſagte:
»Gut iſt er, doch eine Tugend
Muß ihm Amor noch ertheilen;
Er muß auch zur Lieb' entzünden.«
Sprach's, und in den Saft der Trauben
Taucht' er darauf ſeine Fackel.

Guſtav Frei.

Rundgeſang an die Freundſchaft.

Himmelstochter, Freundſchaft! du
Schwebſt mit Roſenwangen
Willig dieſer Hütte zu,
Wo wir dich verlangen:
Dein ſey dieſer Opferheerd,
Den der Neid nicht kennet,
Und wo dennoch deinem Werth
Ewig Feuer brennet.

Alle Sorgen liegen hier
Zu des Altars Füßen,
Und von Herzen theilen wir
Mit dir unſern Biſſen!
Reichen dir zum Opfertrank
Unſern erſten Becher!
Weih'n dir Blumen und Geſang,
Froh, wie Nektarzecher!

Danken dir, daß du uns labſt,
Mit den beſten Gaben,

Daß du Himmelsreize gabſt
Allem, was wir haben:
Ruhm, Geſundheit, Lieb' und Glück.
Wären nichts dem Leben,
Hätt' ein beſſeres Geſchick
Dich uns nicht gegeben!

Wer dich einmal hat erkannt,
Wird nichts beſſ'res kennen;
Alles wird er bunten Tand,
Alles Flitter nennen;
Zählet nur nach deiner Huld
Seines Daſeyns Stunden,
Hat mit ſeines Glückes Schuld
Schon ſich abgefunden.

Deine roſenſanfte Hand
Lindert alle Schmerzen.
Holde! knüpfe doch dein Band
Feſt um unſre Herzen!
Und vor allem bitten wir:
Sey hier gern gefunden,

Dulde keinen Sünder hier,
Der dich nie empfunden!

C. v. Klenke, geb. Karſch.

Zum Namensfeſte der Prinzeſſin Dorothea von Curland.

Froh entfliehet deine Jugend,
Sanft an edler Mutterhand;
Früh ſah'ſt du, daß weiſe Tugend
Sich mit Freude ſchön verband.
Lern' in edler, hoher Milde,
Deiner Mutter ähnlich ſeyn:
Und, nach ihrem holden Bilde,
Menſchen um Dich her erfreun.

Eliſa.

Dichterglück.

Auf unbeſuchten Wegen
Weilt gern des Sängers Tritt,
Er nimmt der Dichtkunſt Segen
Auf ſeiner Wallfahrt mit.

Was feile Seelen reizet,
Gewährt ihm nicht Gewinn;
Nach rein'rer Wonne geizet
Sein ſtill erhab'ner Sinn.

Ihn lohnt nicht falſche Ehre,
Nicht ſchachtberaubtes Gold;
Nur die geheime Zähre,
Die Mitgefühl ihm zollt.

Sie nährt die holde Blume
Der Hoffnung, die er zart
Im tiefſten Heiligthume
Des Herzens ſtill bewahrt.

Die Hoffnung ſchöner Tage
Aus einer goldnen Zeit,
Von keiner nied'ren Klage
Und Leidenſchaft entweiht.

Die wunderbare Lüge
Von einer Feenwelt
Hat ſelbſt ſchon in der Wiege
Des Knaben Blick erhellt.

Es gräbt die ſüße Kunde
Tief in ſein Herz ſich ein,
Ihn zu dem heil'gen Bunde
Der Dichter einzuweihn.

Es ſchwebt auf leichter Welle
Sein Leben ſanft dahin;
An Wieſe, Hain und Quelle
Schließt ſich ſein inn'rer Sinn.

Er ruht in deinen Armen,
Natur, in ſtiller Luſt;
Die Todten ſelbſt erwarmen
An ſeiner heißen Bruſt.

Sein Auge glänzt in Thränen
Und bricht in ſüßem Schmerz,
Ein räthſelhaftes Sehnen
Zieht ſtets ihn himmelwärts.

Ihn lockt kein Weltgetümmel,
Und keine rohe Luſt;
Sein Glück und ſeinen Himmel
Trägt er in ſeiner Bruſt.

Zum Siz der Götter hebet
Sich feſſelfrei ſein Geiſt,
Der über Sternen ſchwebet,
Wo Aether ihn umfleußt.

Die Frucht der Hesperiden
Labt dort des Schwärmers Gaum;
Sein Daſeyn iſt hiernieden
Ein langer wacher Traum.

Karl Müchler.

Lieb' und Jugend.

Geſang aus einer noch ungedruckten Oper.

Was ſich neckt, das liebt ſich,
Was ſich liebt, betrübt ſich.
Hier im Lachen, dort in Thränen,
Hier mit Ahnen, dort mit Wähnen,
Unter Fürchten, unter Hoffen,
Unter Wolken, hell und trübe,
Bald verheimlichet, bald offen,
Geht der Weg in's Land der Liebe!

Was ſich neckt, das liebt ſich,
Was ſich liebt, betrübt ſich.
Hier im Sprunge, dort in Sorgen;
Schelte heut', und Küſſe morgen;
Alles heut', und morgen wenig;
Bald verſtört, wie feige Diebe;
Bald ein kleiner Feenkönig:
Alſo geht der Weg der Liebe!

Dennoch neckt und liebt euch!
Liebt euch und betrübt euch,
Weil noch alles grünt und blühet!
Wenn erſt Reif das Haar umziehet,
O wer wird euch dann noch lieben,
Auf des Weges letzter Meile?
Wer euch necken und betrüben,
Als — die öde Langeweile?

Wohl euch! Lieb' und Jugend!
Habt ihr keine Tugend;
Dieſen Mangel zu vergüten,
Habt ihr alle Lebensblüten:
Holde Kurzweil, kleine Poſſen,
Allerliebſte Träumereien,
Herzen, lieblich aufgeſchloſſen!
Jung zu ſeyn, wem mag's gereuen?

Franz Maßlieben.

Der Greis.

∪— ∪— ∪∪ —∪∪̄
—∪∪ —∪∪ —∪—,
∪— ∪— ∪∪ —∪—,
∪ —∪— ∪∪—.

Sieh' dort im abendumkrönten See
Still ſich verlieren den Felſenſtrom,
Hier reißt er eilends die Blumen mit,
Die ſeine Ufer umwehn;
Und ſammelt ſorgſam das Lenzgeſträuch,
Welches der Sturm am Geſtade brach,
Und dennoch ſäumet er nicht im Lauf,
Und eilt, ein Rieſe, zum Ziel.

Dort, Alter! Kränzen die Blumen nun,
Blühend und ſchön, wie er hier ſie fand,
Durchwebt mit jener Geſträuche Grün,
Ihm ſeine ruhige Stirn.

So wirſt im Meere der Ewigkeit
Einſt du auch enden die Lebensfahrt,
Und wohl dir! pflückteſt du auch auf ihr
Der Tugend Frühlinge dir;

Und brachſt die Zweige der Weisheit früh
Schon mit dem Schimmer der Aufgangsröth',
Hielt'ſt Mittagſchlaf nicht, und eineteſt
Zur Wahrheit beide durch Bund.

Dies iſt die Blume des Lebens, ſie
Pflanzte die Gottheit in's Paradies,
Dort blüht zum Kranz ſie der Frühlingsfei'r
Der Auferſtehung für dich!

Franz von Sonnenberg

Der Rathgeber.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Töffel.

Wollt ihr wohl ſo freundlich ſeyn,
Klaus, in einer Herzensſache
Mir zu rathen was ich mache?
Hört, ich habe Luſt zu frein.

Klaus.

Töffel, gut! ſo magſt du frein.

Töffel.

Fänd' ich aber hinterdrein,
Daß ich von dem Ehebette
Nur Verdruß und Unglück hätte,
Dann könnt' es mich wohl gereun.

Klaus.

Fürchteſt du's, ſo laß es ſeyn.

Töffel.

Michels ſchmuckes Töchterlein
Liegt mir immer im Gemüthe,
Und in meiner Jahre Blüthe
Sterb' ich, ſoll ich ſie nicht frein.

Klaus.

Nun ſo eile, ſie zu frein.

Töffel.

Wenn nun ihrer Reize Schein
Mir zu viele Freunde machte! — —
Wenn ich manchen nicht verachte,
Mag ich mancher drum nicht ſeyn.

Klaus.

Laß es alſo lieber ſeyn.

Töffel.

Doch ich kann im Bett allein
Oft des Winters nicht erwarmen;

Hätt' ich Trinchen in den Armen,
O dann ſchlief ſich's herrlich ein.

Klaus.

Drum iſt nichts ſo gut, als frein.

Töffel.

Gäb' es aber lauter Schrein,
Schelten, Lärmen, Zanken, Toben,
Ach! das wären harte Proben;
Und ich müßte Trinchen bläun.

Klaus.

Lieber, bleib' daher allein.

Töffel.

Das Vergnügen wär' nicht klein,
Wenn ich meine Buben küßte.
Lieber Vetter, das verſüßte
Mir des Lebens Müh' und Pein.

Klaus.

Schon deswegen mußt du frein.

Töffel.

Sollt' indeß das Mütterlein
Richtig alle Jahr gebähren,
Alsdann ſeh' ich zum Ernähren
Jezt noch nicht das Mittel ein.

Klaus.

Freilich wahr, d'rum laß es ſeyn.

Töffel.

Doch die Hoffnung ſpricht mir ein:
Daß die Jungen ihren alten
Guten Vater einſt erhalten;
Dankbar werden ſie wohl ſeyn.

Klaus.

Ja, ſie werden's. Du mußt frein.

Töffel.

Aber, aber, wenn Herr Hain
Mir mein gutes Weibchen nähme?
Ach! ich weiß, daß ich mich gräme,
Und ich ſterbe hinterdrein.

Klaus.

Ei ſo laß, ſo laß das Frein.

Töffel.

Sackerlot, bald Ja, bald Nein!
Klaus, ihr ſeyd ein dummer Teufel,
Ueberleget alle Zweifel,
Unterdeſſen will ich frein.

Nordmann.

Ueber die Darſtellung der Nacht.

Die Nacht als Weib zu bilden, will
Und wollte mir zu Sinne nie.
Es ſchweigt die Nacht zu allem ſtill,
Und Weiber, ach! wann ſchweigen die?

Guſtav Frei.

Die Gräberblume auf Ida's Grabhügel.

Im Todtenhain hier, wo die Zypreſſe weht,
Und Herbſt vom Wipfel über dies Grabmal ſtreut,
Hier ſtröm' und ſey die Erſtlingsthräne
Ida ein fei'rliches Todtenopfer!

In's welke Laubgrün, das ein verirrter Weſt
Wie eine Sargkron', wirbelnd im Spatroth dreht,
Dort blink' ihr hin, die nicht im Leben
Sich mit dem Jüngling vereinen wollte;

Dort blink' ihr nieder, ach wann der Lenz nun kommt
Auf dieſen Hügel, welcher die Zähre trank,
Vielleicht weht mit der Todten Staube
Dann ſie in einer der Gräberblumen;

Ihr Nicken kenn' ich, da in der Thräne floß
Mein ganzes Herz, ſo blüh' ich denn doch vereint
Mit ihres Herzens kalter Aſche
Kalt in der wiegenden Gräberblume!

Franz von Sonnenberg.

Pſyche.

Einſam wallet Pſyche durch die Fluren,
Dort zu ſuchen des Geliebten Spuren,
Ihre Bruſt durchbebt der Sehnſucht Schmerz,
Matter klopft das bange Herz. —

Fern von ihr durchwallet itzt die Lüfte
Amor, durch der Frühlingsblüthen Düfte
Tönt ihm nicht das fern verhallte Ach!
Der verlaſſ'nen Pſyche nach. —

Komm' Erinnerung im falben Glanze,
Mit dem ſanft erblaßten Roſenkranze,
Dufte zaubervoll in ſüßer Ruh,
Ihr vergangne Stunden zu!

Auf der Phantaſien lichten Flügeln
Eile her von Paphos Blumenhügeln,
Führe gaukelnd dem verwirrten Sinn
Bilder ſchöner Stunden hin!

Leiſe klopft ihr Herz mit ſchweren Schlägen
Der vergangnen Scenen Bild entgegen,
Ueberfüllt von unnennbarer Luſt,
Stockt es ſchnell in ihrer Bruſt.

Leblos liegt die ſchöne Erdenhülle
Hingeſtreckt von der Empfindung Fülle,
Und die Seele im ätheriſchen Gewand
Eilt zum Ort, wo ſie entſtand.

Sieh ſie hin zu lichten Höhen fliehen,
Wo der ew'gen Jugend Roſen glühen,
Wo nicht ſchweigt der Nachtigallen Lied,
Und wo nie der Lenz entflieht.

Ernſt in hohen dunkelhellen Büſchen,
Wo ſich Kiefern mit Cypreſſen miſchen,
Steht ein Fels, aus dem die Lethe fließt,
Die in Bäche ſich ergießt.

Schweigend naht ſie ſich der dunkeln Quelle,
Zitternd ſchwebt der Mond auf ihrer Welle.
Hin in's Dunkel der Vergangenheit
Flieht das Bild durchlebter Zeit.

Jezt will ſie am Ufer niederſinken,
Ewige Vergeſſenheit zu trinken;
Doch es ſchwebt, in Luna's Glanz gehüllt,
Auf der Welle, Amors Bild. —

Wie? auch hier auf des Olympus Höhen
Soll ich meiner Sehnſucht Bilder ſehen?
Hier, im Siz der ew'gen Wonne, ſoll
Wandeln ich nur ſehnſuchtsvoll?

O Geliebter! der du mir entſchwunden!
O Erinn'rung meiner Roſenſtunden!
Wallet meiner Seele nicht mehr zu,
Bringt — Vergeſſenheit und Ruh! —

Horch, da tönt es aus den dunkeln Zweigen
Silbern durch des Thales ernſtes Schweigen.
»Wahre Liebe ſinket nie in's Grab
Der Vergeſſenheit hinab!«

Hellmina.

Der Verſchloſſene.

In dem weiten Erdenrunde gehet
  Einſam und verlaſſen nur Ein Mann.
Ach! er ſieht es, wie ſich alles drehet,
Wie die Blume ſinkt und auferſtehet,
  Und mit ſtummen Lächeln ſieht er's an.

Trüb' und ernſt wallt er mit feſtem Schritte,
  Und für Worte nur fehlt ihm der Sinn;
Da ertönt' ihm einſt des Freundes Bitte:
Komm' mit mir vertraut zu meiner Hütte,
  Sag' mir, wer du biſt? Wo ſtrebſt du hin? —

Was ich, ſpricht er: war, das hüllt mit Jahren
  Dicht die Zeit in ihren Schleier ein.
Was ich bin, das wirſt du nie erfahren;
Eines wird die Zukunft offenbaren:
  Winkt das Schickſal mir, dann werd' ich ſeyn. —

Friedrich Cramer.

Sonſt und Jezt.

(Von Lina.)

Sonſt flog ich im Traume,
Und mir an dem Saume
Des Kleides auch Amor ſchon nach:
Doch jezt ſchleich' ich auf Doppelkrücken,
Und ſehe hinter meinem Rücken
Ein ganzes Heer Geſpenſter nach.

Sonſt galten die Strahlen
Der Sonne als Zahlen
Im Buche des Lebens für mich:
Jezt ſind ſie alle durchgeſtrichen,
Die hellen Farben längſt verblichen,
Und Dunkelheit herrſcht fürchterlich.

Sonſt war mir gelungen,
Was Keine errungen,
So lange das Herz nicht erlag:
Jezt raſ't Verzweiflung in den Haaren,
Die ſonſt das Spiel des Zephirs waren,
Und freudenleer iſt jeder Tag.

Sonſt wünſcht' ich zu ſterben
Bei'm Liebling als Erben
Des Opfers, das ich ihm gebracht:
Und jezt wünſch' ich für ihn zu leben;
Vielleicht wird mir das Jezt noch geben,
Was einſt das Sonſt mir zugedacht.

J. A. Merey.

An Apicius den zweiten.

Iß, um zu leben, lebe nicht,
Um nur zu eſſen!
Iſt's rühmlich, wenn von dir Kant oder Herder ſpricht:
Es habe die Natur den Geiſt an dir vergeſſen?

Klamer Schmidt.

Auf den Tod einer jungen Veſtalin.

1797.

Wie ein heiliges Feu'r brannte das liebliche
Erdetöchterchen einſt vor dem Allheiligſten
Dem Altare der Unſchuld
In dem Tempel, dem niedren, hier

Aber endlich erhub liebender Leidenſchaft
Sturm ſich finſter empor, fuhr in die Flamm', u
warf
Sie zur Erde, da füllte
Rauch das Inn're des Heiligthums

Dreimal ſuchte ſie noch, dreimal das Flämmch
noch
Wieder Himmel, doch blies ſtets der Sturm
zurück;
Sieh', da trug es ein Seraph
In den Tempel des Bundes fort.

Ewig lodert es nun, ewig und unbeſtürmt,
Nur mit Aether genährt, ſchön wie des Morgenroths
Roſenfeu'r im Olimp dort
Auf dem Altar der Ewigkeit.

Franz von Sonnenberg.

Grabſchrift.

Purgantius liegt hier begraben,
Weil er ſein eig'ner Doktor war,
Er iſt zur Ruh'; der Leichenkommiſſar
Soll auch nun einmal Ruhe haben.

Karl Müchler.

Das Brod und der Degen.

Fabel.

Als bei dem Brod der Degen lag,
Das Mordgewehr zu jenem ſprach:
Ich will dir mein Verdienſt jezt lehren,
Dann wirſt du baß mich künftig ehren.

In Krieg und Frieden, Tag und Nacht,
Bin ich mit edlem Sinn bedacht,
Daß männiglich dich, Gottes Gabe,
In Ruhe zu genießen habe.

Wohl, ſprach das Brod: iſt mir bekannt,
Wie es mit allem iſt bewandt;
Bald hab' ich Schutz von dir bekommen,
Bald haſt du Räuber mich genommen.

Nordmann.

Lied.

Nach Göthe.

Kennſt du den Bach im dunklen Schattenhain,
Aus ihm ſchlürft Pſyche ſüß Vergeſſen ein,
Die Thränen, die ſie einſt der Erde gab,
Und jeder Schmerz ſinkt in ſein Wellengrab,
Kennſt du den Bach?
Dahin, dahin
Möcht' einſam ich mit meinem Herzen fliehn!

Kennſt du den Ort, wo Pſyche hin ſich ſchwingt,
Wo ihr der Ruhe Roſenfittig winkt,
Wo alles ſie, wofür ihr Buſen glüht,
Was groß und ſchön, auf ewig wieder ſieht,
Kennſt du ihn wohl?
Dahin, dahin
Möcht' einſam ich aus dir, o Welt, entfliehn!

Kennſt du das Land, wo reine Lüfte wehn,
Wo ſelig lächelnd Neuvereinte ſtehn,

Wo Geiſterliſpel durch die Thäler wallt,
Wo keine Thräne fließt, kein Seufzer hallt,
Kennſt du das Land?
Dahin, dahin
Möcht' einſam ich aus dir, o Welt, entfliehn!

Hellmin

An die Gräfin Münſter.

In Muſik geſetzt vom verſtorbenen Kapell
meiſter Naumann.

Bleibend iſt das Bild der Lieben,
Wenn uns Seelenwürde band;
Schön umſchwebt dein Angedenken
Jeden, der dich handeln ſah.

Eliſa.

Beſti

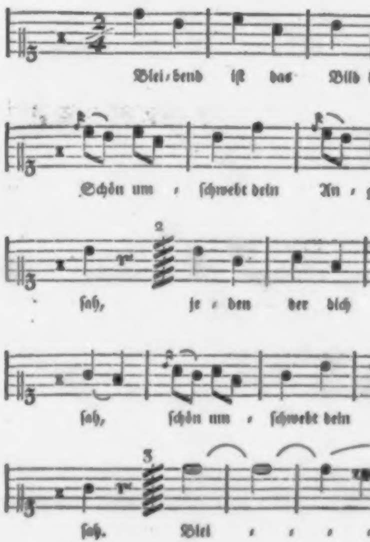
u e.

d·

im·

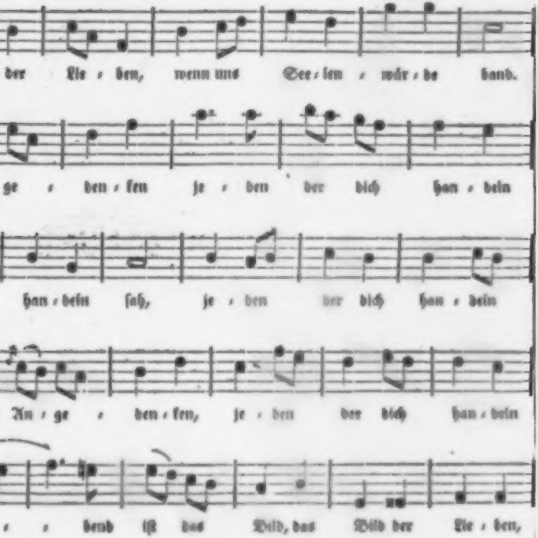
An die

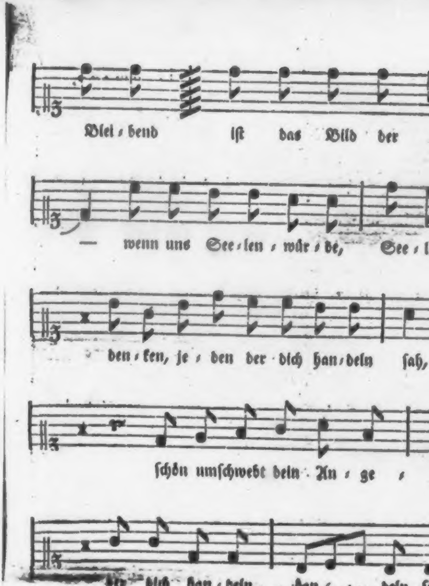
Canon à 3.

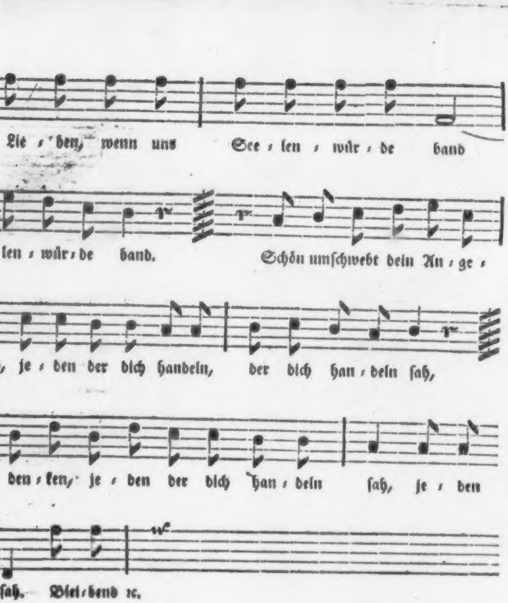

Blei⸗bend iſt das Bild
Schön um ⸗ ſchwebt dein An ⸗
2
ſah, je ⸗ den der dich
ſah, ſchön um ⸗ ſchwebt dein
3
ſah. Blei

Gräfin Münſter.

Naumann.


der Lie - ben, wenn uns See - len - wür - de band.
ge - den - ken je - den der dich han - deln
han - deln ſah, je - den der dich han - deln
An - ge - den - ken, je - den der dich han - deln
- - bend iſt das Bild, das Bild der Lie - ben,


Blei - bend iſt das Bild der
— wenn uns See - len - wür - de, See - l
den - ken, je - den der dich han - deln ſah,
ſchön umſchwebt dein An - ge -
der dich han - deln, han - - deln ſ


Lie - ben, wenn uns See - len - wür - de band
len - wür - de band. Schön umschwebt dein An - ge -
, je - den der dich handeln, der dich han - deln sah,
den - ken, je - den der dich han - deln sah, je - den
sah. Blei - bend ꝛc.

Elisa.

Beſtimmung des Menſchen.

Es liegt tief in des Menſchen Bruſt
Ein Wunſch nach Licht und Klarheit,
Er flieht die Nacht, es forſcht mit Luſt
Sein reger Geiſt nach Wahrheit;
Die Zukunft, die kein Strahl erhellt,
Will kühn ſein Blick ergründen,
Er ſucht den Weg von dieſer Welt
Zum Geiſterreich zu finden.

Es weidet ſich ſein offner Blick
Am Lieblichen und Schönen,
Er ſchöpft ein nie verſiegend Glück
Aus Farben und aus Tönen;
Er huldigt früh mit reinem Sinn
Der Schöpfung Harmonieen;
Zur Schönheit zieht's ihm mächtig hin,
Und Herz und Wange glühen.

Und dieſer Trieb nach Wahrheit reißt
Ihn aus der Sinne Schranken,

Beſeelet ihn, — ein guter Geiſt, —
Zu heiligen Gedanken;
Dann tritt im innigſten Verein
Das Schöne mit dem Wahren,
Im Lebenstaumel gut und rein
Das Herz ihm zu bewahren.

Drum laßt mit ſchwärmeriſcher Glut
Der Schönheit uns erfreuen,
Und uns mit hohem Forſchermut
Dem Dienſt der Wahrheit weihen,
Sie ziehn uns hier ſchon himmelwärts;
Mit ewig neuem Muthe
Denkt frei der Geiſt, ſchlägt froh das Herz,
Wir wollen nur das Gute!

Karl Müchler.

An den Herrn Generallieutenant von Bismark *).

Vor ſeiner Abreiſe zur Revue bei Berlin und Potsdam.

Ratzeburg, im Auguſt 1801.

Zur Königsſtadt, die, halb Athen
Und Sparta, halb, viel läßt der Wunder ſehn,
Hier Krieger eines Heers, berühmt durch ſeine
Siege,
Dort Friedenskünſt' im Blutbefreiten Kranz;
Der Waffen Spiel im nachgeahmten Kriege,
Und der neun Muſen Schweſterntanz,
Ein Feenſitz, aus dürrem Sand entwunden,
Ein Götterwink hieß ihn entſteh'n —
Indem ſich rings die leicht beſchwingten Stunden
Mit immer neuem Zauber drehn;
Vertumnus und Pomon' ihr volles Füllhorn leeren,
So unfruchtbar der Boden iſt,

---

*) Während ſeines Kommando's über die Preußiſchen Truppen im Lauenburgiſchen.

Und jedes Jahr ſo reich mit ihren Gaben kehren,
Daß man des Sandes ſchier, den man betritt, vergißt;
Wo Flora's Lebensgeiſt, geregt von lauen Lüften,
Aus tauſend Blumenkelchen haucht,
In die, ſanft angelockt von ihren Balſamdüften,
Die Biene ihren Rüſſel taucht;
Wo neben ſtolzen Arſenälen,
In denen Untergang Boruſſiens Feinden dräut,
Minerva thront in akadem'ſchen Sälen,
Und jeder Kunſt, zu ſeyn, gebeut;
Wo das Verdienſt die Bürgerkrone,
Wo das Talent verdienter Lorbeer ziert;
Wo auf dem goldnen Fürſtenthrone
Ein König herrſcht, der ſelbſt regiert;
Auf dem der Geiſt des größten aller Fürſten
In heil'ger Weih', des Landes Segen ruht;
Dem es nicht gnügt, nach Thaten nur zu dürſten,
Der, ächter Fürſt, auch Thaten thut;
Wo eine Königin, mit jedem Reiz geſchmücket,
Den Dichterphantaſie der Liebesgöttin leiht,
Durch Bürgertugenden noch mehr das Herz entzücket,

;

Als der Geſtalt, der Bildung Lieblichkeit;
Die Himmelshuld, Mild' und Beſcheidenheit,
Der ſchöne Hang zum Wohlthun, zum Beglücken,
Und Mutterſorgfalt, Häuslichkeit,
Mehr noch, als ihre Krone, ſchmücken;
Wo Geiſt und Herz den Weg zur Ehre bahnen,
Nicht Vorurtheil, auf beiden Augen blind;
Wo nur erworbene, nicht angeborne Ahnen
Die Zeichen des Verdienſtes ſind;
Wo Willkühr nicht in Sklavenfeſſeln ſenket,
Nicht Tirannei des Denkens Freiheit ſchilt;
Troz der Alleinherrſchaft, die dort die Zügel lenket,
Doch bürgerliche Freiheit gilt;
Kurz, -wo Vernunft und Recht, und Licht und Wahrheit
Mit Kunſt und Wiſſenſchaft vertraut im Bunde gehn,
Wo's kein Verbrechen iſt, in Klarheit
Des Forſchens Gegenſtand zu ſehn;
Dahin ziehſt du, du, dem nicht nur im Buſen
Der Wunſch nach Mavors Lorbeern wohnt:

In dem, ſanft wärmend, auch die holde Kunſt der Muſen
Mit ihrem ſüßen Zauber thront.

So laß die Bruderhand dich dann noch einmal faſſen
Von deinem Bruder im Apoll,
Verzeih'; er kann dich nicht entlaſſen,
Er ſegne dich dann erſt! leb' wohl!
Gebet und Wunſch ſoll dich begleiten,
Die, wie du weißt, ſehr kräftig ſind,
Dir gutes Wetter zu bereiten; *)
Dich ſoll nicht necken Sturm und Wind!
Zeuch hin, im ſchönſten Sonnenſcheine,
Durch Büſche, Wald, und Wieſ' und Feld;
Nie fehl' es dir an gutem Weine,
An guter Pflege — für dein Geld!
In Dörfern, Flecken, Städten, Städtchen,
Begegne dir manch' hübſches Mädchen
Und locke dich zu loſem Spiel;

---

*) Bezieht ſich auf das dem Dichter verſchiedenemal geglückte Verſprechen, gut Wetter zu machen.

Nur, will ich bitten, nicht zu viel!
Den Kuß in Züchten und in Ehren,
Wie's Sprichwort ſagt, kann Niemand wehren;
Doch was darüber, jeder Chriſt
Weiß es, daß das vom Uebel iſt.

So ſegle fort mit guten Winden
Auf meiner Wünſche Schiff, bis du Berlin erreicht,
Und in dem Schatten ſeiner Linden
Manch' liebliches Geſicht ſich dir entgegen neigt;
Vergiß dann mein nicht in der Ferne;
Denk' auch, geſellen größ're Sterne
Des Dichterhimmels ſich zu dir,
Des kleinern Dichterlichtes hier.

Schink.

Natalie.

Einſam wallt mit freundlichem Beginnen,
Gleich Muſarion an Herz und Sinnen,
Froh ſie hin, vom zarten Weiß umhüllt!
Spätroth mahlt die jungen Fruchtbaumblüthen,
Schön wie auf elyſiſchen Gebieten,
Raphael in deinem Zauberbild.

Sapho's Geiſt und Polyxenens Trauer
Weckt der Huldigung Entzückungsſchauer
Ahnend auf in jedes Lauſchers Bruſt!
Flieh'! ſie reicht dir nicht die Hand zum Bunde,
Tief in ihrer Seele Hintergrunde
Glimmt der Funke reiner Götterluſt.

Blonde Locken, welche Weſte ſchwellen,
Fallen ſanft in kunſtlos ſchönen Wellen
Auf den Schleier, den ihr Finger wob!
Leicht umgürtend ſchmiegt, wie Zephirs Koſen,
Um den Wuchs ſich her ein Kranz von Roſen,
Paphia, der deinen Glanz erhob.

Prunk, den London und Paris uns ſendet,
Hat die Kunſt ihr nimmer zugeſpendet,
Ihre Hand umſtrahlt kein Diamant!
Nur in zarter Liebe Weiheſtunden
Iſt der Ring von Wilhelms Haar gewunden,
Gleichen Weſen ein Erinn'rungsband.

Häuslich, wie die Grazie Louiſe,
Gleicht ihr Sinn der ſchönſten Blumenwieſe,
Menſchenjammer nur trübt ihre Ruh!
Unſchuld ſtrahlt aus ihrem Engelkleide;
Falber Hut, des blauen Auges Freude
Milderſt ſchamhaft und beſcheiden du.

Früh eilt ſie zu kleinen Blumenbeeten,
Sieht, ob ſich am Stock die Knöspchen röthen,
Stützt ein Bäumchen, ſeufzt ein ſchüchtern Ach! —
Pflückt dir, Wilhelm, Blumen ihrer Treue,
Windet ſie zum Kranz der Seelenweihe,
Pſychen gleich, am kleinen Gartenbach.

Filikaja's ſeelenvolle Lieder
Schweben von der Lippe ſchöner nieder, —

Leiſ' umhüllt von Reichards Melodie!
Zartes Harfenliſpeln ſchminkt die Wange
Bei'm elektriſchen Zuſammenklange,
Wo ſich Geiſt vermählt mit Harmonie.

Mignons Zartheit ſpricht aus ihrem Weſen,
Zum Geſpielen hat ſie ſich erleſen
Deinen Genius, Aurelie!
Spiel', o Schiller, kühn mit Idealen,
Göthe kann den Sinn der Liebe mahlen,
Weſſen Griffel dich, Natalie? —

D. J. F. Kinderling.

Der Traum.

(Im Lager von Verdun 1792.)

Umſonſt gab ich der Freude Raum! —
O kurzes Glück, im Schlaf gegeben;
O kehre wieder, ſüßer Traum,
Mir werther, als mein Leben!

Sie, die mein Mund mit Wehmuth nennt,
Die ſonſt mein Leben ſelig machte,
Von der ich, hoffnungslos getrennt,
In fremden Fluren ſchmachte,

Sie find' ich im Platanenhain,
Am Felſenquelle traurig ſitzend,
Und mit der Hand auf einem Stein
Die müden Schläfe ſtützend.

Sie ſieht mich nahen durch den Grund,
Springt auf, geſteht der Liebe Sehnen,
Ein Lächeln ſcherzt um ihren Mund,
Im Auge hangen Thränen.

»Geliebter!« flüſtert ſie mir zu,
»Komm' an den Bach, in meinen Garten,
»Wo ſtille Schatten, kühle Ruh,
»Schon lange deiner warten.

»Der Roſenſtock, nach dir genannt,
»Wo wir den Bund der Treue ſchloſſen,
»Blüht hoch, gepflanzt von meiner Hand,
»Mit Zähren oft begoſſen.

»O daß des Himmels weiſe Huld
»Mir dieſe Wonne zubereitet,
»Und dich, zum Lohne der Geduld,
»In meinen Arm geleitet!

»Hier leb' ich künftig dir allein,
»Von allen Weſen abgeſchieden;
»O komm', genieß in dieſem Hain
»Der reinen Herzen Frieden!« —

Verſchwunden war mein langer Harm,
Kein Engel fühlte ſolche Freude.
Wir gehn; ein unſichtbarer Arm
Umſchlingt mit Mirten beide. — —

Hier weckte mein Verhängniſs mich
Und ſtürzte mich von meinem Himmel.
Noch ſeh' ich, Laura! hör' ich dich
Im Zelt, im Kampfgetümmel.

Dien' ich zum Spiel, o Schickſal! dir,
Und führſt du nie mich in den Hafen:
Gieb ewig ſolche Träume mir,
Und laſs mich ewig ſchlafen.

K. v. Boguslawski.

Grabſchrift auf Narciſs.

Narciſs verweſet hier, der weiland Wohlgeſtalte.
Er forſcht' und liebelte mancherlei.
Doch blieb kein Weib und keine Muſ' ihm treu.
Herr! ſeine Sünd' ihm nicht behalte!

Klamer Schmidt.

Nehmt euch in Acht!

Nehmt euch in Acht!
Es kehrt die treue Schwalbe wieder,
Es rauſcht der Bach, es tönen Lieder,
Der holde Frühling iſt erwacht.
Nehmt euch in Acht!

Des Winters Nacht
Weicht vor dem Strahl der Frühlingsſonne,
Die Adern der Natur ſchwellt Wonne,
Von neuen Flammen angefacht.
Nehmt euch in Acht!

Der Blumen Pracht
Verkündet künft'ger Monden Segen,
Sanft ſinkt ein weißer Blüthenregen;
Der Tauber girrt, die Taube lacht.
Nehmt euch in Acht!

Habt auf euch Acht!
Denn mit dem erſten Grün der Blätter
Kömmt der gefährlichſte der Götter
Und übet doppelt ſeine Macht.
Nehmt euch in Acht!

Sein Auge lacht,
Geſchmückt mit Köcher, Pfeil und Bogen
Kömmt gaukelnd er daher geflogen,
Und zeigt der Flügel bunte Pracht.
Nehmt euch in Acht!

Scheut ſeine Macht!
Er hält den Pfeil am Roſenmunde,
Oft wird in einer ſchwachen Stunde
Das Herz zum Lieben angefacht.
Nehmt euch in Acht!

Um Mitternacht
Belauſcht er eine weiche Seele,
Wenn Luna nur und Philomele,
Und eure Sehnſucht wacht.
Nehmt euch in Acht!

Er droht und lacht.
O, reizt ihn nicht zum ernſten Streite,
Wenn ſchützend nicht an ſeiner Seite
Sein Bruder Hymen wacht.
Nehmt euch in Acht!

Karl Müchler.

An Beaten.

Was ſträubſt du denn Beate! dich
Bei'm Tröpfchen Labewein?
Die Seelenhirten ſchenken ſich
Ohn' alles Sträuben ein.

Denn wer kein Moslem iſt, trinkt Wein,
Sey's Prieſter oder Lai!
Willſt du ein chriſtlich Schäfchen ſeyn:
So bleib' den Hirten treu.

G. F. John.

Wiegen-

Wiegenlied.

Ach, was willſt du in des Lebens Wüſte,
Armer Flüchtling, was verirrſt du dich?
Welch' ein Sturm jagt dich an unſre Küſte,
Welch' Geſchick in unſern Himmelsſtrich?
Willſt die Zahl der Jammernden du mehren,
Dich berauſchen mit in unſern Zähren,
Tragen mit an unſerm Joche du?
Willſt du dich auf unſern Dornen wiegen,
Mit uns auf der bangen Folter liegen?
Nein, ich ruf' dir kein Willkommen zu!

Kein Willkommen in den Tigerhölen,
Kein Willkommen in dem Drachenneſt,
In dem Todesklima ſchöner Seelen,
Kein Willkommen in dem Reich der Peſt!
Warum bliebſt du nicht in jenen Schatten,
Auf des ew'gen Schlummers weichen Matten,
Wo kein Angſtgeſchrei die Stillen weckt?
Warum ward das Thor der Wirklichkeiten,
Pilger, dir entriegelt, wo von weiten
Schon der Kampf der Elemente ſchreckt?

Hörſt du nicht die Demantketten klirren,
Die man ſchon für dich geſchmiedet hält?
Nicht die Scorpionengeiſſeln ſchwirren
In den Hallen einer Sklavenwelt?
Schwerdter ſieh' an ſeidnen Fäden hängen,
Tauſend Furien ſich jauchzend drängen
Um das neue Opfer ihrer Wuth!
Sieh' des Lebens Höllenſtröme dampfen,
Sieh' des Zufalls blinde Roſſe ſtampfen,
Und behältſt du noch zum Leben Muth?

Zitterſt nicht vor dieſes Abgrunds Schl
Der dir bodenlos entgegen gähnt?
Willſt auf jener Lava Blumen finden,
Die vor dir ſich unabſehbar dehnt?
Soll ich dich verirrten Fremdling leiten,
Dir des Lebens banges Räthſel deuten,
Reiſſen dir der Täuſchung Binde los —
So vernimm denn: — Götterfreuden ſuchen
Qualen finden und dem Schickſal fluchen,
Iſt der Erdenſöhne bitt'res Loos.

Goldne Paradieſesfrüchte nicken,
Trauben beugen ſich vom Ulmenſtab;

Du Bethörter eileſt, ſie zu pflücken,
Und du brichſt den herben Tod dir ab.
Ach, dem Zephir rufſt du, dich zu kühlen,
Er ſoll ſanft um deine Wange ſpielen;
Und ein Gifthauch hat dich angeweht!
In Entzücken wähnſt du dich zu wälzen,
In der Wolluſt Gluthen hinzuſchmelzen,
Und du taumelſt in ein Schwefelbett.

In der Huldgöttinnen Zauberſtrahle
Offenbart ſich Liebe deinem Schmerz,
Treulich beut ſie dir die Nektarſchaale,
Legt ſich ſchmeichelnd an dein wundes Herz;
Aber in des Wonnerauſches Fülle
Wirft ſie weg die glatte Feenhülle
Und ein Unhold grinſt an deiner Bruſt;
Schlangenkämme werden ihre Roſen,
Und Tarantelſtich ihr ſüßes Koſen,
Wahnſinn die geträumte Götterluſt.

Wenn die Ruhmſucht dir den Buſen dehnet,
Wenn dein Geiſt ſich nach dem Bürgerrecht
In dem Lande der Heroen ſehnet

Und nach Kronen, Thaten und Gefecht;
O dann weh' dir! Ach, du biſt verloren,
Alles hat ſich gegen dich verſchworen,
Und zu deinen hohen Planen lacht
Das Verhängniß, wirft mit kalter Tücke
In das Schneckenleben dich zurücke,
Aus des Lichtes Kreiſen in die Nacht.

Willſt du von des Lebens ödem Strande
In das Reich der holden Phantaſie'n,
Zu dem ſtillen, Gottbeſuchten Lande,
In's Gebiet der heil'gen Dichtung fliehn,
Eine eigne Welt dir dort erbauen,
Deines eignen Himmels Sterne ſchauen,
Wandeln in dem ſelbſtgeſchaffnen Licht,
In der Wüſte deinen Tiſch dir decken
Und den Quell des reinſten Nektars ſchmecken,
Der aus deinem eignen Buſen bricht. —

O dann zittre; von dem Göttermahle
Jagen ſcheußliche Harpyen dich,
Und es lagern ſelbſt im Götterſaale
Dieſer Erde kleine Sorgen ſich.

Sie umſpinnen deines Geiſtes Flügel,
Legen deinem Sonnenroſſe Zügel,
Deinem Streben Bleigewichte an.
Ha! du träumeſt von Unendlichkeiten,
Und dich lenkt das Gängelband der Zeiten,
Das kein Sterblicher zerreiſſen kann.

Wahrheit magſt du ſuchen — doch ſie finden
Wirſt du nimmer in der Todes Nacht;
Ihrem Strahl auf ewig zu erblinden,
Warf ein Gott dich in des Zweifels Schacht.
Klimme, wenn du kannſt, zur Aetherhelle,
Zu des Lichtes unbewölkter Schwelle,
Zur Gewißheit Felſenburg empor:
Nie wirſt du an ihren Ufern landen;
Nein, du wirſt an ihren Klippen ſtranden,
Untergehen wirſt du, wie ein Thor.

Auf des Irrwahns dornenſchweren Wegen
Kommt erbarmend von dem Cherubsthron
Lächelnd dem Gemarterten entgegen
Mit dem Heiltrunk die Religion:
Doch umſonſt, — der Lebensduft verrauchet,

In des Bechers reine Perlen hauchet
Seine Gifte bald das Prieſterthum,
Windet aus den Händen ihr die Palme
Und verſtummt ſind ihre Jubelpſalme,
Nur ein Holzſtoß kündet ihren Ruhm.

D'rum, was willſt du in des Lebens Wüſte,
Armer Flüchtling? was verirrſt du dich?
Welch ein Sturm jagt dich an unſre Küſte,
Welch' Geſchick in unſern Himmelsſtrich?
Weg vom rauhen, mörd'riſchen Geſtade!
Flieh', ach flieh' die blutbeſpritzten Pfade,
Setze weiter nicht den kühnen Fuß;
Zu dem Lande ſonder Schmerz und Kummer,
Zu der Friedensinſel langem Schlummer
Leite wieder dich dein Genius.

Hagemeiſter.

An Mariane von B**.

Am zweiten Tage ihrer Abreiſe nach Rathenau.

Ratzeburg, den 6ten November 1801.

Nun, ſchönes, holdes Fräulein, ſprich,
Bin nicht ein Mann von Worten ich? *)
Iſt nicht der Himmel rein und heiter,
Und ſcheint nicht, wie dein Augenpaar,
Die liebe Sonne hell und klar?
Zwar ſtreicht durch Laub und Gras und Kräuter
Herr Boreas ein wenig wild;
Doch darfſt du nur dein Antlitz zeigen
Wie Frühlingslächeln, ſanft und mild,
Gleich wird der rauhe Lärmer ſchweigen,
Und Zephir werden, leiſe nur
Die Stirn' und Wangen dir berühren,
Und dir aus Gärten, Feld und Flur
Nur ſanfte Lüft' entgegen führen.

---

*) Der Dichter hatte dem Fräulein ſchönes Wetter auf die Reiſe verſprochen.

Was ich verſprach, das floh dahin:
Der Wolken Nacht, das Werk der Dünſte!
Du ſeh'ſt nun, ſchöne Landsmännin,
Ich treib' ein wenig Hexenkünſte;
Du ſeh'ſt, der Anmuth ſüßes Kind,
Daß wir, des teutſchen Reichs Poeten,
Noch etwas mehr, als Redner ſind;
Auch Wettermacher und Propheten.

Drum bleibe fein den Muſen hold
Und auch ein wenig den Poeten,
Zwar fehlt, wie weiland den Propheten,
Es uns an Silber und an Gold;
Doch dafür ſtehn uns Mond und Sterne,
Der ganze Himmel näh' und ferne,
Und Sonnenſchein und Abendroth
Nebſt Luft und Wetter zu Gebot;
Und über dieſe Zaubergaben
Der Muſenkünſte — nur ein Wink! —
Sollſt ſtets du zu gebieten haben,
Von deinem frommen Landsmann

Schink.

An Sie.

Sonnett.

Du ſprachſt voll Huld das Zauberwort der Treue,
Stets hör' ich noch der Stimme Melodie,
Der Amors Gunſt ein magiſch Weſen lieh,
Du gabſt das Glück des Daſeyns mir auf's neue.

Die Liebe ſprach aus deiner Augen Bläue,
So fühlt' ein St. Preux ihre Wonnen nie;
Ich war verklärt, ſchwebt' in der Geiſterreihe,
Zum Tanz gelockt von Sphärenharmonie.

Wär', Jenny, nur dies Daſeyn ſchöne Dichtung,
Glich' es auch ſchon dem optiſchen Betrug,
Bleibt mein Altar doch einſt dein Aſchenkrug.

Ha! fürchte mir zur Seite nicht Vernichtung;
Der Mutterſchooß der Schöpfung, der uns trug,
Giebt Flügelkraft zum höhern Geiſterflug.

D. J. F. Kinderling.

An Clovis.

Wie die Fluren, wenn in milder Kühle
Sie der Nächte ſtille Dämm'rung deckt,
Schlummerten, o Clovis, die Gefühle
Meines Herzens tief und unerweckt;
Wie die Blumen ſich dem Abend ſchließen,
So verſchloß der Liebe ſich dies Herz —
Zwar oft fühlt' ich meine Thränen fließen,
Doch ich nannte Ruh', den ſtummen Schmerz.

Aber, Clovis, welch' ein neues Leben,
Als dein ſanfter Blick mir Liebe ſprach!
O wie tönt' im wonnevollen Beben
Jeder Pulsſchlag Liebe, Liebe nach!
Unausſprechlich ſeliges Entzücken!
Meine Seele lebte nur in dir —
Mehr als Götter ſelbſt mich zu beglücken,
Gab die Liebe dich, Erwählter, mir!

Wie im milden Frühlingsſonnenſchimmer,
Floß ein Kranz von Freuden ſanft um mich;

Cloris, ach, umwänd' er immer, immer
Mit der Liebe ſchönſter Feſſel dich! —
Zwar jezt darf mein Mund dir zärtlich ſagen
Daß du meinem Leben alles biſt;
Jezt noch darf mein Herz die Hoffnung wagen,
Daß auch meine Liebe dir es iſt!

Aber könnt' einſt deine Treue wanken,
Könnte einſt mir — halt ein, mein armes Herz!
Denk' ihn nicht, den quälenden Gedanken,
Sein Gefühl iſt namenloſer Schmerz! —
O warum bebt von der bleichen Wange,
Warum bebt die Zähre mir herab? —
War ſie Ahnung — Götter, ſo empfange,
Weil ich noch geliebt bin, mich das Grab!

Erneſtine v. Kroſigk, geb. Krieger.

Der Fund.

Sonnett.

Schönheit, Lieblichkeit, ſtillheit're Huld,
Tugendweiß und Liebesroth der Wangen,
In der Bruſt ein göttliches Erbangen
Bei dem fernſten Annahn jeder Schuld,
Weisheit, die in Schlaf kein Täuſcher lullt,
Keuſches Geben, keuſcheres Verlangen,
Engelsred', und Küſſen und Umfangen,
Und in Trübſal engliſche Geduld:
O wie ſchwebt ihr himmelan, ihr Stunden,
Seit in wunderſeligem Verein
Alles dies ich Glücklicher gefunden,
Seit ich bat: o Huldin, denke mein!
Laß von Harm und Irrſal mich geſunden!
Und ihr Kuß ſprach: Liebſter, ich bin dein!

Ludwig Monti.

Die beiden Tempel.

Zwei Tempel zeigte jüngſt mir die Kamöne,
In jenen Fluren, wo nur ſie regiert,
Wohin ſie oft die beſſern Jünger ihrer Töne,
Mich, mußeloſen, ſelten führt.

Auf einem Felſenhügel ſtand der eine
Voll Prunk, wie der, den auch die Zeit zerſchlug,
Der auf des Kapitols tarpejiſchem Geſteine
Den Thron des Donnergottes trug.

Es drängte ſich ein zahllos Heer von Knaben
Zum Thor, und zündete mehr Weihrauch an,
Als Mokka's Thäler je, als Saba's Ufer gaben,
Als Redlichkeit ertragen kann.

Ich trat hinein, und ſah im Marmorbilde
Den Cäſar ſtehn, und Philipps Sohn, und dich,
Der Sachſen Täufer, Karl! und, einen Pfau im
Schilde,
Den dritten Bourbon, Ludewig:

Und alle, jener Hochverraths Verſchworne
Die, frech der Menſchheit Majeſtät verletzt,
Zu Göttern ſich erhöht, und ihnen gleich geborne
Zum Thieresrang herabgeſetzt.

Ein eintrachtloſer Chor, dem Ohr zuwider,
Erſcholl, begleitet von Poſaunenklang,
Und ſchmerzhaft miſchte ſich in Pindra's hohe Lieder
Des Sklaven Chörilus Geſang.

»Vergiß, o Jünger! nicht, was dir erſchienen;«
Ward von der Führerin mir zugeraunt:
»Du ſah'ſt die Welt und Vorwelt hier im Tempel dienen.« —
»Und Kinder nur?« rief ich erſtaunt.

Taub vom Geräuſch, von falſcher Pracht geblendet,
Berauſcht, und dennoch leer im innern Sinn,
Hatt' ich, mir kaum bewußt, die Ferſe ſchon gewendet,
Und ſchritt zum andern Tempel hin.

In einem Hain, zertheilt durch Erntehufen,
Stand ernſt und einfach dieſes Heiligthum,

Und Männer, fromm gerührt, betraten ſeine Stufen,
Und huldigten dem beſſern Ruhm,

Und ſtreuten Blumen in der Hallen Mitte,
Genetzt mit Zähren froher Dankbarkeit,
Dir Numa, Solon dir, dir Alfred, edler Britte!
Euch Lehrern der Gerechtigkeit,

Konfutſe, Sokrates, Betlehemite!
Und jenem milden Sonnengenius,
Der Peru's Volk erzog, fruchtleerem Waldgebiete
Anbauer gab, und Ueberfluß:

Auch dir, o ſchönſter Stern der Weltgeſchichte,
Auf dem das Auge mit Entzücken weilt,
Dir, Friederich! der jüngſt, mit angebornem Lichte
Der Thronen Wahngewölk zertheilt:

Auch jedem, deſſen Lob die Muſen ſingen,
Weil er der Menſchheit eine Kunſt erfand, — —

»Du ſiehſt die Nachwelt hier zum Temp
Opfer bringen.«
So rief die Göttin, und verſchwand.

K. v. Boguslawski,

Der Schmuck der Jungfrau.

Mägdlein, Kind! du ſpieleſt nicht mehr? aus d
Hülle der Leinwand
Strebſt du ein Schößling empor, ſieheſt ſchon ſ
zer dich um?
Legſt dir den Schmuck in das Haar, das höh
wallende, fügeſt
Bunt das ſeidene Kleid ſchwellenden Gliederchen a
Siehe, der Lenz iſt erſchienen, und dehnt und ke
zet die Bäumchen,
Und ſo reget in dir ſchmückend die Liebe ſich ſche

G. A. H. Gramberg.

Le

Lottchens Klavier an Lottchen.

Nimm mich auf — in deine Feierſtunden,
Mich, dein holdes, trauliches Klavier,
Und, von aller Erdenlaſt entbunden,
Weihe, ſüßes Mädchen! ganz dich mir.

Beſſer, Lottchen! iſt's, mit mir zu koſen,
Als mit Flitter, Putz und Modetand;
Kannſt du mich verſtehn, ſo blühen Roſen,
Selbſt im Winter, unter deiner Hand.

Jeden Kummer kann ich dir beſchwören,
Der dein weiches Herz gefangen hält;
Deine Seligkeiten kann ich mehren,
Führen dich in eine beſſ're Welt.

Deine Andacht kann ich dir beflügeln,
Treten mit dir vor des Höchſten Thron,
Deine Leidenſchaften kann ich zügeln
Mit des Liedes allgewalt'gem Ton.

Hör'ſt du nicht durch meine Saiten flüſtern?
Horch! dich ruft die Göttin Harmonie:
Sie will ewig ſich mit dir verſchwiſtern,
Schweſterſeele! laß auch du ſie nie.

Harmonie hält unſre Welt zuſammen,
Schlingt um alle Weſen ihren Kranz;
Sterne läßt ſie an einander flammen,
Sonnen führt ſie auf zum Reihentanz.

Harmonie erhält der Schöpfung Jugend!
Was wär' Liebe, Freundſchaft — ohne ſie?
Mädchen! Harmonie allein iſt Tugend,
D'rum beſchwör' ich dich, verlaß ſie nie!

Hagemeiſter.

Das Vaterland.

1773.

◡—◡◡—◡◡—◡—
—◡̄—◡◡—◡—̆
—◡—, —◡—, —◡—◡——̆
◡̄—◡ —◡◡ —◡—

Das Vaterland liebte der Jüngling ſchon,
Wenn er ſinnend am Bache ſaß,
Und des Bachs Silberſtrom, mit dem Adlerblicke,
Weithin verfolgte das Thal hinab;

Dann ſprach er: O Emma! *) wie lieb' ich dich!
Du durchwanderſt mein Vaterland!

---

*) Dichteriſche Namen der Holtemme und des Huy. Jene iſt bekanntlich ein kleiner Fluß, dieſer ein romantiſcher Wald im Fürſtenthum Halberſtadt.

Tränkſt den Mann, tränkſt das Roß, die für meinen Friedrich
Zum Kampf in's eiſerne Schlachtfeld gehn!

Das Vaterland liebte der Jüngling ſchon,
Wenn das ſäuſelnde Schattendach
Huja's *) ihn hold umfing, ihm den Pfeil des Mittags
Abwehrt' und ſummende Wanderer;

Dann ſprach er: Wie hab' ich, o Hain! dich lieb!
Du! du pflegteſt des heil'gen Laub's,
Herrmanns Haar kränzeſt du! o du ſollſt auch kränzen
Den Brennen, kommt er vom Kampf zurück!

Das Vaterland liebte der Jüngling ſchon;
Friedrich ſah er im wachenden

---

*) Man ſehe die Anmerkung Seite 243.

raum; er ſah zürnender Ihn im Traum der
Nächte,
nd warf die Donner des Ruhms mit Ihm!

Er ſahe der Tugend Altäre bau'n,
nter Friederichs Hirtenſtab;
Sagt' entzückt: Bleib' bei uns, Königin! Altäre,
Wie dieſe, findeſt du nirgendwo!

Klamer Schmidt.

Roſaura.

Jeder Tugend huldiget ſie, und jede
Iſt ihr Zwillingsſchweſter und Spielgenoſſin,
Giebt der Erde flüchtigen Freud' Aeonen —
Dauer und Inhalt.

Was die Weisheit Liebliches hat und Schönes,
Hat ſie erſt, mit lauterer Schal', aus lauterm
Quell geſchöpft; des Quelles geweihten Eingan
Schützet, wie eine

Najas, ihre Mutter. So geht Roſaura
Durch des Lebens mailiche Wechſelſcenen,
Helder denkend Alles, vom Sonnenſtaub bis
Auf zu dem Allgeiſt;

Holder fühlend Alles: Sie ſchaut in ihrer
Roſe Seel', im liſpelnden Bach vernimmt ſi
Leier — Wohllaut, und in Aidis Seufzern
Stimme des Menſchen!

Ach! es fehlt ihr Eines nur noch und Alles:
Ihr ein Freund, mit dem ſie des allzureichen
Herzens Wünſch' und Ahnungen, und des Geiſtes
Höchſte Gedanken

Theilen darf. Wie Blumen zu Einem Kranze
Zwei ſich heißer liebende Kinder aufreih'n;
Mit der Arbeit wechſelt Geſpräch und leichter
Bildet der Kranz ſich.

Heil dem Götterähnlichen! Heil dem Jüngling,
Der dich, Lamm! aus hirtlichen Mutterhänden
Darf empfahen, darf auf der Liebe Roſen-
Auen dich weiden!

Dem, o dem flieht, wie ein Idyllentraumbild,
Jede Hora! Nicht für die Schätze Hyder-
Alys, noch für Lorbeer'n des Oberconſuls,
Tauſcht' er ſein Loos um!

M.

Der Bach.

Freundlich rinnet der Tropfen aus
Deiner Werkſtatt, Natur! die das Gebirge dich
Jedem Auge verdeckt — rinnet
Hin zur Urne, wo ihn treulich die Nymphe birg
Bis als Bach er die Flur erquickt. —
So des Menſchen Geſchick — Schatten umlagern de
Kurzen Pfad bis zur Urne hin.
Nacht verhüllet den Quell; jenſeit dem Aſchenkru
Winkt die liebliche Flur, die mit
Blumen Flora bekränzt, wo der Platanenhain
Mildere Schatten verleiht, bis ſich
Stolz die Welle vermählt mit der Unendlichkeit.

Friedrich Cramer.

An meine Schweſter.

Empfange mich an deinen Schweſterbuſen,
Vom Mißgeſchick verfolgt, zurück!
Vielleicht kannſt du die Nacht erhellen,
Die meinen Pfad umſchwebt.

Da — als ich, noch ein Jüngling, dir zur Seite
In unſrer Haſellaube floh,
Selinens Namen — in die Rinde
Der nahen Tannen ſchnitt;

Im Wieſengrunde Gräſerhalme knüpfte,
Und wenn der Knoten mir gelang,
Das Mirtenfeſt belohnter Liebe
Phantaſtiſch feierte;

Da ſchwand vor meinem wonnetrunknen Blicke
Der Trauerflor des langen Grams,
Der meinen fernſten Grabeshügel
Mit ſeinem Saum berührt.

Denn — ſeit ich wärmſten Herzens an der Leiche
Des hingeſchiednen Vaters hing,
Der ſchon mein frühſtes Jugendleben
Den Muſen weihete;

Im Leichenzug zum mütterlichen Grabe,
Am Sarge, der die Theure mir
Auf meinem dunkeln Lebenswege
Früh von der Seite riß,

Verwaiſ't mich fühle; und bei'm Grabgeläute
Dem Schickſal, das mir lächelte,
Mich traulich in die falſchen Arme
Und ohne Leitſtern warf;

Seitdem ſind meine karge Lebensfreuden
Nicht Sonnenblicke; Blitze nur,
Die ſchreckend mir die Nacht erhellen,
Die donnernd mich umſchwebt.

G. F. John.

Die Treue.

Gern mag die Lieb' des Wechſels Luſt verſchenken,
Den Traum vom Glück an des Vergeſſens Rand!
Es trennt ein Nichts ſein kaum geknüpftes Band,
Sich ſelbſt ein Spott, eilt er, ſich zu verſenken.

In weite Bahnen mag der Geiſt ſich lenken,
Das Herz ſucht immer ſein ſtilles Vaterland!
Hat Freundesbruſt die Heimath ihm bekannt,
Nimmt es, und giebt die Treu' zum Angedenken.

Der Himmelstochter wandellos Vertrauen
Wird klar auch in der Zukunft Tiefe ſchauen,
Ein Pfand des Wiederſehns nach bitt'rem Scheiden.

Enteilen die Gedanken zu der Ferne,
So leuchten ihnen hold die hohen Sterne,
Die ewig glänzenden, in dunklem Leiden.

D.

Selma an Selmar.

Du zürnſt auf mich, doch ohne Grund,
Ich habe mehr mich zu beklagen,
Denn Schüchternheit ſchließt meinen Mund,
Ein Mädchen darf nicht alles ſagen.

Du drückteſt zärtlich mir die Hand,
Den Gegendruck durft' ich nicht wagen,
Obſchon mein Herz dich ganz verſtand;
Ein Mädchen darf nicht alles ſagen.

Du raubteſt jüngſt mir einen Kuß,
Mein Herz fing ſtärker an zu ſchlagen,
Und nur verſtellt war mein Verdruß;
Ein Mädchen darf nicht alles ſagen.

Du trafſt mich d'rauf im Buchenhain,
Den Blick wagt' ich nicht aufzuſchlagen,
Es dämmerte, ich war allein;
Ein Mädchen darf nicht alles ſagen.

Ich ging, du folgteſt mir nicht nach;
Kömmſt du? durft' ich dich doch nicht fragen,
Und offen ſtand mein Schlafgemach;
Ein Mädchen darf nicht alles ſagen.

Karl Müchler.

Polyxene an Odüſſeus.

Elegie.

Edler Odüſſeus, ich ſeh' es, du hüllſt in's Gewand deine Rechte,
Trefflicher Grieche, du zürnſt, wendend den bitteren Blick! —
Laß mich dein Kinn und dein Knie berühren, Odüſſeus, ich bitte,
Zürne der Bitterin nicht, Zeus nur gewähret mir Vertraun!
Aber verſchmähet haſt du der Flehenden Thränen und Bitten,
Folgend dem Schickſal und dir, nehm' ich des Todes Pokal.
Feig verlang' ich nach Leben in Feſſeln und niedriger Schmach nicht,
Leben iſt fürder mir Pein! ſank nicht mein Vater in's Grab? —
Hin iſt mein einziger Stolz! mich trug der Hoffnung Gefieder,

Königen war ich beſtimmt, Fürſten zur lieblichen Braut.
Viele der Edelſten warben um Polyxenen, und kampften
Buhlend im Wettſtreit um mich, zeigend mir Pallaſt und Heerd!
Herrſchend gebot ich den lieblichen Frauen von Ida, dem hellen
Sirius glich ich an Glanz, unter der glänzenden Schaar.
Sterblich zwar bin ich, doch war ich im Kreiſe der trefflichen Frauen
Göttin, und ärmlich umſchließt Sklavengewand nun die Bruſt.
Wiſſe! dies macht mich ſchon lüſtern nach Tod und des Stahles Vernichtung!
Harrte nicht meiner vielleicht bald noch ein härteres Loos? —
Einem Gebieter voll Wuth, der um Geld mich erkaufte, ſoll Hektors
Schweſter, zur Arbeit verdammt, fröhnen, als Sklavin geſchürzt? —

Königen einſtmal verſprochen, entehrte vielleicht dann mein Bette
Niedriger Sklaven Brut; ferne ſey dieſes von mir.
Schließen wird gern ſich mein Auge, mein Fuß den Hades durchirren;
Polyxene folgt dir; nimm, o Grieche, mein Blut! —
Hind're mich, Mutter, nicht mehr; ich küſſe das Schwerdt der Befreiung;
Sklaven von edlerer Art beugen den Hals gern dem Schwerdt.

D. J. F. Kinderling.

Die Eiche und der Kürbis.

Fabel.

Mit hoch erhabnem Gipfel ſtand,
Gleich hinter einer Gartenwand,
Die ſtattlichſte bejahrter Eichen.
Von Eigendünkel aufgebläht,
Vermaß ein Kürbis auf dem Beet
Alſo ſich mit ihr zu vergleichen:
»Frau Nachbarin, mir fällt jezt ein,
Wie alt ihr etwa möget ſeyn?«
»Ich bin als Reiß allhier entſproſſen;
Es ſchlug der Sachſen Fürſt, Lothar,
Graf Hoyer in demſelben Jahr;
Sechs hundert ſind nunmehr verfloſſen.«
»Das nenn' ich eine lange Zeit!
Zur Höhe der Vollkommenheit
Hat mich, zwar will ich mich nicht loben,
Naturtrieb und des Gärtners Fleiß,
Indeß der Mond etwa den Kreis
Zweimal durchlaufen hat, erhoben.«

»Nun, das iſt ſchnell genug geſchehn;
Ich hab' es heuer angeſehn
Dem Keimen, Wachſen, Blühn und Reifen.
Daß mehrentheils, was ſchleunig ſteigt,
Zum Untergang auch bald ſich neigt,
Wirſt du in Kurzem ſelbſt begreifen.«

Nordmann

Todtenopfer.

Von der Schwermuth ſchauerlichen Hainen,
Wo Zypreſſen an Zypreſſen weinen,
Jeder Baum von Klagen wiederhallt —
Fällt ein leiſer Trauerliſpel nieder,
Wie der Abendwinde Thaugefieder,
Wie der Schwäne Sterbeſeufzer wallt.
Laſſ't uns, Freunde! dieſe Töne deuten,
Laſſ't uns horchen dieſer Melodie —
Mit dem Geiſt des Liedes ſie begleiten,
Der ſchon oft ihr Sprach' und Worte lieh.

Weinet, ruft ſie, um den Thränenwerthen,
Den im Glück und Unglück gleich Bewährten,
Den der Krankheit ſcharfer Senſenſchlag
Von des Lebens Aehrenfelde mähte,
Den der kalte Todeshauch umwehte,
Deſſen Herz der rauhe Würger brach.
Weinet! ach! daß er ſo früh gefallen,

In der Laufbahn Mitte hingeſtreckt,
Nun nicht mehr der Kinder ſüßes Lallen,
Nun nicht mehr den Kuß der Freundſchaft ſchmeckt.

Weinet nicht — er iſt nicht hingegeben
Der Vergeſſenheit, — ſein ſchönes Leben
Nicht des Undanks — der Verweſung Raub.
Seine Thaten werden nach ihm handeln,
Sein Gedächtniß hier geſegnet wandeln,
Deckt ihn gleich des Grabes öder Staub.
Sterben ſoll er nie in unſern Herzen:
Eh' mag jener Sonnenball verglühn,
Eh' verlöſchen jener Sterne Kerzen,
Und der Frühling nimmer wieder blühn.

Trauert, Kinder! und verhüllt die Blicke,
Söhn' und Töchter trauert. — Ach! die Brücke
Eures jugendlichen Lebens brach.
Unter ſo viel tauſend Millionen,
Die vom Norden bis zum Südpol wohnen,
Wird euch nie ein Vater wieder wach.
In der Schöpfung ſteht ihr nun verlaſſen,
Einſam auf der Erde weitem Reich,

Und des Schickſals Sturmwind wird euch faſſen,
Wird zerſtreuen zu dem Fremdling euch.

Trauert nicht! — ihr ſeyd nicht ganz verloren,
Zur Verzweiflung ſeyd ihr nicht geboren,
Nicht geriſſen aus der Heimath Schooß.
Euer Vaterland hört euer Stammeln,
Wird euch unter ſeine Flügel ſammeln;
Seyd ihr denn noch ſchutz- und hoffnungslos?
Eures edlen Vaters Vielgetreue,
Ihm durch Blut und Tugenden verwandt,
Sprechen über euch die Elternweihe,
Bieten liebreich euch die Segensband.

Zittert, Freunde! ſeht, er wird verſcharret,
Wo der Lebensaderſchlag erſtarret,
In die Nacht voll Finſterniß und Graus.
Hört die letzten Stimmen ihn umwallen,
Hört den letzten ſchweren Fußtritt ſchallen,
Seht! die letzten Lichter brennen aus.
In den kalten Sarg iſt er gebettet,
In des Grabgewölbes dunkeln Stein,
Wie mit Demantketten angekettet —
Welche Gottheit wird ihn nun befrei'n!

Zittert nicht! — des Todes eh'rne Riegel
Sind vor ihm geſprengt, — des Grabes Siegel
Hat ein Engel mächtig aufgethan.
Adlern gleich iſt er emporgeſtiegen,
Linde Paradieſeslüfte ſchmiegen
Koſend ſich an ſeine Lippen an.
Welten rollen unter ſeinen Füßen,
Immer höher nimmt er ſeinen Lauf,
Der Verklärung Morgenberge ſprießen,
Winken freundlich ihm zu ſich hinauf.

Dort hinauf — wo keine Krämpfe zucken,
Keine Phantaſiegeſpenſter ſpuken,
Keine Leidenſchaft die Pulſe jagt,
Keine Täuſchung unſre Stirn umdunkelt;
Wo ein Meer von Licht und Wahrheit funkelt,
Wo es nimmer ſtürmt und ewig tagt.
Auf! ihm nach zu jenen Palmenhöhen!
Freunde! Brüder! weg mit jedem Ach!
Mag des Lebens Gaukelſpiel vergehen.
Auf! durch Kampf, Gefahr und Tod ihm nach. —

Hagemeiſter.

Die Freundſchaft.

Freundſchaft iſt die ſchönſte Blume,
Die im Thal des Lebens blüht!
Glücklich, wem zum Eigenthume
Sie des Schickſals Hand erzieht.

Glücklich, wer ſie früh ſchon pflücket,
In der holden Knabenzeit;
Glücklich, weſſen Bruſt ſie ſchmücket,
Eh' die Ehrſucht es verbeut.

Glücklich, wenn bei rauhen Stürmen
Sie ihr Haupt nicht welkend neigt,
Treu' und Unſchuld ſie beſchirmen,
Wenn das Glück verräth'riſch weicht.

In dem Mai des Lebens blühet
Noch ein Blümchen — ſchöner zwar;
Aber ach! ſein Reiz entfliehet
Oft im erſten Wonnejahr.

Dieſes Blümchens zarte Blätter
Hat ein Weſthauch oft zerſtreut.
Jene trotzet jedem Wetter,
Bis zur ſpät'ſten Winterzeit.

In der bangen Trennungsſtunde,
Bei des Abſchieds herben Schmerz.
Heilt ſie die geſchlagne Wunde,
Stärkt ihr Duft das kranke Herz

Wenn auch ihre Blüthe ſchwindet,
Fällt ihr Laub doch nimmer ab;
Immergrüne Kränze windet
Dies noch um's bemooſte Grab.

K.

An die Mädchen, welche Henriette zu Grabe führten.

Mädchen der Trauer, die ihr im Kleid der Nacht
Führtet dem Grabe ſchaurig die Beute zu —
Freundlichen Ernſtes; wie des Erbarmens
Todesbothe dem Liebling nahet ....

Schöne Begleiter und ihr — wie nenn' ich
euch? .....
Engelgeſchwiſter, das der Vollendeten
In der Verklärung Schwanengewande
Hehren Triumphs zum Himmel folgte! .....

War's euch doch ſelber, Jungfrau'n, ein ſüßer
Traum:
Magdlich wie dieſe ſchlummern im Leichenſchmuck,
Und um die Hülle des Erdenmädchens
Schnell die ſchön're des Seraphs tauſchen! ....

Sterbliche Lieder glühendſter Phantaſie
Lohnen's euch nimmer — lohnen die Kränze nicht,
Die, ſchöngefeuchtet von eurer Thräne —
Nach ihr ſtürztet in's Schlummerbette.

Ueber dem Grabe weht' es Unſterblichkeit
Süßen Gedüfts wie von den Kränzen her . . . . .
Einſt ſoll am Morgen des Wiederkennens
Sie die Lira zum Dank mir ſtimmen!

Bertrand.

Trinklied.

Was lebet, wirkt, nichts iſt vergebens.
Seht, dieſes goldnen Weines Saft
Birgt tödtlich Gift und Götterkraft;
Der Weinſtock iſt der Baum des Lebens!

Wir keltern aus den reifen Beeren
Bald Labung für die kranke Bruſt,
Bald wilden Rauſch, bald ſanfte Luſt,
Bald Nahrung für geheime Zähren.

Es liegt ein Zauber in den Trauben,
Es zeugt ihr wundervolles Blut
Bald Furcht und bald Heroenmuth,
Freigeiſterei und Aberglauben.

Füllt weiſe Mäßigkeit den Becher,
Schafft reiner Wein nur reinen Scherz;
Der Milde öffnet ſich das Herz,
Des Lebens Bürden drücken ſchwächer;

Der träge Geiſt wird neu beflügelt,
Verborgne Wahrheit wird uns kund,
Der ſchüchtern-ſtummen Liebe Mund
Wird, mit den Flaſchen, ſchnell entſiegelt.

Doch füllet Rohheit die Pokale,
Verſcheuchet freche Trunkenheit
Schnell Unſchuld, Freundſchaft, Heiterkeit
Von dem entweihten Bacchanale;

Die Liebe flieht vor wilden Scythen,
Dann herrſcht nur ſinnliche Begier,
Die Myrte, ihres Altars Zier,
Trägt nur für Trunkne taube Blüthen.

Drum laßt uns ſtets mit Maaß genießen,
Uns ſchenke nur die Charis ein;
Die Weisheit nipp' von unſerm Wein,
Und Liebe würz' ihn noch mit Küſſen.

Dann reift für uns kein Wein vergebens,
Wir trinken uns nur froh und frei,

Und bleiben unſerm Wahlſpruch treu:
Der Weinſtock iſt der Baum des Lebens!

Karl Müchler.

Der Greis an das Mädchen.

Höhne meiner nicht, Amanda,
Wenn ich Lieb' um Liebe fod're!
Höhne nicht: »Wie kann vor Liebe
Heiß es ſeyn in deinem Buſen?
Greis, ſchon hat mit Schnee das Alter
Dir die Scheitel überſtreuet!«
Höhne meiner nicht! bedenke:
Daß trotz dem in Schweizerthälern
Heiß es iſt, wenn gleich der Alpen
Hohes Haupt von Schnee erglänzet!

Guſtav Frei.

Bundeslied.

Oft ſchon hat die gold'ne Freude,
Oft uns hier vereint der Schmerz;
Bei der Wonne, wie im Leide,
Tönt die Stimme tief durch's Herz.
Schmerz und Freude, ſie verrauſchen wieder,
Wie das Echo leiſ' verhallt;
Hebt die Welle ſich, ſo ſinkt ſie nieder;
Gluth im Herzen, ach! wird kalt.

In des Muthes lautem Kreiſe
Nahet heimlich ſich der Schmerz,
Spricht bedeutungsvoll und leiſe:
Freue dich nur, armes Herz!
Gleicht das Menſchenleben doch dem Meere,
Fremder Hauch es leicht bewegt;
Wechſelnd ſpiegelt es der Sterne Chöre, —
Was im Sonnenſtrahl ſich regt.

Schmerzen in dem Buſen brennen,
Die das Herz mit Lieb' umfängt;
Will's Geſchick auch das nicht gönnen,
Bis es dich in Haß verſenkt;
Spottend ruft es: ſpare deine Thränen,
Andre Zeiten, andrer Schmerz!
Neue Freude wird ihn doch verhöhnen;
Leicht bethört iſt Menſchenherz.

Blüthen fallen, ſprießen wieder,
Bis den Baum der Sturm zerknickt;
Heute ſing' nur Wonnelieder,
Biſt doch bald in Staub zerdrückt. —
Freunde, glaubt der Lügenſtimme nimmer!
In dem Baume lebt ein Kern;
Hüllt er auch dem Forſcherblick ſich immer,
Zeigt er doch der Treu' ſich gern!

Mag die Hülle dann vergehen,
Bleibt der Kern doch unverſehrt,
Wird als Wunderbaum erſtehen,
Unſers feſten Glaubens werth!

Freunde, nehmet muthig an die Rechte, —
Wandelloſer Liebe Pfand;
Trennen hier uns wohl noch manche Nächt
Eint uns doch das helle Land!

D.

An Laura.

Es giebt ein Glück, den ächten Seelenfrieden,
Den kein Geſchick in unſrer Bruſt verzehrt;
Der mit genießt und mildert, was hienieden
Des Schickſals Wurf an Freud' und Leid gewährt.

Ihm danken wir die neidenswerthe Wonne,
Der Erdenwallfahrt uns zu freun;
Mag Mitternacht, mag ſchwüle Mittagsſonne
Den Weg mit Dunkel oder Licht umſtreun.

Ihm dank' auch ich, bei'm Klang' des Leierſpieles,
Des Waſſertrunks verkannte Süßigkeit,
Und jede Linderung des Schmerzgefühles,
Wenn Dorn an Dorn auf meiner Bahn ſich reiht

Ihm dank' ich auch, bei jedem Todtenmahle,
Den frohen Blick auf meine nah're Gruft,
Durch die mich einſt hinauf zum Sternenſaale
Das ausgeſöhnte Schickſal lächelnd ruft.

G. F. John.

Grabgeſang.

Friede Gottes dem Erblaßten,
Haltet über ihn Gericht;
Jezt verſtummen, die ihn haßten,
Denn ihr Läſtern trifft ihn nicht.

Was er auch aus Leichtſinn fehlte,
Sprecht nur frei ſein armes Herz;
Ach, der Reue Natter quälte
Ihn mit langem, langem Schmerz.

Seine Fehler wies er offen,
Keiner Argliſt ſich bewußt;
Doch, von Neides Pfeil getroffen,
Starb der Muth in ſeiner Bruſt.

Und es trat nun an die Stelle
Seines Frohſinns finſtrer Groll;
Dieſe Welt ward ihm zur Hölle,
Und ſein Herz des Argwohns voll.

Dem er Lieb' und Leben ſchenkte,
Seiner Wünſche letztes Ziel,
Kalt ſtieß es ihn fort, und kränkte
Sein Vertrau'n und ſein Gefühl.

Da entwich der Seele Friede,
Von der Untreu' ihm geraubt;
Und er ſenkte, lebensmüde,
Das von Gram gebeugte Haupt.

Betet alle nun, ihm werde,
Von des Schickſals Sturm zerknickt,
Leicht im Todesſchlaf die Erde,
Den das Leben ſchwer gedrückt.

Karl Müchler.

Die drei Worte.

Drei Worte begreifen das höchſte Glück,
Das uns die Erde gewähret;
Sie ſcheuchen des Schickſals Sturm zurück,
Der unſer Leben ſtöret:
Sie mildern jeglichen bittern Schmerz,
Sie laben mit Ruhe das kranke Herz,
Und ſpenden die reinſten Freuden.

Chor:

O laß uns ahnen die Worte voll Heil,
Des flüchtigen Lebens beſten Theil!

Das erſte beſchert euch Brodt und Wein,
Und ſelige Augenweide;
Flößt eurem Geiſte Bewunderung ein,
Und eurem Herzen Freude;
Es zeigt euch eine ewige Hand,

Und winkt auf ein noch höheres Land, —
Was auch die Denker klügeln.

Chor:

Natur, o Urquell der Lebensluſt,
Wir fallen kindlich an deine Bruſt!

Das zweite iſt das edelſte Band,
Durch Sinnlichkeit nicht verdunkelt, —
Die Würze des Lebens, ein Diamant,
Der auch in der Finſterniß funkelt.
Dem Freunde leihet der Freund den Arm,
Und wandelt mit ihm durch des Lebens Harm,
Und durch des Lebens Freuden.

Chor:

O Freundſchaft, Freundſchaft! Wahr und rein
Umleucht' uns mild dein Roſenſchein!

Das dritte begreift die ſüßeſte Luſt,
Die dieſer Welt entquillet:
Momente, wo in des Sterblichen Bruſt

Des Himmels Wonne ſchwillet;
Des kurzen Lebens Roſenzeit,
Das ſüßeſte Labſal für alles Leid,
Des Daſeyns höchſte Höhe. —

Chor:

O Liebe, Liebe! dein goldner Stab
Leit' uns durch's Leben bis an's Grab!

Chriſtian Gitterman

Abſchied von der Welt.

Deine Laufbahn iſt vollendet,
Und das lange Trauerſpiel
Deines Daſeyns bald geendet,
Wo nur Schmerz zum Loos dir fiel;
Deines Lebens Abendröthe
Schwindet in des Todes Nacht,
Wo ein kühler Trank der Lethe
Allen Kummer ſchweigen macht.

Sey willkommen, Todesengel!
Deine Fackel zeigt mir ſchon
Fern ein Eiland ohne Mangel,
Dem nicht Ungewitter drohn;
Unter Sturm hier groß gezogen,
Glänzt auf bitt'rer Thränenfluth
Dort uns nur des Friedens Bogen,
Der auf Todtenhügeln ruht.

Hier haſt du nichts mehr zu hoffen;
Ohne Freud' und ohne Ruh

Schloß dein Herz, der Lieb' einſt offen,
Jedem Mitgefühl ſich zu:
Fluchen kann es nur und haſſen,
Was es einſt ſo heiß geliebt;
Bis die Lippen kalt erblaſſen,
Ew'ge Nacht das Aug' umgiebt.

Nein, kein raſcher Fluch entweihe
Ein ſo heiliges, keuſches Band;
Wird ein Herz voll Lieb' und Treue
Von dem Leichtſinn auch verkannt,
Kann ihm doch ein Troſt nicht fehlen,
Seinem Schwur blieb es getreu;
Und das Mitleid ſchöner Seelen
Spricht von aller Schuld es frei.

Karl Müchler.

Taſchenbuch
für die
Kinder Iſraels
oder
Almanach für unſre Leute.

Mit Kupfern und Muſik.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin 1804.
bei Johann Wilhelm Schmidt.

I.

Pantelitz,

ein Kornjude aus dem Jahre 1390.

Zu Damgarten im jetzigen Schwediſchen Pommern, wohnte unter der Regierung des Herzogs Bogislav des ſechſten ein Kornkäufer, Nahmens Pantelitz. Einige hintereinander eingefallene Mißwachs-Jahre, hatten faſt einen allgemeinen Kornmißwachs mit ſich gebracht und die Theurung war allgemein. Bei ſolchen Conjunkturen ſpekulirte der Kaufmann von je her gerne. Pantelitz hatte daher auch alle Böden mit Korn belegt, und wenn nun noch ein theures Jahr eintrat, ſo war ein anſehnlicher Gewinn ſein. Das Ding lief aber anders ab, als Pantelitz dachte. Das folgende Jahr lohnte reichlich und die

Felder ſchwammen gleichſam im Seegen. Pantelitz läßt ſeine Garben in der Erndte einfahren und ſitzt oben auf dem Wagen, ſein Knecht, froh über den Seegen der Erndte, ſingt und dankt Gott. Pantelitz, dem die reiche Erndte ſo ſchon wurmte, frägt ihn, warum er ſo fröhlich wäre? und der Knecht antwortet: „Wer wollte das nicht ſeyn? Mir iſt's lieb, daß unſer Herr Gott wiederum ſo gute Zeit gegeben, daß die Armen nun auch wieder zu eſſen bekommen!“ — Mit fröhlichem Geſange fuhr der Knecht weiter und in Pantelitzens Seele wurd' es immer dunkler. Vielleicht brachte ihn dies gute Jahr, wo nicht um einen großen Theil des Capitals, doch wenigſtens um einen anſehnlichen Gewinn. Er nahm den Strick, womit der Weberbaum befeſtigt war, ſchürzte ihn um den Hals, ſprang vom Wagen und erhieng ſich. Unwiſſend, was ſein Herr gethan, fuhr der gute Knecht in die Stadt und ſchleppte ſeinen erhenkten Herrn hinter ſich her. Der Annaliſt ſetzt eine derbe Moral hinterher.

„Alſo ſöllt es billig allen Wucherern gehen, die ſo der Armuth nichts gönnen und allein wollen reich werden!“

II.

Wechſelbetrügereien.

1.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns kam zu einem Juden, von dem er ſchon öfters kleine Summen geliehen hatte, und bat ihn, ihm auf einen Wechſel zwei tauſend Thaler vorzuſchießen. Sie nahmen ſogleich die Verabredung mit einander, daß der Wechſel zwar nur auf ein Jahr ausgeſtellt werden, der Jude ſich aber ſchriftlich verpflichten ſolle, ihn noch auf ein Jahr zu prolongiren. Das Geld wurde im Hauſe des Juden in Gegenwart eines Notarius gezahlt, und der Wechſel ſo rechtskräftig abgefaßt, daß ſich nicht die geringſte Einwendung dagegen machen ließ.

Kaum war der Notarius zur Thüre hinaus, ſo ſagte der Jude: es müſſe blos bei dem einen Jahre bleiben, welches in dem Wechſel zur Verfallzeit beſtimmt ſey; er könne ſich auf das Prolongiren nicht einlaſſen, und wolle am Ende des Jahrs auf einem Brette bezahlt ſeyn. Seine Abſicht war, den jungen Mann verdrießlich zu machen, und dies erreichte er, ſeinem Plane gemäß, ſo glücklich, daß derſelbe, nach einem langen heftigen Wortwechſel ſagte: Schelm, ich will dein Geld nicht, wenn du nicht bei unſrer Abrede bleibſt. „Gut,“ antwortete der Hebräer, indem er die Dukaten einſtrich, „ſo iſt das Geld mein und hier iſt der Wechſel.“ Bei dieſen letztern Worten zog er denſelben aus der Taſche, riß ihn in Stücken, und warf ihn in ein Kaminfeuer, das nicht ohne Abſicht im Zimmer brannte.

Nach Verlauf eines Jahres meldete ſich der Jude und forderte ſeine zweitauſend Thaler. Der junge Mann wollte ihn die Treppe hinunterwerfen; allein er berief ſich auf den Wechſel, den er auch vorzeigte. Jenem fiel es nicht ein, daß der Jude damals anſtatt des Wechſels ein ähnlich zuſammengelegtes und beſiegeltes Pappier in das Feuer geworfen haben könne. Er ließ ſich verklagen, und wurde zum Bezahlen der Schuld verdammt, da der Notarius ein unverdächtiger Zeuge von der Richtigkeit des Empfangs der Summe war.

2.

Abraham Moſes, ein wohlhabender Jude, wurde von einem ſeiner Glaubensgenoſſen wegen einer Wechſelſchuld von tauſend Dukaten verklagt. Er leugnete vor dem Gerichte dies Geld empfangen zu haben, und erbot ſich zu beſchwören, daß der Wechſel nicht von ihm ausgeſtellt ſey. Sein Gegner aber berief ſich nicht nur auf die Aehnlichkeit der Unterſchrift mit andern Handſchriften des Abraham Moſes, ſondern auch auf zwei auswärtige Zeugen, die damals an dem Orte und bei der Auszahlung des Geldes gegenwärtig geweſen wären. Die Richter der Städte, wo ſich die vorgeſchlagenen Zeugen jetzt aufhielten, wurden erſucht, beide zu vernehmen, und beide ſagten einmüthig bis auf den kleinſten Umſtand der Zeit und des Ortes aus, daß Abraham Moſes in ihrer Gegenwart jene tauſend Dukaten bekommen, und einen Wechſel ausgeſtellt habe. Die Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes erhielt dadurch ein großes Gewicht, daß beide Männer als ordentliche und ehrliche Leute bekannt waren, und ſich nicht wohl, wegen der Entfernūng der Oerter, wo ſie ſich aufhielten, über jeden kleinen Umſtand, den ſie ausſagten, hatten verabreden können. Abraham Moſes mußte alſo bezahlen.

Eine lange Zeit nachher kam er von ungefähr auf ein Kaffeehaus, und fand einen fremden Juden dort ſitzen. Er erkundigte ſich nach demſelben, und hörte zu ſeinem großen

Erſtaunen, daß es einer der Zeugen ſey, die in dem Wechſelprozeß gegen ihn waren aufgeſtellt worden. Er fragte den Fremden, ob er ihn kenne, und erhielt „Nein" zur Antwort. „Wie kannſt Du denn aber, „fuhr er hitzig fort," eidlich verſichern, daß ich in deiner Gegenwart Geld geborgt habe, wenn du mich nicht kennſt?" Ueber dieſe Frage erſtaunte der Fremde eben ſo ſehr, als Abraham Moſes über ſeine Entdeckung erſtaunt war. „Behüte der Himmel," ſagte er: „gegen Dich habe ich nicht gezeugt, ſondern gegen Abraham Moſes, den ich gar wohl kenne." — „Ich bin Abraham Moſes, und habe den Wechſel bezahlen müſſen, weil Du ein — biſt."

Nach einem langen Wortwechſel wurde die Sache vor den Richter gebracht, der nach einer kurzen Unterſuchung ausmittelte, daß der angebliche Gläubiger ein Betrüger war, der, in der Gegenwart der zwei fremden ehrlichen Juden, einen feilen Böſewicht für Abraham Moſes, deſſen Hand er nachmachen konnte, ausgegeben, und ihm das Geld gezahlt hatte. Beide Betrüger kamen in Inquiſition und wurden als falſche Wechſelſchmiede geſtraft.

3.

Ein reicher Jude zu B... hatte einen Schwager in L... der ebenfalls ein beträchtliches Vermögen beſaß. — Da an dem wahren Namen der Leute nichts liegt, und ſichs doch ohne Nahmen nicht gut erzählen läßt: ſo wollen wir den erſteren Moſes und den andern Iſaak nennen. Iſaak erhielt eines Tages einen Brief, der, dem Hauptinhalte nach, folgendergeſtalt lautete:

„Ich habe vor einiger Zeit dem Biſchof von K.. auf eine Obligation Vierzigtauſend Reichsthaler vorgeſchoſſen. Da ich dieſe ganze Summe nicht baar vorräthig hatte, ſo ließ ich mir von einem hieſigen Juden Namens Schmai Moſes dreizehn tauſend Thaler geben, und verſprach ihm von dem Vortheil, den mir der

Handel bringen würde, ſeinen Antheil nach Verhältniß unſers zuſammengeſchoßnen Geldes. Nach und nach habe ich ihm, auf Abſchlag ſeiner Forderung an die Obligation, achttauſend Reichsthaler zurückbezahlt; ſo daß ſein ganzer Antheil noch tauſend Louisd'or betrug. Vor etlichen Tagen kam er zu mir, und redete mir viel von einem vortheilhaften Handel vor, den er ſchließen könnte, wenn ich ein Capital dazu hergeben wollte. Wir nehmen Verabredung des Gewinns, und da wir immer gemeinſchaftlich zu handeln gewohnt geweſen ſind, ſo gab ich ihm ohne alles Bedenken die Obligation des Biſchoffs, weil ich kein baares Geld hatte. Geſtern erhielt ich aber zu meiner Beſtürzung die Nachricht, daß Schmai Moſes einen Bankerot gemacht habe und ausgetreten ſey. Meine Obligation hat er mitgenommen, und ich fürchte, daß er ſie entweder dem Biſchof zurückgiebt, oder an einen andern für eine geringere Summe verkauft. Eben jezt erfahre ich indeſſen, daß er ſeinen Weg nach L... genommen hat, und da ich ihn nicht gern gerichtlich möchte anhalten laſſen, denn er weiß um alle meine Geſchäfte, und könnte mir vielen Schaden thun: ſo kannſt Du mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Du Dir alle nur mögliche Mühe giebſt, ihn in L... auszukundſchaften. Damit Du ihn gar nicht verfehlen kannſt: ſo will ich ihn Dir genau beſchreiben. Er iſt klein, mager, hat einen rothen Bart, trägt eine ſchwarze Perücke u. ſ. w. Findeſt Du ihn, ſo wende alles an, die Obligation von ihm herauszubekommen; biete ihm ſeine tauſend Louisd'or und ſuche Dich mit ihm wegen der Intereſſen zu vergleichen. Will er nicht mit Güte, ſo drohe ihm, daß Du ihn wollteſt arretiren und ſeinen Gläubigern ausliefern laſſen. Ich will Deine Mühe nicht umſonſt verlangen, und das ausgelegte Geld ſogleich an Dich oder Deine Ordre wieder bezahlen. Vor allen Dingen aber gieb mir ſogleich durch eine Eſtafette Nachricht, was Du ausgerichtet haſt."

Moſes.

Die Hand, die Unterſchrift, das Petſchaft ſeines Schwagers, waren dem ehrlichen Iſaak ſo genau bekannt, und die Sache war ſo wichtig und dringend, daß er keinen Betrug argwöhnte, und ſich nicht einmal die Zeit nahm, ſich mit Bedenklichkeiten aufzuhalten. Er fing ſogleich ſeine Erkundigung nach Schmai Moſes an, und zwei Tage nach Empfang des Briefes hatte er die Freude ihn zu entdecken. Der Betrüger leugnete anfänglich die ganze Sache, als aber Iſaak ernſtlich in ihn drang, und ihm ſonderlich mit Arreſt und Auslieferung an ſeine Gläubiger drohte: ſo gab er die Obligation heraus und nahm für ſeinen Antheil an derſelben tauſend Louisd'or, für die Intereſſen beſtand er indeſſen auf hundert Dukaten, die jener ihm deſto williger bezahlte, da er eine ſo mißliche Sache ſo glücklich beendigt hatte. Ohne Verzug wurde die Obligation, eine Anweiſung auf 5300 Rthlr. und eine kurze Erzählung von dem Vorgange der Sache zuſammengepackt, und mit einer Eſtaſette nach B... abgeſchickt.

Moſes erhielt das ganze Packet ſeines Schwagers, las, las wieder, und konnte ſeinen Augen nicht trauen. Er rief ſeine Frau, ließ ſie leſen; und ſie las ebenfalls, was er geleſen zu haben nicht glauben konnte. Erſt waren ſie beide der Meinung, der Schwager ſcherze, — aber die Staſette, die über dreißig Thaler koſtete, war für einen Scherz zu koſtbar. Darauf vermutheten ſie, der arme Mann müſſe wahnſinnig geworden ſeyn; aber der Brief war ordentlich und zuſammenhängend geſchrieben, die Obligation war gut beſiegelt und alles in der Form Rechtens. Endlich ward an Iſaak geſchrieben und ihm heilig verſichert, daß eben ſo wenig ein Biſchof von K.. in der Welt ſey, als der Brief, auf welchen er ſich bezöge, von Moſes in B... geſchrieben ſey. — Nach langem Hin- und Herſchreiben wurde ausgemittelt, daß Schmai Moſes wahrſcheinlich der falſche Namen eines Betrügers ſey, der des Moſes Hand nachgemacht, ſich ſelbſt in dem Briefe ſehr genau beſchrieben, und auf dieſe Art den ſchwägerlich dienſtfertigen Iſaak um 5300 Thaler gebracht habe. Man gab ſich alle Mühe den Betrüger zu entdecken, aber vergebens, und die beiden Schwäger geriethen endlich in einen Prozeß, weil Iſaak den Schaden nicht, oder doch wenigſtens nicht allein tragen wollte.

Schande für die Menſchheit, daß es Teufel darunter giebt, die ihre Erfindungskraft mißbrauchen, einander ſo zu hintergehen.

III.

Samuel,

oder

Leben, Thaten und Meinungen eines iſraelitiſchen Wucherers.

Hier iſt die Geſchichte eines Juden und Wucherers, die ſo mannigfaltig an Auftritten, ſo reich an Wahrheit, und ſo voll von wucheriſchem Scharfſinn iſt, daß ſelbſt der verſchlagenſte Kopf einige Unterhaltung darin finden wird.

Zuvörderſt läge es zwar dem Autor ob, den Urſprung ſeines Helden mit Namen und Geburtsort, ein wenig auseinander zu wickeln. Da aber in den verwünſchten Gerichtsakten darüber eine der undurchdringlichſten Dunkelheiten herſcht, ſo hat ſich der Autor nicht anders herauszufinden gewußt, als daß er den Geburtsort in obscuro ließ, und nur ſämmtliche jüdiſche Namen in ein Lotterierad warf, ſolches dreimal und abermal dreimal herumdrehte und daraus ein Loos zog, worauf Samuel ſtand. Alle die Schurken, die als Nieten zum Fenſter hinausfliegen, von F. L. M. bis auf den ausgeſtopften B. P. mögen nun in rerum natura ſeyn, oder nicht; dem Autor iſt es genug, ſeinem Helden einen Namen geben zu können.

So viel iſt ausgemacht, unſer Held Samuel erbte nichts von ſeinen Eltern. Seinen nachher erworbenen Reichthum hatte er lediglich den Wechſeln und ſeiner ausnehmenden

Verſchlagenheit zu danken. Die erſte Eroberung machte er mit einem auf Borg genommenen Ringe. Dreihundert Thaler war ſein Werth, und doch erwarb er ſich in Zeit von einer Stunde doppelt ſo viel und behielt noch den Ring in Petto. Ein Edelmann verlangte von ihm 500 Thaler auf Wechſel. „Mai, ich verlehne kein Geld. Wenn aber Euer Gnaden die rarſten Juweelen gefällig ſind, ſo bin ich zu Ihrem unterthänigſten Befehl.“ — Aber ich brauche baar Geld. — „Nu, was mehr. Hier iſt ein Ring 600 Rthlr. unter Brüdern werth. Dafür verſchreiben ſie mir 500 Rthlr. Geben mir e Wechſel, und denn ſchaff' ich einen, der ihn baar bezahlt.“ Wer läßt ſich nicht alles gefallen, wenn die Noth das Ruder führt. Der Edelmann nahm den Ring, unterſchrieb einen Wechſel von 500 Rthlr. und ſah ſich nach vielem Hin- und Herlaufen genöthigt, ſeinen Ring an den Geſellſchafter des Samuel gegen 200 Rhalr. zu veräußern. Der Ring war kaum wieder in ſeine Hände, ſo fanden ſich welche von der Juſtiz, mit denen er die nemliche Geſchichte ſpielte. Doch da ſie keine Edelleute waren, ſo gewann er etwas weniger und behielt ſeinen Ring abermals in Pette.

Ein Prolongations-Handel.

Ein Wechſeljude läßt ſich die Stunden eines verlaufenen Wechſels bezahlen, was Wunder, wenn er ſchon einen Tag vorher an die Stubenthür klopft, und beim Hereinrufen, die demüthige Bemerkung macht, er brauche nothwendig Geld, und könne keinen Augenblick länger warten. Eben das that Samuel; nur daß er ſeine eigenthümlichen Geberden hinzufügte. Allein keiner ſeiner Schuldner hatte Luſt, in baarer Münze zu zahlen, ſie wollten ſämmtlich mit der Feder bezahlen, das iſt: prolongiren, oder auf gut jüdiſch, die Summe des Wechſels um den dritten Theil erhöhn. Dieſer Antrag machte dem **Samuel** viel Kopfbrechens. Einigen drohete drohte er ſegar die heilige Juſtiz um Hülfe zu flehen, wenn ſie nicht ſeine Friſt mit baarem Gelde bezahlen wollten. Vieles Bitten und Zureden brachte indeſſen den wehmüthigen Helden auf den Gedanken, daß Geduld den Vorzug verdiene, ſo lange der Schuldner noch ziemlich bei Kräften ſey. Sonach prolongirte er ſämmtlichen Schuldnern, jedoch nicht anders, als daß neue Wechſel gemacht, das Hundert mit 25 erhöht und 3 Monate nach dato zahlbar wurde. Vielleicht wünſcht der Leſer die Namen dieſer ſo großmüthigen Seelen zu wiſſen Allein es ſey ihm genug, wenn er erfährt daß ſie die Gerechtigkeit, die Finanzen, die Caſſen verwalteten, daß ſie den Kopf voll Hoffnungen und Avancements hatten, deren Erreichung mehr als Ueberfluß gewährte, und daß folglich 50 oder 100 zu verlieren, Kleinigkeiten wären. **Samuel** wandelte auf dem Wege der Gewißheit, und hatte bloß von 7 Schuldnern neue 600 Rthlr. in der Brieftaſche, die ſo gut als baares Geld waren.

Klage-Sachen.

Mit dem Tage ſeines verlaufnen Wechſels hofte Samuel auf ſeinen adelichen Schuldner. Da er aber nicht erſchien, ſo beſchloß er, nicht länger Funfzig vom Hundert zu nehmen, ſondern auf ſeine Zahlung zu dringen. „Wenn die Leute nicht mehr promt ſind,“ ſagte Samuel: „ſo iſt das ein Kennzeichen der verſchlimmerten Umſtände, oder ſie fangen an, nicht mehr auf Ehre zu halten. Ueberdem habe ich erfahren, daß er bei andern neue Wechſelſchulden gemacht hat. Es iſt hohe Zeit, daß ich mein Geld rette. Ich kann es ja wohl bei andern anwenden, die noch in beſſern Umſtänden ſind. Jezt kommen gerade wieder Mutterſöhnchen.“ Sogleich verfügte ſich Samuel nach der Wohnung ſeines adelichen Schuldners, und erklärte mit kurzen Worten: „ich bitte mir von Ew. Gnaden Geld aus, oder ich klage.“ Des kühnen Gedankens ungeachtet, bot ihm ſein Schuldner mehr als zuviel — um Friſt, allein Samuel blieb ungerührt. Der

Schuldner verſicherte, daß er in Zeit von acht Tagen zum Kammerherren ernannt werden würde und eine Heirath mit — aber Samuel verſicherte dagegen, „darauf borg' ich keinen Groſchen. Wenn ich dem *** 100 Dukaten gebe, ſo macht er mich auch zum Edelmann, — und wenn ich ihm 50 Thaler zulege, ſo macht er mich zum Kammerherrn." Scher dich zum Teufel Schlingel erwiederte der Herr v. C. „Nu was mehr! verſetzte Samuel, „eben dahin will ich gehen, zum Teufel, er trägt'n ſchwarzen Rock." Und damit verfügte er ſich zur Thüre hinaus.

Samuel nahm gleich anfangs einen Juſtizkommiſſarius zu ſeinen Wechſelgeſchäften an, denn er dachte: „es iſt zwar der Klugheit gemäß, die Klagen ſo viel als möglich zu meiden; indeſſen kann doch der Juſtizkommiſſarius ſo viel wirken, die Drohung für die Klage anzunehmen, wenn er an den Schuldner ſchreibt und ihm anzeigt, er habe Vollmacht zur Klage, und wolle mit der Einreichung noch einige Tage anſtehn."

Dieſen Auftrag machte Samuel ſeinem Geſchäftsträger, der ſogleich an den Schuldner ſchrieb, und während des Schreibens, drei Thaler liquidirte; denn er bemerkte in ſeinem Billet, daß die Klage bis zur Abgabe fertig ſey. Der Anblick des Schreibens ſetzte den Herrn v. C. in große Verlegenheit, und ſie wurde noch dringender und herzbeklemmender, als er bedachte, daß die Neigung ſeiner Braut, womit er ſeine Lage verbeſſern wollte, ſich plötzlich in Kälte verwandeln und folglich ſeinen Zuſtand noch ſchlimmer machen möchte. Kurze Entſchloſſenheit gab ihm daher ein, dem Sachwalter zu antworten: Er wolle die Koſten bezahlen, und verlange nur acht Tage Friſt. Der Sachwalter bewilligte dieſes in ſeiner Antwort. — Mittlerweile ſpannte der bedrängte Schuldner alle Kräfte an, tauſend Thaler, (denn ſo hoch war die Summe von Zweihundert geſtiegen) mit Hülfe ſeiner Anverwandten, und mit Hülfe eines der größten Wechſel-Filou's Namens B. P. anzuſchaffen. Endlich war er wirklich ſo glücklich, dieſe Summe aufzutreiben, und dankte dem Himmel recht ſehr, ſich auf drei Monate von der Wechſelklage gerettet zu ſehn, ob er ſchon bei einer Poſt von Fünfhundert, Zweihundert mehr verſchreiben mußte. Indeſſen tröſtete er ſich damit, daß ein reiches Mädchen alles wieder einbrächte. Samuel empfing ſein Geld, und dachte beim Einſtreichen ſchon wieder darauf, wie er es nützlich und zum Beſten des Vaterlandes anwenden wolle. „Mit Kaufleuten,“ ſagte er: „habe ich nichts zu ſchaffen, Das ſind Knicker. Sie ſprechen von ſechs pro Cent. Ich will mich lediglich dem Adel und den Staatsbedienten widmen.“ Je mehr er nun Kräfte bekam, deſtomehr breitete er auch ſeinen Handel aus. Ein immerwährendes Nachdenken, dieſen und jenen zu betorkeln, beſchäftigte ihn unaufhörlich. Allein nicht ſelten machte es ihm doch auch Kummer, ſein Handel würde leiden, da ſo viel ähnliche Betrüger geduldet wurden, und es ſo viel Patrioten und Lykurge im Staate gebe.

In Zeit von einigen Jahren hatte unſer Samuel einige hundert Wechſel an den Adel, an Juſtiz-, Cammeral-, Caſſenbedienten, Referendarien und Candidaten zu fordern. Das zärtliche Gefühl riß ihn oft hin, Terminalzahlungen oder Quittungen von der Caſſe anzunehmen, wodurch aber immer ſolche Schlingen wieder gelegt wurden, daß die Schuldner niemals aus der Sclaverei kamen. Bei ſo viel Wechſelgeſchäften konnten oft die Klagen nicht vermieden werden, ſo ungern auch die Juden das Recht anflehen. Samuel folgte aber dem Vorſchlage eines Richters, den Wechſel jederzeit an einen andern zu cediren, wodurch denn ſein Name nicht ſonderlich zum Vorſchein kam.

Handel mit Caſſen-Bedienten.

Caſſen-Bediente hatte unſer Samuel mehr denn einen zum Weichen gebracht, mehr denn einen gezwungen ſich den Strick anzulegen, oder die Kugel durch die Syllogiſtik zu jagen. Er beruhigte aber ſein Gewiſſen dadurch, daß er meinte, nun wäre der Poſten doch wieder einem andern eröffnet. Wenn die Caſſen-Bedienten die Beſtandgelder verbracht hatten, ſo fanden ſie allemal an ihm einen ſichern Erretter. Sie mußten ihm aber dafür gemeiniglich, auf acht Tage den vierten Theil vom Darlehn mehr verſchreiben. Dabei wurde der Wechſel ſo ausgeſtellt, daß bei der Caſſen-Reviſion die Zahlungszeit ſchon verfloſſen war, um die Klage ſogleich anſtellen zu können. Ungeachtet Samuel bei Vielen die Beſtandgelder verlor, theils weil die Caſſen-Bediente davon giengen, oder weil ſie ihren Seelenſitz zerſchmetterten, ſo konnte er eben nicht behaupten, viel eingebüßt zu haben. Es ging bei ihm wie im Felde mit den Deſerteurs, fünfe laufen und zehn kommen wieder. Ueberhaupt pflegte er am liebſten mit den Caſſen-Bedienten zu handeln. Er ſagte: ſie haben immer Geld und im Nothfall greifen ſie die Caſſe an. Ueberdem mache ich mir nichts daraus, einen ſo weit zu bringen, daß er die Caſſe beſtiehlt, weil er dabei doch niemanden weiter beraubt als den Landesherren. Wenn man nur die Taktik recht verſteht, ſo kann man bei einem Caſſen-Bedienten nichts einbüßen. Mit einigen derſelben war er überaus billig, der Grund aber lag darinn. Er hatte nemlich von unzähligen Offizianten die Gehälter, oder die aſſignirte Quartalzahlungen zu erheben. Damit ihm nun die Erhebung nicht ſchwer gemacht würde, ſo mußte er ſeines Vortheils wegen, ſich hinter die Billigkeit verſtecken.

Richtſchnur bei Civil-Bedienten.

Die Verfügung* bei Juſtiz- und andern Bedienten, daß ſie kaſſiret oder unglücklich werden ſollen, wenn ſie ſich auf Wechſel belangen laſſen, war ihm ſehr willkommen. Daraus entſtand ein allgemeiner Credit bei Juden, ſtatt daß er vorher eingeſchränkt war. Wer Geld braucht, führt ſelbſt die Verfügung an, um Geld zu erhalten, und wer es wieder bezahlen ſoll, fürchtet ſich davor ſo ſehr, daß er alles hingiebt, oder verſpricht, um nicht alles zu verlieren. Jungen Leuten bei

Ober-Gerichten, gab unſer Samuel mehr Credit als bei Unter-Gerichten. Warum? Weil entweder ihre Verſorgungen gewißer ſind, oder weil ſie gemeiniglich reichere Anverwandten haben. Auf den Verſtand iſt ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr geſehen worden. Wer Geld, oder reiche Anverwandten hat, bei dem wird ſchon die Einſicht vorausgeſetzt. Er muß alſo bei den Ober-Gerichten ſeine Beſtimmung finden, um einmal Rath zu werden. Indeſſen kann man nicht läugnen, daß Samuel auch bei Unter-Gerichten die Geſchicklichkeit und ſolche Leute vorzog, von denen es wahrſcheinlich war, daß ihr Glück über kurz oder lang, hervorbrechen müßte, oder weil dergleichen Leute öfters reelle Freunde haben, die für ſie bezahlen. Wunderlich war es, daß ſogar Samuel bei ſeinen Wechſelgeſchäften, auf die Temperamente ſah. So hatte ein Colerikus bei ihm mehr Credit, als ein Sanguinikus. Er ſagte: ein Colericus iſt gemeiniglich von Ehrſucht hingeriſſen. Er läßt ſich nicht gern arretiren. Ein Sanguinikus hingegen ſetzt ſich ſchon mehr über Dinge hinweg. Das Studium eines Lavaters würde ihm bei dieſen Umſtänden ſehr zu ſtatten gekommen ſeyn. Samuel ſuchte bloß ſeine Merkmale im ſchwarzen und blonden Geſicht und in der Art und Weiſe des Wechſelantrages.

Samuel entſcheidet Prozeſſe.

Iſabella von K. — war unſerm Samuel 500 Thaler auf Wechſel ſchuldig, die ſie mehrentheils den jungen Offizieren zur Unterſtützung gegeben hatte. Ihre Umſtände waren ſehr ſchlecht geworden. Samuel drang dabei ſo nachdrücklich auf ſeine Bezahlung, daß ſie ſchon zum Schuldgefängniß gebracht werden ſollte, und nur eine zweideutige Forderung an ihren Bruder machte einigen Aufenthalt; ſie erzählte nemlich den Verlauf der Sache unſerm Samuel, der darauf beſchloß, ihr zu helfen, um dadurch ſeine Schuldforderung zu erhalten. Er verfügte ſich ſogleich zu einigen der Juſtiz, deren Wechſel abgelaufen wa-

ren. Dieſe fragte er nach der Sache, und
erfuhr, daß eben einer die Akten zur Relation
habe, dem er vor einigen Tagen mit der Wechſelklage gedroht hatte. Er ging nun zu
ieſem, mahnte höflich um ſein Geld, und
erſicherte, daß er zu prolongiren bereit ſey.
Hiernächſt nahm er ſich die Freiheit, die Sache
er Iſabelle von Kl. — in ihrem ganzen
uſammenhange auszuforſchen, und ihre ge-
chte Sache mit ſeinem eigenen Urtheile zu
nterſtützen, und ſie gewann den Prozeß.

Samuel entſcheidet ſeinen eigenen Pro- ß und zwingt ein paar Richter zu Zeugen.

Es iſt dem Grundſatz jeder Wucherei an-
meſſen, nicht anders als unter vier Augen
handeln. Wenn man auf die Stube geht,
ches aber ſelten geſchehen muß, ſo muß man
Kammerthüren, die Betten und Schränke
er unterſuchen, damit nicht jemand ver-
iſt, der die Geſchäfte anhören und Zeu-

gen kann. Allein nicht immer iſt man klug genug, und die verſchlagenſten Köpfe begehen oft die größten Fehler. Dies erfuhr Samuel auch. Einer von ſeinen Wechſelkunden ſtellte ſich krank und verlangte, daß er zu ihm kommen ſolle. Er brauchte, wie zu vermuthen, Geld, und Samuel ließ ſich willig finden, gegen Dreißig von Funfzig. Er wußte aber nicht, daß ein Zeuge im Bette lag. — Und eh' noch der Wechſel um war, lud ihn ſchon der Fiskal zum Verhör ein. Ein Wechſeljude läßt ſich aber nicht irre machen. Er läugnete, er wollte ſchwören, er wollte Zeugen ſchaffen. Die Sache wurde jedoch endlich ſehr ernſthaft und Samuel mußte auf Gegenbeweiſe bedacht ſeyn. Was war zu thun? Er hatte zwar immer ein paar Zeugen vorräthig, die auf alle Fälle ſchwören konnten, daß ſie mit Augen geſehen, wie der Schuldner die völlige im Wechſel genannte Summe erhalten habe; allein bei einem fiskaliſchen Prozeſſe traute er nicht recht, er wollte nicht gemeine, er wollte recht anſehnliche Zeugen haben; Zeugen die das Recht verſtehen, und zugleich dem Fiskal einen beſſeren Begriff von ſeiner Unſchuld beibrächten. Ein paar Richter, die der Wechſelklage nahe waren, mußten dazu die Hände bieten. Die ganze Unterredung die er mit ihnen hielt, lief dahinaus: „Sie zeugen mir entweder, wie Sie geſehen haben, daß der und der, die völlige Summe von Achtzig erhalten hat, oder ich klage meine Wechſel ein.“ Das Uebrige mag mit Stillſchweigen übergangen werden.

Samuel reiſet nach Univerſitäten, und ſchließet, troz den Edikten, Sola-Wechſelbriefe mit Studenten und Offizieren.

Samuel machte nun eine Luſtreiſe nach einer Univerſität und kaum war er dort acht Tage angelangt, ſo beſtürmten ihn Offiziere und Studenten um Geld. Ungeachtet ihm die Verbote nicht unbekannt waren, ſo dachte er doch, jede Gelegenheit muß man ſo zu nutzen wiſſen, daß die Geſetze nicht wirken können, ſo wie es ihm in mehreren Fällen die größte Wolluſt geweſen war, die Befehle der Könige und Fürſten zu untergraben und zu verlachen.

Drei Kaufmanns= und zwei Geheimeraths=Söhne, die in einem Vierteljahre abgehen wollten, und unter der Vormundſchaft ſtanden, wählte er vorzüglich, ihnen Geld zu borgen, und wie man vermuthen kann, nicht ohne übertriebene Wucherei. Dabei aber beobachtete er die Klugheitsregeln, daß er in den Wechſeln diktirte: ich bekenne, daß ich majorenn bin, und daß Ort, Tag und Jahrzahl weggelaſſen wurden. Als ſie die Univerſität verlaſſen hatten, und er ſelbſt wieder zu Hauſe war, wußte er dieſes gehörig auszufüllen. Die Schuldner, die ſich in Freiheit und Sicherheit glaubten, erſchracken heftig, als ſie einen Wechſel anerkennen mußten, den ſie in der Eigenſchaft eines Kandidaten nicht geſchloſſen hatten. Bei dem Univerſitäts=Aufenthalte war vorzüglich eine Geſchichte merkwürdig, die er mit einem Capitain ſpielte. Dieſer Offizier hatte von Samuel Geld auf Wechſel genommen, und wollte bei der Verfallzeit nicht ſogleich prolongiren, wurde auch gegen die Drohungen nicht biegſamen Geiſtes; vielmehr erwiederte er dieſe Drohungen damit, daß er ihn mit Stockſchlägen bezahlen würde, wenn er nicht Geduld hätte. Samuel hatte in dem Wechſel mit allem Fleiß geſetzt: Valuta habe durch zwanzig Eimer Rheinwein richtig erhalten. Dieſes machte er ſich nunmehr zu Nutze, und ſchrieb folgenden Brief an den Vater des Capitains, der General-Lieutenant war:

Ew. Excellenz! Ich habe Ihrem Herrn Sohn zwanzig Eimer Rheinwein geborgt, und zwar gegen den abſchriftlich beiliegenden Wechſel. Er will mich aber nicht bezahlen, ungeachtet ich bei dieſem Handel mehr Schaden als Vortheil gehabt habe. Die Sache ſey nun beſchaffen wie ſie wolle, ich werde mein Geld erhalten, und um es zu erhalten, werde ich noch heute an Sr. — ſchreiben. Sr. — aber werden ſich ſehr wundern, daß Ihr Herr Sohn, der erſt die Compagnie erhalten hat, ſchon ſo zu ſaufen anfängt. Vielleicht dürfte man, wie es bei Helden Brauch iſt, ſogar auf die Familie ſchließen. Ich erwarte Ew. Excellenz gnädige Antwort und bin ꝛc. ꝛc.

Dieſer Brief hatte die Wirkung, daß Samuel ſein Geld ohne weitere Umſtände erhielt.

Samuel wird gezwungen ſich zu verlieben, weil er weder Kapital noch Prolongations-Gelder erhalten kann.

Eine geweſene Hofdame, ein Bild vergangener Schönheit, die ſtets Geld brauchte, weil ſich ihre Reize mit Macht dem Ende naheten, war unſerm Samuel Fünfhundert Thaler ſchuldig. Er konnte weder Kapital, noch Zinſen, noch Prolongations-Gelder erhalten. Was ſollte er machen? Sie ſetzen zu laſſen, war der Klugheit nicht angemeſſen, da ſie vielen

Anhang

Anhang unter denen hatte, die ihm gewiſſermaßen eigen waren, und doch nicht bezahlen wollten. Er entſchloß ſich alſo, ſich in ihre Rudera zu verlieben und gegen die Gunſtbezeugungen, die ſie ihm erweiſen würde, in Geduld zu ſtehen. „Kommt Zeit, kommt Rath,“ ſagte er: „Etwas iſt doch beſſer als nichts.“ Eines Vormittages betrat er ihr Zimmer und ſagte ihr mit ſeinen gewöhnlichen Zuckungen: „Gnädige Frau, ich komme. Ich bin in großer Noth. Ich brauche Geld. Ich ſoll heute bezahlen. Ich kann nicht. Ich habe ihren Wechſel ſo lange zum Pfande gegeben.“

Mein lieber Samuel, unterbrach ihn die Dame, er muß noch Geduld haben. In einer Woche werde ich ihn befriedigen. „Aber meine gnädige Frau,“ erwiederte Samuel, und näherte ſich einige Schritte, „was hilft mir das. Ich ſoll bezahlen und kann nicht. Wenn ſie nicht Rath ſchaffen, ſo muß ich den Wechſel cediren. Alsdann leidet ihre Ehre. Befriedigen Sie mich wie Sie können.“ Mein lieber Samuel, erwiederte die Dame, alles können iſt mir unmöglich. „Das kann ich doch nicht glauben,“ verſetzte Samuel und trat noch einen Schritt näher, „ich laſſe mir alles gefallen, wie ſie können.“ Ich kann aber nicht, verſetzte die Dame. Sei er menſchlich und warte er noch vier Wochen. „Nu, was will ich machen. Wenn ichs thu', ſo thu' ichs“ — ſagte Samuel und war im Begriffe nach der Hand zu faſſen. Weswegen will ers thun? fragte die Dame. „Mai,“ ſprach Samuel: „Sie ſind doch 'ne ſchöne Frau.“ Darauf würde er wohl keinen Tag länger warten, verſetzte die Dame. „So wahr ich lebe, gnädige Frau, ſo wahr ich lebe,“ ſprach Samuel. So iſt mir's lieb wenn er auf meine Schönheit noch vier Wochen Geduld haben will, verſetzte die Dame mit Lächeln. „Aber das iſt doch nicht genug,“ erwiederte Samuel mit ſtärkern Gebärden. Was iſt denn nicht genug? fragte die Dame. „Mai,“ ſprach Samuel und faßte die Hand: „wie kann ich mir anders ausdrücken.“ Iſt er klug Samuel, verſetzte die Dame und zog ihre Hand zurück. „Nu,“ erwiederte Samuel, „was gehört dazu für Klugheit. Was brauchen Andre für Klugheit.“ Geh er mir vom Leibe, ſprach die Dame mit Unwillen. „Vom Leibe,“ wiederholte Samuel: „Vom Leibe. Bin ich nicht ſo gut wie'n Fähndrich. Was brauchen wir hier Ahnen. Sie wiſſen, die Liebe iſt rachſüchtig.“

Samuel vergiebt eine Burgermeiſter-Stelle.

Ein Kandidat, der eben nicht auf den Kopf gefallen war, ſagte zu ihm: es iſt eine Burgermeiſter-Stelle zu — ledig. Ich möchte ſie haben; allein ich dringe nicht durch. Was geb' ich Ihnen, mein lieber Samuel, wenn Sie den Herrn — bitten, daß er mich bei dem Präſidenten empfiehlt, und dieſer mich wieder dem Miniſter vorſchlägt? „Wir wollen erſt ſehn, ob die Sache auch geht,“ erwiederte Samuel. Ich gebe zehn Louisd'or, fuhr der Kandidat fort, wenn Sie mir die Stelle verſchaffen. „Gut,“ ſprach Samuel: „ich will mein Möglichſtes thun.“ Jetzt iſt ſo das Empfehlungs-Sekulum. Wir wollen ſehn. Dieſer Handel ging ſo wohl von ſtatten, daß die erſte Empfehlung auf die zweite, und die zweite auf die dritte wirkte, ſo daß der Kandidat ſeine Bedienung und **Samuel** ſeine zehn Louisd'or bekam.

Samuel verkauft ſeine Niederlage von Papier, Federn und Lack.

Da aber nichts wichtiges dabei vorkommt, ſo iſt die bloße Ueberſchrift hinlänglich.

Samuel faſſet andere Entſchlieſſungen.

Alles iſt vergänglich und auch die Liebe. Haß und Verachtung ſtieg in ſeinem Herzen gegen — ſeine Wechſelſchulden auf, und er beſchloß einmüthig, ſie ſo wohlfeil als möglich zu verkaufen. Zu theuer, viel zu theuer, ſagte er eines Tages zu einem ſeiner Vertrauten, Namens **Ries**. Was gebt ihr mir für alle

500? Der andere verſetzte 100. und keinen Heller mehr. Denn auch das iſt ſo gut als verlohren. Wir ſind des Handels einig, ſprach Samuel, indem er ihm die Hand gab. Ries der verliebte Ries zahlte nun die verſprochnen 100 Rthlr. Samuel aber bekannte unterdeſſen die empfangene Summe und war mit dem letzten Buchſtaben, ſo kalt wie Eis.

Samuel wagt einen Verſuch ins Kabinet.

Ein Anverwandter hatte ſich durch eingebrachte und verbotene Waaren eine wohlverdiente Strafe zugezogen. Samuel verſprach keck, ihn zu befreien. Er brachte es auch wirklich durch ſeinen Wechſeleinfluß ſo weit, daß viele Vorbitten geſchahen, und der Landesherr wiederhohlte Vorſtellungen nicht einmal übel nahm; allein es blieb bei der wohlverdienten Strafe, welches denn unſerm Samuel mißfällig zu vernehmen war.

Samuel reiſet nach Amſterdam und vollzieht ſeine Heirath.

Er hatte durch Fleiß und Mühe und inſonderheit durch ſeine Wechſel ſo viel zuſammengeſchleppt, daß er auf Erben und Nachkommen bedacht ſeyn mußte. Eine Frau, die das Mittel zu Erben iſt, war ihm mehrmalen durch den Kopf gefahren, allein ſelten machten ſie einigen Eindruck, da die meiſten nicht nach ſeinem Sinne reich waren. Eine Amſterdammer Bekanntſchaft aber brachte ihn auf einmal zu dem unveränderlichen Entſchluß, daß es Zeit ſey, dem eheloſen Leben, welches in aller Abſicht ein elendes Leben ſey, zu entſagen. Denn er meinte, man büßet bei den Näſchereien gar zu ſchrecklich viel Geld ein. Von dem Gott der Liebe berauſcht, reiſete er daher ſonder Verzug nach dem berühmten Amſterdam, hielt um eine reiche Wittwe an, bekam das Jawort und machte Hochzeit.

Sonderbare Morgengabe.

Es war Samuels Klugheit und ſeinen Grundſätzen ſchlechterdings gemäß, die Weiber nichts wiſſen zu laſſen, und ſie von ſeinen Geſchäften zu entfernen. Er ſah ſie als Geſchöpfe an, die keine Geheimniſſe bewahren können, die in der Hitze der Leidenſchaft, nicht bloß ihre beſten Freunde, ſondern ſich ſelbſt verrathen, die mitten in der Rache ſich beſtreben, aus Mücken Elephanten zu machen, und folglich gefährliche Kreaturen ſind. In ſeinem Gedächtniß waren davon eine Menge Beiſpiele aufbewahrt, die ihn bei jeder Gelegenheit warnten. Er rief daher ſeine Frau nach der Hochzeit vor ſich, hieß ſie niederknien, und als ſie dieſes that, hob er mit fürchterlichen Gebärden an: „Verflucht ſey dein Auge, verflucht ſey dein Ohr, verflucht ſey deine Zunge, verflucht ſey'ſt du an Muskeln, Adern, Nerven, Röhren, Sehnen, und ewig, dreimal ewig verflucht ſey deine Seele, wenn du dich mengeſt in meine Geſchäfte, oder horchſt, oder ſiehſt, oder dich aufwiegeln läßt, oder wider mich zeugſt, oder ſagſt, daß ich was Unrechtes thue.“ — Die Frau verſprach alles zu erfüllen, und damit ſchloß ſich der Auftritt.

Samuel giebt Vollmacht eine Menge Pupillen-Gelder zu heben.

„Ich bekenne, daß ich majorenn bin,“ hatte unſerm Samuel manches Jahr Tauſende eingebracht. Der Pupillengelder hatte er ſo viel geſchluckt, daß die Geſchichte davon ſich kaum in einigen Bogen einſchränken würde, denn ſein Wechſeleinfluß brachte ſo manches Dekret zum Vorſchein, was zum Beſten des Pupillen gegeben wurde, und was im Grunde zum Beſten der Juden war. So mancher Vormund hatte das Zuchthaus wegen ſeiner Einwilligung und falſchen Bekenntniſſe, als zur Equipirung, Kleidern, Büchern, u. ſ. w. verdient. So manche Mutter hatte das Lezte hingegeben und mit ihren Seufzern die Seelen derjenigen beladen, die für das Allgemeine wachen. Allein genug.

Auch bei ſeinem Aufenthalte in Amſterdam erhielt Samuel die gute Nachricht, daß wieder eine Anzahl Wechſelſchulden, von Majorennen, aber in Wahrheit Minorennen erhoben werden ſollten. Er fertigte daher ſogleich die nöthigen Vollmachten ſeinem Sachwalter zu und vergaß nicht, ein gutes Douceur beizulegen. Unter dieſen Schuldnern waren einige, die nicht einen Groſchen von ihrer Verlaſſenſchaft zogen. In der einen Stunde hob der Sachwalter ihr Erbtheil, und in der andern quittirten ſie in der größten Verwirrung über die Vormundſchafts-Berechnungen und bekannten die getreuliche Auslieferung ihres väterlichen Vermögens.

Ein Wucher in Venedig bricht Samuelen den Hals.

Samuel hatte mit ſeiner Frau ein Kapital erhalten, welches bei einem Kaufmann in Venedig ſtand. Um es zu erheben, und dabei einige andere Dinge abzuthun, reiſete er dahin. Der Kaufmann, der ſeinen Credit nicht ſchwächen wollte, bat ihn bei ſeiner Ankunft um Friſt. **Samuel**, der ſeine Vortheile ſah, ließ ſich nicht unwillig finden, allein er äußerte nach ſeiner Gewohnheit, eine ſehr wucherhafte Bedingung. — Der Kaufmann verſetzte darauf nichts weiter, als daß er darüber nachdenken und Morgen wieder kommen ſolle. Den folgenden Morgen erſchien **Samuel**, er wurde in einen Garten und in ein Sommerhaus geführt, wo ihn der Kaufmann ganz allein empfing. Nach einiger Unterhaltung näherten ſie ſich ihren Geſchäften. **Samuel** äußerte ſeine Forderung und der Kaufmann ging ſie ein. Indem aber der Lezte den unterzeichneten Wechſel ausantworten wollte, ſo wandte er ſeine Augen nach der Decke des Sommerhauſes und ſagte ganz gelaſſen: „Nun könnt ihr herunter kommen.“ In dem Augenblick ſprangen zwei Leute durch eine Oeffnung der Decke auf unſern **Samuel** zu, und rieſen: „Haltet ihn, wir haben jedes Wort gehört.“ Bitten, Vertheidigung oder Beſtechung, alles half nichts. Man ſchleppte unſern Helden ins Gefängniß.

Als ſich Samuel in Ketten und Banden ſah, ſagte er zu ſich ſelbſt: „In Deutſchland, wo man ſo viel Lermen von der Gerechtigkeit macht, habe ich zehn Jahr lang ſolche Geſchäfte getrieben, und ſelbſt die Gerechtigkeit verfolgt, ohne einmal einen Thaler Strafe zu geben; und hier — habe ich kaum den Willen, und ſehe mich ſchon in eiſernen Armbändern.“

Nach einigen Tagen war Verhör. Der Inquiſit mochte geſtehen oder läugnen, es war gleich viel: denn die Zeugen hatten den Richter von ſeinem Verbrechen auf das klarſte überzeugt, und in der Ausſage zweier Zeugen beſtehet die Wahrheit. Die Gerechtigkeit, die in Venedig ſehr einfach iſt, hätte ſogleich entſcheiden können, und nur, um ſich über die Deutſchen zu beluſtigen, beſchloß man mehrere Verhöre anzuſtellen, den Juden über alle Wuchereien, die er in deutſchen Städten und Flekken begangen hatte, zu vernehmen, und ihn anzuhalten, ſeine Wechſelkollegen auf das genaueſte anzugeben. Da Samuel ſeinen Untergang vor Augen ſah, ſo weigerte er ſich nicht länger, und die Unterſuchungs-Akten wuchſen zu einer leidlichen, aber doch zu einer ſolchen Höhe, daß ein Deutſcher in fünf Jahren und wenn es keine Criminalſache wäre, in zehn Jahren nicht herausgefunden hätte. Nach einer Zeit von drei Monaten hieß es: mein lieber Samuel vor Gericht. Und als er daſelbſt ankam, wandte der erſte Vorſitzer der Gerechtigkeit ſeine ernſthafte Augen auf ihn und ſagte: „Wenn wir dir auch das Verbrechen vergeben wollten, was du in unſerm Staate begangen haſt, ſo können wir doch nicht, da du weit mehr gegen dein Vaterland geſündiget haſt. Wir wollen einmal die Gerechtigkeit im Namen derer verwalten, die den meiſten Lermen von ihrer Strenge und Gerechtigkeit machen, im Namen derer, bei welchen man zehn Jahr darüber ſtreitet, Gälgen zu haben und Criminalgerichte zu beſitzen. Du ſollſt hängen.“ Samuel zuckte mit den Achſeln und ſagte: „was nicht zu ändern iſt, wird erträglicher durch Geduld.“ Darauf las man ihm das Urtheil vor, und führte ihn zu ſeiner wohlverdienten Beſtimmung, nemlich zum Galgen. Und als ihn der Henker hinaufzog, rief er: „Baar und richtig habe ich erhalten Valuta.“

Samuel iſt von den Todten erwacht und begiebt ſich zur See.

Hier ſollte ſich zwar die Geſchichte des Helden enden, aber nach der Ueberſchrift dieſes Kapitels, iſt derſelbe wieder von den Todten erwacht. So unwahrſcheinlich dies auch klingt, ſo iſt doch der Fall ſchon öfter vorgekommen. Zaroaſter verbrannte auf dem Scheiterhaufen zu Pulver und ward wieder lebendig, dies war auch der Fall mit Zomolride, dem Gott der Geten, der ganzer drei Jahre todt war, mit Ariſteus, nachdem er ſieben Jahr gemodert hatte, mit dem der Herkules; dem großen Herkules, der zur Aſche verbrannte, mit dem Aeskulap, der vom Donner erſchlagen ward; mit Aeſop, Tindar, Glaucus und noch ganz andren. Wer kann daher wohl an der Rückkehr unſers Samuels, unſers großen Helden zweifeln! Die Sache läßt ſich aber über dies noch natürlich erklären. Der Strick iſt geriſſen und der Henker war ein Wechſelſchuldner des armen Sünders. Es hat ja Richter gegeben, die ihn vom Zuchthauſe gerettet haben; es kann daher auch wohl einen Henker geben, der ihn vom Galgen erlöſ't. Genug, Samuel lebt, ob ſich ſchon nicht begreifen läßt, wie. Er lebt troz allen Wechſel- und Wucher-Feinden. Nachdem Samuel wieder ins Leben zurückgekommen war, begab er ſich eiligſt ans Ufer des Meeres und ſuchte ein Schiff, welches nach Holland ſegelte, um von da weiter zu kommen, und ſein geliebtes Vaterland wieder zu ſehen. Denn, wo die Sola-Wechſel nicht geduldet werden, ſeufzte er, da iſt nicht gut ſeyn. Er fand auch zu ſeiner

Freude wirklich ein Schiff, welches ſofort abſegeln wollte, und welches er denn auch ſogleich beſtieg. Kaum aber war er ein paar Stunden durch die Wellen; ſo entſtand ein Gemurmel unter den Schiffsleuten. Dieſer Jude (ſagte einer dem andern ins Ohr) ſiehet dem gehangenen ſo ähnlich als ein Tropfen Waſſer dem andern. Vielleicht (erwiederte der andere) iſt er durch die Allmacht Gottes gerettet worden. Aber Gott, (verſetzte ein anderer) bekümmert ſich um keine Spitzbuben. Ihr habt alle unrecht, (ſagte noch ein anderer) die Sache muß ein Schriftgelehrter entſcheiden. Die Neugierde, die den Juden ſehr eigen iſt, brachte mittlerweile einen Juden dahin, daß er den Samuel beim Aermel faßte und ſagte: Wie iſt es möglich, daß ihr leben und doch todt ſeyn könnet? Ich bin ſo wahr ich lebe, — ſo wahr ich geſund vor euch ſteh, als euch der Henker hinaufzog. Ihr ſagtet noch: Valuta habe baar und richtig erhalten. „Nu“ — erwiederte Samuel: „wenn ihr dabei geweſen ſeyd; ſo braucht ihr mehr nicht.

Ihr ſhet, ich lebe. Fühlt mich an. Greift mich an. Es iſt alles Fleiſch und Bein."

Als dies die Anweſenden hörten; ſo erſtaunten ſie alle: Der eine fügte hinzu: ich habe ihm den Gnadenſtoß beibringen ſehen; der andere ſagte: ich habe ihn einſcharren ſehen. — In der Folge wird man vielleicht noch mehr ſagen, ſo wie es mit den Geſchichten aller großen Männer gegangen iſt. Ein tobender Sturm erhob ſich, während dieſer Scene, und drohte dem Schiffe den Untergang. Die Schiffer fingen ſchon an, zu berathſchlagen, ob ſie nicht beſſer thäten, wenn ſie zu Abwendung ihres Unglücks, den Juden über Bord würfen. Ein Frommer aber, der darunter war, kämpfte auf das heftigſte dawider, und wollte bei dieſer göttlichen Sache ſein Leib und Leben wagen. Die Winde, die etwas beſänftigt wurden, machten auch endlich die Gemüther ein wenig ſanfter. Indeſſen war doch unter den anweſenden Juden ein neues Licht aufgegangen, ſie glaubten nemlich ganz ſicher: Samuel

wäre

wäre ein neuer Meſſias. Ein Rabbi aber, der dazu kam, widerlegte die Sache folgendergeſtalt. Seyd nicht ſo leichtgläubig meine Brüder. Wir haben uns mehr wie einmal in dieſer Sache betrogen. Als Cromwell ſo viel große Dinge that, ſchickten wir Abgeordnete nach England, um ſein Geſchlecht auszuforſchen; denn wir glaubten ſicherlich, er ſey es, auf den wir ſo lange gehofft hatten. Allein — man machte uns eben ſo lächerlich, als Cromwell. Glaubt es, meine Brüder! wenn unſer Meſſias erſcheinen wird: ſo hat die Herrſchaft der Könige ein Ende. Sein wahres Merkmal iſt, daß er Schätze und Reichthümer mitbringt. Erde und Meer wird ſich alsdann überall aufthun, um ihre Schätze zu ſpenden, Länder und Königreiche werden unter uns ausgetheilt. Dieſer armſeelige Schuft aber, auf den ihr eure Augen heftet, hat kaum ſo viel, daß er ſich ſelbſt helfen kann; wie will er euch helfen. — Dieſe Rede ſchlug den rebelliſchen Sinn der Juden gänzlich zu Boden, und vermochte ſo viel, daß ſie glaubten, wie nur derjenige ihr rechter Meſſias [illegible] könne, welcher mit Schätzen und Reichthümern umgeben ſey.

Samuel nähert ſich der holländiſchen Küſte, und kommt in Amſterdam an.

Die Reiſe bis dahin, enthält weiter nichts Merkwürdiges, wenn man nicht alle, Lumpereien, wie elende Romanenſchreiber, weitläuftig beſchreiben will. Der Glaube an einen neuen Meſſias war gänzlich gedämpft. Nur kurz vorher, ehe das Schiff Anker warf, entſtand ein heftiges Geſchrei unter den Juden; weil Samuel von ungefehr einen diamantnen Ring blicken ließ. — Da er aber nichts austheilte; ſo glaubten ſie auch nicht weiter, daß er der wahre Meſſias ſey. — Als nun Samuel auf feſten Boden getreten und in Amſterdam angekommen war, ſo beſchloß er, ſich hier nicht lange aufzuhalten. Zu dem Ende beſorgte er nur einige geringe Geſchäfte, und reiſete ſodann mit der Poſt nach Weſtphalen. Minden lag ihm hier vorzüglich am Herzen; weil er dort einige anſehnliche Wechſelſchuldner hatte. — Die Poſt fuhr alſo geradesweges darauf zu, und es fiel bis dahin nichts vor, außer, daß zuweilen die Poſtpferde über den Poſtmeiſter, der ihnen nicht den verdienten Hafer gab, Beſchwerde führten. In Minden ſtieg unſer Held in dem Gaſthofe, genannt die Stadt Bremen ab, und miethete ſich ein beſonderes Zimmer mit einer Kammer. Nachdem er einige Tage der Ruhe genoſſen, ſeinen Geiſt aufgeheitert, und ſeine Sinne zu den künftigen Wechſelgeſchäften genugſam geſchärft hatte; ſo verfügte er ſich ſofort zu ſeinen Schuldnern, um entweder Kapital oder Prolongations-Gelder einzuheben. Dieſe Schuldner, die ſo lange nicht die geringſte Nachricht von ihrem Gläubiger erhalten hatten, erſtaunten nicht wenig bei ſeinem Anblick. Das übelſte war dabei, daß weder Kapital noch Zinſen vorräthig waren. Denn die Weinhändler hatten nichts übrig gelaſſen.

So dringend auch Samuel um ſeine Bezahlung anhielt, und die triftigſten Gründe verbrachte; ſo konnte er damit doch weiter nichts erreichen, als daß man ihm gute Prolongations-Gelder zu verſchreiben verſprach. Nun wohlan, dachte Samuel, ſo ſollt ihr's auch fühlen. Er beſtellte jeden beſonders auf ſein Zimmer, und ließ von beiden das Kapital bis auf ein Drittel erhöhen. Die Summe die er in Zeit von einer Stunde für ein halbes Jahr Friſt verdiente, betrug 500 Thaler. — Wie glücklich iſt nicht derjenige, welcher ſich dem Wechſel-Geſchäft widmet. Mit wie weniger Mühe laſſen ſich nicht Kapitalien erwerben. Wahrhaftig, man ſollte, um glückliche Menſchen im Staate zu haben, den Sola-Wechſelbriefen noch weit mehr Strenge beilegen.

Während daß ſich Samuel in Minden aufhielt, ſchloß er noch verſchiedene anſehnliche Negotia, unter andern: ein recht wichtiges Wechſelgeſchäft, mit einem Landedelmann. Dieſer wollte von ihm 1000 Thaler auf einen Wechſel zu einem halben Jahre Friſt haben, denn die Schweinmaſt war dies Jahr nicht recht eingeſchlagen, und die Wälder wollten nicht mehr länger die Weinhändler bezahlen. Samuel, da er von Landgüthern und altem Adel hörte, war nicht im geringſten davon abgeneigt. Ich thue es, ſagte er zu ihm, aus bloßer Liebe und Freundſchaft, und ich nehme zur Dankſagung nichts als was ich freiwillig erhalte. Kommen Sie, gnädiger Herr, in vier Tagen auf mein Zimmer, fuhr er fort, und Sie ſollen die Gelder parat finden. Von dieſer angenehmen Hoffnung getrieben, verfügte ſich der Weſtphälinger ſo lange in ein Gaſthaus, bis die Zeit herankommen würde und vergaß nicht, bis dahin täglich einen Strom edlen Burgunder durch ſeine Kehle rollen zu laſſen. Samuel erkundigte ſich indeſſen nach den Umſtänden ſeines künftigen Schuldners, und ob er ſchon nicht die beſte Nachricht einzog; ſo nahm er doch einigen Bedacht auf den uralten Adel. Denn wenn er nur zum Sitzen kömmt, ſagte er bei ſich, ſo wird die Familie ſchon Rath ſchaffen. Samuel ging nun nach ſeinem Beſchluß auf's Banco-Comtoir, und verſetzte dort ſo viele Juwelen, um ſeine Baarſchaft vollzählig zu machen. Im Weggehen traf er einen von ſeinen Bekannten, der ihm vormals ſo manche Wechſelſchuld hatte ſchmieden helfen, und der jetzt, nachdem er ſich etwas zuſammengeraubt, das Land durchzog und auf Wechſel-Eroberungen ausging. „Du kannſt hier,“ ſagte Samuel zu dieſem Wechſelhelden, „ein paar Ducaten verdienen, wenn du mir Morgen nur drei Minuten einen Edelmann ſpielen willſt.“ Nu, warum nicht, verſetzte ſein Freund, laßt mich nur rufen und inſtruirt mich. „Ich bin,“ fuhr Samuel fort, „bei einem Landjunker, dem ich Geld borgen werde, nicht ſo recht ſeiner Ehrlichkeit gewiß. Ich muß ſogleich nach Auszahlung des Geldes einen Beweis haben, daß er die völlige Valuta erhalten habe. Ich werde demnach ein paar Zeugen in die Kammer ſetzen, und euch als dem Edelmann die Gelder auszahlen. Das wird mich gegen alle Unterſuchungen ſicher machen. Dann wenn ich ſie abhören laſſe, ſo müſſen ſie bekennen, daß ſie alles mit angehört haben.“ Sein Freund verſtand dieſe Rede mehr als zu wohl, und verſprach ſeine Rolle auf das beſte zu machen.

Am folgenden Morgen erſchien der Landedelmann, um ſeine Gelder zu hohlen und den Wechſel auszuſtellen. Der Kornſchreiber trat zwar mit in die Stube, allein das iſt keine Mode bei Wechſelgeſchäften. Hirzu werden nur vier Augen erfordert und er mußte ſich entfernen.

Alsdann gab Samuel ſeine Meinung offenherzig zu erkennen und ſagte: „gnädiger Herr! dort liegen die 1000 Thaler parat; allein nicht anders als gegen einen Wechſel von 2000 Thaler nach einem halben Jahr zahlbar.“ Donner und Wetter! ſchrie der Edelmann, ſoll ich zum Schelm werden. Ich will ihm die Hälfte geben. „Bewahre mich Gott“ verſetzte Samuel. „Das Geld iſt ſchon verſprochen, wenn Sie es nicht haben wollen. Morgen reiſe ich wieder weg und denn werden Sie es bereuen.“ So ſehr auch der Edel:

mann zauderte und abdingen wollte, ſo wenig war der andere Theil zu bewegen. Eine künftige Allodial-Erbſchaft fuhr endlich dem erſten dergeſtalt durch den Kopf, daß er den vorgelegten Wechſel ſofort [g]eduldig unterſchrieb und mit ſeinem hochadelichen Pettſchaft unterſiegelte. Der Kornſchreiber wurde alsdann gerufen, das Geld in Empfang genommen, und damit das Negotium geſchloſſen.

Als beide die Stube verlaſſen hätten, ſo ſchickte Samuel ungeſäumt zu ſeinem Freunde. Mittlerweile ließ er den Wirth und deſſen Hausknecht rufen, und redete zu ihnen folgendergeſtalt: „Es wird im Augenblick ein Edelmann erſcheinen, dem ich 2000 Thaler leihen und auszahlen werde. Es müſſen ein paar Zeugen dabei ſeyn. Allein er ſcheut ſich und will nicht gern, daß es in der Stadt herumkömmt. Setzt euch alſo in dieſe Kammer, und rührt euch nicht; hört aber vornehmlich auf den Namen, auf die Summe und daß er das Geld empfängt. Eure Mühe ſoll euch belohnt werden.“ Beide thaten hierauf was ihnen Samuel ſagte. Nicht lange darauf erſchien der vermeinte Edelmann. Samuel nannte ihn laut mit Namen, ſagte zu ihm: „Sie verlangen 2000 Thaler auf einen Wechſel. Hier werden Sie das Geld in vier Kaſſenbeuteln haben. Seyn Sie nunmehr ſo gnädig und unterzeichnen mir den Wechſel.“ Der andere gab mit kurzen Worten darauf Antwort, ohne daß er geſehen werden konnte, that als wenn er Geld mitnahm, und ging weg. Dann rief Samuel ſeine Zeugen in die Stube, befragte ſie über alles was ſie gehört hatten, und ließ ſich ein Zeugniß ausſtellen. Kommt nun die Sache zum Prozeß, dachte er, ſo können die Zeugen hundert gewiſſenhafte Eide ablegen, daß der Edelmann ſein volles Geld erhalten hat; denn es wird alles auf das genaueſte ſtimmen; nur muß der Richter nicht vergeſſen zu fragen: ob ſie auch geſehen haben?

Samuel verläßt Minden und kommt in ſeine Vaterſtadt an.

Nach Vollendung eines guten Streiches, war unſer Held auf das ſorgfältigſte bedacht, ſo geſchwinde als möglich ſein geliebtes Vaterland wieder zu ſehen, denn die ausländiſche Wechſelluft war ihm ſo bitter als Galle geworden. Er brachte daher in beſtürzlichſter Eil ſeine noch unbedeutende Geſchäfte zu Ende, nahm bei der Abendmahlzeit von ſeinem Wirth Abſchied, und ſetzte ſich den folgenden Morgen auf die Poſt. Die Reiſe ſelbſt enthält nichts erhebliches, außer daß Samuel von ein paar Berlinern, die aus Frankreich zurück kamen, begleitet wurde, — und die in jedem Wirthshauſe auf das heiligſte verſicherten, daß in Frankreich Sonne, Mond und Sterne ganz anders beſchaffen wären, als in Deutſchland. Samuel kam nun glücklich vor den Thoren ſeiner Vaterſtadt an; und als der Poſtillion ſeine Muſik erhob, ſo machte dies ſeine Seele ſo rege, daß er dreimal nach friſcher Luft ſchnappte. „Gott ſey ewig gedankt," ſagte er; „daß ich mich wiederum in dem wahren Wechſelklima befinde." Mit Freuden verließ er die Poſt, und eilte, zwar mit ſteifen Füßen, doch mit vergnügtem Geiſte, nach der Wohnung ſeiner Ehegattin. Dieſe, als ſie ihn erblickte, warf ſich ſofort mit Entzücken in ſeine Arme, und freute ſich herzlich, daß ſie ihren Geliebten in ihre Beſitzungen bekäme. Samuel verweilte bei dieſer zärtlichen Scene nicht lange, ſondern fragte ſofort nach ſeinem Commerzio. Die Gattin übergab darauf alle Bücher und ein eingegangenes Papier, und verfügte ſich ſodann nach der Küche, um ein kräftiges Abendeſſen zu bereiten. Samuel fand nun zwar, bei Revidirung ſeiner Handlungsbücher, daß ihm ſo mancher Gewinn entgangen, ſo mancher mit blauen Augen davon gekommen, und ſo mancher noch im Schuldregiſter ſey, indeſſen ſah er doch ſein Vermögen nicht verringert, ſondern vielmehr noch vermehrt. Dies war für ihn eine der ſchönſten Herzſtärkungen. Unter den eingegangenen Papieren fand er zwar auch einige fiskaliſche Vorladungen, allein er legte ſie mit ſpöttiſchem Gelächter bei Seite, und ſagte: „Formalien.“ Und darin hatte er vollkommen Recht.

Samuel giebt Ordre ein paar Civilliſten zu begraben.

Als Samuel noch mit der Bilanz ſeines Vermögens beſchäftigt war, ſo trat ein Mann in die Stube, welcher ihm meldete, daß der und der Geheime Sekretair das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt habe, er bat, daß da er im Beſitz des Sterbebuchs ſey, für ein anſtändiges Begräbniß zu ſorgen. Samuel, dem dieſer Tod einige Freude erweckte, verſprach das Nöthige zu beſorgen. Die Ehegattin des Samuel eilte, als ſie den Mann weggehen ſah, herbei, um zu vernehmen, was er neues gebracht hätte. Und als ſie die Nachricht vernommen, ſo eröffnete ſie, daß noch ein Billet in der Küche läge, welches geſtern angekommen ſey, und die Abfahrt eines andern Geheimen — angekündigt hätte. Sie fügte hinzu, daß ſie bereits das Sterbebuch nachgeſehen hätte und ſie wäre im Begriff geweſen, die 200 Thaler Sterbegelder holen zu laſſen und davon 50 Thaler den Erben hinzuſchicken. „Mai," — verſetzte Samuel: könnte ich ſie doch beide in einen Sarg legen laſſen — Sie ſind doch beide geheim" — darauf wurde beſchloſſen, Morgen früh die Gelder von beiden Rendanten erheben und zu jedem Begräbniß 50 Thaler auszahlen zu laſſen. — Um dieſe noch dunkle Scene ein wenig mehr zu erleuchten und dabei die Sterbekaſſen-Geſchichte nicht zu vergeſſen, ſo merke man folgendes. Gott weiß welcher Genius in die Nation fuhr, oder welche anſteckende Winde zu einer Zeit weheten, als ein jeder auf den Gedanken gerieth zu ſterben, — und ſich mit Pomp begraben zu laſſen. Jung und alt, arm und reich, fiel auf Sterbegeſellſchaften, wo immer eine Anzahl von 3 oder 400 einen Gulden, oder mehr zuſammenſchießen und damit das verblichene Mitglied unter die Erde bringen laſſen. — Und damit war denn die Monarchie, oder der Staat proſtituirt, indem es ſchien, als wären die Zeiten ſo lamentabel, daß ſich Niemand mehr könne begraben laſſen. — Und was eben ſo merkwürdig war, man verrieth dadurch eine allgemeine Oekonomie, welche dahin auslief, daß Niemand mehr ſo viel Herr über ſich ſey, um ſich einige Groſchen zu ſeinem Begräbniß zu ſammlen. — Auf dieſe patriotiſchen Wünſche nun, errichtete man mehr als eine ſolche Sterbegeſellſchaft. Ein jeder gab ſich willig hinein, in der Hoffnung, daß er nach ſeinem Tode ſich eine Summe von 3 oder 400 Thaler würde zu gute thun können. — **Karl** der V. konnte ſich doch noch in die Lage ſetzen und *ſich ſelbſt* auf da pompöſeſte begraben ſehen, allein ſie begnügen ſich mit der bloßen Vorſtellung — ohne zu wiſſen, wer dereinſt die Gelder erheben und durchbringen werde — und folglich ohne dabei vor dem Meſſer des curſirenden Feldſcheers — oder auch des Bettelkirchhofes ſicher zu ſeyn. — Alle die Sterbegeſellſchaften, welche in Deutſch land, um den Tod zu erleichtern, errichtet wurden, ſtimmten ſo ziemlich in ihren Grundſätzen. Nur einige gab es, die ſich weſentlich unterſcheiden wollten, damit aus der Sache ein Commerzium würde. — Dieſer Unterſchied lag nemlich bloß in ein paar Worten: daß die Sterbegelder dem Inhaber des Buchs gezahlt werden ſollen. Alsdann fiel der Hauptzweck weg und die Gelegenheit zu Betrügereien wurde geöffnet. So wenig Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt auch hierzu erforderlich iſt, ſo iſt doch eine Kompoſition von Juriſten und Kammeraliſten darüber weggefahren. — Ganz begreiflich mußte es Juden und Chriſten geben, die vor dem nahen Ende, Gewinn zu ziehen ſuchten. In Wahrheit wurde ein veritabler Handel damit getrieben. — Die alten Weiber wurden aus allen Winkeln hervorgeſucht, um ſie wieder jung zu machen. Man zog ſie wohl an — rieb ihnen die Backen — ſchminkte ſie ein wenig — und ſetzte ſie mit einem Wort dergeſtalt in's Zeug, daß ſie, als ſie vorgeführt wurden, durchpaſſirten. Manche Schwindſüchtige hatten kaum noch von ihrer Lunge und Leber ſo viel übrig, als eine Haſelnuß betrug. — Allein es gab Aerzte, welche atteſtirten, daß ſie die beſten Lungen und Lebern hätten, welche jemals im Königreiche aufzutreiben wären. Die Taufzeugniſſe machten zwar bei einigen ebenfalls Schwierigkeiten, indeſſen, — da die Bibel verlohren gegangen, wo der Vater die Kirche, den Tag und die Gevattern hineingeſchrieben — oder gemeinſchaftlich das Kirchenbuch, in denen ſie ſtanden, bei Abbrennung einer oder der andern Kirche mit verbrannt war — ſo mußten die Vorſteher ſie ſchon aus Mitleiden annehmen. Ueberdem war ihnen daran gelegen, um die Geſellſchaft vollzählig zu machen. — Ein Grundſatz ſagt, wer einmal Mitglied iſt, paſſirt ohne weitere Zeugniſſe, dieſes kam den Händlern vortreflich zu ſtatten. Wenn die Seele einer ſiebenzigjährigen Jungfer ſchon auf dem halben Wege war, ſo ließ man ſie noch in andern Geſellſchaften aufnehmen. Ach! und manche, die

wußte,

wußte, daß ſie ſchon vier mal aſſekurirt war und ſo ziemlich 1000 Thaler zu ihren Begräbnißkoſten erhalten würde, freute ſich ſo herzlich, daß ſie lieber heute wie morgen geſtorben wäre — daß die Gelder den Inhabern der Bücher gezahlt würden, war für die Wucherer außerordentlich wichtig. — Sie konnten eine Menge Bücher durch allerhand Mittel an ſich bringen — entrichteten die Beiträge im Namen des Mitgliedes und zogen bei deſſen ſchnellem Hintritt die Sterbegelder. Die Erben erhielten gemeiniglich zu einer Sache, die ſo nothwendig angeſehen und ſo ſehr erhoben wird — nichts, oder mußten, wenn das Buch verſetzt, verkauft u. ſ. w. war, mit ſehr wenigem, was ſie zweimal bezahlt hatten, zufrieden ſeyn. — Unſer Held Samuel, der bei dieſem Handel nicht gleichgültig ſeyn konnte, that ſeiner Seits alles, was in einem Zeitpunkte, wo die Wucherei zur Profeſſion geworden iſt, nur möglich war. Er trieb gar bald eine ziemliche Anzahl von Weibern auf, die dem Tode näher waren als dem Leben.

„Mai" — ſagte er gemeiniglich: „ich geb' ihr für ihren Gang 'n Gulden: laufe ſie, laß ſie ſich beſehen." — Samuel war ſo ziemlich mit allen glücklich, nur die allerälteſte, der die Geſchwulſt ſchon ſehr hoch geſtiegen war, wollte man ihm nirgends annehmen. Es ging ihm im Kopfe herum — daß dieſe Frau nicht pompöſe begraben werden ſollte. Allein Samuel wußte auch hier bald Mittel. Er ging zu einer Geſellſchaft, wo der Vorſteher ein Prediger, und wie Samuel vernahm, ein rechter Orthodoxe war. „Herr Prediger," ſagte er, als er ihn ſprach: „ich mache mich jezt durch gute Handlungen bekannt. Ich ſtehle mich gleichſam damit in Ihren Glauben. Was würde ich nicht ſeyn, wenn ich ein Chriſt wäre.—Die Tugend ſelber. Will's Gott, übers Jahr um dieſe Zeit bin ich'n ander Mann. Ich laſſe mich taufen; ich bekehre mich förmlich.— Da hat mich eine ehrliche Frau mit Thränen gebeten, ſie in die Sterbekaſſe zu bringen. Sie iſt blutarm. Ich will die Beiträge bezahlen, ich will ſie ihr ſchenken. Wenn ſie einmal ſtirbt, ſo können ihre Kinder, ihre Familie doch anſtändig trauern. Herr Prediger ich möchte ſie gern in Ihre Geſellſchaft haben. Anderswo bemenge ich mich nicht. Ich werde künftig mit Ihnen mehr zu thun haben.“ — Den Prediger rührte dies tugendhafte Anerbieten außerordentlich. Er verſprach, was Samuel verlangte. Indeſſen ohne Pflichtvergeſſenheit; denn die Geſellſchaft war noch nicht voll und es war feſtgeſetzt worden, daß bis dahin alles aufgenommen werden könnte. Ob aber das Anerbieten, ſich taufen und bekehren zu laſſen, gar keinen Antheil gehabt habe, iſt eine andere Frage, die wir weiter nicht unterſuchen wollen. — Samuel bekam ferner auch eine Anzahl Sterbebücher durch ſeine Wechſelgeſchäfte. Wer die Prolongationsgelder nicht bezahlen konnte — grif im Nothfall zu einem Sterbebuche, und gab folglich ſeine Begräbnißgelder dafür hin. Wenn der Landreuter auf der Stube iſt, und nach drei Tagen abliefern ſoll, — wahrhaftig, denn kann für manche nichts zu koſtbar ſeyn. Es wäre ein Glück, wenn hier die Wucherei aufhörte. Allein die Juden haben jetzt ſehr weislich eingeführt, nicht die Exekution zu ſchicken, um ihr Geld zu heben — Gott bewahre, um mitten in der Exekution für 3. 4. 6. 8. Tage Friſt, den ungeheuerſten Wucher zu ziehen. — Uebrigens werden nunmehr, die obigen zwei Begräbniſſe, welche **Samuel** veranſtalteten ließ, nicht weiter befremdend ſeyn. — Nicht genug daß **Samuel** und ſeine Mitgeſellen faſt alle Traktamente der Civiliſten haben — es kommt nunmehr ſchon ſo weit, daß die Juden auch die Civiliſten begraben laſſen.

Samuel genießt einen Augenblick Ruhe auf ſeinem Sopha und ſetzt ſich ſodann zu Tiſche.

Um den Leſer wieder in's Geleiſe zu bringen, ſo gehe er nur zurück an die Stelle, wo **Samuel** mit ſeinen Papieren beſchäftigt war. Als ihn ſeine Neugierde geſtillt hatte, ſo ſetzte er ſich gelaſſen in ſeinen Sopha und wollte noch ein wenig der ſanften Ruhe genießen: denn ſeine Glieder waren von der Reiſe ſehr ermüdet. Morpheus eilte bald herbei, um ſich ſeiner Sinne zu bemeiſtern — und wich auch nicht eher, bis ihn das Klippern der Teller und der Geruch einer kräftigen Bierſuppe verſcheuchte. Aber auch der Traum, der ſich in unſern Samuel, während er der Ruhe pflog, hineinſtahl, kann hier nicht übergangen werden. Er ſtellte ihm nehmlich die Geſchichte eines Juden vor, welcher ſeine Unterſuchungs-Akten aus der Regiſtratur wegſtiehlt und verbrennt — und worüber ſich denn Samuel ſo herzlich freute, daß er davon erwachte. Das Abendeſſen war nun, wie ſchon geſagt, in Bereitſchaft. Held Samuel ſetzte ſich ſodann mit ſeiner Ehegattin zu Tiſche, und verzehrte mit geſchäftigen Zähnen und beſtmöglichſtem Appetite dasjenige, was ihm die treue Hand ſeiner Gattin zubereitet hatte, und wovon ſie ihm noch das beſte auszuſuchen bemüht war. Ein Glas achtundvierziger ſtärkte ſodann die Verdauung des Magens und ſpannte die Geiſter zu luſtigen, freundſchaftlichen Geſprächen. Mittlerweile ſetzte ſich Cupido auf den Spiegel und ſchoß einen ſeiner feurigſten Pfeile dergeſtalt in das Herz der Gattin des Samuel, daß ihr davon Augen und Wangen funkelten. Endlich blies der Nachtwächter eilfe, und ſogleich rief die zärtliche Ehegattin mit einer Hitze, gleichſam als wenn ſie ſchon mehrmalen daran gedacht hätte: „Mann zu Bette, zu Bette.“ Sie machte alsbald den Anfang damit, daß ſie gleich einem Blitz aus dem Zimmer verſchwand. Samuel, nachdem er noch einmal die morgenden Geſchäfte überdacht und den Kopf über die neue Juſtiz-Verfaſſung dreimal geſchüttelt hatte, folgte ebenfalls und legte ſich an die Seite ſeiner alles erwartenden Ehegattin. —

Samuel hatte, wie wir ſchon wiſſen, ſeine Reiſe von Venedig ruhmvoll und glücklich zurückgelegt, und athmete nun wiederum die wahre Wechſelluft, in der er ſich ſo wohl befand, als ein Fiſch im Waſſer. Verluſt hatte ihm ſeine Abweſenheit allerdings zuwege gebracht; denn wenn gleich die Kapitalien nicht geſchmolzen waren, ſo hatten ſie ſich doch nicht, wie es ſeyn ſollte, um die Hälfte vergröſſert. Seine Frau, welche für dieſe Pflicht Sorge tragen ſollen, war allerdings ein wenig zu ehrlich geweſen. Beſſer könnte man ſagen, ſie war zu furchtſam. Denn Erfahrung und Kenntniß von einem Geſchäft macht allezeit Muth. Wo aber dieſe nicht ſind, da entſteht Furcht und Behutſamkeit. Aber es giebt manches Judenweib, das an Erfahrungen, Wechſelränken und Unbarmherzigkeit ausgelernt hat. Bei den Lücken, die Samuel in ſeiner Einnahme fühlte, mußte er natürlich darauf bedacht ſeyn, den entwiſchten Vortheil wieder zu erſetzen. Gleich wie Satanas umhergehet wie ein brüllender Löwe, und ſuchet welchen er verſchlinge: ſo ging auch Samuel in alle Häuſer und ſuchte angehende Kandidaten, neue Referendarien und andere Leute auf, welche die Welt und ihn nicht kannten, um ihr Vermögen zu verſchlingen. In kurzer Zeit hatte er Seegen die Menge und eine ziemliche Anzahl in Wechſelſclaverei geführt. Denn unter hundert, die von Univerſitäten, oder wie die Italiener ſagen, die aus den Ställen der Minerva kommen, giebt es immer fünfundneunzig die ſo erzogen werden, daß ſie Hoffnungen und künftige Rathsſtellen gegen Anleihen verpfänden und ſo viel darauf borgen, als ſie nur auftreiben könnten. Zwar figurirten neben Samuels Eroberungen auch einige fiskaliſche Klagen. Beſonders kamen die in mehrere Bewegung, worüber er, wie wir ſchon wiſſen, mit den Worten ſpottete, es ſind Formalien. Der Fiskal gieng ihm hier ernſtlich zu Leibe und wenn die Daumſchrauben nicht gefehlt hätten, ſo wäre die Wahrheit an den Tag gekommen. Allein Samuel iſt ein ſo kaltblütiger Held, daß er ſchon über ſeine Beſchneidung lachte, als ihm das ſteinerne Meſſer über die Vorhaut wegfuhr. Was Wunder, wenn er mit fiskaliſchen Unterſuchungen nur Scherz trieb und alle Stöße gleich einem geſchickten Fechtmeiſter abzupariren wußte.

Der Fiskal trieb indeſſen die Sache ſo weit, er konnte und man ſah folgende ausgewirkte Vorladung an alle die, welche jemals mit dem Samuel gehandelt hätten.

Unſern ꝛc. Wir haben mißfällig vernommen, daß der Schutzjude Samuel, Gelder zu 50 und 100 pro Cent ausleihe, junge unter Eltern und Vormündern ſtehende Leute, durch allerhand Mittel zu Anleihen verführe und ſie dadurch von ihren Pflichten, Schuldigkeiten, Dienſteifer und guten Lebenswandel abwendig mache, und oft dahin bringe, daß ſie Unſre öffentliche Kaſſen angreifen, ja, daß er ſeine Eroberungen ſchon unter den gemeinen Handwerksleuten, Seidenwirkern u. ſ. w. ausbreite, und folglich ihren Ruin zu befördern ſuche, weil dergleichen Leute ſich wider die Strenge der Verſchreibungen nicht anders retten können, als wenn ſie ihr Vermögen dahin geben. Um nun gedachten Samuel, ſeiner Frevelthaten überführen zu können; ſo laden wir alle diejenigen, welche jemals mit dem ſelben gehandelt, ihn bezahlt und folglich nicht mehr mit ihm in Nexu ſind; ferner diejenigen, welche ihm noch ſchuldig ſind, in Termino den 16. Juny, vor Unſerm Hoffiskal zu erſcheinen und eidlich auszuſagen, in wiefern ſie von mehrgedachtem Samuel wucherlich behandelt worden, mit der Verwarnung, daß die, welche ausbleiben und entdeckt werden, 20 Thaler Strafe erlegen ſollen. Aus den eidlichen Ausſagen ſo vieler ehrlichen Leute, beſonders derer, die kein Intereſſe dabei haben, wird die Wahrheit vollkommen entdeckt werden, da ſie ſonſt nur in dem Munde zweier Zeugen beſtehet, und man wird alsdann im Stande ſeyn, gedachten Samuel zu ſeiner wohlverdienten Beſtimmung, zum Zuchthauſe, mit tüchtigem Willkommen abführen zu laſſen.

Gegeben ꝛc.

Als Samuel dieſe fürchterliche Anſpinnung zu Geſichte bekam; ſo zuckte er die Achſeln und ſagte: „ich werde Mittel finden.“

Samuel macht mit dem Teufel ein Bündniß.

Die Welt hat nicht begreifen können, wie es möglich ſey, daß Samuel gegen ſo viele fiskaliſche Unterſuchungen gleichſam feſte gemacht, gehangen worden und doch wieder erſchienen, zum Zuchthauſe verurtheilt worden, und doch davon gekommen. Ganz gewiß mußte ein übernatürliches Weſen ihn ſchützen. Die Sache iſt nunmehr entdeckt und man kann ſich darauf verlaſſen, es iſt der Teufel, mit dem Samuel im Bündniß ſtand. Allein dies Bündniß mag wohl eigentlich ſchon vor vielen Jahren errichtet worden ſeyn, und wenn es neu iſt, ſo iſt wenigſtens immer der Teufel ſein unmerkbarer Beiſtand und Schutz geweſen. Der Zuſammenhang der Sache, verhält ſich folgendergeſtalt: Samuel wurde mit einem Schwarzkünſtler Namens Joſeph Ibaroth bekannt. Dieſer Schwarzkünſtler, der bereits dem Satan ergeben war, that ſich nach einem Rekruten um, und er konnte in der ganzen Reſidenzſtadt dem Teufel ſicherlich keinen beſſern zuführen als den Samuel. Ibaroth ergriff gar bald Gelegenheit, mit ihm bekannt zu werden. Er kaufte von dem Samuel einen rothen berkanen Pelz, welcher mit ächten Baranken gefuttert ſeyn ſollte. Er gab ihm dafür zehn Louisd'or und bekam dabei zur Nachricht, daß wenn er den Pelz ohne Geld gegen Wechſel haben wollte, er mit 50 Louisd'or wie gewöhnlich wegkommen könnte, allein Ibaroth wollte nicht Kredit machen, ſondern bezahlte baar. Kaum aber war er mit ſeinem Pelze zu Hauſe gekommen, ſo entdeckte er ſtatt Berkan, nur Etamin, und ſtatt ächter Baranken, nur etliche Lämmerfelle. Er war alſo um die Hälfte des Werths betrogen. Dies verdroß dem Ibaroth ſo ſehr, daß er ſich ſogleich wieder zu Samueln verfügte und von ihm verlangte, den Pelz anzunehmen und das Geld zurück zu geben. Allein Samuel läugnete ſofort, daß dieſer Pelz der ſeinige ſey, er wollte hundert Eide ſchwören, daß er von einem chriſtlichen Kürſchner ſey.

Als ſie noch beide kapitulirten, gieng eben vor dem Fenſter ein Kürſchner vorbei, welchen Ibaroth kennte und ſogleich hereinrief. Iſt dies, ſagte Ibaroth, als er nahe war, ein chriſtlicher oder jüdiſcher Pelz? „Dieſe Arbeit,“ verſetzte der Kürſchner: „kenne ich ſchon von weitem. Unſer Handwerk nennt ſie Samuelſche Pelze. Es ſoll hier einen Juden geben, der ſo heißt, und der ſie verfertigen läßt. Er verkauft ſie, wie man ſagt, nicht nur für baar Geld, ſondern gegen Wechſelbriefe. Dieſe Art Pelze kann man allezeit auf der Straße vor andern unterſcheiden. Das Merkmal iſt, daß ſie außer ihrer ſchlechten Güte und falſcher Zuthat, hinten etwas in die Höhe fahren.“ Bei dieſer Ausſage ſchwieg Samuel und Ibaroth konnte ſich dagegen des Lachens kaum enthalten; der Kürſchner aber, den man weiter nicht aufhielt, empfahl ſich. Ibaroth drang nun abermals auf die Zurücknahme des Pelzes; aber Samuel wollte ſich zu nichts bewegen laſſen. Daher ſah ſich Ibaroth genöthigt, den Samuel in einen Winkel zu rufen und ihm einen eigenhändigen Wechſel zu zeigen, den Samuel ſehr ſorgfältig vermehrt hatte. Dies Kunſtſtück ſetzte ihn ſo ſehr in Furcht und Erſtaunen, daß er ſogleich aus einem andern Ton ſprach, und ihm die Hälfte des Geldes zurückgab. Die Bekanntſchaft wurde nun im Augenblick ſo vertraut, daß Samuel den Ibaroth auf's inſtändigſte bat, ihn dieſe Kunſt zu lehren; er wollte ihm dafür geben, ſoviel er verlange, denn er dachte, alsdenn verwandelſt du alle Protokolle. Ibaroth gab ihm auf ſein Anſuchen zur Antwort, es hänge eigentlich nicht von ihm, ſondern von einem andern ab, es wäre nöthig, daß er ſich zuvor dem Teufel ergebe. Samuel erwiederte hierauf mit Lächeln, daß er ſehr gerne ein Unterthan des Teufel ſeyn wolle, denn der Teufel könne niemals ſo ſchlimm ſeyn, als ein ſtrenges Gericht. Bravo, ſagte der Schwarzkünſtler und fuhr fort, er wolle ihm den Teufel zitiren, er möchte ſehen wie er mit ihm fertig würde, nur ſolle er ihm die Stunde wiſſen laſſen. Samuel verſetzte, alle ſeine Entſchließungen geſchähen auf der Stelle und eben ſo geſchwinde ſchreite er auch zur Ausführung. Er möchte ihm daher ſeinen künftigen Regenten ſogleich vorzeigen; ſie wollten, um das klatſchhafte Weibervolk zu entfernen, in's Nebenzimmer gehen; nur möchte er ſich ausbitten, daß er in einer guten Geſtalt erſcheine. Ibaroth fragte ihm in welcher? Etwa in der Geſtalt eines Rabbiners? — „Wei," verſetzte Samuel unwillig, „was hab ich mit dem Rabbiner zu ſchaffen. Laßt mir ihn ausſehen, als einen Referendar oder Sekretair. Mit dergleichen Leuten bin ich gewohnt zu handeln." Gut, verſetzte Ibaroth, ich bin zu deinen Dienſten, nur vergiß nicht, daß ſich der Teufel nie ſo über's Ohr hauen läßt, als die Sekretaire. In jeder Geſtalt iſt er gleich fürchterlich, gleich mächtig. — „So laßt das meine Sache ſeyn," ſprach Samuel: „ich werde ſchon mit ihm fertig werden."

Beide verfügten ſich darauf in's Nebenzimmer und riegelten die Thüre hinter ſich zu. Hiernächſt machte der Schwarzkünſtler ſeine

Ceremonien, die ſonderbar und unbegreiflich genug waren. Nach Verlauf einer Pauſe, ſtand ein junger wohlgebildeter Menſch im Frack und einem Pack Akten unterm Arm vor ſeinem Geſichte und ſprach: Was iſt dein Begehren? „Großmächtigſter!“ verſetzte Ibaroth und beugte ſeine Knie: „ich bringe dir einen Rekruten — hier in der Perſon des Samuel. Seine Geſchicklichkeit hab’ ich bereits erprobt und die iſt ſo groß, daß er dich ſelbſt wird betrügen wollen. Er will mit dir feierlichſt kapituliren, und ich überlaſſe nun das Weitere deinem höhern Ermeſſen.“ — Drauf wandte ſich der Teufel gravitätiſch zu Samuel: haſt du gehört, was dein Freund Ibaroth geſagt hat? — Ja, gnä — Herr Re — verſetzte Samuel ſtotternd. Der Teufel antwortete hierauf mit erhabner Miene: Ich bin König und Fürſt; mir gebührt: Ew. Majeſtät. Hier bückte ſich Samuel und betete nach: Ew. Majeſtät — Iſt es wirklich dein Ernſt, mit Leib und Seele in unſre Dienſte zu treten? Ja, — Ew. Majeſtät, ſprach Samuel.

Samuel. Ich ziehe dieſen Dienſt allen übrigen vor. Es iſt mein völliger Ernſt — „Gut,“ ſprach der Teufel: „ſo ſetze dich an jenen Tiſch, dort wirſt du Papier, Feder und Tinte finden. — Schreib die Punkte nieder, die ich dir gewähren ſoll.“

Und ſogleich verfügte ſich **Samuel** zum Tiſche, und kaum hatte er ſich geſetzt, ſo ſahe er, daß Feder, Papier und Tinte vor ſeinen Augen entſtanden.

Kapitulations-Punkte zwiſchen Sr. Majeſtät dem Teufel und dem Schutzjuden Samuel.

Samuel. Ich verlange zweimal hunderttauſend Thaler Geld, halb in Louisd'or halb in Friedrichsd'or, und dergeſtalt, daß ſich dieſe Summe in Zeit von zwei Stunden baar in meinem Hauſe befinde.

Teufel. Abgeſchlagen. Er muß ſich die Reichthümer durch ſeinen Kopf erwerben.

Die tugendhaften Zeiten ſind vorbei, wo wir uns genöthigt ſahen, für einen Menſchen große Summen hinzugeben. Heut zu Tage treten mehrere in unſere Dienſte, als wir verlangen.

Samuel. Sollte dieſer Punkt abgeſchlagen werden, ſo verlange ich wenigſtens ein Handgeld.

Teufel. Man wird ihm zehn Thaler auszahlen laſſen.

Samuel. In meinem Handel und Gewerbe verlange ich alles nur erſinnliche Glück.

Teufel. Bewilliget.

Samuel. Inſonderheit, daß alle Civil-, Militair- und Kaſſen-Bediente mit mir handeln, Geld und Waaren auf Wechſel nehmen, und daß ſie ſich leicht zu großen Wartegeldern verleiten laſſen.

Teufel. Bewilliget.

Samuel. Ich verlange, daß ich die Juſtiz in Deutſchland ungeſtöhrt hinters Licht führen; mit ihr, wie mit einem Balle ſpielen und alle ihre Unterſuchungen- wider mich zu Nichts verwandeln könne.

Teufel. Bewilliget.

Samuel. Ich verlange, daß die Sola-Wechſelbriefe niemals aufgehoben oder eingeſchränkt, und daß die, welche daran arbeiten, ſogleich auf andere Gedanken gebracht werden.

Teufel. Bewilliget.

Samuel. Wenn mich die Luſt zur Liebe anwandelt, ſo verlange ich, daß ſich mir jedes Frauenzimmer ohne Unterſchied ergeben müſſe.

Teufel. Er kann in allen Ständen lieben ſo viel er will, und man wird ihm dazu alle Hülfe leiſten; er muß aber ſein Spiel nicht über die Hofdamen hinaustreiben. Bei dieſen muß er ſtehen bleiben und weiter nicht.

Samuel. Ich verlange daß ich niemals noch etwas weiter verlange.

Teufel. Bewilliget.

Samuel. Ich verlange, daß ich ein Alter von hundert Jahren erreichen, und wenn es möglich, noch älter werden möge.

Teufel. Abgeſchlagen. Soll bloß von der Gnade Sr. Majeſtät abhängen. Wenn er die Ordre erhält, muß er fort. Man wird ihm aber Tag und Stunde melden.

Samuel. Bei meiner Abreiſe verlange ich, daß meine Erben mein ganzes Vermögen behalten.

Teufel. Es wird ihnen Niemand etwas nehmen.

Samuel. In wichtigen Fällen bitte ich mir die Erlaubniß aus, an Se. Majeſtät ſchreiben zu dürfen.

Teufel. Das kann er thun. Er muß aber gewärtigen, was man ihm für Reſolution ſchicken wird. Sie wird allemal auf dieſem Tiſche liegen.

Samuel. Dagegen verſchreibe ich mich mit Leib und Seele Sr. Majeſtät zum Eigenthum.

Teufel. Genehmiget. Es wird ihm aber nochmals geſagt, daß er zu allen Zeiten

Ordre pariren muß, oder er wird es mit mir zu thun kriegen.

Urkundlich iſt dieſes von beiden Theilen genehmiget, doppelt ausgefertiget und mit meinem des Samuels Blute unterſchrieben worden.

Samuel.

Nachdem dieſe Kapitulation zu Ende war, ſo verſchwand der Fürſt der Finſterniß, ſein dienſtbarer Geiſt Ibaroth, der ein ſtummer Zeuge geweſen war, empfahl ſich gleichfalls und Samuel gieng, als er ſeine Urkunde wohl verwahrt hatte, mit Kraft, Muth und Stärke ausgerüſtet, wieder an ſeine Geſchäfte.

Samuel läßt einen Weſtphälinger arretiren.

Schon aus dem Vorhergehenden iſt bekannt, daß Samuel auch in Weſtphalen Schuldner hatte. Bei ſeiner Zurückkunft von Venedig, nahm er Gelegenheit, ſie zu beſuchen, und weil ſeine Seele noch etwas mürbe war, ſo prolongirte er ihnen gegen billige, indeſſen doch nahmhafte Zinſen. Die Zahlungszeit war verſtrichen und er ſah ſich gezwungen, den Weg Rechtens zu wählen. Allein es war einer darunter, dem er wegen gewiſſer Beweiſe nicht recht traute, und den er folglich nicht anders als durch Liſt zwingen konnte. Samuel hielt daher für das beſte Mittel, den Schuldner näher nach dem Herzen der Staaten und zwar an den Wohnort des Samuel zu locken. Er bot ihm ein neues Kapital an, und erſuchte ihn höflichſt, es ſelbſt in Empfang zu nehmen. Der Weſtphälinger war einfältig genug, dies zu glauben, und weil ihn eben die Luſt zum Reiſen anwandelte, indem er außer den Kuhſtällen Weſtphalens noch nicht viel prächtige Häuſer geſehen hatte, ſo reiſete er ſo bald wie möglich, an den Ort der Beſtimmung. Samuel, als er ihn zu Geſichte bekam, freute ſich recht herzlich über ſeine Ankunſt und ermangelte nicht, ſein gethanes Verſprechen zu wiederholen; nur wollte er bitten, ſich noch etwas mit Auszahlung der Gelder zu gedulden, um zuvor mit den Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Reſidenz ein wenig bekannt zu werden. — Dies that der neugierige Weſtphälinger, der noch mit Baarſchaft verſehen war, und übergieng auch nicht eine Merkwürdigkeit. — Luſtig iſt allemal die Figur, die unſre Provinzialen in der Reſidenz ſpielen. Das Schauſpiel, welches ſie hier erblickten, ſetzte ihre Sinne ſo gewaltig in Tumult, daß die liebe Vernunft allen Ausweg verliert. Eine freie und liberale Erziehung iſt ſtets die Schutzwehr, dem Labyrinth zu entkommen, in dem dumme und eingeſchränkte Köpfe ihren Untergang finden. Der Weſtphälinger, der zu Hauſe wie ein Eichelſchwein war, indem er, gleich dieſem, nur das zu ſchätzen wußte, was man eſſen und trinken konnte, klärte hier, durch das Anſchauen ſo vieler Merkwürdigkeiten, ſeinen Geiſt ſo mächtig auf, daß er ſich vor Wonne nicht mehr laſſen konnte und am liebſten das ganze ſchöne Geſchlecht auf einmal geheirathet hätte. Neben ihm figurirte ein Schleſier, der unter dem ſchleſiſchen Liebeszepter, dem Pantoffel, bis zu ſeinem erſten

Ausfliegen geſeufzet hatte, und da er in Freiheit war, ſo übertrieben zärtlich wurde, daß er gleich dem Schnee an der Sonne zerſchmelzen wollte.

Wenn ihre Dulzineen mehr Liſt und Verſchlagenheit gehabt oder mehr nach dem Geiſte der Lais, Phryne, Aspaſia, Pompadour, Barri, Montespan, La Valliere, Vituline und Lucinde gedacht hätten, ſo würde man von ganz andern Eroberungen hören; der halbe Adel würde von Schandflecken geſegnet werden und die Kommentureien würden aus Mangel an Ahnen leer ſtehn. Da ſie aber alle vom Schauerſaſſe weggenommen und an die Toilette geſetzt werden und überhaupt, dem Himmel ſey Dank, das nördliche Klima dem Frauenzimmer nicht günſtig iſt, auch die Erziehung ihren Eroberungsgeiſt noch nicht genugſam unterſtützt, ſo werden ſolche Klagen noch lange fruchtlos bleiben. — Unter einigen tauſend Merkwürdigkeiten hatte indeſſen der Weſtphälinger doch eine gefunden, die ihn an Leib und Seele zum

Sklaven machte, und die ſich, da ſie franzöſiſche Schauſpiele und ſchmachtende Liebesromane geleſen hatte, unerbittlich ſtellte und folglich nicht Seufzer genug hören konnte. „Hier lieg ich zu deinen Füßen, Wunſch aller meiner Wünſche!“ rief der Weſtphälinger: „Hier lieg ich und erwarte, gleich einem armen Sünder, Gnade oder Untergang. Wie lange wirſt du mich noch quälen, Unerbittliche! Wie lange wird dein Auge noch ſtumm gegen mich ſeyn! Wirſt du mir nie einmal die Worte in's Herz reden, die ich dir mit jedem meiner Blicke begreiflich zu machen ſuche! — Aber o, Grauſame, du biſt kälter als Eis um den arktiſchen Pol, du biſt härter als der Marmor der medizeiſchen Venus. Keiner meiner zärtlichen Töne dringt in dein Herz! Keiner meiner Blicke entflammt deine weiße Bruſt. O Göttin! o Göttin! hätteſt du doch einen Grad weniger Schönheit, und mehr Gefühl. Jemehr ich alle deine Vollkommenheit in mich ſchlürfe, jemehr ich deine Verdienſte ſammt deinen himmelblauen Augen, Zephirfüßen und alabaſterweißen Zähnen anſtaune, deſto mehr fühle ich, daß meine Verdienſte zu ſchwach gegen die deinigen ſind. — Aber ach — je demüthiger ich bin, jemehr ich mich vor Dir winde; deſto mehr ſpannſt Du deine Aufmerkſamkeit. O! Amor, der du ſo manche ſüße Bande geſchmiedet haſt, o Amor, o mächtiger, o wohlthätiger Amor! iſt noch ein Pfeil in deinem Köcher, der die Wünſche eines unglücklichen Weſtphälingers auf ſeiner Spitze faſſen kann — o ſo ſpanne den Bogen und drücke ihn in ihr Herz." — Hier ſank er in Ohnmacht. Nach einer Pauſe erhob die reizende Göttin ihre Stimme, und man hörte von ihren holden Lippen folgende für ihn tröſtende Worte: „Hebben Sie Luſt, mie zu heirathen, ſo will ick uch." — „Ja, meine Unausſprechliche!" ſprach der Weſtphälinger und erwachte aus ſeiner Ohnmacht. „Das will ich, das will ich im ganzen Ernſt. Laſſen Sie mich für dieſe honigſüßen Worte, für dieſe Erlöſung, für dieſe Erleichterung, Ihnen meine Theuerſte, mit inniger Dankbarkeit die Hand küſſen." — Die Unerbittliche ſtreckte darauf die Hand aus, freilich etwas hölzern, und empfing das Siegel, und als der Weſtphälinger einen Ring an ihren Finger ſteckte, ſo ſchlug ſie in der Feſte ihrer Unempfindlichkeit ſogleich völlige Chamade. „Jck bin Sie gut," ſagte ſie. — Da nun beide mit einander einig waren, und keiner mehr an Romane dachte, ſo fiengen ſie an natürlicher zu ſprechen und man redete im ganzen Ernſt, Tag und Stunde einer nähern Verbindung ab. Ueber ein Kleines aber wäre beinahe eine Scheidung erfolgt, ungeachtet ſie noch nicht getraut waren. Der Bräutigam, wollte keinen andern Prediger als den Herrn — die Braut aber verlangte ſchlechterdings den Herrn — der, wie ſie ſagte, ſo viel Schönheit beſäße, daß alle Damen ſeine Beredſamkeit bewunderten und weshalb auch ſtets mehr Frauenzimmer als Mannsperſonen in ſeinen Predigten angetroffen würden. — Weil nun der Weſtphälinger wußte, daß eigenſinnige Schönen bald wieder erzürnt werden, ſo auffallend ihm auch dies

Verlangen war, ſo gab er doch nach. Nach einem zärtlichen Abſchiede begab er ſich ſogleich zu Samuel, um zu vernehmen, wann er die verſprechenen Gelder erheben könne und um ihm zu ſagen, daß er ſie zu ſeiner Verbindung und Hochzeit anwenden würde. Samuel, dem er ſein Glück eröffnete und die Nothwendigkeit, bald Geld zu haben, verſtändigte, gab zur Antwort: „Sie können übermorgen 500 Thaler haben; aber nicht von mir, ſondern von einem andern. Stellen Sie alſo einen Wechſel ſo hoch aus, und zwar an mich. Dieſen Wechſel werde ich verkaufen, und was er dann haben will, müſſen ſie freilich bezahlen. Ich meiner Seits verlange keinen Groſchen. Damit Sie aber der Käufer des Wechſels mit Bezahlung der Gelder nicht lange aufhält, ſo ſchreiben Sie mir ein Scheinchen, daß ſie in ein paar Tagen von hier fortreiſen wollen."

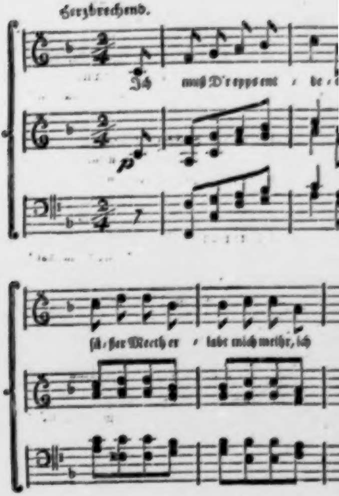
Der Weſtphälinger, den die Liebe heftig quälte — und was thut man dann nicht — ſetzte ſich ſogleich nieder und ſchrieb beides. Als er damit fertig war und durch das Blendwerk der Sinne oder deutlicher der Liebe, für ſeine eigene Sicherheit nicht Sorge trug, flohe er wieder mit brennendem Verlangen zu ſeiner Gebieterin. Indem er in das Zimmer trat, fand er ſeinen Freund den Schleſier eben ſo in Verſen ſeufzen, als er zuvor in Proſa geſeufzt hatte. Da jedoch die Schöne ihr Mißfallen über den Schleſier zu äußern ſchien, ſo empfahl ſich dieſer und der Weſtphälinger nahm wieder zufrieden den erſten Platz in ihrem Herzen ein.

Mittlerweile war Samuel thätig und wirkſam. Er gieng ſogleich zum Richter und erklärte: „Ein Weſtphälinger, Namens *** iſt mir, vermöge dieſes Original-Wechſels 500 Thaler ſchuldig. Zwar iſt die Zeit noch nicht verfloſſen, aber ich habe ein eigenhändiges Schreiben von ihm, daß er wegreiſen und flüchtig werden will. Ich bitte alſo dem Landreuter aufzugeben, daß er ihn ſofort zur gefänglichen Haft bringe.“ Der Richter mußte natürlicherweiſe ſein Fiat geben, da alles auf klaren Brieſen und Siegeln beruhte. Der Landreuter verfügte ſich darauf, nach Anweiſung des Juden, geraden Weges zu der Schönen des Weſtphälingers, und ſiehe da, er traf ihn in beſtmöglichſter Zufriedenheit. Der Landreuter las ihm die Ordre vor und erſuchte ihn, ſich ſogleich mitzubegeben, es warte noch einer vor der Thür, der auch einigen Antheil an ihm habe. Welcher Schreck fuhr dem Weſtphälinger durch ſeine Adern, er war ſo arg, daß er beinahe ſeine Liebe vertrieben hätte. Er konnte gar nicht begreifen, wie Samuel ſo böſe ſeyn könne, ihn arretiren zu laſſen, da er von ihm noch kein Geld erhalten habe, das Geld wäre ja erſt zur Hochzeit beſtimmt geweſen. Auch die empfindſame Schöne erbebte ſo ſehr, daß ſie ſogleich ihren Liebes-Thermometer bis zum niedrigſten Grad der Kälte herabſtimmte. — Hier ward nun nicht lange Verzug gegeben. Man ſchickte nach einem Wagen und als dieſer vorgerumpelt war, ſo ſetzte ſich der Weſtphälinger hinein, warf einen zärtlichen Kuß ſeiner Gebleterin zu, der aber ſehr kalt erwiedert wurde, und fuhr mit ſeinen Begleitern nach dem Gefängniß — Freiheit zu ſuchen, war nach vierzehn Tagen der vornehmſte Gedanke, der in dem Weſtphälinger herum tobte. Wäre nur ſeine Schöne bei ihm geweſen, oder hätte er mehr Gewißheit von dem Beſitz ſeines Eigenthums gehabt — o, ſo wäre kein Elend zu groß geweſen, welches Liebe ihm nicht hätte ertragen helfen. Aber o Quaal und Herzeleid! ie kündigte ihm alle Liebe auf und betheuerte auf das glaubwürdigſte, daß ſie dem Schleſier en völligen Beſitz ihres Herzens eingeräumt habe, und alle Spolienklage vergebens ſeyn würde. — „O ihr undankbaren Geſchöpfe,“ rief er bei dieſer Poſt: „Vertriebe mir jetzt nicht ein Glas Rheinwein meine Schwermuth und hinderte mich nicht die verſchloßne Thür, ſo würde ich mit ſcharfgeſchliffnem Stahl n euren Eingeweiden herumwüten. Geſegnet ey mein Weſtphalen, wo nie Geſchöpfe eures Gelichters die Sonne beſcheint. Dahin will h wieder, dahin wo Pumpernickel, Schinken und Rheinwein iſt, und verdammt ſey der Gedanke, der mich wieder nach Syrenen lüſtern macht.“

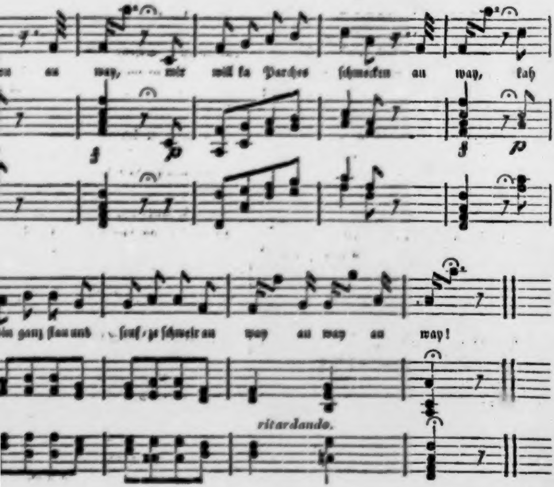
Der Weſtphälinger gab darauf eine Klage höhern Orts ein, und es ergieng der Befehl an den Fiskal, die Sache zu unterſuchen. Der Fiskal forderte den Samuel ſogleich vor und ſagte ihm, daß er wohl thun würde, wenn er den Weſtphälinger befreie. Allein Samuel wollte ſich anfänglich dazu nicht verſtehen, indem er ihm ja die völligen 500 Thaler ausgezahlt hätte; indeſſen beſann er ſich nachher eines andern und machte ſeine Sache folgendergeſtalt: Er erklärte dem Weſtphälinger, daß er ihn unter der Bedingung loslaſſen würde, wenn er vor einem Notario eidlich auf die fiskaliſche Unterſuchung Verzicht leiſte. Mit Bezahlung der Gelder wolle er Geduld haben, und ihm ſogar 100 Thaler zur Reiſe geben. — Der Weſtphälinger, um einestheils das drohende Ungewitter in ſeinem Vaterlande abzuwenden und anderntheils aus dem Kerker befreiet zu werden, ließ ſich dies Aner-

bieten

Liebese


Herzbrechend.
p
Ich muß D'reppsent - de -
sü - ßer Meeth er - labe mich mehr, ich

klärung eines jungen Juden.


en au way, — mir will ka Parches ſchmecken au way, kah
ƒ
p
ƒ
p
in ganz ſlau und ſeufz' zu ſchreien au way au way au way!
ritardando.

Ich muß D'r epps entdecken,
au way,
Mir will ka Parches ſchmecken,
au way,
Kah ſüßer Meeth erloobt mich meihr,
Ich bin gonz flauh und ſeufze ſchweir,
au way, au way!

Ich muß es endlich woogen,
au way,
Und dir mei Elend kloogen,
au way,
Worüm ſau ſeihr ich bin betrübt;
Ich bin gohr jämmerlich verliebt,
au way, au way!

In Gold und Nanſin-Seide,
au way,
Prangſt du, de Eltern Fraide,
au way,
Un ehnen grauſſen Deamant
Trogſt du as Ring au deine Hand,
au way, au way!

Mai Blümchen un mei Wailc
au w
Ach! warte noch eh Wailchen,
au w
Dinn eh ä Schons mich verſt
Wärd dir von mir de Hond
au w

Den Zopfband leß' ich fohren,
au w
Wie Kantrebande-Wooren,
au w
Ich leihe Geld nur mit Verſt
Uf Weckſel aus und ähch uf
au w

Doh laßt dann Schmäh ſich n
au w
Betarkeln und dann lochen,
au w
Und van P'rſie klaid ich asbän
Dich as der Gom Damen an,
au w

Ich thu dich tral verehren,
Au w
Dies mog dies Lied dich lehren
au w
Drinn hohb ich ſo vor alle A
As goldnes Kalb dich ahſgeſtel
au w

en
ay,
ay,
aicht
ereicht,
ay, au way!

ay,
ay,
nd
fand,
ay, au way!

ochen
ay,
ay,
ay, au way!

iß,
ay,
ſt
ay, au way!

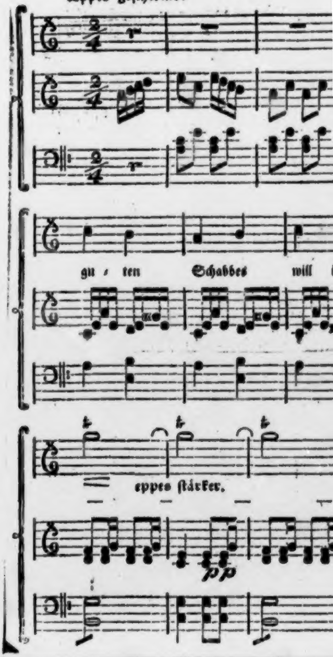
An, loß dich ſain erbitten,
au way,
Jüngſt in de Laaberhütten
au way,
Hoſt du den Blick von mir gewandt.
Und ich bin warlich doch charmant,
au way, au way!

Pfleg' ich mit hauhem Kroogen
au way,
Mich mandiſch doch zu troogen,
au way,
Und mach ich nich mit äu und ach
Sannette ſelbſt im Allmanach?
au way, au way!

Ich kann nich van D'r loſſen,
au way,
Ich müßte ſelbſt mich hoſſen,
au way,
Und fangt däch ſtehts bei jedermann
Die Liebe bei ſich ſelber an,
au way, au way!

Der gl

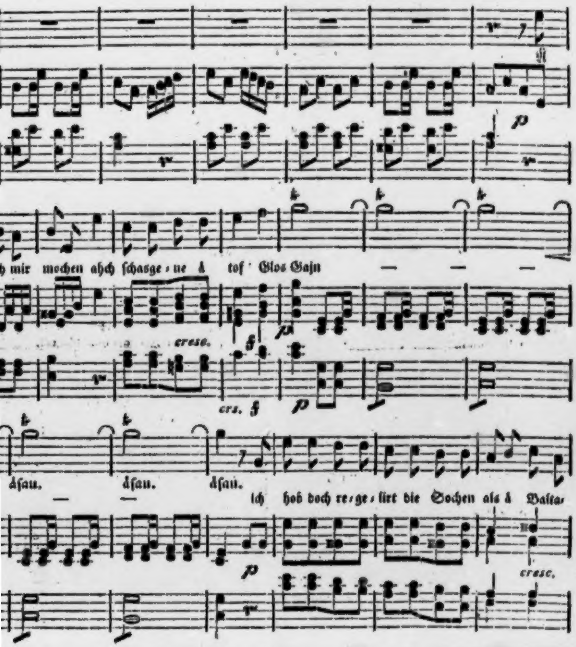
(in dem geſchmackvollen Jargon des Loſch

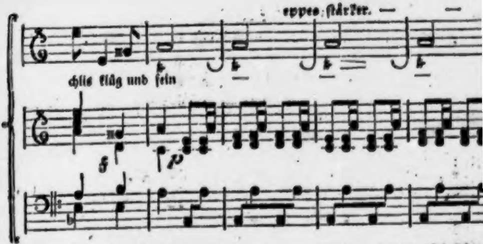

Eppes geſchwind.
gu - ten Schabbes will
eppes ſtärker.
pp

cklich geſchloßne Cantrakt.

a • kodiſch und Loſchon • aſchkenus, oder der Jüdiſch • deutſchen Hausſprache.)

gekimpenirt von
Aaron Iſaak Ben Abraham Taufelmolum.


h mir mochen ahch ſchasge • ne â tof Glos Gajn
cresc.
p
crs. f
p
âſau. âſau. âſau.
ich hob doch re • ge • ſirt die Sochen als â Balta
p
cresc.



'N gûten Schabbes will ich mir mochen,
Ahch ſchasgene 1) å tof 2) Glos Gain, 3)
Ich hob doch regelirt die Sochen,
Als å Bal-Tachlis 4) klüg un ſein.

Do is å grauſſer Noſi 5) gekommen,
Noch jüng, der Tâte hot doch viel Moos, 6)
Is åner van die racht Chochommen, 7)
Der Ben 8) kriegt doch nichts von ihm los.

Der hot gedibbert, „kenn ich nicht hoben,
„'N Elef Rat 9) nur auf å Johr,
„Do bin ich Mitzſo 10) will geloben,
„Bokomte Zinsches ahch dervor!

„Der Tâte wird doch wohl bald ſterben,
„Sei Aſſo 11) iſt gor ſchofel 12) ſchon,
„Do werd ich eps Rors von Mammon 13) erben,
„Denn ich bin nur der einzger Sohn."

Ich hob gedibbert: „ſüll ich leben,
„Mei gnädger Herr, ich hobs doch nicht,
„Doch will ich mir eppes Mühe geben
„Kenn ſeyn, daß manns wo anders kriegt.

„Sie kannen mirs åhch ſicher
„Ich thûs gor nicht ûm den
„Will ahch vor meine Müh
„Chai Roſch 14) ich bin å b

„Kûm der Herr Grof nûr
„Für mich will ich kåhn Rebbe
„Und will die Soch recht
„Ich dien dem Herrn nach

Ich hob den Pechas 16) la
Und hob'n immer wieder be
Und hob gedibbert, konns ni
S'iſt doch bei keinem å helle

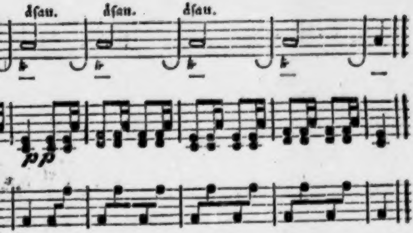
So iſt er gekümmet viele
Bis e racht ſtock in grauße
Do hob ich wieder zu ihm
„Ich hobs nicht as ſie mich

„Ich bin do bey en Saucher
„Von ihre Leute, und hob g
„Do konn der Herr's im
„Wie ſchofel es ſteht, hot er

Meſchüllmen 25) müß er doch am Ende,
Dos Kſåf iſt vom Melitz 26) gemacht;

---

1) trinken. 2) gut. 3) Wein. 4) vorſichtiger verſchlagner Mann. 5) vornehmer
ler. 10) majorenn. 11) Geſundheit. 12) ſchlecht. 13) Vermögen, Sch
18) Kaufmann. 19) Borg. 20) geprellt werden. 21) Chriſt. 22) Jah
27) Advokat, Notar.



globen
rſt,
chts hoben,
aver Jüd.

ermogen,
15) nicht;
beſorgen,
echt und Pflicht.“

n laſen,
llt,
ſchaffen,
Geld.

chen,
tauch,
ſprochen:
hlagen taubt.

17) geweſen,
rogt,
h do leſen,
geſogt.

„Was ich noch künnt uf Hamtino 18) geben,
„Wär eppes Woere, neu und ſchein:
„Doch thün ſies nich; denn ſüll ich leben
„Mer ſchüſtert doch zu viel ſo ein.

„Ich darf den Sancher ahch nich nennen,
„Wer er doch is das bleibt å Sod,
„Der Herr wird recht ins ſchlechte rennen, 19)
„Ich kenns nicht rothen, ſüll mir Gott.“

Der Gol 20) hat doch ſich müßt bequemen,
Ich hob ihn Lümpen angeſchmiert;
Die hot er vor Elef Rat müßt nehmen,
Der iſt doch Einmal ängeführt.

Mir koſt es noch kei hündert Thaler,
Und iſt des Schono 21) üm, ſpricht mon,
Mü moch der gnädger Herr bezohl er,
Und as er etwa noch nicht koun;

Wird mer das Kſaſche 22) prolongiren,
Af Dales Schwües 23) wohl länger nicht,
Do ſüll er kawwen intreſſiren
Doß er vor Angſt die Tippul 24) kriegt.

klüger Sroel machts behende,
nd ſchickt den dümmen Gol doch racht.

Herr. 6) Geld. 7) Pfiffiger geſcheuter Kerl. 8) Sohn. 9) tauſend Tha
he, Geld. 14) Betheurung. 15) Preßt, Wucher. 16) gut. 17) Graſ-
23) Wechſel. 24) vier Wochen. 25) Schwere Noth. 26) Bezahlen.

bieten gefallen. Samuel beſtellte darauf in eigener Perſon die Poſt, hohlte ſeinen Schuldner aus dem Arreſt ab, gieng mit ihm zum Notario, zahlte ihm auf der Peſt 100 Thaler und begleitete ihn auf den Poſtwagen eine Meile weit. Bei neuer Vorladung überreichte Samuel dem Fiskus das Notariats-Inſtrument und erklärte, daß dadurch ſeine Unſchuld am Tage liegen würde. Aber der Fiskal war über die Maaßen ergrimmt, und ſagte ihm, daß dieſe Winkel- und Halbrichter-Arbeit, die man bei aufgeklärter Juſtizverfaſſung längſt als unnütze Bagage hätte verbrennen ſollen — ihn ſchlechterdings nicht von der Unterſuchung loszählen könne. Wer Betrügereien ſchmieden will, der findet die Werkſtätte bei Notarien. Unzählige Beweiſe ſind davon vorhanden. Aber ſo wie man immer Lappen auf Lappen flickt, ſo ſind auch die Notarien noch übrig geblieben, ohne daß man weiß warum, und vermuthlich aus Reſpekt ihres Alterthums und ihres Schöpfers.

Samuel verbrennt Gerichts-Akten.

Mit tüchtigem Willkommen und Abschied ward Samuel auf zwei Jahre verurtheilt, in einer Sache, wo ſeine Frevelthat auf klaren Urkunden beruhte. Dies Erkenntniß war der Verläufer von einem andern weit ſchärfern, welches noch erſt erfolgen ſollte. Indeſſen wie jedermann dachte, nun iſt er gefangen, ſo ergriff Samuel die Appellation und ſann auf Mittel, dieſes wohlgerathene Erkenntniß beſtmöglichſt zu reformiren.

Wir wiſſen, daß dem Samuel bei ſeiner Rückkunſt von Venedig, als er die müden Glieder auf dem Sopha wiegte, ein Mann im Traum erſchien, der die Gerichts-Akten ins Feuer aufgehen ließ. Dieſer Traum fiel dem Bedrängten zu rechter Zeit ein und er fand eine ähnliche Ausführung in ſeiner eignen Sache nicht unwürdig. Als er ein paar Tage über dieſer Idee gebrütet hatte, und beſonders daran dachte, daß er mit dem Teufel verbündet ſey, ſo konnte ihn nichts mehr von der Ausführung zurückhalten. Der Schreiber des Fiskals war das erſte Werkzeug, das er gewinnen mußte, weil er im Beſitz der Akten war. „Ich bin Ihnen ſchon längſt für ihre Mühe einige Erkenntlichkeit ſchuldig geweſen,“ ſagte er zu ihm: „nehmen Sie vor der Hand dieſen Louisd'or an, es ſoll mehr erfolgen.“ Der Schreiber nahm dieſes Geſchenk an, ohne darunter eine verborgene Liſt zu ahnden. Nach einem unbedeutenden Geſpräch fuhr Samuel fort, „erzeigen Sie mir doch den Gefallen und ſchaffen mir auf einen Augenblick die letzten Unterſuchungs-Akten, in denen ich verurtheilt war und darin ich appellirt habe. Ich möchte ſie gerne mit meinen Manual-Akten zuſammenhalten.“ Der Schreiber, der eine Gegengefälligkeit nicht mehr abſchlagen konnte, verſprach ſie ihm ſogleich vorzulegen. Allein Samuel hatte nicht ſo viel Zeit übrig, zu warten, ſondern bat ſich ſolche Nachmittags um 2 Uhr in ſeiner Behauſung aus. Auch dies fand der Schreiber nicht unrecht und erſchien damit wirklich um die feſtgeſetzte Stunde. Nach einem freundlichen Bewillkommen, nahm Samuel die Akten in die Hände, blätterte darin und that, als ob er etwas Wichtiges ſuche. Auf einmal fing er an, „warten Sie doch einen Augenblick, ich will nur in das Nebenzimmer gehen und dieſe Akten mit den meinigen zuſammenhalten.“ Er nahm ſie, gieng in das Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Er hielt ſich hier aber nicht lange auf, ſondern lief nach der Küche, woſelbſt eben die Frau ein Gericht Zander kochte, und fuhr ſofort mit den Gerichts-Akten unter den Fiſchkeſſel. „Fiat Justitia, pereat judex!“ rief er dabei aus und ſchlug ein ſolches Hohngelächter auf, daß ſelbſt die Frau in Verwunderung gerieth. Bei dieſem Actu wartete er ſorgfältig ſo lange, bis der letzte Buchſtabe zu Aſche verwandelt war, und als er auch noch einmal die Aſche ins Feuer warf ſo beſchloß er mit dieſen Worten: aus welchen Gründen, wie geſchehen, zu reformiren geweſen. — Während daß dieſe Reformation durch Feuer und Flammen vor ſich gieng, vertrieb ſich der Schreiber die Langeweile mit Beſehung der prächtigen Meublen, die des Samuel Zimmer zierten und welche anzuſchaffen, unſtreitig nicht viel ſauern Schweiß gekoſtet hatten.

Beim Hin- und Herſpäzieren guckte der Schreiber einmal durch das Schlüſſelloch des Nebenzimmers, welches in gerader Linie, mit der Küche ſtand und ſahe zwar den Samuel am Feuerheerde ſtehen, aber ihm fuhr deswegen kein arger Gedanke durch den Kopf. Endlich kam Samuel und öffnete die Thüre. So wie er den Schreiber erblickte, bebte er zurück: „O wei, rief er: Wer iſt er? was will er? Frau ein Dieb.“ — Was fehlt ihm Samuel, ſagte der Schreiber. „Was will er auf meiner Stube,“ verſetzte Samuel: „mach er daß er fortkommt. Die Leute laufen zuſammen. Sie bringen ihm nach der Wache.“ Meine Akten, ſagte der Schreiber. „Was vor Akten,“ verſetzte Samuel. „Will er ſich verſtellen. Er hat ſtehlen wollen. Lauf' er. Mir iſt mit ſeinem Unglück nicht gedient.“ Endlich gieng der Schreiber in ſeiner Verwirrung davon, und ihm folgte ein gräßliches Weibergeſchrei.

Samuel ſetzte ſich darauf zu Tiſche und ſpeiſete ſeinen Zander mit beſtmöglichſter Zufriedenheit. Auch der Wein wurde nicht geſpart, und er trank im Stillen die Geſundheit ſeines Fürſten. In ſeinen Mienen erblickte man Frohlocken über den Streich, den er diesmal ſo wohlgerathen ausgeführt hatte, und er munterte ſogar ſeine Frau auf, an dieſem feſtlichen Tag ſo viel Antheil als möglich zu nehmen, und ſich von ihm eine Gefälligkeit ausbitten.

Der unglückliche Schreiber meldete dieſen Vorfall ſogleich mit weinenden Augen dem Fiskal, und dieſer ließ ihn noch dazu arretiren und eine Unterſuchung veranſtalten. Allein dieſe Unterſuchung blieb fruchtlos, da man zu gewiſſenhaft war, die Formalien zu überſchreiten und auf die eidliche Ausſage des Schreibers zu achten, oder den Samuel, entweder durch Daumſchrauben oder durch andere zweckdienliche Mittel dahin zu bringen, daß ſeine Zunge freimüthiger würde. Weil nun keine Akten vorhanden waren, um in der zweiten Inſtanz zu erkennen, ſo konnte auch deswegen die Exekution des erſten Urtels nicht vollzogen werden; folglich blieb Samuel auf freien Füßen. Dieſe Geſchichte machte die Regiſtratoren ſo aufmerkſam, daß ſie jedesmal, wenn Samuel oder ein anderer Jude in die Regiſtratur trat, ſogleich kommandirten: Achtung auf die Akten.

Samuel erläßt ein Schreiben an Seine Majeſtät den Teufel.

Bei den weitläuftigen Wechſel- und Wuchergeſchäften, die unſerm Helden den Kopf ſo ſehr mit Sorgen und Mühwaltung erfüllten, daß er faſt alle Tage drei und mehre Termine oder nach kläglicher Verdeutſchung, Tagesfahrten abzuhalten hatte — konnte dennoch eines Tages der Gedanke in ihm aufſteigen, daß er ſich durch Verbrennung der Gerichts-Akten zu einer Juſtiz-Bedienung geſchickt gemacht habe und daher, ſo viel an ihm wäre, mit allen Kräften darnach ſtreben und ſelbſt bei ſeinem Hofe darum einkommen müſſe. Nicht lange darauf, als dieſer Gedanke entſtanden war, ſchrieb er folgende Bittſchrift nieder:

Durchlauchtigſter Fürſt!
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Die Juſtiz hatte mir eine verzweifelte Falle gelegt. Wäre ich hineingegangen, ſo wäre ich ſicherlich im Zuchthauſe. Aber ich roch mit Hülfe Ew. Majeſtät den Braten und war darauf bedacht, den Kopf ſo geſchwinde als möglich herauszuziehen. Denn als man mich zum Zuchthauſe verurtheilt hatte, ſo nahm ich die Unterſuchungs-Akten und verbrannte ſie. Dieſen Streich habe ich ſo wohl ausgeführt, daß mir jedermann die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ich ſey eben ſo herzhaft als klug. Da ich nun, allergnadigſter König und Herr! dadurch wirklich ein Meiſterſtück gemacht habe, ſo glaube ich, daß man mir auch den Zutritt zu einem öffentlichen Amte oder einer Ehrenſtelle nicht verſagen wird. Man ſpricht überdem allgemein davon, daß man künftig die Juden zu öffentlichen Aemtern hinzulaſſen werde, und es haben ſchon Schriftſteller darüber gewimmert, daß es noch nicht geſchehen ſey. Ich meines Theils würde mich zur Juſtiz, beſonders aber zur Entſcheidung der Kriminal-Injurien und Wucherſachen am beſten ſchicken, da ich dergleichen Prozeſſe genug ausgeſtanden habe.

Ew. Königlichen Majeſtät ſtelle ich daher allerunterthänigſt anheim, ob Sie nicht gnädigſt geruhen wollen, mir zu dieſem Glücke behülflich zu ſeyn.

Ich erſterbe in der allertiefſten Erniedrigung

Ew. Königlichen Majeſtät

allerunterthänigſter Diener,

Samuel.

Samuel ging nun wieder an ſeine Geſchäfte und erwartete Antwort. Nach dreien Tagen erhielt er ſie ſchon wie folgt:

Wir von Gottes Gnaden Teufel, Herr der ganzen Welt.

Unſern gnädigen Gruß zuvor. Ehrenveſter Lieber Getreuer. Wir verweiſen Euch auf das nachdrücklichſte, daß Ihr Euch in dem an Unſre allerhöchſte Perſon erlaſſenen allerunterthänigſten Schreiben nicht nur unſchicklicher Curialien bedienet, ſondern auch eine Schreibart darin gebraucht habt, die noch zu wenig Ahnen zählet, als daß Wir ſie in Unſerm Foro rezipiren, oder mit Wohlgefallen anſehen ſollten. Ihr habt Euch alſo künftighin dergleichen Unſchicklichkeiten bei Strafe eines Fleckfiebers geziemend zu enthalten. Was die Hauptſache betrifft, ſo ſind Wir zwar nicht abgeneigt mit der Zeit Euch bei der Juſtiz zu verſorgen; Wir ſind aber noch unſchlüſſig, ob Wir Euch hier oder dort anſtellen werden.

Wir haben darüber von Unſerm erſten Juſtiz-Miniſter pflichtmäßiges Gutachten erfordert. Vor der Hand müſſet Ihr Euch alſo noch gedulden, und Wir werden Euch darüber mit mehrerem Unſere allergnädigſte Willensmeinung zu erkennen geben.

Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben in der Hölle. 1781.

Cabinets-Miniſterium.

An Fauſt. Luxemburg.

den Schutzjuden

Samuel No. 250.

Samuel, ob er ſchon einige Naſen in ſeinem Reſkript erblickte, war doch auf der andern Seite zu ſeiner eigenen Freude dadurch entſchädigt, daß er dereinſt bei der Juſtiz verſorgt werden ſollte. Wenn er aber daran gedacht hätte, daß ſein Verlangen vielleicht ſeine Abreiſe beſchleunigen würde, indem uns unſre Geſchicklichkeit oft ſo bitter gemacht wird, daß wir näher zum Throne müſſen und folglich dem Unglücke näher kommen, ſo würde er ſeine Freude ſehr gemäßigt haben.

Samuel verliebt ſich.

„Wer kann alle Tage Rebhüner eſſen," ſagte Samuel zu ſich ſelbſt, und beſchloß einmal einen Schleichweg in der Liebe zu wandeln. Dieſe Philoſophie, dachte er weiter, wird überdem alle Tage gewöhnlicher. Bald werden wir uns in die Sitten der Malabaren ſchikken, wo man bloß den Huth oder den Degen vor die Stubenthür der Frau ſetzt, um damit dem Manne oder einem andern zu ſagen, daß die Stelle beſetzt ſey. Ich meinerſeits, beſchloß er, mag nun der Sonderling nicht allein ſeyn und will mein Gewiſſen indeß in die Commode ſperren.

Die Dame, auf die Samuel ſein Auge gerichtet hatte, war ihm natürlich ein Kapital ſchuldig, welches ſie hatte aufnehmen müſſen, als der plötzliche Tod ihres Anbeters, eines Holländers, erfolgte und ihr aus Mangel eines letzten Willens, kein Unterhalt übrig blieb. Ohne dieſe Verbindung, ſo dreiſt er auch in andern Dingen war, hätte er ſicher das Herz nicht gehabt, Liebe in ſich zu hegen. Die Galanterie liegt überhaupt bei den Juden noch ſehr in der Wiege, und es ſind ihre Eroberungen nur mehrentheils Folgen von ihren Geldanleihen. Ob die Damen ſchon allmählich ſich in Zeit und Geſchmack ſchiken lernen, indem die Zeiten ſchlecht ſind und die Larve verſchießt, ſo hegen ſie doch noch lange nicht den rechten Grad von Inklination. Das Intereſſe ſchleicht ſich dabei ſo mächtig ein, daß die wenigen Elegants faſt alle Tritte und Schritte mit Gelde bezahlen müſſen. Aber ſo bald der große Plan ausgeführt ſeyn wird, nach welchem man die Juden zu allen Ehrenſtellen erheben, oder deutlicher, durch dieſen Honig noch mehr wird anziehen können, ſo wird freilich auch das Auge der Damen ein wenig toleranter werden. Wie viele Mühe wird es jedoch alsdann den Damen nicht koſten, wie ſehr wird nicht ihr Meiſſel beſchäftiget ſeyn müſſen, um ſie mit andern gleich reizend und annehmlich zu machen.

Das Kapital, welches Samuel ſeine

vortrefflichen, gleich der Juno ſchönen und ſchlanken Dame geliehen hatte, ſollte er eines Tages erheben, oder wenigſtens die Zinſen davon in Empfang nehmen. Er bekam aber die Nachricht, aus ihrem ſelbſt eigenen Munde, auf dem Sopha ſitzend, daß er ſolches noch nicht erhalten könne, höchſtens wolle ſie ihm die Zinſen davon abtragen. Sie habe eben, fuhr ſie fort, und hieß den Samuel niederſetzen, ihr Netz abermals (wahrſcheinlich zum letzten mal) ausgeworfen, und ſobald wieder ein reicher Liebhaber hängen bleiben, oder ſich darin verſtricken würde, ſo wolle ſie die Schuld abtragen. Hier hatte Samuel die beſte Gelegenheit ſeine Ideen zu entwikkeln und ſie aus dem Embrio, in dem ſie eingeſperrt waren, herauszulaſſen und er that dieſes auch wirklich, ſo, daß er nicht nur den Wechſel auf ganzer fünf Jahre verlängerte, ſondern noch dazu einen diamantenen Ring, (der aber die Wirkung des neuerlichen Ringes hatte.) ohne Verbindlichkeit zurückließ.

Indeſſen verdient dieſe Gefälligkeit des

Juden immer Bewunderung, da er mit dieſer Tugend nicht geboren war. Doch wie eindrucksvoll iſt nicht die Beredſamkeit eines Frauenzimmers, auf den, der kein Stoiker iſt. Sie iſt gewaltſamer, als ein reiſſender Strom, der vom Felſen herabſtürzt.

Samuel bedient ſich zu ſeinen Wuchereien des Opiums.

In Frankreich gab es einſt eine Bande Spitzbuben, die einen Schnupftaback erfunden hatten, wovon man ſogleich, nachdem er in die Naſe war, einſchlief, und das ſo feſt, daß vieles Rütteln nicht einmal Erwachen bewirkte. Mit dieſem gefährlichen Taback war kein diebiſches Unternehmen zu ſchwer. Unter vielen Streichen hier einen.

Zwei von dieſer Geſellſchaft ehrlicher Leute, beredeten ſich, daß einer den andern als Dieb angeben und arretiren laſſen wollte. Sie fanden ſich beide in einer großen Geſellſchaft ein. Der eine fing ſogleich Lerm an, daß ihm der andere eine goldene Doſe geſtohlen hätte. Man lief ſogleich zu, nahm ihn gefangen und brachte ihn zum Kommiſſair. Der, dem die Doſe zugehörte, beſchrieb ſogleich ihre Geſtalt mit dem Zuſatze, daß man einen vortrefflichen Taback darin finden würde. Man viſitirte den andern und fand die Doſe. Der erſte bat die Anweſenden, daß ſie von dem Taback ſchnupfen möchten, um zu erfahren daß er die Wahrheit geredet hätte. Sie thaten dieſes und ſiehe da — in einer Minute ſchliefen ſie ſo feſt, daß Kläger und Beklagter ſie ausplündern und davon gehen konnten. —

Dieſer einſchlummernde Taback hatte den Samuel vermuthlich auf den Gedanken gebracht, ähnliche Verſuche zu machen. Und es blieb nicht lange bei Verſuchen, er ſchritt zur Ausführung. Denn die Ausſage eines Goldſchmidts-Geſellen, der mit Samuel gehandelt hatte, lautet in dem Protokoll alſo: Er gab mir ein Glas Wein zu trinken. Ich trank davon; aber ich wurde überaus müde und m[illegible]. Indem dieſe Müdigkeit ihren Anfang nahm,

ſchritt

ſchritt Samuel zu Abmachung unſers Geſchäfts und der Himmel weiß wie es kam, ich unterzeichnete ohne Kopf, was er mir vorlegte.

Citissime.

Seiner Majeſtät der Teufel ꝛc. ꝛc. Unſer allergnädigſter König und Herr, laſſen dem Schutzjuden Samuel hiermit dasjenige Citissime eröffnen, was Allerhöchſt Dieſelben in Dero Konſeil zu beſchließen geruhet haben. Sie wollen unverändert, daß gedachter Samuel ſich Morgen Nachmittags um 4 Uhr vor Allerhöchſt Sr. Majeſtät in Perſon einfinden ſolle, und iſt unter heutigem Dato eine beſondere Kommiſſion zu ſeiner Abholung ernannt worden, wobei Sich Se. Majeſtät Allerhöchſt Selbſt befinden werden.

Gegeben in der Hölle 1782.

Fauſt. Luxemburg.

An
den Schutzjuden
Samuel, No. 280.

Dieſe unvermuthete Ordre zum Abmarſch, ſetzte den Samuel in gewaltigen Schreck. Warum hat mich doch der Henker geplagt, ſagte er, daß ich bei der Juſtiz verſorgt ſeyn wollte; gewiß wird er mich bei ſeinem Gericht anſtellen wollen, aber es iſt mir nichts daran gelegen. Der beſte Rath wird hier wohl ſeyn, daß ich ſogleich Gegenvorſtellung mache. Darauf ſetzte er ſich nieder und ſchrieb folgende nunmehr mit richtigen Kurialien ausgedrückte Vorſtellung.

Allerdurchlauchtigſter Großmächtigſter!
Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Königliche Majeſtät haben mir unterm heutigen Dato allergnädigſt bekannt machen laſſen, daß ich morgen um 4 Uhr mich zum Abmarſch parat halten möchte. Allein Allergnädigſter König und Herr! das iſt mir unmöglich. In ſo kurzer Zeit kann ich meine Hausangelegenheiten nicht in Ordnung bringen. Eine zahlreiche Menge Wechſelbriefe ſind im Ablauf begriffen. Ich habe große Summen zu erheben, die ohne mein Daſeyn ſich nothwendig in Nichts verwandeln müſſen.

Aus dieſen Gründen muß Ew. Königliche Majeſtät ich allerunterthänigſt anflehen, Allerhöchſtdieſelben wollen gnädigſt geruhen:

mir ſo lange Zeit und Luſt zu laſſen, bis ich meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe.

Sollte etwa die geſuchte Juſtiz-Verſorgung zu meinem Abruf, Veranlaſſung gegeben haben; ſo zeige ich Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt an, daß ich dieſen Gedanken ſchon wieder aufgegeben habe, da ich dazu nicht genug Einſichten beſitzen dürfte, und wenn ich ja Ew. Königlichen Majeſtät nicht widerſtehen darf; ſo würde ich wenigſtens dahin antragen, mir zu meiner Rentinirung noch einige Jahre Zeit zu laſſen.

Ich erſterbe in der allertiefſten Erniedrigung
Ew. Königlichen Majeſtät
allerunterthänigſter
Samuel.

In einigen Stunden erhielt Samuel folgende ernſtgemeſſene Ordre, die aber, da der Fürſt ſie keiner eigenen Unterſchrift würdigte, nur von ſeinen Räthen unterzeichnet war.

Seine Majeſtät in der Hölle, Unſer allergnädigſter König und Herr, haben mit Mißfallen die nichtigen und unſchicklichen Einwendungen erſehen, die der Schutzjude Samuel wider ſeine Abreiſe bei Uns angebracht hat. Allerhöchſt gedachte Se. Majeſtät aber laſſen dem Samuel hiermit ernſtgemeſſenſt andeuten, daß es bei der einmal gefaßten Entſchlieſſung ſein unveränderliches Bewenden habe, und daß er ſich alles weiteren Supplicirens, bei unangenehmer

Verfügung enthalten müſſe. Gegeben in der Hölle 1802.

Auf Sr. Majeſtät des Teufels allergnädigſten
Spezial-Befehl.

Fauſt. Luxemburg. La Chaiſe. DuBois. Cromwel. Malabrida. Bonifacius. Hildebrand.

An
den Schutzjuden
Samuel, No. 350.

Dieſe Donner-Antwort war dem Samuel überaus nerveneindringend und ſchreckhaft. Eine ganze Stunde war er mit Nachdenken beſchäftiget; aber er fand keinen Ausweg. Das beſte ſchien ihm zu ſeyn, ſich mit Hoffnung und Geduld zu waffnen und das Ende vom Liede abzuwarten. Wann die Noth am größten iſt, dachte er, iſt allezeit am meiſten Hülfe. Ich habe ſehr oft ganze Tage vorher über die Wahl der Mittel bei einer Sache nachgedacht und habe nichts Heilſames finden können; ſo bald aber der letzte Augenblick da war, fehlte es mir niemals an Muthe. Ich denke, daß ſich mein Geiſt bei dieſem Vorfall um ſo ſtärker zur Aufmerkſamkeit ſpannen wird, da er einer der wichtigſten meines Lebens iſt.

Dem Samuel ſchien es indeſſen rathſam zu ſeyn, ſeine Geſchäfte, ſo gut wie möglich in Ordnung zu bringen und ſein Hausweſen zu beſtellen, damit nachher bei ſeinen Erben kein Streit entſtände. Er brachte daher ſeine Kontobücher in Ordnung und ſagte der Frau, daß darin alle ſeine Forderungen enthalten wären, und daß wenn er einmal ſtürbe, alles in dieſem Schreibetiſche zu finden ſey. Die gute Frau konnte nicht begreifen, was er damit ſagen wollte, und fragte nach der Urſache; allein er verwies ſie auf den Satz, daß wir alle ſterblich und Kinder des unerbittlichen Todes wären.

Beim Abendeſſen fiel dem Samuel ein, ob es denn gar nicht möglich ſey, dem Teufel einen Streich zu ſpielen — und er kam auf den Gedanken, morgen Abend um 4 Uhr einen Ball zu geben, ſich bei dieſer Gelegenheit Wache auszubitten, und dieſer zu ſagen, Niemanden hereinzulaſſen. Der Teufel würde vielleicht vor Soldaten Reſpekt haben, und wenn nicht wegbleiben, wenigſtens Vergleichs-Vorſchläge thun, um ſo mehr, da ſich jetzt das Vergleichs-Sekulum anfange.

Mit dieſem Plan gieng er zu Bette und fand ihn beim Erwachen noch eben ſo reizend und ſogar, annehmlich. Er ließ darauf eine Anzahl Juden und Chriſten, die er als Wucherer kannte, zu ſeinem Ball einladen, und deren mochten wohl dreißig zuſammenkommen. Es giebt aber wohl Zweihundert, die bloß von der niederträchtigen Profeſſion, Menſchen auszuziehen, leben und Reichthümer ſammeln. Hiernächſt übertrug er ſeiner Frau die Anordnung und Sorge für Mund und Magen und prägte ihr beſonders ein, daß ſie um halb 4 Uhr im Garten Kaffee trinken wollten. Auch vergaß Samuel nicht, 4 Mann Wache nebſt Unteroffizier ſchon um 3 Uhr zu beſtellen.

Die Zeit eilte nun auf Flügeln herbei,

wenigſtens ſchien es dem Samuel ſo, in deſſen Seele Hoffnung und Furcht ſich um den Wahlplatz ſchlugen. Um 3 Uhr kam die Wache und dieſer zahlte Samuel ſogleich 10 Thaler mit dem Auftrage, nach dreiviertel auf 4 Uhr keinen Menſchen in den Garten zu laſſen. Die Wache verſprach getreulich, Niemanden durchpaſſiren zu laſſen, und wenn ſelbſt der Gouverneur käme. Gleich darauf erſchienen die eingeladenen Gäſte, in ihren feſtlichen Kleidern, einer nach dem andern, von denen wir, um die Geduld der Leſer nicht zu ermüden, nur einige anführen wollen.

Der erſte war Herr —*); der kaltblütigſte Schurke, den je die Sonne beſchienen hat. Er hat ſchon ſo viele Unterſuchungen ausgehalten, daß kein empfindlicher Fleck mehr übrig iſt, der ihn außer Faſſung bringen könnte. Er hat ſich die Wechſelbetrügereien in ein Syſtem gebracht, und geht davon ſo wenig ab, als ein Schauſpieler von den Regeln des Ariſtoteles. Sein Geſicht iſt ſtark und wohlgebildet und ſeine Naſe weicht e'n wenig von dem Alltäglichen ab. In ſeiner Kleidung gehet er ſtets, ſo wie zum Ball propper, und iſt daran kenntlich, daß ſeine Perükke ſo pünklich gekämmt iſt, wie die Perücke eines Leipzigers. —

---

*) Die Namen kann ſich jeder ſelbſt einſchalten.

Alsdann erſchien Madam — In ihrer Tugendgeſchichte iſt merkwürdig, daß ſie ſchon drei bedauernswürdige Staatsbediente aus dem Lande getrieben hat. Wie viel ſie eigentlich Zinſen nimmt, läßt ſich nicht ſagen, weil ſich der Wucher bloß nach Perſonen und Umſtänden richtet. Ungeheuer ſind ſie aber immer. Ihr Geſicht iſt bleich, ihre Naſe etwas krumm; doch das unterſcheidet nicht beſſer: ſie war nach dem gewöhnlichen Leiſten gemacht. Ihr Kopf hängt über dem Körper. Sie iſt lang und hager wie der Neid und melancholiſch-koleriſchen Temperaments.

Alsdann kam im ochſenblutfarbenem Kleide Herr — Er leiht bloß auf Kaſſenquitungen und geht folglich ſehr handgreiflich und ſicher. Er ſpricht und handelt mit außerordentlicher Behutſamkeit und Ueberlegung, und iſt dabei ſo ſcharfſichtig, daß ihm nicht die geringſte Kleinigkeit entgeht. Er würde ein vortrefflicher Ambaſſadeur geworden ſeyn. Das Geſicht ſieht dabei überaus heilig aus. Seine Naſe weicht von dem gewöhnlichen Schlendrian ab, und iſt ein wenig höher gerichtet als die übrigen, doch muß man ihn nicht mit dem Horaziſchen homo non emunctae naris verwechſeln. Sein Haar iſt ſchwarz wie gewöhnlich; und die Geſichtsfarbe bleich.

Ferner erſchien im flohefarbenen Kleide Herr — aber nur mit einem Auge. Die Natur wußte wohl, daß wenn ſie ihm zwei Augen gäbe, er allzuviel ſehen würde, indeſſen hintergeht er die Natur wieder dadurch, daß er gelernt hat, mit einem Auge mehr zu ſehen, als andere mit zweien. Sein Körper iſt gefüge gebaut und gut zum Stutzer eingerichtet. Sein Haar iſt ſchwarz, und in Locken geſchlagen. Die Spitze ſeiner Naſe iſt perpendikulair mit dem Kinne.

Endlich kam im Gaſſenmoderfarbnen Kleide und ſpinatfarbener Weſte, mit ſchwerfälligen Tritten an, Herr — Sein beſter Streich, den er gemacht hat, iſt dieſer, daß er einen in ſeiner Ehre ſoweit trieb, daß er ſich die Kugel durch den Kopf jagte. Sein Bart giebt weiße Früchte. Das Geſicht iſt roth und pokkengrübig. Die Naſe weicht von der Regel ab, und das darum, weil ſie nicht ganz ächt iſt. In Staaten, wo die Juden beſtändig ſtrenge dem Geſetz Moſe gehorſamen, wird man finden, haben die Naſen einerlei Modell. Aber da, wo ſie anfangen, von Moſe und ihren Rabbinen abzuweichen, und für keine Sünde halten, ſich mit chriſtlichen Naſen zu vermiſchen — da weichen die Juden-Naſen mit Macht aus und gehen in Unächtheit über.

Die übrigen mögen ohne Kritik durchpaſſiren, weil ſie alle ins Gewöhnliche fallen und bei der Beſchreibung nur Wiederholungen vorkommen würden. Als die Glocke dreiviertel auf 4 geſchlagen hatte, alle Gäſte im Garten verſammelt waren, und im Begriff ſtanden, die Chokolade oder den Kaffee einzunehmen, ließ Samuel die Hinterthür feſt verſchließen, nahm den Schlüſſel zu ſich und befahl nochmals, jedermann mit ſtürmender Hand zurückzuweiſen. Ihm ſelbſt aber, da die letzte Viertelſtunde im Abmarſch war, bebten die Glieder ſo heftig, daß ſogar einige Gäſte es bemerkten, und nach der Urſache ſeiner blaſſen Farbe fragten, welches er aber durch den Einfluß der ſchlimmen Witterung zu entſchuldigen wußte.

Präziſe, als die Glocke viermal laut ertönte, kam die hochlöbliche Kommiſſion an. Sie beſtand aus Sr. Majeſtät dem Teufel, einem Referendarius und einem Landreuter. Die Wache, die ſie ankommen ſahe, fragte ſogleich, was ſie wollten. Der Referendarius verſetzte: ſie müßten den Samuel nothwendig ſprechen, allein die Wache gab zur Antwort, daß daraus nichts werden könne; ſie hätten Ordre niemanden durchzulaſſen. Man wiederholte noch einmal glimpflich ſein Geſuch und der Landreuter fügte hinzu: es gereiche zu des Samuel wahrem Beſten. Die Wache wies ſie jedoch nochmals zurück und ſtieß dabei die bittern Worte aus: daß ſie in Frieden ihren Weg fort wandeln möchten, wenn ſie nicht Ribbenſtöße haben wollten.

Länger ſich mit dieſen Leuten aufzuhalten, war der Würde Sr. Majeſtät zuwider. Man ſchlug die Wache mit Blindheit, öffnete die Thür und ging frei durch bis in den Garten.

Als Samuel ſie ankommen ſah, erſchrack er zwar heftig, indeſſen ſammelte er ſogleich ſeine zerſtreuten Kräfte wieder und ging ihnen mit aller heroiſchen Standhaftigkeit entgegen. Allons, Allons, rief Se. Majeſtät, als ſie den Samuel anſichtig wurden. — „Ich bin Ew. Majeſtät Knecht," ſprach Samuel und bückte ſich. Aber wie kannſt du dich unterſtehen, fuhr Se. Majeſtät fort, die Thür vor mir zu verriegeln? Weißt du nicht, daß ich jeder Gewalt widerſtehen kann, und daß deine Kräfte zu ſchwach gegen die meinigen ſind? —

„Ich bekenne," ſagte Samuel und bückte ſich dreimal zur Erde: „daß ich ſtraffällig gehandelt habe; die Gnade Ew. Majeſtät aber, die jederzeit ſehr groß gegen mich geweſen iſt, wird mir Verzeihung wiederfahren laſſen." — Recht gut, verſetzte Se. Majeſtät, komm nur etwas näher, wir wollen hier in das Sommerhaus gehen; und ſie gingen dahin.

Der Referendarius ſetzte ſich ſogleich nieder, um das Protokoll zu führen. Nachdem er den Samuel erinnert hatte, getreulich die Wahrheit zu ſagen, ſo nahm er den vorlängſt geſchloſſenen Kontrakt in die Hände, und legte ſolchen dem Samuel zur Rekognition und Anerkenntniß vor. Samuel, welcher ſahe, daß man mit ihm rechtlicher Art noch zu Werke gienge und das Scheinheilige der Juſtiz nicht genug abſonderte, faßte im Augenblick Muth und erklärte: „das habe ich nicht geſchrieben; mir iſt überhaupt von einem ſolchen Fakto nichts bewußt. Man laſſe die Aelteſten kommen, man laſſe die Tora bringen, ich will ſchwören." — Wie, Böſewicht, hub Se. Majeſtät an, das leugneſt du, hüte dich, daß ich dir nicht augenblicklich den Hals breche. Ich frage dich noch einmal, willſt du die Wahrheit geſtehen? — „Nu,“ verſetzte Samuel in allerlei Pantomimen, „wenn ich gezwungen werde, ſo muß ich freilich ja ſagen. Ohne Konſulenten kann man freilich mit mir machen was man will.“ — Gut, verſetzten Se. Majeſtät, dieſer Mann, (er wies auf den Landreuter,) ſoll dein Aſſiſtent ſeyn.

Der Referendarius ſchrieb darauf das Anerkenntniß nieder und der Aſſiſtent erklärte, daß er nichts einzuwenden habe. Mittlerweile fiel dem Samuel die Demuth ein, und er wandte ſich zu Sr. Majeſtät, mit inſtändigſten Bitten, ihm noch ein Jahr Friſt zu verſtatten, allein man erwiederte, daraus wird nichts. Samuel handelte herab bis auf acht Tage, drei Tage und ſogar auf einige Stunden; aber der Fürſt der Finſterniß ſchlugs ihm ab. Er bat endlich noch um eine halbe Stunde, um beten, um ſich bekehren zu können: allein der Fürſt lachte über ihn und meinte: er möchte ſich keine vergebliche Mühe machen.

In dieſem Augenblick rief die Frau dem Samuel zu, daß ein Sekretair da wäre, welcher Geld haben wolle. Samuel gab zur Antwort, daß er gleich kommen möchte. Indeß dieſer näher kam, bat Samuel die Kommiſſion, ihm noch dieſen Handel zu erlauben; er hätte ſein Wort gegeben, ihm Geld zu leihen. Die Kommiſſion verſetzte darauf: recht gerne, nur möchte er ſich kurz expediren. Der Sekretair, welcher erſchien, fliſterte dem Samuel ins Ohr, daß er ihm ſogleich 50 Thaler geben möchte, weil er Morgen früh mit einer Geſellſchaft Damen über Land fahren müſſe. Samuel aber ſprach zu ihm, ſprechen ſie laut. Dieſe Herrn ſind meine Freunde, und wiſſen, daß ich Prozente nehme. Ich werde Ihnen ſogleich 50 Thaler geben, Sie werden mir aber 100 verſchreiben. Setzen Sie ſich nur hin, den Wechſel zu ſchreiben; ich werde diktiren. Der Sekretair ſetzte ſich ſogleich mit inniger Wonne zum Tiſch und fühlte ſchon im voraus die Küſſe, die ihm morgen zu Theil werden dürſten, und ſchrieb was Samuel diktirte. Merkwürdig aber war, daß Samuel freimüthig hindiktirte: 50 Thaler baar und 50 Thaler als ein Geſchenk. — Nach Vollendung des Wechſels und als er das Geld gezahlt hatte, ſagte er dem Sekretair ins Ohr: „laufen Sie hin und machen mich fiskaliſch. Wenn ſie es ſoweit bringen, daß ich in einer halben Stunde arretirt werde, ſo geb' ich Ihnen noch 100 Thaler dazu.“

Als der Sekretair fortging, tunkte der Referendarius nun wieder ſeine Feder ein, um ſein Kommiſſions-Protokoll zu vollenden und ſchrieb auch wirklich alle Ausſagen des Komparenten getreulich nieder, die auch der Aſſiſtent zum Scheine, als wenn er ſich des Samuel annähme, kritiſch beguckte. Im Grunde aber ward Komparent durch dieſe Komödie nicht gebeſſert.

Die anweſenden Gäſte, die das Auffallende bei dieſem unvermutheten Beſuche nicht begreifen konnten, und beſonders die Juden, welche bei jeder Gelegenheit überaus neugierig ſind, drängten ſich an die Thüre, um zu horchen und zu vernehmen, was mit dem Samuel vorgehen ſolle. Aber als Se. Majeſtät die Worte ausſprachen: „ihr, die ihr zuhört, ihr werde mir noch zeitig genug zu Theil werden!“ flohen ſie alle auseinander.

Mit den letzten Buchſtaben a. u. s. de Referendarii, ſchrieb Se. Majeſtät auf di Seite des Protokolls: Fiat executio. Dieſe Dekret ſtellte der Referendarius dem Aſſiſtenten brevi manu zu, welcher letzte ſogleich ſei Halbrichter-Amt fahren ließ und ſich in Poſitur ſetzte, um wieder Landreuter zu ſeyn. Drau warf er dem zitternden und ſprachloſen Samuel einen Strick um den Hals, und ſo fuh er mit ihm, zum Erſtaunen aller anweſende Wucherer, durch die ſauſenden Lüfte.

IV.

Jüdiſche Stadt-Idyllen.

Erſte Idylle.

Die Erwartung.

Da ſitz' ich bei der Taſſe Kaffee, und harre Deiner, holder Wilhelm!

Der Vater dampft im Laden ſeine Pfeife; die Mutter plaudert mit der Nachbarin.

Hier ſieht, hier hört uns niemand, als dies treuherzige Käterchen auf dem Sopha, und was es ſieht und hört, erzählt es nicht wieder, das gute Thier! So bald Du, Lieber, kömmſt, läßt Dir es willig ſeinen Platz, als wüßt er's daß Du ihn zu meiner Seit' anmuthiger ausfüllſt.

Sieh', wie es jetzt ſo freudig aufſpringt! der Kluge ahnte, daß ich Dich erwarte, mit geſchmeidigem Schweif wedelt er Deiner ſüßen Ankunft entgegen.

Ach! Du kömmſt nicht! Welches Chriſte
Mädchen hat Dich von neuem in ihr N
verſtrickt? Kaum hab' ich Dich einer entriſſ
und wieder ſchon fällſt Du zurück? Geſte
es Treuloſer! das iſt doch gar zu früh.

Wahr iſt's, die Chriſten-Mädchen ſp
chen wohlklingende Akzente, auch glänzet ih
Haut von einem zarten Weiß! Doch ſelt
wiſſen ſie, wie unſer Eine, ſo viel von Kom
dien und Operetten zu erzählen, von Scha
ſpielern und Schauſpielerinnen, auch ſchöpf
ſie ſo fleißig nicht aus unſers Schleſinge
Bibliothek ſich Geiſt und Witz und ausgebr
tete Beleſenheit. Und wer denn erſt der T
ter Abrahams Reize kennt, der kehrt ſob
nicht wieder zu den Getauften zurück.

Komm, o komm, geliebter Wilhel
und überzeuge Dich davon!

Aber Du kömmſt nicht! Nein Du köm
nicht! Vergebens ſchau ich nach der Ecke a
um welche Du mit leicht gewandtem Kör
und ſchnellem Hirſchesſchwung, ſo lieblich ſo
in dies ſtille Kabinettchen ſchlüpfteſt.

Unterdeſſen laß du, mein treues Käterchen, dich an meinem Buſen herzen und liebkoſen, bis Er, mein Holder, an der Thüre ruſchelt. Ach! Etwas iſt es doch, ein Leben, und ein männlich Leben an die Bruſt zu drücken.

Doch weg, weit weg von meinem Herzen! Er iſt ſelbſt da, ich höre ſeines Fußtritts Rauſchen; der frohe Laut des wohlbeſchlagenen Degens, der auf der Treppe Stufen hüpft, entzückt mein Ohr.

Er kömmt! Da biſt Du Wilhelm! ſo treu als ſchön, ſo ſchön als treu!

Wie dieſer Kaffee brauſ't, ſo kocht für Dich mein Herzens-Blut; wie dieſes blaue Wölkchen zum Himmel ſteigt, und ſüßen Duft um ſich her athmet, ſo — Deine Lieb' in meinem Herzen.

Zweite Idylle.

Die Comödie zu Hauſe.

Entwickelt aus der Tragödie im Theater.

Das Auge voll bitterſüßer Thränen, das Herz voll ſchmelzender Empfindung, kamen wir beide, Wilhelm und ich, aus dem Schauſpielhauſe, wo Madam Unzelmann Mari Stuart uns zittern und ſchaudern und weinen gemacht, und ſchloſſen die Thür des heimlichen Stübchens hinter uns zu.

Er. Die ſchönſte Rolle in dem Stück iſt ohn Zweifel Mortimer.

Ich. Wie wahr, mein Holder! Ach Dir gäben die hohen Götter das richtigſte Gefühl des Schönen in den Buſen.

Er. Wie Dir das Herz pocht, Mädchen, wi Du glühſt.

Ich. Wem ſollte das Herz nicht pochen? We nicht glühn? wenn nun der ſchöner Mortimer vor der hohen Königin der Schö ten kniet; wenn alle ihre Reize ſo klar un nah, ihm das Herz umſtricken, und die Sinne füllen; wenn er ätheriſche Entzückunge ſpricht, wie Du, o Wilhelm, in Augenblicken namenloſer Begeiſterung.

Ach der grauſame Iffland, ma ſpricht, er iſt zu alt, um das Schöne noc zu empfinden. Nicht dem hold verſchwel ten Mortimer zu erlauben, wie's der Dichter doch im gedruckten Stück befiehlt, der Königin ſich um den Hals zu werfen *), ihr Aug' und Bruſt zu küſſen. Iſt das an dieſer Stelle nicht die höchſte, wahreſte Natur?

O des Unkundigen, der ächten Kunſt abholden Direktors! des Stücks gefühlvollſte Scene nur halb zu geben, nur halb zu geben des Trauerſpiels gefühlvollſte Scene!

Ich weiß nicht, wie es kam: es war nicht meine Schuld, im Augenblick lag Wilhelm mir zu Füßen — mein Mortimer.

Dritte Idylle.

Der Wunſch.

Ach! Wilhelm, ach Du biſt nicht mehr! Polens **) wildes Bärenland hat Dich mir geraubt, und ſeine rohen ungeſtalten Schönen neiden ſich einander, o holder Jüngling! Deinen Beſitz. Alle Freuden meines Lebens flohen hinter Dir her; und Du lieſſeſt mir nichts als Gram.

---

*) Dieſe weiſe Einſchränkung des Dichters in der mimiſchen Darſtellung, welche der Herr Direktor Iffland getroffen, hat man einige Leute tadeln gehört, die ſich große Kunſtkenner dünken.

**) Er ward, wie gewöhnlich, dorthin verſetzt.

Melancholiſch öde, wie ein trüber regnigter Tag, den kein freundlicher Sonnenſtrahl erheitert, fließt ſeitdem mein Daſeyn hin.

Ach wie wünſch' ich, was ich nie wünſchen zu dürfen hoffte, daß einer von den Söhnen Iſraels mich bald zu ſeinem Weibe herze. Dem Wilhelm in's Lager zu folgen, und die Seine auf immer zu ſeyn, hoffte einſt mein ſtolzes Herz. Der Strom unwiderſtehlichen Geſchicks ſchwemmte, wild rauſchend, meine Hoffnung mit ſich fort. Niete ward das große Loos! Jetzt gnüge mir das kleinere.

Wohlan denn! zu Dir mein rauhes Stammgeſchlecht, kehre ich, doch halbwillig, zurück. Söhne Abrahams, Iſraels nnd Jakobs! herzet mich bald, einer unter euch, zur Frau! Ich will ihn pflegen, den erkohrnen Mann; ich will ihm Freude in die Augen, und Lächeln auf die Wangen locken! ich will ihm Knaben und Mädchen, holde Kleinen, auf die Knie ſetzen, ſo viel er will.

Nur daß er mir auch meine Freiheit im ſelbſtgewählten Vergnügen geſtatte, und mir, der bloßen Vollendung meiner Bildung wegen, — den Umgang liebevoller Chriſten gönne!

Dann ſäß' ich im reinlichen Häubchen, nach dem neuſten Stück des Mode-Journals aufgeſetzt, in meinem Laden, und zöge jedes hübſche Manns-Aug' an mich. Da trommelte die Wachtparade vor mir über; der junge Scherpenträger mit dem blinkenden Degen voran; und er und alle ſeine Geharniſchten hefteten gierige Blicke auf das einfachſchmucke Weibchen.

Der Abend kömmt; ein neues Stück im Schauſpielhauſe! Das Sonntagskind — die Donau-Nymphe — der Kotzebueſche Wirrwarr — macht heute alle Welt zu lachen.

„Ach Männchen! ſieh, Du biſt ſo melancholiſch! komm, heitre Deinen trüben Sinn,

„heut im Theater auf, und ſieh mit mir der „Bühne frohe Wunder.“

Er murmelt mürriſch in den Bart; ein paar holde Küßchen in die braunen Wangen, beſänftigten den gutmüthigen Bären; ſchon nimmt er Hut und Stock; wir ſchlendern traulich Arm in Arm dem Schauſpielhauſe zu; am Eingange ſchon winken alte Bekannten freundlich mir entgegen, und Hüte regen ſich zum Gruß.

Unter dem Geleit von zierlichen Chriſten-Söhnen, nicht unbeneidet von meinen weiblichen Stammgenoſſen, pflanz ich mich wohlgefällig, mitten ins Parterre, und um mich ſchwärmet der Verehrer Schaar. So ſummen Bienen um die Blumen, aus deren Kelch ſie ſüße Düfte ſaugen.

Der Freundlichſtlächelnde von allen, geleitet mich an meines guten Mannes Seite, und läßt es weiſe zweifelhaft, ob er's um meinet, oder um des Mannes Willen thut.

Der Sabbath kömmt; die junge Judenwelt umflattert mich. Wer huldigt der berühmten Idyllen-Sängerin nicht? dem neuen Stern, dem Stolz der Nation? Doch ſchöner glänzt der Nach-Sabbath, der Chriſten-Sonntag *) auf. In vollem Kleiderpomp, der Frucht der Liebe meines Mannes, ſchwimm' ich den geputzten Zirkel des grünen Tannenhains hinab, und neige freundlich ſtolz mein Haupt zu jedem, der mir lächelt.

Die Dämmrung miſchet zweifelhafte Schatten. Der Mann geht aus, um ſeine Freunde zu beſuchen. Die eheliche Einſamkeit bevölkern liebevolle Chriſten. Er kommt zurück, und freut ſich eines ſo geſuchten Weibchens.

---

*) Wenn ich den Sonntag der Chriſten, den Nach-Sabbath der Juden nenne, ſo bild' ich das Wort dem bekannten „Nachſommer, Nachherbſt, Nachwinter" ähnlich. Anmerk. der Verfaſſerin.

Die jüdiſchen Schönen ſollen ſich weit mehr an unſerm Sonntag als an ihrem Sabbath puzzen; die weiſe Abſicht dieſer Sitte leuchtet von ſelbſt ein. Anmerk. des Herausgebers.

In der Fülle der Zeit, ſetz' ich ihm, mit jedem Jahr, liebliche Kleinen auf den Schoos; es hüpft darauf ſein väterliches Herz, und er freut ſich mehr als andere, der zarten Weiße ſeiner Knaben- und Mädchen-Schaar.

Vierte Idylle.

Der Wettſtreit.

Von Weiberliebe (was anders ſetzt die Lippen in Bewegung; wo raſches Blut in jungen Adern ſprudelt?) von Weiberlieb' erſcholl's bei hellem Gläſerklang in — — Kaffeehauſe. Ein Scherpenträger und ein junger Sohn Minervens, ein Diener in Amors Schmuckladen, und ein roher Landjunker ſtritten um die beſte Art, der Weiber Herzen zu gewinnen.

Der Scherpenträger. Der Sieger trägt es überall davon.

Der Magiſter. Nun frägt ſich's: wer der Sieger iſt.

Scherpentr. Wer auf des Fatums ehernen Tafel als Sieger angeſchrieben ward.

Magiſter. Des Fatums Spruch, o Sohn des Mars, iſt keine Parole, die ein menſchliches Ohr vernimmt, auch in der Zauberei der Liebe wirkt alles nach natürlichen Geſetzen.

Scherpentr. Da wird nun wohl, o weiſer Herr Magiſter, Ihr Taſchenbüchelchen mit goldnem Schnitt, das Sie ſo lange ſchon in zierlichen Händen drehen, der unfehlbarſte aller Herzens-Kodexe ſeyn.

Magiſter. So lehrt es uns das Grundgeſetz der Kantiſchen Kritik. Denn in hoher uraniſcher Verwandſchaft ſtehen die ſchönen Künſte und die Liebe. Liebe ſchuf die ſchönen Künſte, die ſchönen Künſte ſchaffen gegenſeitig Liebe. Hier ſehen Sie Jury's anmuthige Grabſtichel-Malerei; hier tönen meine Hymnen auf die Gottheit, auf das ſchöne Geſchlecht, und auf den harmoniſchen Seelen-Tauſch; hier ſchmelzen empfindſame Erzählungen von meinem Hund die Augen in Thränen, die Seele in jedes zärtere Gefühl. Keine junge Iſraelitin mit dieſem Sinn für geiſtige Kultur, mit dieſem feinen Geiſt für Philoſophie und ihr neueſtes Syſtem, mit dieſem liebeglühenden Herzen, kann ſo vieler ſchönen Künſte vereinten Reizen widerſtehen. Aus bloßer Liebe zur Weisheit ſind ſie Minervas Söhnen hold.

Scherpentr. O ſtolzes Buchmacher-Geſchlecht! Es gnüge Dir, mit des Parnaſſes Muſen zu buhlen! Wüßteſt Du, was dieſe irdiſchen Dir hinterm Rücken ſingen.

Magiſter. Das thun ſie nur, um ihre uraniſche Liebe ungewohnten Augen zu entziehen.

Scherpentr. Bloß freilich darum thun ſie's! bloß darum. Da lob' ich mir die Herrn von der Elle: ſie haben etwas mehr des Liebeszaubers in ihren Läden, als unſre Herrn Magiſter in ihren gelehrten Dachſtübchen mit den verklebten Fenſtern.

Galanterie-Ladendiener. Bleibt Wahrheit Wahrheit doch, wenn auch im Scherz geſagt; eine blonde Perücke vom neueſten Schnitt benebelt das kleine Köpfchen mit ihres Gebers Liebe, und ein Schawl von ſchöner Modefarbe verſchließt das freundliche Auge für jeden mitbuhlenden Werber.

Landjunker. Auch vor dem Glanz des neugeprägten Goldes? Ich dächte, dies beſiegt des Herrn Magiſters Taſchenbücher und aller Ellen-Meſſer Schawle. Der bloße Ton davon klingt Sieg.

Scherpentr. Gemeiner Sieg.

Magiſter. Man ſieht, auf welches Wildprett der Herr Landjunker jagt. Beſchenkt und nicht bezahlt, will das feinere Mädchen ſeyn, und freut ſich, ihres Lieben Geiſt im Geſchenk zu ſehen.

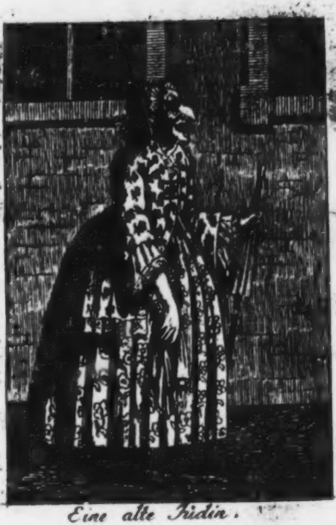
Galanterie-Ladendiener. Beſchenkt und nicht bezahlt! ein wahres Wort! und will des Lieben feinen Geſchmack im Geſchenke ſehen.

Landjunker. Geſchmack und Geiſt! Geiſt und Geſchmack! zwei Tändelworte in der Städter Mund. Wer ſchwatzen kann, hat

Geiſt, wer über Moden ſpricht, der hat Geſchmack.

Scherpentr. Die Bücher ſtutzen fein den Kopf der Mädchen, der Schawl-Faltenwurf ſchmückt ihre Glieder, das Geld beherrſcht nur ſchlechte Seelen; der Degen blitzet Muth und Mannsſinn in ihr Herz — das Sieg und Ehre liebt.

„Das Sieg und Ehre liebt," klingelte draußen ein holdes Silberſtimmchen nach. Ich war's, die ihren Bruder zufällig im Kaffeehauſe ſuchte. Der edle Mavorsſohn hatte der wohlbekannten Stimme gelauſcht, und Wilhelm fühlt es klopfen, das Herz, „das Sieg und Ehre liebt."



Eine alte Jüdin.

V.

Ob es eine Injurie ſey,

wenn man zu einem Juden, der ſich unterfängt zu einem Chriſten zu ſagen:

„Euch ſoll der Teufel auf den Kopf
„kommen!“

antwortet:

„Nimm dich in Acht, ſonſt wird dir
„der Teufel auf den Kopf und in
„den Bart fahren.“

Ein Extract aus einer Deduktions-Schrift.

Extract.

— „Richtig iſt's, daß ich den Redenunzianten auf ſeine Drohung:

> „daß mich alle Teufel holen ſollten,"

erwiedert habe:

> „daß er mit ſeinen Beſchimpfungen einhalten
> „möchte, oder ihm ſonſt eben ſo
> „viel Teufel auf den Kopf und reſp. in
> „den Bart fahren würden!"

Es würde nun allerdings kein höfliches Kompliment ſeyn, einem ſich anſtändig betragenden Manne zu ſagen:

> „daß ihm eine Quantität Teufel auf den
> „Kopf kommen und reſp. in den Bart
> „fahren ſollten."

Es iſt ein unchriſtlicher Wunſch, der überdies lächerlich bleibt, weil ſeine Erfüllung ſo weit man aus der Erfahrung der Vergangenheit, für die Zukunft berechnen kann, nicht zu erwarten ſteht.

Ueberhaupt muß aber die Anwünſchung des Teufelholens eigentlich als ein religiöſer Fluch betrachtet werden, der im gemeinen Leben eben ſo oft in einem ſcherz- und ſpaßhaften, als in einem ernſtlichen und böſen Sinne gebraucht wird.

Um es hiernach genau zu beſtimmen, ob er in casu concreto als Injurie zu betrachten iſt, möchte es nicht bloß auf die Umſtände unter welchen, ſondern auch auf die Perſon, gegen die er gebraucht worden, ankommen, und beſonders bliebe noch die Frage zu erörtern übrig:

ob man ſich deſſen, z. B. nicht gegen einen Juden, der in dem Sinne, wie der Chriſt keinen Teufel glaubt *)

---

*) Die Juden glauben zweierlei Teufel, die heiligen jüdiſchen Teufel, und die abgöttiſchen oder nichtjüdiſchen. Erſtere wohnen hinter den Geſetzſchranken.

und ſich mithin nicht ſo wie letzterer über den religiöſen Fluch ſcandaliſiren wird, ohne Bedenken bedienen dürfe.

---

gehen in die Synagoge, ſtudiren die Geſetze und ſind beſchnitten; die letzten hauſen in den heimlichen Gemächern und Wildniſſen. Alle Teufel überhaupt ſind darin den Engeln gleich, daß ſie Flügel haben, von einem Ende der Welt bis zum andern fliegen, und die Zukunft wiſſen; mit den Menſchen haben ſie gemein, daß ſie eſſen und trinken, ſich befruchten und vermehren, und ſterben. Einige altadeliche Teufel, ſind von der Eva geboren, und das junge Geziefer entſteht aus den — Pollutionen. Im Ganzen giebts drei Gattungen Teufel, von denen die erſte den dienſtbaren Engeln, die zweite den Menſchenkindern, die dritte dem Vieh ähnlich iſt. Alles dies müſſen die Juden bei Verluſt der ewigen Seeligkeit glauben, denn es ſteht, wie ſich jeder aus dem ſehr intereſſanten Kapitel in Eiſenmengers entdecktem Judenthum: Was die Juden von den Teufeln lehren: Th. II. S. 438 — 468. überzeugen kann, im Talmud und deſſen Kommentaren.

Dem allem ſey indeſſen wie ihm wolle, und ſelbſt im Fall der Fluch des Teufelholens in der Regel eine Injurie involvirte, ſo muß er doch im vorliegenden Falle deshalb als unſträflich betrachtet werden, da dieſe Aeußerung:

a) als eine unverbotene Retorſion, und als ein

b) durch die empfindlichſten Beſchimpfungen des Gegners veranlaßter, wider deſſen inſolente und frivole Stöhrungen des Hausrechts, im gerechten Unwillen gebrauchter Ausdruck, zu betrachten iſt.

Es hat zwar aus hier nicht zu beurtheilenden Gründen dem Geſetzgeber gefallen, alle Erwiederungen einer Beleidigung

im §. 663 und 664. Part. 1. Tit. 20.

für ſtrafbar zu erklären, und ſelbſt die Retorſion im Momente der Beleidigung dem angegriffenen Theile, nicht völlig als ſtraffrei zu geſtatten; wodurch die ganz entgegeſetzten Vorſchriften des gemeinen Rechts geändert ſind, ungeachtet ſie zuverläſſig mit der reinen Rechts-Theorie vollkommen übereinſtimmen. Nie wird auch der Philoſoph — und das ſollte doch billig jeder denkende Juriſt ſeyn — mit haltbaren Gründen beweiſen können,

„es ſey unrechtlich, daß dem Beleidiger
„eben das wiederfahre, was er ſich gegen
andre erlaubt hat, und daß ihm mit
„eben dem Maaße gemeſſen werde, mit
„welchem er ſelbſt gemeſſen hat, weil er
„an andern nicht etwas billigen darf, was
„er ſelbſt ſich gegen ſie geſtattete."

Alle Rechtslehrer, von deren Anzahl ich hier nur einige

Leyser Spec. 89. Med. 10. und
Spec. 543. Med. 6.
Hommel Rhaps. Obs. 383.
Weber über Injurien, Th. II pag. 54.
Struben rechtliches Bedenken, Th. 10.
Bd. 55.
Quiſtorp Grundſätze des peinlichen Rechts
Ed. d. 1794. Th. I. p. 496. §. 336.

allegiren will, — ſind deshalb der einſtimmigen Meinung, „daß gegenſeitige Schimpfworte, die während des einmal entſtandenen

Streits (in continenti) vorfallen, den Urheber des Streits ſchlechterdings zu keiner Injurien-Klage berechtigen.“

Talion iſt der *einzige* Rechtsgrund des Strafrechts,

und es kommt bei Injurien bloß darauf an, *daß die Wiedervergeltung der Beleidigung* völlig gleich, auch im Momente der Beleidigung erfolgt ſey.

Nach dieſen in den ewig unwandelbaren Geſetzen der Vernunft gegründeten Prinzipien, die kein poſitives Geſetz derogiren kann, muß daher auch

der alleg. §. 663.

dahin erklärt werden, daß darin nur die *Uebertreibung der Retorſion* verboten worden. Einer Uebertreibung habe ich mich aber nicht ſchuldig gemacht und dem Redenunzianten *nur gerade eben ſo viel Teufel* in ſeinen Bart und auf ſeinen Kopf gewünſcht, als er mir ſelbſt auf den meinigen zu wünſchen kein Bedenken trug.

Ich bin überzeugt, daß dies nicht ſtrafbar war.

Der verſtorbene Freiherr von **Knigge** fragte einſt einen Juden:

„ob er ſchon die Neuigkeit wiſſe, daß in
„China ein Geſetz publicirt ſey, nach
„welchem künftig alle Jahr ein Eſel und
„ein Jude geopfert werden ſollte?"

„Nein," antwortete der Ebräer, „das
„weiß ich nicht! Aber wie gut iſt's
„doch daß Ew. Gnaden und ich nicht
„in China ſind."

Ein jüdiſcher Lieferant wurde letzthin von einem Offizier beleidigt, und der Streit endigte ſich damit, daß letzterer zu ihm ſagte:

„er iſt ein Eſel."

Kaltblütig antwortete ihm der erſtere:

„Mein Herr Offizier, in den jetzigen kul-
„tivirten Zeiten wird auch der gemeinſte
„Jude Sie genannt; und es heißt alſo nicht
„Er, ſondern Sie ſind ein Eſel *)."

---

*) Weil ſo eben von einem Juden und einem Eſel die Rede iſt, ſo muß ich ein luſtiges Anekdötchen mittheilen, „wie ein Jude die Eſelsohren einem Ma-

Ich glaube daß kein Gerichtshof in der Welt in dieſen beiden Fällen die genau abgemeſſene, im Augenblick der Beleidigung erfolgte Retorſion als Injurie beſtrafen kann. Ob man das Böſe mit Gutem vergelten ſoll, iſt ein problematiſcher Satz der theologiſchen Moral; Gleiches mit Gleichem zu vergelten, das erſte Grundprinzip des Strafrechts.

---

ler hat bezahlen müſſen." Es ließ ſich nemlich ein Böhme jüdiſcher Nation in Prag von einem ſehr geſchickten Maler malen. Als der Künſtler das Portrait brachte, fand der Jude den ſehr billigen Preis doch zu hoch, und wies den Maler damit ab, daß er ſagte: „das Portrait habe nicht die geringſte Aehnlichkeit mit ihm." Wollen Sie mir das nicht ſchriftlich geben, fragte der Maler? „Recht gern," ſagte der Jude, und gab ihm einen Revers, „daß das Portrait ihm nicht im geringſten gleiche." Jener, von der Aehnlichkeit nur zu ſehr überzeugt, malte nun dem Ebräer zwei Eſelsohren, umgab das Ganze mit einer Einfaſſung von Flegeln, Klyſtierſpritzen und einigen Attributen von Galgen und Rad; ſo hängte er das Portrait in

Es ergeben aber auch die Akten, mit welcher muthwilligen und beiſpielloſen Inſolenz mich der Jude in meinem eigenen Hauſe behandelte, und in der unbändigſten Wuth mit ſeinen Beſchimpfungen aus meinem Komptoir in die Stube, aus meiner Stube in die Kammer, und — mirabile dictu — *aus dieſer ſogar in den Keller* verfolgt, mithin in allen Winkeln meiner Wohnung auf's unverſchämteſte und unerträglichſte turbirt hat. Es möchte bei dieſer Behandlung ſich wohl ſelten ein Menſch ſo kaltblütig betragen können, als ich es wirklich gethan habe, und welche Aeußerung war in meinem durch das ſtraf-

---

eine öffentliche Trödelbude. Die ganze Stadt erkannte ſogleich den Juden, der zum Richter rannte und den Maler verklagte. Dieſer produzirte aber den Revers und wurde freigeſprochen; der Jude mußte die Koſten bezahlen und dem Trödler das Portrait mit 10 Dukaten abkaufen. Theurer ſind wohl ſelten ein paar Eſelsohren von einem Juden bezahlt worden ! ! Der Herausgeber.

bare Benehmen des Gegners bis zum höchſten Grade gereizten, gerechten und heftigen Unwillen wohl natürlicher, als der Wunſch: daß der Teufel den Ruheſtörer holen möchte.

Ich war nach den Geſetzen

Allg. Landrecht Part. II. Tit. XX. §. 5 7.

ſogar berechtigt, mich ſeinen Frivolitäten thätig zu widerſetzen und würde ſelbſt, wenn ich den Widerſtand übertrieben hätte, dennoch ſtraflos geblieben ſeyn, da mich der Gegner muthwillig in den höchſten Grad einer heftigen gerechtfertigten Gemüthsbewegung geſetzt hatte, wo ich im Affekte des Unwillens nicht moraliſch frei handeln konnte, weshalb mir denn meine Handlungen nicht hätten imputirt werden können.

Kleins Grundſ. des peinl. Rechts d. 1799. p. 112. §. 133. No. 13.

Annalen Band XIII. p. 104. No. 1.

Allg. L.R. l. cit. §. 16.

Ueberhaupt iſt wider ſo muthwillige Angriffe und Inſultirungen, als der Jude ſich gegen mich in meinem Hauſe hat zu Schulden kommen laſſen, die Ausübung des auch im Staate jedem Bürger zuſtehenden Privat-Straf-Rechts unbedenklich zuläſſig und der angeführte

Klein l. c. §. 9. p. 8.

bemerkt ſehr richtig, daß man dergleichen Frivolitäten ſogar durch Stockſchläge abhalten dürfe.

. . . r.

VI.

Raub,

von einem Juden verübt,

um den Leibzoll bezahlen zu können.

Der Jude Nehemie Jehuda Leib, oder Löbel wurde im Jahr 1759 zu Strykow in Großpolen geboren, woſelbſt ſein Vater Hutmacher war. Seine Eltern ließen ihn von ſeiner früheſten Jugend an, bis nach ſeinem zwanzigſten Jahre die Schule der Rabbiner beſuchen.

Nun ſollte er aber die Früchte ſeines Fleiſſes einerndten, er mußte alſo die Schule verlaſſen, und ſelbſt Lehrer werden. Sechs bis ſieben Jahr beſchäftigte er ſich damit, in der dortigen Gegend den Kindern ſeiner Glaubensgenoſſen Unterricht zu ertheilen, wodurch er ſich indeß nur ſehr kümmerlich ernähren konnte.

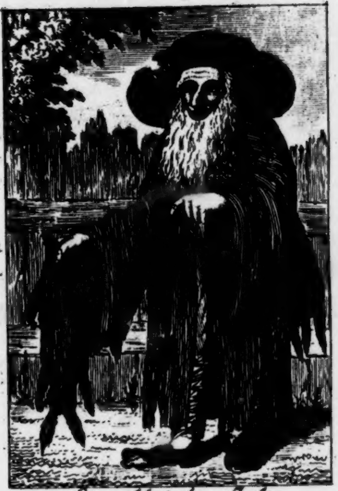
Der Wunſch, ſein Schickſal zu verbeſſern, und die Hoffnung, daß er in der Fremde ſein Glück eher machen könnte, brachten ihn auf den Gedanken, nach Prezeworek in dem öſterreichiſchen Antheile Polens zu gehen; hier konnte er aber nirgends unterkommen, bis ihn endlich einer ſeiner Glaubensgenoſſen, (deſſen Namen er aber vergeſſen) welcher Schaffner oder Lieferant in kaiſerlichen Dienſten war, als Pferdejunge zu ſich nahm.

Bei dieſem Lieferanten blieb er zwei Jahr. Während dieſer Zeit lernte er dort einen katholiſchen Kloſtergeiſtlichen kennen, der ſich mit ihm, wenn er in der Nähe des Kloſters die Pferde zur Tränke führte, ſehr oft aus dem Fenſter in ein Geſpräch einließ, auch ihn vielfältig, aber fruchtlos, zum Uebertritt zur chriſtlichen Religion zu überreden ſuchte.

Im Anfange war er hier mit ſeinem Schickſale zufrieden, als ihm aber ſein Herr nach Verlauf von einem Jahre, ſeinen verſprochenen Lohn, der nähmlich jährlich in acht Thaler Polniſch, und zwölf Polniſchen Groſchen täglich zur Beköſtigung beſtand, bis auf das geringe Koſtgeld ſchmälerte, und er auch nicht mehr, wie anfänglich, vom Tiſch ſeiner Herrſchaft geſpeiſet wurde, ſo wollte er ſchon damals dieſen Dienſt verlaſſen, und nur auf Zureden des Bruders ſeines Herrn ließ er ſeinen Vorſatz fahren, und kehrte wieder zurück.

Jetzt verſprach man ihm zwar, mehr für ihn zu ſorgen, aber dies Verſprechen wurde nicht erfüllt; ſein Schickſal änderte ſich in nichts, und da ſein Koſtgeld bei der zunehmenden Theürung nicht hinreichte, ſich davon die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe anzuſchaffen, ſo gerieth er nach Verlauf von einem Jahre zum zweitenmal auf den Einfall, heimlich davon zu gehen.

Kaum war er aber entwichen, ſo wurde er auch ſchon von kaiſerlichen Soldaten aufgegriffen, und zur Strafe ſeines Weglaufens wurden ihm zweihundert Prügel zuerkannt.



Ein pohlnischer Jude.

Als er die Hälfte davon erhalten hatte, erſchien auf einmal der katholiſche Geiſtliche bei ihm, deſſen Bekanntſchaft er vormals gemacht hatte, und verſprach ihm, unter der Bedingung, daß er ein Chriſt würde, die Erlaſſung der übrigen hundert Schläge.

Was zuvor die beredteſten Vorſtellungen des Geiſtlichen nicht bewirken konnten, wurde itzt durch die Furcht vor Prügeln bewerkſtelligt.

Der unglückliche und hülfloſe Jude entſchloß ſich, zur chriſtlichen Kirche überzugehen. Der Geiſtliche hielt ſein Verſprechen, ſeine Strafe wurde ihm erlaſſen, er wurde in ein Kloſter zu Michow gebracht, getauft und in Freiheit geſetzt.

Hier blieb er darauf zwei Jahre, und ob es ihm gleich (ſeiner eigenen Angabe nach) im Kloſter an nichts gebrach, ſo empfand er doch ſtets Gewiſſensbiſſe über ſeine Abtrünnigkeit von dem Glauben ſeiner Väter, und er ſuchte dahero nach einem andern Ort zu entfliehen, wo er ohne Gefahr und Furcht vor

Mißhandlungen, zu ſeiner alten Religion zu
rückkehren könnte.

In dem Kloſter zu Michow, wo er ſic
aufhielt, befand ſich auch eine getaufte Jüdi
die gleichfalls den Trieb in ſich fühlte, zu ih
rer väterlichen Religion wieder zurückzukehre
Mit dieſer machte er ſich alſo auf den We
und ging mit ihr nach Breslau, wo er ſ
für ſeine Frau, und ihr einjähriges Kind fü
ſeinen Sohn ausgab. Von Breslau ſetzte e
mit ihr ſeine Reiſe weiter bis Frankfurth a
der Oder fort. Dort ließ er ſeine Reiſegeſel
ſchafterin zurück, und ging allein nach Berli
um hier ſein Unterkommen zu ſuchen. E
vermiethete ſich auch wirklich bei einem jüd
ſchen Kaufmann, Moſes Aron, als Knec
bei den Pferden. Mit dieſem reiſete er da
auf nach Schwerin in Meklenburg. Zu Gr
witz, zwei Meilen von Schwerin, verkauf
der Moſes Aron ſeine Pferde nebſt Wage
nahm des Nehemie Jehuda Leib wenige Ha
ſeligkeiten zu ſich, ſetzte ſich damit auf die Po

um nach Berlin zurückzureiſen, und hieß letztern zu Fuß nachkommen.

Der arme Nehemie Jehuda Leib kam wirklich nach Berlin zurück, und traf auch dort ſeinen Herrn wieder an; aber dieſer verließ ihn bald darauf auf eine heimliche und betrügeriſche Weiſe, und zahlte ihm nicht einmal ſeinen rückſtändigen Lohn vollſtändig aus, gab ihm auch ſeine wenige Kleidungsſtücke und Hemden nicht wieder zurück.

Von allem entblößt, faßte er nun den Entſchluß, ſeinem Herrn, von dem er erfahren, daß er nach Hannover gegangen ſey, nachzureiſen, und ihn dort aufzuſuchen. Er machte ſich auf den Weg, und auf dieſer Reiſe wurde er auch mit einem andern armen ſechs und achtzigjährigen Juden aus Weſtpreußen, mit Namen Salomen Nathan, bekannt.

Nehemie Jehuda Leib traf ſeinen ehemaligen Herrn, den Moſes Aron, auch wirklich in Hannover an, und erhielt endlich von ihm nach vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, durch einen Vergleich, für ſeinen ganzen rückſtändigen Lohn, der ſich auf zwanzig Thaler belief, nicht mehr als drey Thaler.

Da er aber von dem Moſes Aron ſeine Kleidungsſtücke nicht wieder zurück bekam, ſo mußte er dies Geld beinahe alles darauf wenden, ſich ſeinen in der dringendſten Noth verſetzten Rock, zur Bedeckung ſeiner Blöße, wieder einzulöſen, und ihm blieb, nachdem er ſein Schlafgeld bezahlt hatte, bei ſeiner Abreiſe aus Hannover, von den erhaltenen drei Thalern nichts übrig als drei Groſchen.

Mit dieſem wenigen Gelde wollte er nun zu ſeiner Schweſter nach Strykew in Polen gehen, und trat zu dieſem Ende ſeinen Weg durch das Sächſiſche und Brandenburgiſche an.

Auf dieſer Wanderung begegnete er bei Wörlitz dem alten Juden Salomon Nathan wieder, den er zuvor kennen lernen, und in deſſen Geſellſchaft er darauf ſeine Rückreiſe weiter fortſetzte.

In dem nachfolgenden eigenhändigen Aufſatz des Nehemie Jehuda Leib erzählt derſelbe weitläuftiger, wie elend es ihm auf ſeinen

Wanderungen ſowohl allein, als nachmals in Geſellſchaft des alten Salomon Nathan ergangen ſey. Oft mußte er an einem Tage viermal Leibzoll bezahlen, oft befand er ſich zwiſchen Brücken, wo er weder vor- noch rückwärts konnte, ohne Leibzoll zu entrichten, und oft verkaufte er dann ſeine bei ſich habenden wenigen Kleidungsſtücke an den erſten, der ihm aufſtieß, um nur weiter zu kommen.

Beide Juden ſetzten zuſammen ihren Weg über Coswig und Treuenbrietzen nach Belitz fort. Unterwegs behalf ſich der alte Salomon Nathan immer ſehr ſchlecht, worüber ihm auch ſogar (nach des Salomon Nathan eigener Ausſage) der Nehemie Jehuda Leib Vorwürfe machte; der alte Mann entſchuldigte ſich aber mit ſeiner Armuth und ſeinem Unglück, und ſetzte dann hinzu: „Das Bischen, was ich habe, will ich meiner Frau und meinen Kindern mitbringen.“ Worauf denn auch wohl der Jude Nehemie Jehuda Leib antwortete: „Wenn der Menſch nicht ißt oder trinkt, ſo holt das Geld der Teufel.“

Nur einmal zeigte der alte Jude ſeinem Reiſegefährten ſein Silbergeld, als er in Treuenbrietzen ſeinen Rock für einen Thaler und neun Groſchen verkauft hatte, und dies Geld zu dem übrigen legte, das er in ſeinen Schnupftuch in einen Knoten gebunden, in der Hoſentaſche trug; und nur beiläufig erzählte er ihm, daß er auch, außer ſeinem Silbergelde, Dukaten bei ſich habe.

Anno 1799 in der Nacht zwiſchen dem 23. und 24. Februar blieben beide Reiſenden in dem Dorfe Elsholz, eine Meile von Belitz. In Belitz hatte ein Schneiderburſche bemerkt, daß der Salomon Nathan viel Ungeziefer habe. Eben dies hatte auch der Nehemie Jehuda Leib wahrgenommen. Als ſie daher am folgenden Tage bei einem Buſche vorbeigingen, machte letzterer ſeinem Reiſegefährten den Vorſchlag, mit einander in das Gebüſch zu gehen, um ſich von dem Ungeziefer zu reinigen. Sie begaben ſich hierauf beide in ein nahes eben nicht dickes Gebüſch, und der Salomon Nathan ließ ſeine Beinkleider herunter, damit dies Geſchäft deſto beſſer von ſtatten gehen möchte.

Die ſichere Rechnung auf den unbehülflichen Zuſtand des alten Salomon Nathan, und der Gedanke an ſeine eigene Armuth und an die zu entrichtende Leibzölle, von deren Bezahlung ſein Reiſegefährte, als ein weſtpreußiſcher Schutzjude frei war, erweckten bei dem unglücklichen Nehemie Jehuda Leib den Gedanken: ihm das Geld wegzunehmen, und dadurch der Noth, in welcher er durch Abforderung dieſes Leibzolles verſetzt würde, auf einmal ein Ende zu machen. Er faßte daher den alten Mann von hinten an, warf ihn zur Erde, und ergriff mit beiden Händen die linke Hoſentaſche, mit den Worten: „Giebs Geld heraus!“ Der alte Salomon Nathan hielt ſeine Taſche mit beiden Händen feſt, und ſtellete ihm, da er nicht nachließ, daran zu reißen, mit weinenden Augen die Grauſamkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Handlung vor.

Dieſe Vorſtellungen waren nicht ohne Wirkung. Von Mitleid durchdrungen, ließ der Räuber (nach des Salomon Nathan eigener Ausſage) auch die eine Hand wirklich los, und wollte von ſeinem gefaßten grauſamen Verfahren abſtehen, aber leider, währte dieſer gute Vorſatz nicht lange. Der Gedanke an die Leibzölle erſtickte alle andere gute Empfindungen. Er verſuchte es nochmals, die Taſche abzureiſſen, und nahm, da dieſes nicht gelingen wollte, ſein Brodmeſſer zu Hülfe, mit welchem er auch die Taſche wirklich abſchnitt, und davon lief. Der Salomon Nathan behauptet, der Räuber ſey gegen ihn in die Worte ausgebrochen: „Gieb's Geld heraus, oder ich kriege das Meſſer!“ Allein letzterer konnte ſich nicht mit Gewißheit dieſer Worte erinnern, und verſicherte zugleich, daß er bei dem Gebrauche des Meſſers keine andere Abſicht gehabt habe, als die Taſche auszuſchneiden.

Nachdem er die Taſche losgeſchnitten, ergriff er die Flucht, doch wurde er ſehr bald von drei Huſaren, welche in der dortigen Gegend auf Kommando ſtanden, und das Geſchrei des alten Juden gehört hatten, eingeholt. Die

Huſaren fragten ihm: warum er ſo liefe, und wer in dem Buſch ſchreie? „Es iſt mein Vater,“ antwortete der Flüchtling, „er iſt mir Geld ſchuldig, und hat es mir nicht geben wollen, daher habe ich es ihm ſelbſt genommen.“ Die Huſaren nahmen ihn mit ſich in den Buſch, wo ſie das Geſchrei gehört hatten, und fanden den bis auf die Hoſen entblößten Juden an einen der wenigem in dem Buſche ſtehenden Bäumen. Dort erfuhren ſie die Umſtände der That, fanden bei dem Nehemie Juhuda Leib den Lappen, in welchen das geraubte Geld eingewickelt war, und welches in 4 Thaler 5 Groſchen preuß. Courant, 2 Mariengroſchen, und 14 Stück Böhmen beſtand, gaben es ſeinem Eigenthümer wieder zurück, dem Räuber aber ungefähr dreißig Prügel und nun ließen ſie ihn laufen. Allein ein von Treuenbrießen kommender Offizier, der den Vorfall von ihnen erfuhr, befahl ihnen, den Räuber anzuhalten, und nach Beliß abzuliefern.

Die Unterſuchung wurde von dem Jußizamte Saarmund geführt, auf deſſen Gebiet die That vorgefallen war, und nach dem Erkenntniß des königl. preuß. Kammergerichts wurde der Nehemie Jehuda Leib zum Staupenſchlag und lebenswieriger Feſtungsarbeit verurtheilt, in zweiter Inſtanz aber dieſe Strafe bis auf eine 6jährige Feſtungsarbeit ermäßiget, und dieſes Erkenntniß vom Hofe beſtätiget. *)

---

*) Merkwürdig iſt es, daß der Inquiſit bei der Unterſuchung, ſo wenig den Umfang und die Strafbarkeit ſeines Verbrechens kannte, daß er in dem Wahn ſtand, er ſey ſchon dafür durch die von den Huſaren erhaltene Schläge hinlänglich beſtraft.

Lebenslauf
des
Nehemie Jehuda Leib.

Von ihm ſelbſt aufgeſetzt.

Der allmächtige Gott ſoll ſich erbarmen über mir armen Menſch, ich will überſchreiben mein Leben, aus meiner jüdiſchen Schrift, auf teutſch, das Gericht ſoll es beſſer verſtehn, ſo ſoll mir Gott helfen in meiner Noth, als ich will alles wahrhaftig in Gericht ſprechen und ſchreiben, meine Sache, ich habe mir gar nicht abzugeben in meinem Leben, ich muß ſterben, ich muß meine Gedanken haben, als ich muß haben jene Welt, und nicht dieſe Welt, denn ich will allein aufſchreiben mein Leben, wie bin gekommen zu meine Gedanken, bis zu die Zeit, da ich bin in Arreſt gekommen, nach Saarmund, daß das Gericht ſoll hören, daß ich Nehemie, bin gebohren in Strückhoff, ich bin alt ein und dreißig Jahr, mein Vater und Mutter weiß ich nicht, wie alt ſie geweſen ſeyn, mein Vater iſt geſtorben, das iſt im Monat April ſeind es ſechs Jahr, und meine Mutter iſt geſtorben im neunten Tage im Monat May, iſt geworden 25 Jahr alt, mein Vater iſt geweſen ein Huthmacher, ſie haben ihr Leben verbracht in Strückhoff, und da ſeyn ſie geſtorben, ich habe eine Schweſter in Klomnau, ſie heißt Frimmet, die iſt älter als ich, ſie iſt drei Jahr älter als ich, iſt ſie alt 34 Jahr, die Mannesälter weiß ich nicht, er iſt ein Schneider, er heißt Beiſey, ich habe gehabt zwei Schweſtern und ein Bruder, die ſeynd geſtorben in Strückhoff, ich weiß nicht wie alt ſie geweſen ſeyn, mein Vater, wie er hat gelebt, hat ſich geſchrieben Jude Leib, und ich ſchreibe mir Nihimmie, ich bin gegangen in Strückhoff in die Schule und gelernt über zwanzig Jahr, das hat mein Vater und Mutter viel Geld gekoſt, da haben ſie geſprochen, daß ich an ſie gedenken ſoll, denn ich habe ſchon gute Gedanken gehabt, die habe ich gelernt mit die Kinder, um die Törffer herum bey Strůckhoff, auf ſechs bis ſieben Jahr, ich habe hernach gedacht, daß ich bei Leuden beſſer kriegen könnte, da bin ich ferd gegangen, bis Schaffortz, das iſt kaiſerliches Landes, da hatte ich nichts gedroffen, die Kinder zu lernen, da habe ich mich verdungen bey einen Juden; er iſt geweſen Miniſter bei'm Kaiſer, der iſt niemals zu Hauſe geweſen, ſondern immer bei dem Kaiſer in Wietna, ich habe ihn ſonſten nicht geſehen, als da er mir hat angenommen bei die Pferde in Schaffortz, er hat einen Bruder, der hat geheißen Kumpel, der hat von mir gewußt, wie der Jude geheißen, der mir angenommen hat, weiß ich nicht, Lohn hat er mir verſprechen auf ein Jahr 8 Thaler polniſch, und Koſt a Tag 12 Polſche Groſchen, das ſind 1 Groſchen 6 Pfennige auf teutſch. Bei dem Juden bin ich beinahe 2 Jahr geweſen, das erſte Jahr iſt es gut geweſen, denn da habe ich mein Koſtgeld, und auch vom Tiſch Eſſen gehabt, das andere Jahr habe ich müſſen vor die 6 Dreyer leben, es war aber zu der Zeit zu theuer, als habe ich nicht leben können vor die 6 Dreyer, da bin ich aus den Dienſt gegangen, da mir aber der Bruder Kumpel verſprach, daß ich es beſſer haben ſollte, da bin ich wieder ins Dienſt gegangen, es iſt mir aber das Verſprechen nicht gehalten worden, gieng ich alſo zum zweitenmale fort, in werent dieſer Zeit, da ich bei dem Juden geweſen bin, habe ich bisweilen meine Pferde an einem Brunnen dicht am Kloſter getränkt, wo allemal ein katholiſcher Pfaffe am Fenſter ſtand und mir zurufte, ob ich mir nicht taufen laſſen wollte, meine Gedanken ſind es niemals geweſen, mich taufen zu laſſen. Dann ich weiß, was in unſern jüdiſchen Geſetzen ſteht, du ſollſt wiſſen, von wannen du kömſt, in ſeinen Gedanken ſollen ſeyn, als wird er gehen, auf ſo einen Ort, daß ihm die Wirme werden freſſen in der Erd, vor den lieben Gott muß er ſein Gericht abgeben, an die Zeit wird kommen, wenn er muß ſterben, ſolche Gedanken habe ich gehabt alle Zeit, wie der Pfaffe mir gerufen hat, als ich bin gebohren als ein Jude, als muß ich auch ſterben in meiner jüdiſchen Religion, denn heute gehe ich geſchloſſen in der Kätte, iſt mir doch lieber, daß ich bin in meiner jüdiſchen Religion, wie ich bin zum zweitenmale fortgegangen, hat er mir als mein Herr mir verklagt, bei den General, welcher denn ſogleich befohlen hat, mich zu holen, da bin ich geſchlagen worden, und in Arreſt genommen worden, die Soldaten ſagten, ich ſollte den dritten Tag auch Briegel bekommen, ich bin krank geweſen noch von die erſten Briegel, in der Zeit hat ſich zugetroffen, daß der katholiſche Pfaffe in meinen Arreſt kommt, und ſprach zu mir, daß ich keine Briegel haben ſollte, und ſollte aus dem Arreſt raus, da habe ich Forcht gehabt, hierauf verſprach ich, daß ich mich wollte taufen laſſen, meine Gedanken waren aber, daß ich bald wieder zu meine Religion kommen könnte, es wäre aber beſſer geweſen, wenn ich wär dieſer Zeit um mein Leben gekommen, daß ich habe meine Religion abgetreden, meine Gedanken ſeyn, daß wird mir ſchwer und bitter ſeyn, abzubeten meinen Glauben, daß ſehe ich ſchon vor mir, in dieſer Zeit, ich nehme aber alles vorlieb von Gott, hierauf bin ich losgekommen, der Prieſter nahm mir mit nach Müllhoff, und wurde getauft. Am dritten Tage, nach dem Taufen gaben ſie mir den Schlüſſel zum Speiſehauſe ich habe gehabt zu eſſen und zu trinken im Kloſter, ich habe aber doch immer gedacht, daß ich wieder zu meiner Religion kommen könnte, im Herzen aber habe ich immer meinen Glauben gehabt, über die zwei Jahre habe ich meinen Gott gebeten, daß ich in meinen Glauben ſterben möchte, wenn ich wäre ſtark reich geweſen, ſo wäre ich weggelaufen, und hätte meine Sache da gelaſſen, wie ich auch dieſes gethan habe, hierdurch bin ich mit der Frau, mit der ich bin fortgegangen, bekannt geworden, weil wir einen Glauben hatten, zu der Frau aber habe ich mir nichts verlauten laſſen, daß ich will fortgehen, ich forchte mich vor ihr, daß ſie mir verrathen würde, weil ſie

aber

aber zu mir geſagt hatte, daß ſie gern fort wollte, da bin ich mit ihr fortgegangen, ſie hatte auch das Kind bei ſich, hierauf bin ich mit ihr zu Waſſer gegangen drei Meilen, wir kauften uns zwei Pferde und einen Wagen, wurde ich aber von einem Chriſten gefragt, ob es meine Frau wäre, ſo ſagte ich ja, fragte mich ein Jude, ſo ſagte ich ihm die Wahrheit, ich hatte mir Geld geſpart im Kloſter, davor ich mir Kleider geſchaft, wie wir gekonnt haben, ſo ſind wir aus Kleinpolen nach Großpolen, nach Ludemirks, wo wir verkauften den Wagen und die Pferde vor 4 Dukaten weniger 6 poliſche Gilden, von da ſind wir gereiſet bis Breslau. Da ich nach Breslau kam an das Thor, wurde ich gefragt, woher ich käme, und ob ich keinen Paß hätte, allein in Polen brauchte ich keinen, ich wurde alſo zum Magiſtrat gebracht, da habe ich geſagt, daß ich ein getaufter Jude wäre, der Magiſtrat lachte hierauf, ſie gaben uns den Paß, wir haben alles ausgeſagt, vor dem Magiſtrat, wir ſind fünf Tage in Breslau geblieben, hierauf fuhren wir auf dem Waſſer eine halbe Meil vor Frankfurt, es war Meſſe allda, die Juden gaben mir einen Brief, daß mir alle die Judenſchaften forthelfen ſollten. Die Frau blieb in Frankfurth, und ich ging mit einem guten Freund nach Berlin. Wie ich nach Berlin kam, traf mir ein Kaufmann von Prott, Moſis Aron an, bei denſelben vermiethete ich mi als Knecht, bei die Pferde. Lohn verſprach er mir zwei und einen halben Dukaten, bi Oſtern, und Koſt alle Wochen 1 Thaler, ic bin mit dem Juden herum gefahren einig Wochen, bis ins Mekelburgſche in die Stad Schwerin, in dem Nachtquartier ſchmiß de Jude einen Dukaten in einen Beutel weg, un mir zu probieren, ob ich ehrlich wäre, allei da ich ihn fand, gab ich ihm denſelben wie der; dieſes kann mir der Wirth bezeugen Denn ich hatte keine Noth. Von Schweri fuhren wir fort bis Crewitz, hier verkauft mein Herr den Wagen und Pferde, und ſein Sachen legte er in einen Sack und ſchickte ſ auf die Poſt, ich habe aber erfahren, daß ſie nicht fortgeſchickt hat, er ſetzte ſich auf die Poſt und fuhr nach Berlin, ich gieng aber zu Fuß nach Berlin. Wie er nach Berlin kommt, geht er in der Nacht fort, und läßt mir allein in Berlin, nun war ich fremd und wußte nirgends hin, ich gieng bei dem Wirth Leimbekker, der ſagte, daß er in der Nacht fortgereiſet wäre, ich gieng auf die Poſt und fragte da, wo er wäre hingereiſet, als ich hörte, daß er nach Potsdam wäre, gieng ich bei dem reichen Mois, das iſt der Mann, wo er ſeine Sachen immer läßt, und weinte. Dieſer gab mir 6 Groſchen, und gab mir weiter keinen Rath, was ich thun ſollte, die Juden ſagten, ich ſollte ihm nachgehen, ich gieng alſo zum Thor hinaus, mußte wieder zwei Groſchen Zoll geben, ich gieng nach Brandenburg, da mußte ich wieder zwei Groſchen geben, ich gieng alſo nach Magdeburg, da hielten ſie mir einen ganzen Tag auf vor der Brücke, dem Thorſchreiber ſollte ich vier Groſchen geben, und hatte nicht mehr als zwei Groſchen, wenn ich habe mehr gehabt als zwei Groſchen, das übrige habe ich müſſen anwenden zu meinen Unterhalt, mußte alſo mein Hemde da laſſen bei dem Thorſchreiber, und über der Brücke wieder Brückengeld, ich gieng bei die Juden und ſammelte die vier Groſchen, und holte die Hemden von den Thorſchreiber, ich dachte alſo, daß ich frei wäre, bin ich dem Thor nach Halberſtadt zugegangen, in der Stadt begegnete mir ein Soldat, der fragte mir, wo ich hinwollte, ich erzählte ihm meinen Umſtand. Dieſer gab mir einen Groſchen, wie ich aus die Stadt gieng, fragte mir der Thorſchreiber nach einen Zollzettel, ich wies ihm den Zollzettel, er ſagte aber es wäre der Zollzettel nicht, du mußt wieder in die Stadt gehen, du mußt vor noch einen Zoll bezahlen, ehender kommſt du nicht raus, ich wollte aber nicht gehen, hierauf wollte er mich ſchlagen, da habe ich wieder müſſen bei dem Thorſchreiber gehen, und fragte ihm, ob das nicht der rechte Zollzettel wäre, den er mir gegeben hatte, er ſagte aber zu mir, ich müſſe in die Stadt gehen, in ein Haus als über die Brücke, da müßte ich noch vier Groſchen geben, da ſie es mir ſo ſchwer machten mit dem Zoll, ſo hatte ich immer den Gedanken, daß ich wollte auf der Brücke ins Waſſer ſpringen, wie ich in das Haus kam, fragte ich, ob ich nochmals Zoll geben müßte, ja, ſagte der Mann, du mußt nochmal Zoll geben, ich hatte nun nicht mehr als den Groſchen, den mir der Soldat gegeben hatte. Hierauf wollte ich meine Pfeiſſe verkaufen bei dem Zoll, der Soldat wollte mir aber nicht mehr bezahlen davor als ein Groſchen und ſechs Pfennige, ich verkaufte aber meine Pfeiſſe nicht, wie ich nicht mehr erhalten konnte davor. Ich wollte alſo meine Hemden da laſſen zum zweitenmal, er wollte ſie aber nicht annehmen, ich weinte vor ihm, und bat ihn, daß ich nicht mehr als einen Groſchen hätte, es half aber nicht; es kam aber ein Chriſt in die Stube, der bezahlte für mich den Zoll, und gab mir einen Groſchen auf den Weg, ich kann das gar nicht ſagen, wie ſchlimm es mir gegangen iſt in Magdeburg von wegen den Zoll, von Magdeburg bin ich gegangen bis Halberſtadt, da haben ſie mir gar nicht reingelaſſen in die Stadt, es hat mir aber getroffen, daß ich in einem Tage viermal Zoll bezahlen müſſen, in Sachſen iſt ein Dorf, welches heißt, Lobido, wollte der Thorſcheiber acht Groſchen Zoll von mir haben, über das Weinen und Bitten nahm er nur 5 Groſchen 6 Pfennige von mir, und ſagte, das übrige müßte er zulegen, es wäre viel zu ſchreiben, was ich habe ausgeſtanden, mit dem Zoll, denn ich habe mehr ausgegeben als ſechs Thaler vor Zoll, der Weg iſt mir ſehr ſchwer geworden, dem Juden als meinen Herrn nachzugehen, eine Meile Weges vor Braunſchweig auf ein Dorf traf ich zum erſtenmal den alten Juden an, in ein Dorf, wo wir über Nacht waren, des Morgens bin ich nach Hannover gegangen, und der alte Mann blieb im Krug, den Kaufmann als meinen Herrn traf ich in Hannover an, ich hatte in Hannover nicht zu leben, mußte alſo meine Kleidungsſtücken von meinen Leibe verſetzen, an den Wirth, Zoll brauchte ich nicht zu geben, nur zwei Groſchen vor einen Nachtzettel, ich fragte alſo meinen Herrn aus, gieng mit ihm zum Rawiener vor's Gericht, im Gericht ſagte er aber, er kennte mich nicht, es wurde ihm aber geſagt, er ſollte ſchwören, daß er von mir nichts wüßte, dieſes hat gedauert drei Tage, es wurde mir aber zu lange allda zu warten, weil ich kein Geld hatte, ſo gaben mir die Juden den Rath, ich ſollte bei dem Magiſtrat gehen, und ſollte klagen. In Zoſſen habe ich wohl geſagt, daß ich mir vertragen hätte; allein ich habe es aus Furcht gethan, da es hieße, ich hätte den Juden wollen umbringen, und in der Gerichteſtube mußte ich den Rock ausziehen, ich dachte ich würde wieder Prügel bekommen, da habe ich denn einige Punkte geſagt, die ich aus Angſt geſagt habe. Da ich mein Kleid verſetzt gehabt habe, mußte ich 15 Groſchen davon an den Magiſtrat bezahlen, ich konnte aber von dem Gericht nichts verſtehen, weil ſie teutſch ſprachen: das habe ich wohl verſtanden, daß ich ſollte nach Berlin gehen, und ſollte eine Schrift bringen von den Rawiener, Da ich nun nichts auf dem Leibe, weil ich den Rock verſetzt hatte, ich gieng alſo bei den Juden und bat ihm um einen Thaler, allein mein Herr ſagte, er wollte mir drei Thaler geben, die drei Thaler mußte ich aus Noth nehmen, da mir auf zwanzig Thaler zukamen, daß ich meinen Rock von dem Wirthe wieder erhielt, die drei Thaler ſind geblieben in Hannover vor Schlafgeld und Auslöſung meines Rocks, hiervon hatte ich noch drei Groſchen. Ich habe in meinen Leben noch keinem nichts genommen, der Punkt mit dem alten Juden, dies habe ich aus Noth gethan, von wegen den Zoll, weil ich bin zurück gegangen, kam ich in ein Dorf, bat den Schulzen um ein Stückchen Brod, weil ich Hunger hatte, allein der Schulze wollte mir ſchlagen und ſagte, wir haben Chriſten zu geben, aber keinen Juden. Ich gieng von Hannover nach Berlin zu, und wollte wieder bei meine Schweſter nach Pohlen, das ſeyend achtzig Meilen. Im Deſſauſchen zwiſchen Oranienbaum und Wörlitz traf ich den alten Juden an, ich kannte ihn in der erſte nicht, weil er vor Braunſchweig einen ſchwarzen Rock angehabt hatte, und anjetzo einen weißen, er ſagte aber gleich zu mir, daß er mich kennte, weil wir uns geſehn hatten vor Braunſchweig, und wollte mitgehen nach Berlin zu, er meinte aber, ich kann nicht gut gehen auf meine Füße, ich ſagte, ich hätte meine auch durchgelaufen, und wieß ihm meine Füße und giengen mit einander nach Coswig zum Schawitz, der alte Mann ſagte zu mir, auf den andern Schawitz wollen wir gehen nach Berlin, ſeyn wir gegangen von Coswig nach Treuenbrietzen, vorn Thor gaben uns die Juden einen jeden einen Groſchen, ich wollte in die Stadt gehen, der Thorſchreiber wollte aber zwei Groſchen haben, wegen dieſen Zoll habe ich öfters Noth leiden müſſen, der alte Mann verkaufte einen Rock vor einen Thaler neun Groſchen bei einem Juden, wir kämen hernach auf ein Dorf, den Nahmen weiß ich nicht, der alte Mann gieng im Dorfe betteln, und ich gieng in Krug, und wie er bei mir kam in Krug, ſagte er, daß in Belitz Markt wäre, ich ſagte zu ihm, ich habe es auch gehört. Der Alte ſagte, wir hätten aber heute müſſen in Belitz ſeyn, ich wollte mir gerne ein Paar Schuhe kaufen, ich ſagte zu ihm, daß wir gehen wollten, allein es war ſchon vier Stunden nach Mittage, da der Tag noch klein war, er hat zwar ſeinen Lebenslauf an mir erzählt, ich habe aber keinen Gedanken gehabt, ihm was übels zu thun, lieber Gott ich nehme dir zum Zeugen, ich bin ihm den alten Mann immer gut geweſen, in Coswig bin ich mit ihm gegangen ein paar Schuhe kaufen, der Alte fragte mir, wie ich hieße, ich ſagte, ich heiße Nehemie, ich fragte ihn wie er hieße, ſo ſagte er, er hieße Leib, und morgen wollte er kaufen ein paar Schuhe, die Nacht gingen die Leute von Belitz vom Markt nach Hauſe, nun fragte der Alte ob er noch ein paar Schuhe kriegen könnte, die Leute ſagten, daß er noch welche haben könnte, zwei Juden aus Pohlen und ein Schneider, ein Chriſt, kamen auch von Treuenbrietzen in den Krug, wo wir waren, wie ſich der alte Judes Abends die Hoſen auszog, ſo habe ich geſehen, daß ihm die Leuſe herausgefallen ſeyn, der Schneider ſagte, der alte Mann muß Leuſe haben, weil er ſich immer kratzte, und ſagte ja er habe Leuſe, ich ſagte zu dem Alten, wenn er wollte, ſo wollten wir morgen ein wenig früh gehen, ein Bischen vor Tage, ſo können wir noch ein paar Schuhe kaufen, in der Nacht konnte der alte Mann nicht ſchlafen, ſo ſagte ich einmal zu ihm, Vater, warum kann er nicht ſchlafen, er gab mir aber zur Antwort, es wäre ihm zu kalt, er könnte nicht ſchlafen, ich hätte ihn gerne mit einem Pelze zudecken wollen, allein er war unrein, er ging aber des Morgens früh nicht nach Belitz, ſondern wie wir Juden gebetet hatten, aßen wir unſer Frieſtück, die zwei Juden giengen nach Belitz, der Schneider gieng auch fort, ich ſagte zu dem alten Juden, die zwei andern Juden können beinahe ſchon in Belitz ſeyn, und wir waren noch nicht fort, den Tag vorher lauſten wir uns zwiſchen Treuenbrietzen und das Dorf, wo wir Nachtlager hatten, da gingen die Leute nach Holz, und lachten über uns, daß wir uns auslauſten, wenn man ſich auslauſen will, ſo muß man auſſer den Wege, aber nicht in den Weg gehen, wo Leute gehn. Dieſes ſagte ich zu dem Alten. In dem Lauſen ſagt der alte Mann zu mir, ich weiß nicht wo ich ſo viel Lauſe habe, ich ſagte zu ihm, ihr wollt euch doch kein Hemd nicht kaufen, ihr müßt alle Schawas ein Hemd anthun, ihr wartet, daß ſie euch ein Hemd ſchenken ſollen, ihr eſſet nichts und trinket nichts, und der Teufel kann das Geld doch wegholen, warum, es iſt ein Sprüchwort, wir giengen alſo nach Belitz bis an die Mühle. Der Alte gieng hinein und bettelte, und ich wartete auf ihn, da ſeyn wir gegangen auf eine Viertelmeile Weges, unterweges ſprachen wir, daß wir auf unſere Oſter-Feiertage nach Hamburg gehen wollten, der alte Mann ſagte zu mir, wenn wir nach Belitz kommen, wollen wir über Nacht bleiben, dieſes war ungefähr Vormittags um eilf Uhr, als hatten wir noch Zeit nach Belitz zu gehen; ſo ſagte ich zu dem alten Mann, nun wollen wir auslauſen, aber nicht an dem Wege, ſondern auf der Seite, wir giengen rechts weg, aber mein Gott weiß es, daß ich keine Gedanken gehabt habe, ihm was übels zu thun, der alte Mann ſagte aber zu mir, wir wollen weiter gehen. Dieſes war ungefehr funfzehn oder zwanzig Schritt von dem Platze, giengen wir unter einem Baum, es war kein Buſch, ſondern wie eine Wieſe, ich habe auf der rechten Seite des Baumes geſtanden, um mir zu lauſen, der alte Mann ſtand auf der linken Seite des Baumes und ließ ſeine Hoſen herunter von ſeinen Leib und lauſte. Dieſes dauerte beinahe eine Viertelſtunde. Sterben ſoll ich, daß mir unter den Baum die Gedanken eingekommen ſeyn, wie kann ich in Pohlen neinkommen, da ich nichts habe, denn ich muß allerweges Zoll, Nachtzettels und Schlafgeld haben und geben, hierauf ſeyend mir Gedanken eingekommen, und habe den alten Mann auf die Erde geworfen, und habe ihn die Hoſen zerriſſen, und habe geſprochen zu ihm: gieb mir ſogleich das Geld, oder ich nehme das Meſſer, aber meine Gedanken ſeyn nicht geweſen, ihm Schaden zu thun, ſondern ihm das Geld nur wegzunehmen, wegen den Zoll, ich weiß aber nicht, ob ich das gethan habe, daß ich zu ihm geſagt ſoll haben, gieb mir das Geld oder ich kriege das Meſſer, daß die Hoſen zerriſſen ſeyn worden, weiß ich nicht, ich hab ihm verſprochen wann ich aus dem Arreſt komme, will ich ihm meinen Rock geben, er ſagte zu mir, wie ich ihm das Geld nahm, er hätte ein ganzes Jahr herumlaufen müſſen, um dieſes Geld zuſammen zu bringen, und du willſt es mir wegnehmen, hierauf ſeyn mir meine Hände auf einmal abgefallen von den Hoſen, und kam mir im Sinn, ich ſollte dem alten Mann das Geld laſſen, es kam mir aber von wegen den Zoll wieder ein, als begieng ich dieſe That, denn es war auch kein rechtes Meſſer nicht, dann in wie viel Städten haben ſie mir nicht um einen Paß gefragt, ſondern gleich um Zoll, wie ich dem Juden das Geld nahm, lief ich weg, und rechter Hand lag ein Dorf, wie ich hin wollte, da kamen drei Huſaren, welche hörten, daß der Alte weinte, und kamen auf mir zu, und fragten mir: was iſt das, ich gab ihnen zur Antwort, der Vater iſt mir Geld ſchuldig, und hat mir nicht wollen bezahlen, denn ich habe immer zu ihm geſagt Vater, weil er alt war, weil wir von Wörlitz nach Coswig giengen, mußten wir über Waſſer, vor das Ueberfahren mußte ich einen Groſchen vor ihm bezahlen, vielmahls habe ich zu ihm geſagt er ſoll mir's geben, allein er ſagte immer, er wollte mir es geben, und gab mir es nicht, wir haben Bier zuſammen getrunken, allein er hat nichts dazu gegeben, die Gedanken ſeynd aber doch nicht geweſen, wegen dem Groſchen und ſechs Pfennige ihm das Geld deshalb wegzunehmen, nur über den Zoll. Da haben mir die Huſaren genommen bei den alten Juden, dieſer Alte nahm mir gleich das Geld aus dem Buſen, die Huſaren haben mir acht Groſchen weggenommen, da aber ich ſagte, daß das mein Geld wäre, gaben ſie es mir wieder, das Geld was ich den Alten wegnahm, war ungefähr 4 Thaler oder 5 Thaler, ich habe es gar nicht auf gehabt, der Alte ſagte zu mir, wenn er Geld überlich behielt vor die Schuhe, ſo wollte er ſich einen Dukaten einwechſeln, wie der Alte mir das Geld abnahm, ſo gaben mir die Huſaren auf dreißig Prügel, ich habe ſie gefühlt acht Tage, ſie ließen mir hernach laufen, es fuhr ein Herr in einen Wagen vorbei, welcher die Huſaren befehligte, mir wieder zu holen, nun wurde ich nach Belitz bei den Magiſtrat geführt, der Bürgermeiſter hat mir die Briefſchaften abgenommen, und die acht Grochen den Boten der Wache gegeben, die Briefſchaften bekam ich wieder und ſchickten mir mit einen Huſaren nach Saarmund.

Auf mein Schreiben was ich geſchrieben habe, das weiß mein Gott, der mir erſchaffen hat, das alles wahr iſt, und falſch gar nichts, denn ich kann es beſchweren in meinen jüdiſchen Glauben, in der Schule, daß es alles wahr iſt, ſo ſoll mir Gott helfen in meiner Noth.

Saarmund,
den 6. Junii 1790.

(Jüdiſche Unterſchrift.)

VII.

Aus einer alten Chronik. *)

Um das Jahr nach Chriſti Geburt 1493. bei Zeit Erzbiſchoffs Erneſti iſt ein Jude mit Namen Salomon zu Magdeburg am Sabbath in eine Cloac oder Latrinam, andere ſchreiben in einen Graben außerhalb der Stadt gefallen, hat ſich aber, den Sabbath nicht zu entheiligen, mit nichten geſtattet herauszuziehen, ſondern iſt in ſeiner riechenden

---

*) Aus: Magnificentia Parthenopolitana: das iſt der Uralten Weltberühmten Haupt- und Handel-Stadt Magdeburg ſonderbare Herrlichkeit nach ihrer alten und jetzigen Beſchaffenheit, Landes-Herren, Freiheiten und Gerechtigkeiten, alten und neuen Geſchichten, Denkwürdigkeiten, Belager- und Eroberungen, inſonderheit der Ao. 1631 den 10. Mai erfolgten jämmerlichen Zerſtörung, aus vielen bewährten Historicis, Chroniken und gewiſſen

Herberge ſitzen blieben. Dieſes iſt alsbald vor den Erzbiſchof kommen, welcher aller Juden und jedermännlich bei ſchwerer Strafe verboten, dieſen in Menſchen-Moraſt liegenden Juden herauszuziehen, damit der Sonntag, als der Chriſten Sabbath nicht entheiliget würde, ſagende, ſo es den Juden Sünde wäre, den, ſo in die Grube gefallen, am Sabbath herauszuziehen, ſo wollte ſich's den Chriſten auch nicht geziemen, den Sonntag zu violiren. Muſte alſo der elende Tropf zween Tage und zwo

---

Urkunden vorgeſtellet durch Johannem Vulpium Sal. M. Not. P. Caesar. Wozu kommen Vota Devota Publica Magdeburgensia oder Beſchreibung der am Krönungstage Ihro Königl. Majeſtät, Herrn Friedrich des Erſten Königs in Preuſſen angeſtellten Ehren- und Freuden-Bezeugungen der Stadt Magdeburg. Nebſt Heinrich Merkels, weiland Sekret. hieſelbſt wahrhaftem Berichte, von der Ao. 1550 und 1551 ergangenen Magdeburgiſchen Belagerung. Magdeburg. Drukts und verlegts Joh. Dan. Müller 1702.

Nächte im Unflath ſitzen bleiben, und wurde am dritten Tage erſt ſpäte Erlaubniß gegeben, daß ſie ihn herausziehen möchten. Münſterus und Wolfius ſetzen dieſe Geſchichte ad annum 1270. Gengenbach referiret ſie 1268.

VIII.

Ein Gewiſſensfall im Handel.

1. Geſchichtserzählung.

Der Kaufmann J. L. aus F. in Polen, war mir für Waaren gegen Wechſel, in Frankfurth an der Oder zahlbar, eine ziemlich beträchtliche Summe ſchuldig geworden. Da er zur Verfallzeit nicht erſchien, und auch nichts von ſich hören ließ, fing ich an ſeine Redlichkeit und Solidität zu bezweifeln. Es war mir bekannt, daß mein Schuldner zuweilen nach K. in Handlungs-Geſchäften kam; ich ſchickte daher deſſen Wechſel, zur Einziehung an einen mir ſehr treuen Korreſpondenten allda, und eröffnete meinem Freunde meine Beſorgniſſe. Einige Monate nachher bringt mir ein eigentlich deswegen nach Berlin abgeſchickter Handlungsdiener einen Brief von meinem Debitor. Das Schreiben enthielt eine weitläuftige, ſehr wahrſcheinlich ausgeſchmückte Erzählung einer langen Reihe von Unglücksfällen die ihn betroffen haben ſollten, wodurch das Vermögen zerrüttet, und Debitor in die Nothwendigkeit verſetzt ſey, mich um einen Nachlaß von 50 Prozent zu bitten. Zugleich ſchrieb er mir, daß er in B. weiter keinen Gläubiger von Belang habe, und mit denen in L. und andern Orten bereits einen außergerichtlichen Akkord, und zwar an noch vortheilhafteren Bedingungen als er mir anbot, getroffen hätte. Ich mußte nun freilich dies alles glauben, und da ich aus Erfahrung wußte, daß auf dem Wege Rechtens in Polen nichts zu erlangen ſey, auch wenn ich gewiß überzeugt wäre, mein Debitor ſey ein muthwilliger Bankerotteur, ſo entſchloß ich mich, das Anerbieten anzunehmen. Zu dem Ende traf ich mit dem obengenannten Handlungsdiener den außergerichtlichen Akkord, der darin beſtand, daß ich in wenigen Zeilen, und in hebräiſcher Sprache einen Revers ausſtellte, des Inhalts:

ich hätte mich mit J. L. in Anſehung

ſeiner erlittenen Unglücksfälle dahin verglichen, für meine Wechſelforderung 50 für 100 zu nehmen, wenn derſelbe mir in der bevorſtehenden Frankfurther Meſſe, dieſe 50 Prozent baar auszahlen würde. Der Handlungsdiener giebt ſeinem Herrn, der damals wahrſcheinlich in Danzig war, von dieſer Abmachung Nachricht, behält aber den Revers, aus Furcht, er könne mit der Poſt verlehren gehen, bei ſich. Ich ſchreibe an meinen Korreſpondenten, er möchte mir den Wechſel zurückſchicken, weil ich gewiß wußte, Debitor käme in wenigen Wochen nach Frankfurth; melde aber meinem Freund nicht, daß ich mich zu akkordiren, genöthiget geſehen, um ihn nicht durch den anſehnlichen Verluſt, den ich erleide, zu betrüben. Noch ehe mein Brief nach K. kömmt, iſt mein Debitor ganz wider meine Erwartung da, und mein Freund dringt auf Bezahlung. Jener beruft ſich auf den mit mir getroffenen Akkord, dieſer will es nicht glauben, weil er keinen Revers aufzuweiſen hat, und da in meinem mittlerweile eingegangenen Briefe. auch keine Erwähnung davon geſchieht, ſo fordert mein Freund, unter Bedrohung einer Wechſelklage, die volle Bezahlung. Die Furcht aber, meine Sache durch Härte zu verſchlimmern, und um die Gläubiger in K. aufſtutzig zu machen, (welche wie er erfährt, ebenfalls einen Akkord mit ihm eingehen müſſen) der Brief des Handlungsdieners aus Berlin, der unverdächtig iſt, und endlich die Ueberlegung, daß wenn Debitor die Wahrheit ſagte, ich ihm die mehr erhaltene Summe doch wiedergeben müßte, bewegen meinen Freund, aus dieſem Vorfall folgenden Vortheil für mich zu ziehen. Debitor muß ihm nemlich 10 Prozent der Schuld baar bezahlen, und ſchriftlich den Akkord in Berlin (wenn es damit ſeine Richtigkeit haben ſollte) aufheben; und verſprechen, mir die bereits bezahlten 10 Prozent nicht in Rechnung zu bringen. Darauf ſchickt mir mein Freund den Wechſel zurück, meldet mir was vorgefallen ſey, und ſetzt hinzu: er vermuthe, ich ſey hintergangen; die vorgegebenen erlittenen Unglücksfälle wären zwar nicht ganz erdichtet, aber ganz gewiß außerordentlich übertrieben.—

Dem letzten widerſpricht unter heftigen Betheuerungen der Debitor, der kurz darauf nach Frankfurth kam, und fordert von meiner Redlichkeit die Wiedererſtattung, oder vielmehr die Verrechnung der erwähnten 10 Prozent Rechtshülfe konnte er wider mich nicht erlangen, obſchon auch ſein Handlungsdiener und der Revers nunmehr zur Stelle war, wenigſtens würde er ſich in einem Rechtshandel verwickelt haben, der lange dauern und koſtbar werden könnte. Er that alſo viel beſſer, mir die Sache in's Gewiſſen zu ſchieben. Ich war in großer Verlegenheit, konnte mich nicht beruhigen und eine inne're Stimme wollte das Verfahren meines Freundes in K. nicht gut heißen. Mein Aſſozie G., ein erfahrner, eben ſo redlicher als kluger Kaufmann, mit welchem ich es überlegte, trat auf die Seite meines Gewiſſens, und da er an dieſer Wechſelforderung keinen Antheil hatte, ſo war ſeine Meinung um ſo viel unpartheiiſcher. Wir vereinigten uns alſo dahin, daß ich die ofterwehnten 10 Prozent nicht annehmen könnte, ohne Treu und Glauben zu verletzen; ich ſollte aber doch vorher Mendelsſohns Urtheil, das ich in 48 Stunden einholen konnte, abwarten, und mich nach ſeinem gewiß gerechten Ausſpruch beſtimmen. Das geſchah, und hier iſt des Weltweiſen Antwort; nach welcher ich wohl nicht hinzuſetzen darf, welche Parthei ich ergriff.

F.

2. Mendelsſohns Brief.

Sie, und Freund G. entſcheiden den vorgelegten Gewiſſensfall mit ſo vielem Edelmuthe und Gerechtigkeits-Liebe, daß ich beinahe Bedenken trage, meine Zweifel darüber zu erkennen zu geben. Indeſſen ſcheint mir die Entſcheidung noch lange ſo ausgemacht nicht — vorausgeſetzt, man ſey moraliſch verſichert, daß der Schuldner einen betrügeriſchen Banqueret gemacht, ſo hatte er kein Recht Sie zu einem Erlaß von ſeiner Schuld, weder zu zwingen noch zu bereden. Der mit ihm geſchloſſene Kontrakt, iſt wie der Kontrakt, den ich mit einem Straßenräuber eingehe: er ſoll mir mein Leben und meine Beinkleider laſſen; ſo will ich ihn nicht nur nicht endecken, ſondern ihm noch meiner Frauen Halsſchmuck mit der erſten Gelegenheit einſenden. Bin ich verbunden dem Räuber Wort zu halten?

Aus Kontrakt ſicherlich nicht, denn er hatte nicht das mindeſte Recht, weder auf mein Leben noch auf meine Beinkleider, und wo kein unvollkommnes Recht iſt, findet auch kein Vertrag ſtatt. — Man müſſe ihm gleichwohl Verſprechen halten, ſprechen die Rigoriſten, damit er künftig nicht noch unbarmherziger mit den Reiſenden verfahre? Gut! ſpreche ich, alsdann iſt es bloß rathſamer, der Klugheit oder Vorſicht gemäß, daß man auch in ſolchen Fällen Wort halte; aber die Gerechtigkeit entſcheidet nicht für den Ungerechten. Ohne mein Gewiſſen zu verletzen, dünkt mich, kann ich erzwungenes Verſprechen zurücknehmen. In unſerm Falle, wo ich nicht irre, iſt es vollends erlaubt, da auch die Klugheit nichts dawider einzuwenden hat, daß man den ſchelmiſchen Banqueroteur um 10 Prozent prelle. Ein andres iſt es, wenn Concursus Creditorum entſtanden, und ſie, durch die der Maſſe oder dem Debitori Communi abgenommene mehrere Prozente den andern Gläubigern ſchaden. Dieſes ſcheint aber der Fall nicht zu ſeyn.

Der Debitor kann ſich durch keinen ſolchen Akkord von ſeiner Schuld befreien. Er iſt und bleibt nicht nur *innerlich* verbunden, den Reſt, ſo bald er kann, völlig abzutragen; ſondern der Akkord ſelbſt ſcheint ſtillſchweigend dieſe Bedingung vorauszuſetzen, und mich dünkt, man könne ihn auch *äußerlich* dazu anhalten. —

Ich nehme den Fall aus, in welchem die Gläubiger wiſſen, ihr Schuldner habe nicht völlig ſein Vermögen hergegeben, ſind es aber zufrieden, daß er etwas davon behalte, um ſich damit zu helfen, und damit er ihnen zu einer andern Zeit ein Mehreres bezahlen könne.

Wenn Sie bei Schließung des Akkords dieſes gedacht haben, ſo müſſen Sie dem Schuldner das Seinige nicht wieder abnehmen, bevor er ſagte, daß es Zeit ſey; denn die Entſcheidung hängt nicht mehr von Ihnen ab.

Sie ſehen wie zweifelhaft ich noch bin, und wie wenig ich mir den Knoten durchzuſchneiden getraue. Ein Glück iſt es in der That, daß es nicht ſo viele Tauſende ſind, über die Sie mein Urtheil erwarten. Die Freundſchaft würde ſich mit der Chikane vereinigen, und alsdenn pflegt die ſtrenge Tugend ſich ſehr beſcheiden zu entfernen — um nicht herausgeſtoßen zu werden.

Im Grunde iſt es leidige Chikane, was ich Ihrer beſſern Entſcheidung entgegengeſetzt habe. Man darf ſich dieſe nur erlauben, ſo weiß man am Ende nicht, wo man ſtehen bleiben ſoll, ſo läßt ſich am Ende alles beſchönigen, alles bis auf das bekannte: Haereticis non est servanda fides. Denn auch die Ketzer haben, nach der Meinung der allein Rechtgläubigen, kein Recht u. ſ. w.

In der That, haben Sie bei Schließung des Vergleichs zugegeben, und ſich ſtillſchweigend gefallen laſſen, daß der Schuldner etwas von ſeinem Vermögen behalte, wo nicht zum Beſten anderer Gläubiger, doch wenigſtens zum Beſten der Seinigen die er unterhalten muß. So lange Sie alſo keinen Grund haben, zu vermuthen, daß er zu mehrerem Vermögen gekommen, als Sie damals geglaubt, ſind Sie allerdings verbunden, ihm zum Beſten der Seinigen auch ein abgenöthigtes Verſprechen zu halten.

Mit einem Wort: der grade ſchlichte Menſchenverſtand iſt in ſolchen verwickelten Fällen allezeit der beſte Richter. Nach dieſem haben Sie, wertheſter Freund, ohne Wortpfuſcherei entſchieden, und dieſem fällt nach einem drei Seiten langen Geſchwätze endlich bei

Ihr Freund

Berlin Moſes Mendelſohn.

den 15. July 1803.

IX.

Jüdiſche Induſtrie neben holländiſcher Frugalität.

Stedmann erzählt in ſeinem bekannten Buche *) allerlei Wunder, die er in Surinam angetroffen hat, von großen halbſchwarzen idealiſchen Schönheiten, großen Schlangen, neuen Affen, neuen giftigen Inſekten, alten Chriſten, die ihre Knechte leichter Vergehungen wegen, zu Tode peitſchen laſſen; einer holländiſchen chriſtlichen Schönen, die das Kind ihrer Sklaven, weil deſſen Schreien ihren zarten Ohren läſtig fiel, ins Waſſer werfen ließ, und dergleichen mehr. Unter

---

*) Narrative of a five years expedition against the negreos of Surinam. II. Vol. 4to. London 1796. Mit 80 Kupfertafeln. (Deutſch überſetzt im Auszuge. Hamburg 1797. 8.)

allen aber, was er im zweiten Bande S. 198. erzählt, verdient folgendes, nicht in Vergeſſenheit zu gerathen, daß er nemlich zu Paramaibo bei einem gewiſſen Hrn. Reynsdorp, einem Pflanzer, einen Juden angetroffen habe, der deſſen Kinder in der chriſtlichen Religion unterrichtete, alſo im eigentlichen Verſtande einen chriſtlichen Religions-Sprachmeiſter von angeborner jüdiſcher Religion. Iſt das nicht herrlich? — Es geht doch nichts über die Juden. Man will es nur nicht recht erkennen. Man erlaube hierbei die einzige Frage: würde wohl Hr. Reynsdorp, wenn er ein Liebhaber von Metwürſten gewesen wäre, die Verfertigung derſelben in ſeinem Hauſe einem Juden anvertraut haben; geſetzt auch, der Jude habe ſich, nach einem gegebenen Rezept damit befangen wollen? — Allein hier erfordert es denn doch Humanität ſowohl als Wahrheitsliebe zu Hrn. Reynsdorps, und folglich ſeines Juden, Ehre, anzuzeigen, daß Herr Stedmann an einem andern Orte von Herrn Reynsdorp ſagt: „auf ſeinen Kaffee-Plantagen herrſche Frieden;

mildes

mildes und wahrhaft menſchliches Verfahren gegen die Sklaven, keine Klagen, keine Banden u. ſ. w.," und ein Mann von ſolchen Geſinnungen übergiebt ſeine Kinder einem Juden zum Unterricht in der chriſtlichen Religion? Hier ſcheint etwas zu fehlen, welches auszumitteln Herr Stedmann, ein ſonſt braver Soldat, nicht Philoſoph genug war. In der Ueberſchrift iſt dies Verfahren Herrn Reynsdorp zugeſchrieben worden. Es braucht wohl nicht erinnert zu werden, daß Geiz von Frugalität unterſchieden iſt, wie Hungerleiden von weiſer Diät. Wie wenn der Holländer bei ſeinem Erziehungsplan nicht ſowohl Geld- als Geiſtes-Ausgaben zu erſparen geſucht, und etwa ſeinen Juden genauer gekannt hätte, als ſich aus den bloßen Worten ſchließen läßt. Getauft war er nicht, ſonſt wäre wohl die ganze Geſchichte keiner Aufzeichnung werth geweſen, aber er war ein portugiſiſcher Jude, das ändert die Sache ſchon etwas. Wäre der Herr ein Berliniſcher, aus Mendelſohns Schule geweſen, ſo könnte man nicht allein Herrn

Reynsdorps Charakter, ſondern die ganze peitſchen- und bandenfreie Haushaltung auf deſſen Plantagen daraus entziffern, auch wohl über die Bedeutung der Worte: Chriſt und Jude, in dieſer Stelle einige Auskunft geben.

X.

Ueber den Geiſt des Judenthums.

Die Wahrheit: daß alles, was da iſt, ſeine Urſachen haben müſſe; woher es komme? iſt eine von den erſten Grundregeln, nach welchen der menſchliche Verſtand denken und urtheilen muß; ſobald er nur zu denken und zu urtheilen anfängt. Dies ſehen wir täglich an jedem Kinde, das, ſobald es etwas neues ſieht, unerſchöpflich in Fragen iſt, die zuvörderſt die Beſchaffenheit der Sache, die ſeine Aufmerkſamkeit reizt, hinterher aber den Urſprung und die Entſtehungsart derſelben, zu betreffen pflegen. Kein Wunder alſo, daß auch der menſchliche Verſtand, ſobald er in jenen früheſten und unmündigſten Zeitaltern des menſchlichen Geſchlechts überhaupt, zu keimen anfing, ſich auch ſo fort nach den Urſachen der Dinge umſahe, die er in der Welt kennen lernte? Allein, je ſchwächer und unmündiger er ſelbſt noch war; deſto ſchwerer mußte es ihm ſeyn, dieſe Urſachen aufzufinden. Die Menge der Gegenſtände, welche ſeine Sinne rührten, und die Verſchiedenheit ihrer Beſchaffenheiten, mußten ihn vollends nur allzuoft ermüden. — Mit der Zeit lernte ſich der Menſch ſelbſt, als das vornehmſte aller Weſen, kennen, die er auf dem Erdboden fand. Er bemerkte, daß er durch ſeine Handlungen die Urſach von unzähligen Dingen, Einrichtungen und Veränderungen ward; daß er Ueberlegungen anſtellen, mancherlei beſchließen und ausführen, vielen Dingen eine andere Geſtalt geben, hier bauen dort zerſtören könnte! Dies leitete ihn auf den Gedanken, daß es wohl ein gewiſſes oberes Weſen geben möchte, von dem alles herkäme, und welches die allgemeine Urſach der Dinge und Veränderungen in der Welt ſeyn müſſe, ſo weit er ſie nemlich kannte. Dieſer Gedanke, auf welchen die Menſchen kamen, mußte ihnen um ſo viel willkommener ſeyn; weil er ihren Verſtand nicht über ſeine Fragen nach den Urſachen der Dinge, ein für allemal aufs vollkommenſte zu befriedigen ſchien; ſondern ihn auch aller der Anſtrengungen und aller der Mühen überhob, die ihm die Aufſuchung der einzelnen, nächſten Urſachen der verſeyenden Dinge und Erſcheinungen in der Welt, gekoſtet haben würde. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Glaube zuerſt unter irgend einem einzelnen Volke entſtand, von welchem er hernach durch die damals gewöhnlichen Wanderungen ſich weiter verbreitet hat. Denn die Namen Jupiter und Jehova, mit welchen in der Folge verſchiedene Völker jenes höchſte Weſen bezeichneten, verrathen eine unleugbare Abſtammung von einander. Die Vorſtellung eines höchſten Weſens hatten alſo die Menſchen von ſich ſelbſt und von ihrer eigenen Wirkſamkeit entlehnt; weil ſie ſich ſelbſt, als die thätigſten und vornehmſten Weſen auf Erden kannten. Und da ſie von keiner beſſern Natur als ihrer menſchlichen, einen Begriff hatten; ſo trugen ſie dieſe mit allen menſchlichen Empfindungen, Neigungen, Trieben, Eigenſchaften, Geſinnungen und Kräften auf die Gottheit über, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dieſe mit weit höhern und ſtärkern Kräften, den Graden nach, ausrüſteten, als ſie bei Menſchen gefunden werden; weil der Wirkungskreis dieſes höchſten Weſens weit ausgebreiteter war, als der des Menſchen. Da ferner ſich durch die Wanderungen die Zahl der Völker ſowohl, als die Mannigfaltigkeit der Sprachen vervielfältigte; ſo wurde mit der Zeit dieſe Gottheit von verſchiedenen Völkern mit verſchiedenen Namen bezeichnet. Ein jedes Volk gewöhnte ſich dann an den Namen, den es ſeiner Gottheit gegeben hatte, und ſahe den Gott, der von andern Völkern unter einem fremden Namen angebetet wurde, für einen von dem ſeinigen ganz verſchiedenen, und aus Vorliebe für ſich ſelbſt, auch für einen falſchen Gott an. Hierzu kam noch, daß die Verſchiedenheit des Landes und Himmelsſtrichs, wo ſie lebten, eine große Verſchiedenheit in den Charakteren und Neigungen, in den Denkungs- und Handlungsarten der Nationen erzeugen mußten. Wenn nun ein jedes Volk ſeinem Gotte, ſeinen Charakter, ſeine Sitten und ſeine herrſchenden Neigungen gab; ſo mußte natürlicher Weiſe der Gott des einen Volks 'ganz anders ausſehen, als der Gott des andern. Noch mehr, je unmündiger die Menſchen noch waren, deſto weniger konnten ſie mit einer Vorſtellung ihrer Gottheit zufrieden ſeyn, die an weiter nichts, als an ein bloßes Wort, an einen Schall, an einen Namen geknüpft war. Sie mußten ſich dieſen unſichtbaren, und ihnen doch ſo wichtigen Gegenſtand nothwendig durch eine körperliche Abbildung ſichtbar, und ihren Sinnen gegenwärtig machen. Und hier hatte die Verſchiedenheit des Nationalcharakters, der Lebensarten, der Sitten und Künſte verſchiedener Völker, wieder ihren ſehr verſchiedenen Einfluß in die Wahl der Bilder und körperlichen Vorſtellungen, die ſie ſich von der Gottheit machten, und zur öffentlichen Verehrung aufſtellten. Ferner: ſo wie nur erſt eine Gottheit da war, ſo ergab ſich, je mehr die Menſchen mehrere Dinge in der Welt kennen lernten, deren Veranſtaltung und Beſorgung über Menſchenkräfte ging, und alſo vor das Departement der Gottheit gehörte, auch das Bedürfniß: dieſer Gottheit mehrere Gehülfen und Untergötter zuzuordnen, damit ſie ſelbſt nicht allzuviel zu thun haben möchte: auch ſchien es die Hoheit dieſes Weſens zu erfordern, von einem gehörigen Hofſtaate bedient zu werden. Nun entſtand eigentlich der Begriff eines Höchſten oder oberſten Gottes.

Es iſt merkwürdig, daß man ſich zuerſt und ſo lange nur noch der einfache Begriff eines einzelnen Gottes unter den Menſchen da war, dieſen Gott mehr, als den Urheber der ſchrecklichen, als der frohen Begebenheiten in der Welt dachte, daß man die Gottheit früher fürchten, als lieben lernte. Jupiter war lange ſchon der Gott des Donners und Blitzes geweſen, ehe er Liebesintriguen ſpielte. Und der Jehova der Juden verbreitete auch mehr Furcht und Schrecken um ſich her, als daß er Zuverſicht und Vertrauen zu ſich erweckt hätte. Der letztere war nicht nur der allerſchrecklichſte, der ſeinem Volke das allermeiſte Blut koſtete, ſondern er erhielt ſich auch am längſten in ſeiner Angſt und Zittern erweckenden Regierung. Nicht das Gute und Erfreuliche, was die Menſchen in der Welt vorfanden, ſondern das Furchterweckende, und mit Gefahr drohende, brachte ſie zuerſt auf den Begriff einer Gottheit. Und das iſt auch ganz natürlich. Denn dasjenige, was die Selbſtliebe des Menſchen fürchtend macht; reizt ſeine Aufmerkſamkeit weit ſtärker, als dasjenige, was ihm den ſanften Genuß eines Gutes darbietet. Daher iſt auch die Anſtrengung unſerer Kräfte in Gefahren weit größer, als im Genuß des Guten.

In der Wahl jener Untergötter, und der Arten der Verehrungen und Dienſte, die ihnen gebracht wurden, zeigte ſich nun die Verſchiedenheit bei den Völkern noch größer. Und ſo geſchah es endlich, daß ein jedes Land ſeine beſondern Götter hatte: von denen die Einwohner glaubten, daß ihre Götter gar nichts mit den Göttern anderer Länder gemein hätten, ohngeachtet alle Völker urſprünglich von einem Gedanken ausgegangen, und auf den Begriff einer Gottheit gekommen waren, und ſich nur nach Verſchiedenheit ihrer Gegenden, wo ſie lebten, und ihrer äußerlichen Lage und Verhältniſſe, in der Ausbildung ihrer Götterlehren von einander getrennt hatten. So war auch der Jehova der Juden im Grunde derſelbige, der von andern Völkern unter dem Nahmen Zevs oder Jupiter verehrt wurde. Wenn alſo unter Abgötterei die Verehrung eines ſolchen Gottes verſtanden wird, ſo macht ein Volk dem andern dieſen Vorwurf mit gleichem Recht und Unrecht.

Auch die Vielgötterei der alten Welt war etwas, das ſich entſchuldigen läßt, wenn man bedenkt:

1) daß alle Völker, ſo groß auch die Zahl der Götter war, die ſie anbeteten, doch eine Gottheit, als die allerbeſte verehrten; und die übrigen nur als ſolche annahmen, die jener untergeordnet wären. Selbſt diejenigen, wel-

che in der Folge, neben dem höchſten, guten Weſen, auch ein anderes, böſes, glaubten, räumten doch Jenem die oberſte Stelle ein;

2) daß hierunter alſo blos der Begriff und die Meinung zum Grunde lag: daß die oberſte Gottheit nicht unmittelbar, ſondern mittelbar die Welt regiere! ein Lehrſatz, dem auch ſelbſt die vernünftigſten Chriſten, und überhaupt alle vernünftigen Bekenner eines Gottes, bis auf den heutigen Tag huldigen und ihn für wahr halten;

3) daß den ältern Völkern die alberne Wahl ihrer Untergottheiten ſelbſt ſowohl, als der Verrichtungen, welche ſie ihnen auftrugen, und der Verehrungsarten, die ſie ihnen brachten, um der Unmündigkeit ihres frühen Zeitalters willen, zu Gute gehalten werden müſſe. Ihre Vernunft war noch zu ſchwach, ſich bei der Rangordnung ihrer Gottheiten nach der Regel zu richten; daß, je mehrere natürliche Kräfte ein Weſen habe, deſto größer auch ſein Wirkungskreis und ſein Einfluß auf andere Dinge ſeyn müſſe. Uebrigens konnten ſie, we-

gen jener Unmündigkeit ihres Verſtandes, der noch keiner Abſtraktion fähig war, keine anderen als ſinnliche Gegenſtände zu ihren Gottheiten wählen. Und hier mußte es ihrem Gutachten überlaſſen bleiben, welche Dinge ihnen jener Ehre würdiger ſchienen, als andere.

So bald die Götter unter den Menſchen entſtanden und eingeführt waren, ſo war das Entſtehen der Tempel und Altäre, der Feſttage, der Gottesdienſte, und des Prieſterthums, eine natürliche Folge davon. Den Göttern mußte gedienet werden, um ihren Zorn zu verhüten, und ſie bei guter Laune zu erhalten, und man kann leicht denken, daß es an ſolchen Menſchen nicht fehlte, die ſich zur Aufwartung bei den Göttern, zu Anordnung des ihnen zu leiſtenden Dienſtes, und zur Beſorgung der menſchlichen Angelegenheiten bei denſelben, erboten. Nie war irgend ein Gewerbe zu erſinnen, das geſchickter geweſen wäre, denen, die es trieben, Bequemlichkeit, Anſehen, Macht und Reichthümer zu verſchaffen, als dieſes. Die angeblichen Diener der

Götter wurden bald mit den Cabinets-Geheimniſſen ihrer Gottheiten bekannter, überredeten den unwiſſenden Haufen, daß ſie ſelbſt in näherer Verbindung und Vertraulichkeit mit den Regierern der menſchlichen Schickſale ſtünden; gaben das, was ſie dem Volke zu ſagen beliebten, für den jedesmaligen Willen, für die Rathſchlüſſe und die Forderungen einer Gottheit an die Menſchen aus, und ſetzten ſich auf dieſe Art in kurzer Zeit, als Mittelsperſonen und Unterhändler zwiſchen der Gottheit und dem Volke, bei dem letztern in das allergrößte, ehrfurchtsvolleſte Anſehen. Einige von ihnen mochten gutmeinende Phantaſten ſeyn, die von ihrer eigenen ſchwärmeriſchen Einbildung verleitet, den andächtigen Unſinn, welchen ſie ausbreiteten, ſelbſt für Wahrheit hielten. Andere aber, und die Meiſten bedienten ſich dieſes allerſchönſten Mittels, um das blinde Volk am Narrenſeile überall dahin zu führen, wohin es ihre ehrgeizigen, herrſchſüchtigen und eigennützigen Abſichten gern haben wollte. Beiderlei Arten haben ſich in ihren Nachfolgern bis auf unſre gegenwärtige Zeiten erhalten.

Man will es dem Moſes gemeiniglich als ein entſchiedenes Verdienſt anrechnen, daß er alle Untergottheiten verbannet und ſeiner Nation den reinen Begriff eines einzigen Gottes und Alleinherrſchers der Welt, oder vielmehr des jüdiſchen Volkes, gegeben habe. Allein man ſiehet nicht, daß es die Abſicht Moſis war, darum alle Untergötter aus den Begriffen ſeines Volks zu vertilgen, um ſich ſelbſt zu dem einzigen Untergott, zu dem unmittelbaren einzigen Vertrauten der höchſten Gottheit in der Achtung des Volks zu machen. Er wüthete über nichts mit ſtrengerer und grauſamerer Schärfe, als wo er die kleinſte Abweichung von dem Glauben an den einigen Jehova bemerkte, den kein Iſraelit nur ſo weit kannte, als Moſes, dieſer angebliche einzige Cabinetsminiſter des Jehova, es haben wollte. Auch ſogar nicht einmal eine körperliche Abbildung, oder irgend eine bildliche Vorſtellung des Jehova wollte er zugeben; ſondern unterſagte ſie bei ſchwerer Strafe des

Todes, weil ihm bange war, daß, jemehr ſich das Volk den angeblichen Jehova verſinnlichte, oder auf irgend eine Art gegenwärtiger machte, ſein eigenes Anſehn dadurch in demſelbigen Maaße leiden und geſchwächt werden möchte. Und in der That iſt es ſonſt unbegreiflich, warum die Vorſtellung der Gottheit unter einem körperlichen Bilde je hat als würkliches Verbrechen angeſehen werden können? War und iſt es nicht Sünde, eine Beſchreibung von der Gottheit in Worten abzufaſſen; warum ſollte es denn Sünde ſeyn, ein Bild von ihr zu machen? Eine Figur zu ſchnizzen, an der der Künſtler die Eigenſchaften, welche von der Gottheit prädicirt werden, ſo weit es ſeine Kunſt erlaubt, auszudrücken ſucht? Dem Klügern bleibt ein ſolches Bild ja doch nur ein bloßes Erinnerungszeichen an die Gottheit. Und der Schwächere, der ſich die Gottheit nicht in Abſtracto denken kann, verliert ja alsdann vollends den ganzen Begriff und alle Vorſtellung von ihr; wenn es ihm auch nicht einmal erlaubt ſein ſoll, ſie unter einem Bilde verehren zu dürfen? Was kann es dem moraliſchen Charakter eines Menſchen auch ſchaden, ob er ein Bild, oder ein Etwas, davon er nicht weiß, was es iſt? noch wo es iſt? anbetet? Oder, was kann die Gottheit ſelbſt dadurch für Schaden leiden? Was hätte ſie für Urſachen, eiferſüchtig darüber zu ſeyn? Wollte ſie aber durchaus nicht unter einem Bilde verehrt ſeyn, warum enthüllete ſie ſich nicht ſelbſt beſſer den menſchlichen Augen? oder, warum ſchuf ſie viele Menſchen, die keiner abſtracten Ideen fähig ſind und ſich doch von ihr durchaus einen abſtracten Begriff machen, und ihn bei ſich unterhalten ſollen?

Es war aber Moſes ausdrückliche Abſicht, das Volk mit der Idee eines höchſten Weſens, und mit dem Glauben, daß er der einzige Liebling und Vertraute deſſelben ſey, zu täuſchen, um eine eigennützigen und herrſchſüchtigen Abſichten verfolgen zu können. Und hier bewies er ſich als den verſchlagenſten Kopf, der nicht nur das menſchliche Herz überhaupt, und den beſondern Charakter ſeines Volks inſonderheit kannte; ſondern auch dieſer Kenntniß zufolge, in ſeinen Blendwerken, die er der blinden Einfalt vorſpiegelte, immer ſolche Wendungen zu nehmen wußte, daß er auch in den ſchwerſten und für ihn ſelbſt und ſeine Abſichten oft gefährlichſten Vorfällen, den rohen Haufen in der Anhänglichkeit an ihn doch ſo hinhalten konnte, daß die Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel aufzuweiſen hat. Er hatte ſich, da nun einmal Empörungstrieb, zügelloſer Stolz, Tollkühnheit, Herrſchſucht und Rachbegierde, die Hauptzüge ſeines Charakters waren, zum Anführer der rebelliſchen Iſraeliten in Aegypten aufgeworfen. Mit dem ſo ſehr verſchrieenen Joche der Dienſtbarkeit, das ſie daſelbſt getragen haben ſollen, kann es wohl unmöglich ſo viel auf ſich gehabt haben, als das Geſchrei iſt, das man davon hat machen wollen, und der herrſchenden Nachbetungsmode zufolge, die immer noch bei den meiſten Menſchen die Stelle des Selbſturtheils vertritt, noch davon machen will. Denn man bedenke:

1) daß die Iſraeliten von den Egyptern doch immer in dem ruhigen Beſitz des Landes Geſen, dieſes ſchönſten und fruchtbarſten Theils des ganzen Königreichs, den ihnen Joſeph durch ſeine ſchändlichſten Betrügereien und mit himmelſchreienden Ungerechtigkeiten gegen die wahren, eingebornen Eigenthümer, verſchafft und erſchlichen hatte; bis an ihren Ausgang gelaſſen wurden!

2) Daß nichts billiger war, als daß dieſe Fremdlinge, die ſo lange ſchon das Mark des Landes umſonſt, und im trägeſten Müßiggange, zum offenbaren Schaden und mit der unverantwortlichſten Ungerechtigkeit gegen die wahren Unterthanen des Reichs, gegeſſen hatten, auch endlich einmal angehalten wurden, die allgemeinen Koſten des Landes gemeinſchaftlich tragen zu helfen;

3) daß der Antheil, der ihnen von dieſen Laſten aufgelegt wurde, unmöglich das Maaß der Gerechtigkeit nnd Billigkeit überſchritten haben könne. Denn die Geſchichte ſagt ausdrücklich: je mehr die Egypter das iſraelitiſche

Volk drückten; deſto ſtärker vermehrte es ſich und breitete ſich aus. Nun weiß jedermann: daß mäßige Arbeiten und ordentliche nützliche Beſchäftigungen, wobei inſonderheit der Körper in Bewegung gebracht wird, bei nahrhafter Koſt, gerade das vortheilhafteſte Mittel, nicht nur zur Erhaltung der Geſundheit überhaupt, ſondern auch zur Beförderung einer glücklichen Geſchlechtsvermehrung und Hinſtellung einer zahlreichen geſunden Nachkommenſchaft ſey; und daß hingegen, wenn durch übermäßige Arbeiten und Anſtrengungen die Kräfte erſchöpft, die Geſundheit aufgerieben, und die Natur verwüſtet wird, alsdenn der Fortpflanzungstrieb gewiß nicht in ſeiner geſunden Kraft und Thätigkeit allein ſtehen bleiben und überdauern, oder wohl gar noch durch den Untergang der übrigen Kräfte in ſeiner Stärke gewinnen werde und könne? Und woher kam es denn, daß ſich die Iſraeliten vorher nicht ſo ſtark vermehrten, ehe ſie zur Arbeit angehalten wurden? War dies nicht die immer noch bis auf den heutigen Tag gewöhnliche Frucht des Müßigganges, in welchem ein Theil der Kräfte des Menſchen verroſtet; unterdeß der andere in Schwelgerei, Ueppigkeit und unnatürlichen Laſtern, oder ſonſtigem Mißbrauch verſchwendet wird?

4) Warum konnte denn Moſes die Iſraeliten nur durch die Verheißung eines Landes, in welchem Milch und Honig flöſſe, und wo ſie alſo keiner andern Arbeit, als nur der kleinen Bemühung des Schöpfens nöthig haben würden, zum Aufruhr und zur Auswanderung reizen? Und wie war es

5) dem Volke ſelbſt möglich, ganze vierzig Jahre, in der Hoffnung, ein ſolches Land für ſich zu finden, wo ihm alle Arten des Ueberfluſſes und Wohllebens von ſelbſt zuſtrömen würden, dergeſtalt, daß ihm dabei ſonſt nichts zu thun übrig bliebe, als nur den Mund aufzuthun und zu genießen; wie konnte das Volk unter einer ſo dummen Hoffnung, ganze vierzig Jahre mit Müßiggang in der Wüſte verſchleppen? War dies nicht ein Beweis über alle Beweiſe, daß nicht der geringſte Trieb zu

irgend einem vernünftigen Vernehmen, gar keine Luſt zur Arbeit oder nützlichen Beſchäftigung; ſondern vielmehr ein ganz übermäßiger Hang zur Trägheit, zum Müßiggange, und zu der lüderlichſten Faulheit bei ihm zu ſuchen war? Wahrhaftig, wenn die Iſraeliten auf ihrer angeblichen vierzigjährigen Reiſe in der Wüſten, als ein von Gott beſonders gewähltes Volk, von ihm, im außerordentlichem Verſtande geleitet und auf ihren Wegen und Stegen geführt ſeyn ſollen, denn kann dies von allen Ziegeuner- und Räuberbanden eben ſo gut behauptet werden, die aus Faulheit, Arbeitsſcheu, Wege und Wälder unſicher machen, und vom Rauben und Plündern leben. Woher kam die unſägliche Menge von Gold, Silber, Edelgeſteinen, Seide und allen Arten von Koſtbarkeiten, die ſie zum Schmuck der Stiftshütte und Prieſterkleidung hergeben konnten? Und der Ueberfluß, den ſie doch noch am Ende davon behielten? — In der Wüſten hatten ſie es nirgends finden können. Viele Geräthſchaften, ſagt die Geſchichte, hätten ſie bei ihrem Ausgange, auf Befehl des Jehova, den Egyptern geſtohlen. Und der übrige Reichthum mochte in Egypten auch erworben ſeyn, wie er wollte, ſo blieb er doch wohl immer ein ganz unerhörter, poſſierlicher Beweis von übergroßen Drangſalen, die ſie dort ausgeſtanden haben konnten? Und endlich:

7) warum ſehnten ſie ſich ſo oft wieder nach Egypten zurück? Warum klagten ſie ſo oft: „Wollte Gott, wir wären in Egypten ge„blieben; da wir bei den Fleiſchtöpfen ſaßen, „und hatten die Fülle Brod zu eſſen!“ Warum war ihnen gleich, am Tage des Ausgangs aus Egypten, die Sache ſo leid, daß ſie ſich von Moſes hatten bethören laſſen? Warum machten ſie ihm jetzt, da alles von den Egyptern erlittene Ungemach ihnen ja noch in ſo friſchem Andenken hätte ſeyn müſſen, den bittern Vorwurf: „Warum haſt du uns das gethan, „daß du uns aus Egypten geführet haſt? Iſt „es nicht das, das wir ſagten in Egypten: „Höre auf (mit deinen Aufwiegelungen und

„Ueberredungen zur Rebellion) und laß uns „den Egyptern dienen?" Warum ſetzten ſie ſich einsmals, weinten und ſprachen: „Wer will „uns Fleiſch zu eſſen geben? Wir gedenken „der Fiſche, die wir in Egypten umſonſt aßen, „und der Kürbis, Pfeben, Lauch, Zwiebeln und „Knoblauch. Nun aber iſt unſre Seele matt!" Warum machten ſie ein andermal dem Moſes den Vorwurf: „Iſt's zu wenig, daß du „uns aus dem Lande geführet haſt, da Milch „und Honig innen floß, du mußt auch noch „über uns herrſchen? — Wie fein haſt du „uns bracht in ein Land, da Milch und Honig innen fleußt, und haſt uns Aecker und „Weinberge zum Erbtheil gegeben? Willſt du „den Leuten auch die Augen ausreißen?" (Daß ſie nämlich deine Betrügereien nicht ſehen ſollen?) Warum waren ſie zuweilen ſchon entſchloſſen, einen Hauptmann unter ſich zu wählen, der ſie wieder nach Egypten führen ſollte? Sind das alles auch Beweiſe, daß es ihnen dort ſo ſchlimm ergangen ſeyn müſſe? (2 B. Moſ. 35, 5 — 29. C. 36, 4 — 7. C.

16, 2. 3. C. 14, 11. 12. C. 17, 3. 4. 4 B. Moſ. 14, 2 — 4. C. 20, 3 — 5.)

Unbegreiflich iſt die Verblendung, wenn noch heutiges Tages, Moſes als ein außerordentlicher Knecht Gottes, und nicht vielmehr für das, was er wirklich war, nämlich für einen öffentlichen Aufwiegler; für einen Rädelsführer und Oberhaupt der Rebellen, die er gemacht hatte; für einen tollkühnen Aventurier erkannt und angeſehen wird! Für einen Menſchen, der den rohen und dummen Haufen der Iſraeliten mit ſolchen Verſprechungen und Verheißungen aufwiegelte, die ihren ſchlechten Neigungen ſchmeichelten, der hernach mit ſeiner Bande, die er ſich zuſammengerafft hatte, herumzog, ohne zu wiſſen, was er mit ihr machen oder anfangen ſollte? der ſich's wohl bewußt war, daß er ihr das vorgelogene Land, worin die Milch- und Honigſtröme rauſchten, nicht ſchaffen könnte; und der, weil es ihm ſein herrſchſüchtiger Charakter nicht zuließ, ſeinen Befehlshaberpoſten, auf den er ſich geſchwungen hatte, wieder aufzugeben, und ſich allenfalls heimlich bei Nacht und Nebel davon zu machen; nun kein anderes Mittel wußte, ſich in Anſehen zu erhalten, als die wilde Phantaſie des rohen Haufens mit ſeinen wunderbaren und abentheuerlichen Erzählungen von einem Jehova, und mit einem gräulichen Hocuspocus von gottesdienſtlichen Ceremonien vollends zu berauſchen; dergeſtalt, daß unter der Menge von Opfern, Waſchungen, Reinigungen und Heiligungen, worin das Volk herumgetummelt wurden, ihm faſt keine Zeit übrig blieb, an ſich ſelbſt denken zu können. Und wenn denn doch zuweilen die Selbſtliebe des Volks ſich von zu vielen Bedürfniſſen gedrückt und geklemmt fühlte, ſo, daß es über ſeine Regierung zu murren anfing; dann machte er die jämmerlichſten Grimaſſen, die ſeine Herzensangſt bezeugen ſollten, welche er darüber ausſtände, daß das unverſtändige Volk den Jehova ſo ſehr erzürne. Nun zitterte er an allen Gliedern, lief fort, und entzog ſich eine Weile den Augen des Volks: — kam dann wieder, und nun—je nachdem es ſeine ausgelernte Schalkheit den gegenwärtigen Umſtänden angemeſſen fand, — gaukelte er ihn zuweilen die allerbeweglichſten und herzbrechendſten Fürbitten vor, die er für ſeine Gefährten, bei dem, über ihr Verbrechen ganz raſenden und wüthenden Jehova eingelegt, und wodurch er ihn endlich doch, ſo ſchwer es auch hielte, zu vernünftigen Gedanken wieder zurückgebracht hätte. Zur andern Zeit — wenn er es nämlich einmal nöthig hielt, wieder Furcht und Schrekken unter das Volk zu bringen, und ſich die erſtaunliche Anzahl von Menſchen, die ihm nun doch faſt über den Kopf wachſen wollten, etwas zu ſchwächen: — dann hatte er auch keine Gnade vor den Augen des Jehova über die Sünden des Volks finden können, ſondern er brachte den Befehl — zu mörden! Man ſtelle ſich vor, daß, wenn bei der zahlloſen Menge roher Menſchen ein allgemeiner Befehl zum Morden gegeben wurde; Moſes doch immer darauf rechnen konnte, daß, gegen die halb Vernünftigen, die ſich vielleicht nicht dazu verſtehen möchten, es unzählich mehrerer

Schwärmer und Dumme, auch viele geben würde, welche die Gelegenheit, ſich an ihren Privatfeinden rächen zu können, nutzen würden. Und wenn dieſe nur erſt das Blutbad anfingen; ſo mußte die Metzelung in der blinden Wildheit durch Angriff und Gegenwehr bald allgemein werden. Hinterher hatte er den eigenen angerichteten Jammer, den er als die Wirkung des entbrannten Zorns des Jehova darſtellete, und worüber er nun, als ein Meiſter in der Verſtellungskunſt, ein gräßliches Geheul und Wehklagen erhob; und endlich wieder dem Volk die Schwierigkeiten und Mühen vorgaukelte, die er gehabt hätte, um den mit Rachgier entflammt geweſenen Jehova zu beſänftigen und zu verſöhnen.

Es iſt merkwürdig, daß insgemein der Bewegungsgrund, welchen er in ſeinen erdichteten Fürbitten dem Jehova vorgelegt zu haben verſicherte, darin beſtand: „Was werden „die Egyptier ſagen, wenn ſie hören werden, „daß das Volk, welches du mit ſo großen Verheißungen und ſtarker Hand ausgeführet haſt,

„ſo elend umgekommen ſey?“. Hier verrieth ſich immer ſein eigener Stolz, und die Furcht, welche er vor der Demüthigung hatte, ſich's endlich einmal ſagen zu müſſen: daß er mit ſeinen herrſchſüchtigen Abſichten geſcheitert ſey. Dies Unglück und dieſen Gram wollte er gern ſo lange er lebte, von ſich entfernt halten. Freilich wußte er wohl, daß alle die prahlenden Verſicherungen, welche er den Iſraeliten von dem Jehova machte, daß dieſer ſelber vor ihnen hergehen, und ſelber die Völker Canaans vor ihnen her vertilgen würde (5 B. Moſ. 31, 3. Cap. 7.) lauter leere Worte wären, womit er jene äffte, und daß von dem Phantom, das er unter dem Namen Jehova ihrer Leichtgläubigkeit und Einfalt als eine Gottheit aufband, nicht die mindeſte Hülfe bei der Vertreibung fremder Völker, und der Beſitznehmung ihrer Länder zu erwarten ſtände, ſo wie ſich's auch in der Folge zeigte, daß, wenn die Iſraeliten ein kleines fremdes Volk, dem ſie unendlich überlegen waren, ſchlugen; der Jehova alsdann auch den Helden dabei ſpielte; wenn jene aber bei dem Feinde einen eiſernen Wagen ſahen und davor zurückſchreckten, alsdann der Jehova auch keine Luſt hatte, anzubeißen. (B. d. R. 1, 19. 34). Allein, ſo lange er lebte, wollte Moſes ſeine Herrſchaft doch nicht gern zertrümmert ſehen. Und in Anſehung deſſen, was nach ſeinem Tode geſchehen würde, verſchanzte er ſeine Ehre mit den Prophezeyhungen: daß das Volk der Stimme des Jehova ungehorſam werden, und ſich alsdann dadurch Unglück auf den Hals ziehen würde. (5. Moſ. 31, 29.)

Ueberall verhütete er auf's ſorgfältigſte, daß keiner mit dem Jehova, in deſſen Namen er regierte, näher bekannt werden ſollte; und damit er auch hierüber in den Augen des Volks unſchuldig bliebe; zumal, da dieſes zuweilen ſehr bedenkliche Gloſſen darüber machte, die für Moſen ſehr gefährlich hätten werden können. — „Redet denn der Herr allein „durch Moſen?" — (4 Moſ. 16, 3.) „Ihr „(Moſes und Aaron) machet zu viel; denn „die ganze Gemeine iſt heilig, und der Herr

„iſt unter ihnen. Warum erhebet ihr euch „über die Gemeine des Herrn?“ — damit er hierüber in den Augen des Volks unſchuldig bliebe: ſo ſchob er immer alle Schuld auf den Jehova ſelbſt, der durchaus keinen andern um ſich leiden wollte, als ihn, den Moſes, der ſich höchſtens erklärte, mit Andern noch wohl im Geſichte oder Traume reden zu wollen; aber mit Moſe! — „Nein, „mit dieſem treuen Knechte in meinem ganzen „Hauſe rede ich mündlich. Er allein ſiehet „den Herrn in ſeiner Geſtalt, nicht durch „dunkele Worte oder Gleichniſſe!“ — (4 Moſ. 12, 6 — 8). Ja er ſtellte den Jehova in ſeiner Sorge, daß Niemand ſich dem Berge, oder dem Orte, wo er mit Moſe reden wollte, nähern möchte, ſo ängſtlich vor: daß er, Moſes, ihn zuweilen nicht genug beruhigen und ihn bedeuten können: es ſey ja gar nicht möglich, daß jemand ſich nähern könne: weil ja ganze weitläuftige Gehege gezogen, und alle mögliche Sicherheitsanſtalten, jenes zu verhindern, getroffen wären. So eiferſüchtig war der Jehova über ſeine Herrlichkeit, daß ſie nicht Gefahr laufen möchte, durch irgend eines anderen Menſchen Augen, als die des Moſes, geſehen zu werden. So peinlich war er darüber, daß irgend ein gemeiner und neugieriger Iſraelit die Konferenz, welche er mit Moſe halten wollte, belauſchen möchte. So zärtlich war er für das Leben eines Menſchen beſorgt, der ſich etwa durch ſeine Neugier der Todesſtrafe ausſetzen möchte. Er, dem es zu anderer Zeit eine Kleinigkeit war, um der nichtswürdigſten Urſach willen, dreißig bis vierzigtauſend Menſchen ermorden zu laſſen. — Moſes ſahe ſich zwar endlich genöthigt, um dem Volke doch etwas zu ſehen zu geben, eine Stiftshütte zu bauen. Er verhütete aber bei dieſem Blendwerke ſorgfältig, daß es über den angeblichen Jehova ſelbſt um nichts dadurch klüger wurde. Große, weitläuftige Anſtalten und äußerlich blendende Pracht, welche die Augen des Volks füllen mußten, wurden zwar nicht geſpart. Die Einführung des Jehova ſelbſt aber, oder, eine gewiſſe näher bezeichnende Abbildung deſſen, was er war, in der Stiftshütte aufzuſtellen, vermied er durchaus, weil ſonſt das unzufriedene, und ſich immer nach dem geliebten Egypten zurückſehnende Volk, wenn es einmal den Jehova in der Stiftshütte gefangen hatte, ſich bei der nächſten mißvergnügten Gelegenheit leicht hätte einfallen laſſen können, mit dieſem ganzen Käficht davon zu laufen, ſich ſein liebes Egypten wieder aufzuſuchen; und ſo den Moſes ſeiner ganzen angemaaßten Hoheit und Herrſchaft mit einemmale zu entſetzen. Solcher ſchrecklichen Gefahr konnte ſich der verſchlagene Moſes nicht ausſetzen. Daher behielt er den Jehova ſelbſt, außerhalb der Stiftshütte für ſich; um ihn überall, wo er es gut finden würde, ſprechen zu können. — Nur eine Wolken- oder Rauchſäule ließ ſich zuweilen bei dem Heiligthume ſehen; und dann hieß es: der Herr ſey hernieder gekommen, und ſeine Herrlichkeit ſey erſchienen; um mit Moſe in der Hütte des Stifts reden zu wollen. Wie es aber mit dem Entſtehen dieſer Rauchſäule

Rauchſäule zugieng; das konnte kein anderer Iſraelit wiſſen und erfahren. Denn, wer ſich außer Moſen, deſſen theuern und werthen Herrn Bruder Aaron, und dieſen Söhnen, hinzunahete, mußte des Todes ſterben.— Indeſſen, wie leicht iſt nicht ein Rauch gemacht? Und wer weiß es nicht, daß er bei ſtillem Wetter gerade in die Höhe ſteigt?

Moſes war und blieb zwar in dieſer ganzen abentheuerlichen jüdiſchen Geſchichte der eigentliche und einzige Hauptritter; derjenige, der ſeiner Herrſchſucht zu Gefallen, die ganze Regierungsmaſchiene über dies einfältige Volk angelegt und gebauet hatte; ihr auch, als Herr und Meiſter, bis an ſeinen Tod vorſtand. Indeſſen hatte er ſich doch bald überzeugt, daß der Rath, welchen ihm ſein Schwager, der Midianitiſche Prieſter Jethro, gegeben, nicht zu verwerfen ſey. Dieſer Rath beſtand darinn: er ſollte, um ſich nicht gar zu ſehr zu ermüden, die Aufwartung bei dem Jehova für ſich behalten, im übrigen aber die Geſchäfte und Arbeiten bei dem Volke, durch Anſtellung gewiſſer Perſonen über daſſelbe, die von ſeinen Befehlen abhingen, ſich erleichtern. Dieſer Rath wurde befolgt. Der Jehova wählte, wie es auch nicht anders zu vermuthen ſtand, und nichts billiger war, den Aaron, den Herrn Bruder des Moſes, zu dem Nächſten in der Würde nach Moſen. Auf den Aaron folgten deſſen Söhne, und endlich, die ganze übrige Verwandtſchaft aus dem Hauſe Levi. Zwar hatte Aaron kurz vorher den kleinen Fehler begangen, daß er das dumme Volk durch ſein loſes Geſchwätz überliſtete; ihm ſeine goldenen Ohrringe abforderte; hieraus ein Kalb goß; dies Kalb zu einem neuen Jehova machte; dem er einen Altar bauete, und zu deſſen Anbetung das Volk verleitete. Allein Moſes hatte ja auch ſchon dafür durch ſeine treue Leviten dreitauſend Menſchen zur Verſöhnung ſeines Jehova im Lager niedermetzeln laſſen, von denen freilich wohl die meiſten nicht einmal wiſſen mochten, warum ſie zu dieſer ſchnellen Ueberfahrt in die Elyſäiſchen Felder gefordert wurden? Ueberdies hatte ſich auch noch der Jehova ſelbſt ſeine weiteren Rechte zur Heimſuchung jener Sünde an das Volk ausdrücklich vorbehalten. Mithin war ja dieſe Sache in Rückſicht Aaron's, als des eigentlichen Verführers und Urhebers jener Abgötterei, eine unbedeutende Kleinigkeit, die den Jehova gar nicht hindern konnte, ihm ſein allergnädigſtes Wohlgefallen und ſeine allerhöchſte Zufriedenheit zu bezeugen, ihn zu den erhabenen Würden eines Hohenprieſters und ſeines zweiten Cabinetsminiſters zu erheben; und dies allerhöchſte Vertrauen in der Folge auch, durch die allmächtige und wunderthätige Veranſtaltung des Grünens, Blühens und Mandelntragens ſeines verdorreten Steckens, vor den Augen des ganzen Iſraels feierlichſt zu beſtätigen. (4 Moſ. 17.)

Man muß über die Größe und Menge der Vorrechte erſtaunen, welche Moſes dem Aaron, deſſen Söhnen, und der ganzen Schaar der Leviten zuzuwenden wußte. Hierdurch feſſelte er das Intereſſe dieſer Leute an die Erhaltung ſeines Regierungsſyſtems, und verſicherte ſich zugleich ihrer unverbrüchlichen Treue, Ergebenheit und Anhänglichkeit an ſeine Perſon. Nicht weniger leuchtete ſeine Verſchlagenheit aus der Vertheilung und Anordnung der Dienſte, Aemter und Verrichtungen hervor, welche er dieſen ſeinen Untergeordneten, unter dem Cabinetsſiegel des Jehova anbefahl. Nur Aaron und deſſen Söhne ließ er an den Geheimniſſen des göttlichen Heiligthums nähern Antheil nehmen; und dies jedoch auch nur bis ſo weit, als es ihm höchſt nothwendig ſchien, und als es die Sicherheit ſeiner, als des General-Direkteurs dieſes ganzen Schauſpiels, keine Gefahr dabei laufen konnte. — Indeſſen wäre ihm doch bald ein böſer Streich mit dem Aaron ſelbſt begegnet. Die Eiferſucht ihrer gemeinſchaftlichen Schweſter Mirjam, fand ſich über den Vortritt, den ſich die Gemahlin des Moſes vor ihr zueignete, um ſo mehr beleidiget, da dieſe nur vom Mohriſchen Blute entſproſſen war: und Aaron war ſo unvorſichtig ihre Parthie zu nehmen. Die Sache war allerdings wichtig genug, daß ſich der Jehova darin miſchen mußte. Er züchtigte alſo jene Mamſell für ihren unverſchämten Stolz, mit einem ſchneeweiſen Ausſatze, ſieben Tage lang, und kapitelte auch den Aaron dafür derbe aus, daß er der Mirjam wider die Madame Moſes beigeſtanden hätte. — Allein dem Moſes ſelbſt blieb der ganze Vorfall doch verdächtig. Er ſchien ihm eine gefährliche und warnende Vorbedeutung, und er ſchaffte ſich alſo, um ſeine Sicherheit nicht aufs Spiel geſetzt zu ſehen, nach Verfließung weniger Zeit, ſowohl die Mirjam, als den Aaron vom Halſe und aus dem Wege. — Das Korps der Leviten war eigentlich das Garderegiment, das ſich Moſes als Geſandter des Jehova, und zur Sicherheit, Unterſtützung und Beförderung ſeiner Ambaſſade-Geſchäfte hielt. Sie hatten die Stiftshütte in ihrer Verwahrung; die äußerlichen Dienſte bei derſelben zu beſorgen; und waren auch die gewöhnlichen Nachrichter, durch die Moſes ſeine grauſamen Strafurtheile über das Volk vollſtrecken ließ; wenn es aber mit einer auswärtigen Macht zur Bataille kam, ſo wurden die Leviten geſchont, und die übrigen Stämme mußten alsdann ihre Haut zu Markte tragen.

Moſes war wahrſcheinlich ein Kind der erſten unſchuldigen Liebe einer Egyptiſchen Prinzeſſin, und wie die Erfahrung insgemein für Kinder bezeuget, die ihr Daſeyn keiner geſetzlichen Pflicht zu danken haben; mit ſehr glücklichen Fähigkeiten geboren. Seine natürliche Anlage zum Stolz, und der Trieb zu herrſchen, der ihn belebte, waren durch die vornehme Erziehung, die er am Hofe Pharaos genoſſen, ernährt und vermehrt worden. Indeſſen waren doch ſeine endlichen Ausſichten auf die Zukunft, ſeiner Leidenſchaft hier nicht günſtig. Er warf alſo, da er für einen Sprößling aus Iſraelitiſchem Blute ausgegeben war, ſein Augenmerk auf dieſe Nation, um bei ihr die Befriedigung ſeines Ehrgeizes zu ſuchen, die er am Königlich Egyptiſchen Hofe nicht finden konnte. Er hatte den beſten Unterricht in allen damals bekannten und geltenden Künſten und Wiſſenſchaften genoſſen; und ſeine guten Fähigkeiten hatten ihm einen vorzüglich guten Fortgang in der Erlernung derſelben gewinnen laſſen. Dies kam ihm in der Folge bei ſeinem Unternehmen herrlich zu ſtatten. Die Naturlehre war es vorzüglich, womit ſich auch ſchon die erſten Weiſen zu beſchäftigen hätten anfangen müſſen. Allein dieſe Wiſſenſchaft lag, ſowohl in ihren mathematiſchen als chimiſchen Theilen, damals noch tief in ihrer Geburt, und die einzelnen Entdeckungen, welche man, inſonderheit in Anſehung der letztern machte, die Erſcheinungen welche ſich aus den verſchiedenen Miſchungen und Scheidungen der feſten und flüſſigen Körper ergaben; wurden als Wunder und religiöſe Geheimniſſe angeſehen, und von den Unwiſſenden angeſtaunt, welches denn denen, die dieſe Geheimniſſe beſaſſen, Gelegenheit gab, ſie als Blendwerke der Taſchenſpieler-Kunſt zu benutzen, um ſich bei dem Pöbel ein deſto gröſſeres Anſehen zu verſchaffen. Moſes bediente ſich dieſer erlernten Künſte auch, um ſowohl den Iſraeliten, die gar keine Luſt hatten, aus Goſen zu wandern, als auch den Egyptern, die jene nicht fahren laſſen wollten, ſeine göttliche Geſandſchaft dadurch zu beſcheinigen. Zwar hatte der Jehova, der ihm das jedesmalige Kunſtſtück, welches er vor ihren Augen machen ſollte, immer angab, lange mit den Egyptiſchen Zauberern zu wetteifern und vieles zu probiren, ehe er auf ein ſolches Kunſtſtück treffen konnte, wo er mit ſeiner Geſchicklichkeit jene übertraf. Aber endlich gelang es ihm doch, in der Kunſt, Läuſe zu machen, den Preis abzugewinnen. Hier mußten die Egyptiſchen Zauberer ſelbſt den Finger des Moſaiſchen und Aaroniſchen Gottes erkennen, und der Verfaſſer des Buchs der Weisheit freuete ſich noch ſpät darüber, daß jene hier in dem Gaukelſpiel der ſchwarzen Kunſt, die Segel für den Jehova hätten ſtreichen müſſen! — Aber nicht bloß bei der Ausführung der Iſraeliten aus Egypten, ſondern auch in der Wüſten, leiſteten dem Moſes ſeine geſammelten chimiſchen Kenntniſſe die trefflichſten Dienſte. Sie ſetzten ihn hier in den Stand, beſondere Feuer, die er des Herrn Feuer nannte, zu verfertigen, und durch dieſe die Herrlichkeit des Jehova erſcheinen zu laſſen. Zwar kamen die beide Söhne Aarons, Nadab und Abihu, mit ihrem Vorwitze ſehr ſchlecht dabei weg. Sie waren in den chimiſchen Zubereitungen noch nicht geübt und erfahren genug, verſahen es in den Miſchungen, und zogen ſich dadurch einen plötzlichen Tod zu. — Eine Strafe, mit der ſchon mancher Chimiſt ſeine Unvorſichtigkeit bei ſeinen Verſuchen im Laboratorio hat büßen müſſen. — Dem Volke wurde jener traurige Vorfall, von Moſe, unter dem Vorgeben bekannt gemacht, die Unglücklichen hätten ein fremdes Feuer dem Herrn gebracht, das er nicht befohlen gehabt hätte; darum hätte ſie der Herr durch dieſen Brand getödtet. — Vater Aaron aber, der dabei geweſen war, und wußte, wie alles zugegangen; — ſchwieg.

Moſes hatte ferner in ſeinen jüngern Jahren einen Egyptier ermordet, und deswe gen landflüchtig werden müſſen. Er war nach Median gerathen, und hatte ſich bei einem der dortigen Prieſter, Namens Jethro, als Hirte vermiethet. Hier hatte er mehrere Jahre hindurch die Schaafe in derſelben Wüſte gehütet, wohin er hernach die Iſraeliten führte, und während dieſer Zeit, in ſeiner Einſamkeit unter dem Verdruß, ſich von einem Günſtling am Königlichen Hofe, bis an den Hirtenſtab erniedriget zu ſehen, den Plan entworfen, den er zu Befriedigung ſeiner Stolzbegierde und Herrſchſucht, durch Ausführung der Iſraeliten aus Egypten ins Werk ſtellen wollte. Hier hatte er nun aber auch die Wüſte ſelbſt in ihrer Lage und natürlichen Beſchaffenheit, ihre Produkte und die gewöhnlichen Natur-Veränderungen, welche ſich in derſelben ereigneten; nebſt den gewöhnlichen Anzeigen und Vorbedeutungen derſelben kennen gelernt. Er wußte, welche Art von Witterung eine unzählbare Menge Wachteln von der Seeſeite herbeizuführen pflegte. Er kannte den Fels am Berge Horeb, der einen Waſſerquell hatte;

denn er hatte, nach ausdrücklicher Ausſage der Geſchichte, am Berge Horeb vormals gehütet. Er kannte das Manna, das in der Wüſten des Morgens geſammelt und ſtatt Brod genoſſen werden konnte. So bekannt ihm aber alle dieſe Dinge und alle Wege und Stege in der Wüſten waren; ſo unbekannt, wußte er, waren ſie den Iſraeliten, und dieſe ihre Unwiſſenheit machte es ihm möglich, alle jene natürlichen und gewöhnlichen Ereigniſſe, als ganz neue und unerhörte, bloß um ihrentwillen jetzt unmittelbar von dem Jehova veranſtaltete Begebenheiten und Erſcheinungen, ihrer Leichtgläubigkeit aufzubinden. Inſonderheit gehört die berüchtigte Geſchichte von der geſchehen ſeyn ſollenden göttlichen Geſetzgebung auf dem Berge Sinai hierher. Dieſer Berg Sinai und der Berg Horeb, ſind, nach dem Zeugniß aller Erdbeſchreiber, zwei Spitzen eines und eben deſſelben Berges, der in dem ſteinigten Arabien liegt. Die Moſaiſche Geſchichte ſagt ausdrücklich, Moſes habe an dem Berge Horeb die Schaafe gehütet. Mithin kannte er auch den Berg Sinai und die Naturbegebenheit, welche hier zu gewiſſen Zeiten wahrgenommen werden konnte, vollkommen. Mit derſelben hatte es ohne allen Zweifel folgende Bewandniß. Es giebt nemlich, wie allen Naturkundigen nicht nur, ſondern auch faſt jedermann bekannt iſt, gewiſſe Höhen, die man Wetterſcheiden zu nennen pflegt; an welchen ſich die ſchweren und niedrig gehenden Gewitterwolken brechen und zertheilen; oder, wenn mehrere Gewitter von verſchiedenen Gegenden heraufziehen, ſich hier, jedoch mit einiger Entfernung von der Höhe ſelbſt, vereinigen, und dieſelbe rund um beziehen. Ein vorzüglich hoher, und einſam liegender Berg, von einem mäßigen Umfange (dergleichen z. B. der Königſtein in Sachſen iſt; wo auch nie ein Gewitter über denſelben wegziehen ſoll;) iſt zur Beobachtung dieſes Phänomens, welches eines der allerſchönſten Schauſpiele in der Natur iſt, am geſchickteſten. Eine ſchwere und tiefgehende Gewitterwolke zieht gewöhnlich mit ſtarker

Macht, und ziemlich ſchnell vom Winde getrieben, gerade auf den Berg zu. Wenn ſie bald heran iſt, ſtößt ſich die Luft, welche ſie vor ſich herdrängte, an den höhern Berg. Dieſer leiſtet denn der auf ihn andrängenden Luft einen unbeweglichen Widerſtand. Sie muß alſo, da ſie von der verfolgenden Gewitterwolke an den Berg zuſammengepreßt wird, ihrer Elaſtizität zufolge, auf dieſe zurück wirken, und ſie wieder bis ſo weit rückwärts drängen, als es ihre Macht, gegen die hintere, die Wolke treibende Luft vermag, und zur Wiederherſtellung des Gleichgewichts erforderlich iſt. Hier bleibt nun das Gewitter in einer kleinen Entfernung vom Gipfel des Berges ſtehen, die ungefähr ſo groß iſt, daß jenes noch kaum den Fuß des Berges faſſen kann. Nun breitet es ſich ſeitwärts aus, und umzieht den ganzen Berg rund um; dergeſtalt, daß der Berg, wie ein freier Kegel, von der Gewitterwolke eingeſchloſſen da ſteht; und dieſe Einfaſſung, wo eins das andere nicht unmittelbar berührt, iſt der bekannten Einfaſſung ähnlich, welche der Ring des Saturns um dieſen Planeten macht.

Hier iſt die ganze Aufklärung der ſo ſehr beſchrieenen wunderbaren Erſcheinung der Herrlichkeit des Herrn auf dem Berg Sinai. Dieſer Berg war nichts anders als eine ſolche Wetterſcheide, die Moſes bei ſeinem Schaafhüten recht gut hatte kennen gelernt, und die ihm das geſchickteſte Mittel zu ſeyn ſchien, ſein ausgeſonnenes Regierungs-Syſtem in den Augen des einfältigen und leichtgläubigen Volks durch eine ſcheinbar göttliche Sanktion zu authoriſiren. — Nun iſt es auch begreiflich, warum er ſo außerordentlich eifrig und recht peinlich beſorgt darüber war, daß kein Menſch ſich dem Fuße dieſes Berges nähern ſollte? warum er es bei der ernſtlichſten und ſtrengſten Strafe verboten und bei der Drohung, daß derjenige geſteinigt oder mit Geſchoß getödtet werden ſollte, der das Ende des Berges anrühren, oder gar auf denſelben ſteigen würde, daß er es, bei dieſen ſchärfſten Verboten nicht bewenden ließ; ſondern aller möglichen Sicherheit halber, noch ein ſehr weitläuftiges Gehege um den Berg zog, um die Neugier gewiß abzuhalten? Denn, wäre ein Iſraelit ſo dreiſt geweſen, an den Berg hinan zu gehn, oder ihn wohl gar zu beſteigen; ſo würde er gefunden haben, daß der Berg ſelbſt in dem vollkommenſten Salvo war, und gar nichts mit dem Gewitter zu thun hatte, auch nicht von demſelben berührt wurde. Und nun hätten die Iſraeliten dem Moſes in die Charte gekuckt, und ſein ganzes Spiel wäre ihm verdorben geweſen.

Wenn alſo Herr Moſes Mendelſohn in ſeiner Schrift, Jeruſalem ꝛc. betitelt, die Geſetzgebung auf Sinai, noch wundervoll und göttlich finden will; ſo iſt ihm eine ſolche Naturerſcheinung unbekannt geweſen, oder er hat ſie nicht kennen wollen. Und wenn er, der mit dem vollkommenſten Rechte von den Chriſten Toleranz für ſeine Nation fordert, doch am Schluſſe ſeiner Schrift ſelbſt ſo intolerant gegen ſeine Glaubensgenoſſen iſt, daß er es ihnen gerade ableugnen will, daß jemand

von ihnen ſich mit gutem Gewiſſen von
Joche des Ceremonialgeſetzes entledigen
wenn er es ihnen durchaus zur unerlaß
Pflicht machen will; ſo lange warten, u
unverbrüchlicher ſklaviſcher Befolgung de
ſetzes ausdauern zu müſſen, bis es dem
höchſten Geſetzgeber gefallen werde, jene
ſetz ſo laut, ſo öffentlich, ſo über alle Z
und Bedenklichkeiten hinweg, wieder
heben, als es gegeben ſeyn ſoll, ſo dürfe
die Juden-Aelteſten nach einer ſolchen W
ſcheide reiſen, dort ein heraufziehendes G
ter abwarten; und man kann ihnen al
unter allen denſelbigen Feierlichkeiten das
des Geſetzes wieder abnehmen, unter w
es der alte **Moſes** ihren Vorfahren übe
Hals geworfen hat. — Zuver iſt abe
getreue Spezifikation von allen beſondern
ken der damaligen Feierlichkeit nöthig;
ſoll es bei der Abnahme des Geſetzes
nicht an einem einzigen weſentlichen Umſ
derſelben fehlen. Auch die vierzig Tag
vierzig Nächte ſind allenfalls auszuh

wenn nur dafür geſorgt wird, daß auch ſo, wie dort bei der Geſetzgebung geſchah, bei dem Gott ſchauen, zugleich ſatt zu eſſen und zu trinken iſt. (2. B. Moſe 24. 11.) Im übrigen, ſoll es an nichts fehlen. Auf dieſe Art würde die Aufhebung des Geſetzes dieſelbe Beglaubigung für ſich haben, welche die Gebung deſſelben von Moſe für ſich hatte. Die Hauptſache kommt nur darauf an, daß die Judendeputirten auch den Grad von Leichtgläubigkeit mit heranzubringen nicht vergeſſen, der jene Iſraeliten zur willigen Aufnahme und Huldigung des Moſaiſchen Blendwerks ſo bereit und fähig machte. Allenfalls kann man ſich auch um einen kürzern Zeitraum, als jene vierzig Tage waren, vereinigen, (welche von der Verordnungs-, Informations- und Schreibfertigkeit des Moſaiſchen Jehova aber kein vortheilhafter Beweis ſind) zumal, da unter jenen Geboten ſo viele unnütze Dinge und Lappalien mit unterlaufen, deren vielleicht ſich jeder jetzt ſchämen würde, ſie als aufgehobene Verordnungen abzuleſen und ſie ableſen zu hören.

Doch es iſt Zeit, die Hauptzüge zu bemerken, die Moſes von dem Charakter ſeines Jehova angiebt. Nach ſolchen iſt dieſer Jehova jedesmal ſo, und dasjenige, wozu ihn die Leidenſchaft des Moſes machen und haben will, und wie ſie ihn braucht und nöthig hat. Und wer war er alſo? Er war, wenn es Moſes zur Entſchuldigung ſeiner Anſtalten und Verdeckung ſeiner Abſichten dabei nöthig fand, ein unwiſſender, gedankenloſer Gott, den Moſes immer erinnern, anſtoßen, zurechtweiſen mußte; der oft vergaß, was er ſelbſt befohlen hatte, auch niemals wußte, ob das, was er befohlen hatte, bewerkſtelliget worden, oder nicht? der daher den Moſes oft mit ſo vielen unnützen Fragen und Zweifeln quälte, ihm auch ſo viele unüberlegte Entſchließungen, die er gefaßt hätte, vorlegte, daß dieſer oft ganz verdrießlich darüber ward, ihm auch ſeinen Verdruß zuweilen in bittern Antworten zu verſtehen gab. (2. B. Moſe 19. 21 — 24. Kap. 33. 12 — 17. 4. B. 11. 11 — 17. Kap. 14. 11 — 20. Kap. 16. 20 — 22.) Er war ferner ein ſtolzer prahlender und auf äußerliche Ehrenzeichen ſehr eiferſüchtiger Gott. Hievon zeugen der ganze Pomp der Stiftshütte und des Ornats, in welchem die Prieſter vor ihm erſcheinen mußten; und die erſtaunende Empfindlichkeit, die ihn bei jeder kleinen Nachläßigkeit, mit der jemand etwas in ſeinem Dienſte verſah, oder bei jedem unzufriedenen Worte, das das Volk fallen ließ, gleich bis zur wildeſten Rachbegierde übernahm. Hiervon zeuget der Selbſtruhm, mit dem er ſich immer ſelbſt lobte, und den Iſraeliten, die Ausführuug aus Egypten mit ſtarkem Arme (ungeachtet dieſe lieber in Egypten geblieben wären) und die Erhaltung ihres Lebens in der Wüſten (ſo unſicher und kümmerlich dieſe auch war) als große, ihnen erzeigte Wohlthaten vorwarf. — Der Moſaiſche Jehova war ferner ſo partheiiſch, daß wenn man Beiſpiele von der blindeſten und ungerechteſten Partheilichkeit braucht, man ſie nirgends beſſer, als bei ihm finden kann. Was bewog ihn, den Moſes aus der ganzen zahlloſen Menge zu ſeinem Günſtling zu wählen, mit dem er, als ein

Freund mit ſeinem Freunde, umgieng? der i
von Angeſicht ſchauen konnte? der die Freih
hatte, ſo oft es ihm beliebte, ohne alle Ce
monie in ſein Kabinett zu gehen, und ih
auch allenfalls, wenn er mit den abgefaßt
Staatsbeſchlüſſen nicht zufrieden war, die E
ſtel zu leſen? an den ſich der Jehova ſo hi
daß er ohne ihn faſt nicht leben konnte, d
man ſagen kann, daß der eine von ihnen
eintrat, wo der andere austrat, und daß m
oft ſelbſt nicht daraus klug werden kann:
der Jehova dem Moſes, oder dieſer, jenem
Audienz gab? (2. B. Moſe 33. 8 — 11.) U
warum konnte er hingegen das Volk faſt n
vor ſeinen Augen leiden? Warum durfte
dieſes demjenigen Orte, wo er ſeine angebl
Herrlichkeit erſcheinen laſſen wollte, auch
einer weitern Entfernung, bei Strafe des
des nicht nähern? Warum beſtand faſt Al
was er zu dieſem Volke reden ließ, in la
ſchrecklichen Drohungen? Warum konnte
ſelbe ihm niemals etwas recht machen;
daß er je eine Freude und Zufriedenheit

daſſelbe hätte blicken laſſen? Warum wurde das unſchuldigſte Verlangen deſſelben, ſich ſatt eſſen und trinken zu wollen, immer gleich als ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät von ihm angeſehen, und oft mit den grauſamſten Beſtrafungen geahndet? (4. B. Moſe 11. 33.) Warum mußten alle Oberſten des Volks dem Jehova zur Beluſtigung, zur hellen Mittagszeit aufgehangen, und vierundzwanzigtauſend Unſchuldige aus dem Volk ermordet werden? bloß aus der leidigen Urſach, weil ein Mann aus den Kindern Iſraels den bezaubernden Reizen eines Medianitiſchen liebenswürdigen Mädchens nicht hatte widerſtehen können, und unter dem nichtigen Vorwande: daß dergleichen Umgang mit fremden Völkern den Iſraeliten den Weg zur Bekanntſchaft mit fremden Göttern bahnen möchte. (4. B. Moſe 25., 2. B. Moſe 2. 16 — 21., 4. B. Moſe 12.) Und warum ſahe es hingegen der Jehova dem Moſes durch die Finger, daß dieſer ſelbſt ſo gar eines Medianitiſchen Prieſters Tochter zur Frau genommen, und ſich dadurch in ſo viele

Schwägerſchaften mit andern abgöttiſchen Prieſtern geſetzt hatte? Warum war das, um deſſentwillen unter dem Volk eine ſo entſetzliche Maſſakre angerichtet wurde, bei dem Moſes, der ihnen mit ſeinem eignen Beiſpiele darin vorgegangen war, ſo gar keine Sünde, daß der Jehova vielmehr ſein ausdrückliches Wohlgefallen darüber bezeigte; ſich in die Klatſcherei, welche die Madame Moſes mit der Mamſell Mirjam hatte, miſchte, und ihren Rangſtreit zu Gunſten jener, und mit der ſchmutzigſten Beſtrafung für dieſe, entſchied? War die eheliche Verbindung mit einer Prieſtertochter, und die dadurch errichtete Schwägerſchaft mit vielen andern abgöttiſchen Prieſtern weniger bedenklich, als die vorübergehende Zärtlichkeit, in die einmal ein Iſraelitiſcher Laye mit einem eben ſo ungelehrten unſchuldigen Kinde aus dem Haufen der Medianitiſchen Layen auf einen Augenblick zuſammenſchmolzen? Warum ließ der Jehova um des goldenen Kalbes willen, dreitauſend unſchuldige Iſraeliten niedermetzeln, und war mit dieſem

Blutbad noch nicht geſättigt, ſondern behielt ſich's ausdrücklich vor, bei nächſter Gelegenheit das arme Volk noch ärger heimzuſuchen? und warum ließ er hingegen den Aaron, der der eigentliche Anſtifter und Urheber dieſer ſogenannten Abgötterei geweſen war, der das Kalb ſelbſt gegoſſen, ihnen ihre goldenen Ohrringe zu dieſem Behuf abgefordert, dieſem neuen Gotte einen Altar gebauet, und im ganzen Lager einen Feſttag hatte ausrufen laſſen, der demſelben zu Ehre gefeiert werden ſollte; warum ließ er den Aaron, der das unwiſſende Volk zu dieſer Anbetung des Kalbes durch ſein loſes Geſchwätz beredet und verführt hatte, bei der Strafe nicht allein frei durch, ſondern belohnte ihn noch obendrein mit der Hohenprieſter-Würde, in der es ihm nur allein erlaubt war, mit dem größten Pompe ins Allerheiligſte gehen und vor dem Herrn erſcheinen zu dürfen? Warum machte der Jehova überhaupt das Iſraelitiſche Volk zu ſeinem auserwählten Volke, dem er nur allein ſeine Gnade verhieß? mit dem er einen Freundſchafts-Bund ſchloß, der darauf hinausging, andere Völker aus ihren rechtmäßigen Beſitzungen zu vertreiben? (2. B. Moſe 34. 10. — 12.) Warum verbot er jenem, ſich mit andern Völkern zu befreunden, oder ihnen die mindeſte Gunſt zu erzeigen? (5. B. Moſe 7. 2. 3. Kap. 23. 6.) Warum gebot er den Iſraeliten vielmehr, bei aller Gelegenheit andere Völker zu beſtehlen, zu berauben, und wenn ſie ſie übermannen konnten, ſie auszurotten, und nichts von ihnen leben zu laſſen, was Odem hätte. (Joſ. 11. 11 — 15.) Was hatten ihm die andern gutmüthigen Völker gethan? Waren ſie nicht ſo gut Menſchen, als die Iſraeliten? —

Nichts aber ging über die Rachbegierde, über den Blutdurſt und die Mordſucht, die in dem Charakter des Jehova lagen. Er konnte zuweilen bei der geringſten Veranlaſſung bis zum Unſinn, und zur eigentlich raſenden Wuth aufgebracht werden; dergeſtalt, daß er ſich ſelbſt nicht mehr trauete, bei dem Volke gegenwärtig zu bleiben, weil er an ſich ſelbſt verzweifelte, daß er ſich würde halten können, es nicht lebendig aufzufreſſen. (2. B. Moſe 33. 3.) Es iſt entſetzlich, und die ganze menſchliche Natur empört ſich, wenn man die Erzählung von den gräßlichen Blutbädern lieſet, die Moſes auf angeblichen Befehl ſeines Jehova unter dem jüdiſchen Volk anrichtete. Er machte dadurch dieſen Jehova in den Begriffen des Volks zu dem blutdürſtigſten Ungeheuer, und gewöhnte das Volk ſelbſt zu ſo grauſamen, unmenſchlichen Geſinnungen, daß die ganze Geſchichte kein einziges Volk zu nennen weiß, bei dem Mordluſt ein ſo herrſchender Zug ſeines Charakters geweſen wäre, als dies bei den Iſraeliten gefunden ward. Ja, man kann ſagen, daß nach dem Maaße, als ſich die Moſaiſche Theologie in der Folge unter andern Völkern verbreitet und in ihre Götterlehren mit eingeſchlichen hat, und nach dem Verhältniß, als jene Lehre von Jehova, bis auf unſere Zeiten her, als wahre Theologie gegolten hat, auch die grauſamen menſchenfeindlichen Geſinnungen ſich unter andere Nationen verbreitet, und bis auf unſere gegenwärtige Zeiten haben erhalten können. Bloß und hauptſächlich der Jehova, den Moſes auf den Thron der Gottheit erhob, iſt der eigentliche Erfinder und Urheber aller Menſchenopfer, die je den Göttern gebracht worden ſind, und des ſchrecklichen Religionshaſſes, der den Erdboden mit ſo vielem Jammer überſchwemmt hat, und der noch bis auf den heutigen Tag der Bruderliebe den Eingang in die menſchliche Geſellſchaften verwehrt, und dagegen hier mehr, dort weniger Verwüſtung und Tod um ſich her ſprühet. Man nenne vor den Zeiten und zu den Zeiten Moſes dasjenige andere Volk aus der Geſchichte, das auf Anregung ſeiner Götter, oder zur Ehre und Verſöhnung derſelben, Menſchen geſchlachtet hätte? Das Opfern der Kinder, welches dem Saturn (oder, wie er in der Bibel heißt, dem Moloch oder Baal) zu Ehren geſchah, wird, wider die Ausſage der Geſchichte, ſehr unrecht verſtanden, wenn man ſich einbildet, daß die Kinder lebendig verbrannt worden wären? Keinesweges: die Kinder wurden von den Camarinen oder Prieſtern, oder auch auf deren Befehl und Anordnungen von den Eltern ſelbſt, zwiſchen zwei großen Feuern, die jenem Sonnen-Gott zu Ehren angezündet waren, wohlbehalten hindurch geführt oder getragen (welches auch die Bibel ſelbſt nicht in Abrede iſt. 5. Moſe 18. 10., 2. Kön. 16. 3. Kap. 21. 6. Kap. 23. 10.) Und dieſe Ceremonie war theils ein Huldigungszeichen jenes Sonnengotts; theils galt ſie als ein Heilungsmittel von Krankheiten, und auch als ein Präſervativ wider dieſelben in ihren Augen; ſo, wie noch heutiges Tages in vorzüglich abergläubiſchen Provinzen dergleichen Poſſe mit dem ſogenannten Johannis- oder Nothfeuer, und dem Wirthſchafts-Viehe getrieben wird. Alle eigentlichen Menſchen-Opfer kamen erſt ſpät nach Moſes Zeiten unter andern Völkern auf, und es iſt merkwürdig, daß wenn man in der Geſchichte den Gang bemerkt, den dieſer anſteckende Unſinn in ſeiner Wanderung von Volk zu Volk auf dem Erdboden genommen, man nicht in Abrede ſeyn kann, daß er ſich von den Phöniciern und Tyrern aus, nach Afrika, und von hier nach Amerika und den nordiſchen Gegenden Europens fortgepflanzt habe. Wo hatten nun die Phönicier dieſe Unmenſchlichkeit erlernt? Offenbar von dem geliebten und auserwählten Volke Gottes, den Iſraeliten, die ihr gelobtes Land an jener Grenze gefunden und ſich zur unglücklichen Nachbarſchaft bei ihnen niedergelaſſen hatten. Denn vorher, weiß die Geſchichte kein Wort von Menſchen-Opfern, die bei irgend einem ſogenannten heidniſchen Volke in Gewohnheit geweſen wären. — Noch mehr; die Menſchen-Opfer, welche in folgenden Zeiten unter fremden Völkern im Schwange waren: beſtanden eigentlich darin: daß ſie ihrem Krieges-Gotte die gefangenen Feinde zu ſchlachten pflegten. Eine Sitte, die einestheils die Wirkung der Rachbegierde bei ihnen ſeyn konnte, die aber auch anderntheils gewiß die Frucht des ſchönen Beiſpiels war, das ihnen die Iſraeliten gaben, wenn ſie nach jeder gewonnenen Schlacht, oder eroberten Stadt, auf Befehl ihres Jehova und ihm zu Ehren, alle Gefangenen, ſie mochten ſeyn Männer oder Weiber oder Kinder, kurz alles, was einen Odem hatte, niederhieben und dem Herrn dabei einen Altar baueten. (Joſ. 8. 23. — 33., 2. 17. 14 — 16., Buch der Richter 21. 4.) Dieſer Befehl des Jehova, keinen Empfindungen des Mitleidens bei ſich Raum zu verſtatten, war ſo ſcharf, und die mindeſte Beweiſung der Menſchlichkeit in Schonung eines wehrloſen Gefangenen, wurde als ein ſo erſchreckliches Verbrechen von ihm angeſehen und geahndet, daß Saul bloß darum auf der Stelle von ſeiner königlichen Würde abgeſetzt wurde, weil er des armen gefangenen Agags geſchont, und ihn, ſobald er ihn in die Hände bekommen hatte, nicht ſogleich dem Herrn zum ſüſſen Geruch hatte niedermetzeln laſſen. Sie iſt ſchrecklich zu leſen, die Geſchichte, wie Samuel, dieſer alte verſchmitzte Heuchler, der in der Kunſt, unter der Kappe ſeines Prophetenamts, und unter dem Deckmantel der Befehle vom Jehova, die gräulichſten und menſchenfeindlichſten Bosheiten auszuüben, und nach ſeinem Gefallen Könige ab- und Könige einzuſetzen, grau geworden war; es iſt ſchrecklich zu leſen, mit welcher Frechheit er dem Saul ſeine bewieſene Menſchlichkeit zum Verbrechen auslegen, ſich über die Verwerfung, welche ſich Saul dadurch vom Jehova zugezogen hätte, traurig ſtellen, den armen wehrloſen Gefangenen, der ſich in ſein unabänderliches trauriges Schickſal auf eine Art ergab, die einen jeden, der noch nicht alle Empfindungen der Menſchlichkeit ausgezogen und von ſich geworfen hat, zum innigſten Mitleiden hätte rühren müſſen, vor ſich fordern, und ihn mit ſeinen alten zitternden Händen, als ein Unmenſch, mit kaltem Blute, öffentlich, vor dem Herrn in Stücken zerhauen konnte. — Wenn alſo die Phönizier und nach ihnen andere Völker die Gewohnheit angenommen hatten, ihre gefangenen Feinde ihrem Kriegsgotte zu ſchlachten, von wem, und von welchem Volke hatten ſie dieſe verfluchte Sitte gelernt? — Zu der Unmenſchlichkeit aber, aus ihrem eigenen Mittel und aus ihrer eigenen Geſellſchaft ſich unſchuldige Menſchen und Bürger zu wählen, die ſie zur Gottesverehrung getödtet hätten, o, da gehörten große Zeiträume dazu, die erſt vorübergehen mußten, ehe die Geſchichte eine Spur davon anzugeben weiß, daß irgend ein Volk, außer dem jüdiſchen, bis zu dieſer unnatürlichſten Raſerei herabgeſunken wäre. Ganz ſpät hinaus finden ſich Zeugniſſe, beſonders über die amerikaniſchen und nordiſchen Völker, daß ſie zuweilen, entweder bei ſchon vorhandenen großen allgemeinen Unglücksfällen, oder bei noch bevorſtehenden gefährlichen Auftritten, einen oder mehrere Menſchen den Göttern geopfert haben, wie dies insonderheit dem großen nordiſchen Kriegesgott Wodan oder Oden geſchehen ſeyn ſoll. Allein dies geſchah nicht nur ſehr ſelten, ſondern auch nur in dem Falle, wenn ſie keine vorräthigen gefangenen Feinde mehr hatten; die ſie gemeiniglich, wofern ſie ſich nicht etwa durch ein beſonderes Gelübde dazu vorher verbindlich gemacht hatten, nicht gleich, nach erhaltenem

Siege mit einemmahle alle tödteten, ſondern von denen ſie ſich einen Theil für ein künftiges Opferbedürfniß zu verſparen und aufzuheben pflegten. Ein Beweis, wie ſparſam ſie mit der Vergießung des Menſchenbluts überhaupt umgiengen. Und wenn ſie ja einige aus ihrem Mittel opferten, ſo geſchah dies mit dem Wahn, daß es eine ganz außerordentliche Ehre, ein beneidenswürdiger Vorzug ſey, den dieſe Menſchen vor allen andern genöſſen. Von dieſer Einbildung war ihre Phantaſie ſo berauſcht, daß ſie, weil ſich mehrere zu dieſer Ehre drängten, das Loos vorher darum werfen mußten, um zu erfahren: wen die Götter eines ſo außerordentlichen Glücks theilhaftig machen wollten? wer ihnen der Liebſte und in ihren Augen der Würdigſte ſey, um durch den Opfertod zu außerordentlichen Glückſeligkeiten erhoben, und ſelbſt unter die Zahl der Götter aufgenommen zu werden? Da hingegen alle Maſſakern, die ſich der jüdiſche Jehova, unter dem Volke zur Stillung ſeines Blutdurſtes machen ließ, nichts als Strafen,

und

und Ausbrüche ſeiner wilden Rachbegierde und tigriſchen Wuth waren, und auch für nichts anders in den Augen des Volks galten und gelten ſollten, als für Schlachtopferungen des Volks, wobei das Verderben und Unglücklichmachen der Geopferten, die erſte Abſicht und der letzte Zweck des Jehova waren. — Die Gewohnheit einiger fremden Völker aber, ihre alten abgelebten und unvermögenden Eltern, oder andere ſehr ſchwächliche, gebrechliche und zur Arbeit völlig untüchtige Perſonen von ihrer Nation, zu tödten, hatte mit dem Opfern gar nichts zu thun, und ſtand in keiner Beziehung auf Götterverehrung. Sie ſahen es bloß als eine Wohlthat an, die ſie dieſen Elenden ſelbſt zu erweiſen, ſich ſchuldig glaubten.

Wenn man nun alles dies mit einem Blick überſieht, wenn man die einzelnen, ſeltenen Menſchenopfer, welche fremde Völker zuweilen ihren Göttern aus ihrem Mittel darbrachten, gegen die dreißig, vierzig und mehrere Tauſende rechnet, die ſich der jüdiſche Jehova, um der nichtigſten Urſach, oft um einer bloßen Weiberklatſcherei willen; oft ſo, daß ſichtbarlich auf ſeiner Seite das größte Unrecht war, aus dem Volke auf einen Tag oft, gleichſam zum bloßen Zeitvertreib, wegſchlachten ließ, gerade als wenn das Leben vieler tauſend Menſchen die nichtswürdigſte Kleinigkeit unter der Sonne wäre? — Wenn man bedenkt: daß bei den ſogenannten Heiden, der Wahn, daß die zum Opfer beſtimmten Menſchen außerordentlich glücklich wären, dieſe unmenſchliche Sitte noch milderte; hergegen der jüdiſche Jehova ſeine Menſchenopfer allemal im Zorne auffraß, — wenn man erwegt, daß dieſer Wütherich nicht das entfernteſte Mitleiden mit einem unſchuldigen Gefangenen, und wenn es das unmündigſte Kind geweſen wäre, dulden konnte; ſondern von Mordsucht glühete, ſo lange er noch wußte, daß ein lebendiger Odem in irgend einem derſelben war? — Wenn man zugeben muß, woſern man nicht der ganzen Geſchichte alle Glaubwürdigkeit grade zu und ohne allen Grund ableugnen will; daß alle Menſchenopfer andrer Völker, die ſie theils von ihren überwundenen Feinden, theils aus dem Schooße ihrer eigenen Familien ihren Göttern brachten, ihren Urſprung von der Menſchenſchlächterei hergenommen haben, die der Jehova zuerſt auf die Bahn gebracht hatte. — Wenn man bedenkt; daß durch dieſen Charakter des Jehova, der Charakter der ganzen jüdiſchen Nation zu den unmenſchlichſten Grauſamkeiten geſtimmt und gebildet wurde, dergeſtalt: daß ihre folgende Geſchichte, nur Regiſter von Schandthaten und Unmenſchlichkeiten wurden, die ſie begiengen, ſo oft ſich nur die Möglichkeit dazu zeigte, — dergeſtalt: daß gerade der König, der die neue und ganz unerhörte Grauſamkeit erfunden hatte, die friedliebenden Einwohner der Städte der Kinder Ammons, die er, ohne von ihnen beleidiget worden zu ſeyn, mit Krieg überfallen und überwunden hatte, mit Sägen und eiſernen Haken und Keulen langſam zu Tode zu martern. Der König, der den, von ihm ohnehin ſchon durch Schändung deſſen Ehefrau, gekränkten Urias, noch oben ein umſonſt und um nichts, und bei aller eigenen Ueberzeugung von deſſen Unſchuld, vorſetzlich todtſchlagen laſſen könnte. — Der König, der ſeinem Jehova zu Lob und Ehren, beſtändig Pſalme ſang, die die abſcheulichſten Verwünſchungen ſeiner Nebenmenſchen, auf welche nur der äußerſte Grad von Menſchenfeindlichkeit und die zügelloſeſte, mordſüchtigſte Rachbegierde fallen konnte, enthielten. — Der König, der, nachdem er ſein ganzes Leben mit den abſcheulichſten Schandthaten, Heucheleien, Mißhandlungen ſeiner Nebenmenſchen und Mordthaten geſchwärzt hatte; endlich auch noch auf ſeinem Todtenbette ſeinen letzten Athem in Mordbefehlen, und Aufträgen an ſeinen Sohn und Nachfolger dahin aushauchte; daß dieſer den Schwur, mit dem er gewiſſen Perſonen die Sicherheit ihres Lebens vor ihm, bei dem Jehova zugeſchworen hatte, nicht achten mögte, ſondern ja dafür ſorgen ſollte, daß die grauen Haare dieſer Männer (deren Einem er noch dazu die Erhaltung ſeines Königreichs zu verdanken gehabt hatte) nicht mit Frieden und ohne Blut in die Grube fahren möchten. — Wenn man bedenkt; daß gerade dieſer König David, durch die ganze nachfolgende jüdiſche Geſchichte den Ruhm hat, der rechte, eigentliche und beſte Mann nach den Herzen Gottes geweſen zu ſeyn? — Wenn man endlich, um nicht zu weitläuftig zu werden; nur noch hinzu nimmt, daß die heidniſchen Götter von jeher bis auf den heutigen Tag, die friedfertigſten und verträglichſten Gottheiten waren und noch ſind, daß ſie ſogar ſich ſelbſt ruhig einſetzen und abſetzen ließen; daß aus der Verſchiedenheit der Hausgötter, die ſich ein jeder nach Belieben wählen und ſchaffen konnte, keine Verfolgung entſtand; daß noch auf den heutigen Tag, die heidniſchen Länder gegen jeden ankommenden fremden Gott, gaſtfrei ſind, und alle Intoleranz ihnen durchaus unbekannt iſt. — Hingegen, daß der Jehova, ſo weit er nur gehuldigt worden iſt, auch ſeine Eiferſucht in Verfolgungen, Gewiſſenszwang, Scheiterhaufen, und allen Arten der Verwüſtungen, Zerſtörungen und Verheerungen der menſchlichen Glückſeligkeit ausgelaſſen hat, und daß er ſich noch, nach dem Maße, als man ihn für den wahren Gott hält, verfolgend beweiſet? — Wenn man dies alles bedenkt, o! dann urtheile, wer urtheilen kann, und widerſpreche, wer das Herz und die Fähigkeit hat, der Wahrheit ins Angeſicht widerſprechen zu können, die Frage: ob je ein größerer Fluch das Menſchengeſchlecht hätte treffen können, als derjenige war, den Moſes durch die Einführung ſeines menſchenfeindlichen, grauſamen und blutdürſtigen Jehova's über daſſelbe hergeführet hat?

Und was heißt es denn geſagt, wenn man ſich auf das Sittengeſetz, und ſo manche gute Polizeibefehle des Moſes, die doch nicht zu verwerfen wären, berufen will? Hat nicht eine jede Räuberbande ihre Polizeiordnung und Sittengeſetze, ohne welche ſie nicht beſtehen kann? Und findet man, irgend eine ganze Geſellſchaft, oder auch nur irgend einen einzigen Menſchen in der Welt, der durch und durch böſe wäre, und nie etwas gutes dächte und thäte? Noch mehr, wenn auch nur der gemeinen Zeitrechnung zufolge, drittehalb tauſend Jahre angenommen werden, die von Adams bis Moſis Zeiten verfloſſen ſind; konnte in dieſem ungeheuern Zeitraume der menſchliche Verſtand nicht ſchon längſt von ſelbſt zu der Kenntniß gelanget ſeyn, daß es nothwendig zu beobachtende Regeln in der Geſellſchaft ſind: du mußt nicht tödten; nicht ſtehlen, nicht falſch Zeugniß geben. u. ſ. w.? — Bedurfte es da noch erſt, daß die Gottheit ſich ſelbſt mit dem Aufſchreiben ſolcher erſten Anfangsgründe der Moral auf ſteinerne Tafeln, und mit einer fürchterlichen Promulgation derſelben inkommodirte? — Und endlich, was war dieſe ganze Hinwerfung des Sittengeſetzes im trockenen Allgemeinſätzen werth? Wenn ihm überall durch die beſonderen Ordres, welche die dort verbotenen Handlungen, ausdrücklich zu begehen, aufs ſchärfſte und bei Strafe des Todes anbefohlen, widerſprochen wurde? Wie reimte ſich das Verbot: du ſollſt nicht ſtehlen, mit den Geboten: den Egyptern ihre goldenen Gefäße diebiſch zu entwenden? Alle fremde Völker aus ihren rechtmäßigen Beſizzungen zu vertreiben, die ungerechteſten Kriege zu führen, und überall, wo ſie nur könnten, zu plündern und zu rauben? Wie reimte ſich das Verbot; du ſollſt nicht tödten, mit dem Befehl: „So ſpricht der Herr, der Gott „Iſrael; gürte ein jeglicher ſein Schwerdt auf „ſeine Lenden; und durchgehet hin und wieder, „von einem Thor zum andern im Lager; und „erwürge ein jeglicher ſeinen Bruder, Freund „und Nächſten. Füllet heute eure Hände dem „Herrn mit Blut, ein jeglicher an ſeinen Sohn „und Bruder; daß heute über euch der Seegen gegeben werde?“ (2 Moſe 32, 27 — 29.) Wie reimte es ſich mit dem Befehl: die ruhigen Städte Canaans und der angrenzenden Völker mit Krieg zu überziehen, und von den Ueberwundenen und Gefangenen keines zu ſchonen, der einen lebendigen Odem hätte, auch nicht des Säuglings, der an ſeiner Mutter Bruſt läge? — (5 Moſe 20, 16. Joſ. 10

und Cap. 11.) Wie reimte ſich das Verbot: du ſollſt nicht falſch Zeugniß geben! Mit der göttlichen Verſicherung: daß das Philiſter-Land in Vergleichung gegen das Land Goſen, ein Land ſey, da Milch und Honig innen flöſſe? Eine Verſicherung, der Moſes ſelbſt auch nicht trauete, weil er Kundſchafter voran ſchickte, die das verheißene Land vorher beſehen ſollten: „Ob es gut, oder böſe, fett, oder mager ſey, und ob Bäume darin wären, oder nicht?“ (4 Moſe 13, 20. 21.) Wie reimte ſich jenes Verbot, mit der Todesſtrafe, womit alle die Kundſchaften belegt wurden, die ein wahres Zeugniß von der Beſchaffenheit des Landes Canaans und ſeiner Einwohner abgelegt hatten, und mit den Belohnungen, welche Joſua und Caleb für ihr falſches und lügenhaftes Zeugniß erhielten? (4 Moſe 14, 36 — 38.) Wenn ſolche Befehle zur Begehung der allerſchändlichſten, niederträchtigſten und abſcheulichſten Thathandlungen, überall, wo dieſe Begehung nur möglich war, gegeben wurden, o! dann ſchweige man doch von dem

Werthe und den guten Wirkungen, die ein Paar hingeworfene trockene, moraliſche Allgemeinſprüche haben ſollen.

Das war nun, wenn man alles zuſammen nimmt, das große Verdienſt, das ſich Moſes durch ſeine Hinſtellung eines wahren und reinen Begriffs von der Gottheit, um die Erleuchtung und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts erwarb und erworben hat. — Eine Erleuchtung, die in lauter betrügeriſchen Täuſchungen und Blendwerken beſtand, mit denen er das Volk am Narrenſeile weidete, eine Erleuchtung, die alle Völker, zu welchen ſeine Theologie in der Folge drang, mit unheilbarer Blindheit ſchlug; und eine Erleuchtung, die jene mitternächtliche egyptiſche Finſterniß dergeſtalt über den Erdboden geführt und verbreitet hat, daß noch bis auf den heutigen Tag, in den Urtheilen über die Gottheit in derſelben herumgetappt wird. — Und welche Glückſeligkeit, mit welcher er durch die Erfindung und Aufbauung ſeines ganzen theologiſchen Syſtems von ſeinem Jehova, die Welt geſegnet hat. Bei den Iſraeliten, die er aus Egypten geführt hatte, beſtand ſie, in Hunger und Kummer und tauſendfacher Noth, die ſich endlich mit einem elenden Umkommen in der Wüſten endigte. Bei den Nachkommen derſelben? — Daß dieſe, als ein zu irgend einer vernünftigen Arbeit nie gewöhntes Volk, vom rauben und plündern lebte, daß ſie, zu den grauſamſten Geſinnungen erzogen, alle ihre Fußtapfen mit Religions- und Menſchenhaß bezeichneten, daß ſie an gottesdienſtlichen Müßiggang gewöhnt, in allen nützlichen Künſten, Geſchicklichkeiten und Wiſſenſchaften Fremdlinge waren und blieben, dergeſtalt, daß auch ſelbſt zu Sauls Zeiten noch kein Schmidt im ganzen Lande Iſrael gefunden ward, ſondern ganz Iſrael hinab ziehen mußte, zu den Philiſtern, wenn jemand hatte ein Pflugſchaar, Haue, Beil oder Senſe zu ſchärfen. (1 Sam. 13, 19. 20.) So wie es die Erfahrung aller Zeiten beſtätiget hat und noch beſtätiget: daß, je ſtrenger und eifriger die Gottesverehrungen in einem Lande waren, und noch ſind; deſto abergläubiſcher und deſto dummer und unwiſſender waren ſeine Einwohner, und ſind es noch; ſelbſt in den nothwendigſten Kenntniſſen, Geſchicklichkeiten und Künſten, die die dringendſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens betreffen. — Und worin beſteht noch die Glückſeligkeit, welche der Thronerhebung des moſaiſchen Jehova's und der fortdauernden Huldigung deſſelben unter den Chriſten zu danken iſt? Iſt es nicht Menſchen- und Religionshaß, der immer noch wüthet? Der ſelbſt die angebohrnen Rechte der Menſchheit unter die Füße tritt? Der die unleugbare Freiheit, die einem jeden Menſchen ſchon von der Natur, als eine, ihm weſentlich zuſtändiges unverletzbares Eigenthum,. mit auf die Welt gegeben wird, und zu der ihn ſein bloßes Daſeyn ſchon berechtiget, der, das angebohrne Recht des Menſchen: über ſeinen Zuſammenhang mit dem allgemeinen zureichendenGrunde der Welt, denken und raiſonniren zu können, wie er will, mit unnatürlichen Gewiſſenszwang belegt? Iſt es nicht Menſchen-

und Religionshaß, mit welchem jener Glaube an den Jehova, auch unter den Chriſten, von jeher ſo viel Schwerdter zum Blutvergießen wetzet, ſo viele Scheiterhauſen angezündet, ſo viele Verwüſtung und Tod um ſich her verbreitet hat? Und nach dem Maaße noch die Schandſäulen ſeiner Verfolgungen um ſich her pflanzt, als er mehr, oder weniger Andacht mit ſich führt? — Iſt es nicht der Moſaiſche Jehova; durch dem ſich die unbarmherzigſten und unmenſchlichſten Behandlungsarten, welcher ſich Völker, die ſich eben um ihrer Anbetuug des Jehova willen, geſittet nennen, gegen ihre unvollkommen handelnden Brüder erlauben? Iſt er es nicht; dem man die Errichtung der Pfähle und Räder vor dem Thoren großer Städte zu verdanken hat? Dieſe Denkmäler der Wildheit und Grauſamkeit, von denen noch nie ein Weltumſegler die mindeſte Spur unter den wildeſten Völkern, die für die blindeſten Heiden gehalten und ausgeſchrieen werden, gefunden hat? Haben ſich nicht jene Dank-Altäre, die dem Jehova errichtet, und jene Dankopfer, die ihm dargebracht wurden, wenn es dem Juden gelungen war, viele Tauſende ihrer Brüder niedermezzeln zu können. (Joſ. 8, 30. 31. Richt, 21, 4.) in unſern bis auf den heutigen Tag üblichen, der Vernunft und Menſchheit zur Schande gereichenden Dankfeſte und Jubellieder verewiget, die man der Gottheit nach jeder gewonnenen Schlacht zu feiern und anzuſtimmen pflegt? Doch Folianten würden nicht zureichen, nur das Elend zu beſchreiben, mit welchem der Glaube an den Jehova, und überhaupt aller Religionswahn, den Erdboden überſchwemmt, und die Menſchen auf demſelben von jeher, bis auf den heutigen Tag, unglücklich gemacht hat!

XI.

Anekdoten.

Zu Cöln lebte ein berühmter Maler, der aber ſehr bequem, verſchwenderiſch und ein Liebhaber des Weins war. Dieſer malte viele Stücke von Chriſto, und gab ſie den Wirthen zum Pfande, wo er ſich luſtig machte. Man fragte ihn, warum er ſie nicht verkaufe: „Darum!“ verſetzte er: „weil ich nicht „ein Jude ſeyn will.“

Einen kranken getauften Juden fragte unter andern der Beichtvater, ob er glaube was in dem Artikel des chriſtlichen Glaubens ſtünde? Er antwortete: „Ja.“ Der Geiſtliche fragte weiter, ob er auch glaube, daß Chriſtus kommen werde, zu richten? „Das kann ich „ſchwerlich glauben," antwortete der Jude: „denn als er das erſte mal kam, ſo führten „meine Voreltern ſich ſo ſchlecht gegen ihn auf, „daß ſie ſeiner zweiten Zukunft nicht werth „ſind."

Es fragte einer einen Juden, bei Gelegenheit der Erzählung: daß die Türken bei ihren Prozeſſionen Juden und Eſel ſchlachteten, ob er nicht bald nach Conſtantinopel reiſen wolle, indem es wohl an Juden fehlen würde? „Nein," antwortete dieſer: „an „Juden fehlt's nicht, aber an Eſeln! Wollen „Sie nicht hinreiſen?"

In Amſterdam kam ein Jude zu einem Kaufmann, und trug ihm an, auf Juwelen, die er ihm vorzeigte, 12000 Gulden, zu leihen. Der Kaufmann befragte andere Kenner, und

man

man ward einig, daß die Juwelen wenigſtens 20000 Gulden werth ſeyen. Dem Juden ward das Geld gegeben, und er gab dafür das Käſtchen Juwelen hin, (das er aber in der Geſchwindigkeit mit einem andern verwechſelte) er verſiegelte es mit ſeinem Pettſchaft, und ging davon.

Die beſtimmte Zeit der Auslöſung war ſchon ziemlich lange verſtrichen; der Kaufmann ward beſorgt, er ließ einen Notarius kommen, und öffnete in deſſen Gegenwart das Käſtchen; man fand — Sand. Der Kaufmann kannte den Juden nicht, der Name, den ſich dieſer gegeben, war gewiß erdichtet geweſen, er war wahrſcheinlich nicht mehr in Holland; wie machte man, daß er wiederkäme, daß er ſich ſelbſt melde?

Der Kaufmann ging zu einem Rechtsgelehrten, und dieſer ertheilte ihm folgenden Rath, den der Kaufmann getreu ausführte. Er ließ am Abend ſeine Fenſterladen nicht zumachen, Nachts die Fenſter einſchlagen, und am andern Tage fand man folgende Nachricht in den Zeitungen: „Es iſt bei dem Kaufmann „N. N. Nachts ein großer Diebſtahl durch „Einſteigen, in die aus Nachläſſigkeit offen „gelaſſene Fenſter geſchehen, es ſind folgende Sachen entwandt worden, u. ſ. w. „ — Vorzüglich iſt es ihm aber um ein Käſtchen Juwelen zu thun, welches nicht ihm „ſelbſt gehört, ſondern nur bei ihm Pfandweiſe geſtanden hat; es ſind darin folgende „Stücke, u. ſ. w."

Die Liſt gelang. Der Jude, der von allem genau Nachricht bekommen hatte, kam bald nachher wieder zum Vorſchein, und ſagte: „Da ihr euer Haus ſo ſchlecht verwahrt, und nicht einmal die Fenſterladen zugemacht habt, ſo trift der Verluſt des Pfandes nicht mich als Eigenthümer, ſondern euch als Pfandinhaber; Ihr müßt mir alſo entweder die Juwelen ſchaffen, oder wenigſtens die übrigen 8000 Gulden herausgeben, weil das Käſtchen auf 20000 Gulden iſt taxirt worden." — Mehr wollte man nicht, als daß der Jude ſich melde; das Dokument des Notarius bewies genug, und der Prozeß war bald entſchieden.

Jude, womit handelſt du? fragten ein Paar Offiziere einen jungen Juden, der ruhig ſeinen Weg ging. Er ſchwieg — ſie wiederholten ihre Frage. Endlich ſagte er ganz gelaſſen:

„Ach, womit ich handle, das ſteht Ihnen doch nicht an.“

Nun womit handelſt du denn?

„Mit Verſtand!“

Ein chriſtlicher Kaufmann und ein Proſelyt vom Judenthum hatten mit einander einen Kontrakt gemacht. Der Letztere forderte aus Mißtrauen einige zur Sache gehörige Dokumente vom Mit-Kontrahenten, und da ihm die nicht verabfolgt wurden, wollte er den ganzen Kontrakt nicht für gültig anerkennen. Der Kaufmann ſchrieb ihm deshalb einen beleidigenden Brief, worin er ihm hauptſächlich ſeine Herkunft vorwarf. Der Proſelyt verlangte ſchriftliche Genugthuung, erhielt aber darauf nur dieſe lakoniſche Zeilen:

„Pilatus ſprach zu den Juden, was ich „geſchrieben habe, habe ich geſchrieben.“

Ein Jude zu ** kam jeden Monat zu einem Kaufmann, und lieh von ihm ſechs Gulden. Mit dieſem kleinen Kapital handelte er die ganze Woche, brachte jeden Freitag Abend den vierten Theil des Kapitals zurück, und hatte noch immer ſo viel erſpart, daß er den Sonnabend und Sonntag ohne Arbeit leben konnte. Dieſe ſparſame Lebensart ſetzte er über zwanzig Jahr fort.

Die bekannte Schauſpiel-Direktrice, Madam Neuberin, war einmal zu Hamburg in einer ſehr mißlichen Lage, ſo, daß ſie jeden Augenblick auf dem Punkt ſtand, banquerot zu machen. Sie konnte ſelbſt im Unglück ihre ſcherzhafte Laune, oder vielleicht ihren kleinen Theaterſtolz nicht fahren laſſen; daher begegnete ſie einem reichen Juden, den ſie hatte zu ſich kommen laſſen, ziemlich hoffärtig: „Höre Mayer,“ ſagte ſie zu ihm, „die große Neuberin will ſich ſo tief herunterlaſſen, und 1000 Thaler von dir borgen.“ „Hören Sie, Madam!“ antwortete der Jude: „der „kleine Mayer will ſich nicht ſo hoch erheben, und Ihnen einen Schilling leihen.“

An einem Nachmittage kam ein Jude zu einem Thorſchreiber, drückte ihm zwei Louisd'or in die Hand, und ſagte: „Ich werde Morgen früh mit einem Wagen voll Bohnen kommen. Viſiti'r er mich, doch halt' er mich nicht lange auf; denn es iſt mir daran gelegen, daß ich bald an Ort und Stelle komme.“ Der Thorſchreiber nahm das Geld, ging aber ſogleich zu ſeinen Vorgeſetzten, um ihnen die Sache anzuzeigen. Sie waren alle überzeugt, der Jude habe damit den Viſitater beſtechen wollen, und ſchickten alſo am nächſten Morgen noch Jemanden an das Thor hin, durch welches der Jude kommen mußte, um Alles, was er bringen würde, deſto genauer zu unterſuchen. Dieſer kam endlich wirklich. Sogleich ließ man den Wagen abladen, ſchüttete jeden Sack einzeln aus, und fand endlich nach langem Suchen — nichts als weiße Bohnen, ſtatt, daß man Kaffee zu finden geglaubt hatte. — Der Jude bezeigte endlich ſeinen Unwillen über die außerordentliche Strenge, mit der man ſeine Sachen durchſuchte, da er doch nichts Verbotenes bei ſich hätte. „Aber, ſagte der Thorſchreiber: „wenn du nicht Willens geweſen wärſt, Kontrebande einzubringen, warum hätteſt du mir denn geſtern zwei Louisd'or gegeben?“ — Wie? erwiederte der Jude, was hätt' ich gegeben? zwei Louisd'or?

„Ja“ antwortete der Thorſchreiber: „hier ſind ſie noch.“ Mit dieſen Worten holte er ſie aus der Taſche hervor. „Au wai!“ rief der Jude: „hab' ich mich vergriffen!“ nahm die Goldmünzen weg, und gab zwei Zweigroſchenſtücke dafür. Man warf ihm hierauf vor, er habe den Thorſchreiber nur auf die Probe ſtellen wollen, ob er auch das Geld nehmen würde, um ein andermal ſicher verbotene Waaren in die Stadt führen zu können. Er blieb aber dabei, er habe ſich vergriffen, und fuhr mit ſeinem Wagen ruhig weiter.

Ein General in Petersburg gab am erſten Oſtertage, nach Gewohnheit der Griechiſchen Glaubens-Verwandten, einem jeden, der ihm begegnete, ein Ey, und ſagte dazu die Worte: Chriſtus iſt auferſtanden. — Aus Zerſtreuung gab er ſein Ey auch einem Juden, und ohne ſeinen Irrthum inne zu werden, fragte er ihn betroffen, warum er nicht die gewöhnliche Antwort gäbe: Er iſt wahrhaftig auferſtanden? — „Ihro Exzellenz," antwortete der Jude: „einem General ſoll man „nichts rapportiren, was nicht ganz gewiß iſt."

Nach dem Talmud wird ein jeder gelehrter und frommer Rabbiner dreihundert zweiundſechszig Welten zu regieren bekommen. Ein jüdiſcher Kaufmann fragte einſt einem Rabbiner: warum es denn gerade dreihundert zweiundſechszig Welten wären? — Der Rabbiner, der ſich eine Zeitlang beſonnen hatte, geſtand endlich, daß er es nicht zu ſagen wüßte. — „Nun," ſprach der Kaufmann: „ſo will ich's euch ſagen, der liebe Gott liebet „den Frieden, und um keinen Zank zu „haben, bringt er euch gelehrte Schwätzer „hübſch weit aus einander." —

Ein Jude hatte in Petersburg einen wichtigen Prozeß, der ſchon viele Jahre gewährt hatte. Ein Miniſter, den er oft um

Beſchleunigung angegangen war, fragte ihm einſt bei Gelegenheit, wie es denn mit ſeinem Prozeſſe ſtände? — Der Jude antwortete: „ich „wollte der Herr Chriſtus wäre in Petersburg und nicht in Jeruſalem gerichtet wor„den.“ — Warum denn aber? fragte ihn der Miniſter. — „Dann lebte er noch!“ ſagte der Jude. Und wie das? — „In Jeruſa„lem, Ihre Exzellenz, gibt's nur einen Pila„tus und einen Herodes; aber hier — ehe „man durch alle die Pilatuſſe und alle die „Herodeſſe durch kömmt.“

Ein Jude hatte einen Ring mit falſchen Steinen, die er gern hoch anbringen wollte. Er begab ſich daher an einen Ort, wo ein großer Herr ſein Pferd tummelte, da denn viel Leute zuſammen kamen. Als der Herr weggeritten war, that er, als fände er den Ring, und ſagte zu den Umſtehenden: „Ge„wiß hat der Herr den Ring verlohren, und „wird demjenigen eine gute Belohnung geben,

„der ihm denſelben wiederbringt. Wer will „mir die Belohnung abkaufen?" Der eine bot Einen, der andre zwei Dukaten. Der Jude nahm das meiſte, und ſchlich ſich fort.

Ein Edelmann war einem Juden 500Dukaten ſchuldig, die er nicht bezahlen konnte, und daher vor ſeinem Gläubiger ſich nicht gern ſehen ließ. Von ungefähr traf der Jude dieſen Edelmann bei einem Barbier, der ihn eben eingeſeift hatte, und fing auf der Stelle an, ihn zu mahnen. Der Edelmann fragte ihm, ob er wohl ſo lange warten wollte, bis der Herr ihm den Bart abgenommen hätte. „Jau, jau," ſagte der Jude, „ſo lange will ich wohl warten." Der Edelmann rief alle Anweſenden über dieſes Verſprechen des Juden zu Zeugen, ſtand auf und ging mit ungeſchornem Barte daven.

Ein Rabbiner brachte einem andern einen Kommentar über die Klagelieder Jeremiä zum

Durchſehen. Nach einigen Tagen erhielt er ſeinen Kommentar wieder, und der Rabbiner bat ihn um gleiche Gefälligkeit bei einem Werkchen, das er ihm bald dagegen bringen würde. — Herzlich gerne, verſetzte der Rabbiner; und was wird das ſeyn? — „Klagelieder über euren Kommentar," war die Antwort.

Ein fremder Jude, der mit Koſtbarkeiten handelte, befand ſich in Mainz und ward zum Churfürſten gerufen. Der Churfürſt fragte ihm unter andern, wie er mit Mainz zufrieden wäre? — Sehr wohl, ſagte der Jude, bis auf vier Dinge, die ihm nicht in hinlänglicher Anzahl vorhanden ſchienen. Der Churfürſt erſtaunte nicht wenig, da er auf ſeine Frage: was für Dinge es wären? hören mußte: Pfaffen, unzüchtige Weibsbilder, Wirthshäuſer und Bettler. Gerade mit dieſen vier Dingen hatte er die Stadt am reichlichſten verſehen geglaubt. — Der Jude mußte ſich erklären, und er that es folgendermaßen: „Der Pfaffen können „nicht genug ſeyn; denn es giebt ihrer, „die zwei Präbenden haben; der unzüchti„gen Weibsbilder können nicht genug ſeyn; „denn man klagt, daß vor den Pfaffen auch „die ehrlichen Weiber nicht ſicher ſind. Der „Wirthshäuſer können nicht genug ſeyn; denn „ſonſt würden die Dominikaner in ihren Klö„ſtern gewiß keinen Weinſchenk halten; und „der Bettler können nicht genug ſeyn, denn „würde man ſonſt aller Orten Bettelmönche „ſehen?“

So wie die ſatyriſchen Köpfe überhaupt nicht die gelitteſten ſind, ſo war es auch dieſer Jude in Mainz nicht. Beſonders hätten ihm die Geiſtlichen gar zu gern eins angehangen. Sie hielten dazu die Religion für die beſte Mittel, und wollten ihn in die Verlegenheit ſetzen, entweder ein Chriſt zu werden oder als ein Läſterer rechtſchaffen abgeſtraft zu werden. Einer von ihnen hielt ihm daher bei Gelegenhielt ein Kruzifix vor, und verlangte durchaus, daß er ſich erklären ſollte, was er von dieſem hielte? — „Nein," ſagte der Jude: „wer „von uns beiden geht vor? Erſt laßt ihm „ſagen, was er von mir hält; dann will auch „ich ſagen, was ich von ihm halte."

Ein Jude hatte einen Offizier oft wegen einer Schuldforderung ſchriftlich gemahnt, ohne Antwort zu erhalten. Endlich bat ihm der Jude nochmals aufs dringendſte, er möchte ihm doch das Geld ſenden. Darauf erhielt er folgendes:

„Mein lieber Levy Feibiſch!"

„Du verlangſt Antwort und Geld von „mir. Einem Juden wird die Hälfte abgedungen. Hier iſt Antwort. Geld kriegſt du „nicht, und ich verbleibe"

„Deiner verdammten Juden-Seele"
„beſtändiger Fürbitter"
N. N.

Ein Jude verkaufte dem andern ein Pferd, und ſtand im Kontrackt dafür ein, daß das Thier keinen Fehler hatte. Ein paar Tage nachher kam der Käufer zu jenem, und ſagte: „Freund, der Kauf gilt nicht, das Pferd hat „einen großen Fehler, es iſt an einem Auge „blind.“ — „Ey,“ ſagte der Verkäufer, „wie „könnt Ihr das einen Fehler nennen? das iſt „ja ein Unglück.“

Ein junger Offizier wollte von einem Juden borgen; dieſer ſchlug es ihm aber, weil er ihn als einen ſchlechten Bezahler kannte, rund ab. Der Offizier, aufgebracht darüber, ſagte im Weggehen zu dem Juden: „Ihr ſeyd ein Lump.“ — „Nu mal,“ erwiederte der Jude, „der Herr iſt auch noch ká Papier.“

Ein Jeſuiterſchüler zu Lemberg, warf nach einem Juden muthwilligerweiſe mit einem Steine. Der Jude bückte ſich, und der Stein fuhr in ein Fenſter gegenüber. Der Beſitzer des Hauſes gab deswegen eine Klage ein; der Richter erkundigte ſich nach dem ganzen Verlauf der Sache, und verurtheilte darauf nicht den Jeſuitenſchüler, ſondern den Juden, zu bezahlen. Der Religionshaß und die Verachtung gegen die jüdiſche Nation waren dort ſonſt ſoweit gegangen, daß jeder ſie ungeſtraft mit Schlägen und den gröbſten Mißhandlungen hatte anfallen dürfen. Das ward endlich abgeſtellt; nur die Freiheit nach ihnen zu werfen, war noch ausdrücklich zugeſtanden worden. — Eben dieſes führte der Richter zur Urſache an: „denn,“ ſagte er, „nicht dadurch ſind die Scheiben zerbrochen worden, daß der Schüler geworfen, ſondern daß ſich der Jude gebückt hat. Und vermöge des Geſetzes hätte er ſich nicht bücken ſollen: denn das Recht zu werfen an der Seite des Jeſuitenſchülers, ſetzt an der Seite des Juden die Verbindlichkeit voraus, ſich werfen zu laſſen.“

Ein Jude, der den Talmud ſtudirt hatte, ſah, daß viele von ſeinen Nachbarn, die er doch als ſehr unwiſſende Leute kannte, jedesmal, wenn ſie von der Franfurter Meſſe kamen, an ihren eingehandelten Waaren etwas Anſehnliches verdienten. Wenn du nun, dachte er, bei deiner Gelehrſamkeit, zu handeln anfingeſt, wie groß müßte der Gewinn nicht ſeyn. Er ſchlug demnach alle Stellen im Talmud, die vom Handel redeten, von neuem auf, überdachte ſie wohl, und ging mit dieſem Schatze von Weisheit auf die Meſſe. Unter andern Lehren, hatte er ſich auch die gemerkt: „Sorge „für Waaren, die bei andern nicht zu finden „ſind; denn da biſt du deines Abſatzes deſto „gewiſſer!“ Ihr gemäß, ſtellte er ſich an verſchiedene Gewölbe und ſah, was ſeine Landsleute kauften. In einem derſelben bemerkte er ſchwarze Strümpfe mit rothen Zwickeln und graue Handſchuh mit Gold geſtickt. Da beides ſehr nach ſeinem Geſchmack war, ſo gab er genau Achtung, ob irgend ein anderer davon kaufen würde. Niemand ſchien ſie wahrzunehmen,

zunehmen, er kaufte alſo, dem Talmud zufolge, von beiden den ganzen Vorrath. Aber in ſeinem Vaterlande wollte kein Menſch, dem er ſie anbot, ihm auch nur ein einziges Paar abnehmen. Des ſteten vergeblichen Feilbietens müde, ſtellte er endlich ſeinen ganzen Handel ein, und ſtudierte wieder, wie ſonſt, im Talmud. Um indeſſen doch etwas für ſeine verlegene Waaren zu erhalten, beſchloß er, ſie auf den nächſten Markt zu ſchicken und für jeden Preis loszuſchlagen. — Sein einziges Bedenken war nur noch, daß er ſich nicht einem von ſeinen Nachbarn allein anvertrauen wollte, theils um ſich nicht zu verrathen, daß er zwei ſo ſchlechte Artikel eingehandelt habe, theils um nicht den ganzen Reſt ſeines Vermögens einem einzigen in die Hände zu geben, für deſſen Ehrlichkeit er keine völlige Sicherheit zu haben glaubte. Er ließ demnach zuerſt einen Juden, Namens Simſon, und dann einen Namens Hirſch kommen, gab jenem die ſchwarzen Strümpfe mit rothen Zwickeln, und dieſem die Handſchuhe mit Gold geſtickt; beiden ertheilte er aber die Vollmacht, für jeden Preis, den ſie erhalten könnten, loszuſchlagen, und allenfals gegen andere Waare zu tauſchen. Nach der Rückkehr vom Markte kam Simſon und ſagte: ich habe kein Geld für deine Strümpfe erhalten können, und bin genöthigt geweſen, ſie gegen dieſe Waare zu vertauſchen. — Er öffnete das Pack und es waren die — Handſchuh mit Gold geſtickt! — Bald darauf kam Hirſch und ſagte gleichfalls, er habe ſeine Handſchuh nicht verſilbern können, und habe ſie gegen Waare umgeſetzt, und dieſe konnte natürlich nichts anders ſeyn, als die Strümpfe mit rothen Zwickeln. So hatte der arme Gelehrte ſeine beiden ſchlechten Artikel wieder, und das kränkendſte für ihn war, daß jeder von ſeinen Unterhändlern behauptete, er habe auf ſeinen Tauſch zugeben müſſen.

Zwei Juden (ſie mögen Ruben und Simon heißen) wurden in B... für die größten Schachſpieler gehalten. Eines Tages ſpielte

Ruben auf einem Kaffeehauſe mit einem Fremden. Simon war während des Spiels auch auf das Kaffeehaus gekommen, und hatte ſich ſtill hinter den Stuhl ſeines Nebenbuhlers geſtellt. Ruben ſah bei einem Zuge ſeines Gegners keine Rettung, und wollte eben mit den Worten: „ich bin matt,“ die Puppen zuſammen werfen, als er eine Ohrfeige bekam, daß ihm die Perücke vom Kopf flog. Natürlich ſah er ſich haſtig um, woher der Schlag käme; da er aber den Simon erblickte, ſagte er nichts weiter als: „Nü, was kann ich för einen Zug thun?“ Simon that ohne ein Wort zu ſprechen, den Zug, und Ruben erwähnte mit keiner Sylbe der Ohrfeige, ſondern ſagte, nach einem ſchnellen Blicke auf das Schachbrett, indem er ſeine Perücke aufhob: „Sall ich leben, Ihr hobt Recht!“

Ein Jude Namens Moſes pflegte oft in das Haus eines reichen Glaubensgenoſſen zu kommen, wo er wegen ſeiner witzigen Einfälle ſehr geſchätzt ward. Endlich fing ſein Mantel an ſo ſchlecht zu werden, daß der Reiche jedesmal in Verlegenheit kam, wenn ihn ein Fremder in ſeinem Hauſe traf. „Schafft „Euch doch,“ ſagte er daher eines Tages zu ihm, „einen andern Mantel an.“ — Nu, antwortete Moſes, denkt ihr denn, daß ich nicht mehr als einen Mantel habe? — „Ey „ſo zieht doch den andern an.“ — Ja der iſt noch ſchlechter!

Ein Jude ward auf der Straße vom Pöbel gemißhandelt. Um ihn zu retten, ſagte einer ſeiner Verwandten zu den Umſtehenden: „nehmt euch ſeiner an, denn der arme Mann „iſt toll.“ Dies rettete ihn wirklich, aber der Gemißhandelte erhob eine Klage gegen ſeinen Befreier; weil die öffentliche Nachrede, daß er toll ſey, ihm allen Verkehr entziehen würde. Die Aelteſten gaben ihm zum Beſcheid, ſie wollten den Beklagten in zwei Thaler Strafe nehmen. „Das will ich nicht,“ ſagte der

Kläger; „denn er iſt ein armer Mann, und „muß ſeine Frau und Kinder hungern laſſen, „wenn er das Geld bezahlen ſoll.“ Nun, ſagten die Aelteſten, ſo wollen wir ihn auf einen Tag ins Gefängniß ſperren. Auch dagegen wandte der Kläger ein, daß der arme Mann im Gefängniß nichts verdienen könne und alſo die Seinen mit ihm zugleich leiden würden. „Nun,“ fragten ihn die Aelteſten, „was ſollen wir denn thun, um euch Genugthuung zu verſchaffen?“ „Ich verlange nun weiter „keine Genugthuung,“ erwiederte der Kläger: „denn was bedarf es weiter für einen Beweis, „daß ich nicht toll bin, als den, daß die Aelteſten mich fragen müſſen, was ſie thun „ſollen?“

Ein Jude, der eben ſeinen Prozeß verlohren hatte, blieb auf dem Flure vor der Gerichtsſtube ſtehen und betrachtete das Bild der Gerechtigkeit, welches daſelbſt aufgehangen war. „Sogt mer eppes,“ ſagte er zu einem Manne der neben ihm ſtand; „wos iſt dos für eine „Dome mit der Wooge und dem Schwerdt?" — Kennſt du ſie nicht? war die Antwort, es iſt die Gerechtigkeit. — „Nû," erwiederte der Jude: „was ſoll die hier draußen?"

In einer Stadt, wo ein vornehmer Staats-Beamter verſtorben war, durch den die Juden große Vortheile erlangt hatten, ſagte jemand zu einem Juden: „ich bedaure, daß Ihr euren großen Gönner verloren habt." — „Nun," antwortete dieſer; „er mußte doch einen Nachfolger haben, und hat der kein Geld, ſo „geben wir ihm welches; hat er welches, ſo „bringen wir's ihm unter."

Ein reicher Jude, der eine zahlreiche Familie hatte, verlohr in einem Alter von mehr als ſechzig Jahren ſeine Frau. Seine Freunde, die unter ſich davon ſprachen, bedauerten ihn ſehr, und waren einſtimmig der Meinung, daß er in ſeinen Umſtänden ſchlechterdings wieder heirathen müſſe. Nü," ſagte einer unter ihnen, „fraillich muß er wieder heirathen; „oder wos ſall er für eine Fra nehmen? „Nimmt er eine junge, wärd er betarkelt, (betrogen) nimmt er eine alte, wärd ihm nich „gefallen, weil ſie nich alt geworden is mit „ihm; darüm ſog' ich all's: wer ſall werden „ein Narr, wärd ein Wittwer im Alter.“

Ein Kaufmann hatte auf die Meſſe ſeine ſchöne junge Frau und eine minder hübſche Freundin mitgenommen. Eines Tages, da beide in ſeinem Gewölbe ſaßen, ſagte er zu einem polniſchen Juden, den er als einen aufgeweckten Mann kannte, und mit dem er über den Preis einer Waare ſich durchaus nicht vereinigen konnte: „wenn ihr dieſe Waare „heute nehmt, ſo bekommt ihr ſie gewiß morgen nicht ſo wohlfeil; denn ich habe alles, „was geſtern und heute verkauft wird, zum „Geſchenk für dieſe beide Damen beſtimmt.

„Jene, (indem er auf ſeine Frau zeigte) hat „erhalten, was ich geſtern gelöſet habe; dieſe, (indem er auf die gute Freundin wies) „bekommt den heutigen Markt.“ — „Nun,“ „ſagte der Jude; „als ich kaufen muß, ſo will „ich kaufen, aber thut mir den Gefallen, „und ſchreibt's auf geſtern.“

Ein armer Polniſcher Bauer kam zu einem Juden in ſein Dorf, und bat ihn, bis zur Erndte ihm zwei polniſche Gulden (8 Groſchen) zu leihen. Der Jude war dazu bereit, nur machte er folgende Bedingungen: Der Bauer ſolle ihm ein Pfand laſſen, wöchentlich ſechs Pfennig Zinſen geben, und die ganzen Zinſen vorausbezahlen. Der Bauer war damit zufrieden. Nun ward die Berechnung gemacht. Da noch achtzehn Wochen bis zur Erndte waren, ſo ergab ſich, daß die Intereſſen neun Groſchen betrugen; da dieſe vorausbezahlt werden ſollten, und das geliehene Kapital nur acht Groſchen betrug, ſo mußte der Bauer noch einen Groſchen zuſchießen, und da er kein anderes Pfand hatte, ſo mußte er ſeinen Pelz ausziehen und dieſen dem Juden zurücklaſſen. Die ganze Sache war zur Zufriedenheit beider Theile in wenigen Minuten abgemacht; nur ſagte der Bauer auf dem Hinwege für ſich: „es iſt doch ſonderbar, ich habe kein Geld und keinen Pelz, habe einen Groſchen bezahlt und bin acht Groſchen ſchuldig; aber recht gerechnet hat der Mann.“

Der Baron von P.., der bei einem wüſten Leben ein hohes Alter erreichte, begegnete mit etlichen guten Freunden auf einem Spaziergange einem Juden, mit dem er mehr als dreißig Jahre zuvor in einem fremden Lande Verkehr gehabt hatte. Der Baron redete ihn an, und da er allerlei drolligte Antworten gab, miſchten ſich auch die übrigen in das Geſpräch. Unter andern fragte einer den Juden, ob er ſich nicht wundere, den Baron noch am Leben zu finden. „Wie ſollte ich mich wun-

„dern," ſagte der Iſraelit: „ich weiß,
„Herr Baron hat ſich nie übereilt, ſeine Sch
„den zu bezahlen."

Auf der Meſſe in Frankfurt an
Oder ward ein polniſcher Jude, als Theiln
mer an einem Diebſtahl, ergriffen und
den Richter geführt. Das Geſtohlene w
wieder da, und man konnte ihm weiter nic
zur Laſt legen, als daß er mit dem Diebe
genauer Verbindung ſtand. Einer von d
Zeugen ſagte gelegentlich aus, daß eben die
Jude ſchon öfter an andern Orten ſey ein
zogen worden, aber immer habe er ſich h
auszureden gewußt. Er betheuerte ſeine U
ſchuld, und rief einmal über das andere: „
bin ein ehrlicher Mann; ich bin ein ehrlich
Mann." Nach Erwägung aller Umſtän
ward er verurtheilt, zwanzig Streiche auf d
bloßen Rücken zu bekommen. Er ſchrie üb
die entſetzliche Ungerechtigkeit und wiederhol
unaufhörlich, er ſey ein ehrlicher Mann. E

half alles nichts, man zog ihm die Kleider ab, und fand auf dem Rücken ein Brandmal. „Bube!“ ſagte der Richter: „wie kannſt du ſagen du ſei'ſt ein ehrlicher Mann? du haſt ja ein Brandmal auf dem Rücken!“ — „Nu,“ rief „der Jude: „was kann ich dafür? Wer hat's „mir wider meinen Willen druf gethan!“

Ein Jude hatte ſich einen Wolfspelz gekauft. Er begegnete einem andern Iſraeliten, und dieſer, neidiſch über den ſchönen Pelz ſeines Bekannten, fragte ihn höhniſch:

„Nun Michael, warum trägſt du denn „den Pelz auswärts?“

„Was fragſt du mich!“ antwortete der erſte: „frag' den Wolf!“

Ein armer Schneider wohnte mit einer aus neun Perſonen beſtehenden jüdiſchen Familie, nemlich der Großmutter, den beiden Eltern und 6 Kindern, in einem Hauſe gemeinſchaftlich in einem und demſelben Stockwerke. Ein Sohn des Schneiders, ein Knabe von beinahe 5 Jahren, hatte einen ihm zum Spiel gegebenen Dreier in den Mund genommen und er war ihm in die Kehle gekommen. Das Kind fing heftig an zu würgen, und lief Gefahr zu erſticken. Der beſtürzte Vater eilte daher auf's ſchnellſte zu einem benachbarten Chirurgus, um dieſen zur Hülfe herbeizuholen. Mitlerweile war der Dreier dem Knaben die Kehle heruntergegangen; und die benachbarte Juden-Familie hatte den Knaben, da ſie von dem Vorfall Notiz erhalten, zu ſich in ihr Zimmer gerufen. Jetzt kömmt der Schneider mit dem Chirurgus zurück. Er ſucht ſeinen Sohn überall, aber vergebens. Endlich öffnet er die Stubenthüre ſeines jüdiſchen Nachbars, und ſiehe da, was erblickt er? — Sein Söhnlein mitten im Zimmer, auf einem Kinderſtuhl ſitzend; und die ganze Juden-Familie in einem Kreiſe um den Stuhl huckend und ächzend: „aa! mein Kind, aa!“

XII.

Geſchichte der Juden in England, von den älteſten Zeiten her.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Und

Nachrichten von ihrem gegenwärtigen Zuſtande daſelbſt,

nebſt einigen Gedanken über die bürgerliche Verbeſſerung dieſes Volks.

Größtentheils nach Colquhoun.

Ein vor etwa ſiebenzig Jahren in London gefundener Stein, auf dem im Basrelief Simſon die Füchſe ins Korn treibt, der Schluß-Stein eines bei eben der Gelegenheit entdeckten, mit verbranntem Korn angefüllten Gewölb-Bogens läßt vermuthen, daß es ſchon, während der Oberherrſchaft der Römer über

England, Juden daſelbſt gegeben haben müſſe: denn die erhabene Arbeit iſt ſo ſchön, daß ſie unmöglich ſpäter verfertigt ſeyn kann, und der dargeſtellte Gegenſtand deutet auf einen *) jüdiſchen Tempel. Ihre Synagogen konnten auch wohl nur Gelegenheit zu einiger Ausbreitung des Chriſtenthums in England, noch ehe es unter Conſtantin eingeführt wurde, gegeben haben.

Bei der Bekehrung der Sachſen und Dänen, die ſich in England feſtgeſetzt hatten, zeichneten ſich die Juden durch eine ſeltene Freigebigkeit aus. Sie beſchenkten nämlich die chriſtlichen Klöſter, die ſich dem obigen Geſchäft unterzogen; ſie müſſen alſo begütert und in großer Anzahl da geweſen ſeyn. Witglaff, König von Merzia, beſtätigt gewiſſen Mönchen den Beſitz aller Güter, die ſie von Chriſten und Juden erhalten. (Omnes terras et tenementa, possessiones et eorum peculia, quae reges Merciorum et eorum pro-

---

*) Siehe die Vorrede zu Lelands Collections.

ceres, vel alii fideles Christiani, vel Judaei, dictis monachis dederunt.) Ein Seculum früher, im Jahr 704, verbietet der Erzbiſchoff von York, Egbright, im 146 §. ſeiner ökonomiſchen Geſetze den Chriſten, bei den Feſten der Juden gegenwärtig zu ſeyn.

Die Juden ſcheinen zur Zeit der Feudal-Regierung, den reichſten, gebildetſten und gelehrteſten Theil der Nation ausgemacht zu haben. Sie waren die einzigen Geldmäkler; ſie allein betrieben den auswärtigen Handel, und beſuchten oft die gebildetſten ſüdlichen Länder Europens, ſie verfertigten die meiſten goldenen und ſilbernen Altar-Verzierungen und Kirchengefäße. Wilhelm der Rothe erlaubte ihnen nicht nur, mit ſeinen Biſchöfen über die chriſtlichen Glaubenslehren zu disputiren, er forderte ſie dazu auf, und ſchwur, er wolle ein Jude werden, wenn ſie ſiegen ſollten. Bei einer öffentlichen Disputation, welche die Gelehrten von Chriſten und Juden um dieſe Zeit im Lande hielten, waren die Biſchöfe ſelbſt ſehr wegen des Ausgangs beſorgt. Der Sohn eines gewiſſen Moſes von **Wallingford** krümmte zuweilen, um die Wunder der heiligen Frideswida zu verſpotten, die Finger zuſammen, und behauptete dann, er habe ſie plötzlich wieder gerade gemacht, oder er ging einige Zeit wie ein Krüppel, ſprang dann mit einemmale fröhlich und gerade einher, und bat das Volk, zu bemerken, wie ſchnell und wunderbar er ſich heilen könne.

Heinrich II. ſchenkte den Juden im vierundzwanzigſten Jahre ſeiner Regierung bei allen Städten, in welchen ſie Kolonien hatten, Begräbnißplätze. Ein Jude, Namens Joſua, unterſtützte während ſeiner Regierung die Rebellen in Irrland mit anſehnlichen Summen. — Ein gewiſſer **Sancto** liehe Geld auf Altargefäße. Manche waren übermüthig genug, die vornehmſten Geiſtlichen zu verſpotten und zu verlachen. Dieſen Umſtänden iſt wohl der Geiſt zuzuſchreiben, den die Artikel von **Clarendon** athmen. Im Jahr 1188 ſchlug das Parlement zu Northampton vor, die Juden ſollten 60,000, die Chriſten 70,000 Pfund

Pfund Sterling zu einem projektirten Kriege geben. Entweder waren alſo die Juden ſehr reich, oder das Parlement verfuhr ſehr grauſam.

Unter Richard I. wurde das Volk bei Gelegenheit eines Kreuzzuges und der intoleranten Reden, welche die Geiſtlichen zum Beſten dieſes heiligen Krieges hielten, gegen die Juden erbittert. Der Pöbel plünderte in London die Häuſer der Juden, und es wurden nur drei Perſonen beſtraft, weil ſie aus Verſehen über chriſtliche Häuſer hergefallen waren. In ſechs Monaten brach die Flamme allgemein, und am ſchrecklichſten auf der Meſſe zu Stammford aus, wo, unter einer Menge Menſchen aller Art, auch viele Kreuzfahrer, die eben mit ihrem Könige in das heilige Land ziehen wollten, verſammlet waren. Erbittert über den Wohlſtand der Feinde Chriſti, und über die drückende Noth, in welche ſie mehrentheils ihre Familien verſetzen mußten, um ſich zur Reiſe zu rüſten, überzeugt außerdem, es werde Gott wohlgefallen, wenn ſie die Juden todt-

ſchlügen, und ſich ihrer Schätze bemächtig
fielen ſie über dieſelben her, und führten le
beides, das erſte auf die grauſamſte Weiſe, a
Einige retteten ſich in die feſte Burg, und
ſie die Güter und Haabſeligkeiten, die U
chen ihres Mißgeſchicks, zurückließen, verfo
man ſie nicht ernſtlich. Die Pilgrimme,
alles dies zur Ehre Gottes gethan zu ha
vorgaben, ſchifften ſich, um ihren Eifer zu
weiſen, eiligſt ein, und ſegelten nach Jeru
lem — zur Rechenſchaft und zur Strafe kon
und wollte ſie Niemand ziehen. Da ſo v
Juden auf dieſer Meſſe waren, muß w
der inländiſche Handel größtentheils von ih
betrieben worden ſeyn. Wahrſcheinlich hat
ſie ſchon früher, zur Erleichterung deſſelb
den Gebrauch von Banknoten erfunden u
eingeführt; wenigſtens geſchieht derſelben,
lateiniſchen Dokumenten von der Zeit, un
dem Namen Starra Erwähnung. Die J
den wurden damals noch zu höheren wiſſe
ſchaftlichen Gewerben zugelaſſen; denn d
grauſame Edikt, welches Richard I. weg

Regiſtrirung ihrer Güter gab, verordnete unter andern, ihre Kontrakte ſollten in Gegenwart von zwei jüdiſchen und zwei chriſtlichen Rechtsgelehrten, mit Zuziehung zweier öffentlichen Notarien gemacht werden. Dieſer König ſetzte auch jüdiſche Gerichtsperſonen an, welche die Taxe von den Juden beitreiben und in den Schatz abliefern mußten. Die beiden erſten hießen Benedikt von Talemunt und Joſeph Aaron.

Die harten Maßregeln Richard I. veranlaßten die Auswanderung der reicheren Juden, und dadurch einen ſo großen Ausfall in den Revenüen, daß Johann im Jahr 1199 ſich viel Mühe gab, ſie wieder in ſein Königreich zurückzubringen. Er beſtätigte nicht bloß ihre Privilegien, ſondern bot ihnen neue an, und erlaubte ihnen beſonders auch, ſich einen Hohenprieſter, unter dem Titel eines Presbyters der Juden zu erwählen. Verſchiedene kehrten zurück, wurden aber in der Folge noch ärger geplündert als zuvor. Die Magna Charta verordnet ungerechter Weiſe; „daß, wenn Jemand von einem Juden Geld geliehen hat,

„und vor der Wiederbezahlung ſtirbt,
„Schuld, ſie ſey groß oder klein, nicht ve
„ſet werden ſoll, ſo lange deſſen Erbe min
„jährig iſt.“

Heinrich III. befreite alle gefange
Juden, und befahl, ſie gegen die Nachſtell
gen der Kreuzfahrer zu ſchützen; auch ver
nete er, daß ſie den vordern Theil ihres O
kleides mit zwei breiten weißen Bändern
ſetzen ſollten. Unter ſeiner Regierung bef
Stephan Langthon, Erzbiſchof von Canterb
und Hugo de Velles *) Biſchof von Linc
in ihren Kirchſprengeln, daß kein Chriſt,

---

*) Was alles für Feinde hat dieſe Nation im
der Zeiten gehabt! der Grimm der Könige
Biſchöfe hat ſich gelegt; aber noch vor kurzem ver
te ſie der berüchtigte Schinderhannes auf
Hundsrücken. Dieſer neue Rinaldini beraubte nur
und gab einen großen Theil deſſen, was er
Iſraeliten abgenommen hatte, ſeinen Glaubensge
ſen. Siehe allgemeine Zeitung vom 30. De
ber 1801.

Strafe der Exkommunikation mit den Juden Gemeinſchaft haben, oder ihm Lebensmittel verkaufen ſolle, in der Hoffnung, der Mangel an Unterhalt werde ſie vertreiben. Wie es ſcheint, hatte der Biſchof von Norwich eben das verordnet, und man wird kaum glauben, daß die Juden, ohne die Dazwiſchenkunft des Königs, durch dieſe Anordnungen, wirklich in Gefahr gekommen ſeyn würden, vor Hunger zu ſterben, wenn man nicht bedenkt, welche Macht der Fanatiſmus damals hatte. — Erzählt uns doch Rapin, daß die **Ketzer** von der Sekte der Gerhardiner jämmerlich unter Heinrich II. verhungern mußten, weil alle Vorſorge für ſie verboten war.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Prior von Dunſtabel grade um dieſe Zeit mehrere Juden in ſeiner Herrſchaft Freiheit und Schutz bewilligte, wofür jeder jährlich zwei ſilberne Löffel geben mußte.

Da der König ihnen wohl wollte, baueten ſie ſich im Jahr 1230 eine anſehnliche Synagoge in London, die prächtiger als alle chriſtliche Kirchen war; aber das Volk bat den König, ſie ihnen abzunehmen, und ſie zum Gebrauch der Chriſten einzuweihen, welches er einging; ja im achtzehnten Jahr ſeiner Regierung ertheilte er den Einwohnern von Newkaſtle, auf ihr Anſuchen das Privilegium, daß nie ein Jude unter ihnen wohnen ſollte; auch plünderte er ſie oft. Indeſſen würde dieſer Fürſt die Juden, ſeines Vortheils wegen, ferner geduldet haben, wenn der Pabſt nicht chriſtliche Kaufleute aus der Lombardei nach England geſendet hätte, welche die ehemaligen Banquiers entbehrlich machten, indem ſie das Geſchäft des Leihens gegen Zinſen, auf eine von der Kirche erlaubte Art betrieben. Ja, noch unter ſeiner Regierung, ging der Haß gegen die Juden ſo weit, daß, als der König im Jahr 1262 ſich weigerte, die Verabredungen zu halten, die er mit ſeinen Baronen zu Oxford genommen, und, beſorgt die Londner würden mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen, ſich in den Tower geworfen hatte, die Baronen den Einwohnern von London, um ſie deſto feſter an ihr Intereſſe zu knüpfen, erlaubten, 700 Juden mit einem male zu erwürgen. Die Häuſer dieſer unglücklichen Schlachtopfer wurden geplündert, und ihre ſchöne Synagoge in einen Aſchenhaufen verwandelt. Letztere war kaum von Neuen aufgebauet, als ſie ihnen im Jahr 1270 wieder abgenommen wurde, weil die Bußprediger *) behaupteten, ſie könnten den Leib Jeſu, vor dem Geheul, welches die Juden in demſelben während ihres Gottes-Dienſtes anſtellten, nicht zur Ruhe bringen.

---

*) Damals gab es in England, wie noch jetzt in allen papiſtiſchen Ländern, unſtreitig Mönche, die zuweilen umherreiſten und Buße predigten; mehrentheils iſt es das Geſchäft der Kapuziner. Wo ſie hinkommen, muß alles kommunizieren und ihr Anſehn iſt unglaublich. Noch im Jahr 1786 verſicherten junge Libertins in Frankreich, daß man in Städten, wo eben die Bußprediger wären, für keinen Preis in der Welt, ein Mädchen zur Unzucht bewegen könne.

Im dritten Jahre der Regierung E
ards I. wurde ein Geſetz gegeben, wel
den Juden vollkommene Sicherheit zu verſ
chen ſchien; deſſen ungeachtet aber nahm
König im Jahr 1290, dem achtzehnten ſe
Regierung, Beſitz von dem ganzen V
mögen der Juden, und verbannte ſie
ſeinem ganzen Reiche; ehe ihre Güter a
inventirt und an den Meiſtbietenden verka
werden konnten, waren ſie auf das unvera
wortlichſte vergeudet, ohne daß ein Pfen
zu den gemeinnützigen Anſtalten verwen
worden wäre, für welche ſie der König
ſtimmt hatte. Damals wurden funfzehn
ſechszehn tauſend Juden beraubt und verja
Wahrſcheinlich hatte ihre Zahl in den vorh
gehenden Jahrhunderten allmählig ſehr ab
nommen, denn die angeſehenen und reiche
Juden werden ſich nicht gern in einem Lan
aufgehalten haben, wo man ihnen ſo wen
Wort hielt und ſie ſo oft mißhandelte. Denno
hinterließen die Vertriebenen verſchiedene a
ſehnliche Bücherſammlungen, beſonders ei

in Stammford und eine andere in Oxfort, von welcher letztern der berühmte Royer Bacon viele hebräiſche Bücher kaufte, denen er in einer Note, die ſich in einem derſelben befindet, nachrühmt, daß ſie ihm große Dienſte geleiſtet. Dieſesmal müſſen die Juden gänzlich vertrieben worden ſeyn, denn man findet, bis lange nach der Reformation, nicht die geringſte Spur von ihnen in England.

Cromwell verſüchte zuerſt wieder, die Induſtrie und die Reichthümer der Juden nach Groß-Brittanien zurückzuführen. Beſtändigen Verfolgungen ausgeſetzt, waren ſie ſehr ausgeartet; der Druck, unter dem ſie ſich befanden, gab ihnen das Anſehn von niedriger, knechtiſcher Furchtſamkeit; von Allen verachtet, legten ſie keinen großen Werth auf Ehre und Anſehn, und trieben Wucher oder andere unerlaubte Geſchäfte. Gleich den Hauſirern, die nicht leicht mit dem Käufer zuſammen kommen, weil ſie gewohnt, einen unmäßigen Gewinn zu nehmen. Eigene Schulen und Synagogen bewilligte man ihnen nirgends gern; in

chriſtlichen Lehranſtalten nahm man ſ
auf; daher waren ſie in eine ſolche Un
heit verſunken, daß ihre Bildung ihne
und andern ſehr erſchwert wurde.

Die erſten Unterhandlungen zwiſchen
well betrieb ein gewiſſer Heinrich Mart
die Juden in Amſterdam bewog, eine
tation an den engliſchen Geſandten,
wohl in ihrer Synagoge mit Conzerten
halten hatten, zu ſenden, und auf deſſ
trieb ſie von dem Hülfs-Parlament *)
laubniß erhielten, einen öffentlichen Geſ
mit Vorſchlägen nach England zu ſende
wählten dazu — Manaſſe Ben-Iſrael,

---

*) Die Anführer der Independenten hielten
Novbr. 1674 zu St. **Albans** eine Zuſamm
bei welcher **Fairfax** den Vorſitz hatte, u
warfen einen ihren Grundſätzen gemäßen P
einer Conſtitution, den ſie einen Vertrag m
Volke (the agrement of the People) n
Dieſer Plan wurde nochmals ausgeführt.
Volk war durch die Proklamation **Crom**
bekannt unter dem Namen: the Instrum

Gottesgelehrten und Arzt, wie er ſich nannte, in der That aber ein Buchdrucker und Buchhändler, der übrigens ein beſcheidener, verſtändiger erleuchteter Mann, des jüngern Voſſius, Blondels und Bocharts Freund war.

Als er dem Protektor ſeine Bittſchrift und Beglaubigungs-Schreiben übergab, ſagte er unter andern: „Mein Volk ſahe vorher, daß, „da eine der allgemeinen Wohlfahrt günſtige „Regierung, an der Stelle königlicher Herrſchaft getreten, nun auch der alte Haß wider „die Juden, in Wohlwollen verwandelt werden würde, und daß alle die harten Geſetze, „welche die Könige gegen eine ſo unſchuldige „Nation gegeben, glücklich widerrufen werden „dürften.“ Er überreichte und verbreitete auch eine gedruckte Erklärung, an die allgemeine

---

Government, zur Wahl einer ſeinen Bedürfniſſen gemäßen Geſetzgebung, zuſammen berufen worden, und das erſte Parlament, welches unter dieſer Proklamation zuſammen kam, hieß das Hülfs-Parlament: the Instrument Parliament.

Wohlfahrt gerichtet, und eine Schri
verſchiedenen Gründen für die Toleran
der Gerechtigkeit, den Tugendhaften, de
ſicht der Weiſen, und den Vorurtheile
großen Haufens zugeeignet war. Am
zember 1645 ſetzte Cromwell ein Conzili
ſtehend aus zwei Rechtsgelehrten, ſieben
gern und vierzehn bekannten Geiſtlichen, w
die Vorſchläge der Juden unterſuchen
Unter den Letztern bemühten ſich inſon
Godwin, Peters und Nya, den
gleiche Rechte mit andern Sekten zu ve
ſen. Die Andern bewieſen noch ſo viel
zu Vorurtheilen und zur Intoleranz,
Cromwell nach viertägigen Conferenzen
einſah, die Geiſtlichen würden das Vo
die Aufnahme der Juden nicht einnehmen
die Verſammlung auseinander gehen lie
dem er erklärte, ſie habe nur dazu beigetr
ihn zweifelhafter über die Sache zu ma
Den 4. April entließ er den Manaſſe
einer höflichen unbeſtimmten Antwort. U
deſſen, daß dieſes betrieben wurde, äu

der Rabbi Jakob Ben-Azahal die Vermuthung, Cromwel möchte wohl der verheißene Meſſias ſeyn — unſtreitig um recht viele arme Juden nach England zu locken, im Fall ſie die Freiheit erhielten, die Manaſſe nachſuchte. Einige wenige Juden muß man unter beſonderer Begünſtigung wohl ſeit der Zeit in London geduldet haben; denn ihre Geburtsliſte enthält im Jahr 1663 ſchon zwölf Namen, und unter der Regierung Karls II., der die Gewohnheit einführte, ihnen Erlaubniß-Scheine zu verkaufen, wuchs ihre Zahl. Im Jahr 1 84 erließ Jakob II. den Juden die außerordentliche Abgabe, welche alle von ihnen ausgeführte Waaren gegeben hatten. Die engliſchen Kaufleute waren damit ſehr unzufrieden, und beſorgten, es werde dies auf die von Juden importirten Güter ebenfalls ausgedehnt werden. Die Hamburger und die Oſtindiſche Handels-Geſellſchaft, und ſiebenundfunfzig der angeſehenſten londner Kaufleute reichten bei dem Könige Bittſchriften gegen dieſe billige Verfügung ein. Nach der Revolution wurde ſie zur großen Freude der chriſtlichen Kaufleute zurückgenommen.

Im erſten Regierungsjahr der Königin Anna, wurde, um die jungen Juden zum Uebertritt zu bewegen, das grauſame Geſetz gegeben, daß ſie als Proſelyten aller Abhängigkeit von ihren Eltern überhoben ſeyn ſollten, und im 6ſten Jahre Georgs II wurde der Lord Mayor und das Kollegium der Aldermänner angegangen, das Parlament zu bitten, daß es den Juden den Trödelhandel unterſage; es erfolgten aber deshalb keine öffentlichen Verhandlungen; die Billigkeit trug den Sieg über den Eigennutz davon.

Die engliſche Kirche, von jeher eiferſüchtig auf ihre Rechte, hatte im ſiebenten Jahre Jakobs I eine Akte durchgefochten, nach der Niemand das Bürgerrecht erlangen kann, wenn er nicht das Abendmahl, nach den Gebräuchen der hohen Kirche, erhalten hat. Dieſe Akte ſchloß alle Juden davon aus, bis im Jahre 1753 eine Bill ins Oberhaus gebracht wurde, und ohne Widerſpruch durchgieng, welche verordnete, es ſolle jeder Jude, der drei Jahr in Groß-Britannien oder Irrland gelebt hätte, und in der Zeit nicht über drei Monat hintereinander abweſend geweſen wäre, auf ſein Anſuchen das Bürgerrecht vom Parlament erhalten, ohne das Nachtmahl empfangen zu haben. Jedoch ſollten alle Juden, das Recht Pfarrſtellen zu vergeben oder jedes andre Patronat von Kirchlichen- und Schulbedienungen, von wohlthätigen Anſtalten u. ſ. w., weder durch Kauf, noch durch Erbſchaft an ſich bringen können. Den 16ten April wurde dieſe Bill ins Unterhaus geſandt, und den 7ten May zum zweitenmale in demſelben verleſen. Lord Barrington, Lord Duplin, Robert Nugent und Heinrich Pelham waren die eifrigſten Vertheidiger derſelben; Lord Egmont, und Sir Edmund Isham ſtritten am heftigſten dagegen. Dieſe Bill wurde von einigen Kaufleuten, mehrentheils Diſſentern *), und von dem Miniſterio unterſtützt. Letzteres führt an:

---

*) So heißen alle, welche nicht mit der hohen Biſchöflichen Kirche das Abendmahl genießen.

„Daß der Wohlſtand und die Volkszahl dadurch vermehrt werden müßten, woven doch die Nationalmacht, das Vermögen, künftige etwanige Schwierigkeiten zu beſiegen und groſſe Unternehmungen auszuführen, abhinge, und wonach die folgenden Generationen die Weisheit unſerer Art zu regieren beurtheilen würden.“ —

„Daß die Juden, wenn wir uns mit ihnen vereinigten, und ſie an unſern bürgerlichen Rechten Theil nehmen ließen, eine aufrichtige Neigung zu unſerer Konſtitution und zu unſerm Lande faſſen, und die öffentlichen Laſten gern mit uns theilen würden.“ —

„Daß, da die Juden einmal einen groſſen Theil der Nationalſchuld beſäßen, unſer Intereſſe es fordere, ſie dazu zu bewegen, daß ſie ihrem Eigenthum folgten, und hier die Revenüen verzehrten, die alle Jahre, zu unſerm offenbaren Nachtheil, außer Landes giengen.“

„Daß der Aufenthalt der Juden in England uns, wegen ihrer Verbindung mit den größten Banquiers in Europa, in künftigen Kriegen

Kriegen große Kapitalien zu Gebote ſtellen, und unſere Anleihen erleichtern würden." —

„Daß ſelbſt ihre Vorurtheile, als Sektirer, uns vortheilhaft und die Veranlaſſung ſeyn würden, daß die jüdiſchen Kaufleute in Europa unſere Manufaktur-Waaren nähmen, anſtatt daß ſie ſich jetzt an die jüdiſchen Kaufleute in Holland und in andern toleranten Ländern wenden müßten." —

„Daß Pohlen nie eine größere Höhe in Abſicht auf bürgerliche, litterariſche und Handelsvorzüge erreicht habe, als zu der Zeit, wo es die Socinianer und Juden begünſtigte."

Von der andern Seite wurde eingewendet: „wir ſollten nicht mit Privilegien und Vorzügen geboren, unſere Erſtgeburt, wie Eſau verkaufen, oder gar thörigter Weiſe von uns werfen." — Wenn die Juden das Bürgerrecht erhielten, ſo würden die, die zu den zahlreichern Volksklaſſen gehörten, als Landläufer und Betrüger unſere Abgaben *) vermehren,

---

*) Beſonders die Armentaxe.

oder durch ihre Induſtrie unſere geringen Leute, die nicht ſo ſparſam leben könnten, um ihren Verdienſt bringen; die reichern aber, die ſich anderswo nicht ankaufen könnten, würden unſere Ländereien in die Höhe; die chriſtlichen Eigenthümer aus ihrem Beſitz treiben, die Bäcker, Fleiſcher und Federvieh-Händler an ſich ziehen (weil ſie das von uns geſchlachtete Vieh nicht eſſen dürfen) und unſern Glauben ſelbſt allmählig in Gefahr bringen." — "Ihre Gebräuche geben ein beſtändiges Hinderniß einer Vereinigung zu gemeinſchaftlichen Endzwecken mit andern Völkern ab, unterdeſſen, daß ihre Sitte, frühe zu heirathen, und ſich leicht zu ſcheiden *), ihre Zahl ſo ſchnell vermehren dürfte, daß ſie dereinſt wohl zu mächtig für ihre gaſtfreien Patronen werden konnten." —

„Dieſe Bill könne uns überdem leicht mit andern Mächten entzweien; wir müßten nach derſelben, z. B. jeden portugieſiſchen Juden, der das Bürgerrecht gewonnen, als einen Brittiſchen Unterthan reklamiren, und ihn der Gefahr ausſetzen, der Inquiſition in die Hände zu fallen." —

„Die Juden wären keine guten Fabrikanten, und wenn ſie offne Läden hielten, würden ſie die Chriſten beeinträchtigen, denn, da die Zahl der Läden den Bedürfniſſen angemeſſen wäre, ſo müßten die, die jetzt vorhanden ſind, nothwendig verlieren, wenn man neue anlegte." — „Daß die Juden vermöge ihres Nationalgeiſtes, durch Intriguen den ganzen Handel in ihre Hände bringen würden, daß ſie aus Grundſatz Feinde der Chriſten wären, und daß es dem Allmächtigen ſelbſt Trotz bieten hieße, wenn man eine Sekte vereinigen wollte, von der die Schrift geweiſſaget habe, daß ſie zerſtreut leben ſolle."

Die Lärmtrompete wurde zuerſt vom Lord Mayor, den Aldermannen und den Gemeinen der City von London geblaſen. — Sie äußerten, in einer dem Parlament übergebenen

Bittſchrift, die Beſorgniß, die Bill werde, wenn ſie Geſetzeskraft erhalte, die chriſtliche Religion herabwürdigen, und die vortreffliche Conſtitution in Gefahr bringen. Graf **Egmont** wurde ihr Mundſtück. Er erhitzte in einer ſchulgerechten Rede, den unduldſamen bigotten Pöbel. Die Engländer ſind immer zum blinden Lärm, da, wo keine wirkliche Gefahr vorhanden war, geneigt geweſen; weil alsdann jeder einzelne wichtig wird, und es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, zur Beſchützung ihrer Kirche, zur Vertheidigung ihres Königs aufgerufen zu werden. Dem gemäß wurde von den Kanzeln und in Zunftverſammlungen auf das heftigſte gegen die Bill geeifert, und bei der nächſten Zuſammenkunft des Parlaments, erhielten die meiſten Glieder des Unterhauſes von ihren Wahlmännern die Inſtruktion, auf den Widerruf derſelben anzutragen.

Der Miniſter verſuchte es nicht, ſich dem Strome zu widerſetzen, ſondern war einer der erſten, der für den Widerruf der Bill ſprach. **Thomas Potter** antwortete ihm mit

Scharfſinn: und gegen dieſen trat Sir **Georg Littleton** mit einer eleganten Rede auf. — Die Juden-Bill wurde in der That durch eine Akte widerrufen, die auch ſogleich des Königs Zuſtimmung erhielt. Man verſuchte zugleich, ein Geſetz, nach dem Fremde in Amerika das Bürgerrecht gewinnen konnten, in ſo fern es auch für die Juden galt, aufzuheben; aber Pelham und Pitt hintertrieben dieſes Vorhaben. So rege war der Geiſt der Intoleranz, und die Führer des Volks trugen kein Bedenken ihn zu nähren.

Seit der Zeit iſt in der geſetzmäßigen Verfaſſung der Juden in England keine Veränderung vorgenommen; aber das Volk trägt weder Groll noch andere liebloſe Geſinnungen gegen ſie im Herzen.

Die Dienſte, die Leſſing mit ſeinem Nathan, und Dohm, mit ſeiner Schrift, über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, ihnen in Deutſchland erwieſen, leiſteten ihnen in Großbrittannien, Cumberland mit ſeinem

Schauſpiel die Juden, und Prieſtlei mit ſeinen Briefen an ſie: ſo daß die Regierung jetzt auf keine Weiſe die Unzufriedenheit des Volks erregen würde, wenn ſie die Geſetze aufhöbe, welche die bürgerliche Gleichheit der Juden mit den übrigen Sekten verhindern.

Immer iſt dies noch nicht geſchehen. Sie werden zwar mit Nachſicht behandelt; aber ſie ſind doch in der Duldungs-Akte nicht mit eingeſchloſſen, und können Grundſtücke nur durch Denization an ſich bringen, das heißt, durch einen königlichen Freibrief, der zwanzigtauſend Pfund Sterling koſtet, und ſie berechtigt Häuſer oder Ländereien an ſich zu kaufen, und den nach der Denization erzeugten Kindern zu vermachen, ſie aber nicht von dem erhöhten Zoll befreiet, den ſie geben müſſen, wenn ſie Handlung treiben wollen.

Daher widerlegt ſich die Behauptung des aufgeklärten, ſonſt wohlunterrichteten, Juden, der in den letzten Stücken der Jahrbücher der Preußiſchen Monarchie, ſein Volk in Schutz nimmt, „als genöſſe es in England mit den

„Chriſten gleiche Rechte, und als ſey es eben „deswegen auch dort von den Fehlern frei, die „man denſelben an andern Orten vorwirft,“ von ſelbſt.

Die portugieſiſchen Juden in England, etwa viertauſend an der Zahl, ſind reicher, angeſehener, reinlicher und beſſer, als die deutſchen und polniſchen; ſie erziehen ihre Kinder gut, verſorgen ihre Armen ſelbſt, und haben nicht nöthig die verächtlichen Trödlergeſchäfte zu treiben. Die polniſchen und deutſchen Juden ſind ſelten vermögend. Es tönen alle Straßen von ihrem dumpfen Clothes, Clothes (Kleider) wieder, auch bezahlen ſie jederzeit in falſcher Münze. Colqhoun rühmt ihnen nicht viel Gutes nach. Reiſende Juden, die in den Straßen herumziehen, und Verſuchungen zum Mauſen und Stehlen an die Hand geben; Judenjungen, welche ſchlechte Schillinge ausrufen, und Sachen verkaufen, die von Bedienten, Stalljungen und dergleichen geſtohlen worden, und immer in ſchlechter Münze bezahlen.“ — 2000 an der Zahl — machen bei ihm die achte, oder in der Einleitung die ſechste Claſſe von Perſonen aus, die ſich in und um London geſetzwidrig ernähren; und man ſieht es den meiſten der noch übrigen drei und zwanzig Abtheilungen an, daß einige Juden mit einbegriffen ſind. „Unter den Falſchmünzern ſind ſie es beſonders, die das Kupfergeld nachmachen; mit Silbermünzen *) befaſſen ſie ſich nicht leicht, und die ausgebrei-

---

*) Wenn ſie es nicht machen, debitiren ſie es doch. Vor einigen Jahren hielt man in Halberſtadt einen aus England kommenden Juden an, der für viel tauſend Thaler Preußiſche, in Birmingham, nachgemachte Groſchenſtücke mitbrachte. Auch verkaufen ſie in London allerhand Modewaaren unter dem Preiſe, an Fremde beſonders, geben aber, wenn ſie Geld erhalten, falſche Schillinge wieder, oder tauſchen ſchnell die erhaltenen guten Silbermünzen mit unächten um, und laſſen ſich dann noch einmal bezahlen, ohne daß der unvorbereitete Käufer den Betrug ahndet.

tete Bekanntſchaft der jüdiſchen Schacherer auf dem Lande, und ſelbſt außerhalb des Reichs, gewährt einen reichen Abſatz für geſtohlne Waaren. Auch iſt es merkwürdig, daß bei den Juden feine Hüthe faſt der einzige Manufaktur-Artikel ſind, der von ihnen betrieben wird, weil ſie die Materialien zu äußerſt geringen Preiſen von denen einkaufen, die ſie von den Quebeck- und Hudſons-Bay-Schiffen entwenden. Eins dieſer Schiffe verlor im Jahr 1798 auf ſolche Weiſe für 400 Pfund Sterling Felle, und ſie büßen zuſammen jährlich wohl über 10,000 Pfund Sterling blos an geſtohlnen Fellen ein.“ Ja er behauptet ſogar: „die Vermehrung der Juden, niedern Standes, die unter dem Einfluſſe böſer Beiſpiele aufgezogen und zu keinem Stande, der ihre Arbeit nutzbar für den Staat machte, angehalten werden, mache einen andern Hauptgrund der Verderbtheit Londons aus.“ C. wünſcht deswegen, „daß die achtungswerthen Oberhäupter der jüdiſchen Nation es als ihre Pflicht anſähen, Mittel zu ergreifen, um die Jugend ihres

Glaubens, die jetzt in Faullenzerei, Laſtern und Zügelloſigkeit aufgezogen wird, zu nützlicher und produktiver Arbeit anzuhalten. Wenn auch — ſagt er weiter — die abergläubiſche Beobachtung von Gebräuchen, wie die vom Fleiſch, das nicht von Juden geſchlachtet werden, oder vom Sabbath, ihre Jugend abhielte, durch Vermiſchung mit den übrigen Volksmaſſen, als Dienſtboten oder Lehrburſchen, zu nützlichen Beſchäftigungen angehalten zu werden; ſo ſollte alſo gerade deſto größere Sorge getragen werden, daß ſie nicht verderblich für das gemeine Weſen würden; — ein Uebel, das unvermeidlich bei Beharrung eines Syſtems entſpringen muß, das jetzt in der Erziehung und den Gebräuchen dieſes unter uns ſo zahlreichen Volks, herrſchend und mit dem Staats-Intereſſe, und der moraliſchen Kultur gerade zu im Widerſpruche iſt.

Nach Archenholz und Wendeborn gab es am Ende des achtziger Jahres nur 12,000 Juden in England, wovon 11,000 allein in London lebten, die vier Synagogen unterhielten, von welchen eine für die portugieſiſchen Juden beſtimmt war. Colquhoun ſchätzt die Juden in der City — der Altſtadt Londons, wo die Quartiere ſehr theuer ſind — auf 2000, und in den großen Provinzial- und Seeſtädten auf fünf bis ſechs tauſend mehr, und rechnet für London ſechs, für dieſe zwanzig Synagogen. In allen übrigen Theilen Londons, beſonders in Dukesplace, ihrer eigentlichen Reſidenz, wohnen jetzt 18,000 Juden, denn man rechnet, daß deren 20,000 in London ſich aufhalten. Auch in dem engliſchen Weſtindien leben mehrere von dieſer Nation.

Veranlaßt durch Colquhouns gerechte Klagen über die bürgerliche Verfaſſung dieſes gedrückten Volks, will ich ein paar Worte über die Nothwendigkeit und die Art, ſie zu reformiren, hinzufügen; um ſo mehr, da ihre Zahl in unſern Gegenden ungleich beträchtlicher als in England iſt. Im Oeſterreichiſchen lebten deren, vor der letzten Theilung von Pohlen ſchon 290,582, ſo daß gegenwärtig in den Kaiſerlichen Staaten weit über 300,000 befindlich ſeyn müſſen. Für Preußen rechnet der Umriß der preußiſchen Monarchie 250,000, davon leben

in Süd- und Neu-Oſtpreußen	200,000
— Weſtpreußen	2,500
— Netzdiſtrikt	9,000
— Schleſien	11,000
— der Churmark	6,300
— Hinterpommern	1,100
— Anſpachſchen	9,000
— Cleviſchen	500

und die übrigen in den andern Provinzen. In Berlin waren deren im Jahr 1790 nur 3379; bei der letzten Volkszählung im Jahr 1801 den 21ſten December 3549.

Es frägt ſich hier nicht, ob die Juden einer Verbeſſerung fähig ſind, denn warum ſollten ſie von Geburt nicht vollkommen eben ſo gut ſeyn, als jedes andere Volk; nicht, was der Menſchenfreund wünſchen möchte; denn wie lieblich wäre es, wenn jedem der freie Gebrauch aller ſeiner Talente und Kräfte vergönnt, und wenn die Anwendung derſelben für jeden der Maaßſtab wäre, nach dem ihn

Geld und Gut, Ehre und Anſehn zugetheilt würden; noch weniger frägt es ſich, wer an der Lage, in der die Nachkommen Abrahams ſich befinden, Schuld iſt; denn der Schaden iſt gar zu alt. Ich will blos unterſuchen, ob es in unſern Verfaſſungen nöthig und thunlich iſt, ſie zu reformiren, und wie bei einer ſolchen Verbeſſerung verfahren werden müſſe.

Für nöthig wird man eine Reform der Juden halten, daß ihre Anzahl groß iſt, daß ſie ſchneller wächſt, als die Zahl der Chriſten, und daß ſie — die wenigen Gelehrten, Aerzte, Fabrikanten und Künſtler, die unter ihnen leben, und der Handwerker im ehemaligen Polen ungerechnet — im Ganzen nicht nur zu dem inproducirenden Staatbürgern, deren eine Hälfte, z. B. Richter, Lehrer u. ſ. w. unentbehrlich iſt, ja nicht zu den unnützenden unproducirenden allein gehören, ſondern vermöge ihrer Gewerbe, zum Theil zu einer dritten Claſſe gerechnet werden müſſen, die man nicht anders als die zerſtörende nennen kann, weil ſie weder zum Schutz noch zur Verbeſſerung des Ganzen, noch zur Beglückung der einzelnen mitwirkt, ſondern nur unnütze oder gar ſchädliche Unternehmungen der letztern befördert, und ſo den Staat an der Erreichung mancher wohlthätigen Abſicht hindert. Da ſich auch Chriſten genug in dieſem Fall befinden, und da die Urſachen, warum er bei den Juden öfter eintritt, Zwang nämlich, Zurückſetzung, Druck und Armuth, nicht von ihnen verſchuldet ſind, ſo ſchließen meine Aeußerungen durchaus keinen Vorwurf für dieſe Nation in ſich. Ich interpretire blos Colquhouns Worte, um die Obrigkeiten auf den Schaden aufmerkſam zu machen, den ſie je länger, je mehr von den Juden zu beſorgen haben, wenn ſie ſich die bürgerliche Verbeſſerung derſelben nicht angelegen ſeyn laſſen.

Hierher gehören nicht nur die Unordnungen, die ſie unmittelbar durch Untreue, Betrug und Diebſtahl veranlaſſen, obwohl Wendeborn verſichert, daß nicht leicht ein bedeutender Diebſtahl in London verübt wird, in den nicht ein Jude verflochten wäre; nicht nur die Hülfe, die ſie direkte als Hehler leiſten, obwohl dieſer glaubhafte und gut unterrichtete Mann erzählt, daß viele Juden des Nachts die Schmelztigel auf dem Feuer erhalten, um den ihnen überlieferten Raub ſogleich unkenntlich zu machen, und Colquhoun äuſſert, daß ihnen ausgebreitete Bekanntſchaft auf dem Lande, und ſelbſt außerhalb des Landes einen Abſatz für geſtohlne Waaren gewähren. Nachtheiliger und weniger zu hemmen iſt das Unheil, welches mehrere ihrer Gewerbe indirekte erreichen, daher ſie ſchädlich und zerſtörend bleiben, wenn man auch zur Ehre der Menſchheit annimmt, daß bei weitem die meiſten unter ihnen zu ehrlich wären, um abſichtlich zu betrügen. Dieſen Schaden hat Colquhoun vor Augen. Denn er ſagt: die Juden wären ein andrer Hauptgrund der Verderbtheit der Stadt London, welches ſonſt eine ſehr unvorſichtige Behauptung wäre, da ſie nur den funfzigſten Theil der Bevölkerung dieſer Hauptſtadt ausmachen. Darum wünſcht er auch, daß ſie beſſer erzogen, und zu nützlichen Geſchäften angehalten werden möchten.

Auch ehrliche Juden erleichtern und befördern durch den Trödelhandel, durch Geldverleihen, Pfandleihen, durch das Anpreiſen und Verbreiten des Lotteriespiels u. dgl. mehrere Laſter, beſonders Naſchhaftigkeit, Lüderlichkeit, Untreue und Diebſtahl.

Den ungeübten, armen Dieb hält der aufrichtige Jude an; aber den, der in einer guten Kleidung und dreiſter Miene einher geht, gewiß nicht. Nichts befördert auch in London, nach C., den Diebſtahl ſo ſehr als die Leichtigkeit des Abſatzes. — Man kann wohl behaupten, daß ohne Trödler und Trödlerbuden, nur Geld und Eßwaaren, dem Diebſtahl ausgeſetzt blieben.

Daß von hundert Menſchen, die gegen hohe Zinſen Geld aufnehmen, neun und neunzig dabei verlieren; daß die Leichtigkeit, Schulden machen und Geld leihen zu können, der Ruin der Jugend, ein Anlaß zur Naſchhaftigkeit, zur Lüderlichkeit, zum Spiel und am

Ende

Ende zur Untreue oder zur Verzweiflung iſt, bedarf gar keines Beweiſes.

Zu allem dem verleitet auch den gemeinen Mann, und unſere Dienſtboten beſonders, die unſelige Gewohnheit, Sonntags und bei andern Gelegenheiten in geborgten Kleidern einherzugehen, die weit über ihren Stand ſind; denn die nicht unbeträchtlichen Summen, die dadurch verſchwendet werden, wollen gegen das Unheil nichts ſagen, welches dadurch veranlaßt und mittelbar befördert wird. Die neunzehnte Claſſe der Diebe, die Colquhoun anführt, ſind weibliche Betrügerinnen, die ſich elegant kleiden, ſich aller Orten, ſelbſt bei Hofe einſchleichen, um zu ſtehlen. Und wie er ſagt, werden Häuſer gehalten, wo Betrügerinnen ſich für öffentliche Orte, an- und auskleiden. Es iſt auch von jedem, der in ſaubern, guten Kleidern ſtiehlt, wahrſcheinlich, daß er den Anzug geborgt habe, da nur die Noth in der Regel zu dem Laſter des Diebſtahls verleitet. Schon ſtehlen auch in Berlin oft wohlangezogene Menſchen, und daß das Verleihen el anter Anzüge die Unzucht befördert, leuchtet von ſelbſt ein.

In wie fern der Staat wohl thut, das Lotto zu dulden, damit die Unterthanen nicht in auswärtigen Lotterien ſpielen; in wie fern dieſe Inſtitute, als ein gelegentlicher Zeitvertreib des Publikums, entſchuldigt werden können, daß ſind Fragen, deren Entſcheidung hier nicht hergehört, aber man würde ſich eines ſehr ſtrafbaren Vergehens gegen die Regierung ſchuldig machen, wenn man annehmen wollte, ſie wolle und wünſche, ſie billige es, daß der ungebildete gemeine Haufen, durch Ueberredungen, falſche Vorſpiegelungen, und durch hundert andere Mittel zum Spielen in der Lotterie verführt werde. Daß aber einige Collekteurs, und welche beſonders den Leuten Looſe aufdringen, den gemeinen Haufen, durch falſche Vorſpiegelungen, beſonders durch das unſinnige Vorgeben: „ſie ſeyen nun ſo weit, daß ſie mehrere Nummern träfen, die gezogen würden; ſie müßten nun nur noch lernen, daß dieſe Nummern ſich auf einem Zettel befänden," verleiten, oder ihnen dieſes Spiel erleichtern, indem ſie Sachen ſtatt baaren Geldes als Einſatz nehmen, und die Looſe in kleinen Theilen ausgeben, das weiß jeder, der auf den großen Haufen Acht giebt. Kann das irgend einem Regenten gleichgültig ſeyn? Wir wollen annehmen, denn die Rede iſt hier vom Allgemeinen; von der Preußiſchen Regierung ſo etwas zu ſupponiren, wäre ganz unverantwortlich — wir wollen annehmen, eine Regierung könne kurzſichtig genug ſeyn, über die moraliſche Seite des Lottoſpiels wegzuſehen; verträgt es ſich denn mit ihren ökonomiſchen Abſichten, die Leute zum Spielen in der Lotterie zu verführen, und ſo untreu und arm werden zu laſſen, um eine Revenüe mehr zu haben? Was koſtet dem Staate eine durch dieſes Spiel ins Unglück gebrachte Familie, wenn er die Eltern als Verbrecher gefangen halten, und die Kinder als Waiſen erziehen muß, wenn der Vater wohl gar noch an öffentlichen Kaſſen, oder andern Gemeingütern ſich eine Zeitlang gehalten hat?

Selbſt das Agiotiren und Geld-Umſetzen, welches die Juden beſonders unterhalten, iſt in vieler Hinſicht ſchädlich, und läßt ſich, wie wir es oft und lange genug in Frankreich und England erfahren haben, weder mit Weisheit noch durch Gewalt in Schranken halten, wenn es einmal Sitte geworden iſt. Es giebt aber auf's wenigſte geſagt, eine Abgabe für den Unterthan ab, eine unnütze Laſt des Volks, ein Mittel, die Unzufriedenheit zu befördern. Die Unterthanen klagen mit Recht, wenn die Gefälle die ſie entrichten, nicht zu ihrem Beſten verwendet werden, und die Regierung ſtraft jeden, der, ſey es auch was immer für eine Art, Eingriffe in das ihr allein zuſtehende Beſchatzungsrecht macht; und doch nöthigt ſie einen Theil des Volks, den andern zu brandſchatzen, weil ſie ihm die Gelegenheit, ſich anderweitig zu ernähren, abſchneidet. Denn das Volk im Ganzen verliert jedesmal bei dem Agiotiren und Wechſeln; alles was man ſagen kann, iſt, daß der eine mehr, der andere weniger dazu beiträgt. Den abfallenden Gewinn aber erhalten zuletzt die Wechſler ganz allein. Das neueſte und nächſte Beiſpiel eines ſolchen Unweſens giebt der in Berlin geltend gemachte Unterſchied zwiſchen Courant und Scheidemünze, und der Schacher, der damit getrieben wird. Wo kommen die für den Berliner Verkehr ſehr beträchtliche Summen her, die davon gewonnen werden? Das Publikum gibt ſie, und ſelbſt diejenigen, die viel Einnahme in großem Gelde haben, tragen dazu bei; denn der Kaufmann und Handwerker, die doch alle in Courant einkaufen müſſen, ſchlagen das, was ſie dabei verlieren, auf ihre Waare. Im Durchſchnitt genommen, geht dabei faſt ein ganzes Prozent von dem Geld-Verkehr, der in kleinen Summen betrieben wird, verloren. Wer alſo 1500 Thaler jährlich verzehrt, oder in kleinen Summen ausgiebt, bezahlt, wenn er ſich nicht ſehr geſchickt nimmt, alle Jahr eine Abgabe von 15 Thaler an die Kleinwechſler.

Daß ich den Nutzen und die Nothwendigkeit des Wechſelhandels, der Banken und Leihhäuſer einſehe, wird man mir hoffentlich zutrauen — ſo wenig ich erwarten kann, daß nur wenige den Nutzen, den ſolche Inſtitute ſtiften, den Unfug der Trödler, der Wucherer und Winkelwechsler werden an die Seite ſetzen wollen: aber einen weit ſchwerern Kampf habe ich mit den Politikern zu beſtehen, welche glauben, alle vom Publiko an bloß verzehrende unnütze Menſchen gezollte Summen ſeyen nicht verſchwendet, weil doch Leute davon leben, und der Schade, den eine zerſtörende Menſchenklaſſe anrichte, werde dadurch aufgewogen, daß ſie die Konſumtions-Accise vermehre. Und doch kann keine Verſchwendung erſonnen, kein Unfug erdacht werden, der ſich nicht mit dem erſten Grundſatz rechtfertigen ließe; und doch kann der zweite nur in dem Munde eines ſehr eingeſchränkten, ohnmächtigen Fürſten nur eine Bedeutung haben.

Davon leben Leute, hört man oft ſagen; aber wenige bedenken, daß dieſe Leute von der Arbeit anderer, ja bei einem ſo undankbaren Boden, als der unſrige iſt, von dem Schweiſſe der produzirenden Klaſſen ſich nähren, und daß die Abſicht, den elenden Zuſtand dieſer Menſchen zu verbeſſern, und ihren Verſtand mehr auszubilden, nur in dem Maaße erreicht werden kann, in dem man ihnen einen Theil ihrer Laſten abnimmt, daß heißt, die Zahl der unproduzirenden Staatsbürger ſo weit einſchränkt, als es das allgemeine Beſte erlaubt, oder Niemand duldet, der nicht auf irgend eine Weiſe zur Beſchützung des Staats, oder zum Wohl der Bürger mitwirkt.

„Die Beſorgniß, als könne die Konſumtions-Acciſe leiden, hintertreibt ſo viele wohlthätige Plane, als wenn ein mächtiger durch nichts eingeſchränkter Monarch an eine Art, die nöthigen Abgaben einzutreiben, gebunden wäre, oder als wenn die durch Publicität bereicherte Statiſtik nicht längſt die Wege, auf welchen man ſie einholt, verrathen hätte — und kann man ſich einen größern Umweg denken, als den, durch die Hände einer ſchändlichen Menſchenart? Könnte man wohl bloß deswegen leiden, daß eine Geſellſchaft die Unterthanen um Millionen brandſchatzt, weil dafür hundert Tauſende für den Staat abfallen?

Wenn nun der Schade, den die Juden ſchon jetzt unter uns ſtiften, wenn die Ausdehnung und der nachtheilige Einfluß ihrer Gewerbe in dem Maaße zunehmen, in dem wir uns den betriebſamern, länger kultivirten Völkern nähern, ſo iſt eine Verbeſſerung derſelben ſehr nöthig. Gehört es zu der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur, oder rührt es von unſrer Unwiſſenheit in der Politik her; genug mit der Macht, mit der Induſtrie eines Volks, wächſt die Zahl der Armen, der Siechen, der Verbrecher, der Elenden aller Art; im Gefolge der edelſten Töchter des Himmels, der Bildung und Verfeinerung, treten Luxus, Leichtſinn, Spielſucht, Leckerhaftigkeit, Unzucht, unordentliche Neigung zum Vergnügen und Laſter aller Art, je länger, je frecher einher. Der Wucher, und zweideutige Gewerbe aller Art, befinden ſich dabei in ihrem Elemente; je beſſer ſie aber in dieſer mephitiſchen Luft gedeihen, deſto mehr vergiften ſie die Atmosphäre durch ihren Hauch

— daher dürfte die an ſich überaus wünſchenswerthe bürgerliche Verbeſſerung der Juden, bei einem fortſchreitenden Volke doppelt nöthig ſeyn.

Steht die Nothwendigkeit einer Aenderung der Lage, in der die Juden ſich jetzt befinden, um des öffentlichen Wohls willen nur erſt feſt, ſo iſt ein wichtiger Schritt zu ihrer Emendation gethan. So lange man dabei lediglich an die Vermehrung des Glücks der Juden, nicht an das Beſte des Ganzen dachte, blieben die Wünſche der Guten, die Vorſchläge der Weiſen unerfüllt. Geblendet durch die Schätze der reichen Juden, ſahe man die Schmach und die Rohheit nicht, in der die Armen leben, man rechnete ihnen den Vorzug, nicht Kantonpflichtig zu ſeyn, mit Recht hoch an, und gab dem Widerſtande, den ihre Prieſter und Vorſteher gewöhnlich aus Eigennutz leiſteten, wenn man die Lage dieſes Volks ändern will, immer gleich nach. So wollte Friedrich Wilhelm II. im Jahr 1791 ohngefähr ihnen gleiche Rechte mit den Chriſten geben;

aber ihre Aelteſten und Oberhäupter verwarfen eine Verfaſſung, die einer unſerer erfahrenſten Staatsmänner, der Geheime Finanz-Rath Wlömer auf dem Grunde einer großherzigen menſchenfreundlichen Kabinets-Ordre errichtet hatte. Weil man Wohlthaten nicht aufzudringen pflegt, blieb immer noch alles beim Alten. Beſchließt man einmal Veränderungen um des allgemeinen Beſten willen, ſo wird man weniger nachgiebig ſeyn; und vielleicht werden dann die reichen Juden ihren Ariſtokratismus eher verläugnen, und die Prieſter derſelben etwas von ihrer ſtrengen Anhänglichkeit an den Ueberlieferungen der Väter nachlaſſen.

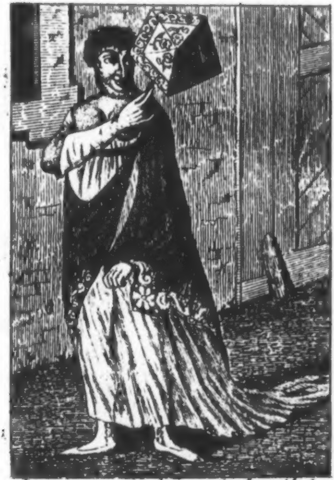
Colquhoun muthet ihnen ebenfals zu daß ſie Hand ans Werk legen, mitwürken mit den Chriſten gemeinſchaftliche Sache machen ſollten, und was in der Welt kann bill ger ſeyn: denn ſo lange die Juden z. B nicht an den Gefahren des Krieges Theil ne men, wäre es ungerecht, ſie allen andern glei machen zu wollen, und weit ſchwerer ſie bilden; denn das Militär iſt eine harte, ab gewiß ſehr gute Schule für den rohen verſäumten Menſchen. Wozu Grundſätze und Nachdenken ihn nicht leiten können — Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Muth, Selbſtvertrauen und Ehrgefühl — das lernt er hier mechaniſch, das erwecken Beiſpiele, die er täglich vor Augen hat, in ihm. Mußten und konnten Sauls und Davids Truppen am Sabbath fechten, ſo dürfen es die jetzt lebenden Juden ebenfals, und da ſich aus dem Talmud alles folgern läßt, ſo wird man auch Beſtätigungen dieſer Erlaubniß genug daraus herleiten können. Die Akademien ſollten dieſe Materie durch Preis-Aufgaben fördern und weiter bringen.

Es iſt gottesläſterlich, an der Perfektibilität eines Menſchen, vielmehr eines Volks, zu zweifeln; es iſt hart, einem Theil der Nation, aus Mißtrauen, die Wege zum Fortſchreiten zu verſchließen, aber den Juden ohne alle Vorſicht die bürgerlichen Rechte ertheilen zu wollen, würde unpolitiſch ſeyn. So ſehr man auch daher einzelne von dieſer Nation, wegen ihrer

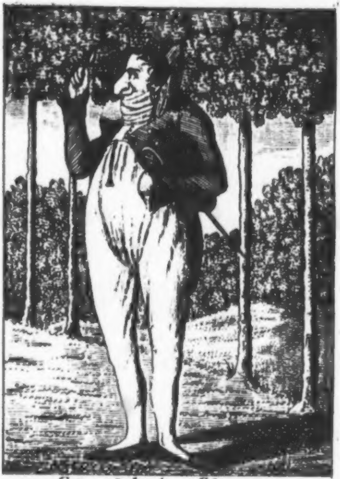
humanen Geſinnungen, wegen ihrer guten Bil
dung hochſchätzen muß. ſo kann doch die Amal
gamirung der Juden und Chriſten nur lang
ſam erfolgen, und ſo lange dieſe nicht bewirk
iſt, würden letztere verlieren, wenn man die er
ſten ihnen gleich machen wollte. Denn ſo lan
ge die Juden noch abgeſondert von uns leben
ſo liegt es in der Natur der Sache, da
ſie gefährliche Nebenbuhler ſind; ſo beſorg
man mit Recht, daß ſie ſich gegen jeden vere
nigen werden, der nicht weichen will, und ſi
in Maſſe zur Erweiterung ihrer Geſchäft
und Unternehmungen verbinden könnten, wi
ſie dann oft genug Gewerbe, bei welchen ma
ſie zuließ, ganz an ſich geriſſen, und alle di
die dergleichen früher betrieben, verdrängt ha
ben. Daß ſie ſich dies ganz abgewöhnen ſol
ten, wenn man ihnen alle Erwerbsquellen öf
nete, iſt nicht glaublich, weil ſie nicht alle glei
ergiebig an Ehre, Einfluß und Geldertrag ſin
und weil ſie daher auf einige, beſonders a
dankbare Beſchäftigungen verfallen, und ſi
dann wiederfinden und vereinigen möchten.

Um dieſen Inkonvenenzien vorzubeugen, könnte man die Laſten der Juden, und die Vorrechte der Chriſten in drei gleiche Theile theilen, und von zehn zu zehn Jahren den Juden Laſten abnehmen, und Privilegia zuerkennen, in der Ordnung, die dem Wohl des Stats, dem Charakter dieſes ſo lange gedrückten Volks am beſten entſpräche.

Ein Menſchenalter iſt für die Heilung eines Schadens, der nun ſchon ſeit einem halben Weltalter nie gründlich kurirt wurde, wahrlich kein langer Termin.



Eine junge Jüdin nach der Mode.



Ein jüdischer Elegant.

Druck und Papier
von Friedrich Vieweg
in Braunſchweig.

Epigramme

von

Carl Müchler.

Erſte Sammlung.

Berlin,
bei Auguſt Rücker.

1820.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR

Gw

An die Leſer.

Einſt, in des Lebens Blüthenzeit,
Im Herzen der Begeiſt'rung Feuer,
War ſchwärmeriſch des Jünglings Leyer
Nur ſüßen Phantaſien geweiht.
Es flohn die freundlichen Geſtalten,
Gleich Träumen dem erhellten Blick,
Die Stirne furchten tiefe Falten,
Das Herz, verletzt, zog ſich zurück.

Mir wollte nun kein Lied gelingen;
Ein Satyr plötzlich vor mir ſtand,
Gab mir die Geißel in die Hand
Und ſprach: »die magſt du ſtrafend
ſchwingen.«

Erſtes Buch.

Ermahnung.

Welch Heer von Büchern bringt man jetzt
Für Jung und Alt auf alle Meſſen,
Original und überſetzt;
Es wird kein Gegenſtand vergeſſen.
Es ſchwitzen ſtets in allen Gaun
Germaniens die Druckerpreſſen,
Viel Kinderſchriften ſind zu ſchaun,
Viel Bücher, Schwärmer zu erbaun,
Ein Wuſt von läppiſchen Prozeſſen,
Für jede Krankheit Hülf' und Rath,
Und Philoſophen der Natur entſchweben
In's leere Nichts, und für den Staat

Will Hinz und Kunz jetzt Lehren geben;
Doch Speiſ' und Trank, ein Sprichwort
ſpricht:
Erhält am ſicherſten das Leben,
Drum fehlt es an Kochbüchern nicht.
Die Langeweile zu vertreiben,
Es an Romanen nie gebricht,
Und ſelbſt die Frau'n und Jungfrau'n
ſchreiben,
Verſalzen ſie auch manch Gericht.
In allen Weiſen wird geſungen,
Volksthümlich will jetzt jeder ſeyn,
Und mit dem Lied der Niebelungen
Lullt man bald ſelbſt den Säugling
ein.
Was für die Bühne jetzt man dichtet,
Der Vorwelt blinden Wahn verjüngt,
Es wird der Freiheit Troſt vernichtet,
Ein ſchonungsloſes Schickſal zwingt
Zu Freveln, die das Herz empören.

O ſoll uns die Volksthümlichkeit
Der längſt verklung'nen alten Zeit,
Jetzt mißgedeutet, wiederkehren,
Wohlthätig bringen uns Gewinn;
So huldiget durch That und Lehren
Dem Mutterwitz, dem Biederſinn.

Verwandlung.

So lange Klas bei Proſa blieb,
Und ſchlecht und recht, was nöthig, ſchrieb,
Aß er ſich ſatt, trug ganze Kleider;
Doch ſeit, von Eitelkeit geplagt,
Er matte Reimerei'n gewagt,
Ward er ein armer Hungerleider.

An Livia.

Dein Gatte ſcheint Pygmalion zu ſeyn,
Denn er umarmt, gleich ihm, nur — Stein.

Die Schriftſtellerin.

Nicht nach verblühter Schönen Weiſe,
Die kein Zierbengel mehr umſchwirrt,
Wenn auf des Erdenlebens Reiſe
Der Lenz zum rauhen Winter wird,
Weiht ſich der Frömmigkeit Corinne;
Sie greift nun nach dem Saitenſpiel,
Bereimt die Freundſchaft und die Minne,
Spitzt zu Romanen ihren Kiel.

Im Meſſverzeichniß will ſie prangen,
Weil ſie auf Aſſamblee'n mißfällt;
Sie buhlet mit verwelkten Wangen
Nun um die Gunſt der Leſewelt.

Billet.

Auf einem Thee ſoll ich Sie heute ſehn;
Erlauben Sie mir, Fräulein, anzufragen:
Um was ſoll ſich die Unterredung drehn?
Ich bitt', es mit zwei Zeilen mir zu ſagen.
In Brockhaus Lexicon will ich ſodann,
Was ſie ſich ausgewählt, durchlaufen,
Damit man vor dem bunten Haufen
Der Herr'n und Damen glänzen kann.

An einen Epigrammendichter.

O weh dir, Epigrammatiſt!
Du biſt ſehr übel dran in unſren Zeiten;
Was ein ſchuldloſer Einfall iſt,
Wird man ſo lange künſtlich deuten,
Daß Einen es, ſtatt Viele trifft;
So ſaugt die Spinn' aus Blumen Gift,
Um weiter dann es zu verbreiten.

An Rufin.

Du ſpotteſt mein in deinem neuen Wagen,
Erblickſt du mich, daß ich zu Fuß
In rauher Jahrszeit wandern muß;

Leicht wird ein Spott mir zu ertragen,
Womit die Eitelkeit der Thoren prahlt;
Denn ſchuldig biſt du deinen Wagen,
Und meine Stiefel ſind bezahlt.

Falſche Berechnung.

Skribax, der wäſſrige Poet,
Für jedes Buch, das er zuſammenſchmieret,
Indem er zwanzig excerpiret,
Um Zeitungslob bei Allen fleht;
Wird er lobhudelnd recenſiret,
Er ſich um deſto kecker bläht,
Je mehr man lügend ihn erhob;
Er ahnet nicht, daß übertrieb'nes Lob
Ganz gleich mit böſem Leumund ſteht.

Zur Belehrung für Ungläubige.

Es giebt auch jetzt noch Wunder! — Das beweiſt
Der Lieferant Schmul Raps; im letzten Kriege
Hat oft er mit fünf Broten — es iſt keine Lüge —
Fünftauſend Mann geſpeiſt.

An die geſchminkte Corinna.

Fruchtlos malſt du die Züge des Geſichts;
Dich machſt du weiß, uns aber nichts.

Lebensregel.

Was dir ein Großer auch verſpricht,
Vertraue ſeinen Worten nicht,
In kurzer Zeit ſind ſie vergeſſen,
Gedenkt der Favorit nicht dein,
Fehlt dir die Freundſchaft der Laquai'n,
Die Gunſt der Zofen, der Maitreſſen.

Apologie.

Was von Corinnen auch der Neid,
Der Alles läſtert, Böſes munkelt,
Sie doch durch ihre Sparſamkeit
Die junge Damenwelt verdunkelt,

Dem Mann ſelbſt fehlt Bequemlichkeit,
Schlecht iſt der Wein, und ſchlecht das Eſſen,
Altfränk'ſch ſein abgetragnes Kleid,
Karg wird ihm Alles zugemeſſen,
Laut ihr Geſinde ſich beklagt,
Daß es am Hungertuche nagt,
Ihr Sparen kenne keine Gränzen;
Allein die böſe Welt vergiſſt,
Daß Modeſchmuck ſehr theuer iſt,
Und ſie muß ſtets im neuſten glänzen.

An einen ehemaligen Schauſpieler.

Es wollte niemals dir gelingen,
In dem beſchränkten Schauſpielhaus
Dir Gunſt und Beifall zu erringen,
Man pfiff und pochte dort dich aus.

Du ſchlichſt nun von der kleinen Bühne,
Wo Täuſchung lobenswerth, zurück,
Und ſuchteſt mit des Heuchlers Miene
Auf einer größeren dein Glück;
Doch hier auch, nur mit bitt'rem Grolle,
Wirſt du verachtet und verlacht,
Denn ſchlechter ſpielſt du deine Rolle,
Als jede du zuvor gemacht.

Der undankbare Sohn.

Stips viel ſich auf den Ruhm zu gute thut,
Der ſeines biedern Vaters Aſche ſchmücket,
Doch er ſo ungeſchickt auf dieſen Lorbeer'n ruht,
Daß er zur Hälfte ſie zerknicket.

Menſchenfreundlicher Entſchluß.

Lips legt die Trauerweidenkrone,
Die er im Dienſt des Aeſkulap
Errungen hat, freiwillig ab,
Und folgt dem Banner der Bellone;
Ein Zug, der ſeinem Herzen Ehre macht,
Er geht vom Krankenlager in die Schlacht,
Damit er Menſchenleben ſchone.

Auf Paſtor Stauz gedruckte Predigten.

Der Paſtor Stauz, ſo wenig er gefällt,
Läßt jede Predigt, die er hält,

Nach kurzer Friſt im Druck erſcheinen.
Es iſt nicht Eitelkeit, wie Viele meinen,
Nur Rachſucht, ſagt man, ſoll es ſeyn,
Er wird nicht ſeinen Zweck verfehlen;
Er will die Ohren nicht allein,
Er will nun auch die Augen quälen.

Der Pfarrer und ſein Gaſt.

Der Pfarrer.

Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit,
Heut meine Predigt anzuhören.

Der Gaſt.

Ich halt's für Unbeſcheidenheit,
Sie in der Einſamkeit zu ſtören.

Der Anglomane.

Der Graf von X** will nicht allein
Nach aller ſeiner Kleider Schnitte,
Im Hausgeräth, nach Brauch und Sitte
Britanniens, ein Lord ganz ſeyn,
Wie ihre Bank, ſtellt er, ein echter Britte,
Die Zahlung ſeiner Schulden ein.

Beſtrafte Eitelkeit.

Als Stax an Kenntniß es gebrach,
Er doch noch halb verſtändlich ſprach;
Jetzt lieſt er viel, nimmt Unterricht,
Und Unſinn iſt es, was er ſpricht,

Doch hält er es für klug und ſchön;
Wie ſoll ein Andrer ihn verſtehn,
Verſteht er doch ſich ſelber nicht.

Der gekrönte Dichterling.

Aquorus rang nach einem Lorbeerkranz,
Und lange hat er mancherlei geſungen;
Verſchmähten auch die Muſen ſeine Huldigungen,
Mißglückte doch ſein Zweck nicht ganz;
Denn dankbar hat die Welt ihm einen Kranz
Von Nieswurz um das Haupt geſchlungen.

Heldenmüthiger Entſchluß.

Die Tante.

Heirathen willſt du ſchon? — das iſt ſehr früh!
Laß, Nichtchen, dir von mir zur Warnung ſagen:
Es iſt die Eh' ein Spiel der Lotterie;
Wer hat ein gutes Loos davon getragen? —
Gar viele Nieten giebt es, liebes Kind!

Die Nichte.

Ei, Herzenstantchen, ich will's immer wagen;
Ich denke ſo: wer wagt, gewinnt.

Die gute Frau.

Kein beſſ'res Weib giebt's, als Belinde;
Auf jeden Wunſch des Gatten hat ſie Acht,
Und jüngſt hat ſie ſogar mit einem hübſchen Kinde
Ihm heimlich ein Geſchenk gemacht.

Vorſchlag zu einem Büchertitel.

A. Zu einem Titel gieb mir Rath,
Der auffällt, noch nicht da geweſen,
Im Pflanzenreiche, leider! hat
Das Schönſte man ſchon ausgeleſen.

B. Groß iſt das Pflanzenreich! — Ei nun,
An Namen kann es dir nicht fehlen,
Dir iſt's um Honorar zu thun,
Ich rathe: Futterkraut zu wählen.

Vertheidigung.

Wie ungerecht, es paſſend nicht zu finden,
Daß mit dem alten Stacks ſchön Suschen ſich verband;
Wie oft pflegt nicht des klugen Gärtners Hand
Die ſchönſte Roſ' am dürren Stock zu binden.

Auf Harpagons Einladung.

Mein guter Freund, ſagt eurem Herrn,
Sein Mittagsbrot wird angenommen;
Ich möchte wieder gar zu gern
Einmal recht Appetit bekommen.

Räthſelhafte Betrübniß.

Die Menge jauchzt! Borax, der Böſewicht,
Der fühllos ſich vom Schweiß der Armuth nährte,
Und mit der Bosheit Lächeln im Geſicht
Das Glück von Tauſenden zerſtörte,

Iſt todt. — Wie, Freund, du freuſt dich nicht,
Daß endlich er den Kelch des Todes leerte? —
»Starb er denn auf dem Hochgericht?«

Klas Stoßſeufzer.

»Es iſt kein Glück und Stern! das leidet keinen Zweifel,«
Seufzt Klas: »es wird der Tod des Würgens niemals ſatt;
»Auch mir ſtarb meine Frau; — was man am liebſten hat,
»Holt ſicher ſtets zuerſt der Teufel!«

Leichenrede auf einen Spieler.

Von ihm weiß man zwei Dinge nur genau;
Er ſchlug die Volt' und ſeine Frau.

Ein Glücksfall.

»Ein wahres Glück! — Nach einer langen Ehe,«
Frohlocket U**, der neue Reichsbaron,
»Schenkt meine Frau mir endlich einen Sohn,
»Daß nicht mein Stamm ſchon untergehe.« —

Mit Recht nennt er's ein Glück, der gut Mann:
Denn Glück heißt das, wozu man nichts gethan.

Der Teufel.

Der Teufel, wie die Philoſophen meinen,
Iſt ein Phantom, das Aberglaub' erſchuf;
Zwar ſieht man ihn nicht mehr mit Pferdehuf,
Mit Hörnern und mit Schweif erſcheinen;
Doch zeigt er überall ſich noch, denn wißt:
Er geht umher als — Egoiſt.

Der Beneidete.

Wie glücklich iſt Appitius!
Durch Gunſt ward ihm ein Amt verliehen,
Mit großen Ehren, wenig Mühen,
Steinreich, ſchwelgt er im Ueberfluß;
Er kann durch ſeinen goldnen Regen,
Empfindet er der Liebe Weh,
Wie Jupiter bei Danaë,
Die Allerſprödeſte bewegen.
Ein Meiſter iſt ſein Koch, ſein Wein
Ein Nektar, hochbejahrt und rein;
Daß ihn nicht Langeweile quäle,
Stellt mancher ſchöner Geiſt ſich ein,
Und macht bei Tiſch' ihm Spaß, — allein
Eins fehlt ihm doch — »ei was!« —
die Seele.

Frau Garrula.

Frau Garrula gehört zwar zu den Frommen,
Doch in die Kirche geht ſie nie,
Denn dort läßt ſie
Der Pfarrer nicht zu Worte kommen.

Pium desiderium.

Kochbücher liefern alle Büchermeſſen;
Sie gleichen der Philoſophie,
Man läßt es bei der Theorie,
Die edle Praxis wird vergeſſen.

Die Wahlverwandtſchaft.

Ihr tadelt es, daß Frau von Velten
Ihr Kätzchen liebkoſt ſpät und früh,
Den Erſtgebor'nen aber ſelten,
Ihr Töchterchen, den holden Säugling, nie.
Wie ungerecht, darüber ſie zu ſchelten,
Es iſt der Wahlverwandtſchaft Sympathie.

Timon.

Stets furchen Timons Stirne Falten,
Schwer ſeufzt er aus beklomm'ner Bruſt,
Und niemals ſtrahlt aus ſeinen kalten,
Umwölkten, ſcheuen Blicken Luſt;

Doch hat ihm viel das Glück beſchieden,
Geſundheit, Geld, er iſt geehrt;
Was macht ihn denn ſo unzufrieden?
Es iſt der Neid, der ihn verzehrt.

Kleant und ſein Nachbar.

Der Nachbar.

Dein Sohn, der Dummkopf? — Pfui, Kleant, —
Der eine Frau? — Ich wollte mich doch ſchämen!

Kleant.

Ja, Nachbar, kommt er zu Verſtand,
So wird er nie ſich eine nehmen.

Kopfſteuer.

Kopfſteuer? — Nein! ſie führt nur zum Verderben,
Sie lohnet ſicherlich auch nie;
Die beſten Köpfe ſah man ohne ſie
Schon längſt vor Hunger ſterben.

Miß Fanny.

Man ſagt: Miß Fanny ſey voll Tück und Eigenſinn;
Wer eigenſinnig iſt, giebt ſich nicht Jedem hin.

Grundloſe Klage.

»Die gold'ne Zeit der Deutſchen Poeſie,
»Wo man den Dichtern Kronen noch gewunden,«
Seufzt Reimer Leer: »iſt leider! längſt verſchwunden;
»Mit ſchnödem Undank lohnt man ſie,
»Statt ihre Stirnen ehrenvoll zu krönen!« —
Was klagt der Thor! — Sein Schickſal zu verſöhnen,
Spart ſeine Gattin weder Fleiß noch Müh'.

Cephiſe.

Die unempfindliche Cephiſe
Trägt in dem Buſen ihre Uhr,
Als ein Simbol; ihr Herz ſchlägt nur
Mechaniſch ſtets, wie dieſe.

Auf den Dichter F**.

Die Mitwelt hätt' ihm gern den Dichterkranz gegeben,
Weil ſein Genie ſie lange hochgeſchätzt;
Doch um der Mühe ſie zu überheben,
Hat er ihn ſelbſt ſich aufgeſetzt.

Scharfſinnige Beobachtung.

»Cometen ſind ſtets böſe Zeichen!«
Spricht Kilian: »ich hab' es ſelbſt verſpürt;
»Zum mind'ſten prophezeih'n ſie Seuchen.
»Einſt hab' ich einen obſervirt,
»Und ward dabei ſtark enrhümirt.«

Die Kirchengängerin.

Kein Sonntag und kein heil'ges Feſt vergeht,
Wo in der Kirch' ihr nicht Beaten zweimal ſeht. —

»Und was thut ſie die andern Wochen-
tage?« —
Ja, das iſt eine andre Frage.

Les beaux esprits se rencontrent.

»Nur Voltaire iſt ein Mann von Geiſt!«
Verſichert käuend Baron Feiſt,
Ein Kenner nur von gutem Wein und
Eſſen;
Ihr ſtaunt, weil Feiſt nur Küchenzettel
lieſt;
Er aber hat, was ſehr natürlich iſt,
Voltairens Ausſpruch nicht vergeſſen:
»Ein guter Koch iſt ein vortrefflicher Che-
miſt.«

Frau von X**

an den Herrn Gemahl.

Wenn fremden Männern ich die Köpfe ſchwindlich mache,
So maulen Sie? — Von Jugend auf bin ich's gewohnt! —
Was kümmert Sie's? — Das iſt nicht Ihre Sache,
Wird nur Ihr Kopf von mir verſchont.

Auf den Schauſpieler Theleſin.

»Wagt' ich es nicht,« prahlt Theleſin:
»Wägt' ich es nicht, den Harlekin

»Aus unſerm Deutſchen Schauſpielſaal
»Auf ewig zu verjagen?« —
Er war's, er konnte den Rival
Nicht länger neben ſich ertragen.

Unnöthiger Zorn.

Veit tobt! — Warum? — Sein Weib blieb ihm nicht treu.
Der Thor! — Kein Ehemann iſt davon noch geſtorben;
Doch Mancher hat bloß durch ein Hirſchgeweih
Sich Reichthum, Ehr' und Macht erworben.

Auf den Doktor **.

Sein Name kann nicht untergehen,
Er trotzt der Zeit; denn jede Gruft
Auf dieſem weiten Kirchhof ruft:
»Seht hier in glänzenden Trophäen
»Denkmäler ſeines Wirkens ſtehen!«

Der Unterſchied.

A. Sind Sie ein Deutſcher? B. Ei der Geier!
Was denken Sie? — Ich bin ein Baier.

Bürgergeſpräch.

Hinz.

Kunz, unſer Bürgermeiſter hält
Doch wenigſtens die Goſſen rein.

Kunz.

Kein Wunder, Hinz, denn täglich fällt
Er ja berauſcht hinein.

Vertheidigung
des Doktors Unhold.

Der Doktor Unhold bringet zwar
Die Kranken auf die Todtenbahr',

Allein, das muß der Tod ihm laſſen,
So ſpät, als möglich, läßt er ſie erblaſſen:
Die Zeit beſtimmt das Honorar.

Der Menſchenfeind.

»Es giebt nur Narr'n und Böſewichter!«
Ruft Timon aus voll Ingrimm und Verdruß. —
Schweig', ungerechter Splitterrichter!
Mit deiner Läſterung, denn warum muß
Die ganze Welt, was du verſchuldet, büßen?
Es iſt ein ſehr verkehrter Schluß,
Von ſich auf Andere zu ſchließen.

Auf einen Geizigen,
der ſich erſäufte.

Das nenn' ich Sparſamkeit, er ſtürzt ſich
in die Wellen,
Um liſtig Charon ſelbſt um's Fährgeld
noch zu prellen.

Hinreichender Grund.

A. Zum Sterben biſt du krank geweſen,
Und doch biſt du ſo bald geneſen?
B. Ja, Gott ſey Dank!
Mein Arzt ward krank.

Großes Unglück.

Es tobt mit wildgeſträubten Haaren
Bibax umher, zornglühend ſein Geſicht;
Er ſtampft und flucht. — Was iſt ihm widerfahren? —
Er ſucht', und fand den Kellerſchlüſſel nicht.

An Avar.

Als er mich zu einem Mittagsmahl eingeladen hatte.

Du ludeſt mich bei dir zum Eſſen ein;
Daß ich nicht kam, wirſt du mir ſchon verzeih'n.

Ich wollte geh'n, da kam mein Arzt, ſprach: nein!
Das Faſten würde ſchädlich ſeyn.

Auf das Denkmal

der Frau von ***.

Es hat, die ſel'ge Frau zu ehren,
Ihr Herr Gemahl dies Denkmal ihr geſetzt,
Die er, als ſie noch lebte, nie geſchätzt.
Dies wundert euch? — Leicht läßt es ſich erklären:
Der Tag, an dem ihr Auge ſterbend brach,
War ſeines Lebens frohſter Tag.

Wahres Lob.

»Ein Wunder iſt mein Weib!« ſpricht Herr von Lobeſan,
Und ſtreicht dabei mit Wohlbehagen
Den Schmeerbauch ſich; »mit Wahrheit kann ich ſagen,
»Im Kochen hat's ihr Keiner gleich gethan;
»Wie ſchmecken ihre Suppen, Fiſche, Braten;
»Der größten Köchin giebt ſie aufzurathen.« —
Ganz recht! — Die Köchin ſieht man ſtets ihr an.

Bav.

Bav iſt, wie ein Geſpenſt, mir auf den Leib gebannt;
Ein alter Schwätzer iſt die größte aller Plagen!
O Himmel! ſoll ich ihn mit Langmuth noch ertragen,
Kürz' das Gedächtniß ihm und gieb ihm mehr Verſtand.

Themis.

Mit einer Binde zwar
Iſt Themis Augenpaar,

Um nichts zu ſehn, umgeben;
Doch ihre Prieſter wiſſen wohl,
Wie man geſchickt es machen ſoll,
Sie unbemerkt empor zu heben,
Gilt es der Sporteln Zoll.

Frage.

Den Preis von Lais Gunſt willſt du
Von mir, mein Freund, durch Liſt erfragen? —
Fruchtloſe Mühe; erſt mußt du mir ſagen:
Willſt du den Preis der Folgen auch dazu?

Auf einen ſteinalten Poſtmeiſter,

der ein junges Mädchen heirathete.

Weil, als Poſtmeiſter, ihm an Hörnern es gefehlt,
Hat weislich er ſich ſchnell ein junges Weib gewählt.

Der politiſche Kannengießer.

Lux, das Orakel jeder Schenke,
Kennt alle Höfe ganz genau,
Kennt aller Kabinette Ränke,
Nur nicht das Kabinet von ſeiner Frau.

Orbil.

Ein Schüler hört: Orbil iſt todt;
Mitleidig ſeufzt er: »ach, die armen Knaben
»In jener Welt! — Sie werden ihre Noth
»Mit unſerm Rektor haben.«

Der Sittenprediger.

Harpax ſpricht nichts, als weiſe Lehren,
»Wer Armen eine Gabe reicht,«
Meint er: »wird Faulheit nur vermehren,
»Unwürdigen giebt man vielleicht.

»Nur wenig braucht der Menſch zum
Leben;
»Verſchwendung iſt, wie Gift, zu fliehn.«
Wer würde nicht ihm Beifall geben,
Spräch' nicht der ſchnöde Geiz durch ihn?

Sonderbarer Irrthum.

Wie, nach der höchſten Gunſt ſo grauſam
jetzt zu ſeyn?
Seufzt Dorimont und kniet vor Zephiſen.
»Was höchſte Gunſt?« ruft ſie: »was
bilden Sie ſich ein?
»So viel hab' ich wohl Hunderten erwieſen!«

Mapp.

Dein Mund, o Mapp!
Gleicht ganz vortrefflich deiner Scheere;
Mit jenem ſchneideſt du des Nächſten
Ehre,
Mit dieſer die Dukaten ab.

Livia.

Viel Wunderbares iſt in Livia vereint;
Denn ſie, die jeden Tag nach der Toilette
Kaum achtzehn Sommer alt erſcheint,
Iſt vierzig Jahre Nachts im Bette.

Widerlegte Beſorgniß.

Frau von E.**

O, cher ami! mir wird ganz bange,
Denn — entre nous — es geht zu weit!
Das Deutſchthum kommt ſtets mehr im Schwange,
Mein Hausknecht ſchwatzt vom Geiſt der Zeit.

Der Kammerjunker von T.**

O, meine Gnädigſte! das währt nicht lange,
Nur eine neue Mod' es iſt,
Die, wie bekannt, der Deutſche bald vergißt.

Harpagon.

Der reiche Harpagon, den alle Welt
Für einen halben Heil'gen hält,
Iſt doch, trotz ſeinem Beten, ſeinem
Faſten,
Nicht fromm; ſein Altar iſt — ſein Kaſten,
Sein Gott — ſein Geld.

Trinkſpruch.

Freunde, wollt ihr glücklich leben,
Müßt ihr nichts für Medezin
An den Apotheker geben,
Keinen Arzt zu euch bemühn;

Statt der Pillen, Pulver, Tränke,
Gallenbittre Arzenei'n,
Alle viel zu theuer, ſchenke
Bacchus Rebenſaft euch ein.
Wenn euch dann noch Grillen plagen,
Bleibt umdüſtert eure Sinn;
Statt den finſt'ren Arzt zu fragen,
Fragt die muntre Nachbarin.

Beſcheidne Wahl.

Der Gaſtwirth Paul treibt die Beſcheidenheit
Doch in der That zu weit. —
»Wie ſo?« — Zum Schilde für ſein Haus
Wählt er das Einhorn aus.

Neue Kinderzucht.

Seht unſrer Bildung höchſten Preis!
Das Töchterchen von ſechszehn Jahren
Hat mehr, als ihre Mutter weiß,
Längſt vor der Trauung ſchon erfahren;
Der Sohn wird vor dem Vater Greis.

An eine neue Bußpredigerin.

Verſammelſt du um dich der Abergläub'gen Schaar,
Um eine neue Lehre zu verkünden,
Und um ein neues Reich zu gründen,
So kann ich dies nicht wunderbar,

Noch weniger des Lobes würdig finden;
Du machſt ja nur ein altes Sprichwort
wahr:
Betſchweſterei im grauen Haar
Folgt in der Regel Jugendſünden.

Suſanne.

Den Namen keuſch hat ſie recht leicht
erhalten,
Sie widerſtand zween abgelebten Alten,
Doch wär's ein hübſcher junger Mann
geweſen,
Was würden wir dann in der Bibel
leſen?

Wohlgemeinter Rath.

Der Junker Velten kam mit ſtierem Blick,
Auf einen Viehmarkt; Cleon ſah ihn wandeln;
Er rief vertraut ihm zu: »Freund, eilen Sie zurück!
»Man könnte ſonſt Sie leicht verhandeln.«

An eine Verſemacherin.

Aus Eitelkeit, bethört durch Schmeichelein,
Wähnſt eine zweite Sappho du zu ſeyn,

Und willſt, man ſoll den Lorbeerkranz dir reichen;
Zu reimen iſt jetzt leicht, zu dichten aber ſchwer;
Stürz', wie einſt Sappho, dich in's Meer,
So wirſt du ihr in etwas gleichen.

Unſer Zeitalter.

Heil ihm, dem glücklichen Jahrhundert!
Mit Recht es jede Zunge preiſt.
Es wird nicht Tugend mehr, nicht Geiſt
Geliebt, geehret und bewundert;
Der zur Bewund'rung hin nur reißt,
Bei dem man köſtlich trinkt und ſpeiſt.

Auf den Richter Lips.

Wenn Lips ſo oft ſich widerſpricht,
Worüber die Parteien klagen,
So wundert euch darüber nicht,
Denn ſeine Logik iſt im Magen.

Der Bekehrte.

Am thier'ſchen Magnetismus glaubt' ich nicht;
Doch jetzt bekenn' ich mich zu W*** Schule,
Denn wenn mit kerzengradem Angeſicht,
Als ſäß' er auf der Pythia Stuhle,

Magiſter Schwöger, wie in ſeiner Schule
Ein alter Schulfuchs, ſelbſtgefällig ſpricht,
Werd' ich im Augenblick ein Somnambule.

Selbſtgeſpräch

eines Examinirten nach der Prüfung.

Was man gefragt, war Tonnen Goldes werth,
Und mit mir war die Prüfungskommiſſion zufrieden;
Doch dafür, daß mein Erbtheil ich verzehrt,
Wird mir ein Amt von hundert Thalern nun beſchieden.

Der Ritter.

Wie, einen Orden, Lips? — Um's Himmels Willen!
Weshalb gab man ihm dieſen wohl? —
»Die leere Stelle auszufüllen,
»Wo eigentlich das Herz ſonſt ſitzen ſoll.«

Großes Verdienſt.

Ein ſeltenes Talent beſitzt Climene:
Lebend'ge Vögel rupfet ſie,
Doch ſchrei'n ſie nie,
Sie girr'n dabei ſtets ſüße Töne.

Geſpräch.

Der Fremde.

Wie, Euer Fürſt iſt nicht von Euch geliebt?
Er, Huld und Milde ganz. — Pfui, das
iſt undankbar!

Der Unterthan.

Der Grund davon iſt ſonnenklar:
Weil er nur immer Gnade übt.

An Glorioſus.

Stell, Glorioſus, deine Prahlerei'n,
Aus Schonung für dich ſelber, ein;

Schweig wenigſtens von deinem Adel, deinem Wagen;
Denn, wenn dein Mund ſo keck von beiden prahlt,
Muß dir doch dein Gewiſſen ſagen:
Der erſte iſt, der letzte nicht bezahlt.

Lob unſrer Damen.

Der Patriot muß unſre Damen ehren,
Mit langen Schleppen ſieht man ſie,
Aus freier Wahl, des Morgens früh
Bis Abends ſpät, die Gaſſen fleißig kehren,
Und iſt dies nicht die Strafe der Hetären?

Der Goldmacher.

Vibax ſchließt ſich in ſeinem Keller ein,
Und laborirt vom frühen Morgen
Bis in die ſpäte Nacht; allein
Die Kunſt des Trismegiſt blieb ihm verborgen.
Kein Körnchen Gold hat er hervorgebracht,
Doch, Böttchern gleich, der Porzellan erfunden,
Hat er durch Fleiß in ſeinen Arbeitsſtunden
Die Naſe ganz zu Kupfer ſchon gemacht.

Auf einen Incroyable.

Was die Natur ſtiefmütterlich behandelt,
Hat er durch Kunſt in Mißgeburt verwandelt.

Beſcheid

des Magiſtrats zu Krähwinkel.

Bittſtellern macht man hiedurch kund:
Deutſche Geſellſchaft darf man ſich nicht nennen,
Doch will man, nach dem Rheinſchen Bund,
Rheinbund-Geſellſchaft wohl vergönnen;

Jedoch verbeut der Magiſtrat,
Auch dieſen Namen nicht zu führen,
Bevor man Stempel und Gebühren
Taxmäßig nicht entrichtet hat.

Anfrage.

Der Unterſchied von mir und mich
Ward H** zu ſchwer, er konnt' ihn niemals faſſen,
Und doch will er — iſt das nicht wunderlich? —
Sogar ein Buch jetzt drucken laſſen.
Die Frage fällt mit Recht wohl Jedem bei:
Geſtattet das die Polizei?

Doppeltes Unglück.

O Bav! ein hartes Loos iſt dein;
Denn Phyllis ſpottet deiner Huldigungen,
Die du in hundert Liedern ihr geſungen,
Und alle Rezenſenten ſtimmen ein.

Ueber die blaſſe Fanny.

(Nach dem Engliſchen.)

Wo blieb das Roth von Fanny's Wangen,
Seit Bibax ſie zur Trau geführt? —
Man ſieht es, künſtlich concentrirt,
Auf ihres Gatten Naſe prangen.

Klage
des Stadtphyſikus zu ***.

Nach dieſem Neſt hat mich der böſe Feind
verſchlagen!
Hier kann ich nicht mit meiner Kunſt gedeihn.
Die Luft iſt faſt beſtändig rein,
Man trinkt nur Waſſer, ſelten Wein,
Und kein Reſtaurateur verdirbt den Magen;
Man buhlt um keiner Phryne Kuß. —
Sonſt hielt ich Pferde mir und Wagen,
Jetzt — welch ein Loos! — geh' ich zu
Fuß.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Der Schneider Fips ſtiehlt allen Kun
den Flicken,
Und macht geſchickt ſich Kleider d'raus;
Sein Sohn, der Kandidat, gleicht ihm
in allen Stücken,
Zehn Bücher ſchreibt er wörtlich aus,
Ein elftes, als ſein Werk, dreiſt in di
Welt zu ſchicken.

Zweites Buch.

Medizinisches Gutachten.

»Was giebt es Neu's?« — Es heißet allgemein:
Avar, der Millionair, wird ſterben. —
»Ei nun, da können ſich die Erben,
»Nach jahrelangem Schmachten, freun!
»Was fehlet ihm?« — Er hat den Stein;
Acht Tage ſchon kann er nicht aus dem Bette,
Und winſelt laut vor Schmerz. — »Ich wette,
»Sein Herz muß in der Blaſe ſeyn.«

An Bav.

Was zürnſt du, Bav, daß ich ein Buch
von deiner Hand,
Weil ich der Wahrheit treu geblieben,
Langweilig, ſeicht und geiſtlos fand?
Kein Autor zürnt auf mich, den du doch
ausgeſchrieben.

Pſychologiſche Erklärung.

Pasquin ſich ganz geändert hat,
Was früher er mit ſeinem Geifer
Beſchmutzt, vertheidigt er mit Eifer;
Die Zung' iſt jetzt geſchmeidig glatt.

Wer kann den Grund der Aend'rung ſagen? —
»Sonſt füllte Schimpfen ſeinen Magen,
»Und jetzt macht ihn das Loben ſatt.«

Auf ein Chor Muſikanten.

Das nenn' ich recht die ſchönſte Kraft verſchwenden!
Mit dieſem Wind, der wie ein Sturmwind raſ't,
Blaſ't Flöten nicht — nein, Mühlen — Mühlen blaſ't;
Nicht Geigen — Wolle kratzt mit ſolchen Händen.

An den Arzt Rulf.

Du prahlſt, ich ſey in deiner Kur gewesen;
Das widerlegt ſich ſelbſt, ich bin geneſen.

Der Zweifler.

A. Komm' mit mir, Freund, zu Gall, und höre
Den tiefen Forſcher der Natur.
B. Ich glaub' an keine Schädellehre,
An leere Schädel glaub' ich nur.

Das Original und die Copie.

Geſpräch.

A. Ein köſtlich Bild! — In jeder Miene
Erkennt man gleich die holde Adeline;
Man ſieht wie flüſſig Gold das Haar
Hernieder auf die weißen Schultern wallen,
Das große blaue Augenpaar,
Die ſüßen Lippen, hochroth wie Korallen,
Des Buſens Schnee, der Wangen Inkarnat
Der Künſtler meiſterhaft getroffen hat. —
Du biſt ein Kenner, kann es dir gefallen?

B. Ich, Freund, ich zieh's dem Urbild vor.
A. Warum?
B. Das frägſt du noch? — das Bild bleibt — ſtumm.

Zu ſpät.

Bei'm Kaufmann Preller brach um Mitternacht
Ein frecher Räuber ein, die Kaſſe ſich zu holen;
Doch ward ſie ſchon den Tag zuvor geſtohlen:
Denn Preller hatte ſchlau Bankrott gemacht.

Ovid.

Wie kommt's, Ovid iſt nie zufrieden,
So viel ihm auch das günſtige Geſchick
An Ueberfluß und hohen Rang beſchieden?
Stets ſehnt er ſich nach einem größern Glück,
Weil ſeine Wünſche nie ermüden;
Was er beſitzt, vergällt des Neides Schmerz. —
Der reiche Dürftige! Es gleicht ſein Herz
Dem Faß der Danaiden.

Argil.

Stolz war *Argilens* Leidenſchaft,
Drum ließ er ſich ein *von* vor ſeinem Namen geben;
Und ſeine Gattin hat, ihn höher zu erheben,
Ihm Kronen noch dazu verſchafft.

Mißverſtändniß.

X. Ich ſah dich geſtern in dem neuen Trauerſpiel;
Ich möchte wohl dein Urtheil hören,
Mir ſchien es, daß es dir gefiel.

Y. Ei, keineswegs! — X. Wie ſoll ich
das erklären?
Es ſchwamm dein Auge ja in Zähren,
Du ſahſt ſo traurig aus. Y. Ach,
Freund!
Mein ſchönes Geld hab' ich beweint.

Die Bauern zu **
an ihren gnädigen Herrn.

Geſtrenger Junker, die Humanität,
Die Ihr bisher geübt an Schweinen und
an Hunden,
Kommt nun für uns ein wenig ſpät,
Da Ihr ein halb Jahrhundert uns ge-
ſchunden.

An den Paſtor Schwögerus.

Willſt du durch deine Kanzelreden uns
erbauen,
So halt' uns nicht für Thiere mit geſpalt'nen Klauen,
Die, was ſie ſchon genoſſen, wiederkauen.

Auf einen Arzt.

Gewiſſenhaft iſt Doktor Bauſe,
So wenig auch das Publikum es glaubt;
Was ſeine Kunſt der Menſchheit raubt,
Verzinſt er gut im Findelhauſe.

Wie man ſich täuſchen kann.

»In Proſa kann ich gar nicht ſchreiben,«
Verſichert Reimer Flatt, Krähwinkels ſchöner Geiſt;
Doch leſ't nur, was er ſeine Lieder heißt,
Und ſagt: kann man wohl ärger übertreiben?

Erklärung.

»Ich bin nicht für die neuen Modelehren,
»Das Volk in allen Dingen aufzuklären,«

Schrie Herr von Dunkelheim in aufgebrachtem Ton:
»Es will voreilig ſchon ſich jetzt in alles miſchen,
»Blind muß es folgſam ſeyn.« — Ha, ich verſtehe ſchon,
Ihr Wahlſpruch iſt: im Trüben iſt gut fiſchen.

Unſre Modedamen.

Es ſind die Damen den Deviſen gleich,
Bunt ſind ſie zwar, doch Keiner mag den Teig;
Im Innern ſteckt, als öffnet man Deviſen,
Nur fader Witz mit läppiſchen Sottiſen.

Clelia.

Frau Clelia pflegt ſtets zu ſagen:
»Ein wahrer Engel iſt mein Mann.«
Doch Niemand glaubt daran,
Weil Engel keine Hörner tragen.

Bruchſtück eines Geſprächs.

A. Pfui! Raps, dem Schuft, die Hand zu bieten?
So würf' ich mich doch niemals weg!
B. Ich that es, Freund, nicht ohne Zweck,
Ich wollte meine Taſchen hüten.

Glückliche Wirkung.

Ganz ohne Arzenei kuriret Doktor Klaus;
Er kommt, gleich will man ſich erbrechen,
Und fängt er gar erſt an, zu ſprechen,
Bricht Jedem plötzlich Angſtſchweiß aus.

Der Undankbare.

Mit Undank Wohlthat zu vergelten,
War Lauf der Welt zu jeder Zeit;
So pflegt mit plumper Albernheit
Der Versler K—f den Reim zu ſchelten,
Durch den er Wort' an Worte reiht.

Auf einen Plagiarius.

»Apoll, begeiſt're mich!« rufſt du. O rufe doch: Merkur!
Er iſt der Gott der Diebe nur.

Die trauernde Wittwe.

Corinnens Gram um den verſtorb'nen Gatten,
Iſt, was auch die Verläumdung ſpricht, —
Das lehrt der Augenſchein, — Verſtellung nicht;
Nach ſeinem Tode gleicht ſie einem Schatten,

Ihr Auge thränt, und bleich iſt ihr Geſicht. —
»Das alles räum' ich ein, nur dem erblaßten Gatten
»Gilt dieſer Wittwe Kummer nicht,
»Denn kaum verloſch ſein Lebenslicht,
»So hatte ſie ſich auch mit Lyſimon verſprochen;
»Doch, da die Erbſchaft klein, hat jetzt der Böſewicht
»Treulos ſein Wort und auch ihr Herz gebrochen.«

Comax.

Wenn in Geſellſchaft man von Comax ſpricht,
Kennt man ihn in der Regel nicht.

»Wer iſt Comax?« ſo hört man fragen;
Doch darf man nur zur Antwort ſagen:
Es iſt der Mann der hübſchen und galanten Frau,
Dann kennt ihn gleich die ganze Stadt genau.

Belinde.

»Die Tugend ſelber iſt Belinde,
»Zur Heiligen fehlt nichts ihr, als der Schein!«
Spricht Philibert; ich räum' es gern ihm ein:
Sie iſt ſo häßlich, wie die Sünde.

Andre Zeiten, andre Sitten.

Zum Orkus ſtieg einſt Orpheus nieder,
Und foderte Eurydice'n ſich wieder;
Jetzt ſtürzte Mancher gern ſich in der Hölle Schooß,
Würd' er dadurch die Gattin los.

Unfehlbares Mittel.

A. Du ſiehſt ſo mürriſch aus. B. Ich muß es, Freund, wohl ſeyn,
Zudringlich ſtellt Babil ſich täglich,
Nie eingeladen, bei mir ein,
Der Schwätzer iſt mir unerträglich;

Er iſt ein unheilbarer Thor!
B. Willſt du den abgeſchmackten Laffen
Auf immer dir vom Halſe ſchaffen,
So borg' ihm — einen Friedrichsd'or.

Finanzoperation
in Krähwinkel.

Da der Flurwächter Klaus erblichen,
Hat ein wohlweiſer Magiſtrat
Sein Tractament in dem Etat,
Zum Nutz und Frommen für die Stadt,
Mit kluger Sparſamkeit geſtrichen,
Und dekretirt: Nachtwächter Tom ſoll nun
Für ein Douceur Flurwächterdienſte thun.

Stoßſeufzer
eines Schauſpielers.

Ach! täglich ſinkt in ihrem Werth die Kunſt,
Die einen Eckhoff, Iffland, Fleck erhob;
Nur Aubry's Hund freut ſich der Logen Gunſt,
Und das Parterr' ertheilet ihm nur Lob,
Die Gallerie ſtimmt, Beifall klatſchend, ein:
Welch glücklich Loos, ein ſolches Bieſt zu ſeyn!

Klage.

Ach! mancher Dichter träumet von Unſterblichkeit,
Und wähnt, noch nach Jahrhunderten zu leben;
Doch wird ihm für die kurze Spanne Zeit
Kaum trocknes Brot gegeben.

Widerlegung.

Aus nichts wird nichts: der Satz iſt nicht mehr wahr;
Das Gegentheil ſieht man jetzt ſonnenklar,

Aus nichts iſt oft ein großer Mann geworden,
Mit Reichthum, Ehrenämtern, Orden.

Der Graf von X***.

Warum legt Graf von X*** auf jede Phraſe,
Wozu er ſich bequemt, ſo viel Gewicht?
Warum rümpft ſtets verächtlich er die Naſe,
Sobald er nicht mit ſeines Gleichen ſpricht? —
Warum? — Weil es an Würde ihm gebricht.

Ein Vorſchlag.

Der Exorcismus ward bei'm Taufen abgeſchafft,
Weil man davon nie wahren Nutzen ſpürte;
Wie wär' es, wenn man ihn bei'm Trau'n introducirte?
Vielleicht zeigt er dort beſſer ſeine Kraft.

An Agathe.

„Freund, liebe nicht! die Liebe ſchafft nur Pein —
„Ich warne dich!“ ſprichſt du; allein

Du wirſt zu deinen ſtrengen Lehren
Kein fühlend Männerherz bekehren;
Denn, ſoll man deinem Rathe folgſam ſeyn,
Muß man dich weder ſehn noch hören.

Die Entſchuldigung.

A. Komm mit in's Schauſpielhaus. B. Das hieße Geld verſchwenden.
A. Ei, lieber Freund, du biſt auch zu genau.
B. Was giebt man heut? A. Die eiferſücht'ge Frau.
B. Für die mag keinen Dreier ich verwenden,

Denn — unter uns — zu meiner bitt'ren Qual
Beſitz' ich, leider! das Original.

Selbſtgeſpräch
des geheimen Raths Dlop.

Wie albern, einen Cincinnatus ſo zu preiſen,
Daß er Teltower Rüben ſelbſt gebaut,
Und dann mit Wohlgeſchmack gekaut;
Daß dieß nichts Großes, will ich leicht beweiſen,
Gab's damals, zu der Römer Zeit,
Reſtaurationen ſchon, wie heut?

Der Lauf der Welt.

»Freund, kann ich Ihnen nützlich ſeyn,
»So rechnen Sie auf mich,« pflegt Damon ſtets zu ſagen;
Doch wer ihm glaubt, iſt zu beklagen,
Was er verſpricht, trift niemals ein.
Ein Schmeichler, lebt er nur vom Prahlen,
Dem Schatten gleich, folgt er der Sonne Strahlen,
Doch wenn um ſie ſich Nachtgewölke ziehn,
Wird er auch, gleich dem Schatten, fliehn.

Auf einen Fabeldichter.

Du gleichſt zwar dem Aeſop an Wuchs
und am Geſicht;
Doch wirſt du dadurch noch zum Fabeldichter nicht.

Ueber Schilocks Begräbniß.

Nur durch Betrug ward Schilock reich
und groß,
Ganz konſequent hat in der Erde Schooß
Den liſt'gen Gauner man begraben;
Denn ſo betrügt er noch die Raben.

Der neue Sokrates.

Till wähnt ein Sokrates zu ſeyn,
Schwatzt leere Floskeln ſeine Lippe;
In einem Stücke räum' ich's ein:
Sein Weib iſt offenbar Xantippe.

Die Bekehrte.

Die ſchöne Iris fängt ſchon an
Ganz nach der heil'gen Schrift zu leben;
Denn, klopft man bei ihr an,
So wird auch hurtig aufgethan,
Und bittet man, ſo wird gegeben.

Der Gerechtfertigte.

Poll ſey ſein Freund nicht, klaget Mapp.
Er rezenſirte lobend, was er jüngſt geſchrieben;
Kann man die Freundſchaft ſtärker üben?
Ein falſches Zeugniß legt' er ab.

Guter Rath

an die reiche Iſabelle.

»Ich fürchte mich vor Hymens Tücken,
»Er raubet oft der Mädchen Ruh',
»Und Hymens gold'ne Feſſeln drücken;
»Falſch ſind die Männer!« liſpelſt du.

Schließ nur den Schrank zu deinem Gelde zu,
So wird kein Jüngling nach dir blicken.

Der Sittenrichter.

Verſtellung iſt es, wenn mit leichenblaſſen
Verzerrten Lippen, finſt'rem Angeſicht
Der Herr von P** von ſtrenger Tugend ſpricht,
Und ſchwört: die Wolluſt müſſ' er haſſen! —
Verſtellung iſt's. — Er hat die Sünde nicht,
Nur ſie hat endlich ihn — verlaſſen.

An Aurus.

Du wagſt, dich über alles wegzuſetzen,
Biſt ſtolz und unverſchämt; allein
Erwirbt man ſich ein Recht, mit großen Schätzen
Auch thörichter, als Andere, zu ſeyn?

Die Sakramente.

Sonſt gab's der Sakramente ſieben;
Doch unſren Zeiten, wie es ſcheint,
Sind ſechſe nur davon geblieben,
Denn Eh' und Buße ſind vereint.

Die Gelehrte.

Gelehrſamkeit iſt jede Phraſe,
Die Euphroſyne ſpricht; allein
Bei ihr muß man nur Hörer ſeyn;
Denn, was das Ohr ergötzt, beleidig
die Naſe.

An Bav.

Man würde, Bav, die Dummheit d
verzeihn,
Fiel dir es nur nicht immer ein,
Ein kluger Kopf zu ſeyn.

Auf die Verheirathung eines Schauſpielers.

Er, der zum Schein im Schauſpielhaus der Welt
Gar oft gekrönte Häupter vorgeſtellt,
Wünſcht, es nun auch im Ernſt zu ſeyn,
Und darum wird er frei'n.

Paul.

»Der Klügſte bin ich nicht, das räum' ich ein,
»Doch ehrlich!« liſpelt Paul und lächelt fein;

»Und dieſes Lob ſoll mir kein Neider rau
ben.«
An ſeine Ehrlichkeit wollt' ich wohl gla
ben,
Spräch' er nur nicht davon — allein.

Der Weg zum Ruhme.

A. Zum Ruhme giebt's der Pfade vie
allein
Schwer bleibt die Wahl; ſprich: we
chen wirſt du wählen
B. Den Pfad der Tugend, Freund, ſchla
ein,
So wird es dir gewiß an Nebenbu
lern fehlen.

Nachruf

an den Doktor Yſop, als er von A*** nach Z*** zog.

Leb' wohl, leb' lang', leb' ohne Sorgen,
Du ziehſt von uns, wir ſind geborgen!

Fräulein Kunigunde.

Mehrmals erblaßt in einer Stunde
Das blühendrothe Fräulein Kunigunde;
Dies Phänomen bewirkt der bleiche Neid,
Denn Andre ſchmückt ein ſchönes Modekleid.

Troſt.

An den Tonkünſtler X***, als ſeine Oper bei der erſten Vorſtellung ausgepfiffen worden war.

Ein größ'res Meiſterſtück haſt du, als Gluck, gemacht;
Die Pfeifen haſt du all' in Harmonie gebracht.

Auf einen Bürgermeiſter.

Sorgt Steffen halb ſo für das Wohl der Stadt,
Als ſtets im Aug' er ſeinen Vortheil hat,

So wird ſie bald von allen Schulden rein
Und im Beſitz von fremdem Gute ſeyn.

Mittel, ſein Glück zu machen.

A. Wodurch iſt es **Lips Tullian** gelungen,
Daß er, halb Narr, halb Böſewicht,
Sich hoch und höher ſtets geſchwungen?
Mir bleibt's ein Räthſel!
B. Freund, mir nicht;
Mit Frechheit und Geduld zu rechter Zeit,
Kommt man in dieſer Welt ſehr weit.

Der betrübte Wittwer.

Ihr ſüßen Herr'n, ihr Damen nach der Mode,
Ihr ſpottet höhniſch, daß Ariſt,
Nach ſeiner jungen Gattin Tode,
Schwand mancher Monat, noch untröſtlich iſt.
Ihr rathet ihm: ſich wieder zu verbinden;
Wißt, ſehr gerecht iſt des Betrübten Schmerz,
Sein Weib war häuslich, treu, beſaß Verſtand und Herz;
Wo ſoll er ihres Gleichen finden?

Auf Mephiſtopiles.

Ihr wundert euch, daß er ſo hoch geſtiegen,
Er, der das Recht durch Willkühr frech verletzt,
Er, der nicht ahnend edleres Vergnügen,
Mit frechen Weibern ſich ergötzt?
Es iſt der Grund davon nicht ſchwer zu finden,
Fortuna, Themis, beide ſind
Des Lichts beraubt durch ihre Augenbinden,
Cytherens Sohn war immer blind.

Schlechte Koſt.

»Ich nähre mich vom Ruhm, das Honorar iſt Plunder!«
Spricht, ſtolz ſich brüſtend, X. der Journaliſt.
Drum iſt es auch kein Wunder,
Daß er ſo mager iſt.

An Tofana,

als ſie ihren Mann vergiften wollen.

Blödſinnige, was fiel dir ein,
Von deinem Mann durch Gift dich zu befrein;

Kennſt du denn nicht die leichtere Methode? —
Ein ſchlaues Weib quält ihren Mann zu Tode.

Der Weiberfeind.

Pedrill, der Myſogyn, pflegt oft zu ſagen:
»Ein Thor nur liebt, denn es iſt ſonnenklar,
»Mit Liebe kann ſich Weisheit nicht vertragen.« —
Ihr holden Frau'n, wie wär't ihr zu beklagen,
Wär' eine ſolche Läſt'rung wahr.

Schilock.

Schilock lügt jünger ſich, trotz ſeinen grauen Haaren;
Es iſt nicht Eitelkeit, Gewohnheit nur, zu ſparen.

Guter Rath.

A. Freund, rathe mir, wie kann man vor den Blicken
Der Narr'n am beſten ſicher ſeyn?
B. Schlag' deine Spiegel nur in Stücken
Und ſperr' dich ein.

Auf einen Pedanten.

Er weiß, wie man zu Rom gegeſſen,
Und kennt den Unterſchied von ſeyn und
eſſen wohl;
Doch d'rüber hat er ganz vergeſſen,
Wie man die Gabel halten ſoll.

Ueber die Schriften eines Ehepaars.

Mann und Weib
Sind ein Leib;
Ihnen war es nicht genug:
Mann und Weib ſind hier ein Buch.

Rechtfertigung
eines Zeitungsartikels.

»Daß eine Rede X** gehalten,
»Macht weit und breit die Zeitung uns bekannt;
»Doch ſtotternd las er ſie, hier muß ein Irrthum walten.« —
Mit nichten, Freund, er hielt ſie mit der Hand.

Sappho.

Es ſtürzte Sappho ſich in Liebeswuth
Verzweiflungsvoll tief in das Meer

Denn Phaon blieb ſtets ihrer Sehnſucht
Haſſer;
Auch jetzt noch ahmet manche Dichterin
Der Griechin nach mit ſchwärmeriſchem
Sinn,
Und geht, wie ſie — doch nicht ſo tief —
in's Waſſer.

Kurz und wahr.

In Proſa oder Verſen dich zu preiſen,
Dazu hat, Bav! ein Lügner nur Geſchick;
Ich mach' es kurz: du warſt drei Jahr'
auf Reiſen
Und kamſt darauf — zurück.

An Fauſtina.

Zu alt, um in der Welt durch Anmuth zu brilliren,
Läßt ſie aus Eitelkeit ſich itzt magnetiſiren.

Auf den Doktor Krull.

Krull glaubt, ein großer Arzt zu ſeyn;
Wär' er ein Held, ſo ſtimmt' ich ein,
Sein Weg zum Ruhm geht über Leichen,
Groß iſt im Zechen er allein,
Und in der Grobheit ſucht er ſeines Gleichen.

Richtige Exegeſe.

»Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn!« — So
Hat ſchon vor langer Zeit ein weiſer Mann geſprochen;
Schlau merkte ſich den Spruch des weiſen Salomo,
Und lebenslang iſt er gekrochen.

Auf eine Schauſpielerin.

(Nach dem Franzöſiſchen des Mercier.)

Schön biſt du, ſchön; aus deinen Zügen

Doch dich reizt nichts, als ſchnödes Gold.
O prahle nicht, du ſey'ſt nicht zu verführen,
Dich kann zwar nicht die treue Armuth rühren;
Doch hat's ein reicher Wüſtling ſchon gewollt?

Die Troſtloſe.

Zephire ringt die Hände, Seufzer ſchwellen
Die Bruſt, ſie rauft verzweiflungsvoll ihr Haar,
Und heiße Thränenſtröme quellen

Brach treulos der Geliebte ſeine Schwüre,
Wehklaget ſie um theurer Aeltern Noth?
Starb eine Freundin ihr? — Zephire
Iſt außer ſich, — ihr Mops iſt todt.

Apologie

des Wirthshauſes: zum goldnen Pelikan.

Der Fremden Läſterung muß laut ich widerſprechen,
Daß man bei'm Gaſtwirth Klaus im goldnen Pelikan
Für Hunger und für Durſt auch gar nichts haben kann;
Ich, leider! fand genug zum Beißen und zum — Brechen.

Auf eine Tänzerin,

welche in ſchlechten Verſen beſungen wurde.

O ſchnöder Lohn für dein bezaubernd Tanzen,
Dich ungeſchickt mit Reimen zu kuranzen.

An einen Offizier,

der ſchlechte Verſe machte.

Wozu willſt du mit ſchaler Reimerei
Die ſchöne Zeit verlieren?
Bleib lieber deiner Pflicht getreu,
Und laß Rekruten exerciren.

Glückwunſch

an einen Poſtmeiſter.

Dich mag der Tod ſo langſam fahren,
Als du die Poſt; dies wünſch' ich dir,
Dann kommſt du einſt mit Neſtors Jahren,
Wohl ſpäter noch, in's letzte Nachtquartier.

Der Rabuliſt.

Lips Tullian, mit allen Rechten
Schon ſeit der Römer Zeit bekannt,
Benutzt ſie, als ein Sykophant,

Drum jeder Schuft ſich an ihn hält,
Den frechen Anwald aller Sünden.
Der Grund davon iſt leicht zu finden,
Da Gleich und Gleich ſich gern geſellt.

Zwei Bälle.

Auf jenem herrſchte Zwiſt, es wurde Blut vergoſſen,
Denn Mancher ſchmachtete noch immer nach Genuß;
Auf dieſem Harmonie, doch nur aus Ueberdruß,
Denn Alle hatten ſich zuvor ſchon längſt genoſſen.

Ovid.

Ingrimm ſpricht aus Ovidens Blick,
Er ballt die Fauſt, knirſcht mit den Zähnen,
Stampft mit dem Fuß, daß Thür' und Fenſter dröhnen.
Traf plötzlich ihn ein hartes Mißgeſchick? —
»O keineswegs, ein Andrer nur hat — Glück.«

An einen Wahrſager.

Mir ward zwar nicht die Kraft gegeben,

Und ſo, wie du, zu prophezeihn;
Doch ein Geheimniß laß dir ſagen,
Das du verſchweigſt: — es ſteckt allein
Die Seherkraft bei dir im — Magen.

Pharamon.

»Ich,« rühmt ſich Pharamon: »ich widerſtehe Allen:
»Beſtechung, Schmeichelei und was die Sinne täuſcht,
»Verführt mich nicht; ich thu', was Herz und Kopf erheiſcht!« —
Sagt, konnt' er jemals wohl in ſchlecht're Hände fallen?

An Doris.

Weiß, wie die Lilie, iſt, Doris, dein Geſicht;
Nur Schade, ſchönes Kind, du hältſt die Farbe nicht.

Auf eine Kokette.

Die Unſchuld ſpricht aus jedem ihrer Züge,
Doch trauet dieſer Sprache nicht;
Sie ſchminkt ihr Herz, wie ihr Geſicht,
Ihr ganzes Leben iſt nur eine Lüge.

An Reimbold.

Du reimeſt ohne Unterlaß,
Den Namen Dichter zu erwerben;
Doch man erklimmt nicht den Parnaß,
Verſteht man nur, durch's Sylbenmaaß,
Wie du, die Proſa zu verderben.

Herablaſſung.

Trotz ſeiner vielen Ordenszeichen,
Trotz ſeines Rangs und ſeiner Ahnen Zahl,
Behandelt ſtets der Graf von Pahl

Nie bläht er ſich, zieht nie die Stirne kraus,
Er lächelt ſtets, nur eins iſt Jammerſchade,
Er theilet ſeine Höflichkeit und Gnade
Wie ein Geſchenk an Bettler aus.

Zureichender Grund.

»Warum ließ **Schmul**, der Schacherjude,
»Sich taufen?« fragt ihr. — Er iſt fein,
Er that's, ſich der Juſtiz zu weihn;
Es ſoll die Waag' aus ſeiner Wechſelbude
Nun Themis Waage ſeyn.

An einen Richter.

(Nach Owen.)

Ich wünſche dich nicht lahm, nicht bucklich, taub und ſtumm;
Nur bitt' ich ſehr: ſey blind und mach' die Hand nicht — krumm.

Auf einen verliebten Reimer.

Du wähnſt, durch deine Poeſie
Die Gunſt Ancönen's zu gewinnen,
Und doch, Blödſinn'ger! kennſt du ſie,
Die Schweſter weiſer Pierinnen.

Inſchrift

für ein Lotterieeinnehmer-Comtoir.

Für baares Geld wird Hoffnung hier
verhandelt;
Sie aber täuſcht nur kurze Zeit,
Dann folgt die nackte Dürftigkeit,
Die mit dem Bettelſtab zum Grabe wandelt.

Unter ein Bildniß.

Ein Bild von der Geliebten verſüßt der
Trennung Schmerz,
Denn das getäuſchte Auge flößt Lind'rung
in das Herz.

Und hängt an holden Zügen des treuen
Freundes Blick,
So ruft es die Geliebte ihm zauberiſch
zurück.

Dichter und Reimſchmidt.

Dem Sohn des Dichtergott's, dem echten
Begeiſterten, iſt nie Fortuna hold,
Er darbt verkannt, bei kargem Ehrenſold;
Der Reimſchmidt nur geht auf die Dicht-
kunſt fechten,
Und kann er Reim' und Taubenneſter
flechten,
So erntet er Bewunderung und Gold.

Schändliches Plagiat.

Bav prahlt: zufällig find' ich hier
In dieſer Schrift, was wörtlich mir
Schamlos ein Andrer ausgeſchrieben.
Wo giebt es Schutz vor ſolchen Dieben? —
»Er zürnt mit Recht! — Strafbar iſt's,
zehnfach unerlaubt,
»Wenn einen Bettler man beraubt.«

Großes Unglück.

»Das Schickſal quält mich grauſam mit
Prozeſſen,
»Ich bin ein recht geſchlag'ner Mann!«

Seufzt T**: »dem Richter kommt man gar nicht an;
»Er liebt nicht ſelt'ne Wein' und feine Eſſen,
»Hat keinen Beichtiger, den man beſtechen kann;
»Er haßt das Geld und weiß nichts von Maitreſſen.«

Apologie.

Siphax, den Advokaten, hält
Für einen argen Schelm die Welt,
Doch iſt man darin ungerecht,
Ein guter Sohn iſt nie ganz ſchlecht,
Und als ſein Vater jüngſt fallirt,
Hat er ſehr gründlich deducirt:

Der Bankerott des Vaters ſey
Mit einem Darlehn einerlei,
Das zinſenlos man deponirt,
Wo man das Kapital verliert.

Herr Süßling.

Herr Süßling überall gefällt;
Er gilt für einen Mann von Welt,
Die allergrößten Schmeicheleien
Sagt Jedem er in's Angeſicht,
Allein vergilt man ihm ſie nicht
Im reichſten Maaß, wird nie er es verzeihen;
Dann er ſich als Verläumder zeigt.
Herr Süßling jenen Wuchrern gleicht,
Die Geld für's Doppelte nur leihen.

Stoßſeufzer eines Kranken.

Iſt es des Schickſals Schluß,
Daß ich von hinnen muß,
So laßt mich an der Krankheit ſterben,
Nicht durch den Arzt verderben!

An die ſingende Cordula.

Je mehr du ſingſt, je lauter ſchreit
Dein Säugling; laß dich's nicht verdrießen,
So früh ſchon wird dadurch ſein Ohr zerriſſen;
Dies einen künft'gen Mozart prophezeiht.

Das Amt Chorin.

Die Zeit pflegt alles zu zerſtören;
Doch um den gänzlichen Ruin
Des alten Kloſters zu Chorin,
So viel als möglich, abzuwehren,
Schuf man das Refectorium
Der Mönch' in einen Kuhſtall um.

Neujahrswunſch.

Nicht bloß für dieſes neue Jahr,
Auch für mein ganzes künft'ges Leben,
Bring' ich euch meine Wünſche dar;
Euch mag der Himmel alles geben.

Was Leib und Seele hier erfreut.
Bewundert meine Sparſamkeit!

Klage des Lazarethlieferanten Pinkus.

Undank giebt nur die Welt zum Lohn!
Dies Sprichwort hab' auch ich erfahren,
Denn ich erfand vor vielen Jahren
Die Hungerkur in Lazarethen ſchon.
Mein hat man lobend nie gedacht,
Beſcheiden hab' ich es verhehlet;
Jetzt, da man es im Kleinen nachgemacht,
Wird's, als was Großes, laut erzählet,
Doch hämiſch ſchweigt von mir der Neid!
Das heißt doch wohl Undankbarkeit?

Doktor Marzel.

Mit Doktor Marzel iſt es eigen,
Dem Bandwurm gleich iſt ſein Genie,
Er ſchreibt und ſchreibt und endet nie,
Dann mußte doch der Kopf ſich zeigen.

Si duo faciunt idem, non est idem.

Den Deutſchen macht nicht das Barett,
Auch nicht der Rock von Martin Luther:
Ein bied'res Herz war's Unterfutter,
Die Bibel trug er, kein Stilet.

Humanität.

Es ſteht als ein Gebot geſchrieben,
Wie Jeder deutlich leſen kann:
Ein Chriſt ſoll ſeinen Nächſten lieben.
Um dies Gebot recht treu zu üben,
Sieht Lais Jedermann
Für ihren Nächſten an.

Die ſeltne Ehe.

Die Läſterzungen ſelbſt geſtehen,
Es ſey das Paul'ſche Ehepaar
Ein Muſter unter tauſend Ehen,
Die Mod' und Convenienz gebar.

Sie führen Beide gleichen Wandel,
Dies zeugt von Herzensſympathie;
Er macht Bankrott in ſeinem Handel,
Mit ihren Reizen ſie.

An Aurus.

Dein Mund von mir verächtlich ſpricht,
Ich werde täglich dir verhaßter,
Dies zeigt dein höhniſches Geſicht.
Du biſt ſehr reich — ich bin es nicht,
Und dies allein, geldſtolzer Wicht!
Iſt deine Tugend, iſt mein Laſter.

Grabſchriften.

An die Leſer.

Es iſt mein Kirchhof zwar nur klein,
Doch eine Wette geh' ich ein:
Ihr werdet hier mehr Wahrheit finden,
Als Euch auf Erz und Marmorſtein,
Umſtrahlet von des Goldes Schein,
Pomphafte Wort' auf hunderten verkünden.

Auf Julie **.

Hier ſchlummert Julie; die treue Seele
ſtarb
Aus Kummer nach des edlen Gatten Tode;
Dies iſt die erſte neue Mode,
Die keinen Beifall ſich erwarb.

Auf den Grafen von Braſt.

Hier, hinter dieſem ſchön verzierten Gitter
Schläft nun den langen Todesſchlaf,
Im Erbbegräbniß Deltlev, Graf
Von Braſt, Erb- und Gerichtsherr,
Ritter,

Auch Kämmerer et cetera; und haſt
Du dieſes, Wanderer, geleſen,
So weißt du erſt, daß Graf von Braſt
Einſt in der Welt geweſen.

Auf einen mächtigen Menſchenfeind.

An Bosheit hat kein Sterblicher vielleicht
Den Pein'ger, den man hier verſcharret, übertroffen;
Die Menſchheit ſollte nichts von ſeinem Tode hoffen,
Drum hat zuvor er einen Sohn erzeugt,
Der ihm an Kopf und Herzen gleicht.

Auf einen Engländer.

Hier lieget James Spleen; er ſtarb an einem Seile,
Freiwillig hing er ſich, und zwar aus — Langerweile.

Ueber Loquax Grabmal.

Es prangt zu Loquax Ehre dieſer Stein;
Ein Denkmal ſollte man dem Todtengräber weihn:
Daß unſer Ohr nicht mehr gemartert werde,
Verſtopft' er ihm den Mund mit Erde.

Auf einen Tanzmeiſter.

Er hüpfte ſechszig Jahr' durch's Leben,
Sein Daſeyn war ein langer Tanz;
Den Tod erblickt' er ohne Beben,
Im Selbſtgefühle, neuen Glanz
Dem Todtentanz zu geben.

Auf einen Regimentsſchneider.

Sein Leichenſtein ſoll fort und fort
Der Nachwelt ſeine Größe melden,
Mit einem Wort:
Er machte Helden.

Auf den Herrn von X**.

Ein Räthſel liegt hier eingeſcharrt,
Doch es zu rathen, kann nicht fehlen,
Denn ſolche Räthſel giebt es noch.
Der Mann, der hier begraben ward,
Verſtand es nicht, bis fünf zu zählen,
Und ſechszehn Ahnen zählt' er doch.

Auf einen Papagey.

Jako, der Papageyen Muſter,
Liegt todt in dieſem Aſchenkrug;
Wohl mehr als zwanzig Wörter wußt' er,
Geſcheit hieß er mit allem Fug;

Gilt denn nicht Mancher auch für klug,
Der nur von dem ein leeres Echo iſt,
Was man ihm ſagt und was er lieſt?

Auf einen Hofnarren.

Ich war ein Narr, doch that ich d'ran geſcheut,
Weil Narrheit Brot mehr als Verſtand verleiht;
Wenn jeder Narr, zum Beſten meiner Seelen,
Als Ablaß ein Gebet mir weiht,
So wird mir's nie an Betern fehlen.

Auf einen Hochmüthigen.

Dies Monument, erbaut von Marmorſtein,
Verſchließt des Herrn von Pfauenhein Gebein;
Entblöße, Wanderer, mit ehrfurchtsvollem Schweigen
Dein Haupt, und willſt du ſeinen Geiſt erfreun,
Mußt du in Demuth deine Kniee beugen;
Nie konnte man dem Herrn von Pfauenhein
Reſpekt genug erzeigen.

Auf den Doktor Laxanz.

Hier, Wandrer! liegt Laxantius Gebein;
Kannſt du ſein Denkmal wohl errathen? —
Schau' um dich her, ein jeder Leichenſtein
Verkündet noch der Nachwelt ſeine Thaten.

Auf den Rathsherrn Muff.

Hier ruhet Muff, nachdem er lang' im Rath,
Ein Mitglied von Gewicht, geſeſſen,
Der ſtets, nach reiflichem Ermeſſen,
Sein Ja zu Allem ernſt geſaget hat;

Er dankt es ſeiner Frau, daß man ihn
hochgeehrt,
Sie hatte gründlich ihm dies weiſe Ja
gelehrt.

Auf die Jungfer Kraft.

Hier ſchlummert Jungfer Kraft,
Sie war beſcheiden, keuſch und tugendhaft,
Und zweifelſt du, wenn du dies hier geleſen,
Ungläub'ger Wandersmann!
So wiſſe dann:
Daß Kammerjungfer ſie geweſen.

Auf einen Geheimnißvollen.

Du fragſt, o Wanderer! bei dieſem Leichenſtein:
»Wer liegt begraben hier?« — Allein,
Durch keine Inſchrift wird er dich belehren;
Denn, um des Todten Staub zu ehren,
Muß er verſchwiegen ſeyn.

Ueber manche Grabſchriften.

»Hier ruht in Gott!« — Verdammte Lügen!
Der Teufel läßt ſich nicht betrügen.

Unglaubliche Grabſchrift.

Hier liegt ein Wunder der Natur,
Der Frauen ſchönſte, der von Allen
Gehuldigt ward; ſie aber wollte nur
Dem Ehemann gefallen.

Auf Apicius.

Apicius liegt unter dieſem Stein,
Und daß er nicht, wie Tauſende, vergeſſen,
Verdankt er ſeinem leckern Eſſen
Und ſeinem guten Wein.

Auf ein dreijähriges Mädchen.

Du ſchlummerſt ſanft, frei von der Erde
Mängel;
Wir aber trauern hier an deiner Gruft.
Doch Geiſterſtimmen ſäuſeln durch die Luft:
»Weint nicht, ich bin beglückt, ein früh-
verklärter Engel!«

Auf den Advokaten Reimund.

Hier liegt Reimund, der Advokat,
Ein Mann mit echtem deutſchen Biederſinne,
Der nie, damit er Geld gewinne,
Durch Liſt das Recht gebeuget hat.

Weih' ſeiner Aſche fromm hier eine Zähre,
O Wanderer, du, der du weißt,
Was ein Prozeß in unſern Tagen heißt;
Und wenn's zufällig unbekannt dir wäre,
So mag, o Glücklicher! dein guter Geiſt,
Bis daß dein Ende nahet, dich bewahren,
Zu deinem Aerger je es zu erfahren.

Auf den geheimen Rath Veit.

Hier liegt Hans Veit, geheimer Rath!
Sein Grab muß ſelbſt Geheimes haben,
Denn das Geheimniß ward mit ihm begraben,
Wie er ſein Amt erhalten hat.

Auf einen Feigherzigen.

Hier liegt Timor, wen ſollte nicht ſein Schickſal rühren?
Was am Markos man ſo laut belacht,
Hat dieſer Todte wahr gemacht;
Er ſtarb aus Furcht, das Leben zu verlieren.

Auf einen Müſſiggänger.

Max tödtete die Zeit ſeit langen, langen Jahren.
Das jus talionis hat er durch die Zeit erfahren.

Auf einen bankerotten Kaufmann.

Lauf', Wanderer! von dieſem Grabe,
Sonſt kommſt du auch um Geld und Habe.

Auf den Magiſter Gurgel.

Hier ruhet des Magiſters Gurgel Aſche.
Wollt ihr des Abgeſchied'nen Geiſt erfreun,
So müßt, ſtatt Thränen, ihr auf ſeinem Leichenſtein
Ihm eine volle Branntweinflaſche,
Einſt ſeine Hypokrene, weihn.

Auf einen Deklamator.

Lies nicht zu laut die Schrift auf dieſem
Steine,
Du ſtöreſt ſonſt des Schlummernden Gebeine;
Er hebet ſich noch aus der Gruft empor,
Und deklamirt ſie ſelbſt dir vor.

Auf einen Advokaten.

Dem Tode mußte Lips doch endlich unterliegen,
Den konnt' er durch Chikanen nicht betrügen.

Auf einen Vielfraß.

Vom Tode liegt hier überwunden,
Der Alles aufgezehrt, dem Alles wohlgeſchmeckt;
Auch hätte ſeinen Mann der Tod an ihm gefunden,
Hätt' er an ihm nicht Knochen bloß entdeckt.

Auf einen Zecher.

Im muntren Kreiſe ſeiner Gäſte
Starb er bei einem Bacchusfeſte,
Berauſcht von Hochheim's edlem Wein;

Hier hat man, leider! ihn begraben,
Sein Grab und dieſen Leichenſtein
Hätt' er in Hochheim ſollen haben,
Um — ſteht er auf — am rechten Platz
zu ſeyn.

Auf einen Gelehrten.

Hier liegt ein Mann, der Tag und Nacht,
Sich auf des Nachruhms Schwingen zu
erheben,
Bei ſeinem Bücherſchatz gewacht:
Es hat ihm namenloſe Müh' gemacht,
In Sorg' und Dürftigkeit zu leben,
Bis man ihn hier zur Ruh' gebracht.

Auf einen Verſchwender.

Hier dieſes Plätzchen, eng und klein,
Hat wahrlich einen großen Werth.
Hier liegt des Herrn von Y** Gebein;
Er ſchließet zehn Landgüter ein,
Die alle er verzehrt.

Auf einen Botenläufer.

Hier liegt Hans Poll; er dien' uns zum Beweiſe,
Dies Leben ſey nur eine Reiſe.

Auf einen Arzt.

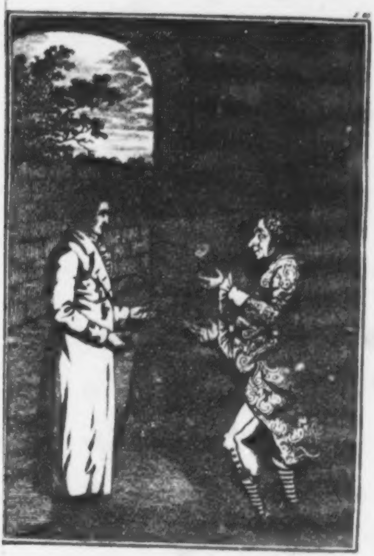
Hier ruhet der, der durch die Kunſt geſtorben,
Wodurch er ſich ſonſt Geld und Ruhm erworben.

Auf einen Kritikaſter.

Hier unter dieſem Steine ward
Der Kritikaſter K** verſcharrt;
Ein Glück! — Er lieſt nicht dieſe Schrift,
Sonſt ſpritzt' er auch auf ſie ſein Gift.

Auf Avar.

Hier unter dieſem Stein ruht ewig nu
Avar;
Er ſtarb in ſeinen beſten Jahren,
Und zwar aus Liſt am letzten Tag i
Jahr',
Die Neujahrsgaben zu erſparen.



Ganz wohl!
Erlaube mir, Dir nichts zu ſagen.

Kleine Erzählungen in Verſen.

Zur Aufheiterung.

Von

Karl Müchler.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin,
bei G. Hayn 1820.
Zimmerſtraße Nr. 29.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Der Patriot . . . . Seite 1
Der heilige Dionyſius . . . — 10
Welche Tücke! . . . . — 11
Der gehorſame Matroſe . . — 12
Der Troſt . . . . . — 13
Der Erkenntliche . . . . — 14
Abſchlägiger Beſcheid . . . — 15
Die Widerlegung . . . . — 17
Getäuſchte Hoffnung . . . — 17
Eheſtandsſeufzer . . . . — 18
Unverhofftes Wiederſehen . . — 19
Die Warnung . . . . . — 22
Traum und Wahrheit . . . — 23
Der Soldat im Kruge . . . — 23
Die Ueberraſchung . . . — 24
Die Beſorgniß . . . . . — 27
Erhörte Bitte . . . . . — 28
Der leicht zu erſetzende Schaden . — 28

Die Entſchuldigung . . . Seite 30
Vulkan, der dreimal Verheirathete — 31
Der edelmüthige Entſchluß . . — 33
Die gerechte Strafe . . . — 36
Apologie des Glücks . . . — 36
Der Wappenſtreit . . . — 38
Der gerechtfertigte Maler . . — 39
Replik . . . . . — 39
Die Wunderkur . . . . — 40
Der Handel . . . . — 41
Lakoniſche Frage . . . . — 42
Der Rachſüchtige . . . . — 43
Triftige Entſchuldigung . . — 44
Die Rettung von dem Tode . — 45
Die Strafe . . . . . — 52
Eheſtandsgeſpräch . . . — 53
Der Traum des Zechers . . — 53
Die getröſtete Sterbende . . — 54
Freudige Ueberraſchung . . — 55
Der letzte Seufzer . . . — 59
Ein kluger Kopf weiß ſich zu helfen — 60
Der Rabuliſt auf dem Sterbebette — 61
Geſpräch . . . . . — 62
Der Geheimnißvolle . . . — 66
Getäuſchte Eitelkeit . . . — 67
Der Schloßbau . . . . — 69

Der dienſtfertige Arzt . . . Seite 71
Das Diner bei'm Reſtaurateur . — 71
Der Conſcribirte . . . . — 76
Der Unverſöhnliche . . . — 78
Der vorſichtige Kranke . . — 79
Naives Urtheil . . . . — 82
Der ſterbende Bauer . . . — 84
Der Charlatan . . . . — 85
Sonderbare Logik . . . — 88
Kanzelberedſamkeit . . . — 89
Ewige Liebe . . . . — 90
Der Blinde . . . . — 92
Die beiden Kranken . . . — 93
Der Zweikampf . . . . — 96
Der Arzt und der Thürſteher . — 107
Beredſamkeit am unrechten Orte . — 109
Vertrautes Geſpräch . . . — 110
Amor's Vermächtniß . . . — 115
Triumph der Beredſamkeit . . — 121
Die hölzernen Beine . . . — 122
Pſychologiſche Erklärung . . — 126
Das Elixir der Unſterblichkeit . — 127
Das Teſtament . . . . — 130
Jupiter und Momus . . . — 132
Geſpräch unter vier Augen.
Mann und Frau . . . — 135

Der verliebte Unmuth . . . Seite 137
Der Menſchenfreſſer . . . — 144
Unnöthige Beſorgniß . . . — 146
Trunkener Mund, wahrer Mund . — 147
Der Deſerteur . . . . — 150
Der gute Vater . . . . — 152
Die Abſolution . . . . — 154
Der Unglückliche . . . — 156
Bettlerſtolz . . . . — 158
Edelmüthiger Entſchluß auf dem Todbette . . . . . — 159
Naive Antwort . . . . — 161
Der Unheilbare . . . . — 162
Die beiden Weitgereiſ'ten . . — 167
Die Wittwe . . . . — 169
Der Lotteriegewinn . . . — 170
Die Drohung . . . . — 178
Der Kaiſer Tſi-Fu und ſein Stallknecht — 179
Der Schütze . . . . — 181
Naive Rechtfertigung . . . — 184
Der angehende Matroſe . . — 184

Der Patriot.

Klaus Wild, zu Schöpfenheim geboren,
Des Wirths zum Einhorn Sohn, verrieth
Schon früh mehr Schlauheit als Gemüth,
Denn Keinen ließ er ungeſchoren,
Drum galt er in der Stadt, ſchon früh
Bei Alt und Jung für ein Genie.
„Der Junge hat es hinter'n Ohren!“
Verſicherte Schulmeiſter Klaps
Den Vater Wild: „Auf Ehr' und Leben,
„Er wird uns auf zu rathen geben!“
Solch Lob erwarb ihm manchen Schnaps.
    Klaus konnte leſen, rechnen, ſchreiben,
Sogar das Mensa im Latein;
Die Eltern ſah'n es deutlich ein,
Er kann nicht immer Schüler bleiben,
Und muß nun einem Stand ſich weih'n.
Doch welchem? — Es gab manchen Hader;
Die Frag' iſt hier: ſtudiren oder nicht?

Doch da's Herrn Wild an Geld gebricht,
Giebt er den Sohn dem Herrn Gevatter Bader
Als Burſchen hin. — „Die Chirurgie
Nährt ihren Mann, man läßt zu Ader
Und ſchröpft; an Kranken fehlt es nie,“
Spricht er zu ſeiner Frau: „Sey ohne Sorgen,
Mein Schatz, — denn Klaus iſt ein Genie,
Und das iſt überall geborgen.
Er eilt, den Beutel in der Hand,
Von Haus zu Haus an jedem Morgen,
Und wird den großen Herr'n bekannt,
Er ſeift ſie ein, wird ſie raſiren,
Dadurch erwirbt er ihre Gunſt;
So muß die edle Bartſcheerkunſt
Ihn bald zu Glück und Ehre führen.“
Die Hoffnung ſchwellt der Mutter Herz,
Ihr Liebling kommt nun zum Gevatter;
Von dieſem lernt er das Geſchnatter
der Neuigkeiten, und den Scherz
Der Figaro's mit ſpitzer Zunge.
Klaus wird ein ſehr durchtriebner Junge,
Lernt auf dem Riem des Meſſers Strich,
Schmiert Pflaſter, übt an Bauern ſich,
Die rauhen Bärte abzukratzen,
Und ſchneidet dabei meiſterlich,
Wie die Geſchnitt'nen, arge Fratzen.

Alſo das erſte Jahr verſtrich;
Nachdem er Manchen abgeſchunden,
Schickt ihn der Lehrherr nun ſchon aus;
Die Hand iſt leichter ſchon, und Klaus
Sorgt auch zugleich für Fuſcherkunden;
Nur kärglich war ſein Taſchengeld,
Und er braucht viel, ſich zu vergnügen,
Da wird der Meiſter dann geprellt;
Doch will der Vortheil nicht genügen,
Ein Dirnchen, das dem Fant gefällt,
Verleitet ihn, den Lehrherrn zu betrügen.
Klaus Wild zuletzt ihm manchesmal
Nicht Seife, Spaniſchfliegenpflaſter
Und Bindezeug, nein, Geld auch ſtahl.
Klaus ward vertraut mit jedem Laſter,
Und dadurch ſeinem Prinzipal
Mit jedem Augenblick verhaßter.
Er giebt genauer auf ihn Acht;
Bald höret er zu ſeinem Schrecken,
Wie er drei Meſſer und zwei Becken
Als Pfand zu Moſes Hirſch gebracht.
Sein Koffer wird nun aufgemacht,
Und manch Geſtohl'nes dort gefunden;
Als Dieb wird er jetzt arretirt;
Da er nun Keinen mehr barbirt,
So melden ſich die Fuſcherkunden.

Beim Rath wird der Prozeß jetzt inſtruirt,
Ein Ref'rendar, um als geſchickt zu glänzen,
Sucht jeden Umſtand, der ihn nicht gravirt,
Durch Zeugen zu erläutern, zu ergänzen,
Ein Rieß Papier wird voll geſchmiert,
Und Klaus, nachdem ein Jahr verſchwunden,
Des Trug's und Diebſtahls überführt,
Wie es die Akten noch bekunden.
So ſehr der Vater ſich bemüht,
Das Herz der Richter zu erweichen,
Die täglich er als Gäſte ſieht;
Den Schöppen läßt er Schoppen reichen,
Wobei die Kreid' er ſchlau vergißt;
So gilt's doch hier der Innung Ehre,
Beiſitzer der Gevatter iſt,
Und der Geſchwor'nen Spruch beſchließt:
Verſtoßen ſey der Sünder aus der Lehre,
Raſiren ſoll er ferner nie,
Noch Flicken zupfen zu Charpie,
Für offne Schäden Pflaſter ſtreichen,
Zur Schau werd' er dann ausgeſtellt
Zwei Stundenlang, zum Warnungszeichen
Für alle Andre ſeines Gleichen,
Wenn Einer ſeinen Lehrherrn prellt;
Wenn dieſe Straf' er überſtanden,
Sey aus dem Weichbild er verband,

Und ſchließlich, da, wie allbekannt,
Bei ihm Vermögen nicht vorhanden,
Soll man die Koſten für den Sohn
Vom Vater, Gaſtwirth Wild, erheben;
Will er ſie nicht mit Güte geben,
Iſt mit Landreutern er zu droh'n.
Es ward nun vor der Themis Tempel
Das Schandgerüſt auch aufgebaut,
Wo man, zum warnenden Exempel,
Den Miſſethäter büßend ſchaut.
Es ſtrömt im wogenden Gedränge
Neugierig hin die rohe Menge;
Der Veſte Frohn verkündet laut,
Was Wild, der Böſewicht, verbrochen,
Und wie ein hoher weiſer Rath
Dies Urtheil über ihn geſprochen;
Und dann führt er ihn aus der Stadt.
Vor Unfug ſchützt ihm kaum der Wächter,
Der neben dem Verbannten ſteht,
Denn alle Eltern, Söhne, Töchter
Verfolgen ihn mit Hohngelächter,
Als er zur nahen Grenze geht.
Klaus knirrſcht voll Ingrimm mit den Zähnen,
Doch unterdrückt er ſeine Wuth,
Tief in's Geſicht ſchiebt er den Hut.
„Du ſollſt nicht ungeſtraft mich höhnen,

„Du niederträcht'ge, falſche Brut!“
Denkt er bei ſich: „Es iſt ſchon gut,
„Ich werd' es ewig dir gedenken;
„Und borgen heißet noch nicht, ſchenken.“
Klaus geht nun in die weite Welt.
Was er in den Verbannungsjahren
Auf ſeiner Wanderung erfahren,
Wie einem Wunderdoktor er gefällt,
Und dieſer, zum Verkauf von ſeinen Waaren,
Ihn als Hanswurſt ſich zugeſellt,
Erzähl' ich kürzlich, um die Zeit zu ſparen.
Bald ging er ſelbſt, als Charlatan,
Auf ſeine eigne Hand auf Reiſen,
Sein Elixir, ſein köſtliches Arkan
Für Lebensdauer, anzupreiſen,
Wodurch er Ruhm und Geld gewann.
Wer wünſcht ſich nicht ein langes Leben?
An Kunden fehlt's dem Doktor nie,
Die zahlten reichlich ſtets, für die
Das Publikum nicht Einen Deut gegeben.
Zu Ende ging nun die Verbannungszeit,
Doch Klaus empfand noch Rach' im Herzen,
Er konnte nicht die Grauſamkeit
Der harten Vaterſtadt verſchmerzen;
Jetzt kann mit voller Sicherheit
Er ſich in ihre Mauern wagen,

Er denkt — im Innern kocht ſein Groll —
Des Augenblicks mit Wohlbehagen,
Wie man ihn dort anſtaunen ſoll.
Er kommt dort an im prächt'gen Wagen,
Incognito doch vor der Hand,
Ein Zettel macht der Stadt bekannt,
An allen Ecken angeſchlagen,
Daß ein berühmter Trismegiſt
Im Einhorn abgeſtiegen iſt;
Ein Wunderarzt für alle Plagen.
Dort, wo er einſt ſo ſchwer gebüßt,
Wird ſeine Bud' jetzt aufgeſchlagen,
Der Pauken und Trompeten Schall
Verkündet ſchmetternd überall,
Hier ſey Geſundheit zu erkaufen.
Ganz Schöpſenheim erfährt es bald,
Und Groß und Klein und Jung und Alt
Kommt gaffend ſchnell herbeigelaufen.
Man ſtaunt und ſtreckt die Häls' empor,
Den Wundermann genau zu ſchauen;
Da tritt Klaus Wild betreßt hervor,
Und ſpricht: „Ihr Herren und Ihr Frauen,
Sagt, bin ich noch von Euch gekannt?
Ich bin Klaus Wild. — Gleich einem Diebe,
Ward ich aus Eurem Kreis verbannt,
Jetzt kehr' ich heim, — allmächtig iſt die Liebe

Zu dir, du theures Vaterland!
Schermeſſer, Streichriem ließ ich liegen,
Ich warf den Schnäpper aus der Hand,
Als ich, mit Wehmuth in den Zügen,
An Eures Weichbilds Grenze ſtand.
Benutze, dacht' ich, den Verſtand,
Des Todes Stachel zu beſiegen,
Mach', was du jung verbrochen, gut.
Mich ſtählte der Begeiſt'rung Muth,
Das Schwierigſte zu überwinden,
Und ein Arkanum aufzufinden,
Das noch weit größ're Wunder thut,
Als alles, was man je entdecket,
Was Alliot und Brown erfand,
Selbſt was in der geübten Hand
Der weiſen Jünger Mesmer's ſtecket;
Ein Pulver iſt es, weiß wie Schnee,
Es riecht nach nichts, nach nichts es ſchmecket,
Doch unbedingt heilt's jedes Weh,
Den Blutſturz und die Nervenſchwächen,
Die Gicht, der Fieber zahllos Heer,
Kurz, jedes Uebel und Gebrechen,
Wenn's noch ſo eingewurzelt wär'!
Wem nichts mehr hilft, der muß geneſen
Durch dieſes Pulver wunderbar. —
Man zahlt, wie Ihr gedruckt geleſen,

Dafür zwei Gulden blank und baar;
Doch weil hier mein Geburtsort war, —
Ein unvergeßlich Angedenken, —
Will ich uneigennützig heut,
Weil Ihr Landsleute von mir ſeyd,
Mein Wunderpulver faſt verſchenken
Aus alter Lieb' und Dankbarkeit.
Vier Groſchen — folglich nur das Achtel
Des ganzen vollen Werths — verkauf'
Ich Euch, Schöpsheimer, jede Schachtel. —
Ein wahres Spottgeld. — Schnupftuch 'rauf!"
Man ließ ſich das nicht zweimal ſagen,
Es drängt mit tobendem Geſchrei
Die Menge ungeſtüm herbei,
Es kommt zum Schimpfen, ſelbſt zum Schlagen,
Trotz Obrigkeit und Polizei.
Klaus ſäumet nicht, mit vollen Händen
Die Schachteln mit der Arzenei
Den Käufern eilig auszuſpenden,
Bis daß die volle Bude leer
Und ſeine Taſchen geldesſchwer.
Den Tag darauf war Klaus verſchwunden,
Die Reiſe ſchien faſt eine Flucht;
Das Pulver wird jetzt unterſucht,
Geſchabte Kreide nur gefunden.
„Der Galgenſtrick, der Böſewicht!"

So ſchimpft man Klaus auf allen Gaſſen.
Der Phyſikus, ein Witzbold, ſpricht:
„Ihr ſeyd geprellt, Ihr müßt Euch faſſen,
„Sonſt ſpottet man noch über Euch;
„Ihr ſehet, Klaus bleibt ſtets ſich gleich,
„Das Scheeren kann er noch nicht laſſen.“

Der heilige Dionyſius.

Ein ſteifer, hag'rer Küſter ließ
Einſt einem Fremden in Paris
Die alten Schätze ſeiner Kirche ſehen;
Vor einem Bild des heil'gen Dionys
Blieb er mit dem Begleiter ſtehen.
„Hier können Sie den Heil'gen ſchau'n,
Der, ach! den Märt'rertod gefunden;
Nachdem man ihm die Hände feſt gebunden,
Ließ man vom Rumpf das Haupt ihm hau'n;
Doch er, wie die Legenden es bekunden,
Nahm auf mit eigner Hand ſein Haupt.“ —
Freund, ſprach der Reiſende mit Lachen,
Dies nur ein Einfaltspinſel glaubt,
Man hat damit Euch wohl geſchraubt,
Wie konnt' er dies denn möglich machen?

Ihr ſagt ja ſelbſt, daß Hand an Hand
Man feſt ihm an einander band,
Als er den Tod der Märt'rer fand;
Dies rath' ich, nicht mehr zu erwähnen. —
Der Küſter lacht mitleidig, ſpricht: „Ei nu,
„Es ging ja ganz natürlich zu,
„Er nahm den Kopf mit ſeinen Zähnen.“

Welche Tücke!

Auf ſeinem Dache ſaß Hans Klaus
Und beſſerte mit Stroh die offnen Stellen aus,
Doch, ſchwindlich von Natur, und überdies halb trunken,
Wankt er, verfinſtert wird ſein Blick,
Er ſtürzt herab und bricht ſich das Genick.
Kaum daß zu Boden er geſunken,
Eilt auch mit kreiſchendem Geſchrei
Das halbe Dorf und ſeine Frau herbei.
Der Schulze rüttelt ihn und ruft: Ei, ei!
Ich ſpür' an ihm nicht einen Lebensfunken.
Doch Nachbar Steffen ſpricht: Mir däucht,
Er athmet noch, er ſchläft vielleicht. —
Ihr haltet Euch auch immer klüger,

Als Andere, verſetzt der Krüger:)
Todt iſt er, todt! — Sprecht, lebt Ihr, Klaus?
Da rief die Wittwe zornig aus:
„Was denket Ihr? — In ſeinem ganzen Leben
„War der voll Tück', ich hatte meine Noth.
„Ich wette, Klaus iſt mauſetodt,
„Doch tückiſch wird er keine Antwort geben."

Der gehorſame Matroſe.

Ein Sturm erhob ſich auf dem Meer,
Ein ſchwerbeladnes Schiff rang mit den Wellen,
Sie ſchleuderten es wüthend hin und her,
Und drohten, es an Felſen zu zerſchellen:
Da ſchrie der Kapitän: „Die Ladung iſt zu ſchwer,
Wir müſſen uns geſchwinde leichter machen,
Raſch über Bord werft Eure ſchwerſte Sachen."
Jetzt ſchritt auch ein Matroſ', Jack war ſein Nam', einher,
Sein keifend Eheweib an ſeiner Seite,
Schnell flog ſie über Bord, der naſſen Wogen Beute.
Voll Ingrimm ſchrie der Kapitän: Was ficht Dich an? —

„Herr Kapitän,“ ſprach Jack: „ich habe nur gethan,
„Was Sie ſo eben uns geheißen,
„Das Schwerſte über Bord zu ſchmeißen;
„Recht mit Bedacht hab' ich mein Weib gefaßt;
„Sie war für mich die ſchwerſte Laſt.“

Der Troſt.

Ein alter Wüſtling, der mit grauem Haupte
Noch mit Prälaten um die Wette trank,
Bei Phrynen ſich noch manchen Scherz erlaubte,
Ein Sklav' der Sinnenluſt ward krank.
Sein Arzt erſchien, er ſchloß aus deſſen Mienen,
Sein Tod ſey nah', — er ſeufzte ſchwer,
Und um den Zorn des Himmels zu verſühnen,
Rief er: „Hole mir den Pfarrer her!“
Der Geiſtliche trat in des Kranken Zimmer.
Ach, ſprach der Patient: Sie ſeh'n
Hier einen Sterbenden; es iſt um mich geſcheh'n,
Mit jeder Stunde wird es ſchlimmer.
Ungern verlaſſ' ich dieſe Welt,
Die meine Sinne noch gefeſſelt hält;

Giebt's keinen Troſt, nicht einen matten Schimmer,
Der mir der Zukunft Nacht erhellt? —
„Wozu dies ängſtliche Gewimmer?“
Verſetzt der Geiſtliche: „Geduld!
„Verehren Sie des Himmels Huld;
„Vorüber geht gewiß ihr Uebel,
„Sie machen ſich nur unnütz Noth,
„Ganz deutlich ſteht es in der Bibel:
„Der Herr will nicht des Sünders Tod!“

Der Erkenntliche.

Zum Richter Belten ging Medor,
Und trug ihm einen Rechtsſtreit vor:
„Ich haſſe ſehr das Prozeſſiren!
Ich bitt' um Euren Rath, o Freund,
Was denket Ihr, kann ich verlieren?
Wenn zweifelhaft die Sache ſcheint,
Will von der Klag' ich abſtrahiren.“
Der Richter hörte nur mit halbem Ohr
Dem Frager zu, es ſchwebten die Gebühren
Mehr als der Gegenſtand ihm vor.
„Ihr habt ganz Recht, ich würde klagen.“

Medor ließ ſich's nicht zweimal ſagen;
Er prozeſſirte und — verlor.
„Mein Freund," ſprach Medor drauf zu Velten:
„Viel guter Wille, wie Ihr wißt,
„Doch Geld mir nicht beſchieden iſt,
„Zuſammen trifft man beides ſelten;
„Drum laßt mich Euren guten Rath,
„Wie einſt dem römiſchen Senat
„Calpurnia, dankbar vergelten."

Abſchlägiger Beſcheid.

Ein Schauſpielhaus gerieth in Brand,
Roth loderten empor die Flammen,
Nichts half der Spritzen Widerſtand,
In Aſch' und Schutt ſtürzt' es zuſammen,
Der Schauſpielmuſe Sitz verſchwand.
In ein Aſyl muß ſie ſich flüchten,
Bis ſich ihr Tempel neu erhebt.
Man fühlt von Eifer ſich belebt,
Ein neues Haus ſchnell zu errichten,
Und jeder harrt erwartungsvoll
Des Augenblicks, wo die Ruine

Verſchwinden, auf der neuen Bühne
Der Vorhang ſich erheben ſoll.
Man hat den Grundſtein nun geleget,
Kaum daß dies in der Zeitung ſteht,
Sich Eitelkeit und Neugier reget,
Um Plätze man im neuen Hauſe fleht,
Spielt man in ihm zum erſten Male;
Denn es erheiſcht der gute Ton,
Daß man, ſich brüſtend, künftig prahle:
„Das erſte Stück ſah' dort ich ſchon!“
Bekanntlich ſind die größten Gönner
Der ſchönen Künſte die Bekenner
Moſaiſcher Geſetze, und
Kaum lag des Muſentempels Grund,
So kommen Hunderte von ihnen
Schriftlich bei'm Intendanten ein,
Sie durch Billets doch zu erfreu'n,
Weiht man die erſte aller Bühnen
Mit Tanz, Geſang und Schauſpiel ein.
„Für dieſes Mal kann ich nicht dienen,“
Gab zum Beſcheid der Intendant:
„Es wurden ſchon — groß war das Streben —
„Drei Tage vor dem Unglücksbrand
„Die Plätz' im ganzen Hauſ' vergeben.“

Die Widerlegung.

„Krieg iſt es, Krieg! gieb mir das Schwert,
„Ich muß in's Feld!“ ruft Adelbert,
Und ſeine Abſchiedsthränen fließen;
„Leb' wohl, mein Weib, bleib' mir getreu,
„Denn ſonſt wird, ach! ein groß Geweih'
„Empor aus meiner Stirne ſprießen.“
Er geht, doch bald kehrt er zurück;
Sein Weib — o ſeliges Geſchick! —
Entgegen iſt es ihm gezogen.
Gleich denkt ſie an ſein letztes Wort,
Sie reißt den Hut ihm haſtig fort,
Sieht nach der Stirn und ruft: „Gelogen!“

Getäuſchte Hoffnung.

Hans Schlemmer, ſtets im heft'gen Streit
Mit ſeinem Geiz und ſeinem Magen,
Verſäumte niemals die Gelegenheit,
Als Gaſt ſich dummdreiſt anzutragen,
Wo er gedeckt die Tafel fand.
Mit Kroll, der Kochkunſt größtem Kenner,
Ward er — welch Glück für ihn! — bekannt;

Man muß es nutzen! — „Theurer Gönner!“
Schrieb er an ihn: „Sie werden's mir verzeihn,
Bei Ihnen lad' ich mich zu Tiſch auf morgen ein.“ —
Kaum hatte Kr::!! den Brief geleſen,
Schrieb er lakoniſch ihm: „Mein Herr!
„Die Nachricht iſt mir lieb geweſen,
„Nun ſpeiſ' ich bei'm Reſtaurateur.“

Eheſtandsſeufzer.

Der alte Kaufmann **Klaus** rief an ſein Sterbebette
Sein junges Weib und ſprach: Folg' meinen Rath, Liſette!
Ruft mich der Tod von Dir, ſo nimm Dir einen Mann
Von meinem Schlag', in ſchon geſetzten Jahren,
Der in Geſchäften gut erfahren,
Auch für die Handlung ſorgen kann,
Nur keinen jungen Fant zum bloßen Zeitvertreibe. —
„Ach!“ ſeufzt ſein Weibchen: „ach, mein Gott! ſo willſt Du dann,
„Daß ich zeitlebens ledig bleibe?“

Unverhofftes Wiederſehen.

Liſandern trennt — die Pflicht gebeut —
Von ſeiner Gattin eine Reiſe,
Sie iſt — nach guter Frauen Weiſe —
Ein Sinnbild tiefer Traurigkeit.
Er küßt ſie, ſteigt dann in den Wagen;
Indeß die Pferde fort ihn tragen,
Verkündet ſie der Stadt ihr Leid.
Doch immer kann der Schmerz nicht währen,
Der Nachbarinnen tröſtend Wort
Scheucht endlich ihren Kummer fort,
Getrocknet ſind die Abſchiedszähren,
Und um den Mißmuth zu zerſtreun,
Luſtwandelt ſie im ſchönen Prater,
Beſucht ſie fleißig das Theater,
Und ſtellet ſich auf Bällen ein.
Es müſſen jetzt die Schmeichelei'n
Der jungen Herr'n den Mann erſetzen;
Doch plötzlich trifft — o welch Entſetzen! —
Ein Brief mit ſchwarzem Siegel ein.
Sie bricht ihn auf, — wer kann die Qualen
Der Frau mit ſolchen Farben malen,
Daß man ſie, wie ſie war, erblickt?
Der Tod hat ihr den Mann entriſſen!
Sie ringt die Hände, Thränen fließen,

In Seufzern faſt die Bruſt erſtickt.
Doch nach dem erſten Thränenſchauer
Wird zur Putzmacherin geſchickt,
Ein Schneider fertigt an die Trauer,
Und als man in dem Spiegel ſich erblickt,
Bemerket man — die erſte Freude —
Daß Schmerz beſonders reizend kleide.
„Man muß ſich faſſen,“ deklamiret ſie:
„Ein edler Geiſt erliegt dem Unglück nie.
„Geſcheh'nes ungeſcheh'n zu machen,
„Steht nicht in eines Menſchen Macht!“
Ihr Mund verzieht ſich nun zum Lachen,
Ab leget ſie die ſchwarze Tracht,
Und ſucht in Aſſemble'n, bei Tänzen,
Als Wittwe jung und ſchön, zu glänzen.
Es huldigt ihr die junge Welt,
Und durch das ämſige Beſtreben
Der jungen Herr'n, das freie Leben
Der eleganten Frau gefällt.
Sie iſt der Schmuck von allen Feſten,
Wo Langeweile man zerſtreut;
Sie ſinget, tanzt und walzt am beſten,
Und glänzt durch ihre Heiterkeit.
Einſt, als zu einem großen Schmauſe
Die Fröhliche die halbe Stadt
In ihrem eleganten Hauſe

Zum Thée dansant geladen hat,
Tritt bei der Kerzen hellem Schimmer
Zu den Gelad'nen in die Zimmer
Ein Ungelad'ner plötzlich ein.
„Wer iſt es?“ tönt's von allen Seiten;
Man ſtarrt den unbekannten Mann
Mit ſtieren Augen höhniſch an.
„Was hat das,“ fragt man, „zu bedeuten?“
Die Wittwe naht ſich ihm, erblickt
In ihm den todten Mann, erſchrickt,
Das ganze Feſt hat er verdorben;
Ein Mißverſtand war jener Brief,
Der ein vor einem Jahre lief,
Krank war der Mann, doch nicht geſtorben.
Liſander läſ't dies Räthſel nun;
Der eingelad'nen Gäſte Menge
Naht ſich im wogenden Gedränge,
Ihm ihren Glückwunſch kund zu thun.
Die Gattin nur, mit ſtarren Blicken,
Geſagt ſey es zu ihrem Ruhm,
Kann ihr unendliches Entzücken
Nicht aus mit kalten Worten drücken,
Die Zunge ſtarret — ſie bleibt ſtumm,
Und jahrelang iſt ſie's geblieben,
So viel Liſanders Doktor auch
Zum in- und äußeren Gebrauch

Der Stummgewordenen verſchrieben. —
Das heißt den Mann mehr als ſich ſelber lieben.

Die Warnung.

„Ihr Müßiggänger!" rief ein Advokat,
Als zu den Schreibern er in's Zimmer trat,
Die plaudernd ſich die Zeit vertrieben,
Und nicht, nach ſeinem Wunſch, mit Aemſigkeit
Weitläuftig Aktenſtöße ſchrieben.
„Ihr ſeyd, auf Ehre, nicht geſcheit,
„Muthwillig die Gelegenheit
„Zum Gelderwerbe zu verlieren;
„Bedenkt es doch, verlor'ne Zeit
„Darf leider! man nicht liquidiren."

Traum und Wahrheit.

„Weibchen," ſprach **Oront**, der Alte,
Zu der Gattin **Dorilis**:
„Aufgeklärt bin ich gewiß,
Daß ich nichts auf Träume halte,

Doch ein Traum in vor'ger Nacht
Hat mich ganz verwirrt gemacht."
Und der Traum, Papachen, iſt? —
„Denke Dir, ich alter Knabe
Ward zum Jüngling, und ich habe
Nachbars Jettchen —" Was? — „geküßt."
Wie ſich das doch fügen muß!
Als der närr'ſche Traum Dich neckte,
Liebes Väterchen, da weckte
Mich des ſchönen Kleons Kuß.
„Geh', ſo laſſ' ich mich nicht ſchrauben,
„Solche Märchen glaub' ich nicht." —
O, Du kannſt mir's immer glauben,
Du ſahſt nur ein Traumgeſicht,
Aber ich — ich träumte nicht.

Der Soldat im Kruge.

In einem Kruge war, von Branntwein trunken,
Ein Sohn des Mars auf eine Bank geſunken.
„Hört, lieber Freund!" rief er dem Wirthe zu:
„Es ſchläfert mich, ich geh' zur Ruh',
„Doch dürſtet mich, kannſt Du mich munter
machen."

Der Wirth erwiederte mit Lachen:
Wie weiß ich, wenn Ihr durſtig ſeyd?"
„Fürwahr! Du biſt nicht recht geſcheit!"
Verſetzt der Trunkenbold: „Was kümmert
Dich?
„Wenn Du mich weckeſt, dürſtet mich."

Die Ueberraſchung.

Der Gaſthof zu dem goldnen Abendſtern
War weit und breit, wohl über dreißig Meile
Im beſten Ruf; es pflegten immer gern
Die Reiſenden, wenn's anging, dort zu weile
Vor allen doch die jungen led'gen Herr'n,
Die ſonſt im Flug durch ganze Länder eilen
Der Grund davon war wohl — der gute Wein.—
„Unmöglich kann es der geweſen ſeyn,
Ich ſelber bin zweimal dort abgeſtiegen,
Er war getauft, und mehr noch, obendrein
Geſchwefelt auch, um die Kolik zu kriegen."
Schon gut, ſo war's ein Weibchen ju
und fein,
Und ganz geformt nach einer Venus Zügen,

Mit feurigſchwarzem Aug' und ſchwanenweißer Hand,
Voll leichtem Witz, natürlichem Verſtand,
Und noch dabei, die Männer zu beſiegen,
Voll raſcher Glut, leichtſinnig und galant,
Und klug genug, ſich in die Zeit zu fügen.
Doch, leider! hat kein Erdenglück Beſtand!
Der böſe Krieg mit tauſend Greuelthaten
Zog in die Gegend ſich, wo unſer Wirthshaus ſtand,
Statt Gäſte ſah man nur Soldaten;
Der goldne Stern ging endlich auf im Brand.
Dem Wirth blieb nichts von aller ſeiner Habe,
Als ſeine junge Frau; — allein,
Ein ſchönes Weib ſoll ohne reiche Gabe
Für einen Ehemann — iſt nicht ſein Herz von Stein —
Ein ewig neuer Quell geheimer Sorgen ſeyn.
Auch unſer Wirth empfand des Unglücks ganze Schwere,
Die ſeinen Muth gewaltig niederſchlug,
Er zog betrübt in einen Bauernkrug,
Damit er ſich und ſeine Frau ernähre,
Doch beide ſogen ſtets am leeren Hungertuch.
Nur Betteljuden, wandernde Geſellen,
Und was dem gleich war, pflegte ſich

Zu kurzer Raſt jetzt bei ihm einzuſtellen,
Und ſein Verdienſt blieb kümmerlich,
Die Gäſte kamen nur im Fluge;
Doch endlich ward's der Nachbarſchaft bekannt
Der Wirth vom Abendſtern ſey vor der Han
Mit ſeiner ſchönen Frau im nahen Bauernkruge
Und unverhofft erſchien von nah' und fern
So mancher alte Freund von dem verſchwund
nen Stern.
Einſt ſprach die hübſche Frau, ſanft ſchmei
chelnd ihrem Manne:
„Der junge Cavalier, der geſtern bei uns war,
Bot mir, ſtell' es Dir vor, fünfhundert Tha
ler baar
Für einen Kuß, allein, mein Vornam' iſ
Suſanne —
Verſtehſt Du mich? — kalt wieß ich ihn zurück.“ —
Du Thörin Du! — Welch unverhofftes Glück! —
Wie elend müſſen wir uns nicht durch's Leben ſtümpern,
Und hätten wir dies Geld, geholfen wär' uns dann. —
„Es iſt nur Scherz!“ ſprach ſie, umſchlang den guten Mann,
Und ließ dabei das Geld in ihrer Taſche klimpern.

Die Beſorgniß.

Krähwinkels Bürger, Martin Klaus,
Kam von dem Markt; — mit trägem Schritte
Schlich er zurück nach ſeiner Hütte,
Kopfſchüttelnd und die Stirne kraus.
Sein Nachbar Steffen ſah' ihn ſchleichen,
Scharfſinnig ſchloß er gleich daraus,
Dies ſey ein ſehr bedenklich Zeichen. —
„He, Herr Gevatter!“ rief er aus:
„Nur auf ein Wörtchen, lieber Klaus!
„Du kommſt vom Markt? — Du kannſt mir ſagen,
„Was hat ſich Neues zugetragen? —
„Wie ſteht's?“ — Klaus runzelt das Geſicht,
Zuckt mit den Achſeln dann und ſpricht:
Verſchone mich mit Deinen Fragen!
Es iſt ein rechtes Elend — nie
Gebrach's ſo ſehr an Futter für das Vieh;
Das Doppelte hat man dafür gegeben. —
„Ach!“ ſeufzet Steffen und erblaßt.
Klaus fragt: So ſprich doch, was Du haſt? —
„Ach!“ jammert Steffen unter Angſt und Beben:
„Wovon ſoll Unſereins noch leben?“

Erhörte Bitte.

Das kalte Sie der Etikette
Iſt, wie die Sünde, mir verhaßt,
Für Lieb' und Freundſchaft es nicht paßt,
Sprach Herr von X.. zu Fräulein Antoinette;
Das Du entquillt des Herzens Grund,
O ſpräch' es doch Ihr Roſenmund
Zu mir, als des Vertrauens Zeichen,
Welch Glück wär' meinem zu vergleichen?
O, nur einmal dies ſüße Wort,
Ruft knieend er: laſſ' Dich erweichen!
„Es ſey," verſetzt ſie: „pack' dich fort!"

Der leicht zu erſetzende Schaden.

„Noch einen Schnapps!" ſchrie trunken Klaus,
Und taumelte — ſpät war's am Abend —
Zum Schenkwirth Martin in das Haus.
Man reicht ihn dar, er ſtürzt ihn aus,
Doch war der Trunk ihm nicht erlabend,
Der Spiritus ſteigt ihm in's Haupt,

Und aller Sinnen ganz beraubt,
Sinkt er und ſtrecket alle Viere.
„Verſtoßen darf man ihn doch nicht,“
Sagt Martin: „bring' ich vor die Thüre
„Den trunk'nen Gaſt jetzt, ſo riskire
„Ich, daß er noch den Hals ſich bricht;
„Das wäre wider Chriſtenpflicht.
„Hat er ein Unglück, ſo verliere
„Ich einen guten Kunden, — nein! —
„Der Himmel würde mich beſtrafen,
„Wollt' ich ihm Obdach nicht verleih'n,
„Er mag hier ſeinen Rauſch verſchlafen.
„Doch rauh und kalt iſt noch die Nacht,
„Vom Himmel ſtrömet Schnee und Regen,
„Man muß ihn zum Kamine legen. —
Klaus wird mit Müh' dort hingebracht,
Er weiß nicht, was man mit ihm macht,
Denn ſtarr und ſteif ſind alle Glieder.
Der Wirth, die Wirthin und die Magd
Entfernen ſich, man legt ſich nieder,
Und ſchläft, bis früh die Sonn' erwacht.
Jetzt kehrt zum Gaſte Martin wieder,
Klaus ſchnarcht noch laut. — Doch welch ein Schreck! —
Sein ganzes rechtes Bein iſt weg;
Dem Wirth erſtarren alle Glieder.

Er lag zu nahe dem Kamin,
Die Kohlen, die noch Gluth genähret,
Sind aufgeflammt, und haben nun im Glüh'n
Den Fuß ihm bis an's Knie verzehret,
Und Klaus, vom Rauſche übermannt,
Erwachte nicht bei dieſem Brand.
Der Wirth ergreift des Schläfers Hand
Und ſchüttelt ihn, um ihn zu wecken.
„Ach, Klaus, Du mußt nur nicht erſchrecken,
„Dein rechter Fuß iſt abgebrannt!"
Ruft er. Klaus dehnt die trägen Glieder,
Gähnt dreimal, ſpricht dann lächelnd: „Nein!
„Der Schaden wird zu heilen ſeyn,
„Ich kauf' ein neues Bein mir wieder;
„Freund Martin, — hölzern war mein Bein."

Die Entſchuldigung.

In Ohnmacht ſank auf einem Ball Liſette,
Ein junger Arzt ſpringt ſchnell herbei,
Befühlt den Puls, lacht dann und liſpelt: „Ei!
„Das prophezeiht ein baldig Wochenbette."
Wo denken Sie denn hin, Herr Doktor? ruft mit Hohn

Ein Cavalier ihm zu: Die reizende Liſette
Iſt ſeit zwei Jahren Wittwe ſchon.
„Verzeihung!“ ſpricht der Arzt: „Bei meiner höchſten Ehre,
„Ich glaubte, daß ſie Jungfer wäre.“

Vulkan,
der dreimal Verheirathete.

„Nein!“ rief **Vulkan**, zornglühend ſein Geſicht,
Wie ſein erhitztes Eiſen in der Schmiede;
„Ich bin der Plackerei'n der Ehe müde,
„Mars iſt und bleibe ein frecher Böſewicht,
„Voll Leichtſinn und verbuhlt Cythere!
„Was hilft mir die zweideut'ge Ehre,
„Der ſchönſten Göttin Ehemann zu ſeyn?
„Ein ſolcher Stolz iſt thörichte Chimäre,
„Mir juckt die Stirn und Momus ſpottet mein;
„Ich will und muß geſchieden ſeyn!“
Nach dieſem Selbſtgeſpräch warf er den Hammer
Auf ſeinen Ambos hin und hinkte fort;
Er öffnete urplötzlich Venus Kammer,

Und fand — und fand — den Nebenbuhler dort;
„Daß Du's nur weißt, ich laſſ' mich ſcheiden!“ —
Cythere lächelte und rief voll Freuden:
„Das iſt mein Wunſch; ich halte Dich bei'm Wort!“
Und trotzig ging ſie von dem Zorn'gen fort.
Er blieb allein; von allen Eh'ſtandsleiden
Sah' er ſich nun im Geiſte ſchon befreit,
Doch fühlt' er bald, wenn er Zeus Donnerkeile
Geſchmiedet, in der todten Einſamkeit
Der öden Werkſtatt nichts als Langeweile;
Er ſehnte ſich nach einem Zeitvertreib.
„Bei'm Zeus!“ rief er und zog die Stirn in Falten;
„Es ſchüttelt mir die Furcht des Nachts den Leib,
„Schlaf' ich allein, — es iſt nicht auszuhalten!
„Ich nehme mir zum zweitenmal ein Weib.“
Geſagt, gethan. — Der Stirne wegen
Fiel ſeine Wahl auf Eris jetzt;
Sie, die ſich nur an Zank und Krieg ergötzt,
Kommt keinem Näſcher halben Wegs entgegen,
Dacht' er für ſich; hier werd' ich ganz allein
Gewiß der Hahn im Korbe ſeyn.
Er warb um ſie; ſie hatte nichts dagegen,
Doch in den erſten Flitterwochen ſchon

Kam in die Trauf' er aus dem Regen,
So unausſtehlich war ihr barſcher Ton.
Ein ſteter Zank, auch ſelbſt um Kleinigkeiten,
Fußſtampfend ſprach ſie ſeinem Willen Hohn;
Kein Ende nahm das Keifen und das Streiten,
Und zu des armen Ehemannes Pein
Sprach ſie nur immer: aber oder nein!
Sein Langmuth ward erſchöpft, ſein Zorn entbrannte,
Als ſie ihn einen lahmen Tölpel nannte,
Und ſteif und feſt auf ihre Meinung blieb.
Er hob den ſchweren Hammer auf und hieb
Nach ihr voll Grimm; ſie aber rannte
Zur Schmied' hinaus und kehrte nicht zurück.
Der Scheidebrief war bald geſchrieben,
Vulkan pries ſeiner Freiheit Glück,
Und ſchwur, ſich nie mehr zu verlieben,
Noch weniger zu frei'n. — Ein ſolcher Schwur jedoch,
Im erſten Zorn gethan, wird nur zu bald gebrochen;
Es ſehnte ſich Vulkan nach wen'gen Wochen
Zurück in das gewohnte Ehejoch.
Einſt, als er luſtig ſich getrunken
Am Tiſch des Donnerers in Götterwein,
Rief er, umſprüht von ſeiner Eſſe Funken:

„Drei iſt das Looſungswort! Noch einmal will ich frei'n!
„Und wählt' ich auch die ſchrecklichſte Megäre,
„Sie wird doch nicht ſo läſtern, als Cythere,
„So widerbelleriſch, als Eris, ſeyn." —
Zur Gattin ward nun Echo auserleſen;
Ihn blendete der äußern Sanftmuth Schein,
Ihr anſpruchloſes, äthergleiches Weſen;
„Die kennt gewiß kein aber und kein nein,
„Liebäugelt nicht, um Andern zu gefallen." —
Er hatte Recht. — Doch Echo, ach! war dumm,
Und, was das Schlimmſte war, nicht ſtumm.
Sobald er ſprach, ließ ſie ihr Wort erſchallen;
Sang er, ſo ſang ſie auch; pfiff er, ſo pfiff ſie auch;
Entfuhr ein Fluch ihm bei des Hammers Schlägen,
Scholl ihm der Fluch aus ihrem Mund' entgegen.
„Mir ſcheint," rief er voll Zorn; ſie ſprach:
Mir ſcheint — „Ach!" ſeufzt' er ärgerlich; ſie: ach! —
„Bin ich Dein Narr?" frägt mit verbiſſ'nem Grimme
Der Schmidt des Zeus, der Gattin Stimme
Ruft neckend: Narr! — Narr! zweimal nach.

Hephäſtos muß, ſo ſtets gefoppt, verzweifeln,
Er ſtößt ſie fort und donnert zornentbrannt:
„Weib, biſt Du toll? — Scheer' Dich zu allen Teufeln!“ —
Zu allen Teufeln, ſprach ſie und — verſchwand.
So löſ'te ſich ſein drittes Eheband,
Das er am unerträglichſten gefunden,
Und ganz mit Hymen über'n Fuß geſpannt,
Hat er ſeitdem ſich niemals mehr verbunden.
Die Männer geben ihm darin vollkommen Recht,
Doch andrer Meinung iſt das weibliche Geſchlecht.

Der edelmüthige Entſchluß.

„Ich werd' ihn wiederſehen, den Ungetreuen!“
Rief Frau von Roſenſtrauch: „allein,
„Sollt' er auch noch ſo freundlich ſeyn,
„Und ſein Vergehn bekennen und bereuen,
„Ich bleibe kalt, — nie werd' ich ihm verzeih'n!“ —
Der Ungetreue ließ ſich ſehen;
Sie naht ſich ihm, doch es fiel ihm nicht ein,
Der ſchönen Frau ſein Unrecht zu geſtehen,
Und ſie beſchloß, ihm dennoch zu verzeih'n.

So pflegt es oft im Liebeszwiſt zu gehen;
Wer nichts gefehlt, muß oft der Schuld'ge ſeyn.

Die gerechte Strafe.

Zu einem Geiſtlichen von Luthers Glauben
Kam einſt der Küſter. Unſer Organiſt,
Herr Paſtor! rief er: iſt ein Kalviniſt;
Das werden Sie doch nimmermehr erlauben? —
„Was hör' ich!" ſprach der Pfarrer: „Der Verräther!
„Ja, ſtrafen will ich ihn, mein guter Kirchner, wißt,
„Der Invalide Hinz iſt ein Papiſt,
„Den geb' ich ihn zum Balgentreter."

Apologie des Glücks.

„Das Glück iſt ungerecht und blind!"
Rief Harpax aus: „In der Lott'rie
Spiel' ich ſchon Jahrelang und nie
Gewann ich etwas; jetzt gewinnt

Das große Loos der Nachbar Veit,
Der nichts zu Rathe halten kann,
Der ſicher auch, was er gewann,
Als ein Verſchwender, bald verſtreut.
Ganz anders hätt' ich es gemacht,
Auf Hypothek es angelegt,
Wo's ſicher gute Zinſen trägt,
Und immer mehr hätt's mir gebracht."
Sophron verſetzt: „Schilt nicht das Glück!
„Nicht blind und ungerecht es iſt,
„Wenn es bei'm Lotto Dich vergißt.
„Dein Nachbar hält nicht karg zurück,
„Was ihm Fortuna's Hand beſcheert,
„Freigebig er und weiſ' es nützt,
„Verſchämte Arm' er unterſtützt,
„Den Arbeitsloſen er ernährt.
„Wenn die Geſchmähte Dich bedacht,
„So wär' ſie blind und ungerecht,
„Dein Geiz benutzt den Reichthum ſchlecht,
„Du hätteſt Tauſend' arm gemacht;
„Denn in des jüd'ſchen Wuchrers Hand
„Bringt das zweideutige Metall
„Leichtſinn und Dürftigkeit zu Fall,
„Zum Schaden nur wird's angewandt."

Der Wappenſtreit.

Wie, Herr von Kuhwackel, Sie führen
Mein Wappen auch? rief aufgebracht
Der Herr von Pfilipps: Das will ſich nicht gebühren,
Anmaßung iſt's! — „Nie hab' ich dran gedacht,"
Verſetzt Kuhwackel: „und ich muß geſtehen,
„Ihr Wappen hab' ich ſelbſt noch nicht geſehen;
„Was ſtellt es vor?" — Zum Teufel! Herr! Es zeigt,
Gleich Ihrem, eine Fackel, die ſich neigt.
Sie dürfen nicht mein Wappen tragen,
Und legen Sie's nicht ab — ſchon gut!
Räch' ich den Schimpf mit Ihrem Blut;
Sie müſſen ſich — auf Ehre! — mit mir ſchlagen,
Denn Sie verdunkeln meiner Ahnen Glanz. —
„Gemach, Sie irren ſich," entgegnete Kuhwackel:
„Es iſt ein Mißverſtand. — Mein Wappen iſt ja ganz
„Ungleich dem Ihrigen. — Nur kein Spektakel!
„Ihr's zeiget eine umgekehrte Fackel,
„Und mein's von einer Kuh den Schwanz."

Der gerechtfertigte Maler.

Es ließ der fade Stax ſich malen,
Doch wollt' er nun ſein Konterfei
Aus Geiz dem Künſtler nicht bezahlen;
Weil es ihm gar nicht ähnlich ſey.

Uns ziemt es nicht, den Streit zu ſchlichten,
Erwiederte der Künſtler drauf;
Das Publikum mag drüber richten.
Er ſtellt es öffentlich nun auf.

„Was meinen Sie, bin ich getroffen?“
Frägt der Gemalte Jedermann:
„Betrachten Sie's, ich will nicht hoffen,
„Daß man mein Bild dies nennen kann?“

Man tritt hinzu mit Kennerblicken,
Beſieht es näher, gähnt und ſchweigt;
Da ruft der Maler voll Entzücken:
„Seht, wie man gähnt! — Bei Gott, es gleicht!“

Replik.

Schmul Veit, der reiche Lieferant,
Der durch den Krieg, der tauſend Bettler machte,

Sein Kapital, das nur aus Hunderten beſtand
Verſchmitzt zu Millionen machte,
Wirft ſtolz ſich in die Bruſt und ſpricht:
Bei'm Himmel! ich begreif' es nicht,
Wie kann man von dreitauſend Thalern leben?—
„Es geht ſchon mit dreihundert an,“
Verſetzt ein Schalk: „darüber kann
„Ihr Täte ſich're Auskunft geben.“

Die Wunderkur.

In Glarus ward ein Bauer krank,
Er lag am Fieber hart darnieder,
Ihm ſchüttelte der Froſt die Glieder,
Ihm ſchmeckte weder Speiſ' noch Trank,
Und was das Uebel ärger machte,
Er ward dazu auf einmal ſtumm.
Man ſchickt zu allen Aerzten 'rum,
Sie kommen, aber keiner brachte
Ein glückliches Remedium.
Der Kranke nahm nicht Trank noch Eſſen,
Lag wie ein Todter und blieb — ſtumm.
„Vom Teufel iſt der Mann beſeſſen!“
Rief Pater Gasner: „auf mein Wort;

„Doch treib' ich Euch mit Seelenmeſſen,
„Wenn Ihr mir traut, den Teufel fort.“
Wer wagt's und hegt dagegen Zweifel? —
Man folgt ihm, und der fromme Mann
Fängt kaum den Exorcismus an,
So geht der Teufel ſchon zum Teufel.
Der Patriot ſteht auf und ſpricht:
„Der ſtumme Teufel flog von dannen,
„Doch ganz geheilet bin ich nicht,
„Kann er ihn in mein Weib nicht bannen.“

Der Handel.

Zu eines Puppenſpielers Bude,
Der für den Platz zwei Groſchen nahm, —
Die Kunſt geht betteln — auch ein Jude,
Ein Stück zu ſchau'n, zur Kaſſe kam;
Beſcheiden harrt er, bis der Haufen,
Der dicht gedrängt am Eingang war,
Sich, abgefunden, faſt verlaufen,
Nun reicht er *Einen* Groſchen dar,
Um ein Billet dafür zu kaufen.
Zwei Groſchen macht's. — „Der Herr verzeihn,
„Für mich iſt es genug.“ — Mit nichten! —

„Ich ſeh' auf Einem Aug' allein,
„Drum darf ich nur die Hälft' entrichten."

Lakoniſche Frage.

Am Spieltiſch ſaß in einem deutſchen Bade
Die Frau von X.. und kniff der Karten vie
Doch — hartes Loos! — ungünſtig iſt das Spie
Nur Nieten zog ſie aus Fortuna's Rade;
Gewann ſie auch den erſten Satz, doch nie
Das zweitemal ein Paroli.
Entrüſtet ſprang ſie auf von ihrem Sitze,
Die volle Börſe leer, und ſchrie:
„Das iſt zu toll!" und warf mit großer Hitz
Die Karten fort: „Wer will hier meine
Platz?" —
Ein falſcher Zahn flog aus dem Mund bei'
Röcheln
Der höchſten Wuth, doch mit verbiſſ'nem Lächel
Sprach der Banquier: „Madam', iſt dies Ih
Satz?"

Der Rachſüchtige.

Es wurden Rips und Raps gefangen,
Ein treuverbund'nes Diebespaar,
Als es, zum Einbruch ausgegangen,
Bei'm Raub in voller Arbeit war.
Es war die That ganz ſonnenklar,
Man fand die Feilen und die Zangen,
Fand Dietriche, zum Brechen Stangen,
Und das Geſtohl'ne blank und baar;
Da ward, was äußerſt ſelten war,
Die Sach' in kurzer Friſt entſchieden,
Denn ihr Vertheidiger ſogar
Wagt's nicht, was bei ihm üblig war,
Durch Wörterſchall die Richter zu ermüden.

Zum Strang verurtheilt ward das Paar;
Rips ſoll zuletzt den Tod erleiden,
Weil, nach den Akten, er von Beiden
Der abgefeimſte Schurke war.
Zum Hochgericht führt man die Sünder. —
Ein Volksfeſt! — Eine große Schaar
Von Frau'n und Männer, ja, ſelbſt Kinder,
Zieh'n zu dem Galgen neugiervoll,
Wo Rips und Raps nun von dem Schinder
Den Lohn der Dieb' empfangen ſoll.

Das Urtheil wird nun publiciret.
Raps ruft ergrimmt: „Das iſt zu toll!
„Nach mir wird Rips executiret?
„Dazu kann ich mich nicht verſtehn!
„Der Böſewicht hat mich verführet,
„Ich muß zuvor ihn hängen ſehn.“

Triftige Entſchuldigung.

Paul's Frau verſchied; es heult der treue Mann,
Doch Abends ſchon trifft ſeiner Gattin Baſe
Ihn ſeelenfroh bei einem vollen Glaſe
Im Arm des Kammerzöſchens an.
„Verräther! Böſewicht!“ und manche bitt're Phraſe
Tönt aus der Alten Mund voll Wuth;
Er aber ſpricht: „Nur ruhig, liebe Baſe,
„Weiß man im Schmerz wohl, was man thut?“

Die Rettung von dem Tode.

Ein armer Schelm war bis zum Sterben krank,
Ihm ſchmeckte Speiſe nicht, noch Trank,
Ihn floh der Schlaf, er hielt ſich für verloren,
Denn da kein Geld in ſeinem Beutel klang,
Gebrach's an Arzenei'n und an Doktoren;
Der eine, der zu ihm blos ex officio kam,
Rief gleich: „Ei, laßt mich ungeſchoren,
„Aus iſt's mit Euch!“ — Er ging davon und nahm
Den letzten Troſt dem Kranken, der mit Beben
Die letzte Sterbeſtunde nah,
Den Tod ſchon mit der Hippe vor ſich ſah.
Der Aermſte ſelbſt läßt doch nicht gern das Leben;
Auch dieſer denkt: „Ich kenn' hier eine Wunderthäterin,
Die rettete, obſchon es ihr verboten,
So manchen Schwererkrankten von den Todten,
Vielleicht, daß ich auch noch zu retten bin!
Er rafft ſich auf und wandert zu ihr hin.
Er klagt ihr ſeine Noth. — „Mein Schatz,“ verſetzt die Alte
Geheimnißvoll mit ſpöttiſchem Geſicht:

„Meint Er's auch ehrlich? denn ich kenn' Ihn nicht."
Und tiefer zieht der Argwohn jede Falte
Auf ihrer Stirn, und der Preßhafte ſpricht:
„Wie kann Sie meiner Ehrlichkeit mißtrauen?
„Ich bin ein abgezehrter ſiecher Mann,
„Seh' Sie doch nur mit einem Blick mich an,
„Da wird Sie gleich, wie's mit mir ſtehet, ſchauen; —
„Es gaben mich die Aerzte längſt ſchon auf,
„In Ihr allein ſetz' ich noch mein Vertrauen."
Die Zaub'rin lächelte, holt drauf
Aus einem wohlverſchloſſ'nen Schranke
Ein Fläſchchen, feſt verſiegelt und verpicht,
Reicht es ihm freundlich dar und ſpricht:
„Mit dieſem Liquor heil' ich alle Kranke.
„Unfehlbar wird vom Tod' es Euch befrei'n,
„Doch nehmet Ihr, wie Medizin, ihn ein,
„Dann hilft er nichts. — Ihr gieß't aus dieſer Flaſche
„Ein Tröpfchen nur auf einen Leichenſtein,
„Benetzt er eines Biedermannes Aſche,
„So werdet Ihr ſogleich geneſen ſeyn."
Was bin ich ſchuldig? frägt vergnügt der Kranke. —

„Nichts, gar nichts,“ ſagt die Zauberin: „denn nur
„Gelang bisher mir ſelten eine Kur,
„Verſucht es, ob es hilft.“ — Ich danke!
Ruft der Erfreute aus und eilt mit ſeinem Schatz,
Von Hoffnung neu beſeelt, hin zum Begräbnißplatz.
Das erſte Denkmal, das hier glänzet,
Iſt eine Marmorurn', an deren Fuß
Des Todes Fackel liegt, indeß ein Genius
Mit Lorbeerzweigen ſie bekränzet.
Er lieſ't: „Steh' Wanderer, hier ruht
„Ein Menſchenfreund, voll Großmuth und Erbarmen,
„Wohlthätig theilt' er gern ſein Gut
„Mit Hülfsbedürftigen und Armen.
„Wer du auch ſeyſt, o hätt' er dich gekannt
„Und dich geſeh'n, das Auge thränentrübe,
„Er hätte ſich mit Bruderliebe
„Als Retter zu dir hingewandt.“
Schön, ruft der Kranke, hier muß ich geneſen,
Ich ſeh' hier ſeinen Namen zwar
Zum erſtenmal; doch, iſt es wahr,
Daß lebend er ſo gut geweſen,
So zweifl' ich nicht, er wird auch nun,

Nachdem er längſt geſtorben, Gutes thun.
Schnell öffnet er der Flaſche Pfropfen,
Die das Arcanum in ſich ſchließt;
Er nahet ſich der Urne, gießt
Voll froher Zuverſicht wohl zwanzig Tropfen
Auf ſie herab, — doch ach! mit jedem Tropfe
fließt
Ein ſchneidend Gift durch ſeine matten Glieder
Noch kränker ſtürzt er bei der Urne nieder,
Und ſeiner Sinnen ganz beraubt,
Senkt wie der Genius er kalt ſein Haupt,
Doch endlich kommt er zu ſich ſelber wieder
„O fort von hier!“ ruft er und ſeufzet laut:
„O fort von hier! Die erſte Probe
„Mißglückte ſehr, — mir ſchaudert noch die Haut
„Der iſt ein Thor, der ſolchem eitlen Lobe
„Auf prächt'gen Monumenten traut.
„Wir müſſen weiter gehn.“ — Er ſtolpert for
und überſchaut
Die Pyramiden, Mauſoleen,
Worauf der Worte viel im goldnen Schimme
ſtehen;
Bedenklich ſchüttelt er den Kopf, ihm graut
Vor allen dichteriſchen Phraſen
Auf Leichenſteinen, Obelisken, Vaſen;
Denn hier zum Beiſpiel liegt ein Advokat,

Der Themis nie ein Haar gekrümmet hat,
Ein Finanzier, der nie den Staat betrogen,
Ein Millionär, weiland ein Intendant,
Der nur im Wohlthun ſeine Freude fand,
Und nie des Landes letztes Mark geſogen,
Ein Kaufmann, der mit Herrenhuterſinn
Die Waaren unverkürzt gewogen,
Und eine ſchöne Tänzerin,
Die ihre Gage nur gezogen.
Ein jeder Krieger war ein Held,
Ein jeder Prieſter war ein frommer Hirte,
Ein jeder Philoſoph ein Mann, der niemals irrte,
Ein jeder Künſtler einzig in der Welt;
Und ſelbſt bei Phrynen und Maitreſſen
War Unſchuld, holde Schüchternheit,
Bei Zöllnern Unbeſtechlichkeit,
Und das Genie bei'm Hofkoch nicht vergeſſen.
Was ſoll er thun? dem Leben zu entſagen,
Iſt doch zu hart. — Auf jeden Stein
Spritzt er ein Tröpfchen Liquor aus, — allein
Je mehr er ſpritzt, je größer werden ſeine Plagen,
Und voll Verzweiflung ruft er: „Nein!
„Das iſt nicht länger zu ertragen,
„Die Flaſche hab' ich ausgeleert,
„Doch Lind'rung ward mir nicht beſcheert.

„Muß ich unwiderruflich dieſe Welt verlaſſen
„So will ich nicht an dieſem öden Ort,
„Im Arm der Frau und Kinder doch erblaſſen.“
Er rafft ſich auf, er wanket zitternd fort,
Und ſtürzet unter prächt'gen Mauſoleen
Auf einen unſcheinbaren Hügel, wo verdorrt
Nur Unkraut, Dorn und Diſteln ſtehen,
Den mit gebrochnem Aug' er nicht geſehen.
Die Flaſche fliegt aus ſeiner Hand,
Sie klirrt und bricht in viele Stücke,
Und ein'ge Tropfen — recht zu ſeinem Glüc
Noch auf dem Boden — rinnen in den San
Schnell ſangt ſie dieſer ein, und in dem Au
genblicke —
O Wunder! — fühlt er friſche Kraft
Im Herzen, ihn durchſtrömet neues Feuer,
Die Nerven ſind nicht mehr erſchlafft;
Sein Auge glüht, ſein Buſen athmet freier,
Er jauchzet auf voll Luſt, — da kommt vo
ungefähr
Der Todtengräber, mit der Branntweinflaſc
Und einen Spaden in der Hand, daher.
O ſage mir, ruft der Geneſene: wer
Liegt hier verſcharret, und weſſen iſt die Aſch
Die ich mit meines Dankes Thränen waſche
Heil dem verklärten Geiſt!

Der Todtengräber ſpricht:
„Das war ein rechter Taugenicht,
„Ein Lumpenhund, ein Ausbund aller Thoren,
„Einmal nur klagt' er vor Gericht,
„Und ſein Prozeß ging auch verloren;
„Stets ſprach er, wie's um's Herz ihm war,
„Er ward verdächtig und ſogar
„Nahm man den Burſch ſchnell bei den Ohren,
„Er ſaß wohl länger als ein Jahr,
„Dann ließ man ihn aus Gnade laufen;
„Da er dadurch verſchuldet war,
„Mußt' er ſein Hab' und Gut verkaufen.
„Nun lebt' er ſtill und kümmerlich,
„Das Wenige in ſeinen Händen
„Pflegt' er an Dürft'ge zu verſchwenden,
„Und als er bettelarm erblich,
„Mußt' ich ihn hier, — noch boßt es mich —
„Für eine Kleinigkeit verſcharren,
„Der Henker hole ſolche Narren!“
Der Arme hörte ſtaunend zu,
Es kochte Zorn in ſeiner Leber.
„Sprich was Du willſt,“ ſagt' er zum Todtengräber,
Indem er ging: „ich weiß doch mehr als Du.“

Die Strafe.

In einen Lehnſtuhl warf Klimenen
Die Wuth bei ihrer Heimkunft hin,
Sie bebte — doch die Wuth der Schönen
Zu ſchildern, bringet nicht Gewinn. —
Frau Baſe! ſchrie ſie: welche Schmach!
Wie konnten Sie die mit Geduld ertragen?
Sie wußten ihm kein Wort zu ſagen?
Dem garſtigen Ariſt! — Mir ſah' er ſpöttiſc
nach,
Der ungezog'ne Narr, und lachte,
Ganz ſicher über mich — „Wer wird ſo th
richt ſeyn!“
Fiel jetzt die Tante endlich ein:
„Es zeigt von Ihrem Unbedachte,
„Von Mangel aller Energie,
„Daß ſie nur zorn'ge Worte ſprechen;
„Viel lieber geben Sie ſich Müh',
„Sich an den Böſewicht zu rächen.“ —
Das Wörtchen Rache kaum Klimene hört,
Wird ſchnell ihr Zorn in Freundlichkeit verkehr
Froh ruft ſie aus: Es ſey ihm nie verzieh'n,
Doch ſagen Sie, wie räch' ich mich an ihn?
Die Baſe ſprach: „Das geht vielfältig a
„Doch wollen Sie die ſchwerſte Rache wähle

„So rath' ich, um ihn recht zu quälen,
„Sie nähmen ihn zum Mann."

Eheſtandsgeſpräch.

Die Zeit iſt ſchlecht, man muß dran denken,
Sich, Weibchen, möglichſt einzuſchränken,
Sprach Herr Cornut: hab' ich nicht Recht? —
„Gar ſehr," verſetzte ſie: „die Zeit iſt ſchlecht,
„Jetzt hat man nichts mehr zu verſchenken,
„Eh' Du noch ſprachſt, mein lieber Mann,
„Dacht' ich ſchon lange ſelbſt daran;
„Ich will die beiden jungen Laffen,
„Den Doktor Toht, den Herrn von Wallenſtein,
„Mir auch ſogleich vom Halſe ſchaffen;
„Sie bringen beide mir nichts ein."

Der Traum des Zechers.

Es kam von einem Männerſchmaus,
Wo um die Wette man getrunken,
Gregor des Abends ſpät nach Hauſ';

Benebelt zieht er ſich nicht aus,
Jn einem Polſterſtuhl geſunken,
Glaubt er im Bette ſchon zu ſeyn;
Jndem er ſich gemächlich dehnet,
Das ſchwere Haupt an's Kiſſen lehnet,
Schließt er die Augen, ſchlummert ein.
Bald ſüße Träum' ihn nun umſchweben,
Er wähnet im Olymp zu ſeyn,
Und Hebe reicht aus Nektarreben
Jn goldner Schaal' ihm Götterwein;
Er faßt ſie, führt ſie zu den Lippen,
Von des Olymps Gewächs zu nippen,
Da tritt zu ihm die Gattin ein.
Sie naht ſich ihm mit ſchnellen Schritten,
Und ſtößt ihn ziemlich unſanft an:
Ermuntre Dich, verſoffner Mann!
Er ruft erwacht: „Das will ich mir verbitten,
„Den ſchönen Wein mir zu verſchütten,
„Eh' ich noch einen Schluck gethan.“

Die getröſtete Sterbende.

Frau Barbara ward krank — ein rechtes
Seitenſtück

Der Frau des Sokrates, der keifenden Xantippe;
Sie fühlt den nahen Tod, ihr halbgebrochner Blick
Sucht ihren Mann, er fehlt; ſie ſeufzt mit blaſſer Lippe:
Man rufe meinen Mann! Er kommt, er naht ſich ihr,
Nicht Gram, nur Furcht die Wangen bleich ihm färben.
Ach! klaget **Barbara**: ich muß nun ſterben,
Die Scheideſtunde ſchlägt; eins, Mann, gelobe mir,
Nach meinem Tod nimm keine Andre Dir. —
„Nein, Barbara!“ — Iſt es gewiß? Beſchwöre
Mir Dein Verſprechen, Mann! — „Was fällt Dir ein?
„Wie könnt' ich je zum zweitenmale frei'n?
„Bedenk' es ſelbſt: ein Sklave der Galere,
„Kommt er in Freiheit, wird ſie ewig ſcheu'n.“

Freudige Ueberraſchung.

Robert, dem von der Wiege an
Fortuna niemals freundlich lachte,

Dem, was ſein Scharfſinn auch erſann,
Mit Müh' und Eifer er begann,
Ein Zufall ſtets zu Waſſer machte,
Der niemals Gold und Seide ſpann,
Sah, als der Krieg die letzte Habe
Ihm auch geraubt, gereift zum Mann,
Sich hoffnungslos am Bettelſtabe.
„Hier auf den heimathlichen Gau'n
„Erdrücket mich des Elends Schwere,“
Seufzt er: „dem ungetreuen Meere
„Will ich mich lieber anvertrau'n;
„In einer fernen Hemiſphäre
„Ein wüſtes Feld mühſam bebau'n,
„Daß es den Arbeitſamen nähre;
„Das tückiſche Geſchick vielleicht
„Dort den Verfolgten nicht erreicht.“ —
Er ſchifft ſich ein. Hurrah! ertönt's, ma
lichtet
Die Anker, aus dem ſich'ren Port
Fliegt wie ein Pfeil das Schiff jetzt fort;
Robert ſchaut ſinnend über Bord,
In's leere Blau den Blick gerichtet,
Als ſucht' er ſchon den Landungsort.
Nichts zeigt ſich ihm, als Luft und Welle
Die Nacht bricht ein, die Sonne ſinkt,
Kein Stern am finſtern Himmel blinkt,

Den Pfad der Schiffer zu erhellen,
Es heult der Sturm, es brauſ't die Fluth,
Ein Ungewitter droht, voll Wuth
Das Schiff an Klippen zu zerſchellen.
Man ſchreit, man zieht die Segel ein,
Ein Leck! ein Leck! — Was iſt zu machen?
Ein Jeder muß die ſchwerſten Sachen
Dem offnen Schlund des Meeres weihn;
Man thut's mit lautem Fluch, allein
Umſonſt, ein Windſtoß wirft mit Krachen
Das lecke maſtberaubte Schiff
An eines ſchroffen Felſens Riff.
Den Untergang fand in den Wogen
Das ganze Schiff mit Mann und Maus,
Nur Robert warf, bewußtlos fortgezogen,
Das wilde Meer an's Eiland aus.
Noch ſollt' er in der Ruhe Hafen,
Des kummerloſen Grabes Nacht,
Des Lebens Jammer nicht verſchlafen;
Der Tag bricht an und er erwacht.
Gleich dunklen Träumen ihn umſchweben
Die Gräuel der verſchwund'nen Nacht;
Er blickt umher, angſtvolles Beben
Ergreift ſein Herz, er ſeufzt: „O weh!
„Soll ich, wie weiland Cruſoe,
„Auf einer wüſten Inſel leben,

„Wünſch' ich den Tod mir tauſendmal;
„Auch hier zeigt ſich auf's neu' die Tücke
„Von jenem hämiſchen Geſchicke,
„Das nur ſich freut an meiner Qual" —
Er ſieht zwar Bäume, Stauden, Kräuter,
Allein, wohin er forſchend ſchaut,
Scheint ihm die Gegend unbebaut;
Jetzt treibet ihn der Hunger weiter,
Ein leerer Magen mahnt gar laut;
Er ſchleppt ſich fort — da ſprengt ein Reiter
Raſch auf ihn zu, mit rauhem Baß
Ruft er ihm zu: „He, Euren Paß!" —
So barſch der Ton, in Roberts Ohren
Klingt er doch lieblich, wie Muſik;
Er ſpricht mit demuthsvollem Blick:
Bei'm Schiffbruch hab' ich ihn verloren. —
„Er lügt, Er frecher Galgenſtrick!
„Fort in die Stadt, man wird's Ihm weiſen,
„So ohne Paß umher zu reiſen."
Gehorſam folgt er dem Gensd'arm
Bis in die Stadt, wo ihn ein Schwarm
Von Gaſſenjungen wild begleitet,
„Ein Dieb! ein Dieb!" lautjubelnd ſchreit,
Und mit den Fingern auf ihn deutet.
Sein Treiber, der von Zeit zu Zeit
Ihn anſieht, ſtaunt, daß Heiterkeit

Auf Roberts Antlitz ſich verbreitet. —
Was lacht Er, Schuft? ſchnauzt er ihn an:
Das Lachen ſoll ihm bald vergehen! —
„Verzeihen Sie, ich muß geſtehen,
„Daß ich es nicht verbergen kann.
„Schiffbruch hab' ich im Sturm erlitten,
„Mich warf das Meer an dieſem Strand,
„Ich glaubt' in eine Wüſte mich verbannt.
„Gottlob! ich merk's an dieſen Sitten,
„Civiliſiret iſt das Land. —

Der letzte Seufzer.

Beruhigt Euch, Ihr habt ein gut Gewiſſen,
Sprach Paſtor Fromm zum Bauer Hein
Am Sterbebett'; Ihr geht zum Himmel ein,
Da giebt's nicht Arbeit mehr. —
„Ach nein!“
Seufzt Hein: „Davon wird man uns nie befrei'n,
„Giebt's weiter nichts, ſo werden wir zur Frohne donnern müſſen.“

Ein kluger Kopf weiß ſich zu helfen.

Es war nach Mitternacht, da kehrte
Bibax zurück von einem Mahl,
Wo wacker man die Flaſchen leerte;
Durch Güte ſich der Wein empfahl,
Der größte Kenner mußt' ihn loben,
Es war ein unverfälſchter Wein,
Nach Hahnemann's bekannten Proben
War er von jedem Zuſatz rein.

Bibax, dem er vortrefflich ſchmeckte,
Zu tief in's Glas die Naſe ſteckte,
Und trunken er das Feſt verließ;
Kaum war er in die Luft gekommen,
In Eins die Gegenſtände ſchwommen,
Dem Blick ſich alles doppelt wies.
Er taumelt fort im Mondenſchimmer,
Sein Fuß ſich hier, bald dort ſich ſtieß,
Er tappt umher und ſuchet immer
Vergebens ſeine Wohnung auf.
Ach! es iſt in der Geiſterſtunde!
Die Straße kreiſ't ſich in die Runde
In wunderbarem raſchen Lauf.
Ein kluger Kopf weiß ſich zu faſſen,
Er zieht nun einen Schlüſſel 'raus,

In einer Thür muß er doch paſſen,
So findet man das rechte Haus.
Bibax bedächtig ſtille ſtehet,
Aemſig, wie einen Bratſpieß, drehet
Er ſeinen Schlüſſel in der Luft.
Da kommt der Wächter mit der Knarre,
Gewahrt den Trunkenbold und ruft:
Was macht Er da ſo ſpät? — „Ich harre
„Hier auf mein Haus.“ — Was ſicht Ihn an? —
Er faſelt wohl? — „Nein, lieber Mann!
„Bleib' Er nur hier, ich will's Ihm weiſen,
„Sieht Er die Häuſer ſich nicht kreiſen?
„Das Meine kommt nun bald heran.“

Der Rabuliſt
auf dem Sterbebette.

Im Sterben lag Siphar, der Advokat,
Als unter heuchleriſchen Zähren
Zaches, ſein Freund, zu ihm in's Zimmer trat.
Ach! ſeufzt' er tief: was muß ich hören!
Auch Deine Sterbeſtunde naht?
Ich ſchaudre, Freund! denn manche That
Muß Dein Gewiſſen hart beſchweren;

Wir kennen uns — folg' meinem Rath,
Dich noch geſchwinde zu bekehren,
Du tritſt nun bald in eine andre Welt,
Wo man Dir ſonſt ein hartes Urtheil fällt.
„Du faſelſt, ſpare Dein Ermahnen,"
Erwiederte Siphax und lacht
Mit Hohn im Blicke: „durch Chikanen
„Hab' ich oft ſchwarz zu weiß gemacht;
„Was glücklich mich durch dieſe Welt gebracht,
„Wird auch den Weg mir jenſeits bahnen."

Geſpräch.

Cornutus.

Seit wir uns, Freundchen, nicht geſehn,
Iſt mir was Herrliches begegnet,
Mit einem Mädchen, jung und ſchön,
Voll Anmuth, wie die Grazien,
Hat mich der Prieſter eingeſegnet.

Dubioſus.

Wo denkſt Du hin! Du biſt vermählt,
Du, der ſchon ſechzig Jahre zählt?

Cornutus.

Erweiſe mir die Freundſchaft, höre,

Ich traf gewiß die beſte Wahl,
Mein Weibchen iſt ein Ideal,
Wie Pallas klug, hold wie Cythere,
Leicht ſchwebt ſie wie ein Schmetterling
Im Tanz: iſt meine Stirne trübe,
Entflieht der Gram auf ihrem Wink,
Sie ſingt dann: Ach! was iſt die Liebe
Für ein ſüßes Ding!

Dubioſus.

Erlaube mir, ich muß Dir ſagen —

Cornutus.

Geduld! — das iſt noch nicht genug,
Höchſt ſittſam iſt ſie auch und klug. —

Dubioſus.

So alt wie Du, möcht' ich's nicht wagen.

Cornutus.

Noch bin ich nicht zu Ende, Freund,
Erweiſe mir die Freundſchaft, höre,
Mit mir hat Liebe ſie vereint.
Es iſt, bei'm Himmel! nicht Chimäre,
Sie denkt an mich nur Tag und Nacht,
Und wenn mit großer Sorgfalt immer
Sie täglich die Toilette macht,
Iſt's nur, daß ihres Reizes Schimmer,
Durch dieſen Wechſel ſtets mir neu,

Ein Quell von ſüßen Freuden ſey,
Wie in des Brautſtand's goldnen Tagen.

Dubioſus.

Erlaube mir, Freund, Dir zu ſagen —

Cornutus.

Daß ich des Glückes Schooßkind bin?

Dubioſus.

Das hatt' ich nun wohl nicht im Sinn,
Doch ſey's. — Nur eins muß ich Dich frage
Geht ſie allein zuweilen aus,
Folgſt Du ihr nach, bleibſt Du zu Hauſ'?

Cornutus.

Das Letzt're, Freund, auf meine Ehre!
Deshalb kann ich ganz ruhig ſeyn;
Erweiſe mir die Freundſchaft, höre,
Sie liebt es zwar, ſich zu zerſtreu'n,
Iſt jung und feurig, doch ich ſchwöre,
Sie würde ſelbſt ſich nichts verzeih'n,
Was im geringſten unzart wäre;
Sie meidet ſorgſam jeden Schein,
Sie wird ſich niemals ganz allein
Auf Bäll' und in Conzerte wagen,
Mein Neffe muß ihr Führer ſeyn.

Dubioſus.

Dein Neff'? Erlaube mir, zu ſagen —

Cornutus (zornig).
Du unterbrichſt mich immerfort,
Der Henker hole Dein Erlaube!
Das iſt ein unausſtehlich Wort.
Spar' Deine Superklugheit, glaube,
Ich weiß ſehr gut, woran ich bin,
Sollt' ich bei meinen hohen Jahren
Mit ihr auf Bäll' und Picknicks fahren,
Nachts ſchwärmen, wär' ich bald dahin.
Erweiſe mir die Freundſchaft, höre,
Wir lieben uns, und ich begehre
Von ihr ausdrücklich, — merk' es wohl —
Daß ſie ſich nie um meinetwillen
Im mindeſten geniren ſoll;
Nie plagt ſie mich mit Weibergrillen,
Iſt immer froh und liebevoll,
Schont mich in meinen alten Tagen,
Und was bedarf es mehr? —

Dubioſus.

Ganz wohl!
Erlaube mir, Dir nichts zu ſagen.

Der Geheimnißvolle.

Myſtax, um wichtig ſich zu machen,
That immer ſehr geheimnißvoll,
Kein lautes Wort dem Mund entquoll,
Betraf's auch wohlbekannte Sachen;
Durch ſolche Spiegelfechterei'n er bald
(Erweckt' er bei Verſtändigen nur Lachen)
Nicht wenig bei dem großen Hauſen galt,
Den nur zu leicht der Schein bethöret.
Dies Weſen ward zur anderen Natur
Bei ihm, mitleidig achſelzuckend nur
Er, was man Neu's erzählet, höret,
Und als er bis zum Sterben ſchwach,
Von inn'rer Fiebergluth verzehret,
Auf ſeinem Krankenbette lag,
Winkt' er die Frau zu ſich und ſprach:
„Ich fühl's, ich muß dem Tod' erliegen,
„Mir hilft ſelbſt Magnetismus nicht;
„Doch wenn mein Auge ſterbend bricht,
„Halt', lieber Schatz, es ja verſchwiegen.“

Getäuſchte Eitelkeit.

Des Pachters Steffen Sohn, ein junger Kandidat,
Kam von der hohen Schul' heim zu des Dorfes Auen,
Wo er, der Sonne Licht zu ſchauen,
In dieſes Pilgerleben trat.
Zum erſtenmal, mit vielem Selbſtvertrauen,
Sehr ſchön geputzt im geiſtlichen Ornat,
Für Paſtor Stanz, die Kanzel er betrat,
Um Jung und Alt milchbärtig zu erbauen.
  Die Kirche war zum Sticken angefüllt,
Denn Neugier trieb die Männer und die Frauen,
Den ält'ſten Sohn des Pächters zu beſchauen,
Des feiſten Vaters treues Ebenbild;
Er zittert, ihm ergreift ein Grauen,
Als er um ſich die vielen Köpfe ſieht,
Der Schweis bricht aus der Stirn, die Wange feurig glüht;
Geendet iſt das erſte Lied,
Er wagt's nicht, dem Gedächtniß zu vertrauen,
Und aus der Taſch' er ſeine Predigt zieht.
Er lieſ't nun ſtotternd und mit Beben,
Was er aus mehr als einem Predigtbuch
Mühſam, zu ſeinem Zweck, zuſammentrug;

Doch da ſich horchend alle Köpf' erheben,
Und er — o welch ein ſüßer Troſt! — erblickt,
Daß Mancher wohlgefällig nickt,
(Die Langeweile ſchloß die Augenlieder)
So kehret der geſunk'ne Muth
In des Verleg'nen Buſen wieder,
Im ſtolzen Wahn, er pred'ge gut.
In vielen Augen ſieht er Thränen;
„Fürwahr!“ meint er: „ich traf das Herz,
„Es iſt der edlen Reue Schmerz!“
Er irrte ſich, es kam vom Gähnen.
Vor allen Anderen erſchaut
Er eine Frau am fernſten Ende
Der Kirche jetzt, ſie ſeufzet überlaut,
Und ringet jammervoll die Hände.
„Die hab' ich wunderbar erbaut!“
Denkt er, und mit dem letzten Worte
Der Predigt eilet er hinaus,
Und ſtellt ſich vor dem Gotteshauſ'
An die weit offne Kirchhofspforte.
Dort hofft er die Zerknirſchte zu erſpähn,
Wenn, iſt des letzten Liedes Ton verhallet,
Heim wieder die Gemeinde wallet.
Nicht lange darf er harrend ſtehn,
Die Trauernde, noch ernſt und tiefgebeuget,
Sich ſeinen Späherblicken zeiget,

Und plötzlich bleibt er vor ihr ſtehn.
Was hat Euch, fragt er: ſo erſchüttert,
Daß noch in Eurem Auge jetzt
Der Wehmuth ſüße Zähre zittert?
War's meine Predigt? — „Ach!“ verſetzt
Das Mütterchen: „Sie that es freilich,
„Es fiel dabei mein Sohn mir ein,
„Er will ſich auch der Kirche weihn,
„Und predigt er auch ſo abſcheulich,
„So hat mein braver Mann, Hans Klaus,
„Das Geld, das er an ihn verwendet,
„Das wir uns abgedarbt, verſchwendet;
„So wein' ich mir die Augen aus.“

Der Schloßbau.

Fortuna iſt, gleich Themis, blind,
Wie man es tauſendmal geleſen,
Drum iſt auch oft ihr Lieblingskind
Ein Dummkopf oder Schalk geweſen.

Cleon war ſolch ein flacher Thor,
Herzlos, ein aufgeblaſ'ner Prahler,
Doch zog das Glück ihn vielen vor;
Er erbte hunderttauſend Thaler.

Er läßt nun einen Pallaſt bau'n,
Es ſchimmert Pracht von allen Wänden,
Anſtaunend ſoll die Meng' ihn ſchau'n,
Der Glanz der Neider Auge blenden.

Vollendet iſt der theure Bau,
Und Cleons Wunſch iſt eingetroffen,
Aus Eitelkeit ſteht nun zur Schau
Der ſtolze Pallaſt Jedem offen.

Man gafft und ſtaunt, bewundert laut,
Indeß ſich Cleon kitzelnd blähet;
Ein Fremder nur kopfſchüttelnd ſchaut,
Und achſelzuckend wieder gehet.

Mein Herr, fragt Cleon ärgerlich:
Mein Bau ſcheint Ihnen zu mißfallen?
Ich muß geſteh'n, es wundert mich,
Denn Beifall fand er doch bei Allen.

„Der Bau iſt gut, doch iſt Ihr Schloß,"
Verſetzt der Fremd', ein ſpött'ſcher Necker.
„Für Ihre Freunde viel zu groß,
„Zu klein für Ihre Speichellecker."

Der dienſtfertige Arzt.

Geſchwinde! — ach, geſchwinde! ſchrie
Johann, einſtürmend in das Zimmer
Des Doktors P***; ſeit heute früh
Wird es mit meinem Herrn weit ſchlimmer,
Er ſeufzt mit kläglichem Gewimmer:
Ich leide wahre Höllenpein,
Möcht' ich doch gleich des Todes ſeyn;
O, kommen Sie um Gotteswillen! —
Der Arzt erwiederte mit kaltem Ton:
„Was ängſtet ſich ſein Herr Baron?
„Ich werde, was er wünſcht, erfüllen;
„Beruh'g' Er ihn, ich eile ſchon!“

Das Diner bei'm Reſtaurateur.

Charmant, Ariſt! daß ich Dich finde!
Rief Bav, der ſich ſchon lange Zeit
Der Sylbenzählerkunſt geweiht:
Sie machen ſich ſo rar; 's iſt eine Sünde
Wie lang' hab' ich Sie nicht geſehn.
Jetzt laſſ' ich Sie nicht los. — Geſchwinde!
Sie müſſen heute mit mir gehn;

Man ſpeiſt vortrefflich in der Linde
Bei'm neuen Koch — Sie ſind mein Gaſt! —
Es ſträubt ſich zwar Ariſt, doch faßt
Der Dichterling — es hilft kein Flehen —
Ihn unter'm Arm, gezwungen muß
Zu ſeinem peinlichen Verdruß
Er mit zum Speiſewirthe gehen.
Der Ort heißt Reſtauration:
Es ſpeiſet jeder nach Belieben,
Was auf der Karte ſteht geſchrieben;
So will's der allerneu'ſte Ton.
Hier herrſcht nicht mehr die alte Weiſe,
Wo man an Einer Tafel ſpeiſt,
Erholung auch für Herz und Geiſt,
Wenn in dem traulich muntren Kreiſe
Den Wein ein witz'ger Scherz verſüßt,
Hier flieht die unbefang'ne Freude,
Ein Jeder nur, wie auf der Weide
Schaaf oder Kuh, ſtumm ſatt ſich ißt.
Jetzt ſetzen Bav ſich und Ariſt
An einem Tiſch in einer Ecke
Des großen Saals, wo ein Gedecke
Für zwei gerade leer noch iſt.
Bav giebt dem Kellner nun ein Zeichen,
Und läßt für ſich und ſeinen Freund
Zwei Gläſer Tri-Madera reichen,

Denn das iſt, wie er kläglich meint,
Sehr gut für einen ſchwachen Magen.
Es wird die Suppe aufgetragen;
Kaum koſtet Sie Ariſt, ſo ſpricht
Zu ihm ſein Freund: ein Sinngedicht
Voll Salz, wie alle Kenner ſagen,
Hab' ich gemacht; Du kennſt es nicht.
Ich denk', es ſoll mir Ehre machen,
Denn, wem ich's vorlas, war ganz Ohr,
Und in's Geſicht mußt' er mir lachen.
Er zieht ein Pack Papier hervor.
Hier iſt's! ruft er: Die Modepuppe
Des Volksthums nannt' ich es; er lieſt,
Doch eh' er noch zum Schlußwort iſt,
Spricht, Runzeln auf der Stirn, Ariſt:
„Ach! Du verſalzeſt mir die Suppe!
„Ein andermal! — laſſ' mich in Ruh',
„Schon hört Dir Mancher ſpöttiſch zu."
Ja ſo, erwiedert Bav: ich merke,
Du liebſt die Epigramme nicht,
Und mehr die größern Dichterwerke. —
Ein Diener bringt ein neu Gericht;
Es iſt geſchmackvoll zugerichtet,
Dem Gaſte ſchmeckt es, plötzlich ſpricht
Sein Wirth: Ein längeres Gedicht,
Wie Arioſt, hab' ich gedichtet;

Hör', Freund, den ſechszehnten Geſang,
Er iſt nur dreißig Stanzen lang.
Er deklamirt; es bleibt vor Schrecken
Dem unglückſeligen Ariſt
Der Biſſen in dem Munde ſtecken.
„Halt ein! — Wenn man bei Tiſche lieſt,
„Will mir es — ſonderbar — nicht ſchmecken."
So ſucht er ſchonend den Verdruß
Der Langeweile zu verſtecken;
Doch Bav vermeint: wir ſind am Schluß,
Acht Stanzen nur, Du wirſt bekennen,
Ich traf darin genau den Ton
Des hochgeprieſ'nen Oberon,
Man muß mich neben Wieland nennen,
Alxingern übertraf ich ſchon.
„Ich mag kein Urtheil drüber fällen,"
Verſetzt Ariſt mißlaunig kalt:
„Doch bitt' ich, wenigſtens recht bald
„Für uns den Braten zu beſtellen.
„Wir ſitzen hier ſchon lang', allein,
„Ich muß es offenherzig ſagen,
„Das einz'ge Glas Maderawein
„Macht mich nicht ſatt; noch iſt mein Magen
„Wie eines Gecken Schädel leer,
„Das kommt von Deinem Leſen her." —

Der Braten wird nun aufgetragen,
Doch kaum, daß ihn Kriſt zerlegt,
Bav unbefangen freundlich frägt:
Ach, apropos! für unſre Bühne
Giebt's guter Stücke gar nicht viel.
Ich ſchrieb ein neues Trauerſpiel,
Ein Schickſalsſtück. — Mit ſtolzer Miene
Langt er die Handſchrift nun hervor.
Der Titel heißt: Die blut'ge Sühne,
Es ſchließt mit einem Geiſterchor,
Mit Stimmen der erſchlag'nen Leichen.
Was Schiller je gedichtet hat,
Iſt gegen dieſes Stück nur matt,
Grillparzer ſoll beſchämt mir weichen.
Hör' eine einz'ge Scene nur:
Um Mitternacht, im Schatten heil'ger Eichen,
Verbinden ſich durch fürchterlichen Schwur
Sechs Brüder, blutig ein Verbrechen
An die Urenkel noch zu rächen.
Bav fängt zu leſen an; jetzt ſpringt
Kriſt empor von ſeinem Sitze,
Ihn übermannt zuletzt die Hitze,
Und ſchnell er einen Diener winkt:
„An jenem Tiſche will ich ſpeiſen!"
Sagt er: „Geſchwinde, Suppe, Wein!" —

Bav fragt erſtaunt: Was ſoll das heißen?
Du biſt mein Gaſt! — „Du wirſt verzeih'n,
„Bei'm Eſſen laſſ' ich mich nicht ſtören,
„Und ſoll ich Deine Verſe hören,
„Speiſ' ich weit lieber ganz allein."

Der Conſcribirte.

Lucas, des Pächters Martin Sohn,
War groß und ſtark, und in dem Alter ſchon
Sich, für den Krieg, im Waffendienſt zu üben,
Er ward drum für die nächſte Garniſon,
Zum Exerciren, ausgeſchrieben.
Sehr gern wär' er zu Hauſ' geblieben,
Ihm freute mehr der reifen Aehren Glanz,
Als ein entfernter Lorbeerkranz,
Erkauft mit Wunden und mit Hieben.

Fort muß er, fort! — Voll Zuverſicht
Bei'm Abſchied er zum Vater ſpricht:
„Die Trennung laßt Euch nicht betrüben,
„Bekanntlich ſtamml' ich, wie Ihr wißt;
„Ein Stammler, leicht ich das beweiſe,
„Zum Dienſt des Kriegs untauglich iſt."

Froh macht er nun ſich auf die Reiſe,
Die nahe Stadt iſt bald erreicht,
Er nun dem Commandeur ſich zeigt,
Und ſpricht zu dieſem ſtammelnd leiſe:
„Ich ſtott're, ſtott're immerfort,
„Gott ſtrafe mich! ich kann kein Wort
„Zu — zu — zuſammenhängend ſprechen.
„Zum Die — Die — Dienſte taug' ich nicht
„Bei ſolchem kläglichen Gebrechen!“
Der Offizier drauf lachend ſpricht:
Das Schwatzen iſt gar nicht vonnöthen,
Stillſchweigend, ſo gebeut's die Pflicht,
Muß man beherzt die Feinde tödten.
„Schon recht,“ verſetzt Lucas: „allein,
„Geſetzt, ich müßte Schildwacht ſtehen,
„Wie kann ich wer — wer — wer da ſchrei'n?
„Naht ſich der Feind — Sie ſehen's ein —
„Wär's — eh' ich's rief — um mich geſchehen.“
O dafür wiſſen wir ſchon Rath,
Deshalb gieb immer Dich zufrieden,
Man ſtellet bei Dir einen Invaliden,
Der eine tücht'ge Kehle hat.
Du wachſt, er ſchreit. — „Ich will's nicht ſtreiten,
„Allein, es iſt ja weltbekannt,
„Der Tapferſte wird durch die Hand

„Des Feind's gefangen wohl zu Zeiten,
„Dies iſt nichts Neues. — Sie, wie ich,
„Sind ſolchem Schickſal Preis gegeben,
„Für mich wär's doppelt fürchterlich,
„Es koſtete mir dann das Leben.
„Eh' ich noch ſchrie: Par — Par — Pardon,
„Wär' ich zerhackt in Stücken ſchon."

Der Unverſöhnliche.

Johann, des Herrn von X... Lakai,
Kam einſt von einem Kindtaufsſchmauſe
Des Abends ſpät bezecht nach Hauſe,
Und trieb des Unfugs mancherlei.
Den Kammerdiener — ſollt' man's glauben! —
Er einen Schuft zu ſchimpfen wagt;
Noch mehr, er will der jungen Magd
Der gnäd'gen Frau ein Küßchen rauben,
Der hoch empor das Näschen ragt.
Kaum daß der neue Morgen tagt
Und Herr von X.. aus ſeinem Bette,
Wird Hans von Allen um die Wette
Ob all' der Frevel hart verklagt.

Johann muß vor dem Herrn erſcheinen,
Der, weil er ſelbſt die Flaſchen liebt,
(Ein Kenner von den beſten Weinen,)
Den Trunkenbold ſchon halb vergiebt;
Der Reuige naht ſich betrübt,
Und ſeufzet, unter lautem Greinen:
Ach, gnäd'ger Herr, ich ſeh' es ein,
Geſündigt hab' ich ſchwer, doch ich verdiene
Nachſicht; bei der Gevatterin Couſine
Trank ich zum erſtenmale Wein,
Er ſchmeckte mir ſo ſchön. — Zur Sühne
Schien Herr von X.. geneigt zu ſeyn,
Er fragte lächelnd, Neugier in der Miene:
„Schon gut! was trankſt Du dann für Wein?“
Sie nannten's Grüneberger. — „Gott bewahre!“
Schrie Herr von X..., Zorn ſträubte ſeine Haare:
„Das mag der Teufel Dir verzeihn!“

Der vorſichtige Kranke.

Der Prinz von C... ward auf der Reiſe
In's Bad ſchon, eh' er eintraf, krank,

Ihm ſchmeckte keine leckre Speiſe,
Und ſelbſt den Wein er ungern trank;
Verdrießlich iſt ein ſolches Faſten,
Er war kein Freund der Hungerkur,
Und er beſchloß, auf ſeiner Tour
In K..., der hübſchen Stadt, zu raſten;
Dort, denkt er, werden Aerzte ſeyn,
Die von dem Uebel dich befrei'n.

Der Gaſthof zu dem goldnen Raben
Wird ſehr gelobt, — dort kehrt er ein,
Und um den beſten Arzt zu haben,
Schickt er zum Bürgermeiſter nun,
Pflichtmäßig ſoll er kund ihm thun,
Wer von den Aerzten, reich an Wundergaben,
Am wenigſten der Kranken noch begraben.

Höchſt eilig der wohlweiſe Rath
In Pleno drauf zuſammentrat,
Dem Wunſch des Prinzen zu genügen;
Er forſcht mit ſaurer Müh', und fand,
Daß durch der dort'gen Aerzte Hand
In der Kirchhöfe lock'rem Sand
Zu Hunderten die Leichen liegen,
Zuletzt wird ihm ein Arzt genannt,
Von dem er kaum ein Wort gehöret,
Der nur um zwei der Leichen Zahl vermehret.

Demüthig meldet nun der Magiſtrat
Dem Prinzen, was er ausgemittelt hat.

„Wahrhaftig!“ ruft der Prinz zufrieden:
„Das nenn' ich eine kleine Kirchhofsſaat!
„Ein ſeltnes Glück hat mir den Arzt beſchieden,
„Der nur dem Tode zwei geopfert hat.
„Man ruf' ihn gleich!“ — Bei dieſem Winke
Ergreift der Kammerdiener ſchnell die Klinke
Der Thür, läuft fort, — bald ein der Doktor trat.

„Nur näher,“ ſpricht der Prinz: „ich trinke
„Und eſſe gern, doch beides hat
„Verloren ſich, ich bitt' um Ihren Rath.“

Der junge Arzt, im Uebermaß der Freuden,
Sich nun dem hohen Kranken naht,
Verneigt ſich tief, und frägt beſcheiden:
„Erlauben Euer Hoheit mir
„Die Frag' — es iſt nicht kecke Neubegier —
„Wem hab' ich dieſe ehrenvolle Wahl zu danken?
„Die Heilkunſt üb' ich nur ſeit geſtern hier,
„Und hatte nur bis jetzt zwei Kranken.“

Ein Todesſchauer überläuft
Des Prinzen Haut, erſchrocken greift
Er nach der Börſe, reicht mit Beben
Dem jungen Arzt den Ehrenlohn,

Und ſpricht: „Es wird von ſelbſt ſich geben.
„Ach! wer Sie ſieht, fühlt ſich geheilet ſchon.“

Naives Urtheil.

„Warum verderbt Ihr Euch die Zeit
Bei'm Leſen all' der Tagesblätter,
Die dutzendweiſe feil man beut;
Man wird dadurch doch nicht geſcheit,“
Sprach Oheim Toms zu ſeinem Vetter,
Dem jungen Flins, den die Natur
Stiefmütterlich mit Geiſt bedachte,
Doch der dabei den Klugen machte,
Und auch den Witzling, obgleich nur
Er ſeinen ſchalen Spaß belachte,
Weil dies ihm ſonſt nie wiederfuhr;
Dabei das große Wort er führte,
Nach echter Kannengießer Art
Sehr heftig um des Kaiſers Bart
Mit ſeines Gleichen disputirte,
Wobei, bei jedem Widerſpruch,
Dem man ihm macht', er ſuperklug
Den Zeitgeiſt, als Beweis, citirte.
„Ich dächte,“ fuhr der Oheim fort:

„Ihr ließet die Journale lieget,
Ein gründlich Buch giebt mehr Vergnügen,
Dergleichen leſet, auf mein Wort.
Zufällig hab' ich eins erhalten,
Verſchlungen hab' ich's mit Genuß,
Es heißt Numa Pompilius,
Darin den Römergeiſt — den alten,
Verſteht ſich — man bewundern muß;
Die Tugenden, die jetzt erkalten,
Es in des Jünglings Bruſt erregt,
Patriotismus ein uns prägt;
Dies Buch empfehl' ich Dir zum Leſen.“ —
Der junge Vetter höhniſch ſpricht:
„Romane, Oheim, leſ' ich nicht,
„Auswendig weiß ich ſchon ihr Weſen,
„Es iſt nur abgeſchmacktes Zeug;
„Romane unſereins ermüden,
„Und ſind die Titel auch verſchieden,
„Der Inhalt iſt doch ganz ſich gleich,
„Und auf ein Haar kann ich ihn nennen
„Ein junger Mann ein Mädchen ſieht,
„Sie lernen ſich durch Zufall kennen,
„Und Beider Herz in Liebe glüht.
„Die harten Aeltern ſind dawider,
„Dies ſchlägt die ſüße Zuverſicht
„Der Liebenden gewaltſam nieder,

„Doch es erliſcht die Flamme nicht,
„Sie ſchwimmen Beid' in Wehmuthsthränen,
„Sie ſeufzen wechſelsweiſe: Ach!
„Es läuft der Jüngling ſeiner Schönen,
„Die Schöne ihrem Jüngling nach,
„Und endlich — oft nach vielen Jahren,
„Wo ſie getrennt das Ungemach
„Verfolgter Liebe hart erfahren —
„Vereint — o ſel'ger Augenblick! —
„Sie das beſänftigte Geſchick.
„So ſind gewöhnlich die Romane,
„Die Ehe macht darin den Schluß,
„Und ſicher iſt nach dieſem Plane
„Auch Ihr Numa Pompilius.
„Es führt nach manchem harten Streite
„Pompilius — iſt es nicht wahr,
„Herr Oheim? — auf der letzten Seite
„Sein Liebchen Numa zum Altar."

Der ſterbende Bauer.

Geduldig! Paſtor Steffen ſprach
Zum Bauer Tom, der im Verſcheiden
Auf ſeinem Krankenbette lag:

Es enden bald ſich Eure Leiden,
Der Erdenſorgen ſeyd Ihr los;
Ihr dürft nicht mehr bei'm Pfluge ſchwitzen,
Bald werdet Ihr in Abr'hams Schooß
Im Himmelreich zu Tiſche ſitzen. —
„Hm!" fiel der Bauer ihm in's Wort.
„Der Appetit iſt längſt ſchon fort,
„An's Eſſen mag ich gar nicht denken;
„Doch giebt es Fredersdorfer dort,
„Laſſ' ich mir einen Krug voll ſchenken."

Der Charlatan.

„Herein, Ihr Herren und Ihr Frauen!"
Ein Charlatan vor ſeiner Bude ſchrie:
„Ein Wunder iſt allhier zu ſchauen,
„Bisher ſah man dergleichen nie,
„Ihr könnet meinen Worten trauen,
„Mit einer Häſin hat's ein Hecht erzeugt,
„Es iſt ein wundervolles Ungeheuer,
„Das dieſen beiden Thieren gleicht.
„Nur friſch herbei! — Der Eintritt iſt ſechs
Dreier!
„Wer ſich jedoch von Stande deucht,

„Dem wird der Preis von mir nicht vorgeſchrieben,
„Charmante Leute zahlen nach Belieben,
„Für Kinder man die Hälfte reicht.“ —
Die Neugier treibt das Volk in Menge,
Mit Ungeſtüm, die Augen ſtier,
Die Häls' emporgereckt, hin zu der Thür
Der Bud', und in dem wogenden Gedränge
Giebt's Stöß' und blaue Flecke hier,
Man brennt, zu ſehn das Wunderthier.
Man zahlt — der Einlaß iſt nicht theuer —
Sein Geld, denn ſolch ein Ungeheuer
Muß wunderbar geſchaffen ſeyn;
Der Charlatan ſtreicht all' die Dreier
Mit beiden Händen ämſig ein.
Die Bud' iſt voll, faſt zum Erſticken,
Es herrſchet darin Finſterniß,
Man zündet Lichter an, gewiß
Wird endlich man die Mißgeburt erblicken;
Allein man irrt. — Der Charlatan
Tritt jetzt hervor, ein Bild in ſeinen Händen,
Er hält's empor, und perrorirt ſodann
Ganz laut und frech: „Ich bitte Jedermann,
„Den Blick auf dieſes Bild zu wenden.
„Die Mißgeburt, die größte Seltenheit
„Von einer unentdeckten Inſel,

„Hat eines wack'ren Künſtlers Pinſel
„Ganz Zug für Zug hier conterfeit.
„Das Urbild zwar — doch das will nichts verſchlagen —
„Das Bild iſt ſprechend ähnlich — ließ
„Ich einem Freunde zu Paris,
„Um die Gelehrten zu befragen,
„Wohin man es claſſificirt.
„Damit Ihr aber nichts verliert,
„Sollt Ihr, verehrte Herr'n und Frauen,
„Hier neben mir, auf dieſem Tiſch,
„Den Vater und die Mutter ſchauen.
„In dieſer Schüſſel ſchwimmt der Fiſch,
„In dieſem Käfig, dicht daneben,
„Seht Ihr die Häſin zwiſchen Stäben.
„Merkt — beide ſind geſund und friſch.“
Jetzt will ſich plötzlich ein Geziſch
Der Gaffer, die geprellt, erheben;
Doch ſchamlos fährt er ruhig fort:
„Dies Thier iſt, auf mein Ehrenwort!
„Die größte Rarität auf Erden,
„Und ſchwerlich wird zum zweitenmal
„Dergleichen je erzeuget werden.
„Der Vorderleib iſt ſchuppig, ſchmal,
„Floßfedern hat er vorn ſtatt Läufe,
„Der Hintertheil der Häſin gleicht,

„Und, was ich ſelbſt noch nicht begreife,
„Sich, ſtatt der Blume, eine Schleife,
„Kunſtvoll geſchlungen, klar ſich zeigt.
„Fromm iſt's, gehorſam; wenn ich pfeife,
„Es ſich vor Herr'n und Damen neigt.
„Auch ſein Geruch iſt zu ertragen,
„Bei Gott! es iſt ein rares Stück,
„Sie ſollen ſelbſt es ſehn, — in ein'gen Tagen
„Erwart' ich es gewiß zurück,
„Und wenn, was ich gezeigt, gefallen,
„So bitt' ich noch zuletzt gar ſchön,
„Mich gütigſt zu empfehlen Allen,
„Die nicht mein Wunderthier geſehn."

Sonderbare Logik.

Wie, hörſt Du niemals auf, zu zechen,
Und kömmſt Du nüchtern nie nach Haus?
Rief Barbara entrüſtet aus:
Es mag nun biegen oder brechen,
Zu Wein laſſ' ich Dich nicht mehr gehn,
Mann! Mann! der Satan muß Dich plagen,
Auf keinem Beine kannſt Du ſtehn,
Du fällſt. —

„Wer wagt es, dies zu ſagen!“
Sebaſtian betrunken ſchreit:
„Ich fallen? — Du biſt nicht geſcheit!“ —
Ich ſeh' es ja! halt! Du wirſt fallen!
Ruft ſie, und eilet auf ihn zu
Und fängt ihn auf mit ihren Krallen.
„O Barbara! wie dumm biſt Du!“
Verſetzt der Trunkenbolt mit Lallen:
„So überleg's, kann ich betrunken ſeyn;
„Ich trank ja nichts als rothen Wein!“

Kanzelberedſamkeit.

„Man muß auch ſeine Feinde lieben,“
Sprach auf der Kanzel ſalbungsvoll
Der Paſtor Stauz: „und nie voll Groll
„An Widerſachern Rache üben,
„Denn ſo gebeut's die Chriſtenpflicht;
„Ein ſchönes Beiſpiel laßt Euch ſagen:
„Als Kain einſt — der Böſewicht! —
„Den Bruder Abel hinterrücks erſchlagen,
„Rächt' er ſich an dem Mörder nicht.“

Ewige Liebe.

Ein echter Zögling der Garonne,
Noch halb ein Kind, kaum ſiebzehn Jahr,
Doch ſchon verliebt zum Sterben war;
Es ſchmolz ſein Herz in Weh' und Wonne,
Wenn er ein junges Mädchen ſah,
Die Ein' erſchien ihm als Madonne,
Die And're ihm als Cypria.
Ihn ſchüttelte das Wertherfieber,
Und es ergriff ihn einſt auf einem Ball
Der Paroxismus Knall und Fall,
Als er Alinen gegenüber
In einer Ecoſſaiſe ſtand.
Es ward ſein trübes Auge trüber,
Verſtohlen drückt' er erſt die Hand,
Sprach dann durch ſtumme Blick' und Mienen,
Doch als der Punſch ihm Muth verlieh,
Seufzt' er ſogar: „Ich liebe Sie!
„O könnt' ich Gegengunſt verdienen!“ —
Das loſe Mädchen ſchalkhaft lacht,
Und ſpricht darauf, um ihn zu necken,
Weil Spaß der kleine Thor ihr macht:
„Der Mutter müſſen Sie's entdecken.“
Sie willigt ein, ha! welch ein Glück!
Denkt er bei ſich: o Wonneſtunde!

Kein Nein entquoll dem Roſenmunde;
Zeigt ſich ein günſt'ger Augenblick,
Will ich auch gleich beherzt es wagen,
Der Mutter meinen Wunſch zu ſagen.
Der günſtige Moment erſcheint,
Alinens Mutter zu bekennen,
Wie zwei verliebte Herzen brennen,
Die ſüße Sympathie vereint.
Die Mutter ganz betroffen ſcheint,
Da liſpelt ihr in's Ohr Aline
Zwei Worte mit verſchmitzter Miene.
„Viel Ehre!" jetzt die Mutter ſpricht:
„Allein es hat vor ein'gen Wochen
„Sich meine Tochter ſchon verſprochen,
„Wortbrüchigkeit geziemt ſich nicht." —
Wie Niobe ſteht er verſteint,
Zerſchmettert von dem erſten Schrecke,
Dann geht er ſtumm in eine Ecke
Des Ballſaals, wo er troſtlos weint.
Zufällig naht ſich ihm ein Freund;
Er frägt: was ihn ſo traurig mache?
Und auf den kläglichen Bericht
Des der Verzweiflung Nahen, ſpricht
Der Frager: „Lieber Bruder, lache!"
„Höchſt unbedeutend iſt die Sache,
„Verdient, bei Gott! der Thränen nicht."

Doch ſolcher Troſt war Oel in's Feuer,
Es kehrt mit zornigem Geſicht
Den Rücken ihm der abgewieſ'ne Freier.
Es ſind drei lange Monden ſchon
Nach jenem Unglücksball entflohn,
Da treffen Beide wiederum zuſammen
Auf einem Ball; mit heit'rem Blick
Frägt ihn ſein Freund: Dein Mißgeſchick
Haſt Du beſiegt, die Liebesflammen
Sind längſt verglüht? — Du haſt auch Recht! —
„Fürwahr!“ ruft er: „Du kennſt mich ſchlecht!
„Noch fließet meines Kummers Zähre,
„Mein Buſen keine Ruhe ſpürt,
„Und daß nichts meinen Schmerz zerſtöre,
„Hab' ich ihn mir einbalſamirt.“

Der Blinde.

Ein armer Blinder, dem ein Knabe
Als Führer treu zur Seite ſtand,
Sprach mit der ausgeſtreckten Hand
Das Mitleid an um eine Gabe,
Und oft er milde Herzen fand.
Doch einſt, als er blos durch Gebehrden

Mehr als durch viele Worte hat,
Ein ſchaler Witzbolt zu ihm trat,
Und ſprach: Dies Goldſtück ſoll Euch werden,
Sobald Ihr gründlich mich belehrt,
Worin beſteh' des Sehens Werth? —
„Die Frag' iſt leicht," verſetzt geſchwinde,
Kaum daß er dieſen Spott gehört,
Doch ohne Bitterkeit, der Blinde:
„Man wird dem Thoren, kann man ſehn,
„Von fern ſchon aus dem Wege gehn."

Die beiden Kranken.

Ein armer Dichter, der durch Lieder,
Reich an Gefühl und Phantaſie,
Oft Lob gewann, nur Reichthum nie,
Erkrankte; ſchwer lag er danieder.
Doch, wer auch ſeine Werke las
Und ſeiner Dichtungen ſich freute,
Den Hülfsbedürftigen vergaß,
Er ſah ſich ſchon des Todes Beute.
Der Hütt', in der er Obdach fand,
Dem engen Stübchen gegenüber
Ein königlicher Pallaſt ſtand;

Es wohnte dort ein Lieferant,
Den ſchüttelte ein heft'ges Fieber,
Doch Hülfe war gleich bei der Hand,
Es ſchellt vom Morgen bis zum Abend
Wer Gaſt an ſeiner Tafel war,
Und frägt: Wie geht's? Der Schmeichler Schaar
Bringt das, was ihm nur irgend labend,
Als Zeichen ihres Antheils dar.
Er aber ſchreit, voll Angſt bei der Gefahr
Des nahen Tod's, den erſten Arzt zu holen;
Schnell fährt der vor, mit großer Haſt
Tritt vor dem Kranken er und faßt
Den Puls. — „Ich liege wie auf Kohlen,"
Seufzt jener: „Leide Höllenpein!
„Ach! wenn Sie mich davon befrei'n,
„Verſprech' ich hundert Stück Piſtolen,
„Denn keine Koſten will ich ſcheu'n." —
Es meint der Arzt: Es wird ſich geben!
Sie ſind nur blos am Fieber krank,
Das koſtet nicht ſogleich das Leben.
Und er verordnet einen Trank.
Noch ſchreibend, ſtürzet in das Zimmer
Ein Mütterchen, des Dichters Magd,
Sie naht dem Arzt ſich ängſtlich, ſagt:
„Mit meinem Herrn wird's ſtündlich ſchlimmer!
„Geſchwind, Herr Doktor!" —

Dieſer fragt:
Wer läßt mich rufen? — „Keiner! — ich nur bitte
„Um Ihren Beiſtand aus Barmherzigkeit,
„Der Dichter L** iſt krank, hier in der kleinen Hütte
„Wohnt er, ſchrägüber, gar nicht weit!“ —
Weib! ruft der Arzt, mit finſt'ren Mienen:
Ich glaube, ſie iſt nicht geſcheut,
Dazu gebricht es mir an Zeit,
Dabei giebt es nichts zu verdienen.
„Fort!“ ſchreit erzürnt der Lieferant:
„Was will Sie hier!“ — Die Alte ſchleichet
Zu ihrem Herrn, dem ſie die Hand
Mit einem ſchweren Seufzer reichet,
Und dann, mit Thränen im Geſicht'
Und Gluth des Zorns auf welken Wangen,
Erzählet, wie man ſie empfangen.
„Ich bitte, ärgert Euch nur nicht,“
Mit ſanftem Ton der Dichter ſpricht:
„An ſo was bin ich längſt gewöhnet,
„Ihr habt, wenn jetzt das Herz mir bricht,
„Mich mit der Menſchheit ausgeſöhnet.“
Und Balſam ward's für ſeinen Gram,
Man konnt' es auf der Stirn' ihm leſen;
In kurzer Zeit war er geneſen,

Obgleich kein Doktor zu ihm kam.
Dagegen trieb der Arzt ſein Weſen
Bei'm Lieferanten Tag und Nacht,
Verſchrieb ihm Pulver, Tropfen, Pillen,
Doch alles ward umſonſt gemacht,
Des Kranken Schmerz war nicht zu ſtillen,
Er ſtarb an ſeines Doktors Kur,
Die Erben zahlten die Piſtolen;
Den Dichter heilte die Natur,
Sogar verſchmähend die Obolen,
Die er einſt an dem ſchwarzen Fluß
Zur Ueberfahrt entrichten muß,
Kommt Charon, um ihn abzuholen.

Der Zweikampf.

„Ich habe Geld," ſprach Schmul: „wie Heu,
„Die Lieferungen brachten Segen,
„Von meinen Söhnen ſollen drei
„Sich jetzt nur auf die Handlung legen,
„Der vierte — blos der Ehre wegen —
„Mag ſich den Wiſſenſchaften weih'n,
„Die Medizin ſoll er ſtudiren,
„Am meiſten bringt das Praktiziren

„Am Bett' der Patienten ein.
„Die reichen Kranken, die nicht ſterben,
„Bezahlen zehnfach ſeine Müh',
„Und gegentheils die reichen Erben;
„Die Armen, hoff' ich, heilt er nie.
„Nur leeren Dank kann man erwerben."
Die Mutter ſtimmte freudig ein,
Ihr Iſraelchen war vor Allen
Ihr Schooßkind, ſchmunzelnd rief ſie: „Main!
„Du biſt nicht auf den Kopf gefallen,
„Gott's Wunder! mir fiel's ſelbſt nicht ein!
„Ein Doktor, ei! das will was ſagen!"
Fuhr ſie nun fort: „ich ſeh' im Geiſt,
„Wie ihm die Zung' ein Kranker weiſ't.
„Du giebſt ihm Deinem alten Wagen,
„Damit er gleich kutſchiren kann,
„Fängt er die gold'ne Praxis an;
„Ein junger Arzt iſt zu beklagen,
„Der mühſam Tag und Nacht zu Fuß
„Zu ſeinen Kranken wandern muß,
„Es wird kain Graußer nach ihm fragen."
Der Sohn erhält nun Unterricht;
Zwar eifrig wird er nicht betrieben,
Doch da mit kecker Zuverſicht
Er über alles vorlaut ſpricht,
Was unverſtändlich ihm geblieben,

Bewundern die Verwandten ihn;
Er ſoll, da achtzehn Jahr' er zählet,
Jetzt eine Univerſität beziehn,
Und L**g wird dazu gewählet,
Weil Handel dort und Wandel blühn.
Der Vater Schmul bedächtig meinet,
Zwiefachen Vortheil bringt der Ort,
Denn wenn ein böſer Schuldner dort
Arglos zur Meſſezeit erſcheinet,
So kann der Sohn uns nützlich ſeyn,
Und mit Arreſt dem Schuldner dräu'n,
Denn, trotz der Themis Schneckengange,
Verzögert man in dieſer Zeit
Den Ausſpruch der Gerechtigkeit —
Wenn Wechſel es betrifft — nicht lange.
Der Reiſewagen iſt beſpannt,
Ich ſchweige von der Abſchiedsſcene,
Wo mehr als eine bitt're Thräne
Im Auge der Verwandten ſtand,
Die Mutter faſt untröſtlich ſcheinet,
Sie drückt im aufgeregten Schmerz
Den Liebling heftig an das Herz,
Der bei dem Abſchied ſchluchzend weinet;
Ernſt ſieht der Vater himmelwärts,
Und ſpricht: „Mein Schatz, Du mußt Dich faſſen,

„Der Sohn geht ja nicht aus der Welt, —
„Was jammerſt Du — hat er nicht Geld?
„Das kann ihm nie im Stiche laſſen!
„Du willſt ihn doch als Doktor ſehn,
„Da muß er ja ſtudiren gehn,
„Nach wen'gen Jahren kommt er wieder.“ —
Gelaſſ'ner zeigten ſich die Brüder,
Es milderte geheimer Neid,
Weil ihm die Mutter vorgezogen,
Die brüderliche Traurigkeit,
Die überdies aus Höflichkeit
Nur ſcheinbar war und halb erlogen.
Schmulsſohn nach L**g glücklich kam,
Er ließ ſich immatrikuliren,
Verſchwunden war ſehr bald der Gram,
Doch nicht durch eifriges Studiren;
Den Plie der Burſchen an er nahm,
Unkundige zu imponiren,
Doch ſein Geſicht, der Sprache Ton
Den fremden Urſprung laut verriethen,
Und oft — er konnt' es nicht verhüten —
Ward für Bewunderung ihm Hohn.
Er glich in Allem ſeinem Vater,
Der ſtets das Rohr in ſeiner Hand
So trug, als meſſ' er damit Band.
Schmulsſohn ſich einſt in dem Theater

Mit Nichtchen Veit aus B— befand,
Und ein Student zur Seit' ihr ſtand:
Das Haus war voll, faſt zum Erſticken,
Man drängt auf ihn, er wanket, fällt,
Und ſtößt Veits Blümchen in den Rücken.
„Au wai! au wai!“ ſchreit ſie und hält
Den Kopfputz feſt: „das will ſich ſchicken!
„Herr Schmulsſohn, ſtehen Sie mir bei!
„Iſt das Manier? — Au wai! au wai!“
Und es verſetzt mit ſanften Blicken.
Entſchuld'gen Sie, der Muſenſohn.
Getäuſcht durch dieſen milden Ton
Will Schmulsſohn ſich recht tapfer zeigen.
„Ei, was entſchuld'gen!“ keck er ſpricht,
Und macht ein höhniſches Geſicht. —
„Ich rath' Ihm, Bürſchen, ſtill zu ſchweigen!“—
Ich ſchweigen? — Nein, das thu' ich nicht.
Den Mund laſſ' ich mir nicht verbieten! —
„Ei, ſeht den barſchen Iſra'liten!
„Der Haſenfuß ganz patzig thut.“ —
Der ſo Verhöhnte ſchäumt vor Wuth.
Er droht und ſchimpfet laut, — inzwiſchen
Beginnt das Schauſpiel, und dem Streit
Das Publikum durch Murr'n und Ziſchen,
Mit Recht erzürnt, ein Ziel gebeut.

Schmulsſohn ſich ſeines Siegs erfreut,
Ihm blieb das letzte Wort im Streite,
Und an der jungen Nichte Seite
Prahlt er von ſeiner Tapferkeit.
„Dergleichen hat nicht viel zu ſagen!“
Verſichert er im hohen Ton:
„Das iſt nichts Neu's, — ich habe ſchon
„Mich mehr als einmal hier geſchlagen,
„Ich hau' und ſchieße ganz perfekt,
„Ich halte Alle in Reſpekt;
„Zu ſodern wird mich keiner wagen.“
So leiſ' er dies zu Blümchen ſpricht,
Entgeht's doch ſeinem Gegner nicht,
Und als das Schauſpiel nun beendet,
Der ſich mit finſterem Geſicht
Zu Schmulsſohn, Blümchen führend, wendet,
Und ruft ihm zu in rauhem Ton:
„Wir werden morgen früh uns ſprechen,
„Ein Hundsvott, der nicht kömmt, — wir müſſen ſchon
„Einander uns die Hälſe brechen, —
„Wir ſchießen uns,“ — und ruhig geht er fort.
Welch ſchreckenvolles Donnerwort!
Es fühlet Schmulsſohn ſich erſchüttert,

Doch ängſtlicher Veits Blümchen zittert,
Blut ſieht ſie ſchon und Meuchelmord.
Ach! Iſrael, ihr künft'ger Freier,
Vielleicht durch eine Kugel fällt;
Der Vater hat ſo ſchönes Geld,
Drum war der Sohn ihr längſt ſo theuer.
Sie ringt die Hände, weinet laut,
Doch er, ſo ſehr ihm ſelber graut,
Verſtellet ſich. „Nur kein Geſäuer!"
Raunt er ihr in das Ohr: „vielleicht
„Läßt ſich die Sache noch vergleichen,
„Die Hand voll Geld kann man zur Sühne reichen,
„Mit Geld man Alles ja erreicht."
Der Vorſchlag ihr vernünftig deucht,
Zurück wird ihn kein Kluger weiſen,
Geld gilt doch mehr als Blei und Eiſen,
Dies nur im Werthe höher ſteigt.
Beſänftigt legt ſich Blümchen nieder,
Und Morpheus ſchließt zur ſüßen Ruh
Ihr im Hotel die Augenlieder
Zum Gaukelſpiel der Träume zu.
Nur Schmulsſohn, unter Angſt und Sorgen
Was ſeiner harrt, die ganze Nacht
Gleich einem Fieberkranken wacht,
Und als darauf ſchon früh am Morgen

Sein Gegner den Beſuch ihm macht,
Die Toll' auf ſeinem Haupt ſich ſträubet,
Die nie ſo kraus emporgeragt,
Er ſtarrt, hält ſich ſchon für entleibet,
Als dieſer: „Wird es bald?“ ihm fragt.
Er fleht um Nachſicht — Aufſchub — „Poſſen!
„Wer ſich, wie Sie, ſo oft geſchoſſen,
„Dem kommt's auf einmal mehr nicht an!“ —
Ich? — Ich? — Nie hab' ich's noch gethan!
„So, ſo? — Ich aber weiß es beſſer,
„Ich hab' es geſtern ſelbſt gehört,
„Wie Sie im Zweikampf ſich gewehrt,
„Sie ſind ein wahrer Eiſenfreſſer.
„Das weiß ich ganz genau, — allein,
„Blut heiſchet die gekränkte Ehre,
„Geſchlagen muß es einmal ſeyn,
„Und wenn es auch mein Ende wäre!“
Wozu, mein Beſter, nutzt das Schlagen,
In Güte will ich mich vertragen. —
„Nein, Herr! in's Teufels Namen, nein!“
Auf nichts bin ich noch eingerichtet,
Piſtolen ſind nicht bei der Hand,
Mir fehlet auch ein Sekundant,
Der unſern Streit friedfertig ſchlichtet,
Auch hab' ich hier und dort verborgt,
Und noch nicht Schwarz auf Weiß darüber,

Erwägen Sie dies doch, mein Lieber!
„Herr, ſeyn Sie deshalb unbeſorgt!
„Im Roſenthal ſind ſchon Bekannte
„Von uns zu dem Duell beſtellt,
„Da finden Sie die Sekundanten,
„Wir ſchießen uns — und wer dann fällt,
„Gilt mir ganz gleich. — Hier hilft kein Sträuben,
„Es geht heut' einmal Schuß auf Schuß,
„Und einer von uns Beiden muß
„Todt auf dem Platze liegen bleiben."
Er ſchleppt den Halbentſeelten fort,
Das Antlitz bleicher noch als Kreide,
So kommen die entzweiten Beide
In's Roſenthal an den beſtimmten Ort,
Allein, zu Schmulſohns höchſter Freude,
Kein Blut in dieſem Zweikampf fließt.
Wie ſich geendet dieſer Zwiſt,
Und was dabei ſich zugetragen,
Daß keiner auf dem Platze blieb,
Mag Schmulsſohn jetzt ausführlich ſagen;
Er Folgendes dem Vater ſchrieb:
„Ein graus Malheur is mir paſſiret,
„Als ich Couſinchen Blümchen Veit
„Zur Schuld in's Schauſpielhaus geführet,
„Gerieth ich dort in einen Streit

„Mit Herrn v. S..., der hier ſtudiret,
„Er machte ſich gewaltig kraus,
„Couſinchen ſaß an meiner Seite,
„Ich gab nicht nach in dieſem Streite,
„Und er — er foderte mich 'raus,
„Und auf Piſtaulen, ſcharf geladen. —
„Nun ſtellet meinen Schreck Euch vor,
„Mein Leben hing an einem Faden,
„Nichts fehlte, daß ich's nicht verlor.
„Ich ſuchte zwar mich zu vergleichen,
„Allein umſonſt, zu ſeines Gleichen,
„Zu Burſchen, ſchleppt er mich vor's Thor.
„Zwei Sekundanten traten vor,
„Um die Piſtaulen uns zu reichen,
„Ich nahm ſie zitternd in der Hand;
„Nun ſprach der eine Sekundant,
„Bockheimers ält'ſter Sohn aus Eſſen:
„Wir müſſen jetzt der Schläger Stand
„Genau auf funfzehn Schritte meſſen;
„Er maaß, — ach, fing ich an zu ſchrei'n,
„Du machſt die Schritte viel zu klein.
„Er aber ſchien nicht drauf zu achten,
„Und die Studenten um mich her
„Aus vollem Halſe höhniſch lachten,
„Als ob die Sache Spaß nur wär'.
„Jetzt ſchritt mein Gegner kalt einher

„Und ſprach zu mir mit heit'ren Mienen:
„Der erſte Schuß gebühret Ihnen,
„Ich foderte. — Er ging voll Ruh'
„Auf ſeinen Platz. — Mit inn'rem Beben
„Mußt' ich nach meinem mich begeben.
„Den erſten Schuß, dacht' ich, haſt du,
„Das konnte meinen Muth beleben,
„Ich ſchloß die Augen und ſchoß zu.
„Kaum hört' ich die Piſtaule knallen,
„So wär' ich ſelbſt faſt hingefallen.
„Bockheimer, fragt' ich, iſt er taud?
„Nichts wen'ger, ſprach er: will man ſchießen,
„Muß man die Augen nicht verſchließen.
„Und Alle lachten überlaut.
„Jetzt ſchauderte mir erſt die Haut,
„Du wirſt nun mit dem Leben büßen,
„Daß deine Kugel ihn verfehlt,
„Ich zitterte, ſchon halb entſeelt,
„Da naht er ſich mit finſt'rem Blicke
„Und das Piſtaul in ſeiner Hand.
„Voll Todesangſt wich ich zurücke.
„Er rief: Steh, Bärſchlein, ſteh! — Ich ſtand.
„Ich hab' ein Recht, auf Dich zu ſchießen,
„Doch ich verachte Dich, Du Schuft,
„Und mag von Dir nichts weiter wiſſen.
„Er ſchoß die Kugel in die Luft,

„Gab dann mir ein Paar Naſenſtüber,
„Und rief, fortſtoßend mich: Nun geht.
„Gottlob! der Zweikampf iſt vorüber!
„Sagt, welche Schainerauſität!“
Der Brief war Balſam für die Herzen
Der Aeltern, welchen Blümchen Veit
Gemeldet ſchon des Sohnes Streit.
„Doch And're möchten ſo nicht ſcherzen,“
Bemerkt die Mutter: „lieber Mann!
„Was fängt man mit dem Doktor an,
„Schießt man ihn taud, wird er erſtochen?
„Er kann ja auch Commis Dir ſeyn.“
Das heißt, als kluge Frau geſprochen,
Erwiedert Schmul, und nach drei Wochen
Traf Iſrael bei ſeinen Aeltern ein.

Der Arzt und der Thürſteher.

Der Doktor Schlag einſt in Gedanken
Einſam in ſeinem Zimmer ſaß,
Wo er die Liſte ſeiner Kranken,
Des Todes Opfer, überlas;
Da klopft's, — „herein!“ – Schnell eine Dirne,
Den kalten Angſtſchweiß auf der Stirne,

Zu dem berühmten Doktor trat,
Und ihn mit lautem Schluchzen bat:
„Die gnäd'ge Herrſchaft liegt in Krämpfen,
„O, eilen Sie, durch ihren Rath
„Die Zuckungen der Gräfin L... zu dämpfen.“ —
Wo wohnet ſie? — „Es iſt nicht weit,
„Nur eine ganze kurze Strecke,
„In Nummer fünf, links um die Ecke,
„Verlieren Sie nur keine Zeit.“
Der Doktor Schlag war gleich bereit,
Er eilt vorauf, doch, ſehr zerſtreut,
Den rechten Eingang er verfehlet,
Und ſtatt der Fünfe Nummer vier —
Wo er den Hausarzt macht — er wählet.
Kaum öffnet er des Hauſes Thür,
Sein Auge einen Sarg erblicket.
„Es wohnt die Gräfin L... doch hier?“
Fragt er: „ſie hat nach mir geſchicket.“ —
Der Schweizer ſtarrt ihn an und ſpricht:
„Die Frage konnten Sie ſich ſparen;
„Sehn Sie den ſchwarzen Sarg dann nicht,
„Und daß Sie hier zuvor ſchon waren?“

Beredſamkeit am unrechten Orte.

Garul, ein junger Kandidat
Des Predigtamts, in ſeiner Vaterſtadt,
Als großer Redner ſich zu zeigen,
Die Kanzel, voll Vertrau'n, betrat;
Doch kaum daß er begonnen hat,
Wird er verlegen und muß — ſchweigen.
Er öffnet zwar den Mund, allein
Es fällt kein einz'ges Wort ihm ein,
Und von der Kanzel muß er ſteigen.
  Natürlich Jeder davon ſpricht,
Man zeigt auf ihn, ſieht man ihn gehen,
Doch kümmert es den Eitlen nicht;
Dem größten Redner kann's geſchehen,
Verſichert er mit Zuverſicht,
Und überall läßt er ſich ſehen;
Wo er ſich in Geſellſchaft zeigt,
Nicht einen Augenblick er ſchweigt.
  Einſt, als das große Wort er führet,
Und in Geſellſchaft lange ſchon
Die Herr'n und Frau'n im Stentorton
Durch ſeinen Unſinn ennüyret,
Spricht eine Dame unmuthsvoll:
Der Schwätzer macht es doch zu toll!
Mein Gott, wie bringt man ihn zum ſchweigen?—

X. meint: „Ein Mittel weiß ich wohl,
„Man laſſ' ihn auf die Kanzel ſteigen!"

Vertrautes Geſpräch.

A. Herein! — Was führet Dich zu mir?
B. Ich will Dir meinen Sohn empfehlen,
Du kennſt die Welt. — Er bleibt nun hier,
Den Advokatenſtand zu wählen;
Sein Kopf iſt gut, ſein Herz glüht vor Begier,
Sich der Bedrängten anzunehmen.
A. Freund, ſoll ich offenherzig ſeyn,
Glück kann ich ihm nicht prophezeih'n,
Man wird ihm bald die Flügel lähmen,
Er muß ſich mehr den Schuften weih'n.
B. Pfui, alter Freund, was fällt Dir ein?
Nie würd' er dies ſich ſelbſt verzeih'n;
Ich müßte meines Sohn's mich ſchämen.
A. So wähl' er einen andern Stand!
B. Schön iſt's, in Themis Dienſt zu nützen,
Voll Muth und Herz und mit Verſtand
Den Unterdrückten zu beſchützen.
A. Ach, dadurch wird er nicht bekannt!
Er wird bei ſeinen Akten ſchwitzen,

Der Advokat der Armen ſeyn,
Und das bringt ſchmale Biſſen ein.
B. Viel kann ich ihn nicht unterſtützen,
Er wünſcht, mich davon zu befrei'n,
Und hofft, im Stand der Advokaten
Sich zu erwerben ſelbſt ſein Brod.
A. Das hat auch freilich keine Noth;
Doch muß ich, als Dein Freund, Dir rathen
Präg' es ihm unvertilgbar ein:
Durch Kniffe, Ränke und Chikanen,
Und einem Heer Sophiſterei'n
Sich einen Weg zum Ruf zu bahnen.
Bald wird er ein geſuchter Mann,
Nimmt er ſich nur der Schurken dann,
Der falſchen Spieler, Kupplerinnen,
Der H — n und Diebshehler an,
Daß ſie verdienter Straf' entrinnen;
Und wird er dann noch obendrein
Der Tugend und des Glaubens Spötter,
Schamlos mit ehrner Stirn ein Retter;
Verſteht er es, durch falſchen Schein
Den Böſewicht vom Staupenſchlage,
Wohl gar vom Galgen, zu befrei'n.
Und lenket er das Zünglein
An Themis abgenutzter Waage
Nach Willkühr, wie es ihm gefällt,

So überhäuft man ihn mit Geld,
Und wen mit einer ſchweren Klage
Die heilige Juſtiz bedroht,
Erwählt nur ihn in dieſer Noth;
Was And're, um ſich nicht zu ſchänden,
Ablehnen, nimmt er freudig dann —
Der Schufte Hort — mit beiden Händen,
Um ſein Talent zu zeigen, an:
An Praxis nie's ihm fehlen kann.
B. Abſcheulich, nein, ich mag nichts hören,
Es ſträubt ſich mir das Haar dabei!
A. Ach, Freund, durch Rabuliſterei
Kann nur Dein Sohn ſich reichlich nähren;
Bleibt er dem Recht, der Wahrheit treu,
Kann er nur wenig Lohn begehren.
B. Hat er auch wenig nur, — es ſey!
Ihn wird und muß die Welt doch ehren.
A. Die Welt? — Das bilde Dir nicht ein,
Sie urtheilt immer nach dem Schein;
Die Guten werden ihn zwar achten,
Die Zahl iſt aber gar zu klein,
In Dürftigkeit wird er verſchmachten.
B. Es wähle ſelbſt mein Sohn — allein
Nie wird er ſich dazu entſchließen,
Verhöhnend Ehre und Gewiſſen,
Der Bosheit ſein Talent zu weih'n.

A. Sehr

BIBL. UNIVERS. LIPS.

A. Sehr lobenswerth, fürwahr! — Doch hört,
Ein ſolcher feiſter Rabuliſt
Weiß von Gewiſſen nichts und Ehre,
Wenn er nur Geld häuft, ſäuft und frißt.

Amors Teſtament.

Selbſt nach der Griechen Götterlehre,
Sind Ehen im Olymp ſogar
Nicht ſtets beglückt; es ward Cythere
Und Jovis Schmidt, Vulkan, ein Paar;
Daß dieſe Eh' nicht glücklich war,
Kann ſchon der Umſtand uns bekunden,
Daß er, trotz ſeinem Zorn, geſchickt,
Als er mit Mars ſie einſt gefunden,
Mit einem Netz ſie Beid' umſtrickt.
Indeß gab doch ihm bald Dione
Zu Amorn, ihrem holden Sohne,
Ein lebend eheliches Pfand,
Daß noch bis heut' in jeder Zone
Als Hymen männiglich bekannt.
Cupido blieb dies nicht verſchwiegen,
Doch machte dieſe Neuigkeit
Dem Liebesgott viel Mißvergnügen,

Man las in allen ſeinen Zügen
Den Aerger und den blaſſen Neid.
Er ſenkte traurig ſein Gefieder,
Trüb' ward ſein Aug', er ſeufzte tief,
Ein kalter Fieberſchauer lief
Urplötzlich durch die zarten Glieder,
Das Lockenköpfchen ſenkt' er nieder,
Froſt wechſelte mit trockner Gluth,
Die Wangen ſcharlachroth ſich färben,
Der holden Mutter ſank der Muth.
„Mir ahnet es, ach! er wird ſterben,“
Seufzt ſie: „ich ſeh' es ſonnenklar,“
Und Thränen ihrem Aug' entbeben:
„Nie kann und wird dies Kinderpaar,
„So ungleich ſich, zuſammen leben.“
Leichtſinnig iſt Cupido zwar,
So lang' ihm nichts betrübt und fehlet,
Doch wenn ihm eine Krankheit quälet,
Erzittert er bei der Gefahr;
Schon ſieht er ſich in Charons Nachen
Und wünſcht ſein Teſtament zu machen.
Man rufet Venus Hofnotar.
Gott Aeskulap ſcheint ſelbſt bedenklich,
Er fühlt ihm an den Puls und ſpricht:
„Für ſeine Beſſ'rung ſteh' ich nicht,
Denn er iſt mehr als matt und kränklich,

Ich fürchte ſeinen nahen Tod,
Ich könnt' ihn zwar magnetiſiren,
Doch würd' auch dies zu nichts mehr führen,
Da ſtündlich ihm ein Schlagfluß droht."
Als der Notar vor ihm erſcheinet
Mit Feder, Dinte und Papier,
Und Venus troſtlos klagt und weinet,
Spricht Amor tief betrübt zu ihr:
„O Mutter, trockne Deine Zähren,
„Iſt meine Sterbeſtund' auch nah',
„Jetzt kannſt Du meiner ſchon entbehren,
„Iſt Hymen doch ſtatt meiner da." —
Mir bricht das Herz! ſeufzt Pavia:
So, holdes Kind, mußt Du nicht ſprechen.
„Ich muß," ſagt der Notar: „nun ſchon
„Sie wider Willen unterbrechen.
„Noch bei Verſtand iſt jetzt ihr Sohn,
„Und iſt er Willens, zu teſtiren,
„Iſt keine Zeit mehr zu verlieren;
„Denn daß er völlig bei Verſtand,
„Muß ich, wie Ihnen wohl bekannt,
„Auf meinen Amtseid atteſtiren." —
Cupido ruft: „Ich bin bereit!
„Auf, ſchreiben Sie, ich will diktiren,
„Sonſt machen Sie das Ganze gar zu breit;
„Ich haſſe die Weitſchweifigkeit,

„Denn ſie kann nur Pedanten zieren.“
Nun fuhr er fort: „Kund und zu wiſſen ſey,
„Sobald ich ruh' im kühlen Grabe,
„Haupterbin ſey von aller Habe,
„Wie ſie auch heißen mag, die Treu',
„Und zur Vollſtreckerin von meinem letzten
Willen
„Setz' ich die ſüße Wolluſt ein,
„Sie wird gewiß ſtets eifrig ſeyn,
„Ihn Punkt für Punkt getreulich zu erfüllen.
„Die Wiege, ſchön von Gold und Elfenbein,
„Sey ein Legat für das Vergnügen;
„Mein Flügelpaar ſey des Genuſſes Theil,
„Der Unſchuld aber Köcher, Bogen, Pfeil,
„Denn ſie verdienet nur, zu ſiegen.
„Die Fackel ſey dem Zwiſt geweiht,
„Und meine Binde der Gerechtigkeit.
„Hiernach iſt alles zu verfügen.
„Und eins noch, das Geheimniß ſoll
„Auf einer wüſten Inſel mich begraben,
„Wo nie von mir ein leiſer Ruf erſcholl;
„Auf einem Grabſtein ſteh' dort eingegraben
„In Lapydalſtyl kurz und gut:
„„Hier unter dieſem Marmor ruht
„„Die ew'ge Geißel jeder Welt;
„„Wodurch ſie ſich jedoch erhält,

„„Hoffnung und Furcht für jedes Herz,
„„Die höchſte Luſt, der höchſte Schmerz,
„„Ein Ungeheuer und ein Kind des Lichts,
„„Ein göttlich Weſen, — alles, — nichts.““—
Nichts war das letzte ſeiner Worte,
Er ſchließt, der Sprache ſchon beraubt,
Das helle Aug' und ſenkt das Haupt,
Ihm öffnet ſich des Orkus ſchwarze Pforte,
Wo Cerberus ihm wild entgegen ſchnaubt.
Urplötzlich wird des Himmels Bogen
Und Phöbus Strahl zur finſtern Nacht,
Aus Wolken, die den Horizont umzogen,
Zuckt rother Blitz, der Donner kracht,
Es ſtürmet durch der Myrthen Blätter;
Verzweiflung brach Cytherens Herz,
Sie jammerte, und alle Götter
Ergriff ein mitleidsvoller Schmerz,
Selbſt Momus ſprach: „Ach, alle Wetter!
„Todt iſt der kleine loſe Vetter;
„Wer treibt mit uns nun künftig Scherz?“
Cupido ward, nach ſeinem Wunſch und Willen,
Nachdem ihm Aeskulap einbalſamirt,
Nach einem wüſten Eiland, ganz im Stillen,
Von Wenigen begleitet, abgeführt;
Ihm folgten nur in Flor die Charitinnen,
Die heitern Scherz', in Trauer, tief gerührt,

Und ihre Thränen ſah' man ſtromweiſ' rinnen.
Ach! ſeufzten ſie, in dieſen Wüſtenei'n
Liegt nun der Reſt des ſchönſten Götterknaben,
Der Liebling des Olymps, begraben,
Und ſeinen Staub bedeckt ein kalter Stein.
Sie weilten hier drei kummervolle Tage,
Um des Geliebten ſchlummerndes Gebein,
Ihm, dem Entſeelten, ihre fromme Klage
Als letztes Todtenopfer noch zu weih'n.
Am dritten Tag — o Anblick voll Entzücken! —
Stellt ſich der Fels, der wüſt' und öde war,
Den noch von bittern Thränen naſſen Blicken
Der Trauernden ſchön wie ein Tempe dar,
Wo friſchentblühte Myrthen ſprießen,
Wo Knosp' und Blume ſich entſchließen,
Wo in der ätherreinen Luft,
Geſchwängert von dem Balſamduft
Der Blüthen, um den Kelch der Roſen
Und Nelken laue Weſte koſen.
Es zwitſchert bei Cupido's Gruft
Auf allen grünbelaubten Zweigen
Des dunklen Hains der Vögel Chor,
Und aus des Felſen Ritzen ſteigen
Sogar Vergißmeinnicht empor.
Ein reges Feuer, neues Leben
Durchſtrömet Alles, ſelbſt die Fluth

Des Felſenſtromes ſcheint die Gluth
Des hier Begrab'nen zu durchbeben,
Und um Cupido's Leichenſtein
Wölbt ſich von Myrthen eine Laube,
In ihr girrt Aphroditens Taube
Und Philomele ſtimmt mit ein.

Die Scherz' und Charitinnen eilen
Nun von Cupido's ſtiller Gruft,
Dies Wunder Aphroditen mitzutheilen;
Doch bald darauf ſchwärzt ſich die heit're Luft,
Es ſchäumt das Meer und wilde Stürme heulen,
Mit Wind und Wellen kämpft ein Schiff,
Laut ſchallt der Mannſchaft klagendes Gewimmer,
Der Kiel erkracht an einen Felſenriff,
Es bricht der Maſt, und alles geht in Trümmer.
Lycon, der auf dem Schiffe war,
Iſt, ſich zu retten, in die Fluth geſprungen,
Und, angſtvoll bei der drohenden Gefahr,
Hat ihn ein holdes Mädchen feſt umſchlungen,
Den nahen Tod ſieht ſchon das junge Paar,
Da ſchleudert eine wilde Meereswelle
Die Schwimmenden auf eine trock'ne Stelle
Der Inſel, wo Cupido's Grabmal iſt.
Erſtarret von Froſt und Angſt ſind ihre Glieder;

Doch bald kehrt ſüßes Leben wieder,
Und warm das Blut durch ihre Adern fließt.
Lycon erwacht zu einem neuen Leben,
Und Cloe, die ſein Arm beſorgt umſchließt,
Indeß des Herzens Pulſe lauter beben,
Schöpft wieder Athem; aus des Todes Nacht,
Die ſie mit ihrem Schauer ſchon umgeben,
Iſt ſie mit allem Jugendreiz erwacht.
Für ihre Rettung dankt mit Beben
Ein leiſer Seufzer und ein Druck der Hand
Dem Jüngling, der ſie durch die Wogen
Im wilden Sturm bewußtlos fortgezogen.
Ein liebevoller Blick, nach ihm gewandt,
Wirft in die Bruſt des Jünglings Feuerfunken,
Es fühlt ſein Herz, was es noch nie empfand,
Und Beid', in ſchwärmeriſchen Schau'n verſunken,
Vereint geheimer Sehnſucht ſüßes Band.
Sie wandern langſam, Arm in Arm geſchlungen,
In ſel'ger Unſchuld zu dem Myrthenhain,
Dort ruhen ſie auf Amors Leichenſtein,
Und von der Liebe ganzen Macht bezwungen,
Beſiegelt überraſcht den ſeligſten Verein
Ein heißer Kuß. — Da rauſcht es in den Zweigen
Und leiſe Seufzer zittern durch die Luft.

Es iſt, als wenn ſie aus Cupido's Gruft
Empor zu den Verliebten ſteigen;
Cupido war's, der aus des Grabes Nacht,
Dem Phönix gleich, zum Leben neu erwacht.

Triumpf der Beredſamkeit.

„Ihr Lieben! welche Seligkeit!"
Ruft Paſtor H.. mit ausgeſpreizten Händen:
„Wenn der Verlaſſ'ne Hülfe ſchreit,
„Mitleidig bitt're Noth zu enden.
„Drum übet die Barmherzigkeit;
„Wer den Bedrängten und den Armen
„Werkthätig Hülf' und Troſt verleiht,
„Deß wird der Himmel ſich erbarmen,
„Auf reichen Wucherzins man leiht;
„Vertraut mir Eure milde Gaben,
„Zu Eurem Heil legt Ihr den Grund,
„Ein wahrer Chriſt wird nicht ſein Pfund,
„Gefühllos wie ein Stein, vergraben."
Erſchütternd war des Paſtors Ton,
Und als die Predigt er geendet,
Man reichlich in die Büchſe ſpendet,

Nur ſchleicht der reiche Harpagon
Sich heimlich wie ein Dieb davon
Doch an dem Ausgang präſentiret
Der Küſter ihm die Büchſ', allein
Kopfſchüttelnd wirft er nichts hinein.
Der Küſter die Geduld verlieret;
Sie geben nichts? frägt er: ich muß geſtehn,
Das hieße doch, ſich proſtituiret.
Kalt Harpagon verſetzt: „Die Predigt war
ſehr ſchön!
„Sie hat mein Inn'res tief gerühret,
„Ich werde ſelbſt nun betteln gehn.“

Die hölzernen Beine.

Lord Camor'n war, geſättigt vom Genuſſe,
Den Reichthum giebt, die ganze Welt verhaßt,
Zu einem Kerker ward ihm ſein Pallaſt,
Was ihn ergötzt, ward jetzt ihm zum Verdruſſe,
Ihn drückte ſchwer des Hypochonders Laſt,
Er hatte ſelbſt den Vorſatz ſchon gefaßt,
Zu tödten ſich. Er rief: „Mit einem Schuſſe
„Setz' ich der ew'gen Langeweil' ein Ziel,
„Ein Druck der Hand, aus iſt das Narrenſpiel.“

So mißgeſtimmt ſchlich er aus ſeinem Zimmer,
Des Todes Werkzeug in der Hand,
In ſeinen Park, wo in dem friſchen Schimmer
Des Frühlings er ſonſt ſüße Labung fand.
Jetzt war er ihm ein freudeleerer Ort,
Denn nichts ſah' er, als ſeines Glückes Trümmer,
Und ſeiner Hoffnung Blüthe war verdorrt.
Er ſuchte ſich auf dunklen Nebenwegen
Nun einen ſichern Platz für ſeinen Mord.
Hier rief er aus: „Tod iſt der Ruhe Port!“
Und ſpannte das Piſtol mit lauten Herzensſchlägen, —
Denn ſey man noch ſo muthig, ſo verwegen,
Vernichtung iſt ein ſchauerliches Wort. —
Es rauſcht — er horchet auf — entgegen
Tritt ihm ein Bauer — er erſchrickt,
Als plötzlich ihn ſein Aug' erblickt,
Und ſchnell ward das Piſtol verborgen.
Der Bauer naht ſich ihm und nickt
Ihm freundlich zu, und wünſcht ihm guten Morgen.
Entrüſtet ruft der Lord: Was ſuchſt Du hier?
„Nichts, gar nichts, Mylord, glaubt es mir,
„Ich ſchlend're hier nur zum Vergnügen,“
Verſetzt der Bauer. — Freche Lügen!
Das glaub' ich nimmermehr von Dir,

Spazieren gehſt Du auf zwei Beine
Von Holz, mit Krücken? — O, verdamm' mich
Gott!
Du treibſt wohl gar noch Deinen Spott,
Dein hartes Schickſal, ſollt' ich meinen,
Reizt nicht zum Lachen, nur zum Weinen.
Du haſt wohl Deine liebe Noth?
„Ich, Mylord? nein! — ich müßt' es lügen,
„Ich kann noch meinen Acker pflügen,
„Und ſä'n und erndten noch mein Brod;
„Ich darf nicht betteln, nicht betrügen.“
Allein, die Beine hier von Holz?
„O darauf bin ich wahrlich ſtolz,
„Denn ſie erinnern mich an Siegen,
„Wo ich in Reih' und Glied einſt ſtand,
„Ein Krieger für mein Vaterland;
„Auch machen ſie mir noch Vergnügen.“ —
Ihr ſeyd ein Narr! rief Tamor aus.
„Das bin ich wahrlich nicht, wozu mich ſchimpfen,
„Mein hölzern Fußgeſtell trägt viel mir ein,
„Ich ſpare viel an Schuhen und an Strümpfen,
„Mir ſchadet's nicht, wandl' ich in tiefen
Sümpfen,
„Es ſchmerzt mich nicht, ſtoß' ich an einen
Stein;
„Geh' ich auf Diſteln oder Blumenwegen,

„Auf Moos, auf Schnee, mir gilt es alles gleich,
„Kommt eine gift'ge Schlange mir entgegen,
„Giebt ihr mein Bein ſogleich den Todesſtreich.
„Mir können Dornen nicht noch Neſſeln ſchaden,
„Und fällt ein Hund mich wüthend an,
„Springt er umſonſt empor nach meinen Waden.
„Und überdies, mein Weib keift dann und wann;
„Wenn ich ſie nicht zum Schweigen bringen kann,
„So darf ein Bein ich los nur ſchienen,
„Sie merkt ſchon, was das ſagen will,
„Nachgiebigkeit zeigt ſich in ihren Mienen
„Und ſie wird wir ein Mäuschen ſtill.
„Nie ſtechen Mücken mich und Bienen
„Im Lenz und Sommer, und mein Fuß
„Zerdrückt im Herbſt die reife Nuß;
„Im Winter, am Kamine, muß
„Er mir als Ofengabel dienen,
„Ich ſchür' das Feuer damit an,
„Komm' ich erſtarrt aus meiner Scheune
„Und aus dem Forſt, — und wenn ich meine Beine,
„Nach Jahren abgenutzt, nicht mehr gebrauchen kann,
„So heiz' ich damit ein und wärme mich daran.
„Ein ruhiges Gemüth wird, ſich zu tröſten, ſinnen,

„Es ſchaffet ſich ein dauernd Glück,
„Denn es wird ſelbſt dem Mißgeſchick
„Die guten Seiten abgewinnen.“ —
Ich danke für die Lehre! ruft
Der Lord: mich ſoll kein Spleen mehr necken!
Und plötzlich, zu des Bauers Schrecken,
Schießt das Piſtol er in die Luft.

Phychologiſche Erklärung.

Das große Publikum kann das Genie
Des Künſtlers, des erhab'nen, nicht ermeſſen,
Der Maaßſtab fehlet ihm; dies, bitt' ich, nie,
Wenn man ein Urtheil fället, zu vergeſſen.
Es ſang vor mehrern Jahren ſchon
Ein Sänger vor dem Afterkaiſer
Der Gallier, Napoleon;
Erſchütternd war der Stimme Ton,
Er ſang mit voller Kraft, er war nicht heiſer.
Der Eremit auf Sanct Helena lauſcht;
Er ſtaunt, von Harmonien umrauſcht,
Den Künſtler an, und athmet immer leiſer,
Der Sänger ſchweigt, des Beifalls ſich zu freu'n;

Da ruft Napoleon: „Bei meiner Ehre!
„Wenn ich nicht Bonaparte wäre,
„So möcht' ich ſolch ein Sänger ſeyn!"
O ſchiffte doch, den Undank zu beſtrafen,
Der Künſtler ſich in einen Hafen
Zur Fahrt nach Sanct Helena ein.

Das Elixir der Unſterblichkeit.

Thi-long, ein Kaiſer der Chineſen,
Von dem die Weltgeſchichte ſchweigt,
Weil die Hiſtoriker vielleicht
Die Zeitungen von Peking nie geleſen,
Ward ſterbenskrank; durch Zufall nur,
Trotz ſeines erſten Arztes Kur,
War endlich wieder er geneſen,
Denn diesmal ſiegte die Natur.
Man ſtirbt nicht gern, — am wenigſten ein Kaiſer,
Dem es an nichts auf ſeinem Thron gebricht,
Was kümmern ihn die ſtolzen Lorbeerreiſer,
Die ihm nach ſeinem Tod' die Nachwelt flicht,
Er ſieht des Ruhmes Kronen nicht;
Und gerne wird er für ein langes Leben

Die koloſſalen Monumente geben,
Die ſein Nachfolger einſt ihm ſetzt.
So dachte auch Thi-long. „Mit Freuden,“
rief er jetzt:
„Wollt' ich dem Mann, der meinem ird'ſchen
Leben
„Unſterblichkeit durch ſeine Kunſt verleiht,
„Die Hälfte aller meiner Schätze geben,
„Er rechne ganz auf meine Dankbarkeit.“

Ein Kaiſerwort ſchallt ſchnell von Mund
zu Munde,
So ward auch dieſer Wunſch durch's ganze Land
Brieflich gemeldet, ſelbſt gedruckt bekannt.
Ein Charlatan erhielt davon die Kunde,
Er denkt bei ſich: Ein günſt'ger Augenblick!
Wer Wunder glaubt, iſt leicht zu überliſten,
Ich wag' es dreiſt, gemacht iſt dann mein Glück.
Und, wie ein Cröſus reich, kann ich mich
brüſten;
Ich ſchließe dann die Bud' auf immer zu,
Zieh' nicht umher und ſetze mich zur Ruh'.

Er eilt, vom Glück der Zukunft trunken,
Nach Peking, fleht um gnädiges Gehör;
Der Kaiſer läßt ihn vor. „Sprich, was iſ
Dein Begehr?“
Frägt

Frägt er den Charlatan; der, auf ein Knie geſunken,
Reicht einen vollen Kelch ihm dar,
Und ſpricht: Erhabenſter, großmächtigſter Gebieter!
Unſterblichkeit iſt offenbar
Das allerköſtlichſte der Güter,
Das keinem noch bis jetzt verliehen war.
In Kräutern, die in fernen Zonen blühen,
Liegt tief verborgen dieſe Wunderkraft,
Mir iſt's geglückt, den Fünftelſaft
Aus dieſen ſelt'nen Kräutern auszuziehen;
Wer dieſen Trank, den dieſer Kelch verſchließt,
Herunter ſchlürft, vor'm Tode ſicher iſt.
„Iſt's möglich!“ ruft der Kaiſer voll Entzücken,
Und reißt den Kelch dem Schlauen aus der Hand,
Allein ein Mandarin, der bei ihm ſtand,
Ergreift den Kelch und trinkt ihn aus. — Mit Blicken
Voll Wuth ruft Thi-long: Böſewicht!
Ha! meinen ganzen Zorn ſollſt Du empfinden.
Man ſoll ſogleich den kecken Frevler binden,
Und fort mit ihm auf's blut'ge Hochgericht,
Den Hochverrath ſoll er mit ſeinem Leben zahlen,
Er hauch' es aus in tauſendfachen Qualen!

„Zum Tode ſoll ich gehn?" verſetzt der Mandarin
Mit ruhig ernſtem Blick und feſter Stimme:
„Monarch! — bedenk', ich fühle nichts von Deinem Grimme,
„Da ich nach dieſem Trank unſterblich bin.
„Und ſetzt den Fall, ich könnte jetzt noch ſterben,
„Wär' es nicht grauſam, wahre Tyrannei,
„Um eine ſchändliche Betrügerei
„Mich, Deinen treuſten Diener, zu verderben?"
Thi-long, beſchämt, der Schwäche ſich bewußt,
Und nicht zu ſtolz, ſie offen zu geſtehen,
Drückt ſtumm den Mandarin an ſeine Bruſt.
„Du," ruft er zornig: „magſt mir aus den Augen gehen!"
Und droht den Charlatan mit rauhem Ton;
„Und laſſ' Dich nie in Peking wieder ſehen."
Der neiget ſich beſtürzt und ſchleicht davon.

Das Teſtament.

Krank lag in ſeinem Bett' Avar,
Ein zweiter Elves, ſeine Erben
Befürchteten, er möchte ſterben,

Eh' er teſtirt. — Um die Gefahr
Des Prozeſſirens zu vermeiden,
Die Koſten macht, zu bitt'rem Streit
Die Blutsverwandten oft entzweit,
Stellt ihm ein Vetter vor beſcheiden:
Es ſey bei ſeinen ſchweren Leiden
Zum Teſtament die höchſte Zeit.
Hartnäckig ſträubet ſich Avar,
Das heißt, bald von dem Mammon ſcheiden,
Der ſeine einz'ge Wonne war,
Doch man beſtürmet ihn mit Flehen.
„Zum Henker, ja! es ſoll geſchehen!"
Ruft er. — Man holet den Notar.
„Hier bin ich, wie Sie es befohlen,"
Spricht dieſer. „bitt' ergebenſt, mir
Nun Feder, Tinte und Papier,
Und dann zwei Zeugen noch zu holen."
Was der Notar begehrt, geſchieht,
Der Kranke ſucht ſich zu erheben,
Um ſeinen Willen kund zu geben,
Eh' noch der Geiſt dem Leib' entflieht,
Und da er um ſich her die Schätze,
Erdarbt ſeit vielen Jahren, ſieht,
Spricht er: „Nun ſchreiben Sie, ich ſetze,
„Sollt' ich einmal des Todes ſeyn,
„Mich ſelbſt als einz'gen Erben ein."

Jupiter und Momus.

Zevs, finſt'rer wie Minervens Eule,
Auf ſeinem Throne mürriſch ſaß.
Es ruhten ſeine Donnerkeile,
Er trank den Nektar nur in Eile,
Und ſo Ambroſia er aß,
Ihn marterte die Langeweile,
Und ihre Qualen ſind kein Spaß.
Das Chor der Götter und Göttinnen,
Das ſeinen Frohſinn ſonſt geweckt,
Konnt' ihm kein Lächeln abgewinnen,
Es ſchien vom Donn'rer angeſteckt,
Sie ſaßen all' ihm ſtumm zur Seite,
Die meiſten ſchwiegen aus Reſpekt,
Weil ihm kein Witzwort mehr erfreute,
Sie ſahen ſich nur gähnend an,
Und wurden — wie man denken kann —
Wie Zevs, der Langeweile Beute.
Der Spötter Momus unterbrach
(Der — wie bekannt — ſich nicht geniret,
Und ſtets das große Wort geführet)
Die öde Kirchhofsruh' und ſprach,
Als luſt'ger Rath privilegiret:
„Ich merk' es, Zevs, ſchon lange Zeit
„Dich Erd' und Himmel ennuyret,

„Und das thut mir von Herzen leid.
„Zwar wunderbar kann ich's nicht finden,
„Der Neuheit Reiz muß, ohne Streit,
„Bei Dir, ſo hochbejahrt, verſchwinden;
„Denn ſeit Aeonen ſiehſt Du ſchon
„Cythere, ihren kleinen Sohn,
„Minerva, ſchildbedeckt den Buſen,
„Dian' im grünen Jagdgewand,
„Hebe, den Becher in der Hand,
„Apoll mit ſeinen keuſchen Muſen,
„Die loſe Künſte nur verſtehn,
„Und Flora, Blumen in den Haaren,
„Ja, ſelbſt die holden Grazien
„Erſcheinen jetzt Dir nicht mehr ſchön,
„Denn Du haſt ſeit Millionen Jahren,
„Wie heute, nackend ſie geſehn.
„Mein Spaß — ich muß es ſelbſt geſtehn,
„Mit Roth der Scham auf meiner Wange —
„Wird aberwitzig, ſchal und matt,
„Oft wiederhol' ich ihn, und lange
„Er keinen mehr beluſtigt hat,
„Du haſt ihn längſt ſchon überſatt,
„Thu' ich den Mund auf, wird Dir bange;
„Der trunk'ne Bacchus ſelbſt vielleicht
„Iſt drolliger mit ſeinen Faunen.
„Wirkſam ein Mittel mir nur deucht,

„Wodurch man Deine üblen Launen
„Und Deinen britt'ſchen Spleen verſcheucht.
„Merkur, den Himmelsboten, ſende
„Zur Unterwelt; der Schlummer dort
„Scheucht alle böſe Grillen fort,
„Macht aller Langeweil' ein Ende,
„Und ſtärkt den Geiſt. — Er hol' ihn Dir
„Zu Deinem Troſt. — O, glaub' es mir,
„Es können nur die Traumgeſtalten,
„Womit er Sterbliche erfreut,
„Dich für die rauhe Wirklichkeit,
„Die oft Dich ärgert, ſchadlos halten.
„Ein zauberiſcher Traum zerſtreut
„Gewiß wohlthätig all' die Falten,
„Die uns mit Blitz und Donner drohn.″
Bei'm Stix, der Einfall läßt ſich hören!
Rief Zevs und winkte Maja's Sohn:
Du magſt zur Unterwelt Dich ſcheren,
Und requiriren mir den Schlaf.
Kaum hat dies Jupiter befohlen,
So ſenket mit beſchwingten Sohlen
Merkur zur Erde ſich; dort traf
Er ihn in einem Sitzungsſaale,
Wo man früh Morgens ſchon ſo tief,
Als je nach einem leck'ren Mahle
Ein geiſtesarmer Freſſer, ſchlief,

Damit er im Verdau'n ſich übe.
Der Gott des Handels und der Diebe
Stahl hier den Schlaf mit leiſer Hand,
Eh' es gemerkt ward, und verſchwand.
Er kehrte zum Olymp zurücke.
Es ſchloſſen nun in ſel'ger Ruh'
Die Götter all' ſeit dieſem Augenblicke
Für unſ're Welt die Augen zu.
Wir müſſen ihren Schutz entbehren,
Im Schlummer alles man vergißt,
Und daraus läßt es ſich erklären,
Daß hier es ſo verworren iſt.

Geſpräch unter vier Augen.

Mann und Frau.

Er. Kind, laſſ' einmal den Leichtſinn fahren,
Es ziemt ſich nicht in Deinen Jahren,
Wie oft haſt Du Dich übereilt!
Sie. Du mußt dem finſtern Ernſt entſagen,
Sonſt wird Dich bald die Milzſucht plagen,
Die keine Kunſt des Arztes heilt.
Er. Auch bitt' ich, nicht mit vollen Händen

Das Geld ſo thöricht zu verſchwenden
Es hat für Dich gar keinen Reiz.
Sie. Freigebigkeit Verſchwendung nenne
Das find' ich hart. — Ich muß bekenne
Dich plagt ein übertrieb'ner Geiz.
Er. Laſſ' Dich von Gecken nicht umflatter
Die fade Schmeicheleien ſchnattern,
Sie folgen Dir nach jedem Ort.
Sie. Das kommt von Deinem finſtern Schweigen;
Wirſt Du Dich zärtlicher bezeigen,
So ſchick' ich alle — alle fort.
Er. Nur nicht ſo höhniſch, unbeſcheiden,
Den ſchnipp'ſchen Ton kann ich nicht leiden
Den übermüth'gen Spott ſtell' ein.
Sie. Wozu dies Eh'ſtandsungewitter?
Wär'ſt Du nicht ſtets ſo hart und bitter
Würd' ſanft ich, wie ein Lämmchen, ſeyn
Er. Mit einem Wort, Madam', Sie ſchweigen
Die Frau muß vor dem Mann ſich beugen
Ihr Schickſal liegt in ſeiner Hand.
Es ward der Mann der Herr der Erde,
Daß ihm das Weib gehorſam werde,
Erhielt er Stärke und Verſtand.
Er iſt ihr Führer und ihr Hüter,
Doch unumſchränkt auch ihr Gebieter,

Das ſchwäch're Weib erhielt allein
Die Anmuth und der Schönheit Blüthe,
Das ſüße Koſen, Huld und Güte,
Des Mannes Sorgen zu zerſtreu'n.
Sie. Sie können ſolch ein Mährchen glauben? —
Ich geb' es zu. — Doch Sie erlauben,
Daß ihre Frau inconſequent,
Was Sie draus folgern wollen, nennt.
Iſt Männern die Vernunft nur eigen,
So müſſen ſie gerecht auch ſeyn,
Nachſicht bei unſern Schwächen zeigen,
Nur ihnen darf man nichts verzeihn.

Der verliebte Unmuth.

„Es iſt, bei Gott! nicht auszuhalten!
„Des Lebens in der großen Stadt
„Bin ich bis zum Erſchießen ſatt!“
Rief Dorimont, der reiche Fat,
Und zog die Stirn' in hundert Falten.
Der arme Schelm! — Er glaubte ſchon —
Ein Mann von feinſtem Modeton,
Den alle Damen laut geprieſen,

Er ſey gefährlich, wie Adon —
In hoher Gunſt ſich bei Eliſen,
Der er galant den Hof gemacht,
Und die — nie hätt' er es gedacht —
Verächtlich ihm die Thür gewieſen.
„Mich ekelt dieſe feine Welt,
„Wo man mit Lächeln in den Mienen
„Ein Bein ſich wechſelsweiſe ſtellt,
„Wo man ſich in das Netz der Phrynen,
„Die arglos man für Gurly's hält,
„Vom äußern Schein getäuſcht, verſtricket,
„Wo ein beſternter mächt'ger Mann,
„Der längſt uns zu verderben ſann,
„Uns öffentlich die Rechte drücket,
„Wo in dem reichgeſchmückten Saal
„Bei'm leckern ſchwelgeriſchen Mahl
„Champagner aus den Flaſchen ziſchet,
„Doch nicht der Herzen inn're Qual
„Von den verzerrten Larven wiſchet,
„Wo Trug und ſchnöder Durſt nach Gold
„Um Mitternacht die Karten miſchet,
„Wo Laſtern Huldigung man zollt,
„Das edelſte Gefühl beſpöttelt,
„Und um den flüchtigen Genuß
„Der Gunſt von einer Lais bettelt,
„Den theuer man bezahlen muß.

„Nur, wer Intriguen angezettelt,
„Gilt hier für einen Mann voll Geiſt,
„Und wer durch fade Spöttereien
„Des Nächſten guten Ruf zerreißt,
„Ein witz'ger Kopf bei Allen heißt,
„Die ſich der Läſterungen freuen;
„Bei allen Herren, allen Frau'n
„Iſt hier Verſtellung nur zu ſchau'n,
„Bei all' dem Lächeln in den Blicken
„Darf man nicht Einem ſich vertrau'n,
„Das Herz, das falſche, nährt nur Tücken,
„Denn Schmink' iſt Alles, was man ſieht,
„Der Herren kindliches Gemüth,
„Der Purpur auf der Damen Wangen,
„Und jede Roſe, die hier blüht,
„Verbirgt in ihren Blättern Schlangen.
„Verdienſt und Tugend gelten nicht,
„Verfolgt durch der Verläumdung Pfeile,
„Nur Rang und Reichthum hat Gewicht,
„Das Herz hier nie zum Herzen ſpricht;
„Ich muß vergehn vor Langeweile.
„Hartherzige Eliſ', auch du
„Haſt mich getäuſchet, und ich eile,
„Nun wieder frei, dem Sitz der Ruh',
„Dem friedlichſtillen Dörfchen zu,
„Wo ich als Knabe ſchuldlos ſpielte,

„Den Ball bis in die Wolken ſchlug,
„Den Kreiſel hieb, und nicht den Fluch
„Empörter Leidenſchaften fühlte,
„Wo Sehnſucht nach verbot'ner Luſt
„Nicht in der unentweihten Bruſt,
„Gleich gift'gen Nattern, ſchmerzhaft wühlte.
„Es wohnt auf meiner ſtillen Flur
„Die Unſchuld, wie im Paradieſe;
„Vergeſſen will ich dich, Eliſe,
„Dich, der ich thöricht Treue ſchwur;
„Du heuchelteſt mir Liebe nur,
„Ich ſollt' an deinem Siegeswagen,
„Ein Opfer deiner Eitelkeit,
„Mit Vielen, deine Feſſeln tragen,
„Dem Spiel der Laune nur geweiht;
„Den Modedamen gleich, die allen
„Anbetern ihre Gunſt verleih'n,
„Verſtehſt du zwar es, zu gefallen,
„Doch blieb dein Herz ſtets kalt wie Stein.
„Fort, aus dem wilden Weltgetümmel,
„Das doch nur Langeweile macht,
„Zum Dörfchen, wo ein reiner Himmel
„Dem Hintergang'nen freundlich lacht,
„Dort überſtrahlt der Sterne Pracht
„Des vollen Tanzſaals hell'ſte Kerzen,
„Im Hain der Nachtigall Geſang

„Tönt tröſtender dem kranken Herzen
„Als aller Saitenſpiele Klang,
„Hier wird nicht Ueberdruß und Zwang
„Die Abendſtunden mir vergällen,
„Und kein gekniff'nes Kartenblatt,
„Wenn es den Satz verloren hat,
„Die Bruſt in ſtummen Ingrimm ſchwellen.
„Fort aus der unglückſel'gen Stadt!“
„O daß ich's früher nicht bedachte!
„Ich war ein ausgemachter Thor,
„Daß ich die ſchöne Zeit verlor,
„Freiwillig mich zum Sklaven machte,
„Und für die Freiheit Zwang erkor.
„Eliſe höhniſch mich verlachte,
„Ach! einen Andern zog ſie vor!
„Verſchmäht ward meine heiße Liebe,
„Und, was am meiſten mich verdrießt,
„Mein Stolz dadurch gekränket iſt;
„Man zeigte, wenn ich länger bliebe,
„Mit Finger überall nach mir,
„Drum, kurz entſchloſſen, fort von hier.
„Fern auf den heimathlichen Auen
„Winkt mir der Ruhe ſich'rer Port,
„Wie Cincinnatus will ich dort
„Vergnügt Teltower Rüben bauen,
„Wo mich kein Neidiſcher entdeckt,

„Kein ſchönes Kind mit veilchenblauen,
„Mit ſchwarzen Augen dort mich neckt,
„Kein Großer wird mir Freundſchaft lügen,
„Wie ich's zu meinem Schaden ſah',
„Kein Spieler um ein Septleva
„Vor meinen Augen mich betrügen,
„Nicht buhlend um der Mächt'gen Gunſt
„Und um den Kuß herzloſer Phrynen,
„Soll mit der Städter eitlen Kunſt
„Mich freundliche Natur verſöhnen,
„Dort athm' ich wieder froh und frei,
„Des Lebens Blüthe wird auf's neu'
„Dem Ueberſättigten dort grünen,
„Ich ſauge, gleich den ämſ'gen Bienen,
„Von allen Blumen Honig ein.
„Fern von des Hofes Gaukelbühnen
„Werd' ich mich erſt des Lebens freu'n." —
Er ſprach's und ſprang nun in den Wagen,
Der vor der Thür gepackt ſchon ſtand;
Vier raſche Mohrenköpfe tragen
Den Murrkopf fort. — Er kommt auf's Land,
Allein, gleich in den erſten Tagen
Erweckt des Dörfchens Einſamkeit,
Auf die er ſich ſo ſehr gefreut,
Bei dem Verwöhnten Mißbehagen;
Die plumpen Bauerdirnen tragen

Sich modiſch nicht und mit Geſchmack,
Die Bauern, ungeſchliff'nes Pack,
Sich trunken in der Schenke ſchlagen,
Der Schulze ſelbſt ſtinkt nach Taback,
Und ſtatt der munt'ren Ecoſſaiſen
Umſchnurrt ihn hier der Dudelſack;
Journale giebt es nicht zu leſen,
Der Merſeburger Bauer nur,
Die hochgeprieſene Natur
Ihn faſt bis zur Verzweiflung bringet,
Es fehlt an allem Zeitvertreib,
Und ſtatt der Catalani ſinget
Zur Harf' ein altes Bettelweib,
Er ſieht auf keinen großen Bühnen
Die Sappho, Ahnfrau und die Schuld,
Er ſehnet ſich mit Ungeduld
Zurück nach Spielern und nach Phronen;
Ein Druck der Hand von einem Herrn
In hohem Amt, mit Band und Stern,
Iſt, wär's auch Scherz, nicht zu verachten,
Hier, von der Städter Freuden fern,
Wird er in Tiefſinn bald verſchmachten;
Langſam er durch die Fluren ſchleicht,
Es iſt nicht länger zu ertragen.
„Spannt an!“ ſchreit er, vor fährt der Wagen,
In raſchem Sprunge ein er ſteigt;

„Fahr' raſch!“ — Fort muß der Kutſcher jagen,
Bis er ſein Ziel, die Stadt, erreicht.

Der Menſchenfreſſer.

„Herbei! Hierher geſchaut!“ ſo ſchrie
Ein Gaukler mit verſchmitzter frecher Miene
Auf off'nem Markt von ſeiner Bühne
Dem Volke zu: „So etwas ſah't ihr nie!
„Die Stücke, die ſonſt and're Künſtler machen,
„Sind Kinderſpiel und nicht des Zeigens werth;
„Der kauet Stein' und noch wohl härt're
Sachen,
„Indeß ein Anderer von einem Feuerheerd
„Die Kohlen, glühend heiß, verzehrt;
„Da ſtaunt Ihr dann, — doch ich muß lachen,
„Ich zeig' Euch, was noch keinem möglich war,
„Was keiner noch vor mir jemals gewieſen,
„Wer hat den Muth?! — den größten aller
Rieſen,
„Er wag's und ſtelle ſich mir dar —
„Ich ſchling' ihn ein mit Haut und Haar!“ —
Hm! ſprach ein groſſer Kerl mit breitem
Rücken,

Er

Er mochte wohl ſechs Fuß und drüber ſeyn,
Hm! ſchmunzelt' er mit ſpöttiſch höhn'ſchen
Blicken:
Nur Narren bildet man das ein.
O, lacht ihn aus, den unverſchämten Prahler,
Ich wette hundert gegen einen Thaler,
Er kann es nicht. Ha, ha! — „Ei, lieber
Freund,“
Verſetzte drauf ſein Nachbar: „wie es ſcheint,
„Verſteht Ihr Euch auf ſolche Wunderſachen,
„Weil Ihr zum Wetten gleich ſo keck bereit,
„Allein, man widerleget nicht durch Lachen,
„Habt Ihr Courag', und da Ihr ſicher ſeyd,
„So laßt an Euch die Probe machen.“

Was, zweifelt Er an meinem Muth?
Ich will das Gegentheil Ihm weiſen.
Der Kerl dort oben mag mich ſpeiſen.
Ich bin ein Schurke, wenn er's thut!

„An Ihm ſoll ich mein Kunſtſtück zeigen?
„Iſt es Sein Ernſt?“ rief drauf der Charlatan,
Und grinzt' ihn zähnefletſchend an:
„Bemüh' Er ſich, zu mir hinauf zu ſteigen.“

Der Zweifler nahte trotzig ſich
Dem Gaukler, und mit Achſelzucken,
Das mitleidsvollem Spotte glich,

Rief er ihm zu: Hier ſieht Er mich,
Hat er noch Luſt, mich zu verſchlucken?
Der liſt'ge Charlatan, gewandt,
Denn er war Caglioſtro's Jünger,
Griff plötzlich ſeines Gegners Hand,
Und biß ſo ſcharf ihn in den Finger,
Daß dieſer gellend Zeter! ſchrie,
Nachdem er raſch ſich losgeriſſen.
Der Gaukler ſagte ruhig: „Wie?
„Wo bleibt der Muth, die Energie?
„Wen es an Herz gebricht, muß nie
„Zu ſolcher Probe ſich entſchließen.“
Ach! ſchrecklich hat Er mich gebiſſen!
„Natürlich,“ ſprach der Charlatan:
„Auf meine Kunſt kann man vertrauen,
„Ich halte Wort, — doch das ſieht Jedermann,
„Daß ich, ohn' Ihn zuvor zu kauen,
„Unmöglich Ihn gleich freſſen kann.“

Unnöthige Beſorgniß.

„Nur eins verſprich mir, Cordula,“
Sprach zu der Frau mit blaſſem Munde
Cornut: „ich fühl's, die bitt're Stunde

Des Todeskampfes iſt mir nah',
Reich' nie zum zweiten Ehebunde
Dem jungen Laffen Adlerkant,
Dem ich die Thüre wies, die Hand;
Gelobſt Du dies mir nur, mit Freuden
Will ich von dieſer Erde ſcheiden;
Doch halte Wort, ſonſt, Weib! ſonſt quält
Dich noch mein Geiſt, lieg' ich im Grabe."
Und Cordula verſetzt: „O, weit gefehlt!
„Du phantaſirſt, ſey ohne Sorg', ich habe
„Mir einen Andern längſt gewählt."

Trunkener Mund, wahrer Mund.

Von eines Lieferanten Schmauſe
(Dort ſpeiſ't und trinket man nicht ſchlecht)
Ging Doktor Weinlieb, wohl bezecht,
Um Mitternacht — der letzte Gaſt — nach Hauſe;
Denn koſtet ihm der Wein nicht Geld,
Iſt er ein Feind von jeder Pauſe,
Und bis zur letzten Flaſche Stand er hält.
Er ſtolpert trunken fort, gleich einem Blinden,
Und tappt umher; — hell glänzt des Mondes Licht,
Doch ſeine Wohnung kann er nicht —

Sieht er auch alles doppelt — wieder finden,
Vergebens iſt ſein ängſtliches Bemüh'n,
Und ſein Inſtinkt führt wider ſeinem Willen
Ihn zu dem nahen Kirchhof hin,
Wo Saaten der Doktoren blüh'n,
Den klein' und große Hügel füllen.
Er ſchwankt und ſtürzt auf einen hülflos hin,
Auf will er ſtehn, doch ſinkt er immer wieder,
Es ſchließt zuletzt der Schlaf die Augenlieder;
Der Wächter macht, wie ſeine Pflicht es heiſcht,
Um Mitternacht, in der Geſpenſterſtunde,
Zur Sicherheit der Schlafenden, die Runde.
Er naht dem Kirchhof ſich und kreiſcht
Sein „Hört Ihr Herr'n!“ mit aufgeſperrtem Munde.
Durch dieſen Ruf und durch das Horn erſchreckt,
Das in das Ohr des trunk'nen Doktors tönet,
Wird er aus ſeinem Schlummer aufgeweckt,
Er richtet ſich urplötzlich auf und ſtöhnet.
Der Wächter, den Geſpenſterfurcht nicht neckt,
Naht ſich, den Auferſtand'nen zu beſchauen,
Hält die Latern' ihm vor's Geſicht,
Betrachtet ihn genau und ſpricht:
„Wie, darf ich meinen Augen trauen?
„Sie ſind's, Herr Doktor, Sie?“ — Ja, Klaus,
Verſetzt der Jünger Aeskulap's mit Lallen,

Ich kam von einem rechten Götterſchmaus,
Bei'm Heimgehn bin ich hier gefallen,
Ich kann nicht fort. — „Ei, gehen Sie nach Hauſ'!
„Ich führe Sie.“ — Er reichet ihm die Rechte,
Allein der Doktor legt ſich wieder hin
Und ruft ihm zu: So wahr ich ehrlich bin,
Ich kann nicht von der Stell', ich dächte,
Hier liegt ſich's weich, warm iſt die Nacht;
Ihr könnt nur immer Eures Weges gehen,
Ich werde früher auferſtehen,
Als alle die, die ich hierher gebracht. —
Der Wächter ſchüttelt drauf den Kopf und lacht:
„Das iſt doch eine ſonderbare Grille!
„Nun, wollen Sie nicht mit?“ – Nein! nein!
Ruft Weinlieb ärgerlich und ſchlummert wieder ein.
„Nun, gute Nacht!“ ſpricht Klaus, „es ſoll des Menſchen Wille
„Sein Himmelreich — wie man behauptet — ſeyn.“

Der Deſerteur.

Ungern verließ den warmen Heerd
Hans Taps, der zweite Sohn des Hirten
Des Dörſchens G.., um mit dem Schwert
Des Kriegs die Lenden zu umgürten,
Weil man ihn zum Erſatz begehrt.
Es ſind drei Wochen kaum verfloſſen,
So wird er, nur ſoſo dreſſirt,
Mit andern ähnlichen Genoſſen
Dem Heer, zum Kampfe zugeführt.
Er wenig Luſt im Herzen ſpürt,
Des Ruhmes Lorbeern zu erlangen,
Und einſt des Nachts er deſertirt.
Allein, er wird vom Feind gefangen
Und in das Hauptquartier ſpedirt.
Kaum hat's der General vernommen,
Muß Taps ſogleich auch zu ihm kommen,
Er ſelbſt ihm nun examinirt;
Es iſt die erſte ſeiner Fragen:
Geſtehet ohne Rückhalt mir,
Und lüget nicht: wie ſtark ſeyd ihr?
„Daß, Excellenz, kann dreiſt ich ſagen,
„Zwei von uns ganz gemächlich tragen —
„Ich hab's verſucht — ein Faß mit Bier.“

Der gute Vater.

Es hatt' in ſeinen erſten Eh'ſtandsjahren
Der Schuſter Pich drei Söhn' erzielt,
Die alle munt're Knaben waren;
Weshalb auf ſie er groſe Stücke hielt,
Sein Vaterherz beſtändig Sehnſucht fühlt',
Ihr künft'ges Schickſal zu erfahren,
Er iſt zu alt, — das muß er ſich geſtehn —
Sie, eh' er ſtirbt, verſorgt zu ſehn.
Der Doktor Yſop war ſein Kunde,
Dem er manch Stiefelpaar gemacht,
Und als er ihm ein neues einſt gebracht,
Erfuhr er aus des Dieners Munde,
Es habe jetzt ſein Herr nicht Zeit,
Die neuen Stiefeln zu probieren,
Denn eben mach' er ſich bereit,
Die Kranken zu magnetiſiren.
Neugierig frägt der Meiſter Pich:
Was will das lange Wort dann ſagen?
„Ich weiß es nicht ſo eigentlich,
„Und meinen Herr'n müßt Ihr befragen,
„Nur das weiß ich," Johann verſetzt:
„Wenn ſich die Herren und die Damen,
„Die deshalb hier zuſammenkamen,
„Um ein Baquet ſich hingeſetzt,

„Fährt mit der Hand er hin und wieder,
„Das zuckt den Kranken durch die Glieder,
„Sie gähnen, werden immer müder,
„Unwiderſtehlich ſchließt zuletzt
„Ein feſter Schlaf die Augenlieder;
„Im Schlaf man dann wohl Unſinn ſpricht,
„Wenn böſe Träume Unruh' machen,
„Hier aber iſt der Fall es nicht,
„Man ſpricht hier klüger als im Wachen;
„Denn, öffnet ſich des Schläfers Mund,
„Entdeckt er ſeiner Krankheit Grund,
„Und macht auch ſonſt verborg'ne Sachen,
„Was künftig noch geſcheh'n wird, kund.“
Das willſt du dir zu Nutze machen,
Denkt Meiſter Pich: du bitteſt nun
Den Arzt, wenn er magnetiſiret,
Daß er dich zu den Kranken führet,
Dort kann dann Einer kund dir thun,
Was für ein künft'ges Loos hienieden
Den Kindern das Geſchick beſchieden,
Dann biſt du aller Sorgen los,
Und ruh'ſt, im Herzen Troſt und Frieden,
Einſt in der Mutter Erde Schooß.
Es trägt nun Pich, ſcheu und verlegen,
Dem Doktor ſeine Bitte vor.
Er findet ein geneigtes Ohr.

Kein aber ſetzt man ihm entgegen,
Und Yſop gern es ihm erlaubt,
Die Somnambulen zu befragen,
Weil er am Magnetismus glaubt.
Pich ſtellet ſich nach ein'gen Tagen
Im Saal der Patienten ein,
Und auf des Doktor Yſops Fragen,
Fängt Einer an, zu prophezeih'n.
Er ſpricht: Pichs hoffnungsvolle Knaben
Zieht noch der brave Vater groß,
Doch werden ſie kein gleiches Loos
Auf ihrem Pfad durch's Leben haben.
Der älteſte, feig und verſchmitzt,
Wird ſich vor Größern knechtiſch beugen,
Durch Kriecherei ſtets höher ſteigen,
Bis er dem Glück im Schooße ſitzt;
Die Kunſt, zu rechter Zeit zu ſchweigen,
Ihm mehr als alles Wiſſen nützt.
Ein Einfaltspinſel bleibt der Zweite,
Doch, wie Adon, bezaubernd ſchön,
Wird er an einer Wittwe Seite,
Die alt, doch reich, am Altar ſtehn.
Bei ausgeſuchten Leckerbiſſen,
Im Keller ſtets den beſten Wein,
Wird ihm das Leben froh verfließen,
Denn ihm fällt nie das Denken ein.

Am höchſten ſteigt der Jüngſt', allein
Zum frühen Tod auf eine Leiter,
Doch iſt's in einem Nu vorbei.
Genug, ich ſage nun nichts weiter!
„Gottlob!" ruft Meiſter Pich ganz heiter:
„Verſorgt ſind ſo doch alle drei!"

Die Abſolution.

Zerknirſchten Herzens ging Korinne
Als Beichtende zum Kloſter hin,
Daß ſie vom Pater Seraphin
Vergebung ihrer Schuld gewinne.
Verhüllet auf den Knien ſie liegt,
Den Schleier, der vom Haupt ihr wallte,
Sie maleriſch in manche Falte
Mit ihrem kleinen Händchen biegt,
Und vor dem Pater auf der Erde
Sie ſich in Stellung und Gebehrde
Wie eine Bajadere ſchmiegt.
Der Mönch, ein Kenner, merkt aus allen
Gebehrden, die Korinne macht,
Sie ſey im Beichtſtuhl ſelbſt bedacht,
Der Männer Augen zu gefallen.

„Wer wird," beginnt der fromme Mann:
„So eitel wie ein Pfau ſich ſpreizen?
„Sagt offenherzig mir, was kann
„Zu ſolcher Thorheit Euch wohl reizen?"
Ich halte mich für hübſch, verſetzt darauf
Die Büßende. — „Wohlan, ſo hebt den Schleier,"
Spricht **Seraphin**: „mir's zu beweiſen, auf."
Sie thut's. — Der Pater ruft: „Zum Geier!
„Ich glaubt' ein Wunderbild zu ſehn,
„Der Müh' konnt' ich Sie überheben;
„Um ſolch Geſicht — ich muß es frei geſtehn —
„Wird keiner wohl dem Teufel ſich ergeben."

Der Unglückliche.

Seit vielen Jahren ſchon **Ariſt**
Nach einem kleinen Aemtchen trachtet,
Doch ſein Geſuch ſtets fruchtlos iſt,
In Dürftigkeit er faſt verſchmachtet.

Er war ein Mann voll reger Kraft,
Ein reines Herz trug er im Buſen,
Sein Geiſt, genährt durch Wiſſenſchaft,
Empfing die heil'ge Weih' der Muſen.

Doch angeſtellet ward er nicht,
So vielfach er ſich auch bemühte,
Ihm eines Mächt'gen Gunſt gebricht,
Das Vorwort einer Favorite.

Kein reicher Vetter ihn empfiehlt,
Drum muß Begünſtigtern er weichen,
Und er es für unwürdig hielt,
Ein Amt durch Ränke zu erſchleichen.

Ein Strahl der Hoffnung jetzt ihm ſcheint,
Er glaubt nun endlich ſich geborgen,
Miniſter wird ſein Jugendfreund,
Der wird unſtreitig ihn verſorgen.

Gern ging' er zu dem Mächt'gen gleich,
Allein ſein Rock iſt abgetragen;
So bettelhaft — verdammter Streich! —
Kann er ſich doch zu ihm nicht wagen.

Zum Tuche fehlt es ihn an Geld,
Mit Mühe muß er es erborgen;
Bei'm Schneider wird das Kleid beſtellt,
Und er verſpricht's auf übermorgen.

Der Kleidermacher ſtellt ſich ein,
Das neue Kleid ihm anzupaſſen;
Die Aermellöcher ſind zu klein,
Und ändern muß er ſie noch laſſen.

So wiederum ein Tag entflieht,
Doch als er nun ſich angezogen,
Den Himmel Wolkennacht umzieht,
Und nieder ſtürzen Waſſerwogen.

Verderben würde gleich das Kleid,
Das nicht gekrumpt, in ſolchem Regen,
Zu dem Beſuch iſt morgen Zeit,
Dem Freund die Bitte vorzulegen.

Die Sonn' am andern Morgen lacht.
Ariſt, den Augenblick zu wahren,
Sich eiligſt auf die Beine macht;
Die Excellenz iſt ausgefahren.

Den Tag darauf ſtellt er ſich ein,
Den treuen Jugendfreund zu ſprechen;
Der Schweizer ſagt: „Heut' kann's nicht ſeyn,
„Den Vortrag würd' ich unterbrechen.

„Den Herrn jetzt jeder überläuft,
„Damit er ihn mit Bitten plage,
„Und ſich die Arbeit ſtündlich häuft:
„Gedulden Sie ſich nur acht Tage."

Ariſt entfernt ſich, und beſchließt,
Dem Rath des Schweizers nachzuleben:
Sein Freund, wenn ruhiger er iſt,
Wird williges Gehör ihm geben.

Ach Tage ſind entfloh'n, er geht,
Den günſt'gen Augenblick zu faſſen,
Frägt nach der Excellenz. — Zu ſpät,
Sie wurde geſtern ſchon entlaſſen.

Bettlerſtolz.

Der Unterſchied von Du, von Er und Ih
Um die Humanität recht zu bekunden,
Iſt aus der deutſchen Sprache ganz ve
ſchwunden,
Und überall braucht man das Sie dafür.
Die Excellenz, im Glanz der Ordensbänder,
Heißt Sie, und auch zu gleicher Zeit
Verlangt es der Hebräer, der auf Pfänder
Für Wucherzins der Armuth leiht.
Und doch — wer wird's zu ſtreiten wagen! —
Iſt es wohl nicht Volksthümlichkeit,
So viel man auch in unſern Tagen
Von ihr mit rauhen Kehlen ſchreit.
Ein Kerl in ſeinen beſten Jahren,
Mit einem Knittel in der Hand,
Ein Tagedieb, an einer Ecke ſtand,
Und um die Worte zu erſparen,

Hielt ſtumm die Müh' er in der Hand,
Mitleid'ge Herzen zu bewegen,
Ein Scherflein ihm hinein zu legen,
Weil betteln er bequemer fand,
Als bei der Arbeit ſich zu regen.
Ein Mann, von echtem Korn und Schrot,
Ein alter braver deutſcher Degen,
Mitleidig eine Gab' ihm bot.
Er reicht ſie freundlich ihm entgegen:
„Da nehm' Er, Freund!“ — Der Bettler nimmt
Das Geld, ſteckt's ein mit zorn'gen Blicken;
Statt alles Danks frägt er ergrimmt:
„Wer iſt Ihr Er?“ und kehret ihm den Rücken.

Edelmüthiger Entſchluß
auf dem Todbette.

Vinoſus, der die höchſte Wonne,
Das Glas gefüllt bis an den Rand
Vor'm Spundloch einer vollen Tonne
Mit unverfälſchtem Weine, fand,
Der, wann die Morgenſonn' ihn weckte,
Schon durſtig aus dem Bett' die Hand

Nach Mallaga und Ungar ſtreckte,
Der, bis die Mittagsglock' ihn rief,
Zu allen Weinverkäufern lief,
Und ihre beſten Sorten ſchmeckte,
Sodann bei'm frohen Mittagsmahl
Die Eßluſt durch Madera reizte,
Mit Langkork nicht und Rheinwein geizte,
Der durch den Jahrgang ſich empfahl,
Dann nach Burgunderſternen ſchaute:
Der ganz vortrefflich Cardinal
Und kalten Punſch und Biſchof braute,
Der wie ein Bacchus den Pokal
In ſeliger Begeiſt'rung ſchwenkte,
Und oft, wenn ſeinen bleichen Strahl
Der Mond zur müden Erde ſenkte,
Noch in dem kerzenhellen Saal
Sich mit Champagnerwein erfriſchte,
Der, wenn der Kork zum Himmel ſprang,
In weißen Schaum der Flaſch' entziſchte,
Vinoſus lag gefährlich krank.
Man fürchtet für des Kranken Leben,
Da ihm ſogar nicht mehr der Sekt,
Der Fünftelſaft der reifſten Reben,
Der feurigſüße Kapwein ſchmeckt;
Der Arzt vor ihm am Bette ſitzet,
Die Zunge, ſehr belegt, beſchaut,

Bedenklich an den Nägeln kaut,
Und bei'm Receptſchreiben ſchwitzet.
Ein Hausfreund, der dem Arzt nicht traut,
Schickt zu dem Paſtor Helm, in Zeiten
Zum Uebergang in jene Welt
Den Hoffnungloſen zu bereiten.
Bald tritt der Paſtor ein, und ſtellt
Dem Kranken vor mit ernſten Mienen:
Vor allen müſſ' ein Sterbender
Mit ſeinem Feinde ſich verſühnen,
Selbſt wenn's der allerärgſte wär';
Denn, ruft er: dem hartnäck'gen Haſſer
Macht ſolch ein Groll das Sterben ſchwer.
„Geſchwinde gebt mir ein Glas Waſſer!“
Erſeufzt der Kranke; ſchnell man's reicht,
Er ſieht's, will trinken, und — erbleicht.

Naive Antwort.

Luischen, kaum ſechs Sommer alt,
Wild hinter'm Vetter Ludwig rannte,
Voll Zorn die kleine Fauſt geballt;
Da nahte ſich die Gouvernante
Mit finſterem Geſicht und ſchalt:

„Das iſt ja wider alle Sitten!
„So mit geballter Fauſt zu dräu'n
„Steht keinem jungen Mädchen ſein;
„Den lieben Gott, Kind, mußt Du bitten,
„In Zukunft artiger zu ſeyn." —
Luischen blickt verſchämt zur Erden,
Kniet vor die Gouvernant' und ſpricht:
„Das lohnet ſich der Mühe nicht,
„Ich will auch ſo ſchon artig werden."

Der Unheilbare.

Guſtav, des Herrn von Amſels Sohn,
Des Vaters Stolz, der Mutter Freude,
Empfand im erſten Flügelkleide
Den Trieb, ſich auszuzeichnen, ſchon.
Er wollte ſtets vor andern Knaben
Den Vorzug, als ein Reichsbaron,
Bei'm Spiel und in der Schule haben;
Als er die höchſte drauf bezog,
Trug er, zu And'rer Mißbehagen,
Die Naſe ſo verächtlich hoch,
Daß er ſich deshalb oft geſchlagen.

Drei Jahre hat er nun ſtudirt,
Jetzt ſoll er noch auf Reiſen gehen,
Und fremde Höf' und Städte ſehen,
Wie's einem Kavalier gebührt.
Nach ſeines Vaters Wunſch er reiſet,
Beſieht die bunte große Welt,
Doch nirgends es ihm recht gefällt,
Man nie genug ihm Ehr' erweiſet.
Zur Heimath kehret er zurück,
Bei Hofe wird er präſentiret,
Dort macht er ſchnell ſcheinbar ſein Glück,
Weil ihn ein goldner Schlüſſel zieret,
Doch wenig kann ihm dies erfreu'n,
Ihm wohl ein höh'rer Rang gebühret,
Wähnt er, Hofmarſchall müſſ' er ſeyn.

Geheimer Gram die Wang' ihm bleichet,
Er fühlet ſich zurückgeſetzt,
Sein Selbſtgefühl iſt tief verletzt,
Die Naſe, die ſonſt Wolken faſt erreichet,
Neigt zu der Erde ſich, und jetzt
Mit ſchwerem Tritt er durch die Zimmer ſchleichet,
Wo er ſich mit Grandezza nur gebläht.
Bei Sereniſſimus, verſtimmt im höchſten Grade,
Er demuthsvoll um ſeinen Abſchied fleht;
Und — man erweiſ't ihm willig dieſe Gnade.

Er zieht vom Hofe ſich zurück,
Doch will er nicht die Hauptſtadt meiden,
Dort blühet, für des Hofes Leiden,
In einem andern Kreis ſein Glück.
Ein Hofmann kann in Reſidenzen,
Ein Meteor, in Cirkeln glänzen,
Woſelbſt courfähig keiner iſt,
Dort aber brüſten ſich die reichen
Armeelief'ranten, wie ihr wißt,
Den Höfling und ſein Ehrenzeichen,
Am Schooße hinten, man vergißt,
Man ſchwatzt von keinen Hofintriguen,
Erzählt nicht, was man bei der Cour
Von einem Envoyé erfuhr,
Oft ſind es diplomat'ſche Lügen;
Von Staatspapieren ſpricht man nur,
Wie ſie gefallen und geſtiegen,
Den Mann im Amte ſchätzt man dort,
Ihm weihet man nur Huldigungen,
Mit mancher Bitt' iſt durch ein Wort
Zu rechter Zeit man durchgedrungen;
Dem Kammerherrn fällt es nun ein,
Sich auch dem Dienſt des Staats zu weih'n.
Bei Hof' iſt es ihm nicht gelungen,
Bald hofft er Präſident zu ſeyn.
Doch ſeine Hoffnung wird betrogen,

Auch hier — mit Unrecht, wie er meint —
Wird ihm ſo Mancher vorgezogen,
Und keines Glückes Sonn' ihm ſcheint;
Es will der Dienſt ihm nicht behagen,
Verblümt giebt man ihm zu verſtehn,
Auf ſeinen Abſchied anzutragen,
Sonſt könnt' es ungeſucht geſchehn.
Ihm bleibt nicht lange Zeit zum Wählen;
Er folgt dem wohlgemeinten Rath,
Entlaſſen, zieht er aus der Stadt,
Mit Akten ſich nicht mehr zu quälen,
Da's doch ihn nichts geholfen hat.
Noch iſt die Ehrſucht nicht geheilet,
So tief ſie ihn auch ſchon verletzt,
Er will der erſte ſeyn. — Er eilet
Nach einem kleinen Städtchen jetzt;
Dort, wo an Würd' ihm keiner gleichet,
Wird er von Allen hochgeſchätzt,
Wähnt er; allein, auch hier erreichet
Er nicht, was er ſich vorgeſetzt.
Einförmig iſt der Bürger Leben,
Man hält ſich von dem Kammerherrn,
Mißtrauiſch ſcheu, beſtändig fern.
„Er will ſich über uns erheben!“
Der Apotheker höhniſch ſpricht:
„Dazu iſt er der Mann doch nicht.“ —

Ein zweiter Bürgermeiſter Staar
Sieht ſchon im Geiſte die Gefahr,
Es möchte — was ſein Vorrecht war —
Der Fremdling nun den Ton angeben.
Wo ſich der Herr von Amſel zeigt,
Zieht jeder ſich zurück und ſchweigt.
Auch hier will es ihm nicht gelingen,
Ein glänzend Meteor zu ſeyn,
Da fällt es dem Verkannten ein,
Sich zu des Pindus Höh'n zu ſchwingen,
Und in Apollo's Lorbeerhain
Sich einen Namen zu erſingen.
Laut läßt er nun die Leier klingen,
Er ſpitzet ſeinen Federkiel
Und reimt mit Jedem um die Wette
Canzonen, Trioletts, Sonette,
Verfertigt ſelbſt ein Trauerſpiel,
Schreibt Schauermärchen, daß mit Beben
Des Leſers Haar' empor ſich heben,
Ahmt Fouqué, Müllner'n, Hoffmann nach;
Allein umſonſt iſt ſein Beſtreben,
Statt Nachruhm erndtet er nur Schmach.
Zernichtet durch ſo viele Leiden,
Der Herr von Amſel nun beſchließt,
Ganz aus der ſchnöden Welt zu ſcheiden,

Die undankbar und neidiſch iſt,
Doch Auſſeh'n will er noch erregen.
Er wird ein Katholik, um dann
Ein Mönchsgelübde abzulegen,
Und gern nimmt ihn ein Kloſter an,
Es iſt vom Kapuzinerorden.
Hier, in der öden Einſamkeit,
Verſchied er bald, verzehrt von Neid,
Daß er nicht Guardian geworden.

Die beiden Weitgereiſten.

Von ſeinen Reiſen ſprach Sophron,
Man war ganz Ohr, man hörte gern ihn ſprechen,
Und keiner wagt's, durch einen lauten Ton
Den Mann voll Geiſt zu unterbrechen,
Da rief Mendax, im Blicke Hohn:
„Was Sie als ſelt'ne Wunder preiſen,
„Weiß man aus hundert Büchern ſchon,
„Ich ſah' ganz and're Ding' auf Reiſen.
„Ich bin von allem Prahlen fern,
„Doch wird im Cook und Kruſenſtern,
„Was ich geſehn, mir keiner weiſen.

„Ein Beiſpiel nur: in Afrika
„Ein Ungeheuer von Kanone
„Bei'm Dey von Tripolis ich ſah,“
„(Er gab den Namen ihr: Bellone),
„Die über hundert Meilen ſchoß.
„Die Mündung war ſo weit und groß,
„Drin tummeln konnte ſich ein Reiter.“ —
Da platzte zornig Einer los:
Zum Henker! ſprechen Sie geſcheiter,
Das bildet man nur Narren ein! —
„Mein Herr, ich ſelber ritt hinein.“
Das hieß denn doch zu ſtark gelogen,
Und Viele fingen an zu ſchrei'n:
Bei'm Teufel, das iſt ungezogen!
Wofür, Herr! ſehen Sie uns an? —
„Nur ruhig,“ kalt Sophron begann:
„Herr Mendax will Sie nicht beleid'gen,
„Was er erzählt, iſt ganz gewiß,
„Ich war gerad' in Tripolis,
„Als er dort war; ihn zu vertheid'gen
„Halt' ich für Pflicht; in dem Koloß
„Ich, gar nichts Arges ahnend, ſitze,
„Da jagt' er, ähnlich einem Blitze,
„Auf der Kanone Mündung los.
„Zu halten gab ich ihm ein Zeichen,
„Er ſah' es nicht, und ich entſchloß

„Mich kurz und gut, nun ſeinem Roß
„Schnell durch das Zündloch zu entweichen."

Die Wittwe.

Mehr als ſechs Wochen waren ſchon
Der jungen Barbara entfloh'n,
Seit ihren Gatten man begraben;
Sie, die ſtets ſorgenfrei gelacht,
Scheint keine Ruhe jetzt zu haben,
Ihr Auge trübt des Kummers Nacht,
Und doch in ihrem Eheſtande
War, wie bekannt, ihr Ehemann
Ein Sonderling und Haustyrann,
Oft wünſchte ſie von Hymens Bande,
Nach einem Zank mit ihm, ſich los,
Eh' ſterbend er die Augen ſchloß.
Mein Gott! wozu die Seufzer, Zähren?
Spricht eine Nachbarin zu ihr:
Dein Plagegeiſt iſt todt, wie ſoll ich mir
Den ſonderbaren Gram erklären?
Es kann Dein Ernſt unmöglich ſeyn!
„Er iſt's!" fiel Barbara ihr ein,

„Es iſt doch wahrlich nicht zum lachen,
„Gleich kann man ja nicht Hochzeit machen.“

Der Lotteriegewinn.

Schuhmacher Strips, mehr als genau,
Hielt äußerſt knapp die junge Frau,
Und all' ihr Weinen, Zanken, Schmollen,
Doch nicht ein ſolcher Filz zu ſeyn,
Und von den wohlverwahrten Rollen
Ihr eine nur zum Putz zu weih'n,
Blieb fruchtlos ſtets; ein kaltes Nein!
Ward nur zur Antwort ihr gegeben,
Und machte ſie es ihm zu toll,
Pflegt' er für dieſes Nein auch wohl
Voll Zorn den Knieriem hoch zu heben.
Mit einem ſolchen rohen Mann
Iſt ſeine Hälfte übel dran,
Sein Felſenherz kann nichts erweichen;
Frau Strips bei Tag und Nacht nun ſann,
Was ſie ſich wünſchte, zu erreichen,
Altmodiſch ſie vor ihres Gleichen
Sich nicht mehr ſehen laſſen kann.
Der Sonntagsſtaat iſt abgenutzt,

Sie mag nicht mehr zur Kirche gehen;
Wer faßt den Schmerz, weit mehr geputzt
Die Nachbarinnen dort zu ſehen;
Ein Hochzeitfeſt, ein Kindtaufſchmaus
Erfüllt ihr Herz mit Sorg' und Qualen,
Wo And're ſtolz wie Pfauen prahlen,
Lacht man ſie achſelzuckend aus.

Doch hielt ſie noch auf Zucht und Ehren,
Drum fiel es ihr im Traum nicht bei,
So karg der Mann, durch Buhlerei
Die Garderobe zu vermehren,
Und haſſend alle Liebelei,
Des Hauſes Frieden nicht zu ſtoren,
War, wie Lucretia, ſie treu.

Nach langem unruhvollen Sinnen
Ward es in ihrer Seele Licht;
„Warum," ſprach ſie: „kann ich denn nicht,
„Wie Manche, der's an Nichts gebricht,
„Ein Loos in der Lott'rie gewinnen? —
„Die Muhme Trips, die nur zweimal geſpielt,
„Fünfhundert Thaler baar erhielt,
„Warum ſollt' es mir auch nicht glücken?" —
Schnell kaufet ſie ein Loos, und fühlt
Im voraus ſchon das ſelige Entzücken,
Wenn nach der Ziehung ſie das Geld,

Sich nach der Mode ſchön zu ſchmücken,
Aus des Einnehmers Hand erhält.
Es wird die Lotterie gezogen,
Sie eilt in des Einnehmers Haus,
Doch ach! das Glück, das oft betrogen,
War nicht der Hoffenden gewogen,
Nur eine Niete kam heraus.
In ihrem Auge glänzen Zähren.
„Nur ruhig,“ der Einnehmer ſpricht:
„Gleich reich zu werden, kann man nicht
„Bei'm erſten Einſatz ſchon begehren;
„Wie Mancher ſpielt ſchon Jahr und Tag,
„Und ſitzt noch nicht dem Glück im Schooße;
„Es fällt kein Baum auf einen Schlag.
„Belieben Sie auf's neue Looſe?“ —
Frau Strips erglühet und erblaßt,
Ach! darauf war ſie nicht gefaßt,
Denn ein Gewinn konnt' ihr nicht fehlen,
Zum Einſatz ihr's an Geld gebricht,
Sie kann doch ihre Schande nicht
Dem fremden Collecteur erzählen.
Was ſoll in dieſer Angſt ſie thun? —
Da fällt ihr plötzlich ein: ei nun,
Des Mannes Geld kannſt du ja wagen,
Denn für das neue Stiefelpaar,
Das du ſo eben fortgetragen,

Haſt du die Thaler blank und baar.
Allein dein Mann? — Dem kannſt du ſagen,
Der Kunde nicht bei Gelde war,
Ein ging' es erſt nach ein'gen Wochen,
Und Zahlung hab' er dann verſprochen. —
Indem ſie dieſe Liſt erſinnt,
Die Furcht mit der Gewinnſucht ſtreitet,
Der Lottocollecteur geſchwind
Vor ihrem Blick die Looſe breitet.
„Ja, wer nichts wagt, auch nichts gewinnt!“
Sagt er: „Sie können's dreiſt probiren.
„Ein Loos,“ ſetzt er hinzu galant:
„Gezogen von ſo ſchöner Hand —
„Mir ahnet es — kann nicht verlieren.“ —
Dies Schmeichelwort Frau Strips beſtrickt,
Das ihre Hand als ſchön gemalet,
Sie widerſtehet länger nicht,
Wählt ſich ein Loos aus und bezahlet,
Und heimgekehrt ſagt ſie dem Mann,
Was liſtig ſie zuvor erſann.
„Ei was!“ rief Strips mit finſt'ren Blicken
„Du weiſt es ja, ich borge nicht;
„Zu dem, dem es an Geld gebricht,
„Kann man vergebens zehnmal ſchicken,
„Man wird zu and'rer Zeit beſtellt,
„Und um's für ein Paar Schuh zu holen,

„Zerreißet ſelbſt man drei Paar Sohlen,
„Wird man nicht ganz darum geprellt."
Es hört die Frau mit großem Schrecken
Die Predigt, die der Mann ihr hält,
Und Todesangſt den Buſen ſchwellt,
Den Unterſchleif möcht' er entdecken,
Eh' der Gewinn auf's Loos ihr fällt.
Doch endlich ſich die Sorgen legen,
Da Strips die Stiefelſchuld vergißt,
Der Ziehungstag erſchienen iſt,
Und hoffentlich Fortuna's Segen
Die Furcht, die ſie gequält, verſüßt.
Zufällig an dem Ziehungstage
Das Stiefelpaar den Kunden drückt,
Und er nun zu dem Meiſter ſchickt,
Daß er ihm dieſen Fehler ſage.
Strips ſtellt ſich unverzüglich ein,
Beſieht mit kunſtverſtänd'gen Blicken
Die Stiefeln, ſpricht: „Ich ſeh's, ſie drücken,
„Sie müſſen naß geworden ſeyn;
„Doch das hat weiter nichts zu ſagen,
„Ich kann ſie auf den Leiſten ſchlagen,
„Dann werden ſie bequem und weit."
Er nutzt nun die Gelegenheit,
Die alte Fod'rung zu begehren.
Zu ſeinem Schrecken muß er hören,

Er ſey zum mind'ſten nicht geſcheit,
Das Geld noch einmal zu verlangen,
Das ſeine Frau vor langer Zeit
In harten Thalern baar empfangen.
„Ich weiß noch alles ganz genau,
„Herr! bringen Sie mir Ihre Frau,
„Ich will es in's Geſicht ihr ſagen.“ —
Strips zweifelt an der Wahrheit nicht,
Da ſo beſtimmt ſein Kunde ſpricht.
„Verzeihen Sie, man darf doch fragen?“
Lenkt er beſcheiden wieder ein:
„Es muß denn wohl ein Irrthum ſeyn,
„Die Kundſchaft möcht' ich nicht verſchlagen.“
Er bückt ſich, nimmt das Stiefelpaar
Und eilt davon in wildem Grimme,
Stürzt in ſein Haus, mit barſcher Stimme
Schreit er: „He Weib!“ — Sie ſtellt ſich dar. —
„Sprich, wo haſt Du das Geld gelaſſen
„Für dieſe Stiefeln?“ — Sie erſchrickt,
Die Roſen ihrer Wang' erblaſſen,
Stumm, ſchuldbewußt, ſie niederblickt.
„Bekenne, Weib!“ — Sie aber ringet
Verzweiflungsvoll die Händ' und ſchweigt.
Da Meiſter Strips dies Tücke deucht,
Ergrimmt er heftiger und ſpringet
Nun los auf ſie, geballt die Fauſt,

Es wird ihr Lockenhaar zerzauſ't,
Das Werkzeug ſeiner Macht, der Riemen,
Wie Sturmwind, ziſchend ſie umſauſ't,
Er ſchlägt ihr unbarmherz'ge Striemen;
Sie ſinkt vor ihm auf's Knie und ſchreit
Aus voller Bruſt: „Barmherzigkeit!"
Umſonſt! — Je mehr ſie ſchreit und wimmert,
Um deſto härter zu er ſchlägt.
„Wer meinen ſauren Schweiß verkümmert,
„Mit dem mein Herz nicht Mitleid hegt,"
Spricht er: „und wirſt Du mir nicht ſagen,
„Was Du mit meinem Geld gemacht,
„So werd' ich —"

Höre auf zu ſchlagen,
Ich hab' es ja nicht durchgebracht,
Und hoffe, Zinſen ſoll es tragen,
Ich nahm ein Loos in der Lott'rie. —
„Was, muß Dich denn der Satan plagen!"
Ruft er: „darin gewinnt man nie."

Auf's Neu' will er den Knieriem ſchwingen,
Und ſie, da Fleh'n und Händeringen
Nichts helfen kann, um Hülfe ſchrei'n,
Da öffnet plötzlich ſich die Thüre
Und der Einnehmer tritt hinein;
„Madam'," ſprach er: „ich gratulire,

„Ihr

„Ihr Loos iſt 'raus, ich ahnt' es gleich,
„Sie ſind nun tauſend Thaler reich.“ —
Dreiſt ſchnell die Frau empor ſich richtet,
Ein Sonnenſtrahl der Freude lichtet
Das thränentrübe Angeſicht,
Als dies der Collecteur berichtet;
Strips wirft den Knieriem fort und ſpricht:
„Heraus das Loos!“ — Sie giebt's mit Zagen,
Zu ihrem Kummer ſieht ſie ein,
Für ſie wird nun das Geld nicht ſeyn,
Um nach der Mode ſich zu tragen.
Strips zärtlich ſeine Frau nun küßt:
„Verzeihe, daß ich Dich geſchlagen,
„Ich will es allen Menſchen ſagen,
„Daß Du ein Weib voll Klugheit biſt.“ —
Beherzter ſagt ſie nun: Mein Lieber!
Ich will Dir Alles gern verzeih'n,
Zweihundert Thaler ſind doch mein
Davon zu Putz? — „Nicht einen Stüber!“
Verſetzt er kalt: „was fällt Dir ein?
„Das Geld muß man auf Zinſen leih'n,
„So kann man beſſer es benutzen;
„Mit Geld wird immer hübſch man ſeyn,
„Wer reich iſt, braucht ſich nicht zu putzen.“

Die Drohung.

Ein Bettler ſprach in wehmuthvollem Ton:
„Ach! gnäd'ger Herr! nur eine kleine Gabe,
„Ein Dreierchen, — o Gott! ich habe
„Seit geſtern früh gehungert ſchon;
„Wenn Sie des hülfsbedürft'gen Armen,
„Eh' er verſchmachtet, ſich erbarmen,
„Verdienen Sie des Himmels Lohn,
„Der Herr von Millionen Welten
„Wird's Ihnen tauſendfach vergelten.“ —
Der Angebettelte ging kalt davon,
Und gab ihm nichts. Erlernte Phraſen,
Sind das, dacht' er, und man beſticht
Durch Spiegelfechterei'n mich nicht. —
Der Bettler fing nun an zu raſen,
Zerrauſte wüthend ſich das Haar,
Und ächzte, unter Händeringen:
„Sie werden mich zu etwas zwingen,
„Das nie zu thun gemeint ich war!“
Der Angebettelte, erweichet
Von Mitleid, kehret um, und reichet
Dem Bettler eine Gabe dar.
Hier nimm! ruft er, noch ganz erſchrocken.
Doch ſprich, was wollteſt Du denn thun,
Hätt' ich Dir nichts gereicht? — „Ei nun,“

Verſetzt darauf der Bettler trocken.
„Ich hätte, was zuvor noch nie geſchehn,
„Nach Arbeit mich dann umgeſehn.“

Der Kaiſer Tſi-Ju und ſein Stallknecht.

Das ſchönſte Roß des Kaiſers der Chineſen,
Tſi-Fu, ſein Lieblingspferd, dem lange Zeit
In ſeinem Marſtall keines gleich geweſen,
Zerbrach durch eines Stallknechts Ungeſchicklichkeit
Den Vorderfuß, und konnte nicht geneſen.
Tſi-Fu, von wildem Zorn entbrannt,
Daß ſolchen Renner er verloren,
Stürzt auf den Stallknecht zu, mit eig'ner Hand
Den Unachtſamen zu durchbohren,
Er ſchwingt den Spieß mit ungeſtümer Haſt;
Doch in dem Augenblicke faßt
Ein alter Mandarin, ein Weiſer,
Den Arm des Zornigen, und ſpricht
Mit ernſtem Ton: „Erhab'ner Kaiſer!
„Nur nicht zu raſch, — der Böſewicht
„Verdient's, für ſein verbrecheriſch Verſchulden
„Den Tod wohl zehnfach zu erdulden,

„Doch ſo erfährt den Grund er nicht.“ —
Wohlan, verſetzt Tſi-Fu: belehre
Zuvor den Böſewicht. — Der Mandarin
Geht nun, bewaffnet mit dem Speere
Des Kaiſers, zu dem Stallknecht hin,
Und rufet dann mit lauter Stimme,
Indem er mit verſtelltem Grimme
Die Lanze auf die Bruſt ihm ſetzt:
„Leichtſinniger, bedenke jetzt
„Was Du verſchuldet. Ha! mir grauet,
„Es iſt Dein Frevel unerhört!
„Es hatte Dir ſein Lieblingspferd
„Dein Herr und Kaiſer anvertraut,
„Leichtſinnig nahmſt Du's nicht in Acht,
„Du konnteſt es zu Tode reiten;
„Zwar das hat wenig zu bedeuten,
„Doch ſeinen Zorn haſt Du ſo angefacht,
„Daß, roher Leidenſchaften Beute,
„Er ſelbſt Dich mit dem Tod bedräu'te;
„Bedenk', — hätt' er den Mord vollbracht,
„Dann würde nie der Edelthaten
„Des Kaiſers, unſers Herrn, gedacht,
„Die Zeitungsſchreiber fremder Staaten
„Berichteten dann — unerhört! —
„Es ſey ein Gaul mehr als ein Menſch ihm werth.

„Dies iſt Dein Werk! — Büß' es mit Deinem Leben!" —
Der Kaiſer, der den Mandarin verſtand,
Erfaßte eilig deſſen Hand.
„Laßt!" rief er: „ich habe ihm vergeben,
„Ich bin gewiß, er beſſert ſich;
„Ein Fehler iſt noch kein Verbrechen,
„Wie ſoll ich rohe Frevel rächen,
„Straf' ich Verſeh'n ſo fürchterlich."

Der Schütze.

„Im Schießen bin ich ſo geübt,"
Sprach Herr von Luſt: „bei meiner Ehre!
„Daß es gewiß nicht Einen giebt,
„Dem ich nicht überlegen wäre,
„Das iſt auch überall bekannt,
„Im Zweikampf wird es keiner wagen,
„Sich auf den Schuß mit mir zu ſchlagen;
„Nehm' ich erſt das Piſtol zur Hand,
„Leg' an und ziele, laſſ' es knallen,
„Muß jedesmal mein Gegner fallen,
„Baron von Stern es jüngſt empfand." —
Wie, Stern? frägt Einer: — „Im Vertrauen,"

Erwiedert Luft: „das Sonnenlicht
„Wird nie der arme Schelm mehr ſchauen,
„Denn ſchieß' ich mich, ſo fehl' ich nicht.“ —
O Gott, mein Freund! — „Was hilft das Klagen,
„Sein Wille war's und ſein Entſchluß,
„Warum wollt' er ſich mit mir ſchlagen? —
„Ich ließ — in ſolchen Fällen muß
„Ein braver Kerl nicht feige zagen —
„Freiwillig ihm den erſten Schuß.
„Zehn Schritte wurden abgemeſſen,
„Wir ſtellten uns —“ Wje, ganz allein,
Und ohne Sekundanten? — „Nein,
„Die waren nicht dabei vergeſſen,
„Um Zeugen meines Muths zu ſeyn.
„Mein Gegner ſchäumte Zorn und Rache,
„Ich glühte ebenfalls voll Muth,
„Doch ſtets behalt' ich kaltes Blut,
„Wenn's auch das Leben gilt, ich lache,
„Deshalb treff' ich auch ſtets ſo gut.
„Wir ſtanden nun getrennt zehn Schritte.
„Zu meinem Gegner ſprach ich kalt:
„Nun, wird es bald, mein Herr? ich bitte,
„Sie ſchießen erſt, — raſch losgeknallt! —
„Er drückte los, ich ſah' es blitzen,
„Geſchickt hielt ich ihm hin den Lauf
„Von dem Piſtol, fing ſeine Kugel auf,

„Zwei hatt' ich nun in meinem ſitzen,
„Die gab ich nun im Augenblick,
„Denn jeden Vortheil muß man nützen,
„Dem armen Wagehals zurück,
„Er ſank und ſtarb an ſeinen Wunden;
„Ich that nur einen einz'gen Schuß,
„Und doch — was Jedem wundern muß —
„Hat man zwei Kugeln aufgefunden.
„Ich konnte wahrlich nicht dafür,
„Mein Gegner hat genug auf immer!" —
Als Luft ſo ſprach, ging auf die Thür,
Baron von Stern trat in das Zimmer
„Wie, noch am Leben?" Jeder ruft:
„Es hat Sie ja der Herr von Luft,
„Wie er uns ſelbſt erzählt, erſchoſſen!"
Mich? — mich? — frägt Stern: ei, Narrenpoſſen,
Ich ſchlage mich mit keinem Schuft. —
Kein Lob, doch der geſchickte Schütze
Geräth darüber nicht in Hitze,
Mit dreiſter Stirn er ruhig ſpricht:
„Die Sache hat ſich zugetragen,
„Auf Ehre! — doch ich wollte nicht
„Den Namen meines Gegners ſagen."

Naive Rechtfertigung.

Du mußt Dich mehr zuſammennehmen,
Sprach Herr von Y... zu ſeinem Sohn:
In's zehnte Jahr gehſt Du nun ſchon,
Und bleibſt — Du ſollteſt Dich doch ſchämen —
Drei Jahre lang in Tertia.
„Wie können Sie dies übel nehmen,“
Erwiedert Fritz: „bedenken Sie, Papa,
„Mein Lehrer iſt ſchon zwanzig Jahre da.“

Der angehende Matroſe.

Martin, aus einem Dorf in Schwaben
Gebürtig, zeigte ſchon ſehr früh
Weit mehr, als and're Bauerknaben,
Selbſt als des Küſters Sohn, Genie,
Mit ihnen ſpielen mocht' er nie,
Noch weniger Kartoffeln graben;
Er lieber hinter'm Ofen ſaß,
Im Siegfried, in dem Eulenſpiegel
Und Robinſon dem ältern laß.
Bei letzterm Alles er vergaß,
Die Phantaſie auf kühnem Flügel,
Die Naſe tief in's liebe Buch,

Ihn über ſeines Dörfchens Hügel
Nach einer wüſten Inſel trug.
Schloß ihm der Schlaf die Augenlieder,
So ſah' zu Schiff er ſich im Traum,
Der wildempörten Wellen Schaum,
Aus Wolken ziſcht ein Blitzſtrahl nieder,
Zerſplittert wird der große Maſt,
Im Meere geht das Schiffsvolk unter,
Er nur, von Allen, keck und munter,
Ein losgeriſſ'nes Brett erfaßt,
Drauf ſchwingt er ſich, und gleich Tritonen
Schwimmt auf der blauen Fluth er fort,
Und kommt nach unbekannten Zonen,
Wo liebenswürd'ge Wilden wohnen,
Zuletzt in einen ſichern Port.
Zu eng wird ihm der kleine Ort,
Wo auf dem Teich nur Enten ſchnattern,
In keinem Hafen Wimpel flattern,
Dem Vater läuft er heimlich fort.
Es muß doch wo die See ſich zeigen,
Und irgendwo ein Schiff, um dort
Zu einer Fahrt es zu beſteigen.
Manch Abentheuer er beſteht,
Für ſeine Flucht ihn zu beſtrafen,
Doch endlich zeigt ſich ihm ein Hafen,
Wo Flagg' an Flagge luſtig weht.

Er nach dem erſten Schiffe geht,
Und bittet, ihn doch mitzunehmen;
Der Schiffspatron ihn mit den Augen mißt,
Da Martin jung und rüſtig iſt,
Will ſich der Erſt're auch bequemen,
Ihn zwar, doch nicht als Paſſagier für Geld,
Nur als Matroſe mitzunehmen.
Froh Martin ihm bei'm Worte hält;
Sogleich wird er an Bord geführet,
Dem Schiffsvolk förmlich vorgeſtellt,
Das ihm durch Hurrah gratuliret,
Die Hoffnung ſeinen Buſen ſchwellt;
Doch, da man dort ihn das vexiret,
Der jugendliche Muth ihm fällt.
Sein Blick iſt auf das Meer gerichtet,
Der Hafen Langeweil' ihm macht;
Jetzt iſt man auf die Fahrt bedacht,
Die Anker werden ſchon gelichtet,
Die ſchlaffen Segel ſpannt man an.
He, Martin, ſpricht der Steuermann:
Hol' eine Flaſche Bier — geſchwinde! —
„Im Keller?" — Lauf, mich dürſtet ſehr. —
„Ach! eh' ich den am Ufer finde,
„Seyd Ihr gewiß ſchon weit in's Meer,
„Der Henker lauf' dann hinterher."

te

ine Bühnenſpiele

von

Karl Müchler.

H. 67. R.

Berlin, 1823.
Bei H. Ph. Petri.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

[illegible]

1955 IV c 1399

Vorrede.

Dieſe kleinen Theaterſtücke, theils nach franzöſiſchen Luſtſpielen, theils eigene Erfindung, entſtanden bloß, um den Aufforderungen einiger Freunde zu genügen, die in den Stunden der Muße lieber theatraliſche Darſtellungen zu einem angenehmen Zeitvertreib wählten, als Karten, oder Würfel, oder die ermüdenden Geſellſchaftsſpiele, vom Poſt- und Reiſeſpiel an, bis zu dem Freiſchützen, deren Zahl Legion heißt, und die alle nach *einer* Form gebildet, ein faſt unfehlbares Mittel ſind, Langeweile zu machen.

Da ſie bei ſolchen Darſtellungen auf Privatbühnen nicht mißfallen haben, ſo werden ſie hier hauptſächlich demjenigen Theil des Publikums, das an ſolcher Unterhaltung Vergnügen findet, zu dem nämlichen Zweck übergeben; in ſofern ſie nicht von der einen, oder andern Bühne, als Nachſpiele, nach einem größern Stück benutzt werden dürften.

Dies bleibt lediglich dem Ermeſſen der Theaterdirektionen überlaſſen; indeß rechnet der Verfaſſer um ſo weniger darauf, da er ſich beſcheidet, daß dies nur ſehr unvollkommne Verſuche in einer ſehr ſchwierigen Dichtungsart ſind, und der Rezenſent in der Leipziger Literatur-Zeitung die Bemerkung gemacht hat:

> „daß die Bühne in Deutſchland dazu beſtimm zu ſeyn ſcheint, ſelbſt für das wahre dramatiſche Dichtertalent eine Vogelſcheuche zu werden, und die dramatiſche Poeſie zu zwingen daß ſie von den Brettern auf das Druckpapie flüchte."

I.

Das zerbrochne Bein.

Poſſe in Einem Aufzuge.

Perſonen:

Gertrud, Schankwirthin.
Lieschen, ihre Tochter.
Martha, Wittwe.
Schnabel, Dorfbader.
Heinrich, deſſen Sohn.

Die Scene iſt vor der Thüre der Schänke; es befindet ſich vor derſelben ein großer Tiſch, auf welchem eine Kanne und mehrere Gläſer ſtehen.

An der Seite iſt ein Gebüſch, in welchem einige größere Bäume ſich zeigen.

Erſter Auftritt.

Frau Martha (ſtrickend.) Lieschen (aus der Schänke tretend.)

Martha.

Aha! Jungfer Lieschen! So allein? Wo iſt Mutter Gertrud? — Iſt ſie ausgegangen? — Iſt ſie zu Hauſe?

Lieschen.

Ich glaube, ſie iſt im Keller.

Martha.

Hat's heute viel Zuſpruch gegeben?

Lieschen.

Nein! den ganzen Tag über ſind nur zwei Fuhrleute vorbeigekommen. Sie kamen nicht einmal in's Haus, und ließen ſich den Schnaps vor die Thüre bringen.

Martha.

Alſo ſind keine Gäſte bei der Mutter?

Lieschen.

Keine Seele.

Martha.

Das iſt ja recht ſchön. Ich hätte gern ein Wörtchen mit ihr geſprochen. Wenn Sie nur wüßte, wie ich heute ſchon herumgelaufen bin. Ach! ich bin recht müd' und matt. Das geht mir faſt täglich nicht beſſer.

Lieschen.

Will Sie ſich nicht ſetzen?

Martha.

Ei behüte! Dazu hab' ich nicht Zeit. Ich will Ihr nur ein einziges Wörtchen ſagen, und mich dann wieder auf die Beine machen.

Lieschen.

Nun, ſo ſag' Sie's geſchwind.

Martha.

Als ich hierher ging, begegnete ich Schulzens Dörtchen, Kleemanns Hannchen, des Küſters jüngſte Tochter, Lehmanns Schweſter. Ich mußte ihnen doch einen guten Morgen bieten; Alle hatten mir etwas zu ſagen, da hieß es: Mutter Marthe hinten, Mutter Marthe vorne. Ich gab ihnen aber kurzen Be ſcheid: auf ein andermal Kinder, jetzt muß ich Gertrud's Lieschen ſprechen.

Lieschen.

Nun, ſo rede Sie nun auch.

Martha.

Ja, das fehlte mir noch, damit Sie mich nachher die alte Klatſche nennte! Gott ſey's geklagt, wie das ganze Dorf mit mir umgeht. — Und warum? — Weil ich eine arme Wittfrau bin. — Gebt mir doch! — Eine Frau, die keinen Mann mehr hat, iſt ſehr zu beklagen, liebes Kind. Mein Mann — Gott hab' ihn ſelig! — war ein kreuzbraver Mann. Er hat mich zwar manchmal ein Bischen gedroſchen, aber nachher that's ihm doch immer leid — recht leid. Das muß ich ihm noch im Grabe nachrühmen. Er hat's mir immer wieder abgebeten. Ich kann mich noch nicht zufrieden geben, daß ich ihn verlieren müſſen; aber es bleibt ewig ein wahres Sprichwort; vor'n Tod kein Kraut gewachſen iſt.

Lieschen.

Das hat Sie mir ja ſchon hundertmal erzählt, Mutter Marthe! — Wollte Sie mir nicht etwas anders ſagen?

Martha.

Ei freilich! — Ach! du lieber Gott! Wenn ich an meinen ſeligen Mann denke, werd' ich ganz konfus. — Geduld! ich will Ihr gleich etwas ganz neues erzählen. Da fällt mir eben ein; wo mag wohl jetzt die alte Schuhmann wohnen?

Lieschen.

Was weiß ich's.

Martha.

Die iſt nun auch Wittfrau, die! Ich habe ſie noch an den Mann gebracht. Peter Schuhmann vergaffte ſich in ſie, und da er immer zu mir in's Haus kam, wurde ſie ordentlich eiferſüchtig auf mich. Du lieber Himmel! — kurz —

Lieschen.

Aber was geht das alles mir an?

Martha.

Ihr? — Gar nichts! Ich wollt' Ihr nur ſagen, daß ich eben vor des Barbier Schnabels Haus vorbei gegangen bin.

Lieschen.

Nun, und was weiter? — Hat Sie etwa ſeinen Sohn Heinrich geſehen?

Martha.

Der Schnabel iſt mir auch der rechte. Er hat meinen Mann auf den Kirchhof gebracht. So ſagen alle Leute im Dorfe. Gott mag's ihm vergeben, denn er ſoll eben kein Hexenmeiſter ſeyn, und mit Fleiß hat er's ja nicht gethan. Merke Sie ſich's Lieschen. Man muß keinem Barbier und ſeines Gleichen unrecht thun. Solche Leute müſſen erſt viele unter die Erde bringen, ehe ſie zwei oder drei auf der Erde erhalten. Damals, als mein ſeliger Mann ſtarb, war Schnabel noch ein junger Anfänger; nun ſoll er, wie man ſagt, recht geſchickt geworden ſeyn.

Lieschen.

Was hält Sie von ſeinem Sohne?

Martha.

Von dem eben wollt' ich mit Ihr ſprechen.

Lieschen.

Was denn? — Geſchwinde!

Martha.

Ich bin dem Burſchen recht gut, ich hab' ihn noch als ein kleines Kind gekannt.

Lieschen.

Das iſt alles recht ſchön, aber ſage ſie mir nur —

Martha.

Er konnte mich auch recht gut leiden, damals. Er ſchrie und heulte unaufhörlich, und wenn man ihn fragte: was er wolle? ſagte er ſchluchzend: ich will zur Muhme Martha. Ach! es war ein liebes Kind! — Geduld! — Ich hatt' ihm das Liedchen gelehrt:

Meine Mutter hat Gänſe — Sie kennt es gewiß auch — er trällerte es ganz allerliebſt nach, — und dann noch ein anderes Lied. — Wie heißt es doch noch? — Wartet, ich werde mich ſchon noch darauf beſinnen.

(Sie ſteht in Gedanken, ſingt den Anfang einiger bekannten Volksweiſen, ſchüttelt aber dabei beſtändig mit dem Kopfe, und ſagt dazwiſchen: Nein! das war's nicht.)

Lieschen.

Das hat Zeit bis auf ein andermal.

Martha.

Still! ſtill! — Ich erinnere mich's gewiß noch — (Sie fährt fort zu ſingen)

Lieschen. (Verdrießlich.)

Solch Lied giebt's gar nicht. — Laßt das nur gut ſeyn.

Martha.

Ja, was ich noch ſagen wollte! — Sie hat auch Recht, Lieschen; die Sache iſt ernſthaft. — Was ſagt Sie dazu, daß ſich Heinrich das Bein gebrochen hat? Ich hab' über den Spaß recht lachen müſſen.

Lieschen.

Wie? — Was? — Heinrich hat ein Bein gebrochen?

Martha.

Ja, ſo iſt's. Er hat mir's ſelbſt erzählt. Die

Mutter hat ihn des Nachts überraſcht, als er auf einen Baum geklettert war, um Sie, Lieschen, vor Ihrem Fenſter zu ſprechen. Er hat ſich ſo vor der Mutter erſchrocken, daß er mit einem lauten Schrei vom Baume gepurzelt iſt; er iſt halb ohnmächtig geweſen. Da hat die Mutter, nämlich Ihre, — verſteh' Sie mich recht — nach dem Vater, dem Barbier Schnabel geſchickt, der iſt eiligſt hinzugekommen und hat verſichert, ſein Sohn habe das Bein gebrochen. Ha! ha! ha!

Lieschen.

Iſt denn das ſo lächerlich? — Schämt Sie ſich nicht? —

Martha.

Ei, was iſt denn da zu ſchämen. — Höre Sie nur erſt weiter. — Schnabel läßt ſeinen Sohn ſehr ſorgſam nach Hauſe tragen. Hier müſſen ihn nun zwei am Knie und zwei unten an dem Fuß ziehen, daß er Zeter Mordio! ſchreit und dann hat ihm der Vater den Fuß feſt eingeſchient. — Was geſchieht aber? — In der Nacht träumt dem Heinrich, es ſey Feuer im Hauſe ausgekommen. Er, nicht faul, ſpringt aus dem Bette, und der Vater Schnabel findet ihn, wie er halb nackend im Garten herumläuft. Der iſt ganz verblüfft darüber geweſen. Er hat ihm gleich den Verband abgenommen, und ſiehe da — da hat ſich's gezeigt, daß der Fuß gar nicht zerbrochen war. Ha! ha! ha!

Lieschen.

Aus Ihrer Erzählung kann ich gar nicht recht klug werden.

Martha.

Der alte Schnabel hat ſich gewaltig geſchämt, daß er ſich ſo vergaloppirt hat; nun ſoll der Heinrich ſo lange die Stube hüten, als zur Kur eines zerbrochnen Beines nöthig iſt. — Ihre Mutter und alle Leute im Dorfe bilden ſich noch ſteif und feſt ein, daß er ein Bein gebrochen hat. Ha! ha! ha!

Lieschen.

Wie kann man denn darüber lachen?

Martha.

Ich lache eigentlich darüber, daß er nun alle Nächte wieder auf den Baum ſteigen wird, von dem er herunter gefallen, um mit Ihr ein Wörtchen im Vertrauen zu ſprechen, und daß Ihrer Mutter davon nichts ſchwant. Ha! ha! ha!

Lieschen.

Nun, und was weiter?

Martha.

Weiter wollt' ich Ihr nichts ſagen.

Lieschen.

Da hat Sie viele Zeit unnütz verſchwendet.

Martha.

Iſt das mein Dank? — Ich denke, das kann noch dazu helfen, daß Sie und Heinrich ein Pärchen werden.

Lieschen.

Ach! das glaub' ich nicht. Ich habe kein Glück in dieſer Welt.

Martha.

Sie muß nicht gleich die Flügel hängen laſſen! Kommt Zeit, kommt Rath. Mein ſeliger Mann glaubte auch, daß er mich nicht bekommen würde, ich glaubt's auch, und doch — bin ich nicht jetzt ſeine Wittwe? Ihrer Mutter iſt's um kein Haar beſſer gegangen, ehe ſie ihren Mann bekam. Nun iſt ſie auch ſo gut Wittwe, wie ich. — Sie iſt alſo doch einmal wenigſtens verheirathet geweſen.

Lieschen.

Aber Sie hat mir noch nicht geſagt —

Martha.

Still, wer kommt da?

Zweiter Auftritt.

Frau Gertrud und die Vorigen.

Gertrud. (Hinter der Scene.)

Lieschen!

Lieschen.

Mutter! — (zu Frau Martha.) Sie muß mir noch erzählen —

Gertrud.

Lieschen! ſo höre doch!

Lieschen.

Gleich! gleich!

Martha.

Ich komme wieder —

Lieschen.

Aber —

Gertrud. (Hervortretend.)

Warum kommſt Du nicht, wenn ich Dich rufe?

Lieschen.

Ich ſprach mit Frau Marthen.

Gertrud.

Warum haſt Du die Gläſer nicht weggeſetzt und die Flaſche? — An Alles muß man erinnern —

Lieschen.

Ich werd's gleich thun, Mutter!

(Sie räumt den Tiſch ab, und entfernt ſich.)

Dritter Auftritt.

Frau Gertrud und Frau Martha.

Martha.

Sie muß Ihre Tochter nicht immer ſo viel ſchelten. Es iſt ein verſtändiges Mädchen. Erinnere Sie ſich doch, Frau Nachbarin, was Sie für eine wilde Hummel geweſen, als ſie ſo jung war, wie Lieschen.

Gertrud.

Woher kam das? — Weil ich verzogen wurde. Sie kann von Glück ſagen, daß Sie nie Kinder gehabt hat; Sie weiß nicht, was für Kummer und Sorgen ſie einem machen. Mein Sohn wurde Soldat; — da war kein Halten's — nun hat er ſich todtſchießen laſſen. Die Tochter da —

Martha.

Will gern einen Mann haben. Sehr natürlich! Suche Sie hübſch, daß Sie ſie je eher je lieber los wird. Das würde Lieschen recht lieb ſeyn, und thut ihr auch wohl Noth. Alle Leute wiſſen es ja, daß Schnabels Heinrich ihrentwegen ſich ein Bein gebrochen hat.

Gertrud.

Das iſt nicht meine Schuld. Iſt es Manier, ein [illegible]nges Mädchen in ſtockfinſtrer Nacht auf einem

Baume am Fenſter zu beſuchen? — Es iſt nur ein Glück, daß das Fenſter Gitter hat und der Baum ziemlich weit ab davon ſteht. Ueber den zerbrochnen ſchönen Aſt an meinem Nußbaum will ich nicht einmal ein Wort verlieren.

Martha.

Und das zerbrochne Bein rechnet ſie für nichts? — Muß er nun nicht das Bette hüten?

Gertrud.

Ei, ſein Vater iſt Barbier. Der Wildfang darf ja nichts für die Kur bezahlen.

Martha.

Wenn er aber lahm bleibt? — Wird ihn dann ein Mädchen zum Mann nehmen wollen? Deshalb hat ja der lange Peter Kiſtel's Marie nicht bekommen. Es iſt wahr, er konnte nicht dafür. Ein Dachdecker iſt alle Tage in Gefahr, ſo einen Fall zu thun, aber freilich, Schnabels Heinrich —

Gertrud.

Wenn Sie mir nichts anders zu ſagen hat, ſo geh' ich meiner Wege.

Martha.

Bleibe Sie doch. Weiß Sie, was mein Rath iſt? — Wenn ich eine Tochter hätte, ſo würd' ich ſie verheirathen, weil's meine Mutter ebenſo mit mir gemacht hat. Hat Ihre Mutter Sie nicht auch unter die Haube gebracht? — Jede muß dran glauben. — Das überlege Sie hübſch, man kann ſonſt nicht wiſſen, was daraus entſteht.

Gertrud. (empfindlich.)

Was will Sie damit ſagen?

Martha.

Was ich damit ſagen will? — Nichts. Aber zuweilen bereut man's, dann iſt's zu ſpät. Kurz — Sie weiß, wie's meiner Mutter gegangen iſt, ich will ſchweigen. Verheirathe Sie Ihre Tochter, und zwar je eher, deſto beſſer.

Gertrud.

Nach zehn Jahren will ich daran denken. Man muß erſt etwas zuſammen ſparen.

Martha.

O! Sie iſt reich genug. Ich, an Ihrer Stelle, ich würde ſagen: Du willſt heirathen, Kind, — wie's der alte Berger zu ſeiner Tochter ſagte, — gut, das ſoll geſchehen! und er verheirathete ſie Knall und Fall. Ihr Mann ſtarb bald darauf, ſie nahm den zweiten, hernach den dritten, und ſie hat gar nicht übel daran gethan.

Gertrud.

Eine Wittwe kann wieder heirathen, wenn ſie will.

Martha.

Ja, wenn Einer ſie will.

Gertrud.

Nun, einen Mann wieder zu bekommen, hält doch wohl nicht ſo ſchwer?

Martha.

Doch — und wenn ſo eine Wittwe Kinder hat?

Gertrud.

Sind die Kinder noch jung, und man verhilft ſie zu einem reichen Stiefvater, ſo glaub' ich, daß man nichts Klüger's thun kann.

Martha.

Freilich, für ſich ſelbſt.

Gertrud.

Nein! auch für die Kinder. Der Stiefvater giebt mit auf die Kinder Acht.

Martha.

Meinetwegen hab' ich nichts geſagt; auch kümmere ich mich nicht um andere Leute; man hat mit ſich ſelbſt genug zu thun, und jeder mag ſeine eigene Haut zu Markte tragen. Wenn Sie ſich aber wieder verheirathet, ohne für Ihre Töchter zu ſorgen, ſo werden die Leute ſagen: „Ja, ſo ſind die Wittfrauen! Sie freien nur für ſich und ihr Beſtes!“ und das müſſen wir dann alle entgelten. Ach! man hat wohl

Recht, wenn man ſagt: eine Wittwe iſt ſehr zu beklagen.

Gertrud.

Iſt das nun alles?

Martha.

Ei, bewahre der Himmel! Ich könnte noch weit mehr ſagen, aber ich will mäuschenſtill ſchweigen. Ich bin nicht wie die Muhme Thomas. Die hat, ſo erzählt man, zwei Tage und zwei Nächte in Einem fort geſprochen, ohne ſich zu ſetzen und zu Bett zu gehen, und ohne zu merken, daß Feuer bei'm Amtmann ausgebrochen war, alſo — aber da kommt ja Herr Schnabel geritten! — Wo mag der hin wollen? — Er ſteigt ab, bindet ſein Pferd an einen Baum. Wahrſcheinlich will er zu Ihr. Ich will nur gehn, ich bin nicht neugierig. Ich will den armen kranken Heinrich beſuchen. (ab.)

Vierter Auftritt.

Frau Gertrud und Schnabel.

Schnabel.

(Zu dem Pferde hinter der Scene.)

Steh, ſteh!

Gertrud.

Was mag er wollen?

Schnabel.

Frau Nachbarin! Sie ſieht hier einen Mann vor ſich, der kränker iſt, als alle ſeine Patienten, und Sie kann ihn allein kuriren.

Gertrud.

Was will Er damit ſagen? Ich verſteh' Ihn nicht.

Schnabel.

Ich will damit ſagen, daß mein Blut für Sie ſeit einigen Tagen in Feuer und Flammen iſt, daß ſich in meinem Herzen eine Gluth entzündet hat, die es verzehrt, und wenn Sie mir nicht Ihr Jawort giebt, ſo bin ich ein Kind des Todes.

Gertrud.

Ich glaub', Er iſt närriſch geworden?

Schnabel.

Noch nicht, aber es kann Rath werden. Wenn die in dem Herzen konzentrirte Gluth ſich mehr verbreitet und in's Gehirn tritt, ſo kann's ſo weit kommen. Beuge Sie ja dem Unglück vor.

Gertrud.

Hat Er mich zum Beſten?

Schnabel.

Ich? — Iſt das chriſtlich, wenn ich Sie um Hülfe bitte, und Sie ſchlägt ſie mir rund ab?

Gertrud.

Ich möchte nur wiſſen, wie Er auf den närriſchen Einfall kommt? Wer hat Ihm das in den Kopf geſetzt?

Schnabel.

Sie, Frau Gertrud, Sie! Ihre Tochter, mein Sohn und ich ſelbſt.

Gertrud.

Alſo iſt nur die Rede von der Heirath unſerer Kinder?

Schnabel.

Ei behüte! auch von unſerer.

Gertrud.

Wie, von Seiner?

Schnabel.

Allerdings. Warum will Sie mich nicht zum Manne haben? Bin ich auch jetzt nicht ſo wohlhabend als Sie, nun, ſo kann ich's noch werden.

Gertrud.

Werden? Da gehören gar viele Kranke dazu, wenn ein Dorfbarbier heut zu Tage auf einen grünen Zweig kommen ſoll.

Schnabel.

Dafür laſſ' ich die Entzündungen ſorgen! Wenn ſie dies Jahr nur noch hübſch anhalten, ſo bringen mir die Aderlaſſe ein hübſches Sümmchen ein.

Gertrud.

Wie, auf Koſten von anderer Leute Blut will Er um mich freien? Pfui! Schäm' Er ſich!

Schnabel.

Aderlaſſen iſt's nicht allein, was ich gelernt habe. Ich habe noch Arkanums, ſehr rare Arkanums.

Gertrud.

Was iſt das? Ich verſteh' Ihn nicht.

Schnabel.

Arkanums ſind — Geheimniſſe.

Gertrud.

Geheimniſſe zur Heilung von Kranken?

Schnabel.

Arkanums ſag' ich Ihr, Arkanums! Ich bin, ſtraf' mich Gott, eine gute Partie.

Gertrud.

Still davon. Ich will nichts weiter hören.

Schnabel.

Warum denn nicht?

Gertrud.

Weil ich mich als Wittwe ganz wohl befinde.

und wer ſich wohl befindet, muß es auch ferner zu bleiben ſuchen.

Schnabel.

Das iſt, mit Reſpekt zu ſagen, nichts geſagt.

Gertrud.

Nichts? — Meine Freiheit.

Schnabel.

Nun ja, die Freiheit zu lieben und wieder zu heirathen! — Nicht wahr, Sie will eher heirathen, als Ihre Tochter? — Gelt! ich hab's errathen? — Das hab' ich mir gedacht, und da fiel mir ein, wenn Sie mir Ihre Hand gäbe, ſo würde Sie auch Ihre Einwilligung zu der Heirath meines Sohnes mit Lieschen geben. Die jungen Leutchen ſind ganz krank vor Liebe.

Gertrud.

So muß Er ſie kuriren.

Schnabel.

Iſt das Ihr ganzer Troſt?

Gertrud.

Nun, dann ſind ſie ja wieder geſund.

Schnabel.

Und dann will Sie Ihr Lieschen meinem Sohn geben?

Gertrud.

Nein!

Schnabel.

Das iſt deutlich. Aber was ſoll denn aus uns werden?

Gertrud.

Wir laſſen's auch bei'm Alten.

Schnabel.

Das wird Manchem das Leben koſten!

Gertrud.

Plagt Ihn dieſer und jener! Er will ſich doch wohl nicht ſelbſt das Leben nehmen, und ſeinem Sohn dazu?

Schnabel.

Das nicht; aber wenn mir etwas im Kopfe wurmt, ſo bin ich angſt für meine Patienten. Das hat Sie alles dann auf Ihrem Gewiſſen. Ich kann Einem die Pulsader ſchlagen, ein falſches Rezept ſchreiben, nur an mein eignes Weh denken und darüber das von Andern vergeſſen, die mich zu Rathe ziehen. Da richtet Sie ja noch mehr Unglück an, als eine epidemiſche Krankheit. Wird Ihr nicht angſt und bange, wenn Sie das bedenkt. All' dies Unheil kann Sie verhüten, wenn Sie nur will.

Gertrud.

Ich hab' es ſchon ein für allemal geſagt, ich will nicht wieder heirathen, und meine Tochter ſoll's auch nicht, alſo — kein Wort weiter davon.

Schnabel.

Nun, ſchon gut! — So will ich denn nur zu Walters gehn und ihm den Arm abnehmen.

Gertrud.

Warum das?

Schnabel.

Dann wird es bald mit ſeiner ganzen Krankheit ein Ende haben. Bei der Art, wie Sie mit mir verfährt, kann ich mich leicht bei der Operation verſehen. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau Gertrud. (allein.)

Ich glaube wirklich, daß er über die abſchlägige Antwort den Verſtand verliert. Man hat Beiſpiele. Das wäre doch Schade! Er könnte mir ſchon gefallen, wenn er nur etwas mehr einzubrocken hätte. Sagt' ich Ja, ſo könnt' es leicht kommen, daß ich mich nachher hinter'n Ohren kratzen müßte. Man weiß wohl, was man hingiebt, aber nicht, was man dafür wieder bekommt. — Lieschen!

Sechster Auftritt.

Frau Gertrud und Lieschen.

Lieschen. (Hinter der Scene.)

Ich komme ſchon.

Gertrud.

Ich weiß zwar, daß Schnabel nicht viel hat, ich will aber doch zum Amtsſchreiber gehen und mich nach ſeinen Umſtänden genauer erkundigen. Das, denk' ich, wird mich noch mehr beſtärken, Wittwe zu bleiben.

Lieschen.

Hier bin ich, Mutter!

Gertrud.

Ich will nur einen Gang machen, ich komme aber bald wieder. Arbeit' indeß fleißig, und treibe Dich nicht vor der Thür herum. Verſtehſt Du mich?

Lieschen.

Ja, Mutter.

Siebenter Auftritt.

Martha und Lieschen.

Martha.

Jungfer Lieschen! Jungfer Lieschen!

Lieschen.

Wer ruft mich? (ſich umkehrend.) Ach, iſt Sie's Mutter Marthe?

Martha.

Ja, ja, ich bin's!

Lieschen.

Hat Sie denn ein Bischen Zeit?

Martha.

Ach nein! das nicht, aber höre Sie nur; ich möchte gern wiſſen, was unſer Herr Barbier mit Ihrer Mutter geſprochen, und was ſie ihm geantwortet hat.

Lieschen.

Davon weiß ich kein Wort.

Martha.

Wie? — Kein Wort? — Sie iſt nicht neugierig?

Lieschen.

Iſt Schnabel denn hier geweſen?

Martha.

Ei, das will ich meinen! Weiß Sie was Neues? Heinrich hat mir's geſagt, daß ſein Vater zu Ihrer Mutter gehen würde und daß er ſelbſt bald nachkommen wolle, um zu erfahren, wie das Geſpräch abgelaufen iſt.

Lieschen.

Ach, ich bitte Sie. Er mag es nur bleiben laſſen. Meine Mutter kommt gleich zurück, und wenn ſie uns Beide hier zuſammen fände und ſähe, daß es zwei geſunde Beine hat, ſo wären wir alle Beide verloren.

Martha.

Er hat Ihre Mutter vorbeigehen ſehen. Sey Sie ohne Sorgen.

Lieschen.

Aber Andre könnten ihn ſehen.

Martha.

Die Leute ſind alle im Felde, und hier kommt überdies keiner jetzt vorbei. — Ei, da iſt er ſchon. Sieht Sie wohl, daß ich die Wahrheit geſagt habe?

Achter Auftritt.

Frau Martha, Lieschen und Heinrich.

Lieschen.

Ach, Heinrich! was willſt Du hier?

Heinrich.

Dich ſehen, Dich ſprechen.

Lieschen.

Wenn aber meine Mutter —

Martha.

Kinderchen, ich verſichere Euch, Ihr habt nichts zu fürchten. Ich will auflauern, und ſo wie ich ſie anſichtig werde, komm' ich zurück.

Heinrich.

Wenn Ihr aber mit dem Einen oder dem Andern in's Schwatzen kommt, hört und ſeht Ihr nichts weiter, und denkt nicht mehr an uns.

Martha.

Ich ſage: nein! Ich ſpreche, wenn es ſeyn muß, aber ich kann auch das Maul halten, wenn ich will. Ich weiß wohl, daß man von mir denkt, ich ſey nur da, um zu hören, was man ſpricht, um zu ſehen, was man thut, und um es hernach unter alle Leute zu bringen. Doch keiner iſt wohl verſchwiegener, als ich. Ich hab' es lange geſehen, wie der Niklas und die lange Joſephe, wie Krügers Fritz und des Schäfers Suſe immer einen ſo großen Umweg machten, wenn ſie des Abends von der Arbeit kamen. Ich hab's wohl geahnt, was daraus entſtehen würde. Hab' ich wohl ein Wörtchen davon geſagt?

Heinrich.

Geht nur, es iſt ſchon gut.

Martha.

Keiner Seele! Bloß dem Vater, Niklas, Krügers Mutter, dem alten Schäfer und der Schweſter der langen Joſephe; aber das waren auch alles nahe Verwandte und ſie mußten es mir heilig verſprechen, reinen Mund zu halten.

Lieschen.

Halte Sie nur bei uns reinen Mund. Das iſt alles, was wir wünſchen.

Martha.

Das iſt nicht nöthig. —

Heinrich.

Geh' Sie nur, Mutter, und gebe Sie hübſch Acht.

Martha.

Ich will Frau Gertrud entgegen gehen, und ſie ſchon ein Weilchen aufhalten, damit Ihr hier nicht geſtört werdet.

Heinrich.

Wenn Ihr aber mit ihr ſprecht, könnt Ihr uns ja nicht ſagen, daß ſie kommt.

Martha.

Laſſ' Er mich nur machen. Sey Er ganz ohne Sorgen. — Ja, was ich doch noch ſagen wollte —

Heinrich.

Schon gut, ſchon gut!

Martha.

Richtig! — Ich wollte nur noch bemerken —

Lieschen.

Mutter Marthe, Sie hört auch gar nicht auf, zu ſchwätzen. — Geh' Sie doch nur.

Martha.

Ich gehe ſchon — ich werd' aber bald wieder hier ſeyn. (ab.)

Heinrich.

Ja doch, ja!

Neunter Auftritt.

Lieschen und Heinrich.

Lieschen.

Wenn nur nicht Jemand vorbeikommt, der Dich hier ſieht.

Heinrich.

Bei dem geringſten Geräuſch verſteck' ich mich hier in das Gebüſch.

Lieschen.

Wird das auch gehen?

Heinrich.

O vergönne mir doch das Glück, Dich zu ſehen, ohne daß Du Dich ängſtigſt.

Lieschen.

Warum willſt Du gerade jetzt bei hellem lichten Tage mit mir plaudern?

Heinrich.

Soll ich denn noch länger die Freude entbehren, Dich zu ſehen und mit Dir zu ſprechen?

Lieschen.

Wenn aber die Mutter Dich hier trifft, ſo darf ich es vielleicht nie mehr.

Heinrich.

Deine Furcht bringt mich noch um die köſtlichſten Augenblicke.

Lieschen.

Nun, ſo ſprich! Was haſt Du mir zu ſagen?

Heinrich.

Mein Vater hat Deiner Mutter Herz und Hand angetragen. Wenn ſie Ja ſagt, ſo iſt auch unſer Glück gemacht.

Lieschen.

Ich weiß wohl, daß Dein Vater bei der Mutter geweſen iſt, aber ſie hat mir nichts geſagt, was in mir auch nur eine entfernte Hoffnung erwecken könnte.

Heinrich.

Welche Hoffnung giebſt Du mir?

Lieschen.

Vertraue meinem Herzen, das wird ſich nie ändern.

(Frau Gertrud kommt, und da ſie Heinrich und Lieschen im Geſpräch ſieht, verbirgt ſie ſich in das Gebüſch.)

Zehnter Auftritt.

Frau Gertrud (verſteckt.). Lieschen und Heinrich.

Heinrich.

Ich höre Jemand!

(Er will ſich ebenfalls in das Gebüſch verbergen, und ſtößt auf Frau Gertrud.)

O Himmel!

Gertrud.

Lieschen! Was machſt Du hier? — Marſch, gleich fort in's Haus!

(Lieschen geht ab.)

Elfter Auftritt.

Frau Gertrud und Heinrich.

Gertrud (Heinrich den Weg vertretend).

Was will das ſagen? — Was hat Er hier zu ſuchen? — Wie, iſt Er ſchon wieder auf den Beinen? — Er hätte ſich eigentlich noch lange nicht rücken oder rühren ſollen.

Heinrich (für ſich).

Was ſoll ich antworten?

Gertrud.

Warum ſo verlegen?

Heinrich.

Weil mir der Vater verboten hat, auszugehen, obgleich —

Gertrud.

Er ſchon wieder ganz geheilt iſt? Warum macht Sein Vater ein Geheimniß aus ſeinem Orkanium, wie er's nennt.

Heinrich.

Orkanium?

Gertrud.

Nun ja, allerdings! Sein Vater hat mir im Vertrauen geſagt, er beſäße viele Geheimniſſe, und ich merke, dadurch hat er ihn ſo ſchnell kurirt.

Heinrich (für ſich)

Was mag ſie damit meinen? (zu Frau Gertrud:) Das hat Ihr mein Vater geſagt?

Gertrud.

Ja, ja, mir hat er's geſagt. Ich begreife nur nicht, weshalb er's nicht allen Leuten kund macht.

Heinrich.

Er fürchtet, ſich dadurch Feinde zu machen.

Gertrud.

Bloß deshalb ſoll es Keiner wiſſen, daß er ein ſolcher Hexenmeiſter iſt?

Heinrich.

Ich bild' es mir ein. Er hat es mir ſtrenge verboten, Keinem etwas von meiner ſchnellen Kur zu ſagen. Ich bitte Sie, ſpreche Sie bei Leibe nicht mit ihm davon.

Gertrud.

Das iſt wirklich zum Erſtaunen! Dergleichen hab' ich noch nicht erlebt. Er iſt wohl recht froh und ſtolz darauf, einen ſo geſchickten Vater zu haben?

Heinrich.

Ei nun —

Gertrud.

Ich ſpräch' ihn gern.

Heinrich.

Will Sie ihm etwa ſagen, daß —

Gertrud.

Sey er unbeſorgt. — Ich möcht' ihn rufen laſſen.

Heinrich.

Ich will gleich ſelbſt hinlaufen.

Gertrud.

Um's Himmels Willen nicht! — Er muß ſich noch ſchonen.

Heinrich.

O, ich bin ſo aus dem Grunde kurirt, daß ich nichts mehr zu fürchten habe. Vielleicht iſt er zu Hauſe, ich werd' ihn zu Ihr ſchicken.

Gertrud.

Nur fein langſam, fein langſam, nicht ſo geſchwinde —

Heinrich.

Das ſchadet mir nichts. (Für ſich.) Ich will dem Vater ſogleich Nachricht geben, wie hier die Sachen ſtehen. (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Frau Gertrud (allein.)

Wer hätte es ſich wohl nur im Traume einfallen laſſen ſollen, daß ein Dorfbarbier ein ſo grundgeſchickter Mann ſeyn könnte. Er wird und muß ſein Glück noch machen. Es iſt mir recht verdrießlich, daß ich ihn vorher ſo ſchnöde abgefertigt habe. — Nun, wenn es wirklich ſein Ernſt geweſen iſt, ſo läßt ſich das noch wieder gut machen. — Da kommt Jemand geritten. Wenn er's doch wäre!

(Sie ſieht in die Scene.)

Er iſt's!

Dreizehnter Auftritt.

Frau Gertrud und Schnabel.

Gertrud (in die Scene).

Herr Schnabel! Lieber Herr Schnabel!

Schnabel (hinter der Scene).

Gleich!

Gertrud.

O, ſo komm' Er doch ein Bischen her!

Schnabel (hinter der Scene).

Ich will nur mein Pferd hier dem Nachbar Klaus geben, daß er's mir nach Hauſe bringt.

Gertrud.

Wenn er ſich nur nicht eines andern beſonnen hat. — Er läßt lange auf ſich warten. Kein gutes

Schnabel.

Na, da bin ich! Was ſteht zu Dienſten?

Gertrud.

Iſt Walter todt?

Schnabel.

Welche Frage!

Gertrud.

Er ſieht ſo verdrießlich aus.

Schnabel.

Ach! mir gehn ganz andre Dinge im Kopfe herum.

Gertrud.

Das kann ich mir denken. Hat Er Seinen Sohn nicht geſehen?

Schnabel.

Nein, ich bin nicht wieder nach Hauſe gekommen, ſeit ich Sie hier vorhin ſprach.

Gertrud.

Nun, ſo hab' ich ihn doch geſehen.

Schnabel.

Das iſt recht chriſtlich von Ihr, daß Sie ihn beſucht hat.

Gertrud.

Bei ihm bin ich nicht geweſen.

Schnabel.

Wie verſteh' ich das?

Gertrud.

Sein Sohn war hier; er hat mir alles erzählt.

Schnabel.

Mein Sohn! — Hier? — Hier? — Hier auf dieſem Fleck?

Gertrud.

Nicht anders. Sey Er nur nicht böſe auf ihn. Ich bin ganz außer mir vor Verwunderung, ich ſehe nun ſchon —

Schnabel.

Sein Ungehorſam und ſeine Naſeweisheit ſollen ihm theuer zu ſtehen kommen. Er hat mir einen ſchönen Streich geſpielt!

Gertrud.

Wie ſo?

Schnabel.

Ich hatt' ihm ausdrücklich verboten, nicht aus dem Hauſe zu gehen.

Gertrud (lacht).

Ich weiß ſchon.

Schnabel.

Und darüber kann Sie noch lachen? Sie ſieht ja, wie es mich in Verlegenheit ſetzt.

Gertrud.

Ich muß Seine Kunſt bewundern.

Schnabel.

Nun ſo thue Sie mir den einzigen Gefallen, und halte Sie die Sache geheim.

Gertrud.

Er hat mir vorher geſagt, daß Er ſehr große Geheimniſſe beſäße. Nun wundere ich mich nicht, daß Er Seinen Sohn ſo ſchnell kurirt hat.

Schnabel.

Was denkt Sie denn?

Gertrud.

Nun, daß es die Wirkung Seiner Künſte iſt, — Seines Orkanums. — In ein Paar Tagen ein gebrochnes Bein heilen, das will was ſagen, und wie iſt es geheilt! Sein Sohn geht ſo ſtramm, wie zuvor.

Schnabel.

Das iſt wahr! (für ſich) Sie glaubte nicht, daß er das Bein gebrochen hat.

Gertrud.

Sein Sohn meinte, er fürchte ſich, man möchte Ihn deshalb anfeinden. Warum das?

Schnabel.

Ja, weil — (bei Seite) was ſoll ich ſagen?

Gertrud.

Weil — weil —

Schnabel.

Weil man glauben könnte, es ginge nicht mit rechten Dingen zu.

Gertrud.

Er darf ja nur ſagen, daß er Orkanums hat.

Schnabel.

Dafür werd' ich mich wohl hüten. Dann würde man ſie wiſſen wollen.

Gertrud.

Das freilich. Aber mir ſag' Er's doch, wie Er's angefangen hat. Mir kann Er ſich anvertrauen, ich werd' es gewiß nicht mißbrauchen, ich verſteh' nichts davon.

Schnabel.

Das iſt noch die Frage. — Höre Sie —

Gertrud.

Ich bin ganz Ohr.

Schnabel.

Sie weiß doch, daß der Menſch zwei Knochen in den Beinen hat, der eine iſt groß, der Andere klein. Sie heißen — aber was kümmern Sie die lateiniſchen Namen?

Gertrud.

Die mag ich nicht wiſſen; die kann ich doch nicht behalten.

Schnabel.

Wenn dieſe Knochen brechen, ſo iſt das mein geringſter Kummer, ich leg' eine Salbe drauf, und in ein Paar Minuten ſind ſie wieder ganz.

Gertrud.

Die Salbe macht ſie alſo wohl weich!

Schnabel.

Weich?

Gertrud.

Ja, um ſie wieder zuſammen zu fügen.

Schnabel.

Richtig! ſo iſt's.

Gertrud.

Aber wie werden ſie denn wieder hart?

Schnabel.

Wie ſie wieder hart werden?

Gertrud.

Ja, das ſag' Er mir doch.

Schnabel.

Wie verſteht Sie das?

Gertrud.

Wie Er ſich ſtellt? Warum macht er mir ein Geheimniß daraus?

Schnabel.

Wozu will Sie das wiſſen?

Gertrud.

So ſey Er doch nicht ſo zurückhaltend.

Schnabel.

Sieht Sie, das iſt gerade ſo, wie mit Wachs, das wird auch mit Hülfe des Feuers zuſammen geknetet.

Gertrud.

Curios! und Er kann eine ſolche Salbe machen?

Schnabel.

So gut wie Sie Ihre diverſen Sorten Aquavite.

Gertrud.

Er ſpaßt. Das wäre ſo was, wenn wir unſere Kunſtſtücke vereinigten.

Schnabel.

Wie, hör' ich recht? Alſo will Sie mich zum Manne nehmen?

Gertrud.

Ei, warum nicht?

Schnabel.

So geſchwinde hat Sie ſich anders beſonnen? — Woher das?

Gertrud.

Erſt wollt' ich Ihn ein wenig auf die Probe ſtellen, das kann Er mir nicht übel nehmen.

Vierzehnter Auftritt.

Frau Gertrud, Schnabel, Martha, Heinrich (beide kommen zuſammen), Lieschen (horchend, tritt endlich auch hinzu).

Schnabel.

Sohn! Frau Gertrud hat mir endlich ihr Jawort gegeben.

Heinrich.

O mein Vater, ſo ſollen wir alle glücklich werden?

Gertrud.

Was meint Er damit?

Heinrich.

Ich meine, daß Sie nun auch, wegen Ihrer Heirath, mir Lieschen zur Frau geben wird.

Gertrud.

Lieschen iſt noch zu jung zum Heirathen.

Martha.

Poſſen, Poſſen! Der junge Menſch bricht ſich das Bein, Ihrer Tochter zu Liebe; ſein Vater führt Sie zum Altar, alles opfert ſich für Heinrich und Lieschen auf; ich ſelbſt habe lange weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt, und Sie macht noch Umſtände? — Er iſt kein rechtſchaffner Vater, Herr Schnabel, wenn Er

Frau Gertrud heirathet, ohne daß ſie ihre Einwilligung zu der Heirath ihrer Tochter mit Seinem Sohne giebt.

Gertrud.

Wenn Sie ſich doch nur um Ihre Angelegenheiten bekümmern wollte, Mutter Martha!

Martha.

Das thu' ich auch nur. Ich bin Heinrichen ſo gut, als wenn's mein leibliches Kind wäre. Hab' ich ihn nicht täglich auf dem Arme getragen, als er noch ganz klein war? Haben nicht alle Leute geſagt, daß Herr Schnabel und ich Schuld an ſeiner Mutter Tod wären, weil ſie auf mich eiferſüchtig geweſen?

Gertrud.

Laſſ' Sie uns zufrieden.

Martha,

Iſt denn das nicht die reine Wahrheit, was ich ſage? Herr Schnabel mag entſcheiden, oder vielmehr erklären, daß er ſein Wort zurücknimmt, wenn Sie nicht in die Heirath des jungen Pärchens einwilligt.

Schnabel.

Frau Gertrud!

Gertrud.

Nun was?

Schnabel.

Meint Sie nicht, daß Mutter Marthe Recht hat?

Martha.

Gewiß, gewiß!

Gertrud.

Seine Liebe iſt alſo wohl nicht ſehr groß? —

Schnabel.

Wer ſagt Ihr das? — Aber würden wir glücklich ſeyn, wenn wir unſre Kinder nicht glücklich wüßten? Frage Sie ſich ſelbſt?

Lieschen.

Liebe Mutter!

Heinrich.

Beſte Frau Gertrud!

Gertrud.

Nun, meinetwegen. Ich willige ein, ſeyd glücklich!

Martha.

Ich dacht' es gleich, daß dieſe (auf Heinrich und Lieschen zeigend) ein Pärchen werden würden. — Das muß ich doch geſchwind weiter erzählen?

(Der Vorhang fällt.)

II.

Der Kranke im Hospital.

Poſſe in Einem Aufzuge.

Perſonen.

Grobhaus. Krankenwärter in einem Hospital.
Schnepper. Chirurgus.
Sophie.
Anton. Ihr Bruder.
Paul. Ein Kranker.

Die Scene zeigt einen Krankenſaal des Hospitals.

Erſter Auftritt.

Anton, Sophie.

Anton.

Hier iſt kein Menſch zu ſehn! Das find' ich ſonderbar!
Beſinne Dich, Sophie! iſt es auch wirklich wahr,
Daß man an dieſen Ort den kranken Paul geführet?
Leicht möglich, daß man ihn auch anderwärts curiret;
Der Krankenhäuſer ſind wohl ſieben an der Zahl.

Sophie.

Nein, Bruder! hier iſt's recht! — Dies iſt das Hoſpital!
Hier iſt er in der Cur — bereits ſeit vierzehn Tagen,
Es hieß: ich dürfte nur nach ſeinem Wärter fragen.
Er nennet Grobhaus ſich.

Anton.

Nach dem?

Sophie.

Du wunderſt Dich?

Anton.

Und zwar mit vollem Recht! Du Arme dauerſt mich!
Hoff' nicht, daß Du ihn ſiehſt.

Sophie.

Weshalb; aus welchen
Gründen?
Der Pförtner ſagte mir, hier wär' er aufzufinden,
Wenn er zugegen wär'; er ſagte mir gewiß:
Ob meinen lieben Paul das Fieber ſchon verließ.

Anton.

O! bilde Dir nichts ein, das waren leere Worte,
Er iſt ein Grobian, und von der erſten Sorte,
Iſt knurrig, wie ein Hund, der wüthend um ſich beißt,
Und Jedem, der ihm naht, ſogleich die Zähne weiſt.

Sophie.

In einem Hospital wird man doch ſolchen Drachen
Zu einem Wärter nicht bei armen Kranken machen?
Denn, wenn hier die Geduld und Menſchenliebe fehlt,
Wird ja ein Leidender noch zehnmal mehr gequält.
Er iſt gewiß nicht hart! — Du ſollſt mir nicht den
Glauben,
Daß man mit Mild' ihn pflegt — die letzte Hoffnung
rauben.

Anton.

Sprächſt Du ein wahres Wort, es ſollte mich erfreu'n.

Sophie.

(Bei Grobhaus Eintritt.)

Sieh, kommt nicht Jemand dort? — Es wird der Wärter ſeyn?

Anton.

Wer anders? — Red' ihn an!

Sophie.

Hu! welche finſtre Mienen!
Ich habe keine Luſt, Grobheit mir zu verdienen,
Bärbeißig ſieht er aus. O Bruder! red' ihn an!

Anton.

Gut! Wenn er an mich ſchnauzt, ich's auch im Nothfall kann.

Zweiter Auftritt.

Grobhaus und die Vorigen.

Grobhaus.

Man hat nach mir gefragt? — Wer war es von Euch Beiden?
Thut doch die Mäuler auf!

Anton (zu Sophie).

Wie liebreich, wie beſcheiden!
Der muß ein rechter Troſt für einen Kranken ſeyn!

Grobhaus.

Wer will mich ſprechen? He! — Er, oder's Jüngferlein? —
Ich habe mehr zu thun, um jeden Narr'n zu hören;
Wenn Ihr nicht reden wollt, ſo könnt Ihr fort Euch ſcheeren!

Anton.

Die Jungfer wünſchet nur Erkund'gung einzuziehn
Von einem Kranken, — Paul. — Nicht wahr, Ihr wartet ihn?

Sophie.

Wie geht's dem armen Paul? — Geſchwinde, Lieber, Beſter!

Grobhaus.

Was geht es Ihr denn an? — Iſt Sie etwa die Schweſter?
Wie, oder ſonſt verwandt?

Anton.

So etwas ungefähr,
Verwandt gerade nicht, vielleicht noch etwas mehr.

Grobhaus.

Hm, ich verſteh'! — Ei nun, nicht beſſer und nicht ſchlimmer;
So lang man Athem holt, hofft man auf Rettung immer.

Anton.

Das iſt ein ſchlechter Troſt!

Sophie.

O Gott! Was fang' ich an?

Grobhaus.

Was hat Sie ſich ſo närr'ſch? — Er bald ſich beſſern kann!
Die unſer Doktor hier ſchon gänzlich aufgegeben, —
Wenn er nichts mehr verſchrieb, — die blieben grad' am Leben.

Sophie.

Iſt dies mit Paul der Fall, muß ich zum Doktor gehn.

Grobhaus.

Es rappelt wohl bei Ihr? Zum Henker! Das wär' ſchön,
Stånd' Jedem auf die Thür zu Bitten und Beſchwerden.
Wenn's Gottes Wille iſt, wird er geſund ſchon werden.

Anton.

Ja, das iſt ausgemacht; doch ſag' Er mir, mein Freund,
Was von dem kranken Paul der Arzt des Hauſes meint?
Iſt denn kein Anſchein da, ihn wiederum zu heilen?

Sophie.

Wird er noch lange Zeit in dieſem Hauſe weilen?

Grobhaus.

Das ſchwerlich!

Sophie.

Alſo ſcheint doch nicht Gefahr zu ſeyn?

Grobhaus.

Nicht? — meint Sie's? — Ei wie klug! — Das weiß Gott ganz allein!

Sophie.

Wie äußert ſich der Arzt?

Grobhaus.

Das ſollte mich noch fehlen,
Durch ſolche Fragen ihm die theure Zeit zu ſtehlen.

Sophie.

Beruh'gung müßt' es doch für Euren Doktor ſeyn,
Könnt' er von Schmerz und Tod die Siechen all' befrei'n.

Grobhaus.

Sie ſpaßt! — Was hülf' es ihm, die Kranken zu kuriren,

Denn Nutzen wird er doch von ſeinem Fleiß nicht ſpüren;
Läßt man den Einen gehn, ſcharrt man den Andern ein,
Wird auch der leere Platz gleich neu beſetzet ſeyn.
Man kann nicht Wunder thun, und kommt von hundert Kranken
Nur Einer endlich durch, hat er's dem Glück zu danken.

Anton.

Erfreulich klingt dies nicht; mein Muth gewaltig fällt.

Sophie.

Was denket Er von Paul, wird der wohl hergeſtellt?

Grobhans.

Die Kranken nimmt man auf, verſucht's in allen Fällen,
Ob es wohl möglich iſt, ſie wieder herzuſtellen.
Ein jedes Mittel, das man neuerdings erfand,
Wird, ob es Probe hält, zuerſt hier angewandt.
Es biegt nun, oder bricht. — Mehr kann ich Ihr nicht ſagen,
Ich habe keine Zeit zu ſo neugier'gen Fragen,
Die Hinz und Kunz uns macht; das ſieht Sie ſelbſt wohl ein,

Der Henker möchte ſonſt hier Krankenwärter ſeyn.
Nun dächt' ich, wär' es Zeit, woher man kam, zu gehen.

Sophie.

Nur einen Augenblick wünſcht' ich wohl Paul zu ſehen.

Grobhaus.

Das geht auf keinen Fall.

Sophie.

Ich bitt' inſtändigſt.

Grobhaus.

Nein!
Es würde dies gewiß dem Kranken ſchädlich ſeyn.

Anton.

Erheitern würd' es ihn.

Sophie.

Gewiß! Gewiß!

Grobhaus.

Zum Henker!
Ich weiß, was gut ihm iſt. Er wird dadurch nur kränker.
Nicht ahnen darf er ſelbſt, daß in der Näh' Ihr ſeyd.
Verſteht Ihr, was das heißt? — Hier ſteht ein Bett bereit,
Das iſt für ihn beſtimmt, gleich werd' ich nach ihm ſchicken,

Er darf auf keinen Fall Euch Beide hier erblicken:
Man bringt Ihn, wie mir's däucht. — Marſch! packt
ſogleich Euch fort!

Anton.

Nur nicht ſo ungeſtüm! —

Sophie.

O! nur ein einz'ges Wort
Möcht' ich dem lieben Paul zu ſeinem Troſt verkünden.

Grobhans.

Fort! ſag' ich noch einmal. Hier darf er Keinen finden!
Ich rath's in Gutem Euch, packt Euch ſogleich davon.
Sonſt —

(Er macht die Bewegung des Herauswerfens.)

Anton.

Werd' Er nur nicht grob, Er ſieht, wir gehen ſchon.

(Sie ſind im Abgehen, während der Zeit entfernt ſich der Krankenwärter, als Anton und Sophie dies gewahr werden, bleiben ſie ſtehen, und kehren auf die Bühne zurück.)

Dritter Auftritt.

Sophie, Anton.

Sophie.

Wie Bruder, nicht ein Wort ſoll ich mit Paul hier
ſprechen?
Ich wag's, ich bleib'! —

Anton.

Thu's nicht, der Wärter würd' es rächen.
Entgelten müßt es Paul; aus ſeinem Angeſicht
Liebloſe Bosheit nur in hellen Zügen ſpricht.

Sophie.

Du mußt es doch geſtehn, mein Unglück iſt entſetzlich;
Paul wäre jetzt mein Mann! ach! da erkrankt' er plötzlich;
Die Mutter war geſtimmt, Verlobung ſollte ſeyn.

Anton.

So nah' war's doch noch nicht, der Vater blieb bei Nein!

Sophie.

Jetzt iſt er andren Sinn's; es gingen meine Schmerzen,
Daß Paul ſo ſchwer erkrankt, ihm endlich auch zu Herzen;
Er gab ſein Ja bereits zu unſerm Ehebund,
Die Nachricht macht gewiß den armen Schelm geſund;
Deshalb ging ich hierher.

Anton.

Ich will Dich zwar nicht kränken;
Doch iſt an Beſſerung bei Paul noch nicht zu denken,

Drum mache Dich gefaßt, daß ihn der Tod Dir raubt,
Denk', was der Wärter ſprach! — Er kommt, hörſt Du, er ſchnaubt
Gleich einem wilden Roß; laß ſchnell bei Seit' uns gehen!

Sophie.

Ach! wenn mein Bräut'gam ſtirbt, iſt es um mich geſchehen!

(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Grobhaus, Paul.

(Grobhaus, den Kranken führend.)

Nur vorwärts! raſch! — Mein Gott! man muß ihn ſchleppen.

Paul.

Ach!
Es wird mir herzlich ſau'r, Er ſieht's ja, ich bin ſchwach!
Ich fühl's, mit jedem Tag wird es mit mir noch ſchlimmer.

Grobhaus.

Hier bleibt Er vor der Hand.

Paul.

Wozu in dieſem Zimmer?

Grobhaus.

Er frägt noch, Dummerjahn? — Hier iſt Er ja allein;
Und folglich muß Er auch weit ruhiger hier ſeyn.

Paul.

Mir wird ganz ſchwindlig, ach! mir zittern alle Glieder;
Ich fall'! Ich fall'!

Grobhaus.

Ei was! Leg' Er ſich hurtig nieder!

(Er führt ihn an ein Bette, ſetzt ihn darauf, legt ihn dann mit dem Kopf auf die Kiſſen, hebt die Beine dann ebenfalls empor, und bringt ihn in eine bequeme Lage.)

So lieg' er ſtill! — ich rath' es ihm als Freund! —

Paul. (Huſtet, ſchüttelt ſich.)

Hu! hu!

Grobhaus.

Nur ausgeſpuckt.

Paul. (Den Kopf ſchüttelnd.)

Ich kann nicht!

Grobhaus.

Schön! ſpuck' Er nur immer zu!

Paul.

Was iſt es an der Zeit?

Grobhaus.

Was ſoll das viele Fragen?
Was geht es Ihn denn an? — Zehn hat die Glock' geſchlagen.

Paul.

Die Bruſt zerreißt es mir!

(verſucht es, zu huſten.)

Grobhaus.

So ſpuck' Er aus!

Paul.

Es zuckt
Mir in der Bruſt, kann nicht! —

Grobhaus.

Das thut nichts! ausgeſpuckt!

Paul.

Ich bin zum ſterben krank!

Grobhaus.

Sehr wohl, und was denn weiter?

Paul.

Die Bruſt iſt ganz voll Schleim.

Grobhaus.

So ſpuck' er, Bärenhäuter!
Zehnmal hab' ich's geſagt.

Paul.

Mein Gott, ich kann ja nicht!

Grobhaus.

Das thut nichts; ſpuck' Er nur und thu' Er ſeine Pflicht!

Paul.

Der Kopf thut mir ſo weh, es kneipt mich in dem Magen.

Grobhaus.

Verhalt' Er ſich nur ſtill; das hat ja nichts zu ſagen,
Leg' Er ſich doch auf's Ohr, und laß Er mich in Ruh!

Paul.

Ich ſchließ' bei meinem Schmerz feſt nun das Auge zu.

Grobhaus.

Schön! Schön! —

Paul, (huſtend.)

Ach meine Bruſt!

Grobhaus.

Bei'm Teufel! will Er ſpucken!

Paul.

Ich kann nicht.

Grobhaus.

Thu' Er's doch! Er hat verdammte Mucken!
Geduld! den Eigenſinn ſtreich ich Ihm endlich an.

Paul.

Er ſieht es ſelber ja, daß ich nicht ſpucken kann;
Sonſt thät' ich's herzlich gern.

Grobhaus.

Er will noch widerſprechen?
Wenn Er nicht gleich gehorcht, werd' ich den Hals Ihm brechen!

Paul.

Mich dürſtet gar zu ſehr, ach! athmen kann ich kaum.
Nur einen einz'gen Schluck, die Zunge klebt am Gaum.

Grobhaus.

Das iſt wohl eine Liſt? — Ich Seine Ränke ahne,
Doch kommt's nicht darauf an! — Hier hat Er die Tiſane!

(Er reicht ihm ein Glas mit einem Getränk.)

Paul.

Fort; pfui! die mag ich nicht!

Grobhaus.

Was fällt Ihm wieder ein?

Paul.

Am liebſten wäre mir ein ſolches Glas voll Wein!

Grobhaus.

Er phantaſirt gewiß?

Paul.

O nein! dem ſchwachen Leben
Würd' ſolch ein Labetrunk bald friſche Kräfte geben.

Grobhaus.

Im Gegentheil, das reizt den Huſten, glaub' Er's mir,
Wenn Er ſo durſtig iſt, trink' Er den Trank dafür.

(Er hebt den Kranken in die Höhe und giebt ihm zu trinken.)

Paul.

(trinkt, ſpuckt aber das Genoſſene ſchnell aus.)

Pfui! das ſchmeckt ganz fatal.

Grobhaus.

Er lügt, muß ich Ihm ſagen,
Blos weil Er krank noch iſt, will es Ihm nicht behagen,
Leg' Er ſich wieder hin, und rühr' Er ſich nicht mehr.

Paul.

Ach Gott! aus inn'rer Angſt wälz' ich mich hin und her.

Grobhaus.

Je mehr Er ſich bewegt, wird Ihn der Huſten quälen,
Wenn Er nicht ſchlafen kann, muß Er nur fleißig zählen,

Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, bis hundert an der Zahl,
Man ſchläft unfehlbar ein, zählt man's ein Dutzend Mal.
Jetzt laſſ' Er mich in Ruh', ich habe mehr zu machen,
Als Kranken beizuſtehn, bei ihrem Bett' zu wachen;
Spottwenig zahlt man Lohn, drum treib' ich nebenbei —
Wie's längſt Ihm ſchon bekannt — mein Handwerk, — Schneiderei.

Er ſetzt ſich, dem Kranken den Rücken zukehrend, an einen Tiſch, auf welchem alte Kleidungsſtücke liegen, und beginnt, ſolche auszubeſſern.)

Paul (hüſtelt).

Grobhaus (ohne ſich umzuſehen).

So ſpuckt doch einmal aus!

Paul.

Ich kann nicht.

Grobhaus.

Spuckt, nur munter!

Paul.

Es geht nicht!

Grobhaus.

Gut! ſo laßt's und ſchlucket es hinunter.

Paul.

Es ſtößt das Herz mir ab, ich leide Höllenqual!

Grobhaus.

Jn's T—f—s Namen ſchlaft! Ich ſag's zum letzten Mal!

Fünfter Auftritt.

Schnepper. Grobhaus. Paul.

Schnepper

(leiſe klopfend, dann die Thür ein wenig öffnend.)

Iſt es erlaubt?

Grobhaus.

Wer da?

Schnepper.

Ich! Grobhaus!

Grobhaus (erſtaunt, abſeits).

Donnerwetter!

Grobhaus bin ich ja ſelbſt!

Schnepper (näher tretend).

Kennſt Du mich nicht mehr, Vetter!

(Grobhaus umarmt Schnepper'n.)

Grobhaus.

Willkommen, altes Haus. Wie geht es Dir jetzt? ſprich!

Schnepper.

La la, tout doucement, nicht eben ſonderlich.

Grobhaus.

Du haſt denn doch Dein Brod, haſt viele zu raſiren?

Schnepper.

Das bringt nur wenig ein; ſonſt pflegt' ich zu kuriren,
Allein das hat der Neid, der keinem etwas gönnt,
Mir gänzlich unterſagt.

Grobhaus.

Potz tauſend Element!
Ich kehrte mich nicht dran, und pfuſcherte im Stillen.

Schnepper.

Das geht nicht, wie Du denkſt. — Von meinen Wunderpillen
Hat mir die Polizei den Vorrath konfiszirt,
Und heimlich hab' ich doch gar Viele ſchon kurirt.
Was die Doktoren nicht erfinden und verſchreiben,
Das ſoll und muß einmal verſchrie'n auf ewig bleiben;
Sie haben ſchonungslos mir grauſam zugeſetzt;
Doch meine Medizin verordnen Alle jetzt.

Grobhaus.

Nimm Platz, verkannter Freund! Dein Ungemach mich rühret.

Was hat Dich eigentlich einmal zu mir geführet?
Ich ſah Dich lange nicht.
Paul (huſtet).
Ach, in der Bruſt mir's ſticht!
Grobhaus.
So thu' Er was ich hieß, ſpuck' Er!
Paul.
Ich kann ja nicht!
Grobhaus.
Thut nichts, ſpuck' Er nur aus.
(zu Schnepper.)
Laß Dich durch ihn nicht ſtören.
Krächzt er auch dann und wann, ſo kann ich Dich doch hören.
Schnepper (zu Paul.)
Ein böſer Huſten, doch gern nehm' ich Sein mich an,
Wär' es mir nur erlaubt.
Paul.
Ich bin gewöhnt daran.
Schnepper (zu Grobhaus).
Es fehlet mir an Zeit, ſonſt hätt' ich viel zu ſagen,
Ich kam, um ein Geſuch Dir dringend vorzutragen.
Grobhaus.
Steht es in meiner Macht, bin ich dazu bereit,
Denn Unſereins verdient gern eine Kleinigkeit.

Schnepper.

Umſonſt begehr' ich nichts.

Grobhaus.

Du kannſt mir's nicht verdenken,
Die Zeiten ſind gar ſchlecht, nichts hat man zu verſchenken.

Schnepper.

Ein Leichnam mangelt mir, daran fehlt es hier nie,
Verſchaff' mir einen, Freund, zu einer Sympathie
Brauch' einen Todten ich, um Warzen zu vertreiben,
Der Gräfin Baſti Hand will dann ich daran reiben.

Grobhaus.

An Leichen fehlt es zwar, doch nur Geduld, denn heut
Trollt dieſer Kranke ſich noch in die Ewigkeit.

Paul.

Was ſprecht Ihr da von mir?

Grobhaus.

Wir ſagen, daß ſein Fieber
Sammt der Engbrüſtigkeit gewiß nun bald vorüber,
Und — wie es ſich verſteht — macht uns dies herzlich froh.

(zu Schnepper.)

Sieh, wie es mit ihm ſteht.

Schnepper

(Paul's Puls befühlend, leiſe zu Grobhaus).

Der Puls geht nur ſo, ſo!
Er ſtirbt gewiß noch heut, ich ſeh's in ſeinen Zügen;
In ſolchen Fällen kann mich meine Kunſt nicht trügen.

Paul.

Wie finden Sie mich? Herr!

Schnepper.

Vortrefflich offenbar,
Der Puls geht regelrecht, das Aug' iſt rein und klar,
Die Bruſt iſt nicht belegt, ſie kann unmöglich
ſchmerzen.

Paul.

Sehr obligirt dafür, ein Stein fällt mir vom Herzen!

Schnepper.

Nicht Urſach.

Paul (huſtend).

Aber ach! der Huſten wiederkehrt.

Grobhaus.

Geſpuckt!

Paul.

Ich kann nicht!

Grobhaus.

Ei, ich will's, hat Er's
gehört?

Schnepper (leiſe zu Grobhaus).
Er iſt des Todes Kind, er muß ſehr bald erkalten,
Um welche Zeit kann ich den Leichnam wohl erhalten?

Grobhaus.
Ich denke, gegen zwölf.

Schnepper.
Schön! halt ihn nur bereit,
Um fünf ſtell' ich mich ein, mir fehlt's zuvor an Zeit,
Bis dahin ſind beſetzt mir alle meine Stunden,
Raſiren muß ich noch, auch Hühneraugen-Kunden
Erwarten mich.

Grobhaus.
Sehr ſchlimm —

Schnepper.
Weshalb?

Grobhaus.
Ja, Freundchen, wißt,
Ich halt' ihn nicht ſo lang'; wenn er geſtorben iſt,
Wird es auch gleich bekannt, und biſt Du nicht zur Stelle,
Erkauft ein Andrer ihn.

Schnepper.
Du hebſt auf alle Fälle
Für mich ihn auf.

Grobhaus.
Wird's gehn?
Schnepper.
Mein Gott, Du haſt Verſtand.
Die Leich' iſt mein, und hier
(ihm Geld gebend)
nimm etwas auf die Hand!
Auf Wiederſehn! und ſorg', daß nicht der Kerl zu theuer. (ab.)

Sechster Auftritt.

Grobhaus und Paul.

Paul (huſtend).
Mir geht der Athem aus, mir brennt der Kopf wie Feuer.
Grobhaus.
Geduld! — Er höret ja, bald wird es beſſer ſeyn;
Nehm' Er zur Linderung noch etwas hurtig ein!
(Er nimmt eine Flaſche mit Arzenei von ſeinem Arbeitstiſche und gießt einige Tropfen davon in einen Eßlöffel.)
Es ſchmeckt nicht ſchlecht —

Paul.

Gebt her! denn Lind'rung thut mir Noth,
Ach! auf der Zunge ſchwebt mir ſchon der kalte Tod.

Grobhans.

Hier, wohl bekomm' es Ihm! —
(Er giebt ihm die Arznei.)

Paul.

Das ſchmeckt, erfriſcht das Leben!

Grobhans.

Ei, deshalb hab' ich Ihm die Tropfen auch gegeben.

Paul.

Reicht mir noch einen Schluck —

Grobhans.

Zu viel iſt ungeſund,
Leg' Er ſich wieder hin, das heilt ſchon aus dem Grund.

Paul.

Mir wird ſo warm um's Herz.

Grobhans.

Ja, ja!

Paul.

Ich Lind'rung merke,
Gebt öfters mir davon, mir fehlet nichts, als Stärke.

Grobhaus.

Sprech' Er doch nicht ſo viel!

Paul.

Der Hunger ſtellt ſich ein.

Grobhaus.

Er phantaſirt gewiß?

Paul.

Auf meine Ehre, nein!
Wär's nur ein Stückchen Brod, mit Luſt würd' ich's verzehren.

Grobhaus.

Er iſt nicht recht geſcheit, den Huſten würd's vermehren.

Paul.

Ich huſte gar nicht mehr, Ihr könnt mir's glauben.

Grobhaus.

Schön! —

Paul (ſich aufrichtend).

Mir iſt ſo wohl zu Muth, ich möchte auf gleich ſtehn.

Grobhaus.

Den Augenblick gekuſcht.

(Er drückt ihn wieder auf's Lager zurück.)

Paul.

Erlaubt mir doch zu fragen:
Wird nicht das Eſſen bald für mich heut aufgetragen?

Grobhaus.
(Hat ſich mittlerweile an ſeine Arbeit geſetzt.)
Heut giebt's zu eſſen nichts, das würd' Ihm ſchädlich ſeyn.

Paul.
Der Hunger quält mich ſehr;
(huſtend)
der Huſten ſtellt ſich ein!

Grobhaus.
So ſpuck' Er aus!

Paul.
(Huſtet noch einmal und ſpuckt aus.)
Es geht! es geht!

Grobhaus.
Spuck' Er, zum Henker!
Das gilt mir völlig gleich!

Paul.
Ich fühlte mich ſonſt kränker,
Die Bruſt war mir beengt, jetzt frei ich athmen kann.
Wißt, ich verlaſſ' das Bett. (ſich wieder aufrichtend.)

Grobhaus
(ſpringt auf und drückt ihn nieder.)
Er iſt wohl toll!

(Er faßt ihm an den Puls, geht dann zu ſeinem Tiſche zurück, ſchneidert, und ſagt für ſich:)

Kurios! die Hitze iſt vorüber!
Bei meiner armen Seel', der Kerl hat gar kein Fieber.

Paul.

Hört, noch ein Wort.

Grobhaus.

Schweigt ſtill!

Paul.

Ich ſag's Euch frank und frei,
Im Bette bleib' ich nicht!

Grobhaus.

Der Unhold bleibt dabei!
Das iſt mir doch zu bunt! Die Tropfen nehm' ich täglich;
Und wen'ge gab ich ihm, — ich halt' es für unmöglich.

(Paul macht mehrmals eine Bewegung, aufzuſtehn; ſobald aber Grobhaus, der, ihm den Rücken zukehrend, am Tiſche ſitzt, ſich nach ihm umſieht, legt er ſich wieder nieder)

Paul.

Jetzt, ſeht Ihr, ſteh' ich auf!

Grobhaus.

Ich rath' Ihm, daß Er's läßt,
Sonſt bind' ich — daß Er's weiß — Ihn an dem Bette feſt.

Paul.

Es war auch nur mein Spaß, ich will nur links mich legen.

Grobhaus.

Einmal für allemal, Er ſoll ſich nicht mehr regen.

Paul.

Gut, ich gehorche ſchon, ich geb' Euch drauf mein Wort,
Es meldet ſich der Schlaf.
(für ſich)
Ich ſchleiche heimlich fort.

Paul ſchnarcht, Grobhaus näht ſehr ämſig, während der Erſte leiſe aufſteht, und ſich entfernt.

Siebenter Auftritt.

Grobhaus (allein).

So halt' Er ſich nur ſtill, das wird Ihm mehr noch nützen,
Als wenn Er ſpricht und ißt, die Tropfen ſind zum Schwitzen,
Und werden, wenn Er ſchläft, die beſte Wirkung thun.
Er athmet nicht. — Gottlob! — Er wird für ewig ruh'n;
Wie weit mag's mit ihm ſeyn?

(Er geht zu dem Bette, und iſt ſehr beſtürzt, als er es leer findet.)

Das leere Neſt! Bei'm Teufel!
Der Kerl iſt echappirt, daran iſt gar kein Zweifel!
Wo mag er denn wohl ſeyn?

(Er ſieht aus dem Fenſter.)

Sieh da! der Böſewicht
Steht unten auf dem Hof; er mit den Händen ficht,
Das große Wort er führt, die Kranken ihn umringen
Und horchen aufmerkſam, das geht mit rechten Dingen
Gewiß nicht zu. Na wart', dir tränk' ich's tüchtig ein,
Sollt' ich zum zweitenmal dein Wärter wieder ſeyn.
Doch wenn nun Schnepper kommt? — Handgeld hat er gegeben,
Er glaubt den Kranken todt, und findet ihn am Leben.
Ein Mordſpektakel giebt's — denn Spaß verſteht er nicht.

Achter Auftritt.

Grobhaus und Schnepper.

Schnepper (tritt ein).

Grobhaus.

O Weh, da iſt er ſchon! Wenn man vom Wolfe ſpricht
Iſt er auch niemals weit.

Schnepper.

Ich komm', eh' ich es dachte,
Mit meinen Kunden ich kurz Federleſens machte,
Huſch war es abgethan, nun bin ich wieder hier,
Mein bleibt der Leichnam doch?

Grobhans.

O Freundchen, glaube mir,
Es iſt nicht meine Schuld, ich bin voll Angſt und Jammer!

Schnepper.

(Der nach dem Bette gegangen und es leer gefunden)
Ich merk's, die Leiche liegt ſchon in der Todtenkammer;
Der Arzt befahl es ſo?

Grobhans.

Freund, nein doch! nein!

Schnepper.

Ei nun,
Was er von Dir verlangt, das mußt Du pünktlich thun.
Iſt er ſchon lange todt?

Grobhans.

Laß mich zu Worte kommen.

Schnepper (erſchrecken).

Wie, hat ein Anderer ihn mir vorweg genommen?

Grobhaus.
Das grade nicht!

Schnepper.
Was denn?

Grobhaus.
Sey nur nicht böſe, ach!
Zu übereilt ich Dir den Sterbenden verſprach.

Schnepper.
Biſt Du ein Mann von Wort? Du ſollteſt Dich doch ſchämen!
Was man verſprochen hat, muß nie zurück man nehmen!
Hätt' ſolchen Streich von Dir im Traum ich nur gedacht,
So hätt' ich Anſtalt längſt auf andre Art gemacht.
Du haſt mich proſtituirt, mich ſchändlich hintergangen.

Grobhaus.
Unmöglichkeit kannſt Du doch nicht von mir verlangen?

Schnepper.
Ei was, Unmöglichkeit!

Grobhaus.
Ein Unglück iſt paſſirt!

Schnepper.
Der Teufel hat doch nicht den Kerl davon geführt?

Grobhaus.

Du haſt mir doch geſagt: um Fünf kämſt Du erſt
wieder?

Schnepper.

Das allerdings!

Grobhaus.

Nun gut. Er lag ſo hart darnieder,
Daß jeden Augenblick den Tod ich kommen ſah,
Wär' früher er erblaßt, bevor Du wieder da,
So war's ſehr ungewiß, ob man ihn Dir würd' geben;
Wie friſtet man dem Kerl bis fünf Uhr noch das
Leben?
Das war die Frage jetzt, da fiel mir's plötzlich ein:
Gieb Hoffmann's Tropfen ihm, — die können dien-
lich ſeyn.
Ich that's, und was geſchah? Denk' Dir

Schnepper.

Er ſtarb nun
plötzlich?

Grobhaus.

Im Gegentheil, mein Freud! — O es iſt ganz
entſetzlich!
Er fühlte ſich geſtärkt, das Huſten ward ihm leicht,
Und eh' ich mir's verſah, davon er heimlich ſchleicht,
Er läuft, vom Fieber frei, raſch in den Hof hinunter.

Und iſt — verdammter Streich! — nun ganz geſund und munter.

Schnepper.

Das iſt Windbeutelei, mir bilde nur nichts ein,
Dahinter wird gewiß noch etwas andres ſeyn.

Grobhans.

Wahr iſt's, komm her, Du darfſt nur aus dem Fenſter ſehen.

(Er führt ihn zu dem Fenſter.)

Siehſt Du ihn linker Hand nicht bei den Andern ſtehen?

Schnepper.

Ja, leider ſeh ich ihn, die Schuld bleibt immer Dein!

Grobhans.

Du würdeſt im Beſitz von ſeinem Körper ſeyn,
Wärſt Du, ſobald Du kamſt, nur gleich bei mir geblieben;
Ich wollte ſeinen Tod bis fünf Uhr nur verſchieben,
Da traf mich das Malheur.

Schnepper.

Auf Dich iſt kein Verlaß.
Die Gräfin iſt fexirt, das iſt für mich kein Spaß!
Ich will nun ganz geſchwind die halbe Stadt durchlaufen,

Vielleicht iſt irgendwo ein Todter noch zu kaufen.
Das Geld gieb mir zurück!

Grobhaus.

Das Geld?

Schnepper.

Du fragſt noch? Ja!
Sparenzen mach' nur nicht, ſonſt werd' ich klagen.

Grobhaus.

(giebt ihm das Geld in höchſtem Aerger.)

Da!

Schnepper. (Ab.)

Letzter Auftritt.

Saphie, Anton und Grobhaus.

Grobhaus (für ſich.)

Er ging ſo trotzig fort, das ſchlägt mich ganz darnieder;
Er war höchſt aufgebracht, er kommt gewiß nicht wieder.
Das wäre ſehr fatal, er brachte mir was ein;
Und was das ärgſte iſt, mein iſt die Schuld allein!

Ohrfeigen möcht' ich mich! Mußt' mich der Teufel blenden,
An dem heilloſen Kerl die Tropfen zu verſchwenden!
(Er ſetzt ſich, und legt mißmüthig den Kopf auf den Tiſch.)

Sophie.

Ach, Bruder Anton, ach! ſiehſt Du den Wärter wohl?
Er ſcheint ſo tief gerührt, ſo innern Kummers voll;
Paul iſt gewiß ſchon todt!
(Sie weint und ringt die Hände.)

Anton.

Du mußt nicht gleich verzagen,
Du ahneſt es ja nur. — Ich will den Wärter fragen.

Grobhaus. (für ſich)

So überraſchend ſchnell! Drauf war ich nicht gefaßt!

Anton.

Wie ſteht's mit Paul mein Freund?

Grobhaus.

Das iſt ein ſaub'rer Gaſt!

Anton.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Grobhaus.

Ach! laßt mich ungeſchoren!

Sophie.

Er iſt ganz außer ſich! Paul iſt für mich verloren!
Erbarmt Euch, laſſet mich nur einmal noch ihn ſehn!

Grobhaus.

Ihn will Sie ſehen, wie? — Das wird wohl nie geſchehn,
Und daran bin ich Schuld —

Anton.
Er?

Grobhaus.
Ja freilich ich! und eben
Das ärgert mich. — Ich Thor! ihm Tropfen einzugeben,
Das war der dummſte Streich, den jemals ich gethan.

Sophie.
Was gehet, Höllenbrand, Ihn das Curiren an?

Grobhaus.
Den Sterbenden wollt' ich damit zuletzt erfriſchen.

Anton.
Wie kann Er in die Cur des Doktors frech ſich miſchen?

Grobhaus.
Das werd' ich lebenslang herzinniglich bereu'n

Sophie.
Er war ſein Mörder, Er! um Rache will ich ſchrein.

Grobhaus.
Ich hab' ihn umgebracht? Was will Sie damit ſagen?
Nein! leider Gott's! Er lebt, — und das iſt zu beklagen.

Sophie.
Er lebt! er iſt nicht todt?

Anton.
Nicht todt?

Grobhaus.
Zum Henker, nein!

Sophie.

Und deshalb kann Er ſo ganz voll Verzweiflung ſeyn?

Grobhaus.

Und zwar mit vollem Recht, ich mag daran nicht denken,
Auf meinem Sterbebett ſelbſt wird es mich noch kränken.
Schnepper mault jetzt mit mir, es war mein beſter Freund;
Ein unvernünft'ger Streich macht' ihn zu meinem Feind.
Und bloß weil ich dem Paul die Tropfen eingegeben.
Das koſtet ſicherlich jetzt Hunderten das Leben,

Sophie.

Genug, wenn er nur lebt!

Grobhaus.

Sie zweifelt? Sacerlot!
Einmal für allemal, Ihr Liebſter iſt nicht todt!
Was giebt Sie mir, ſo ſoll Sie ſelber gleich ihn ſehen,
So munter wie ein Reh, und Er kann mit Ihr gehen.

Sophie.

O, alles, was ich hab', ſobald Er Wort mir hält.
(Sie zieht ein Beutelchen aus der Taſche.)

Grobhaus.

(Er nimmt den Beutel und ſteckt ihn ein.)
So, das iſt doch Erſatz für Schnepper's Lumpengeld.
(Er öffnet das Fenſter und ruft:)
Paul! Paul! ſo hör' Er doch!

Paul (hinter der Scene.)

Was giebt's?

Grobhaus.

Wozu das Fragen!
Komm Er geſchwind herauf, ich hab' Ihm was zu ſagen.

Paul.

Das laß' ich bleiben!

Grobhaus.

So? — Er iſt impertinent! —

Sophie.

Er kommt gewiß ſogleich, ſobald er mich nur nennt.

Grobhaus.

Ruf' Sie ihn lieber ſelbſt.

Sophie.

(An's Fenſter tretend, Anton folgt ihr.)

Paul komm' herauf! ich bitte.

Paul (hinter der Scene.)

Gleich! gleich!

Anton.

O, Schweſter ſieh, wie ſeinem raſchen Schritte
Die Sehnſucht Flügel leiht, vor ſeinem Ungeſtüm
Sieht er die Treppe kaum; — geſchwind entgegen ihm.

(Paul tritt haſtig ein, Sophie eilt ihm entgegen, Beide umarmen ſich.)

Anton.

Ja Göthe hat wohl Recht, ein Schauſpiel iſt's für Götter
Zwei Liebende zu ſehn.

Grobhaus (für ſich)

Millionen Donnerwetter!
Was ſieht man denn daran? was macht es für Plaiſir,
Säh' ich als Leichnam ihn, wär' es weit lieber mir.
(zu Sophien, Paul und Anton)
Macht, daß Ihr fort kommt, macht!

Paul.

O Wonne, ſonder Schranken,
Sophie wird ganz nun mein, wie kann ich es Ihm danken?

Sophie.

Mein Herz iſt tief bewegt, und ew'ge Dankbarkeit
Sey Ihm, dem Retter Paul's, in vollem Maaß geweiht.

Grobhaus.

Das iſt nur leerer Schnack. Ihr könnt zum Henker gehen.
Nur eins beding' ich mir, laßt hier Euch nie mehr ſehen.

(Der Vorhang fällt.)

III.

Der Selbſtmord.

Poſſe in Einem Aufzuge.

Perſonen:

Hauptmann von Körber.
Frau von Hellberg.
Julie.
Rath Burgheim.
Johann, ſein Bedienter.

Der Schauplaz iſt auf dem Lande, im Hauſe des Hauptmanns von Körber, in einem Saal.

Erſter Auftritt.

Hauptmann v. Körber, Frau v. Hellberg.

Fr. v. Hellberg.

In der That, Bruder, Du biſt mir ein Räthſel.

Hauptm. v. Körber.

Wie ſo?

Fr. v. Hellberg.

Du verſicherſt, der Rath Burgheim ſey Dein Freund, und doch bleibſt Du ſo kalt bei ſeinem bedenklichen Zuſtand. Wie ſoll ich mir das erklären?

Hauptm. v. Körber.

Du hältſt mich alſo wohl für leichtſinnig?

Fr. v. Hellberg.

Dafür hält man Dich allgemein, und am Ende werde ich glauben, daß man Recht hat. Das liegt in Deinem Charakter.

Hauptm. v. Körber.

Wie ſo?

Fr. v. Hellberg.

Luſtige Menſchen ſind ſelten gefühlvoll.

Hauptm. v. Körber.

Soll ich denn mit Burgheim weinen, weil er ſo thöricht iſt, darüber zu verzweifeln, daß ſeine Geliebte ihm untreu wird, und einen Andern heirathet?

Fr. v. Hellberg.

Wenn ſie aber von ihren Aeltern dazu gezwungen ſeyn ſollte?

Hauptm. v. Körber.

Kann man ein Mädchen zwingen, Ja zu ſagen?

Fr. v. Hellberg.

Das geradezu nicht, aber man kann doch ſehr unglücklich ſeyn.

Hauptm. v. Körber.

Wenn man ledig bleiben muß. Ich verſteh', was Du ſagen willſt. Doch, bei'm Lichte beſehen, man liebt den Eheſtand mehr, als den Liebhaber.

Fr. v. Hellberg.

Wie kannſt Du das ſo dreiſt behaupten?

Hauptm. v. Körber.

Ich ſage, was ich glaube. Man kann ſich eine Weile über einen Gegenſtand betrüben, den man liebt, wenn er ſtirbt; aber wenn er ſich verheirathete — bei Gott! — nicht eine Viertelſtunde würd' ich weiter an ihn denken.

Fr. v. Hellberg.

Hoffentlich denken nicht alle Männer ſo wie Du.

Hauptm. v. Körber.

Freilich nicht. Der närriſche Burgheim, zum Beiſpiel, iſt ſchon ſeit drei Monaten wie außer ſich.

Fr. v. Hellberg.

Er ſpricht nur von ſterben. Ich läugne nicht, ſein tiefer Schmerz macht ihn mir achtungswerth.

Hauptm. v. Körber.

Nun gut, ſo heirath' ihn, um ihn von ſeinem Kummer zu heilen.

Fr. v. Hellberg.

Ich werde mich nie wieder verheirathen.

Hauptm. v. Körber.

Und weshalb?

Fr. v. Hellberg.

Du weißt, was ich durch die Eiferſucht meines verſtorbenen Mannes gelitten habe.

Hauptm. v. Körber.

Iſt Eiferſucht nicht ein Beweis von Liebe?

Fr. v. Hellberg.

Von Eigenliebe. Ja! — Ein Eiferſüchtiger trägt kein Bedenken, das zu quälen, was er liebt. Wenn ich wieder heirathen ſollte, ſo würd' ich nur einen Gatten wählen, der Liebe mit Vernunft vereinte.

Hauptm. v. Körber.

Dadurch geſtehſt Du gewiſſermaßen ein, daß Burgheims tiefer Kummer eine Art Thorheit iſt, und um ihn zu heilen, geb' ich mein Project nicht auf.

Fr. v. Hellberg.

Davon weiß ich ja noch nichts! Was haſt Du denn für eins?

Hauptm. v. Körber.

Julie iſt auch im hohen Grade eine von unſern romanhaften Schwärmerinnen.

Fr. v. Hellberg.

Das iſt wahr. Sie hat ſich ein ſo phantaſtiſches Bild von ihrem künftigen Geliebten gemacht, daß in der Wirklichkeit keiner einen bleibenden Eindruck auf ihr Herz machen wird.

Hauptm. v. Körber.

Burgheim hat's doch.

Fr. v. Hellberg.

Liebt ſie ihn denn?

Hauptm. v. Körber.

So ſehr, daß ſie immer an ihn denkt, und in beſtändiger Angſt ſchwebt, daß ihr Jemand die Nachricht von ſeinem Tode bringen wird.

Fr. v. Hellberg.

Iſt es möglich!

Hauptm. v. Körber.

Sie ſpricht von nichts, als von Burgheim. — Sie iſt reich, jung, hübſch —

Fr. v. Hellberg.

Liebt ſie ihn denn, und hat ſie ſich davon etwas merken laſſen?

Hauptm. v. Körber.

Das wäre gegen alle Regel. Kennſt Du einen Roman, wo die Geliebte zuerſt das Geſtändniß der Liebe macht?

Fr. v. Hellberg.

Wohin kann aber das alles führen, wenn ſie Burgheim auch wirklich liebte?

Hauptm. v. Körber.

Wenn Burgheim erſt weiß, daß er geliebt wird, ſo denk' ich dadurch auch ſein Herz zu feſſeln.

Fr. v. Hellberg.

Wie ſoll er dies aber erfahren, ſie wird es ihm doch nicht geſtehn?

Hauptm. v. Körber.

Eben dahin will ich's bringen.

Fr. v. Hellberg.

Und wie?

Hauptm. v. Körber.

Das iſt freilich ein Kunſtſtück. — Ich hab' es mir aber ſchon erſonnen.

Fr. v. Hellberg.

Du willſt wohl warten, bis er todt iſt?

Hauptm. v. Körber.

So ungefähr. Ich will Julien wenigſtens einbilden, daß er im Sterben iſt.

Fr. v. Hellberg.

Doch nicht, daß er ſich, wie Werther, erſchoſſen hat?

Hauptm. v. Körber.

Auch das allenfalls.

Fr. v. Hellberg.

Wahrlich, ein ſehr luſtiges Project.

Hauptm. v. Körber.

Es iſt doch ſo übel nicht. Würd' ich mir wohl ſo viel Mühe geben, wenn nicht Burgheim wirklich mein Freund wäre?

Fr. v. Hellberg.

Ich möchte nur wiſſen —

Hauptm. v. Körber.

Da kommt Julie, laß mich mit ihr ein Paar Minuten allein.

Fr. v. Hollberg.

Du ſagſt mir doch —

Hauptm. v. Körber.

Ja, ja, hernach. —

(Fr. v. Hellberg ab.)

Zweiter Auftritt.

Julie. Hauptmann von Körber.

Julie.

Was macht Ihr unglücklicher Freund? Herr Hauptmann.

Hauptm. v. Körber.

Ich weiß es nicht. Iſt etwa ein Unglück geſchehen?

Julie.

Ach! Es wäre wohl möglich. Mir kam es vor, als ginge er, wie gewöhnlich, in tiefen Gram verſunken, einſam im Park. —

Hauptm. v. Körber.

Nun, was weiter?

Julie.

Ich ſchlich ihm alſo nach, um ihn unbemerkt zu beobachten. Ich fürchte immer, daß ſeine Verzweiflung ihn zu einem ſchrecklichen Schritt verleitet. Ich konnt' ihn nirgends finden. Ganz müde ſetzte ich mich endlich auf eine Bank, nicht weit von dem Teiche, unter einen Baum. Auf einmal hör' ich etwas in's Waſſer fallen; ich laufe geſchwinde hinzu, um zu ſehn, ob er ſich nicht gar hineingeſtürzt hat —

Hauptm. v. Körber.

Mein Gott! war er's?

Julie.

Gottlob! nein. Es war ein Hühnerhund, der wilde Enten verfolgte.

Hauptm. v. Körber.

Uebrigens iſt die Gefahr nicht ſehr groß. Der Teich hat kaum einen Fuß Tiefe.

Julie.

Ach! wer den Tod ſucht, kann ihn überall finden. Dazu braucht es kein tieferes Waſſer.

Hauptm. v. Körber.

Nach Ihren Beſorgniſſen ſollte man glauben, daß Sie eine zärtliche Neigung für Burgheim haben?

Julie.

Ich bedaure ihn aufrichtig. Ein Mann, der ſo zu lieben fähig iſt, wie er, und der dadurch unglücklich wird, muß jedem weichgeſchaffnen Herzen lebhafte Theilnahme einflößen.

Hauptm. v. Körber.

Ich bin gewiß, wenn etwas ſeinen tiefen Gram lindern könnte, ſo würde es das Geſtändniß der Gefühle ſeyn, die er Ihnen eingeflößt hat. Aber ich läugne nicht, ich theile ſeine Anſicht; nur der Tod kann ſeinem Kummer ein Ziel ſetzen.

Julie.

Dieſer Gedanke beunruhigt mich unaufhörlich. Ein Schuß, den ich heute früh in dem kleinen Gehölz fallen hörte, hat mich ſo erſchüttert, daß ich noch zitt'rr, wenn ich daran denke.

Hauptm. v. Körber.

Seyn Sie ohne Sorgen. Mein Jäger hat Haſen geſchoſſen.

Julie.

Ich ſah ihn mit ein Paar zurückkommen, und das hat mich gewiſſermaßen ruhiger gemacht. Aber, Herr Hauptmann, Sie ſollten wirklich einige Vorſichtsmaßregeln treffen.

Hauptm. v. Körber.

Die führen zu nichts. Wer Luſt hat, ſich das Leben zu nehmen, findet immer Gelegenheit dazu. Warum ſoll ich ihn an dem einzigen Mittel hindern, ſich von ſeinem Unglück zu befrei'n? — Das halt' ich für grauſam.

Julie.

Ja, wer das verliert, was man über alles in der Welt geliebt hat, für den iſt kein Glück mehr zu hoffen.

Hauptm. v. Körber.

Das Leben eines ſolchen Unglücklichen iſt nur eine lange Reihe von Leiden. Ich habe Burgheim vergebens zu beruhigen geſucht. Es giebt keine Frau auf dem ganzen weiten Erdboden, die es werth wäre, um ſie ſo lange und ſo tief zu trauern, ſagte ich zu ihm

Julie.

Das hätten Sie doch nicht ſagen müſſen.

Hauptm. v. Körber.

Ei, warum nicht? Keine Frau iſt wahrer Liebe fähig.

Julie.

Da irren Sie ſich, Herr Hauptmann! Die Weiber haben ein weit gefühlvolleres Herz, als ihr Männer. Wir tragen unſre Leiden mit mehr Geduld, und die Gewohnheit, die Gefühle unſres Herzens zu unterdrücken und zu verbergen, täuſchet die Männer, und macht ſie ungerecht in ihrem Urtheil.

Hauptm. v. Körber.

Sie ſelbſt, meine ſchöne Julie, haben ein ſo weiches Herz, und doch — nicht wahr? — Sie haben noch nie geliebt? — Sie ſind reich, in der Blüthe Ihrer Jahre; frei in Ihrer Wahl, und doch iſt Ihr Herz noch ungerühet geblieben.

Julie (ſeufzt).

Ach!

Hauptm. v. Körber.

Seyn Sie offen gegen mich. Sie wiſſen, daß ich Sie ſchätze und aufrichtig Theil an Ihrem Schickſale nehme. Dadurch können Sie ſich vielleicht manchen Kummer erſparen.

Julie (ſtutzend).

Ich läugne nicht —

Hauptm. v. Körber.

Wenn ich ein ſo zärtlicher und unglücklicher Liebhaber, wie Burgheim, wäre, ſo hätt' ich mir gewiß ſchon zwanzigmal eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Julie.

Um Gotteswillen! Geben Sie ihm dieſen Rath nicht.

Hauptm. v. Körber.

Sie bringen mich da auf einen Gedanken.

Julie.

Wie, ich?

Hauptm. v. Körber.

Ja, Sie. Wozu nützt Freundſchaft, wenn ſie nicht dazu dient, Leiden der Liebe zu lindern.

Julie.

Sie haben Recht. Man würde überhaupt hienieden glücklicher ſeyn, wenn Freundſchaft ein fühlendes Herz ganz zufrieden ſtellen könnte.

Hauptm. v. Körber.

Freundſchaft iſt zur Tröſterin des Lebens gemacht, ſie muß für den leidenden Freund ſorgen.

Julie.

Mit Zärtlichkeit.

Hauptm. v. Körber.

Sagen Sie lieber, mit Entſchloſſenheit.

Julie.

Nun, ſo ſuchen Sie Ihren Freund dahin zu vermögen, daß er ſeinen Gram mit Standhaftigkeit ertrage.

Hauptm. v. Körber.

Das will ich verſuchen.

Julie.

Dadurch werden Sie ſich als ſein wahrer Freund zeigen.

Hauptm. v. Körber.

Es freut mich, daß mein Vorſatz Ihren Beifall hat. Das wird mich noch mehr anſpornen.

Julie.

Ja, Herr Hauptmann! ſein Schickſal geht mir tief zu Herzen, und wenn es Ihnen gelingt, ihn von ſeiner Schwermuth zurück zu bringen, ſo werd' auch ich Ihnen ewig dankbar bleiben.

Hauptm. v. Körber.

Ich will mit Burgheim ſprechen, und Ihnen den Erfolg meiner Unterredung ſogleich mittheilen.

Julie.

O das thun Sie ja. — Ich bleib' auf meinem Zimmer, oder ich gehe doch nicht weiter, als in den Garten. (ab.)

Dritter Auftritt.

Hauptmann von Körber. Rath Burgheim.

Rath Burgheim.

(aus dem Nebenzimmer kommend.)

Biſt Du's, lieber Körber? Ich erkenne den ganzen Werth Deiner Freundſchaft. Ach! daß ich ſie Dir mit nichts vergelten kann, als mit Betrübniß um Deinen Freund.

Hauptm. v. Körber.

Wie, Du willſt mich verlaſſen?

Rath Burgheim.

Nur *ein* Gedanke füllt mein ganzes Herz! meine unglückliche Liebe.

Hauptm. v. Körber.

Haſt Du denn keine Hoffnung?

Rath Burgheim.

Ach, nein! mein Freund! Ich habe vergebens auf einen Strahl der Hoffnung geharrt. Noch den Tag vor ihrer Verbindung ſchrieb mir meine angebetete Henriette, daß ſie mich ewig lieben, daß ſie mir ſo oft ſchreiben würde, als es ihr nur möglich wäre. Drei Monate ſind verfloſſen, und ich habe nicht das geringſte Merkmal ihres Andenkens erhalten. Unmöglich kann ſie mich ganz vergeſſen haben; ich fürchte, der Gram über die gewaltſame Trennung eines ſo innigen Bandes, das unſre Herzen vereinte, wird die zarte Roſenknospe entblättert haben. Ach! ſie iſt gewiß todt.

Hauptm. v. Körber.

Du mußt das am beſten beurtheilen können.

Rath Burgheim.

Ich ſage Dir, Freund! ſie iſt nicht mehr! Johann, mein Bedienter, den ich zu ihrem Bruder ſchickte, kommt auch nicht zurück. Alles beſtärkt mich in meinen ſchwarzen Ahnungen. Was bleibt mir noch hienieden?

Hauptm. v. Körber.

Dich zu faſſen, als ein Mann!

Rath Burgheim.

Nein! nichts als der Tod!

Hauptm. v. Körber.

Immer noch dieſen unſeligen Vorſatz?

Rath Burgheim.

Ja, Freund! Mein Entſchluß ſteht unerſchütterlich feſt. Nichts, ſelbſt Deine treue Freundſchaft, ſoll ihn wankend machen.

Hauptm. v. Körber.

Aber es giebt doch noch, ſelbſt in den verzweifelndſten Lagen, Hoffnungen.

Rath Burgheim.

Für mich iſt keine mehr!

Hauptm. v. Körber.

Nur noch ein Wort —

Rath Burgheim.

Nach dem, was ich verloren habe, iſt mir das Leben unerträglich — verhaßt —

Hauptm. v. Körber.

Das glaub' ich. Ein gefühlvolles, tief verwundetes Herz —

Rath Burgheim.

Muß taub ſeyn gegen alle Sophiſtereien der kalten Vernunft. — Ich will fort. —

Hauptm. v. Körber.

Bleib. — Ich gebe Dir ja Recht.

Rath Burgheim.

Du heuchelſt dies nur. Freundſchaft iſt ſinnreich. Du willſt meinen Gram beſänftigen. —

Hauptm. v. Körber.

Im Gegentheil. Ich mißbillige Dein ſtürmiſches Gefühl, Deine Verzweiflung keinesweges. Verſtehſt Du mich?

Rath Burgheim.

Nur zu gut. — Aber ich wünſche nichts, als den Tod! und ich erkläre Dir feierlich, er nur iſt im Stande, mir die verlorne Ruhe wieder zu geben.

Hauptm. v. Körber.

Auch darin pflichte ich Dir bei.

Rath Burgheim.

Du hintergehſt mich, Körber!

Hauptm. v. Körber.

Ich ſchwöre, es iſt mein Ernſt.

Rath Burgheim.

Und doch ſuchſt Du mich auf andere Gedanken zu bringen.

Hauptm. v. Körber.

Ich? — Im Gegentheil —

Rath Burgheim.

Du hintergehſt mich!

Hauptm. v. Körber.

Freund, höre mich! Ich fühle ganz Deinen unendlichen Schmerz. Der Schritt, den Du thun willſt, macht mich zittern. In Deinem Buſen iſt eine Hölle; ich wünſche, Dich davon zu erlöſen.

Rath Burgheim.

Und wodurch? — Glaubſt Du, daß ich einer neuen Liebe fähig bin?

Hauptm. v. Körber.

Nein.

Rath Burgheim.

Welchen Troſt kannſt Du mir denn darbieten?

Hauptm. v. Körber.

Den einzigen, der noch übrig bleibt. Du haſt mich davon überzeugt, und ich bin bereit, Dir dazu behülflich zu werden.

Rath Burgheim.

Welchen meinſt Du?

Hauptm. v. Körber.

Ich meine den — Tod.

Rath Burgheim.

Du?

Hauptm. v. Körber.

Ja, ich!

Rath Burgheim.

Unmöglich!

Hauptm. v. Körber.

Du ſcheinſt mich zu verkennen. Der leichte Sinn, den man mir beneidet, iſt nur die Frucht meiner kalten Ueberlegung. Wer den Tod nicht ſcheut, hat kein Unglück zu fürchten. Kein Unfall kann zu einem großen Uebel anwachſen. In dieſem Leben mag ich mich nicht mit Leiden plagen, und der Tod iſt das ſicherſte Mittel, ihnen allen ein Ende zu machen.

Rath Burgheim.

Du haſt ſehr Recht.

Hauptm. v. Körber.

So lang' ich nicht Dein Inneres ganz durchſchaut hatte, hab' ich Deinen Entſchluß, Dir den Tod zu geben, bekämpft. Aber Deine Beharrlichkeit verdient Achtung. Ja, Freund, Du haſt Recht, man muß ſeinem Kummer ein Ziel ſetzen.

Rath Burgheim.

Und das räthſt Du mir?

Hauptm. v. Körber.

Du wirſt es mir nicht glauben, wenn ich Dich nicht davon überzeuge. Ich will Dich nicht länger in Ungewißheit laſſen. Die Wahl des Todes könnte Dich noch beunruhigen und wankend machen. Das hab' ich bedacht; ich habe hier ein wirkſames Gift, das bring' ich Dir.

Rath Burgheim (erſchrocken.)

Gift! — und das bringſt Du mir?

Hauptm. v. Körber.

Ich begehre keinen Dank dafür, ich thue für Dich, was Du unter ähnlichen Umſtänden gewiß auch für mich thun würdeſt. Ich will alles zurecht machen. Es hat weder einen unangenehmen Geſchmack noch Geruch.

(Er ſchüttet ein weißes Pulver in ein Glas Waſſer.)

Ein ſchmerzhafter Traum wird enden. Sieh dies Glas. Seine Klarheit verkündet Dir das Ziel Deiner Leiden.

Rath Burgheim.

Freund! theurer Freund!

Hauptm. v. Körber.

Ich will Dich allein laſſen. Lebe wohl. (Er umarmt ihn.) Ich habe Dir einen ſüßen, ruhigen Schlaf bereitet. Lebe wohl, ſchlummere ſanft, Dein Andenken wird nie in meinem Herzen erlöſchen.

(Er geht ſchnell ab.)

Vierter Auftritt.

(Rath Burgheim allein.)

Körber! Körber! — Er hört mich nicht. Ach! für mich iſt keine Hoffnung mehr, mein Elend iſt ohne Maß und Ziel, ſonſt würde er für mich den Tod nicht für das einzige Mittel halten. Es iſt der letzte Freundſchaftsdienſt, den er mir erweiſen will.

(Er ſetzt ſich an den Tiſch, auf welchem das Glas mit Waſſer ſteht, und ſieht es ſtarr an.)

Welch ein Loos empfang' ich aus der Hand der Freundſchaft. O Gott! Ich zittre bei dem Gedanken: welch einen fürchterlichen Eindruck mein gewaltſamer Tod auf die Geliebte machen muß, die ich noch glühend anbete. Er iſt unvermeidlich! Sie hat es mir hundertmal zugeſchworen, daß ſie nie aufhören würde, mich zu lieben. — Wahnſinniger! Was willſt Du thun? Gehört Dein Leben Dir? Hab' ich ihr nicht tauſendmal mit Eiden bekräftigt, daß ich nur für ſie lebe? — Fort mit dieſer Verſuchung des Irrwahns, meineidig zu werden!

(Er wirft das Glas aus dem Fenſter.)

Es wäre Wahnſinn! Man würde mich für toll erklären, man würde ſich aller meiner Ausbrüche von Schwermuth erinnern, und dadurch beweiſen, daß ich den Verſtand verlor. Ich würde nur verächtliches Mitleid einflößen, man würde mich vergeſſen, ja ſogar meine Geliebte glücklich preiſen, daß ſie nicht die Meinige geworden. Wenn ich ſterben ſoll, ſo wird mich der Kummer bald aufzehren. Ich werd' ihre Briefe immer wieder leſen, ich werd' ihr Bild, das ſie mir einſt geſchenkt, immer vor Augen haben, und es mit meinen glühenden Küſſen bedecken. —

Ich will Körbern aufſuchen, und ihm meinen Entſchluß bekannt machen. Kein Menſch darf erfahren, daß ich den Vorſatz gefaßt hatte, mir ſelbſt das Leben zu nehmen. Es kommt Jemand! — fort!
(Ab, aber nicht in das Zimmer, aus welchem er gekommen iſt.)

Fünfter Auftritt.

Julie, Hauptmann von Körber.

Julie.

Er iſt nicht hier. O Himmel! was iſt aus ihm geworden? Ach! wenn er ſich ſchon den Tod gegeben hätte.

Hauptm. v. Körber.

Beruhigen Sie ſich, die Wirkung des Gifts, das er genommen, iſt nicht ſo heftig, daß er nicht noch gerettet werden könnte, wenn man ihm gleich zu

Hülfe kommt, vorzüglich, wenn Sie ihm dieſen Beiſtand leiſten.

Julie.

Alſo hat er wirklich Gift genommen?

Hauptm. v. Körber.

Es iſt leider nur zu gewiß.

Julie.

Hartherziger! was haben Sie gethan?

Hauptm. v. Körber.

Ich glaubte, Sie wären damit einverſtanden.

Julie.

Ich? — Wie konnten Sie glauben, daß ich zu einem ſo abſcheulichen Gedanken fähig wäre?

Hauptm. v. Körber.

Waren Sie nicht der Meinung, daß er nur ein höchſt unglückliches Daſeyn friſten könnte?

Julie.

Und deshalb konnten Sie die Hand dazu bieten, es zu verkürzen? Ach! — Wir haben keine Zeit zu verlieren. Geſchwinde! wo iſt er?

(Sie will abgehn.)

Sechster Auftritt.

Julie, Hauptm. v. Körber, Burgheim.

Rath Burgheim (eintretend.)

Ich will mich lieber in meinem Zimmer verſchließen.

Julie.

Ach! da kommt er! Bleiben Sie, beſter Burgheim! Warum vermeiden Sie uns? — So hören Sie doch —

Rath Burgheim.

Was ſoll ich? — Warum ſo ängſtlich, ſo beſtürzt?

Julie.

Können Sie noch fragen? — Ich bitte Sie um Gotteswillen — nur um eine Gefälligkeit —

Rath Burgheim.

Von mir?

Julie.

Ja, von Ihnen. — Sie können Sie mir gewähren. Noch iſt es Zeit. — Laſſen Sie Ihren ſchrecklichen Vorſatz fahren.

Rath Burgheim (ſeufzt.)

Ach! Ach!

Julie.

Ich kenne keinen edlern und liebenswürdigern Mann! Es giebt keinen, der ſo treu, ſo innig zu lieben weiß. — Solche feinfühlende Seelen ſind eine Seltenheit in unſerm verderbten Jahrhundert. — Leben Sie! Weiſen Sie den Beiſtand nicht halsſtarrig zurück, den Ihnen freilich eine Hand darbieten ſollte, die mehr Werth für Sie hat, als die meinige. Ich würde mich aber unendlich glücklich ſchätzen, wenn ich das Leben eines Mannes retten könnte, in dem ich das Muſter der treuſten Zärtlichkeit bewundere; eines Mannes, der ein beſſeres Loos ſo ſehr verdient.

Rath Burgheim.

Einer ſolchen Theilnahme bin ich nicht werth!

Julie.

Verſchmähen Sie meine Hülfe nicht, ich bitt', ich beſchwöre Sie darum, bei allem was heilig iſt. Der Hauptmann verſichert, daß ein Gegengift alles noch unwirkſam machen kann; weiſen Sie es nicht zurück —

Rath Burgheim

Ihre theilnehmende Güte rührt mich tief, aber jedes Gegengift iſt unnöthig. —

Julie.

Ueberlaſſen Sie ſich nicht ganz der Verzweiflung. Ein ſo heldenmüthiger Entſchluß in einer ſo treuloſen Welt verdient die Bewunderung aller edlen Seelen. Muth gefaßt! Nein, Sie dürfen nicht ſterben! Welch ein Verluſt für alle empfindſame Gemüther! Nein, ich will ſie knieend bitten, die Hülfe, die Ihnen angeboten wird, nicht zu verſchmähn.

(Sie kniet nieder.)

Rath Burgheim.

Was machen Sie, ſtehen Sie auf.

Julie.

Sie müſſen leben, um noch ein liebendes Herz glücklich zu machen. Ich ſtehe nicht eher auf, als bis Sie mir dies zugeſtanden haben. Sie ſchweigen? — Können Sie meine Thränen nicht erweichen?

Rath Burgheim.

Ach! Julie ich —

Julie.

Gebe nach — Ich eile, das Gegengift zu holen. Ich bitte Sie, bleiben Sie. — (ab)

Siebenter Auftritt.

Hauptmann von Körber. Rath Burgheim.

Rath Burgheim.

Welch ein Engel! Ha! Sie nur ſcheint zu fühlen, was wahre Liebe iſt.

Hauptm. v. Körber.

Das kommt daher, weil ſie ſelbſt den Pfeil der Liebe im Herzen trägt. Dein Entſchluß hat die Liebe vermehrt, die Dein Gram und Deine Zärtlichkeit für Deine Geliebte ihr eingeflößt hatten. Ein heldenmüthiger Vorſatz macht immer einen tieſen Eindruck auf ein weibliches Herz.

Rath Burgheim.

Ach! wie ſoll ich ihr ſagen, was ich für ſie empfinde. — Was wird ſie von mir denken?

Hauptm. v. Körber.

Daß ihre Reize Dich geheilt haben.

Rath Burgheim.

Aber ſie weiß ja, daß ich für meine Geliebte den Tod wählen wollte!

Hauptm. v. Körber.

Ich verſtehe Dich nicht.

Rath Burgheim.

Mein Gram wird mich unter die Erde bringen. Ich fühl' es, daß ich ſo mich abzehre.

Hauptm. v. Körber.

Erkläre Dich deutlicher.

Rath Burgheim.

Ich habe das Gift nicht genommen,

Hauptm. v. Körber.

Nicht? — Deſto beſſer!

Rath Burgheim.

Aber Julien's Hülfe ſetzt mich in die größte Verlegenheit. Soll ich ſie zurückweiſen, ſo erſchein' ich undankbar und verlier' ihre ſüße Sorge. Wie kann ich ihr aber ſagen —

Hauptm. v. Körber.

Thu' es immer, ihre Freude wird Dir am beſten zeigen, wie theuer Du ihrem Herzen biſt. — Da kommt ſie, — nur unverzagt! —

Achter Auftritt.

Frau v. Hellberg, Julie, Haupmann v. Körber. Rath Burgheim.

Julie. (Eine Flaſche in der Hand.)

Kommen Sie, Frau von Hellberg, ich bitte Sie recht inſtändigſt, reden Sie Burgheim auch zu, daß er meinen dringenden Bitten Gehör giebt.

Fr. v. Hellberg.

Wie, Herr Burgheim, haben Juliens Bitten ſo wenig Gewicht bei Ihnen, noch dazu, da ſie die reinſte, uneigennützige Liebe thut?

Julie.

Ich bitte um Gotteswillen!

Hauptm. v. Körber.

(bei Seite zu Frau v. Hellberg:)

Er hat das vorgebliche Gift gar nicht verſchluckt.

Julie.

Sie ſagen kein Wort, bin ich keiner Antwort würdig?

Rath Burgheim.

So viele Güte macht mich ganz verwirrt. Ich — ich —

Hauptm. v. Körber (zu Fr. v. Hellberg:)

Er will nicht mit der Sprache heraus.

Julie.

Geſchwinde — Eingenommen! — Hier hilft kein Zögern! —

Fr. v. Hellberg.

Welch ein Gepolter? — Wer kommt da?

Hauptm. v. Körber.

Burgheim's Bedienter.

Neunter Auftritt.

Fr. v. Hellberg, Julie, Hauptm. v. Körber,
Rath Burgheim, Johann, in Courierſtiefeln.

Hauptm. v. Körber.

Was bringſt Du uns, Johann? Was macht Frau von — wie heißt ſie doch mit ihrem neuen Namen?

Johann.

Ich weiß es nicht, Sie meinen Amalia Kleefeld.

Rath Burgheim.

Nicht wahr! Ihre Trennung von mir hat ihr das Leben gekoſtet!

Johann.

Ei, behüte! Herr Rath. Man hat mir eben anbefohlen, ſo ſchnell als möglich zu Ihnen zurück zu reiſen.

Rath Burgheim.

Du haſt doch ihren Bruder geſehen?

Johann.

O ja, aber ich habe vierzehn Tage auf ihn warten müſſen, er war verreiſ't. Ich glaubte ſtündlich, er würde wiederkommen, endlich iſt er's geſtern Abend.

Rath Burgheim.

So ſage mir doch —

Johann.

Seine Schweſter war den Tag vor meiner Ankunft abgereiſ't, und er reiſ'te ihr eiligſt nach.

Rath Burgheim.

Ohne Zweifel, aus Verzweiflung.

Johann.

Nichtsweniger als das, davon war bei ihr gar nicht die Rede.

Rath Burgheim.

Ihr Mann hatte ſie vielleicht wider ihren Willen mit genommen?

Johann.

Nein! Sie war noch gar nicht verheirathet. Sie reiſete ganz aus freiem Antriebe.

Rath Burgheim.

Mit wem denn?

Johann.

Ich muß mich erſt auf den Namen beſinnen.

Rath Burgheim.

Auf weſſen Namen?

Johann.

Ei, auf den Namen des Offiziers, der ſie entführt hat.

Rath Burgheim.

Schurke, was ſagſt Du?

Johann.

Was die ganze Stadt ſagt. Hier, leſen Sie, Sie werden ſehen, es iſt die reine Wahrheit. Ihr Bruder wird Ihnen gewiß davon etwas geſchrieben haben. (überreicht ihm einen Brief.)

Rath Burgheim.

O mein Gott! iſt das denkbar! (er nimmt den Brief.)

Hauptm. v. Körber.

Brich ihn doch auf, und ſieh, was er enthält.

Rath Burgheim.

Was ſeh' ich? — Ich kann nicht weiter leſen. — Da, (dem Hauptm. v. Körber den Brief reichend) Da, lies Du.

Hauptm. v. Körber (lieſt):

„Die Unglückliche, die Sie beweinen, mein beſter „Burgheim, hat uns mit Schande bedeckt. Sie hat „weder Sie, noch den ihr zu ihrem Gatten beſtimmten Bräutigam geliebt, denn ſie iſt mit einem Dritten heimlich durchgegangen. Betrauern Sie nicht „den Verluſt der Schweſter Ihres unglücklichen Freundes."

Rath Burgheim.

Abſcheulich!

Johann.

Ich hab' immer gedacht, daß es ſo kommen würde.

Rath Burgheim. (ärgerlich.)

Packe Dich!

(Er wirft ſich in einen Lehnſeſſel und ſtützt den Kopf in beide Hände.)

Zehnter Auftritt.

Julie. Rath Burgheim. Frau von Hellberg. Hauptmann von Körber.

Julie.

Denken Sie nun noch an ſterben?

Rath Burgheim.

Sterben? Nein! Ich müßte es denn thun, aus Schaam, daß ich mich ſo habe täuſchen laſſen. Wer hätte das ahnen können?

Julie.

Sie verdienen ein beſſeres Schickſal. Leben Sie! Wenn Ihr Herz noch für die Gefühle der Zärtlichkeit empfänglich iſt, ſo verzweifeln Sie nicht! Sie werden ein Herz finden, daß den Werth Ihrer ſchönen und edlen Gefühle zu ſchätzen weiß. Das wird Sie für alle Ihre unverſchuldete Leiden ſchadlos halten.

Rath Burgheim.

Ach! wer wird einem Verrathenen Troſt gewähren, und wenn er ihn auch noch ſo ſehr verdiente.

Julie.

Ich! Ich mache kein Geheimniß daraus, hier in Gegenwart meiner Freunde. Ihre Beſtändigkeit, Ihre Treue, Ihr Zartgefühl, Ihre hohen Begriffe von Liebe verſprechen mir ein Glück, deſſen ich nicht ganz unwerth zu ſeyn mir ſchmeichle, und auf das ich unter den Männern Verzicht geleiſtet, die ich bisher hatte kennen lernen,

Rath Burgheim.

Sie, Sie, Julie, Sie?

Julie.

Ja, mein Herz, meine Hand, und was mein iſt, biete ich Ihnen ohne Ziererei an. Suchen Sie ſich zu faſſen, nehmen Sie das Leben zum zweitenmal aus meiner Hand, nehmen Sie dieſes Gegengift. —

Rath Burgheim.

O Julie, —

Julie.

Wie, Sie haben noch Bedenken? — Sie ziehen den Tod allen dem vor, was ich Ihnen mit ſo vieler Herzlichkeit und Aufrichtigkeit darbiete?

Rath Burgheim.

Ach! ich fühle, wie glücklich ich werden könnte.

Julie.

Nun, was hindert Sie daran? — Frau von Hellberg, werden Sie meine Vorſprecherin.

Frau v. Hellberg.

Was haben Sie noch für Bedenken?

Hauptm. v. Körber.

So ſprich doch —

Frau v. Hellberg.

(leiſe zum Hauptmann v. Körber:)

Was ſoll er ſagen?

Rath Burgheim.

Ihre Aeußerungen, Ihre Sorgen für mein Leben haben mich tief gerührt und erſchüttert, ich muß Ihnen den Irrthum benehmen —

Julie.

Den Irrthum?

Rath Burgheim.

Es iſt ſtrafbar von mir, daß ich Sie ſo lange bei dieſem Mißverſtändniß gelaſſen habe.

Julie.

Was wollen Sie damit ſagen?

Rath Burgheim.

Ich habe das Gift nicht genommen, was mir Körber gegeben hatte.

Julie.

Iſt es möglich!

Rath Burgheim.

Ich war überzeugt, daß mich mein innerer Herzensgram doch bald in's Grab bringen würde.

Julie.

Sagen Sie lieber, da Sie den Tod ſo nahe vor Augen ſahen, haben Sie ſich vor ihm gefürchtet.

Rath Burgheim.

Ich?

Julie.

Ja, Sie. Ich habe mich getäuſcht. Als ich Ihre Aufopferung für Wahrheit hielt, ſah' ich einen Mann in Ihnen, der lieben konnte bis in den Tod. Ihr ſeltner, edler Entſchluß war mir ein unumſtößlicher Beweis Ihrer Zärtlichkeit, Ihrer wahren Liebe. Es war nur ein Irrwahn! Mein Herr, ich nehme mein Wort zurück.

Rath Burgheim.

Halten Sie mich denn für weniger gefühlvoll, für weniger fähig einer reinen und wahren Liebe?

Julie.

Allerdings! Sie ſind ſo ſchwach, wie alle übrige Männer. Ich bin ſehr froh, daß ich aus meinem Irrthum noch eher geriſſen werde, als bis mich ein unauflösliches Band mit Ihnen verbunden hat. Leben ſie wohl! Ich werde Sie nie wieder ſehen. (ab.)

Elfter Auftritt.

Frau von Hellberg. Hauptmann von Körber. Rath Burgheim.

Rath Burgheim.

Was ſagen Sie dazu? — Bin ich nicht zum Unglück geboren?

Frau v. Hellberg.

Nein, das ſind Sie nicht, wenn Sie Ihre Erfahrungen nur zu Ihrem Vortheil brauchen.

Rath Burgheim.

Erſt glaubte ich mich geliebt, und wurde ſo grauſam aus dieſem Wahn geriſſen; nun werd' ich noch von dem Geſchlechte verachtet, das mein ganzes Unglück gemacht hat.

Frau v. Hellberg.

Der Grund davon iſt nicht ſchwer aufzufinden. Wir Weiber ſind oft eben ſo unzuverläßig und thörigt, als ihr Männer. Ich will mich nicht als ein Muſter aufſtellen, ſo eitel bin ich nicht, aber ich bin eine erklärte Feindin alles Excentriſchen, und ich verſichere Sie, es freut mich recht herzlich, wenn ich mir vorſtelle, daß dieſe Cur Sie von allen phantaſtiſchen Schwärmereien geheilt haben ſoll.

Rath Burgheim.

Ach, gnädige Frau! Sie träufeln lindernden Balſam in mein verwundetes Herz, durch Ihren edelmüthigen Antheil.

Hauptm. v. Körber.

Julie iſt der Meinung, daß die Männer nicht ſtark und feurig genug lieben, und meine Schweſter findet das Gegentheil; ihr verſtorbener Mann hat ſie mit ſeiner Eiferſucht nicht wenig geplagt, und ſo zerſtört oft die Heftigkeit der Gefühle das Glück, das aus einem ſo ſüßen Bande, als die Ehe iſt, eigentlich entſtehen ſollte. Du haſt eine leichtſinnige Kokette und eine empfindſame Närrin verloren, Beides iſt kein Verluſt, worüber man Urſache hat, ſich zu härmen. Ich wollte Dich von der Leidenſchaft für eine Kokette heilen, Du ſollteſt Dich in keine Romanheldin verlieben. Das Schickſal — das Alles zum Beſten lenkt — hat es anders gewollt.

Rath Burgheim.

Du ſprichſt in Räthſeln.

Hauptm. v. Körber.

Das Gift, das ich Dir gab, war nichts, als feingeſtoßener Zucker, den ich in das Waſſer ſchüttete. Julie, eben ſo, wie Du, von mir getäuſcht, glaubte, daß es wirklich Gift geweſen ſeyn, und deshalb nahm ihre Zuneigung zu Dir den hohen Schwung der Liebe. Ich habe ſie wirklich nicht für ſo verſchroben gehalten, als ſie ſich nachher gezeigt hat. Ich wünſche Dir Glück zu ihrer Sinnesänderung.

Rath Burgheim.

Nun fällt mir erſt ein Schleier von den Augen. Von welcher Verblendung haſt Du mich geheilt!

Hauptm. v. Körber.

Meine Schweſter kann Dich völlig heilen, wenn ſie will. Mir würde es herzlich lieb ſeyn.

Frau v. Hellberg.

Meinſt Du, daß das ſo leicht iſt. — Theilnahme habe ich immer für Deinen Freund gehegt, und vielleicht noch etwas mehr.

Rath Burgheim.

Und Sie könnten mein Glück vollenden?

Frau v. Hellberg.

Das weiß ich nicht, aber ich wünſch' es.

Rath Burgheim.

So hab ich nichts mehr zu betrauern, und mein Schickſal übertrifft meine Wünſche.

(Der Vorhang fällt.)

IV.

Der Langweilige.

Poſſe.

Perſonen.

Frau von Stein.
Agathe, ihre Tochter.
Frau von Bühren.
Herr von Ferſen.
Herr von Grumbach.

Die Scene iſt im Hauſe der Frau von Stein.

Erſter Auftritt.

Frau von Stein. Frau von Bühren.

Frau v. Stein.

Endlich wieder zurück vom Lande? Das freut mich recht, Sie wieder zu ſehen.

Frau v. Bühren.

Nur mit Ihnen, meine liebſte Stein, werd' ich wieder auf's Land ziehn. Man findet dort nirgends ein Haus, wo man ſich ſo angenehm unterhalten kann, als in Ihrem.

Fr. v. Stein.

Dies Lob würde für mich ſchmeichelhaft ſeyn, wär' es nur wahr.

Fr. v. Bühren.

Zweifeln Sie daran?

Fr. v. Stein.

Seit Ihrer Abweſenheit wurde mir ein Mann von meinem Oheim empfohlen, der mir faſt täglich auf die ſchrecklichſte Weiſe Langeweile macht.

Fr. v. Bühren.

Kennt er denn Niemanden hier, als Sie?

Fr. v. Stein.

Er hatte genug Empfehlungsbriefe, aber ich glaube, man hat ihn auf eine gute Art ſich vom Halſe geſchafft. Er iſt gar zu langweilig, und was das Schlimmſte iſt, er hat gar keine Ahnung davon.

Fr. v. Bühren.

Ich würde ihn mir auch vom Halſe ſchaffen.

Fr. v. Stein.

Ja, das geht ſo leicht nicht. Mein Oheim würd' es ſehr übel nehmen. Sie wiſſen, daß meine Tochter einſt Alles von ihm zu erben hofft.

Fr. v. Bühren.

Das iſt freilich böſe. Man muß aber doch auf ein Mittel denken, wie Sie ihn los werden.

Fr. v. Stein.

Ferſen bildete ſich ein, dies zu bewirken, aber noch hat es ihm nicht glücken wollen.

Fr. v. Bühren.

Spricht er denn viel, dieſer langweilige Herr?

Fr. v. Stein.

Mehr, denn zu viel.

Fr. v. Bühren.

Was ſpricht er denn?

Fr. v. Stein.

Ach! er erzählt alte abgedroſchene Geſchichten, die jeder ſchon hundertmal gehört hat. Dann lacht er darüber aus vollem Halſe, aber freilich nur allein, und wenn er erſt in's Erzählen gerathen iſt, kann er kein Ende finden.

Fr. v. Bühren.

Wo wohnt er?

Fr. v. Stein.

Hier nebenbei hat er einige meublirte Zimmer gemiethet.

Fr. v. Bühren.

Sie müſſen ihm einige Bücher leihen.

Fr. v. Stein.

Lektüre iſt ſeine Sache nicht. Er meint, aus den Büchern könne er nichts mehr lernen.

Fr. v. Bühren.

Was macht er denn den ganzen langen Tag über?

Fr. v. Stein.

Er ſitzt hier, wie angewurzelt, und wenn wir ausgehn, begleitet er uns, wie unſer Schatten.

Fr. v. Bühren.

Wie nennt ſich denn der Einſchläferer?

Fr. v. Stein.

Von Grumbach.

Fr. v. Bühren.

Nur Geduld, Ferſen und ich, wir wollen ſchon ſehen, wie wir ihn hier los werden.

Fr. v. Stein.

Da kommt gerade Ferſen, wie gerufen.

Zweiter Auftritt.

Von Ferſen und die Vorigen.

v. Ferſen (zu Fr. v. Bühren.)

Ei, gnädige Frau, ſind Sie ſchon zurück?

Fr. v. Stein.

Wie Sie ſehen, und was noch mehr, ſie iſt bloß gekommen, um Ihnen beizuſtehn, damit wir den langweiligen Herrn von Grumbach aus unſerm Cirkel bannen.

v. Ferſen.

Ich hoffe, Sie ſollen ihn heute den ganzen Tag nicht mehr zu ſehen bekommen.

Fr. v. Stein.

Wie wäre das möglich?

Fr. v. Bühren.

Wie haben Sie denn das angefangen?

v. Ferſen.

Eben komm' ich von ihm. Ich hab' ihn abgehalten, Ihnen ſeinen Beſuch zu machen. Ich verſicherte ihn, die Gräfin Plattenberg, eine alte Freundin ſeiner Mutter, die auf dem Alexanderplatz wohnt, habe erfahren, daß er hier ſey, und laſſe ihn überall ſuchen.

Fr. v. Stein.

Wenn die Gräfin ihn aber nicht kennt?

v. Ferſen.

Das macht nichts aus. Bei ihr iſt immer große Geſellſchaft. Was aus der Fremde hierher kommt, iſt ihr willkommen. Sie wird ihn zum Souper einladen, er dort zum Spiel genöthigt werden, und bis in die ſpäte Nacht nicht fortkommen. Wenigſtens ſind wir heute vor ihm ſicher, hoff' ich.

Fr. v. Bühren.

Glauben Sie denn, daß er zu der Gräfin gehen wird?

v. Ferſen.

Das leidet keinen Zweifel. Ich komme von ihm und er war eben auf dem Wege zu ihr.

Fr. v. Stein.

Gottlob! So kann man doch heute einmal fre
Athem ſchöpfen. — Aber wie wird es morgen ſeyn

Fr. v. Bühren.

Da muß man auf andere Mittel denken; nich
wahr, Herr von Ferſen?

v. Ferſen.

Allerdings. Ich rechne auf Ihren Beiſtand, meine gnädige Frau. Wer ſo viel Witz und luſtige Einfälle hat, wie Sie, dem wird es nicht daran fehlen

Fr. v. Stein.

Das iſt alles recht ſchön. Aber Sie, Ferſen
müſſen das Beſte dabei thun, wenn Sie ein zärtlicher Liebhaber ſind. Sie wiſſen, daß ich erklärt habe
Sie erhalten meine Tochter nicht eher, als bis Grumbach von hier fortgeſchafft iſt.

v. Ferſen.

Warum das? Bedenken Sie doch, gnädige Frau
daß er uns ſehr nützliche Dienſte leiſten kann, wenn
man uns, dem jungen Ehepaar, die Glückwünſchungs
beſuche macht.

Fr. v. Bühren.

Darin hat er freilich Recht.

Fr. v. Stein.

Nein, da wäre noch ein Ueberlangweiliger mehr

Er hat mir vor ſolcher Art Menſchen einen unbeſiegbaren Widerwillen für mein ganzes Leben eingeflößt.

Fr. v. Bühren.

Wer kommt denn da?

Fr. v. Stein.

Ach, der leibhaftige Herr von Grumbach. (zu Ferſen) Was ſagen Sie nun?

v. Ferſen.

Wir wollen doch ſehen, weshalb er nicht zur Gräſin Plattenberg gegangen iſt?

Dritter Auftritt.

Herr von Grumbach. Die Vorigen.

v. Grumbach.

Gräſin Plattenberg — Doch, Sie wiſſen es noch nicht?

v. Ferſen.

Was?

v. Grumbach.

Ich begegnete einem Freund, den ich ſchon lange kenne, wir ſind zuſammen in einer Penſion geweſen, es iſt ein Mann von Kopf, der viel gelernt hat, mehr wie ich, denn er corrigirte mir damals ſchon immer meine Exercitia.

v. Ferſen.

Weiter?

v. Grumbach.

Sein Vater war ein intimer Freund von meinem Vater. Sie hätten ſich hernach beinahe um ein hübſches Fräulein geſchlagen. Wie heißt er doch noch?

Fr. v. Stein.

Dadurch erfahren wir nicht, weshalb Sie nicht Ihren Beſuch bei der Gräfin Plattenberg gemacht haben.

v. Grumbach.

Nein. Aber, ich will Ihnen nur dadurch beweiſen, daß ich mich auf meinen Freund verlaſſen kann. Für's erſte, hat er Courage im Leibe, er hat mich in der Penſion manchmal derbe gezauſ't; für's zweite, hat er Kopf, er hat, wie geſagt, meine Exercitia corrigirt.

v. Ferſen.

Aber, die Gräfin Plattenberg, wollten Sie ſagen.

v. Grumbach.

O, ich kenne ſie recht gut. Ich werde ſie auch gewiß einmal beſuchen, aber das hat noch Zeit. Ich kann mich nicht entſchließen, mich von dieſer angenehmen Geſellſchaft zu trennen.

Fr. v. Stein.

Geniren Sie ſich nicht. Gehen Sie zu ihr, wenn und ſo oft Sie wollen.

v. Ferſen.

Warum ſind Sie heute nicht zu ihr gegangen?

v. Grumbach.

Warum? — Ich will es Ihnen ſagen.

v. Ferſen.

Nun?

v. Grumbach.

Unterwegs fiel mir ein, ich möchte zu ſpät kommen, und nicht früh genug hier zum Souper. Ich wollte nicht auf mich warten laſſen.

Fr. v. Stein.

Das hätte nichts zu bedeuten gehabt. Thun Sie ſich deshalb künftig keinen Zwang an, wir werden nie auf Sie warten.

v. Grumbach.

Das kann ſeyn, aber mir macht es Freude, bei Ihnen zu ſeyn und Ihnen die Zeit zu vertreiben. Ich war eben im Begriff, zu Ihnen umzukehren, als mir mein Freund begegnete, (lachend:) jetzt fällt mir der Name ein — er heißt von Bermuth! Nachdem wir uns herzlich umarmt hatten, fragte er mich, was mein Vater mache, und wie es uns in unſerm kleinen

Neſt, er meinte Krähwinkel, gefiele? Ich ſagte ihm, wie ich zur Gräfin Plattenberg gehen wollen. Gräfin Plattenberg! rief er aus: die iſt auf einige Tage verreiſ't. Sie können nicht glauben, wie angenehm mir dieſe Nachricht war. Ich trennte mich auch bald von ihm, um den Damen hier meinen Reſpekt zu bezeugen, denn nirgends gefällt es mir beſſer, als hier.

Fr. v. Bühren.

Sehr tröſtlich!

v. Grumbach.

Meine Gnädige! Sie kennen mich noch nicht. Ich ſage die reine Wahrheit. Hier bin ich ſo recht wie zu Hauſe, und ich merke auch, daß ich gern geſehen bin. (zu Fr. v. Stein:) Nicht wahr, meine gnädige Frau? (zu Fr. v. Bühren:) und ich bin gewiß, Sie werden es auch ſagen, wenn ich das Vergnügen haben ſollte, Sie hier öfter zu ſehen.

Fr. v. Stein.

Sie denken zu vortheilhaft von mir.

v. Grumbach.

Ich bitte um Verzeihung. Das kann man nicht. Ich will es mir aber nicht als ein Verdienſt anrechnen, wenn ich gern geſehen bin. Ich bin immer gern in Geſellſchaft von Damen geweſen, davon mag das herkommen. Als ich im Bade —

Fr. v. Bühren.

Dann lieben Sie wohl das Spiel? denn in den Bädern —

v. Grumbach.

Nein, gnädige Frau, ich ſpielte nie, aber ich erzählte Anekdoten, die man allerliebſt fand.

Fr. v. Bühren.

Alſo hört man im Bade gern Anekdoten?

v. Grumbach.

Ja, meine Gnädige! Sie ſollen ſich ſelbſt davon überzeugen.

Fr. v. Stein.

Ich bitte Sie, Herr von Grumbach, verſchonen Sie mich mit Ihren Anekdoten.

v. Grumbach.

Ich will nur der gnädigen Frau einen Beweis geben, wie gut ich ſie vortragen kann. Ein Advokat, ein geſcheuter Kerl, verſicherte mir, ich wäre recht dazu gemacht, eiferſüchtige Ehemänner einzuſchläfern. Das iſt doch ein Talent, wodurch man ſich bei den Damen beliebt machen kann. Nicht wahr?

Fr. v. Bühren.

Ohne Zweifel.

Vierter Auftritt.

Agathe. Die Vorigen.

Fr. v. Bühren.

Ach, Fräulein Agathe! Sehn Sie, meine Liebe, da bin ich nun wieder hier. — Aber, mein Gott, was fehlt Ihnen, Sie ſehn ja ſo niedergeſchlagen aus?

Agathe.

Meine Mutter kennt den Grund davon.

Fr. v. Stein.

Ich verſtehe Dich. Es iſt nicht meine Schuld. Du mußt Dich an Ferſen halten.

v. Grumbach.

Es ſollte mir ſehr Leid thun, wenn ich die Veranlaſſung dazu wäre. Ich bin gar zu gern in des liebenswürdigen Fräuleins Geſellſchaft, und ich hoffe, daß es umgekehrt auch der Fall ſeyn wird.

Agathe.

Ferſen, Sie ſagten mir ja, wir würden heute Herrn von Grumbach nicht zu ſehen bekommen?

v. Ferſen.

Ich habe es ſicher erwartet.

v. Grumbach.

Nicht wahr, das würde Ihnen ſehr fatal geweſen ſeyn? mein ſchönes Fräulein! Mir iſt es auch recht lieb, daß mich ein beſonderer Umſtand wieder hierher geführt hat.

v. Ferſen.

Apropos, Herr von Grumbach. Ich hab' ein Komödienbillet für Sie.

v. Grumbach.

Für mich? Sie wiſſen ja, daß ich das Theater nicht liebe; ich ſchlafe immer darin ein.

v. Ferſen.

Aber das Stück, das man heute aufführet, wird Ihnen gewiß gefallen.

v. Grumbach.

Wie heißt es denn?

v. Ferſen.

Er mengt ſich in alles.

v. Grumbach.

Iſt's ein Trauerſpiel?

v. Ferſen.

Nein, ein Luſtſpiel.

v. Grumbach.

Kommen hübſche Dekorationen darin vor?

v. Ferſen.

O die allerprächtigſten, alles transparent.

v. Grumbach.

Das muß hübſch anzuſehen ſeyn.

v. Ferſen.

Da, da, nehmen Sie das Billet. Aber eilen Sie. Sie haben keinen Augenblick zu verlieren, wenn Sie noch einen guten Platz bekommen wollen.

v. Grumbach.

Ich empfehle mich, meine Damen. Nach dem Schauſpiel, werde ich die Ehre haben, mich wieder einzuſtellen.

Fr. v. Stein.

Schon gut, ſchon gut!

v. Grumbach.

Wenn ich zurückkomme, will ich Ihnen das ganze Stück erzählen.

v. Ferſen.

Machen Sie nur, daß Sie fort kommen; es iſt die höchſte Zeit.

Fünfter Auftritt.

Frau von Stein. Frau von Bühren.
Agathe. von Ferſen.

Fr. v. Stein.

Wenigſtens ſind wir auf einige Stunden von ihm befrei't.

v. Ferſen.

Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, ich werde Sie bald ganz von ihm befreien.

Fr. v. Bühren.

Sie haben Recht, liebe Freundin! Er iſt unerträglich, zudringlich, dummdreiſt und albern. Aber wie wollen Sie ihn wegbannen, Ferſen? ich wünſchte, ich könnte Ihnen dabei behülflich werden.

v. Ferſen. (zu Fr. v. Stein.)

Wenn Sie nur darein willigen, gnädige Frau.

Fr. v. Stein.

O mit dem größten Vergnügen, wenn wir nur unſern Zweck erreichen.

v. Ferſen.

Ich möchte nur nicht, gnädige Frau, daß Ihr Herr Oheim die Sache übel aufnähme.

Fr. v. Stein.

Nun, wenn dem Ueberläſtigen kein Affront geſchieht, ſo kann er ſich ja nicht darüber beklagen.

v. Ferſen.

Grumbach ahnet nicht den Streich, den ich ihm ſpielen will. Er kann ſich nur dann deshalb beſchweren, wenn er darüber in's Klare geſetzt wird. Ueberdies haben Sie ihn ſo zuvorkommend gütig aufgenommen, gnädige Frau, daß er dies nur mit gebührendem Lobe erwähnen kann.

Fr. v. Stein.

Unter dieſen Umſtänden gebe ich Ihnen völlige Vollmacht, zu thun, was Sie für gut halten.

Agathe.

Nicht wahr, Ferſen kann mit Grumbach vornehmen, was er will, wenn er uns nur von ihm befreit, liebe Mutter?

Fr. v. Bühren.

Antworten Sie doch, ja!

Fr. v. Stein.

Ja, wenn es bald geſchieht. Aber, mein Himmel, ich glaube, er kommt ſchon wieder.

v. Ferſen.

Wie er leibt und lebt. — Laſſen Sie mich mit ihm ſprechen.

Sechster Auftritt.

von Grumbach. Die Vorigen.

v. Ferſen.

Warum kommen Sie ſchon ſo früh wieder?

v. Grumbach.

Das Stück wird heute nicht gegeben. Es war ein anderes, das mocht' ich nicht ſehen. Der eine Schauſpieler war krank geworden.

v. Ferſen.

Das thut mir ſehr leid.

v. Grumbach.

Mir nicht. Seyn Sie deshalb ohne Sorgen. Ich werde den Damen Geſellſchaft leiſten.

Fr. v. Stein. (bei Seite zu Ferſen.)

Was ſagen Sie nun, Ferſen?

v. Ferſen.

Gnädige Frau, ich möchte des Teufels werden! ich geh', aber Sie ſollen mich nicht eher wieder ſehen, als um mein Plänchen auszuführen. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Frau von Stein, Frau von Bühren, Agathe, von Grumbach.

v. Grumbach.

Was heißt das? Er geht? — Deſto beſſer, er hätte die Ehre mit mir getheilt, Sie, meine charmanten Damen, zu unterhalten. In dieſem Fall bin ich kein Freund von Nebenbuhlern.

Fr. v. Bühren.

Ich glaube, Herr von Grumbach, Sie dürfen überhaupt ganz außer Furcht ſeyn, daß Ihnen Jemand in irgend einem Stück ähnlich iſt.

v. Grumbach.

Ja, das hat man mir ſchon oft geſagt.

Fr. v. Bühren.

In Ihrem Landſtädtchen?

v. Grumbach.

Nein, auch in Dresden.

Fr. v. Bühren.

Sind Sie auch in Dresden geweſen?

v. Grumbach.

Allerdings. Ich habe da drei Jahre zugebracht; aber es iſt ſchon ziemlich lange her.

Fr. v. Bühren.

Was machten Sie dort?

v. Grumbach.

Ich war unter der Garde.

Fr. v. Bühren.

Deshalb ſind Sie auch noch ſo ein luſtiger Vogel.

v. Grumbach.

O! ich bin es doch nie ſo ſehr geweſen, als meine Cameraden.

Fr. v. Bühren.

Die Gardiſten?

v. Grumbach.

Die machten oft tolle Streiche. — Ich muß Ihnen doch ein Paar erzählen.

Fr. v. Bühren.

Sie machen mich neugierig.

v. Grumbach.

Sie ſollen gleich hören.

Fr. v. Bühren.

Wir wollen uns wenigſtens dazu ſetzen.

v. Grumbach.

Eines Abends waren unſer ſechs von der Garde, wir hatten alle ſechs zuſammen in einem Wirthshauſe zu Abend gegeſſen. — Es war in den langen Sommertagen; und es war heller Mondſchein. Wir alle ſechs gingen ſchwatzend fort. Ich ſprach kein Wort, weil ich gern hören wollte, was ſie ſagten. Wir alle ſechs gingen die große Elbbrücke entlang, bei der Teraſſe, wie heißt ſie doch noch [illegible]

Fr. v. Bühren.

Die Brühlſche.

v. Grumbach.

Richtig, die Brühlſche Teraſſe. Wir ſechs von der Garde gingen zuſammen; nämlich zwei und zwei, einer ging vorauf, der hatte den Hut unter'm Arm, denn ihm war gar zu heiß; er hatte etwas mehr getrunken als die übrigen.

Fr. v. Bühren.

Das iſt zuweilen der Fall.

v. Grumbach.

Wir wollen uns mit ihm einen Spaß machen, ſagten die andern, nämlich die übrigen vier, denn ich wußte, was ſie vorhatten. Wir gingen alſo die Brücke entlang, bis zur Neuſtadt. Wir gingen immer ganz langſam, als wenn man ſpazieren geht, denn; weil es ſo ſchönes Wetter war, ſo gingen wir auch, ſo zu ſagen, ſpazieren. Wir alle ſechs fanden am Ende der Brücke, nämlich weiter hinauf, auf dem Platz, wo die Bildſäule von König Auguſt ſteht, — eine Waſſerkufe auf zwei Rädern.

Fr. v. Stein[illegible]

(zu der Frau von Bühren)

Ich bewundere Ihre Geduld.

Fr. v. Bühren.

Ich bin nur begierig auf das Ende der Geſchichte.

v. Grumbach.

An dieſen Kufen ſind gewöhnlich zwei lange Stangen, wo ſich zwei Menſchen vorne und hinten hinſtellen, und ſie fortziehen.

Fr. v. Stein.

Ihre Geſchichte iſt etwas lang.

v. Grumbach.

Erlauben Sie, gnädige Frau, nun kömmt das Beſte. Die Gardeoffiziere, — ich nicht — nahmen die Waſſerkufe, und legten die beiden Stangen heimlich auf die Schultern des vorausgehenden Offiziers, und nun gaben ſie den Rädern einen tüchtigen Stoß —

Fr. v. Stein.

Und was weiter?

v. Grumbach.

Das iſt alles.

Fr. v. Stein.

Eine charmante Geſchichte.

v. Grumbach.

Ich habe ſie wohl ſchon hundertmal erzählt, und man will ſie immer noch von mir hören.

Fr. v. Bühren.

Wo? wenn ich fragen darf.

Achter Auftritt.

Fr. von Stein. Fr. von Bühren. Agathe.
von Ferſen. von Grumbach.

v. Ferſen.

Ach mein Gott, ein großes Unglück!

Fr. v. Stein.

Was giebt's?

v. Ferſen.

Wo iſt Herr von Grumbach?

Fr. v. Bühren.

Da ſteht er ja vor Ihnen.

v. Grumbach.

Hier bin ich!

v. Ferſen.

Herr von Grumbach, die ganze Stadt ſpricht davon, daß Sie in der vergangenen Nacht einen Menſchen getödtet haben.

v. Grumbach.

Ich?

v. Ferſen.

Ja, Sie, Sie!

Fr. v. Stein.

Wie, die Leute —

v. Grumbach.

Gnädige Frau, als ich Sie verließ, bin ich geradeswegs in meine Wohnung gegangen.

v. Ferſen.

Genug, der Mann, der einen andern umgebracht hat, führt Ihren Namen. Nach der Ausſage der Zeugen ſoll er Ihnen bis zum Sprechen ähnlich ſehen, und ſelbſt die Beſchreibung des Anzuges ſtimmt mit dem Ihrigen überein.

Fr. v. Bühren.

Das iſt ein höchſt unangenehmer Vorfall.

v. Ferſen.

Vorzüglich, da man den Thäter überall ſucht, und ihn noch nicht hat habhaft werden können.

v. Grumbach.

Iſt das denn meine Schuld?

v. Ferſen.

Aber man weiß wo Sie wohnen, und es iſt leicht möglich, daß man Sie, wegen des Namens und der Aehnlichkeit verhaftet.

v. Grumbach.

Ich werde erklären, daß ich den Menſchen nicht umgebracht habe. Ich habe drei Jahr bei der Garde geſtanden, es iſt gar nicht glaublich, daß ich's ſeyn kann.

v. Ferſen.

Das wird Ihnen nicht viel helfen, man wird Sie doch arretiren.

v. Grumbach.

Mich arretiren?

v. Ferſen.

Sicher, und wenn man den rechten Thäter nicht ausmittelt, ſo laufen Sie Gefahr —

v. Grumbach.

Für den Schuldigen gehalten zu werden?

v. Ferſen.

Das iſt möglich. — Am beſten iſt, Sie vermeiden die Verhaftung.

v. Grumbach.

Was ſoll ich denn thun?

v. Ferſen.

Sich davon machen, ſo ſchnell als möglich.

v. Grumbach.

Aber wie ſtell' ich das an?

v. Ferſen.

Dafür hab' ich geſorgt. Poſtpferde ſind bereit, Ihr Wagen iſt gepackt, Sie dürfen nur einſteigen, und raſch fort nach Ihrem Wohnort.

v. Grumbach.

Ach! mein Gott! wie unglücklich bin ich!

v. Ferſen.

Hier iſt aber keine Minute zu verlieren.

v. Grumbach.

Das iſt abſcheulich! Ich hoffte immer, daß ich endlich einen Platz in des ſchönen Fräuleins Herzen erobern würde, und daß die gnädige Frau dann —

v. Ferſen.

Daran iſt jetzt nicht zu denken. Wenn Sie noch lange zögern, ſo ſetzen Sie ſich der Unannehmlichkeit aus, daß man Sie hier ſucht —

v. Grumbach.

Ich bin außer mir! Mein Gott! Ich ſoll einen Menſchen getödtet haben, iſt darin wohl Menſchenverſtand!

(Man bläſ't hinter der Scene.)

v. Ferſen.

Hören Sie wohl den Poſtillon? Der wird ungeduldig.

v. Grumbach.

Nun denn, wenn es ſeyn muß, ſo will ich fort. Leben Sie wohl, meine Damen.

Agathe.

Reiſen Sie doch —

v. Grumbach.

Ach! wie dankbar bin ich Ihnen für den Antheil, den Sie an mich nehmen.

v. Ferſen.

Fort, fort, leben Sie wohl!

v. Grumbach.

Leben Sie wohl! Herr von Ferſen, ich bleibe ewig Ihr Schuldner.

v. Ferſen.

O, Alles, was ich für Sie gethan habe, ſind Sie vollkommen werth!

Fr. v. Stein.

Gewiß!

Fr. v. Bühren.

Das leidet keinen Zweifel.

v. Ferſen.

Reiſen Sie mit Gott!

v. Grumbach.

So leben Sie denn wohl! Alle, Alle, recht wohl! (ab.)

Neunter Auftritt.

Frau von Stein. Frau von Bühren.
Agathe. von Ferſen.

Fr. v. Stein.

Er hat mich nie mehr gelangweilt, als heute. Wo wollen Sie hin, Ferſen?

v. Ferſen.

Ich darf ihn nicht aus den Augen laſſen, bis er in den Wagen geſtiegen iſt.

(er ſieht aus dem Fenſter.)

Fr. v. Bühren.

Wie haben Sie das Alles ſo ſchnell und geſchickt einleiten können? — die Poſtpferde — den Wagen —

v. Ferſen.

Gottlob, wir ſind ihn los!

Agathe.

Iſt er fort?

v. Ferſen.

Fort, auf immer!

Fr. v. Bühren (zu Fr. v. Stein.)

Nun müſſen Sie aber auch Ferſen Ihr Verſprechen halten, da er Sie von dem Langweiligſten aller Langweiligen befreit hat.

Fr. v. Stein.

Recht herzlich gern. —

(Sie legt die Hände ihrer Tochter in die des Herrn v. Ferſen.)

Liebt Euch, und hütet Euch vor allen, Euch langweilig zu werden.

(Der Vorhang fällt.)

V.

Die Gelegenheitsgedichte.

Ein dramatiſcher Schwank.

Personen:

Der Dichter.
Adelheid.
Ein freiwilliger Jäger.

Der Schauplatz ist ein ärmliches Zimmer des Dichters.

Der Dichter.

Noch keinen Vers gemacht. — Horch!

(Man hört die Glocke ſchlagen.)

Schlägt es nicht ſchon neun?

Zwei Lieder müſſen noch um zwölf Uhr fertig ſeyn.
Die Dichterader will auch heute gar nicht rinnen,
Doch Noth hat kein Gebot. — Wohlan! ich will beginnen. —
Ihr Muſen steht mir bei! — Allmächtiger Apoll!
Begeiſtere mich jetzt. Ich ſinge, weil ich — ſoll.

(Pauſe.)

Was wähl' ich wohl zuerſt? — Ei nun, das Angebinde
Zu einem Wiegenfeſt; ſo was macht ſich geſchwinde!
Für die Geliebte hat's ein jugendlicher Held,

Der, mit dem Kreuz geſchmückt, aus Frankreich kam, beſtellt.
Man wünſchet Heil und Glück, man ſchwatzt von Treu' und Liebe,
Und darauf, wie bekannt, reimt ſich vortrefflich: Triebe.

Nun friſch an's Werk!
(Er legt Papier vor ſich hin, wählt aus einer Menge Schreibefedern eine aus, die er verſucht, ob ſie noch zum Schreiben tauglich iſt, und geht dann pathetiſch und nachdenkend im Zimmer auf und nieder. Bei jeder Zeile, die er laut deklamirt, ſetzt er ſich an den Tiſch und bringt ſie zu Papier. Er deklamirt, während er ſchreibt.)
Geſtraft ward der Franzoſen Uebermuth,
Gelöſcht mit der Verräther Blut
Des neuentflammten Krieges Zunder.
(Hinter der Scene hört man pfeifen und ein Hadernlumpenſammler ruft:)
Plunder! Bringt Plunder! Plunder!
Verdammt! — Verdammt! Das ſchreit und pfeift,
Daß kein Gedanke mir in dem Gehirne reift.
(Pauſe.)
(deklamirt.)
Sey Du mein Lohn nach blutigen Gefechten!
(Hinter der Scene:)
Stühle flechten! Stühle flechten!

Mein armer, armer Kopf! Verdammte Satansbrut!
Begeiſtrung fühl' ich nicht, ich fühle nichts, als Wuth.
(Pauſe.)

(deklamirt:)
Wir kehrten ſieggekrönet froh zurück,
Wir bringen nun des Friedens Glück,
Geſtillt iſt aller Herzensjammer. —

(Hinter der Scene hört man rufen:)
Klammer! Klammer! Klammer!

Nimmt das kein Ende? — Nein! Es iſt nicht zu ertragen.
Da kann ich Jahrelang nach guten Reimen jagen.
(Pauſe.)
Es wird nun ſtill, — das Ganze füllt ſich aus — wohlan!

(deklamirt:)
So kam auch ich in's theure Vaterland zurück;
Es forſchte ſchnell nach Dir mein Blick,
Daß ich die Schuld der Treue Dir bezahle.
(Hinter der Scene:)
Aale! Aale! Aale!

Abſcheul'ges Lumpenpack! Dich thu' ich in den Bann!
Hier iſt nicht Ruh noch Raſt —
(Pauſe.)

Jetzt wird es ſtill, wohlan!
Beſteig' das Muſenpferd, du kannſt es ja verſuchen.
(deklamirt:)
O, dieſer Tag, der einſt Dich werden hieß,
Verkündet mir ein irdiſch Paradies.
(Hinter der Scene:)
Radies! Radies! Radies!
Du alte Hexe, Du! ich möchte dich verfluchen!
(deklamirt:)
Wir zeigten uns des Namens: Brennen, werth,
Wir griffen zu dem Racheſchwert,
Nicht ſcheuend giftige Hyänen.
(Hinter der Scene:)
Maränen! Maränen!
Jetzt reißt mir die Geduld, dies wüthende Geſchrei
Sprengt mir im Kurzen noch das Trommelfell entzwei;
Schon ſauſt und brauſet es wie Sturmwind in den Ohren.
Hat alles denn ſich heut zu meiner Qual verſchworen?
Im Voigtland ward ich ſelbſt nicht ſo wie hier geplagt,
Wo mir der ſchelm'ſche Wirth die Wohnung aufgeſagt.

(Er geht mehrmals auf und nieder, und deklamirt dann:)

Dies kleine Lied mag mein Gefühl enthüllen,
So wie die Unſchuld lacht aus Deinem Blick,
So freundlich lächle immer Dir das Glück.

(Hinter der Scene:)

Flottmelik! Flottmelik!

Schon wieder hör' ich brüllen!
So haltet doch das Maul um aller Heil'gen willen!
Gedank' und Reim iſt fort. — Das geht natürlich zu,
Der wüſte Straßenlärm vergönnt mir keine Ruh.
Mein ſchönes Honorar. — Ich will's noch einmal wagen,
Treibt mich Apollo nicht, ſo treibt mich doch der — Magen.

(deklamirt:)

Der Korſe floh, geendet iſt der Streit,
Dir ſey dies Band, mein Wunſch, mein Herz geweiht,
Dir bring' ich's ungetheilt zurück.

(Hinter der Scene:)

Bücklinge! Bücklinge! Bück!

Nein — das iſt mir zu arg! — Mein Kopf iſt wüſt und leer,
Genug, ich hab's ſkizzirt, ausbeſſern fällt nicht ſchwer.

Nun zu dem andern ſchnell. — Es will zum Angedenken
Ein liebes, holdes Kind ein Perlenuhrband ſchenken,
Ein eiſern Kreuz iſt drauf, geſtickt von zarter Hand,
Und drüber ſteht: mit Gott, für König, Vaterland!
Als ſie das Band mir wieß und ihren Wunſch entdeckte,
Und ſchamerröthend ſcheu den Blick vor mir verſteckte,
Da merkt' ich, wem es galt. — „Recht zärtlich?“ frag' ich. — Nein!
Es ſoll nur ein Geſchenk aus guter Freundſchaft ſeyn.
Man kennt die Freundſchaft ſchon bei unſern jungen Damen,
Die Sache, recht beſehn, hat einen andern Namen. —
Es iſt die höchſte Zeit —
(deklamirt:)
— Indeß Du, Freund, mit kühnem Muth —
(Hinter der Scene:)
Rüberettig! Rüberettig! Kommt herunt!
Ein neuer Plagegeiſt,
Der, wie ein Tölpel, mich aus der Begeiſterung reißt.
(deklamirt:)
Zu dämpfen fränk'ſcher Frevler Wuth,
Ergriffeſt Schwert und Flinte.

(Hinter der Scene:)

Stinte! Stinte! Stinte!

Der Henker hole dich! — Da mag ein Andrer dichten.
Dies Stübchen hab' ich nur, wohin ſoll ich mich flüchten?

(deklamirt:)

Hat meine treue Hand, ſo wenig ſie auch ſchafft,
Doch dieſes Band —

(Hinter der Scene:)

Wacholderſaft! Wacholderſaft!

Jetzt wird es ärger noch, je ſpäter an der Zeit,
Das [illegible] Volk die Ohren taub mir ſchreit;
Unmöglich fällt es mir, Gedanken jetzt zu faſſen,
So leid es mir auch thut, ich muß das Dichten laſſen.
Fort Feder und Papier! ich geh', mich zu zerſtreu'n,
Und ſchließe meine Thür —

(Er nimmt Hut und Stock, um zu gehen)

Doch, klopft es nicht? —
Herein!

Adelheid. (eintretend.)

Ich komm' —

Der Dichter.

Ach, Fräulein! Sie?

Adelheid.

Ich komm', um abzuholen —

Der Dichter. (bei Seite:)

Was ſag' ich nun zu ihr? — Ich ſtehe, wie auf Kohlen.

Adelheid.

Den kleinen Vers, den ich —

Der Dichter.

Mein Fräulein! Sie verzeih'n,
Es war unmöglich mir —

Adelheid.

Mein Herr, das iſt nicht fein;
Ich rechnete darauf: das ſollte ſehr mich kränken;
Ich wollte heut das Band mit dieſem Vers verſchenken.

Der Dichter.

Vollendet iſt noch nichts. — Es war der Lärm zu groß,
Hier auf der Gaſſe war's, als wär' der Teufel los!
Da hören Sie nur ſelbſt —

(Man hört einige der Ausrufer hinter der Scene.)

Sie mögen ſelbſt nun richten,
Ob man im Stande iſt, bei dem Tumult zu dichten?

(Es klopft auf's neue)

Der Dichter.

Herein!

Der freiwillige Jäger. (tritt ein.)

Ich — —

(indem er Adelheid gewahr wird:)

Seh' ich recht? Sie hier! mein Fräulein, Sie?
Was führte Sie hierher?

Der Dichter.

Ach Gott! die Poeſie! —
Das Fräulein wünſchte auch, vertrauend meinen Gaben,
Wie Sie, ein klein Gedicht von meiner Hand zu haben.

Der Freiwillige.

Iſt mein's denn fertig?

Der Dichter.

Nein! Ach, kein's von beiden, ach!
Unmöglich fiel es mir, ſo feſt ich's auch verſprach.

Der Freiwillige.

Ein Wort, ein Mann! mein Herr.

Der Dichter.

Ich ward geſtört.

Der Freiwillige.

Zum Henker!
Ich bin kein Dichter, Herr! und kein tiefſinn'ger Denker,
Doch das entſchuld'get nicht — im wilden Schlachtgewühl
Ertönte wundervoll noch *Körner's* Saitenſpiel,
Ich trieb oft Hunderte — ich ſag's ohn' Uebertreibung, —
Wie Haaſen, vor mir her.

(Hinter der Scene:)

Allerneueſte Beſchreibung!

Oft hab' ich nach der Schlacht,
Im wilden Saus und Braus ein Siegeslied gemacht.
Es war zwar nur *Verſuch*, doch kam's aus vollem Buſen,
Und inn'ges Hochgefühl erſetzte mir die Muſen.

Der Dichter.

Das glaub' ich ohne Schwur, doch mich begeiſtert nicht
Das eigene Gefühl, beſtellt man ein Gedicht;
Es iſt das Honorar, das meinen Geiſt beſchwinget,
Ich ſinge ſtets nur ſo, wie es im Beutel klinget;
Mein Rath iſt —

Der Freiwillige.

Keinen Rath! — Das Angebinde her!

Der Dichter.

Ich gäbe ſelbſt was drum, wenn es ſchon fertig wär'.
Am Beſten fehlt mir's zwar. — In Deutſchland, wie Sie wiſſen,
Hat leider ein Poet beſtändig ſchmale Biſſen;
Es geht die Kunſt nach Brod. — Hier ſehn Sie das Papier —
(von dem Tiſche ein Blatt nehmend)
Der Anfang war gemacht, allein vor meiner Thür
Betäubte Gaſſenruf mir Phantaſie und Ohren,
Und die Begeiſt'rung ging auf immer mir verloren;
Mich ſchmerzt es mehr als Sie, ich büße mehr noch ein,
Mein ſchönes Honorar, den Ruhm noch obendrein,
Da hören Sie nur ſelbſt —

(Man hört das Schnurren und Hämmern eines Scheerenſchleifers und vielerlei Geſchrei von Verkäufern hinter der Scene.)

Der Freiwillige.

Wer ſollte das nicht hören!

Ein Dichter aber lebt, denk' ich, in höh'ren Sphären,
Und wenn Begeiſt'rung ihm den trunknen Buſen ſchwellt,
Hört er nicht, ob man hier ſchreit, grunzet, heulet, bellt.

Der Dichter.

Das hat man freilich oft von Dichtern ſelbſt geleſen,
Doch — unter uns — ſie ſind, wie Andre, ſchwache Weſen.

Adelheid. (zu dem Freiwilligen:)

Er hat ſo Unrecht nicht, drum ſanft, mein lieber Freund!
Uns treffen gleiche Looſ' und Nieten, wie es ſcheint.

Der Freiwillige. [illegible]

Es war ein Lied für Sie, für ein geliebtes Leben;
Nun kann ich Ihnen nichts, als kalte Proſa geben,
So innig auch das Herz von ſüßer Liebe glüht.
Hier dieſer Druck der Hand erſetze heut' das Lied.
Sie hat im heil'gen Kampf furchtlos das Schwert gezücket,
O fände ſie zum Lohn die Hand, die jetzt ſie drücket.

Adelheid.

Für Sie auch war der Vers, beſtellt bei dieſem Herrn;
Doch bei der Störung hier entſchuld'ge ich ihn gern.
Es ſollte dieſes Band,
(Sie giebt ihm das Uhrband.)
gemacht in' ſtürm'ſchen Zeiten,
Sie, als ein Pfand der Treu', von heut an ſtets begleiten.

Der Dichter.

Das trifft ſich herrlich zu! — Gekaufte Poeſie
Erſetzet das Gefühl verwandter Herzen nie.
Ein Kuß auf ſüßen Mund, ein zärtliches Umarmen,
Iſt weit poetiſcher, als ein beſtelltes Karmen.
(zu Adelheid.)
Sie ſind nicht mehr erzürnt, daß ich mein Wort nicht hielt?
(zu dem Freiwilligen:)
Das Fräulein iſt verſöhnt; — Ihr Zorn ſey abgekühlt! —
Ein Prieſter des Apoll's, mach' ich der Fehd' ein Ende,

Die Herzen ſind geeint, ich eine noch die Hände.
(Er legt Beider Hände in einander.)
Und nicht um ſchnödes Geld, wenn Hymen ſegnend naht,
Sing' ich ein Hochzeitlied, das ſich gewaſchen hat!

(Hinter der Scene hört man rufen:)

Allerneuſtes Extrablatt!

(Der Vorhang fällt unter dieſem Ruf.)

VI.

Huſarenliebe

oder

die Heirath auf den Huſch.

Luſtſpiel mit Geſang

in Einem Aufzuge.

Perſonen:

Baron von Buchwald, Huſarenoberſte.
Frau von Lilienſtern, Wittwe.
Röschen, ihre Kammerzofe.
Frank, Wachtmeiſter.
Taps, Gärtner der Frau von Lilienſtern.
Fräulein von Bergheim.
Mehrere junge Damen, Freundinnen der Frau von Lilienſtern.
Viering, Unteroffizier.
Bauern und Bäuerinnen.
Ein Huſar, Ordenanz des Oberſten.

Die Scene ſpielt jenſeits des Rheins auf dem Gute der Frau von Lilienſtern.

(Der Schauplatz ſtellt einen Garten vor. Man ſieht ein Haus mit einem Balkon, nicht weit davon einen großen Baum, an deſſen Stamm ſich eine Raſenbank befindet. Auf der dem Hauſe gegenüber ſtehenden Seite iſt ein Pavillon, nicht weit von ſolchem die Thür zu dem Garten. Im Hintergrunde erblickt man die Gartenmauer. An dem Balkon hängt ein Strauß von Roſen und Lorbeerblättern.)

Erſter Auftritt.

Taps. Der Oberſte, im Morgenanzuge.
Er tritt aus dem Pavillon.

Taps.

Da ſehn Sie, Herr Oberſte! Dieſe Nacht hat man hier an dem Fenſter einen Strauß feſtgebunden. Meine Herrſchaft, die gnädige Frau, läßt Ihnen ſagen: daß ihr das ſehr unangenehm iſt.

Der Oberſte.

Mir? — Was geht das mich an?

Taps.

Ja ſie meint, nur einer von Ihren Huſaren kann das Stückchen gemacht haben.

Der Oberſte.

Das iſt noch ſehr die Frage! — Wenn's aber auch wäre, iſt denn das ſo ein großes Unglück?

Taps.

Nehmen Sie es mir nicht für ungut, gnädiger Herr Oberſte! Das iſt freilich ein Unglück! Das macht ja einen auffallenden Skandal im Schloß und ganzen Dorf. Außer mir und Ihnen, — das wiſſen Sie ſo gut, wie ich, — iſt kein lebendiges Mannsbild hier im Hauſe. — Es ſind nur lauter Weibsbilder darin. — Sie ſind im Stande, und ſagen am Ende wohl gar, daß ich den Strauß hingehangen habe. — Ich bin ſo unſchuldig, wie ein Kind im Mutterleibe. Ich weiß ſchlechterdings nichts davon.

Der Oberſte.

Du biſt ein Narr! — Ich weiß nur ſo viel, daß ſich bei'm Vorrücken unſrer Truppen viele hübſche Frauen hierher geflüchtet, und ſich unter den Schutz Deiner Herrſchaft begeben haben, weil ſie die Wittwe eines unſrer Offiziere iſt.

Taps.

Ja, das muß der Neid ihr laſſen, ſie hat alle ihre Bekanntinnen mit offnen Armen aufgenommen. Ich bin gewiß, wenn auch manche darunter es ihr nicht ſo dankt, wie ſie's wohl verdient, ſo werden's die Männer deſto mehr. Deshalb möchte ſie auch gar zu gern dahinter kommen, wer ihr den Schabernack geſpielt, und ſich bei ihren Hausgenoſſen auf eine verblümte Weiſe einſchmeicheln will.

Der Oberſte.

Das möchte ſchwer halten, dahinter zu kommen! — (Halb für ſich:) Die Sache iſt mir faſt zu empfindſam für einen Soldaten. Von meinen Leuten iſt es ſchwerlich einer geweſen. Wir Huſaren machen nicht ſo viele Umſchweife. — Aber es iſt auch wieder ein halsbrechendes Wageſtück, den Strauß dort oben hinauf zu bringen, und das ſieht einem kecken Huſaren ſehr ähnlich. Er beſteht aus Roſen und Lorbeerblättern. Nun, worauf die Roſen anſpielen, darüber braucht man ſich den Kopf eben nicht zu zerbrechen, und die Lorbeern, ſollt' ich meinen, hätten unſre Huſaren ehrlich verdient.

Tapo.

Ja, ſehn Sie, Herr Oberſte! gerade deshalb haben wir auch Ihre Leute im Verdacht.

Der Oberſte.

Ruhig! Ich werde mir alle Mühe geben, den

Dummdreiſten auszumitteln. Das ſage nur der gnädigen Frau, und wenn es einer von meinen Leuten iſt, ſo ſoll er für ſeine Unverſchämtheit exemplariſch beſtraft werden.

Taps.

Dies iſt nicht das erſtemal, daß ſo etwas hier paſſirt.

Der Oberſte.

Wirklich?

Taps.

Ja, Herr Oberſte! Ich mag kein Blatt vor's Maul nehmen; ich muß Ihnen nur reinen Wein einſchenken. Seit Sie mit Ihrem Regiment hier in's Dorf eingerückt ſind, und Ihnen die gnädige Frau den Pavillon zur Wohnung eingeräumt hat, in der Hoffnung, daß ſie dadurch vor jedem Affront am beſten geſichert werden würde, geht's hier kurios her. — Sie hat es ſich zwar ausdrücklich zur Bedingung gemacht, daß Sie hübſch in Ihren vier Pfählen bleiben, und ſie in ihrem Schloß in Ruh' und Friede laſſen möchten, — um den böſen Afterrednern in der ganzen Nachbarſchaft und auch den Männern, deren Frauen hierhergeflüchtet ſind, ein für allemal die loſen Mäuler zu ſtopfen. So vernagelt iſt doch gewiß kein Mann, ſeine Frau hier expreß herzuſchicken, um die Geſellſchaft eines feindlichen Huſarenoffiziers zu genießen; — aber, was hat's geholfen? — Seit Sie hier im Quartier liegen, vergeht faſt keine Nacht, daß nicht Blumen auf den Balkon gelegt werden. — Wüßte man nur, für wen ſie eigentlich beſtimmt wären, ſo ließ' ich's zur Noth gelten. Aber nein! Der Schelm hat zum Beiſpiel heute den dummen Streich gemacht, und an den Strauß einen Zettel befeſtigt, mit den Worten: der Schönſten! — Nun will Jede den Strauß ſich zueignen und wenn er ſich nicht bald meldet und deutlicher erklärt, ſo giebt's gewiß noch Mord und Todſchlag im Schloſſe. Gott ſtraf' mich, das iſt doch kein Spaß.

Der Oberſte. (für ſich:)

Die Sache iſt ſonderbar! — Ich bin beinahe gewiß, daß ſich der Eulenſpiegelſtreich von einem meiner Leute herſchreibt. — Entdeck' ich aber auch den Urheber, was ſoll ich ihm für eine Strafe zuerkennen? — Die braven Burſchen haben manchen blut'gen Kampf beſtanden, ehe ſie ſo weit gekommen ſind; — nun muß man ihnen ſchon einen muthwilligen Streich zu gute halten, wenn er nur nicht Bosheit verräth. Das war unſers Marſchalls Vorwärts Grundſaz, und damit will ich's auch halten. — Wenn meine ſchöne junge Wirthin auch etwas ſcheel dazu ausſehen ſollte, ſie ſchmollt gewiß nicht lange. Sie hat doch eine große Vorliebe für alle Preußen; ſchon die Uniform iſt eine freundliche Erinnerung an den verſtorbenen Gatten. Es iſt nicht zu läugnen, ſie iſt ein herrliches Weib, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie mich nicht auch mit nicht ganz ungünſtigen Augen anſähe. (Mit dem Fuß ſtampfend.) Sey doch kein Geck, und bau' gleich Schlöſſer in die Luft!

Taps.

Er ſpricht mit ſich ſelbſt und ſtampft mit dem Fuße. Er iſt ärgerlich! — das iſt mir lieb!

Ja! zürnen Sie tüchtig!
Ein ſolcher Scherz
Iſt ungezogen.

Der Oberſte.

Ach! Hoffnung, ſtets nichtig,
Du haſt dies Herz
Zu hart betrogen.

Taps.

Sie werden ſie rächen,
Die kränkende Schmach.

Der Oberſte.

Das Herz wird mir brechen,
Ach! giebt ſie nicht nach.

Beide. (zugleich:)

Taps. Ich hoffe, ich hoffe, es wird doch entdeckt,
Was liſtig und ſchüchtern die Liebe verſteckt.
Der Oberſte. O hoffe, o hoffe! ſich Liebe entdeckt,
So ſchlau ſie ſich immer durch Kaltſinn verſteckt.

Der Oberſte.

Sage der gnäd'gen Frau, daß ich alles aufbieten werde, bis heute Abend den Thäter auszumitteln. — Ich hoffe, daß es mir glücken ſoll. (ab.)

Taps.

Ganz wohl, Herr Oberſte!

Zweiter Auftritt.

Taps. (allein.)

Der Herr Oberſte wird ſchwerlich ſein Verſprechen halten können. Das iſt nur ſo eine Windbeutelei, für die Unſereins nichts giebt. Er mag ein guter Haudegen ſeyn, das will ich ihm nicht ſtreitig machen, denn ſonſt wär' er, ſammt ſeinen muntern Burſchen, gewiß nicht hier, und ſpielte den Herrn im Dorfe. Aber ſo etwas herauszubringen, dazu ſcheint er mir doch nicht pfiffig genug. — Hier ſteckt's! (auf die Stirne weiſend) Ei nun, mag er's herauskriegen oder nicht, das gilt mir gleich. Ich will den Fuchs ſchon fangen. — Alle die Damen mögen ſich darüber auch noch ſo entſetzlich haben, als wenn ſie aus der Haut fahren wollten; bei ihnen iſt's doch nur pure Neugier. — Für mich ſind die Blumen, meint die Eine; nein, für mich! ſagte die Andere — und jede denkt bei ſich: ich bin ja doch die Schönſte, das leidet keinen Zweifel. — Mir liegt aber die Sache ernſthaft am Herzen. — Der Strauß iſt einzig und allein für das Kammerkätzchen der gnädigen Frau, für Röschen beſtimmt. Das ſieht man, wenn man nicht ganz vernagelt iſt, ſchon aus den Roſen darin, und daß er von einem Wildfang von Huſaren herrührt, das riecht man an den Lorbeerblättern. — Wären ſie nicht friſch, ſo würd' ich auf den Koch rathen, aber der alte Kerl iſt nur in ein gebratenes Rebhuhn, oder in eine delikate Paſtete verliebt. — Auf Röschen iſt's gemünzt, auf keine andere. In dieſe bin ich nun ſchon drei volle Jahre bis über die Ohren verliebt, und, Gott ſoll mich ſtrafen! ich hätte ſie ſchon vor vier Jahren zur Frau genommen, wenn nicht die gnädige Frau, blos weil ſie Wittwe iſt, allem Heirathen ſpinnefeind wäre. — Röschen hat es mir oft genug geſagt, ich ſollte mir ſolche Heirathsgedanken nur vergehen laſſen, das kommt lediglich von der gnädigen Frau heer— Doch (ſich auf den Mund ſchlagend) ſtill! Da kommt mit alle die weibliche Einquartierung der gnädigen Frau auf den Hals.

Dritter Auftritt.

Taps. Fräulein von Bergheim und mehrere junge Damen.

Chor der Damen.
(zu Taps.)

Sprich, wer war ſo verwegen,
Den friſchen Blumenſtrauß
Hier heimlich hinzulegen,
Um Zwietracht zu erregen?

Taps.

Noch bracht' ich's nicht heraus!

Zuſammen.

Die Damen.

Mir ward der Strauß geweiht!

Taps.

Sie ſind nicht recht geſcheidt!

Die Damen.

Freund Taps! bemühe Dich
Den an das Licht zu bringen,
Der ſich ſo ſchlau verſteckt.

Taps.

Heut Abend ſicherlich

Soll mir's durch Liſt gelingen,
Die ſchlau ich ausgeheckt.

Zuſammen.

Die Damen.

Dann wird's entſchieden ſeyn!
Mein iſt der Strauß, nur mein!

Taps.

Wird's dann entſchieden ſeyn?
Wird Mißgunſt ſie entzwei'n!

Frl. v. Bergheim.

Haſt Du Deinen Auftrag an den Herrn Oberſten beſtellt? Taps!

Taps.

Ja, gnädiges Fräulein, und er wird ſelbſt die Ronde durch das ganze Dorf bei allen ſeinen Leuten machen. — Noch heute Abend, meint er, daß er den Blumenſtraußſchenker heraus haben will. — Ich, meines Parts, ich — ich habe nun eben daran keinen rechten Glauben. — (Sich in die Bruſt werfend!) Selbſt iſt der Mann, heißt's im Sprüchwort, und ich denke, daß ich das ſicherſte Mittel ausſpintiſirt habe, den Thäter zu erwiſchen.

Frl. v. Bergheim.

Du? Ei, das wäre!

Taps.

Ja, ich, — und zwar durch eine Liſt, worüber alle Welt erſtaunen ſoll. (ſelbſtgefällig lachend.)

Frl. v. Bergheim.

So laß doch hören.

Taps.

Proſit die Mahlzeit, das werd' ich keinem auf die Naſe binden. Das iſt ein Geheimniß.

(Er legt den Finger auf den Mund.)

Frl. v. Bergheim.

O, wir ſind verſchwiegen!

Taps.

Wer's glaubte!

Frl. v. Bergheim.

Unverſchämter!

Taps.

Werden Sie nur nicht gleich böſe, gnädiges Fräulein! Ich hab's mir ſo angewöhnt; alle Augenblicke zu ſagen: Wer's glaubte! — Ich denke mir dabei nichts Schlimmes.

Frl. v. Bergheim.

Du kannſt Dich auf unſre Verſchwiegenheit verlaſſen.

Taps.

Iſt's ein Wort?

Frl. v. Bergheim.

Wir geben Dir unſer Ehrenwort!

Taps. (kopfschüttelnd.)

Wer's glaubt — (ſich faſſend und ſich auf den Mund ſchlagend) Da hätte ich mich bald wieder verſchnappt. — (kurze Pauſe.) Ich will gegen Sie nicht länger hinter'm Berge halten, gnädiges Fräulein. — Hören Sie denn —

Alle Damen.

Wir ſind ganz Ohr!

Taps.

Schon geraume Zeit ſchleicht es alle Nächte hier um den Balkon herum. Das geſchieht ſo leiſe, ſo leiſe, daß man auch nicht das Mindeſte hört. — Aber die eingeknickten Zweige hier am Baume haben es mir verrathen, daß Jemand hinaufklettern muß, um nach dem Balkon zu reichen. — Merken Sie etwas meine ſchönen Damen?

Frl. v. Bergheim.

Du willſt wohl Fußangeln legen?

Taps.

Das nicht! — Aber eine andere Falle.

Alle Damen.

Die iſt?

Taps.

Ich habe alle Glocken im ganzen Schloſſe losgemacht und ſie an den Zweigen des Baumes hier befeſtigt. Wenn nun der Liebesritter, wie gewöhnlich, auf den Baum klettern will, ſo muß dies ein heilloſes Geläute und Geklingel machen und man kann ihn auf der That ertappen.

Alle Damen. (lachend.)

Ein herrlicher Einfall! Das muß man ſagen!

Taps.

Ja ich hab's mir auch ernſthaft überlegt. Ich ſagte zu mir ſelbſt: wenn ein Unglück ſich zuträgt, ein Haus in Brand geräth, oder dergleichen, ſo wird mit den Glocken Sturm geläutet. Hier iſt faſt der nämliche Fall; brennen zwar keine Häuſer, ſo brennen doch Herzen. — Es iſt nur *ein* böſer Umſtand dabei. — Wenn's ein Huſar wäre, — wie ſoll ich den allein feſthalten?

Eine der Damen.

Du biſt ja doch, denk' ich, ein braver Kerl, der ſeinen Mann ſteht.

Taps.

Wer's glaubt! — So ein Huſar verſteht keinen Spaß.

Frl. v. Bergheim.

Sey ganz außer Sorgen. — Sobald wir das Geläute hören, wollen wir alle ſammt und ſonders Dir zu Hülfe eilen.

Einige Damen.

Ja, ja! Das geſchieht gewiß.

Taps.

Aber, wenn er's uns doch zu toll macht? — Ei nun, So rufen wir den Obriſten aus ſeinem Quartier. (nach dem Pavillon zeigend.)

Frl. v. Bergheim.

Das fehlte noch! Nein, da irrſt Du Dich ſehr. Dem wollen wir keine Verbindlichkeit ſchuldig ſeyn.

Taps.

Er iſt auch keineswegs galant gegen Damen.

Frl. v. Bergheim.

Haſt Du das auch gemerkt? — (zu den Damen:) Das iſt indeß kein Wunder, der Obriſte iſt noch mit keinem Fuß im Schloß geweſen; hat auch nicht Einer von uns, auch nur im Vorbeigeh'n, ein galantes Wort geſagt.

Taps.

Das iſt nicht ſeine Schuld, das hat man ſich ausdrücklich von ihm ausgebeten, als man ihm den Pavillon einräumte.

Frl. v. Bergheim.

Wir glaubten ſchon längſt, die Blumen kämen von ihm.

Taps.

Fehlgeſchoſſen! — der hat wohl etwas Klügeres zu thun.

Frl. v. Bergheim.

Ein junger, hübſcher und braver Offizier, und kalt gegen Damen — das paßt nicht! —

(zu Taps:)

Was ich Dir geſagt habe, Taps! Auf uns kannſt Du rechnen!

Taps.

Das thu' ich auch!

Chor der Damen.

Die Langeweil' uns quälet
In dieſer Einſamkeit;
Uns Stoff zum Scherze fehlet,
Der fröhlich uns zerſtreut.
O würd' er doch gefangen,
Der unſichtbar, gar fein
Hier Blumen aufgehangen,
Das ſollt' uns herzlich freu'n!

Taps.

Dafür will ich ſchon ſtehen,
Es ſoll, trotz ſeiner Liſt,
Der Fuchs mir nicht entgehen,
Taps doch noch ſchlauer iſt!
Nur eines ich begehre,
Zwar nehm' ich's auf mit Drei!
Setzt er ſich mir zur Wehre,
Steht All' mir redlich bei.

Die Damen.

Ja ja, wir ſtehn Dir bei!

Zuſammen.

Taps.

Geduld, laßt mich nur machen!
Glaubt mir, ich bin geſcheidt!

Die Damen.

Da giebt's einmal zu lachen
In dieſer ernſten Zeit.

(Die Damen ab.)

Vierter Auftritt.

Taps. (allein.)

Vor allen Dingen darf aber das Jüngferchen Roſe nichts von meinem Geheimniß erfahren. — Sind die Blumen für ſie beſtimmt, ſo wird ſie gewiß augenblicklich dem Unbekannten einen Wink davon geben. — Ich denk' durch meine Erfindung einen rechten Hauptſpaß mit ihm zu haben.

(Von weitem hört man Frank ſingen: „Heil Dir im Siegerkranz" ꝛc.)

Ach! das iſt der Wachtmeiſter Frank, der hat den größten Stein bei'm Oberſten im Brette. — Kein Wunder! Er iſt ein eben ſo großer Weiberfeind, als jener.

Fünfter Auftritt.

Jobst

Taps. Frank.

Frank. (tritt ſingend auf.)

Mag ſeinen Stand ein Jeder preiſen,
Dem Krieger iſt Fortuna hold!
Mein ſcharfes Schwert von feſtem Eiſen
Vertauſch' ich nicht um Peru's Gold.

Der Krieger führt das frei'ſte Leben,
Geleitet von der Ehre Hand,
Und Sieg wird ihm die Gottheit geben,
Kämpft er für König, Vaterland!

Triumph! Dies haben wir erfahren,
Das Joch des Uebermüth'gen brach;
Wie Spreu zerſtiebten ſeine Schaaren,
Wir zogen raſch den Flücht'gen nach.

Der Unterdrücker ward bezwungen,
Das theure Vaterland befreit,
Die Lorbeern, die wir uns errungen,
Verwelken nie im Strom der Zeit.

Taps.

Guten Tag, werthgeſchätzter Herr Wachtmeiſter! — (für ſich:) Er iſt ſo vertieft, er hört mich nicht!

Frank. (fährt fort zu ſingen:)

Und nach dem blut'gen Waffenſpiele,
Zum Lohn für treuerfüllte Pflicht,

Die Lieb' am ſchwer errung'nen Ziele
Zu unſern Lorbeern Roſen flicht.

Heimkehrt man in die ſichre Hütte,
Wo dann des Friedens Palme blüht,
Man nimmt ein Weib, nach deutſcher Sitte,
Und Söhn' und Töchter man erzieht.

Dem Vater gleich an Männertugend,
Der Mutter gleich an Sittſamkeit,
Fortdauernd ſich in jeder Jugend
Die große Gegenwart erneut.

Taps.

Den ſchönſten guten Tag, liebwertheſter Herr Wachtmeiſter!

Frank.

Ach, biſt Du da? Taps? — Guten Tag! — Iſt der Obreſte zu Hauſe?

Taps.

Wenn er nicht ausgegangen, ſo iſt er gewiß daheim.

Frank. (für ſich:)

Wenn ich doch mein Röschen ſehn und ſprechen könnte! —

(zu Taps:)

Apropos! Taps! Biſt Du nun endlich dahinter gekommen, wer hier immer des Nachts die Blumen auf den Balkon praktizirt?

Taps.

Noch nicht, aber ich hoff', ihn bald zu erwiſchen.

Frank.

Das wird ſchwer halten. Er iſt ſchlauer wie Du.

Taps.

Das iſt noch die Frage!

Frank.

Meinſt Du? — Ich nicht! — Du biſt eine gute ehrliche Haut. Ich glaube, ein Kind könnte Dich hinter's Licht führen.

Taps.

Ho ho! — Da kennen Sie mich noch nicht. Mir ſoll ſo leicht keiner ein X für ein U machen.

Frank.

Der Fall könnte doch wohl eintreten. Wenigſtens rath' ich Dir, als guter Freund, Dir alle Gedanken an's Heirathen aus dem Sinn zu ſchlagen. —

(ſchalkhaft mit dem Finger drohend)

Mir ſcheint's, Du haſt große Luſt, die Kammerjungfer der gnädigen Frau heimzuführen.

Taps.

Ja, auch noch! — Es iſt gar ein allerliebſtes, kluges, munteres und pfiffiges Kammerkätzchen; aber mir iſt nicht bange. — Unſereins iſt auch nicht auf den Kopf gefallen.

Sechster Auftritt.

Röschen und die Vorigen.

Röschen tritt leiſe auf und verbirgt ſich hinter den Baum.

Röschen. (leiſe)

Frank! Frank!

Frank. (leiſe)

Röschen! biſt Du's? — Geſchwind, laß uns dieſen günſtigen Augenblick benutzen.

Taps.

Ich bin nicht ſo dumm, wie ich ausſehe. Mich ſoll man ſo leicht nicht anführen. Dafür ſteh' ich! Sie am wenigſten, Herr Wachtmeiſter. Ich laſſ' es darauf ankommen. Was gilt die Wette?

Frank.

Top! — Es gilt! — Eine Flaſche Wein! — Einen Labetrunk für den Abend. — [illegible] Dich hier vor dieſes Strauchwerk; ich wette mein Leben, ich will Dich dahin bringen, daß Du Dich umſehen ſollſt.

Taps.

Ich wette: nein!

Frank.

Nun, wie geſagt: eine Flaſche Wein!

Taps.

Ich bin's zufrieden!

Frank.

So ſetz' Dich hier hin.

(Er ſchiebt ihn auf den beſtimmten Platz)

Aber ſiehſt Du Dich nur ein einziges Mal um, ſo hab' ich gewonnen.

Taps.

Damit hat es gute Wege! Mir iſt's ſchon ſo, als wenn ich die Flaſche Wein im Leibe hätte.

Frank (ſich Röschen nähernd)

Liebes Röschen!

Röschen. (leiſe zu Frank)

Er kann uns aber ſehen.

Frank.

Sey ohne Sorgen.

Taps.

Nun, wird's bald? — Ich wart' hier wie ein Narr, wie Sie's anfangen werden, mich um meine Wette zu bringen?

Frank.

Der Anfang iſt ſchon gemacht, Freund! — Hier kommt eben Jungfer Röschen.

Taps.

Wer's glaubt!

Frank.

Sieh Dich doch nur um! (zu Röschen) Haſt Du

Deine gnäd'ge Frau ſchon um Erlaubniß zu Deiner Heirath gebeten?

Röschen.

Noch hatt' ich nicht das Herz dazu.

Taps. (für ſich)

Wie pfiffig! Er ſpielt zwei Perſonen. Frägt und antwortet ſich ſelber.

Röschen.

Wie ſteht es mit Dir?

Frank.

Ich will deshalb mit meinem Oberſten ſprechen.

Taps. (für ſich)

Das iſt aber doch kurios! Röschens Stimme macht er ſehr natürlich nach.

(laut)

Herr Wachtmeiſter! Sie müſſen etwas Klügeres erſinnen, damit fangen Sie mich nicht.

Frank.

Du biſt doch dumm!
Siehſt Du Dich um,
Wirſt Röschen Du erblicken.

Taps.

Ich laſſ' mich nicht berücken!

Frank.

O Luſt! Sie anzublicken!
Ja, ſie iſt wunderſchön!

Taps.

Das muß der Neid geſtehn!

Frank.

Nichts kommt ihr gleich, auf Ehre!
So hold, ſo minniglich!
(zu Röschen)
Dir ew'ge Lieb' ich ſchwöre!

Röschen.

Mein Herz ſchlägt nur für Dich!

Taps.

Ei, daß ein Narr ich wäre!
Wer's glaubt', ich glaub' es nicht!

Frank.

Gieb mir die Hand drauf, Süße!
Daß wahr Dein Mund jetzt ſpricht.

Röschen.

Da iſt ſie! —

Frank.

Tauſend Küſſe
Drück' ich auf dieſe kleine Hand,
Als meiner Treue Unterpfand.
(Er küßt Röschens Hand.)
Taps, wende doch nur Dein Geſicht,
Hörſt Du denn nicht, daß Röschen ſpricht?

Zuſammen.

Taps.

Wer's glaubt'! Ich glaub' es nicht!

Frank und Röschen.

Ha ha! er glaubt es nicht!

Röschen. (leiſe zu Frank)

Man könnt' uns überraſchen, ich gehe!

Frank.

Um Mitternacht bin ich auf dem Baum hier. — Wie hat Dir mein letzter Strauß gefallen?

Röschen.

Er mag recht hübſch geweſen ſeyn; ich kann davon nicht urtheilen. Man war mir immer ſo auf den Hacken, daß ich ihn nicht habe losbinden können. Lebe wohl!

Frank.

Lebe wohl, holder Engel!

Taps.

Nun! hab' ich nicht Recht? Sitz' ich nicht ſo ſteif und feſt, wie eine Salzſäule?

Frank.

Ja Freund! das muß der Neid Dir laſſen.

Taps.

Nicht wahr, mit Ihrer Wette ſieht's windig aus?

Frank.

Leider! Ich geſteh's, ich habe verloren.

Taps. (aufſtehend)

Das iſt brav von Ihnen, und macht uns Beiden Ehre! Gelt! Nun hab' ich's Ihnen doch gezeigt, daß ich nicht halb ſo einfältig bin, als man mich hält, und wenn erſt die hübſche Kammerjungfer mir angetraut iſt —

Frank.

Laß das gut ſeyn! — Ich möchte Dich aber wohl als zärtlichen Liebhaber ſehen! — Wie machſt Du das?

Taps.

Sie werden mich's doch wohl nicht erſt lehren wollen?

Frank.

Warum nicht! — Sieh' ſo macht man's auf gut huſariſch.

Wird ein Huſar
Ein ſchönes Kind gewahr;
Kein ſchwerer Pinſel
Nach Sitzwart's Art
Macht er Gewinkel,
Er ſtreicht den Bart
Voll Zuverſicht,
Und ſpricht:
Komm', ſey mein Schatz!
Sprich ja! geſchwind,
Gieb, liebes Kind,
Mir einen Schmatz!

„Was ſoll das ſeyn?“
Spricht drauf die Dirne:
„Das iſt nicht fein!

„Bei Gott! ich zürne!
„Die Hände fort,
„Sonſt muß ich Mord
„Und Zeter ſchrei'n!"

Gott ſoll bewahren!
Zum Henker auch,
Bei uns Huſaren
Iſt dies ſo Brauch.
Mir iſt es eigen,
Bin ich verliebt,
Nicht ſcheu betrübt
Es zu verſchweigen;
Und Du haſt jetzt
Mein Herz verletzt!
Die finſtre Stirne
Entrunzelt ſich,
Und ſehnend nah' ich mich
Der ſchmucken Dirne;
Ihr wird behende
Jetzt Kuß auf Kuß geraubt.

„Iſt das erlaubt?
„Nimmt das kein Ende?"
Sie dräuend ſpricht;
Mich kümmert's nicht,
Sie kann nicht ſchrei'n,
Durch meine Küſſe
Das Mündelein
Ich ihr verſchließe;
Sie ſeufzt nur — allein.

Es ſtellt ſich plötzlich
Ihr Vater ein.

Der tobt entſetzlich,
Zornglühenden Geſichts. —
„Welch Lärm um nichts,
Ein Kuß in Ehren
Kann niemand wehren.
Spukt es bei Euch?“ —
„Ich ſoll wohl ſchweigen
„Zu ſolchem Streich?
„Ich will's Ihm zeigen,
„Was ſich gebührt,
„Er hat mein Käthchen,
„Ein ſittſam Mädchen,
„Ruchlos verführt.
„Er Böſewicht!
„Nimmt Er ſie nicht
„Sogleich zum Weibe,
„Den Hals ihm's bricht.“ —

„Drei Schritt vom Leibe!
„Das rath' ich ihm!“
Mit Ungeſtüm
Fliegt 'raus der Degen.
„Hier dieſer ſoll
Den Zorn ihm legen.
Wozu der Groll?
Ich nahm mir Küſſe;
Ich räum' es ein.
Doch daß Sein Töchterlein

Sie nicht vermiſſe,
Geb' ich im Augenblick
Sie alleſammt zurück,“ —

„Bei meiner Seele!
„Das macht die Schmach nicht gut!“
Schreit nun mit rauher Kehle
Der Iſegrimm voll Wuth,
Und auf ſein Mordgeſchrei
Eilt Alt und Jung herbei.

Des Vaters Zorn zu ſtillen,
Den man im Spaß geweckt,
Wird's Schwert jetzt eingeſteckt.
„Vertreibt die böſen Grillen,“
Ruf' ich ihm zu: „mit Wein!
„Kehrt mit in's Wirthshaus ein.
„Ich laſſ' das Glas Euch füllen,
„Ihr ſollt mein Gaſt dort ſeyn!“
Ich faßt' den Alten unter'm Arm,
Und luſtig folgt der ganze Schwarm.

„Die vollen Gläſer klingen,
Des Alten Angeſicht
Umſtrahlt der Freude Licht.
Mein Mund jetzt zu ihm ſpricht,
Verſtrickt in Amors Schlingen:
„Zur Ehe läßt ſich nicht
„Ein Kerl, wie ich bin, zwingen.
„Gebt mir das Töchterle'n
„Zur Frau; ſpricht es nicht nein,'

„So wechſeln wir mit Ringen.“
Man willigt freudig ein.
Flugs ladet drauf die Gäſte
Zum ſchönſten Myrthenfeſte
Der frohe Vater ein,
Und was dabei das Beſte,
Es fehlet nicht an Wein,
Indeß die Saiten klingen;
Bei lautem Vivatruf,
Die Pfropfen piff, paff, puff,
Empor zum Himmel ſpringen.
Man ſchwärmt bis Mitternacht,
Die Gäſte, ſämmtlich trunken,
Sind durch des Weines Macht
Jetzt tief in Schlaf geſunken.
Nun rathe, wer noch wacht?

Taps.

Da gehört nicht viel dazu, das zu rathen. Ha ha!

Frank.

Geh' nur immer voraus in Deine Schenke, und beſtelle eine Flaſche vom Beſten. Ich will bloß erſt ein Paar Worte mit meinem Oberſten ſprechen. (ab.)

Taps.

Laſſen Sie mich nicht zu lange warten.

Fr. v. Lilienſtern.
(hinter der Scene)

Taps! Taps!

Taps.

Geſchwinde! die gnädige Frau ruft! — 's iſt doch verdammt hart, wenn man eine ſo ehrlich und ſauer verdiente Flaſche Wein nicht gleich auf der Stelle leeren darf!

(Es verdunkelt ſich nach und nach die Scene.)

Siebenter Auftritt.

Frau von Lilienſtern. Röschen. Taps.

Taps.

Euer Gnaden haben mich gerufen?

Fr. v. Lilienſtern.

Taps! Es wird dunkel! Verſchließ' mir alle Gitter und Thüren des Gartens und bring' mir dann die Schlüſſel.

Taps.

Ganz wohl, Euer Gnaden! — Ich dächte, Sie hülfen mir, Jungfer Röschen!

Röschen.

Ich danke, Herr Taps! — Was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Vorwitz, heißt es.

Taps.

Sehr verbunden für Ihre weiſe Lehre! — (für ſich) Verdammter Querſtreich! (ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Lilienſtern und Röschen.

Röschen (für ſich)

Jetzt iſt vielleicht ein günſtiger Augenblick, mein Herz auszuſchütten und von meiner Heirath zu ſprechen.

Fr. v. Lilienſtern.

Du ſtehſt ja ſo in Gedanken? Röſe!

Röschen.

Man hat's auch wohl Urſache.

Fr. v. Lilienſtern.

So ſprich, was geht Dir denn im Kopf herum?

Röschen.

Ach, längſt iſt ſie verſchwunden,
Der erſten Kindheit Luſt!
Jetzt ſchmerzen tiefe Wunden
Die ſehnſuchtsvolle Bruſt.
Das Auge, thränentrübe,
Blickt ſchüchtern niederwärts,
Die Gluth geheimer Liebe
Verzehrt das ſchwache Herz.

Kannſt Du die Gluth verdammen,
Die meine Ruhe ſtört?
Einſt haſt Du gleiche Flammen
In zarter Bruſt genährt.

O, laß Dein Herz erweichen
Und lindre meine Qual;
Laß dem die Hand mich reichen,
Der langſt mein Herz ſchon ſtahl.

Fr. v. Lilienſtern.

Was muß ich hören!

Röschen.

Zu Hymens Dienſt geboren,
Hab' ich den Jüngling ſchon
Zum Gatten mir erkoren,
Mag auch mir Unglück drohn;
Verſtrickt in Amors Schlingen,
Will ich dem Gott der Eh'n
Mich gern zum Opfer bringen,
Nicht frevelnd widerſtehn.

Fr. v. Lilienſtern.

Du denkſt ſchon ans Heirathen? — Iſt das möglich!

Röschen.

Ei wohl iſt es möglich. Tag und Nacht geht's mir im Kopf herum, und ich bitte um Ihre Einwilligung dazu, liebe gnädige Frau!

Fr. v. Lilienſtern.

Daraus wird nichts!

Röschen.

Ach! gnädige Frau!

Fr. v. Lilienſtern.

Als eine arme Waiſe hab' ich mich Deiner angenommen; ich habe Mutterſtelle bei Dir vertreten, und ich glaube daher mit Recht, Anſpruch darauf machen zu können, daß Du mir wie eine gute Tochter folgſam biſt. Es wäre doppelt undankbar von Dir, wenn Du mir nicht gehorſam ſeyn wollteſt, da ich durch meinen Widerſpruch nur Dein Beſtes und Dich von einer großen Thorheit abhalten will.

Röschen.

Heirathen nennen Sie eine Thorheit? — Das kann Ihr Ernſt nicht ſeyn, gnädige Frau! — Sie ſollten den nur kennen, dem ich mein Herz geſchenkt habe.

Fr. v. Lilienſtern.

Ich bin nicht ſo neugierig! — Faſſe Muth, liebes Kind! und nimm Dir ein Beiſpiel an mir. Ich bin in meinen beſten Jahren und hab' ein anſehnliches Vermögen. Doch Allen, die ſich um mein Herz und meine Hand bewarben, hab' ich einen Korb gegeben. Unabhängigkeit und Zurückgezogenheit zieh' ich Allem vor, in ihnen ſetz' ich mein höchſtes Glück.

Röschen.

Ehrlich geſagt, gnädige Frau, das wäre mein Geſchmack nicht! Ich wenigſtens bin gar nicht für die Eingezogenheit geſchaffen.

Fr. v. Lilienſtern.

Laß Dich nicht vom Schein bethören,
Unerfahrne, hüte Dich!
Lieb' und Eh' bringt weichen Herzen
Kurze Wonnen, lange Schmerzen,
Dieſes Schickſal traf auch mich!

Innig kaum mit dem verbunden,
Dem ſein Herz den Preis gewann,
Riß der Tod ihn ohn' Erbarmen,
Ach! aus meinen treuen Armen,
Und der ſchöne Traum zerrann.

Und doch bin ich zu beneiden!
Später oft dies Roſenband,
Das zwei Liebende umſchlinget,
Dornen nur der Gattin bringet;
Männer ſind voll Unbeſtand!

Darum fliehe Hymens Bande,
Glaube nicht an Lieb' und Treu'!
Wer der Männer Schwur vertrauet,
Hat ſein Heil auf Sand gebauet.
Bleibe glücklich — bleibe frei!

Kurz und gut! Du ſollſt Dich nicht verheirathen. — Da geht eben der Oberſte fort. — Komm, Röſe, und ſchlage Dir die Heirathsgedanken aus dem Sinn.

Röschen. (für ſich)

Sie hat gut reden. Sie weiß nicht, wie mir zu Muth iſt. — Ich glaub', ich überleb's nicht!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Oberſte. (in voller Uniform)
Frank. Die Ordonnanz.

Frank.

(dem Oberſten in den Weg tretend)

Herr Oberſte! ich glaube, dort ſteht Frau von Lilienſtern.

Der Oberſte.

Was kümmert das mich?

Frank.

Herr Oberſte, wir liegen doch bei ihr im Quartier. Die Artigkeit —

Der Oberſte.

Du haſt recht —

(Er grüßt die Frau von Lilienſtern ſehr kalt, ſie erwiedert dieſe Begrüßung, und zieht ſich in den Hintergrund.)

Frank. (für ſich)

Das nennt er Artigkeit.

(Er nähert ſich Röschen, um mit ihr zu ſprechen; in dem Augenblick drehen ſich der Oberſte und Frau von Lilienſtern um. Frank grüßt Röschen, ſie macht ihm einen ſehr tiefen Knix, und tritt dicht neben Frau von Lilienſtern.)

Zehnter Auftritt.

Der Oberſte und Frank.

Der Oberſte.

(nach dem Pavillon zeigend)

Mach' die Thür auf!

Frank. (verlegen)

Herr Oberſte! Ich hätte wohl eine Bitte, eine große Bitte an Sie.

Der Oberſte.

Und die iſt?

Frank.

Ich habe mich doch gewiß immer brav gehalten? Herr Oberſte!

Der Oberſte.

Wer läugnet das? — Aber weiter!

Frank.

Ich hab's mir lange genug ſauer werden laſſen.

Der Oberſte.

Nur Ihr? — Ich dächte, wir Alle!

Frank.

Bei Lützen hab' ich einen derben Hieb über den Kopf bekommen —

Der Oberſte.

Das iſt beſſer, als ein Ordenszeichen.

Frank.

Und die Kugel, die mir bei Leipzig in die linke Schulter fuhr. — Es ſchmerzt mich noch, wenn ſich's Wetter ändert.

Der Oberſte.

Ihr wollt wohl gar den Abſchied haben?

Frank.

Das nicht, aber den Conſens zur Heirath! — (Für ſich) Nun iſt's 'raus!

Der Oberſte.

Heirathen wollt Ihr? — Heirathen? — Ein ſo wilder Huſar! — Das verſteh' ich nicht. — Wißt Ihr denn auch, was es heißt, eine Frau haben?

Frank.

Eben deswegen! Ich bin ſchon fünfzehn Jahr Huſar, und weiß davon noch nichts. — Wenn man ſo viele Bleſſuren hat, wünſcht man ſich eine treue Pflegerin.

Der Oberſte.

Das iſt doch wohl nur ein Vorwand? Die Hauptbleſſur iſt gewiß im Herzen. — Wer hat Dich denn ſo verwundet? Gewiß eine abgefeimte Kokette!

Frank.

O nein! die gefällt nur kurze Zeit.

Der Oberſte.

Oder eine naive Gurli?

Frank.

Ach! die iſt zu ängſtlich und albern.

Der Oberſte.

Wohl gar eine Prüde?

Frank.

Ihre Tugend iſt nur Scheinheiligkeit. Die ſpricht von ihrer Unſchuld, wie ein Poltron von ſeinem Muth.

Der Oberſte.

Folglich muß man nicht heirathen.

Frank.

Das will mir doch nicht einleuchten.

Der Oberſte.

Aber mir! Ich ſehe weiter, wie Ihr, Frank! und ſage daher ein für allemal: den Conſens werd' ich nicht geben.

Frank.

Iſt das Ihr Ernſt? Herr Oberſte!

Der Oberſte.

Mein voller Ernſt.

Frank.

Das thut mir leid! — Nicht bloß meinetwegen, ſondern auch um Röschens Willen.

Der Oberſte.

(ihm einen Brief gebend)

Frank, tragt dieſen Brief an den Major von Schlottheim. — Ich brauch' Euch jetzt nicht weiter. — Die Ordonnanz kann Eure Stelle bei mir verſehen.

Frank.

Ach! Herr Oberſte! — (für ſich) Straf' mich Gott! Ich habe noch nie ſo eine raſende Luſt zum heirathen gehabt, als jetzt. (ab)

Eilfter Auftritt.

Taps. Der Oberſte.

Taps.

Wollen der Herr Oberſte noch fortgehen?

Der Oberſte.

Ja!

Taps.

Da muß ich wohl auf Sie warten?

Der Oberſte.

Das iſt nicht nöthig, ich habe ja den Schlüſſel zu der Thüre hier.

(Auf die Gartenthüre zeigend)

Taps. (gähnend)

Ich kann mich alſo ruhig zu Bette legen?

Der Oberſte.

Das rath' ich Dir. Das iſt das Beſte, was Du thun kannſt.

Taps.

Wer's glaubt! — Geruhſame Nacht, Herr Oberſte! (Der Oberſte ab)

Zwölfter Auftritt.

Taps (allein).

Es iſt mir doch gar nicht recht, daß er geht. — Wenn Noth an Mann iſt, kann ich ihn nun nicht zu Hülfe rufen. — Es iſt ein Huſar, darauf will ich leben und ſterben. — Wenn der ſich mir widerſetzt? — Ich will doch ſehen, ob Alles noch gehörig im Stande iſt. (Er geht um den Baum und betrachtet ihn ſehr genau.) Schön, noch iſt nichts davon verdorben. O wenn ich doch den verliebten Kletterer erwiſchen könnte! — Das ſollte ein Hauptſpaß ſeyn. — Ich wollte, wer weiß was darum geben! — Jetzt iſt alles mäuschenſtill und ſtockfinſter. Ich will mich nun auch in mein Stübchen trollen.

(Die Scene verfinſtert ſich immer mehr.)

Dreizehnter Auftritt.

Frank. Bald darauf Biering und Röschen.

Frank.

(Sich auf der Gartenmauer zeigend)

Ich muß das Terrain recognosziren! — Es iſt alles ruhig. — Man hört und ſieht nichts mehr. Jetzt kann man's ſchon wagen. Ein Dichter ſagt irgendwo:

Durch Gluthen
Und Fluthen
Findet Liebe den Weg!

und folglich wird ſie mich auch über Mauern und auf Bäume führen.

(Er ſteigt von der Mauer in den Garten und ruft nun:)

Hurtig! Kamerad! hurtig! — laß Dich nicht ſo lange nöthigen.

(Biering erſcheint ebenfalls auf der Mauer.)

Frank.

Du ſtehſt hier Wache! — Freund!

(Vor dem Fenſter)

Pſcht, Pſcht. — Biſt Du da, mein Engel?

Röschen. (am Fenſter)

Hier bin ich!

Frank.

Die Zeit iſt koſtbar. Laß ſie uns benutzen.

Röschen.

Wir ſind ja nicht allein? Frank!

Frank.

Das thut nichts. — Das iſt nur ein Vorpoſten, eine Schildwache, die ich bei'm Schloſſe poſtiren will. (zu Biering:) Du weißt die Dispoſition. Bei dem geringſten Geräuſch — keinen Widerſtand, eine ſchleunige retrograde Bewegung.

Biering.

Ich verſteh! der Wahlſpruch iſt: jeder rette ſich, ſo gut er kann!

Frank.

Jetzt iſt keine Zeit zu verlieren! Auf Deinen Poſten, Biering! — Ich will den Baum erklettern.

Röschen.

Um Gotteswillen, nein! nein! Das geht durchaus nicht!

Frank.

Es wird ſchon gehen.

Röschen.

Nein! Nein! — Ich geb' es nicht zu. Die gnädige Frau beſteht ſteif und feſt darauf, daß ich nicht an's heirathen denken ſoll.

Frank.

Sie hat die nämlichen Mucken, wie mein Oberſte.

Röschen.

Das bringt mich noch in's Grab!

Frank.

Mich nicht! — Aber ich möchte mich dem Teufel ergeben!

Röschen.

Pfui! Schäme Dich! und geh' nur immer wieder Deine Wege. Aus unſerem Rendezvous kann nun nichts werden.

Frank.

Nichts werden? Kreuzmillionen Donnerwetter! — Wir ſollen uns nicht heirathen? — Gut! das müſſen wir uns gefallen laſſen. — Aber, bei allen Teufeln! wer kann uns verbieten, uns nicht zu lieben? — Dazu brauch ich doch keinen Conſens vom Regimentschef. — Bleib, Röschen! bleib!

(Er klettert auf den Baum, durch die Erſchütterung fangen alle Glocken an zu läuten.)

Röschen.

Ach! Gott ſteh' mir bei!

(Sie macht den Blumenſtraus los und verſchwindet.)

Frank.

Verrath! Verrath!

Biering.

Ein geſchickter und ſchneller Rückzug iſt hier das klügſte! — Jeder rette ſich, ſo gut er kann!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Taps.

Taps.

(Kommt herbei gelaufen und erwiſcht Biering bei einem Bein, während dieſer ſich über die Mauer flüchten will.)

Hülfe! Hülfe! ich habe den Spitzbuben!

Biering.

(Giebt ihm einen Stoß mit dem Fuß, Taps ſtürzt zu Boden. Biering erſteigt die Mauern und verſchwindet.)

Haſt Du ihn, oder hat er Dich?

Taps.

Hülfe! Hülfe! ich bin des Todes!

Frank.

Verdammter Streich! — Was iſt nun zu thun? — Das Beſte iſt, ich bleib' auf dem Baume und rück' und rühre mich nicht.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alle Damen. (Jede mit einer Wachskerze in der Hand.)

Chor der Damen.

Welch ein Klingeln! welch ein Läuten!
Es gelang des Gärtners Liſt!
Länger dürfen wir nicht ſtreiten,
Wer von uns die Schönſte iſt.

Ganz gewiß man jetzt den loſen,
Lock'ren Unbekannten fing,
Der ſchon oft den Strauß von Roſen
Neckend an dies Fenſter hing.

Fräulein v. Bergheim.

Was giebt's denn hier? Taps!

Taps.

Ach! ich bin verwundet! ſchwer verwundet!

Die Damen.

Verwundet! wo? — Wer hat dieſen Frevel verübt!?

Taps.

Es war ein Huſar. — Er hieb tüchtig auf mich ein.

Fräulein v. Bergheim.

Du haſt ihn entwiſchen laſſen?

Taps.

Es war mir auch verdrießlich; aber — ruhig und vernünftig überlegt, — verſchlägt's nicht viel. Ich weiß genau, wie er ausſieht. Er trug eine große, hohe Huſarenmütze und die volle Regimentsuniform, ich will ihn ſchon erkennen.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. **Frau von Lilienſtern.**

Fr. v. Lilienſtern.

Was giebt's denn hier für einen Lärm? — Ei, Sie hier, meine Damen?

Taps.

Ein Huſar iſt uns entwiſcht. [illegible]

Fr. v. Lilienſtern.

Er iſt alſo ſo keck geweſen, es da wieder anzufangen, wo er es geſtern gelaſſen hat?

Taps.

Ja, ja, die Herren Huſaren ſind tolle Wagehälſe?

Fr. v. Lilienſtern.

Du weißt es alſo gewiß, daß es ein Huſar geweſen iſt?

Taps.

Ei freilich! Ich hielt ihn ja am Arme feſt.

Fr. v. Lilienſtern.

So werd' ich bei dem Oberſten auf eine angemeſſene Genugthuung dringen.

Frank. (für ſich)

Mir wird gar nicht wohl dabei zu Muthe. Das wird ſchlimm ablaufen!

Taps.

Er iſt mir zwar entſprungen, gnädige Frau, aber es iſt ein Troſt, ich hab' ihm Höllenangſt eingejagt.

Fr. v. Lilienſtern.

Wenn das iſt, ſo wird er ſich wohl die Luſt vergehen laſſen, wieder zu kommen. — Ich dächte, meine Damen, wir gingen nun wieder in's Haus. Die Nacht iſt ſo ſchauerlich und die Luft feucht.

Frank. (für ſich)

Mir wird wieder leichter um's Herz.

Fräulein v. Bergheim. (lachend)

Wir ſind aber jetzt eben ſo klug, wie vorher. — Wem eigentlich die Blumen beſtimmt ſind, das bleibt immer noch ein Räthſel.

Fr. v. Lilienſtern.

Das wird ſich morgen löſen.

Frank. (für ſich)

So Gott will, nicht.

Einige Damen.

Wir müſſen uns ſchon bis Morgen in Geduld faſſen.

Taps. (für ſich)

Wenn er mir in's Gehege gegangen, ſo ſoll er ſeinen Lohn bekommen. (Er ballt die Fauſt.) Zeitlebens ſoll er daran denken.

Siebenzehnter Auftritt.

Frank. (auf dem Baum) **Frau von Lilienſtern.**

Frank. (für ſich)

Wird denn die gnädige Frau nicht auch linksum machen?

Fr. v. Lilienſtern.

Süße Ruhe der Nacht! wie wohlthätig wirkſt Du auf mein bewegtes Herz! Wie freundlich ſcheinen die Sterne, wie erquickend iſt der Balſamhauch der Blumen und Blüthen.

Frank. (für ſich)

Das klingt ja ganz anders, als zuvor. Da war die Nacht ſo ſchauerlich und die Luft ſo feucht.

Fr. v. Lilienſtern.

Endlich ſind doch alle Ueberläſtigen fort!

Frank. (für ſich)

Ich darf mich nicht rühren, ſonſt geht der Lärm von neuem los.

Fr. v. Lilienſtern.

Jetzt bin ich allein! — Jetzt kann ich einmal frei Athem ſchöpfen. — So ſey denn auf einige Augenblicke der läſtige Zwang vergeſſen, den ich mir zu unüberlegt ſelbſt aufgelegt habe.

Frank. (für ſich)

Was ſpricht ſie da? — Spitz' die Ohren, Frank!

Fr. v. Lilienſtern.

Ich wähnt', im Wittwenſtande,
Befreit von Hymens Bande,
Ganz wieder frei zu ſeyn.
Zu ſchwach, glüht in dem Herzen
Schon wieder Liebespein,
Bald zieht mit hellen Kerzen
Gott Hymen bei mir ein.

Frank. (für ſich)

Sie iſt verliebt!

Fr. v. Lilienſtern.

Die Flammen, die mich quälen,
Mit Sorgfalt zu verhehlen,
Die Vorſicht mir gebeut;

Herz! kalt mußt du dich ſtellen,
Getroſt! in Lieb' und Leid
Soll's ſüße Hoffnung ſchwellen,
Gott Hymen iſt nicht weit!

Frank. (für ſich)

Die Thüre knarrt. — Wer kommt denn da? — Ei, ſeht doch, mein Oberſte! — Deſto beſſer! — Nun wird doch die gnädige Frau endlich einmal davon gehn und mir freies Feld laſſen.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Oberſte.

Fr. v. Lilienſtein.

Sind Sie's? lieber Oberſte!

Der Oberſte.

Wer ſonſt, holde Frau!

Frank. (für ſich)

Seine holde Frau? — Ei, ei!

Der Oberſte.

Haben Sie ſchon auf mich gewartet?

Frank. (für ſich)

Was muß ich hören!

Fr. v. Lilienſtein.

Sie kommen heute ſehr ſpät.

Der Oberſte.

Nur der Dienſt hat mich verhindert, früher zurück zu kehren. Auf feindlichem Boden muß ein ehrliebender Anführer auf ſtrenge Mannszucht halten. Für Ihre und Ihrer Unterthanen Ruhe zu ſorgen, iſt eine heilige Pflicht für mich. Deshalb überzeuge ich mich gern ſtets mit eigenen Augen, ob Jeder auf ſeinem ihm angewieſenen Poſten iſt. — Jetzt bin ich davon überzeugt.

Frank. (für ſich)

So? — doch wohl mit Ausnahme; zum Beiſpiel ich? — Dieſen Poſten hat mir der Oberſte doch nicht angewieſen.

Fr. v. Lilienſtern.

Ich hatte mir's vorgenommen, ein wenig mit Ihnen zu hadern, Herr Oberſte.

Der Oberſte.

Mit mir, und weshalb, ſchöne Frau?

Fr. v. Lilienſtern.

Läugnen Sie es nur nicht, Sie haben mir den Strauß von Roſen und Lorbeern auf den Balkon gelegt?

Frank. (für ſich)

Sie glaubt, daß die Blumen ihr beſtimmt geweſen ſind.

Der Oberſte.

Sie thun' mir unrecht, charmante Frau! dieſe Blumen kommen nicht von mir. Einen ſolchen Eulenſpiegelſtreich würd' ich mir nie erlaubt haben.

Fr. v. Lilienſtern.

So? — Iſt das Ihr Ernſt!?

Der Oberſte.

Mein voller Ernſt, auf Ehre! Sagen Sie ſelbſt, was hätte mich dazu beſtimmen können? Sie kennen meine Gefühle, und ich darf hoffen, daß ſie von Ihnen nicht verkannt worden ſind. — Wozu ſolche ſüßliche Empfindeleien, die ſich für einen braven Krieger nicht ſchicken? — Offen und wahr bitt' ich Sie nun, den Mann mit Ihrer Hand zu beglücken, der Ihnen ſchon längſt geſtand, daß er ſolche für die ſchönſte Eroberung auf allen ſeinen kriegeriſchen Streifzügen halten wird. — Was hält Sie ab, mir Ihre Hand am Altar zu reichen?

Frank. (für ſich)

Ach! der Herr Oberſte denken auch an's Heirathen. Es iſt ſein Glück, daß er von mir dazu den Conſens nicht braucht!

Der Oberſte.

Sie ſchweigen? Sie ſtehen ſo ernſt nachdenkend da?

Fr. v. Lilienſtern.

Lieber Oberſte! Ich hab' es Ihnen ja ſchon mehr als einmal geſagt: ich werde mich dazu nur nach dem Frieden entſchließen. — Was würde man von mir denken, wenn ich, unter den jetzigen Verhältniſſen, mich mit einem Mann verbände, welcher als Feind ſich bei mir einquartiert hat?

Der Oberſte.

Nichts weiter, meine Schönſte, als daß Sie eine ehrenvolle Kapitulation abgeſchloſſen, und durch Ihre Reize den Feind beſiegt, und zu Ihrem demüthigen Gefangenen gemacht haben. — Wer kann es Ihnen verargen, wenn Sie ſich in ſo verhängnißvollen Zeiten unter den Schutz der ſiegreichen preußiſchen Fahnen begeben?

Fr. v. Lilienſtern.

Wie oft ſoll ich Ihnen wiederholen, was mich zurückhält — wider meinen Willen. — Ihren Wunſch noch aufzuſchieben. — Was ſollten die Damen von mir denken, die ſich hier zu mir geflüchtet haben? — Ich würde mir eine zu große Blöße geben. — Sie ahnen nichts von unſeren Verhältniſſen, lieber Freund! und ich habe ſorgfältig alles vermieden, bei ihnen den entfernteſten Argwohn zu wecken. — Ich habe mich zu laut und beſtimmt gegen eine zweite Ehe erklärt, um ſo ſchnell als eine Braut aufzutreten. — Ja, ich habe noch heute Roſen meine Einwilligung zu einer Heirath hartnäckig verſagt.

Der Oberſte.

Der arme Teufel, Frank, iſt zu bedauern.

Frank. (für ſich)

Jetzt hat er Mitleid! o der Heuchler!

Fr. v. Lilienſtern.

Keine Seele weiß etwas davon, auf welchem Fuß wir mit einander ſtehen.

Frank. (für ſich)

Außer meine Wenigkeit.

Fr. v. Lilienſtern.

Es iſt die höchſte Zeit, daß wir uns trennen; ſonſt findet uns der Gärtner hier — — Gute Nacht, Lieber!

Frank. (für ſich)

Gottlob! endlich einmal!

Der Oberſte.

Ach! ſchon?

Frank. (für ſich)

Er ſcheint keine Eile zu haben, ſehr natürlich! aber mir kommt's ſehr ungelegen.

Der Oberſte.

So ſchnell willſt Du mich ſchon verlaſſen,
Hartherzig rauben mir mein Glück?

Frank. (für ſich)

Ich muß mich recht zuſammen faſſen,
Sonſt brech' ich hier noch das Genick.

Fr. v. Lilienſtern.

Ich bleib', allein nur einen Augenblick.

Der Oberſte.

Wie hart, ſo ſchnell mich zu verlaſſen.

Fr. v. Lilienſtern.

O, all zu ſchwach,
Gab ich zu viel ſchon nach.

Der Oberſte.

Wie ſelten, ach!
Sind wir allein,
Es winket uns dies Schattendach
Des kühlen Baums! Laß' nun
Uns auf der Bank hier ruhn,
Kein Lauſcher wird hier ſeyn.

Frank.

Das räum' ich ihm nicht ein.

(Der Oberſte führt die Frau von Lilienſtern nach der Raſenbank unter den Baum; er legt ſeine Mütze, ſie ihren Hut auf ſolche.

Der Oberſte.

Zu lang hab' ich geſchwiegen
In ehrfurchtsvoller Scheu,
Doch jetzt dem Wahlſpruch treu,

Tod gilt es, oder ſiegen!
Geſteh' ich frank und frei,
Ich lieb', ich liebe Dich!
(Er knieet vor ihr nieder.)

Frank.

Ei, ei! Mein Nam' iſt auch dabei? —

Fr. v. Lilienſtern.

O, Sie erſchrecken mich!
Auf, auf! ſonſt muß ich fliehen.

Der Oberſte.

Hier werd' ich ewig knieen,
Erhörſt Du nicht mein Fleh'n.

Fr. v. Lilienſtern.

Ich beb', ich wanke — ach!
Es iſt dies Herz zu ſchwach,
Es klopfet bang' und bänger;
Fruchtloſer Kampf, noch länger
Dir ſcheu' zu widerſtehn?

Frank.

O könnte Röschen dies doch ſehn!

Der Oberſte.

Als Unterpfand der Treue,
Nimm dieſen Ring von mir.

Fr. v. Lilienſtern.

(Den Ring nehmend.)
Es ſey gewagt, — ich weihe
Dies Herz voll Liebe Dir!

Beide.

O ſeligſte der Stunden,
Die ewig uns verbunden,
Uns blüht ſchon Eden hier.

Frank.

Den Umſtand muß man nützen,
Die Hochzeit läut' ich mir.
Zum Henker! ganz allein
So auf dem Baum hier ſitzen,
Mehr macht es Höllenpein,
Als Amors Pfeil im Herzen,
Ich leide Höllenſchmerzen,
Denn Arm und Bein,
Schlief längſt mir ein,
Nur nicht die Lieb' im Herzen.

(Frank bewegt ſich auf dem Baume, die Glocken fangen wieder an zu läuten. Der Oberſte und Frau von Lilienſtern erſchrecken.)

Der Oberſte.

(Seine Hand an den Säbel legend:)

Was giebt's da?

Fr. v. Lilienſtern.

Mein Gott! Sie ſetzen mich in die größte Verlegenheit! Fort, fort!

Der Oberſte.

Ich gehorche! Sie ſind aber zu grauſam!

(Beide eilen ſchnell auf entgegengeſetzten Seiten davon. Er vergißt ſeine Mütze, ſie ihren Hut.)

Neunzehnter Auftritt.

Frank.

(Langſam und behutſam von dem Baume ſteigend.)

Was liegt denn hier? Des Oberſten Mütze und der Hut der gnädigen Frau! Das iſt eine erlaubte Beute!

(Er nimmt beide Stücke, und geht damit durch die vom Oberſten aufgelaſſene Gartenthür.)

Zwanzigſter Auftritt.

Taps.

(Mit einem Gewehr auf der Schulter; furchtſam, wagt er es nicht, ſich dem Baume zu nähern.)

Wer da? — Wollt ihr wohl das Maul aufthun? — Steht, ſonſt geb' ich Feuer. — Noch einmal, wer da? — Keine Antwort! — Aha, der fürchtet ſich! — Verdammt! Wenn ich doch nur nicht ſelbſt ſo zitterte, wie Espenlaub! — Courage! verlaß mich nicht! — Heda! — Steht! — Wer da? — In drei Teufelsnamen!

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Frau von Lilienſtern.

(ſehr erſchrocken)

Taps! Taps! ich bin's ja!

Taps.

(der nicht Muth hat, ſich zu nähern.)

Sind Sie's? gnädige Frau! — Sie wirklich?

Fr. v. Lilienſtern.

Ei freilich, wer anders? — So komm' doch näher!

Taps.

Hier bin ich!

Fr. v. Lilienſtern.

Bring' mir doch meinen Hut.

Taps.

Ihren Hut, gnädige Frau?

Fr. v. Lilienſtern.

Ja, meinen Hut. — Er muß dort auf der Raſenbank liegen.

Taps.

Auf der Bank?

Fr. v. Lilienſtern.

Ja, ſag' ich Dir. — Ich hab' ihn vorher dort liegen laſſen.

Taps.

Wer's glaubt!

Fr. v. Lilienſtern.

Haſt Du ihn denn nicht geſehen?

Taps.

Ich kann's beſchwören, nein!

Fr. v. Lilienſtern. (für ſich)

Was hat das zu bedeuten? — (zu Taps) Ich habe den Hut dort liegen laſſen, und wenn Du ihn bis Morgen früh nicht wiederſchaffſt, ſo wirſt Du verabſchiedet. — Du haſt die Aufſicht im Garten, und mußt mir dafür ſtehen. (ab.)

Zwei und zwanzigſter Auftritt.

Taps. Bald darauf der Oberſte.

(Es wird wieder nach und nach heller.)

Taps.

Sie will mir meinen Abſchied geben? Mir! ja, wer's glaubt! — Das wäre doch eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit. — Das ſieht der gnäd'gen Frau gar nicht ähnlich. — Ich will indeß den Hut ſuchen, wie eine Stecknadel. Wenn er hier im Garten geblieben iſt, ſo kann er doch nicht verſchwinden.

(Er ſucht eifrig nach dem Hut, nähert ſich dem Baum, trifft auf den Oberſten, den er anſtößt und darüber heftig erſchrickt.)

Der Oberſte.

Biſt Du's, Taps! Gut, daß ich Dich finde! Wo haſt Du meine Mütze gelaſſen?

Taps. (äußerſt erſtaunend)

Ihre Müze?

Der Oberſte.

Ich hatte ſie hier auf die Bank gelegt.

Taps.

Nicht wahr, dicht bei dem Hut der gnädigen Frau?

Der Oberſte. (für ſich)

Da hab' ich mich ſchön vergallopirt! — (zu Taps) Gieb mir die Mütze ohne Umſtände!

Taps.

Wie ſoll ich das anfangen? Herr Oberſte! — Wenn man Einem etwas geben ſoll, ſo muß man's doch erſt haben.

Der Oberſte.

Du haſt ſie alſo nicht gefunden?

Taps.

Auf mein Gewiſſen, nein!

Der Oberſte. (für ſich)

Wer Henker kann ſie denn genommen haben?

(zu Taps:) Kurz und gut, mein Herr Gärtner! wenn Er mir die Mütze nicht binnen einer Stunde wiederſchafft, ſo hau' ich ihm beide Ohren ab. (ab.)

Drei und zwanzigſter Auftritt.

Taps. (allein)

Die Ohren will er mir abhauen? — Herr Oberſte, gnädigſter Herr Oberſte! barmherzigſter Herr Oberſte! — Er iſt fort über alle Berge! — Da bin ich in eine ſchöne Patſche gerathen.

(nach einer kleinen Pauſe)

Schweig! die gnädige Frau verlangt ihren Hut von mir, der Oberſte ſeine Mütze. Was geht's mich an! — bin ich denn ihr Kammerkätzchen, ſein Kammerdiener? — Beide ſuchen das Verlorne auf dieſer Bank! Für ein Paar Menſchen, die ſich immer ſo ſorgfältig aus dem Wege gehen, als wenn der Andere eine anſteckende Krankheit hätte, müſſen ſie ſich doch hier ziemlich nahe gekommen ſeyn. Sie mögen wohl ſtatt Mütze und Hut, die Köpfe verloren haben. — Unſereins darf's nur den vornehmen Leuten nicht ſagen; wenn ich's mich unterſtände, machten Beide ihre Drohungen gewiß wahr; — ich tröſte mich aber, Gedanken ſind zollfrei.

Still! — Wer kommt denn da ſchon ſo früh? — Ei, ſind Sie's? Herr Wachtmeiſter!

(Es wird die Scene immer heller.)

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Taps. Frank.

Frank.

(Die Mütze des Oberſten auf dem Kopfe, den Hut der Frau v. Lilienſtern in der Hand.)

Ich muß den Augenblick zum Herrn Oberſten, die Sache iſt ſehr dringend und wichtig.

Taps.

Wohl gar eine Ordre zum Aufbruch, um in's Hauptquartier des alten braven Blücher zu rücken?

Frank.

Das iſt wohl möglich!

Taps.

Wollte Gott! der Herr Oberſte bräche gleich auf, und wäre ſchon nach einer Stunde ein Paar Meilen von hier.

Frank.

Weshalb das?

Taps.

Das hat ſeine guten Urſachen. Der Oberſte hat gedroht, mir nach einer Stunde beide Ohren abzuhauen.

Frank.

Da kann ich Dir freilich den Wunſch nicht verdenken. Unſer Oberſte iſt ein Mann von Wort. Davon hab' ich ſchon mehr als hundert Beiſpiele gehabt.

Taps.

(Den Hut in Frank's Hand, und des Oberſten Mütze auf deſſen Kopf gewahr werdend)

Gott ſteh' mir bei! Wach' ich, oder träum' ich? — Das iſt ja der gnäd'gen Frau Hut!

Frank.

Und das meines Oberſten Mütze!

Taps.

Gott Lob und Dank! Welch ein unerwartetes Glück! — Ich behalte meinen Dienſt und meine Ohren!

(Sich nach dem Pavillon wendend)

Herr Oberſte! Herr Oberſte! Hier iſt Ihr verlorner Hut!

(Sich nach dem Schloſſe wendend)

Gnädige Frau! Gnädige Frau! Ihre Mütze hat ſich wieder gefunden!

Frank.

Biſt Du närriſch geworden?

Taps.

Wer's glaubt! Herr Oberſter! gnädige Frau! (läuft ab.)

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Frank, bald darauf Röschen.

Frank.

(ſich unter Röschens Fenſter ſtellend)

Röschen! Röschen!

Röschen.

Biſt Du's, lieber Frank?

Frank.

Geſchwinde, geſchwinde! Mach's allen fremden Damen im Schloſſe bekannt. Deine gnädige Herrſchaft heirathet wieder.

Röschen.

Meine gnädige Frau? — Das laſſ' ich wohl bleiben. Da würd' ich ſchön ankommen, ſie jagte mich auf der Stelle aus dem Hauſe.

Frank.

Thut nichts. Ich nehme Dich in meine Dienſte.

Röschen.

Ich danke ſchönſtens. Umgekehrt ließ' ich's mir zur Noth gefallen.

Frank.

Thu's nur, auf meine Gefahr! — Es iſt bloß eine Kriegsliſt. Ich ſtehe Dir mit Leib und Leben dafür, es iſt mein und Dein Glück.

Röschen.

Du kennſt meine gnädige Frau noch nicht. Sie hat einen entſchiedenen Widerwillen gegen alle Männer und noch mehr gegen alles Heirathen. Dein neues Unternehmen wird ſo wenig fruchten als das erſte.

Frank.

Es kommt ja auf einen Verſuch an. Bei einer jungen Wittwe weiß man nie recht, wie man mit ihr daran iſt.

(Er reicht ihr den Hut der Frau von Lilienſtern in's Fenſter.)

Hier, nimm dieſen Hut. Es iſt ein Zettel daran, den lies erſt: der wird Dich lehren, was Du zu thun haſt. Mit dem Oberſten nehm' ich's auf.

Röschen.

Das läuft gewiß ſchlecht ab.

(Sie macht das Fenſter zu und zieht ſich zurück.)

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Frank. (allein)

Meine Hekrath geht im vollen Carriere; über Hals und Kopf.

Ein feiges Herz
Kein ſchönes Mädchen freit,
Vorwärts! vorwärts!
Wie Blücher, Amor ſchreit,
Mein Plan zur Schlacht
Iſt taktiſch ſchon gemacht.

Schmachtende Blicke
Zuerſt ich ſchicke
In's feindliche Land,
Preis geb' ich ſie.
Als Vortrab wird
Dann aber Amor abgeſandt,
Ein Seufzer girrt
Von Sympathie,
Und auf der Sehnſucht Schwingen
Er es verſucht
Den Feind geſchickt zu zwingen.
Raſch hinterdrein,
Es muß das Hauptcorps ſiegen,
Und als Reſerve ſtell' ich fein,
Nach ſchwerem Kampfe, das Vergnügen.

Mir kocht das Blut,
Ich fühle Muth

Mir Myrthen zu erkämpfen,
Raſch greif' ich an,
Denn ſo nur kann
Der brave Mann
Den Uebermuth
Der loſen Weiber dämpfen.
Der ſüße Streit
Geht nie zu Ende,
Zuweilen beut
Ein kluger Mann
Aus Vorſicht zwar die Hände
Zum Waffenſtillſtand an,
Doch nur, daß er auf's neue
Des ſchönſten Siegs ſich freue.

Nun eingehauen!

(Er nähert ſich der Thüre des Pavillons.)

Herr Oberſt! Herr Oberſt!

Sieben und zwanzigſter und letzter Auftritt.

Frank. Fräulein von Bergheim. Frau von Lilienſtern, ihre ſämmtlichen Freundinnen, der Oberſt, Bauern und Bäuerinnen, Röschen, Taps.

Chor.

Wahre Liebe, ſcheu verſchwiegen,
Oeffnet den verſchloßnen Mund,

Und die Tapferkeit wird ſiegen,
Iſt mit Amor ſie im Bund.
Laßt der Freude Ruf ertönen.
Goldner Preis! der Schönheit Hand
Soll den Heldenmuth bekrönen,
Welche eint ein ſüßes Band!

Fr. v. Lilienſtern.

Wie ſoll ich dies verſtehn?
Wer kann dies Räthſel mir erklären?

Fräulein v. Bergheim. (ſchalkhaft)
(Auf den Oberſten zeigend, der eben aus dem Pavillon tritt.)

Belieben Sie hierher zu ſehn,
Nur der kann gründlich Sie belehren.

Der Oberſte.

Was giebt's? —
(ſich zu den Damen wendend.)
Ich bitte zu verzeih'n!
Daß ich Ihr Singen unterbrochen,
Ich hörte meinen Namen ſchrei'n.

Fr. v. Lilienſtern.

Von welchem Band wird denn geſprochen?

Röschen. (tritt auf.)
(Sie hat den Hut der Frau v. Lilienſtern auf, und nähert ſich ſchüchtern und den Blick zur Erde geſenkt.)

Von meiner gnäd'gen Frau! Sie willigen doch ein?

Fr. v. Lilienſtern.

Nicht möglich! Du? —

Röschen.

Es kann nicht anders ſeyn,
Ach! wer kann ſeinem Schickſal widerſtreben?

Frank. (zu dem Oberſten)

Ich bin das Schickſal, ich, wenn den Conſens Sie geben.

Der Oberſte.

Was fällt dem wilden Trotzkopf ein?
Einmal für allemal, es bleibt bei'm Nein!

Fr. v. Lilienſtern. (zu Röschen)

Ich bin Dir viel zu gut,
Um thöricht Deinen Willen,
Leichtſinn'ge, zu erfüllen.
Es zeugt von Uebermuth!
Das Bitten kannſt Du ſparen,
Die Heirathsluſt laß fahren,
Ich geb's nicht zu, und damit gut!

Röschen. (für ſich)

(Noch ſiehet ſie nicht ihren Hut.)

O wollten Sie mit einem Blick
Nur auf mich armes Mädchen ſehen,
Ihr Herz erweichte dann mein Flehen,
Mild nähmen Sie Ihr Wort zurück.

Fr. v. Lilienſtern.

(Röschen anblickend und den Hut erkennend)

Was ſeh' ich? — meinen Hut trägſt Du?
Bekenne, wie kamſt Du dazu?

Röschen.

Früh, als die Nacht ſchon halb verſchwunden,
Hab' ich ihn hier auf dieſem Platz gefunden.
(Auf die Bank deutend)

Fr. v. Lilienſtern.

Hier, Röschen hier? —
(Nach einer Pauſe)
Es mag drum ſeyn,
Ich will'ge in Dein Bündniß ein!

Frank.

Ein Hinderniß iſt überwunden,
Herr Oberſte, was meinen Sie,
Hab' ich, aus Herzensſympathie,
Bei Ihnen Nachſicht auch gefunden?

Der Oberſte.

Die Worte kannſt Du ſparen,
Ein tüchtiger Huſar
Treibt Amorn ſelbſt in Paaren,
Bedroht ſein Herz Gefahr.
Dich ſelber zu bezwingen,
Dies forde' ich jetzt von Dir,
Kalt floh ich Hymens Schlingen,
Ein Beiſpiel nimm an mir!

Frank.

Das eben iſt mein Wille,
Mein feſter Vorſatz jetzt,
Nicht eigenſinn'ge Grille;
Ich hab' in aller Stille
Nicht eine leere Grille,

Was Beſſ'res wohlbedächtig
Nicht in, mir auf den Kopf geſetzt.
Sehn Sie! —

Der Oberſte.

(Frank näher betrachtend, wird er ſeine Mütze auf deſſen Kopf gewahr)

Wie, meine Mütze?

Frank.

Sie lag auf dieſem Sitze.
Ich ſah ſie geſtern Abend dort,
Doch Sie nicht mehr, und nahm ſie fort.

Der Oberſte.

Ja ſo! — Ei nun, es mag drum ſeyn,
Du kannſt Dein Mädchen frei'n.

Fr. v. Lilienſtern.

Die Hochzeitkoſten werd' ich tragen.

Frank und Röschen.

O, tauſend Dank!

Frank.

Sie werden mir's verzeih'n:
Zwei könnten ja an einem Tage ſeyn,
Zwei Fliegen Sie mit einer Klappe ſchlagen.

Der Oberſte.

Was fällt dem närr'ſchen Kauz doch ein!

Fr. v. Lilienſtern. (lächelnd:)

Wozu durch Zwang uns länger quälen,
Ich heuchle keinen Kaltſinn mehr.

Der Oberſte.

Wie könnt' ich länger ein Gefühl verhehlen,
Die Rolle iſt für mich zu ſchwer!
(Er küßt der Frau von Lilienſtern die Hand)

Beide.

Verſchwiſtert gleich Gefühl die Seelen,
Iſt fruchtlos jede Gegenwehr!

Taps (auftretend) zu **Frank.**

Wo iſt er, der mir ins Gehege
Bei meinem Röschen tückiſch kam?
(Macht die Geberde des Prügelns)
Zugut' hat er bei mir noch Schläge!

Frank.

Damit hat es nun gute Wege,
Ein friedlich Ende alles nahm.

Taps.

Ich laſſ' mir keine Naſe drehen,
Den Unhold ſchlag' ich krumm und lahm.

Frank.

(an den Säbel ſchlagend)
Die Luſt laſſ' Er ſich hübſch vergehen,
In mir ſieht Er ihn vor ſich ſtehen,
Und zwar, als Röschens Bräutigam.

Taps.

Wer's glaubet, doch ich glaub' es nicht.

Fr. v. Lilienſtern und der Oberſte.

Er nur die reine Wahrheit ſpricht.

(Der Oberſt führt Frank zu Röschen und die Fr. v. Lilienſtern Röschen Frank entgegen, indem ſie Beider Hände vereinigen.)

Fr. v. Lilienſtern und der Oberſte.

Nun wird doch jeder Zweifel ſchwinden,
Da, wie Du ſiehſt, wir ſelbſt dies Paar
Zu einem ew'gen Bund verbinden.

Taps.

Zwar iſt die Sache mir nicht klar,
Doch muß man ſich in Alles finden,
Ich wünſche Glück,
Und preiſe mein Geſchick,
Daß Sie, nicht ich,
Zur Frau den Wildfang ſich genommen;
Denn ſicherlich
Würd's meinem Haupt
Nicht ſonderlich bekommen.

Frank.

Wer's glaubt! wer's glaubt — —

Der Oberſte. (zu Taps.)

Ein Dummkopf hegt doch immer Tücke!
Es fällt bei Dir der Fuchs mir ein,
Dem ſauer ſtets zu hoher Wein.
(Den Arm um Frau von Lilienſtern ſchlagend)
Sprich, fallen Dir bei meinem Glücke
Auch Hageſtolzen-Zweifel ein?

Taps.

Nein, gnädigſter Herr Oberſt, nein!

Schon der Reſpekt verbeut
Mir Zweifel und Bedenklichkeit.
Ein Held, wie Sie, muß glücklich ſeyn!

Fräulein v. Bergheim.

Bekanntlich Kinder
Und Narren nicht minder
Die Wahrheit ſagen,
Drum trifft auch dieſer Ausſpruch ein.

Chor der Damen.

Nicht nur in Euren Blüthentagen,
Auch in des Herbſtes Dämmerſchein
Wird treue Lieb' Euch noch erfreu'n.

Chor der Bauern und Bäuerinnen.

So wird, ſo ſoll, ſo muß es ſeyn!

Röschen.

Sucht Amor liſt'ge Beute,
Verhüllt er leiſe ſchleicht;
Doch wenn ſich Hymen zeigt,
Tönt fröhlich Feſtgeläute,
Wohl dem, dem es wie mir ertönt,
Und ſtreng verborgne Sehnſucht krönt.

Frank.

Trompeten gleich erſchallet
Dem braven Martisſohn
Der Glocken dumpfer Ton,
Wenn er zum Altar wallet,
Denn dort erbeutet er nicht Erz,
Das Köſtlichſte: ein treues Herz.

Taps.

Es kann in ſeinem Garten
Des Gärtners Müh' und Fleiß
Zwar manches zarte Reis,
Doch nie ein Röschen warten;
Denn, wenn er nur zur Seite blickt,
Hat es ein Andrer ihm gepflückt.

Der Oberſte.

Wer Lorbeern ſich errungen,
Geſiegt in heißer Schlacht,
Erliegt der Schönheit Macht,
Von Amors Pfeil bezwungen;
Doch gern er ſich gefangen giebt,
Wo Gegenliebe Schonung übt.

Des Vaterlandes Retter
Umſtrahlt des Nachruhms Glanz;
Doch in den Lorbeerkranz
Flicht Liebe Myrthenblätter.
Wer kühn im Kampf das Schwert geführt,
Der Liebe Glück zum Lohn gebührt.

Chor.

Wer kühn im Kampf das Schwert geführt,
Der Liebe Glück zum Lohn gebührt.

Sächsische Landesbibliothek Dresden

Inhalt.

Das zerbrochne Bein. Poſſe in Einem Aufzug. Seite 1
Der Kranke im Hoſpital. Poſſe in Einem Aufzug. — 45
Der Selbſtmord. Poſſe in Einem Aufzug. — 87
Der Langweilige. Poſſe. — 127
Die Gelegenheitsgedichte. Ein dramatiſcher Schwank. — 157
Huſarenliebe, oder: Die Heirath auf den Huſch. Luſtſpiel mit Geſang in Einem Aufzuge. — 173

Berlin, gedruckt bei C. A. W. Schmidt.

J. N. Bouilly's

Erzählungen.

J. N. Bouilly's

Erzählungen.

Zur

Aufmunterung für die Jugend.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Karl Müchler.

Mit Sechs colorirten Kupferſtichen.

Berlin,
bei J. W. Haſſelberg.

1825.

t. J[oann] N[icevso]

Sächsische
Landesbibliothek
24. NOV. [illegible]
Dresden

G

Bei den Franzoſen gehört **Bouilly** zu den beliebteſten jetzt lebenden Schriftſtellern für die Jugend. Seine Geſchichten für meine Tochter, ſein Rath an meine Tochter, ſeine Geſchichten für junge Frauen ꝛc. haben mehrere Auflagen erlebt. Auch in Deutſchland ſind ſolche, ſelbſt in doppelter Ueberſetzung, erſchienen.

Nur ſeine Schrift: **Les encouragemens de la Jeunesse**, iſt unüberſetzt geblieben. Der Grund davon liegt wohl hauptſächlich, zum Theil an dem zu blumenreichen und geſuchten Styl, zum Theil weil der Verfaſſer darin ſeinen Nationalcharakter nicht verleugnet, und ſeinen mehr oder minder berühmten Landsleuten und überhaupt ſeiner Nation mit zu verſchwenderiſcher Hand Weihrauch geſtreut hat. Abgeſehen davon, enthält dieſes Buch kleine intereſſante Epiſoden aus dem Leben beliebter, in der gelehrten Welt rühmlich bekannter Franzöſiſcher Schriftſteller, die dadurch noch mehr Intereſſe erwecken müſſen, weil ſie auf Wahrheit beruhen.

Dies erwägend, ſind daher dieſe Erzählungen keinesweges wörtlich überſetzt, ſondern nur, mit Weglaſſung aller ermüdenden Breiten, aller zu geſuchten Wendungen und alles an Schmeichelei gränzenden Lobes, in das Deutſche übertragen worden, in der Hoffnung, daß ſie in dieſer Nachbildung der Jugend reifern Alters eine belehrende und unterhaltende Lektüre in den Stunden der Muße gewähren dürften.

[illegible] K. M.

Inhalt.

Berquin's Krankheit . . . . Seite 1

Der Verſöhner, oder Dumouſtier zu Vincennes . . „ 17

La Harpe's Schlummer . . . . „ 33

Bernardin von St. Pierre's Spaziergang . . . . . . „ 47

Marmontel zu St. Brice, oder die Abendvorleſungen „ 63

Florian's Hund . . . . „ 87

St. Lambert's Geburtstag . . . . „ 109

Delille's Diné, oder die blaue Sonnenuhr . . . . . . „ 125

Laujon's Gedicht zur Feier eines Geburtstages . . . „ 147

Collin d'Harleville's Fliederlaube . . . . „ 163

Sedaine im Schauſpielhauſe . . . . „ 181

Legouvé's Reiſe ins Seebad . . . . „ 195

Lemierre's Pilgerfahrt . . . . „ 231

Barthelemy an dem Ufer der Loire, oder der kurze Verhaft . . . . „ 251

Berquin's Krankheit.

Berquin, als Schriftſteller für die Jugend, in Frankreich und auch im Auslande rühmlich bekannt, war von Natur ſchwächlich, und kränkelte faſt beſtändig; nur durch die Sorgfalt ſeines berühmten Arztes, des Eſſarts, der mehr als dies, auch ſein theilnehmender Freund war, und durch ſtrenge Befolgung der ärztlichen Vorſchriften, konnte er dem Triebe ſeines Herzens, wohlthätig auf die zarten Gemüther der Kinder zu wirken, Genüge leiſten.

Er hatte zu Paris eine meublirte Wohnung in einer ſtillen Gegend inne. Das Haus lag in einer kleinen Straße in dem Revier Montmartre, und die kleine Gartenallee ſtieß an die Mauer einer großen, die zu dem Schloſſe eines Herzogs gehörte, aus einem der älteſten Geſchlechter Frankreichs abſtammend.

Berquin's Gutmüthigkeit, und ſeine Liebe zu Kindern, hatten ihn in der ganzen Nachbarſchaft bekannt und beliebt gemacht. Wenn er ſich auf der Straße ſehen ließ, zeigten ihn die Mütter ihren Kindern und ſagten: „Seht, da geht euer freundlicher Lehrer!“ und nun drängten ſich die Kleinen um ihn her, und ſahen mit unbefangener Neugier nach ihm empor. Er reichte ihnen dann freundlich die Hand, klopfte ihnen die vollen rothen Wangen, drückte auch wohl einen Kuß auf die unſchuldiglächelnden Lippen und ſpendete ihnen aus ſeinen ſelten ganz leeren Taſchen Zuckerwerk oder Obſt, wie es die Jahreszeit bot. Durch dieſe herablaſſende Zutraulichkeit gegen die Kinder erwarb er ſich immer mehr die Gunſt der Aeltern. Man ſuchte ſeine nähere Bekanntſchaft, er wurde der Hausfreund vieler Familien aus allen Ständen in dem Revier, ihr Rathgeber in zweifelhaften Fällen, ihr Tröſter in Widerwärtigkeiten und ihr Schiedsrichter bei häuslichem Zwiſt. Man unterwarf ſich um ſo bereitwilliger ſeinen Ausſprüchen, da er ſtets den ſchuldigen Theil mit einer Schonung behandelte, die, nicht erkünſtelt, einem weichen, nachſichtigen Herzen entquoll.

Mehrere Jahre hatte Berquin ſeine hochbejahrte Mutter gebeten, ihren Wohn- und ſeinen Geburtsort Bordeaux zu verlaſſen, und den Reſt ihres Lebens bei ihm zuzubringen. Sie hatte dies immer abgelehnt. Hat man ein gewiſſes Alter erreicht, ſo hält es ſehr ſchwer, ſich aus einer langgewohnten Lage in eine andere unbekannte zu verſetzen. Sie ſollte Bordeaux, wo ihr jede Straße, faſt jedes Haus genau bekannt war, wo noch ſo viele ihrer Jugendgeſpielinnen lebten, wo ſo viele Gegenſtände ſüße Erinnerungen früherer ſchöner Jugendtage in ihr erweckten, mit dem großen, geräuſchvollen, ihr ganz fremden Paris vertauſchen; dazu konnte ſie ſich nicht entſchließen, ſo oft und dringend auch ihr zärtlicher Sohn ſie mit Bitten beſtürmte, einen ſo billigen Wunſch, der das höchſte Glück ſeines Lebens ausmachen würde, zu erfüllen. Endlich trug doch die Liebe zu ihrem Sohn den Sieg über alle andere Bedenklichkeiten davon, und ſie traf die Vorkehrungen zu dieſer Reiſe. Berquin, trunken von Freude über dieſe Nachricht, zählte mit Ungeduld die Tage, Stunden, Augenblicke, wo er die geliebte und verehrte Mutter wieder ſehen und in ſeine Arme ſchließen würde. Mit zartſinniger Aufmerkſamkeit hatte er, dicht neben ſeinem Zimmer, eins für ſeine Mutter einrichten laſſen, möglichſt ähnlich demjenigen, das ſie in Bordeaux bewohnte. Man fand darin die nämliche altfränkiſche Tapete, ein Paar große Vaſen von Japaniſchem Porzellan, ein Kreuz von ſchwarzem Ebenholz mit einem Chriſtus aus Elfenbein, auf einem mit ſchwarzem Sammet überzogenen Geſtelle. Die kleine Bücherſammlung beſtand aus Erbauungsſchriften; ihr Bette hatte die Form eines Sarkophags; die ausgeſchweifte Kommode war mit mancherlei Holzarten, Perlenmutter und Elfenbein ausgelegt; ein Tiſch von einer blankgeſcheuerten Meſſingplatte ruhte auf ſchwarz gebeizten Rehfüßen, und auf dem Kaminſchirm war die Geſchichte der drei Männer im feurigen Ofen zu ſehen. — Kurz er hatte nichts geſpart, um die Mutter zu überraſchen, und ſie, mitten in Paris, ſo viel es nur thunlich war, wieder in die nur ungern verlaſſenen Umgebungen verſetzen.

Aber das Schickſal, das ſo oft unſere ſüßeſ Hoffnungen unbefriedigt läßt, erfüllte auch Be quin's ſo lange mit Sehnſucht genährten Wun nicht. Die Mutter erkrankte an dem zu ihrer Abre beſtimmten Tage, und genas nicht wieder. Sie ſta und kaum hatte ſie es noch vermocht, mit zitternd Hand, ihm ihr letztes Lebewohl zu ſchreiben. Sie dauerte, daß ſie ihn nicht noch einmal vor ihr Tode ſehen und an ihr mütterliches Herz drück könne, fügte aber mit frommer Ergebung hinzu: „ unterwerfe mich dem Willen desjenigen, der Alles unſerm Beſten lenkt, mit der troſtvollen Zuverſic daß wir uns einſt in einer beſſern Welt, wo kei Trennung mehr ſtatt findet, wieder ſehen werden.“

Berquin erſchütterte dieſer Tod ſehr. Er w außer ſich vor Schmerz, und machte ſich ſelbſt die b terſten Vorwürfe, daß er nicht noch dringender dara beſtanden, ſeine Mutter zu dieſer Reiſe früher zu wegen. In ſich verſchloſſen, ſchien er ſelbſt für Liebkoſungen der Kinder, die ſonſt leicht jede Wolke v ſeiner Stirne gleichſam mit einer unwiderſtehlich Zauberkraft zerſtreuten, unempfindlich; er war einſ big und kalt, ſein ſtarres Auge entbehrte der Wo that der Thränen, und menſchenſcheu verließ er ſ nie ſein einſames Zimmer.

Ein ſolcher gefliſſentlich genährter Gram muſ eine ſehr nachtheilige Wirkung auf ſeine ſchon ſchwache Geſundheit haben und ſeine ſehr reizbare Nerven noch mehr angreifen. Ein heftiges Fieber warf ihn auf das Krankenlager, und man fürchtete für ſein Leben.

Des Eſſarts beſuchte ſeinen kranken Freund; er verhehlte es nicht, daß er bei Berquin's fortdauernden Fieberphantaſieen wenig Hoffnung habe, ihn vom Tode zu retten. Die Nachricht davon erregte allgemeine Beſtürzung und Trauer in der ganzen Nachbarſchaft. Faſt alle Kinder aus dem Revier Montmartre belagerten von des Morgens früh bis ſpät des Abends Berquin's Wohnung. Mehrere brachten Heu und Stroh, und ſtreuten es auf das Pflaſter vor ſelbiger, damit das Geräuſch der vorüberrollenden Wagen ihn nicht erſchüttern möge; andere hielten ſogar an den beiden Enden der kleinen Straße Wache, und baten die ſich nähernden Kutſcher und Fuhrleute, einen Umweg zu nehmen. Wer den Grund dieſer Vorſicht nicht wuſte, muſte glauben, daß hier ein ſehr vornehmer Kranker wohne, und viele wunderten ſich nicht wenig, daß man ſo viele Umſtände um einen Mann mache, der nur ſehr beſchränkt von dem Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten lebe. Aber hier erſetzte zarte Liebe und heuchelloſe Ergebenheit unverdorbener kindlicher Herzen reichlich, was ſonſt nur der hohen Geburt und dem Reichthum, als ausſchließliches Vorrecht, zu Theil zu werden pflegt.

Der ſiebente Tag war entſcheidend. Es w
Kriſis der Krankheit, und die Kinder, die dav
hört hatten, ſchwebten in der größten Unruhe.

Des Eſſarts hatte an dieſem Tage lan
dem Bette des Kranken geſeſſen und ihn genau
achtet. Seine Pflicht als Arzt rief ihn zu A
die ſeiner Hülfe bedurften; er erklärte aber,
unfehlbar am Abend wiederkommen und die
über nicht von Berquin's Seite weichen wü

„Es ſteht dem Kranken eine große Kriſis b
ſagte er: „ſie muß den Ausſchlag geben. Er h
„mir anvertraut; ein großer, und wahrlich der
„Theil der Einwohner von Paris und faſt all
„der erwarten von mir, daß ich nichts verabſc
„werde, was Kunſt, Vorſicht und Eifer vern
„um ihn zu retten. Es iſt ein heiliges Pfand
„man mir übergeben hat, und ich wäre nicht
„es zu beſitzen, wenn ich es nicht mit allen m
„Gebote ſtehenden Mitteln zu erhalten ſuchte.“

Nach Sonnenuntergang fand ſich der Arzt
der ein, und ſetzte ſich zu dem Kranken, der ſcho
wußtlos in den letzten Zügen lag.

Rund umher herrſchte Todesſtille. Alle Kind
Nachbarſchaft harrten mit ängſtlicher Ungeduld
eine erfreuliche oder zerſchmetternde Botſchaft übe
Schickſal ihres geliebten Freundes. Sie hatten
in mehrere Gruppen vertheilt. Die erſte befand
vor der Thür des Krankenzimmers, bang' horc

kaum Athem ſchöpfend, und theilte mit leiſem Geflüſter Alles, was ſie erlauſchte, ſogleich einer zweiten Gruppe von Spielgenoſſen mit, welche auf der Treppe des Gartens ſich gelagert hatte. Eine dritte war vor der Hausthür, und machte die frohen oder niederſchlagenden Nachrichten, die ſie erhielt, durch die ganze Straße und ſelbſt in den daranſtoßenden, den theilnehmenden Bewohnern kund.

Des Eſſarts bemerkte endlich, bei dem letzten Löffel eines Trankes, den er dem mit dem Tode ringenden Berquin von Zeit zu Zeit mühſam eingeflößt hatte, daß dieſe Arznei die von ihm ſo ſehnlich gewünſchte Wirkung that. In der erſten Aufwallung der Freude rief er laut aus:

„Gottlob! er iſt gerettet!“

Kaum hörten die Knaben und Mädchen vor der Thür dieſen Ruf, ſo tönte er freudig von ihren Lippen wieder.

„Berquin iſt gerettet!“ riefen die Kleinen im Taumel des Entzückens; einige hoben die Augen und Hände dankbar zum Himmel empor, andere knieten in kindlichfrommer Begeiſterung nieder.

„Stille! ſtille, Ihr Kleinen!“ ſagte der Arzt, die Thür öffnend: „hoffentlich iſt Euer Freund außer Gefahr. Aber Ihr müßt Euch ja recht artig und ruhig verhalten, denn das kleinſte Geräuſch, die geringſte Erſchütterung der Nerven kann für ihn tödtlich werden.“ —

Wir wollen mäuschenſtille ſeyn, lieber Herr Doktor! lispelten die Kinder, und riefen ſich dann wechſelweiſe zu: ſtille! ſtille! — Sie ſchlichen ſich nun leiſe davon, um dieſe fröhliche Botſchaft ihren Schulkameraden und Spielgenoſſen, ihren Aeltern und Angehörigen zu verkünden. — Einige Schritte von dem Hauſe entfernt, machten ſie aber ihrem gepreßten Herzen Luft und ſchrieen jubelnd:

„Er iſt gerettet! wir werden ihn wieder ſehen!“

Des Eſſarts hatte ſich nicht getäuſcht. Der gefahrvollſte Moment war glücklich überſtanden, die Krankheit gebrochen; aber mit der Geneſung ging es nur ſehr langſam. In Berquin's ſonſt lebhaften Augen war das Feuer erloſchen, aus ſeinen erſchlafften Zügen ſprach finſtere Schwermuth. Seine Nerven waren ſo angegriffen, daß er an Schlafloſigkeit litt, und ſo reizbar, daß er oft, bei der unbedeutendſten Veranlaſſung, laut aufſchrie. Der Arzt hatte mancherlei verſucht, dieſe Reizbarkeit zu mildern, und er bemerkte, daß der Anblick von Blumen und eine ſanfte Muſik auf ſeinen Freund eine wohlthätige Wirkung machten. Kaum war dies bekannt geworden, ſo brachten ihm ſeine kleinen Freunde ſogleich die ſchönſten Blumen, die lieblichſten Pflanzen. Täglich ſtanden neue, gleich erfreulich für das Auge wie für den Geruch, auf dem Sims ſeines Kamins, auf ſeinen Fenſterbrettern und ſeinem Arbeitstiſch. Jeder ſteuerte ſo viel dazu bei, als es ſeine Kräfte nur vermochten. Die Obſt- und Kuchenverkäuferinnen verloren auffallend ihre jungen Kunden; dagegen ſtanden ſich die Mädchen, welche auf den Straßen Blumen feil hatten, ſehr gut.

Für Blumen war geſorgt; es kam nun nur darauf an, auch durch Muſik heilſam auf ihn zu wirken. Die gutmüthigen Kinder trieben drei Drehorgelſpieler auf und bezahlten ſie dafür, daß ſie ſich unter Berquin's Fenſter ſtellen, und auf ein gegebenes Zeichen ſich hören laſſen ſollten. Die Muſik begann; es war aber ein ſolches Gemiſch von kreiſchenden, widerlichen und ohrzerſchneidenden Tönen, daß es bei dem nur langſam Geneſenden die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen mußte. Er ſchickte ſogleich ſeinen Diener auf die Gaſſe, um dieſem abſcheulichen Ständchen ein Ende zu machen. Anfänglich war er darüber ſehr entrüſtet, als er aber die Veranlaſſung zu dieſer unerfreulichen Ueberraſchung erfuhr, ſo entſchuldigte er dieſen Mißgriff wegen der dabei zum Grunde liegenden Abſicht, und zum erſtenmale ſchwebte wieder auf ſeinen bleichen Lippen ein Lächeln.

Aber am folgenden Abend wurde er durch ſüße, harmoniſche Töne, ganz geeignet, ihn in eine ſanfte Ruhe zu wiegen, überraſcht. Des Eſſarts war auch der Arzt des benachbarten Herzogs, bei dem drei Nichten wohnten, deren Vormund der Letztere war. Die jungen Mädchen erkundigten ſich, ſo oft er dem Herzog einen Beſuch machte: wie es mit Berquin ſtände?

Er erzählte den komiſchen Mißgriff der Kinder mit den Drehorgeln, und ſetzte hinzu, er ſey jedoch feſt überzeugt, daß eine liebliche Muſik, mit gehöriger Vorſicht in Anwenduug gebracht, ſehr viel dazu beitragen müſſe, die völlige Wiederherſtellung Berquin's zu beſchleunigen.

Die drei Jungfrauen beſchloſſen nun, heimlich dieſen Wink des Arztes zur Herſtellung eines Mannes zu benutzen, deſſen Schriften ſie mit ſo vielem Vergnügen geleſen hatten. Als daher die Dämmerung eintrat, ließen ſie an das äußerſte Ende des Gartens ihres Oheims, in eine Laube, nicht weit von Berquin's Fenſter, die zu ihrem Vorhaben nöthigen Inſtrumente bringen. Die Aelteſte begleitete mit der Harfe ihre beiden jüngeren Schweſtern, welche einige recht ſanft klingende Kompoſitionen auf dem Pianoforte ſpielten.

Als Berquin dieſe ſüßen Töne vernahm, glaubte er anfänglich, er habe dieſen für ihn ſo wohlthätigen Genuß lediglich dem Zufall zu danken. Aber am folgenden Abend, wo dieſe Muſik wieder begann, bemerkte er, daß man recht gefliſſentlich nur die allerſanfteſten und einem zur Wehmuth geſtimmten Herzen zuſagenden Weiſen wählte. Er ahnete nun, daß dies geheimnißvolle Konzert wohl ſeinetwegen veranſtaltet ſey. Seine Ahnung wurde zur Gewißheit, als er einige Tage darauf drei liebliche Stimmen hörte, die, begleitet von dem Pianoforte, mehrere ſeiner Idyllen nach einer ihm unbekannten Kompoſition ſangen. Unter andern wurde jene, wo zwei Kinder den Gott der Hirten um die Geneſung ihres armen, kranken Vaters anflehen, in ſo lieblichen Tönen und auf eine ſo rührende Weiſe vorgetragen, daß er ſich kaum der Thränen erwehren konnte, und in dieſem Moment erſt ſelbſt recht lebendig fühlte, wie ſehr ihm dies Gedicht gelungen ſey. In der Brüſtung des Fenſters ſitzend, und mit ſpähenden Augen auf die einſame Laube blickend, deren Zweige über die Mauer ragten, und von woher dieſe Zaubertöne zu ihm herüber ſchwebten, rief er, ſo laut er es vermochte:

„Dank! tauſendfachen Dank! Ihr freundlichen
„Weſen! die Ihr mit Engelstönen Ruhe in das Herz
„eines Kranken zu bringen ſucht. — Womit hab' ich
„dieſe Huld verdient?"

Mit zitternder Stimme antwortete man ihm:

„Haben Sie denn ganz vergeſſen, was Sie ſo
„anmuthig und lehrreich für die Jugend geſchrieben
„haben?" — und plötzlich wurde es ſtille.

Wohl vierzehn Tage währten dieſe abendlichen Konzerte. *Berquin* empfand den heilſamen Einfluß davon merklich. Ruhe kehrte in ſein noch aufgeregtes Gemüth zurück, ein erquickender Schlummer ſchloß ſeine brennenden Augen. Er durfte nun, mit Genehmigung des Arztes, das Zimmer verlaſſen, man brachte ihn in den Garten, hier ſetzte man ihn in einen Rollſtuhl, und ſeine kleinen Freunde wetteifer-

ten, ihn darin herumzufahren, und überließen
unter ſeinen Augen, ihren muntern Spielen.
war er völlig geneſen.

Den erſten Gebrauch, den Berquin von
Herſtellung machte, beſtand darin, ſeinen Da
ſeinen liebenswürdigen jungen Nachbarinnen
ſtatten. Des Eſſarts, der ihm über Alles vo
dig Aufſchluß gegeben hatte, ſtellte ihn dem
und deſſen drei Nichten vor.

Er näherte ſich den drei holden Jungfrauen
den Worten:

„Sie ſehen hier einen Menſchen vor ſich
„den Freuden des Lebens wiedergeſchenkt worde
„Dies iſt Ihr Werk! Ihrer zartſinnigen Au
„ſamkeit, Ihrer unermüdeten Güte verdank' i
„Ruhe meines von Gram zerrütteten Gemüths
„ſoll, wie kann ich je dieſe Schuld abtragen?“

Das kann Ihnen nicht ſchwer fallen, verſe
Aelteſte: fahren Sie fort, wie bisher, der Rat
und Lehrer der zarten Kindheit zu ſeyn.

„O!“ rief Berquin aus, „darauf we
„mich nun nicht mehr beſchränken! Ich will alle
„Kräfte aufbieten, um auch der holden reifern
„gend nützlich zu werden, denn ich bin ihr
„Schuldner. Was Sie für mich gethan haben
„meiner Schriftſtellerei einen weitern Wirkung
„eröffnet, und ich habe ſchon den Plan zu an
„Jugendſchriften entworfen, die, wenn ſie mir

ſich,
Bald

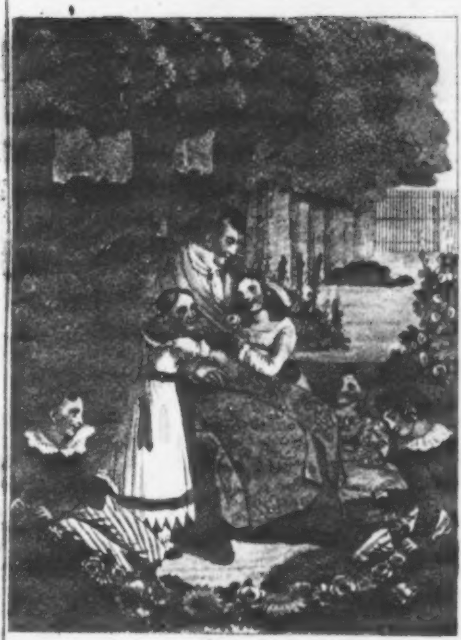
einer
k bei
abzu-
ſtän-
erzog

mit

der
iſt.
merk-
die
Wie

te die
geber

' ich
meine
Ju-
wiger
hat
kreis
deren
gelin-



„gen ſollten, Ihnen ihr Daſeyn zu verdanken haben."

Berquin ſchrieb nun auch bald darauf mehrere Schriften für die ſchon herangewachſene Jugend [*]), die nicht allein von der Akademie mit dem Preiſe gekrönt, ſondern auch allgemein mit Beifall aufgenommen wurden.

Wenn er damit beſchäftigt war, erinnerte er ſich faſt ſtets dabei der Drehorgeln und der drei Mädchen, die ſeine Idyllen ſo rührend geſungen hatten, und darauf bezieht ſich die Stelle in einer ſeiner Jugendſchriften:

„Welch eine ſüße Aufmunterung iſt es für mein „Herz, wenn ich daran denke, daß Tauſende von denen, die einer aufblühenden Generation angehören, „ſich meiner noch ſpät mit Liebe erinnern werden."

---

[*]) L'Ami des Adolescens. Le Livre de Famille. La Connaissance de la Nature.

Der Verſöhner

oder

Dumouſtier zu Vincennes.

Dumouſtier, durch manche gelungene literariſche Arbeit in ſeinem Vaterlande und auch im Auslande, vorzüglich durch ſeine *Briefe an Emilien über die Mythologie* bekannt, zeichnete ſich nicht nur durch die liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Herzens und Kopfes, ſondern auch durch eine einnehmende Geſtalt und den Wohllaut ſeiner Stimme aus. Sein Blick flößte Vertrauen ein; was er ſprach, wurde in einem ſo ſanften Tone geſagt, daß man ſich zu ihm hingezogen fühlte. Man wünſchte ſeine nähere Bekanntſchaft, und wenn dieſer Verſuch erreicht war, mußte man ihn liebgewinnen. Allen literariſchen Umtrieben abhold, beſchränkte er ſich auf einen kleinen Kreis von Freunden, und auch ſelbſt hier äußerte er ſich über ſeine Widerſacher und Neider mit der Schonung eines beſcheidenen Schriftſtellers, der die Unvollkommenheiten ſeiner literariſchen Erzeugniſſe oft beſſer kennt, als ſeine Splitterrichter, und dem die vielen zu beſiegenden Schwierigkeiten nicht fremd ſind, wenn man nicht etwas Alltägliches liefern will. Nur gegen die Verkleinerer wahrer Verdienſte, in deren Augen jeder glückliche Verſuch eines Andern ein Verbrechen

iſt, konnte er in Feuer gerathen. Mit Eifer nahm
er ſich der Abweſenden an, und machte gern den Ve
mittler zwiſchen denen, welche Eigenliebe oder ein
andere kleinliche Leidenſchaft entzweit hatte. Er ha
ſeinen Charakter ſelbſt ſehr treffend in dem Theate
ſtück: der Vermittler [*]) geſchildert.

Dumouſtier ſchrieb dies Luſtſpiel zum The
in Vincennes, wo er, an einem Bruſtübel leiden
eine Milchkur zu gebrauchen pflegte. Dies Uebel ve
urſachte ihm viele Leiden und ſtürzte ihn, noch in d
Blüthe ſeines Lebens, in die Gruft. Es floß di
Luſtſpiel, die vorzüglichſte ſeiner dramatiſchen Arbe
ten, wie Alles, was er zu ſchreiben pflegte, raſch un
ununterbrochen aus ſeiner Feder, aber er feilte lan
daran, ehe er es in's Publikum brachte. Nur weni
Schriftſteller im Gebiete der ſchönen Literatur ſetzte
ſo viel Mißtrauen in ihre Talente, und jeder Beifal
den er einerntete, machte ihn nur noch ſchüchterne
Er pflegte oft zu ſagen, nichts ſey ſchwieriger, als ſi
darin zu finden, wenn man mit wohlverdientem L
be überſchüttet würde, und doch verſtand es keiner be
ſer, ſeine Talente durch eine unberechnete natürlic
Beſcheidenheit zu verbergen.

Es war der Tag beſtimmt, an welchem ſein Stü
im Théâtre français vorgeleſen werden ſollte. E
war im Monat Mai 1791. Damals äußerten ſi

---

[*]) Le Conciliateur.

ſchon in Frankreich und hauptſächlich in Paris die Symptome jener politiſchen Unruhen, die bald alle Bande der geſellſchaftlichen Verhältniſſe gewaltſam auflöſen und Schrecken und Verderben in einer langen Reihe von Jahren über Frankreich und faſt über ganz Europa verbreiten ſollten. Es war eine achtungswerthe Abſicht von Dumouſtier, durch ſein Luſtſpiel die aufgeregten Gemüther zu beſänftigen: es war aber auch ein großes Wagniß, und er verhehlte ſich dies nicht. Als einem feinen Menſchenkenner entging es ihm nicht, daß er dadurch in einem glimmenden Holzſtoße ſtöre, und daß die leiſeſte Berührung ſolchen zu hellen Flammen entzünden könnte. Aber er ſah auf der großen Weltbühne nur Zwieſpalt unter Eheleuten, treuloſe Freunde, verſchüchtertes Verdienſt und alberne Anmaßung; kurz alle Vorzeichen einer gänzlichen Zerrüttung der geſellſchaftlichen Ordnung: das ſchmerzte ihn tief. Er beſchloß alſo, ſein Vorhaben auszuführen, und auf der Bühne den Charakter eines Vermittlers, deſſen muthige Anſtrengung und ihren lohnenden Erfolg darzuſtellen.

Den Tag vor der feſtgeſetzten Vorleſung verließ er beim Aufgang der Sonne ſeine Wohnung in Vincennes, ſeine Handſchrift unterm Arm, um in einem freundlichen Gehölz noch einmal ſeine Arbeit durchzuſehen, die er mit vieler Liebe und großem Eifer unternommen und beendet hatte. In der Einſamkeit, an einem ſchönen Frühlingsmorgen, und unter dem friſchen Laube ſich mit neuem Grün ſchmückender Bäume, iſt man am aufgelegteſten zu literariſchen Arbeiten. Die Einbildungskraft waltet freier, der Geiſt iſt unbefangener und ſcharfſichtiger, und man entdeckt in ſolchen Augenblicken oft Fehler und Mängel, die ſonſt dem geübteſten Schriftſteller entgangen wären.

Dumouſtier las ſeine Handſchrift mit der größten Aufmerkſamkeit durch, und beſchränkte ſich nicht bloß auf die Diction und einzelne Stellen, ſondern er unterwarf auch den Plan, den Gang der Handlung, jede einzelne Scene und die Tendenz des Ganzen einer ſtrengen Prüfung. Nachdem er ſo durch manche Haupt- und Nebenwege des Gehölzes geſchlendert war, kam er auf den freien Platz, wo eine Pyramide als Meilenzeiger für die nach allen Richtungen führende Wege ſteht. Ermüdet von dem langen Herumwandeln, und da die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, ſetzte er ſich unter den Schatten eines Baumes, nahm ſein Stück wieder zur Hand, feilte noch an einigen Verſen, und glaubte nun, daß es nicht ohne Beifall würde aufgenommen werden.

Plötzlich ſtörte ihn in ſeinem Nachdenken das Geräuſch eines vorüberrollenden Wagens, der einige Schritte von ihm entfernt anhielt. Ein junger Mann ſtieg aus, bewaffnet mit einem Degen, und ſein ganzes Weſen verrieth, daß er einem Zweikampf entgegen gehe. Der Wagen fuhr weiter. Bald darauf rollte ein Cabriolet des Weges, in welchem ebenfalls ein junger Mann ſaß, gleichmäßig bewaffnet. Auch dies Cabriolet hielt an und der darin Sitzende ſprang heraus. Es war der Gegner des Erſten. Nachdem Beide ihre Leute fortgeſchickt, maßen ſie ſich wechſelſeitig mit zornglühenden Augen, legten ihre Röcke ab, und traten einander gegenüber, um ſich zu ſchlagen.

„Was heißt das!“ ſagte Dumouſtier zu ſich ſelbſt: „ſich, gegen alle Sitte, ohne Secundanten zu duelliren? Ihr Zwiſt hat entweder eine ſehr wichtige Veranlaſſung, oder eine ſehr unbedeutende.“

Er wurde bald aus dieſer Ungewißheit gezogen, denn jetzt rief der Eine:

„Vergeſſen Sie nicht, worüber wir einig ſind. — Einer von uns Beiden muß auf dem Platze bleiben!“ —

Sie nehmen mir die Worte aus dem Munde, verſetzte der Andere trotzig.

Dumouſtier errinnerte ſich in dieſem Moment der Scene ſeines Stücks, wo der Vermittler zwei beherzte Männer dahin bringt, ſich verſöhnt zu umarmen. Er hielt es für unrecht, unter ähnlichen Umſtänden in der Wirklichkeit, nur ein ſtummer und unthätiger Zuſchauer zu bleiben. Er näherte ſich den beiden Unbekannten, die ſchon auf einander eindrangen. Sie trennend, ſagte er zu ihnen:

„Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, meine „Herren! daß ich Sie ſtöre. Ich bin weit entfernt,

„Sie von Ihrem Duell abzuhalten, aber ich kann es unmöglich gleichgültig mit anſehen, daß Sie in einer Ehrenſache die Pflichten, welche die Ehre dabei unwiderruflich vorgeſchrieben hat, ſo ganz aus den Augen ſetzen."

Fort! rief Einer mit barſcher Stimme und wildem Blick.

Wer ſind Sie? fragte der Andere; was haben Sie für ein Recht, ſich ſo unberufen in unſern Streit zu miſchen?

„Für's erſte ein Mann, der auf Ehre hält," erwiederte Dumouſtier ruhig, „dafür ſteh' ich. Mein Benehmen muß Sie allerdings befremden, aber haben Sie die Güte, mich erſt anzuhören; dann mögen Sie entſcheiden. — Mein Name iſt Dumouſtier."

Wie, Sie ſind der Verfaſſer der Briefe an Emilien?

„Das bin ich! Morgen werd' ich im Théâtre français ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen in Verſen vorleſen, und ich war hier eben unter dem Schatten dieſer Bäume damit beſchäftigt, es noch hin und wieder zu verbeſſern. Es heißt: der Vermittler. Der Zweck deſſelben iſt, zu beweiſen: daß ein Mann von Herz, Kopf und Bildung ſich keinen höhern Genuß verſchaffen und nach keinem preiswürdigern Ziele ſtreben kann, als den, zwei Freunde, die mit einander feindſelig zerfallen ſind, wieder zu verſöhnen.

„Der Zufall hat Sie hierher geführt, hier, wo ich mich, und gerade in dem Augenblick befinden muß, als ich die Scene einer prüfenden Durchſicht unterwarf, in welcher der Held meines Stücks in der Lage iſt, ſich über den Sieg zu freuen, den er durch ſeine Vermittelung errungen hat? Iſt das nicht eine unwiderſtehliche Aufforderung für mich, meine Lehren ſelbſt in Anwendung zu bringen, um zu ſehen, ob ſie ſich als richtig bewähren? Iſt es mir zu verargen, wenn ich Alles aufbiete, um Sie wieder auszuſöhnen, meine Herren?"

Geben Sie ſich keine Mühe! rief der Eine aus, Einer von uns Beiden muß fallen!

An Verſöhnung iſt nicht zu denken! erklärte der Andere mit Heftigkeit.

„Gut, ſo mögen Sie ſich ſchlagen! Aber ich verſichere Sie, Sie mögen es wollen oder nicht, ein Zeuge wird dabei ſeyn. Ein Zeuge, meine Herren! um die letzten Wünſche des Sterbenden zu erfahren, damit er für deren Erfüllung ſorgen kann, und um dem Ueberlebenden Beiſtand zu leiſten, denn in ſolchen Fällen bedarf er eines zuverläſſigen Freundes mehr, als jemals. — Wenn Sie aber — wie es mir ſcheint — eine günſtige Meinung von mir hegen, da ich Ihnen wenigſtens als Schriftſteller nicht ganz unbekannt bin, und wenn Sie, wie ich, das Auffallende eines ſolchen unerwarteten Zuſammentreffens fühlen, ſo werden Sie mir eine Gunſt

„nicht verſagen, um die ich Sie dringend bitte.“ —

Was verlangen Sie? erklären Sie ſich deutlicher!

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, ehe Sie „ſich ſchlagen, mein Stück vorleſen darf. Iſt die Ver„anlaſſung Ihres Zwiſtes wirklich von der Art, daß „er nur durch Blut vertilgt und ſonſt nicht beigelegt „werden kann, ſo hab' ich wenigſtens meiner Seits „Alles gethan, um eine der heiligſten Pflichten zu „erfüllen. Iſt Ihr wechſelſeitiger Groll nur die Fol„ge eines jugendlichen Aufbrauſens, das oft durch ei„ne Kleinigkeit hervorgebracht wird, iſt Ihre Eigen„liebe durch eine abſichtsloſe Aeußerung verletzt wor„den, oder entſtand Ihr Zwiſt durch die hämiſche Ein„flüſterung eines Boshaften oder eines Verräthers, „der das Vertrauen gemißbraucht hat; ſo beſchwör' „ich Sie, laſſen Sie mich erſt Alles verſuchen, um „Ihr Leben, und denjenigen von ewigen Gewiſſens„biſſen zu retten, der das Unglück haben ſollte, den „Sieg davon zu tragen.“

Der Ton, mit dem Dumouſtier dieſe Worte ſprach, die edle Begeiſterung, die ſich über ſein ganzes Weſen verbreitete, machten einen ſolchen tiefen Eindruck auf die beiden jungen Männer, daß es ihnen ſchwer fiel, ſich nicht merken zu laſſen, was in ihnen verging. — Sie ſchwiegen eine Weile, endlich behielt die gekränkte Eitelkeit und der falſche Ehrgeiz die Oberhand; doch lehnten ſie mit ſichtbarer Verlegenheit ſein Anerbieten ab; er erneuerte ſeinen Antrag, ſie wankten in ihrem Entſchluß, und gaben ſeinen freundlichen Bitten endlich nach. Beide ſetzten ſich ihm zur Rechten und Linken, als er ſeinen alten Sitz wieder eingenommen hatte.

Der Dichter, beherzter durch den erſten glücklichen Erfolg ſeiner Ueberredungsgabe, und beſeelt durch die Hoffnung, von ſeinen Talenten einen ſo ehrenvollen Gebrauch machen zu können, überließ ſich ganz der Begeiſterung, die ihn bei ſeiner Arbeit entflammt hatte. Vor ſeinen Zuhörern erſchien ſein Vermittler als ein Mann von Zartgefühl, ein ſcharfſinniger Beobachter aller Verhältniſſe, ein treuer Befolger des Anſtandes und der Schicklichkeit, der, ohne die zufällige Veranlaſſung eines Streites ängſtlich zu meiden, ihm mit Gewandtheit zuvorzukommen oder zu beſchwichtigen verſteht. Sie hörten mit geſpannter Aufmerkſamkeit, wie er den alten Erbſchaftshader ſchilderte, der wohl hundertmal eine Familie in's Verderben geſtürzt und zur Verzweiflung gebracht hat. Aber den tiefſten Eindruck machte auf ſeine Zuhörer die Scene, wo eine Jugendfreundſchaft in einem Augenblick zerriſſen wird, und an ihre Stelle Haß tritt. Noch ganz ergriffen davon, wie dieſer Haß die frühern Freunde verderblich ergriff, kam er an die Schilderung, wo dieſe Jugendgeſpielen im Begriff ſind, ſich wechſelſeitig das Leben zu rauben.

Er las nun die Verſe:

Le mal ne vient jamais que ſaute de ſ'entendre:
Un équivoque, un rien fait naitre des débats,
Et puis la vanité (quel homme n'en a pas?)
Agit ſur notre coeur, le pique, l'aiguillone;
On ſ'aigrit, on ſ'emporte, enfin l'on ſ'abandonne
A toute la fureur de ſon reſſentiment. —
Qu'un éclair de raiſon brille dans ce moment;
Un mot avait fait naitre, un mot calme l'orage,
Et on finit toujours par ſ'aimer davantage *).

„Dorſay wird es doch gewiß nicht in Zweifel ziehen, daß ich ihn recht innig liebe,“ ſagte der Eine, der ſeine Rührung nicht länger verbergen konnte.

„Daucourt weiß es recht gut, wie herzlich ich ihm ergeben bin,“ nahm der Andere das Wort mit zitternder Stimme, und wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen, aus Furcht, dem Blicke ſeines Widerſachers zu begegnen.

---

*) Das Unheil nur aus Mißverſtand entſpringt,
Und es erzeuget ein zweideut'ges Wort,
Ein Nichts, Gezank; dann wirkt die Eitelkeit
(Denn welcher Sterbliche iſt von ihr frei?)
Auf unſer Herz, verletzt es, reizt es auf;
Man wird erbittert, brauſet auf, es muß
Der Gegner ſchonungslos die Wuth
Empfinden, wenn man ſich beleidigt wähnt. —
O glanzte doch in ſolchem Augenblick
Ein Strahl der ruhigen Vernunft: Ein Wort
Schafft ſolchen Streit, ein Wort beſchwört den Sturm,
Und immer endet ſolch ein Hader dann,
Daß enger ſich der Bund der Liebe knupft.

„Aber," fuhr nun der Erſte fort, „wie konnte er mich einer Treuloſigkeit fähig halten?" —

„Wer hat denn meinen Aeltern eine Spielſchuld verrathen?"

„Verdient deshalb ein redlicher Freund den Namen eines Angebers? Iſt es ein Verbrechen, einen Verblendeten, den man liebt, vom Rande eines Abgrunds zurückzuziehen?" —

„Schickt es ſich, mit mir in dem Ton eines Hofmeiſters und Sittenrichters zu ſprechen?" —

„Iſt es wohl recht, ſo viel treue Anhänglichkeit mit Spottreden und Drohungen zu vergelten? — Nur mit Blut können ſolche Beleidigungen rein gewaſchen werden!" —

„Das denk' ich auch! Einer von uns Beiden muß bleiben. — Das ſteht feſt!" —

„Jetzt iſt mir die Veranlaſſung Ihres Grolles „und Ihres Zweikampfs kein Räthſel mehr," unterbrach Dumouſtier die entzweiten Freunde. „Der „Eine von Ihnen hat ſein Glück, ſeine Ehre, die „Ruhe ſeines Lebens der Spielſucht Preis gegeben. „Der Andere will ihn von dieſer gefährlichen Leidenſchaft heilen; deshalb wollen Sie ſich das Leben rauben! Was hat es denn auf ſich, wenn ein Wort „dem Munde entſchlüpft, iſt das Herz nur ſchuldlos? „Verdient ein wohlgemeinter Verrath eine ſo blutige „Rache? ein hartes Wort in der erſten Aufwallung „über eine ſolche Schwatzhaftigkeit eine ſo grenzenloſe

„Ahndung? — O! laſſen Sie mich dieſe Hände, d
„ſich ſo oft herzlich gedrückt haben, ehe ſie ſich no
„mit Blut beflecken, in einander gefügt an mei
„Herz drücken, und vergönnen Sie ihm die Wonn
„Sie verſöhnt zu ſehen. Wenn auch mein Ve
„mittler bei der Darſtellung mit dem lauteſten un
„ungetheilteſten Beifall aufgenommen werden ſollt
„es kann und wird mir nie eine ſo unausſprechlic
„Freude machen, als wenn es mir gelingen ſollt
„zwiſchen Ihnen hier der Vermittler geweſen z
„ſeyn.“

Nach dieſen Worten ſchloß Dumouſtier die be
den Jünglinge in ſeine Arme, und Dorſar un
Daucourt, beſiegt durch ſeine mit ſo wohltönend
Stimme aus der Fülle ſeines edlen Gefühls geſproch
nen Worte, umarmten und verſöhnten ſich.

Offenherziger, geſtanden ſie nun dem Friedens
ſtifter, daß ſie Beide die einzigen Söhne und die Hof
nung achtbarer Familien wären, die ſie durch ihr tol
kühnes Unternehmen in die tiefſte Trauer und größ
Verzweiflung geſtürzt haben würden.

„Erkennen Sie nun die unvermeidlichen ſcha
„derhaften Folgen eines Zweikampfes,“ ſagte Du
mouſtier. „Er bringt unfehlbar gleiches Elend übe
„die Aeltern und Angehörigen desjenigen, der dari
„als ein Opfer eines aus einer rohen Vorzeit fortge
„pflanzten Wahns gefallen iſt, und über die des am
„Leben Bleibenden.“

„Es iſt eine ſchreckliche Wahrheit, die man nicht „oft genug wiederholen, es iſt ein ſchaudererregendes Gemälde, das man nicht oft genug recht lebendig darſtellen kann, um ein Vorurtheil zu bekämpfen, das ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hat. Mit der „wahren Ehre verträgt es ſich weit beſſer, Herr ſeiner „Leidenſchaften zu werden, als ihnen den Zügel ſchießen „zu laſſen. Wer den Zweikampf zu vertilgen ſucht, „huldiget der Menſchlichkeit und den Sitten.“

Den folgenden Tag fand die Vorleſung des Vermittlers im Théâtre français ſtatt. Der einſtimmige Beifall, den dies Stück erhielt, beſchleunigte deſſen Aufführung, und jede Darſtellung endete unter dem lauteſten Beifallklatſchen. Unter den zahlreichen Zuſchauern fehlten faſt nie die beiden Jünglinge und ihre Angehörigen, denen ſie ihr ſonderbares Abenteuer mit deſſen Verfaſſer erzählt hatten. Wohl keiner unter allen Anweſenden verſtand ſo ganz den Zweck des Dichters, und durch ihr vielfaches enthuſiaſtiſches Bravorufen und Händeklatſchen zogen ſie mehrmals die Aufmerkſamkeit des Publikums, wider ihren Willen, auf ſich.

So oft Dumouſtier einer Vorſtellung ſeines Vermittlers beiwohnte, und ſo oft Dorval darin die Verſe deklamirte, die einen ſo glücklichen Eindruck auf die beiden Jünglinge gemacht hatte, erinnerte ſich der Dichter ihrer wohlthätigen Wirkung; er glaub-

te ſich dann in das Gehölz von Vincennes v
ſetzt und unter den Baum, wo er den ihm ſo wo
thuenden Erfolg ſeines dramatiſchen Werks zuerſt b
te kennen lernen.

La Harpe's Schlummer.

In der ruhigen Periode, vor den Stürmen der franzöſiſchen Revolution, entſtand in Paris ein Verein von Männern höheren Standes und im Beſitz großen Vermögens, um ein Lyceum zu gründen, in welchem nur Männer von vorzüglichen Kenntniſſen und ausgezeichneten Talenten aufgenommen werden ſollten, und wo die lernbegierige Jugend Muſter zur Nachahmung und ein ſicheres Mittel finden möchte, um ein gleiches ehrenvolles Ziel durch Anſtrengung zu erreichen.

Dieſes Inſtitut, das faſt allein der Auflöſung, in den Zeiten der Anarchie, Widerſtand leiſtete und noch beſteht, hat immer unter ſeinen Mitgliedern viele ſehr achtungswerthe und berühmte Männer gezählt. Zu dieſen gehörte auch La Harpe, der in Frankreich lange für einen ſehr gründlichen Kunſtrichter im Gebiet der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte galt.

Er war ein Schüler Voltaire's, den dieſer vorzüglich lieb gewonnen hatte, und ein Zeitgenoſſe aller der berühmten Männer ſeiner Nation, die in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts ſich aus-

Schon in ſeiner Jugend hatte er durch ſeine Ta lente die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, früh erhie ten ſeine dramatiſchen Arbeiten Beifall, und bald da auf machte er die Kritik zu ſeiner Hauptbeſchäftigun indem er die Redaktion des Mercure de Franc übernahm. Aufgemuntert von den geiſtvollen und kenntnißreichen Mitgliedern des Lyceums, und von der Na tur mit einem edlen Anſtand begabt, mit vielem Au druck in ſeinem Geſichte, und mit einer hinreißende Beredſamkeit, ſeinen Kräften vertrauend, entſchloß ſich endlich zu einem, mit großen Schwierigkeiten ve knüpften Unternehmen. Er wollte nämlich eine kri ſche Ueberſicht aller Leiſtungen in dem weiten Gebie der Literatur, von den früheſten Zeiten an, bis a die kleinſten Blüthen des achtzehnten Jahrhundert liefern.

Wenn es ihm auch darin nicht an vielen zu e nem ſolchen weitumfaſſenden Unternehmen erforde lichen Kenntniſſen und einem nicht gewöhnliche Scharfblick gebrach, ſo zeigte er doch manche ſchwa Seite, und ließ ſich durch vorgefaßte Meinungen Mißgriffen verleiten. Er verfuhr oft unbillig, u gebrauchte die Waffe der Ironie gegen Viele ohne a Schonung.

Doch bei allen furchtbaren Bannſtrahlen, die ſchleuderte, und wodurch er ſich ſo viele Feinde zuz bemerkte man immer noch in ſeinen ſtrengen Kri

Schien er ſich auch dabei zu gefallen, ſchroffe unfruchtbare Felſen zu erklimmen, in finſtre Schluchten zu dringen und in öde Abgründe hinabzuſteigen, ſo verweilte er doch gern unter friſchen, aufkeimenden Blüthen, und miſchte ſich gern unter die Hirten, deren ungezwungene Spiele viele Reize für ihn hatten. Er ſtrebte nach Gemeinverſtändlichkeit; vor allem ſchmeichelte der Beifall des ſchönen Geſchlechts ſeiner Eigenliebe und war ſeinem Herzen ſehr angenehm. In einem glänzenden Kreiſe von Zuhörern und Zuhörerinnen huldigte er daher ſehr gefliſſentlich den Grazien und der Schönheit, und der ſtrenge Kunſtrichter verwandelte ſich in einen Tibull oder Ovid.

So oft La Harpe im Lyceum eine Vorleſung hielt, ſtrömte Alles dahin. Die Neugier wurde noch durch die Ueberzeugung, Belehrung zu finden, geſteigert. Der Gelehrte, wie der den Wiſſenſchaften ſich widmende Jüngling, der Philoſoph, wie der Weltmann, der Redner, der Dichter und Künſtler fühlten einen gleichen Trieb, dieſen Vorträgen beizuwohnen, denn La Harpe's Urtheile galten damals für Orakelſprüche.

Hier analyſirte La Harpe die epiſchen Gedichte des Alterthums, die Tragödien des Aeſchylos, Sophokles und Euripides, die griechiſchen und lateiniſchen Luſtſpieldichter, die Meiſterwerke eines Horaz, die Satyren eines Juvenal und Perſius, tull, Tibull und Ovid; dann ging er zu de Rednern, Geſchichtſchreibern und Naturkundigern übe und nachdem er das weite Gebiet der Literatur d frühern Jahrhunderte zurückgelegt hatte, kam er a die neuere Zeit und auf das Zeitalter Ludwig's XI

Schon hatte er etwas zu kurz ſich über Pet Corneille geäußert, alle Schönheiten in Rac ne's Werken entwickelt, die zu erheben er nie erm dete, ſchon kam er auf Molière, auf Despréau und Johann Baptiſt Rouſſeau, und, nachde er ihren Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren laſſe machte er bekannt: daß er in der nächſten Sitzun den Zuhörern und Zuhörerinnen ſeine Anſichten üb La Fontaine mittheilen werde.

Mit Ungeduld harrte man des dazu anberaum ten Tages. Man wußte, wie hoch La Harpe di ſen Dichter ſchätzte, und da ihm hierin alle diejenig gern beiſtimmten, welche regelmäßig ſeinen Vorleſu gen beiwohnten, ſo wurde dadurch ihre Erwartung no geſpannter, und man war ſehr begierig, wie ein unerbittlicher Kunſtrichter, der oft die kleinſten F cken an den Meiſterwerken der größten Genies nic ohne boshafte Sarkasmen zu rügen pflegte, ſich dab benehmen werde, dem gutmüthigſten Dichter Gere tigkeit angedeihen zu laſſen.

La Harpe, ſeiner Seits, erwog bei ſeinem Vo haben Alles genau, und überzeugt, daß ſein Urth ſehen machen, und nicht wenig zu ſeinem Ruhm beitragen müſſe, widmete ſich mit vieler Sorgfalt und Anſtrengung der kritiſchen Würdigung des Aeſops ſeiner Landsleute. Unwillkürlich fortgeriſſen, bei der Prüfung aller Fabeln dieſes Dichters, durch ihre Anmuth und Mannigfaltigkeit, ſchwankte er lange in ſeinen Anſichten über ihn, ehe er ſich darüber entſcheiden, und ſeine ſich dunkel kreuzenden Ideen lichtvoll ordnen konnte. Er las und las wieder, verweilte bei einzelnen Worten, einzelnen Zeilen, wo er die Wahl und die ungezwungene Klarheit, womit der Dichter ſich verſtändlich gemacht hatte, bewunderte. Ihn entzückte das Genie und die Naivetät. So nahte der Abend vor dem feſtgeſetzten Tage der Sitzung heran, und noch hatte er nicht ſeine einzelnen Bemerkungen gehörig geordnet und ein Ganzes daraus gemacht, das ſich zu einer Vorleſung vor einem ſo gebildeten Publikum eignete.

Er mußte daher die ganze Nacht zu Hülfe nehmen, um ſeine Bruchſtücke in einen gehörigen Zuſammenhang zu bringen, und um ſeine Analyſe über La Fontaine, oder vielmehr ſeine Lobrede auf denſelben, zu beenden, die man wohl zu den ſcharfſinnigſten, am reiflichſt erwogenen und am lebendigſten empfundenen Aufſätzen dieſes fruchtbaren Schriftſtellers zählen kann.

Am folgenden Tage wurde der Eingang des Ly von den gewöhnlichen Beſuchern ſolcher Vorleſungen faſt beſtürmt, denn Jeder ſtrebte nach einem Platze, wo er den Redner am beſten hören und in's Auge faſſen konnte. La Harpe erſchien auf der für die Redner in dem Saal angebrachten Erhöhung immer nur, wenn ſchon alle Zuhörer und Zuhörerinnen in ſolchem längſt verſammelt waren. Er ging daher auch nur dorthin, wenn die Sitzung ſchon ihren Anfang genommen und es ungefähr an der Zeit war, wo bald die Reihe des Vortrags an ihn kam. Gewöhnlich verweilte er dann, bis zu dieſem Moment, in einem von dem großen Saal entfernten kleinen, nur wenig hellen Zimmer, wo er ſich ruhig ſammeln und ſich ungeſtört zu ſeiner öffentlichen Erſcheinung vorbereiten konnte. An dieſem Tage aber fühlte er ſich durch anhaltendes Arbeiten und nächtliches Wachen ſo abgeſpannt, daß er, mitten bei der Durchſicht ſeines zu haltenden Vortrages, entſchlummerte.

Sein Vorgänger hatte ſeine Vorleſung geſchloſſen; man hoffte nun, daß La Harpe ſich zeigen werde. Man ſchickte ſich ſchon an, ihn bei ſeinem Eintritt mit lautem Beifallklatſchen zu empfangen; mit geſpannten Erwartungen waren Aller Blicke auf die Thür geheftet, durch die er einzutreten pflegte; man lauſchte bei jedem Geräuſch, und Jeder gelobte ſich im Stillen, recht aufmerkſam zu ſeyn, damit ihm kein Wort verloren gehe, als einer der Vorſteher des Ly-

La Harpe, nach einer ſchlafloſen Nacht, in welcher er noch die letzte Hand an ſeine heute zu haltende Vorleſung gelegt, in einem benachbarten Zimmer ſo feſt, und ſanft eingeſchlummert ſey, daß man es nicht über's Herz bringen könne, ihn zu wecken, und daß man daher der Verſammlung anheimſtellen wolle, was ſie, unter dieſen Umſtänden, zu beſchließen, für das Rathſamſte halte.

„Wir wollen warten!" rief man von allen Seiten. „Da er zu unſerer Unterhaltung und Belehrung „eine ganze Nacht über ſich des Schlafs beraubt hat, „ſo wäre es höchſt ſelbſtſüchtig, wenn wir ihm dieſe „Ruhe verkümmern wollten."

Aber es iſt ſchon ſpät, ſagte der Vorſteher, und es kann noch eine geraume Zeit vergehen, eh' er von ſelbſt erwacht.

„Gut!" erwiederten Mehrere, „ſo müſſen wir „auf das Vergnügen, ihn zu hören, bis zur künftigen Sitzung Verzicht leiſten. — Wir wollen recht „gern gehen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihn Keiner ſtört und weckt."

Nach dieſen Worten ſtanden alle Anweſenden von ihren Sitzen auf, und ſchickten ſich an, ſo geräuſchlos als möglich, den Saal zu verlaſſen.

Luce de Lancival, ein junger Mann, Profeſſor der Beredſamkeit, der für einen ſehr vorzüglichen Vorleſer galt, bat, man möchte noch verweilen, und erbot ſich,

„Die Handſchrift, deren Inhalt uns heute
„Harpe hat vortragen wollen, iſt ſeiner Hand en
„len und liegt neben ihm auf dem Boden. Ich
„um die Vergünſtigung, mich ihrer im Namen
„Anweſenden bemächtigen zu dürfen. Es bedarf
„weniger Augenblicke, um mich mit den Sch
„zügen des Verfaſſers zu befreunden, dann w
„ich hoffentlich im Stande ſeyn, ihren Inh
„wenn auch nicht mit dem ganzen Feuer und
„Beredſamkeit des Verfaſſers ſelbſt, doch ſo vo
„tragen, daß man dieſem ſeine Achtung nicht ve
„gen wird.“

Dieſer Vorſchlag fand um ſo mehr allgemei
Beifall, weil man ſeine Erwartungen nun befrie
zu ſehen hoffte, und weil man ſich davon ein u
wartetes Vergnügen verſprach, La Harpe's Ta
ten, während er ſchlief, zu huldigen.

Nachdem Luce de Lancival die Handſch
neben dem noch immer feſt ſchlafenden La Ha
aufgehoben, kehrte er in die Verſammlung zu
Nach einer Entſchuldigung über ſein Wageſtück
gann er zu leſen. Es war das Bruchſtück aus ſei
Leitfaden der Literatur: über die Fabel und Er
lung. Er las die Worte: „La Fontaine.“ —

Dieſer Name ſpannte die Erwartung noch hö
Jeder erinnerte ſich, mit welchem Vergnügen er
ſen Fabeln in ſeiner Kindheit vorleſen hören, wie

und wie er ſelbſt ſchon im höheren Alter ihnen ſo manche Aufheiterung verdankte. Jedes Alter, jedes Geſchlecht brachte den Manen des Fabeldichters durch lautes Beifallklatſchen ein freiwilliges Opfer des Dankes dar.

Der junge Vorleſer mußte inne halten; er ſelbſt wurde dadurch von dem allgemeinen Enthuſiasmus ſo ergriffen, daß er nur mit zitternder und ſchwacher Stimme ſeine Vorleſung beginnen konnte. La Harpe bewies in dieſem Aufſatz, daß, wenn man auch in allen Gattungen der Beredſamkeit und der Dichtkunſt zwiſchen den Aelteren und Neueren zweifelhaft ſey, wem man den Vorzug einräumen ſolle, doch Einer ſey, der gewiß alle Autoren, die das nämliche Feld der Dichtkunſt bebaut, weit übertroffen habe, nämlich La Fontaine, der Fabeldichter.

Luce de Lancival, erwärmt von dieſem Vortrage, ſprach nun ſelbſt über La Harpe, und zeigte, wie wichtig das Urtheil des ſchlummernden Kunſtrichters ſey; „denn,“ ſagte er, „La Fontaine iſt in ſeiner Naivetät ſo unnachahmlich, daß ſelbſt „ſeine Nachläſſigkeiten einen eigenthümlichen Reiz „haben. Er iſt daher erhaben über alle kunſtrich„terliche Zergliederungen. Man muß ihn nur le„ſen, wieder leſen und ſich ganz von ihm hinrei„ßen laſſen. Er iſt ein ſo origineller, anmuthiger „Schriftſteller, deſſen Erzählungsweiſe Keiner noch er-

„unter der Larve des heitern Scherzes, der Sitt
„lehre Reiz verleiht, und vor Allen verſteht er's,
„geſunden Menſchenverſtand beliebt zu machen."

Jetzt erneute ſich der laute Beifall noch lebhaf
aber plötzlich verſtummte er, aus Furcht, den Sch
ſer zu erwecken, der ihn veranlaßt hatte, und der
ununterbrochen in den tiefſten Schlummer verſe
war. Als aber Luce de Lancival zu dem un
trübten Glück überging, deſſen ſich der berühmte
beldichter erfreut hatte, von ſeiner Gutherzigkeit ſpr
die ihm ſo viele Freunde erwarb, und als er die ſi
reiche Parallele von dem guten Mann und dem
ten König las, und dabei bemerkte, daß dieſe Beze
nungen allgemein Heinrich dem Vierten
La Fontaine mit dem größten Rechte ertheilt
den, ſo wurde dem Redner ſo geräuſchvoller Bei
gezollt, daß La Harpe darüber erwachte, nicht
nend, daß ihm ein Theil davon galt und dem jun
Mann, den er beſonders lieb gewonnen hatte.

Luce de Lancival, ermuthigt durch den
druck, den ſeine Vorleſung machte, fuhr fort, aus
Handſchrift des Erwachten zu leſen. Noch halb ſchlaftr
ken horchte La Harpe, und was er hörte, gefiel i

„Ich hab' es immer erwartet," dachte er bei
ſelbſt, „daß dieſer junge Mann ſich auszeichnen w
„de. — Er vereint in ſich Kraft, Geiſt und Anm
„der Diction. Was er ſagt, iſt ganz aus mei

Aber wie erſtaunte der immer aufmerkſamer Horchende, als Luce de Lancival jetzt den Namen La Fontaine nannte, und den heilſamen Einfluß ſchilderte, den dieſer gutmüthige Dichter auf ſeine Zeitgenoſſen gehabt hatte. La Harpe erkannte darin nicht nur ſeine Anſichten, ſondern auch ſeine Worte. Er ſuchte ſeine Handſchrift und fand ſie nirgends. Er horchte nun immer aufmerkſamer, und es blieb ihm kein Zweifel, daß der junge Vorleſer, der ihm zuvor ſo gefallen hatte, ſich mit fremden Federn ſchmücke. Er wurde darüber zwar unruhig, aber er wollte doch nicht in einer ſo großen Verſammlung eine unangenehme Störung veranlaſſen, zumal da Jeder dem Vorleſer mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſichtbarem Vergnügen zuhörte. Er blieb daher, ſich an die Wand lehnend, dicht bei der Thür ſtehen; kaum athmend, verfolgte er mit ſeinen Blicken jede Bewegung des Vorleſers, daß er faſt eben ſo ſehr von dem Vortrage hingeriſſen ſchien, als die übrigen Anweſenden. Am Schluſſe der Vorleſung ging er unwillkürlich zu der Hauptthür, wo ihn nun die ſich zum Weggehen anſchickenden Zuhörer und Zuhörerinnen plötzlich gewahr wurden, ſich zu ihm drängten, und ihm ihren Dank für die belehrende Unterhaltung zollten, die er ihnen ſo eben verſchafft hatte. Die Vorſteher des Lyceums löſeten ihm das Räthſel, und wie man ſich ſeiner Handſchrift bemächtigt, um ihn nicht in ſeiverließ die Rednerbühne ebenfalls, und indem er ihm ſein Manuſcript zurückgab, ſagte er zu ihm, ihn umarmend:

„Mein Meiſter! entſchuldigen Sie meine Kühn„heit, und betrachten Sie mich als einen jungen „Athleten, der ſich mit den Waffen des Herkules ver„ſucht, um ſich zu Kämpfen einzuüben.“

Bernardin von St. Pierre's

Spaziergang.

Wer die Natur ſtudieren will, der muß ſich mit den verſchiedenen Theilen des Erdballes genau bekannt machen, die zahlloſen Gegenſtände, die er erzeugt und womit er bedeckt iſt, unterſuchen und mit einander vergleichen, die Sitten und Gebräuche der Völker, die ihn bewohnen, beobachten, und gleichſam in ſeinem Verſtande ſich einen Abriß des Ganzen bilden. Dies war eine geraume Zeit Bernardin von St. Pierre's Beſchäftigung. Mit einem feurigen Geiſt begabt, ein aufmerkſamer Beobachter und ein wahrer Freund der Menſchheit, durchſchiffte er Meere, verweilte er unter den Horden der Wilden, durchſtrich Inſeln, beſtieg Berge, und durchwanderte die Wüſten Afrika's; und nachdem er geſammelt hatte, was dieſe Zonen vorzüglich Merkwürdiges und Intereſſantes darbieten, kehrte er nach Frankreich zurück, ordnete dort Alles und machte ſeine Beobachtungen durch ein ſchätzbares Werk bekannt, unter dem Titel: Etudes de la nature.

Wer hat nicht mit Theilnahme und Rührung das Leben und das Unglück von Paul und Virgi-

jener Freundſchaft, die allen Unterſchied der St
ausgleicht und jeden Abſtand aufhebt. Er enthä
ne hinreißende Beſchreibung von der zarteſten
die ſchon in der früheſten Kindheit aufkeimt, von
erfüllter Sehnſucht beunruhigt, geläutert durch S
bekämpfung, bis zum Tode unwandelbar bleibt.
zeigt ein abſchreckendes, aber lehrreiches Bild der
ſucht, welche, die mütterliche Zärtlichkeit erſtic
zwei Familien in's Verderben ſtürzt, die das Sch
verbunden hatte, um ſich wechſelſeitig beizuſtehen
zu lieben. Wer verabſcheut nicht eine de la T
wer intereſſirt ſich nicht für Paul und Virgi

Dies geiſtvolle und gemüthliche literariſche
zeugniß machte bei ſeiner Erſcheinung großes A
ben. Es zog den Freund der ſchönen Lite
und den Naturforſcher an, es erſchreckte ehrfü
Aeltern, knüpfte die heiligen Bande der Jugendfr
ſchaft noch feſter, und rechtfertigte einen Men
ſtamm, dem man, wegen ſeiner Farbe, nur z
jene zarten Gefühle abgeſprochen hat, die ihm ke
weges fremd ſind. Wer wünſcht ſich nicht ein
treuen Diener, wie Domingo?

Dieſer Roman wurde das Lieblingsbuch jede
ters, jedes Geſchlechts und jedes Standes. Viel
intereſſanteſten Scenen daraus wurden gemalt
durch den Grabſtichel vervielfältigt. Paul und
ginie wurden Lieblingsnamen, die man neugeb

dieſer lieblichen Dichtung Ueberſetzungen in vielen fremden Sprachen. Der Verfaſſer hatte die Genugthuung, daß ſeine Erzählung ſelbſt an den weit entfernten Ufern bekannt wurde, wohin er die Scene verlegt hatte.

Ein ſo glücklicher Erfolg mußte natürlich zu ähnlichen Verſuchen aufmuntern. Bernardin von St. Pierre beſchloß, das dauerhafte Glück zu ſchildern, das ein ruhiges Leben in der Abgeſchiedenheit von dem Thun und Treiben der großen Welt gewährt, er ſchrieb die indiſche Hütte.

Mit dieſer Arbeit beſchäftigt, die er beſonders lieb gewonnen hatte, entging es ihm nicht, daß er ſeinen Gemälden nur auf ländlichen [illegible] jene charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten und jene anziehende Wahrheit geben könne, die einen Hauptvorzug ſeiner Schriften ausmachen. Er verließ alſo Paris, und zog nach dem Dorfe Etiolle, das zwiſchen der Seine und dem Forſt von Senart liegt. Der Beſitzer des dortigen Schloſſes, der Gelehrte und Künſtler ſchätzte, und ſein Freund war, hatte ihm gern eine Wohnung eingeräumt. Er bezog das nämliche Zimmer, in welchem früher Colardeau gewohnt hatte. Mehrere Inſchriften von deſſen Hand verriethen noch, daß dieſer Dichter dort ſeine Epiſtel Heloiſe an Abelard verfertigt haben mußte. Dies Zimmer, in einem Seitenflügel des Schloſſes, war es war daher ein freundliches Aſyl. Von der einen Seite überſah man aus ſolchem die Stadt Corbeil mit ihren reizenden Umgebungen, auf der andern zeigte ſich ein ſich weit ausdehnender Wald, deſſen düſterer Anblick der üppig blühenden Ebene, durch die ſich die Seine ſchlängelt, noch mehr Reiz verlieh.

Bald ging Bernardin von St. Pierre in das freie Feld und ſetzte ſich an das Ufer des Stromes, wo er, in ernſtes Nachdenken verſunken, ſich einer ſüßen Schwermuth hingab; bald wanderte er zu dem Forſt von Senart, und während er ſich in die Schluchten und unbeſuchten Theile des Gehölzes verlor, hing er den Träumereien ſeiner regen Einbildungskraft nach. Er glaubte ſich wieder in jene finſtern Vertiefungen, in jene lautloſen Wüſten Afrika's verſetzt, wo er ſo oft über die Geheimniſſe der Natur in tiefes Nachforſchen verſunken geweſen, und wo der Hang zur Einſamkeit bei ihm zuerſt rege geworden war. Wanderte er durch ein lachendes Thal, bewäſſert von einem klaren Fluſſe, ſo wähnte er ſich auf Isle de France; kletterte er auf einen Hügel, mit alten Bäumen bekränzt, und ſah durch deren Zweige die Thurmſpitze einer Dorfkirche, ſo glaubte er ſich auf die Hügel von Port Louis verſetzt. Stieß er auf zwei nicht weit entfernte Hütten von Hirten, ſo blieb er ſtehen; ihr Anblick weckte ein wehmüthiges Gefühl in ſeinem Herzen, er glaubte darin Margaerblicken. Der Wiederhall, geweckt durch den Ruf der Schlächter oder Hirten, rief ihm die geliebten Namen Paul und Virginie zu.

'An einem Herbſtmorgen, wo die aufgehende Sonne einen heitern Himmel und einen ſchönen Tag verkündete, ging Bernardin von St. Pierre, voll von dem Gegenſtande, den zu ſchildern ihn faſt ausſchließlich beſchäftigte, aus dem Dorfe Etiolle, und tief in den Wald von Senart, ohne auf die ſich kreuzenden Wege zu achten, die er einſchlug. Nach einem mehrſtündigen Herumwandeln, wollte er in das Schloß zurückkehren, um nicht beim Frühſtück zu fehlen, bei welchem man ſtets zuſammen zu kommen pflegte. Aber er hatte ſich bei ſeinen Grübeleien verirrt, er befand ſich, ohne es bemerkt zu haben, in einem Labyrinth, aus welchem er den Ausgang nicht finden konnte. Die faſt ſenkrecht fallenden Strahlen der Sonne belehrten ihn, daß es ſchon um die Mittagszeit ſey; er machte nun Verſuche, wieder auf den rechten Weg zu kommen, und gelangte endlich in eine lange Allee, oder vielmehr auf eine Heerſtraße, aus deren Ausdehnung er ſchloß, daß er noch einen weiten Weg werde zurücklegen müſſen, ehe er zu dem Saume des Waldes käme. Hunger und Ermüdung verzögerten ſein ungewiſſes Vorwärtsſchreiten, und nöthigten ihn endlich, ſich unter eine Eiche zu ſetzen, die ihre

weißen Haare, die auf ſeine Schultern herabfloſſen, der feſte Ton ſeiner Stimme, der eine Bitte in einen Befehl zu verwandeln ſchien, flößten allgemeine Theilnahme ein. Er erfuhr von ihnen, daß die vornehmſten Gutsbeſitzer der Umgegend ſich zu einer großen Jagd vereint hätten, um das ſchädliche Wild zu vertilgen oder zu verringern, das die Felder und Gärten verwüſtete, und daß man gerade unter dieſer alten Eiche ſich wieder verſammeln wollte.

Während dieſes Geſprächs trafen auch die Jagenden mit ihrem Gefolge ein. Sehr zufrieden mit der Jagd, ſchickte man ſich zu einem ländlichen Mahl an, wo man die ſchon ſehr gereizte Eßluſt noch durch treuherzige Späße zu ſteigern hoffte. Einige grüßten den fremden Alten, und fragten ſich unter einander: wer er wohl ſeyn möge? Die Andern näherten ſich ihm, nach der von den erſten dort eingetroffenen Jägern erhaltenen unvollſtändigen Auskunft, baten ihn, Platz bei ihnen zu nehmen, und erwieſen ihm die dem Alter ſchuldige Ehrerbietung. Bald darauf kam noch Einer der Jagdtheilnehmer herangeſprengt. Es war ein reicher pariſer Banquier. Kaum abgeſtiegen, rief er aus:

„Was ſeh' ich! Herr Bernardin von St.
„Pierre!"

Bei dieſen Worten ſchloſſen alle Anweſende einen Kreis um ihn, und freueten ſich über dieſe Freude in den Augen der Neger, die zu der Dienerſchaft der Jagdgeſellſchaft gehörten, und die, ſchon lange in Frankreich, Paul und Virginie geleſen hatten. Mit einer Ueberraſchung, zu der ſich Ehrfurcht geſellte, ſtarrten ſie den Freund ihrer Landsleute und deren beredten Vertheidiger an. Plötzlich ſtürzten ſie auf ihn zu, umarmten ihn, und weder die Gegenwart ihrer Herren, noch der Abſtand zwiſchen ihnen und dem Ehrfurcht gebietenden Greiſe konnten ſie von dieſem Ausbruch ihrer dankbaren Freude zurückhalten. Sie küßten ſeine Kleider, ſeine langen Silberhaare, und der Verirrte, der ſich wenige Augenblicke zuvor verlaſſen und ohne Hülfe glaubte, ſah ſich von zahlreichen Freunden umringt, mit einander wetteifernd, ihm Beweiſe ihrer Hochachtung und Zuneigung zu geben.

Selten war wohl bei einer Jagdpartie das Haltmachen ſo ergötzlich geweſen. Man vergaß die abgenutzten Jagdſchwänke über die bald witzigen, bald gemüthlichen Aeußerungen des Greiſes, denn er wurde über den Ausgang dieſes kleinen Abentheuers ungemein munter. Er ſprach mit ſo vielem Feuer und Geiſt, daß man nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Die Neger ſtritten ſich um den Vorzug, ihn bei dem Mahl im Freien bedienen zu dürfen. „Mir kommt „dies zu,“ ſagte Einer, „ich verehr' ihn gewiß am „meiſten. Ich heiße Domingo.“

Anderer, aber er giebt Dir doch kein ausſchließliches Recht vor uns übrigen. Jeder brave Schwarze muß ſich ein Vergnügen daraus machen, einen ſolchen Herrn treu und eifrig zu bedienen.

„Eben deshalb will ich's," ſagte **Domingo**; „meine Frau heißt überdies noch Maria, und mein „Hund Fidel."

Bei dieſen Worten wies er auf einen der ſchönſten Leithunde der Koppel, und rief ihn zu ſich:

„Geſchwinde! mach' deine Kunſtſtücke vor dem „braven Greis, leck' ihm die Hände! Er hat uns „arme Schwarzen gegen die Uebelgeſinnten in Schutz „genommen, die uns ſo viel Böſes nachgeſagt haben."

Der Hund ſchlich nun ſchüchtern zu dem ihm Unbekannten, und legte ſich zu ſeinen Füßen. **Bernardin von St. Pierre** ward gerührt überraſcht, und hatte dies kein Hehl.

Es iſt nicht mehr als billig, ſagte Einer aus der Jagdgeſellſchaft, daß der Verfaſſer von Paul und Virginie, in einem Gehölz verirrt, von einem Hunde, der Fidel heißt, geliebkoſet werde.

„Ich habe ſelten einen ſo glücklichen Augenblick „erlebt!" rief der frohbewegte Greis aus, indem er den ihm jetzt ſchmeichelnden Leithund ſanft ſtreichelte. „Aber bei allen dieſen frohen Ueberraſchungen kann „ich es mir doch nicht ganz aus dem Sinn ſchlagen, „daß ich zwei gute

„ſeyn wird. Ich muß alſo um die Erlaubniß bitten, „daß ich mich von Ihnen, meine verehrten Herren, „entfernen darf, damit ich die Bewohner des Schloſ„ſes, die ich heute früh verlaſſen habe, durch meine „Rückkehr aller Sorge und Mühe, mich aufzufinden, „überhebe. Dieſes Verweilen unter Ihnen, deſſen „ich mich ſtets mit großem Vergnügen erinnern wer„de, hat mich völlig geſtärkt, und ich kann nun wie„der raſch genug vorwärts ſchreiten. Ich bitte nur „noch um die Gefälligkeit, mir einen des Weges kun„digen Begleiter mitzugeben, damit ich mich nicht „auf's neue verirre."

Mein Pferd ſteht Ihnen zu Dienſten, ſagte Einer aus der Geſellſchaft, und ich bin mit Vergnügen bereit, Sie zu begleiten.

„Nein!" nahm ein Anderer das Wort, meine Kaleſche hält auf der Landſtraße nach Melun. Ich will ſie holen laſſen, und ich bringe Sie dann nach Etiolle." —

„Dazu bedarf es weder eines Pferdes, noch ei„nes Wagens," rief Einer der Neger aus, „unſere „Arme können das auch verrichten! Wir wollen ihm „zeigen, daß es unter uns Schwarzen mehr als ei„nen Domingo giebt."

Sogleich hieben ſie mehrere Baumäſte ab, machten daraus in der Geſchwindigkeit eine Tragbahre, belegten ſie mit Moos und verzierten ſie mit Blättern.

und trugen ihn ſo auf ihren Schultern mit frohem Geſang davon. Alle Anweſende überraſchte dieſer unerwartete Entſchluß, und man zollte ihm lauten Beifall.

Im Schloſſe zu Etiolle war man, was Bernardin von St. Pierre befürchtet hatte, über ſeine Abweſenheit ſo voll Beſtürzung, daß man darüber faſt ganz alle Faſſung verlor. Der geliebte und verehrte Greis hatte nicht nur bei dem Frühſtücke gefehlt, wo er ſonſt ſich immer regelmäßig einzuſtellen pflegte, es war bereits die Zeit, daß man ſich zur Mittagstafel ſetzen wollte, und keiner wußte, wo er hingegangen und was aus ihm geworden war. Umſonſt ſuchte ihn der Schloßherr und ſeine Umgebung überall in der Nachbarſchaft; man erfuhr nichts weiter, als daß man ihn des Morgens ganz früh aus dem Dorfe wandern und den Weg nach dem Forſt hatte einſchlagen ſehen.

Gewiß hat er ſich verirrt, ſagte Einer; die Wege durchſchneiden ſich ſo vielfältig und ſehen ſich alle ſo ähnlich, daß es ſchwer hält, ſie von einander zu unterſcheiden.

Vielleicht iſt ihm bei ſeinem Alter etwas zugeſtoßen, ſagte ein Anderer.

Wenn ihn nur nicht ein wildes Thier, ein Eber oder Wolf, angefallen hat.

„daran denke! Wir dürfen keinen Augenblick mit Schwatzen verlieren. Hier gilt es handeln. Wir Alle wollen uns ſogleich auf den Weg machen. Wir dürfen nicht eher zurückkehren, als bis wir wiſſen, was aus unſerm lieben Flüchtling geworden iſt!"

Männer, Frauen, Kinder, Vornehme und Geringe gingen nun fort, um den Verlornen aufzufinden. Man zerſtreute ſich in die verſchiedenen Richtungen des Forſtes, mit dem Vorſatz, ihn überall zu durchſuchen. Aber kaum war man einige hundert Schritte vorgedrungen, ſo ſah man in der großen Allee, die nach dem Dorfe Etiolle führt, die Neger mit ihrer Tragbahre, die immer näher kamen, und worüber man anfänglich nicht wenig erſchrak. Als man Bernardin von St. Pierre auf dieſer Tragbahre erkannt, glaubte man ihn verwundet, ſterbend, vielleicht ſchon todt. Zitternd nahte man ſich, man fürchtete ſich, die Träger anzureden, um ſo ſpät als möglich die Gewißheit von dem Unglück zu erfahren, das man ahnete. Aber das Freudengeſchrei der Neger, und die Heiterkeit in den Mienen des Greiſes, verſcheuchten plötzlich die Angſt in den Herzen Aller, die ihn aufſuchten, und an die Stelle der größten Beſorgniß trat die ungetrübteſte Freude. Bernardin von St. Pierre, ſelbſt zu gerührt in dieſem Moment, um ſprechen zu können, winkte mit der Hand, und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß man ſeinet-

Schweiß bedeckten Neger, um dadurch bemerkbar zu machen, daß ſie ſich beeifert hätten, ihn, den ermüdeten Verirrten, wieder nach ſeinem Wohnorte zu bringen.

Endlich konnte er ſich durch Worte verſtändlicher machen. Er erzählte nun, was ihm auf ſeinem Spaziergange begegnet war, und bat um Nachſicht wegen der, wider ſeinen Willen verurſachten Unruhe. Die Neger mußten ſich nun von ihrem mühſamen Gange erholen. Ihnen ein Geldgeſchenk anzubieten, trug er Bedenken; er fühlte, dies würde ſie, nach ihren Aeußerungen, ſtatt zu erfreuen, nur demüthigen. Er dankte ihnen daher mit vieler Innigkeit für ihre Mühe, verſicherte, daß alles Lob, das er bisher über ſeinen Roman Paul und Virginie eingeerntet, ihm weit weniger Freude gemacht habe, als ihre Theilnahme. Dann bat er ſie, ihm die Tragbahre zum Andenken, als das ſchönſte Denkmal ſeiner Schriftſtellerwirkſamkeit, zurückzulaſſen.

Oft zeigte er ſie jungen Schriftſtellern, die ſeine perſönliche Bekanntſchaft machten, und ſagte zu ihnen:

„Man muß nicht zurückbeben vor den Dornen,
„die man auf dem Wege nach dem Parnaß gewahr
„wird; man muß ſich nicht vor dem langen Weg und
„den Beſchwerlichkeiten darauf fürchten, wenn man
„die Hoffnung hat, einſt auf eine ähnliche Art aus-
„zuruhen.“

Marmontel hatte ſich durch ſeine geiſtreichen Schriften in ganz Frankreich, vorzüglich aber in **Paris**, einen ehrenvollen Namen erworben, und in der glänzenden Hauptſtadt Frankreichs beeiferte ſich Jeder, der Anſpruch auf Bildung machte, dem Verfaſſer der moraliſchen Erzählungen Beweiſe der Achtung für ſeine Talente zu geben und ihn auszuzeichnen. Er wurde vom Hofe geſchätzt und hatte den Zutritt in die vornehmſten Häuſer, er konnte jetzt den wohlverdienten Lohn ſeiner Anſtrengungen einernten und einem heitern Alter ruhig entgegen ſehen. **Marmontel** zog es jedoch vor, ſich dem Geräuſch der großen Stadt, allen ihren Zerſtreuungen und berauſchenden Genüſſen freiwillig zu entziehen, und das Dorf **St. Brice** zu ſeinem Wohnort zu wählen, um ſich dort ungehindert der Erziehung ſeines Sohnes zu widmen.

Er war zwar der Hiſtoriograph Frankreichs und der beſtändige Sekretär der Akademie, aber die Obliegenheiten dieſer Aemter mußten, nach ſeiner Ueberzeugung, den natürlichen und heiligen Pflichten eines Vaters gegen ſeine Kinder nachſtehen. Je mehr

Marmontel hatte ſich durch ſeine geiſtreichen Schriften in ganz Frankreich, vorzüglich aber in Paris, einen ehrenvollen Namen erworben, und in der glänzenden Hauptſtadt Frankreichs beeiferte ſich Jeder, der Anſpruch auf Bildung machte, dem Verfaſſer der moraliſchen Erzählungen Beweiſe der Achtung für ſeine Talente zu geben und ihn auszuzeichnen. Er wurde vom Hofe geſchätzt und hatte den Zutritt in die vornehmſten Häuſer, er konnte jetzt den wohlverdienten Lohn ſeiner Anſtrengungen einernten und einem heitern Alter ruhig entgegen ſehen. Marmontel zog es jedoch vor, ſich dem Geräuſch der großen Stadt, allen ihren Zerſtreuungen und berauſchenden Genüſſen freiwillig zu entziehen, und das Dorf St. Brice zu ſeinem Wohnort zu wählen, um ſich dort ungehindert der Erziehung ſeines Sohnes zu widmen.

Er war zwar der Hiſtoriograph Frankreichs und der beſtändige Sekretär der Akademie, aber die Obliegenheiten dieſer Aemter mußten, nach ſeiner Ueberzeugung, den natürlichen und heiligen Pflichten eines Vaters gegen ſeine Kinder nachſtehen.

Erzählungen ſich bemüht hatte, für das Publikum aller Klaſſen lehrreiche Beiſpiele aufzuſtellen und ihm heilſame Lehren zu geben, um deſto mehr glaubte er ſich einer Familie gänzlich widmen zu müſſen, die ihn zärtlich liebte. Er ſchrieb in dieſem Zeitpunkt den Unterricht eines Vaters an ſeine Kinder, und bald darauf ſeine Elemente der Literatur. Sein Zweck dabei war, ein Werk für die Jugend zu liefern, das, frei von pedantiſcher Kleinigkeitskrämerei, ſie mit dem Wiſſenswürdigſten in dem weiten Gebiete der Wiſſenſchaften bekannt mache, ohne ſie zu langweilen, wodurch ſo oft ein aufkeimendes Genie zurückgeſchreckt und unterdrückt wird.

Marmontel bewohnte ein prunkloſes, aber bequem eingerichtetes Haus, nahe bei dem Schloſſe von St. Brice, das damals ein General-Pächter beſaß, bekannt wegen ſeines Aufwandes und ſeiner Liebe zu den ſchönen Künſten, mehr aber noch wegen ſeiner Wohlthätigkeit, womit er eine Menge Unglücklicher edelmüthig unterſtützte, und ſeiner großen Liebe zu ſeinen Kindern.

Er war ſchon lange Wittwer, aber er hatte ſich nie zu einer zweiten Ehe entſchließen mögen, aus Furcht, es möchte dadurch die zärtliche Zuneigung zu ſeinen Kindern, drei Töchtern, geſchmälert werden. Sie ſchienen auch einer ſolchen liebevollen Vorſorge ſo lange werth zu ſeyn, als ſie lediglich ſeiner väterlichen Gewalt unterworfen waren.

aber vortheilhaft an reiche Männer verheirathet, ſo ſtürzten ſie ſich in den Strudel der geräuſchvollen Freuden von Paris, und vernachläſſigten den, dem ſie ihr Daſeyn, ihre Erziehung und ihre jetzige glänzende Lage mit zu danken hatten.

Der alte Mann empfand zwar ſchmerzhaft dieſe grauſame Vernachläſſigung, aber er war zu ſtolz, um ſolches zu verrathen. Er beſchloß, Paris zu verlaſſen, wo ſeine Anweſenheit die ſtrafbare Gleichgültigkeit ſeiner Töchter noch auffallender gemacht haben würde; er zog ſich auf das Schloß von St. Brice zurück.

Hier, enttäuſcht von allen den Blendwerken der großen Welt, überſättigt von den Genüſſen des Ueberfluſſes, und mit Widerwillen im Herzen gegen den Umgang ſeiner frühern Bekannten, unter denen er ſo viele Undankbare gefunden hatte, beſchränkte er ſeine Vergnügungen darauf, ſich dem Studium der Natur und den ſchönen Künſten zu widmen, ſeiner Lieblingsneigung, ſelbſt in ſeinen früheren geräuſchvollen Verhältniſſen, denn er hatte ſich überzeugt, daß nur ſie die Langeweile verſcheuchen, den Kummer mildern und Alles, was uns umgiebt, verſchönern können.

Täglich ging er, der ſonſt ſo viele Sorgfalt und Zeit auf ſeinen Anzug verwendet hatte, jetzt, ganz einfach gekleidet, ſchon bei den erſten Strahlen der Sonne in den Park von St. Brice, ſchnitt die Bäume

einem botaniſchen Garten, in welchem er eine Meng
heilſamer Kräuter erzog, die er in der ganzen Umge
gend den armen Kranken brachte, um ihre Schmer
zen zu lindern, oder ihre Geneſung zu beſchleunigen
Ein gefühlvolles und tief verwundetes Herz iſt am
empfänglichſten für fremden Gram und am bereit
willigſten zur Hülfe; der Beiſtand, den es Andern lei
ſtet, gewährt ihm den reinſten Troſt bei ſeinen eige
nen Leiden.

In dieſem Zeitpunkt hatte ſich Marmonte
ebenfalls in dem Dorfe angeſiedelt. Seine Beſitzun
war nur durch eine Mauer von dem Park getrennt
Oft hörte hier der General-Pächter, wenn er mit ſei
nen ländlichen Arbeiten ſich beſchäftigte, oder in eine
dunkeln Laube in ſchwermüthiges Nachſinnen verſun
ken war, ſeinen Nachbar, wie er mit ſeinen Kinder
ſich heiter unterhielt, und ſich der reinen Wonne ei
nes glücklichen Vaters ganz hingab.

„Ein ſolches Glück genoß ich auch einſt,“ ſeufzt
dann der Schloßbeſitzer, „umringt von meinen dre
„Töchtern. Ich hörte ihren Freudenruf, wenn ſi
„mich von fern erblickten, ſie ſchwebten mir entgegen
„umſchlangen mich mit ihren Armen, und ich wa
„glücklich durch ihre unſchuldigen Liebkoſungen. —
„Ach! jetzt ſteh' ich allein. Wohin ſoll ſich das Her
„ſeiner Stütze beraubt, wenden? wem ſoll es ſein
„Zärtlichkeit ſchenken? — Wer mich jetzt ſieht, wir

„fähig geweſen iſt, und doch giebt es wohl Wenige, „denen ein Herz im Buſen ſchlägt, ſo weich, ſo vertrauensvoll hingebend, ſo empfänglich für die Eindrücke reiner Liebe.“

Marmontel's berühmter Name und ſein liebreiches Benehmen gegen ſeine Kinder erweckten bei dem General-Pächter eine heftige Begierde, ſeinen Nachbar perſönlich und näher kennen zu lernen. Eben ſo ſehr wünſchte Marmontel des General-Pächters Bekanntſchaft; ſeine Leutſeligkeit gegen Kinder; und ſeine Menſchenfreundlichkeit gegen Hülfsbedürftige zogen die Aufmerkſamkeit des Dichters auf ſich; hierzu kam nun noch, daß der General-Pächter eine Gemälde-Sammlung von ſeltnem Werth und eine groſe, ausgewählte Bibliothek beſaß. Man machte ſich daher wechſelſeitig die gewöhnlichen Höflichkeitsbeſuche, von dieſen kam es zu Morgenunterhaltungen, zu vertraulichen Geſprächen in den Abendſtunden, und bald wurde das Band einer innigen Freundſchaft geſchloſſen, wo keiner vor dem Andern mehr ein Geheimniß hat. Es wurde in der Mauer, die Marmontel's kleinen Garten von dem Park des General-Pächters ſchied, eine Thür durchgebrochen, ſo daß der erſtere gleichſam einen Theil des letztern ausmachte. Der reiche General-Pächter beſuchte täglich das prunkloſe Aſyl des Gelehrten, um dort das Glück der Unabhängigkeit und des edlen Selbſtbewußtſeyns kennen zu når, um von ihm den edelſten Gebrauch der Reichthümer zu erlernen, wenn der Erſtere, umringt von Hülfsbedürftigen, dieſe edelmüthig unterſtützte und ihren Kummer in Freude verwandelte.

Aber dem Dichter entging es nicht, daß ſein Nachbar, mitten in ſeinem Ueberfluß, unter den Segnungen aller derer, denen er ſeinen Beiſtand angedeihen ließ, wie bei der allgemeinen Achtung, die man ihm deshalb zollte, doch von einem geheimen Kummer verzehrt wurde.

Bei dem Anblick einer Familie, in welcher Eintracht, Vertrauen und Liebe herrſchte, fühlte er ſich unwillkürlich erſchüttert. In ſeine Augen traten Thränen verhaltenen Schmerzes, wenn Marmontel von ſeinen Kindern geliebkoſet wurde. Der Letztere hatte bemerkt, daß die drei Töchter ſeines reichen Nachbars, mehr als jemals von dem Strudel der geräuſchvollen Vergnügungen fortgeriſſen, nur ſehr ſelten zu ihrem Vater kamen, und daß bei ihren Beſuchen jene unbefangene Offenheit, jenes ſüße Zutrauen fehlte, wodurch Familienbande erſt ſo feſt geknüpft werden.

Die Eine beklagte ſich über die ungeheure Entfernung von fünf franzöſiſchen Meilen, die man in weniger als anderthalb Stunden in einem leichten halben Wagen mit einem Paar raſcher Pferde beſpannt, ſehr bequem machen kann. Die Andere beſchönigte ihre Abweſenheit durch die Sorge, die ihre Kinder erforderten, — welche doch lediglich der Aufſicht des Geſindes überlaſſen blieben. Die Dritte endlich, mehr als die beiden Schweſtern eine Zierpuppe, konnte ſich der Hitze im Sommer und der Kälte im Winter unmöglich ausſetzen, wenn ſie ſich nicht vor der Zeit in's Grab ſtürzen wollte. Sie war kinderlos, das war zwar ein Glück für ſie, aber ihr lag die ganze innere Verwaltung eines großen Hotels ob — nämlich, ihre Toilette darin zu machen. Kurz, jede dieſer drei Dämchen ſprach mit wichtiger Miene ein Langes und Breites über die unerhörten Opfer, die ſie bringen müßte, wenn ſie ſich einmal von Paris bis nach St. Brice verirrte. Nie fanden ſie ſich dort zuſammen ein, mit Ausnahme des Geburtstages ihres Vaters. Nur an dieſem Tage hatte er jährlich die Freude, ſeine ganze Familie bei ſich zu Tiſche zu ſehen. Wie fühlte ſich dann ſein Vaterherz erweitert; die Zärtlichkeit für ſeine Kinder verklärte ſein ganzes Weſen. Fröhlichkeit und Ueberfluß herrſchten im ganzen Schloſſe. Töchter, Schwiegerſöhne, Enkel und Enkelinnen umringten ihn, alle nahmen Theil an dieſem Feſte.

Freilich fand auch Jeder von ihnen unter ſeinem Gedeck bei Tiſche ein ſo anſehnliches Geſchenk, daß es ſehr viel dazu beitrug, Jeden dazu anzuſpornen, dieſe heilige Pflicht der kindlichen Liebe mit großem Eifer zu erfüllen. Dieſe Geſchenke waren Magnete, die mehr anzogen, als Liebe und Dankbarkeit. Jede der Töchter erhielt als Geſchenk für einen einfachen Blumenſtrauß oder für ein paar matte Reime, einen Edelſtein von Werth oder ein ſeltenes und theures Kleid; jeder Schwiegerſohn eine Börſe mit Goldſtücken gefüllt, jedes Kindeskind artiges Spielzeug oder ein Kleidungsſtück, ſeinem Alter und Geſchlechte angemeſſen. Der General-Pächter beſchäftigte ſich ſtets lange vorher damit, wie er an dieſem Tage alle die Seinigen zu ihrer Zufriedenheit beſchenken wollte, und ungeachtet ſeiner Reichthümer leiſtete er doch mehr als einmal ein ganzes Jahr lang auf manchen Genuß Verzicht, um die Koſten dieſes Feſtes beſtreiten zu können, und um ſeinen Kindern dadurch einen deſto unzweideutigern Beweis zu geben, wie glücklich er ſich als Familienhaupt fühle.

Der Geburtstag des General-Pächters fiel in die letzten Tage des Monats Julius. Marmontel hatte längſt in das Innerſte ſeines Freundes geſchaut. Er hatte aber immer das Geheimniß und den Kummer des von ſeinen Kindern ſo ſtrafbar Vernachläſſigten aus Zartgefühl verſchont; doch jetzt beſchloß er, einen Verſuch zu machen, für den bekümmerten Vater die kalten Herzen ſeiner Kinder wieder zu erwärmen und die unwiderſtehliche Stimme der Natur in ſolchen zu wecken.

„Sie ſind leichtſinnig durch Ueberfluß,“ ſagte er zu ſich ſelbſt: „die Begierde, in der großen Welt zu glänzen, hat ſie verblendet; man muß ſie überzeugen, daß unter allen den Freuden, welchen ſie

„nachjagen, keine der gleich kommt, das Alter eines ehrwürdigen Vaters zu verlängern und zu verſchönern. Wenn der biedere Greis leiſe ſeinen Unwillen verriethe, ſo würden gewiß alle ſeine Angehörigen ſeine Knie umfaſſen und ihren Leichtſinn bitter bereuen; aber er iſt zu ſtolz, um ſich zu beklagen, er will nur mit den Waffen des Gefühls wider ſie auftreten. Ich will es verſuchen, ihm beizuſtehen, und Alles aufbieten, ſeinem ſtillen Gram ein Ziel zu ſetzen."

Seit einiger Zeit arbeitete Marmontel an ſeinen neuen moraliſchen Erzählungen, und er machte ſich ein Vergnügen daraus, zuweilen auf dem Schloſſe einige Bruchſtücke davon den gebildeten Bewohnern von St. Brice vorzuleſen. Es gehört mit zu den ſüßeſten Erheiterungen des Landlebens, wenn man dort im Familienkreiſe am Abend, um von einem langen Spaziergang auszuruhen, fern von allem Zwang der Etiquette, Leib un' Seele einer erquickenden Ruhe gönnend, ſich mit gutmüthiger Anſpruchsloſigkeit traulichem Plaudern überläßt.

Marmontel verſtand es mehr, als viele Andere, dieſe Abendzuſammenkünfte zu beleben und unterhaltend zu machen. Um dieſem Abendgeplauder mehr Gewicht und Reiz zu geben, las er öfters etwas Intereſſantes vor, und erzählte Anekdoten, denn ſeinem Gedächtniſſe ſtanden davon immer eine groſe Menge zu Gebote. In ſolchen Zuſammenkünften fühlte ſich ſeine Einbildungskraft nicht beengt, er überließ ſich ihr ohne Zwang und Anſtrengung, und ſie zeigte ſich daher um ſo glänzender und fruchtbarer. Seine glühende Beredſamkeit riß ſeine Zuhörer dann mit ſich fort.

Man ſprach daher in dem Dorfe St. Brice und in den benachbarten Dörfern ſehr viel von dieſen Abendvorleſungen auf dem Schloſſe; man ſtrebte darnach, Theil daran nehmen zu dürfen, und that ſich darauf etwas zu Gute, wenn man dieſe Vergünſtigung erlangt hatte.

Der Geburtstag des General-Pächters erſchien endlich. Keine ſeiner Töchter hatte ihn ſeit ſechs Monaten in St. Brice beſucht, und mit großer Ungeduld harrte man dieſes intereſſanten Tages. Es war ein köſtliches Mahl bereitet und ſehr werthvolle Geſchenke lagen bereit. Schon hatten ſich alle Bewohner der Nachbarſchaft in St. Brice eingefunden, ihrem Wohlthäter Glück zu wünſchen, und viele von ihnen wurden von ihm zurückgehalten, um bei ihm zu Mittag zu ſpeiſen.

Die Dorfuhr ſchlug vier, und noch hatte ſich Keiner aus Paris eingefunden.

„Wir werden es erleben," ſagten die alten Diener in dem Schloſſe griesgrammig: „daß ſie ſich bloß zeigen werden, um ſich an den gedeckten Tiſch zu ſetzen, ſich ſatt zu eſſen und das mitzunehmen, was Jeder unter ſeiner Serviette finden wird. Sie wiſſen es ſo gut, wie wir, daß ihr alter braver Vater gewöhnlich um zwei Uhr zu eſſen pflegt, und er iſt viel zu gut, daß er ſo lange auf ſie wartet.“

Der General-Pächter ſelbſt beobachtete einen Achtung gebietenden Gleichmuth; er verlor keine Sylbe über dieſe Unaufmerkſamkeit, und legte ſelbſt unter jede Serviette, was, ſeiner Meinung nach, jedem ſeiner Kinder am liebſten ſeyn würde, und, um alle Mißgriffe zu vermeiden, lag auf jeden Gedeck eine Karte mit dem Namen desjenigen, dem die darunter befindliche Gabe beſtimmt war.

Endlich hört man das Geraſſel von Wagen. Es ſind die drei Familien, die, in dieſem Augenblick nur eine ausmachend, in den großen Saal treten, wo ſie der Vater und Großvater empfängt. Alle begrüßen ihn mit Glückwünſchen. Umringt von, ſeinen Töchtern, Schwiegerſöhnen und Kindeskindern, vergißt er, bei ihren Liebkoſungen, daß er ſo lange keinen von allen geſehen, keinen an ſein Herz hat drücken können. Neugier hat die Dorfbewohner herbeigelockt, ſie vereinigen ihre Wünſche mit denen der Kinder und Enkel, und vor allen ſind **Marmontel's** wenige Worte herzergreifend, denn ſie kommen ganz aus ſeinem Herzen, als er ſeinen Freund von jener väterlichen Freude ſo ganz durchdrungen ſieht, die er täglich im Kreiſe ſeiner Kinder genießt.

Bei der Mittagstafel wechſelte lauter Jubel mit ſanfter Rührung. Jeder der zahlreichen Familie fand unter ſeinem Gedeck ein noch reicheres Geſchenk, als ihm in früheren Jahren zu Theil geworden war. Der liebevolle Vater hatte ſich faſt erſchöpft, und ſogar etwas von ſeinen Einkünften vorweg genommen, um ſeine Kinder durch ſeine Freigebigkeit noch mehr zu überraſchen, und ſie dadurch zu veranlaſſen, ihn öfter zu beſuchen. Marmontel war bei dieſem allen ein ſtummer, aufmerkſamer Beobachter, und was er gewahrte, beſtimmte ihn noch mehr, ſein Vorhaben in's Werk zu richten.

Nach aufgehobener Tafel, die mit allgemein beliebten fröhlichen Liedern und einigen beſonders zu dieſem Feſte verfertigten Gedichten ſchloß, in welchen Marmontel das Glück eines von ſeinen Kindern geliebten und dankbar verehrten Vaters geſchildert hatte, kehrte man in den Geſellſchaftsſaal zurück. Alle Herzen hatten ſich geöffnet, und man würde den für einen menſchenfeindlichen Milzſüchtigen gehalten haben, der nur den leiſeſten Verdacht hätte äußern wollen, in einer Familie, wo ſo viele Liebe und Eintracht herrſche, könne Zwieſpalt entſtehen. Indeſſen gab doch einer der Schwiegerſöhne ſeinem Bedienten einen Wink, anſpannen zu laſſen; es bedarf nur noch weniger Minuten, ſo wird ſich der ſcheinbar glücklichſte, geliebteſte und kindlich verehrte Vater wieder ſo einſam und verlaſſen ſehn, wie zuvor.

Marmontel bringt nun auf eine ungeſuchte Weiſe das Geſpräch auf die Abendvorleſungen. Diejenigen unter den Gäſten, welche ihnen oft beigewohnt, und denen ſolche ſtets einen aufheiternden Genuß gewährt hatten, ſind unerſchöpflich in ihrem Lobe, und viele dringen mit Bitten in den geiſtreichen Verfaſſer ſo vieler intereſſanter Erzählungen, doch ein Bruchſtück aus ſeinen neueſten noch ungedruckten Arbeiten vorzuleſen.

Wenn ich wählen dürfte, ſagte der General-Pächter, ſo wär' mir eine der neuen moraliſchen Erzählungen am liebſten; man kann ſie mehrmals mit gleichem Intereſſe hören. — Ich dächte, wir bäten ihn darum.

„Ja!" riefen Viele, und die Meiſten baten Marmontel um die Vorleſung der Erzählung, die Abendſtunden.

Die Abendſtunden! die Abendſtunden! wiederholte die Jugend und umhüpfte den Dichter. Marmontel gab ſeinem Sohn ein Zeichen, die Handſchrift zu holen.

„Ich habe angenommen," begann jetzt Marmontel, „daß mehrere Freunde, auf's Land zurück„gezogen, darauf bedacht ſind, ein Mittel zu erſinnen, „ihre Mußeſtunden zu verſchönern, und einen langen trüben Herbſtabend zu erheitern. Die Frau „vom Hauſe, die das Talent zu erzählen in einem „hohen Grade beſitzt, macht den Vorſchlag: daß Jeder, „der Reihe nach, das glücklichſte Ereigniß ſeines Lebens erzähle. Der Vorſchlag findet Beifall, und es

„wird feſtgeſetzt, daß die Jüngſten damit beginnen „ſollen."

„Aber ich mache Ihnen zuvor bemerklich," fügte **Marmontel** abſichtlich hinzu, „daß dieſer Verein „etwas zahlreich iſt, und daß folglich die Vorleſung „ziemlich lange dauern wird."

Deſto beſſer! rief Alt und Jung, und vorzüglich die reifere Jugend, die ſich ſchon dazu anſchickte, recht aufmerkſam zuzuhören.

Die drei Schweſtern, des General-Pächters Töchter, und ihre Gatten müſſen ſchon des Anſtandes wegen ſich in dieſen ſo laut und einſtimmig ausgeſprochenen Wunſch der Uebrigen fügen; aber ſie ſind feſt entſchloſſen, ſobald ihre Neugier in etwas befriedigt und eine Pauſe eingetreten iſt, ſich zu entfernen und nach **Paris** zurückzukehren.

Marmontel's Sohn brachte jetzt die Handſchrift. Der Erſtere begann mit der Vorleſung. Nach einigen Erzählungen kam er endlich zu der des Landgeiſtlichen, und je weiter er las, um deſto mehr überließ er ſich ſeiner Begeiſterung und riß ſeine Zuhörer mit ſich hin. Jeder bewunderte dieſen ehrwürdigen Geiſtlichen, deſſen beharrliche Güte eine Verſöhnung unter Entzweiten zu Stande bringt, und das Glück einer durch Liebe verbundenen Familie ſichert, die Gefahr lief, es durch Heuchelei auf immer vernichtet zu ſehen.

„Das iſt die wahre Frömmigkeit!" rief einer der Zuhörer gerührt aus, „immer thätig, immer duldſam, Nachſicht übend gegen die Leidenſchaften, und immer bemüht, ſie zu dämpfen, nicht aber ſie durch zu große Strenge und Unduldſamkeit noch mehr zu ſteigern.“

Die Uhr in dem Zimmer ſchlug zehn, und Niemand dachte daran, ſich zu entfernen. Die Pferde ſtampften ungeduldig vor den Wagen, die Kutſcher fluchten und die Bedienten verwünſchten eine ſolche Verzögerung. Marmontel hatte durch die Reihenfolge der mannigfaltigſten nach der Natur geſchilderten Ergebniſſe, durch die mit ſo vieler Wahrheit und Anmuth dargeſtellten Scenen, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer ſo geſpannt, daß keiner müde wurde, ihm aufmerkſam zuzuhören. Er hatte Herz und Geiſt zugleich in Anſpruch genommen.

Als er daher ſeine Handſchrift zuſammenrollen wollte, bat man ihn, fortzufahren, denn Jeder war begierig zu wiſſen, welcher von den Erzählern den Preis davon tragen würde.

„Wenn ich Ihren Wunſch erfüllen ſoll,“ ſagte Marmontel, „der freilich ſehr ſchmeichelhaft für „mich iſt, ſo geb' ich Ihnen doch zu bedenken, daß „ich wenigſtens noch eine gute Stunde leſen muß.“

O das verſchlägt nichts! erhielt er zur Antwort, und wenn wir auch die halbe Nacht wach bleiben ſollten.

Jede folgende Erzählung iſt noch intereſſanter, als die frühern, ſagte eine Dame, und deshalb ſtimmen gewiß Alle in meine Bitte ein, fortzufahren.

„Es iſt mir dieſe Bemerkung ſehr angenehm, „gnädige Frau," verſetzte Marmontel, „denn ich „läugne es nicht, mein Streben ging dahin, bei jeder neuen Erzählung die Erwartung höher zu ſpannen. Die Aufmerkſamkeit, die man mir zu ſchenken die Güte hat, muß mir allerdings ſehr ſchmeichelhaft ſeyn, aber ich läugne es nicht, ich kann, „nach einem ſo anhaltenden Vorleſen, kaum mehr „Athem ſchöpfen und bedarf einiger Erholung. — Ich „ſehe," fuhr er nicht ohne verſteckte Abſicht fort, „kein Mittel, Sie mit dem übrigen Inhalt meiner „neuen Verſuche in Erzählungen bekannt zu machen, „als daß Sie hier auf dem Schloſſe die Nacht über „bleiben, und erſt morgen wieder heimkehren."

O wir bleiben! ſchrieen vorlaut die Kindeskinder des General-Pächters.

Wenn wir nicht beſorgten, Ihnen läſtig zu fallen, lieber Vater, äußerte die älteſte der drei Schweſtern, ſo —

„Mir läſtig fallen?" unterbrach ſie der General-Pächter in einem Ton wehmüthiger Freude. „Bleibt! „bleibt Alle! dann kann ich die Erzählungen meines „Freundes durch das glücklichſte Ereigniß aus meinem Leben vermehren."

Dieſe Worte, ſo rührend ausgeſprochen, drangen in alle Herzen, und es bedurfte weiter keiner großen

Ueberredungen, um die ſämmtlichen Angehörigen des General-Pächters zu beſtimmen, in **St. Brice** zu übernachten.

Marmontel begann nach einer Weile auf's neue ſein Vorleſen. Durch die Erzählung von **Olange** und **Norlis** erweckte er die lebhafteſte Theilnahme, und dadurch wurde der Hauptſchlag vorbereitet, den er bei dieſer mit Gewandtheit eingeleiteten Unterhaltung bezweckt hatte.

„Jetzt iſt es an Ihnen, meine Damen und Herren," ſagte er, „zu entſcheiden, wer von Allen, die „ich Ihnen vorgeführt habe, der Glücklichſte genannt „zu werden verdient. Wenn Sie aber bis morgen „Ihr Urtheil ausſetzen wollen, ſo will ich Ihnen bei „dem Frühſtück noch eine kleine Anekdote vorleſen, „die Sie vielleicht am meiſten intereſſiren und Ihr „Urtheil beſtimmen dürfte."

Damit war Jeder zufrieden, und die Geſellſchaft ging um Mitternacht aus einander. Die drei pariſer Familien zogen ſich in die ihnen angewieſenen Zimmer zurück, und überließen ſich bald einem ſanften Schlummer. Man ruht ſo ſicher und behaglich unter dem väterlichen Dache.

Marmontel blieb noch einen Theil der Nacht über wach, um die moraliſche Erzählung durchzuleſen und hin und wieder auszufeilen, von welcher er ſich die heilſamſte Wirkung für ſeinen Plan verſprach. Als man ihn benachrichtigt hatte, daß die Gäſte zum

Frühſtück verſammelt wären, begab er ſich zu ihnen. Alle begrüßten ihn freundlich und beſtürmten ihn mit Bitten, ſein Verſprechen von geſtern zu erfüllen.

Er lehnte dies beſtimmt ab und erklärte: er könne dieſe Erzählung nur ausſchließlich ſeinem Freunde, dem General-Pächter, ſeinen drei Töchtern und ihren Gatten vorleſen. Dieſe ſahen ſich verwundert an, und konnten ſich eine ſolche ſonderbare Bedingung nicht erklären, aber um deſto mehr wurde ihre Erwartung geſpannt.

Iſt das nicht ein Autoreigenſinn? fragte der General-Pächter.

„Keinesweges," erwiederte Marmontel; „daß „ich davon ziemlich frei bin, kann ich wohl mit Recht „behaupten. Ich habe aber triftige Gründe zu meiner Erklärung, und ich erwarte von den Anweſenden hier um ſo mehr, daß man mir hierin nachgeben wird, als ich geſtern ihrem Verlangen ſo bereitwillig genügt habe." Auf dieſe Aeußerung erklärten alle, die nicht zur Familie gehörten, daß ſie, obgleich ungern, auf das Vergnügen des Zuhörens Verzicht leiſten wollten, und verließen das Zimmer.

Marmontel blieb nun allein mit dem General-Pächter, deſſen drei Töchtern und Schwiegerſöhnen. Er ſetzte ſich in ihre Mitte und las die Erzählung: Vaterirrthum.

Bei der Schilderung der Härte eines Vaters, der, das Herz ſeines Sohnes mißkennend, ihn durch ſeine liebloſe Strenge zwingt, den väterlichen Herd zu verlaſſen, um ſich den Verfolgungen und Mißhandlungen einer Stiefmutter zu entziehen, blickte jeder Zuhörer und jede Zuhörerinn dankbar auf den Greis, und ihre Augen und Mienen ſchienen ihm zu verſichern, daß er das Gegentheil von dieſem Vater, und ſtets bereit ſey, für das Glück ſeiner Kinder Alles hinzugeben.

Marmontel fuhr fort. Er ſtellte mit eben ſo vieler Kraft als Wahrheit die Reue und die Gewiſſensbiſſe dieſes Vaters dar, untröſtlich darüber, daß er ſich ſelbſt ſeiner ſicherſten Stütze in ſeinem Alter beraubt habe; vorzüglich ſchilderte er mit ſo wahren Farben und mit ſo herzergreifenden Worten die unerträglichen Qualen eines Familienhauptes, das, getrennt von den Seinigen, des Genuſſes beraubt iſt, die kleinſte Liebkoſung von ihnen zu empfangen und zu erwiedern, daß der General-Pächter, ſeiner innern Rührung nicht mehr mächtig, ihn plötzlich mit den Worten unterbrach:

„Ihr unglücklicher Vanneville iſt freilich ſehr zu bedauren, aber er verdient kein beſſeres Loos.“ —

„Wenn das iſt, verſetzte Marmontel mit einem ernſten Ton, „ſo kann ſich Jeder leicht vor„ſtellen, was ein ſolcher beklagenswerther Vater er„dulden muß, den ſeine Kinder hartherzig vernachläſ„ſigen, der nie aufgehört hat, ihnen die ſprechendſten „Beweiſe ſeiner väterlichen Zärtlichkeit zu geben, der

„aus Stolz ſeinen ihn verzehrenden Gram in das „Innerſte ſeines Herzens verſchließt, und der die „Selbſtbeherrſchung ſogar ſo weit treibt, daß er den „Schein annimmt, als habe man ſich gegen ihn nie „im mindeſten vergangen.“ —

„Was nützen Klagen, Aeußerungen des Unwillens?“ erwiederte der General-Pächter mit ſanftem Tone, „doch nur um Herzen zu erbittern, die man nicht aus dem ſeinigen vertilgen kann. — Je weniger ſich ein Vater Vorwürfe zu machen hat, um deſto leichter wird er dulden und — ſchweigen.“

Er ſoll nicht mehr leiden! rief die älteſte Tochter tief erſchüttert, und warf ſich vor ihrem Vater auf die Knie. Ihr folgten, hingeriſſen von dieſer rührenden Scene, ebenfalls ihr Unrecht erkennend, die beiden jüngern Schweſtern. Der Vater hob die Knieenden auf, und ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme. Die Schwiegerſöhne wollten und konnten nicht ſtumme Zeugen dieſer Verſöhnung ſeyn. Sie erkannten ihr Unrecht, bereuten es und gelobten dem Greiſe, daß er nie mehr Urſache haben ſolle, ſich über Vernachläſſigungen von ihrer Seite zu beklagen.

„O, meine Kinder!“ ſagte der General-Pächter, „trübt nicht die Seligkeit eines ſolchen Augenblicks. Nie iſt ein Vorwurf über meine Lippen gekommen, erſpart mir die ſchmerzliche Empfindung, Eure Entſchuldigungen hören zu müſſen. Was ich in Euren von ſanfter Rührung genäßten Augen leſe, was durch Eure herzlichen Umarmungen mir kund wird, iſt beredter, als alles, was Ihr mir durch Worte ſagen könnt.“

Nach dieſer Herzensergießung beſchloß man, daß der Familienvater nie allein bleiben ſolle. Die älteſte Tochter erklärte ſich, eine Woche lang bei ihm zuzubringen. Die darauf folgende Woche wollte die zweite Schweſter mit ihren Kindern die ältere ablöſen, und die jüngſte gelobte, dem Beiſpiel ihrer beiden Schweſtern gewiſſenhaft nachzuahmen. Der Vater hingegen wollte ſeinen Töchtern nicht die Vergnügen rauben, welche ihnen Paris darbot. Es ſchien ihm ein zu großes Opfer, bei ihrer Jugend, ihrem Range und Vermögen. Er verſicherte, er würde ſolche Vorkehrungen treffen, daß er ſechs Monate des Jahres in Paris wohnen könne, wohin ihn überdies ſchon ſeine alten Freunde oft eingeladen hätten, und wo er reichere Nahrung für ſeine Kunſtliebhaberei zu finden verſichert ſey.

Dieſe Erklärung wurde mit der lauteſten Freude aufgenommen, und die früher getrennte zahlreiche Familie für immer auf das innigſte vereint.

„Wer iſt nun von allen denen, die ich in mei„nen Erzählungen aufgeführt habe, der wahrhaft Glück„lichſte?“ fragte jetzt Marmontel.

Juliette! — Olympia! riefen die jungen Frauen.

Nein, es iſt Olange, Ariſt, meinten ihre Männer.

„Ich halte den Geiſtlichen für den Glücklichſten,“ ſagte der General-Pächter, „wenn man, wie er, der Beſchützer der Tugend iſt, den Heuchler entlarvt und die Liebe zur Gottesfurcht erweckt, indem man die Lehren der Religion gegen ſeine Nebenmenſchen werkthätig übt, ſo kann man ſich eines reinen Glückes erfreuen.“

„Ich fühle mich glücklicher, als Alle!“ rief Marmontel begeiſtert aus, indem er in den Kreis ſeiner Zuhörer und Zuhörerinnen trat: „denn von Allen, die ich geſchildert habe, iſt gewiß Keiner, der „nicht jetzt an meiner Stelle zu ſeyn wünſchen ſollte.“ —

„Wer ſein Talent nur ſo anwendet, daß er davon Ehre hat, wer der Freundſchaft damit nützlich „wird, wer mitten in dem Geräuſch der Zerſtreuungen und Vergnügungen der leiſen Stimme der Natur Gehör verſchafft, wer um ein edles Familienhaupt wieder die Seinigen in Eintracht und Liebe „verſammelt, der kann doch wohl mit Recht behaupten, daß er glücklich iſt?“

„Und dies Alles hat mir die Vorleſung meiner „Erzählung Vaterirrthum verſchafft.“

Florian's Hund.

Der geiſtreiche Verfaſſer von den beiden Schäferromanen, Galathea und Eſtelle, und andern beliebten Schriften im Gebiete der ſchönen Literatur, der Ritter von Florian, genoß das Vertrauen und die Freundſchaft des edlen Herzogs von Penthièvre. —

In ſeinem Gefolge, wo er die Stelle eines Hofkavaliers bekleidete, bezog er, als ſolcher, eine ſo anſehnliche Beſoldung, daß er, bei ſeinem Hange zur Wohlthätigkeit, alles, was er als Ehrenſold für ſeine Schriften empfing, heimlich zur Unterſtützung an wahrhaft Hülfsbedürftige verwenden konnte.

Einſt befand er ſich in dem Laden eines Buchhändlers, ſeines Verlegers. Ein Diener des Letzteren kam in ſelbigen zurück und händigte ihm einen Wechſel auf ſechshundert Livres wieder ein, mit der Erklärung, der Schuldner ſey ganz außer Stande, die Schuld jetzt zu berichtigen.

Der Buchhändler, zwar ein rechtlicher, aber dabei doch harter Mann, rief aus:

„Nun, ſo muß man den Wechſel proteſtiren laſſen.“

Ach! lieber Herr, verſetzte der Diener, der arme

Mann verdient Mitleid. Er iſt ſeit drei Monaten krank, und lebt doch nur von ſeiner Kunſt. Er hat ſchon drei lebendige Kinder, und ſeine Frau befindet ſich wieder in geſegneten Umſtänden. — Wenn Sie darauf beſtehen, ſo muß ich gehorchen, aber, ich läugn' es nicht, es geſchieht mit ſchwerem Herzen.

„Wer iſt denn der Mann, für den Sie ſich ſo lebhaft intereſſiren?" fragte Florian.

Er iſt aus Languedoc. Ein braver Mann, aber zu leichtſinnig und gutherzig, deshalb wird er oft hinters Licht geführt, wo er es am wenigſten vermuthet.

„Aus Languedoc?" unterbrach ihn Florian, „alſo mein Landsmann. Da muß ich mich wohl ſeiner annehmen. Ich will ſeinen Wechſel einlöſen. Nicht wahr, er lautet auf ſechshundert Livres?"

Ja, verſetzte der Buchhändler; er hat das Geld darauf geborgt, und der Wechſel iſt mir nun cedirt worden.

„Schon gut! Schreiben Sie mir dieſe ſechshundert Livres auf die Handſchrift von Numa Pompilius zur Laſt, die ich Ihnen bereits abgeliefert habe. — Wenn der Künſtler in der Folge die Schuld aus freien Stücken abtragen ſollte, ſo können Sie mir ſolche wieder zu Gute ſchreiben. Das mach' ich mir jedoch zur ausdrücklichen Bedingung, ihn nie deshalb weiter zu mahnen, und ihm nie etwas von dieſem Abkommen zu entdecken."

Wenn Sie darauf beſtehen, ſo bin ich's zufrieden; aber dann muß ich den Wechſel auf Sie traſſiren.

„Nein! nein! Ich bin nicht neugierig zu wiſſen, „wen ich aus dieſer Verlegenheit reiße; genug, es iſt „mein Landsmann und ein Familienvater."

Mehrere Monate verfloſſen. Florian hatte ſeinen unbekannten Schuldner ſchon ganz vergeſſen, dieſer aber hielt den Buchhändler immer noch für ſeinen Gläubiger, und nachdem er von ſeiner ſchweren Krankheit wieder hergeſtellt war, fand er ſich bei ſolchem ein.

Der Mann hieß Queverdo. Er war Maler und Kupferſtecher, ein Zögling des berühmten Kupferſtechers Eiſen; er hatte ſich ſchon als Künſtler einen ehrenvollen Namen erworben.

Zuvörderſt dankte er dem Buchhändler für ſeine Nachſicht, und machte ihm den Vorſchlag, den Wechſel auf ſechs Monate zu verlängern, wo er dann unfehlbar im Stande ſeyn würde, ihn einlöſen zu können. „Ich will Ihnen ſolchen gehörig verzinſen, auch, „wenn Sie's verlangen, einen neuen Wechſel bis „dahin mit Zurechnung der bis jetzt fälligen Zinſen „ausſtellen."

Sie ſind mir nichts ſchuldig, verſetzte der Buchhändler. Ihr Wechſel iſt ſchon bezahlt.

„Bezahlt? — Wer hat ihn denn bezahlt?"

Jemand, der nicht genannt ſeyn will und den Sie ganz nach Ihrer Bequemlichkeit befriedigen können. — Darüber dürfen Sie ſich keine Sorge machen. Er wird Sie ſchwerlich daran erinnern, denn ich wollte wohl eine hohe Wette eingehen daß er es ſchon längſt vergeſſen, was er für Sie gethan hat.

„Ich kann mir aber unmöglich einen ſolchen „Liebesdienſt von einem Unbekannten erweiſen laſſen. „Ich geſteh' es Ihnen, ich bin zu ſtolz, um von Jemanden eine Wohlthat anzunehmen, den ich gar „nicht kenne.“

Auf die Befriedigung dieſer Neugier müſſen Sie ſchlechterdings Verzicht leiſten, lieber Herr! Sie würden ſonſt das Zartgefühl ihres Landsmanns ſehr verletzen.

„Meines Landsmanns? — Nun, das iſt ſchon „etwas Beruhigung für mich. Haben Sie nur noch „die Güte, mir den Namen des Mannes zu nennen, den der Himmel mir ſo unerwartet als einen „Schutzengel geſchickt hat. Mein Herz fühlt einen „unwiderſtehlichen Drang, ihn näher kennen zu „lernen.“

Der Buchhändler ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Wenn Sie ſich weigern, meine Bitte zu erfüllen, ſo bleibt mir nichts weiter übrig, als alles, „was ich nicht höchſt nöthig brauche, und auch eins „meiner liebſten Bilder, zu verkaufen, um eine ſo „heilige und dringende Schuld abzutragen.“

Der Buchhändler weigerte ſich ſtandhaft, Florian's Namen zu verrathen. Queverdo beſtürmte ihn aber mit ſo rührenden Bitten, bewies eine ſo groſſe Unruhe über ſein halsſtarriges Schweigen, daß der Erſtere es nicht länger über ſein Herz bringen konnte, den Künſtler in dieſer peinlichen Ungewißheit zu laſſen. Er entdeckte ihm im Vertrauen, wer ſeine Schuld getilgt habe.

„Das hätt' ich ahnen können!“ rief Queverdo aus. „Solche Züge anſpruchloſen Edelmuths ſind „ihm eigen. Ich kenne mehrere meiner Landsleute, „die er auf eine eben ſo großmüthige Weiſe unter„ſtützt hat. Ich hoffe, ich werde ſeinen mir geleiſte„ten Dienſt wieder vergelten können. Ich will ihm „beweiſen, daß er in mir ſich keinen Undankbaren „verpflichtet hat.“

Indeß währte es noch mehrere Monate, ehe der Künſtler, trotz all ſeines Fleißes und ſeiner Sparſamkeit, ſo viel ſammeln konnte, um ſeinen Wechſel bei dem Buchhändler einzulöſen.

Florian war ſeit einiger Zeit damit beſchäftigt, ſeine neuen Novellen zu ſchreiben. Er hatte die Novelle Claudine beendigt, in welcher auf eine ſehr rührende Art das Unglück und die Qualen der Reue der Verführung geſchildert werden.

Er wünſchte zu erfahren, ob er darin den Gram der verführten Unſchuld und die folternde Unruhe des Verführers mit treffenden und herzergreifenden Zügen dargeſtellt habe.

Er las daher dieſe Novelle dem Herzog von Penthièvre in dem ausgeſuchten Kreis derjenigen vor, welche der Herzog vorzüglich mit ſeinem Vertrauen beehrte. Solche Zuſammenkünfte beſtanden nur aus Perſonen, gleich liebenswürdig durch ihr Herz, wie durch ihren Geiſt, und ihr Urtheil mußte daher für den Verfaſſer von Gewicht ſeyn.

Sowohl der Herzog, als alle übrigen Zuhörer waren bei dem Vorleſen dieſer Novelle ſehr geſpannt, und das Unglück der jungen Hirtin von Chamouny brachte eine allgemeine Rührung hervor.

Vorzüglich hatte die Vorleſung dieſer Novelle auf einen Pagen des Herzogs, mit Namen Karl C... einen tiefen Eindruck gemacht. Er war der Sohn eines gebliebenen Offiziers, und ob er ſich gleich manche muthwillige Pagenſtreiche erlaubte, ſo beſaß er doch ein ſehr weiches Herz. Er hatte dieſen Abend den Dienſt bei dem Herzog, ſtand alſo hinter deſſen Seſſel, und verlor keine Sylbe von der Vorleſung. Er wußte die Novelle faſt von Wort zu Wort auswendig, und ſprach überall davon mit einer auffallenden Begeiſterung.

Er ging oft zu einem Verwandten, einem hochbejahrten Artillerieoffizier, einem großen Liebhaber von Gemälden, der nicht weit von dem Palais des Herzogs wohnte.

Wenn ihm ſein Dienſt einen Augenblick Muße gönnte, lief er zu dem alten Krieger, und half ihm, ſeine zahlreiche Gemäldeſammlung abſtäuben und ordnen. Oft folgte ihm ein Hund Florian's, es war eine ſchöne Wachtelhündin, mit Namen Diana. Der Page gab ſich viel mit dieſem jungen gelehrigen und zutraulichen Thier ab, und es war, nächſt ſeinem Herrn, ihm am meiſten zugethan. Wo ſich daher der Page nur blicken ließ, ſprang Diana an ihm empor, ſchmeichelte ihm und folgte ihm nach.

Einſt, als der Page mit ſeiner treuen Begleiterin bei ſeinem Vetter war, trat Queverdo zu dieſem in's Zimmer, mit einem kleinen Bilde unter dem Arm.

Es war ein Originalgemälde von Wilhelm Mieris, das er dem alten Gemäldeliebhaber zum Kauf anbot.

Der alte Kriegsmann, ein Kunſtkenner, fand, daß dies Gemälde zu den gelungenſten des berühmten Malers gehörte, und fragte daher gleich: wie viel ſoll es koſten?

„Ich würd' es ſonſt nie unter hundert Louisdor „verkauft haben,“ verſetzte Queverdo, „aber wenn „Sie mir jetzt die Hälfte geben, ſo können Sie es „dafür bekommen.“

Bei dieſen Worten entſchlüpfte dem Künſtler ein leiſer Seufzer, und er konnte es nicht ganz verhehlen, wie ſchwer es ihm ward, ſich von einem ſolchen Meiſterwerke zu trennen.

Warum wollen Sie aber dies Gemälde jetzt für den halben Preis verkaufen? fragte der Offizier.

„Ach!“ antwortete Queverdo, „ein Künſtler

„geräth oft unverſchuldet in mißliche Umſtände. Mir „geht es ſo, ich bin gefährlich krank geweſen, habe „eine zahlreiche Familie, und eine Ehrenſchuld abzutragen."

Während dieſes Geſprächs kam die Rede auch auf den Ritter Florian, und Queverdo erzählte, wie edelmüthig er ſich gegen ihn betragen habe.

„Noch hab' ich nicht ſo viel bei meinen Arbeiten „erſparen können, um die Wechſelſchuld von ſechshundert Livres zu tilgen; deshalb will ich dies Gemälde verkaufen."

Wenn der Ritter von Florian nur ahnen könnte, welch ein ſchweres Opfer Sie ihm bringen wollen, ſo nähme er das Geld gewiß nicht. Erlauben Sie mir, daß ich mit ihm wegen Ihrer Schuld ſprechen darf; ich bin gewiß, daß er Ihnen jede Friſt bewilligen wird, die Sie ſich nur wünſchen mögen, ſagte der Page.

„O!" verſetzte Queverdo, „nicht ſeinetwegen „will ich die Schuld abtragen, ſondern meinetwegen. „Ich erliege unter der drückenden Laſt einer ſolchen „Verpflichtung, und ich will mich ſo bald als möglich davon frei machen."

Das Geſpräch drehte ſich nun noch weiter um Florian. Der Page, der ſich dabei ſehr lebhaft der Vorleſung der Novelle Claudine erinnerte, bemerkte, wie der Ritter jetzt an einer Sammlung von Novellen arbeite, die nächſtens im Druck erſcheinen werde. Er erzählte von Florian's Vorleſungen bei dem Herzog von Penthièvre, und den ganzen Inhalt der vorgeleſenen Novelle ſo ausführlich, daß Queverdo die darin geſchilderten Perſonen, die Scenen und die Gegenden, wo ſich alles zugetragen, in ſeiner Phantaſie ſehr lebhaft erblickte, und ſelbſt davon gerührt wurde.

Er ſchloß den jungen Pagen mit Feuer in ſeine Arme, und rief aus:

„Wenn Sie mir Ihren Beiſtand verſprechen, „ſo hoff' ich meinen Mieris retten zu können. Ich „denke auf eine andere, und zwar ſolche Art meine „Schuld bei dem Ritter abzutragen, die mehr dem „Dienſt, den er mir geleiſtet, und meiner Dankbarkeit entſpricht, als die Zurückzahlung des Geldes. — „Ich mag mich jetzt nicht deutlicher erklären, wenn „Sie ſich aber nach acht Tagen um die nämliche „Stunde hierher bemühen wollen, ſo will ich Ihnen „das übrige anvertrauen."

Bei dieſen Worten entfernte er ſich eiligſt, das Gemälde wieder mit ſich nehmend, und man las in ſeinen Blicken einen Schimmer von Freude über einen glücklichen Gedanken, der ſich ſeiner ganzen Seele bemeiſtert zu haben ſchien.

Der Page verabſäumte es nicht, ſich zur beſtimmten Zeit wieder bei dem Ritter einzufinden. Diana war ihm, wie gewöhnlich, gefolgt.

Florian ſchrieb mittlerweile die zweite Novelle:

Celeſtine, in welcher er die hochherzigen Geſinnungen, die Galanterie und den feurigen Charakter der Spanier zu ſchildern bemüht war.

Eines Morgens, als er eben an dieſer Novelle arbeitete und das zarte Lied dichtete:

Es währt der Liebe Glück
Nur einen Augenblick:
Doch ſelbſt die Ewigkeit
Tilgt nicht der Leiden Leid u. ſ. w.

drängte ſich Diana durch die halb off'ne Thüre, lief nach ſeinem Schreibtiſch, legte die Schnauze zutraulich auf die Lehne ſeines Stuhls, und reichte ihm ſchweigend ein Taſchenbuch von ſchwarzem Leder hin, das mit einem Bindfaden an ihren Hals befeſtigt war.

Florian fiel dies auf; er löſete die Schleife des Bindfadens, öffnete das Büchelchen, und fand darin eine kleine Kupferplatte, auf welche eine niedliche und ſaubere Zeichnung radirt war; dabei lagen einige Abdrücke. Das Blatt ſtellte Claudinen vor, wie ſie, in Mannskleidern, in Turin auf einem Marktplatz ſteht, ihr zur Seite ihr Söhnchen Benjamin, der ſie für ſeinen Bruder hält, neben ihr ſteht ein Fremder, den Fuß auf einem kleinen Schemel, und betrachtet den jungen gewandten Savoyarden mit prüfenden Blicken. Claudine heftet ihrerſeits ebenfalls die Augen auf den Fremden, dem ſie die Stiefeln putzen will, ſie erkennt Belton, und die Bürſte entſinkt der Hand. —

Florian war ſehr überraſcht. Die ganze Scene war ſo natürlich und ausdrucksvoll dargeſtellt, daß er ſich ſelbſt geſtehen mußte, wie ſie, unter ſeiner Leitung, nicht beſſer hätte ausgeführt werden können.

„Wer in aller Welt aber kann dies Blatt verfertigt haben?“ ſagte er zu ſich ſelbſt: „es ſteht kein „Name darunter; und Diana muß es mir bringen? — Sonderbar!“

Bei dem Worte **Diana** ſprang der Hund empor, leckte ihm liebkoſend die Hand, und ſchien gleichſam ſeine unerwartete Freude zu theilen.

„Ich habe dieſe Novelle dem Herzog und ſeiner „nächſten Umgebung nur einmal vorgeleſen. Sicher „hat Einer davon dieſe ſchmeichelhafte Ueberraſchung „veranſtaltet. — Ich hoffe, daß ich ihn bald entdecken werde. — Nur Geduld, er wird ſich mir ſchon „ſelbſt verrathen.“

Einige Tage darauf hatte **Florian** die andere Novelle ganz beendigt. Er las ſie wieder dem Herzog vor, aber nur in Gegenwart weniger Zuhörer, und ohne davon zuvor eine Sylbe erwähnt zu haben.

Acht Tage darauf kam **Diana** einmal wieder in ſein Zimmer geſprungen, hatte eben ſo, wie früher, ein Büchelchen von Leder um den Hals, und **Florian** fand darin eine zweite Kupferplatte, nebſt einigen Abdrücken, auf welcher **Celeſtine** dargeſtellt war, wie ſie ſich, unter dem Namen **Marcellio**, in dem

Kleide eines Alkade in Ped[illegible]'s Gefängniß geſchlichen hat, und ihn in ihre Arme ſchließt.

Florian befremdete dieſes zweite Geſchenk von unbekannter Hand noch mehr, als das erſte.

„Als ich die Novelle Celeſtine vorlas, befanden ſich bei dem Herzog nur die Herzogin von Chartres, ſeine Tochter, und die Prinzeſſin Lamballe, ſeine Schwiegertochter. Sollte eine von dieſen Damen ſich die Mühe geben, einem Künſtler den Stoff zu dieſen Kupferſtichen zu liefern, um mich dadurch ſo zartſinnig zu überraſchen? — Das iſt kaum glaublich!“ dachte er bei ſich ſelbſt.

Er ſuchte nun auf eine feine Art die Prinzeſſinnen darüber auszuforſchen, indem er ihnen den Vorfall mittheilte, auch erzählte er davon dem Herzog von Penthièvre, und bemühte ſich, überall im Stillen bei den Umgebungen des Herzogs auszumitteln, wer der Urheber von dieſen geheimnißvollen Geſchenken ſeyn möchte. — Vergebliche Mühe! Er entdeckte nicht die mindeſte Spur, und hatte ſelbſt keine entfernte Ahnung davon, was es damit eigentlich für eine Bewandtniß habe.

Florian ſchrieb nun die Novelle Bliomberis. Er hatte noch einen Nebenzweck bei dieſer Arbeit; er wollte in der holden Tochter Pharamonds die liebenswürdige junge Prinzeſſin ſchildern, welche kürzlich mit dem einzigen Sohn des Herzogs von Penthièvre vermählt worden war. Er feilte ſie alſo ſehr ſorgfältig aus, und erbat ſich dann die Erlaubniß von dem Herzog, ihm ſolche vorleſen zu dürfen. Er hatte den größten Fleiß darauf verwendet, darin die Prinzeſſin von Lamballe treu nach der Natur zu ſchildern, und er wünſchte zu wiſſen, welchen Eindruck die Vorleſung dieſer Novelle auf ſie machen würde. Er bat alſo zugleich den Herzog, daß nur ſeine Schwiegertochter bei ſolcher zugegen ſeyn möchte. Dies wurde ihm gewährt, zu der Vorleſung ein abgelegenes Zimmer beſtimmt, und ſie geſchah bei verſchloſſenen Thüren. Nach ihrer Beendigung wollte man ſich trennen. Florian öffnete die Thüre, Diana ſprang ihm entgegen, brachte ihm wieder ein Büchelchen, das ihr an den Hals befeſtigt war, und er fand darin eine Scene aus der eben vorgeleſenen Novelle. Man ſah, wie der tapfere Bliomberis, der Retter Feliciens, vor der Wuth eines ſchäumenden Ebers, den er zu Boden geſtreckt hatte, eine Taube dadurch aus den Klauen des Habichts rettete, daß dieſer, durch einen Pfeil von ihm abgedrückt, zur Erde ſtürzt.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ rief Florian aus: „Nur Ihnen allein habe ich dieſe „Novelle ſo eben vorgeleſen, noch heute Vormittag „darin einige Verbeſſerungen gemacht, und doch liefert ſchon dieſer Kupferſtich eine Scene daraus. Mein „Verſtand ſteht mir ſtille. Ohne Hexerei läßt es ſich „nicht erklären.“

Der Herzog und die junge Prinzeſſin waren nicht weniger erſtaunt, als Florian, und ſie konnten die vortreffliche Zeichnung nicht genug bewundern, beſonders fiel es auf, daß in Feliciens Geſichte die Züge der Prinzeſſin von Lamballe nicht zu verkennen waren.

Ein talentvoller Künſtler mußte nothwendig Antheil an der Sache haben, und da Diana jedesmal dazu gebraucht worden, die Kupferplatten zu überbringen, ſo fiel dem Herzog ein, daß der Page Karl E... aller Wahrſcheinlichkeit nach mit dabei im Spiel ſeyn müſſe, weil er Florian's Hund ſo oft an ſeiner Seite geſehn hatte. Er befahl, ihn ſogleich zu rufen.

Der Vorgeforderte erſchien. Florian hatte ihn ſchon früher befragt, ob er nicht etwas davon wiſſe, was es mit den ihm ſo geheimnißvoll überſchickten Kupferplatten für eine Bewandtniß habe? aber er hatte ganz unbefangen verſichert, ihm ſelbſt ſey die Sache ein unauflösliches Räthſel. Anfänglich wollte er den Herzog ebenfalls, durch manche Winkelzüge, überreden, daß er von nichts wiſſe; als ihn dieſer aber ernſtlich verſicherte: wie er bereits der Sache auf der Spur ſey, und ihm ſein Läugnen nichts helfen, vielmehr ſehr nachtheilig werden könne, geſtand er alles. Der Herzog erfuhr dadurch Florian's edelmüthiges Benehmen gegen den Künſtler, des Letztern heißen Wunſch, ſich dafür dankbar zu beweiſen, und wie es dem Pagen ſelbſt ein groſses Vergnügen gemacht habe, dazu mit behülflich zu werden. Er geſtand ein, daß er dem Künſtler den Inhalt der Novelle Claudine, da er deren Vorleſung beigewohnt, erzählt, daß er hernach ſich heimlich in Florian's Zimmer geſchlichen und die Handſchriften der andern Novellen unbemerkt geleſen, ſich daraus die Hauptſcenen gemerkt, und davon Quevedo unterrichtet habe.

„So hat er nach meinen Angaben die erſten „drei Blätter verfertigt,“ fuhr der Page fort, „und „jetzt iſt er damit beſchäftigt, eine Scene aus der „Novelle Selico darzuſtellen, die ich noch nicht einmal ganz zu leſen Gelegenheit gehabt habe. Der „Moment, wo dieſer gute Sohn ſich den härteſten „Leiden unterwirft, um der Nahrung zu verſchaffen, „die ihm das Leben gegeben, hat mich bis zu Thränen gerührt, — ich konnte nicht weiter leſen. — „O, wie rührend ſchildern Sie die Liebe eines Sohnes zu ſeiner Mutter!“ ſagte er zu Florian, ſich zu ihm wendend, „Sie müſſen wohl Ihre Mutter „recht lieb gehabt haben!“ —

Florian ſchloß den Pagen in ſeine Arme, zu gerührt, um ein Wort darauf zu erwiedern.

Der Herzog, ſich unwilliger ſtellend, als er es wirklich war, ſagte zu dem Pagen mit ernſter Miene:

„Du haſt Dir eine groſse Unziemlichkeit zu Schulden kommen laſſen, hinter des Ritters Rücken ſeine „Papiere zu durchblättern und darin zu leſen, und

„um Dich dafür zu beſtrafen, ſollſt Du — Secondelieutenant bei meinem Regiment ſeyn, aber — ich hoffe, daß Sie ſich gut betragen werden, denn ich werde ſtets auf Sie beſonders ein Auge haben. Wenn Sie wieder zu Queverdo gehen, ſo melden Sie ſich erſt bei mir; ich hab' etwas an ihn zu beſtellen.“

Der Herzog entfernte ſich darauf mit der Prinzeſſin von Lamballe, und Florian ſagte zu dem neu gemachten Officier:

„Mir fällt eben etwas bei, wozu ich Ihrer Hülfe bedarf. Ich will zu meinem Verleger gehen, er ſoll mir nun Queverdo's Wechſel traſſiren. — Sie ſind wohl ſo gut und kommen nach einer Stunde zu mir auf mein Zimmer, dann will ich Ihnen ſagen, was für einen Plan ich mir erſonnen habe.“

Am folgenden Morgen, als Queverdo in ſeinem ärmlichen Zimmer ſaß, und, umgeben von Frau und Kindern, eben an der Vignette zu Selico zeichnete, klopfte es an die Thüre. Er öffnete, und Diana, die er ſchon ſo oft auf ſeinem Zimmer gehabt und geſtreichelt hatte, ſprang auf ihn zu, um den Hals die Brieftaſche, in welcher die erſte Kupferplatte gelegen hatte.

Er fürchtete ſchon, daß man ihm ſeine Arbeiten auf eine gleiche Weiſe zurückſchicke, und er fühlte ſich dadurch tief beleidigt. Indeß mußte er ſich doch darüber Gewißheit verſchaffen. Mit zitternder Hand löſ'te er den Bindfaden und öffnete das Portefeuille. — Es lag ein Blatt Papier darin; er entfaltete es, und fand ſeinen Wechſel auf ſechshundert Livres. Florian hatte darunter geſchrieben:

„Den Betrag von dem Ausſteller in drei ſauber „radirten Kupferplatten, die zehnmal mehr, als dieſe „Schuldverſchreibung werth ſind, hat richtig erhalten
„der Ritter von Florian.“

„Alles iſt verrathen!“ rief der Künſtler aus, „der Page hat geplaudert!“

Doch ſeine Ueberraſchung verdoppelte ſich und ſein Unmuth wurde verſcheucht, als er in dem Portefeuille noch ein zuvor überſehenes Blatt erblickte, und, es herausziehend, näher betrachtete. Es war eine Beſtallung des Herzogs von Penthièvre, wodurch er ihn mit einem jährlichen Gehalt von dreitauſend Livres, und freier Wohnung für ſich und ſeine Familie in ſeinem Palais, zu ſeinem Hofmaler ernannte.

Er las die Beſtallung mehrmals durch; Florian hatte ſie aufgeſetzt und der Herzog unterſchrieben. Er traute ſeinen Augen kaum, und zeigte ſie ſeiner Frau und ſeinen Kindern, mit der Frage: „Träum' ich, oder wach' ich?“

Endlich erinnerte ihn ſeine Gattin daran, daß es ſchicklich ſey, zu dem Ritter zu gehen, um ihm zu danken, und zu bitten, daß er ihn dem Herzoge vorſtellen möge. Queverdo zog ſich an und eilte in das Palais des Herzogs. Er ſchellte; der Schweizer öffnete: er fragte nach dem Ritter von Florian. Der Page ſah ihn eintreten, und benachrichtigte davon den Herzog.

Da dieſer erfuhr, daß Queverdo zu Florian gegangen, ſo ging er in des Letztern Zimmer. Beim Eintreten wollte Florian dem Herzoge den Künſtler vorſtellen, der Herzog ſagte aber gleich zu Queverdo:

„Ich habe Sie zu meinem Hofmaler ernannt,
„damit Sie über meine Bildergallerie die Aufſicht
„führen; Sie werden nun ſolche, wenn ſich dazu
„gute Gelegenheit zeigt, ergänzen. Eben ſo hoff' ich
„auch, bald etwas von Ihrer Künſtlerhand darin zu
„erblicken, nämlich den Ritter von Florian, wie ihm
„ſein treuer Hund zum erſtenmale die Darſtellung
„einer Scene aus ſeinen Novellen bringt. Dieſer
„Gegenſtand wird ihm und Ihnen gleich viel Ehre
„machen.“

Sie ſind zu gerecht, gnädigſter Herr, verſetzte Queverdo, um den Wohlthäter und den Verpflichteten auf eine Stufe zu ſtellen. Meine radirten Blätter waren nur ein ſchwacher Beweis meiner innigen Dankbarkeit, und nur eine geringe abſchlägige Zahlung auf eine von mir zu tilgende Schuld. Was der Ritter für mich, ohne mich zu kennen, gethan hat, iſt viel zu hochherzig, als daß man mich mit ihm vergleichen könnte.

„Es iſt und bleibt unentſchieden,“ nahm Florian das Wort, „wer von uns Beiden am meiſten

„Urſache hat, zufrieden zu ſeyn. Aber ich läugne „nicht, daß ich mich für den Glücklichen halte, durch „meinen Numa Pompilius einem Landsmann nützlich ſeyn, einem trefflichen Künſtler einen Dienſt „leiſten, eine achtbare Familie aus einer unangenehmen Lage reißen, und mir vielleicht einen Freund „erwerben zu können.“

Bis in den Tod! rief Queverdo aus.

Beide umarmten ſich auf das herzlichſte; der Herzog von Penthièvre wandte ſich aber zu ſeiner Schwiegertochter, die ihn begleitet hatte, und rief aus:

„Wie glücklich ſind in dieſem Augenblicke die bei„den Männer. Nichts geht doch über den edlen Tauſch „von Talenten. Weder Rang, noch Glücksgüter, ſelbſt „Macht, können je eine ſolche ſelige Empfindung ver„ſchaffen, als man im Stillen und unbeneidet ge„nießt, wenn man ſich der Wiſſenſchaft und Kunſt „mit ganzer Seele widmet!“

St. Lambert's Geburtstag.

Iſt Liebe nur der Rauſch, den ein Blick erzeugt hat, nur hervorgebracht durch ein zufälliges Zuſammentreffen, ſo verſchwindet ſie eben ſo ſchnell, und läßt nur eine ſchwache Spur in der Erinnerung zurück. Iſt dies Gefühl, das anfänglich Alles ſeiner Herrſchaft unterwirft, nur ein Zauber der Sinne, oder iſt Eigenliebe dabei im Spiel, ſo verliert ſie bald ihre Gewalt, und an ihre Stelle tritt Gleichgültigkeit. Wenn aber das Herz durch einen tiefen Eindruck in der Jugend ergriffen wird, ſo trotzt ſie den Stürmen jeder Leidenſchaft, wenn Achtung und Vertrauen wechſelſeitig dieſe Liebe erzeugen: kurz, wenn der Einklang der Seelen daran größern Theil hat, als der Eindruck der Sinne, ſo wird ein ſolches Band mit jedem Tage feſter und inniger, es verſchmilzt den Geſchmack, die Denkungsart und den Charakter der Liebenden. Sich zu lieben, wird ein eben ſo großes Bedürfniß, als das Einathmen der Luft; es iſt die heilige Gluth, die man beſtändig nährt, und die nur mit dem Tode erliſcht.

Ein ſolches inniges Verhältniß herrſchte ſeit ſechzig Jahren zwiſchen St. Lambert und der Gräfin D . . .

Beide waren aus Lothringen gebürtig, Beide edlen Geſchlechtern entſproſſen, die, ſeit einer langen Reihe von Jahren, ſich Beweiſe des wechſelſeitigen Wohlwollens und Zutrauens gegeben hatten. Dadurch war zwiſchen Beiden jene ſüße Neigung entſtanden, die ihre Kindheit verſchönerte, ſie im reifern Alter feſter an einander knüpfte, und den Herbſt ihres Lebens erheiterte.

St. Lambert vereinte mit vielen Talenten, wodurch er ſich als Schriftſteller einen ehrenvollen Namen erwarb, die Eigenſchaften eines Weiſen. Ein geliebter Zögling Voltaire's, bewunderte er zwar deſſen Genie, aber er war für ſeine Verirrungen nicht verblendet. Ein Feind aller der Umtriebe, die ſein Vaterland mit Unheil und Zerrüttung bedrohten, verließ er Paris, als die politiſchen Unruhen verderbliche Stürme erzeugten, und zog ſich nach einer kleinen ländlichen Beſitzung zurück, die er nahe bei dem Dorfe Eaubonne, in dem Thale von Montmorency, beſaß. Dies Aſyl war ſeine Schöpfung. Es war dort faſt kein Baum, den er nicht ſelbſt gepflanzt hatte; der Plan zu dem Garten war ſein Werk, und er ließ dort das Wohnhaus bauen, das durch ſein freundliches Aeußere und ſeine Einfachheit den Zufluchtsort der Muſen, der Ruhe und der Unabhängigkeit verkündete. Florian, der ſeinen Freund St. Lambert dort beſuchte, hat von dieſer beſcheidenen Einſiedelei eine ſo reizende Beſchreibung gemacht, daß jeder, der ſie lieſ't, den Beſitzer deshalb beneiden möchte.

In dieſer Zeit wohnte die Gräfin D . . . auf dem Dorfe Sannois, nahe bei Eaubonne. Es verging faſt kein Tag, wo nicht der kurze Weg von dem Einen oder dem Andern dieſer Jugendgeſpielen gemacht wurde, die Beide, ſchon in den Sechzigern, keinen höhern Genuß kannten, als die Erinnerung ihrer unbefangenen Kindheit. Die Gräfin wurde von Allen, mit denen ſie in geſelligen Verhältniſſen lebte, verehrt, und Männer von Geiſt, die ſich gern um ſie verſammelten, huldigten ihren liebenswürdigen Eigenſchaften. St. Lambert, obſchon das Alter ſein Haar gebleicht hatte, verſuchte oft noch, ihr Lob zu ſingen. Hier ſchrieb er ſeine Troſtgründe des Alters, und bewies dadurch, daß der beredte Sänger der Jahreszeiten noch friſche Zweige in ſeinen Dichterkranz ſchlingen konnte, die ſolchem zu einer neuen Zierde gereichten. Man vermißte darin keinesweges die Begeiſterung und den Schwung des Blüthenalters, und er erklärte: wenn dies der Fall ſey, ſo verdanke er es dem Glücke, zu lieben und geliebt zu werden, einem der höchſten für einen Greis, und hauptſächlich für einen Dichter, einer unerſchöpflichen Quelle ſüßer Genüſſe, die bis zum letzten Augenblick des Lebens das Herz vor dem peinlichen Gefühl der Abgeſtumpftheit bewahrt.

Seit der Zeit, wo dieſe zarten Bande der Zuneigung St. Lambert und die Gräfin vereinten, hatte Keiner von Beiden es je vergeſſen, an den wechſelſeitigen Geburtstagen ſich Beweiſe der aufrichtigſten Freundſchaft zu geben. Jedes Jahr ſann man auf eine neue Ueberraſchung, und da das Herz dabei zu Rathe gezogen wurde, ſo fand man immer Mittel, etwas Neues zu erſinnen, was dieſen Feſten einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Der Geburtstag der Gräfin fiel in den letzten Tagen des Mai's, alſo in der ſchönſten Jahreszeit. Man beeiferte ſich daher, ihr die lieblichſten Gaben des Frühlings zu ſpenden, gleichſam als glückverkündende Sinnbilder ihrer noch blühenden Phantaſie und der Anmuth, die noch über ihr ganzes Weſen verbreitet war. St. Lambert's Geburtstag war im November, wo ſchon der eingetretene rauhe Herbſt die Blumen zerknickt und die Bäume ihres Blätterſchmucks beraubt hat.

Obgleich ſich die Gräfin ſchon dem Winter ihres Lebens nahte, ſo hatte ſie dies doch nicht zurückgeſchreckt, wie früher, ihrem Freunde in einigen Verſen, die ſie mit großer Leichtigkeit niederſchrieb, Glück zu wünſchen und zugleich die Freuden einer ſo langen treuen Freundſchaft zu ſchildern. Als aber St. Lambert das ſiebenzigſte Jahr erreicht hatte, wagte ſie es nicht, ihn die Wonnen der heitern Jugendzeit in's Gedächtniß zurückzurufen, aus Furcht, die Erinnerung an jene längſt verklungene Seligkeit würde ihn nur zur Wehmuth ſtimmen, und ihn zu lebhaft daran mahnen, daß er an dem nahen Ziele ſeiner irdiſchen Laufbahn ſtehe.

Funfzig Jahre waren verfloſſen, wo ſie ſich einſt ewige Freundſchaft gelobten. Der Tag war tief in ihren Herzen eingegraben. Dieſer glückliche Gedächtnißtag fiel gerade auf St. Lambert's Geburtstag, und er zweifelte nicht, daß ihn die Gräſin, bei welcher er an dieſem Tage zum Mittageſſen geladen war, wie gewöhnlich, mit einem Angebinde erfreuen würde. Er ſeiner Seits wollte, bei der funfzigjährigen Jubelfeier einer ſo ſeltnen und treuen Freundſchaft, ſeine Freundin ebenfalls überraſchen, wenn ſie am Abend wieder mit ihm nach ſeinem ländlichen Wohnſitz zurückführe.

Er trug daher ſeinem Gärtner und ſeinen andern Dienſtboten auf, Blumen- und Laubgewinde anzufertigen, ſo viel es die vorgerückte Jahreszeit erlaubte, und damit die Pforte des Vorhofes bis zu dem Eingange in die Vorhalle ſeines Hauſes zu ſchmücken. Seine ganze Orangerie wurde auf beide Seiten der Stufen der Treppe geſtellt, und bildete eine Allée, die bis in ſein Arbeitszimmer führte. Dort befand ſich das Bildniß ſeiner Freundin, in der Blüthe ihrer Jahre; der Rahmen war mit Roſen und Immortellen umwunden, und er wollte unter demſelben einige Verſe anbringen, wozu er ſich noch begeiſtert fühlte.

Noch mit den Vorkehrungen zu dieſer Uberraſchung beſchäftigt, und als ſich ſchon die aufgeſtellten

Orangeriebäume zu einem Bogengang wölbten, unter deſſen Laube die alten Freunde im Triumph einherſchreiten ſollten, gewahrte er auf der Ebene, die Eaubonne von Sannois trennt, den Wagen der Gräfin, die ihm einen Beſuch machen wollte. Sogleich ließ er die Flügel der Gitterthüre des Vorhofes und die hinter ſolchem befindlichen Thüren von Holz ſchließen. Er gebot allen ſeinen Leuten ſtrenge, ſich nicht ſehen zu laſſen, befahl ſeinem Gärtner, nur eine kleine Nebenpforte, die nach dem Gemüſegarten führte, zu öffnen, und der Gräfin zu ſagen, er ſey ſchon früh am Morgen ausgegangen. Alle dieſe Befehle wurden pünktlich befolgt. Die Gräfin hegte keine Zweifel gegen dieſe Nachricht; vielleicht, dachte ſie, iſt er in das benachbarte Gebüſch nach ſeinem Lieblingsplätzchen gegangen, oder er beſucht Einen oder den Andern in der Nachbarſchaft. Sie kehrte alſo um, in der Abſicht, ihm entgegen zu gehen, und nahm das Angebinde wieder mit, das ſie ihrem Freunde hatte darbringen wollen, damit er deſto weniger ahnen möge, daß ſie noch zur Feier dieſes Tages in ihrem Hauſe andere Vorkehrungen getroffen habe. Als ſie um die Ecke der Gartenmauer ging, warf ſie noch einen flüchtigen Blick nach dem anſpruchloſen Häuschen, in welchem ihr die Muſen und die Freundſchaft ſo viele ſchuldloſe Genüſſe gewährt hatten. Sie war nicht wenig überraſcht, als ſie St. Lambert an einem Fenſter, halb hinter den Vorhängen deſſelben verſteckt, erblickte, der ihre Schritte zu verfolgen und ſich darüber zu freuen ſchien, daß ſie ihn wieder verließ. Sie wußte nicht, ob ſie wachte oder träumte. St. Lambert läßt ſich vor ihr verläugnen? Er behandelt ſie wie einen zudringlichen Gaſt, deſſen unerbetener Beſuch nur läſtig iſt und Langeweile macht? Was kann die Urſache davon ſeyn? Ein ſolches Benehmen beunruhigte ſie ſehr, ſie machte ſich darüber tauſend Gedanken, und ihre lebhafte Einbildungskraft war unerſchöpflich, ſie durch trübe Bilder zu ängſtigen. Niedergeſchlagen, übel gelaunt und vorzüglich tief gekränkt über eine ſolche Behandlung, kam ſie nach Sannois zurück. Es war das erſtemal in ihrem Leben, wo ſie ſich über ihren Freund zu beklagen Urſache hatte, und ſie beſchloß, ſich dafür zu rächen.

St. Lambert war mit den Ausſchmückungen ſeiner kleinen ländlichen Beſitzung fertig geworden; er fürchtete, daß ſeine Freundin ſich darüber beunruhigen würde, ihn zu einer Zeit nicht zu Hauſe gefunden zu haben, wo man ihn in der Regel anzutreffen pflegte. Er zog ſich eiligſt an, und ging nach Sannois, um die Gräfin zu beruhigen und zu bedauern, daß ſie ihn verfehlt habe. Es fiel ihm ſehr auf, als er die Hauptthür verſchloſſen fand, und ein Gärtnerburſche, der eine Nebenpforte öffnete, ihm mit der Nachricht entgegen kam: die Gräfin ſey ſchon früh am Morgen ausgegangen, und werde erſt zur Mittagsmahlzeit zurückkehren.

„So will ich warten,“ ſagte St. Lambert.

Das geht nicht an, erwiederte der Burſche, die gnädige Frau hat ausdrücklich befohlen, Keinen einzulaſſen.

Der Abgewieſene entfernte ſich, und konnte gar nicht begreifen, was zu einer ſolchen Maßregel die Veranlaſſung ſeyn möchte. Er beſchloß, wieder nach Eaubonne zurück zu gehen. Langſam und mürriſch ſchritt er vorwärts, ſah noch nach dem Schloß der Gräfin, und wurde ſie auf dem Balkon ihres Hauſes gewahr, wo ſie frank und frei ſich zeigte. Er glaubte ſogar, in ihrem ganzen Weſen eine unverkennbare frohe Genugthuung zu leſen, daß ſie ihn ſo ohne alle Umſtände abweiſen laſſen.

„Hat ſie mich etwa geſehen, als ſie mich heute
„früh beſuchen wollen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „und
„ſoll dies eine Wiedervergeltung dafür ſeyn, daß ich
„mich vor ihr verläugnen laſſen? Wüßte ſie, daß
„es nur deshalb geſchah, um ihr eine unſrer Freundſchaft
„gemäße Ueberraſchung vorzubereiten, ſo würde
„ſie die harte Kränkung gewiß ſchmerzhaft bereuen,
„die ſie mir jetzt angethan hat.“

Es wird mir wahrlich ſehr ſchwer, ihn ſo fortzuſchicken, ſagte die Gräfin ihrer Seits, ihn mit ihren Augen verfolgend, aber er muß es fühlen, daß ich mich nicht dazu verſtehen darf, das Spiel ſeiner Launen zu werden, und weil er mir ſeine Thüre verſchließen laſſen, ſo ſoll auch meine vor ihm verſchloſſen ſeyn.

Mittlerweile war die Stunde zur Mittagsmahlzeit herangerückt; ſchon hatten ſich St. Lambert's vertrauteſte Freunde, auf die Einladung der Gräfin, zu dieſem ihnen ſo lieben Feſte eingefunden. Der Marſchall von Beauveau, der Herzog von Nivernois, Gaillard, La Harpe, Florian, Marmontel und mehrere andere Mitglieder der Académie française waren dort mit vielen Damen verſammelt, die ſich eben ſo ſehr durch ihre hohe Geburt, als ihre Schönheit und die Eigenſchaften ihres Herzens und Geiſtes auszeichneten, um dem Sänger der Jahreszeiten ihre Theilnahme und Verehrung an den Tag zu legen. Die Gräfin, es bereuend, daß ſie einen ſo alten Freund ſo hart behandelt, hauptſächlich, daß ſie ſich ihm auf dem Balkon gezeigt, um ihn noch mehr zu kränken, ſchickte ihm ihren Wagen, um ihn abzuholen. Er weigerte ſich, davon Gebrauch zu machen, und ließ ihr zur Antwort ſagen: er ſpeiſe nie bei Leuten, die ſich vor ihm verläugnen ließen. Kaum hatte die Gräfin dieſe Antwort erfahren, ſo erklärte ſie allen anweſenden Gäſten das Räthſel; ſie war in großer Verlegenheit, und ſtand im Begriff, denjenigen ſelbſt abzuholen, der ſo gegründete Urſache hatte, mit ihr zu zürnen. Ihre Freunde und Freundinnen machten aber dagegen Einwendungen, und drei davon erboten ſich, den Widerſpänſtigen zu beſänftigen. Sie fuhren zu St. Lambert, und es koſtete ihnen nicht wenig Mühe, ihn von ſeinem

Verſatz abzubringen, bis ſie ihm begreiflich machten, daß ihm der Zutritt zu der Gräfin lediglich deshalb verweigert worden ſey, weil er die Zurüſtungen zu ſeiner Geburtstagsfeier nicht habe ſehen ſollen.

St. Lambert, dadurch beſänftigt, fuhr nun zu der Gräfin, die ihn im Gefolge aller Eingeladenen empfing. Mehrere derſelben waren verlarvt, um ihn dadurch an die verſchiedenen Schriften zu erinnern, wodurch er ſich in der Literatur ausgezeichnet hatte. Einige ſtellten die vier Tageszeiten vor. Der Mittag war in eine dunkle Farbe gekleidet, und verrieth Kummer über den Zwieſpalt zwiſchen alten Freunden. Andere ſtellten die vier Jahreszeiten vor. Florian, der Jüngſte unter dieſen, blühend und heiter, war mit Blumen bekränzt, und erſchien als Frühling; La Harpe, im männlichen Alter, mit feurigen Blicken, als Sommer, das Haupt mit Aehren umwunden; Marmontel, geſetzter, und ein Freund von einer reich beſetzten Tafel und guten Weinen, als Herbſt, in der Linken einen Thyrſusſtab mit Weinranken, in der Rechten eine Schaale, mit dem berauſchenden Saft der Reben gefüllt; der Herzog von Nivernois, ſchon mit gebleichten Haaren und einem falſchen weißen Bart, als Winter. Er trug eine Vaſe in der Hand, auf welche das Bildniß der ſchönſten jungen Dame in der Geſellſchaft gemalt war, um anzudeuten, daß er ſich noch an dem Feuer der Jugend wärme.

Dieſe vier Dichter begrüßten St. Lambert mit ſehr ſchmeichelhaften Verſen im Namen aller Anweſenden, und er ward dadurch eben ſo ſehr gerührt, als überraſcht.

„Deshalb ſind Sie vor meiner Thüre abgewieſen worden, wodurch Sie ſich ſo tief verletzt gefühlt „haben," ſagte die Gräfin zu ihm, indem ſie ihn umarmte. „Geſtehen Sie es nur, daß ich wohl Entſchuldigung verdiene, denn ich wollte Sie nicht um „dieſe Ueberraſchung bringen. Aber was können Sie „Unhold zur Entſchuldigung Ihres Benehmens von „heute früh anführen?"

Ich erkläre mich für höchſt ſtrafbar, verſetzte St. Lambert, um nichts von ſeinen Vorkehrungen zu verrathen, und bitte deshalb wehmüthig um Verzeihung. Ich war eben damit beſchäftigt, Verſe zu machen, und dann vermeid' ich gern jede Störung. Wer ſo hoch bei Jahren iſt, dem ſchlägt ſehr ſelten noch die Stunde der Begeiſterung, und wenn ein ſolcher glücklicher Moment eintritt, ſo iſt er durch jede Unterbrechung unwiederbringlich verloren.

„Ich will es diesmal gelten laſſen," äußerte die Gräfin, „aber eigentlich ſollte die Muſe der Freundin nachſtehen."

Nach einem ſehr fröhlichen Mahle, führten die jungen Damen und einige junge Männer auf einer kleinen Bühne, die in einem Saale errichtet worden war, das Feſt der Liebe, ein Luſtſpiel mit Tanz von St. Lambert, und einige Epiſoden aus ſeinen orientaliſchen Fabeln auf. Nachdem man Alles erſchöpft hatte, was ſinnreiche Erfindungskraft, Geſchmack und Freundſchaft für einen ſolchen Feſttag erdenken können, machte St. Lambert den Vorſchlag, ihn in ſeinem ländlichen Aſyl zu beſuchen.

Es war ein ſchöner und freundlicher Herbſtabend, faſt ſo mild, wie im Anfang des Frühlings. Man nahm den Vorſchlag an, und es wurde beſchloſſen, den kurzen Weg zu Fuß zu machen; die Wagen ſollten nur für den Nothfall folgen. Nach einer halbſtündigen Wanderung kam man vor den Eingang von St. Lamberts Garten und ſtand vor der Gitterthüre. Sie öffnete ſich plötzlich und zeigte eine Menge Blumen und Stauden, kunſtvoll erleuchtet, zwiſchen welchen man bis zu dem Hauſe gehen mußte. Die Treppe war mit wohlriechender Orangerie beſetzt, und durch dieſe gelangte man in das Arbeitszimmer des Dichters, wo mehrere Inſchriften, und unter andern einige Verſe unter dem Bildniſſe der Gräfin, ſeine unerſchütterliche Freundſchaft für ſie bekundeten.

„Sehen Sie nun, weshalb ich Ihnen den Eintritt in meine Wohnung verweigerte," ſagte er jetzt zur Gräfin, indem er ſie umarmte, „und wofür „Sie mich ſo hart beſtraft haben. Ich glaubte, daß „zwei Weſen, die ſich ſeit funfzig Jahren herzlich geliebt haben, nur Eins ſind, und daß jedes Feſt für „uns ein gemeinſchaftliches ſeyn müſſe. Für die Blu-

„men, die Sie mir heute dargebracht, opfre ich Ihnen hier dieſen ganzen Blumenflor. Wenn Sie es wüßten, wie ſchwer es mir geworden iſt, als ich Sie abweiſen ließ, Sie würden Mitleid mit mir haben.“

Es kann Ihnen nicht ſo ſchwer geworden ſeyn, als mir, da ich Sie zurückſchickte. Ich ſtellte es mir ſehr lebendig vor, wie mißmüthig Sie zurückwandern würden, vielleicht gar voll Mißtrauen in meine Freundſchaft, aber, was ich mir ſelbſt nicht verzeihen kann, die Vorſtellung von dieſer Unruhe machte mir dabei Vergnügen.

„Nie werd' ich's vergeſſen, daß ich Muth genug gehabt, Ihnen den Eintritt über meine Schwelle zu verſagen, Ihnen, auf die ich ſo oft mit ungeduldiger Sehnſucht geharrt habe.“

Sie hatten ſich wenigſtens hinter die Gardinen verſteckt, aber ich ſtand keck auf meinem Balkon, um Sie zu necken, und Ihnen alle Zweifel wegen meines Unwillens über Sie zu benehmen. — Zu welchem Trotz, zu welchen Ausſchweifungen läßt ſich nicht das für die Gefühle der Liebe und Freundſchaft empfänglichſte Herz hinreißen, wenn es ſich verſchmäht wähnt.

Jeder lächelte bei dieſen Eingeſtändniſſen der Schuld, und den Verſicherungen der wechſelſeitigen unerſchütterlichen Zuneigung eines ſo hochbejahrten Paars.

St. Lambert's Gäſte wurden nun auf das

Beſte bewirthet, und er bot Alles auf, um ſich als einen liebenswürdigen Wirth zu zeigen.

Oft erzählte er von dieſem augenblicklichen Zwieſpalt mit der Gräfin, und Beide blieben bis zu ihrem Tode ein ſeltenes Beiſpiel der Zuneigung und Beſtändigkeit. Beide verloren nie, ſelbſt bis zu dem letzten Augenblick ihres Lebens, jene Lebhaftigkeit des Geiſtes und jenes beſeligende Gefühl, die in einem für Liebe empfänglichen Gemüth nie ganz verſchwinden. Ihre Seelen alterten nicht, und noch iſt das Andenken an ihre unerſchütterliche Freundſchaft bei den Bewohnern des Thales von Montmorency nicht erloſchen.

Delille's Diné.

oder

die blaue Sonnenuhr.

Nie verlöſchen ganz die Erinnerungen aus der ſchönen Blüthenzeit des Lebens; vorzüglich iſt dies der Fall bei denen, welchen die Natur eine ſehr lebhafte Einbildungskraft verliehen hat. Es war daher auch für Delille, in ſeinem hohen Alter, ein ſüßer Genuß, ſich der frohen Stunden zu erinnern, wo er zuerſt durch ſeine Dichtertalente die Aufmerkſamkeit von Paris auf ſich zog.

Er ward ſehr oft eingeladen, um einem Kreiſe gebildeter Männer und Frauen durch das Vorleſen ſeiner Gedichte eine geiſtreiche Unterhaltung zu verſchaffen. Er war dazu immer ſehr bereitwillig; von allen ſolchen Zuſammenkünften erinnerte er ſich aber am öfterſten und mit Wohlgefallen eines Frühſtücks, im Jahre 1780, bei einer Dame, deren ausgezeichnete Talente ſie eben ſo geachtet machten, als ihre hohe Geburt. Dies Frühſtück, an welchem die damaligen vorzüglichſten ſchönen Geiſter und Frauen Theil nahmen, die ſich durch Geiſt, Anmuth und Liebenswürdigkeit einen ehrenvollen Ruf erworben hatten, fand in der blauen Sonnenuhr auf dem Boulevard ſtatt.

Hier las er zuerſt Bruchſtücke aus ſeinem Gedichte: über die Einbildungskraft, vor; hier deklamirte er zuerſt die ſchöne Epiſode, wo er einen in den Katakomben von Rom verirrten Künſtler ſchildert. Dieſe Vorleſung machte bei allen Anweſenden einen tiefen Eindruck. Jeder folgte in Gedanken dem jungen Unglücklichen in das finſtere Labyrinth, in das er ſich ſo unvorſichtig gewagt hatte, man ſtimmte in ſein herzzerreißendes Hülferufen ein, und man ſuchte mit ihm, in der Finſterniß, jenen koſtbaren Faden, der ihn allein wieder an's Tageslicht führen und am Leben erhalten konnte. — Dies war der höchſte Triumph für den jungen Dichter.

Dieſe Zuſammenkunft hatte Delille eine beſondere Vorliebe für die blaue Sonnenuhr eingeflößt. Jeden Frühling ging er daher mit ſeinen vertrauteſten Freunden dorthin, um ſich daſelbſt an einem Mittagsessen gütlich zu thun, was man gute Hausmannskoſt zu nennen pflegt. Er ſetzte ſich dann gern mitten unter die täglichen Gäſte, und horchte aufmerkſam auf ihre ſich kreuzenden Geſpräche. Die Freude des Einen, die Ungeduld des Andern, und die Mannigfaltigkeit in den Geſichtern, Gebehrden und Aeußerungen der Gäſte gewährten ihm eine ſehr angenehme Unterhaltung.

Durch die politiſchen Stürme aus ſeinem Vaterlande vertrieben, hatte er lange dieſen Genuß entbehren müſſen. Er ſuchte in London etwas Aehnliches zu finden, aber ſein Wunſch ward nicht befriedigt. In den dortigen Tavernen herrſcht weder jene offene Fröhlichkeit, noch jene Gefügigkeit, die den Franzoſen eigenthümlich iſt. Oft dachte er mit Sehnſucht nach der blauen Sonnenuhr auf dem Boulevard zurück.

Endlich legten ſich die Stürme. Delille kehrte nach Paris zurück. Er beſuchte nun fleißig alle die Oerter, an die ſich ſchöne Erinnerungen knüpften; aber die während ſeiner freiwilligen Verbannung von ihm dem Druck übergebenen Werke hatten ſeinen Namen noch bekannter und beliebter gemacht, und ſo oft er ſich irgendwo öffentlich zeigte, wurde er von einer Menge zudringlicher Bewunderer umringt, die ſeine Beſcheidenheit auf eine harte Probe ſtellten.

Endlich traf ihn das traurige Schickſal, daß er, wie Homer und Milton, erblindete.

Der Sänger der Gärten und des Glücks des Landlebens, des Anblicks aller Schönheiten der Natur beraubt, litt mehr, als viele Andere, auf ein einſames Zimmer beſchränkt.

„Iſt es mir auch nicht mehr vergönnt, dieſes
„azurne Gewölbe zu betrachten und zu bewundern,
„das mich zu meiner Dithyrambe über die Unſterb-
„lichkeit der Seele begeiſtert hat, kann ich mich auch
„nicht mehr an dem entzückenden Anblick der Wun-
„der der Natur erfreuen,“ pflegte er zu ſagen, „ſo
„kann ich wenigſtens doch die ſüßen Laute der Freund-

„ſchaft hören, ſo kann ich mich doch auch wol ein„mal unter meine Landsleute miſchen, ihre naiven „Aeußerungen belauſchen, ihr Jauchzen vernehmen, „mich dadurch verjüngen, und darüber die Hinfällig„keit des Alters vergeſſen.“ — „Freunde!“ fuhr e dann zu denen fort, die ihn beſuchten, „laßt mic „doch noch einmal, eh' ich in den langen Todesſchla „verſinke, in der blauen Sonnenuhr zu Mit„tage ſpeiſen.“

Man ſtellte ihm vor, er würde dort gewiß augenblicklich erkannt und von den Anweſenden beſtürm werden. In ſeinem hohen Alter ſey es unvorſichtig ſich einer ſolchen ungewöhnlichen Unruhe auszuſetzen die einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ihn haben könnte. Er war nicht auf andere Gedanken zu bringen, und flehte ſo wehmüthig, wie ein Kind, das ein ihm geraubtes Spielzeug wieder zu erhalten wünſcht

„O nur ein einzigesmal bringt mich nach de „blauen Sonnenuhr.“

Wer kann ſolchen Bitten widerſtehen? meint Delille's treue Gattin, Gefährtin und Führerin die er ſeine Antigone nannte; aber ich zittre fü ſeine Geſundheit, ja, für ſein Leben!

„Es giebt noch ein Mittel,“ ſagte ein Freun Delille's, ein Künſtler, gleich achtungswerth durc ſein Herz, als durch ſeine Talente: „ihm den Genu „zu verſchaffen, nach dem er ſich ſo ſehr ſehnt, ohn „ihn der Gefahr auszuſetzen, ſich öffentlich zu zeigen.“

„Da er des Geſichts beraubt iſt, ſo können wir uns „eine unſchuldige Täuſchung wol erlauben, um „eine ſolche Sehnſucht zu ſtillen. Ich bewohne in „der Vorſtadt St. Germain ein geräumiges und bequemes Haus, dort iſt eine Terraſſe, die nach dem „Garten führt, beſchattet von verſchiedenen Bäumen. „Dorthin wollen wir unſern kindlichen Greis führen. „Verlaſſen Sie ſich auf mich, ich ſtehe Ihnen dafür, „dort ſoll er alle die Freude genießen, die er ſich träumt, „und er ſoll ſich unter die Gäſte in der blauen „Sonnenuhr verſetzt glauben."

Dieſer Vorſchlag fand Beifall, und wurde freudig genehmigt. Der Tag zur Ausführung wurde anberaumt. Es war kurz nach der Sitzung der Akademie, in welcher Delille noch den Vorſitz hatte, wo er gewiſſermaßen Abſchied von ſeinen Zeitgenoſſen nahm, und wo er zum letztenmale Verſe recitirte, in denen man noch nicht das jugendliche Feuer und ſeine blühende Phantaſie vermißte.

Delille beſchäftigte ſich mit dieſem ſo ſehnlich gewünſchten Diné lange zuvor ſo eifrig, als wenn es eine Hauptepoche ſeines Lebens bezeichnen würde. Mit einer unbeſchreiblichen Freude ſah er den Tag erſcheinen, der zu dieſem Erinnerungsfeſt beſtimmt war. Er ließ ſich ſorgfältiger ankleiden, und ſchickte ſich dazu an, ſich unter die Gäſte in der blauen Sonnenuhr zu miſchen. Er brannte vor Ungeduld, ſich dorthin führen zu laſſen.

Endlich rollte der Wagen vor; ſein Freund, der Künſtler, faßte ihn unter'm Arm, und in Begleitung ſeiner lieben Gattin, wurde er in den Wagen gehoben. Alle Drei kamen ſchnell nach dem Hauſe in der Vorſtadt St. Germain, wo ſich ſchon zuvor mehrere Mitglieder der Akademie, mehrere Gelehrte, berühmte Künſtler, liebenswürdige Frauen und die vorzüglichſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen der verſchiedenen pariſer Theater eingefunden hatten. Man hatte ſich bereits über die mannigfaltigen Rollen verſtändigt, die Jeder übernehmen ſollte, um den Greis zu beluſtigen, und in ihm die Täuſchung zu erhalten, als ſey er in der gemiſchten Geſellſchaft der Bewohner von Paris, welche in der blauen Sonnenuhr zu Mittag zu ſpeiſen pflegten.

Als man aus dem Wagen ſtieg und in's Haus trat, redete ihn der Thürſteher, ſeiner Inſtruktion gemäß, mit den Worten an:

Will der Herr Auſtern? — ſie ſind ganz friſch und ſterben erſt auf der Zunge.

„Ja!“ verſetzte Delille, in der fröhlichſten Stimmung, denn dieſe Anrede beſtärkte ihn in ſeiner Täuſchung: „heute will ich mir nichts abgehen „laſſen.“

Man brachte ihn nun in einen großen Saal, wo er von mehr als ſechzig Perſonen, zerſtreut an kleinen runden Tiſchen ſitzend, das Gemurmel von einem Gemiſch der mannigfaltigſten Stimmen vernahm.

„Ha!" rief er aus, „das alte Geſumme, das „ich gar zu gern höre! Man vernimmt mitunter „ſo manche treffende Bemerkung, ſo manchen naiven „Einfall! — He da! Marqueur!"

Mein Herr! ſagte einer der erſten Schauſpieler, indem er ſich ihm näherte, was ſteht zu Befehl?

„Kann ich nicht einen Tiſch für drei Perſonen „in einem abgelegenen Winkel des Zimmers erhalten, lieber Freund? Aber er muß nicht ſo entfernt „ſeyn, daß ich nicht alles, was geſprochen wird, noch „deutlich hören könnte."

O ja! Hier nicht weit von dem Kamin iſt gerade noch ein Tiſch unbeſetzt.

„Das iſt ja herrlich! Wie nennt man ſich, lieber „Freund! Es iſt des Rufens wegen.

Ich heiße Paul! ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten.

„Schön! Nun, mein lieber Paul, nur für gute „Bedienung geſorgt, ich verlang' es nicht umſonſt. — „Wo iſt der Speiſenzettel? Was giebt es zu eſſen? — „Vorläufig eine Flaſche Haut-Sauterne, aber ächten! — Ich bin ein alter erfahrener Kenner; mir „macht man ſo leicht kein X für ein U."

Vom beſten! Sie ſollen gewiß zufrieden ſeyn.

Es wurden Auſtern gebracht; man verzehrte ſie, und Delille's Freund nannte nun einige Gerichte, als wenn er ſie von einem Speiſenzettel läſe, ſeinem Gaſte die Wahl überlaſſend.

Während man aß und trank, ſprach man an einem benachbarten Tiſche von Falliſſements, Lieferanten, dem Stand der Papiere u. dgl.

„Dies ſind ſicher Geldwechsler oder Mäkler,“ ſagte der Dichter lächelnd; „es ſcheint, als wenn die „Staatspapiere etwas im Steigen ſind.“

Gleich darauf hörte er an einem andern Tiſche das laute Geſchwätz von drei Frauen, oft durch Kichern und lautes Lachen unterbrochen, und er vernahm manche harte Verſtöße gegen die Regeln der franzöſiſchen Sprache, die man abſichtlich laut werden ließ. Delille glaubte, es wären die Ehefrauen von Holzhändlern der Inſel Louviers, die ſich, in Abweſenheit ihrer Männer, einen guten Tag machten.

„Welch ein Geſchnatter!“ rief er laut lachend aus, „ja, wär' ich noch jung, oder ein rüſtiger alter „Burſche, ſo würd' es mir recht vielen Spaß machen, „ſie zu necken und mich mit ihnen herum zu zerren. — „Die Unterhaltung iſt in der That ſehr originell und „beluſtigend.“

Eine neue Schüſſel wurde aufgetragen, und der Freund des Dichters ſuchte jetzt eine noch luſtigere Scene einzuleiten. Er fragte ihn mit ſehr lauter Stimme:

Nun, lieber Delille! wie gefällt es Ihnen hier?

„Um's Himmelswillen!“ liſpelte ihm Delille zu, „nennen Sie meinen Namen doch nicht ſo laut. „Sie machen mich ja dadurch Allen kenntlich, und „ich werde, wider Willen, Reißaus nehmen müſſen.“

Kaum hatte er dieſe Beſorgniß geäußert, ſo näherte ſich ihm ein Mitglied der Akademie, ein Mann von vieler Jovialität, und redete ihn in dem rauhen Ton eines Bewohners des Hafens St. Bernhard an:

Wenn ich nicht irre, mein Herr! ſo ſind Sie, nach Ihrem Namen zu ſchließen, den ich eben gehört habe, Herr Delille, der reiche Weinhändler, der in der Straße Marmouzets, in dem Hauſe mit dem Wahrzeichen, die Frau ohne Kopf, wohnt?

„Nein, das bin ich nicht!“ verſetzte Delille, „ich handle nicht mit Wein, und wohne auch in keinem Hauſe, wo das Wahrzeichen: die Frau ohne Kopf, iſt. — Du wirſt es am beſten wiſſen, daß ich die Wahrheit ſage,“ fuhr er fort, und wandte ſich an ſeine Gattin mit einem ſo ſanften Lächeln, das alle ſeine Züge verklärte.

Dieſer Herr Delille, nahm nun deſſen Freund das Wort ſcherzhaft, hat aber auch ein großes Weinlager, womit er täglich einer Menge Leute den Kopf ſchwindlich macht.

„So bin ich doch recht,“ erwiederte der Akademiker, Sie ſind der rechte Mann! In ein paar Stunden reiſ' ich nach Auxerre ab. Wenn Herr Delille dort etwas zu beſtellen hat, ſo will ich den Auftrag gern übernehmen. Auf meine Pünktlichkeit kann er rechnen. Mein Name iſt Bertrand; unſere Familie hat ſchon über hundert Jahre Commiſſionsgeſchäfte getrieben.“

Ich danke beſtens, unterbrach ihn der Dichter; ich bedaure, daß ich von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen kann.

Dieſes Geſpräch wurde plötzlich durch einen Streit an einem andern Tiſch unterbrochen. Er entſpann ſich unter Mehreren über Delille's Schriften, denn man ſtritt ſich darüber, welche darunter den Vorzug vor den übrigen verdiene.

Einer behauptete: der Ueberſetzung von Virgils Georgica gebühre der Preis. Ein Anderer nannte die Ueberſetzung der Aeneide. Ein Dritter erklärte ſich für die von Milton's verlorenem Paradieſe. Ein Vierter machte mit Recht den Einwand, daß Ueberſetzungen, ſelbſt wenn alle Schwierigkeiten dabei glücklich beſiegt wären, doch keinen richtigen Maßſtab abgeben könnten, um einen Dichter gehörig zu würdigen. Die eigenen Erzeugniſſe bekundeten nur deſſen Genie, und Delille's Gedichte: die Gärten, und über die Einbildungskraft, hätten unſtreitig einen höheren Werth, als alle ſeine Ueberſetzungen. Wieder ein Anderer verſicherte, Delille habe ſeinen Ruhm nur durch das Gedicht über die Pietät begründet. „Der verdient hohe Achtung,“ ſetzte er hinzu, „der „den Geiſt angenehm beſchäftigt, aber der hat Anſpruch auf ewige Dankbarkeit, der das Gefühl des „Mitleids gegen unſere Nebenmenſchen in uns aufregt und entflammt.“

Ei was! rief einer der Gäſte frohgelaunt aus, wozu ein ſo unnützer Streit? Ich will einen Vorſchlag zur Sühne machen, der gewiß nicht zu verwerfen iſt. Wir wollen alle die zahlreichen Schriften Delille's gleich hoch ſchätzen, das iſt das beſte Anerkenntniß ſeiner Verdienſte und das ehrenvollſte Lob. Laſſen Sie uns die Gläſer auf das Wohl deſſen leeren, der jeden Geſchmack, jedes Alter zu befriedigen verſteht.

„Es lebe der Virgil der Franzoſen!" riefen jetzt mehrere Stimmen unter dem hellen Klang der angeſtoßenen Gläſer, „möchten wir ihn noch bis zu Neſtors Alter, geſchmückt mit dem Dichterlorbeer, ſehen."

Das iſt mir zu hoch! nahm Einer ſchlau das Wort, wo ſollen wir ihn ſehen? — Wo? — Das iſt die Frage! — Er zeigt ſich ja nirgends mehr.

„Finden Sie das lobenswerth?" unterbrach ihn ein Anderer, „warum zieht er ſich ſo ganz aus dem „Umgang mit der Welt zurück? — Warum vermeidet er es recht gefliſſentlich, daß man ihm einmal in „ſein ehrwürdiges Antlitz ſchauen darf? — Es iſt „ſo herzerhebend, wenn man einen ausgezeichneten „Mann ſieht. Seine Worte begeiſtern, und es iſt „gleichſam, als zöge er uns mit ſich fort auf die ehrenvolle Laufbahn, die er durchwandelt hat."

Delille, bis zu Thränen gerührt, ſagte leiſe: „Wenn ich mir nicht Gewalt anthäte, ſo würd' ich „aufſtehen, mich namenkundig machen, und Einen „nach dem Andern in meine Arme ſchließen."

Mehrere ſolche Scenen, alle aber von einande abweichend, beſtärkten Delille in der Meinung, daß er wirklich in der blauen Sonnenuhr ein Mittagseſſen einnehme, und daß er von Keinem der Anweſenden erkannt ſey.

Nach dem Deſert foderte Delille die Rechnung, und um ſie zu berichtigen, reichte er ſeiner Gattin die Börſe mit den Worten:

„Es verſteht ſich, daß ich bezahle! Es iſt nicht „mehr als billig, daß ich allein die Koſten einer „Mahlzeit trage, die mir ein ſo unausſprechliches „Vergnügen gemacht hat.“ —

Daran iſt nicht zu denken, ſagte ſein Freund, denn ſtatt der Rechnung, die man Ihnen ſo eben gebracht hat, ſieht man auf dem Blatte nur die wenigen Worte:

Die Ehre, einen der vorzüglichſten Dichter Frankreichs bei mir bewirthet zu haben, ſey meine einzige und höchſte Belohnung.

Hennereu, Reſtaurateur.

„Wie kann ich dies annehmen?“ ſagte der Greis aufſtehend, „was hat der Eigenthümer dieſes Hauſes „für Verpflichtungen gegen mich?“

Zweifeln Sie daran? antwortete derjenige, der die Rolle des Reſtaurateurs machte. Muß Sie nicht Jeder, dem ein fühlendes Herz im Buſen ſchlägt, hochachten?

Was wir, nach unſern geringen Kräften, auch gethan haben mögen, unterbrach die Gattin ſeines Freundes den vorgeblichen Reſtaurateur, ſich für deſſen Frau ausgebend: ſo bleiben wir dafür doch immer in der Schuld eines ſo berühmten Schriftſtellers, daß er uns mit ſeinem Beſuche hat beehren wollen.

Mit dieſen Worten ergriff ſie die Hand des Greiſes, und drückte ſie an ihre Lippen.

Sie dürfen dieſe guten Leute nicht durch ein längeres Weigern kränken, nahm jetzt ſein Freund das Wort, es wäre eine unverdiente Kränkung für ſie.

„Das möcht' ich für keinen Preis in der Welt;
„ich bin es zufrieden, Herrn Hennereu's Gaſt geweſen
„zu ſeyn, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung,
„daß er und ſeine Gattin an einem Tage,
„der ihnen am bequemſten iſt, wieder bei mir vorlieb
„nehmen. Ich kann ihnen zwar keine ſo leckere
„Speiſen vorſetzen, aber wenigſtens ſollen ſie in mir
„einen Wirth finden, der Alles anwenden wird, ihnen
„zu beweiſen, wie willkommen ſie ihm ſind, und
„wie ſehr er ſie ſchätzt."

Delille mußte ſich nach dieſer Scene erkannt glauben, und wünſchte ſich ſeinen Verehrern zu entziehen. Nachdem er dem vermeintlichen Marqueur ein Sechs-Franken-Stück als Trinkgeld in die Hand gedrückt, machte er ſeiner Gattin den Vorſchlag, den Kaffee im türkiſchen Garten zu trinken, um ſich wieder zu erholen und friſche Luft einzuathmen; denn nach Beiden ſehnte er ſich ſehr.

Er mußte nun eine Treppe herunterſteigen, über einen Hof und durch einen Garten von ziemlich groſem Umfang gehen, und nachdem er ungefähr einen eben ſo weiten Weg zurückgelegt hatte, als er von der blauen Sonnenuhr bis zum türkiſchen Garten hätte machen müſſen, führte man ihn auf eine mit Büſchen und Blumen verzierte Terraſſe, wo ſich jetzt die zahlreiche Geſellſchaft des Saales befand, die ſich ſchon auf das Spiel neuer Rollen vorbereitet hatte, um Delille glauben zu machen, er befinde ſich wirklich in einem der Bosquets jenes öffentlichen Gartens, unfern dem Boulevard, wohin man ihn hatte führen ſollen.

„Wie frei athmet man hier!“ rief er aus, indem er ſich das ergraute Haupt entblößte. „Das leiſe „Säuſeln in dem grünen Laube und der Duft der „Blumen iſt ſo erquickend; ich fühl' es, wie mild „die Sonnenſtrahlen mein ſiebenzigjähriges Haupt „erwärmen.“

Er trank nun ſeinen Kaffee, den er, als ein alter Kenner, zu ſeinem großen Erſtaunen, für den köſtlichſten Mokkakaffee erklärte.

O, äußerte ſein Freund, ich bin hier ſehr oft mit meiner Familie, und ich konnte ſchon mit Gewißheit darauf rechnen, daß man uns auf das Beſte bedienen würde.

„Befehlen Sie Gefrornes?“ fragte ein Maler, der die Rolle eines Burſchen machte, der Erfriſchungen feil bietet.

Nein, kein Gefrornes, ſagte Madame **Delille** das könnte Dir nachtheilig ſeyn.

„Im Gegentheil,“ erwiederte der Greis, „das „iſt ein treffliches Stärkungsmittel. — Was giebt „es für Gefrornes?“

Sie haben die Wahl, mein Herr! Alles, was Sie nur wünſchen können. Vanille-, Erdbeeren-, Himbeeren-, Citronen-, Piſtazien-Eis; Sorbet mit Rum, mit Marasquin, und Crème à la Delille.

„A la Delille?“ fragte der Dichter ganz verwundert. „Was iſt das für Zeug?“

Es iſt ein Gemiſch von allerhand ſeltnen und lieblich ſchmeckenden Ingredienzien, erhielt er zur Antwort; wie's gemacht wird, weiß ich nicht, aber das wol, daß nach nichts mehr gefragt wird, als nach dieſer Creme, daß ich den größten Abſatz damit mache, und mich dabei ſehr gut ſtehe. Hauptſächlich verlangen es die jungen Verſemacher; ſie mögen ſich wol einbilden, daß ſie dadurch begeiſtert und minder matt werden. Befehlen Sie davon? Ich bin gewiß, es wird Ihnen ſchmecken.

„Nun, meinetwegen!“ ſagte **Delille**, aber mit einem Argwohn, man möchte ihn erkannt haben.

„Sonderbar,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich an ſeinen Freund wandte, „eine ſolche Art von Auszeichnung iſt mir ſelbſt im Traume nie eingefallen.“

Was wollen Sie damit ſagen? fiel ihm der vermeinte Erfriſchungsverkäufer in's Wort; Jeder ſucht ſeiner Waare den möglichſten Abſatz zu verſchaffen; er ſtreicht ſie heraus, ſo viel er vermag, und Ihr Name kann auch wol einem Limonadenverkäufer ſo vielen Vortheil bringen, als einem Buchhändler.

Die Creme wurde ihm dargereicht; es war eine Ananascreme, und Delille verſicherte, — vielleicht war die geſchmeichelte Eigenliebe mit im Spiel — er habe nie etwas Lieblicheres und Würzreicheres genoſſen.

Während er ſich noch die Creme ſchmecken ließ, hörte er in einem benachbarten Bosquet mehrere Stimmen, die ihm Mitglieder der Akademie kenntlich machten, denn dieſe hatten ihre natürliche Sprache wieder angenommen. Er fragte: ob nicht einige ſeiner Kollegen hier wären, und nannte ſie mit Namen.

„Ja," gab ihm ſein Freund zur Antwort, „ſie „ſind hier mit einigen unſerer muntern Liederdichter, „die uns das Andenken an Pannard und Collé „noch am lebendigſten erneuen."

„Wenn ſie mich nur nicht erkennen!" äußerte Delille. Er ſetzte ſchnell ſeinen Hut wieder auf, drückte ihn tief in's Geſicht, um ſich dadurch unkenntlich zu machen, und wandte den Rücken dem Bosquet zu, wo ſo eben einige ſehr ſinnreiche Strophen zu ſeinem Lobe geſungen wurden. Die eine unter andern ſchloß mit den Worten:

Vor kurzem ſah man den Homer,
Im Inſtitut *) den Vorſitz führend.

---

*) Académie française.

„Homer!“ wiederholte Delille mit rührender Beſcheidenheit, „man hat ja nur mich armen Blinden geſehn.“

Ein anderes Lied verkündete, daß die Schriften dieſes neuen Homer lange beliebt und bewundert werden würden.

„Iſt es mehr als Zufall,“ fragte er ſeinen Freund, „daß dieſe heitern Sänger eben ſo in Anſehung meiner mit Blindheit geſchlagen ſind, als „ich es phyſiſch bin?“

Endlich hörte man in der Ferne die harmoniſchen Töne einer Harfe. „Das ſind die beiden Blinden „aus Languedoc,“ ſagte Madame Delille, „welche „ſeit einiger Zeit auf allen Straßen von Paris ſich „hören laſſen, und eine Menge Zuhörer um ſich verſammeln. Sie kommen gerade auf uns zu. . .“

In dem nämlichen Augenblick präludirten zwei junge Leute auf der unterſten Stufe der Terraſſe auf ihren Harfen, und ein vorzüglicher Sänger rief im Accent eines Provençalen:

Meine Herren und Damen! wir werden die Ehre haben, ihnen das beliebte Lied von dem berühmten Jakob vorzuſingen. Es iſt nicht die Rede von Jakob dem Eremiten, von Jakob von Compeſtella, nicht von dem heiligen Jakob, ſondern von Jakob dem Dichter, mit einem Worte, von Jakob Delille, dem Muſter der franzöſiſchen Dichter und aller liebenswürdigen Greiſe.

Jetzt begannen die Saiten der Harfen zu tönen, und ſie begleitetete eine liebliche Stimme, welche in fließenden Verſen das ganze Leben des Greiſes beſchrieb; von ſeiner erſten Kindheit an bis zu ſeiner Rückkehr nach Paris. Bei Erwähnung dieſes letzten Ereigniſſes, fiel ein Chor von Sängern und Sängerinnen in ſo freudig rührenden Tönen ein, daß dem Gefeierten Thränen in die erblindeten Augen traten. Nun feſt überzeugt, daß er nicht in dem türkiſchen Garten ſeyn könne, und umringt von ſeinen Verehrern und Freunden, ſagte er zu ſeiner Gattin, ängſtlich ihren Arm ergreifend:

„Hurtig fort von hier! Ich fürchte, daß dieſe „unerwartete Scene mich zu ſehr erſchüttern wird, „und die, wie ich wohl merke, abſichtlich veranſtaltet „worden iſt.“

Sie haben Recht, erwiederte ſein Freund; aber beruhigen Sie ſich, und fürchten Sie Keinen von Allen, die hier zugegen ſind. Sie ſind nicht auf dem Boulevard im türkiſchen Garten.

„Was?“

Sie haben nicht in der blauen Sonnenuhr zu Mittag geſpeiſt.

„Was ſagen Sie!“

Nur bei mir, lieber, ehrwürdiger Freund! Nur im Kreiſe meiner Familie, meiner Freunde und Bekannten, die ſeit mehreren Stunden die verſchiedenen

Rollen geſpielt, welche in Ihnen ſo angenehme und rührende Erinnerungen hervorgerufen haben.

„Nein, nein!“ rief Delille aus, „ſo weit „kann die Täuſchung nicht gehen! — So kann man „die verſchiedenen Mundarten der untern Volksklaſ„ſen, ihre Treuherzigkeit, ihre ausgelaſſene Freude „nicht nachahmen.“

Und doch verhält es ſich ſo, lieber Kollege! erwiederte der muntre Akademiker, der die Rolle des Weinſpediteurs geſpielt hatte. Ich war es, der Sie zu dem Weinhändler in der Straße Marmouzets, in dem Hauſe mit dem Wahrzeichen, die Frau ohne Kopf, machte. —

Erkennen Sie in mir den Marqueur Paul, unterbrach ihn einer der erſten komiſchen Schauſpieler, dem Sie ein Trinkgeld von ſechs Franken verehrt, und der ſich ein Vergnügen daraus machen wird, ſo lange Sie leben, Ihr gehorſamer Diener zu ſeyn.

Wir ſind die Mäkler! riefen mehrere Gelehrte und Künſtler aus, die die Staatspapiere ſo in's Steigen brachten.

Und wir, ſetzten ihre Frauen hinzu, ſind die Eheweiber der Holzhändler von der Inſel Louviers.

Ich habe das Lied von Ihnen geſungen! ſagte ein in Paris beliebter Sänger.

Und ich, fuhr ein talentvoller Maler fort, bin der Burſche, der Erfriſchungen feil geboten, und der die Creme à la Delille erfunden hat.

Wir haben uns ſo eifrig über den Werth Ihrer Schriften geſtritten, ſagten mehrere Mitglieder der Akademie, indem ſie dem Greiſe herzlich die Hand drückten.

Wo bleib' ich? fragte endlich die Gattin ſeines Freundes, ich war die Frau des Reſtaurateurs in der blauen Sonnenuhr. Sie ſehen wohl ſelbſt ein, daß ich für das Diné mich unmöglich konnte bezahlen laſſen, und daß ich ſehr recht hatte, wenn ich behauptete, mein einziger Lohn beſtände darin, einmal das Vergnügen gehabt zu haben, Sie bei mir zu bewirthen.

„O Gott!“ rief Delille, und breitete ſeine Arme nach ihr aus, „wie ſoll ich das mit Worten „ausdrücken, was ich in dieſem Moment fühle! — „So viele edle Menſchen vereinigen ſich, einem armen alten Mann eine Freude zu machen? — O „meine Freunde! meine Kollegen! alle die Ihr hier „verſammelt ſeyd! Männer und Frauen, ſo reich „ausgeſtattet mit ſeltnen Talenten und liebenswürdigen Eigenſchaften, mir iſt es, als wenn ich Euch „ſähe. — O, wenn ich längſt nicht mehr auf der „Erde wallen werde, wird Euch noch das ſüße Bewußtſeyn erfreuen, daß Ihr den Abend eines blinden Dichters erheitert und ihm vor ſeinem nahen „Hinſcheiden einen der köſtlichſten Tage ſeines Lebens „bereitet habt.“

Laujon's Gedicht

zur

Feier eines Geburtstages.

Ein Zeitgenoſſe und Nacheifrer der in Paris allgemein beliebten Liederdichter Piron, Pannard und Collé, war Laujon. Seine heitern Geſellſchaftslieder, die er für frohe Zuſammenkünfte eines Vereins von geiſtvollen Männern in einem Weinkeller verfertigte, wurden bald in ganz Paris geſungen. Er, ſchon ein achtzigjähriger Greis, führte den Vorſitz bei dieſen Verſammlungen, wo man dem Bacchus, den Muſen und den Grazien huldigte. Laujon war allgemein beliebt wegen ſeiner Gutmüthigkeit, und als er ſtarb, wurde er eben ſo allgemein betrauert. Er verſchied, eben ſo reich an Liedern, die er gedichtet hatte, als an Lebenstagen. Die Académie française hatte ihm daher den Beinamen Anakreon gegeben.

Laujon, von der Natur mit ſeltener Gutherzigkeit, unverwüſtlicher froher Laune und leichtem Sinn ausgeſtattet, hatte ſich während eines achtzigjährigen Lebens keinen Feind zugezogen; er ſang von Liebe, Freundſchaft und Wein, ſeine fröhlichen, ungekünſtelten Lieder erheiterten die Cirkel der Vornehmſten und die Zuſammenkünfte der unterſten Volksklaſſen.

Sie ertönten unter den Kerzen glänzender Kronleuchter im Marmorſaal, und bei der düſtern Flamme eines Lämpchens in der Schenke. Er konnte ſeine Leier zu jedem Ton ſtimmen, benutzte jeden Gegenſtand, ſelbſt den unbedeutendſten, der an der Tagesordnung war, und von der naiven Liebeserklärung eines Funfzigers bis auf den ſtolpernden Schlußreim eines betrunkenen alten Schalks, gelang es ihm, alles, was er beſang, mit den treffendſten Farben und einer originellen Anmuth zu ſchildern.

Weder die Verbannung ſeiner Freunde, höchſten Ranges und Standes, noch der Verluſt ſeines Vermögens konnten ſein heiteres Saitenſpiel verſtimmen. Er ſang immer fort, und trieb ſeinen Spott mit dem Unmuth und Kummer. Er wollte ſelbſt den Tod mit der Hippe irre führen; noch den Tag vor ſeinem Hinſcheiden machte er ein paar Lieder, die gleichſam dem Senſemann Trotz zu bieten ſchienen. Ein Lied zu dichten, war für Laujou's Geiſt und Herz ein unentbehrliches Bedürfniß geworden. Im Schauſpielhauſe, auf Spatziergängen, in den Sitzungen der Akademie, in den Sälen der Großen und in dem anſpruchloſen Cirkel der Freundſchaft, überall murmelte er ſie und machte viele der Lieder, die ſeine große Sammlung noch beträchtlich vermehrten.

Dieſe unbezwingbare Angewöhnung gab in ſeinen alten Tagen zu nachſtehendem luſtigen Auftritt Anlaß.

Laujon ſtand ſeit langer Zeit in einem freundſchaftlichen Verhältniſſe mit der Gräfin von D . . ., bei welcher ſich die vorzüglichſten Künſtler und Gelehrten einzufinden pflegten. Die Gräfin, von hoher Abkunft und in ihrem Umgang ſehr liebenswürdig, hatte die ſchwache Seite, daß ſie in der Freundſchaft alles haarſcharf nahm. Die geringſte Vernachläſſigung deſſen, was ſie zu fodern ſich berechtigt glaubte, verletzte ſie auf das tiefſte, und da ſie mit großer Beharrlichkeit Alles aufbot, um ſich gegen alle die, welchen ſie den freien Zutritt zu ſich geſtattete, gefällig zu zeigen, ſo verlangte ſie auch dafür gegenſeitige Zuneigung, Nachgiebigkeit und Aufmerkſamkeit. Früher hatte man ihr wegen ihrer Schönheit und Anmuth gehuldigt; älter, ſollte man dies wegen der Eigenſchaften ihres Herzens, ihres gebildeten Geiſtes und ihrer Reichthümer, die ſie nur auf eine edle Art verwendete. Sie war eine zweite Geoffrin, eine eifrige Beſchützerin aufblühender Talente, und eine enthuſiaſtiſche Verehrerin derer, die ſich ſchon durch ihr Genie Ruhm erworben hatten. Durch die Auszeichnung, die ſie jedem Mann von Geiſt und jedem Künſtler erwies, erwarb ſie ſich nicht nur einen Namen, ſondern ihr Hotel wurde auch von allen Großen des Hofes und von ausgezeichneten Reiſenden beſucht. Sie hatte ſich dadurch gleichſam ein kleines Reich gebildet, wo man ihr gern und freiwillig die Herrſchaft einräumte, und welches ſie gewiß Bedenken getragen haben würde, um ein größeres zu vertauſchen.

Durch ihren Einfluß und ihre genauen Verbindungen mit den berühmteſten Literatoren, hatte ſie Laujou den Eintritt in die Akademie verſchafft. Dieſer vergaß dies nie, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um ihr dafür ſeine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Hauptſächlich huldigte er der Gräfin an ihrem Geburtstage durch ſein Talent, und überließ ſich ganz ſeiner heitern Phantaſie und der Begeiſterung ſeines dankbaren Herzens. Umſonſt ſuchten andere Dichter mit ihm zu wetteifern; es ſey nun, daß ſie ſein Silberhaupt einſchüchterte, oder daß er auch hierin dem Anakreon glich, dem er überhaupt ſehr ähnlich war.

Laujou entwickelte bei dieſer Gelegenheit in ſeinen Liedern all' das Feuer des jugendlichen Alters, er trug ſtets den Sieg in dieſem ehrenvollen Wettſtreit davon, und ungeduldig harrte man des Liedes, das er zu dieſem glänzenden Feſte machte, und wiederholte es mit trunkner Freude.

Der Geburtstag der Gräfin trat wieder ein; es war in der Mitte des Junius. Laujou, der am liebſten ſeine Verſe im Gehen machte, ging, ſeiner fruchtbaren Einbildungskraft vertrauend, von ſeiner Wohnung um zwei Uhr nach dem Garten der Tuilerien, declamirte im Gehen ſeine Verſe, und vollendete das Gedicht bis auf die letzten Zeilen.

Nachdem er die Allee der Orangerie durchwandelt war, in der er von vielen Perſonen begrüßt und angeredet worden, unter welchen ſich mehrere befanden, ebenfalls Gäſte der Gräfin zu dieſem Feſte, zog er ſich unter den Schatten hochſtämmiger Bäume zurück, und ſetzte ſich auf eine Bank, die unter einem großen Kaſtanienbaum ſtand, zog eine Schreibtafel hervor, und ſchickte ſich an, das Lied aufzuſchreiben, das er ſeiner edlen Freundin weihen wollte.

Ein junger Dichter, der ebenfalls ſich mit Erfolg in ſolchen leichten Liedern verſucht hatte, wurde Laujon von Ferne gewahr; er bemerkte aus ſeinen unwillkürlichen Bewegungen, daß er ſich mit Verſemachen beſchäftigen müſſe. Ebenfalls von der Gräfin eingeladen, ahnet er die Veranlaſſung, die Laujon jetzt begeiſterte, und er brennt vor Neugier, deſſen Verſe zuvor zu hören. Da er wußte, daß der Dichter gewöhnlich ſeine kleinen Lieder ziemlich laut für ſich zu trillern pflegte, ſo ſtellte er ſich nicht weit von ihm hinter einen Baum, wo er nicht geſehen werden konnte, und horchte aufmerkſam zu. Er hörte nun, wie Laujon ſein Liedchen ſang, es wiederholte und manches darin verbeſſerte. Er prägt den Ideengang und die gelungenſten Verſe ſeinem Gedächtniſſe ein, und bewundert im Stillen den achtzigjährigen Dichter wegen ſeiner blühenden Sprache und ſeiner reichen und lebhaften Phantaſie.

Laujon, überzeugt, bei der Gräfin eine zahlreiche und ausgewählte Geſellſchaft zu finden, wollte nichts liefern, was ſeinen begründeten Ruhm verdunkeln könnte, er wiederholte ſeine Verſe mehrmals ſehr langſam, jedes Wort auf die Wageſchale eines ſtrengen Kritikers legend. Dies brachte ſeinen Belauſcher auf den Einfall, ſich auf Laujou's Unkoſten einen Scherz, und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß man an ihm leicht ein Plagiat ausüben könnte. Er zog ein Blatt Papier und einen Bleiſtift aus der Taſche, und ſchrieb faſt alle Strophen dieſes Liedes auf, ſo wie ſie der Dichter leiſe für ſich ſang; er macht daraus ein Ganzes, und ergänzt durch Zuſätze die Lücken, die er nicht recht hat verſtehen können.

Mit dieſem Raub in der Taſche ſchlich ſich der junge Schalk leiſe davon, kam dann gerade auf Laujou zu, und ſich ſtellend, als würde er ihn zum erſtenmal gewahr, näherte er ſich ihm mit der Frage:

„Wir eſſen wohl heute Mittag zuſammen bei der „Gräfin von D . . .?"

Allerdings! Es iſt heute ihr Geburtstag, und ich werde gewiß nicht fehlen.

„Sie haben wohl eben daran gedacht, ſie mit „einem poetiſchen Angebinde zu überraſchen? — Ich „will Sie nicht ſtören."

Das thun Sie keineswegs mehr. Ich bin ſo eben mit einem Liedchen fertig geworden. Sie wiſſen es ja, wie ſie auf ſolche kleine Huldigungen einen größern Werth legt, als ſie wohl verdienen, und ich mag daher hierin nicht gern gegen Andere zurückſtehen.

„Auf Ihre Lieder kann ſie auch mit Recht ſtolz „ſeyn. Sie ſind ein Muſter heiterer Laune und „zartgedachter Galanterie.“

Unter ſolchen Geſprächen gingen Beide die breiten und langen Alleen der Tuilerien entlang, und die Schloßuhr ſchlug vier. Sie begaben ſich zu der Gräfin, wo ſie bereits mehrere Gäſte vorfanden, und die bei Laujou's Eintritt ſich ſchon darauf freuten, wie er beim Nachtiſch die Geſellſchaft durch ſeine Lieder ergötzen würde.

Die Frau vom Hauſe war ihrer Seits überzeugt, daß ſie auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe würde beſungen werden. Sie hatte dem gutmüthigen Laujou beſonders ihre Gunſt geſchenkt, und behandelte ihn daher mit einer ehrenvollen Auszeichnung. Sie empfing ihn mit ſichtbarer Freude und herzlichem Wohlwollen, gleichſam, als wolle ſie ihm für die artige Ueberraſchung im voraus danken, die er ihr heute zugedacht habe. Die Damen, jung und alt, umringten ihn, denn alle mögen ſich gern etwas Weihrauch ſtreuen laſſen; nichts berauſcht ſie mehr im Blüthenalter, nichts iſt mehr dazu geeignet, ihnen vergeſſen zu machen, daß ſie ſich ſchon dem Herbſt des Lebens mit raſchen Schritten nahen.

Laujou mußte bei der Tafel neben der Gräfin Platz nehmen, und ſie ließ es ſich ſehr angelegen ſeyn, dafür zu ſorgen, daß es ihm an nichts fehle.

„Er iſt mein älteſter Verehrer!“ ſagte ſie lächelnd, „und einer meiner treueſten Freunde.“

Wie können Sie dies in einer ſo zahlreichen Geſellſchaft ſo beſtimmt behaupten? fragte der Greis, und küßte ihr die Hand mit jugendlichem Feuer, wie ein Ritter des Mittelalters. Bei der Tafel herrſchte Ueberfluß und Heiterkeit. Alle Gäſte, von denen die meiſten ſich in der Gelehrten- oder Künſtler-Welt ausgezeichnet hatten, überließen ſich einem unbefangenen Frohſinn, den die Gräfin durch ihr von aller Ziererei entferntes Weſen geweckt hatte. Es wechſelten unterhaltende Anekdoten mit witzigen Einfällen und ſcharfſinnigen Bemerkungen. Es war, als ob der Verein der Mitglieder des Weinkellers ſich an der Tafel einer der vornehmſten Damen von Paris eingefunden hätte.

Endlich kam man zum Deſſert. Jeder richtete ſeine Blicke auf diejenigen, von denen man vorausſetzte, daß ſie die Gräfin an dieſem Tage beſungen hätten. Der Eine declamirte Verſe, worin er die Gräfin mit der edlen und freigebigen Geoffrin verglich, in deren Fußtapfen ſie getreten ſey, und verhieß ihr ein eben ſo langes Leben in dem Andenken aller Freunde der Wiſſenſchaften. Ein Andrer ging noch in eine frühere Zeit zurück, um nur der Gräfin zu ſchmeicheln, ſah in ihr eine zweite Ninon von L'Enclos, deren Reize ſelbſt die Zeit nicht zu zerſtören vermochte, und die Alles um ſich verſammelt hatte, was dem Zeitalter **Ludwigs** XIV. ſo vielen Glanz verlieh. Endlich zog der junge Dichter die von **Laujon** erlauſchten, flüchtig niedergeſchriebenen und nur in der Haſt ausgefüllten Verſe hervor, und ſang ſie mit großer Dreiſtigkeit, als wenn er ſelbſt der Verfaſſer wäre, nach der bekannten Melodie, worauf ſie gemacht waren.

Dieſes letzte Gedicht machte auf alle Zuhörer den lebhafteſten Eindruck. „Allerliebſt! Herrlich! Unvergleichlich!“ rief man von allen Seiten. „Man kann die Gräfin unmöglich mit mehr Zartheit und Wahrheit ſchildern!“ äußerten Mehrere. „Es iſt ein Meiſterſtück! — **Laujon** ſelbſt muß dies zugeben.“

Dieſer, faſt verſteinert über eine ſolche Ueberraſchung, ob er gleich über den lauten einſtimmigen Beifall ſich zu freuen Urſache hatte, konnte gar nicht begreifen, wie dies Lied, das er nur vor wenigen Stunden in dem Garten der Tuilerien mit Bleiſtift hingekritzelt, in die Hände ſeines jungen Nebenbuhlers gekommen ſey; und was ihm am meiſten auffiel, daß ſolcher nichts dawider einzuwenden hatte, als alle Anweſende ihn über ein ſo gelungenes Gedicht, wodurch er den Preis vor allen Andern davon getragen, mit Lobeserhebungen und Glückwünſchen überſchütteten.

„Sicher hab' ich das Papier mit den Verſen

„aus der Taſche verloren," dachte Laujou, „und „der junge Menſch hat es gefunden." —

Er griff in die Taſche, und ſein Erſtaunen wuchs, als er dort das Blatt mit dem Liede fand, das ſo eben unter ſo ungetheiltem Beifall war geſungen worden. Wachte er oder träumte er? Er verfiel in ein tiefes Nachſinnen, und eine ungewöhnliche Unruhe war unverkennbar in allen ſeinen Zügen zu leſen. Sie blieb nicht unbemerkt, aber Keiner konnte ſie ſich enträthſeln.

Nachdem Jeder, der Anſpruch auf Dichtertalent machte, der Gräfin mehr oder minder gelungen ſeine Schuld bei dem heutigen Feſte abgetragen hatte, entſtand eine ſtumme Pauſe, um Laujou ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Gräfin ſelbſt ſchien ihn durch einen freundlichen Blick aufzufodern, den dichteriſchen Kranz, den man ihr heute gewunden, durch die ſchönſte Blume zu vollenden und zu ſchließen. Aber, zum großen Befremden der Gräfin und aller Anweſenden, ſagte Laujou, ſonſt ſo wortreich und galant, ſehr verlegen, mit kaltem, mürriſchen Ton:

„Ich habe kein Lied!"

Man ſah ſich beſtürzt an, Viele bildeten ſich ein, daß der alte Sänger ſich durch den lauten Beifall, den ſein jüngerer Nebenbuhler ſo reichlich eingeerntet, tief gekränkt fühle.

Die Gräfin wurde feuerroth vor Verdruß, und ärgerte ſich innerlich, daß ſie ihrem alten Freund und Verehrer dicht neben ſich einen Platz angewieſen hatte. Er ahnete, daß er dem böſen Leumund einen ſcheinbaren Grund darbieten würde, ihn einer lächerlichen Eiferſucht zu beſchuldigen; er fühlte es, wie ſehr er den Stolz einer Dame verwundete, die ſo gerechte Anſprüche auf ſeine Huldigungen hatte, und in dieſem Punkt ſo reizbar war. Aber er wollte lieber undankbar und neidiſch erſcheinen, und in der Achtung, die man ihm allgemein zollte, herabſinken, als einen jungen Mann eines Plagiats beſchuldigen, und ihm in ſeinem künftigen Glücke hinderlich werden.

Hierzu kam noch, daß Laujon ungewiß war, ob er wirklich von dem jungen Dichter beſtohlen ſey. Er hatte ſein Manuſcript noch, und da, bei der Eile des Aufſchreibens, der Lauſcher manche Zeilen aus ſeinem eignen Kopf ergänzt, ſo ſtimmte es nicht ganz mit ſeiner Arbeit. Es war ja auch möglich, daß er und der junge Mann die nämlichen Ideen gehabt, nach einem ähnlichen Plan gearbeitet, und ſelbſt ſich der nämlichen Bilder und Ausdrücke bedient hatten. Aber je mehr er darüber nachſann, um deſto mehr gewann doch der Gedanke, man habe ein Plagiat an ihm begangen, die Oberhand, und er nahm es ſich vor, den Unbeſonnenen unter vier Augen ernſthaft zur Rede zu ſtellen.

Die Geſellſchaft wollte ſich jedoch bei Laujon's lakoniſcher Antwort nicht beruhigen. Man foderte ihn durch Blicke, Geberden und Worte auf, ſeiner Obliegenheit und ihren gerechten Erwartungen zu genügen. Selbſt der junge Mann, der ſich mit ſeinen Federn geſchmückt, wagte es, ihn zu bitten, den Wünſchen der ganzen Geſellſchaft nachzugeben.

Der Greis gerieth darüber ſo in Verlegenheit, daß er den kecken Jüngling nicht anſehen konnte, durch den er ſcheinbar als unzart oder unfähig ſich zeigte, und den er mit *einem* Worte hätte vernichten können; — er ſchwieg.

„Wenigſtens ſingen Sie uns einige von Ihren „frühern Geſellſchaftsliedern,“ rief man, „wodurch „Sie ſo oft ganz Paris einen ſo ſchönen Genuß verſchafft haben.“

Nein! ſagte die Gräfin kalt und trocken, ohne den Dichter eines Blickes zu würdigen, das echte Talent hat zuweilen ſtörriſche Launen, man muß ſich in ſie zu ſchicken lernen. Ich hätte aber doch nie geglaubt, daß man ſie ſo weit treiben könnte, um lang bewährter, inniger Freundſchaft wehe zu thun.

„Keiner iſt deſſen wohl weniger fähig,“ rief der junge Mann aus, „als unſer liebenswürdiger *Anakreon*! Ich wollte nur ſehen, wie weit er die „Geduld und Großmuth treiben könnte.“

Nun erzählte er ſein Zuſammentreffen mit dem Dichter in den Tuilerien, und die Art und Weiſe, wie er zu dem Beſitz der eben von dem Letztern verfertigten Verſe gelangt ſey.

„Vertrakter Eulenſpiegel!“ ſagte Laujon mit einem ſchweren Seufzer, und fuhr dann fort: „Ach! „Sie nehmen mir eine rechte Laſt vom Herzen. Ich „habe Sie für den frechſten Plagiarius gehalten. „Dem iſt doch nicht ſo, wie ich jetzt ſehe, und ich „bitte Sie deshalb recht ſehr um Verzeihung, Freund!“

Und Sie wollten mich nicht entlarven?

„Sie ſind noch ein junger Menſch, dacht' ich, „und von dem erſten Eindruck, den ſolcher beim „Eintritt in die Welt macht, hängt ſehr viel ab.“

Sie geben mir da eine ſehr heilſame Lehre! Ich will ſie mir merken: nicht mehr ſo mit meinen dichteriſchen Verſuchen in jeder Geſellſchaft vorlaut aufzutreten. Ich darf mich nicht übereilen, ich habe Zeit genug, zu feilen, ich bin ja erſt vier und zwanzig Jahre alt.

Alle bewunderten die edle Zurückhaltung des achtzigjährigen Dichters, und die Gräfin entſchuldigte ſich bei ihm über ihren ungerechten Verdacht. Der junge Dichter las nun der Gräfin die Verſe vor, die er ſelbſt zu ihrem Geburtstage gemacht hatte, und die keine gewöhnliche Anlagen verriethen. Darauf bat er Laujon, das ihm liſtig entwendete Gedicht zu wiederholen, da er es doch nicht ganz treu aufgefaßt habe. Der Greis verſtand ſich dazu ſogleich, und ſang nun das Liedchen mit allem dem Feuer, das ihm noch zu Gebote ſtand. Die Gräfin, völlig ausgeſöhnt, gelobte ihm, künftig nicht mehr ſo empfindlich und argwöhniſch gegen ihn zu ſeyn. Dem hochbejahrten Sänger wurde Beifall geklatſcht, die frühere Heiterkeit erwachte wieder und wurde noch lebhafter. Das Mittagsmahl währte noch geraume Zeit, während Manche viele Toaſte auf die Wirthin und ihren liebenswürdigen achtzigjährigen Freund ausbrachten, und Jeder kehrte, den einen oder den andern Vers von Laujon's Liedchen aus dem Gedächtniß trällernd, wieder heim.

Collin d'Harleville's Fliederlaube.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat man einen großen Werth auf Blumen gelegt, und oft ſind ſie ſelbſt der Gegenſtand der Verehrung geworden. Die Alten bekränzten bei ihren Feſten ihre Becher mit Blumen, die Märtyrer ſchmückten ſich damit, wenn ſie zum Tode geführt wurden, und die Jungfrauen, wenn ſie das heilige Feuer der Veſta unterhielten. Auch wir verzieren unſere Tafeln mit Blumen, der jungfräulichen Braut wird, wenn ſie zum Altar geführt wird, eine Mirthenkrone in's Haar geflochten, und man legt ſie auf den Sarg derjenigen, welche der Todespfeil getroffen, ehe ſie noch die ſüßen Bande Hymens gefeſſelt hat. Oft zieht eine einfache Wieſenblume am Mieder des unſchuldigen Landmädchens weit mehr den Blick auf ſich, als ſchimmernde Edelgeſteine, womit ſich Eitelkeit und Verſchwendung brüſten.

Das Kind ſtreckt ſeine zarten Händchen freundlich lächelnd nach Blumen und Blüthen aus; aber auch der ernſte Mann findet an ihrem Anblick, an ihrem Balſamduft, oft auch an ihrer Wartung einen ungetrübten Genuß.

Collin d'Harleville, rühmlichſt bekannt

durch ſeine dramatiſchen Werke, hatte eine entſchiedene Vorliebe für Blumen.

Er beſaß nahe bei Maintenon, einige franzöſiſche Meilen von Chartres, ein Landhaus, wo er, wie Horaz, ſich aus dem Geräuſch der Welt und aus dem Getreibe ihrer aufgeregten Leidenſchaften zurückzog, um jener ſüßen Ruhe ungeſtört zu genießen, die derjenige doppelt bedarf, der ſich dem Dienſt der freundlichen Muſen ungetheilt widmen will.

Hier diente es ihm zu einer Erholung, nach den Anſtrengungen des Geiſtes, Blumen zu pflegen und zu pflanzen.

Für den Flieder hatte er eine entſchiedene Vorliebe. Beſonders war ihm eine Fliederlaube ſehr werth, in welcher er ſich oft den ſüßen Träumereien ſeiner Phantaſie überließ.

Sobald alſo der Flieder zu blühen anfing, reiſete er von Paris nach ſeinem Landſitz, um den freundlichen Mai mit ſeinen Blumen und Blüthen in der kunſtloſen Natur zu begrüßen. Hier ſchrieb er dann ſeine beſten theatraliſchen Stücke.

Seine Fliederlaube hatte er, als ſein Lieblingsplätzchen, noch geſchmackvoll und ſinnig zu verſchönen geſucht. In ihr ſtanden die Büſten von Plautus und Terenz, von Moliere und La Fontaine und von dem Schauſpieler Preville. Ueberdies fand man darin noch die Bildniſſe ihm ſehr werther Menſchen, ſinnreiche Embleme und mehrere geiſtvolle Inſchriften, Erinnerungen glücklicher Augenblicke und den Nachhall ſeiner Gefühle.

Es war ſehr natürlich, daß **Collin d'Harleville** für die Erhaltung eines ſo reizenden Aſyls die größte Sorgfalt trug. Er ſelbſt beſchäftigte ſich damit eifrig, und empfahl ſeinem Gärtner, dafür möglichſte Sorge zu tragen.

„Ich bitte Dich, lieber Martin,“ ſagte er oft zu dieſem: „gieb ja auf die Laube genau Acht, daß „ſie nicht beſchädigt wird. Sie iſt mir lieber, als „der ganze Garten. Nirgends befinde ich mich behaglicher, als in ihr, und ich würde untröſtlich ſeyn, „wenn ſie zu Grunde gehen ſollte.“

Der Gärtner unterließ auch nicht, den Wünſchen und Bitten ſeines gütigen Herrn zu genügen, und ſo wie nur der Lenz begann, prangte dieſe Fliederlaube weit früher, als alle übrigen Fliederbäume und Geſträuche, mit ſüßduftenden Blüthen, ſelbſt oft ſchon, wenn die andern nur erſt Knoſpen trieben. Der Gärtner hatte dieſe Fliederlaube mit ſo vieler Mühe und Sorgfalt gepflanzt, daß ſie mehrere Monate über fortdauernd mit dem friſcheſten Laub und mit den nach und nach ſich entfaltenden Blüthen in allen ihren Nüancen von Roth und Blau prangte.

Eine Heirath in der Familie von **Collin d'Harleville** nöthigte ihn, ſeine friedliche Einſamkeit zu verlaſſen und eine Reiſe zu dem Hochzeitsfeſte nach **Chartres** zu machen.

Es war in der Mitte des Monats Mai, gerade als die Fliederlaube in der ſchönſten Blüthe ſtand.

Er ſtieg des Morgens früh in den Wagen, nicht ohne ein Gefühl von Mißbehagen, ſein Lieblingsplätzchen verlaſſen zu müſſen, aber mit dem feſten Entſchluß, am folgenden Tage dahin zurückzukehren, um ſich ſo viel, als nur möglich, in ihr des nun bald ſcheidenden Mai's zu erfreuen.

Am Tage ſeiner Abreiſe erhob ſich aber ein ſo heftiges Ungewitter, daß ſelbſt feſte Mauern einſtürzten. Häuſer und Hütten wurden abgedeckt, und die ſtärkſten Bäume entwurzelt. Fürchterliche Wirbelwinde brauſ'ten, und verwüſteten Alles um ſich her. Der Erdboden war mit Blumen und Blättern überſäet, die der Wuth des Sturmes und der Gewalt des Hagels nicht Widerſtand hatten leiſten können. Ueberall ſah man nur Zerſtörung und das ſchaudervolle Bild vernichteter Hoffnungen. Es war keine einzige Hütte, die nicht Spuren der Verwüſtung an ſich trug, die Gewäſſer waren ausgetreten, und führten in ihrem reißenden Lauf Baumſtämme, abgeriſſene, noch mit grünem Laub geſchmückte Zweige, und Trümmer aller Art von hölzernen Geräthſchaften mit ſich fort. Auf den Wieſen und Fluren irrten zerſtreut die Heerden hülflos herum, Lämmer blökten, die Vögel, aus ihren Neſtern vertrieben, flatterten unruhig umher; überall herrſchte Schrecken und Verzweiflung.

Collin d'Harleville's Fliederlaube war nicht verſchont worden. Nichts hatte der thätige Gärtner retten können, als die Büſten und die übrigen Verzierungen darin, die er, bei dem Eintritt der rauhen Jahreszeit, immer in ſichern Verwahrſam zu bringen pflegte. Aber während er ſich damit beſchäftigte, dieſe fortzutragen und forttragen zu laſſen, wurden alle Fliederbäume theils zerknickt, theils entwurzelt, ſie bildeten nur noch ein unförmliches Chaos, und, nachdem er Alles weggeräumt hatte, war auch faſt nicht die mindeſte Spur von dem frühern friedlichen Laubdach vorhanden.

Des Gärtners Gram kannte faſt keine Grenzen; Thränen traten in ſeine Augen, und er rang voll Verzweiflung die Hände, als er die Früchte ſo vieler Anſtrengung und jahrelangen Fleißes in einigen Minuten vernichtet ſah. Kaum hatte ſich indeß der Orkan gelegt, ſo ſuchte er eiligſt einige Büſchel des blühenden Flieders, die nicht ganz zerpflückt oder zerknickt waren, zu ſammeln, und beſorgend, daß ſein Gebieter bei ihrem Anblick nur noch tiefer gekränkt werden möchte, beſchloß er, dieſe Ueberreſte noch hinter einer Mauer zu verbergen, welche die Beſitzung einſchloß.

Als er dieſe Trümmer der Laube traurig fortſchleppte, begegnete ihm die Gutsbeſitzerin, die Nichte der Geliebten Ludwigs XIV., der Frau von Maintenon, die ſich ein angenehmes Geſchäft daraus machte, die Hütten der benachbarten Landleute zu beſuchen, um hier die Freuden des Wohlthuns im Stillen zu genießen.

„Was macht Ihr da, guter Freund?“ fragte ſie den Gärtner. „Sicher hat der fürchterliche Sturm, „der uns hier heimgeſucht, auch bei Euch Unheil an„gerichtet!“

Ja, und das größte, das ſich denken läßt, gnädige Herzogin, verſetzte der Gärtner: es hat die Fliederlaube des Herrn Collin d'Harleville von Grund aus zerſtört. Ach! ſein ganzes Herz hing daran, und hier ſehen Sie nun die traurigen Ueberreſte davon. — Er hatte ſie ſo lieb, wie ſein Leben, und ich würd' untröſtlich ſeyn, wenn er ſich darüber zu Tode grämen ſollte.

„Kommt mit mir!“ ſagte die Herzogin, indem plötzlich ein Gedanke in ihrer Seele aufblitzte, „vielleicht kann man das Unglück wieder gut ma„chen. — Aber Ihr müßt mir dabei hülfreiche „Hand leiſten, und vor allen Dingen reinen Mund „halten.“

Die Herzogin ging nun nach ihrem großen ſchönen Park, der Gärtner folgte ihr. Beide durchirrten ihn von einem Ende zum andern, nicht ohne Mühe, denn auch dort hatte der Sturm ſeine zerſtörende Gewalt geübt. Endlich fand ſie unter dem Schutz hoher Kaſtanienbäume ein dickes Gebüſch von Flieder aller Art, das der Hagel nur wenig hatte treffen können. Faſt alle Bäume und Geſträuche hatten ihre Blüthen unter den dichten Schatten der Kaſtanienbäume unverſehrt behalten.

„Seht Ihr!“ rief ſie freudig aus, „hier giebt es noch Flieder genug, um die Laube Eures Herrn wieder in den alten Stand zu ſetzen, ohne daß er etwas davon merkt.“

Ich verſtehe, gnädigſte Herzogin! Sie haben Recht! Hier giebt es genug Flieder, um durch Gewinde von ihm die Zerſtörung wenigſtens in den erſten Augenblicken vor meinem guten Herrn zu verbergen, aber —

„Nein! das iſt meine Abſicht nicht! Es muß Alles ſo viel wie nur immer möglich vollſtändig wieder in Ordnung gebracht werden,“ fiel ihm die Herzogin in die Rede; „wir wollen noch weiter ſuchen. Ich denke, hinter den Treibhäuſern, wo der Sturm, wie ich glaube, nicht freien Spielraum gehabt haben kann, finden wir vielleicht noch, was fehlt.“

Man ging dorthin, und fand auch wirklich noch große Fliederbüſche, die zwar von der Gewalt des herabgeſtürzten Regens zur Erde herabhingen, aber doch ſchon wieder ihre frühere freundliche Geſtalt annahmen, und bei den erſten neuen Sonnenſtrahlen, die jetzt hervorbrachen, neu belebt zu ſeyn ſchienen.

Ich wollte faſt drauf ſchwören, ſagte der Gärtner treuherzig, dies iſt unſer Flieder, den der Sturm uns hierher geweht hat.

„Nun, ſo ruft mir meine Gärtner geſchwind „hierher,“ fiel ihm die Herzogin in die Rede, „und „ſagt meinen Leuten, daß ſie augenblicklich die Pferde „vor den Wagen der Orangerie ſpannen. Euer Herr „ſoll nicht auf ein paar Stunden getäuſcht werden, „das wäre nicht der Mühe werth. — Es iſt aber „bald Abend. Wir haben keine Zeit zu verlieren. „Geſchwinde! Lauft! ich werde hier warten.“

Der Gärtner ſäumte nicht, die ihm ertheilten Befehle auszurichten. Er kam bald mit den Gärtnern der Herzogin zurück. Nach der Wahl des Erſteren wurden nun mit vieler Vorſicht die Fliederbäume mit ihren Wurzeln und der nöthigen Erde dazu ausgegraben, um letztere gehörig zu bedecken, und auf mehrere ebenfalls angekommene beſpannte Wagen geladen. Während dieſer mühſamen und ſchwierigen Arbeit ſchaffte Collin d'Harleville's Gärtner, unter dem Beiſtand von mehreren Leuten der Herzogin, alle noch vorhandenen Ueberreſte von der Laube ſeines Herrn fort und ſäuberte die Erde von den Wurzeln der zerknickten Stämme. In die leeren Oeffnungen wurden die noch wohl erhaltenen Fliederbäume und Sträuche gepflanzt. Darüber war es Nacht geworden; die Herzogin hatte ſelbſt ſich es nicht verdrießen laſſen, durch ihre Gegenwart ihre Leute in ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten, und den Anordnungen von Collin d'Harleville's Gärtner mehr Nachdruck zu geben.

Die Fliederlaube ſtand eben ſo ſchön wieder da, als einige Tage zuvor. Die Arbeiter waren dafür von der Herzogin beſonders und ſehr reichlich belohnt worden, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, von der ganzen Sache kein Wort zu erzählen.

Am folgenden Morgen vergüldete die Morgenröthe den Lieblingsplatz des Dichters, als wenn dort kein Sturm gewüthet hätte.

Collin d'Harleville hatte bei der fröhlichen Hochzeitfeier in Chartres, als auch dort das Ungewitter tobte, oft mit Angſt an ſein Landhaus und hauptſächlich an ſeine Fliederlaube gedacht, und die Furcht, daß ſie dadurch unfehlbar ſehr beſchädigt, wo nicht ganz zernichtet werden möchte, hatte ſeine freudige Theilnahme an dem Glück einer lieben Verwandtin ſehr vermindert. Sein Schlaf war bei dieſen Beſorgniſſen ſehr unruhig, und auf der Rückreiſe zitterte er vor dem Augenblick, wo er die traurige Beſtätigung ſeiner Ahnungen erhalten würde. Unterwegs wuchs mit jeder Viertelſtunde, in welcher er ſeiner ländlichen Beſitzung immer näher kam, ſeine Unruhe. Der Sturm hatte gerade ſeine Richtung nach dem ſchönen Thale genommen, in welchem er wohnte. Auf ſeinem Wege fand er nur ſchauderhafte Spuren des geſtrigen Orkans, und je näher er Maintenon kam, um deſto ſichtbarer wurden ſie.

Endlich hielt der Wagen vor ſeinem Landhauſe. Er ſtieg aus, und klopfte zaghaft an die Thüre; der

Gärtner öffnet ſie, und ſeine erſte Frage war: „wie „ſteht's mit meiner Fliederlaube?“

Ehe der Gärtner noch antworten konnte, fuhr **Collin d'Harleville** fort:

„Sage mir lieber nichts! — Ich bin leider! ſchon „feſt überzeugt, daß Alles zu Grunde gerichtet iſt.“

Nein! nein! lieber Herr! beruhigen Sie ſich.

„Wie iſt dies möglich? — Wie ſollt' ich allein „verſchont worden ſeyn, da alle Nachbaren, wie ich „mit meinen Augen geſehn, ſo hart mitgenommen „worden ſind?“

Das verſchlägt nichts, 's war eine Wolke, die platzte. Wo ſie hinabſtürzt, da wird freilich nichts verſchont, aber ein paar Schritte davon bleibt auch alles beim Alten.

Während dieſer Unterredung eilt **Collin d'Harleville** pfeilſchnell durch das Haus nach der Fliederlaube, und als er ſie unverſehrt erblickt, bleibt er wie verſteinert ſtehen, denn er hält es für ein Blendwerk ſeiner Augen.

„Wie?“ ruft er endlich freudetrunken aus, „auch „nicht ein Fliederſtamm geknickt und zernichtet! „ — keine Blüthe abgeſtreift! — Und doch iſt der „ganze Küchengarten verwüſtet, ſind die Miſtbeetfenſter und Gewächsglocken zertrümmert, liegen hier „umgeſtürzte Bäume, und rundumher iſt der ganze „Boden mit Blättern und abgeriſſenen Zweigen „überſäet?“

Ich will mir gar nicht viel darauf einbilden, fuhr der Gärtner nun fort, um ſeinen Herrn in ſeiner Täuſchung zu beſtärken, aber ich kann mir's wohl nachrühmen, daß ich Ihnen Ihre Laube erhalten habe.

„Du! wie ſo?“

Ja, als ich das Ungewitter herankommen ſah, trug ich alle hohe Gartenleitern zuſammen und ſtellte ſie neben die Laube, und mit Hülfe von Bohnenſtangen, die ich darüber legte und mit Stroh- und Baſtmatten bedeckte, glückte es mir, die Laube vor dem Ungewitter, Platzregen und Hagel zu ſchützen.

„Solch ein Dienſt iſt nicht mit Golde zu bezahlen!“ rief Collin d'Harleville aus, „ich werd' es nie vergeſſen, daß ich Dir die Erhaltung meiner lieben Fliederbüſche zu verdanken habe.“

„Gott ſey Dank! ſie ſind gerettet!“ wiederholte der Dichter entzückt wohl hundertmal, und wurde es nicht müde, alle ſeine Nachbaren herbeizurufen, um ihnen ſein Glück kund zu machen. Dieſe ſtarrten mit großer Verwunderung die blühende, ganz unverſehrte Laube an, und konnten es ſich gar nicht enträthſeln, wie ſie allein hätte verſchont bleiben können. Den Gärtner ſeiner Seits überhäufte man mit Lobeserhebungen, und er freute ſich vorzüglich darüber, daß ſein Herr nichts von der Täuſchung ahnete, und jetzt mehr, als jemals, ſich darin aufhielt. Sie war ihm nun noch werther geworden.

Als er zum erſtenmale, nach dieſem Vorfall, wieder auf dem Schloſſe bei der Herzogin war, wo man ihn ſtets ſehr gaſtlich und wohlwollend empfing, hatte er nichts angelegentlicheres zu thun, als dies glückliche Ereigniß zu erzählen. Die Herzogin machte die Unbefangene und Ueberraſchte, äußerte aber nachher ganz ungezwungen, wie ſeine Erzählung ſo an das Wunderbare gränze, daß ſie neugierig ſey, ſich durch den Augenſchein ſelbſt zu überzeugen, ob er nicht die Sache mit zu dichteriſchen Farben geſchildert habe.

„Man ſollte faſt glauben,“ ſetzte ſie mit der ihr eigenthümlichen Anmuth hinzu, „wenn ſich Alles ſo verhält, wie Sie es eben erzählt haben, daß die Vorſehung für Sie die ſinnreichen Erdichtungen der Mythologie habe verwirklichen wollen. Es ſcheint, als wenn Apoll ſelbſt vom Olymp geſtiegen ſey, um den Boreas zu beſchwören, Ihren Flieder zu verſchonen. Wenn es noch Wunder geben ſoll, ſo hat allerdings ein ſo liebenswürdiger Dichter die nächſten Anſprüche, dadurch begünſtiget zu werden.“

Während des übrigen Theils des Frühlings und faſt den ganzen Sommer hindurch war Collin d'Harleville feſt überzeugt, daß er dem Eifer und der verſtändigen Anordnung ſeines Gärtners die Erhaltung ſeiner Laube zu verdanken habe; als er aber eines Tages in dem Park von Maintenon ſpatzieren ging, ſetzte er ſich zufällig unter die Fliederbüſche, woraus ein Theil ſeiner Laube neugeſchaffen worden war. Hinter einem Zaun ſprachen einige Leute der

Herzogin, die dort arbeiteten und Collin d'Harleville nicht ſo nahe glaubten, von dem Geheimniſſe, das zu verſchweigen ihnen ſo ſtrenge eingeſchärft worden war.

„Wie iſt es aber möglich, zu glauben,“ ſagte der Eine, „der alte Gärtner habe bei einem ſolchen raſenden Sturm die Fliederlaube retten können?“ —

Ach! verſetzte der Andere, der Herr verſteht den Henker was von Gartenbau und Baumzucht. — Aber, das muß wahr bleiben! daß wir's uns damals bis ſpät in die Nacht haben blutſauer werden laſſen. In Zeit von drei bis vier Stunden höchſtens haben wir hier mitten aus dem Park mehr als dreißig tüchtige Fliederbäume mit Wurzel und Erde ausgegraben und in Collin d'Harleville's Garten geſchleppt. Auch nicht einer hat dabei Schaden genommen!

„Das mußt Du doch eingeſtehen, Baſtide!“ äußerte ein Dritter, „daß die Frau Herzogin dem Herrn, mit dem langen Namen, den ich mein Lebstage nicht behalten kann, einen recht feinen Streich geſpielt hat. Aber daß ſie ihm die Freude gemacht, wird wol Jeder loben, der den Herrn kennt; er iſt ſo gut und freundlich, zwar ein Bischen einfältig, wenn er gleich ein grundgelehrter Mann ſeyn ſoll. — Er ſoll ſogar Komödien gemacht haben, und wer weiß, was ſonſt noch.“

Der Dichter ſtutzte, horchte, und überraſcht über dieſe Entdeckung, eilte er ſogleich in ſeine Wohnung zurück und rief ſeinen Gärtner. Er erkundigte ſich bei ihm nach der eigentlichen Bewandtniß des zufällig erlauſchten Geheimniſſes. Der Gärtner wollte anfänglich nicht mit der Sprache heraus, aber zu ehrlich, um ſich lange verſchmitzt zu verſtellen, verrieth ſein [illegible] und Stammeln mehr, als eine offenherzige Beichte, daß die Dienſtboten der Herzogin die Wahrheit geſprochen haben müßten. Endlich entdeckte der Gärtner Alles ohne Rückhalt. Collin d'Harleville befahl dem Gärtner, Keinem etwas davon zu ſagen, daß er hinter das Geheimniß gekommen ſey; er ſelbſt war eben ſo ſehr Herr über ſich, daß er den ganzen Winter über in Paris, ſo oft er auch dort die Herzogin ſah, ſich gegen ſie nichts von ſeiner zufälligen Entdeckung merken ließ.

Beim erſten Anfang des folgenden Frühlings reiſete er nach Maintenon, bloß, um dort ſeiner Laube die erſten blühenden Fliederbüſchel zu rauben. Mit dieſen kehrte er nach Paris zurück, und begab ſich damit in das Hotel der Herzogin, gerade an dem Tage, wo zur Feier ihres Geburtstags ſich dort eine große und ausgeſuchte Geſellſchaft eingefunden hatte. Er ließ ſich melden, wurde vorgelaſſen, und indem er ſich der Herzogin ehrerbietig näherte, ſagte er, ihr den Fliederſtrauß überreichend:

„Empfangen Sie hier, gnädigſte Frau! die Erſtlinge Ihrer zartſinnigen Aufmerkſamkeit und meines gerührteſten Danks. Dieſer Flieder wird Ihnen

„mehr ſagen, als ich mit Worten auszudrücken im „Stande bin.“

Dieſe Anrede war für alle Anweſende ein Räthſel, und die Herzogin ſuchte auch die Löſung beſcheiden zu verhindern; aber Collin d'Harleville konnte dem Drange ſeines Herzens nicht widerſtehen, den Schleier des Geheimniſſes zu lüften, und erklärte: ſo oft er ſeine Fliederlaube jetzt betrete, begrüße er ſie wie ein Heiligthum, und die Erinnerung an ihre neue Schöpfung durch die theilnehmende Großmuth einer ſo erhabenen Fürſtin werde noch den ſpäteſten Abend ſeines Lebens erheitern und verſchönen.

Sedaine im Schauſpielhauſe.

Se
welch
nicht
bloß
der,
ihm
dem
hen;
der
aus
ſeine
Lob
len
zeige
noch
er
daher
tiker
rariſ
Die
der
ihn

edaine, einer derjenigen franzöſiſchen Dichter,
he die komiſche Oper ſo beliebt machten, ſtrebte
t dahin, dem Theil der Zuſchauer zu gefallen, den
Müßiggang und Langeweile in's Theater trieb,
abgeſtumpft durch alle Genüſſe, die der Ueberfluß
gewährt, nicht mehr herzlich lachen kann, und
Stumpfſinn und Indolenz immer zur Seite ſte-
; er wünſchte nur den Beifall des Parterre's und
Gallerien zu erhalten, und ihm war ein Bravo
dem Munde des Volks, das unparteiiſch nur
em Gefühle folgt, mehr werth, als das geſuchte
eines Recenſenten, der es doch immer wider Wil-
mit Tadel ſpendet, um ſeine Ueberlegenheit zu
en, um verſteckt anzudeuten, daß er unſtreitig
etwas weit Vollkommneres liefern könnte, wenn
ſich nur dazu entſchließen wollte. Er verachtete
er auch alle verläumderiſche Anfeindungen der Kri-
r ſeiner Zeit, wenn ſie auch in dem Ton des lite-
iſchen Converſations-Blatts über ihn aburtheilten.
Freude, welche die Darſtellung ſeiner Stücke auf
Bühne bei vielen Hunderten erweckte, entſchädigte
tauſendfältig dafür.

Oft ſagte Sedaine zu jungen dramatiſchen Schriftſtellern, die ihm nachzuahmen ſuchten:

„Man muß es unſern neuen Muſenprieſtern,
„die ſich einbilden, mit einem Moliere und Racine
„wetteifern zu können, ruhig überlaſſen, dahin
„zu ſtreben, der vornehmen und reichen Welt zu gefallen.
„Wir wollen ein beſcheideners Ziel zu erreichen
„ſuchen. Wir wollen unſere Scenen auf's Land
„oder in die niedern Stände verlegen. Wir wollen
„uns darauf beſchränken, die ehrlichen Bürger der
„Vorſtädte, den braven Kauf- und Handelsmann
„in der Straße St. Denis zu beluſtigen; mein Streben
„ſey nur darauf gerichtet, ihnen Vergnügen zu
„machen, ſie zu unterhalten, und ſie, ohne daß ſie
„es ahnen, zu belehren; ſind denn auch unſere Kronen
„nicht aus Lorbeern gewunden, die am Fuße des
„Parnaſſes entſprießen, ſo werden ſie doch aus lieblichen
„Blumen beſtehen, deren ſüßer Duft uns erquickt,
„und uns für die Angriffe der Splitterrichter
„und die Mißgunſt der Hämiſchen ſchadlos halten.“

Sedaine verſtand vorzüglich die ſchwere Kunſt, die Situationen, von welchen vielfältig das Schickſal eines Theaterſtücks abhängt, ſo vorzubereiten, daß er abſichtlich eine Zeit lang bei den Zuſchauern Unzufriedenheit erregte, um dann deſto lebhafter zu intereſſiren und ſein Talent deſto glänzender zu zeigen. Dadurch verſchaffte er ſich einen dauerhaften Erfolg ſeiner Arbeiten. Einſt befand ſich ein Freund neben

n, bei der Vorſtellung eines ſeiner Stücke, bei wel-
r das Parterre im erſten Aufzuge ein unwilliges
urren laut werden ließ. Er blieb ruhig, und ſagte
t edlem Selbſtvertrauen: „Man hat ganz recht,
enn man verdrießlich wird; aber, um mich dafür
u rächen, ſollte nun der Vorhang fallen und Kei-
er den zweiten Aufzug zu ſehen bekommen."

Kaum begann aber der zweite Act, ſo ſtieg das
tereſſe ſo ſchnell, ſo wurde das Publicum durch ſo
le witzige und naive Einfälle überraſcht, ſo ging
Handlung ſo raſch fort, daß ſich das frühere Mur-
in lautes Beifallrufen und Klatſchen verwandelte.
erntete den ungetheilteſten Beifall, der ihm mit
thuſiasmus gezollt wurde.

„Ich wußte wohl," ſagte **Sedaine** lächelnd,
aß man ſeine Voreiligkeit bereuen würde. Durft'
h nun wohl die erſten Scenen weglaſſen? — Ich
erde mir das Publicum ſchon nach und nach bilden."

Hiernach ſchien **Sedaine** ſich eine Autorität
er das Publicum anmaßen zu wollen; aber er war
it davon entfernt, vielmehr einer derjenigen, die
r gewandt ſich nach ihm zu fügen verſtehen, und
vernachläſſigte kein Mittel, um ihm zu gefallen.
achtete wenig auf die unberufenen Dienſtfertigen,
nach der erſten Vorſtellung ſeines Theaterſtücks
belehren wollten, was er daran abkürzen oder än-
n müſſe, und die oft nur von heimlichen Neidern
ſolchen Winken aufgereizt werden, wenn es den

Letztern an Muth fehlt, ſich offen zu zeigen. Sedaine traute hierin nur ſich ſelbſt. Deshalb wohnte er der zweiten Vorſtellung jedes ſeiner Stücke ſtets in einem dunklen Winkel des Parterre's bei. Hier hörte und ſah er der Darſtellung mit ununterbrochener Aufmerkſamkeit zu, der unerbittlichſte Kunſtrichter gegen ſich ſelbſt, und lauſchend auf alle Urtheile, die von Andern gefällt wurden, benutzte er ſolche demnächſt mit vieler Umſicht. Weder übertriebenes Lob, noch hämiſcher Tadel, womit man ihn wechſelſeitig überſchüttete, verblendeten ihn gegen das, was in ſeinen Arbeiten Lob oder Tadel verdiente, und was darin zu verbeſſern war. Stets ſich nach dem Geſchmack des Publicums richtend, verſtand er es, bald Rührung, bald Lachen zu erwecken, und er begründete dadurch den ehrenvollen Namen, den er ſich unter den dramatiſchen Schriftſtellern ſeiner Nation erworben hat.

Nachdem er durch ſeine Stücke die komiſche Oper in ihrem Entſtehen beliebt gemacht, wollte er, im Verein mit Anſeaume und Favart, dieſer, dem Charakter der Franzoſen ſo entſprechenden Gattung von Schauſpielen eine größere Ausdehnung geben. Er verſchaffte dadurch den beſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen der italieniſchen Comödie, den talentvollen Tonkünſtlern, Monſigny, Philidor und Gretry, einen erweiterten Spielraum, und bereicherte das Repertoire mit vielen, ſehr von ein-

verſchiedenen Stücken, die als ein Muſter in
Gattung galten, und das Théâtre Italien
in Aufnahme brachten.

Es wurde Richard Löwenherz zum erſten-
aufgeführt. Der Beifall, den dies auch auf
chen Bühnen beliebte neue Singſpiel fand, zog
en Wiederholungen der Darſtellung immer eine
roße Anzahl Zuſchauer in's Theater, daß Se-
e, ſo viel Mühe er ſich auch gab, doch nur erſt
er fünften Darſtellung im Parterre einen Platz
ten konnte. Zuvor wurden Roſe und Colas
ihm gegeben, ein kleines Stück voll Naivität,
uth und Heiterkeit, und alle Zuſchauer, durch
lebendigen und lachenden Gemälde günſtig ge-
nt, verfolgten mit deſto größerem Antheil die in-
anten Situationen in Richard Löwenherz.

Die Scene unter andern, wo Blondel ſeinen
a, nach deſſen Rückkehr aus Paläſtina, überall
nd, auf einen Baum klettert, der an dem Gra-
einer alten feſten Burg ſteht, und durch das
gen einer Romanze ſich davon Gewißheit ver-
t, daß ſein König in dem finſtern Thurm ſchmach-
gefiel allgemein. Aber den größten Eindruck
te eine der gelungenſten Situationen: wie er
ann gelobt, ihn zu befreien. Der Heldenmuth
die Majeſtät, zur Ohnmacht herabgeſunken, in
ln ſchmachtend, und die edle Begeiſterung, der
zu ermüdende Eifer und die zarten Aeußerun-

gen der treuen Freundſchaft, erfüllten die Zuſchauer zugleich mit Bangigkeit, ſüßer Wehmuth und Bewunderung. Alle Herzen pochten heftig, alle Augen waren feucht von Thränen.

Sedaine nur ſaß in einem Winkel des Parterre's, und gab kein Zeichen des Beifalls, im Stillen darüber nachſinnend, wodurch er die Seele des Zuſchauers ſo hinreißen könnte, daß ſie darüber die Mängel und Unvollkommenheiten überſähen. Einer ſeiner Nachbaren, dem dieſe ſcheinbare Kälte auffiel, ſagte zu ſich, in den Bart brummend:

„Man muß von der Natur ſehr ſtiefmütterlich
„bedacht worden ſeyn, um bei einer ſo rührenden
„Scene gefühllos zu bleiben.“ —

Wer es nicht der Mühe werth gehalten hat, bei Roſe und Colas zu lächeln, ſetzte ein Anderer hinzu, der muß natürlich auch bei den Schönheiten von Richard Löwenherz ungerührt bleiben.

„Jeder kann thun was ihm beliebt!“ verſetzte Sedaine mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit;
„könnt' ich der Muſik ohne den Text einen lauten
„Beifall zollen, ſo würd' ich mich eben ſo unverhoh-
„len ausſprechen, als Sie.“

Was haben Sie denn wider den Text zu erinnern? fragte Einer; iſt nicht jedes Wort Blondel's die reine Sprache des Gefühls, bezeichnet nicht jede Sylbe den begeiſterten Edelmuth eines biedern Ritters, eines braven Unterthanen?

„Finden Sie, ſelbſt in den Meiſterſtücken un-
r größten Dichter, eine Situation, die der Wahr-
näher kommt, die mehr Rührung bewirkt, und
was vorzüglich erwähnt zu werden verdient, — ſo
voll vorbereitet iſt?“ ſetzte ein Anderer hinzu.

„Ich habe nichts dawider, meine Herren!“ ſagte
daine mit einer an Ironie gränzenden Kälte,
enn es Ihnen beliebt, ganz in Entzücken zu ge-
then. Mir iſt das gar nicht unlieb, das kann
Ihnen betheuern; aber Jeder hat ſeine eigene
rt zu ſehen und zu empfinden, und was mich be-
ifft, ſo kann ich dieſem Stück nicht meinen Bei-
ll ſchenken.“

O, ſo kann nur ein erklärter Feind Sedaine's
chen!

„Ich, ſein Feind? — Ich bin es nie in meinem
nzen Leben geweſen.“

Das wahre Talent hat immer Neider, fuhr jetzt
r der Zuſchauer fort, und derjenige, der einen
ern am bitterſten tadelt, iſt am wenigſten im
nde, etwas zu leiſten, was den Arbeiten des Ge-
tten nur zur Hälfte gleich käme.

„Wenn ich mir nur die Mühe machen wollte,“
tzte frohgelaunt der Dichter mit Lächeln, „es
lte ſchon gehen.“

Sie — Sie wollen ſich mit Sedaine meſſen?
Sie? — Sie würden gewiß in eine große Ver-

legenheit kommen, wenn man Sie beim Worte hielte!

„Vielleicht nicht; ich habe mich ſo gut verſucht, „wie er.“

Was gilt die Wette, der Herr gehört zu den großen Schriftſtellern, deren Werth das Publicum immerdar verkennt?

„Nun,“ ſagte ein Nachbar, „das kann man dieſem wohl nicht zur Laſt legen. Wer ſo kalt, ſo gefühllos gegen ein Stück iſt, das jedes nicht ganz verſteinerte Herz rühren muß, der kann ſelbſt gewiß nichts dergleichen hervorbringen.“

Der Streit wurde immer heftiger. Sedaine fand es ſehr luſtig, daß man ſich ſeiner ſo eifrig gegen ihn ſelbſt annahm, er ſetzte ihn daher mit ſolcher ſchneidenden Ironie fort, daß ſeine Gegner äußerſt aufgebracht wurden, als der Vorhang wieder in die Höhe ging.

Dieſer Theil des Stücks, der ihm am wenigſten gelungen, und damals noch flüchtiger gearbeitet war, als ihm noch die beſſernde Hand des Dichters fehlte, erleichterte dieſem das Gaukelſpiel, ſich ſelbſt auf's neue zu kritiſiren, und er foderte ſeine Gegner, in denen er ſeine eifrigſten Vertheidiger fand, auf's neue heraus.

„Behaupten Sie noch, daß dieſer dritte Aufzug „eines ſo talentvollen Dichters würdig iſt, wofür Sie „Sedaine ausgeben?“

Wir leugnen nicht, erwiederte man, daß er den beiden erſten Aufzügen nicht gleich kommt, aber Alles kann in einem dramatiſchen Werke an Schönheit und Kraft ſich nicht gleich ſeyn, und ſelbſt diejenigen, die in dieſer Gattung der Poeſie die höchſte Stufe erreicht, haben oft ganze Aufzüge gemacht, wo der Gang der Handlung ſchleppt, und wo man durch eine blühende Diction nicht einmal dafür entſchädigt wird. Uebrigens kennt Sedaine zu gut, was auf der Bühne Wirkung thut; er wird dieſen Aufzug gewiß noch umarbeiten.

„Daran wird er auch ſehr wohl thun!“ rief Sedaine aus; „aber es ſoll ihm ſchwer werden, „wenn er nur etwas Erträgliches daraus macht.“

Helfen Sie ihm doch mit Ihrem kritiſchen Blick und Ihrem Genie, ſagte der Lebhafteſte unter den Streitern mit höhniſchem Lächeln, Sie werden gewiß alle ſeine Fehler ohne große Mühe vertilgen, und ihm zu jener ſeltnen Vollkommenheit verhelfen, womit der Himmel Sie unſtreitig ſo reichlich begabt hat.

Sedaine ſtellte ſich, als ob er über dieſe ſpöttiſche Aeußerung höchſt beleidigt wäre; dadurch wurde der Wortwechſel immer lebhafter, und die Widerſprüche wechſelſeitig bittrer und lauter. Alle Zuſchauer, hauptſächlich im Parterre, wurden geſtört, und fortdauernd rief man: „Still! ſtill! Hinaus mit den Ruhe„ſtörern!“

Viele erklärten dieſe Störung für eine Cabale gegen den Dichter oder Componiſten.

Das Stück war zu Ende, der Vorhang fiel. Nach langem einſtimmigen Beifallklatſchen umringten Viele die vorlauten Streiter, und neugierig forſchte man nach dem Grund dieſer Störung.

„Dieſe Herren hier!“ ſagte Sebaine, „wollen „mich zwingen, daß ich das ſo eben aufgeführte Stück „ſchön finden ſoll, und — auf Ehre! — das iſt mir „ganz unmöglich.“

Auf dieſe Erklärung erfolgte ein allgemeines Murren der Mißbilligung, ein Pfeifen und Ziſchen, und der Unbekannte wurde mit Sticheleien überhäuft. Sebaine, das Vergnügen, das er innerlich hierüber empfand, geſchickt verbergend, beharrte mit Heftigkeit auf ſeiner Behauptung, und indem er ſich durch die Menge aus dem Parterre drängte, wiederholte er laut und hitzig:

„Nie werde ich Sebaine Beifall klatſchen!“

Das iſt ein Unruheſtifter ſchrie man ihm nach, ein Söldner der Neider, der Lärm hat anzetteln ſollen, damit das Stück durchfiele. Aber bei Richard Löwenherz wird ihm das nie gelingen! — Das muß man den Ränkeſchmidt empfinden laſſen!

Bei dieſen Aeußerungen und dem Tumult trat der wachthabende Offizier hinzu, theils um den Unbekannten vor Mißhandlungen zu ſchützen, theils um ſich ſeiner zu vergewiſſern, wenn er ſich Unziemlichkeiten erlaubt haben ſollte.

„Mir kann nichts zur Laſt gelegt werden,“ ſagte

Sedaine mit kecker Zuverſicht, „ich habe hier Ei„nigen der Anweſenden geſagt, ich würde Sedaine „nie applaudiren, und das wiederhol' ich nochmals „hiermit!“

Wie heiſſen Sie? fragte der Offizier.

„Das kann ich Ihnen nur allein ſagen.“

Wenn das der Fall iſt, ſo folgen Sie mir! —

Sedaine wünſchte ſich je eher, deſto lieber den Blicken des Publikums zu entziehen, die alle auf ihn neugierig oder erbittert geheftet waren. Er fürchtete, Einer oder der Andere von den Zuſchauern möchte ihn erkennen. Als daher der Offizier dies „folgen Sie mir!“ mit Ernſt und Argwohn in ſeinen Mienen ausſprach, war er augenblicklich dazu bereit, in der Erwartung einer neuen luſtigen Scene. Da drängte ſich aber Favart, der ſchon ſeinen Dichterruhm ſo gegründet hatte, daß er keinen Nebenbuhler beneiden durfte, durch die Menge, umarmte den vermeintlichen Kabalenſchmidt wider den Dichter von Richard Löwenherz, und rief freudig aus:

„O, lieber Sedaine! welch ein Triumph! Sel„ten iſt einem dramatiſchen Dichter ein ſo ungetheil„ter und ſo verdienter Beifall zu Theil geworden.“

Allgemeines Erſtaunen über dieſe unerwartete Entdeckung. Jetzt drängte ſich Jeder zu ihm, um ihm etwas Verbindliches zu ſagen, und ihm für den Genuß dieſes Abends zu danken. Der Offizier, ſeinen Argwohn bereuend, machte ihm Entſchuldigungen, und Sedaine's eifrigſte Vertheidiger, deren Zorn er zum Scherz rege gemacht, erſchöpften ſich nun wieder in Huldigungen ſeiner Talente. Man lachte über dieſes von Sedaine abſichtlich herbeigeführte Mißverſtändniß, und bald wurde der Vorfall in ganz Paris bekannt.

„Daran erkenn' ich Sedaine!“ rief Favart aus, „er iſt nur damit beſchäftigt, ſich über „die Denkungsart des Publikums zu unterrichten, „um es belehrend zu beluſtigen.“

Nachdem Sedaine ſich bei ſeinen Antagoniſten für den lebhaften Antheil bedankt, den ſie ihm zu erkennen gegeben, entfernte er ſich, ſehr zufrieden mit der Darſtellung ſeines Richard Löwenherz und des von ihm ſelbſt unerwartet eingeleiteten Intermezzo.

Wenn er in der Folge dieſes luſtigen Abenteuers gedachte, pflegte er hinzuzuſetzen:

„Es iſt nicht zu leugnen, daß ein dramatiſcher „Schriftſteller viele Unannehmlichkeiten erdulden muß, „mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen hat und vielen Gefahren ſich preis giebt, aber er kann ſich „auch ſolcher ſüßen Momente erfreuen, wovon ein „einziger ihn für alles entſchädigt, was ihn gekränkt „und niedergedrückt hat.“

Legouvé's

Reiſe in's Seebad.

Zu Ehren der hübſchen und talentvollen Schauſpielerin Luiſe Contat, der man zu ihrer Zeit eben ſo viel und noch mehr Weihrauch ſtreute, als jetzt der hübſchen Schauſpielerin Neumann, vom Heſſen-Darmſtädtiſchen Theater, auf ihren Kunſtreiſen, war in Ivry ein glänzendes Feſt veranſtaltet worden.

Ein großer Theil der pariſer eleganten Welt, faſt alle ſchönen Geiſter und Künſtler waren dort verſammelt, um der gefeierten Prieſterin Thaliens ihre Huldigungen darzubringen. Auch der Dichter Legouvé, Verfaſſer mehrerer Gedichte, vorzüglich aber bei ſeinen Landsmänninnen durch das Gedicht Frauenwerth *) beliebt, hatte ſich eingefunden und der Königin des Feſtes einige galante Couplets überreicht.

Während des Tanzes, wo ſich die Jugend in raſchen Kreiſen, bei dem Schall einer rauſchenden Muſik, bis zum Schwindlichwerden herumtummelte, verließ Legouvé den zum Erſticken heißen Tanzſaal,

---

*) Le Mérite des Femmes.

um in dem daran ſtoßenden Park eine reine und erquickende Luft einzuathmen. Es war ſchon Nacht, und die milden Leuchten des Himmels hatten trübe Wolken verhüllt. In Gedanken vertieft, verlor er ſich in den finſtern Baumgängen des weitläuftigen Parks, und ſo entfernte er ſich immer mehr von dem Schloſſe und der lebensluſtigen Jugend. Die Einſamkeit, die Ruhe der ſchlummernden Natur und die Dunkelheit, die ihn hier umgaben, wiegten ſeine Seele in ſüße Schwermuth, ſeine Phantaſie beſchäftigte ſich mit lieblichen Bildern aus einer Unſchuldswelt, die mit der Geſellſchaft, welche er verlaſſen hatte, im ſchneidendſten Kontraſt ſtand. Langſam fortſchreitend, achtete er nicht auf den immer enger werdenden Weg, und plötzlich ſtürzte er in einen tiefen trocknen Graben, der den Park von der Landſtraße trennt. Er fiel auf Steine, Dornen und anderes ſpitzes Geſträuch, beſchädigte ſich die linke Hüfte, und blieb lange bewußtlos liegen.

Während der Dichter Gefahr lief, hülflos ſein Leben frühzeitig zu enden, herrſchte in dem glänzend erleuchteten Schloſſe Freude und Muthwillen. Amor trieb ſein loſes Spiel, Bacchus kredenzte die Becher und Jokus ſchüttelte ſeinen Schellenſtab. Man hatte zwar bemerkt, wie Legouvé ſich davon ſchlich, aber Einer äußerte: „der iſt hier auch nicht an ſeinem rechten Platz; er thut klüger, wenn er draußen in den finſtern Schatten der hohen Bäume ſpazieren geht. Der Verfaſſer des Gedichts: die Schwermuth, findet dort vielleicht Stoff zu einer Epiſode für die zweite Auflage.“

Man lachte, und Keiner bekümmerte ſich weiter um Legouvé. Endlich, da es ſchon weit über die Geiſterſtunde hinaus war, wurde er doch von Einigen vermißt.

Man rief ihn überall, ſuchte ihn in dem Park; keine Antwort, keine Spur von ihm. Jetzt nahm man die Sache etwas ernſthaft, und einige ſeiner Freunde und nähern Bekannten verriethen Unruhe und Beſorgniß. — Wo ſollte er hingerathen ſeyn? — Dies war und blieb ein Räthſel.

Bauern aus der Nachbarſchaft, die den Weg an dem Graben vorüber kamen, um nach Vitry zu gehen, hörten ein dumpfes Gewimmer. Geſpenſterfurcht trieb ſie nach Ivry zurück; mit geſträubtem Haar, und Furcht und Schrecken in den Mienen, verkündeten ſie dort, daß es in dem Graben nicht geheuer ſey.

Die jungen Freigeiſter erbleichten und zitterten wie Espenlaub, die Damen theilten dieſe Furcht, und wußten nicht, unter weſſen Schutz ſie ſich flüchten ſollten, da ihre Verehrer, ſonſt ſo wortreiche Helden, plötzlich kleinlaut und verzagt wurden. Nur einige Beherzte in der Geſellſchaft erklärten ſich bereit, den Spuk näher zu unterſuchen. Es wurden Fackeln angezündet, und man brachte endlich einen der Bauern mit vieler Mühe dahin, daß er ſich dazu verſtand, den Wegweiſer zu machen, aber nur unter der unerlaßlichen Bedingung, daß er, dem Amt eines Wegweiſers gerade entgegen, den Zug ſchließen, und bloß andeuten dürfe, wenn man von dem rechten Wege abweiche.

So gelangte man zu dem Graben. Als man nicht weit von der Stelle war, wo die Bauern Legouvé's Aechzen gehört hatten, ſagte der Führer mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme: „hier wird es ſeyn!" kehrte raſch um, und eilte geſtreckten Laufs nach dem Schloſſe zurück.

Man leuchtete in den Graben, und fand den armen Dichter blutend und faſt bewegungslos. Er hatte ſich bemüht, aus dieſem Abgrund empor zu klettern, aber alle ſeine Verſuche waren ohne Erfolg geblieben. Angſt und Anſtrengung hatten ihn ſo erſchöpft, daß er in einer tiefen Ohnmacht lag. Mit vieler Mühe wurde er aus dem Graben herausgezogen, und man trug ihn wie eine Leiche nach dem Schloſſe. Hier eilte man nun, ihm alle mögliche Hülfe zu verſchaffen, und er kam wieder zur Beſinnung. Ein junger Arzt, der auch an dieſem Feſte Theil genommen hatte, legte den erſten Verband um die hart beſchädigte Hüfte, und auf den Rath dieſes blutjungen Aeskulaps, wurden ſogleich Anſtalten getroffen, den Verwundeten nach Paris zu bringen. Dadurch nahm dies Feſt ein frühes und tragiſches

Ende, zumal da deſſen Königin es angemeſſen fand, Legouvé einen Platz in ihrem Wagen einzuräumen und ſich zu ihm zu ſetzen.

Man bot zwar in Paris Alles auf, den Dichter von ſeinem unglücklichen Fall zu heilen, aber alle Kunſt der Aerzte vermochte es nicht, ihn ganz wieder herzuſtellen. Die Erſchütterung des Sturzes hatte nachtheilig auf ſeine Bruſt gewirkt, und er fühlte fortdauernd eine unbehagliche Schwäche. Es ſcheint überall Sitte zu ſeyn, daß die Aerzte halb aufgegebenen Kranken den Gebrauch eines entfernten Bades anrathen; ſie erſparen ſich dadurch die undankbare Mühe, Kranke, bei welchen weder ihre Arzneimittel, noch ſelbſt die mächtigere Natur mehr heilſam wirken will, mit leeren Hoffnungen zu ſchmeicheln, und wenn ein ſolcher Patient im Bade ſtirbt, ſo iſt es nicht ihre, ſondern des Brunnen-Arztes Schuld.

Man rieth Legouvé ein Seebad, als das einzige Mittel, ſeine Nerven zu ſtärken und die verlorenen Kräfte wieder zu erhalten.

Einer ſeiner Jugendfreunde, der in einem Seehafen ſich niedergelaſſen hatte, und dort zur Zahl der reichſten Bewohner der ganzen umliegenden Gegend gehörte, lud ihn dringend ein, zu ihm zu kommen, mit der Verſicherung, es ſolle ihm an keinen Bequemlichkeiten bei dem Gebrauch dieſer Kur fehlen.

Sein Freund Beaufort hatte ſich vor kurzem mit einer der ſchönſten und geiſtreichſten Jungfrauen verheirathet, und ſein Haus war der Sammelplatz aller derer, die in der Umgegend Anſpruch auf ſeine Bildung machten.

Legouvé nahm dieſe gaſtfreundliche Einladung dankbar an, und meldete ſeinem Freunde den Tag ſeiner Ankunft. Beaufort's Gattin veranſtaltete zum Empfang des beliebten Dichters ein Feſt, wozu alle eleganten Herren und Damen der Nachbarſchaft eingeladen wurden.

Der Tag ſeiner Ankunft rückte immer näher heran. Die Erwartung, den Sänger ſo lieblicher Lieder von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, war auf's höchſte geſpannt; hauptſächlich brannten die Frauen und Jungfrauen vor Ungeduld, den Herold ihrer Verdienſte perſönlich kennen zu lernen. Die Reimſchmiede in der Provinz ſtrengten ſich nicht wenig an, ihren Bruder in Apoll mit Madrigals, Sonetten und Couplets zu begrüßen, und die Frauenzimmer zerbrachen ſich den Kopf, ihm etwas geiſtreich Verbindliches zu ſagen, damit er dieſe Huldigung mit einer Galanterie erwiedere, die ihnen einen Vorzug vor ihren Nebenbuhlerinnen geben möge.

Legouvé reiſete mittlerweile zu Ende des Sommers 1810 mit einer Poſtchaiſe, in Begleitung eines alten Bedienten, von Paris ab. Aus heiliger Scheu vor allen Nachtquartieren in Wirthshäuſern, fuhr er, ohne zu raſten, durch Rouen, und kam in einer Strecke Wegs bis nach Liſieux. Dieſer weite Weg und die fortdauernden Erſchütterungen in der Poſtchaiſe hatten den Dichter ſehr angegriffen; er fühlte einen Anfall vom Nervenfieber. Er ſuchte ſich Gewalt anzuthun und ſein Uebelbefinden zu verhehlen, aber ſeinem alten treuen Begleiter entging es nicht, daß ſein Herr unterwegs kränker geworden ſeyn müſſe. Legouvé ſah todtenbleich aus, häufige Schauer und Nervenzuckungen, die er nicht unterdrücken konnte, und der trübere Blick ſeiner Augen, die ſonſt ſo heiter und ausdrucksvoll glänzten, verriethen nur zu deutlich, daß er ſich ſehr unwohl befinden müſſe. Sein Diener bewog ihn endlich durch vieles Bitten, daß er in Liſieux anhielt, um ſich etwas zu erholen. Aber nach Verlauf einer Stunde, wo ihm die Ruhe Erleichterung verſchafft, trieb ihn die Ungeduld, ſeinen Jugendfreund zu ſehen, und die Beſorgniß, daß ſein verzögertes Ausbleiben dieſen ängſtigen möchte, weiter. Er verlangte wieder Poſtpferde, und die unterbrochene Reiſe wurde fortgeſetzt. Kaum hatte er die halbe Station zurückgelegt, als ein heftiger kalter Fieberfroſt ihn bis zum Zähneklappern ſchüttelte. Nur mit Mühe, und Schritt vor Schritt fahrend, brachte man ihn in das Dorf Eſtreez, das erſte Poſtrelais hinter Liſieux.

Man fuhr vor dem noch ziemlich anſtändig ausſehenden Gaſthofe vor. Legouvé wurde mit Hülfe ſeines Dieners und eines Hausknechts aus dem Wagen gehoben. Die aufmerkſame Wirthin, eine junge, dem Anſchein nach gewandte Frau, erwartete den kranken Reiſenden vor der Thüre, und wies ihm ſogleich ein geräumiges und nettes Zimmer an, wo er auf ein bequemes Bett gelegt wurde.

Dieſer neue Fieberanfall war weit heftiger, als der erſte; er fing an zu phantaſiren. Der Bediente erkundigte ſich ängſtlich, ob nicht in dem Dorfe oder doch in der Nachbarſchaft ein Arzt ſey, der ſeinem Herrn ſchnell Hülfe leiſten könne?

„Hier giebt es keinen,“ verſetzte die Wirthin, „aber eine gute Stunde von hier wohnt Einer; der „iſt indeß viel zu bequem, um eines Reiſenden wegen „ſich ſo weit zu bemühen. Ich habe ſchon mehrmals „nach ihm geſchickt, aber er iſt nie gekommen. — „Das einzige Mittel, ihn vielleicht auf die Beine zu „bringen,“ ſetzte ſie hinzu, „bleibt noch, wenn Sie „ſich ſelbſt auf den Weg machen. Ich will Ihnen „einen Wegweiſer mitgeben. In ein paar Stündchen können Sie wieder zurück ſeyn.“

Das will ich herzlich gern! ſagte der Bediente, aber unter der Bedingung, daß Sie meinen armen Herrn nicht eine Minute aus den Augen laſſen. — Verſprechen Sie mir das? — Er verdient gewiß die größte Sorgfalt. Er iſt der beſte Menſch von der Welt, und überdies noch ein Gelehrter, ein Mitglied der Akademie, ein Dichter, mit einem Wort, er heißt Legouvé. Ich hab' ihn aufwachſen ſehen und ſchon bei ſeinem Vater gedient Das war ein kreuzbraver Mann, und der Sohn iſt ſein ganzes Ebenbild.

„Seyn Sie ohne Sorgen," antwortete die Wirthin, als der redſelige Bediente ſie zu Worte kommen ließ, „während Sie fort ſind, ſoll Ihre Stelle „bei dem Herrn gewiß ſo erſetzt werden, als wenn „Sie ſelbſt um ihn wären. — Legouvé heißt er?"

Ja! O er macht Verſe, Verſe! die ſich gewaſchen haben.- Er hat ein Lobgedicht auf die Frauen gemacht, das muß nur ſo ſeyn.

Bei dieſen Worten lief der Bediente aus dem Zimmer.

„Wo wollen Sie denn hin?" fragte die Wirthin.

Zum Doktor! antwortete der Bediente, ſich umwendend.

„So bleiben Sie doch! Sie wiſſen ja den Weg „nicht."

Ja, das iſt auch wahr! entgegnete der Bediente, und ſich vor die Stirne ſchlagend, ſetzte er hinzu, ich Dummkopf!

Die Wirthin rief nun einen Bauerknaben, der ihm zum Führer dienen ſollte, und mit dieſem trat er ſeine Wanderung zu dem Arzt an.

Während dieſer Zeit war Legouvé, der nur vorübergehende Fieberſchauer hatte, entſchlummert, und ſein Schlaf ſchien ſo ruhig, als die Wirthin zu ihm leiſe in's Zimmer trat, um ihr dem Bedienten gegebenes Verſprechen zu erfüllen, daß ſie es wieder verließ. Andere häusliche Geſchäfte erforderten ihre Gegenwart, ſie trug daher einer zuverläſſigen Magd auf, zu dem Kranken zu gehen, und ſo lange bei ihm zu bleiben, bis ſein Bedienter ſie ablöſen würde.

Kaum war die Wirthin wieder unten in dem Zimmer beſchäftigt, wo die Fremden abzutreten pflegten, als zwei Damen eintraten. Am Eingang des Dorfs war ein Rad ihres Wagens gebrochen, und ſie ſuchten hier, während ihre Bedienten Anſtalten zur Wiederherſtellung ihres Wagens machten, ein Unterkommen.

Es war eine Baronin von F** und ihre kürzlich verheirathete jüngere Schweſter. Sie fuhren mit eigenen Pferden, und hatten darauf gerechnet, noch an dieſem Abend das Ziel ihrer Reiſe, die Hafenſtadt, zu erreichen. Legouvé's Jugendfreund hatte ſie ebenfalls eingeladen, dem Feſte beizuwohnen, das er zu Ehren ſeines Freundes bei ſeiner Ankunft veranſtaltet hatte.

Während die beiden jungen, hübſchen und muntern Schweſtern einige Erfriſchungen zu ſich nahmen, hörte die Wirthin, daß man die Magd fortdauernd rief, welche ſie zur Wärterin bei dem kranken Dichter beſtellt hatte.

Sie öffnete die Thür, und ſagte mit vernehmlicher Stimme:

„Helene hat jetzt zu thun, die muß man ungeſtört laſſen;“ und indem ſie die Thür wieder zumachte, wandte ſie ſich gegen die Damen, und gleichſam als Entſchuldigung für eine ſolche Störung, ſetzte ſie hinzu:

„Das Mädchen iſt bei einem Herrn, der eben „ſehr krank hier abgeſtiegen iſt. Sein Bedienter holt „einen Arzt aus der Nachbarſchaft, und wenn man „ſeinen Worten glauben kann, ſo iſt der fremde „Herr ein berühmter Mann, der Verſe macht; er „ſoll Legouvé heißen.“

Wie, Herr Legouvé iſt hier? fragte die Baronin.

„So heißt er! Er kam hier ſo elend an, daß „es einen Stein hätte erbarmen müſſen. Gott ſey „Dank! es beſſert ſich ſchon mit ihm, jetzt ſchläft er „ganz ſanft.“

Die Baronin flüſterte ihrer Schweſter in's Ohr: Sonderbar! während wir unterwegs ſind, den Dichter kennen zu lernen, muß er hier krank einkehren und wir hier ein Rad brechen, um mit ihm noch früher in einem Gaſthofe zuſammen zu treffen.

„Das iſt ein Wink, den mir das Schickſal „giebt,“ antwortete die Schweſter, „dem Herold un„ſerer Verdienſte zu beweiſen, daß wir nicht undank„bar ſind.“

Sie wandte ſich nun an die Wirthin, und ſagte zu dieſer:

„Liebe Frau Wirthin!“

Was ſteht zu Befehl?

„Können Sie uns wohl ein beſonderes Zimmer überlaſſen?"

O ja, Sie haben die Wahl, bis auf das, in welchem der kranke Herr iſt.

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Wer würde den „ſtören wollen. Sorgen Sie ja für ihn auf's Beſte; „darum bitten wir, und zugleich um ein Zimmer, „wo wir allein ſeyn können."

Die Wirthin brachte die Damen in ein Gemach, das dicht an Legouvé's Zimmer ſtieß.

Hier eingetreten, ſagte die Schweſter der Baronin:

„Weil uns der Zufall mit dem kranken Dichter „ſo unerwartet zuſammengeführt hat, ſo iſt es nicht „mehr als billig, daß wir Beide bei ihm die Wärterinnen-Dienſte verrichten. Er mag daraus ſehen, wie „theuer er allen Frauen iſt, die ſeine Talente zu „ſchätzen wiſſen."

Aber, fiel ihr die Baronin in die Rede, wenn wir uns zu ſeinen Wärterinnen aufwerfen, ſo fürcht' ich, es wird ihm mehr ſchaden, als nützen. Unſer Beſuch und unſre Gegenwart werden ihn nur in Verlegenheit ſetzen und beunruhigen.

„O dafür weiß ich Rath!" meinte die jüngere Dame, „wir müſſen uns verkleiden. Liebe Frau „Wirthin, Sie ſind wohl ſo gut, und verſchaffen „uns ein Paar ganz einfache Anzüge, wie ſie hier „zu Lande getragen werden. Wir kleiden uns darin, „und Sie geben uns für Ihre Nichten aus, die erſt

„kürzlich verheirathet, bei Ihnen zum Beſuch ſind.
„Unter dieſer Verkleidung wollen wir es verſuchen,
„wie wir Ihren Patienten aufheitern und vielleicht
„dazu beitragen können, daß ſeine erhitzte Phantaſie
„ruhig wird.“

Die Wirthin wagte es nicht, den Damen zu widerſprechen; ſie erklärte ſich ſogleich zu Allem bereit, und fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, daß ein Theil ihres Kleidervorraths von ſo vornehmen Gäſten getragen werden ſollte. Sie eilte, alles Erforderliche herbeizubringen. Nach Verlauf einer halben Stunde waren die Baronin und ihre Schweſter in niedliche Landmädchen verwandelt. Kurze wollene, dunkelfarbige Röcke mit einem bunten Rand bedeckten den untern Theil des ſchlanken Körpers bis zur Wade. Mieder von Etamin, das eine ſcharlachroth, das andere himmelblau, ſchloſſen ſich eng an Schultern und Taille an, und bunte baumwollene Halstücher verhüllten Nacken und Buſen. Ein rundes Mützchen, wie es dort gebräuchlich iſt, bedeckte die gelockten Haare, und eine geſtreifte Schürze von Leinwand vollendete den Putz. Dazu kamen noch die geſprenkelten Strümpfe, die man in Rouen zu tragen pflegt, und ein kleines goldnes Kreuz an einer ſeidnen Schnur um den Hals. Die Damen erſchienen in dieſer Verkleidung noch reizender, als in ihrem gewöhnlichen Anzuge nach dem neueſten pariſer Geſchmack.

So, in Landdirnen umgeſchaffen, traten ſie zu dem Kranken in das Zimmer, die eine mit halb zurückgeſchlagener Schürze und einem Kehrwiſch in der Hand, die andere mit einem Beſen. Die Wirthin gab der Magd einen Wink, ſich zu entfernen.

Legouvé ſchlief noch immer. Die beiden Damen beſchäftigten ſich damit, das Zimmer zu reinigen und Alles gehörig zu ordnen. Der Kranke erwachte; der Schlaf hatte wohlthätig gewirkt, ſein Blut war nicht mehr in einer ſo heftigen Wallung, er fühlte ſich ruhiger.

Er blickte umher, wurde die beiden fremden Geſichter gewahr, und fragte die Wirthin:

Wo iſt denn mein Bedienter?

„Er iſt nach einem Arzt in der Nachbarſchaft „gegangen,“ antwortete dieſe; „er war für Sie ſehr „beſorgt. Gottlob! es wird nichts auf ſich haben, „Sie ſcheinen ſich ſchon weit beſſer zu befinden.“

Mir iſt ganz wohl, liebes Frauchen! — Was ſind denn das für ein paar hübſche Mädchen?

„Mädchen nun wol nicht. Sie haben Beide ſchon „Männer. — Es ſind meine Nichten, Liſette und „Suſanne! — Sie ſind auf ein paar Tage zum „Beſuch bei mir. Als Ihr Kammerdiener, oder was „er ſonſt iſt, ſich auf den Weg zu dem Doktor machte, „mußte ich es ihm mit Mund und Hand geloben, „Sie keinen Augenblick allein zu laſſen. Das that „ich auch, aber unſer Eins, mein werther Herr! „hat alle Hände voll zu thun, und wenn man die

„Augen nicht ſelbſt überall hat, geht Alles drunter „und drüber. Da bat ich denn die beiden lieben „Nichten, an meiner Stelle bei Ihnen zu bleiben, „und dafür zu ſorgen, daß es Ihnen an nichts fehlen möchte."

Sehr verbunden! verſetzte Legouvé; aber ich will Ihnen doch nicht rathen, einem Kranken, der ſchon bis zum Phantaſiren aufgereizt iſt, ſolche niedliche Wärterinnen zu geben; ſie ſcheinen mir nicht dazu gemacht, das kochende Blut in den Adern abzukühlen.

„Der Herr treibt nur ſeinen höflichen Spaß „mit uns!" ſagte die Baronin, während ſie ſich damit beſchäftigte, hier und da den Staub abzuwiſchen.

Dieſe vornehmen Herren aus Paris, unterbrach ſie die Schweſter, indem ſie den Beſen handhabte, geben unſer Einem immer etwas zu rathen auf.

„Wer hat es denn geſagt, daß ich aus Paris „bin?" fragte Legouvé.

Wir wiſſen es recht gut, antwortete die Wirthin, Ihr Bedienter hat es uns erzählt. Der hält große Stücke auf Sie; er hat uns auch verrathen, daß Sie Verſe machen, und ein gar ſchönes Lobgedicht auf uns Frauen haben drucken laſſen. Es iſt zwar ein großer Dichter, ſagte er zu mir, aber darauf will ich zehn körperliche Eide ablegen, ein noch weit beſſerer Menſch!

„Das lieſt man ſchon auf ſeinem ganzen Geſichte," ſagte die Pſeudo-Liſette halblaut.

Sie verſtehen ſich alſo auf Phyſiognomik? fragte Legouvé.

„Erklären Sie ſich deutlicher, mein Herr! das „Wort kenn' ich nicht.“

Es iſt die Kunſt, aus den Zügen des Geſichts den innern Menſchen zu entziffern. — Ich verſtehe mich etwas darauf, und wenn alle Frauenzimmer Ihnen ähnlich ſähen, ſo wären es Engel an Leib und Seele, und man müßte ihnen gut werden.

„Ich danke für das Kompliment,“ verſetzte die Baronin, und machte einen kleinen flüchtigen Knix.

So unterhielt man ſich noch eine Weile, und Legouvé, getäuſcht durch die Mummerei, beluſtigte ſich ſehr an den naiven Aeußerungen der beiden vorgeblichen Nichten der Wirthin, und bewunderte im Stillen ihren natürlichen Verſtand, ihre Gewandtheit, und daß ſie ſich ſo unbefangen benahmen. Jetzt kam ſein Diener mit dem Arzte. Der Letztere hatte ſich ſogleich bereitwillig erklärt, dem Kranken Beiſtand zu leiſten, als er ſeinen Namen hörte, da er manche ſeiner Schriften ſelbſt geleſen hatte.

Er näherte ſich dem Kranken, erkundigte ſich nach den Zufällen, die ihn verhindert, weiter zu reiſen, befühlte bedächtig den Puls, ließ ſich mehrere Fragen des ärztlichen Katechismus beantworten, und gab dann den Troſt, daß es nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit ſey, die bald gehoben ſeyn würde. Er wenigſtens bemerke kein Symptom, das ihm bedenklich ſcheine. — Er verordnete ein kühlendes Getränk, um die Wallungen des Bluts gänzlich zu ſtillen, und in Ermangelung einer Apotheke, bereitete er ſelbſt die Arznei. Darauf beurlaubte er ſich, mit der Verſicherung, daß es ihm ſehr angenehm geweſen ſey, die perſönliche Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, deſſen Gedichte er mit ſo vielem Vergnügen geleſen habe, und verſprach, am folgenden Morgen wieder zu kommen.

Darüber war es Abend geworden; es brach die Nacht ein. Legouvé, beruhigt durch die Aeußerungen des Arztes und durch die vorſchriftsmäßig gebrauchte kühlende Arznei, verſank nach und nach in einen feſten und erquickenden Schlaf.

Die beiden Damen hatten die Wirthin immer Muhme genannt und ihre Rollen ſo natürlich geſpielt, daß nicht bloß Legouvé's Bedienter, ſondern er auch ſelbſt dadurch getäuſcht wurde, obgleich die Wirthin, ſo wenig es ihr ſonſt an Gewandtheit fehlte, zuweilen eine Schüchternheit und Aengſtlichkeit verrieth, aus Furcht, den vornehmen Damen zu nahe zu treten. Der Baronin entging dies nicht, und um eine unangenehme Entdeckung ihres Spiels zu verhüten, ſagte ſie zur Wirthin:

„Ich dächte, Tantchen! Sie gingen wieder an „Ihre Geſchäfte. Sie kennen ja das alte Sprichwort, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, ſpringen „die Ratten und Mäuſe auf Tiſch und Bänke. Sie „haben uns ja zu Wärterinnen bei dem kranken

„Herrn hier ausdrücklich ernannt, und er wird auch „wohl nichts dawider haben. — Wir geben Ihnen „unſer Wort, Sie ſollen Ehre mit uns einlegen.“

Bei dieſen Worten ſchoben die beiden Damen die Wirthin ſchäkernd zur Thür hinaus und blieben mit dem Bedienten allein. Es kam nun noch darauf an, auch dieſen überläſtigen Geſellſchafter auf eine gute Art zu entfernen. Legouvé ſchlief zwar, aber in der Gegenwart ſeines Bedienten mußten ſie die ihnen auf die Länge der Zeit läſtigen Rollen beibehalten. Sie ſehnten ſich nach einer Pauſe, wo ſie ohne Zwang allein ſeyn konnten. Die Schweſter der Baronin ſagte alſo zu dem Bedienten, er würde am beſten thun, ſich auch zur Ruhe zu begeben, und da er heute nicht bloß mit ſeinem Herrn die Reiſe, ſondern auch, um den Arzt zu holen, zwei Meilen zu Fuß gemacht habe, müſſe er gewiß recht matt und müde ſeyn. Morgen brauche ſein Herr ſeiner Hülfe mehr, als jetzt, wo ſie ſich anheiſchig gemacht hätten, bei ihm zu wachen. Das Beſte ſey, ſich zu Bette zu legen und auszuſchlafen.

Der Bediente machte zwar einige Einwendungen; aber die Müdigkeit in allen ſeinen Gliedern, und da ſich, bei ſeinem vorgerückten Alter, trotz aller Anſtrengungen, die Augen unwillkürlich ſchloſſen und er einnickte, worüber dann die Damen zu kichern anfingen, wenn er dies, ſchlaftrunken, nicht Wort haben wollte, beſtimmten ihn endlich, ihren Vorſchlag anzunehmen.

Er ging in eine an das Zimmer ſeines Herrn ſtoßende Kammer, und bei offner Thüre warf er ſich, ganz angekleidet, auf's Bett, bat aber noch zuvor die Damen recht dringend, wenn es nöthig ſeyn ſollte, ihn ſogleich zu wecken.

Jetzt waren die beiden Damen allein, ſie ſchöpften freyer Athem, und konnten ſich nun wieder in ihrem natürlichen Ton unterhalten. Jetzt erſt beluſtigte ſie das drollige Abenteuer, und ſie geſtanden ſich, daß es ihnen mehr Vergnügen gemacht habe, als mancher Abend in den glänzendſten Zirkeln der eleganten Welt.

Indem die Baronin nach dem Dichter blickte, um zu ſehen, ob er noch ſo feſt ſchliefe, als zuvor, wurde ſie auf einem kleinen Tiſch neben ſeinem Bette ein aufgebundenes Portefeuille gewahr, aus welchem unter manchen Papieren ein ſauber gebundenes Buch in rothem Maroquin mit goldnen Verzierungen hervorragte. Sie ſchlich leiſe näher, und las auf dem Rücken mit goldnen Buchſtaben: Le Mérite des Femmes.

Behutſam zog ſie es aus dem Portefeuille, und machte ihrer Schweſter den Vorſchlag, zur Verkürzung der ſchlafloſen Nacht, darin gemeinſchaftlich zu leſen, während ſie die Wärterinnendienſte bei dem Verfaſſer verrichteten. „Die Sache hat etwas originelles und pikantes,“ meinte ſie, „und kann uns „in der Folge noch manchen Stoff zum Scherz ge-

„den." — Die Schweſter pflichtete dieſer Meinung bei, und Beide ſetzten ſich dicht neben einander, um dieſen Vorſatz zur Ausführung zu bringen.

Wechſelſeitig machten ſich nun die beiden Schweſtern auf die Stellen aufmerkſam, die der Einen oder der Andern am meiſten gefallen hatten; die Meinungen waren eben ſo getheilt, wie die unſrer Kunſtrichter in den Literatur-Zeitungen und andern Zeitſchriften, wo nebenbei auch in dem kritiſchen Handwerk gepfuſcht wird. Was die Baronin für das ſchönſte, gemüthlichſte, und in Anſehung der Diktion für das makelloſeſte erklärte, das fand die Schweſter gerade am wenigſten gelungen und tadelnswerth, und umgekehrt wollte die Baronin den Lieblingsſtellen der Schweſter keinesweges den Preis zuerkennen.

„Aber," rief die Baronin aus, „die Verſe ſind doch unverbeſſerlich, wo er, wenn er die Freundſchaft unter Männern ſchildert, hinzuſetzt:

Mais auprés d'une femme, elle a plus de douceur,
C'est alors que d'amour elle est vraiment la soeur,
C'est alors, qu'on obtient ces soins, ces préférences,
Ces regards délicats, ces tendres complaisances,
Que les hommes entr'eux n'ont jamais qu'à demi:

On a moins qu'une amante; on a plus qu'un
ami *).

„Die Stelle iſt recht hübſch," ſagte die Schweſter, „aber da mein Mann Offizier iſt, ſo geb' ich doch denen den Vorzug, wo von dem Muth und der edlen Hingebung der Frauen die Rede iſt. Die Schilderung der Tileſia, in dem Siege bei Argos; Eſther, die ihr Volk dadurch rettet, daß ſie ſich der Wuth des furchtbaren Ahasverus Preis giebt; Antigone, die ſich einem gewiſſen Tode opfert, damit die Ueberreſte ihres Bruders ehrenvoll zur Erde beſtattet werden; Epinone, die ſich lebendig mit ihrem Gatten begraben läßt, und ähnliche Züge des Heroismus und der Aufopferung."

Ich bin mehr für die ſtillen, glanzloſen Tugenden, unterbrach ſie die Baronin, die von frommen Weibern im Verborgenen ausgeübt worden ſind, und deren Legouvé ſo rühmlich gedenkt; die ihr Daſeyn den Zufluchtsörtern des Elends und der Leiden widmen, die den ſiechen Armen und den verwunde-

---

*) Doch iſt ein höh'rer Reiz der Freundſchaft eingeprägt,
Wenn gegen eine Frau ein fühlend Herz ſie hegt,
Dann iſt ſie in der That die Schweſter ſüßer Liebe,
Und man empfängt von ihr, wölkt ſich der Himmel trübe,
Dann jene Sorge nur, die man theilnehmend weiht,
Den Blick voll ſanfter Huld, und die Nachgiebigkeit,
Den Vorzug, der ſo feſt die Herzen dankbar bindet,
Die Freundſchaft, die nur halb man unter Männern findet.
Zwar weniger hat man, durch ſolch ein Band vereint,
Als eine Liebende, doch mehr als einen Freund.

ten Krieger erquicken und ihm Linderung verſchaffen, mit milder Hand blutende Wunden verbinden und den Sterbenden den Todeskampf erleichtern. In ſolchen Verhältniſſen zeigt ſich, nach meiner Ueberzeugung, das Weib in ſeiner höchſten, ſeiner Eigenthümlichkeit angemeſſenen Würde und Anmuth, und unſer Lobredner ſagt darüber ſehr beredt:

Vers des infortunés s'élançant des autels,
Est l'épouse d'un Dieu, pour servir les mortels. *)

Sollten wir nicht für den eine ähnliche liebevolle Sorgfalt hegen, fuhr ſie fort, indem ſie ihre Blicke auf den ſchlummernden Dichter richtete, der ſich um unſer ganzes Geſchlecht ſo verdient gemacht hat? Wahrlich, Schweſter, wir können ſtolz darauf ſeyn, daß wir an ſeinem Krankenlager haben wachen dürfen.

Die Baronin gerieth dabei ſo in Begeiſterung, daß ſie dieſe Worte laut ausſprach, wie eine Schauſpielerin auf der Bühne, wenn ſie bei einer emphatiſchen Stelle die Zuſchauer zu einem lauten Beifallklatſchen auffordern will. Legouvé wurde davon geweckt. Die Schweſter der Baronin gewahrte es gleich, und winkte der Rednerin, geſchwinde wieder in den Ton der angenommenen Rolle zu fallen.

Sie fuhren daher Beide fort in dem Buche zu leſen, und machten dazu einen Kommentar, wie ihn

---

*) So wird, wenn es den Unglücklichen Altäre baut,
Zum Dienſt der Sterblichen dann eine Himmelsbraut.

ein paar ſchlichte, naive Landmädchen gemacht haben würden, die von der Natur mit einer guten Portion Mutterwitz ausgeſtattet worden ſind. Legouvé wollte ſie nicht ſtören, er wagte es nicht, ſich zu bewegen, aus Furcht, ſie möchten dann ihrem Geſpräch ein Ende machen, und belauſchte ſtill den Eindruck, den ſein Gedicht auf ſeine Krankenwärterinnen machte.

„Niemals hat man mich ſo anſpruchlos gelobt,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „niemals ſo treuherzig und „wahr. Hier ſpricht ſich die Natur ganz unverkünſtelt aus!“

Die Damen hörten endlich zu leſen auf, und wollten das Buch wieder in das Portefeuille ſtecken.

„Jammerſchade!“ ſagte die Aelteſte, „daß man „es nicht behalten kann. Wär' es mein, ſo würd' „ich's bald auswendig wiſſen.“

Da würde dein Mann große Augen machen, verſetzte die Jüngere, meiner wenigſtens würde gewaltig mit dem Kopfe ſchütteln, wenn ich die Naſe in ſolch ein Buch ſtecken wollte, ſtatt in den Kochtopf.

„Ei was, es lieſ't ſich doch gar zu hübſch,“ unterbrach ſie die Baronin; „die Hälfte mag freilich wol „nicht wahr ſeyn, was thut dies aber, wenn es nur Vergnügen macht. — Wenn ich's irgend möglich machen kann, ſo kauf' ich mir das Buch.“

Ja, es iſt nur die Frage, wo es zu haben iſt? ſagte die Pſeudo-Suſanne; wüßt' ich das, ſo verkauft' ich mein goldnes Kreuz auf der Stelle, und ſchaffte mir dafür dies Buch an. —

„Ich ſchenk' es Ihnen!" rief Legouvé jetzt aus, der nicht länger den ſtummen Zuhörer machen konnte; „nehmen Sie es von mir an, meine ſchönen Kinder! es kann in keine beſſere Hände kommen."

Ach! Sie haben dies Buch gemacht? Sie — Sie ſelbſt? — Wenn das wahr iſt, ſo können Sie ſicher darauf rechnen, daß Sie dadurch bei der halben Frauenwelt in großer Gunſt ſtehen müſſen! rief die Aelteſte aus.

„Das iſt die einzige Belohnung, die ich mir „wünſche," verſetzte Legouve.

Alſo hat Ihr alter Bedienter doch nicht geflunkert, ſagte die Jüngſte, als er uns erzählte, Sie könnten ſo allerliebſte Verſe machen.

Und es iſt Ihr Ernſt mit dem Geſchenk? fragte die Baronin.

„Ich hatt' es für eine hübſche und brave Frau „beſtimmt. Meine Abſicht wird doppelt erreicht, „wenn ich es jetzt zweien überlaſſe."

Er forderte ein Schreibzeug. Als ihm ſolches von der Baronin gebracht wurde, ſchrieb er auf das leere Blatt vor dem Titel:

Liſetten und Suſannen,
ſeinen beiden Krankenwärterinnen
gewidmet
von dem Verfaſſer.

Während dieſes Alles vorfiel, begann der Tag zu dämmern. Legouvé's alter Diener und die Wirthin traten in das Zimmer, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Der ſanfte Schlaf und die Scene mit den vermeintlichen Nichten der Wirthin hatten ihn ſehr aufgeheitert. Die vorgebliche Tante ermahnte jetzt ihre Nichten, nach einer ſolchen Nachtwache nun auch zu ruhen; ſie würden des Schlafs, nach dieſem ungewohnten Geſchäft, gewiß recht nöthig haben. Nach Dankſagungen für die nächtliche Wache von Seiten Legouvé's und für das ſchöne Geſchenk von Seiten der hübſchen Wärterinnen, und wechſelſeitigen Verſicherungen, daß man ſich einer ſo angenehmen Bekanntſchaft immer mit lebhaftem Vergnügen erinnern werde, gingen die beiden Schweſtern in ihr Zimmer, wo ſie ihre gewöhnlichen Kleidungsſtücke zurückgelaſſen hatten. Ihr Kutſcher erhielt Befehl, anzuſpannen, ſie kleideten ſich wieder um, bezahlten der Wirthin reichlich, und machten ihr noch ſtrenge Verſchwiegenheit zur Pflicht. Sie ſtiegen in den Wagen und ſetzten die Reiſe fort.

Um zehn Uhr trafen ſie an dem Ort ihrer Beſtimmung ein, und fuhren bei Legouvé's Freund vor, wo man ſie ſchon den Abend zuvor erwartet hatte. Sie entſchuldigten ſich wegen dieſer Verſpätung damit, daß ſie durch unvorherzuſehende Abhaltungen verhindert worden, früher, als in der Nacht von dem Landgute der Baronin abzureiſen, und ſchoben den leichten Anflug der Ermattung, veranlaßt durch die Nachtwache, auf die Beſchwerlichkeiten der Reiſe.

Der Arzt ſtellte ſich verſprochenermaßen wieder bei ſeinem Patienten ein, und erklärte, daß der Fieberanfall gänzlich gehoben ſey. Er ſchrieb dies lediglich ſeinem kühlenden Trank zu, obgleich die beiden liebenswürdigen Damen, und die Art, wie ſie ſich gegen ihn benommen, mehr zu ſeiner Beſſerung beigetragen hatten, als eine halbe Apotheke. Kaum hatte der Arzt, der ſehr uneigennützig alle Belohnung für ſeine ſorgfältigen Bemühungen ablehnte, ſich wieder entfernt, ſo hatte Legouvé keine Ruh' und Raſt mehr in dem Gaſthofe. Er brannte vor Ungeduld, ſeinen ſeit mehreren Jahren von ihm getrennt geweſenen Jugendgeſpielen wieder zu ſehen. Seine Ankunft bei ihm war durch dieſe Krankheit ſchon verſpätet worden, und in der Vorausſetzung, daß ſein Ausbleiben ſeinen Freund ſehr beunruhigen würde, wollte er ihn je eher deſto lieber aus dieſer Ungewißheit reißen. Er ließ alſo Poſtpferde beſtellen, und ermahnte ſeinen Bedienten, ſich zu fördern.

Der Wagen ſtand bereit, der Poſtillon verkündete ſeine Ankunft; Legouvé bezahlte der Wirthin ſeine Rechnung, und nachdem er ſich für ihre Theilnahme bei ſeiner Unpäßlichkeit bedankt hatte, ſagte er zu ihr:

„Empfehlen Sie mich auch noch beſtens Ihren „beiden allerliebſten Nichten. Sagen Sie ihnen in

„meinem Namen, daß ich ſie und ihre Pflege nie
„vergeſſen werde.“

Sie ſchlafen jetzt ein wenig, verſetzte die Wirthin, ſonſt würd' ich ſie rufen, um ſelbſt Abſchied von Ihnen zu nehmen. Sie können ſich aber darauf verlaſſen, daß ich Alles gehörig beſtellen werde. Daß ſie jetzt noch in den Federn liegen, kann man ihnen nicht verdenken, ſolche junge Dinger ſind das Nachtwachen noch nicht gewohnt. — Wenn Sie's aber wünſchen, ſo will ich ſie wecken.

„Bei Leibe nicht!“ rief Legouvé gutmüthig aus; „ich würd' es mir nie verzeihen, wenn man
„ſie meinetwegen in ihrer Ruhe ſtörte. Sagen Sie
„ihnen nur, daß ich ihnen alles erſinnliche Glück
„wünſche, daß mir ihre niedlichen Geſichter, der ſüße
„Ton ihrer Stimmen nie aus dem Gedächtniß ſchwin-
„den werden. So lang' ich lebe, werd' ich mich der
„Scene erinnern, wo ſie, glaubend ich ſchliefe feſt,
„neben meinem Bette ſaßen, in einem meiner Bü-
„cher laſen, und mich, ohne daß ſie es ahneten, durch
„ihr abſichtloſes Lob ſo angenehm überraſchten. Wenn
„es allen Reiſenden bei Ihnen ſo gut geht, wie mir,
„ſo wird Ihr Gaſthof bald in großen Ruf kom-
„men.“

Bei dieſen Worten drückte er der Wirthin, die nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken konnte, dankbar die Hand, ſtieg in die Poſtchaiſe, und nach

Verlauf von drei Stunden befand er ſich in den Armen ſeines Freundes, der ſeiner ſchon mit Ungeduld und Beſorgniß geharrt hatte.

Sein Freund wies ihm ein Zimmer an, die freundliche Gattin deſſelben ſorgte für Erfriſchungen, und man bat den Dichter, ſich ohne Zwang von den Strapazen der Reiſe zu erholen, demnächſt aber einer Geſellſchaft von Herren und Damen das Vergnügen ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft zu verſchaffen.

Wie hätte er eine ſolche freundliche und ſchmeichelhafte Bitte ablehnen ſollen? Er ruhete ein Stündchen auf den Polſtern eines Divans, wechſelte die Kleider, und um zwei Uhr führte ihn ſein Freund in ein Zimmer, in welchem mehrere Perſonen aus der Stadt und der Nachbarſchaft bereits zu einem Diné verſammelt waren, das des Dichters Freund zur Feier ſeiner Ankunft veranſtaltet hatte.

Legouvé hatte das Wiederſehn ſeines Jugendgeſpielen ſehr heiter geſtimmt. Viele Scenen der goldenen Blüthenzeit des Lebens rief ſeine Phantaſie lebendiger in ſein Gedächtniß zurück, und die ſüßen Erinnerungen an eine unbefangene Vergangenheit warfen einen lieblichen Roſenſchimmer auf ſeine bleichen Wangen. Man iſt überdies ſehr geneigt, ſich von der liebenswürdigſten Seite zu zeigen, wenn man an einen Ort kommt, wo der gute Ruf eine günſtige Aufnahme vorbereitet hat, man wünſcht, dieſem möglichſt zu entſprechen.

Beim Eintritt in die zahlreiche Geſellſchaft von Herren und Damen begrüßte Legouvé alle Anweſende ohne Unterſchied mit dem Anſtande eines Mannes von Welt; als er aber die Baronin und ihre Schweſter gewahr wurde, ſtutzte er und blieb unbeweglich ſtehen. Beide hatten eine ſehr ſorgfältige Toilette gemacht; ſie waren ſehr reich, aber dabei ſehr geſchmackvoll gekleidet, und nicht das Mindeſte hatte die entfernteſte Aehnlichkeit mit der Mummerei des geſtrigen Tages. Beide ſtellten ſich, als wenn ſie ihn zum erſtenmale ſähen.

Legouvé wollte die Damen anreden, die Worte erſtarben ihm auf den Lippen; er wollte ſich ihnen nähern, aber er blieb wie angewurzelt ſtehen. Jedem Anweſenden fiel dieſe plötzliche Verwandlung, dies Staunen auf. Keiner konnte es ſich erklären. Die beiden Schweſtern zeigten ihrer Seits das größte Befremden, und die Baronin fragte ihn endlich:

Verzeihen Sie, mein Herr! warum erſchrecken Sie ſo bei unſerm Anblick? —

„Meine Gnädige,“ ſtammelte Legouvé, „ich „weiß nicht, was ich darauf antworten ſoll. — Die „Geſtalt, der Wuchs, die Mienen, der ganze Umriß „des Geſichts, vorzüglich aber dieſe Stimme — ſolche „auffallende Aehnlichkeit! — Es iſt kaum möglich, „daß die Natur dies Alles doppelt hervorgebracht haben ſollte.“

Die Baronin und ihre Schweſter, um allen

Verdacht zu entfernen, fingen zu lachen an, dann ſagte aber die Jüngſte mit Ernſt:

Mein Herr! wir verſtehen Sie nicht!

Legouvé beſorgte, daß ſein ſonderbares Benehmen die Damen beleidigt hätte, ſuchte ſich zu faſſen, und ſagte:

„Sie ſowohl, als alle Anweſende werden mein „auffallendes Erſtaunen entſchuldigen, wenn ich den „Grund davon offenherzig erzähle."

Er theilte der Geſellſchaft nun das ganze Abenteuer der vorigen Nacht im Dorfe Eſtreez mit.

„Wäre es nur eine bloße Aehnlichkeit Einer die„ſer beiden Damen mit Einer der Nichten meiner „Wirthin im geſtrigen Nachtquartier," ſchloß er, „ſo würd' ich's auf die Rechnung eines Zufalls „ſchreiben; aber zwei — das ſcheint mehr als Zufall „zu ſeyn; und welche Aehnlichkeit, ſelbſt bis auf die „kleinſten Züge! — Iſt es mir daher zu verargen, „wenn ich noch immer der Meinung bin, in dieſen „beiden Damen —"

Sie vergeſſen nur eine kleine Schwierigkeit, unterbrach ihn die Frau vom Hauſe, meine beiden Freundinnen ſind erſt ſpät in der Nacht von ihrem Wohnſitz abgereiſ't; ſie können daher nicht geſtern und in der nämlichen Nacht mit Ihnen in Einem Gaſthofe geweſen ſeyn. —

„Ich bitte tauſendmal um Verzeihung!" rief Legouvé aus, „ich ſehe wohl, daß ich mich geirrt

„habe. Die Schuld liegt lediglich in meiner zu lebhaften
„Einbildungskraft; ſie ſpiegelt mir meine beiden
„wunderſchönen Wärterinnen immer noch vor.
„Ich ſehe, ich höre ſie immer noch, und bilde mir
„daher ein, ſie wieder zu finden. Es iſt eine ausgemachte
„Wahrheit, was einen Eindruck auf das Herz
„gemacht hat, haftet faſt unauslöſchlich im Gedächtniß.“

Es iſt angerichtet! ſagte der Wirth vom Hauſe, iſt es gefällig? und unterbrach auf dieſe Weiſe ein Geſpräch, das Legouvé gern ſchon abgebrochen hätte, wenn es, ohne Verletzung des Anſtandes, thunlich geweſen wäre.

Der Dichter wußte es ſehr gut, daß es die Regeln der feinen Lebensart vorſchrieben, bei einem Feſte, das ihm zu Ehren angeordnet war, der Wirthin ſeinen Arm zu bieten und ſie zur Tafel zu führen. Aber er vergaß in dieſem Augenblick jene Vorſchrift vielleicht abſichtlich, und bot ſich der Baronin und ihrer Schweſter zum Führer an. Sie lehnten dies nicht ab; er faßte ſie nun noch genauer in's Auge, und fand dadurch eine Entſchuldigung für ſein erſtes Erſtaunen. Er erhielt ſeinen Platz an der Tafel zwiſchen der Gattin ſeines Jugendfreundes und der Baronin.

Die erſte ſtumme Befangenheit, womit gewöhnlich zahlreiche Diné's und Soupé's beginnen, verlor ſich bald nach den erſten Gängen, und nachdem man einige Gläſer Wein geleert hatte. Die Unterhaltung wurde lebhaft, es herrſchte Frohſinn; Witz und muntre Laune würzten das Mahl. Die beiden Damen, um ſich in einen undurchdringlichen Schleier zu hüllen, boten Alles auf, ſich von einer Seite zu zeigen, die Legouvé noch nicht kannte. Ihre Unterhaltung verrieth Geiſt, blendenden Witz und eine ſeltene Beleſenheit. Legouvé, darüber erſtaunt, machte ſich ſchon Vorwürfe, wie er ſo geiſtreiche Frauen für ſeine beiden Wärterinnen habe halten können, und als man vom Tiſche aufſtand, ſagte er ihnen darüber noch viele aufrichtig gemeinte Entſchuldigungen.

„So täuſcht die Einbildungskraft die Augen über „das, was man ſieht,“ rief er aus, „die Ohren „über das, was man hört, und verleitet unſere „Sinne zu auffallenden Mißgriffen.“

Gegen Abend fanden ſich noch mehrere Gäſte ein. Die Neugier trieb ſie in das Haus von Legouvé's Freund, um den Dichter kennen zu lernen. Legouvé, immer nur mit den beiden Damen beſchäftigt, verwandte faſt kein Auge von ihnen, und beantwortete vielfältig die Artigkeiten, die man ihm ſagte, nur halb und zerſtreut.

Abſichtlich wurde endlich ein Pfänderſpiel in Vorſchlag gebracht, um auf eine nicht auffallende Art Legouvé dahin zu bewegen, einige Stellen aus ſeinen Gedichten zu deklamiren.

Als die Reihe der Auslöſung eines Pfandes an ihn kam, erkannte man ihm die Verpflichtung zu, etwas von ſeinen Verſen zu recitiren. Die Damen baten einſtimmig:

O, eine Stelle aus Ihrem Gedichte, le Mérite des Femmes.

„Mit dem größten Vergnügen würd' ich einer „ſo ſchmeichelhaften Aufforderung Genüge leiſten,“ ſagte Legouvé beſcheiden erröthend, „aber ich hab' „ein ſo ſchwaches Gedächtniß nach meiner letzten „Krankheit, daß ich nicht im Stande bin, mir zehn „Zeilen daraus zu erinnern. Hätt' ich ein Exemplar „des Gedichts, ſo würde ich mich gewiß nicht weigern. Ich hatte eins mitgenommen, um es der „liebenswürdigen Gattin meines Jugendfreundes zu „überreichen,“ — er wandte ſich bei dieſen Worten zu der Frau vom Hauſe, — „aber ich hab' es — wie „Sie ſich Alle aus meiner Erzählung erinnern werden, meinen beiden Wärterinnen geſchenkt. — Sie „zürnen mir gewiß nicht, Madame!“ ſagte er zu der Gattin ſeines Freundes, „da ich dadurch eine „Schuld abtrug, worauf die niedlichen Nichten meiner Wirthin ſo vollgültige Anſprüche hatten, und „ich behalte es mir vor, bei Ihnen das Verſäumte „nachzuholen.“

Die Baronin wollte nicht länger mit der Gutmüthigkeit des Myſtificirten ihr muthwilliges Spiel treiben, ſie unterbrach ihn alſo mit den Worten:

Es giebt ein Mittel, wodurch wir uns den Genuß verſchaffen können, aus dem Munde des Dichters ſelbſt etwas von dem zu hören, was ſchon überall mit dem größten Vergnügen und ungetheiltem Beifall geleſen worden iſt. Das Gedicht: Frauenwerth, iſt eines meiner Lieblingsbücher, ich nehm' es immer mit auf meinen Reiſen; — ich kann es Ihnen holen.

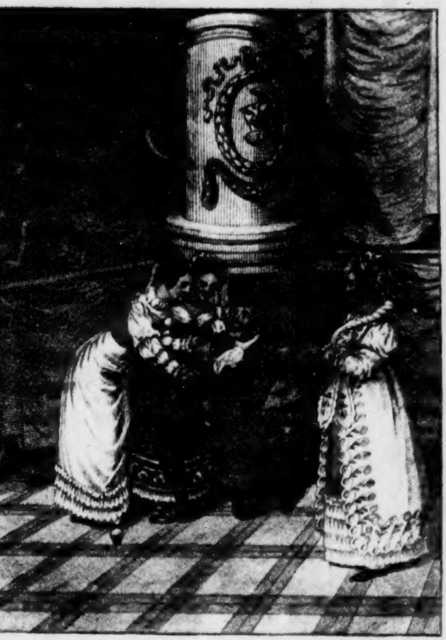
„O, das thun Sie doch!“ riefen viele der Anweſenden zu gleicher Zeit.

Die Baronin entfernte ſich auf einige Augenblicke, und kam mit einem Buche zurück, deſſen Einband Legouvé beim erſten Blick auffiel.

Sie reichte es ihm unbefangen dar; er nahm es aus ihrer Hand mit ſichtbarer Verlegenheit, und als er es aufſchlug, auf dem leeren Blatte vor dem Titel die Worte von ſeiner Hand ſah, die er in ſein verſchenktes Exemplar im Wirthshauſe zu Eſtreez eingeſchrieben hatte, rief er mit einer freudigen Ueberraſchung aus: „Was ſeh' ich! ſo habe ich mich „doch nicht geirrt. Ich finde hier Liſette und Suſanne, meine beiden reizenden Wärterinnen wieder!“

Er ſank vor den beiden Damen auf die Knie, ergriff ihre Hände, drückte ſie an ſeine Lippen, und ſagte:

„Eine ſolche gutmüthige Myſtification macht „eine ſeltne Ausnahme von der Regel; ſie läßt bei „dem Getäuſchten, nach Enthüllung des Geheimniſſes,



"
"
"
"
"
"
"

„auf ſein ganzes Leben eine ſelige Erinnerung zurück. Ich ſtand in dem Wahn, ich hätte alle liebenswürdigen Eigenſchaften des ſchönen Geſchlechts, „in jedem Stande und Alter, und unter allen Verhältniſſen des Lebens, geſchildert, aber Sie haben „mich gelehrt, daß mein Gedicht, Frauenwerth, „noch große Lücken hat.“

Lemierre's Pilgerfahrt.

Lemierre theilte das Loos vieler Dichter, er lebte in der größten Dürftigkeit; aber zu ſtolz, ſein Talent dadurch zu entweihen, daß er reichen Glückspilzen unverdienten Weihrauch ſtreute, begnügte er ſich mit dem kärglichen Ehrenſold, den er, als ein noch wenig bekannter Schriftſteller, von Buchhändlern erhielt, die immer über Mangel an Abſatz klagten, und verſicherten, daß ſie bei jedem Verlagsartikel Schaden hätten, aber doch nicht aufhörten, neue Schriften drucken zu laſſen.

Seinen Vater hatte er längſt verloren; ſeine Mutter lebte in der größten Dürftigkeit, da manche Unglücksfälle ſie um das Wenige gebracht hatten, was ihr nach dem Tode ihres Gatten übrig geblieben war. Jetzt ihre einzige Stütze, bot er alles auf, was in ſeinen Kräften ſtand, ihr durch ſeine Unterſtützung Beweiſe ſeiner kindlichen Liebe und Dankbarkeit zu geben. Er lebte daher in Paris in der größten Eingezogenheit, und beſchränkte ſich auf die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens, um mit dem, was er ſich ſelbſt abdarbte, einer geliebten Mutter Beiſtand zu leiſten. Er verdiente damals höchſtens 1200 Franken jährlich; ſeine tägliche Ausgabe für ſich ſelbſt überſtieg nie die Summe von 25 Sous.

Lemierre's Mutter, hoch in den Funfzigen, wohnte, vier kleine Stunden von Paris entfernt, in einem Dörfchen, Villiers-le-Bel, nicht weit von Ecouen, in einer dürftigen Hütte, denn dort waren Miethe und Lebensbedürfniſſe, gegen das theure Paris, ſehr wohlfeil; und der Sohn gab ihr von ſeinem Erwerb alles, was er ſich abdarben konnte, und ſorgte dafür, daß ſie nicht Noth leiden durfte.

Am erſten Tage jedes Monats pflegte er regelmäßig ſie in ihrer Abgeſchiedenheit zu beſuchen und ihr das zu ihrem Lebensunterhalt erforderliche Geld, ungefähr 60 Franken, zu bringen, wozu ſie noch etwas mit weiblichen Handarbeiten zu verdienen ſuchte.

Nur mit Mühe konnte Lemierre ſeine Mutter dazu bewegen, dieſe Unterſtützung von ihm anzunehmen, und ſie entſchloß ſich nur dazu, weil er ihr vorſpiegelte, daß er weit mehr verdiene, als wirklich der Fall war. Sie ſchränkte ſich möglichſt ein, lebte in der kleinen Wohnung, die ſie inne hatte, ohne eine Dienſtbotin, und beſorgte alle Geſchäfte ihres kleinen Hausweſens allein. Nur an dem Tage, wo ihr Sohn ſich bei ihr einfand, machte ſie eine Ausnahme in Anſehung ihrer frugalen Lebensweiſe, um dieſen mit irgend einem Leibgericht zu bewirthen und zu erquicken, denn er fehlte nie an den beſtimmten Tagen zu jeder Jahreszeit, es mochte noch ſo kalt, noch ſo heiß ſeyn, und immer machte er den Weg von zwei Stunden zu Fuße, um die kleine Ausgabe für einen Sitz in dem Poſtwagen von St. Denis zu erſparen, damit der Mutter an der monatlichen Unterſtützungsſumme auch kein Sous fehlen möge.

Dieſe Beſuche waren für Beide wahre Feſttage. Lemierre blieb den ganzen Tag über bei ſeiner Mutter. Er begoß die Blumen und Pflanzen in ihrem Garten, jätete Unkraut aus, grub ein Stückchen Land um, oder er ſpaltete ihr Holz für den Heerd und den Ofen. Der Abend verſchwand Beiden, ohne die Dazwiſchenkunft eines läſtigen Dritten, in traulichen Geſprächen, und Lemierre war bei dem ſpärlichen Abendeſſen gewöhnlich in einer ſo heitern Stimmung, wie nie an der reich beſetzten Tafel ſeiner Gönner in Paris. Nach einem ſanften nächtlichen Schlaf trennte er ſich am folgenden Morgen wieder von der Mutter, und pilgerte nach Paris zurück, neu begeiſtert zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, für deren Ertrag er den Abend des Lebens derjenigen zu erheitern ſtrebte, der er ſein Daſeyn verdankte.

So waren mehrere Jahre verfloſſen. Die Mutter wurde älter, ſchwächer, und bedurfte größerer Pflege. Tag und Nacht beſchäftigte ſich Lemierre mit dieſem Gedanken, und er ſann auf Mittel, wie er ſich und ſeine Mutter von dieſer Sorge befreien könnte. Der Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten blieb ſich im Durchſchnitt ziemlich gleich; er mußte alſo einen andern Weg einſchlagen. Er bewarb ſich daher um ausgeſetzte Preiſe von Akademien und gelehrten Geſellſchaften, und trug auch von der franzöſiſchen Akademie, bei Einreichung der beiden Gedichte: Das Reich der Mode, und über den Handel, die ausgeſetzten Preiſe davon.

Freudig über dies glückliche und für ihn ehrenvolle Ereigniß, machte er ſich ſchon bei dem erſten Schimmer der Morgenröthe auf den Weg nach Villiers-le-Bel, und er hatte ſeine Schritte diesmal ſo beflügelt, daß er ſchon nach Verlauf von drei Stunden dort eintraf. Es war im Auguſt, und außerordentlich heiß.

Als er zwiſchen Pierrefitte und Sarcelles ſich befand, und unter den brennenden Strahlen der Sonne, mit Schweiß bedeckt, vorwärts ſchritt, begegnete er den Dichtern Barthe und Rivarol, die in einem eleganten Wagen vom Schloſſe Ecouen zurückkamen.

Sie ließen anhalten, riefen Lemierre einen freundlichen Gruß zu, wünſchten ihm Glück über den Sieg, den er über ſeine Mitbewerber davon getragen, und den doppelten Preis, der ihm zu Theil geworden war, und fragten ihn dann: warum er in dieſer Hitze ſo allein und ſo weit von Paris zu Fuße wandere?

„Das iſt ſo meine Art,“ verſetzte Lemierre. „Ich habe das Gelübde gethan, jeden Monat ein„mal eine ſolche Pilgerfahrt zu machen. Ich gehe zu

„einem Frauenzimmer, das mir über Alles lieb und „werth iſt, und ich habe Eile.“ —

O, ich verſtehe ſchon, ſagte Barthe, ein großer Freund von verliebten Abenteuern, er will einem hübſchen Mädchen ſeine neuen Lorbeerkränze zu Füßen legen.

„Aber,“ unterbrach Rivarol dieſe Aeußerung ſarkaſtiſch, „die Lorbeern der Akademie ſind zuweilen ſehr drückend, und ich fürchte, Sie werden bei Ihrer Schönen ziemlich müde und matt eintreffen.“

Der Meinung bin ich auch, äußerte Barthe, und Sie ſollten wenigſtens bis St. Denis ſich eines Wagens bedienen.

„Nein!“ antwortete Lemierre treuherzig, „da „käme ſie um funfzehn Sous,“ und entfernte ſich.

Funfzehn Sous? fragte Rivarol befremdet, das erweckt bei mir keine hohe Begriffe von ſeiner Liebſchaft.

„Ich wollte wohl wetten,“ meinte Barthe, „daß es irgend eine kleine hübſche Bauerndirne iſt, die dem Stoiker das Herz verwundet hat. — Er hat Talente, das iſt nicht zu leugnen, aber er iſt viel zu tuckmäuſerig und zieht ſich von allen muntern Geſellſchaften zurück.“

Ja, ſetzte Rivarol hinzu, es iſt Schade, daß er ſich ſelbſt mit Mohn kränzt, da können ihm alle Lorbeerkränze wenig nützen. Er macht Langeweile, kommt zu nichts, und muß ſein Leben lang zu Fuße gehn.

Während dieſe beiden Lebemänner unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen ihre Reiſe fortſetzten, eilte Lemierre zu ſeiner Mutter.

Mit kindlicher Freude machte er ihr ſein Glück bekannt, und ſetzte hinzu:

„Dieſe Auszeichnung iſt mir um ſo erfreulicher, „als ſie mich in den Stand ſetzt, einen Plan auszuführen, den ich ſchon lange im Stillen gehegt „habe. Ich kann Ihnen jetzt monatlich noch einmal „ſo viel anbieten, als Sie zeither von mir empfangen haben. — Aber ich bitte Sie auch, nun einen „weiblichen Dienſtboten zu nehmen, damit Sie der „in Ihrem Alter nöthigen Pflege nicht länger entbehren."

Die Mutter machte dagegen Einwendungen, und erwiederte:

Lieber Sohn! das Glück, das man in der literariſchen Welt macht, iſt ſehr wandelbar. Man gewinnt durch ein gelungenes, mit Beifall aufgenommenes Werk wohl einmal etwas Beträchtliches, aber auf eine ſolche Einnahme kann man nicht fortdauernd rechnen, und oft werden Zeit, Mühe und Anſtrengung nicht vergolten.

„Ich will dies nicht in Abrede ſtellen," erwiederte Lemierre, „aber vergönnen Sie mir wenigſtens, daß ich über das, was mir das Schickſal ſo „günſtig zukommen ließ, nach den Eingebungen meines Herzens ſchalte und walte, bis mir ein ſolcher

„Unfall zuſtößt. Sie müſſen, ſo viel als möglich, „wieder in jene behagliche Lage verſetzt werden, die „Sie ſo lange entbehrt, und die Ihnen mehrere un„verſchuldete Unglücksfälle geraubt haben. Nichts iſt „billiger, als daß Sie von dem Boden, in den Sie „den Samen für künftige Früchte mit liebevoller „Hand geſtreut, die Erſtlinge ernten.“

Vor der Mutter niederknieend, legte er in ihren Schooß fünf Louisd'or, überließ ihr, davon nach Gefallen Gebrauch zu machen, mit der Verſicherung, daß ſie monatlich eben ſo viel von ihm erhalten werde.

Eine ſolche kindliche Liebe ſollte nicht unbelohnt bleiben. Lemierre bekam für zwei Gedichte wieder die akademiſchen Preiſe *), und ſeine Tragödien: Hypermneſtra und die Malabariſche Witwe wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; er konnte dadurch hinfort nicht nur ſeiner Mutter monatlich die fünf Louisd'or einhändigen, ſondern ihr auch das Häuschen kaufen, in welchem ſie bisher zur Miethe gewohnt hatte. Er ließ es ausbeſſern und verſchönern, auch der kleine Garten erhielt eine freundlichere Geſtalt, und die gute Matrone war nun geſichert, die wenigen Tage ihres Lebens ohne Nahrungsſorgen in dieſem ſtillen Aſyl ſchwinden zu ſehen, zu dem ihr Sohn regelmäßig ſeine monatliche Pilgerfahrt machte.

Er ſelbſt richtete ſich zwar in Paris auf einen

---

*) Les Fastes und das Gedicht über die Malerei.

anſtändigern Fuß ein, weil er nun oft Beſuche von vornehmen Perſonen erhielt, die theils einen ſo beliebten Dichter perſönlich kennen, theils ſein Talent in Anſpruch nehmen wollten; aber er vermied doch fortwährend alle Zerſtreuungen, die Paris in ſo reichem Maße Müßiggängern und Vergnügungsſüchtigen beut, um ſo viel für ſeine Mutter zu erübrigen, damit ſie ſich dafür eine beträchtlichere ländliche Beſitzung kaufen, und mittelſt des Pachts derſelben, falls er vor ihr ſterben ſollte, an ihrem jetzigen Einkommen nichts einbüßen möge.

Als er einſt wieder, wie gewöhnlich, im Herbſt nach Villiers-le-Bel pilgerte, überfiel ihn ein heftiger Platzregen. Unterwegs begegnete er diesmal auf der Landſtraße nach St. Denys dem Dichter Barthe, der allein in einem eleganten Einſpänner nach dem Schloſſe Écouen fuhr, wo ſich damals vielfältig die feine Welt von Paris verſammelte.

Barthe hielt ſein Pferd an und rief Lemierre zu:

Wie, ſo treff' ich Sie hier wieder! Immer noch zu Fuß und in einem ſolchen abſcheulichen Wetter?

„O, ich habe mich daran gewöhnt, Wind und Wetter in allen Jahreszeiten zu ertragen," verſetzte Lemierre.

Wie Sie triefen! wie Sie beſchmutzt ſind! Das ſchickt ſich zur Noth für einen armen ausgepfiffenen Theaterdichter, aber nicht für Sie, den die Muſe der Schauſpielkunſt ſo reich mit Lorbeern gekrönt hat.

„Der Regen ſchadet ihnen nichts," meinte Lemierre lachend.

Aber wo geht die Reiſe hin?

„Nach meinem kleinen Häuschen in Villiers-le-Bel."

Ich fahre nach dem Schloſſe Ecouen, es iſt nur einen Katzenſprung davon. — Steigen Sie doch zu mir in meinen Wagen. Sie müſſen mich aber recht verſtehen, wenn ich meinen Wagen ſage, ſo mein' ich damit den der Herzogin von D . . ., die ihn mir für heute geliehen hat.

„Ich danke verbindlichſt. Ich mache dieſen Weg „immer zu Fuß."

Ich merke, wohin der Weg geht. Es iſt eine Liebeswallfahrt. Ihre Liebe muß von ſehr derber Conſtitution ſeyn, daß ſie ſolche Strapazen überſtehen kann.

„Ich habe mir das einmal gelobt, und ich werd' „es halten. Meine Zuneigung iſt ſo dauerhaft, daß „ſie ſich nur mit meinem Leben enden wird."

Gefangen! Gefangen! ſtrenger Sittenrichter! rief Barthe aus, der Weiberhaſſer hat doch auch Amors Pfeilen erliegen müſſen. — Ich wünſche Glück dazu! — Auf Ehre, das iſt mir herzlich lieb! — Aber, beſinnen Sie ſich nicht länger, kommen Sie zu mir in den Wagen; ich bringe Sie nach Villiers-le-Bel. Sie beſuchen Ihre Schöne auf ein paar Minuten im Fluge, laſſen ſich von ihr die Kleider trocknen, machen ein wenig Ihre Toilette, und ich nehme Sie mit nach Ecouen, wo man Sie gewiß mit offnen Armen empfangen, und Alles aufbieten wird, um einem ſo beliebten Dichter zu zeigen, daß man Talente zu ſchätzen weiß.

„Sehr verbunden! Ich liebe ſolche vornehme Geſellſchaften und ſolche Lobhudeleien nicht.“

Nun, wer es nicht beſſer haben will, dem iſt nicht zu helfen! ſagte Barthe verdrießlich. Leben Sie wohl, und folgen Sie dem unwiderſtehlichen Zug Ihrer Liebe.

„Und Sie dem unwiderſtehlichen Durſt nach geräuſchvollem Vergnügen.“

Barthe jagte davon, und Lemierre lächelte über das Mißverſtändniß, in welchem ſein Freund ihn verlaſſen hatte. Wind und Regen trotzend, traf er bei ſeiner Mutter ein, durchnäßt bis auf die Haut, und mit zärtlicher Sorgfalt war ſie bemüht, den nachtheiligen Folgen einer Erkältung vorzubeugen.

Die Witwe Lemierre hatte, nach dem Wunſche ihres Sohnes, eine arme Witwe zu ſich genommen, die ihr zur Hand ging; munter und berührig, beſaß ſie alle die Eigenſchaften, die zu einem ſolchen Dienſt erforderlich ſind.

Lemierre überlieferte ſeiner Mutter etwa hundert Louisd'or, den Ertrag der acht letzten Vorſtellungen ſeiner neueſten Tragödie. Die Mutter konnte jetzt damit den ganzen Reſt der Schuld auf das Grundſtück tilgen, das ſie im Namen ihres Sohnes erkauft hatte. Mit groſser Freude legte ſie dieſes Geld zu dem kleinen Schatz, den ſie zu dieſem Behuf nach und nach geſammelt hatte, und am folgenden Morgen wollte ſie damit zu dem Notar des Bezirks gehen, der eine halbe Meile von Villiers-le-Bel wohnhaft war.

Der Regen hatte ſich gelegt. Die Sonne trat in ihrem vollen Glanze hervor, es wurde das ſchönſte Wetter, und bald der durchnäßte Boden wieder trocken. Lemieyre beſchäftigte ſich den Tag über, in dem Garten Früchte zu pflücken, und ſie für ſeine Mutter in Körbe zu ſammeln, was hin und wieder beſchädigt war, auszubeſſern, und ein Miſtbeet für den kommenden Winter vollenden zu laſſen.

Darüber war es dunkel geworden. Lemierre kehrte zu ſeiner Mutter zurück; müde von der Wanderſchaft und den Arbeiten im Garten, freuete er ſich doppelt auf die ruhigen Abendſtunden, die er ungeſtört mit der geliebten Mutter zubringen würde.

Alle Schwierigkeiten bei dem Ankauf des Grundſtücks waren jetzt beſeitigt. Die Unterhaltung drehte ſich um dieſen für Beide gleich wichtigen Gegenſtand während des einfachen Abendeſſens, und auch nachher wurden für die Zukunft ſchöne Feenſchlöſſer in die Luft gebaut.

Darüber war es ſo ſpät geworden, daß die Dorfuhr zehn ſchlug, und da die Witwe merkte, daß ihr

Sohn Müdigkeit verrieth, ſo wünſchte ſie ihm eine gute Nacht und ging in ihr Schlafſtübchen.

Noch hatte ſie den Rücken nicht gewandt, als man das Raſſeln eines Wagens vernahm, der vorfuhr, und dann wurde an die Thüre heftig gepocht.

Barthe war es; er war in der Finſterniß von dem Schloſſe Ecouen nach Villiers-le-Bel gefahren, und hatte dort bald Lemierre's kleines Haus ausgekundſchaftet.

Als die alte Aufwärterin ihm die Thüre öffnete, glaubte er, es ſey eine von jenen argusäugigen Keuſchheitswächterinnen, die Mißtrauen und Eiferſucht der Jugend und Schönheit beizugeſellen pflegen, um den Sold der Minne nicht mit Andern theilen zu müſſen.

„Der ſtrenge Moraliſt iſt auch, wie Othello, eiferſüchtig bei ſeiner Desdemona,“ ſagte Barthe zu ſich ſelbſt, als er weiter ging, „mein Beſuch wird ihm, bei meiner Lebensweiſe, keinen kleinen Schreck machen.“

Er ging bis vor die Thüre eines geräumigen Zimmers, immer von der Alten geführt, vor Neugier brennend, die Schöne zu ſehen, der das Gelübde ſo vieler mühſeligen Pilgerfahrten galt.

Er trat ein, und ſtand plötzlich vor einer Matrone von mehr als ſechzig Jahren, deren altfränkiſcher Anzug keineswegs ſeinen Erwartungen entſprach.

Lemierre'n konnte Barthe's Erſtaunen nicht entgehen, und er vermehrte es noch dadurch, daß er ſich an den Verlegnen mit den Worten wandte:

„Das iſt das Frauenzimmer, das mich alle Mo„nat mit magiſcher Gewalt nach dieſem Dorfe zieht.“

Die da? rief Barthe, der ſeinen Augen kaum traute, heftig aus.

„Ja,“ fuhr Lemierre fort, „es iſt meine — „Mutter.“

Das iſt etwas anderes, ſtammelte Barthe erröthend, verneigte ſich ehrerbietig vor der Matrone, doch, ſeinen Irrthum erkennend, konnte er, bei ſeinem Leichtſinn, ein lautes Lachen über ein ſolches Mißverſtändniß nicht unterdrücken.

Das iſt ſpaßhaft, rief er aus; aber, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, wiſſen Sie wohl, weshalb ich noch ſo ſpät Sie hier aufſuche? — Mir iſt ein verdammter Streich widerfahren, und ich nehme Ihre Freundſchaft in Anſpruch. Ich habe mich unkluger Weiſe in das vermaledeite Hazardſpiel, trente et quarante, eingelaſſen; ich habe nicht bloß all' mein baares Geld, was ich in der Taſche hatte, verloren, ſondern auch noch fünfzig Louisd'or auf mein Ehrenwort. — Dieſe müſſen Sie mir leihen, lieber Lemierre.

Lemierre ſchwieg.

Mein Gläubiger, fuhr Barthe fort, iſt ein Legationsſekretär, der morgen abreiſt. Es iſt unmöglich, daß ich die Zahlung nur einen Tag verſchiebe.

Ich wandte mich zwar an mehrere Perſonen von Stande, denen ich genau bekannt bin, und bat ſie, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, aber ſie haben in der Regel ſelbſt kein Geld. Ein paar Finanziers waren zwar damit reichlich verſehen, ſie verlangten jedoch dreifache Sicherheit und überdies noch anſehnliche Zinſen. Sie ſind alſo der Einzige, liebſter, beſter Freund! der mich aus dieſer kritiſchen Lage retten kann, wo meine Ehre auf dem Spiele ſteht. Da Sie Melpomene noch kürzlich ſo großmüthig bedacht hat, ſo leidet es keinen Zweifel, daß Sie mir dies Geld vorſchießen können. — Nach zwei Monaten werd' ich es gewiß bei Heller und Pfennig dankbar wieder erſtatten.

„Recht gern!“ verſetzte jetzt Lemierre. „Hätten Sie ſich doch gleich an mich gewandt, ſo würden Sie ſich die Unannehmlichkeit erſpart haben, ſo viele abſchlägige Antworten zu erhalten. Ich ſehe Ihre Bitte als einen Beweis Ihres Zutrauens und Ihrer Freundſchaft an, und das Geld ſteht Ihnen zu Dienſten.“

Er bat nun ſeine Mutter, aus ihrem kleinen Schatz die funfzig Louisd'or an Barthe zu geben. Sie that dies zwar, aber eben nicht mit freudigem Herzen, weil dadurch ihr Plan ſcheiterte, morgen das begonnene Geſchäft wegen Ankauf des Grundſtücks gänzlich abzumachen.

Barthe entfernte ſich nach Empfang des Geldes eiligſt, nachdem er zuvor ſeinem Freunde noch vielfach für ſeinen Freundſchaftsdienſt gedankt und ſich bei der Witwe über ſein ſonderbares Benehmen, veranlaßt durch ein Mißverſtändniß, ſehr fein entſchuldigt hatte.

„Es iſt mir lieb," ſagte Lemierre zu ſeiner Mutter, als Beide wieder allein waren, „daß ich auf „dieſe Weiſe einem jungen ſchönen Geiſt habe nützlich „werden können, den ſein Glück in der Welt gegen „das ſtille Verdienſt blind gemacht hat, das nicht „nach dieſem leeren Schimmer geizt. Er hat oft „ſeine ſpitzen Pfeile des Spottes auf mich abgeſchoſſen und mich über meine einfache Lebensweiſe gefoppt; um deſto lieber iſt es mir, daß ich ihm jetzt „habe beweiſen können, wie ſich wahre Freundſchaft „damit am beſten verträgt."

Aber, lieber Sohn! unterbrach ihn die Mutter, biſt Du auch gewiß, daß er Wort halten wird? — Es iſt doch ein ſehr hübſches Sümmchen.

„Darüber können Sie ohne Sorgen ſeyn," antwortete Lemierre; „ich bin gewiß, daß Barthe „ſeine Schuld prompt abträgt. Er iſt leichtſinnig, „ein Sauſewind, kauſtiſch und ein ſatyriſcher Spottvogel, aber er iſt ein Mann von Ehre. Was den „Kauf des Grundſtücks betrifft, ſo darf es damit nicht „bis zur Wiederbezahlung von Barthe's Schuld „anſtehen. Binnen Monatsfriſt muß mir die Aufführung meiner Witwe ſo viel einbringen, daß ich das

„Fehlende erſetzen kann. Ich habe mir nun doch noch „mit den funfzig Louisd'or einen Freund erworben."

Darüber war es faſt Mitternacht geworden. Man begab ſich endlich zur Ruhe, und Lemierre trat am folgenden Morgen zur gewöhnlichen Stunde ſeine Rückreiſe nach Paris wieder an.

Unweit St. Denis begegnete er Barthe in ſeinem geſtrigen Einſpänner. Der Letztere ließ ſogleich Halt machen, und ſprang aus dem Wagen, indem er dem Kutſcher zurief, er möchte nur wieder nach dem Schloſſe Ecouen zurückfahren.

Unmöglich kann ich in dem Wagen bleiben, ſagte er zu Lemierre, wenn Sie, mein Freund, neben ihm hergehen. Ich will Sie begleiten, und mich recht lebendig überzeugen, daß der prächtigſte Wagen eine wahre Armſeligkeit gegen den Arm eines treuen Freundes iſt.

Er faßte nun Lemierre unter den Arm. Beide ſchlenderten gemächlich fort, und unterhielten ſich von den ſtillen Genüſſen einer anſpruchloſen Abgeſchiedenheit von der großen Welt, deren Leere man früher oder ſpäter immer unfreundlich empfindet.

Um dieſe Wahrheit recht anſchaulich zu machen, ſchilderte Jeder ſeine Reiſe.

Geſtern kam ich finſter und mürriſch auf das Schloß, ſagte Barthe, und doch bot ich Alles auf, eine zahlreiche Geſellſchaft von Damen und Herren zu erheitern, zu glänzen und zu gefallen.

„Ich war zwar durchnäßt bis auf's Hemde," ſagte **Lemierre**, „und überall beſchmutzt; aber ſeelenfroh trat ich zu meiner Mutter in's Zimmer, und ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit machten bald, daß ich alle die Unannehmlichkeiten meiner Fußwanderung vergaß."

In dem großen, prächtigen Schloſſe, fuhr **Barthe** fort, fand ich nur die Langeweile der Etikette, Hochmuth, Rangſucht und froſtige Herzen. — So hungrig ich auch war, ſo ging man doch erſt um fünf Uhr des Abends an die Tafel; ich war bei der Menge der Schüſſeln in Verlegenheit, woran ich mich halten ſollte, und ich verlor darüber beinahe die Eßluſt.

„Punkt Ein Uhr hab' ich mit meiner guten Mutter mich zu einem frugalen Mittagbrod an den Tiſch geſetzt; es ſchmeckte mir köſtlich, und was das Beſte war, — nichts war darunter, wodurch man ſich den Magen verderben konnte," entgegnete **Lemierre**.

Ich hatte zur Linken einen klapperdürren Zierbengel, ſagte **Barthe**, der mich durch ſein ununterbrochenes hirnloſes Geſchwätz ganz verwirrt im Kopfe machte; zur Rechten ſaß mir eine alte ſteife Zierpuppe, geſchminkt und ſo mit Moſchus einbalſamirt, daß es mir den Athem benahm.

„Mir zur Rechten," unterbrach ihn **Lemierre**, „hingen ein Paar Käfige mit Vögeln, die durch ihren Geſang mein Ohr ergötzten. Links dufteten ei-

„nige Blumen aus dem Garten meiner Mutter.“

Die ganze Nacht über hab' ich nach witzigen Einfällen gehaſcht, ſeufzte Barthe, aber keiner wollte mir recht glücken.

„Ich habe nach Mitternacht mehrere Stunden „recht ſanft geſchlummert,“ antwortete Lemierre, „und beim Erwachen war ich ſo heitern Geiſtes, daß „ich einige Verſe niederſchrieb, die ich wohl, ohne „Ruhmredigkeit, gelungen nennen kann.“

Endlich, rief Barthe unwillig aus, hab' ich im Spiel mein Geld und ſogar meine Ehre Preis gegeben!

„Und Beides hab' ich glücklicherweiſe erſetzen können!“ erwiederte Lemierre, und indem er ſeinem Begleiter die Hand drückte, ſetzte er hinzu.

„Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich nicht Recht „habe, einem eingezogenen Leben den Vorzug vor „dem Geräuſch der großen Welt zu geben und meinen Pilgerfahrten treu zu bleiben?“

Barthelemy an dem Ufer der Loire

oder

der kurze Verhaft.

Der Abbé Barthelemy, Verfaſſer der ſo geiſtreich geſchriebenen, und bei ihrer erſten Erſcheinung in Frankreich faſt ſo begierig geleſenen Reiſen des jungen Anacharſis durch Griechenland, wie jetzt die Romane von Walter Scott, hatte nicht bloß die Gunſt des Herzogs von Choiſeul genoſſen, als dieſer noch die erſte Miniſterſtelle bekleidete, ſondern er beſaß auch deſſen Freundſchaft und Vertrauen.

Der Herzog fiel in Ungnade. Verlaſſen von all' den Schmeichlern, die ihn früher umkrochen, und von denen am meiſten verunglimpft, die ihn in ſeinem Glanze gelobhudelt hatten, folgte ihm Barthelemy auf ſein Gut Chanteloup, an den Ufern der Loire, nahe bei Amboiſe, und ſuchte dort durch ſeine aufheiternde Unterhaltung dem Miniſter ſeine unfreiwillige Abgeſchiedenheit minder läſtig zu machen.

Barthelemy fand Chanteloup mehr nach ſeinem Geſchmack, als das geräuſchvolle Paris; hier konnte er ſich ungeſtörter ſeinen literariſchen Arbeiten überlaſſen, und die reizende Gegend gewährte ihm mehr Genuß, als die glänzenden Feſte der Eitelkeit, der Schwelgerei und Verſchwendung. Während der

Herzog von Choiſeul ſich mit der Verſchönerung ſeiner Beſitzung beſchäftigte vollendete ſein treuer Freund manches literariſche Werk, wozu er den Plan bereits entworfen, oder welches er bis zur letzten Zeile ausgearbeitet hatte. In dieſer Zeit erſchienen die erſten Theile der Reiſen des jungen Anacharſis.

Jeden Morgen, wenn es Jahreszeit und Witterung erlaubten, machte er einen Spatziergang an den Ufern der Loire. Das Rauſchen des Stroms, der Anblick der von der Natur reich ausgeſtatteten Gegend und die erfriſchende Luft hatten einen wohlthätigen Einfluß auf ſeine Stimmung, und nach einem ſolchen Spatziergang fühlte er ſich immer aufgelegter zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; dahingegen erſchien er ſelten bei dem Herzog, wenn dieſer Geſellſchaft bei ſich hatte, und wenn ſolches geſchah, ſo hatte er ſich ein für allemal die Erlaubniß erwirkt, ſich früher oder ſpäter, nach freiem Willen, entfernen zu dürfen.

Bekanntlich hat Jeder ſein Steckenpferd. Barthelemy hatte dazu das Angeln gewählt, und er konnte ſtundenlang am Waſſer ſitzen und Fiſche fangen. In einem alten abgetragenen grauen Ueberrock, eine ſchwarze Mütze auf dem Kopfe, beſuchte er mit ſeinen Fiſchergeräthſchaften die Ufer der Loire, in der Hand einen Korb, worin ſein einfaches Frühſtück war. Er ſetzte ſich in den Schatten einer Weide oder Pappel, und wenn er, nach langem, eifrigen Angeln, wo er mit einer ſeltenen Geduld ſich nicht von der Stelle rührte, eine beträchtliche Anzahl Fiſche gefangen hatte, war er ſo vergnügt, als wenn er einen großen Gewinn in der Lotterie davon getragen hätte. Oft verweilte er ſo lange bei dieſem Zeitvertreib, bis die Sonne hoch über ſeinem Haupte ſtand und die Mittagszeit herannahte; dann nahm der Fiſcher ſeinen Speiſekorb und ſeine Angelruthen in die eine, und ſein Fiſchernetz in die andere Hand, froh, wenn es recht angefüllt war. Er ſchenkte ſeinen Fang dem erſten beſten Dorfbewohner, dem er begegnete, kehrte auf ſein Zimmer zurück, und fand ſich dann, nachdem er ſich umgekleidet, in dem Geſellſchaftsſaal des Herzogs ein.

Unter den Hausfreunden des Herzogs von Choiſeul befand ſich auch der Intendant Ducluzel; ſein ganzes Benehmen flößte Barthelemy Achtung ein, und er ſuchte ſeine nähere Bekanntſchaft, die bald in vertrauliche Freundſchaft überging. Barthelemy machte es Vergnügen, die älteſte Tochter des Intendanten zu unterweiſen, ein junges Mädchen, die ſich eben ſo ſehr durch ihren Verſtand und ihr ſanftes Herz, als durch ihren körperlichen Liebreiz auszeichnete.

Es war in dem dortigen Departement ein altes Herkommen, daß der Intendant, in Abweſenheit des Gouverneurs, des Stellvertreters des Königs, den vornehmſten Bewohnern des Gouvernements, und vor allen den Offizieren der dortigen Standquartiere Feſte gab.

Ducluzel, ſehr reich, unterließ nie, bei ſolchen Gelegenheiten Alles aufzubieten, um ſeine geladenen Gäſte auf das köſtlichſte zu bewirthen, und für ihre Unterhaltung zu ſorgen.

Am Tage des heiligen Ludwigs gab er regelmäßig einen glänzenden Ball, bei welchem Pracht mit Geſchmack wetteiferte. Das Regiment Royal Vaisseau ſtand damals in Tours. Alle Offiziere, unter welchen ſich nicht nur die Söhne der erſten Familien, ſondern auch viele ſehr gebildete junge Männer befanden, wurden dazu eingeladen. Der Intendant Ducluzel, der einen Theil der ſchönen Jahreszeit in Chanteloup wohnte, war einige Tage vor dieſem Feſte nach Tours gereiſet, um dazu die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Barthelemy war ihm dahin gefolgt, weil es ſeine hübſche Schülerin gewünſcht hatte, und er auch ſelbſt ſich nicht gern von ihr trennen mochte.

Ducluzel bewohnte eine halbe franzöſiſche Meile von Tours eine Priorei, deren Park von den Ufern der Loire begränzt wurde. Sie lag nicht weit von dem Schloſſe du Plessis les Tours, einſt von Ludwig XI. erbaut. Barthelemy unterließ nicht, die Ruinen dieſes alten Schloſſes zu beſuchen, in deren dicken Mauern und unterirdiſchen Gefängniſſen ſich noch der Charakter dieſes argwöhniſchen und blutdürſtigen Monarchen ausſprach, der aus Fanatismus und ſcheuem Argwohn oft ſeine ihm am treuſten ergebenen Freunde und Unterthanen hinopfern ließ.

Um ſich von einem ſo peinlichen Anblick zu erholen, ging Barthelemy den Strom entlang und bis zum jenſeitigen Ufer der Loire, nach der freundlichen Umgegend von St. Cyr. Der Weg führt über Hügel, wo köſtlicher Wein wächſt, und deren Gipfel mit ſchattenreichen Bäumen gekrönt ſind. Von ſolchen ſieht man einen der größten und ſchönſten Gärten, beſpült von den Wellen des Cher und der Loire. Man hat eine Ausſicht von Blois bis Saumur in einem Umkreis von dreißig franzöſiſchen Meilen.

Barthelemy konnte es nicht müde werden, ſein Auge an dieſer von der Natur mit den mannigfaltigſten Reizen ſo reich ausgeſtatteten Gegend zu weiden. Jeden Abend ging er dort hin, um entweder in einem alten Schriftſteller zu leſen, oder ſich ſeinem eignen Nachdenken zu überlaſſen. In den Morgenſtunden überließ er ſich hier ſeinem Lieblingszeitvertreib. In dem Park von St. Cyr konnte er ſeine Angeln in die Loire werfen, und nie hatte ſich ſeine Mühe ſo reichlich belohnt, als an dem Ufer dieſes Stroms. Er ſetzte ſich, gemäß ſeiner Gewohnheit, auch hier unter einen ſchattigen Baum, und ſenkte ſeine Angelhaken in die vorübergaukelnden Wellen.

Den Tag vor dem Ball, als er hier mit Angeln beſchäftigt war, vernahm er aus einem nahen Weidengebüſche die Stimmen zweier Perſonen. Er lauſchte, und hörte bald, daß man von ſeiner Schrift: die Reiſen des jungen Anacharſis, ſprach, die vor nicht langer Zeit erſt die Preſſe verlaſſen hatte. Er konnte die einem Schriftſteller wohl zu verzeihende Neugier nicht unterdrücken, ſeine Rezenſenten näher kennen zu lernen. Er verließ alſo ſeinen Platz und ſchlich ſich leiſe zu dem Gebüſche. Behutſam ſah er durch eine kleine Oeffnung deſſelben, und entdeckte zwei junge Offiziere der Infanterie in der Interimsuniform ihres Regiments, die ſich über das neueſte Erzeugniß ſeines Geiſtes ſehr lebhaft unterhielten.

„Ich habe nur die Einleitung geleſen,“ ſagte der Eine, „aber ſie macht mich äußerſt begierig auf das Ganze.“

Ich habe, verſetzte der Andere, die lebendige Beſchreibung der erſten Blüthenzeit Griechenlands faſt verſchlungen. Wie reichhaltig iſt nicht dieſer kurze Abriß der Geſchichte der Griechen. Man lernt dadurch ihre Sitten, ihre Geſetze, ihre Gebräuche und alle Denkmale ihrer Wiſſenſchaft und Kunſt kennen. — Wie herrlich muß es nicht in Griechenland in dem Zeitalter eines Perikles geweſen ſeyn!

„Was mir am meiſten gefällt,“ unterbrach ihn der Erſtere, „iſt die Kunſt des Verfaſſers, daß er ſeinen Leſern alle die großen Männer, von denen er ſpricht, gleichſam handelnd, wie auf der Bühne, vorführt.“

Ich bin neugierig, ob er ſich im zweiten Theile gleich bleiben wird, erhielt er zur Antwort, wir müſſen ihn hier, wie den erſten, in dieſer ſchönen Gegend, und wo wir ſo ungeſtört ſind, zuſammen leſen.

Es entſtand eine Pauſe, und der Eine begann laut zu leſen. Wenn der Erſte ermüdet war, löſete ihn der Zweite ab, und es ſchien, als wenn ihre Aufmerkſamkeit mit jedem Blatte wüchſe. Vorzüglich intereſſirte ſie, als junge Krieger, was über das Kriegsweſen der Athenienſer geſagt iſt, die Beſchreibung der Schlacht bei Mantinea und der Tod des Epaminondas. Ihre Bewunderung ſtieg bis zum Enthuſiasmus bei den Worten des ſterbenden Helden: „Ich habe lange genug gelebt!“ und der Vorleſer ſchlug das Buch zu.

Barthelemy vergaß ſeine Angelruthen und ſein ſchon halb gefülltes Netz, und verwandte kein Auge von den beiden Jünglingen.

Darüber war es Mittag geworden. Die junge Ducluzel wartete vergeblich auf ihren Lehrer, und die jungen Offiziere verſäumten ihren Dienſt. Sie vergaßen, nach Griechenland verſetzt, daß ſie auf franzöſiſchem Grund und Boden waren, und da ſie endlich durch die ſenkrecht niederfallenden Strahlen der Sonne aus dieſer Selbſtvergeſſenheit geweckt wurden, ſprangen ſie plötzlich von ihren Sitzen auf, und riefen zugleich: „was mag es wohl an der Zeit ſeyn?“ — Beide griffen nach ihren Uhren, und entdeckten erſt jetzt, daß ſie ſolche bei dem Morgenſpatziergange, wo ſie flüchtig nur die Interimsuniform übergeworfen, vergeſſen hatten.

Sie wanderten nun raſchen Schrittes vorwärts. In einiger Entfernung von dem Weidengebüſche gewahrten ſie den Fiſcher, welcher ſeine Angelgeräthſchaften zuſammenraffte, und ohne zu ahnen, daß der alte Mann in dem grauen abgetragenen Ueberrock mit der ſchwarzen Mütze der Verfaſſer der Schrift ſey, die ihnen ein ſo großes Vergnügen verurſacht hatte, näherten ſie ſich ihm, und der Eine fragte:

„Mein Freund! könnt Ihr uns nicht ſagen, wie hoch es an der Zeit iſt?“

Barthelemy, nach der Sonne ſehend, verſetzte: Es muß gleich zwölf ſeyn.

„Zwölf!“ rief der Andere aus; „da kommen wir nicht mehr zu rechter Zeit zur Parade.“

Verdammt! unterbrach ihn der Erſte. Wir können uns nur auf Arreſt gefaßt machen. Der Obriſte verſteht keinen Spaß.

„Das iſt mir ſehr verdrießlich!“ äußerte der Zweite, „ich bin noch nie im Arreſt geweſen.“

Und ich auch nicht, meinte der Erſte; das haben wir von unſerm Leſen.

„Und was das ärgerlichſte iſt, ſo kommen wir nun um den Ball, den morgen der Intendant giebt. Alle hübſchen Mädchen ſind gewiß dort!

Und was mich noch mehr intereſſirt, gewiß auch der Verfaſſer der Reiſen des jungen Anacharſis, der Abbé Barthelemy; er iſt ein Freund des Intendanten. Ich freute mich ſchon kindiſch darauf, ihn perſönlich kennen zu lernen.

So ſprachen die beiden Offiziere, während ſie raſchen Schritts der Stadt zueilten. Barthelemy, der ihnen auf dem Fuße gefolgt war, hörte einen Theil dieſer Unterredung, und er beſchleunigte nun auch ſeinen Weg nach der Priorei.

Hier angekommen, kleidete er ſich raſch in ſeinen geiſtlichen Ornat, und bat Herrn Ducluzel mit ſichtbarer Verlegenheit dringend, er möchte ihn doch nach Tours fahren laſſen.

Mein Gott, Abbé! fragte der Intendant, was haben Sie denn ſo Nothwendiges in der Stadt zu thun? — Was iſt Ihnen widerfahren?

„Nichts! nichts! erfüllen Sie nur meine
„Bitte.“

Das will ich recht gern, aber Sie ſind ſo unruhig, es muß Ihnen etwas Unangenehmes zugeſtoßen ſeyn. — Reden Sie doch. —

„Ein närriſches Abenteuer! Freund! Ich kann
„es unmöglich zugeben, daß ein Paar hübſche junge
„Leute um meinetwillen eingeſperrt werden.“

Was für junge Leute? Wie ſoll ich das verſtehen? — Sie beunruhigen mich, Abbé, ich habe Sie noch nie ſo außer aller Faſſung geſehen.

„Sie kennen doch,“ fragte jetzt Barthelemy nach einem kurzen Nachdenken, „unſtreitig den Obriſten des Regiments Royal-Vaisseau? — Was iſt „das für ein Mann?“

Ein kreuzbraver Mann, verſetzte der Intendant, tapfer wie ſein Degen, und dem die Bürgerſchaft viel zu verdanken hat, denn er hält ſtrenge Mannszucht. Was die Disciplin betrifft, ſo geht er faſt darin zu weit, aber das mag auch ſeinen Nutzen haben.

„Sehr ſchlimm!“ ſeufzte Barthelemy.

Haben Sie Etwas von ihm zu erbitten? — Ich will Sie begleiten.

„Nein! nein!“ rief Barthelemy aus, „ich „hab' Etwas verſchuldet, ich allein muß es auch wieder gut machen.“

Aber ſo ſagen Sie mir doch, was liegt Ihnen denn ſo ſehr auf dem Herzen?

„Sie ſollen Alles erfahren, liebſter Freund! und „Sie werden mir gewiß Recht geben, wenn ich jetzt „ſo ängſtlich bin. — Aber ich höre den Wagen vorfahren. Es iſt keine Zeit zu verlieren.“ —

Bei dieſen Worten eilte er zur Thür hinaus, ſprang in die Kaleſche und fuhr nach der Stadt und bei dem Oberſten vor.

Wen ſoll ich melden? fragte ein Bedienter.

„Einen Fremden!“ war die Antwort.

Barthelemy wurde vorgelaſſen.

„Herr Obriſter!“ ſagte Barthelemy, „haben „nicht unter den Offizieren, die unter Ihnen zu die-

„nen die Ehre haben, heute zwei bei der Parade ge-
„fehlt?"

So iſt's, mein Herr! und ſie ſitzen auch ſchon auf acht Tage im Arreſt.

„Ach! Herr Obriſter! — Ich allein bin ſtrafbar,
„ich allein habe ſie zu dieſem Dienſtvergehn verleitet."

Der Obriſte ſah den Abbé mit Befremden an; er glaubte anfänglich, er rede irre, aber ſein ganzes Benehmen verrieth doch das Gegentheil. Er verſetzte daher nach einer kleinen Pauſe:

Sie, Herr Abbé! Unmöglich! Ihr ganzes Weſen, Ihr Anzug widerſpricht dieſer Behauptung. Weit eher erwarte ich von Ihnen, daß Sie leichtſinnige junge Leute zur Erfüllung ihrer Pflichten ermahnt, als ſie davon abgehalten haben.

„Und doch iſt es die reine Wahrheit, was ich
„Ihnen eben erklärte."

Er machte nun dem Obriſten eine ausführliche Erzählung des ganzen Vorfalls, und gab ſich am Schluß als Verfaſſer der Reiſen des jungen Anacharſis zu erkennen.

Sie ſind alſo der Abbé Barthelemy! rief der Obriſte aus; wie freut es mich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Die jungen Offiziere hätten keinen beſſern Fürſprecher wählen können, aber der Dienſt geht doch Allem vor. — Ich entſchuldige die beiden jungen Leute, ich glaube, ich würd' an ihrer Stelle es mit der Parade auch nicht ſo genau genommen haben. Aber ich kann ein Vergehen nicht ungeahndet laſſen, das, ungeſtraft, bald zum größten Nachtheil des Dienſtes Nachahmer finden würde. Um Ihnen jedoch einen Beweis der Achtung für Ihre Perſon zu geben, ſo ſollen ſie nur drei Tage im Arreſt bleiben.

„So bitt' ich," ſagte jetzt Barthelemy, „nur „noch um eine Vergünſtigung, Herr Obriſt!"

Und die iſt?

„Erlauben Sie mir, daß ich dieſe drei Tage über „den Arreſt der beiden Gefangenen theilen darf? — „Ihnen hat mein Buch ſo viel Vergnügen gemacht, „daß ich mir wohl ſchmeicheln darf, meine Geſell„ſchaft wird ihnen die Zeit ihrer langweiligen Gefan„genſchaft ebenfalls verkürzen."

Ich ſehe ſchon, verſetzte der Obriſte, daß ein bloßer Haudegen mit einem Gelehrten nicht anbinden muß, ohne den Kürzern zu ziehen. — Ich will einmal Fünf gerade ſeyn laſſen, denn ich merke wohl, was Sie wünſchen. Die beiden Gefangenen ſollen für diesmal gleich wieder ihres Arreſtes entlaſſen werden.

Barthelemy, ſehr erfreut, ſeinen Zweck erreicht zu haben, erſchöpfte ſich in Dankſagungen, und erbat ſich beim Abſchiede noch von dem Obriſten als eine Vergünſtigung, den beiden Offizieren nicht zu ſagen, wem ſie ihre Freiheit zu danken hätten. Er ſtieg wieder in den Wagen und fuhr nach der Priorei zurück. Er war, ſeiner Seits, feſt entſchloſſen, die Veranlaſſung ſeiner Fahrt nach Tours zu verheimlichen; aber die Freude, die ſich in allen ſeinen Zügen ausſprach, verrieth doch der Familie Ducluzel, daß er irgend ein gutes Werk glücklich zu Stande gebracht haben müſſe. Aus Zartgefühl unterließ man es, ihn deshalb weiter zu befragen, und unterdrückte jede Neugier.

Am folgenden Tage fand der Ball ſtatt. Die vornehmen und gebildeten Bewohner der Stadt und der Umgegend waren dazu eingeladen worden, und wen nicht Krankheit oder ſonſt ein unaufſchiebbares Geſchäft abhielt, hatte ſich dazu eingefunden. Viele lockte das Vergnügen, das ſie ſich von einem ſo glänzenden Feſte verſprachen, viele die Eitelkeit, auch daran Theil genommen zu haben, herbei; Manche aber kamen hauptſächlich, um den Verfaſſer der Reiſe des jungen Anacharſis von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Barthelemy wäre gern des Zwanges überhoben geweſen, einem ſo geräuſchvollen Feſte beizuwohnen, aber ſein Freund Ducluzel drang ſo lange mit Bitten in ihn, ſich dabei einzufinden, daß er ihm dies verſprach.

„Ich habe es ſo vielen meiner Gäſte, und zwar den gebildeteſten und edelſten verſprechen müſſen, ihnen bei dieſer Gelegenheit die perſönliche Bekanntſchaft des Verfaſſers von Anacharſis Reiſen in Griechenland zu machen. Sie werden doch durch Ihre Weigerung, liebſter Abbé, nicht ſo viele Erwartungen täuſchen und Ihren Freund zum Wortbrüchigen machen wollen?"

Auch die ſchöne Schülerin des Abbé vereinte ihre Bitten mit denen ihres Vaters, ihr Lehrer ſollte Zeuge von den Huldigungen ſeyn, die ſie ſich heute von der jungen Männerwelt verſprach; und Barthelemy gab um ſo lieber dieſen gemeinſchaftlichen Bitten nach, als er ſich dadurch Gewißheit zu verſchaffen hoffte, ob der ſtrenge Obriſte ihn nicht mit leeren Worten nur zu beruhigen geſucht, ſondern auch ſeine Schützlinge des Arreſtes entlaſſen hätte.

Das Feſt begann, Barthelemy ſtellte ſich ein, und ſuchte mit forſchenden Blicken die beiden Offiziere, die ſich ſo ſehr in der Lektüre ſeiner Schrift vertieft hatten.

Er wurde bald von einer Menge Neugieriger umringt; Aller Augen waren auf ihn geheftet und Einer überbot den Andern, dem berühmten Schriftſteller etwas Verbindliches zu ſagen. Die beiden Offiziere ſuchten ſich ihm auch zu nähern. Als ihnen dies endlich gelungen war, fiel ihnen die ſprechende Aehnlichkeit mit dem alten Fiſcher auf, den ſie den Tag zuvor auf ihrem Rückwege nach Tours gefragt: wie hoch es an der Zeit ſey? Der nämliche Ton der Stimme, der nämliche feurige Blick und das nämliche Gebehrdenſpiel. Einer theilte dem Andern ſeine

Bemerkungen darüber mit, und Beide waren bald überzeugt, daß Barthelmy, bei ſeinen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem Intendanten, ihr Fürſprecher bei dem ſonſt unerbittlichen Obriſten geweſen ſeyn, und ihre Freiheit bewirkt haben müſſe.

Sie ſuchten nun ihm Rede abzugewinnen, und ihm für den Genuß zu danken, den er ihnen durch ſeine Reiſe des jungen Anacharſis verſchafft habe. Er erwiederte ihren Dank mit einer auffallenden Verlegenheit, die er vergebens zu verbergen ſuchte, und die Offiziere fanden darin eine Beſtätigung ihrer Vermuthung.

Sie wandten ſich jetzt an den Obriſten, und fragten ihn, ob ſie nicht dem Abbé Barthelemy ihre Entlaſſung aus dem Arreſt zuſchreiben müßten? Treu ſeinem Worte, lehnte er es kurz und ernſt ab, ihnen darüber Auskunft zu geben.

„Ich dächte," ſagte er: „Sie könnten damit zufrieden ſeyn, daß ich meine erſte Drohung nicht wahr gemacht habe. Weshalb ich diesmal ſo nachſichtig geweſen, dies zu wiſſen, ziemt ſich am allerwenigſten für Sie."

Dieſe abſchlägige Antwort war keinesweges dazu geeignet, ſie zu beruhigen. Ihre Begierde, ſich über ihre Vermuthung Gewißheit zu verſchaffen, war ſo rege geworden, daß ſie an nichts dachten, als hinter das Geheimniß zu kommen.

Bald darauf bemerkten ſie den Obriſten mit dem Abbé in einer Fenſterbrüſtung ſtehend. Das Geſpräch ſchien lebhaft zu ſeyn, und dann und wann wurden ſie von Beiden mit einem geheimnißvollen Lächeln ſcharf in's Auge gefaßt.

Sie näherten ſich den Sprechern unvermerkt, und hörten nun, wie Barthelemy leiſe ſagte:

„Geſtehen Sie es nur, Herr Obriſt! es wäre „doch zu hart von Ihnen geweſen, wenn Sie dieſe „beiden jungen Männer um ein ſo ſchönes Feſt gebracht hätten, bloß weil ſie über dem Leſen meines Buchs die Parade verſäumt hatten.“ —

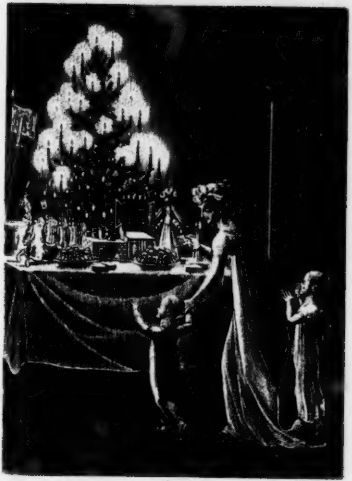
Barthelemy hat uns frei gemacht! rief unwillkührlich Einer der beiden Offiziere jetzt aus, daß man es weit umher vernahm, und viele Anweſende ſich raſch nach der Seite hinwandten, von wo dieſer Ausruf herkam.

„Sie haben ſich ſelbſt verrathen!“ ſagte der Obriſte zu dem Abbé, „mir können Sie nicht die Schuld beimeſſen.“

Barthelemy wollte darauf antworten, aber die beiden Offiziere ſtürzten auf ihn zu, ſchloſſen ihn in ihre Arme, nannten ihn ihren Befreier, und erklärten der ganzen Geſellſchaft, wodurch ſie ſich einen Arreſt zugezogen, und wer ſie wieder daraus befreit habe. Der Obriſte beſtätigte die Wahrheit dieſer Erzählung, und ſetzte hinzu:

„Keiner wird mich gewiß darüber tadeln, daß „ich einem ſolchen Fürſprecher nicht mein Ohr und „Herz verſchloß!“

Ein allgemeiner Ausbruch der Freude folgte dieſer Scene, und Ducluzel ſagte zu Barthelemy: „Nun erklär' ich mir Ihre Unruhe, und weshalb Sie mir den Grund davon nicht entdecken wollen. Sie bekundet ganz das Herz meines Freundes."



Ah!
bei dem Gedanke des Weinachtsfest

Gedichte
aus
# dem häuslichen Leben
nebſt
Weihnachtsliedern.

Von
Karl Müchler.

Mit einem Titelkupfer und zwei in Muſik geſetzten
Liedern von Righini und Himmel.

Berlin,
in Commiſſion bei C. G. Lüderitz.

1827.

…EN. BIBL. DER UNIVERS. HALLE.

Vorwort.

Um der öffentlichen Auffoderung in den hieſigen Intelligenzblättern und Zeitungen zu genügen, in welchen der Wunſch geäußert wurde, die ſeit einer Reihe von Jahren in der Zeitung (Haude- und Spenerſcher Verlag) jährlich gelieferten Weihnachtslieder geſammelt drucken zu laſſen, übergebe ich ſelche mit einem Cyklus von Gedichten aus dem häuslichen Leben denjenigen, welche die erſtern freundlich aufgenommen haben.

Es ſind die kunſtloſen Erzeugniſſe meiner Gefühle in trüben und heitern Momenten meines Lebens; ein innerer Drang trieb mich dazu, dieſen Gefühlen Worte zu leihen und anſpruchslos ſchrieb ich ſie nieder, ohne Ahnung, daß ſie in einer Sammlung vor dem Publikum erſcheinen würden. Ich hoffe daher, daß ſie — was auch immer die kalte Kritik daran mit Grund zu tadeln haben wird, — dem Herzen entquollen, auch wieder zu dem Herzen gehen werden.

Berlin, im Monat Juli 1827.

L. M.

Druckfehler.

Seite 11 Zeile 2 v. u. lies gelöſte ſtatt gelößte.
— 16 — 9 v. u. — geſunden ſt. gefunden.
— 81 — 5 v. o. — uns ſt. ſie.
— 98 — 4 v. o. — Denn ſt. Der.

Inhalt.

Gedichte aus dem häuslichen Leben.

Epiſtel an einen Freund. . . . . . . Seite 3
Gelübde an Emilien. . . . . . . — 7
Klage. . . . . — 10
An den Vater. Bei'm Geburtstage. . . . — 13
An einen Freund. . . . . — 16
Das Veilchen. An Sophie. . . . . . . — 22
An die entfernte Geliebte. Am Weihnachts heiligen Abend. . . . . . . — 23
An Sophie. Am erſten Morgen nach der Vermählungsfeier. . . . . . . — 25
An die Erſtgeborne. . . . . — 27
Wiegenlied. . . . . — 30
Der kranke Knabe. . . . . — 32
An die Treue. . . . . — 34
An die Gattin. Am Weihnachts heiligen Abend. (Hierzu das Titelkupfer.) . . . . — 36
Todtenopfer. Bei dem Grabe eines Knaben. — 38
Der Abend. . . . . — 41
An Sophie. . . . . — 44
An die Neugeborne. . . . . — 46
An Sophie. Angebinde an ihrem Geburtstage. — 48
In das Stammbuch eines Freundes. . . . — 50
Die Blumen. An Sophie. . . . . . . — 51

An die Tochter. Am Tage ihrer Confirmation. Seite 53
An die Nacht. . . . . — 55
Sehnſucht nach Ruhe. . . . . . — 57
Die Unſchuld. . . . . — 59
An Karl. . . . . — 60
Spruch. . . . . — 61
In das Stammbuch eines ſcheidenden Freundes. — 62
Am Geburtstage des Königs. Den 3ten Auguſt. — 65
An Sophie. Am Neujahrstage. . . . — 67
Die Freude. . . . . — 69
An die Tochter. Am Tage ihrer ehelichen Verbindung. . . . . . . — 71
Der Herbſt. . . . . — 75
Die Zeit. . . . . — 77
An die Hoffnung. . . . . . . — 78
An einen kranken Freund. . . . . — 80
Am Sylveſterabend. . . . . . — 82

Weihnachtslieder.

1. . . . . — 87
2. . . . . — 89
3. . . . . — 91
4. . . . . — 94
5. . . . . — 97
6. . . . . — 100
7. . . . . — 102
8. . . . . — 106
9. . . . . — 109
10. . . . . — 113
11. . . . . — 117
12. . . . . — 121
13. . . . . — 125
14. . . . . — 128
15. . . . . — 134

Gedichte

aus

dem häuslichen Leben.

Epiſtel
an einen Freund.

Den Jüngling treibt ein raſtlos Streben,
Wie auf dem wildempörten Meer,
Der Wogen Spiel, ein Schiff, umher,
Phantome, täuſchend, ihn umſchweben;
Er haſcht darnach, das Herz bleibt — leer!
In Dunſt die Truggeſtalten ſchwinden,
Ein falſcher Glanz hat ihn bethört,
Ihn eine inn're Stimme lehrt,
In einer Welt voll Trug und Sünden,
Sey nur am eig'nen kleinen Heerd'
Im Arm der Liebe, Ruh' zu finden,
Sie nur verleih' dem Daſeyn Werth;
Des Ruhmes Kranz, den er begehrt,
Zweideut'ges Gold ſey nur Chimäre,
Ein holdes Weib, der Unſchuld Bild,
Ein Freund, ein treubefundner, füllt
Allein des warmen Herzens Leere.

Die Hälſt' in Dir ich längſt ſchon fand;
Schon mit den erſten Kinderjahren
Durch anſpruchloſer Freundſchaft Hand
Verbunden unſre Herzen waren.
Wir theilten Spiel und auch Gefahren,
Galt es ein kindiſch Wageſtück;
Wir immer Freud' und Mißgeſchick,
Klein, wie wir ſelber, uns vertrauten,
Und leichten Sinn's, mit heiterm Blick
Wir in die dunkle Zukunft ſchauten.
Wir unſre Kartenhäuſer bauten,
Und wenn wir uns daran erfreut,
Warf ſie der Zufall uns nicht nieder,
Zerſtörten wir nach kurzer Zeit
Die Schöpfung unſrer Aemſigkeit;
Bald bauend neue Häuſer wieder.
Glückſel'ge Unbefangenheit!

Die Knabenjahre ſchnell entſchwanden,
Wir nahten uns des Lebens Mai,
Es löſ'ten ſich der Schule Banden,
Die grämliche Pedanterei
Des Rektors auf die Gluth im Buſen
Nicht Waſſer mehr zum Löſchen goß;
Wir eilten nach dem Sitz der Muſen,
Und frei're Luft uns dort umfloß.
In ihr der ausgeſtreute Samen

Zur Blüth' und künft'gen Frucht gedieh,
Selbſtſtändigkeit ſie uns verlieh.
In's Aelternhaus zurück wir kamen,
Zwar prunkend mit Philoſophie
Und mit berühmter Lehrer Namen;
Doch übte noch die Phantaſie
Ihr altes Recht, und wir erbauten
Luftſchlöſſer uns zum zweitenmal,
Wir ſchufen uns ein Ideal,
Auf das wir ſelbſtgefällig ſchauten,
Und mit der Welt noch unbekannt,
Schien's leicht, durch eifriges Beſtreben
Dem Traumbild Wirklichkeit zu geben;
Doch dieſe Täuſchung bald entſchwand.

Ein ſtilles, anſpruchloſes Leben,
Zieh' ich, o Freund! jetzt Allem vor.
Das Schickſal Wen'ge nur erkor,
Sich, wie ein glänzend Meteor,
Vor Millionen zu erheben,
Und mit erhab'ner Schöpferkraft,
Die nicht im langen Kampf erſchlafft,
Der Menſchheit höh'ren Schwung zu geben.
Es iſt ein zu gewagtes Spiel!
Ein ſüßer Irrthum oft uns täuſchet,
Es nicht bloß glühendes Gefühl,
O mehr noch, Opfer, ſchwer und viel,

Beherrſchung ſeines Ich's es heiſchet.
Mich ſoll ein häusliches Aſyl
Für all' die trüglichen Geſtalten,
Die ich verfolgte, ſchadlos halten;
An einer treuen Gattin Hand
Wird dort die Liebe freundlich walten.
Mein Herz das, was es ſuchte, fand,
Mich mit dem Schickſal auszuſöhnen,
Und an der Lieb' und Freundſchaft Hand
Wird meine Zukunft ſich verſchönen.

Bald tönt zum innigſten Verein
Für mich die ernſte Feierſtunde;
Du ſollſt bei dieſem heil'gen Bunde
Der Zeuge meines Glückes ſeyn.
Wer in verhängnißvollen Tagen
Mit mir den ſtummen Gram getragen,
Wird ſich mit mir auch innig freu'n.

Gelübde
an Emilien.

Es ſtrebt der Geiſt in höh're Räume,
Was ihn umgiebt, ihm nicht genügt,
Die Phantaſie in ſüße Träume
Den unerfahr'nen Schwärmer wiegt,
Ein Ideal ſucht er hienieden,
Von räthſelhaftem Wahn bethört,
Und ſo er ſeines Herzens Frieden
Im Kampfe mit ſich ſelbſt zerſtört.

Wohl ihm, entflieh'n die Truggeſtalten,
Sieht er vor dem erhellten Blick
Des Räthſels Löſung ſich entfalten,
Erkennet er des Lebens Glück,
Sucht er es nicht in ferner Weite,
Nicht ſtolz im bunten Weltgewühl,
Nur an der Lieb' und Freundſchaft Seite,
Im ſtillen häuslichen Aſyl.

Es iſt das Trugbild mir entſchwunden,
Das ich zu haſchen mich bemüht,
Mir für des künft'gen Lebens Stunden
Ein Glück, ein nicht erträumtes, blüh't.

Denn als ich, Zweifel in den Blicken,
Um Liebe flehend, vor Dir ſtand,
Gabſt Du — o wonniges Entzücken! —
Mit leiſem Ja mir Deine Hand.

Der Bund für ewig ward geſchloſſen,
Bald nenn' ich Dich, o Huldin! mein!
Zum Kranze ſchon die Myrthen ſproſſen,
Dein Schmuck am Brautaltar zu ſeyn.
Kein Schatten wird mich mehr betrügen,
Dein Sonnenblick hat ihn zerſtreut,
Der Labetrunk wird nie verſiegen,
Den Deine Hand mir freundlich beut.

Was mit der Welt mich ſonſt entzweite,
Und mit mir ſelbſt, mich nicht mehr quält,
Und ſo gelob' ich Dir denn heute,
Von Hoffnung und Vertrau'n beſeelt,
Was Dir mein ſcheuer Mund geſtanden,
Dir, meines künft'gen Glückes Stern!
Und mit ſo ſüßen Roſenbanden
Vertauſch' ich meine Freiheit gern.

Es gilt nicht mir, auch Dir mein Streben,
Und dieß Gefühl wird Muth und Kraft
Dem Herzen wie dem Geiſte geben,
Und zügeln jede Leidenſchaft,

Ich werde ſonder Kampf entbehren;
Was früher Sorgen mir gebar,
Wird jetzt Genuß mir nur gewähren.
Dir bring' ich dieſe Opfer dar!

Tief in mein Inn'res ſollſt Du ſchauen,
Selbſt wenn ein Mißgriff mich gereut,
Dir will ich ohne Hehl vertrauen,
Was mich beängſtet, mich erfreut,
Nachſicht wird mir Dein Herz gewähren,
Ich finde Troſt an Deiner Bruſt,
Du trockneſt meines Kummers Zähren,
Und höhern Werth giebſt Du der Luſt.

So laß uns durch dieß Leben wallen,
Vermeidend eitlen Prunk und Schein,
Und unſres ſtillen Hauſes Hallen
Konkordien zum Tempel weih'n.
Auf dem Altar von unſern Laren
Gelob' ich Dir, will ich die Gluth,
Die reine, keuſche, treu bewahren,
Bis einſt mein Staub im Grabe ruht.

Klage.

Ach! nur das Trugbild einer Frühlingsnacht
War all' mein Glück; zu namenloſem Kummer
Bin ich zu früh aus meinem Traum erwacht.
O kehre wieder, wonnereicher Schlummer!

Es iſt umſonſt! — Der ſüße Zauber ſchwand.
Ihr opferte ich Alles; Freiheit, Leben! —
O, welch ein Tauſch! Sie hat nur Ring und Hand,
Doch nicht das Herz am Altar mir gegeben.

Arglos las Unſchuld ich und Liebe nur
In ihren ſcheuen und geſenkten Blicken,
Ein Meineid war der Roſenlippen Schwur:
Durch Liebe mich und Treue zu beglücken.

Ihr g'nügt' es nicht, von eitlem Wahn bethört,
Daß ſie ein Herz durch äußern Schein bezwungen;
Sie kannte nicht das Glück am ſtillen Heerd;
Leichtſinn und Stolz heiſcht laute Huldigungen.

So ſchonend auch der Warnung Stimme ſpricht,
Denn was man liebt, will man nicht hart verletzen,
Die Eitle weiß das Gold der Wahrheit nicht,
Nur Flitterprunk der Schmeichelei, zu ſchätzen.

Verlegen, zürnend, ſenkte ſich ihr Blick,
Taub für die Stimme, die im Innern richtet.
Im Weltgewühle ſuchte ſie ein Glück,
Das ſie im Kreis der Häuslichkeit vernichtet.

Wo wechſelweiſe ſich das Herz verſchließt,
Nicht Seeleneinklang und Vertrauen waltet,
Die Myrthe bald ein dürres Reis nur iſt,
Die flücht'ge Gluth der Leidenſchaft erkaltet.

Wann mir das Herz in bittrem Kummer brach,
Rief die Vernunft: wozu unthät'ges Zagen?
Zerreiß' das Band! — Doch Hoffnung täuſchend ſprach:
Kann Dir nicht noch ein lichter Morgen tagen?

Es war ein Wahn! — Ach! längſt auch er verſchwand,
Und mit ihm floh der ſüße Seelenfrieden.
Zerriſſen iſt das längſt gelöſ'te Band,
Einſam ſteh' ich und ohne Troſt hienieden.

Nur einmal liebt das ſchwärmeriſche Herz,
Nur einmal ihm der Liebe Myrthen ſprießen,
Sind ſie verdorrt, empfänglich nur für Schmerz,
Wird hoffnungslos der Freud' es ſich verſchließen.

So ſchwindet nun mein Leben ohne Glück,
Ach! vom Verrath ſo tief und ſchwer gekränket,
Bis — tönte doch bald dieſer Augenblick! —
Die Fackel mir der Todesbote ſenket.

An
den Vater.

Bei'm Geburtstage.

Laß, theurer Vater, heut zu Dir mich flüchten,
Ich ſtehe heut an einem großen Ziel;
Zu Dir zieht mich das innigſte Gefühl
Und Dankbarkeit, die ſeligſte der Pflichten;
Des Schickſals und der Leidenſchaften Spiel,
Kann nur gerecht mich Vaterliebe richten;
Die ſchnöde Welt, nicht ahnend fremden Schmerz,
Verdammt mit Hohn ein weichgeſchaffnes Herz.

Auf ewig hin ſind meines Glückes Stunden,
Der Freude Kelch hab' ich ſchon ausgeleert,
Das Roſenlicht der Hoffnung iſt verſchwunden,
Der kindlich fromme Glauben iſt zerſtört,
Mein krankes Herz verblutet ſich an Wunden,
Die Menſchenhaß und Reu' und Argwohn nährt,
Mein finſtrer Geiſt weilt nur bei Leichenſteinen,
Und mein Genuß iſt: im Verborg'nen weinen.

Des Knaben Luſt, des Jünglings leichter Sinn
War nur ein Traum von wenigen Minuten;

Den Sterblichen reißt auf des Lebens Fluthen
Der Zufall blind in wilde Strudel hin,
Die Phantaſie, die holde Lügnerin,
Giebt keinen Troſt, wenn Herzenswunden bluten,
Sie ſchmeichelt nur des Glückes Lieblingsſohn,
Und martert uns, wenn uns Gefahren drohn.

Im ſteten Kampf mit Thorheit und Verbrechen,
Erſtirbt der Muth bald in des Mannes Bruſt,
Und wagt er es, ſich innern Werths bewußt,
Der Neider Groll durch bitt'ren Spott zu rächen,
Verwandeln ſie mit frevelhafter Luſt
Zu Laſtern ſchlau verzeihlichkleine Schwächen,
Nie ſtirbt ihr Haß, bis der Verläumdung Gift
Sein Köſtlichſtes, der Seele Frieden, trifft.

Den ſchönen Wahn, der einſt mein Herz bethöret,
Den Wahn von Pflicht und Tugend-Schwärmerei,
Auf ewig hat Erfahrung ihn zerſtöret, —
Der Götze, den die blinde Welt verehret,
Heißt Eigennutz, und ihm dient ſie getreu;
Es übt das Gold verweg'ne Tyrannei,
Voll Uebermuth beſtimmt es Ruhm und Schande,
Und löſ't und knüpft des Lebens engſte Bande.

Ich kehre gern nun in mich ſelbſt zurück,
Nur Dir allein ſey nicht mein Herz verſchloſſen,
Du freuteſt Dich, ſahſt Du ein kleines Glück
Mir auf dem Pfad des Lebens freundlich ſproſſen,
Gern theilteſt Du mein ſchmerzliches Geſchick,
Und weinteſt mit, wenn meine Thränen floſſen;
Mitleidig ſtets und voll Geduld ſprachſt Du
Mit frommem Sinn mir Muth und Hoffnung zu.

O, Du allein biſt mir zum Troſt geblieben,
Dein Ohr iſt nicht bei fremden Klagen taub,
Was ſonſt mir werth, ward längſt des Todes Raub;
Das ſtille Grab deckt alle meine Lieben,
Der Mutter und der Schweſter heil'gen Staub,
Und um das Herz durch Prüfungen zu üben,
Ward Lieb' und Treu' mit Wankelmuth belohnt,
Riß ſich von mir, was mild der Tod verſchont.

Drum laß mich heut zu Dir, Du Theurer, flüchten,
Was ich mit Lieb' umfing, ſtieß mich zurück;
Mit feſtem Muth entſagt mein Herz dem Glück,
Und heiligt ſich der Strenge ernſter Pflichten:
Verfolgung kann Bewußtſeyn nicht vernichten,
Gewiſſensruh' trotzt jedem Mißgeſchick,
Und in der Bruſt ruft eine Stimme leiſe:
„Beglückt ſey dort, hier duld' und werde weiſe!“

An
einen Freund.

Für Deinen Troſt blieb Ohr und Herz
In ſtarrer Apathie verſchloſſen,
Zu brennend war der Seele Schmerz,
In Strömen noch die Thränen floſſen,
Schweig'! ſeufzt' ich: das verlorne Glück
Kehrt dem Verrath'nen nie zurück.

„Es träufelt mild die Hand der Zeit
Der Lind'rung Balſam in die Wunden
Gekränkter Lieb' und Eitelkeit;“
Sprichſt Du: „Nur Muth! Du wirſt gefunden!
Dem nur, der ſich der Schuld bewußt,
Zerfleiſchet Reue ſtets die Bruſt.

Erſt ſchmerzet zwar der Sonne Licht
Den von dem Staar geheilten Blinden;
Doch dieß Gefühl iſt dauernd nicht,
In kurzer Zeit wird es verſchwinden;
Du gleicheſt dieſem Blinden jetzt,
Dich noch der Wahrheit Licht verletzt.

Wenn Kraft die Bruſt des Mannes ſtählt,
Wird auch der ſchwerſte Kampf beſtanden,
Wenn Leidenſchaft, das Herz nicht wählt,
Iſt's Glück, entrinnt man ſchnöden Banden;
Noch manche zarte Myrthe blüht,
Und neu Dir Hymens Fackel glüht.“ —

Ich ſprach verzagend und betrübt:
„Sie wird ſich nie für mich entzünden,
Nicht liebend mehr und ungeliebt,
Wird mir mein Leben öd' entſchwinden,
Die Wunde, die Verrath mir ſchlug,
Heilt nur der Tod am Aſchenkrug.“ —

„Das Herz, verletzet, ſchließt ſich zu,
Der Schmerz macht ungerecht, o Lieber!
Du findeſt wieder Seelenruh,
Iſt nur der erſte Sturm vorüber;
Denn bald der Hoffnung Sonnenlicht
Durch nächtliche Gewölke bricht.

Das Weib verzagt, es hofft der Mann
Erſatz für Gram von künft'gen Horen.
Giebſt Du Dich ſelber auf, nur dann
Biſt ohne Rettung Du verloren.
Es harrt ein beſſ'res Loos noch Dein,
Durch Liebe wirſt Du glücklich ſeyn.“ —

Ich war verſtimmt, und undankbar
Zürnt ich mit Dir; verweg'nes Hoffen
Der Troſt aus Deinem Munde war. —
Wohl mir! jetzt iſt er eingetroffen.
Wohlthätig hat die Hand der Zeit
Die Nacht, die mich umhüllt, zerſtreut.

Der Trübſinn aus der Seele ſchwand,
Empfänglich ward ich für die Freude,
Ein unbefang'nes Herz ich fand,
Die Unſchuld iſt ſein Feſtgeſchmeide,
Aus Augen, wie Vergißmeinnicht,
Die Frömmigkeit und Sanftmuth ſpricht.

Ein holder Zögling der Natur,
Verdorben nicht im Weltgewühle,
Gehorſam ihren Winken nur,
Nicht kennend künſtliche Gefühle,
Die grübelnd der Verſtand erzeugt,
Wobei das Herz, nichts ahnend, ſchweigt.

Sie freut ſich, ohne innern Neid,
Des Flitterprunks der reichen Schweſtern,
Und nie wird ſie voll Bitterkeit
Durch häm'ſchen Tadel ſie verläſtern,
Ein Blümchen und ein leichtes Band
Dient ihr ſtatt Gold und Diamant.

Erzogen in dem engen Kreis
Der kleinen väterlichen Laren,
Hat vom zweideut'gen Lorbeerreis
Der Frauen ſie noch nichts erfahren,
Die, unberufen, ſich allein
Aus Eitelkeit den Muſen weih'n.

Beſcheiden, ſie der Wunſch nicht reizt,
Das Lob der Menge zu erhalten,
Sie nach der Mutter Ruhm nur geizt,
Im Hauſ' am kleinen Heerd zu walten;
Zu ordnen, wo es ſtockt und fehlt;
Für Sylben ſie nur Maſchen zählt.

Phantaſtiſch ſie ſich nie erbaut
Luftſchlöſſer, die wie Spreu zerſtieben;
Sie heiter in die Zukunft ſchaut;
Was kann ein frommes Herz betrüben,
Das Liebe, Freundſchaft, Häuslichkeit
Mehr als der Prunk der Welt erfreut?

Wahr ſpricht ihr Mund, und Schmeichelei,
Die falſche Münz', iſt ihr zuwider,
Vor Schaam erglühend, ſchlägt ſie ſcheu
Die himmelblauen Augen nieder,
Und die Beſcheid'ne das entfernt,
Womit ein Geck die Eitlen körnt.

Die Reinheit ihrer Seele ſtrahlt
Aus ihrem Gang, aus ihren Mienen,
Geſundheit ihre Wange malt,
Die niemals übertüncht erſchienen,
Nach ſtill verübter Edelthat
Die Freude ſie geſchminkt nur hat.

Bei'm Tanz ſchwebt nicht ihr Fuß ſo leicht,
Der Zephyr giebt ihm ſo nicht Schwingen,
Als wenn zur Hülf' er vorwärts fleucht,
Um Lind'rung Leidenden zu bringen,
Und nie die zarte Lilienhand
Im Schooß ich müſſig ruhend fand.

Nicht plötzlich wie durch Blitzes Strahl,
Fühlt' ich mein wundes Herz erglühen,
Es traf das Auge nicht die Wahl;
Mehr als ein Jahr ſah' ich entfliehen,
Eh' ſchüchtern ihr der Mund geſtand,
Was längſt verſchwiegen ich empfand.

Ein Roſenſchimmer ſie umfloß,
Sie ſchlug die Augen ſittſam nieder,
Verlegenheit den Mund ihr ſchloß,
Dann, noch geſenkt die Augenlieder,
Sie mich mit Worten, honigſüß,
An die geliebte Aeltern wies.

Sie ſprach nicht Ja, doch auch nicht Nein,
Es war in ihrem ganzen Weſen
Die Ueberraſchung im Verein
Mit holder Sittſamkeit zu leſen;
Ergebung in der Aeltern Spruch,
Wenn günſtig mir ihr Herz auch ſchlug.

Nur als der Vater, tiefgerührt,
In feierlicher, ernſter Stunde,
Die Schüchterne zu mir geführt,
Verlobend uns zum heil'gen Bunde,
Ein Ach! ein Blick, ein Druck der Hand
Mir, was ich heiß gewünſcht, geſtand.

Die Hoffnung hebt ihr Haupt empor!
Erwacht bin ich zu neuem Leben,
Für Alles das, was ich verlor,
Wird ihre Lieb' Erſatz mir geben.
Ich fleh' um Deinen Segen, Freund!
Bald ſind auf ewig wir vereint.

Das Veilchen.

An Sophie.

Ich kann Dir nur ein kleines Veilchen bringen,
Doch pflückt' ich es von jener friſchen Wieſe,
Wo ich ſo oft, Dein denkend, einſam wandle,
Und wo dann wunderbar der heitre Himmel,
Wie auf des Baches klarer Silberfläche,
Herniederſteigt in die entzückte Seele.

Dieß Veilchen wird in ſeinen zarten Blättern
Dir meines Herzens ſtille Wünſche bringen,
Und tief im Kelch verbirgt es eine Zähre.
Du ſiehſt ſie nicht, drückſt es an Deinen Buſen;
In dieſer Zähre lag des Veilchens Leben,
Die Gluth der Sehnſucht hat ſie aufgetrunken,
Sie iſt verſiegt, verwelkt die treue Blume.

An
die entfernte Geliebte.

Am Weihnachts heiligen Abend

Begrüßt von Glockentönen,
Vom Hoffnungsſtrahl erhellt,
Den Himmel zu verſöhnen,
Der Dämm'rung Schleier fällt,
Der Sonne Glanz verſchwindet,
Doch heller Kerzen Schein
All überall verkündet:
Licht ſoll's im Herzen ſeyn.

Es wandeln Schloß und Hütte
Sich um zum Tempel heut',
Wo in der Kinder Mitte
Sich Aelternliebe freut,
Hell, wie das Licht der Kerzen,
Das Baum und Tiſch umkränzt,
Erinnerung im Herzen
Gerührter Aeltern glänzt.

Wie ſtänd' ich doch ſo gerne
  Bei Dir am Weihnachtsbaum,
Doch nach der ſüßen Ferne
  Schwebt nur der Sehnſucht Traum.
Vom Schickſal hart gebunden,
  Entflieh'n mir Armen heut
Die frommen Abendſtunden
  In öder Einſamkeit.

Laß heute zum Geſchenke
  Den kleinen Ring Dir weih'n,
Sein Blümchen ſpricht: gedenke
  Mit treuer Liebe mein!
Verſchmähe nicht die Gabe,
  Iſt ſie auch — ohne Werth,
Denn alles, was ich habe,
  Hat Dir ſchon längſt gehört.

An
Sophie.

Am erſten Morgen nach der Vermählungsfeier.

Der Morgen graut, und an des Himmels Saum
Erglänzet mild der erſte Blick der Sonne,
In Purpur ſtrahlt der Thaugewölke Schaum,
Verſchwunden iſt der Nacht beglückter Traum,
Und ich bin wach zu neuer Lebenswonne.

Sie ſchlummert noch, ein ſüßes Lächeln ſchwebt
Um ihren Mund und um der Wangen Roſen;
Sie athmet ſanft, der Buſenſchleier bebt,
Indeß ihr Arm im Traum ſich leiſ' erhebt,
Den ſeeligſten der Männer zu liebkoſen.

Hier ſteh' ich nun, durchglüht vom Sonnenſchein
Erhörter Lieb' und ihrer höchſten Freuden,
Ich ſauge tauſend Reize durſtig ein,
Und jauchze laut: mein iſt ſie, ewig mein!
Der Tod nur darf dieß heil'ge Bündniß ſcheiden.

O, Vorgefühl des Himmels, Eheglück!
Du zauberſt aus der Unſchuld goldnen Tagen
Uns das verlorne Paradies zurück. —
Doch ſtill, mein Herz! es öffnet ſich ihr Blick;
Ein Kuß kann mehr als alle Lieder ſagen.

An
die Erſtgeborne.

Willkommen mir, du holde Kleine,
Geliebtes erſtes Unterpfand
Von einem ſeligen Vereine,
Der treue Herzen feſt verband.

Zwar ſpricht noch aus den matten Blicken
Der Mutter kaum geſtillter Schmerz;
Doch ſie ſieht Dich, und mit Entzücken
Schließt ſie Dich an ihr pochend Herz.

Geſtillt iſt nun ihr ſüß Verlangen,
Als Ahnung ſonſt ihr nur bewußt,
Nun lächelt Freud' auf ihren Wangen
Und fromme Ruh' in ihrer Bruſt.

Du biſt nun Bürgerin der Erde,
Du tratſt nun in des Lichtes Reich.
O Kind der Lieb' und Hoffnung werde
Der liebevollen Gattin gleich.

Der Mutter Namen ſollſt Du haben,
Mir ewig ſanfte Melodie,
Und mit ihm all' die Himmelsgaben,
Die mild ihr die Natur verlieh.

Mit Vaterfreu' will ich Dich pflegen,
Und wenn der Schlaf dein Aeuglein deckt,
Dein Köpfchen Dir bequemer legen,
Wenn Dich ein Traumbild bang erſchreckt.

Dein Schutzgeiſt, will ich für Dich wachen,
Und durch Vertrau'n und Zärtlichkeit
Dir all' die Pflichten leichter machen,
Die väterlicher Rath gebeut.

Mit Nachſicht kleine Schwächen tragen, —
Verzeih'n iſt ſüße Vaterpflicht —
Und keine Freude Dir verſagen,
Verdammt ſie nur die Unſchuld nicht.

Gern Sorg' und Gram von Dir entfernen,
Dich tröſten in des Kummers Nacht,
Nur von der Liebe ſollſt Du lernen,
Was tugendhaft und glücklich macht.

Bis deine Blüthen ſich entfalten
Und, deine Wahl, ein edler Mann
Dein Führer für den lebensalten
Beglückten Vater werden kann.

Dann blüht am Abend meines Lebens
In Dir die Gattin neu mir auf;
Ich lebt' und wirkte nicht vergebens,
Und ende lächelnd meinen Lauf.

Wiegenlied.

Noch kennſt Du nicht des Lebens Sorgen,
Noch gleicht dein unbeflecktes Seyn
Dem wolkenloſen Frühlingsmorgen,
Beſtrahlt von mildem Sonnenſchein.

Du liegſt an einem treuen Herzen,
Noch keiner Zukunft Dir bewußt,
Und trinkſt für alle deine Schmerzen
Dir Lind'rung aus der Mutter Bruſt.

Noch hat der Gram auf deinen Wangen
Die erſte Roſe nicht geknickt;
Dein Händchen will nach Allem langen,
Was dein erſtauntes Aug' entzückt.

Du willſt nur jauchzen, hüpfen, ſcherzen,
Und deinem Blick iſt alles neu,
Die Ruhe wohnt im kleinen Herzen,
Es kennt nicht Sehnſucht, Furcht und Reu.

Ein Engel ſpieleſt Du im Graſe,
Und lallſt ein halbverſtändlich Wort;
Du ſiehſt dein Bild im Spiegelglaſe,
Und ſuchſt den Zwillingsbruder dort.

Man küßt Dich, ſtreichelt Dir die Backen,
Du aber ſchlingſt dein Aermchen feſt
Um der entzückten Mutter Nacken,
Die inniger an's Herz Dich preßt.

Und wenn Dich Spiel und Tanz ermüden,
Tönt ſüße Wiegenmelodie;
Du ſchläfſt, und deines Schlummers Frieden
Zerſtören finſtre Träume nie.

O, daß es unvergänglich wäre,
Dieß ungetrübte Kinderglück! —
Ach, allzubald umwölkt die Zähre
Des Kummers deinen offnen Blick.

Dir drohn Verfolgung und Gefahren,
Doch kannſt Du deine Kindlichkeit
Im Kampf des Lebens treu bewahren,
Gehſt Du als Sieger aus dem Streit.

Dann bleiben Schönheit, Wahrheit, Tugend
Bis zu des Grabes Nacht Dir treu,
Und deine zarte Roſenjugend
Wird in Elyſium Dir neu.

Der kranke Knabe.

Er legte ſich mit Lächeln nieder,
Und lauſchend auf der Mutter Lieder,
Sang er ſich ſelbſt in Schlummer ein;
Doch in der Nacht erwacht er wieder,
Nach Beiſtand jammervoll zu ſchrei'n.

Kaum fängt der Morgen an zu tagen,
Ertönen lauter ſeine Klagen,
Sein Köpfchen brennt, ſein Herzchen bebt,
Die Mutter muß den Liebling tragen,
Der ſonſt ſo gern in's Freie ſtrebt.

Er mag nicht hüpfen, ſpielen, ſcherzen.
Er ruhet matt am Mutterherzen;
Zwar ſchwebt ein Lächeln um den Mund,
Doch es verzieht, und inn're Schmerzen
Macht ſein bethräntes Auge kund.

Der zarten Bruſt entſteigen Klagen,
Nach Hülfe ſcheint ſein Blick zu fragen,
Der Lilje gleich iſt ſein Geſicht;
Gern mögt' er ſeine Leiden ſagen,
Doch kann es noch die Lippe nicht.

Auch er, zum Schickſalsſpiel erkoren,
Wird in der erſten ſeiner Horen
Zum ſtillen Dulder eingeweiht;
Ach, ihn auch trifft, vom Weib' geboren,
Der harte Fluch: Gebrechlichkeit!

An die Treue.

Treue, Himmelsharmonie!
Wenn der Jugend Blüthen fallen,
Wirſt du, Heilige, doch nie
Wie ein leerer Ton verhallen;
Herzen, die ein Augenblick
Flücht'ger Schwärmerei entflammet,
Feſſelſt du zu ſtillem Glück,
Das aus reiner Tugend ſtammet.

Treue, ſüßer Zauberton
Von des Weibes keuſchem Munde,
Tröſtung, wenn Gefahren droh'n,
Lind'rung in der Todesſtunde;
Treue, freudevolles Wort
Von des Mannes feſten Lippen,
Sicher führſt du in den Port,
Durch des dunklen Lebens Klippen.

Du nur heiligſt den Verein,
Den die Sympathie geſchloſſen,
Nur in deinem Sonnenſchein
Können reine Blüthen ſproſſen;

Fruchtlos zieht das Alter dann
Auf den Roſenwangen Falten,
Was der Jugend Reiz gewann,
Wird dein Zauber neu erhalten.

Du erfülleſt mit Vertrau'n,
Wenn ſich Sehnſucht hingegeben,
In der Zukunft Nacht zu ſchau'n;
Du vereinſt ein doppelt Leben.
Wer ſich deinem Dienſte weiht,
Nie dem Wankelmuthe fröhnet,
Ruht an treuer Innigkeit,
Bis die Sterbeſtunde tönet.

An die Gattin.

Am Weihnachts heiligen Abend.

O komm, die Sonn' iſt längſt zur Ruh gegangen,
Komm, theures Weib, ein heil'ger Abend winkt;
Sieh wie der Tiſch von Taxusbäumen blinkt,
Wo goldne Frücht' an grünen Zweigen prangen;
Dieß Hüttendach hat fromme Häuslichkeit
Und Aelternlieb' zum Tempel eingeweiht.

Führ' ſie hieher, des ſchönſten Bundes Zeugen,
Wo Deine Hand ſo ſorgſam aufgebaut;
Und wenn ihr Aug' die bunten Gaben ſchaut,
Freu' Dich mit mir der Kleinen ſtaunend Schweigen,
Bis Dankgefühl, das Deiner Treu' gebührt,
Mit Jauchzen ſie in Deine Arme führt.

Du nahſt, Du kommſt, Du bringſt den muntern Knaben,
Und trippelnd folgt das ſanft're Mädchen nach,

Die Thür geht auf, es tönt ein fröhlich Ah!
Aus Beider Mund bei den geweihten Gaben,
Die Freude ſtrahlt in ihrem Angeſicht
Weit lieblicher, als aller Kerzen Licht.

Ein inn'rer Trieb hat Beiden ſchnell verrathen,
Was unſre Wahl für jeden hier beſtimmt,
Und wenn Sophie die kleine Puppe nimmt,
Wählt Karl ſogleich die bleiernen Soldaten;
Hausmütterlich ſetzt ſie ſich an den Herd,
Er aber ſchwingt ſich auf das Steckenpferd.

O reinſte Luſt, ſchuldloſes Kinderleben!
Welch Feſt der Welt iſt dieſem Feſte gleich? —
Den Kindern ward ſchon hier das Himmelreich,
Uns werden ſie's durch Lieb' und Hoffnung geben;
Laß, liebes Weib, uns ihrer Unſchuld freu'n,
Und kindlichfromm und ſtets genügſam ſeyn.

Todtenopfer.

Bei dem Grabe eines Knaben.

Die Jugend.

Nicht die reife Frucht allein
Muß zur großen Ernte fallen,
Ach! auch Blüthen, zart und rein,
Müſſen zeitig niederwallen,
Eh' ſie ſüße Frucht verleih'n.

Das Alter.

Klagt der zarten Blüthen nicht,
Die verwelkt zur Erde wallen;
Was die Hand des Schickſals bricht,
Iſt in Gottes Hand gefallen,
Reifet dort in ſchöner'm Licht.

Die Jugend.

Kaum entſchlüpft dem Mutterſchooß,
Riß der Liebling ohne Mängel,
Sich von dieſer Erde los,
Schon ein halbverklärter Engel;
Weh! ihn traf ein bittres Loos!

Das Alter.

Ruht er nicht in Gottes Schooß?
Aller Sorgen, aller Mängel
Iſt er nun auf ewig los,
Früh ein mildverklärter Engel;
Neidet nicht ſein ſchönes Loos!

Die Jugend.

Ach! er hat der Kindheit Glück,
Hat des Jünglings Wonneſtunden,
Und den ſel'gen Augenblick
Voller Reife nicht empfunden;
Welch ein ſchmerzliches Geſchick!

Das Alter.

Unſrer ſchwachen Kindheit Schmerz
Und dem quälenden Verlangen
Nach dem Höchſten iſt ſein Herz
In des Lebens Kampf entgangen;
Schuldlos ſchwebt er himmelwärts!

Die Jugend.

Wehmuthsthränen fallt herab,
Und zur ſtillen Todtenfeier
Streuet Blumen auf ſein Grab,
Frommen Seelen ewig theuer.
Wehmuthsthränen fallt herab!

Das Alter.

Trocknet eure Thränen ab,
Denn er lebt! Den Erdenſchleier
Warf der Frühbeglückte ab,
Ewig, ewig bleibt er euer.
Heil'ge Liebe trennt kein Grab!

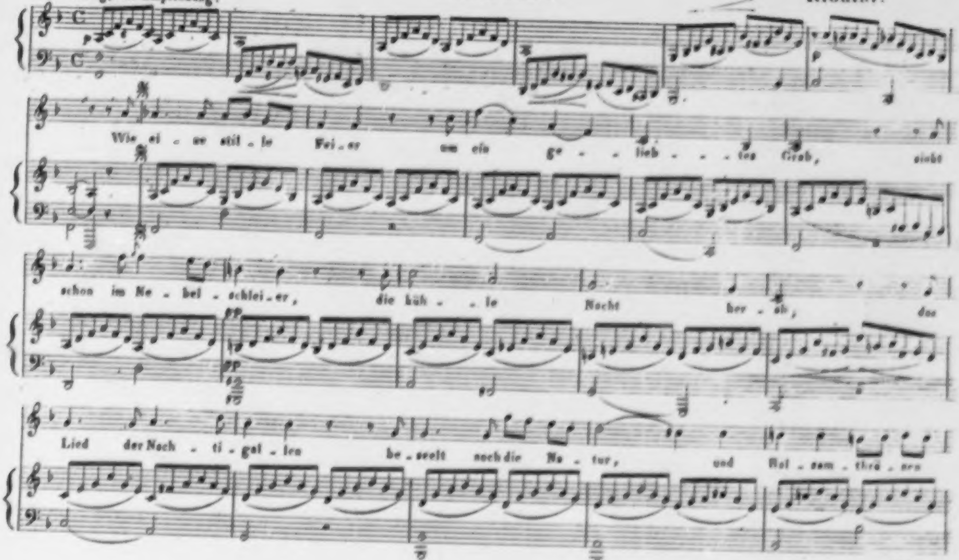
Die Jugend und das Alter.

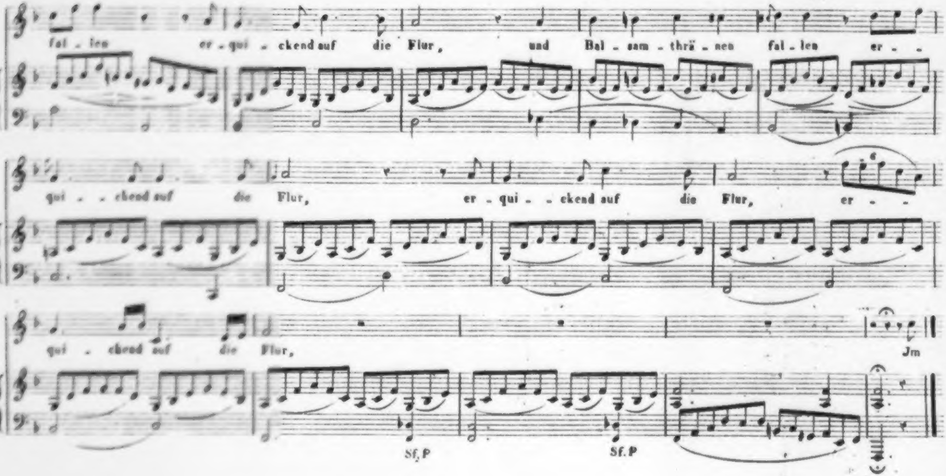
Himmelstroſt! — aus welkem Laub
Werden Blumen neu entſtehen;
Nichts wird der Vernichtung Raub,
Darf auf ewig untergehen.
Friede Gottes dieſem Staub!

DER ABEND.

RIGHINI.

Ruhig, mit Empfindung.


p
Wie ei - ne stil - le Fei - er um ein ge - - lieb - - - tes Grab, sieht
schon im Ne - bel - schlei - er, die küh - - le Nacht her - ab, das
Lied der Nach - ti - gal - len be - seelt noch die Na - tur, und Bal - sam - thrä - nen


fal - len er - qui - ckend auf die Flur, und Bal - sam - thrä - nen fal - len er -
qui - ckend auf die Flur, er - qui - ckend auf die Flur, er -
qui - ckend auf die Flur, Jm
Sf. P
Sf. P

[illegible] u. Landes[illegible]

Der Abend.

Wie eine ſtille Feier
Um ein geliebtes Grab,
Sinkt ſchon im Nebelſchleier
Die kühle Nacht herab;
Das Lied der Nachtigallen
Beſeelt noch die Natur,
Und Balſamthränen fallen
Erquickend auf die Flur.

Im ungewiſſen Scheine
Des bleichen Mondes wallt
Erinn'rung durch die Haine,
Wie eine Traumgeſtalt.
Gleich Pſychen, trägt ſie Flügel,
Ihr Auge hüllt ein Flor;
Sie hält den Zauberſpiegel
Entſchwund'ner Zeit uns vor.

Vor meinem Geiſte ſchweben,
Wie Träume, Schmerz und Luſt,
Und ſüße Schauer beben
Durch die bewegte Bruſt.

Sie kehren nimmer wieder
Die Stunden, die entfloh'n;
Doch wie der Vorwelt Lieder,
Umrauſcht mich noch ihr Ton.

Das Bild verſchwund'ner Scenen
Begeiſtert noch dieß Herz,
Des Jünglings erſtes Sehnen,
Der erſten Liebe Schmerz;
Der Lohn bewährter Treue,
Der Freundin erſte Huld,
Die Zähren ſtiller Reue,
Und die verſöhnte Schuld.

Der Kampf entflammter Jugend
Mit dem Gefühl der Pflicht,
Der ſchwere Sieg der Tugend,
Der Hoffnung Dämmerlicht,
Der Aufgang beſſ'rer Sterne,
Dieß alles wirft den Blick
Des Friedens aus der Ferne
Beſeligend zurück.

O, möchte kühl und labend,
Wie der verſtummte Hain,
Und ſtill, wie dieſer Abend,
Mein Lebensabend ſeyn;

Kein drohendes Gerippe,
Mir nehm' ein Genius
Das Leben von der Lippe
Mit einem ſanften Kuß.

Wie Laubgeſäuſel halle
Ein Seufzer durch die Luft;
Nur eine Thräne falle,
Wie Thau, auf meine Gruft.
Wie Sternenſchimmer ſtrahle
Dann auf dem ſtillen Pfad
Zum moosbedeckten Maale
Noch Eine gute That.

An Sophie.

Es können Worte Dir nicht ſagen,
Wie ich in reiner Sehnſucht glüh';
Du mußt Dein Herz, o Süße! fragen,
Bleibt dieſes ſtumm — erfährſt Du's nie.

Mit meinem Schickſal ſonſt zufrieden,
Empfand ich nie des Neides Pein;
Zu wenig hat mir's jetzt beſchieden,
Denn eine Welt möcht' ich Dir weih'n.

Ruhm iſt als Irrlicht mir erſchienen,
Als eitler Wahn, da frei ich war;
Jetzt ſeine Kränze zu verdienen,
Brenn' ich, Dir brächt' ich alle dar!

Sonſt griff ich furchtlos in die Lever;
Doch Dich zu ſingen, fehlt der Muth,
Mehr noch als der Begeiſtrung Feuer,
Flammt in der Bruſt der Liebe Gluth.

Ach! alle Hoffnung iſt verloren,
Denn Glück und Ruhm im engſten Bund

Sind grauſam wider mich verſchworen,
Und Furcht verſchließt des Sängers Mund.

Im Buſen pocht es bang und bänger,
Da lispelt's Troſt: „zweideut'ges Erz,
Des Ruhmes Wahn, das Lob der Sänger
Befriedigt nicht ein liebend Herz.“

An die Neugeborne.

Willkommen! tönet Dir entgegen,
Es Liebe Dir und Freundſchaft beut.
Du bringeſt Freud' und neuen Segen
In unſre ſtille Häuslichkeit.
O, welch ein Wechſel! Plötzlich ſchwindet
Des Vaters Sorg' und Furcht, ſobald
„Ein Töchterchen!“ man ihm verkündet;
Die Bruſt in Wonneſchauern wallt.

Vorüber iſt die bange Stunde,
Die lang' das Herz ſo heiß erſehnt,
Und von der Mutter blaſſem Munde
Der erſte Ruf der Freude tönt,
Und zu den trüben, matten Blicken
Zurück ein milder Schimmer kehrt.
Der edle Stolz und das Entzücken
Des Mutternamens ſie verklärt.

Noch feſter ſich die Bande ſchließen,
Die Herzen, fromm und treu, vereint,
Und ungekannte Zähren fließen,
Die Mutterliebe dankbar weint.
Ein neuer Born der Freude quillet
Dann täglich mehr, vor ihrem Blick
Der Kindheit Unſchuld ſich enthüllet,
Des Paradieſes reines Glück.

Heilbringend wirket auf die Herzen
Die unbefang'ne Kindlichkeit,
Sie lehret Kummer bald verſchmerzen,
Und weniges ſchon hoch erfreut.
Des Heilands Wort hat dann vernommen
Nicht bloß das Ohr, das Herz zugleich:
„Die Kindlein laſſet zu mir kommen,
„Denn ihrer iſt das Himmelreich.“

Sey mir gegrüßt auf dieſer Erde,
Willkommen auf der Mutter Schooß,
Du zarte Neugeborne, werde
Zu deiner Aeltern Freude groß;
Jetzt ruhſt Du an der Mutter Buſen,
Bald wird der Kindheit Traum entflieh'n;
Dann werden Grazien und Muſen
Zur holden Jungfrau Dich erzieh'n

Und wenn Dich dann die Myrthe kränzet,
Die um die Stirn Dir Liebe ſchlingt,
Der Mutter Auge freudig glänzet,
In Dir erblickt ſie ſich verjüngt,
Dann preiſ't in dieſer Feierſtunde
Der treue Vater ſein Geſchick
Bei'm Segen aus des Prieſters Munde,
Die ſichre Bürgſchaft für Dein Glück.

An Sophie.

Angebinde zu ihrem Geburtstage.

(Im Mai.)

In dem Wonnemond geboren,
Mag ihm gleich Dein Leben ſeyn,
Und die freundlichſte der Horen
Deinem Pfade Blumen ſtreun.

Maienglöckchen ihn begrüßen;
So mag reiner Unſchuld Glanz
Deine heitre Stirn' umſchließen
Mit dem lichten Sternenkranz.

Wie das Veilchen, ſtill beſcheiden
Duftend, blau im Moos erblüht,
Bild der Treu' in Freud' und Leiden,
Schmücke Treue Dein Gemüth.

Wie die Roſen purpurn blühen,
Mag auf Deinem Angeſicht
Fülle der Geſundheit glühen
In der Morgenröthe Licht.

Sehn-

Sehnſucht künden Nachtigallen;
Unter ihren Melodien
Magſt Du nur auf Pfaden wallen,
Wo der Liebe Myrthen blüh'n.

Süßes Kind des holden Maien,
Laß dieß anſpruchsloſe Lied
Dir zum Angebinde weihen,
Und dieß Herz, das Dir nur glüht.

In das Stammbuch eines Freundes.

Es glänzt dem Pilger auf der ird'ſchen Bahn
Sparſam der Freude reiner Silberblick,
Und Unglück dräuendes Gewölk umzieht
Den Horizont, der Sturm umbrauſet ihn,
Der Donner rollt, die Luft durchzuckt der Blitz;
Doch Wohlthat iſt der Elemente Kampf,
Der Blitz erliſcht, des Donners Laut verhallt,
Erquickend ſinkt auf die verſengte Flur
Der Regen nun und Alles friſcher blüht.

So, wenn einſt, Freund, auch über Deinem Haupt,
Nach *Deines* Blüthenlebens Silberblick,
Sich Unglück thürmt, das Schickſal, rauh und kalt,
Mit Blitzen der Verfolgung *Dich* bedroht,
Und es in *Deinem* Innern ſtürmt und tobt,
Verzweifle nicht, es folgt nach dieſem Sturm
Der Thränenſchauer lindernder Erguß.
Das Unglück wecket in des Menſchen Bruſt
Verborg'ne Kraft, und ein geprüftes Herz,
Das nicht das Glück, das ſchmeichelnde, verzog,
Fühlt erſt der Lieb' und Freundſchaft hohen Werth.

Die Blumen.

An Sophie.

Der Lenz erwacht, und laue Weſte
Weh'n durch den liederreichen Hain,
Der Bäume neubelaubte Aeſte
Den Pfad mit Blüthen überſtreu'n,
Die Blumen ihren Kelch entfalten,
Ihr Balſamhauch die Luft erfüllt;
In all' den freundlichen Geſtalten
Erblick' ich immer nur Dein Bild.

Wenn mir das Weiß der Lilje glänzet,
Seh' ich der Unſchuld mildes Licht,
Das Deine offne Stirn' umkränzet,
Aus Deinen Taubenaugen ſpricht.
Die reine, zarte Maienblume
Mahnt an die fromme Sittſamkeit
In Deines Herzens Heiligthume;
Das Veilchen an Beſcheidenheit.

Die blätterreiche Anemone
An Zartheit in der weichen Bruſt,
Die Roſ' in ihrer Purpurkrone
An unbefang'ner Jugend Luſt,

Wo noch des Stolzes läſt'ge Bürde
Den leichten Sinn nicht ſtreng verbeut;
Die Hyacinth' an Seelenwürde,
Die Tulpe an Verſchwiegenheit.

Die Nelk' in ihrer zarten Blüthe
Zeigt Deinen edlen Anſtand mir,
Ihr Duft, des Herzens inn're Güte,
Der Nelke unſichtbare Zier.
Die Nützlichkeit aus der Reſede,
Die Demuth aus Aurikeln ſpricht,
Und was zum Eden ſchafft die Oede,
Die Treu' aus dem Vergißmeinnicht.

An die Tochter.

Am Tage ihrer Confirmation.

Es iſt ein Tag des Heils Dir aufgegangen,
Demüth'ger Andacht milder Heil'genſchein
Verkläret Dir die jugendlichen Wangen,
Du willſt Dein Leben ſtiller Tugend weih'n.
An Deinen Wimpern ſüße Thränen hangen,
Gleich Perlen, wie die Unſchuld, fleckenrein.
Der Blick, der gläubig ſich zum Himmel kehret,
Den frühern Bund der Taufe heut beſchwöret.

Und Deine Bruſt durchſtrömt die reine Gluth,
Was Du gelobet, ewig treu zu halten,
Der heiße Dank für des Verſöhners Blut
Mög' in der frommen Seele nie erkalten;
Fühlſt Du zum Handeln und zum Dulden Muth,
Wird ſich, was dunkel jetzt, Dir einſt entfalten.
Es lenkt ein Gott der Liebe Dein Geſchick,
Und frommer Sinn ſchafft überall ſich Glück.

So ernſt und doch ſo froh wie heut, umgeben
Von Engeln, die vom Himmel niederſeh'n,
Mag Dir die Zeit, die künftige, entſchweben,
Des Friedens Palme Deine Stirn' umweh'n,

Und endet ſich im Glauben ſpät Dein Leben,
Magſt ein Du zu den höhern Wonnen geh'n,
Die liebevoll der Mittler Dem verkündet,
Der ſtrenge ſich an ſeine Lehren bindet.

O ſchöner Tag, wo der Verſöhnung Segen
Dein Herz mit ſüßen Hoffnungen belebt,
Im Gottvertrau'n, ſelbſt bei der Prüfung Schlägen,
Des Frommen Bruſt nicht furchtſam zagend bebt;
Dem Tode ſieht mildlächelnd er entgegen,
Empor der Geiſt aus ird'ſcher Hülle ſchwebt:
Verklärung wird der Kampf der Todesſtunde. —
O, Heil Dir, Heil zu dem beſchwor'nen Bunde!

An
die Nacht.

Sie kommt, mit thaubenetzten Schwingen,
Die ſtille Nacht, die Zeit der Ruh,
Dem Müden ſüßen Schlaf zu bringen,
Und ſchließt des Kranken Auge zu.
Es ſchimmern Millionen Sterne
Auf ihrem bläulichen Gewand,
Sie zeigt dem Dulder in der Ferne
Im Traum ein magiſch Feenland.

Die treuen Prieſter heil'ger Muſen
Erfreu'n ſich ihrer Einſamkeit,
Es ruht das Kind am Mutterbuſen,
Das ſich der frommen Pflege freut.
Bei ihren zaubervollen Schatten
Verſtummt der ſtumpfgeword'ne Harm,
Und froh durch Lieb' umſchließt den Gatten
Der treuen Gattin zarter Arm.

Dir weih' ich dankbar meine Lieder,
Weil du auch meinen Kummer ſcheuchſt.
O, ſenke dich auf mich hernieder!
Denn, wenn du treulos von mir fleuchſt,

Erſcheinet, dämmert mir der Morgen,
Erwecket mich der junge Tag,
Zu meiner Qual ein Heer von Sorgen,
Und ruft mich nur zu Thränen wach.

Ich ſehe nur ein raſtlos Streben
Zu einem ungewiſſen Ziel,
Ein freudenloſes ſchnödes Leben,
Und aller Leidenſchaften Spiel;
Nur wenn die Nebel ſich entfalten,
Der Mond aus Thaugewölken bricht,
Wird Gluth der Leidenſchaft erkalten,
Wird Alles mild, wie Sternenlicht.

Sehnſucht nach Ruhe.

Als Knabe ſchon ſucht' ich ſtatt muntrer Spiele
Die Einſamkeit;
Ein Räthſel mir, beſchlichen mich Gefühle
Voll ſüßem Leid.
In ſtiller Nacht rief oft mich Philomele
Aus Träumen wach:
Es hallte leiſ' ihr Lied in meiner Seele
Wehmüthig nach.
Begeiſtert folgt' ich in der blauen Ferne
Der Wolken Zug;
Es flog mein Geiſt zu einem lichten Sterne
Mit raſchem Flug.
„Hier blüht dein Glück!“ ſo rauſcht' es durch die Bäume
Wie Geiſterruf:
„Zur Wahrheit wird, was Phantaſie als Träume
„Sich ſchwärmend ſchuf.

„In jenem Stern, der mild ſein Licht verſtreuet,
„Wie Silberglanz,
„Blüht ewig friſch, von Frevlern unentweihet,
„Der Tugend Kranz.

„Nach ihm allein ſey ewig dein Beſtreben;
„Aufopferung
„Erringt ihn nur, giebt einem dunklen Leben
„Erhab'nen Schwung!“

Und mich ergriff ein ſeliges Verlangen;
In kühnem Muth
Schlug hoch mein Herz, es brannten meine Wangen,
Von ſchöner Gluth.

Ich opferte dem hohen Ideale
Mein ganzes Glück,
Und aus dem Streit bracht' ich nur blut'ge Mahle
Als Lohn zurück.

Mein Muth erliegt, von dem erhab'nen Ziele
Noch immer fern;
„Hinauf,“ ſeufz' ich mit ſchmerzlichem Gefühle:
„Zum Friedensſtern!“

Die Unſchuld.

Was iſt es, das im Mutterſchoße
Mild aus des Säuglings Augen lacht,
Und lieblicher die zarte Roſe
Auf jungfräulicher Wange macht;
Was aus des Jünglings Feuerblicken
Wie der Verklärung Schimmer ſtrahlt,
Und noch mit himmliſchem Entzücken
Dem Sterbenden die Zukunft malt?

Was iſt es, das im Strom der Zeiten
Das Herz zum Streit für Wahrheit ſtählt,
Das in des Lebens Dunkelheiten
Ihm nie der Stern der Hoffnung fehlt?
Daß bei des blinden Schickſals Grimme
Der Dulder nicht im Kampf erliegt,
Und tröſtend eine Friedensſtimme
Sein Haupt in ſüßen Schlummer wiegt?

Und wer beut der Verläumdung Pfeilen
Die reine Bruſt mit Lächeln dar,
Was kann des Unglücks Wunden heilen,
Was trotzt der drohenden Gefahr,
Was füget ſich mit frommem Herzen
In des Geſchickes harten Schluß,
Was hofft noch unter Todesſchmerzen? —
Es iſt der Unſchuld Genius.

An Karl.

Du kommſt, um meiner Einſamkeit
Der Hoffnung Roſenglanz zu geben,
Du haſt mein blutend Herz erfreut,
Du zeigteſt mir mein Jugendleben;
Laß feſt Dich an mein krankes Herz,
Das tauſend Sorgen mir zerriſſen,
Dich drücken, Du nur kannſt den Schmerz
Des Hartverfolgten mild verſüßen.

Dich treffe nie das harte Loos,
Das jetzt Dein Vater unverſchuldet,
Seit er an ſeine Bruſt Dich ſchloß,
Durch Haß und Bosheit lang' erduldet;
Ertrage immer mit Geduld,
Was Dir die Nemeſis beſchieden,
Frei ſpreche Dich Dein Herz von Schuld,
So haſt Du auch im Kerker Frieden.

Dann blüht in öder Finſterniß
Der Hoffnung Kranz in ew'gen Lenzen,
Dir wird am Ziel' einſt dann gewiß
Die Krone der Vergeltung glänzen;
Denn der wird endlich glücklich ſeyn,
Den ſein Gewiſſen nicht verklaget,
Ihm ſtrahlt ein milder Hoffnungsſchein,
Der lieblich durch die Nächte taget.

Spruch.

Wenn Dich die Hand des Schickſals drückt,
Wirſt leichter Du den Druck verſchmerzen,
Wenn Edelmuth in Deinem Herzen
Den Neid, dann doppelt reg', erſtickt;
Sieh nicht auf die, die glücklicher Dir ſcheinen,
Nur allzu oft iſt leerer Schein ihr Glück;
Auf die nur, die im herbern Mißgeſchick,
Als Dich betraf, des Kummers Thrän'n weinen,
Erkennſt Du dann die väterliche Huld
Des Herrn der Welt in Deinen Prüfungstagen,
Wirſt Du voll Kleinmuth nie verzagen;
Ein frommer Engel tröſtet Dich: Geduld!

In
das Stammbuch eines ſcheidenden Freundes.

Es ſteht, o Freund, in dieſem Buch'
Von Dichtern und von Philoſophen
Der Vorwelt Weisheit ſchon genug
In griech'ſchen und latein'ſchen Strophen;
Ich will der ernſten Sprüche Zahl
Hier nicht mit Einem noch vermehren,
Ich will, ſtatt finſterer Moral,
Dich meine heitre Weisheit lehren.

Du biſt noch in der Blüthenzeit,
Nur ich ſteh' an des Alters Stufen,
Es wäre wahrlich Grauſamkeit,
Dir: ſey ein Timon! zuzurufen.
Was Seneca, der Strenge, lehrt,
Gefällt nur lebensmüden Alten,
Horaz hat für mich höh'ren Werth,
Ich hab' es ſtets mit ihm gehalten.

„Die Zeit enteilt! — Den Augenblick
„Erhaſcht, der Freude euch verkündet!“
So ſang er oft: „das flücht'ge Glück
„Mit unſers Lebens Lenz verſchwindet,

„Und ſeyd ihr nicht mehr friſch und jung,
„Zieht Alter eure Stirn in Falten,
„So mag euch die Erinnerung
„Bei frohem Muthe noch erhalten.“ —

Der Liebe, Freund! erwähn' ich nicht,
Sie wird ſehr bald Dein Herz beſchleichen,
Sie, die oft Dornenkronen flicht,
Mag Dir nur Roſenkränze reichen.
Die Schönheit feſſelt das Gemüth
Des Jünglings, ſetzt ſein Herz in Flammen,
Du magſt einſt, wenn ſie längſt verglüht,
Nicht, ſchaamerröthend, ſie verdammen.

Vergeſſen darf der Gott nicht ſeyn,
Der uns verlieh'n die ſüßen Reben;
Du magſt Dich ſeiner Gaben freun,
Dem Geiſte höh'ren Schwung zu geben;
Drückt Dich ein unverſchuldet Weh,
Wenn Deine Hoffnungen erbleichen,
Iſt Wein die beſte Panacee,
Den trüben Unmuth zu verſcheuchen.

Durchdringt ein ahnendes Gefühl
Wehmüthig den bewegten Buſen,
Dann horch auf edler Sänger Spiel,
Dann weihe Dich dem Dienſt der Muſen.

Die Lehre, die uns Luther giebt,
Magſt Du in's Herz Dir feurig ſchreiben:
Freund! wer Weib, Wein, Geſang nicht liebt,
Der wird ein Thor beſtändig bleiben.

Dieß ſey Dein Wahlſpruch jederzeit,
Bis zu des Pilgerlebens Ende.
Ich drücke Dir voll Biederheit
Zum letzten Lebewohl die Hände;
Doch fromme Wünſche werd' ich Dir,
Biſt Du auch noch ſo ferne, ſchenken:
Wie glücklich! wollteſt Du dafür
In Freud' und Leid auch mein gedenken.

Am
Geburtstage des Königs.

(Den 3ten Auguſt.)

Anſpruchlos im Freundekreiſe,
Im Aſyl der Häuslichkeit,
Sey nach alter, biedrer Weiſe
Dieſem Tag' ein Lied geweiht.

Kunſtlos ſoll es nur erſchallen;
Es dem Landesvater gilt!
Denn es kann Ihm nur gefallen,
Was aus treuem Herzen quillt.

Treue Lieb' hat überwunden,
Siegreich ging ſie aus dem Streit;
Große Thaten jetzt bekunden
Eine ſchwere Prüfungszeit.

Inn'ger ward das Band geſchlungen
Um den Herrſcher auf dem Thron,
Und für freud'ge Opferungen
Ward uns ſegenreicher Lohn.

Dieſen laßt uns nicht vergeuden,
Halben Weg's nicht ſtille ſteh'n:
Laßt behutſam uns vermeiden,
Was nicht recht, nicht gut und ſchön!

Vorwärts! rief im Schlachtgewühle
Blücher vor der Tapfern Reih'n.
Vorwärts führt uns nur zum Ziele,
Dieß ſoll unſer Wahlſpruch ſeyn!

Es den ruhmgeſchmückten Namen,
Es den Namen Brennen gilt!
Sucht dem Herrſcher nachzuahmen,
Er iſt fromm, gerecht und mild!

Vorwärts, vorwärts Jeder ſtrebe,
Nie erſchlaffe Kraft und Muth.
Heil dem König! Hoch Er lebe!
Für Ihn freudig Gut und Blut!

An Sophie.

Am Neujahrstage.

Es übt die Zeit ihr Recht, Sophie!
Wem in des Lebens Blüthenjahren
Natur nur äußern Reiz verlieh,
Wird ſeinen Wechſel bald erfahren,
Denn ſchnell verſchwindet die Magie.
Du darfſt nicht vor dem Alter beben,
Die Charitinnen altern nie;
Sie werden immer Dich umſchweben;
Ein edler Geiſt, ein zart Gemüth,
In ew'ger Jugendſchönheit blüht.

Beſchirmet von der Vorſicht Hand,
Iſt manches Jahr Dir hingefloſſen,
Und immer feſter ward das Band
Der Lieb' und Treu' um uns geſchloſſen;
Die Eintracht uns zur Seite ſtand.
Am ſtillen Heerd erblühten Freuden,
Und frommer Glauben überwand
Die Prüfungen, die Sorgen, Leiden,
Ein Troſt blieb mir bei jedem Schmerz:
Du biſt doch mein! rief dann mein Herz.

Bleib lang' noch mein! ſo ruf' ich heut,
Kein ſüßer Glück kann ich begehren,
Du biſt geprüft, die Hand der Zeit
Kann dieſe Liebe nicht zerſtören,
Die Dir ein treues Herz geweiht.
Nicht Jugendreiz hat ſie entzündet,
Den, wie die Roſ' ein Hauch zerſtreut;
Auf Seelenreiz iſt ſie gegründet.
Der Seele gleich, kein ird'ſcher Staub,
Wird nie ſie der Vernichtung Raub.

Die Freude.

Wo nur ein Lebensfunke glühet,
   Gebeut die Freud' als Königin,
Ihr wunderbarer Zauber ziehet
   Die Herzen magiſch zu ſich hin;
Um ihre Gunſt ſich zu erringen,
   Spart man nicht Fleh'n, nicht Schmeichelwort;
Doch, wie die Liebe, hat ſie Schwingen,
   Und flattert unaufhaltſam fort.

Die Menge ſucht den Sitz vergebens,
   Wo ſie in Himmelsklarheit thront,
Und mit der Würze dieſes Lebens
   Das Herz des Auserwählten lohnt.
Nicht durch Phantome mehr betrogen,
   Wird ſchnell vor dem erhellten Blick
Der Täuſchung Schleier weggezogen;
   Die Göttin weicht erzürnt zurück.

Von ihrem Tempel, dem die Sünde,
   Dem ſelbſt der Irrthum nie ſich naht,
Entlocken tauſend Irrgewinde;
   Zur Wildniß wird der Blumenpfad.

Du träumſt die Freude zu liebkoſen,
Die längſt ſchon deinem Arm entwich,
Du pflückeſt nur der Wolluſt Roſen,
Und weh' dir, ſie verwunden dich.

Du ſuchſt ſie in der Hoheit Schimmer,
Berauſcht vom Taumel kurzer Luſt,
Doch die Beſcheid'ne fliehet immer
Die ſtolze, ſterngeſchmückte Bruſt.
Du ſpäh'ſt nach ihr in tiefen Schachten,
Doch nie erliſcht dein Durſt nach Gold;
Genügſam muß ſie dich verachten:
Dem Kargen wird ſie niemals hold.

Doch willſt du feſt dich an ſie ketten,
So waffne dich mit edler Kraft,
Dich aus dem Weltgewühl zu retten,
Beſiegend jede Leidenſchaft.
Am kleinen Heerd, in ſtillen Gründen,
Im Schoß der friedlichen Natur
Kannſt du die heitre Göttin finden;
In reinen Herzen wohnt ſie nur.

An die Tochter.

Am Tage ihrer ehelichen Verbindung.

Sie ſank herab, die lang erſehnte Stunde,
Verkläret durch der Hoffnung Roſenſchein,
Dich, gute Tochter! zu dem ernſten Bunde
Für eine lange Lebenszeit zu weih'n.
O wohl Dir! mit dem Ja aus Deinem Munde
Stimmt auch das Herz, nach reifer Prüfung, ein.
Ein Glück, das ſich auf Lieb' und Treue gründet,
Bleibt dauerhaft, nicht wie ein Traum verſchwindet.

Der Gottheit reinſte, höchſte Liebe ſchuf
Aus öder Finſterniß das Licht; ihr Werde!
Rief aus dem Nichts das Sternenheer, ihr Ruf
Gab Daſeyn dieſer monderhellten Erde.
Die Liebe iſt der Sterblichen Beruf,
Sie mildert Gram, erleichtert die Beſchwerde;
Aus ihr entſpringt in einer reinen Bruſt
Ein reicher Born von unbereuter Luſt.

Ihr dank' ich meines Lebens ſchönſte Stunden,
Durch ſie ward ich am heiligen Altar
Mit Ihr zum innigſten Verein verbunden,
Die Dich, geliebte Tochter! mir gebar,

Und Vaterfreuden hat dieß Herz empfunden,
Jetzt, da die Zeit gebleichet mir das Haar,
Fühl' ich auf's neu' mich wunderbar verjünget,
Da Deine Stirn das Myrthenreis umſchlinget.

Ich ſeh' auf Dich mit thränenfeuchtem Blick,
Erkenn' in ihm der ſüßen Wehmuth Zeugen.
In dieſem folgereichen Augenblick
Für Dich Gebet' empor zum Himmel ſteigen
In Deiner Macht liegt Dein zukünft'ges Glü
Kein Ungemach wird ganz Dich niederbeugen
Im Gottvertrau'n, in frommer Zuverſicht
Stärkt Dich Bewußtſeyn treuerfüllter Pflicht.

Beglückt macht Liebe, hat das Herz gewählet,
Die Zukunft nur im gold'nen Glanz erſcheint
Ein edler Geiſt des Jünglings Bruſt beſeelet,
Den heut mit Dir des Prieſters Hand verei
Wo Liebe herrſcht, es nie an Wonnen fehlet,
Und nie das Auge bitt're Zähren weint.
Wird auch einmal der Himmel wolkentrübe,
Das Nachtgewölk verſcheucht der Hauch der Lie

Des Lebens Frühling blüht nur kurze Zeit,
Allein Erſatz für dieſes Blüthenleben
Wird in dem Schoße ſtiller Häuslichkeit
Dir dann des Gatten treue Liebe geben,

Dein frommes Wirken und Dein reges Streben,
  Wenn Mutterliebe Dir das Herz erfreut;
Du fühleſt dann in ſüßen Weiheſtunden,
  Was ich und was die Mutter oft empfunden.

Dich, den ich jetzt mit biederm Druck der Hand,
  Als einen Sohn mit Herzlichkeit begrüße,
Weil längſt ich Deinen ſtillen Werth erkannt,
  Dich an das Herz, an's tiefbewegt', ich ſchließe,
Dir ſey mein Köſtlichſtes ein Unterpfand
  Von liebendem Vertrau'n; ich gerne miſſe,
Was meines Lebens Abend mir geſchmückt.
O werdet glücklich, theure Beide! macht beglückt.

Kein dauerhaftes Glück giebt es hienieden,
  Hat keuſche Liebe nicht den Grund gelegt;
Nur Treu und Eintracht ſchenken Seelenfrieden,
  Kein Mißgeſchick den Muth dann niederſchlägt.
Dem wird durch Liebe dauernd Glück beſchieden,
  Der anſpruchlos beſcheid'ne Wünſche hegt.
Er neidet nicht, in häuslich ſtiller Sphäre,
Zweideut'ges Gold, den Flitterprunk der Ehre.

Dieß Loos für Euch mein glühend Herz erfleht,
  Und freud'ge Hoffnung ſtrahlt in meinen Blicken,
Zur Seite mir die theure Gattin ſteht,
  Sie theilt mit mir dieß herzliche Entzücken,

Ihr fröhliche Geſchwiſter um Euch ſeht,
Die an die Bruſt Euch wechſelsweiſe drücken.
O ſolch ein Tag der Herzensharmonie
Erſetzet reich des ernſten Lebens Müh'.

So wallt denn lang' auf dornenloſen Wegen,
Geſchützet durch der Liebe Demantſchild.
Empfangt von mir mit lauten Herzensſchlägen,
Mit Wünſchen die beengte Bruſt gefüllt,
Auf's innigſte gerührt, den Vaterſegen,
Der aus der Tiefe meiner Seele quillt.
Troſtvoller Spruch! — Es ſoll im Gottvertrauen
Der Aelternſegen Kindern Häuſer bauen.

Der Herbſt.

Zwar früher in des Meeres blauen Wogen
Die Sonn' ihr purpurſchimmernd Antlitz neigt;
Schon ſind des Hains Bewohner fortgezogen,
Und Philomele ſchweigt.

Es prangt nicht mehr die reiche Saat der Felder,
Nicht mehr des fleiß'gen Schnitters Senſe klingt,
Der grüne Schmuck der ſchattenreichen Wälder
Färbt gelblich ſich und ſinkt.

Und am azurnen Himmel Wolken ſchweben,
Nicht warme Weſte, rauhe Winde weh'n,
Und doch, o Herbſt! ſoll dich mein Lied erheben,
Du biſt mildthätig ſchön!

Des Lenzes Stirn ein Kranz von Blüthen ſchmücket,
Sein Farbenſpiel, ſein Balſamduft erfreut,
Doch welkt er ſchnell; nur deine Frucht erquicket,
Wenn Schnee der Winter ſtreut.

Den Pilger kann der Blume Schmelz ergötzen,
Doch der Verſchmachtende ermattet ſinkt,
Sein Auge bricht bei allen ſeinen Schätzen,
Wenn deine Frucht nicht winkt.

Du nur zollſt uns den Feuerſaft der Reben,
Der unter Jubel aus der Kelter fließt,
Der unſern Geiſt beflügelt und dieß Leben
Erheitert und verſüßt.

Drum Preis dir, Herbſt! für deine reichen Gaben,
Dir wollen wir des Dankes Lieder weihn;
Du nur kannſt uns mit ſaft'gen Früchten laben,
Und würzereichem Wein!

O ſelig, wer, wenn längſt ſein Lenz verſchwunden,
Des Lebens unbefang'ne Blüthenzeit,
Des Sommers Schwül'; in ſeines Herbſtes Stunden
Sich edler Früchte freut!

Die Zeit.

Ich ſah die Zeit wie Weſteshauch entſchweben,
Mit Roſen war die heitre Stirn umgeben,
Und Blumen ſtreute liebreich ihre Hand,
Von keinem Wölkchen war der Aether trübe;
Es war die Zeit der Unſchuld und der Liebe,
Und über mir der Stern der Hoffnung ſtand.

Ich ſah die Zeit von Nachtgewölk' umgeben,
Im trägen Flug der Eulen mich umſchweben,
Verblichen war der Roſen Purpurglanz;
Es war die Zeit der Sorgen und der Schmerzen,
Die Hoffnung ſchwieg in dem erſtarrten Herzen,
Und Dornen zeigte nur der welke Kranz.

Die Zeit enteilt zu raſch mit unſern Freuden,
Und hemmt den Flug treulos bei unſern Leiden!
So klageſt du. — Ein fleckenloſes Herz
Giebt unſern ſchönen Tagen läng're Dauer,
Und kommt die Zeit des Duldens und der Trauer,
Verkürzet feſter Muth den Schmerz.

An die Hoffnung.

Auf des Lebens Dornenpfade
Liebreich eine Fee uns führt,
Bis am ſtygiſchen Geſtade
Sich die dunkle Bahn verliert.

Lächelnd in die Fern' ſie deutet,
Wenn mit gramumwölktem Sinn
Thränenthau dem Aug' entgleitet;
Hoffnung heißt die Tröſterin.

Wer, ermattet von Beſchwerde,
Bei des Pfluges Furchen keucht,
Schweißbedeckt, bebaut die Erde,
Dem ſie Erndteſegen zeigt.

Mit des Fiſchers Netzen neiget
Sie ſich in den Silberſee,
Mit dem Gemſenjäger ſteiget
Sie auf ſchroffer Alpen Höh'.

Knappen in dem Schlund der Schachten
Zeigt ſie ihrer Mühen Preis,
Und in dem Gewühl der Schlachten
Kämpfenden ein Lorbeerreis.

Wem, umſtürmt vom Schickſalsgrimme,
Die Verfolgung Dornen flicht,
Dem ruft ſie mit ſanfter Stimme:
„Dulde, kämpf' und zage nicht!“

Oft aus der Verzweiflung Händen
Sie den Dolch, gezückt ſchon, wand.
„Hülfe kann die Gottheit ſenden,
„Frevle nicht voll Unverſtand!“

An des Siechen Lager weilet
Gern ihr Fuß mit Lieb' und Treu',
Und ihr ſüßes Lächeln heilet
Mehr, als alle Arzenei.

Sie ſtreut in der Todesſtunde
Blumen um des Grabes Rand;
Denn es tönt aus ihrem Munde:
„Jenſeits iſt ein beſſ'res Land!“

An einen kranken Freund.

Die Parzen, Freund! des Menſchen Leben
Nicht bloß aus Roſenſeide weben,
Sie miſchen dunkle Fäden ein;
Doch muthlos muß das Herz nicht zagen,
Es glänzt aus trübumwölkten Tagen
Weit herrlicher der Sonnenſchein.

Wir ſehn des Frühlings Blüthen ſchwinden,
Die Blumen, die zum Kranz wir winden,
Verwelken um des Mannes Haupt,
Und ſpäter, an des Lebens Gränze,
Hat uns der Lieb' und Freundſchaft Kränze
Die ſchonungsloſe Zeit geraubt.

Es ſind von treubewährten Lieben
Nur Wenige zurückgeblieben,
Mit uns zum nahen Ziel zu gehn;
Doch uns umleuchten Hoffnungsſterne,
Wie Geiſterruf tönt's aus der Ferne:
„Es giebt ein freud'ges Wiederſehn!“

Durch Blumen jetzt, und jetzt durch Neſſeln
Geht unſer Pilgerpfad, mit Feſſeln
Uns Siechthum an das Lager bannt;

Doch der, o Freund! iſt nicht verlaſſen,
Den Freundesarme ſanft umfaſſen,
Reicht ihm zum Troſt Geduld die Hand.

Ein Genius aus beſſern Sphären
Mag ſie die hohe Weisheit lehren:
Auch Wonnen ſprießen aus dem Schmerz;
Dem, der mit Muth den Sieg errungen,
Erfüllen ſpät Erinnerungen
Mit ſeligem Gefühl das Herz.

So wird Dein Leiden auch entſchwinden,
Die Lebensgluth ſich neu entzünden,
Vom Hauch der Hoffnung angefacht.
Erheitre die getrübten Blicke,
Geduld im widrigſten Geſchicke
Den Pfeil des Schmerzes ſtumpfer macht!

Am Sylveſterabend.

Zwölf um Mitternacht erſchallet
Dumpf zum letztenmal im Jahr,
Und das nun verklung'ne wallet
Zu der Abgeſchied'nen Schaar.

Nicht im wogenden Gewühle,
Bei der Tänzer bunten Reih'n,
Bei Geſang und Saitenſpiele
Soll begrüßt das neue ſeyn.

An dem häuslichen Altare,
Wo die Lieb' und Eintracht wacht,
Sey dem neugebornen Jahre
Anſpruchloſer Gruß gebracht.

In der Geiſterſtunde Schleier
Eingehüllt, werft einen Blick
Bei der ſtillen ernſten Feier
In das alte Jahr zurück.

Kann das Herz ſich froh erheben,
Kann es, frei von eitlem Wahn,
Sich getroſt das Zeugniß geben,
Daß es ſeine Pflicht gethan?

Eine inn're Stimme ſaget:
Ach! es iſt des Menſchen Herz
Trotzig oft, und oft verzaget,
Schaffet ſelbſt ſich Reu' und Schmerz.

Auf! laßt uns, den Blick erhoben
Zu dem Schöpfer dieſer Welt,
Feierlich ihm heut geloben,
Nur zu thun, was ihm gefällt.

Danket ihm mit frommen Herzen,
Ihm, der im verſchwund'nen Jahr,
Uns bei Sorgen, Gram und Schmerzen
Ein allgüt'ger Tröſter war.

Dem rinnt ſtets ein Born der Freuden,
Der am kleinen ſtillen Heerd
Fromm, genügſam und beſcheiden,
Keine ſtolzen Wünſche nährt.

Nach des Tages Laſt und Mühen
Winkt ihm ſchützend ein Aſyl,
In dem Kreis der Seinen blühen
Ihm der reinen Wonnen viel.

Ihn empfängt die treue Liebe,
Und ihr Gruß zum Herzen ſpricht;
Iſt ſein Auge thränentrübe,
Macht's der Kinder Unſchuld licht.

Und ihm nicht ein Kleinod fehlet,
Nicht ein Freund, in Luſt und Schmerz,
Den nicht Eigennutz gewählet;
Nur das gleichgeſchaff'ne Herz.

Die Natur mit ihren Schätzen —
Wandelt er an ihrer Hand —
Kann ihm reichlich das erſetzen,
Was die Ueppigkeit erfand.

In dem ſtürm'ſchen Weltgewühle,
In der Leidenſchaften Streit,
Bleibt man immer fern vom Ziele
Innerer Zufriedenheit.

Wird dem Stolzen auch gewähret,
Was er unruhvoll erheiſcht,
Immer neue Wünſch' er nähret,
Und der Neid ſein Herz zerfleiſcht.

Mag der Geiz in Schätzen wühlen,
Herz und Kaſten ſich verſchließt,
Er wird nie die Wonne fühlen,
Die aus Mild' und Wohlthun fließt.

Wer unſtät und unzufrieden
Ferne ſucht des Glückes Spur,
Gleicht unſel'gen Danaiden,
Schöpft im Siebe Waſſer nur.

Ruhe wird er nie erſtreben,
Von Begierden aufgezehrt,
Ueber ihm wird immer ſchweben
Unſichtbar Damokles Schwert.

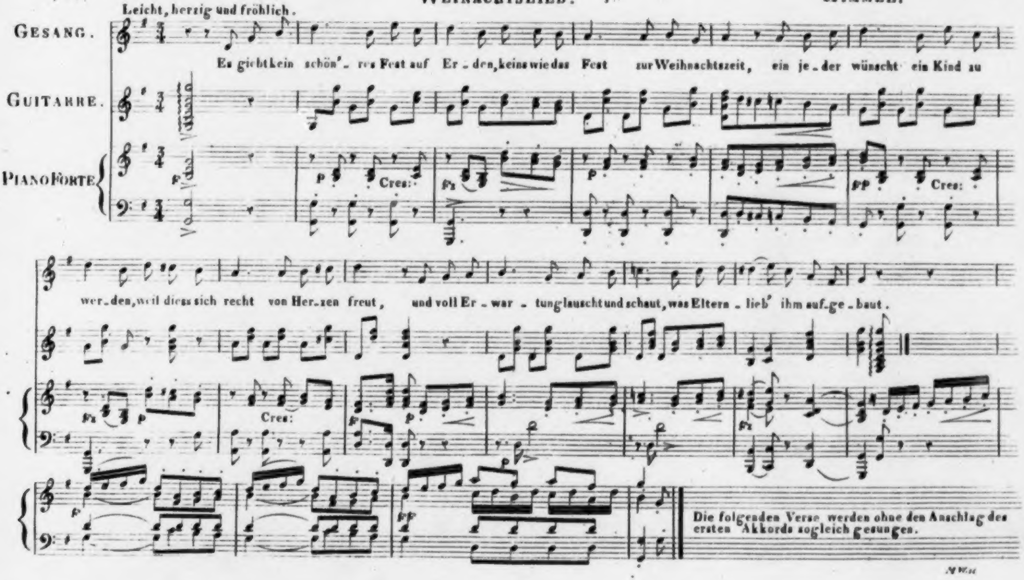
Darum laßt an dieſem Tage
Das Gelübd' uns all' erneu'n,
Bis zum letzten Herzensſchlage
Gut und anſpruchlos zu ſeyn.

Alles hat uns Gott beſchieden,
Was ein reines Herz erfreut,
Gottvertrauen, Seelenfrieden,
Und das Glück der Häuslichkeit.

Weihnachtslieder.

WEINACHTSLIED.

HIMMEL.


Leicht, herzig und fröhlich.
GESANG.
GUITARRE.
PIANOFORTE
Es giebt kein schön'-res Fest auf Er-den, keins wie das Fest zur Weihnachtszeit, ein je-der wünscht ein Kind zu
wer-den, weil diess sich recht von Her-zen freut, und voll Er-war-tung lauscht und schaut, was Eltern-lieb' ihm auf-ge-baut.
Cres:
fz
p
ff

Die folgenden Verse werden ohne den Anschlag des ersten Akkords sogleich gesungen.

[illegible]

1.

Es giebt kein ſchön'res Feſt auf Erden,
Kein's, wie die heil'ge Weihnachtszeit;
Ein Jeder wünſcht ein Kind zu werden,
Weil dieß ſich recht von Herzen freut,
Und voll Erwartung lauſcht und ſchaut,
Was Aelternlieb' ihm aufgebaut.

O viel zu träge ſchleicht die Sonne,
So früh ſie heut auch niederſinkt,
Weil ſie zu ſpät die Weihnachtswonne
Den unruhvollen Kleinen bringt;
Doch endlich naht — o reines Glück! —
Der langerſehnte Augenblick.

Die Thür' geht auf. — Es ſchimmern Kerzen,
Es glänzt der Gaben bunte Pracht,
Die Mutter trägt am treuen Herzen
Den Säugling, der heut ſüßer lacht,
Und nach dem lockenden Konfekt
Das kleine Händchen eifrig ſtreckt.

Dem Weihnachtsbaum entſtrahlen Flitter;
Hier iſt dem Sohn ein Steckenpferd,
Panier und Helm, und was zum Ritter
Sich ſonſt noch ziemen mag, beſcheert,
Er nimmt das Schwert in ſeine Hand,
Und ficht für Gott und Vaterland.

Das Töchterchen greift ſtill beſcheiden
Nach einer Puppe, zart und klein,
Sie ſorgſam aus- und anzukleiden,
Und lullt ſie ſanft in Schlummer ein,
Weil Ahnung ſchon im Herzen ſpricht:
Nichts Süß'res giebt's, als Mutterpflicht.

O gute Aeltern, nährt die Triebe
Mit treuer Sorgfalt, reger Luſt,
Die tief Natur mit Mutterliebe
Eingrub in Eurer Kinder Bruſt,
Daß biedrer Muth aus alter Zeit
Auf's neu' erblüh' und Häuslichkeit.

2.

Willkommen Feſt der reinſten Freude,
Das fromme Seelen hoch beglückt,
Das ſchon das Kind im Flügelkleide,
Und das noch ſpät den Greis entzückt.
Dein harrt das Kind mit ſüßem Sehnen,
Voll Neugier ſchweift umher ſein Blick;
Du rufſt die erſten Wonneſcenen
Der längſt verklung'nen Zeit zurück.

O Labſal weich geſchaffner Herzen!
Geſchäftig iſt der Mutter Hand;
Jetzt ſind von ihr die bunten Kerzen
Am grünen Taxus angebrannt.
Sie ordnet ämſig all die Gaben,
Die Liebe ſorgſam ausgewählt,
Denn Jeder ſoll das Liebſte haben,
Was noch, nach ſeinem Wunſch, ihm fehlt.

Hier liegt ein Püppchen, ſteht ein Mädchen,
Und Kochgeſchirr in bunter Reih',
Damit ſchon früh das kleine Mädchen
Des Glücks der Häuslichkeit ſich freu';
Und aus der Kleinen off'nen Blicken
Glänzt Ueberraſchung, lächelt Luſt,

Und dankbar ſinkt ſie voll Entzücken
An der geliebten Mutter Bruſt.

Dort hat der Vater ſeine Gaben
Für ſeinen Liebling aufgebaut;
Gewehr und Pike ſoll er haben,
Die Trommel tönt in dumpfem Laut.
Des Knaben Aug' ſprüht Feuerfunken,
Er ſchwingt ſich auf ſein Wiegenpferd.
„Freiwill'ger werd' ich!“ ruft er trunken,
Und zieht beherzt das blanke Schwert.

O Himmelswonne ſel'ger Stunden!
Nur wer im Schooß der Häuslichkeit
Der Aelternliebe Glück empfunden,
Sich ſeiner Kinder Unſchuld freut,
Fühlt dieſes heil'gen Abends Scene,
Vergeſſend allen Erdenſchmerz,
Und drückt mit ſanfter Freudenthräne
Die treue Gattin an ſein Herz.

3.

Schmeichelnd nahen ſich die Kleinen,
Und der Liebling fragt vertraut:
„Mütterchen, die Sterne ſcheinen,
„Wird denn nicht bald aufgebaut?“
Fein Geduld! an dieſem Feſte
Müſſen Kinder artig ſeyn.
Weißt Du nicht, noch fehlen Gäſte,
Stellt nicht Oheim Fritz ſich ein?

Horcht! — Es klingelt. — Alle lauſchen. —
Wer macht auf? — „Wir, Vater, wir!“ —
Auf der Treppe hört man's rauſchen,
Und es öffnet ſich die Thür'.
„Onkel Fritz! — Er iſt gekommen!“
Schallt es jubelnd, doch er ſpricht
Schalkhaft lächelnd: „wißt, den Frommen
„Bringt er Kuchen, Wilden nicht!“

„Trollt Euch!“ heißt es: „Marſch bei Seite!“
Und den Kindern Paar bei Paar
Giebt der Oheim das Geleite,
Wie es oft ſein Amt ſonſt war.
Willig folgen ihm die Knaben,
Williger die Mädchen heut,

Denn der Reichthum ſchöner Gaben
Stehet bald für ſie bereit.

Vater, Mutter, — ämſig Beide, —
Pflanzen jetzt den Weihnachtsbaum,
Und zur Aelternlieb' und Freude
Miſchet ſich der Kindheit Traum.
Beide ordnen nun die Gaben,
Jedes ſoll zum heil'gen Chriſt
Ueberraſcht das Liebſte haben,
Was erlauſcht der Liebe Liſt.

Jetzt ſtrahlt heller Kerzenſchimmer
Und die Mutter ruft: „herein!“
Plötzlich öffnet ſich das Zimmer,
Alle Kinder treten ein.
Freudiges Erſtaunen leuchtet
Aus den Augen: — welch ein Glück!
Frommen Dankes Thräne feuchtet
Der gerührten Kleinen Blick.

Inn'res Ahnen ſagt geſchwinde,
Was hier jedem ward beſcheert,
Malchen eilt zum Puppenkinde,
Theodor zum Steckenpferd;
Wilhelm, älter, wählt die Bücher,
Aber ſchnell ruft er voll Luſt:

„Wein dieß Bild? — dieß Bild von Blücher!“
Und ſinkt an des Vaters Bruſt.

„Dein!“ verſetzt der Vater, drücket
Des entzückten Sohnes Hand,
„Siehſt Du, wie das Schwert er zücket,
„Schützend Thron und Vaterland? —
„Frankreichs Uebermuth zu ſteuern,
„Zog mit Gott Er in den Krieg.
„Daß wir ſo dieß Feſt heut feiern,
„Danken wir des Helden Sieg.“

4.

Ueberall herrſcht öde Stille
Auf der nun entſeelten Flur,
Keine rege Lebensfülle
Schwellt die Adern der Natur;
Durch der Regenwolken Schauer
Kaum ein Blick der Sonne lacht,
Sie verhüllet ſich in Trauer,
Immer länger wird die Nacht.

Aber mag der Wind auch brauſen,
Mag es regnen oder ſchnei'n,
Wer kann in dem Zimmer hauſen,
Heil'ger Abend wird bald ſeyn.
Buden ſtehn in langen Reihen,
Für die Kinder ausgeſchmückt.
Wie die Kleinen ſich erfreuen,
Wie hier alles ſie entzückt!

Nacht bedeckt den trüben Himmel,
Jeder, vor dem Froſt geſchützt,
Eilt in's wogende Getümmel,
Wo der Lampen Schimmer blitzt.
Welche ſüße Augenweide
An der Buden hellem Licht;

Welch Erſtaunen, welche Freude,
Die aus tauſend Augen ſpricht.

Seht die Mutter kommt gegangen,
Und ihr Liebling ſtreichelt ihr
Mit der kleinen Hand die Wangen:
„Mütterchen, dieß Püppchen mir!“
Und zum Vater ſpricht der Knabe:
„Sage, was wird mir beſcheert?
„Alles, alles, was ich habe,
„Gäb' ich für dieß blanke Schwert.“

Nur Geduld, ihr lieben Kleinen!
Es wird bald der Weihnachtsmann
Ueberraſchend euch erſcheinen,
Heil'ger Abend naht heran.
Liebe führt euch durch die Reihen
Dieſer Buden mit Bedacht,
Bald durch das euch zu erfreuen,
Was ihr wünſchend kund gemacht.

Der erſehnte Abend winket,
Kinder, gebt der Freude Raum!
Auf dem runden Tiſche blinket
Der erhellte Taxusbaum;
Bunt umkränzt von all' den Gaben,
Die beſcheid'ner Wunſch begehrt;

Für die Mädchen, für die Knaben,
Puppenanzug, Steckenpferd.

Und in freudigem Getümmel
Stürzt hinein der Kleinen Schaar;
Keuſcher Liebe reiner Himmel
Oeffnet ſich dem Aelternpaar.
Es erneuen ſich die Scenen
Ihrer Kindheit; ihren Blick
Netzt die ſeligſte der Thränen',
Bei der holden Kinder Glück.

Dieſe ſeel'ge Wonn' empfindet
Der nur, den der Ehe Band
An die Auserwählte bindet,
Treu vereint durch Herz und Hand;
Wenn allein im öden Zimmer
Sich der Hageſtolze härmt,
Den heut nicht bei Kerzenſchimmer
Kind und Kindeskind umſchwärmt.

5.

Es tobt der Sturm und trübe Wolken ſchwärzen
Den kurzen Tag, matt iſt der Sonne Licht,
Der Abend ſinkt, erſehnt von tauſend Herzen,
In denen noch der Kindheit Unſchuld ſpricht,
Das Dunkel ſchwindet vor dem Glanz der Kerzen,
Der durch das Grün der Taxuszweige bricht.
Jetzt öffnet ſich das feſtverſchloßne Zimmer,
Der Kinder Aug' erblickt den hellen Schimmer.

Die Freude ſchwell't der Ueberraſchten Bruſt,
Und frohes Staunen ſpricht aus ihren Blicken;
Ein lautes Ach! der einz'ge Ruf der Luſt,
Verkündet ſchwach das innige Entzücken;
Was hier beſcheert, hat keines doch gewußt.
So konnte Aelternliebe nur beglücken,
Die immer neu mit frommer Sorge wacht,
Was den geliebten Kleinen Freude macht.

Und [illegible] den Weihnachtsbaum ſind alle Gaben,
Durch Mutterhand geordnet, aufgeſtellt,
Hier Schwert und Lanze für den raſchen Knaben,
Er greift nach beiden, träumend ſich ein Held.
Ihn kümmert's nicht, was ſeinen Gaum zu laben,
Der Korb mit Obſt und Näſcherei'n enthält;

Erſt muß die aufgepflanzte Fahne wallen,
Im dumpfen Ton die bunte Trommel ſchallen.

Das Schweſterchen, der Mutter Ebenbild, —
  Der Sanftmuth ſpricht aus allen ihren Zügen —
Freut ſich der Puppen, die, in Putz gehüllt,
  Bei'm Hausgeräth von blankem Zinne liegen,
Ein kleiner Heerd, mit Allem reich gefüllt,
  Macht ſchon als Spiel der Aemſigen Vergnügen
Der ſüße Kuchen wird nicht gleich verzehrt,
Sie brockt ihn ein, und kocht ihn auf dem Heer

Und in der ſeligſten von allen Horen
  Blickt auf die Kinder mild das Aelternpaar.
Der Kindheit Glück, im Weltgewühl verloren,
  Stellt durch Erinnerung ſich wieder dar;
So lohnet keuſche Liebe, fromm beſchworen,
  Mit Segen ſich am häuslichen Altar,
Wo, wenn des Lebens goldner Lenz entfliehet,
In Kindern neu der Jugend Wonn' erblühet.

O ſeelig, wenn ſich jedes Jahr ſo ſchließt!
  Zum Pallaſt wird die ſtrohbedeckte Hütte
Dem Manne, der, wenn ihn dieß Feſt begrüßt,
  Belohnt für ſeinen Fleiß, nach alter Sitte
Sein treues Weib in ſeine Arme ſchließt,
  In hoffnungsvoller Söhn' und Töchter Mitte

Was Müh' erwarb, erſparte Häuslichkeit
Zur Weihnachtsſpend', trägt reichlich Zinſen heut.

Der Sänger nur in dem verwaiſ'ten Zimmer,
Verzehret ſich in namenloſem Schmerz.
Ach, keines Weihnachtsbaumes lichter Schimmer
Wirft Freudenſtrahlen in ſein trübes Herz;
Sein Troſt und ſeine Hoffnung ſind in Trümmer,
Den ſtarren Blick erhebt er himmelwärts.
Wann wird ihn dort der Tod mit Dem vereinen,
Den fromme Lieb' und Sehnſucht hier beweinen!

6.

Die lang' erſehnte Stund' erſcheinet,
Wo in dem Schoß der Häuslichkeit
Zu frommer Luſt ſich alles einet,
Worauf ſich Jung und Alt gefreut.
Den Kleinen viel zu ſpät die Sonne,
So früh ſie ſcheidet, niederſinkt;
Voll Neugier harren ſie der Wonne,
Die heut der heil'ge Abend bringt.

Geduld! — Geduld! — Ihr lieben Kleinen! —
Die Mutter hat jetzt aufgebaut;
Die Liebe ruft, ihr könnt erſcheinen,
Wo ihr der Gaben Fülle ſchaut.
Den Weihnachtsbaum umſtrahlen Kerzen,
Entzücken glänzt in eurem Blick,
Und in der treuen Aeltern Herzen
Erwacht der zarten Kindheit Glück.

Ihr ſtaunt ſie an, die ſchönen Gaben,
Die eure Sehnſucht heiß begehrt;
Hier Speer und Helm dem ältern Knaben,
Dem Brüderchen ein Steckenpferd.
Hier ſchwingt ein Ritter ſeine Lanze,
Wie weiland Götz; dort ſteht von Blei,
Beleuchtet von der Kerzen Glanze,
Ein Heer Fußvolk und Reiterei.

Hier liegt ein Püppchen für das Mädchen,
Es anzuzieh'n, ein neues Kleid;
Daneben ſteht ein Spinnerädchen,
Ein Sinnbild deutſcher Häuslichkeit,
Und mahnend es an ſpät're Pflichten,
Erblickt es einen kleinen Heerd,
Um ſpielend Speiſen anzurichten
Aus Zuckerwerk, das ihm beſcheert.

Der Aeltern Dank für dieſe Gaben,
Der lohnendſte, iſt Kinderluſt;
Ihr Köſtlichſtes, die Mädchen, Knaben
Umklammern ſtumm der Geber Bruſt,
Und ſo, vereint durch Treu' und Liebe,
Zu ſüßer Wehmuth ſanft geſtimmt,
Schließt dieſes Feſt ſich ſpät, wenn trübe
Die letzte Kerz' am Baume glimmt.

Dein Zauberreiz wird nie veralten,
O Feſt! ſo lang' der Erdball kreiſ't,
Der höchſten Liebe treues Walten
Erkennt darin des Glaubens Geiſt.
Nicht in des Reichthums Marmorhallen,
Auch in der Hütte, eng' und klein,
Wo fromme Armuth wohnt, bei Allen
Ziehſt du zu froher Andacht ein.

7.

Kein Sonnenblick dringt durch des Nebels Grau,
Der rundumher den Horizont umdüſtert,
Kein Blümchen ſprießt auf der erſtarrten Au,
Das ſpröde Eis bei'm Tritt des Wandrers kniſtert;
Verödet iſt der liederreiche Hain,
Entlaubte Bäume droh'n wie Nachtgeſpenſter,
Nur Rab' und Kräh' vor Hunger krächzend ſchrei'n,
Es heult der Sturm am zugefrornen Fenſter.

Und immer kürzer wird der trübe Tag,
Doch ruft das Jahr, eh' es von hinnen weichet,
Die reinſte Luſt in Aller Herzen wach,
Ein Feſt erſcheint, dem keins an Wonne gleichet.
In Trümmer ſank des Aberglaubens Macht,
Die Wahrheit ward zur Siegerin erkoren;
Ein milder Stern glänzt durch die finſtre Nacht,
Der Gottmenſch iſt zum Heil der Welt geboren!

Auf immer wich vor dem erhellten Blick
Der blinde Wahn; nicht hoffnungslos und trübe
Sieht jetzt der Menſch ein zürnendes Geſchick,
Es waltet nur ein Gott voll Huld und Liebe,
Ein Vater iſt's, der ſeine Kinder liebt,
Der Mitleid fühlt mit der verirrten Sünde,

Und der ſein Köſtlichſtes zum Opfer giebt,
Damit der Reuige Verſöhnung finde.

Den nur, den dieſer heil'ge Glaub' erhebt,
Kann dieſes kindlich fromme Feſt beglücken,
Auf's neu' der Traum der Kindheit ihn umſchwebt,
Sieht er der Kleinen jauchzendes Entzücken,
Wann, überraſcht vom magiſchhellen Schein
Der Kerzen auf den grünen Pyramiden,
Sie ſich der ſchönen Weihnachtsgaben freun,
Die Aelternliebe ſinnig heut beſchieden.

Stumm ſtaunt zuerſt der Ueberraſchten Schaar
Das bunte Spielzeug an, die ſüßen Kuchen,
Doch was für Jeden hier beſchieden war,
Darf nicht der Blick verlegen mühſam ſuchen;
Denn längſt verrieth ſchon kindliches Vertrau'n
Den leiſen Wunſch der unbefang'nen Kleinen,
Ein Schachſpiel iſt für Adolph hier zu ſchau'n,
Bedeckt mit ſchwarzen und mit weißen Steinen.

Es eilet Fritz zu Panzer, Helm und Schwert,
Und zu der Lanz', an der ein Fähnlein flimmert.
„Mein," ruft Agneschen: „iſt der kleine Heerd,
„O ſeht, wie hell das Zinn und Meſſing ſchimmert!"
Geſchäftigernſt ein Schüſſelchen ſie nimmt,
Und brockt aus Zuckerbrod nun eine Suppe.

„Dieß,“ fragt Sophie: „dieß iſt für mich beſtimmt?
Und ſtreckt das Händchen aus nach einer Puppe.

Karl ſetzet die Trompet' an ſeinen Mund
Und bläſ't hinein, daß alles dröhnt und ſchmettert
„Sieh, Brüderchen!“ ruft Lieschen: ſieh, wie bunt!
Indem ſie ſchnell ein Bilderbuch durchblättert.
„Dieß Schreibebuch,“ jauchzt Guſtav: „iſt für mich
„Ha! auf dem Deckel ſtehet Doktor Luther!“
Und dankbar drängen alle Kinder ſich
Liebkoſend jetzt um Vater und um Mutter.

Es nimmt aus ſeiner Gattin Armen itzt
Der Vater froh den jüngſten ſeiner Knaben,
Für ihn auch ſchon ein Taxusbäumchen blitzt,
Den Wolfszahn mit den Glöckchen ſoll er haben,
Und ſilbern in der mütterlichen Hand
Der Glöcklein Ton dem holden Säugling klinget,
Indem ſie ihm an einem Roſenband
Den Nacken, weiß wie Schnee, damit umſchlinget.

Gebenedeites Feſt der Chriſtenheit!
Hier ſieht man nur die Unſchuld ſorglos ſcherzen,
Hier herrſcht Gefühl im Schooß der Häuslichkeit.
Du träufelſt Balſam in zerriſſ'ne Herzen!
Dem, der verfolgt vom feindlichen Geſchick,
Muthlos erlag, dem Schmerz den Buſen ſchwellet,

Rufſt du der Kindheit ſüßen Traum zurück,
Wo Hoffnung noch der Zukunft Nacht erhellet.

All überall wird heut die Freude wach,
Und waltet mild, nach väterlicher Sitte,
Im Schloß nicht bloß, im ſtolzen Prunkgemach,
Oft herzlicher in ſtrohbedeckter Hütte.
In Flammen ſteht der grüne Weihnachtsbaum,
Und Nüſſ' und Aepfel prangen an den Aeſten,
Und mehr erfreut des Goldes leichter Schaum,
Als ſchnödes Gold in ſchimmernden Palläſten.

Hier, in dem Kreis der frohen Kinderwelt,
Muß jeder Gram aus weichen Herzen ſchwinden.
Lernt, die Ihr Euch die Gegenwart vergällt,
Verlornes Glück in guten Kindern finden.
Iſt nur das Herz von Neid und Dünkel rein,
Erblüh'n der wahren Freuden viel auf Erden;
Laßt anſpruchlos uns, wie die Kinder, ſeyn,
So wird die Welt zum Eden wieder werden.

8.

Worauf die Unſchuld längſt ſich freute,
Mit neugiervoller Ungeduld,
Dieß fromme Feſt erneut ſich heute;
Ein Unterpfand der Lieb' und Huld.
Wenn auch der Nordwind heult und ſtürmet,
Der raſche Strom erſtarrt zu Eis,
Empor ſich Schnee zu Hügeln thürmet,
Schlägt doch das Herz, das weiche, heiß.

Und weit umher in allen Zonen,
Wo vor dem Kreuz Andächt'ge knie'n,
Bekenner des Erlöſers wohnen,
Wird heut ein Baum in Flammen glüh'n.
Der Taxus, hell umſtrahlt von Kerzen,
Verkündet dieſen Segenstag,
Und ruft ſchon in des Säuglings Herzen
Den erſten Laut der Freude wach.

Sie kehret, auf der Kleinen Bitte,
In der Verklärung mildem Schein,
In's Schloß des Fürſten, in die Hütte
Des arbeitsmüden Landmanns ein;
Und von Erſtaunen feſtgehalten
Steht heut das Kind am Weihnachtsbaum,

In der vernarbten Bruſt des Alten
Erneuet ſich der Kindheit Traum.

Nicht was des Reichthums Hand verſchwendet,
Die Ueberraſchten heut entzückt,
Auch was die Armuth liebreich ſpendet,
Macht ſchuldlos Jung und Alt beglückt;
Der weichgeſtimmte Geber theilet
Der Kinder namenloſe Luſt,
Wenn ſtarr ihr Aug' auf Gaben weilet,
Wovon ſie früher nichts gewußt.

Herbei, ihr Mädchen und ihr Knaben,
Was eure Sehnſucht leiſ' erfleht,
Sollt ihr an dieſem Abend haben,
Im Lichterglanz es vor euch ſteht.
Hier ſieht man Schwert und Lanze blitzen,
Raſch greift darnach des Knaben Hand,
Er fühlt es, Pflicht ſey's, zu beſchützen,
Zum Mann gereift, das Vaterland.

Hier ſteht ein kleines Spinnerädchen,
In einer Wieg' ein Püppchen liegt;
Es hüpft herbei das holde Mädchen
Das Rädchen drehend, flink es wiegt.
Schon zeigen ſich die zarten Triebe,
Noch ſchlummernd in der Unſchuld Bruſt;

Die Häuslichkeit, die Mutterliebe,
Des künft'gen Gatten Troſt und Luſt.

O ſelig, wer nach frommer Weiſe,
In ſtiller Abgeſchiedenheit,
In liebevoller Kinder Kreiſe
Sich dieſes heil'gen Abends freut.
Das Schickſal kann ihm viel verſagen,
Die Hoffnung hellt den trüben Blick,
Denn ſelbſt in ſchweren Prüfungstagen
Harrt ſein ein neidenswerthes Glück.

Er denkt mit tröſtendem Vertrauen
An ihn, den Mittler dieſer Welt;
Ihm darf nicht vor der Zukunft grauen,
Wenn einſt der Vorhang niederfällt;
Denn die ihm, ach! vorangegangen,
Die Kinder, die er hier vermißt,
Wird er verklärt einſt dort umfangen,
Wo keine bitt're Trennung iſt.

9.

Längſt hat die Nachtigall geſchwiegen,
Verließ uns Schwalb' und Kranich ſchon,
Nur Sperlinge noch zwitſchernd fliegen,
Die Kräh' ächzt nur im rauhen Ton.
Verdorrt ſind längſt des Frühlings Blüthen,
Welk iſt der Kranz vom Erndtefeſt,
Die Trauben, die in Purpur glühten,
Hat ſchon die Kelter ausgepreßt.

Gewölk des Himmels Blau umdüſtert,
Der Nordwind pfeift, der Regen fällt,
Und im Kamin die Flamme kniſtert,
Die frühe Dämmerung erhellt;
Verklungen ſind des Jahres Freuden,
Doch ſchwellt wohlthätig es die Bruſt
Von Alt und Jung bei ſeinem Scheiden
Mit ſüßer Hoffnung, frommer Luſt.

Ein Feſt, ein heil'ges, niederſinket,
Verkündend Gottes Lieb' und Macht,
Ein lichter Stern der Sühne blinket
Durch eine ſchwarzumhüllte Nacht.
Dem Reuigen iſt nicht verloren
Die Hoffnung zu des Himmels Pfad,

Denn der Verſöhner ward geboren,
  Als Opfer fremder Miſſethat.

Demüthig liegt in ſeiner Krippe
  Das Kind des Heils, das göttliche!
Begeiſtert ſtrömt von frommer Lippe
  Gebet des Danks zur Wolkenhöh',
Und der Verklärung ſanfter Schimmer
  Das Dunkel um ihn her erhellt.
Beſcheidne Demuth ſo ſich immer
  Zur Tugend, anſpruchslos, geſellt.

Doch eh' dieß frohe Feſt erſcheinet,
  Zu der geliebten Kinder Luſt
Sich Aelternlieb' und Sorge einet,
  Und heißer wallt die kält're Bruſt.
Die Mutter ſchleichet nun verſtohlen
  Sich zu des Markt's Gewühl hinaus,
Um Weihnachtsgaben einzuholen,
  Und bringt ſie heimlich in das Haus.

Umher das Mädchen und der Knabe
  In jeden Winkel forſchend blickt,
Neugierig ſuchend nach der Gabe,
  Die Beid' im Traum ſchon oft entzückt.
Umſonſt iſt Lauſchen, ſchmeichelnd Fragen,
  Die kleine Ungeduld muß ſchon

Der Ungewißheit Angſt ertragen;
Doch ſüß iſt dieſer Prüfung Lohn.

Der langerſehnte Abend ſinket, —
Wie träge war der Sonne Lauf! —
Der Vater und die Mutter winket,
Und die verſchloſſ'ne Thür ſpringt auf.
Es pochen laut der Kleinen Herzen,
Und auf der Unſchuld Angeſicht
Erglänzt, beſtrahlt von hundert Kerzen,
Der Ueberraſchung Roſenlicht.

Wie angewurzelt ſteh'n die Kleinen
Vor dem erhellten Taxusbaum;
Die Aeltern Wonnezähren weinen,
Der unbefangnen Kindheit Traum
Erneut ſich in erweichten Herzen,
Denn ſolch ein Augenblick verſüßt
Den langen Kampf mit Sorg' und Schmerzen,
Der oft das Loos des Beſſern iſt.

Und ſo wie hier das holde Mädchen
Bald vor der ſchmucken Puppe ſteht,
Und bald das kleine Spinnerädchen
Mit zarten Fingern ämſig dreht,
So ſtand erſtaunt, mit blonden Haaren,
Die runden Wänglein roth und friſch,

Das Mütterchen vor vielen Jahren
Vor'm weißgedeckten Weihnachtstiſch.

So wie der Knab' in muth'ger Freude
Zuerſt hier nach dem Säbel greift,
Und ziehend raſch ihn aus der Scheide,
Umher im Zimmer fechtend ſchweift,
Bis er den Feind von Blei bezwungen,
Geordnet zur Befreiungsſchlacht;
So hat der Vater ihn geſchwungen,
Als Knäblein in Huſarentracht.

O wonneſeliges Vergeſſen
Der Kinder um den Weihnachtsbaum!
Das Obſt, der Kuchen reizt zum Eſſen
Die reichbeſchenkten Kleinen kaum.
Erlöſchen an der Pyramide
Die Lichter all' auch nach und nach,
Das kleine Völkchen wird nicht müde;
Der Freude Rauſch erhält es wach.

Den Lebenspfad uns zu verſchönen,
Das Jahr mit dieſem Feſte ſchließt;
Es nah't mit ſanften Glockentönen
Von Tempeln, Gott geweiht, begrüßt,
Die Fülle reiner Freude hebet
Der Kinder unſchuldsvolle Bruſt;
Den Greis, verjüngend, neu belebet
Der Kindheit längſt verhallte Luſt.

10.

Wie ſie ſchwärmt, die Schaar der Kleinen
Um verſchloß'ne Thüren heut!
Will die Dämm'rung nicht erſcheinen,
Gleich den Schnecken kriecht die Zeit.
Plötzlich hört man Schritte rauſchen,
Und der Vater ſtrafend ſpricht:
„Wer wird an der Thüre lauſchen!
„Art'ge Kinder thun dieß nicht.“

Aber trotz den ernſten Blicken
Schwellet Zärtlichkeit die Bruſt,
Er gedenket mit Entzücken,
Seiner Kindheit reiner Luſt,
Wo ihn einſt dieß Feſt erfreute
In der Unſchuld Heil'genſchein;
An der treuen Gattin Seite
Soll es freundlich ſich erneu'n.

Und die Mutter kommt gegangen,
Freundlicher ertönt ihr Wort;
Klopfend ſanft der Kleinen Wangen:
„Kinderchen, jetzt geht hier fort!“
Lieb' und Folgſamkeit beſieget
Die verpönte Neubegier,

Und der ganze Schwarm jetzt flieget
  Zu der Kinderſtube Thür.

„Weilet dort, bis wir Euch rufen!“
  Spricht ſie: „Keiner laſſ' ſich ſeh'n,
„Sonſt wird an der Treppe Stufen
  „Fort der Weihnachtsmann noch geh'n.
„Frommen Kindern er beſcheeret,
  „Liebreich ihrer er gedenkt,
„Doch wer nicht auf Aeltern höret,
  „Eine Ruth' er Dem nur ſchenkt.“

Und treuherzig drauf Agneſe,
  Ihres Vaters Liebling, ſpricht:
„Liebes Mütterchen, ſo böſe
  „Meint mit uns gewiß er's nicht.
„Artig ſind wir all' geweſen,
  „Und ich kann nun auch ſogar
„Längſt das A B C ſchon leſen,
  „Das mir ſo langweilig war.“

Kleiner Wildfang! fort! geſchwinde!
  Ruft ſie, treibt ſie fort und dann
Spricht ſie: „liebes Männchen! zünde
  „Hurtig nun die Kerzen an!“ —
Man eilt in's verſchloß'ne Zimmer,
  Und der Pyramiden Kranz

Wirft der Lichter hellen Schimmer
Auf der Gaben Zauberglanz.

„Heinrich, Guſtav und Agneſe!“
Ruft das frohe Aelternpaar;
Und mit freudigem Getöſe
Stürmt hinzu die kleine Schaar.
Aber an der Thüre Schwelle
Feſſelt, aus der dunklen Nacht
Schnell verſetzt in Sonnenhelle,
Sie der Gaben bunte Pracht.

Was ſonſt Buden ausgeſchmücket,
Was ihr Auge voll Begier
Sehnſuchtsvoll von fern erblicket,
Stehet überraſchend hier.
Farbenkaſten, Bücher, Karten,
Sind dem Aelteſten beſcheert,
Für den Jüngern prangt ein Garten,
Neben ihm liegt Lanz' und Schwert.

Agnes ſieht — o! welche Freude,
Welch ein köſtlicher Gewinn! —
Eine Pupp' in ſeid'nem Kleide
Und Geſchirr von blankem Zinn,
Schüſſeln, Teller und Terrinen,
Einen Heerd, wo Töpfe ſteh'n,

Und man lieſt aus ihren Mienen:
„Jetzt ſoll es an's Kochen geh'n!"

Nach der biedern Väter Sitte,
Giebt's auch Labung für den Gaum,
Und es ſchimmern in der Mitte
Mandeln an dem Weihnachtsbaum.
Mit Roſinen, honigſüße,
Ganz mit Goldſchaum überdeckt,
Pfefferkuchen, Aepfel, Nüſſe,
Zuckerpuppen, ſelbſt Confekt.

Heil'ger Abend! Huldigungen
Dankbar dir die Andacht weiht;
Kindliche Erinnerungen
Weckſt du noch in ſpät'rer Zeit,
Linderſt Sorgen und Beſchwerden,
Machſt erſtarrte Herzen weich.
Laſſet uns zu Kindern werden,
Ihnen blüht das Himmelreich!

11.

Die Dämmerung mit grauem Schleier
Hernieder auf die Erde ſinkt;
Doch überall der Kerzen Feuer
Urplötzlich durch die Fenſter blinkt.
O, Mutterlieb' und Vatertreue,
Sobald der Abend ſchaurig graut,
Hat zu des heil'gen Feſtes Weihe
Den Kindern liebreich aufgebaut.

Bald muß der Weihnachtsmann erſcheinen,
Den man ſo ſehnſuchtsvoll erharrt!
Jetzt hüpfen frohbewegt die Kleinen,
Die feſtverſchloſſ'ne Thüre knarrt;
Sie naht, die wonnereiche Stunde,
Die Ungeduld'gen zu erfreun,
Und es erſchallt die frohe Kunde:
„Kommt Kinderchen, kommt nun herein!“

Zu Sprüngen wandeln ſich die Schritte,
Stumm in den Glanz man ſtaunend blickt,
Ein Tiſch ſteht in des Zimmers Mitte,
Den Aelternmilde reich geſchmückt,
Und an den grünen Pyramiden,
Um die ein lichter Reif ſich zieht,

Iſt Jedem liebreich das beſchieden,
Was wünſchend oft ſein Mund verrieth.

Es herrſchet heut — o fromme Sitte! —
In jeder weichgeſchaffnen Bruſt,
Im hohen Schloß, in niedrer Hütte
Der Unſchuld unzweideut'ge Luſt.
Die Gottheit ſtieg vom Himmel nieder,
Und dieſer ſel'ge Augenblick
Giebt das verlorne Eden wieder. —
Es blüht nur in der Kindheit Glück.

Nicht in dem reichgeſchmückten Zimmer,
Wo Gaben ſich an Gaben reih'n,
Auch bei des kleinſten Lämpchens Schimmer
Kehrt Freude bei der Armuth ein;
Denn Alle ein Gefühl durchdringet,
Der Aeltern oft geprüfte Bruſt
Schlägt heute freier, ſie verjünget
Der Kinder unbefang'ne Luſt.

Schon nach den bunten Weihnachtsgaben
Des Säuglings kleines Händchen ſtrebt;
Empor den jüngſten ſeiner Knaben
Der Vater zu dem Lichtbaum hebt.
Den Blick das Kind zum Goldſchaum wendet,
Und lallend kaum, es ihn begehrt;

Wohl ihm, wenn ſpäter nichts es blendet,
Das flüchtig ſchimmert, ohne Werth.

Die Schweſter ſchaut mit ſtolzer Miene
Nach ihrem Bruder lächelnd hin;
Sie wählet Schüſſeln und Terrine
Altklug, für Goldſchaum blankes Zinn;
Die Puppe, die ihr ſchon von weitem
In's Auge fiel, ergreift ſie itzt;
Sie muſtert ſie von allen Seiten,
Ob ihr auch Kleid und Häubchen ſitzt.

„Ich ſollte mich mit Puppen plagen!"
Ruft Fritz, beſteigt ſein Steckenpferd,
Die Peitſche knallt, raſch fort zu jagen;
Er zieht das ſichelförm'ge Schwert.
Vorwärts! ſo ſprach einſt Vater Blücher,
Jauchzt er: — „Ich ſtimme damit ein,"
Der Vater ſpricht: „in Deine Bücher
„Schreib' es als Loſungswort Dir ein." —

Wie einſt ein Stern am Himmelsbogen
Den Weiſen wunderbar erſchien,
Der hin zur Krippe ſie gezogen,
In frommer Andacht dort zu knie'n,
So ruft in Millionen Herzen,
Verhüllt ſich heut der kurze Tag,

Der erſte Glanz der Weihnachtskerzen
Anbetung, kindlich fromme, wach.

So mag dieß Feſt Euch All' erſcheinen,
Ihr Väter, Mütter, hochbeglückt,
Die Ihr, umhüpft von frohen Kleinen,
Erneut verklung'ne Zeit erblickt;
Und Euch, die Gram die Stirne faltet,
Das feuchte Auge Sorge trübt,
Getroſt: ein guter Vater waltet,
Der alle uns, wie Kinder, liebt.

12.

Kein ſchimmernd Roth die finſtre Nacht verſcheucht;
Umhüllt von einem dichten Nebelſchleier,
Die Sonne ſpät dem Schooß des Meers entſteigt,
Und kraftlos iſt ihr ſonſt belebend Feuer,
Kein Wellenſpiel in ihrem Glanz ſich zeigt
Auf eisbedecktem Bache, See und Weiher:
Der finſtre Wald ſteht blätterlos, erſtarrt,
Und nur im Schnee der Rabe krächzend ſcharrt.

Kein friſches Grün, der Hoffnung Sinnbild, ſchmückt
Die Gärten und die ſchmelzberaubten Auen,
Wohin das Auge, ſchneegeblendet, blickt,
Iſt keine Blume, ſelbſt kein Halm zu ſchauen,
Das Ohr kein ſüßes Lied im Hain entzückt,
Wo ſeine Sänger ſonſt ſich Neſter bauen.
Fort zogen, fort die Schwalben und die Störche,
Und längſt ſchwieg ſchon auf öder Flur die Lerche.

Der Sturmwind nur um Schloß und Hütte heult,
Wo ſorgſam Thür und Fenſter man verſchloſſen;
Die ſchwarzen Wolken werden nicht zertheilt,
Vom düſtern Himmel ſtürzen praſſelnd Schloſſen;
Verſchüchtert gern man in der Klauſe weilt,
Wo nur an Scheiben weiße Blumen ſproſſen,
Wohin man nicht, nur nach der Flamme ſieht,
Die im Kamin und Ofen kniſternd ſprüht.

Doch nun beginnt ein neues reg'res Leben,
Denn immer näher rückt die Weihnachtszeit;
Der Aeltern Liebe kennet nur ein Streben,
Wie ihre Söhn' und Töch'er ſie erfreu't,
Und Buden ſich an Buden itzt erheben,
Wo jede feil viel bunte Waaren beut,
Und es umkreiſt, im fröhlichen Gedränge
Bei Kerzenſchimmer ſie der Kleinen Menge.

Was nützt und was ergötzt, iſt hier vereint,
Hier ſieht man Mäntel, Mützen, Hauben, Tücher,
Ein Stammbuch für den erſten Jugendfreund,
Reißzeuge, Farbenkaſten, Bilderbücher,
Ein ganzes Heer, ſchlagfertig, hier erſcheint,
An ſeiner Spitze ſteht von Zinn ein Blücher,
Und neben Panzer, Lanze, Helm und Schwert,
Ein Püppchen, eine Wieg', ein kleiner Heerd.

Man eilet fort, um ſorglich auszuwählen,
Was leiſ' und laut der Kinder Mund begehrt,
Nichts ſoll an dem, was ſie gewünſcht ſich, fehlen,
Denn Aelternliebe gern und viel gewährt;
Selbſt was beſcheiden Schüchterne verhehlen,
Wird ihnen, liebevoll erforſcht, beſcheert;
Die Armuth ſpart vom Lohn der fleiß'gen Hände,
Entbehret fromm für eine Weihnachtsſpende.

Des ſchönſten Feſtes heil'ger Abend ſinkt,
Und überall herrſcht Liebe, Freude, Frieden,
Die Herzen all' ein ſüßes Band umſchlingt;
Verſöhnung wird der ſünd'gen Welt beſchieden;
Wie frommen Hirten einſt ein Stern, ſo blinkt
Ein Sternenglanz von grünen Pyramiden,
Zu welchen itzt das Aelternpaar, gerührt,
Mit ſanfter Hand die holden Kinder führt.

Die Thüre knarrt, es ſind mit raſchen Sprüngen
Die Kleinen all' im ſchimmernden Gemach:
Den Tiſch, den weißbedeckten, ſie umringen,
Des freudigen Erſtaunens lautes Ach!
Hört von der Unſchuld Lippen man erklingen;
Im Arm der Amme wird der Säugling wach,
Noch ahnend nicht zukünft'ger Jahre Freuden,
Scheint ſchon ſein Blick ſich an dem Licht zu weiden.

Den Taxusbaum, mit Goldſchaum überdeckt,
Nun die Geſchwiſter, älter, ämſig ſuchen,
Das Winterobſt, das lockende Konfekt,
Den Marzipan, den ſüßen Honigkuchen;
Doch auch nicht Einer aus das Händchen ſtreckt,
Um lüſtern gleich ſein Naſchwerk zu verſuchen,
Das wählt man nur, was oft man heiß begehrt,
Was dauernd nützt, was länger Luſt gewährt.

Der Forſcherblick des Erſtgebornen dringet
Nach dem zuerſt, was ihm am meiſten werth,
Nach einem Buch; der jüng're Bruder ſchwinget,
Leicht, wie der Wind, ſich auf ein Schaukelpferd,
Und Hannchen um den zarten Nacken ſchlinget
Das ſeid'ne Tuch, das Mütterchen beſcheert;
In ihrem kleinen Arm wiegt Albertine
In Schlaf das Püppchen mit altkluger Miene.

Nicht fern davon die Aeltern lauſchend ſteh'n;
Er hat den Arm um ihren Hals geſchlungen.
Um dieſes Abends Wonne zu erhöh'n,
Erwacht die Zeit, die längſt für ſie verklungen,
Verjüngt ſie ſich in ihren Kindern ſeh'n,
Und es erneut ſich durch Erinnerungen
Die Wonnezeit, wo — Bräut'gam noch und Braut —
Mit Kinderſinn, ſie ſonſt ſich aufgebaut.

Vergeſſen iſt in dieſen Augenblicken
Der Dornenkranz, den Mißgeſchick oft flicht,
Des Neiders Groll und des Verfolgers Tücken;
Umſtrahlet von der Hoffnung mildem Licht,
Wird nichts den Muth des Frommen ganz erdrücken,
Des Troſtes Stimm' im Innern zu ihm ſpricht:
„Dir blüht ein Glück, ein reines, auf der Erde,
„Im Kinderkreis, am häuslichſtillen Heerde."

13.

Tobend ſchwingt der Sturm die Flügel,
Alle Fenſter ſind bereiſt,
Schimmerndweiß der Dächer Ziegel,
Und der Schnee bei'm Fußtritt pfeift;
Statt der Wagen ſieht man Schlitten,
Schellen künden ihren Lauf,
Und aus Schlöſſern, wie aus Hütten,
Steiget Rauch in Wolken auf.

Aber mag der Sturmwind brauſen,
Mag es hageln oder ſchnei'n;
Wer kann in dem Zimmer hauſen?
Heil'ger Abend wird bald ſeyn.
Buden ſteh'n in langen Reihen,
Für die Kinder ausgeſchmückt.
Wie die Kleinen ſich erfreuen,
Wie hier alles ſie entzückt!

Nacht bedeckt den trüben Himmel,
Jeder, vor dem Froſt geſchützt,
Eilt in's wogende Getümmel,
Wo der Lampen Schimmer blitzt.
Welche ſüße Augenweide
An der Buden hellem Licht:

Welch Erſtaunen, welche Freude,
Die aus tauſend Augen ſpricht.

Seht, die Mutter kommt gegangen,
Und ihr Liebling ſtreichelt ihr
Mit der kleinen Hand die Wangen:
„Mütterchen, dieß Püppchen mir!“
Und zum Vater ſpricht der Knabe:
„Sage, was wird mir beſcheert?
„Alles, alles, was ich habe,
„Gäb' ich für dieß blanke Schwert.“

Nur Geduld, ihr lieben Kleinen!
Es wird bald der Weihnachtsmann
Ueberraſchend euch erſcheinen;
Heil'ger Abend naht heran.
Liebe führt euch durch die Reihen
Dieſer Buden mit Bedacht,
Bald durch das euch zu erfreuen,
Was ihr wünſchend kund gemacht.

Der erſehnte Abend ſinket.
Kinder, gebt der Freude Raum! —
Auf dem runden Tiſche blinket
Der erhellte Taxusbaum;
Bunt umkränzt von all' den Gaben,
Die beſcheid'ner Wunſch begehrt;

Für die Mädchen, für die Knaben,
Puppenanzug, Steckenpferd.

Und in freudigem Getümmel
Stürzt hinein der Kleinen Schaar,
Keuſcher Liebe reiner Himmel
Oeffnet ſich dem Aelternpaar.
Es erneuen ſich die Scenen
Ihrer Kindheit, ihren Blick
Netzt die ſeligſte der Thränen
Bei der holden Kinder Glück.

Dieſe ſeel'ge Wonn' empfindet
Der nur, den der Ehe Band
An die Auserwählte bindet,
Treu vereint durch Herz und Hand;
Wenn allein im öden Zimmer
Sich der Hageſtolze härmt,
Den heut nicht bei Kerzenſchimmer
Kind und Kindeskind umſchwärmt.

14.

„Weg da!“ ſchallt das barſche Wort
Zu dem neugiervollen Haufen,
Und die kleinen Lauſcher laufen
Plötzlich eingeſchüchtert fort.
Durch das Schlüſſelloch der Thüre
Hat das Auge lang' geſchaut,
Ob man noch nicht aufgebaut,
Nichts vom Kerzenlicht verſpüre.

Hannchen fragt den Bruder Fritz: —
Beide haben ſich verkrochen —
Sage mir, wer hat geſprochen?
Er erwiedert keck und ſpitz:
„Ei, wer wird ſo ſchnell erſchrecken?
„Kenneſt Du den Vater nicht?
„Wenn er heut ſo polternd ſpricht,
„Will er uns nur etwas necken.“

Schon die Nacht hernieder ſinkt
Mit dem trüben Wolkenſchleier,
Und die heil'ge Weihnachtsfeier
Zu der reinſten Freude winkt.
Weicher werden alle Herzen,
Sehnſucht, Hoffnung, Freude wach;

Unter'm kleinſten Hüttendach
Flammen heller bunte Kerzen.

Doch hier tappt der Kinder Schaar
Aengſtlich noch umher im Dunkeln;
Ruhig! ein vertraulich Munkeln
Hört man von dem Aelternpaar.
Durch der Thüre Ritzen blinket
In die Nacht ein lichter Strahl,
Knarrend öffnet ſich der Saal,
Und die Mutter liebreich winket.

Alle treten haſtig ein,
Und die Ungeduld verſchwindet;
Doch ihr Auge faſt erblindet
Bei der vielen Lichter Schein;
Denn die grünen Taxusbäume
Sind in Flammen eingehüllt.
Alle Wünſche ſind erfüllt,
Alle kindlich ſüßen Träume.

Stummes Staunen All' ergreift,
Aber nach dem erſten Schrecken,
Seine Gaben zu entdecken,
Jeder nach dem Tiſche läuft.
Sinnig hat für ihre Lieben
Mutterſorgſalt aufgebaut,

Jedes Wunſches leiſer Laut
Iſt nicht unerfüllt geblieben.

Auf dem Tiſch, ſchneeweiß gedeckt,
Pyramiden ſich erheben,
Honigkuchen ſie umgeben,
Nüſſe, Aepfel und Confekt;
Aber mehr die Kinder freuet,
Was für eine läng're Zeit
Aelterliche Zärtlichkeit
Zu den Näſcherei'n gereihet.

Fritz, was er ſchon längſt begehrt,
Wünſchend oft ſein Mund verkündet,
Eine ganze Rüſtung findet,
Panzerhemde, Helm und Schwert,
Und von bleiernen Soldaten
Iſt ein Heer ihm aufgeſtellt;
An der Spitze ſteht ein Held,
Blücher iſt's, — wie leicht zu rathen.

Hannchen mit den Aeuglein blinkt
Immer ſcheu noch und erſchrocken,
Bis ein Rädchen mit dem Rocken
Näher ſie zum Tiſche winkt.
Lange hat ihr das gefehlet,
Denn die Mutter hat ihr ſchon

Oefter von dem Spinnerlohn,
Der einſt Bertha *) ward, erzählet.

Iſt das Mädchen nicht zu klein?
Darauf kann man ja nicht ſpinnen. —
Nur die Arbeit liebgewinnen
Soll das holde Töchterlein.
O es waren goldne Zeiten,
Als die deutſche Jungfrau ſpann,
Für den künft'gen Ehemann
Sich die Mitgift zu bereiten.

---

*) Bertha, eine junge Bäuerin, aus Martagnana gebürtig, trug einſt ſehr fein geſponnenes Garn zum Verkauf auf den Markt nach Padua. Niemand wollte ihr ſoviel dafür geben, als ſie damit verdient zu haben vermeinte. Sie entſchloß ſich daher, der Gemahlin Kaiſer Heinrichs IV., damals in Padua, dieß Geſpinnſt zum Geſchenk zu überreichen. Die Kaiſerin bewunderte den ſchönen reinen Faden, mehr gefiel ihr aber noch des Mädchens furchtloſe Unbefangenheit. Sie erzählte den Vorfall ihrem Gemahl, und dieſer beſtimmte der Spinnerin einen ſehr anſehnlichen Spinnerlohn. Er erlaubte ihr nämlich, den Faden bei dem Bauergütchen anzubinden, das ihren Aeltern gehörte, und ſchenkte ihr ſo viel Land, als ſie mit ſolchem umziehen konnte. Dadurch erhielt ſie ein anſehnliches Eigenthum an Grund und Boden und ihre Nachkommen wurden die Edlen von Montagna.

Auch prangt hier ein Fingerhut
Für den Finger, zart, behende,
Denn für arbeitſame Hände
Steht der gold'ne Ring nur gut.
Einſt ſoll ſie im Hauſe walten;
Sie hat einen kleinen Heerd,
Der mit Kochgeſchirr beſchwert,
Und ein Eimerchen erhalten.

Solch ein Fingerhut käm' itzt
Viel zu früh für Malchen, jünger,
Einer nur, der nicht den Finger,
Nur den Kopf bei'm Springen ſchützt.
Adalbert, der zweite Knabe,
Der kaum Mutter lallen kann,
Zupft an einem Hampelmann;
Seine ſchönſte Weihnachtsgabe.

Welche reine Wonn' erſchuf
Aelternliebe, welch Entzücken!
Dank ſpricht aus der Kinder Blicken,
Dank der Ueberraſchung Ruf.
Minderlaut ſind die Gefühle
In der treuen Aeltern Bruſt.
O nur ſolche fromme Luſt
Wohnt im häuslichen Aſyle.

Selig, wem es ſich erneut,
Dieſes Feſt! Mit reinem Herzen
Lernt er vielen Gram verſchmerzen
In des Glaubens Freudigkeit.
Mag es toben, mag es ſtürmen,
Der, den dieſer Tag gebar,
Wird in Trübſal und Gefahr
Ihn, der treu ihm folget, ſchirmen.

15.

„Nicht ein Fünkchen iſt zu ſehen,
„Alles iſt ſtockfinſter noch,
„Lauſchend ſtand ich auf den Zehen
„Und ſah durch das Schlüſſelloch;“
Liſpelt Malchen den Geſchwiſtern
Leiſe zu; die Mutter ſpricht:
„Ich verſteh' Dein heimlich Flüſtern,
„Malchen, pfui! das ſchickt ſich nicht.“

Und ſie droht mit ſtrenger Miene;
Doch der Vater ſpricht mit Huld:
„Nachſicht, liebe Karoline!
„Mit der kleinen Ungeduld.
„Haſt Du's nicht im Flügelkleide
„Wie Dein Töchterchen gemacht,
„Harrend auf die Weihnachtsfreude,
„Brach herein die Segensnacht.“ —

Aber — „Heut laſſ' ich's nicht gelten,
„Wonne ſchwellet mir die Bruſt,
„Und ich ſollte mit Dir ſchelten,
„Daß hier ſchweigt der Unſchuld Luſt.
„Tritt an's Fenſter, heller Schimmer
„Strahlet freundlich Haus bei Haus,

„Und in unſerm blauen Zimmer
„Sieht es öd' und finſter aus.

Liebes Männchen! ſchmeichelnd leiſe
Raunt ſie ihm in's Ohr vertraut:
Lang' iſt ſchon nach alter Weiſe
Für die Kinder aufgebaut,
Alles iſt geordnet, leider!
Ward ein Querſtrich mir gemacht,
Denn für Malchen hat der Schneider
Mir das Kleid noch nicht gebracht.

„Nun ſo laß es immer fehlen,
„Lieblos wär' es, Grauſamkeit,
„So das kleine Volk zu quälen,
„Hurtig! es iſt hohe Zeit!“ —
Sie geht fort, da kommt die Dirne,
Die ein kleines Päckchen zeigt,
Winkt verſtohlen; von der Stirne
Plötzlich jede Wolk' ihr weicht.

Freudig ſie den Gang beflügelt,
Albert, Malchen, folgen ihr
Hüpfend nach; doch ſie verriegelt
Hinter ihnen ſchnell die Thür.
Klopfen hilft hier nicht und Bitten,
Mißvergnügt mit trübem Blick

Kehren ſie mit trägen Schritten
Zu dem Vater jetzt zurück.

„Nur Geduld! Ihr Ungeſtümen!
„Alſo ſeyd Ihr jetzt doch hier?
„Bruder Adolph muß ich rühmen,
„Folgſam blieb er hübſch bei mir.
„All' mein Rufen, hier zu bleiben,
„War umſonſt; der Weihnachtsmann
„Wird es hinter's Ohr ſich ſchreiben,
„Er ſo was nicht leiden kann.“

Malchen ſchweiget voll Erſchämen,
Doch der kleine Albert meint:
„Er wird's ſo genau nicht nehmen,
„Er iſt ja der Kinder Freund!“ —
Naſeweis! — Doch ohne Runzeln
Auf dem freien Angeſicht
Und mit unterdrücktem Schmunzeln
Dieſes Wort der Vater ſpricht.

Als ein Herold reiner Freuden,
Kehrt die Mutter jetzt zurück,
Aelternliebe ſoll ſich weiden
An geliebter Kinder Glück.
„Kommt hinüber!“ ſie verkündet;
Wonne macht der Unruh Raum,
Heller iſt ihr Herz entzündet,
Als der lichte Weihnachtsbaum.

Feurig ſtrahlen Pyramiden
Auf dem Tiſche, weiß umhüllt,
Jedem iſt hier mild beſchieden,
Was beſcheid'nen Wunſch erfüllt.
Fromme Liebe hat die Gaben
Sinnig alle hier gewählt,
Für das Mädchen, für die Knaben,
Nichts zu ihrer Freude fehlt.

Neue Bücher, ſchön gebunden,
Sind für Adolph, und ihr Kleid
Wird von Malchen gleich gefunden,
Doch das Püppchen mehr ſie freut.
Sie mit ihm in leichtem Tanze
Trällernd um die Tafel ſchweift;
Albert nach der blanken Lanze
Und dem Helm von Pappe greift.

Bald ihm andre Gaben winken,
Denn in einer Schachtel jetzt
Sieht von Blei er Krieger blinken,
Und er ſie in Rotten ſetzt;
Es ſteh'n vorn die Trommelſchläger,
Eine Fahne weht voran.
„Hier ſind die freiwill'gen Jäger!
„Dort ſteht Landwehr, Mann bei Mann!“

Ruft er, und dann folgt die Frage:
„Väterchen, nach kurzer Zeit
„Ich auch einen Degen trage
„Und ein ſolches ſchmuckes Kleid?

„Mögen dann die Feinde kommen,
„O ich hab' es, im Vertrau'n,
„Mit drei Andern aufgenommen,
„Tapfer werd' ich um mich hau'n.“ —

Hell der Mutter Wang' erglühet,
Halb vor Furcht und halb vor Luſt,
Und in ſüßer Wallung ziehet
Sie den Liebling an die Bruſt:
„Möge Gott Dich ſtets bewahren
„Vor der Zwietracht: Höllengeiſt!
„Ach! Du haſt es nicht erfahren,
„Was ein Mutterherz zerreißt.

„Daß die Welt entſündigt werde,
„Wo die Eintracht ſcheu entflohn,
„Sandte Gott herab zur Erde,
„Als Verſöhner, ſeinen Sohn.
„Frieden hat er uns verkündigt,
„Bruderlieb' uns Alle eint,
„Selig, wer durch ihn entſündigt,
„Liebreich ſegnet ſeinen Feind.“

Berlin, gedruckt bei **W. Schmidt.**

Der Hausfreund.

Eine Sammlung
von Redeſpielen und Scenen zu Polterabenden,
Strohkranzreden, Faſtnachts- und Sylveſterabend-Scherzen und andern Gedichten für
geſellſchaftliche Vereine.

Herausgegeben
von
Karl Müchler.

Berlin,
bei Cosmar und Krauſe.
1831.

Sächsische
Landesbibliothek
- 5. DEZ. 1967
Dresden
G

Vorwort.

Geſelligkeit hat die Natur für jeden Menſchen zu einem unbeſiegbaren Bedürfniß gemacht; er ſchmachtet darnach, wie ſich die Pflanze nach dem Strahl der Sonne wendet. Das Kind weint, wenn es ſich allein ſieht; es ſucht ſeines Gleichen auf, um ſich durch unſchuldige Spiele zu erfreuen; Jüngling und Jungfrau ſehnen ſich nach geſelligem Umgang, ſie wünſchen, ſich gleichfühlenden Herzen mitzutheilen; in dieſem Blüthenalter des Lebens werden dann die ſüßen Bande der Freundſchaft, der Liebe und Ehe geſchloſſen. Im reifern Alter, wo Sorgen und Kümmerniſſe oft den Lebenspfad rauh machen, iſt der geſellige Umgang das heilſamſte

Mittel, ſie zu lindern und zu beſänftigen, und die verklungenen Freuden der früheren Tage zu wecken; ſelbſt der Greis am Rande des Grabes findet in dem Umgang mit Andern Erholung und Erheiterung, und er fühlt um ſo mehr die Laſt ſeines irdiſchen Daſeyns, je mehr er abgeſchieden und auf ſich beſchränkt leben muß. Ein freundlicher Sonnenblick geht über die Wolken ſeiner Stirn auf, wenn ihn ein Freund in ſeiner Einſamkeit beſucht, er lächelt mild bei dem Spiel der muntern Kinder, vielleicht ſeiner Enkel, und in ſeinem Gedächtniß erwacht die Erinnerung ſeiner froh durchlebten Kinderjahre. Kurz, die Geſelligkeit iſt die Würze des menſchlichen Lebens von der Geburt an bis zum Aſchenkruge, und in deſſen Bruſt ſchlägt kein menſchliches Herz, der nicht für ſie empfänglich iſt. Er iſt ein ſelbſtſüchtiger Menſchenfeind.

Zur Veredelung unſers Daſeyns ſind die ſchönen Künſte, Dichtkunſt, Muſik, Malerei, Mimik u. dergl. Daher hat man ſie dazu benutzt, die geſelligen Freuden zu veredeln. Nur wo die Grazien und Muſen walten, wird der Feinfühlende und Gebildete Befriedigung und wahren Genuß finden; da nur herrſcht Sitte und Zartgefühl, nicht rohe Sinnlichkeit und Schwelgerei.

Das Familien- und geſellſchaftliche Leben bietet ſo manche Gelegenheiten dar, Ruhepunkte für das alltägliche Thun und Treiben in den verſchiedenen Wirkungskreiſen des bürgerlichen Daſeyns, wo man ſich den Freuden der Geſelligkeit hingiebt, und zu der allgemeinen Aufheiterung gern beizuſteuern wünſcht.

Vorzüglich ſind dieß die Polterabendfeſte, der Morgen nach einer ehelichen Verbindung, das Faſtenabendfeſt und der letzte Tag im Jahr.

Zu dieſen Feſttagen iſt dieſe Sammlung beſtimmt, um für Einzelne oder auch für Mehrere einen möglichſt mannigfaltigen Stoff zu einer aufheiternden Unterhaltung darzubieten. Daher iſt die Mehrzahl der hier enthaltenen Redeſpiele und Scenen ſcherzhaft; aber es befinden ſich — da auch dem Ernſte ſein Recht gebührt — einige darunter, die eine ernſtere Tendenz haben, obſchon auch dieſe nicht den Charakter des Trübſinns tragen, ſondern nur eine wohlthätige ſüße Wehmuth erregen dürfen, weil ſolche ſonſt den beabſichtigten Zweck verfehlen würden.

Da es aber außer den vorgenannten Feſtagen auch noch andere Gelegenheiten giebt, wo man in einem vertrauten Verein ſich dem Frohſinn überläßt, ſo ſind auch dazu hier einige Beiträge geliefert worden. Zu manchem Liede iſt eine bekannte Sangweiſe gewählt, zu andern wird ſich bei dem Reichthum von deutſchen Liedern, leicht eine paſſende Melodie auffinden. Bei den Verlarvungen ſind bei denen, welche nicht allgemein bekannt ſind, die Coſtüme angedeutet worden, damit derjenige, der in ſolchen erſcheinen will, nicht erſt anderweitig ſich darüber Rathes erholen darf.

Inhalt.

Zu Polterabenden. . . . S. 1—182.
Ohne Verlarvung . . . . 1—18
1. 1
2. 4
Ein Bruder an die Schweſter. (Bei Ueberreichung eines Myrthenkranzes.) 6
An den Bräutigam. Von einem Freunde. (Bei Ueberreichung einer Aſtral-Lampe.) . . . 8
An die Braut. Von einer Freundin. (Bei Ueberreichung einer Gardine.) 9
An eine Braut. Von der Schweſter des Bräutigams. (Bei Ueberreichung eines Brautkranzes.) 11
An eine Jugendgeſpielin. (Bei Ueberreichung einer Taſſe.) 12
An die Braut. Von einer Freundin. (Bei Ueberreichung eines Spielmarken-Käſtchens, auf deſſen Deckel Fortuna abgebildet iſt.) . . . 13
Bei Ueberreichung eines Myrthenkranzes an die Jubelbraut. (Bei einer ſilbernen Hochzeit.) . . 14
Rede bei'm Schluß eines Polterabendfeſtes vor einer ſilbernen Hochzeit. (Gehalten von einem Sohne oder einer Tochter des Jubelpaares.) . . . 16
Mit Verlarvung . . . . 19—182
Ein reiſender Commis einer Weinhandlung . . 19

Seite
Adam. Aus dem Dorfbarbier. (Zum Polterabend einer ſilbernen Hochzeit.) 21
Ein Gärtner. (Zum Polterabend einer ſilbernen Hochzeit.) 22
Eine Köchin. (Zum Polterabend einer ſilbernen Hochzeit.) 23
Ein Zahnbrecher 25
Ein Kammerjäger 28
Ein Briefträger. 31
Ein Böttiger 34
Ein Bänkelſänger 36
Komus 43
Ein Lotterieeinnehmer 46
Ein Mohr 49
Till Eulenſpiegel 51
Ein Eremit 55
Eine Gärtnerin. (Bei Ueberreichung eines Myrthenkranzes an die Braut.) 58
Eine Köchin 61
Ein Keſſelflicker 62
Ein Korbmacher 64
Eine Schneidermamſell 66
Eine Frau mit Klammern 69
Ein Tiſchler 71
Ein Spritzenmann 74
Ein Commiſſionair 77
Ein Hofmeiſter 79
Eine Gouvernante 80
Ein Schreiber 80
Ein Tanzmeiſter 81
Ein franzöſiſcher Sprachmeiſter 83
Eine Nähterin 84
Eine Putzmacherin 85
Ein Jäger 87
Ein Storch, der ſich demnächſt in einen Wurmdoktor verwandelt 91
Ein Stiefelwichſer 92
Ein Schulvorſteher 94
Ein Pflaſtertreter 96

Seite
Ein Courier 99
Ein iſraelitiſcher Zierbengel 110
Ein Mann mit einem Guckkaſten 112
Ein Geſindevermiether 112
Ein Wurmdoktor 116
Ein Hausarzt. (Bei'm Polterabend vor einer ſilbernen Hochzeit.) 121
Don Quixotte und Sancho Panſa 124
Ein Polizeikommiſſarius und eine alte Frau mit Töpfergeſchirr 128
Harlekin und Colombine 133
Ein Bährenführer mit einem Bären . . . 136
Ein Tyroler und eine Tyrolerin 139
Apoll und die neun Muſen 148
Saturn und die vier Jahreszeiten 153
Eine Quadrille von vier Schornſteinfegern und vier jungen Damen 163
Eine herumziehende Schauſpieler-Geſellſchaft . 167
Ein Nachtwächter 177
Strohkranzreden . . . . 180—191
1. 180
2. 184
3. 185
4. 187
5. 189
6. 190
Zum Faſtenabend . . . . 192—206
Faſtnachts-Reglement 192
Faſtenabendlied 195
Ein Mädchen mit einem verhüllten Korbe . . 197
Zwei Männer. 199
Ein Mönch und eine Nonne 201
St. Martin 203
Zum Sylveſterabend . . . 207—235
Das alte und das neue Jahr 207
Saturn 211

Seite
Ein Pantoffelmacher 214
Janus 216
Die vier Jahreszeiten 218
Parentation auf das zurückgelegte Jahr . . . 226
Eine alte Frau 230
Ein Nachtwächter 233

Zu fröhlichen, geſellſchaftlichen Vereinen . . . . . . 236—258

Lied bei'm Bohnenkönigsfeſte 236
Lob des Kaffe's 239
Hymne an Hymen. (Bei einer Vermählungsfeier.) 244
Bei Eröffnung eines geſellſchaftlichen Vereines für die Wintermonate 247
Prolog. Bei dem Anfang von muſikaliſchen Unterhaltungen in einer geſchloſſenen Geſellſchaft . 249
Bei Eröffnung eines Caſino's, Reſſource und ähnlicher geſchloſſenen Geſellſchaften 254
Trinklied 256

Verbeſſerungen.

Seite 22 Z. 5 v. O. lies ſtatt: Deſchiffreur — Dechiffreur
— 42 — 19 — — — den — dem.
— 87 — 4 — — — Dir — Dich.
— 100 — 8 — — — Du wirſt ſie — Und ſie wird.
— 115 die vorl. Z. — — einen — einem.
— 136 und die folg. — — Columbine — Colombine.
— 139 Z. 12 v. O. — — iſt — ſind.
— 162 — 2 — — — lehrt — leert.
— 171 — 1 v. U. — — denn — dann.
— 177 — 3 v. O. — — Vor — Für.
— 202 — 8 — — — In den — dem.
— 208 — 11 — — — Myrthenreiſer — Myrthenreiſern.
— 229 vorletzte Z. — — die — der.

Zu Polterabenden.

I.

Ohne Verlarvung.

1.

Man ſpricht nicht immer, wie man denket,
Oft ändert man auch ſeinen Sinn,
Unſichtbar wird man oft gelenket,
Und reichlich bringet es Gewinn.
Vorzüglich nach der Fabellehre,
Wo Wahrheit ſich mit Dichtung mengt:
Der Sohn der reizenden Cythere
Das Herz des Menſchen immer lenkt.

Ich ſeh's an Dir, Freund! zu der Schwelle
Von Hymen's Tempel führt' er Dich;
Der eingefleiſchte Junggeſelle
Fügt in Cupido's Willen ſich.
„Kein Mädchen ſoll mein Herz beſiegen,"
So prahlteſt Du oft ohne Scheu;

„Ich ſollte mich in's Ehjoch ſchmiegen,
Freiwillig geh'n in Sclaverei?" —

Das Fräulein hier, beſcheiden blöde,
Sprach nie ſo frevelhaft und laut;
Doch war vom Eheſtand die Rede,
Hat ſie zur Erde ſtets geſchaut,
Und wenn, „was meinen Sie?" man fragte,
Erglühte roſig ihr Geſicht,
Und ſie, das Köpfchen ſchüttelnd, ſagte:
„Heirathen? — Nein! das werd' ich nicht."

Geduld, meint' ich, das wird ſich finden,
Und meine Meinung trifft jetzt ein;
Die muntern Gäſte hier verkünden,
Es wird hier morgen Hochzeit ſeyn.
Es ſchmiedete hier ſeine Bolzen
Cytheren's Sohn mit ſchlauer Liſt.
(zu dem Bräutigam.)
Du vor dem Loos der Hageſtolzen,
Geliebter Freund! nun ſicher biſt.

(zur Braut.)
Auch Du haſt beſſer Dich beſonnen,
Dir fällt es jetzt nicht länger ein,
Wie eingeſperrte Kloſternonnen,
Der Ehe Feindin ſtets zu ſeyn.
Dein Herz der Nonne Loos bedauert,
Dir banget vor dem Jawort nicht,
Dich, wie bei'm Fieberfroſte ſchauert,
Wenn man von alten Jungfern ſpricht.

Die Wahrheit ſiegt, in's Herz geſchrieben
Hat unvertilgbar die Natur
Das ſelige Gefühl, zu lieben:
Halb lebt man ohne Liebe nur.

(zu Beiden.)

Von Eurem Wahn ſeyd Ihr geneſen,
Ihr räumt ſein Recht dem Herzen ein,
Zwei Hälften ſeyd Ihr ſonſt geweſen,
Ihr werdet nun ein Ganzes ſeyn.
Ihr werdet, fern von mürr'ſchen Grillen,
Der Menſchheit ſeligſten Beruf,
Wozu die Gottheit Euch erſchuf,
Nicht widerſpenſtig, gern erfüllen.

Das Feſt, das heut die Freundſchaft feiert,
Iſt Bürg' Euch, daß Ihr recht gethan,
Und morgen Euch ſich ganz entſchleiert,
Wie traurig Euer früh'rer Wahn.
Bald jeder Tag Euch neu belehret,
Welch Glück der Ehe Bund gewährt,
Es ſich durch holde Kinder mehret,
Von Liebe, Treu', Vertrau'n genährt.

Lang' mögt Ihr dieſes Glück genießen,
Geprüfter Lieb' und Treue Lohn,
Und neu mag Euch die Myrthe ſprießen,
Sind fünf und zwanzig Jahr' entfloh'n.
Das ſind doch gar zu enge Grenzen,
Denkt Ihr mit Recht, und ich ſtimm' ein:

Das Myrthenfeſt mag Euch einſt glänzen,
Umſtrahlt von einem goldnen Schein.

2.

Wozu, denk' ich, die Mummerei!
Stets zeigt' ich offen mich und frei,
Und ſo will ich es heut auch halten,
Wozu mich lang' erſt umgeſtalten?

Mir die Verſtellung nie gelang,
Unheimlich wird mir bei dem Zwang,
Und bei der Roll' im Maskenſpiele
Ich peinlich mich beenget fühle.

Ich zeige mich Dir, theures Paar!
So wie ich lange Zeit ſchon war,
So, wenn auch Jahr' auf Jahre ſchwinden,
Sollſt Du mich, treu Dich liebend, finden.

Was ich gewünſcht ſeit langer Zeit,
Geht freudig in Erfüllung heut,
Das Vorfeſt zu dem engſten Bunde
Beginnt in dieſer Abendſtunde.

Und Alles, was Dich liebt und ſchätzt,
Vereint zu dieſem Feſt ſich jetzt,
Um Dir in mannichfachen Rollen
Glückwünſche, gut gemeint, zu zollen.

Du ſiehſt hier einen alten Freund,
Der unter dem Gedräng' erſcheint,
Sich anſpruchlos ihm anzureihen;
Ein günſtig Ohr magſt Du ihm leihen.

Zwar er den Scherz, den heitern, liebt,
Allein dem Ernſt er nichts vergiebt,
Bei einem ernſten Schritt in's Leben
Will ich, darf ich ihm nichts vergeben.

Frei war die Wahl, nicht Zwang dabei,
Nicht Eigennutz: ich ſag' es frei:
Wär' durch das Herz ſie nicht geſchehen,
Ihr würdet mich hier heut nicht ſehen.

Kurz, doch gewichtig iſt das Wort,
Das morgen am geweihten Ort
Ihr laut und feierlich verkündet,
Und das Euch für dieß Leben bindet.

Mit ihm gelobet Ihr zugleich
Vertrauen, Lieb' und Eintracht Euch,
Und frommen Muth, in trüben Tagen
Des Schickſals Prüfungen zu tragen.

Euch treu bis in den Tod zu ſeyn,
Der Aeltern Pflichten Euch zu weih'n,
Damit durch ſie auch einſt die Erde
An guten Menſchen reicher werde.

Zu flieh'n das rohe Weltgewühl,
Nur ſuchen Glück in dem Aſyl

Der Häuslichkeit, und Eure Laren
Stets vor Entweihung zu bewahren.

Heil Euch! ruf' ich: liebt Euch, bleibt gut!
Auf dieſen beiden Worten ruht
Der höchſte Segen, Seelenfrieden.
Der ſey vom Himmel Euch beſchieden!

Ein Bruder an die Schweſter.

(Bei Ueberreichung eines Myrthenkranzes.)

In eine Larve heute mich
Wie Andere hier zu verſtecken,
Schien mir bedenklich, ſicherlich
Würd' Jeder mich doch gleich entdecken;
Denn was in dieſem Herzen ſpricht,
Iſt das Gefühl der Bruderliebe,
Und dieſe reinen, zarten Triebe —
Sie ſind zu ſtark — verbirgt man nicht.

Drum in dem fröhlichen Vereine
Der Freund' um ein geliebtes Paar,
Ich ohne Maskenkleid erſcheine,
Und das, was ich von Herzen meine,
Mach' ich hier kunſtlos offenbar.

Dieß Vorfeſt zu dem heil'gen Bunde
Der morgen Herzen eng vereint,
Gilt Dir, o Schweſter! bald erſcheint

Die ſchöne, folgenreiche Stunde,
Wo Dich ein heil'ger Segen weiht,
Beglückt zu ſeyn und zu beglücken,
Und in dem freigewählten Stand
Der Freudenblumen viel zu pflücken,
Die Dir bisher noch unbekannt.

Nimm dazu jetzt von meiner Hand
Den Myrthenkranz, um Dich zu ſchmücken,
Die Bruderliebe Dir ihn wand:
In ihm mit fröhlichem Erbeben,
In jedem Knöſpchen, jedem Blatt,
Dieß Herz Dir für das künft'ge Leben
Der Wünſche viel geflochten hat.
Was ich gefühlt, als ich gewunden
Die Myrthenkrone für Dein Haar,
Das hat für dieſes theure Paar
Auch der Geſchwiſter Bruſt empfunden,
Und ſolche Wünſche werden wahr.

Du folgſt dem Ruf der Liebe! — Zwar
Wirſt Du aus unſerm Kreis entrücket,
Doch tragen gern wir den Verluſt:
Wir Alle ſind es uns bewußt,
Der Gott der Ehen Dich beglücket,
Und dadurch büßen wir nichts ein:
Wir werden nach der Myrthenfeier
Dir als Geſchwiſter ſtets ſo theuer,
Wie wir es früher waren, ſeyn

Noch einen Wunſch laß jetzt Dir weih'n:
Nicht morgen bloß ſchmück' Deine Haare,
Geliebte Schweſter, dieſer Kranz.
Entſchwinden froh Dir funfzig Jahre,
Trag' ihn, umſtrahlt von gold'nem Glanz.
Von Kindeskindern froh umgeben,
Mag dann ein Jubelruf, wie heut,
Von Lippen treuer Freunde ſchweben.
Jetzt tön's: es ſoll das Brautpaar leben!
Einſt wird, nach frohverlebter Zeit,
Vivat dem Jubelpaar geweiht.

An den Bräutigam.

Von einem Freunde.

(Bei Ueberreichung einer Aſtrallampe).

Des Lebens Pfad durch Irrgewinde,
Durch dunkle Schluchten oft uns führt;
Wer ſo, wie Du, darüber meditirt,
Daß er zurecht ſich immer finde,
Zuweilen doch in unwegſame Gründe
Und unfruchtbare Steppen ſich verliert,
Macht nicht des reinſten Lichtes Quelle,
Der Liebe Strahl den Pfad ihm helle.
Dir, Freund! ein ſolcher Strahl jetzt glänzt,
Ein Leitſtern Deinem künftgen Leben,
Denn ſie, die Dir ihr ſanftes Herz gegeben,
Für Dich die Myrthe morgen kränzt.

Geſpielin früherer goldner Zeiten,
Wird ſie nun für die Folgezeit
Dich nur auf Blumenwege leiten.
Das wahre Glück kann Häuslichkeit,
Kann Lieb' und Eintracht nur bereiten,
Und, dieſer Lampe Schimmer gleich,
Wird ſie durch treue Lieb' um Euch
Ein magiſch mildes Licht verbreiten.

Sollte der Bräutigam nicht ſchon früher die Braut gekannt haben und gleichſam mit ihr aufgewachſen ſeyn, ſo iſt ſtatt des Schlußes, von den Worten an: Geſpielin früher goldner Zeiten, dafür zu ſagen:

Dein harren, Freund! jetzt gold'ne Zeiten,
Der Holden, die ſich Dir geweiht.
Dein Genius, wird für die Folgezeit
Dich nur auf Blumenwege leiten.
Das wahre Glück u. ſ. w. zum Schluß.

An die Braut.

Bei Ueberreichung einer Gardine.

(Von einer Freundin.)

Geſponnen wird doch nichts ſo fein,
Verrathen wird es endlich ſeyn,
So ging es auch mit Deinem Herzen:
Was Dir allein bekannt nur war,
Ward rund umher nun offenbar,
Und morgen brennen Hymen's Kerzen.

Ein ſchöner Brauch aus alter Zeit
Sind Polterabende, und heut
Vereint zu ſolchem Feſt hier viele.
Vor allen hin zu Dir mich's zieht,
Denn in der Bruſt mir Freude glüht,
Nah biſt Du an des Glückes Ziele.

Was ſonſt Geheimniß war, ward kund,
Geſchloſſen wird der ſüße Bund,
Der Wonnen viele Dir zu ſpenden.
Dir Lieb' und Freundſchaft Gaben beut:
Nimm, holdes Bräutchen, darum heut
Hier dieß, ein Werk von meinen Händen.

Es läuft ein junges Ehepaar —
Groß iſt die Neugier — oft Gefahr,
Daß man zur Unzeit es belauſchet.
Hier die Gardine ſchützet dann,
Daß man es nicht bemerken kann,
Wann es um Küſſe Küſſe tauſchet.

Es heißt zwar — doch ich glaub' es kaum —
Daß nach der Flitterwochen Traum
Man pred'gen ſoll vor der Gardine.
Dir, ſanftes Täubchen! fällt's nie ein,
Ein frommer Engel wirſt Du ſeyn,
Holdſelig ſtets in Wort und Miene.

An eine Braut.

Bei Ueberreichung des Brautkranzes.

(Von der Schweſter des Bräutigams.)

Bald ſchlägt die ernſte Feierſtunde,
Wo zu dem engſten Herzensbunde
Dein Ja ertönet am Altar,
Darum bring' ich, bewegt Dir heute
Hier dieſen Kranz von Myrthen dar:
Ihn Dir die reinſte Freundſchaft weihte.
Es prangt mit Knospen roth und weiß
Hier dieſer Kranz von Myrthenreis,
Durch ſeine Farben zu bekunden,
Wie Lieb' und Unſchuld ſtets verbunden,
Und ſo wie ſeiner Blätter Grün,
Soll in den künft'gen Lebensſtunden
Die ſüße Hoffnung ſtets Dir blühn.

Hier dieſer Kranz von friſchen Myrthen
Giebt auf den Schweſternamen mir
Ein ſüßes Anrecht, wird er Dir
Die Stirn, die heitere, umgürten;
Dir werd' ich Schweſterliebe weih'n,
Und Deiner Liebe mich erfreu'n.

An eine Jugendgeſpielin.

(Bei Ueberreichung einer Taſſe.)

Ich komme nicht vermummt zu Dir,
Geſpielin meiner Jugendſtunden,
Die ſtets ich treu bewährt gefunden,
So wie ich bin erſchein' ich hier.
Denn fremde Tracht und Masken Zier
An dieſem Feſt, mich zu verhehlen,
Würd', ohne Nutzen doch bei Dir,
Den Zweck, zu täuſchen, gleich verfehlen.
Zu nah verwandt ſind unſre Seelen.

So wie mein Innres treu und wahr
Und unverſtellt, ſtell' ich mich dar,
Die frommen Wünſche, die im Stillen.
Mein treues Herz Dir ſtets geweiht,
Geliebte Jugendfreundin! heut
In ſüßer Ahnung, zu enthüllen.
Heut; wo dieß Herz ſich hoch erfreut,
Zu ſeh'n Dich an des Theuern Seite,
Der ſich mit Herzensinnigkeit
Dir für ſein künft'ges Leben weihte,
Des Auserwählten, ſtets bereit
Den Unterdrückten beizuſtehen,
Ein Diener der Gerechtigkeit,
Die Bahn mit feſten Muth zu gehen,
Die zu dem Heiligthume führt,
Das Themis Schwert und Wage ziert.

Mein Herz Dir freudig prophezeiht,
Durch ihn, der Menſchenfreundlichkeit
Mit Eifer für das Recht verbindet,
Wird für die ſpäte Folgezeit
Für Dich ein dauernd Glück gegründet.

Nimm, Freundin! zur Erinnerung
An dieſe ſüße Feierſtunde,
Das Vorfeſt zu dem engſten Bunde,
Der Herzen treuſten Einigung,
Hier dieß Geſchenk aus meinen Händen,
(ſie übergiebt die Taſſe.)
Wann roſig Dir der Morgen winkt
Mag es Dir, Theure! Stärkung ſpenden,
Und wenn die Sonn' am Abend ſinkt,
So trink' daraus mit heitren Blicken,
Dich zu erlaben, zu erquicken.

An die Braut.

Von einer Freundin,

(bei Ueberreichung eines Spielmarkenkäſtchens, auf deſſen Deckel Fortuna abgebildet iſt.)

Es werden heut' in mancherlei Geſtalten
Verlarvte Dir Geſchenk und Wünſche weih'n
Ich will nur — fern von dieſen Mummerei'n —
Mit Dir's, o Braut! wie immer halten.
Ich zeige mich, ſo wie ich bin,

Und bringe Dir an dieſem Feſte,
In dem Gewühle froher Gäſte,
Hier meinen Wunſch und dieſes Käſtchen hin.

Ein ernſtes Spiel iſt dieſes Leben,
Und ernſter noch der Eheſtand:
Doch, wer ſein Herz und ſeine Hand,
Nach freier Wahl dem Manne nur gegeben,
Den man der Liebe werth erkannt,
Dann wird Gott Hymen ſolch ein Band
Aus Myrthen nur und Roſen weben.
Dieß kann ich Dir, o Freundin! prophezeihn,
Fortuna, ſonſt die wandelbare,
Wird immer Dir zur Seite ſeyn.
Heil Dir, ſtehſt Du am Traualtare;
Sprich einſt — entflieh'n Dir frohe Jahre —
Was ich gewünſcht, traf pünktlich ein.

Bei Ueberreichung eines Myrthenkranzes an die Jubelbraut.

(Bei einer ſilbernen Hochzeit.)

Geborgt iſt nicht geſchenkt, dies Sprichwort trifft heut ein,
Ich wollte ſchon vor fünfundzwanzig Lenzen
Der Braut, zu Hymens Feſt, die Myrthenkrone weihn,
Und ihre heitre Stirn damit ſymboliſch kränzen:

Doch eilen thut nicht gut, ſchmerzhaft hab' ich's erfahren,
Manch Hinderniß traf mich auf meiner langen Bahn,
Und heute komm' ich erſt, nach vielen langen Jahren
Gehemmt in meinem Lauf, zu Euch, Ihr Lieben! an.

Wie hat ſeit dieſer Zeit ſich alles umgeſtaltet,
Und welch ein Glanz herrſcht hier, welch' eine Kleiderpracht.
Was damals Mode war, iſt alles längſt veraltet,
Doch ich, — wie Ihr hier ſeht — blieb treu der alten Tracht,
So wie ich, Theure! Euch in Freundſchaft treu geblieben,
Auch in der Ferne mich erfreut an Eurem Glück;
Und wie bin ich beglückt, daß mich zu Euch, Ihr Lieben,
Zum Silberhochzeitfeſt geführt mein gut Geſchick.

Daß ich Dir Jubelbraut, mit dieſem Kranz von Myrthen
Der Dir ſo lange ſchon von mir beſtimmet war,
Bei dieſem frohen Feſt die Stirne kann umgürten:
Es ward kein Blättchen welk in fünfundzwanzig Jahr!
Dieß mag, Ihr Theuren! Euch prophetiſch heut verkünden,
Vereinet durch der Lieb' und durch der Eintracht Band,
Wird bis zum goldnen Feſt Euch froh dieß Leben ſchwinden,
Und einen neuen Kranz flicht dann Euch meine Hand.

Rede

bei'm Schluß eines Polterabendfeſtes, vor einer ſilbernen Hochzeit.

gehalten von einem Sohne oder einer Tochter des Jubelpaares.

Es haben Freundſchaft, Liebe, Herzlichkeit
Sich hier zu einem engen Bund vereinet,
Ein Myrthenfeſt, das morgen ſich erneut,
Und in dem reinſten Silberglanz erſcheinet,
Zu feiern. Euch, Ihr Theuren! iſt's geweiht,
Und Jeder, der es bieder mit Euch meinet,
Zollt, Eures ſtillen Werthes ſich bewußt;
Euch fromme Wünſch' aus einer treuen Bruſt.

Doch tiefbewegt iſt dieſes Herz vor allen,
Und der Geſchwiſter, die hier um mich ſteh'n;
Von Lieb' und Dank der Kinder Herzen wallen,
Da wir Euch heut in dieſem Kreiſe ſeh'n;
Es iſt für Euch ein ſchönes Loos gefallen,
Auf's neu' erblühet Euch die Myrthe ſchön,
Die Mutter, Dir das Haar als Braut umſchloſſen.
Es iſt ein Viertelſäkulum verfloſſen.

Der Seelen Frieden ſpricht aus Eurem Blick,
Es ruft Erinnerung in dieſen Stunden,
Die Freuden, die verklungnen, Euch zurück;
Seit Euch der Ehe heil'ges Band verbunden,
Es freut Euch ſelbſt heut jedes Mißgeſchick,
Das Ihr durch Glaub' und Hoffnung überwunden,
Und dieß Vertrau'n, dieß Feſt, das Euch geweiht,
Die Wiederkehr Euch golden prophezeiht.

Das

Das Dankgefühl, das uns in's Herz geſchrieben,
Sagt keine Sprache, ſingt kein Saitenſpiel,
Es iſt der ſeligſte von allen Trieben,
Es iſt das reinſte, innigſte Gefühl,
Wir werden ſtets, Euch, theure Aeltern, lieben,
Es ſey, wie ſonſt ſtets, unſres Strebens Ziel.
O frommer Wunſch der Töchter und der Söhne,
Daß ihre Lieb' Euch Euer Seyn verſchöne.

Ich bringe, heißgeliebtes Jubelpaar!
In dieſer langerſehnten Abendſtunde,
Das Herz ſo froh bewegt, hier am Altar,
Mit den Geſchwiſtern all' im engſten Bunde,
Dir dieß Gelübd' als Zoll des Dankes dar,
Es ſchweb' empor tief aus des Herzens Grunde.
Ihr Alle ſtimmt in meinen Ruf jetzt ein:
So froh wie heut, ſollſt Du noch lange ſeyn!

Geſang:

Heil Euch Heil, Ihr theuren Beide!
Wenn der Abend heute ſinkt,
Morgen dann zur ſüßen Freude,
Euch der Strahl der Sonne winkt.

Fünfundzwanzig Jahre ſchwanden,
Wo ein Schwur der Lieb' und Treu'
Euch vereint mit Blumenbanden.
Dieſes Feſt wird morgen neu!

Alle die verſchwundnen Zeiten
Sehet Ihr vor Eurem Blick

Wiederum vorübergleiten,
Schmeckt auf's neu' genoß'nes Glück.

Von der Kinder Kreis umgeben,
Und von Freunden froh umringt,
Euer frühes Blüthenleben
Morgen wieder ſich verjüngt.

Doch dabei ſoll es nicht bleiben,
Das verkünden heut wir Euch:
Gold'ne Knospen ſoll noch treiben
Später Euer Myrthenzweig.

Enkel zählt Ihr dann, Ihr Theuern!
Und die muntern Kleinen dann,
So wie wir, dieß Feſt einſt feiern.
Darauf ſtoßet Alle an!

Frommer Wunſch zum Himmel walle,
Lieb' und Freundſchaft bringt ihn dar,
Und im Jubelchor erſchalle:
Lebe hoch, o Jubelpaar!

II.

Mit Verlarvung.

Ein reiſender Commis einer Weinhandlung.

Als mich mein Herr auf Reiſen ſandte,
Er ſich noch freundlich zu mir wandte:
„Mein Wein iſt gut, d'rum ſuche mir
„Recht viele Kunden noch dafür.“

Den Rath befolg' ich treulich immer,
Darum tret' ich auch in dieß Zimmer,
Weil hier ein Polterabendſchmaus,
Und biete ſeine Wein' itzt aus,

(Zu dem Brautpaar.)

Ich wende mich an Euch vor Allen,
Ihr Beiden! er wird Euch gefallen:
Was ich als Proben mitgebracht,
Hat Kunſt nicht, nein, Natur gemacht.

In's Reich des Hymen geht Ihr morgen;
Für Wein muß man im Hausſtand ſorgen,

Bei gutem Haushalt muß der Wein
Vorräthig ſtets im Keller ſeyn.

Ihr brauchet ihn für liebe Gäſte,
Vorzüglich bei dem Wiegenfeſte,
Das nun, wenn Ihr verbunden ſeyd,
Im Jahre doppelt ſich erneut.

Ein reines Weinchen — wohl zu merken —
Die junge Frau dadurch zu ſtärken,
Wenn ſie, wie bald gewiß ſich's fügt,
In ihrem Arm den Säugling wiegt.

Auch ächte Wein' zu Kindtaufſchmäuſen,
Die feil ich biete, wird man preiſen:
Mein Herr — die Firma iſt bekannt —
Hat weit und breit ſie längſt verſandt.

Sie mögen itzt ſich ſelber loben!
Ich bring' Euch davon ein'ge Proben,
(er ſetzt einen Korb mit Wein vor dem Brautpaar hin.)
Schenkt ſie bei dieſem Abendſchmaus,
Mir Kunden zu verſchaffen, aus.

Allein es muß, vor allen Dingen,
Ein Toaſt dem jungen Paar erklingen,
Das laß ich mir nicht nehmen! — Nein! —
Werthvoller macht er dieſen Wein.

Es gleiche, theures Paar! Dein Leben,
Dem Saft der vaterländ'ſchen Reben,
Ihm — fragt die Kenner all' — die Zeit
Stets einen höhern Werth verleiht.

Adam.

(Aus dem Dorfbarbier.)

Ich brauch' mich nicht zu nennen,
Erſchein' ich hier vor Euch,
Ihr werdet mich ſchon kennen,
Ich blieb mir immer gleich.
Vor fünfundzwanzig Jahren —
Mir iſt's, als wär' es heut —
Wir hier recht luſtig waren:
Das war noch eine Zeit!

Mich zählt man zu den Alten,
Doch mit der Gegenwart
Will ich's, wie immer halten,
Das iſt ſo meine Art,
Und meinen Wunſch erneuern,
Den ich Euch einſt gebracht,
Und dieſen Abend feiern,
Den Silber köſtlich macht

Mir wollt' es nicht gelingen,
So lang' ich auch barbiert,
Zum Silber es zu bringen,
Wie's wol dem Fleiß gebührt,
Von Meſſing blieb mein Becken,
Dieß war des Schickſals Schluß.
Sich nach der Decke ſtrecken,
Dacht' ich, ein Weiſer muß

Daß es Euch mehr geglücket
Mich ohne Neid ergötzt,
Kein Zahn — das ſich nicht ſchicket —
Nur's Meſſer wird gewetzt,
Wenn Ihr auch nicht wie früher
Nach mir ſo häufig ſchickt,
Weil's mir, als Zahnauszieher,
Einmal nicht recht geglückt.

Ich kann das ſchon verſchmerzen,
Laß ich bei Euch kein Blut,
Ich bin Euch doch von Herzen
Als alte Kunden gut,
Zum Polterabendſchmauße,
Den zweiten komm' ich hier.
Geduld! — Nach gleicher Pauſe
Begeht den dritten Ihr.

Ein Gärtner.

Viele Jahre ſind verſchwunden,
Als am Polterabend ich
Dir den Myrthenkranz gewunden,
Bräutchen, jung und minniglich.

Zarte Blumen ich Dir weihte,
Und dem wackren Bräutigam,
Der, beglückt an Deiner Seite,
Sie aus meinen Händen nahm.

Solch ein Feſt ſich heut verjünget,
Solch ein Polterabendſchmaus,
Und der alte Gärtner bringet
Jedem von Euch einen Strauß.

Jubelbraut! um dieſe Myrthen
Strahlt ein ſilberfarbnes Licht,
Deine Stirne zu umgürten;
Dieſe Myrthe welket nicht.

Dauernd wird ſie ſich erhalten
Noch ein Viertelſäkulum,
Dann, ſich ſchöner zu geſtalten,
Wandelt ſie in Gold ſich um.

O wie würd' es mich beglücken,
Könnt' ich dann auch, ſo wie heut,
Euch mit Flora's Kinder ſchmücken,
Die Euch treue Freundſchaft beut.

Seht in dieſer Sträußer Mitte,
Iſt ein Blümchen, blau und licht,
Dieſes pflegt mit Lieb', ich bitte:
Denn es iſt Vergißmeinnicht.

Eine Köchin.

Ihr ſeht mich ſo verwundert an,
„Was will denn die hier?“ denkt Ihr Beide

Ich mir es leicht erklären kann,
Ein Viertelſäkulum verrann,
Wo bei der Polterabendsfreude,
Ihr waret Braut und Bräutigam.
Noch in des Lebens Blüthentagen
Ich voll Vertrauen zu Euch kam,
Um meinen Dienſt Euch anzutragen.

Ich fand Gehör bei Euch, allein
Zu meiner Schande muß ich's ſagen
Nicht recht gefügig wollt' ich ſeyn,
Jung, bauet in der Luft man Schlöſſer,
Ich kündigte den Dienſt, vielleicht
Geht dir's bei andrer Herrſchaft beſſer,
Doch aus dem Regen, wie mir's däucht,
Kam, leider! in die Trauf' ich immer,
Nicht beſſer hatt' ichs, aber ſchlimmer.
Noch denk' ich an die ſchöne Zeit
Von Euren ſüßen Honigwochen,
Mehr, als Ihr Euch davon verſprochen,
Genoßt Ihr in der Wirklichkeit,
Und ämſig ſtand ich an dem Heerd
Dem Kleinen, den es Euch beſcheert,
Der Bruſt entwöhnt, Milchbrei zu kochen
Für unentbehrlich ich mich hielt,
Und darauf fing ich an zu pochen.
Mein Unrecht hab' ich tief gefühlt,
Denn, da ich Euch den Dienſt gekündigt,
Ging mir es in der Folge ſchlecht,

Doch es geſchah mir ſchon ganz recht.
Ich hatte mich dadurch verſündigt.

Es hat mich lange ſchon gereut,
Doch wollt' ich nie aus Schüchternheit,
Es ehrlich zu geſtehen wagen,
Allein bei dieſem Feſte heut
Muß ich es Euch, Ihr Theuren, ſagen
Ihr viele Jahre älter ſeyd,
Ich zähl' von meinen Lebenstagen
Nicht weniger, ich bin bereit,
Der Küche wieder vorzuſtehen,
Und jetzt, gewitzigt durch die Zeit
Wird Alles noch weit beſſer gehen.
Zum goldnen Polterabendſchmaus,
Beſorg' ich zu dem ſeltnen Feſte
Die Küche für das volle Haus,
Zufrieden ſtell' ich alle Gäſte,
Ihr freilich machet ſtets das Beſte
Wie eh'mals und wie heute aus.

Ein Zahnbrecher*).

Wenn, wer ich bin, Ihr auch nicht wißt,
So könnet Ihr's doch nicht verfehlen,
Seht mich nur an, denn zu verhehlen

---

*) Er erſcheint altfränkiſch koſtümirt, mit einem kleinen Galanteriedegen an der Seite, und es hängen ihm aufgereihete Zähne um den Hals bis auf die Bruſt.

Nicht meines Gleichen Fehler iſt:
Und kurz und gut: ich bin Dentiſt!
Ich durch die Welt ſchon lange reiſe,
Wo vielen Ruhm mein Nam' erhielt,
Und überall ward von mir leiſe —
Es iſt ſo meine Art und Weiſe —
Ein Jeder auf den Zahn gefühlt.
Um mich auch hier zu präſentiren,
Erwählt' ich klüglich dieſes Haus
Hier iſt ein Polterabendſchmaus,
Da will ich mich recommandiren.
Doch unter dieſer Gäſte Schaar,
Die ſich ſo zahlreich eingefunden,
Such' ich mir nur zwei liebe Kunden,
Das liebevolle junge Paar!

(Auf das Brautpaar deutend.)

Hier ſitzt es! — Es riecht den Braten
Der ſelber, den der Schnupfen quält.
Verdienſt iſt's nicht, es zu errathen,
Sich Lieb' und Huſten nicht verhehlt,
Es aus den Mienen aus den Blicken
Aus den Gebehrden deutlich ſpricht
Säh' man das ſanfte Händedrücken —
Sonſt nur verſtohlen — jetzt auch nicht,

(Zu dem Brautpaar.)

Erſparen kann ich's mir, Ihr Lieben,
Euch auf den Zahn zu fühlen, klar
Steht es auf Eurer Stirn geſchrieben,
Ihr werdet morgen ſchon ein Paar,

Heut wird gewiß kein Zahn Euch ſchmerzen,
In keinem pocht es Euch und ſticht,
Es pocht allein in Eurem Herzen:
Doch dieſes Pochen quält Euch nicht,
Der Arzt, Gott Hymen, fern nicht weilet,
Und ein Arkanum er beſitzt,
Womit er ſolche Wunden heilet,
Die Amor's ſcharfer Pfeil geritzt.

(Zur Braut)

Frei wirſt Du nicht von Zahnweh bleiben
Das ſag' ich Dir, mach' Dich gefaßt:
Doch iſt es eine ſüße Laſt,
Dieß Zahnweh kann kein Arzt vertreiben,
Allein es mit der Zeit verfliegt,
Wenn ſich ein Säugling an Dich ſchmiegt.

(Zu Beiden)

Zwar neue Angſt ergreift Euch beide,
Schmerzt ſelber Euch auch nicht ein Zahn,
Bricht ſchmerzhaft ſich der erſte Bahn
Bei'm Erſtgebor'nen, doch dem Leide
Folgt bald auch eine ſüße Freude,
Wenn deutlich er ſich ſehen läßt,
Das wird für Euch ein Freudenfeſt!

Für Eure Zähne hat hienieden,
Bei Mühe, Fleiß und Sparſamkeit
Auf Eure künft'ge Lebenszeit,
Das Schickſal Euch genug beſchieden,
Gebrauchet fleißig immer nur
Mein Pulver, meine Zahntinktur:

Wenn dieſe Mittel Ihr beſitzet
Und meine Bürſten weich und fein;
Es Euch vor jedem Uebel ſchützet.
Laßt mich ſie Euch, Ihr Theuern, weih'n.
(Er übergiebt der Braut eine Zahnbürſte und eine Flaſche mit Zahntinktur, dem Bräutigam ebenfalls eine Bürſte und eine Schachtel mit Zahnpulver *).

Noch einen Rath, er iſt von Nutzen,
Laßt Euch von keinem Andern je —
Oft trügt der Schein — die Zähne putzen:
Sie thun darnach ſehr lang' oft weh!

Ein Kammerjäger.

Man ſieht den Titel mir nicht an,
Den in den Zeitungen ich führe,
Womit in ihnen dann und wann
Ich meine Kunſt rekommandire;
Dann müßte man in Grün mich ſeh'n,
Mit Büchſ' und Jagdtaſch' auf dem Rücken,
Doch davon kann man nichts erblicken,
Denn damit werd' ich niemals geh'n.

Ich zwar den Namen Jäger führe,
Doch nie auf Stoppelfeld und Flur
Und in dem dunklen Waldreviere
Jag' ich, in Kammern jag' ich nur;

---

*) In der Büchſe und Schachtel kann auch ein anderes beliebiges Geſchenk enthalten ſeyn.

Mich kümmern nicht des Forſtes Thiere,
Nie ſtell' ich Haſen, Rehen nach,
Nur Thieren, die bei Menſchen hauſen,
Und unter ihrem ſtillen Dach
Vom Speiſekammer-Vorrath ſchmauſen:
Es fällt gewiß jetzt Jedem ein,
Ein Kammerjäger muß ich ſeyn.

Das bin ich auch, Ihr lieben Leute!
Und weiter nichts — Stell' ich mich heute
Zu dieſem Feſte hier auch ein,
Geſchieht es dieſes Pärchens wegen,
Mein wird es bald benöthigt ſeyn:
Bald werd' ich mein Arkan ihm legen,
Um es von böſen Gäſten zu befrei'n.
Sie pflegen ſich bei Junggeſellen
Und Jungfrau'n ſelten einzuſtellen;
Im Hausſtand dringen ſie nur ein.

Wenn morgen nun die Sonne glänzet,
Entſagt Ihr Eurem led'gen Stand,
Dich, Braut, die Myrthenkrone kränzet,
Es prangt ein Trauring an der Hand;
Ein gleicher Ring Dich, Bräut'gam, ſchmücket
Und Euch der Ehe ſüßes Band
Durch ſeine Wonnen dann beglücket.
Doch wollt Ihr ungetrübt Euch freu'n,
Müßt Ihr — glaubt mir's — vor allen Dingen
Von Ungeziefer Euch befrei'n,
Das ſtellt ſich nur zu häufig ein.

Ich komm', ein Pulver Euch zu bringen,
(Er überreicht ſowohl der Braut als dem Bräutigam eine Schachtel mit einem darin enthaltenen beliebigen Geſchenk.)
Das es verſcheucht von Eurem Heerd.
Nicht ein gemeiner Rattenfänger
Bin ich, ich habe größern Werth;
Mein Pulver ſcheucht die Müßiggänger,
Die frechen Diebe edler Zeit,
Von Poſſenreißer, Speichellecker
Und Ohrenbläſer es befreit,
Von Eitlen, die nie ihren Höcker,
Nur fremde, kleine Fehler ſeh'n,
Sich auf Verläumdung nur verſteh'n,
Und von dem ausgelernten Schmecker,
Dem Euer Tiſch und Wein behagt,
Und der mit Langerweil' Euch plagt;
Von falſchen Freunden und Freundinnen,
Die ſich voll Argliſt nur bemüh'n,
Bei Euch Vertrauen zu gewinnen,
Um hämiſch Gift daraus zu zieh'n.
Mit einem Wort, von allen Plagen
Des Umgangs, der Geſelligkeit,
Was Dornen auf den Pfad uns ſtreut.
Mein Pulver wird dieß all' verjagen.

Ein ſchöner Daſeyn wird Euch tagen
In einem innigen Verein;
Der eig'ne Heerd wird Euch genügen,
Euch nicht berauſchendes Vergnügen,

Das leer die Herzen läßt, zerſtreu'n.
Ihr bleibet nun nicht lang' allein;
Ein Söhnchen oder Töchterlein
Wird bald die Mutter ſorgſam wiegen,
Der Vater, ein beglückter Mann,
Läßt bald den Erben dann und wann,
Umklammernd ihn, frohhüpfend fliegen.
Entzücken ſchwellet Eure Bruſt,
Wenn Vater, Mutter er erſt ſtammelt;
Ein Kreis von Freunden, Eure Luſt
Froh theilend, nun ſich um Euch ſammelt,
Und ſo das Leben Euch verfließt;
Kein Ueberläſt'ger macht es trübe,
Kein fader Schwätzer ſchal, denn wißt,
Müh'n hat das Leben, nur die Liebe
Und treue Freundſchaft es verſüßt.

Ein Briefträger.

Seit man die Poſten klug erfand,
Hat man Briefträger uns genannt,
Der Titel ſcheint nicht recht zu paſſen,
Denn darauf kommt's nicht an allein,
Tagtäglich Briefe, groß und klein,
Zu tragen hier durch alle Gaſſen,
Iſt nicht genug, zu unſrer Qual
Sind die Adreſſen manches Mal
So kauderwelſch darauf geſchrieben,
Daß wir oft, wie ein Diplomat,

Die Kunſt des Dechiffrirens üben,
Und theuer iſt oft guter Rath.
Wir Zeit und Müh' dabei verlieren!
Wir könnten wol — was billig wär' —
Jetzt Brief-Adreſſen-Deſchiffreur,
Als wohlverdienten Titel, führen,
Und manche Aufſchrift überdieß
Iſt ſo confus und ungewiß,
Daß wir den Brief zu langen Tagen
Herum in unſern Mappen tragen,
Bevor es unſrer Klugheit glückt,
Den Rechten endlich zu erfragen.

Ein ſolcher Brief ward jetzt geſchickt,
Die Aufſchrift heißt: dem jungen Paare,
Das am *** dieſes ſich vermählt,
Und vor dem Prieſter am Altare
Aus reiner Zärtlichkeit ſich wählt.
Cito! Cito! — Die Morgenſtunden
Hab' ich vergebens hingebracht,
Schon bricht herein die dunkle Nacht,
Und noch hab ich's nicht aufgefunden.
Bedächtig ging ich Haus bei Haus,
Doch leider bracht' ich nichts heraus.

Ich fing ſchon an, deshalb zu fluchen,
Denn es ward mir die Stirne kraus;
Da hieß es: hier in dieſem Hauſ'
Sey heut ein Polterabendſchmaus.
Halt! dacht' ich, da mußt Du's verſuchen!

(Zu dem Brautpaar.)

Den Brief bring' ich dem jungen Paar,
Damit ich los ihn werde, dar:
Hier iſt er, hier,
(Er übergiebt den Brief *).
und ich will hoffen,
Daß ich — da ſonſt ich glücklich war —
Auch dieſesmal es recht getroffen.

Und da der Schreiber ihn frankirt,
Poſtgeld mir nicht dafür gebührt,
Ich übergeb' ihn Euren Händen,
Und da hier Jeder gratulirt,
Will einen Wunſch ich Euch auch ſpenden.

Das Leben einer Reiſe gleicht,
Iſt ſchon ein Spruch ſeit grauen Jahren.
Will man bequem und glücklich fahren,
Iſt es ſehr nöthig — wie mir deucht,
Wenn Venus Sohn den Weg uns zeigt,
Und dann — geſichert vor Gefahren —
Den Bock der Ehegott beſteigt.
Man fährt nur durch beblümte Auen,
Durch keine Steppen, wüſt und leer,
Erwählt man ſich als Conducteur,
Ein braves Paar, Treu' und Vertrauen.

---

*) Der Brief kann nun mit Bezug auf die individuellen Verhältniſſe abgefaßt und auch in ſolchem ein beliebiges Geſchenk enthalten ſeyn.

Tritt auch einmal Schlackwetter ein,
Fährt man nicht ſtets im Sonnenſcheine,
Und ſtellen nach und nach ſich kleine
Unruh'ge Paſſagiere ein,
So rollet man doch immer heiter
Durch einen grünen Myrthenwald —
Denn Hymen lenkt die Roſſe — weiter:
Nach funfzig Jahren macht er halt,
Doch iſt's nur eine kurze Pauſe
Zu einem goldnen Hochzeitſchmauſe,
Und dann auf's Neu' die Peitſche knallt

Ein Bötticher.

Geklapper zum Handwerk gehört,
Am beſten dieß der Böttcher lehrt,
Doch will ich heute hier nicht klappern:
Will ſprechen wen'ge Wort' allein:
Doch bitt' ich, mir es zu verzeih'n,
Sollt' es zuweilen damit happern.

Wer vorwärts will, gerad', nicht krumm,
Der ſiehet ſich nach Kunden um,
Iſt billig, in der Arbeit tüchtig,
Gehalten hab' ich's ſo bis jetzt,
Durch gute Waar', nie überſetzt:
Der Pfuſcher Vortheil iſt nur nichtig.

Da komm' ich heut am Abend ſpät,
Weil hier es her ſo luſtig geht,
Das Poltern hat hier angefangen,
Und es fängt übermorgen dann
Ein Hausſtand für ein Brautpaar an.
Ich wünſche Kunden zu erlangen.

(Zu dem Bräutigam.)

Herr Bräut'gam, mehr am eignen Heerd
Man, als ein Junggeſell, verzehrt,
Da muß der Schornſtein öfter rauchen
Mehr Gäſte ladet man dann ein,
Da hat man in dem Keller Wein,
Und Fäſſer kann man dazu brauchen.

(Zur Braut.)

Mehr aber noch das Bräutchen itzt
Von Nöthen hat; die Frau beſitzt
Viel Waſſereimer und dergleichen,
Zwar keins für's edle Rebennaß,
Allein ein Spühl- und noch ein Faß
Zum Waſchen, Wäſche einzuweichen.

Und ſtellen ſich erſt Kinder ein,
Dann muß recht oft gewaſchen ſeyn,
Und folglich oft die Bänder ſpringen,
Drum bitt' ich um die Kundſchaft heut,
Denn ich kann in Geſchwindigkeit
Schadhafte leicht in Ordnung bringen

(Zum Bräutigam.)
Zur Probe gäb' ich gern etwas,
Zu groß iſt Eimer mir und Faß,
Drum hab' ich keins dazu genommen,
Ein Fäßchen nur mit Caviar *)
Biet' ich Dir als Geſchenk hier dar,
Ich wünſch', es mag Dir gut bekommen.

Ein Bänkelſänger.

Mit Liedern lullt man das Kind ſchon ein,
Und wenn ſie auch nicht harmoniſch klingen,
So hört das Kleine doch auf zu ſchrei'n.
Gerne die Knaben und Mädchen ſingen,
Was ſie von Erwachſ'nen vielfältig gehört,
Es ſteht die Köchin trillernd am Heerd,
Zum ſalzen und rühren es ſie beflügelt,
Der Reiter, der Kutſcher, der Stallknecht das Pferd
Bei'm Pfeifen oder bei'm Singen ſtriegelt:
So: „ſchöner, ſchöner Jungfernkranz“
Ertönet von roſigen Jungfrauen-Lippen;
Es ſingen bei'm Wein und bei'm Kerzenglanz,
Wenn ſie den feurigen Rebenſaft nippen,
Die Jüngling': „ein freies Leben,“ berauſcht,
Und ſelbſt der Greis und die Matrone froh lauſcht,
Wenn von den munteren Töchtern und Söhnen
„Es kann doch nicht immer ſo bleiben“ erſchallt:
Kurzum, es liegt eine Zaubergewalt

---

*) In dieſem Fäßchen kann ein Geſchenk verborgen ſeyn

In des Menſchen harmoniſchen Tönen.
Darum, weil Lieder ein Jeglicher übt,
Hab' ich ſeit vielen und langen Jahren
Das Amt des Sängers beſtändig geübt,
Und bin dabei nicht übel gefahren,
Denn Jeder freiwillig mir etwas giebt.
Verſuchen will ich mein Heil hier wieder,
Hier winkt mich ein Polterabend in's Haus,
Ich habe gar wohlfeil ganz herrliche Lieder,
Die will ich Euch ſingen, die biet' ich jetzt aus
Aber dem Brautpaar vor allen Dingen
Muß ich zuerſt, mit allem Bedacht,
Ein Lied, Ballade — was weiß ich es — ſingen
Hat's auch nicht Göthe oder Schiller gemacht,
Wenigſtens iſt es nicht überſetzt;
Wenn man dieß über Originale auch ſchätzt
So hört:

Klägliche und bewegliche,
Anfangs gräuliche, dann erfreuliche
Geſchichte
von einem jungen Liebespaar,
Dem Amor verurſacht viel Herzensgram,
Bis Hymen als Tröſter dazwiſchen kam
Gedruckt in dieſem Jahr.

Laßt, Chriſten, Euch erzählen,
Was ſich in dieſer Stadt
Mit zween verliebten Seelen
Jüngſt zugetragen hat.

Hier ſind zwar keine Helden,
Die — wie bekannt — noch blind.
Doch Keiner kann vermeiden
Ein heidniſch Götterkind.

Gott Amor heißt es, immer
Stellt es, verſchmitzt und wach,
Dem jungen Frauenzimmer,
Dem raſchen Jüngling nach.

Es iſt ſehr reich an Ränken,
Es ſpannt den Bogen, zielt
Nach Herzen, ſie zu kränken,
Die ruhig ſich gefühlt.

Dann iſt die Ruh' vorüber,
Man inn're Gluth verſpürt,
Man fühlt ein ſchleichend Fieber,
Das noch kein Arzt curirt.

Dieß hat ſich zugetragen
Allhier zu dieſer Friſt,
Ich darf es wol nicht ſagen,
Wem es paſſiret iſt.

Den Bogen Amor ſpannte,
Er einen Pfeil geſpitzt
Nach einem Jüngling ſandte,
Im Herzen er noch ſitzt.

Drauf nahm er einen andern,
Der mußte nun ſogleich
Zu einer Jungfrau wandern:
Das war ein böſer Streich.

Und auf den Pfeilen ſtanden
Zwei Namen eingeätzt,
Sie wechſelſeitig fanden
In ihrer Bruſt ſie jetzt.

Da gab's ein banges Sehnen,
Man wußte kaum, warum,
Im Auge ſtanden Thränen,
Man ward nachdenkend, ſtumm

Das kam von Amor's Tücken,
Man hatte ſeine Noth,
Wagt' Er's, Sie anzublicken,
Ward ſie gleich feuerroth.

Sie ſucht' Ihn zu vermeiden,
Weil's Herz Ihr höher flog:
Da hatt' Er ſeine Leiden,
Weil Ihn der Schein betrog

Sie wollt' aus ihrem Herzen
Sein Bild aus Schüchternheit,
Er ihr's aus ſeinem merzen
Ob ihrer Sprödigkeit.

Doch wollt' es nicht gelingen,
Es ſeinen Platz behielt;
Ich kann es Euch nicht ſingen,
Was ſie dabei gefühlt.

In's Fäuſtchen Amor lachte,
Doch endlich nach und nach
Ein Loch der Pauk' er machte,
Man ſchüchtern ſich beſprach.

Das linderte die Schmerzen,
Es heiterte den Blick,
– Ein Stein fiel von dem Herzen,
Doch einer blieb zurück.

Es iſt zwar — wie man ſinget —
Die Lieb' ein ſüßes Ding,
Doch es nicht vorwärts bringet,
Fehlt noch der goldne Ring.

Goldſchmiede, ſollt' man denken,
Goldſchmiede giebt's genug,
Doch Ringe zu verſchenken,
Bedenken viel man trug.

Sie heimlich ſich zu reichen,
Kein wahres Recht verleiht,
Sie ſind nur gült'ges Zeichen,
Wenn Hymen dar ſie beut.

Und der — das muß man preiſen —
Pflegt, Mitleid im Gemüth,
Barmherzig ſich zu weiſen,
Wo Liebesgram er ſieht.

Verſteht ſich, nur bei Herzen,
Die ſeines Schutzes werth;
An ſolche, die nur ſcherzen,
Er ſich, mit Recht, nicht kehrt.

„So,“ hörte man ihn ſagen,
„Geht's auf die Länge nicht,
In's Mittel mich zu ſchlagen,
Heiſcht meines Amtes Pflicht.

Ich bin der Gott der Ehen,
Es ſoll durch mich das Paar
Am Ziel ſich endlich ſehen.“ —
Und was er ſprach, ward wahr.

Das Pärchen iſt geborgen,
Bei ſeiner Fackel Schein
Führt er's frohlockend morgen
In ſeinen Tempel ein.

Dieß Komus hoch erfreute,
Der ſich nicht lumpen läßt,
Seht, er bereitet heute
Ein Polterabendfeſt.

Hell klingen ſeine Schellen,
Er führt den Reigen an.
Ihr Jungfern, Junggeſellen,
Nehmt Euch ein Beiſpiel dran.

(Zu dem Brautpaar.)

Dichtkunſt erhielt — wie wol Jedem bekannt —
Seinen Namen zuerſt vom erdichten,
Aber Ihr Beiden möget nun richten,
Ob es hier paßt: nach meinem Verſtand —
Zwar zähl' ich ihn nur zu den natürlichen, ſchlichten —
Iſt's kein Gedicht, denn nicht's iſt erdacht.
Wer Wahrheit, handgreiflich, in Reimen nur zwinget,
Wie ein wahrer Dichter bei weitem nicht ſinget,
Er hat nur Proſa in Reime gebracht.
Und wenn auch Viele ſich brüſten als Dichter,
So ſagen doch viele verſtändige Richter,
Sie ſind nur Bänkelſänger, wie ich;
Mit Lorbeer'n ſie gerne ſich krönen möchten,
Beſcheidner, verſichr' ich hier feierlich,
Mir ſoll man dergleichen Kronen nicht flechten,
Sie bringen — Exempel giebt es genug —
So viel kaum ein, das Leben zu friſten,
Zu ſaugen an einem Hungertuch.
Das ſoll mich — ich bin kein Thor — nie gelüſten,
Ich lebe von Proſa und finde das klug.

Euch aber mag das proſaiſche Leben,
Zu dem wir auf dieſer Erde beſtimmt,
Zum Nachtiſch äſthetiſche Freuden geben,

In Euch der Funke für's Schöne glimmt,
Der möge die Zukunft Euch immer verſchönen,
Wenn Hymen die Herzen zuſammen Euch fügt,
Denn in dem Rechten, dem Wahren, dem Schönen
Zum dauernden Glücke der Talisman liegt.

Komus.

Wo bald Zwang, bald Etikette
Jeden heitern Scherz verſcheucht,
Wo ſich Murrſinn um die Wette
Mit der Sucht zu tadeln zeigt.

Wo man gleich die Stirne runzelt,
Mit den Achſeln hämiſch zuckt,
Wenn man ſchäkert oder ſchmunzelt,
Muthwill in den Fingern zuckt.

Da iſt Alles mir zuwider,
Dort nur ſtell' ich mich gern ein,
Wo erſchallen frohe Lieder,
Und in Gläſern blinkt der Wein.

Wo des Witzes Funken ſprühet,
Wenn er nicht Brandflecken macht,
Wo das Auge feurig glühet,
Wo man küſſet, ſcherzet, lacht.

Darum darf ich hier nicht fehlen,
Darum mußt' ich dieſes Haus

Heut vor allen andern wählen
Denn hier iſt ein Vorfeſtſchmaus.

Polterabend er bedeutet
Und der Klang der Gläſer laut
Ein das Feſt der Myrthen läutet
Für den Bräut'gam und die Braut.

Hier bin ich an rechter Stelle,
Bräutgam, Dich begrüß' ich heut
Noch einmal als Junggeſelle,
Und es iſt die höchſte Zeit.

Dich, o Braut, im Jungfernſtande,
Morgen gehſt Du ſchon zur Trau,
Dich umſchließen Hymen's Bande,
Uebermorgen biſt Du Frau.

Und es bringt dieß Uebermorgen
Mit der unbekannten Luſt,
Neue Mühen, größre Sorgen,
Dir bis jetzt noch unbewußt.

Darum laßt mit freiem Herzen,
Eh' die Nacht herniederſteigt,
Ungebunden uns noch ſcherzen,
Eh' ſich ernſt're Stimmung zeigt.

Die wird freilich aus nicht bleiben,
Denn der Arzt wird dann und wann,
Sinnend ein Rezept verſchreiben,
Iſt es auch nicht für den Mann.

Bräutchen, Du wirſt Dich bequemen,
  Statt Baiſers, Bonbons, Confect,
Arzenei nun einzunehmen,
  Die ſehr oft abſcheulich ſchmeckt.

Aber es geht bald vorüber,
  Sey nur nicht deshalb betrübt,
Denn nach einem leichten Fieber,
  Einen Kindtaufsſchmaus es giebt.

(Zu Beiden.)

Wollt Ihr kleine Unbill tragen,
  Müßt Ihr nur den Eintritt nicht,
Wenn ich klopfe, mir verſagen,
  Lächelnd iſt ſtets mein Geſicht.

Wolken weiß ich aufzuhellen;
  Wenn Euch Laune mürriſch macht,
Schwing' ich meines Stabes Schellen,
  Und was gilt die Wett'? — Ihr lacht.

Darum pfleget mich, Ihr Beide,
  Bleibet mir auch ferner hold,
Leichter Sinn, Sokraten Freude
  Iſt weit köſtlicher als Gold.

Wollt Ihr künftig ſie genießen,
  Müßt Ihr bei dem Minneſpiel
Euch an treue Freunde ſchließen,
  So geht man beglückt zum Ziel.

Lieb' und Freundſchaft nie veralten.
Treu bleib' ich Euch! — Hier die Hand!
Nehmt, um mich bei'm Wort zu halten,
Meinen Stab als Unterpfand.

(Er übergiebt den Jokusſtab.)

Ein Lotterieeinnehmer.

Man lebt nicht mehr im Schlaraffenland
Dem Müßiggang nur und dem Vergnügen,
Wo die Tauben gebraten, — wie allbekannt —
In's Maul, wenn man Eßluſt verſpüret, fliegen;
Wer ſeine Händ' und den Kopf nicht braucht,
Ueber kurz oder lang am Hungertuch ſaugt.

So geh' ich denn auch von Haus zu Haus
Mit meinen Lottolooſen hauſiren,
Und biete, wie ſaures Bier, ſie aus,
Kommen auch nur ſehr wen'ge heraus,
Ich habe doch immer die Schreibegebühren.
Hier bei dem heutigen Polterabendſchmaus,
Will ich's — ich hoffe mit Nutzen — probiren;
Denn wo die Freude den Vorſitz führt,
Der Sparſamſte auch den Beutel entſchnürt.

Ein Ganzes, ein Halbes, ein Viertelchen! Laßt
Nicht bitten mich fruchtlos, Ihr fröhlichen Gäſte!
Das, was ich hier zwiſchen den Fingern gefaßt,

Iſt ſicher — ich wollte drauf ſchwören — das beſte:
Aber was ſeh' ich? — Nicht einer geneigt,
Sein Glück auf die Probe zu ſtellen, ſich zeigt.

Nun meinetwegen! — Ich werde nicht betteln,
Ein Untereinnehmer — das vornehm ſchon klingt,
Und vor der Ziehung von ſeinen Zetteln
Er an den Mann den letzten noch bringt.
Nur an das Brautpaar will ich mich wenden,
Dem Liebe ſchon Glück in Fülle verlieh'.
Ich habe für ſolches zwei Looſ' in den Händen,
Die lauten auf Hymen's großer Lott'rie.

(An das Brautpaar.)

Es war Fortuna Euch, Theure! gewogen,
Das zeiget Ihr den Anweſenden jetzt:
Denn ward Euch auch durch Cypripor's Bogen
Das Herz mit ſeinen Pfeilen verletzt,
So habt Ihr doch bald für alle die Wunden
Den heilenden Arzt, in Hymen gefunden,
Und kommen in der Folge wol dann und wann
Symptome von Krankheit, die gehen vorüber,
Denn in der Regel durch ſolch ein Fieber
Einen Zuwachs ein Ehepärchen gewann,
Und es wird die Gattin immer dem Mann,
Mit dem Säugling am Buſen, noch zehnmal lieber.

So nehmt dieſe Looſe von mir jetzt an.
(Er überreicht der Braut und dem Bräutigam das nachſtehende Loos.)
Und was Euch Hymen darin vorgeſchrieben,

Das werdet, treu Euren Gelübden, Ihr
Bis zu der Hochzeit, der goldenen, üben.
Eure Herzen, Ihr Theuren! ſind Bürge mir,
Und darum hab' ich die beiden Looſe hier
Als Untereinnehmer froh unterſchrieben,
Gültig ſind ſie auf Eure Lebenszeit,
Durch Liebe Eintracht und Zärtlichkeit,
Könnet Ihr ſelber es nur verhüten,
Daß ſie Euch keine Verluſte und Nieten,
Immer neue Gewinne, verleih'n.
Wofern ich noch lebe nach funfzig Jahren,
So denk ich Euch unter der Enkel Schaaren
Die Looſe von heute noch zu erneu'n.

Ein Mohr.

Es hat von heimathlichem Lande
Die ſchnöde Habſucht mich entführt;
Doch als ich dieß Gebiet berührt,
Zerriß gerecht man meine Bande,
Denn hier — der Menſchheit höchſte Schande —
Giebt's keine rohe Sklaverei,
Man machte mich von Feſſeln frei.

Ich kann nun ungehindert gehen,
Und da mir Alles hier ſo neu,
Ermüd' ich nicht, mich umzuſehen,
Zufällig kam ich hier vorbei,

№ *) Hauptklaſſe

Des Gottes Amors große Eheſtands-Lotterie.

Zum Beſten der biedern Junggeſellen und liebenswürdigen Jungfrauen-Verſorgungs-, wie auch Heiraths- und Kindererziehungs-Anſtalt.

Inhaberin dieſes hat für das Loos № *) keuſche Liebe, unermüdete Aufmerkſamkeit, ſanftes Nachgeben, Wirthlichkeit und ſtille Häuslichkeit vollſtändig entrichtet, und ſoll ihr, gegen Vorzeigung dieſes Looſes, der darauf fallende Bräutigam, Herr nach geſchehener Ziehung, welche auf den feſtgeſetzt iſt, **) planmäßig perſönlich und in vorzüglicher Qualität ausgeliefert werden.

N. N. den

Gott Amors erſte Eheſtands-Lotterie-Direction.

Liebe, Treue, Standhaftigkeit, Häuslichkeit, Freude.

Buchhalterei,
Schwiegerältern.

Einnehmer,
Schickſal.

---

*) Es iſt die Nummer der Wohnung des künftigen Paares zu wählen, oder eine andere, mit Anſpielung auf ein ſpecielles Verhältniß, oder wenn Beides nicht ſtatt finden kann, eine nach Belieben.

**) Hier wird der Hochzeittag eingeſchaltet.

Da ſprach im fröhlichen Gedränge
Vom Polterabend laut die Menge,
Es war ein jubelndes Geſchrei.
Neugierig fragt' ich, was es ſey?
Doch Keiner ließ ſich dadurch ſtören,
Man ſtrömte raſch hinein in's Haus;
„Geh' auch hinein!“ rief Einer aus:
„Da kannſt Du's ſelber ſeh'n und hören.“

Ich hab's gewagt; bald ward mir's klar,
Es ſey allhier ein Feſt zu Ehren
Von einem jungen lieben Paar,
Und was ich hörte, mir verkündet,
Daß es ſich Morgen am Altar
Zum ſüßen Eheſtand verbindet.
Man bringt, das hab' ich auch ergründet,
Ihm Wünſch' und Angedenken dar.

Wir kennen nichts von dieſer Sitte
Ein junges Paar in ſeinem Zelt
Von Häuten, oder in der Hütte,
Verbindet es ſich, nichts erhält
Allein die Sache mir gefällt,
Und ſoll' ich in die Heimath kehren,
Werd' ich es meine Brüder lehren,
Denn — wie mich dünket — liegt darin
Ein frommer liebevoller Sinn.
(Zu dem Brautpaar.)
Mir hat das Glück nicht viel beſchieden,
Sonſt brächt' ich gern recht viel Dir dar,

Doch biſt Du, anſpruchloſes Paar!
Auch ſchon mit einem Wunſch zufrieden,
Kunſtlos iſt er, doch treu und wahr:
Dein künft'ges Leben ſey hienieden
Nur reich an wahrem Glück und Luſt,
Und immer herrſch' in Deiner Bruſt
Ein ungetrübter Seelenfrieden.

Ich will Dich länger nicht ermüden,
Denn Platz man Andern machen muß.

(Zu dem Bräutigam.)
Nimm Bräut'gam, dieſe Kokusnuß,
Für uns iſt d'rin, was Eure Reben,
Durch ihren Feuerſaft, Euch geben;
Verſuch' auch einmal einen Schluck
Auf's Wohl des Bräutchens, das ſo eben
Dir freundlich nickt.

(Zur Braut.)
Und Dir zum Schmuck
Will ich hier meine Federn ſchenken,
Sie ſtehen Dir, — wie Alles — gut.
Und werden ſie auf Deinem Hut
Sich hin und her ſanft wallend ſchwenken,
Magſt Du des Negers dann gedenken,
Der, heute ſich zu Dir gewagt,
Eh' um Erlaubniß er gefragt.

Noch eins! — Man hat mir zwar geſagt:
Die Sklaverei ſey hier verſchwunden,

Mit allen Feſſeln längſt vorbei,
Doch hab' ich eine Sklaverei
Hier — wo ich hinkam — oft gefunden;
Der Liebe ſüße Tyrannei.
Sie pflegt in Feſſeln oft zu ſchlagen,
Sie ſind von Blumen, nicht von Erz,
Freiwillig wählet ſie das Herz,
Und es iſt Wonne, ſie zu tragen.
Dieß ſcheint mir hier der Fall zu ſeyn.
O, mögen zaub'riſche Gewalten,
Euch, um Euch Theuren zu erfreu'n,
In dieſen Feſſeln immer halten.

Till Eulenſpiegel.

(Er tritt mit einem Spiegel in der Rechten und einer Eule [*]) in der linken Hand auf.

Erſchreckt nur nicht, wenn Ihr mich ſeht,
Wer nur mit meinen Späßen, Streichen
Glück machen will, ſonſt nichts verſteht,
Der wird nie ſeinen Zweck erreichen;
Verfeinert hat ſich längſt die Zeit
Und meine plumpe Albernheit
Wird — ſtatt zu locken — nur verſcheuchen.
Man neckt zwar, doch man iſt geſcheidt,
Wird mit dee Thür in's Haus nicht fallen,

---

[*]) Dieſe Eule muß von Carton ſeyn, um ein beliebiges Geſchenk zu enthalten.

Man zeigt bei'm Kratzen nicht die Krallen,
Man thut's verſteckt mit Artigkeit.

Vor Zeiten war ich ungeſchliffen,
Ich räum' es ein; der Geiſt der Zeit
Hat mich allmächtig auch ergriffen,
Jetzt mach' ich mich nicht mehr ſo breit,
Man kann es immer mit mir wagen,
Von Rohheit weiß ich mich jetzt frei.
Noch ein's kann ich zum Troſt Euch ſagen,
Ich bin's und nicht mein Conterfei.
Ich bin der Alte — er iſt neu.
Ein Schauſtück ich, alt von Gepräge,
Doch Korn und Schrot iſt darin gut;
Ich niemals mich zu brüſten pflege,
Verüb' ich einen Uebermuth,
Mein Namensvetter — und nichts weiter —
Iſt Scheidemünze ſonder Werth,
Er macht zwar Alles auch verkehrt;
Doch halt' ich mich zehnmal geſcheidter,
Denn wenn ich einmal ſchamlos log,
Und man mich nach Gebühr bezahlte,
Ich ſtill ſogleich zurück mich zog,
Und nicht, wie dieſer frech noch prahlte.

Ich bitte d'rum, verwechſelt mich
Mit dieſem nicht, gern möcht' ich bleiben,
Dann aber würdet ſicherlich
Ihr aus dem Zimmer gleich mich treiben,
Und ich, Ihr Damen und Ihr Herr'n,

Verweilt' in dieſem Kreiſe gern.
Ich habe zwar ſehr viel erfahren
Und noch weit mehr ſelbſt mitgemacht,
Doch ward in meinen jüngern Jahren
Des Polterabend's nie gedacht,
Und er ward nur nach meinem Tode
Im lieben Vaterlande Mode.

Deßhalb bin aus der Unterwelt,
Aus Neugier ich emporgeſtiegen,
Und wahrlich, mir ſolch Feſt gefällt!
Hier herrſchet anſpruchlos Vergnügen,
Und was man gar zu gerne ſchaut,
Man ſieht die Macht von Amor's Siegen,
Vereinet Bräutigam und Braut,
Die, wenn ein neuer Morgen graut,
In Hymen's Feſſeln gern ſich ſchmiegen;
Sieht in der Fern' den Storch ſelbſt fliegen,
Der auf ihr Dach ein Neſt ſich baut,

(An das Brautpaar.)

Das Alter ſchwatzet viel! — Ich ende!
Es ſcheinet mir die höchſte Zeit,
Daß ich mich an das Pärchen wende,
Dem man hier Huldigungen weiht;
Auch ich ſie recht von Herzen ſpende.
Heil Euch! Ihr Theuren! gebt Ihr Euch
An Hymen's Hochaltar die Hände,
Euch ſey die Eh' ein Himmelreich!
Glaubt mir, — es wird nicht lange währen,

Wird Euch ein kleines Volk belehren,
Was heißt: ein Eulenſpiegelſtreich.
Ein unſchuldsvoller, nur zum lachen;
Verſtohlen ſehet Ihr Euch an,
Und Mühe macht es Euch, alsdann
Dazu ein ernſt Geſicht zu machen.

Verweilen darf ich länger nicht,
So gern ich hier auch länger bliebe;
Ich geh' von ſelbſt, das Dämmerlicht
Mich wider Willen ſonſt vertriebe.
Doch daß bei dieſem Feſt ich war,
Reich' ich, o Braut! bei meinem Scheiden
Hier meinen Spiegel Dir noch dar.
Du magſt zum Myrthenfeſt Dein Haar
Vor ihm mit einem Kranz bekleiden,
Du magſt auch künftig in ihn ſeh'n,
Nur allzulang vor ihm zu ſteh'n,
Wirſt Du — bald Frau und Mutter — meiden.
Du biſt auch ohne Spiegel ſchön!
Dir Freund, indem ich von Dir eile,
Laß ich bei'm Scheiden dieß zurück.

(Er giebt ihm die Eule.)

Minerva's Vogel iſt die Eule,
Weisheit ſchafft dauerhaftes Glück.

Ein Eremit.

Längſt hab' ich dem bewegten Leben,
Der großen Welt Valet geſagt,
Und ihrem unruhvollen Streben,
Wo man ſich ſtets mit Sorgen plagt:
Vielleicht wird dir des Herzens Frieden
In ſtiller Einſamkeit beſchieden.

Da baut' ich mir denn eine Hütte
In öder Abgeſchiedenheit
In eines Eichenwaldes Mitte,
Der um mich dunkle Schatten ſtreut:
Vom Ird'ſchen wähnt' ich mich entbunden,
Doch Ruhe hab' ich nicht gefunden.

Gewaltſam hab' ich dich zerriſſen,
Geſelligkeit, dein ſüßes Band,
Schwer ward mir's alles das zu miſſen,
Woran Genuß ich früher fand,
Doch ich mich in mein Schickſal fügte:
Des Herzens Ruh der Stolz beſiegte.

Doch neugiervoll ſtets aus der Ferne
Hin nach dem Weltgetrieb' ich ſah,
Ich las die Zeitungen noch gerne,
Um zu erfahren, was geſchah,
Und was weit thörichter und ſchlimmer,
Ich kannengießerte noch immer.

Las ich von neuen Bühnenſtücken
Worin ein Sonntagskind man pries,
Und von des Publikums Entzücken,
Sobald es ſich nur ſehen ließ,
Von Zauberern, Aeronauten,
Die windig ſich dem Wind vertrauten.

Da fühlt' ich doppelt mich beklommen,
Gern hätt' ich gleich den Pilgerſtab
Zur Heimkehr in die Hand genommen,
Allein eins hielt mich davon ab,
Wie wird man, kehrſt du wieder, lachen,
Du wirſt dich zum Geſpötte machen.

Solch Höhnen kannſt du nicht ertragen,
Dacht' ich bei mir, und widerſtand,
(Zu dem Brautpaar.)
Da wurde mir vor ein'gen Tagen
Daß Ihr verlobt Euch habt, bekannt,
Ich ließ im Stich nun meine Klauſe
Und lief zum Polterabendſchmauſe.

Mag auch Geſpött man mit mir treiben,
Man foppen mich, es gilt mir gleich,
Von dieſem Feſt will ich nicht bleiben,
Die Freundſchaft zieht mich hin zu Euch,
Die Eremiten ſind nur Thoren;
Ihr habt ein beß'res Loos erkoren!

Das unruhvolle Thun und Treiben,
Kann nicht Zufriedenheit verleih'n,

Doch fern von andern, Menſchen bleiben
Ein finſtrer Eremit zu ſeyn,
Der Selbſtſucht gift'ge Pflanze nähret,
Das ſüße Mitgefühl zerſtöret.

Den Mittelweg habt Ihr gefunden:
Wo ſich zum innigſten Verein
Zwei gleiche Herzen feſt verbunden,
Kann nur ein wahres Glück gedeih'n,
Dieß Glück, Ihr Lieben, harret Euer
Schon morgen, nach der Myrthenfeier.

Fort mit dem Eremitenkleide,
Ich kehre jetzt zu Euch zurück,
Theil' Eures künft'gen Lebens Freude,
Und Eures ſtillen Hauſes Glück,
Seh' ich Euch froh umringt von Kindern,
Wird's meinen Hypochonder mindern.

Daß Ernſt es iſt, mach' meine Taſche
Ich los, ſie ſoll die Deine ſeyn
(Er giebt ſie der Braut.)
Nimm ſie, o Braut! — Die Kürbisflaſche
Will ich Dir zum Geſchenke weih'n.
(Er giebt ſie dem Bräutigam.)
Mit Waſſer mußt Du ſie nicht füllen,
Mit firnen Wein: der bannt die Grillen!

Eine Gärtnerin.

(Bei Ueberreichung eines Myrthenkranzes an die Braut.)

In meinem kleinen Garten,
Als eine Gärtnerin,
Der Blumen treu zu warten,
Ich ſtets befliſſen bin.

Doch zieh' ich Roſen, Nelken
In meinem Blumenflor
Die Myrthen, die nicht welken, —
Das Bild der Treue, — vor.

Drum tragen auch die Bräute
Den Myrthenkranz im Haar,
Ich bring', o Braut, Dir heute:
Solch einen Kranz hier dar.

Er mag Dich morgen kränzen,
Ihn Dir die Freundſchaft bringt,
Nach fünf und zwanzig Lenzen
Er noch Dein Haar umſchlingt.

Ein halb Jahrhundert ſchwindet;
Dann Dir des Enkels Hand
Den Kranz auf's Neue windet,
Der Dir ſo reizend ſtand.

Laß noch aus meinen Händen
  Ein Blümchen, blau und licht,
Für mich Dir, Theure, ſpenden:
  Es iſt Vergißmeinnicht.

O, möcht' ich es erfahren,
  Daß in der Horen Tanz
Es einſt nach funfzig Jahren
  So blüht, wie dieſer Kranz.

Eine Köchin.

  Als ich heut' auf dem Markte ſtand,
Den Einkaufseimer an der Hand,
Mich unter den Bauern- und Höker-Frauen
Nach dieſem und jenem umzuſchauen,
Doch das Meiſte viel zu theuer fand,
Da kam die Lotte aus Deſſau gerannt,
Und ſtellte ſich vor mich hin und fragte:
„Haſt du dich wieder vermiethet ſchon?“
Ich ärgerte mich über den gemeinen Ton,
„Ich vermiethe mich nicht!“ ich zu ihr ſagte:
„Unſer Eins geht nur in Condition.“
Die ſenkt's in der Krone! Ei, Gott behüte!
Das iſt am Ende doch einerlei,
War ihre Antwort: ich mich vermiethe
Immer und fahre nicht ſchlecht dabei.
Du ſiehſt, wie ich gehöret? — „Freilich!“ —

Haſt du ſchon eine Herrſchaft? — „Ach nein!“ —
Noch nicht bis heute? Da mußt du eilig
Um eine Herrſchaft zu kriegen, ſeyn.
Höre, du kannſt gut unter noch kommen,
Es iſt ein ganz vortreffliches Haus,
Und wie ich hier auf dem Markte vernommen,
Iſt dort heut Polterabendſchmaus.
Aber das muß ich zuvor dir ſagen,
Wird auch die Braut erſt morgen zur Frau,
So verſteht ſie doch die Wirthſchaft genau,
Sie wird nach Allem gleich ſehen und fragen,
Sie giebt auf Alles im Hauſe acht,
Keine Köchin ein X für ein U ihr macht.
Du mußt dich der Schwenzelpfennig' entſchlagen,
Und mit dem beliebten Eimergeld
Iſt es bei ihr für dich ſchlecht beſtellt.

Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen,
Eine Schlafſtelle mir doch gar nicht gefällt,
Ich hab' es leider! einmal probiret,
Das Bischen Erſparte man dort verlieret,
Man gewöhnt ſich an's Faullenzen und wird geprellt.
Deßhalb bin ich hierher gelaufen,
Und daß ich am rechten Orte hier kam,
Das ſeh' ich, denn unter einem Haufen
Froher Geſichter ſitzt hier der Bräutigam
Und das Bräutchen mit ihren holdſeligen Mienen.
Gern ſtimm' ich herab den hochmüth'gen Ton,
Ich ſpreche nicht weiter von Condition.

Mein ſchönes Bräutchen, ich will bei Ihnen
Von Herzen gerne als Köchin dienen,
Und biete dazu mit Freuden mich an.

Es wird ſie nicht reuen, wenn Sie's verſuchen,
Ich verſteh' mich auf Braten, Ragouts, ſelbſt Kuchen,
Und Suppen delicat ich kochen kann.
In einem Haushalt kommen doch Wochen,
Wo es der Hausfrau der Doktor verwehrt,
Auf die Finger zu ſehen der Köchin am Heerd;
Da will ich dann ſolche Suppen nur kochen,
Die heilſam ſind, man gerne verzehrt.
Verdächtig bleibt ſtets das eigene Loben,
Denn die Menſchen ſammt und ſonders ſind
Gegen ihre eigenen Fehler gar blind;
Drum bitt' ich dieſes Eſſen zu proben,
Ich habe kein neues Kochbuch gebraucht,
Aber doch wett' ich drauf, daß es taugt,
Und ſollt' es Ihrer Zunge behagen,
Schmecken vielleicht ihrem künftigen Mann,
So bitt' ich dafür nicht Nein zu ſagen,
Trag' ich als Köchin mich Ihnen an.
Ich verſprech' es heilig, bei'm Kindtaufsfeſte
Sorg' ich redlich für alle die Gäſte,
Die ſich des Erſtgebornen erfreu'n.
Sie werden ſie Alle ſchmackhaft bewirthen,
Ihr Gaumen wird auch befriedigt ſeyn.
Noch eins, es nehmen die Köche allein
Lorbeern, die Schüſſeln damit zu umgürten,

Aber dieß hier nicht paſſend ich fand,
Und dieſe Schüſſel ich heute umwand –
Sie rathen's, warum? – mit blühenden Myrthen.

Ein Keſſelflicker.

Man läßt uns ſelten in ein Haus,
Denn giebt's etwas zu repariren,
So bleiben wir ſtets vor den Thüren,
Die Mägde bringen es heraus.
Hier iſt ein Polterabendſchmaus,
Und da darf Keiner ſich geniren,
Ein Jeder, ſey er, wer er ſey,
Geht dann hinein ganz frank und frei.

Davon will ich auch profitiren,
Und komm' ich hier auch viel zu früh,
Und kann ich meine Melodie:
Nix zu löth'? nicht appliciren,
So kann ich doch auf dieſe Art,
Was mir noch nicht geboten ward,
Ein junges Brautpaar obſerviren.

Ha! das iſt ſchmuck! ich muß geſteh'n,
Bei dem iſt noch kein Flechten, Löthen
Und was dazu gehört, von Nöthen;
Es wird auch wol niemals geſcheh'n,
Und wird der Ehſtandspfad betreten,

Fängt ſich ein neuer Hausſtand an,
Man Unſereins entbehren kann.
Doch ſagt ein Sprichwort: alle Tage
Iſt Abend nicht, und deshalb trage
Ich auf den Fall mich hiermit an.

Es wird bei'm Waſchen und bei'm Kochen
So mancher neuer Topf zerbrochen
Und mancher Tiegel dann und wann,
Den ich nun feſt umflechten kann;
So hält er wieder viele Wochen.

Zudringlich nennt Ihr mein Begehren.
Wir Keſſelflicker ſind bekannt,
Nicht fein in Worten, nicht galant,
Doch müßt Ihr Euch daran nicht kehren,
Wer's ehrlich meint, treuherzig ſpricht,
Der ſchmiedet Complimente nicht:
Ich weiß, die möget Ihr nicht hören.

Drum ſprech' ich, wie der Schnabel mir
Gewachſen iſt, und mit der Thür'
In's Haus ich ohne weitres falle,
Und wenn bei dieſem Anblick hier
Von ſüßer Luſt ich überwalle,
So iſt's ein inniges Gefühl,
Und wahrlich mehr, als Maskenſpiel.

Ihr Theuren ſtehet nun am Ziel,
Das Ihr ſo lange ſchon erſehnet,

Der Ehegott Euch morgen naht,
Und Euren künft'gen Lebenspfad
Euch Lieb' und Eintracht nun verſchönet.
Und herrſchen die am eignen Heerd,
Um edle Herzen zu beglücken,
Dann nichts die Hand der Zeit zerſtört,
Giebt's nichts zu flechten, nichts zu flicken.
Seyd liebevoll und ſeyd geliebt,
Dann bleibt Euch jeder Gram verborgen,
Ihr habet weiter keine Sorgen,
Als die, die hier ein Freund Euch giebt.

(Er übergiebt ein Kohlenbecken.)

Ein Korbmacher.

Fängt man einen Haushalt an,
Muß für Vieles gleich man ſorgen,
Und hier iſt man nah daran,
Denn ein Hochzeitfeſt iſt morgen,
Schon das Poltern hier begann.

Darum tret' ich dreiſt hinein,
Nahe mich dem hübſchen Paare,
Um ihm meinen Wunſch zu weih'n,
Und der Braut von meiner Waare
Etwas, nützlich kann es ſeyn.

(Zu der Braut, ein Körbchen emporhebend.)

Sieh, o Braut! dergleichen flicht
Dieſe Hand aus friſchen Weiden:
Dir's an Körben längſt gebricht,
Und dieß geb' ich Dir mit Freuden,
Du verſchmähſt es ſicher nicht.

Es hat Deine zarte Hand
Schon dergleichen ſelbſt geflochten,
Doch auch alle fortgeſandt:
Denen, die auf's Schönſte [illegible]chten,
Haſt Du ſie oft zuerkannt.

Darum bitt' ich, gönne mir
Deine Kundſchaft, mich empfehlen
Will ich, darum bin ich hier;
Du kannſt nach Gefallen wählen,
Groß' und kleine liefr' ich Dir.

Einen Korb gebrauchſt Du nun
Für den Markt, denn in die Taſchen
Kann man doch nicht Alles thun,
Einen zweiten, willſt Du waſchen,
Und zum Brod, — wo ſoll's ſonſt ruh'n?

Ferner einen Korb zum Wein,
Daß die Flaſchen nicht zerſchlagen;
Dann muß auch ein Korb noch ſeyn
Für den kleinen Kinderwagen,
Stellen ſich erſt Erben ein.

Körbe giebt's noch mancherlei,
Doch ſie all' Dir aufzuzählen,
Wär' langweil'ge Litanei;
Mich wirſt Du vor Andern wählen.
Wiegenkörbe ſind dabei!

(Er übergiebt nun das Körbchen der Braut.)

Nimm den Korb hier! er ſey Dein!
Für Dich flocht ich ihn ausdrücklich.
Einen Wunſch flocht ich hinein:
Theures Paar! leb' lang' und glücklich,
Um der Enkel Dich zu freu'n!

Eine Schneidermamſell.

Wo's luſtig hergeht, ich gerne bin,
Das wird mir Keiner wol übel deuten,
Ich ſah ſo helle Fenſter von weitem,
Da zog die Neugier mich näher hin;
Bald war ich umringt von verlarvten Leuten,
Die drängten ſich faſt in das Haus hinein.
Ein Licht ging plötzlich mir auf, ich dachte:
Es muß ein Polterabend hier ſeyn
Ich ſchlich mich in dem Gedränge nun ſachte,
Wie eine Nähnadel ſchlank, in die Thür,
So kam ich denn weiter — nun ſteh' ich hier.

„Was will Die?“ hört' ich vielfältig fragen,
Man prüfend in Augenſchein mich nahm
Sehen die Braut und den Bräutigam:
Das wird mir, hoff' ich, hier Keiner verſagen.
So hab' ich ganz glücklich mich durchgeſchlagen,
Und was ich gewünſcht und bezweckt, erreicht,
Sich hier das freundliche Paar mir zeigt.

Die ſchnöden Reden, die ich vernommen,
Die Stöße, die ich ſo dann und wann
Von ſpitzigen Ellenbogen bekommen,
Ich dafür immer verſchmerzen kann.
Ich darf an eines Feſtes Freuden,
Als Polterabend ſchon längſt bekannt,
Und an ein holdes Paar mich weiden,
Das Amor zum heiligen Eheſtand
Durch ſeinen allmächtigen Zauber band.

(Zu dem Brautpaar.)

Laß Dich von mir glückwünſchend begrüßen,
Herr Bräutigam! vorzüglich Dich,
Du ſüße Braut! Erwähle mich
In Zukunft zum nähen, denn Du mußt wiſſen,
Ich ſchneid're perfect, mein Nadelſtich
Iſt nicht zu ſehen, iſt etwas zerriſſen,
Denn eine Schneidermamſell hier ſteht.
Aber ich bin nicht Eine von Jenen,
Die ein Bühnendichter geſchmäht,
Um unſer nützlich Geſchäft zu verhöhnen.

Uns Allen hat es viel Aerger gemacht,
Witze, ſchaale, über uns zu reißen,
Worüber die Gallerie doch nur lacht:
Weislich haben wir's überdacht,
Schneiderfräuleins wollen wir heißen,
Denn wir ſind jetzt nicht ſo gemein,
Mamſells oder gar Jungfern zu ſeyn.

Es halten uns brave Frauen in Ehren,
Und — ohne Ruhm — wir verdienen dieß ſchon,
Sie können's übertriebene Macherlohn
Der Damenkleidermacher entbehren,
Und von dem, was gekauft ihr ſchweres Geld,
Nichts durch die gierigen Schneiderſcheeren —
Werthvolle Flicken — in die Hölle fällt.
Wir an zuvor die Kleider erſt paſſen,
Sie können vor dem Spiegel dann ſeh'n,
Und ſich darin, ehe ſie fertig, beſeh'n,
Und dürfen hernach ſie nicht ändern laſſen.
So manche Zuthat wird auch noch erſpart,
Und von der Hausfrau ſparſamen Händen
Sorgfältig jeder Flicken bewahrt,
In Fällen der Noth ihn zu verwenden.

Eine häusliche Frau wirſt Du nun bald ſeyn,
Dann bitt' ich, zu mir nur immer zu ſenden,
Willſt Du Dir die Garderobe erneu'n,
Ich ſtelle gewiß ſtets pünktlich mich ein:
An Schneider unnützes Geld zu verſchwenden,
Würde Dich und Deinen Gatten gereu'n.

Ich nähe Kinderzeug auch ſein,
Das möchte — wie ich es, Bräutchen! mir denke —
Unſtreitig zuerſt am nöthigſten ſeyn,
Und darum wirſt Du es mir verzeih'n,
Wenn ich davon ein Pröbchen Dir ſchenke.

(Sie überreicht der Braut ein Päckchen in Leinwand gewickelt; in ſolchem kann ein Geſchenk nach der Wahl der Geberin ſich befinden.)

Eine Frau mit Klammern.

Klammern, wer kauft! — Sie werden verzeih'n,
Trete ſo ſpät ohne Umſtänd' ich ein,
Den ganzen Tag bin ich herumgelaufen,
Und konnte, trotz allem helltönenden Schrei'n,
Doch nicht ein halbes Dutzend verkaufen;
Da ſah ich hier den hellſchimmernden Schein
Von Lichtern, du willſt es drauf wagen —
Dacht' ich — und dreiſt hineingeh'n in's Haus
Und bieten hier deine Klammern aus,
Man kann auf's höchſte: Nein! Nein! barſch ſagen.

Nun iſt, wie ich ſeh', hier Polterabendſchmaus,
Da iſt man geſtimmt zum Frohſinn und Lachen,
Da bring' ich wol gar meine Klammern noch an,
Und werde — zu Hauſe wartet mein Mann —
Ihm ſpät eine heimliche Freude machen.
Doch ich irr' mich. — Es kommt Keiner heran.

Das hätt' ich ſelbſt überlegen ſollen,
Am Polterabend ſieht Jedermann
Doch nichts als die Braut und den Bräut'gam an;
Ich muß mich alſo nur wieder trollen.
Doch eh' ich dieß thue mit meinem Kram,
Zeigt mir erſt die Braut und den Bräutigam.

Die Frage konnt' ich mir füglich erſparen,
Wie meinen Eintritt in's Haus zuvor,
Ich brauch' es durch Andre nicht zu erfahren,
Ich ſeh' ſie, ſie glänzen vor Allen hervor,
Ich will es mit einem Schwure betheuern,
Hier ſitzet das innigverbundene Paar,
Um morgen zu wallen zum heil'gen Altar,
Und das Bündniß der Lieb' und Treue zu feiern.

(Sich an das Brautpaar wendend.)

Wär' ich eine Muſ' oder ein Muſenſohn,
So würd' ich hochklingende Verſe Euch leiern;
Aber, kauft Klammern! das iſt kein Ton,
Der ſich paßt für ein Lied der Minne,
Und leider hab' ich nichts weiter inne.
Ich laß mich auf ſo was poet'ſches nicht ein,
Sage ganz ſchlicht, ohne Wortgeprunke:
Lange möget recht glücklich Ihr ſeyn,
Dafür bürget der himmliſche Funke,
Der Euch Beiden im Herzen glüht,
Der Euch Beide mit gleichem Verlangen
Hin zu dem Altar, dem heiligen, zieht,

Vom Prieſter, Euch ſegnend, den Ring zu empfangen,
Der Euch ſymboliſch auf immer vereint.

(Zur Braut.)

Aber — ich kann's aus Erfahrung ſagen —
Hat man den Ring ein Jährchen getragen,
Ein Storch, im Schnabel ein Kind, erſcheint.
Neue Freuden wirſt Du nun fühlen,
Aber auch neue Sorgen zugleich,
Zu dem Leinen kommt Kinderzeug,
Das muß man häufig nun waſchen und ſpühlen,
Hängen zum Trocknen es auf alsdann:
Gut iſt's, zeitig daran zu denken.
Vieles hab' ich nicht zu verſchenken,
Nimm dieſen Beutel mit Klammern an

Ein Tiſchler.

Ueberall, wohin ich kam,
Ich daſſelbe heut vernahm,
Man ein liebes Pärchen nannte
Was giebt's? fragt' ich, denn ich brannte
Neugiervoll, und man rief aus:
Heut iſt Polterabendſchmaus!
Längſt ich ſchon das Pärchen kannte,
Eilig lief ich in dieß Haus.
„Einmal muß ich ſie noch ſehen,“
Dacht' ich, „bricht der Morgen an,

Kann es ſo nicht mehr geſchehen,
Er iſt dann ein Ehemann;
Mit dem Fräulein hat's ein Ende,
Und es zieret Beider Hände
Nun ein Ring von reinem Gold,
Ihres Bündniſſes Geſchmeide;
Aber es macht ihnen Freude,
Denn ſo haben ſie's gewollt.“

Her hab' ich mich nun getrollt,
Und es reut mich nicht mein Laufen,
Denn in dieſem bunten Haufen
Es mir wunderſchön gefällt.
Mir iſt wunderlich zu Muthe,
Hier iſt eine Zauberwelt,
Herrlich wie auf der Redoute,
Und es koſtet mir kein Geld.

Doch ich muß vor allen Dingen
Zu dem hübſchen Pärchen itzt,
Ihm auch meinen Wunſch zu bringen.
(Zu dem Brautpaar.)
Bin ich blind? — Es vor mir ſitzt.

Nehmt auch meinen Wunſch, Ihr Lieben;
Klingt er auch poetiſch nicht,
Wahrheit dieſer Mund nur ſpricht;
Sie hat mir in's Herz geſchrieben,
Was nothdürftig ich gereimt,
Denn ich ſchlecht die Feder führe.

Und ich nur darauf ſtudire,
Wie man hobelt, wie man leimt.
Ich zwar Meubles glatt polire,
Aber was ich ſchreib' auf's Blatt,
Bleibt ſtets holprich, wird nie glatt.

Billig fodert dieß auch Keiner,
Ihr am wenigſten — denn ſeht,
Ich bin nur ein ſchlechter Schreiner,
Aber keineswegs Poet.

Junggeſell iſt Jeder immer,
Eh' er tritt zum Traualtar;
Leider Gott's ich auch es war.
Aber ach, in jedem Jahr
Ging's mit meiner Wirthſchaft ſchlimmer,
Wie Kloßbrühe ward mir's klar.
Doch, als ich ein Weib genommen,
Ging's ganz anders, und ſogleich
Bin auf einen grünen Zweig
Ich durch meine Frau gekommen:
Auch bin ich an Kindern reich.

So, Ihr Lieben, wird es Euch
Auch gewiß im Eh'ſtand gehen,
Fleißiger wird dann der Mann:
Zeit er viel erſparen kann;
Nach der Wirthſchaft nachzuſehen
Er der Frau nun überläßt.
Bald folgt nach dem Bund der Ehen

Ein vergnügtes Kindtauffeſt.
Das ich reiflich überdachte,
Und ich eine Wiege ſchon
Für die Tochter, für den Sohn,
Daß ſie Euch nicht fehle, machte,
Hier im Kleinen Ihr ſie ſeht,
Nur zum Spielwerk für die Kinder;
(Er übergiebt der Braut eine Puppenwiege, in welcher ein Geſchenk ſeyn kann.)
In der Werkſtatt doch nicht minder
Für Euch eine größ're ſteht.

Ein Spritzenmann.

(In der Hand einen Löſcheimer *).

Als ich um die Ecke kam,
Blieb ich ſtutzend ſtehen:
Ich ein dumpf Geräuſch vernahm,
Flammen ſah ich wehen;
Als ich näher kam, ſo ſchien
Lichterloh ein Haus zu glüh'n.

Linksum macht' ich gleich geſchwind,
Mir ſchien's nicht geheuer,
Fort lief ich, raſch wie der Wind,
Hier iſt ſicher Feuer.

---

*) Dieſer muß von Carton ſeyn, und kann das Geſchenk für das Brautpaar enthalten.

In das Spritzenhaus ich lief:
Feuer! Feuer!! laut ich rief.

„Wo iſt's?" Und ich nun das Haus
Nannt' nach ſeiner Nummer,
Doch man lachte mich nur aus:
„Er ſpricht wol im Schlummer,"
Meinte man: „was fällt Ihm ein?
Das iſt nichts, als Kerzenſchein."

Vorſicht iſt der Weisheit Kind,
Und ich bin kein Träumer,
Ich ergriff nun ganz geſchwind
Hier den vollen Eimer;
Sagt mir, wo es brennet, an,
Daß ich hülfreich löſchen kann.

Doch es öffnet ſich kein Mund
Hier, auch hör' ich lachen;
Sprecht, will mir nicht Einer kund,
Wo es brennet, machen?
„Pack Er ſich," heißt's, „fort! hinaus!
Hier iſt Polterabendſchmaus."

Es wird jetzt mir plötzlich klar,
Doch — bei meinem Leben! —
Ich nicht ganz im Irrthum war,
Man wird Recht mir geben.

(Auf das Brautpaar zeigend.)
Seht auf Sie und ſeht auf Ihn,
Seht Ihr hier nicht Flammen glüh'n?

Doch hier hilft kein Feuerſchrei'n,
Keines Wächters Tuten,
Trommeln, ſtürmen Glocken drein,
Strömen Waſſerfluthen
Zu dem Brand, wenn man auch ſpritzt,
All' der Beiſtand gar nichts nützt.

Einer nur den Brand beſchwört,
Er kann ſich es rühmen,
Wenn er morgen ein hier kehrt,
Und ſein Nam' iſt — Hymen,
Er — dann pflegend treu die Gluth —
Sorgt, daß ſie nicht Schaden thut.

(Zu dem Brautpaar).
Bitte, freundlich zu verzeih'n,
Daß ich, angetrieben
Von der Furcht, hier trat hinein:
Pflicht mich nur getrieben,
Die geht über Alles mir. —
Sicher ſeyd Ihr im Revier.

Aber Eures Herzens Gluth
Werd' ich nie mehr ſtören,
Mag ſie unter Hymen's Huth
Funfzig Jahre währen:

Immer werd' am eig'nen Heerd
Sie durch Lieb' und Treu' genährt.

Glimmt ein kleiner Zwiſt auch an,
Wenn Euch Launen zwicken,
Nehmt den Eimer, denn er kann
Schnell die Flamm' erſticken.
Wenn Ihr ſeinen Inhalt leert,
Er das Sprechen Euch verwehrt.

Es ein ſichres Mittel iſt,
Das kann ich bezeugen,
Wenn man auf den Zorn ihn gießt,
Plötzlich wird man ſchweigen,
Und es folgt auf den Verdruß
Feurig bald der Sühne Kuß.

Ein Commiſſionair.

Was führt mich an dieſem Abend hierher?
So wird man fragen; ich kann es mir denken,
Ich will gleich reinen Wein Euch ſchänken.
Mit Ehren zu melden, ich bin Commiſſionär.
Wer ſich an mich mit dem Wunſche wendet,
Ein Unterkommen zu finden, der kann
Drauf rechnen, ich bring' ihn an,
Wenn er mir, was mir zukommt, ſpendet,
Und wenn meine Hülf' eine Herrſchaft heiſcht,

Und ſie nach ſolcher zu mir nur ſendet,
Hat meine Wahl ſie niemals getäuſcht.
Aber es wäre wider die Ehre,
Wollt' ich Geſinde vermiethen. — O nein!
Das iſt für die Vermieths-Comptoirs allein,
Ich erwählte mir eine höhere Sphäre;
Nur Hofmeiſter und Secretaire,
Gouvernanten, und noch überdieß,
Die Schaar der Lehrer und Lehrerinnen:
Und tritt man in's Eheparadies,
Muß man darauf bei Zeiten ſinnen.

(Zu dem Brautpaar.)

Dieß führt mich — ich ſag' es ganz frei heraus —
Zu Euch, Ihr lieben jungen Leute,
Noch ſpät am Abend, denn es iſt heute
Bei Euch ein Polterabendſchmaus,
Da bleiben — drauf läßt's ſich wetten und ſchwören —
Die lieben Kinderchen auch nicht aus,
Und meiner könnet Ihr dann nicht entbehren.
Immer eine kluge Vorſicht nützt;
Wozu man heute die Mittel beſitzt,
Soll man verſchieben nicht bis auf morgen,
Drum rath' ich, bei Zeiten dafür zu ſorgen,
Und deßhalb komm' zu Euch Beiden ich itzt.

(Er übergiebt der Braut ein großes Buch; dieß kann ein Cartonkaſten, Behufs eines Geſchenks, ſeyn.)

In dieſem Buche ſteht eingeſchrieben
Von beiden Geſchlechtern eine lange Zahl,

Genau geſchildert. Du haſt die Wahl,
Es ſteht in des künft'gen Gatten Belieben,
Zu wählen, wer ihm am meiſten gefällt;
Von allen meines Gleichen bin ich der beſte,
Ihr werdet an dieſem fröhlichen Feſte
Gewiß und wahrhaftig von mir nicht geprellt.

Aber im Sacke die Katze zu kaufen,
Iſt immer bedenklich, und vor der Thür
Steh'n ein'ge von dem großen Haufen,
Erlaubt mir, daß ich ſie präſentir',
Ihr könnt ſie dann Beide ſelber beſchauen,
Und dürfet nicht bloß auf das Wort mir trauen.

Es treten nun vor

Ein Hofmeiſter.

Gehorſamſter Diener! — Ein Kandidat
Der Gottesgelahrtheit demüthig ſich naht;
Er hat nach den Lehren von Pädagogen,
Die ſich durch Schriften berühmt gemacht,
Schon manchen muntren Knaben erzogen,
Die Geiſtesfackel hell angefacht.
Immer hielt er es mit der Methode,
Die gerade am allermeiſten Mode,
Und das hat ihm vielen Nutzen gebracht.
Darnach wird er ſich gerne bequemen,
Wollt Ihr ihn auch zum Erzieher nehmen,
Wenn Ihr Euch männlicher Erben erfreut.

Das Erziehen nur praktiſch zu üben,
Schien mir zu wenig, in müßiger Zeit
Hab' ich ein Dutzend Fibeln geſchrieben,
Erlaubt, daß ein Paar meine Hand Euch beut.

(Er überreicht dem Bräutigam ſowohl als der Braut eine Fibel *).

Eine Gouvernante.

In der Erziehung bin ich erfahren,
Denn ich habe ſeit vielen Jahren
Ihr mich mit Liebe und Treue geweiht,
Manches kleine Mädchen erzogen,
Und die Aeltern ſind mir noch heut
Für die gute Bildung gewogen,
Hat auch das Töchterchen längſt ſchon gefreit.
Ich belehrt' es früh in den feinſten Manieren.
Perfect verſteh' ich den Unterricht,
Es lernt Euer Töchterchen tambouriren,
Die Nadel zum Nähen und Sticken zu führen,
Und daß es wahr, was mein Mund verſpricht,

(Zur Braut.)

Mag Dich, was ich gemacht, jetzt überführen.

(Sie giebt ihr ein beliebiges Geſchenk weiblicher Arbeit.)

Ein

---

*) Dieß kann auch für den Bräutigam eine Taſche Behufs des Papiergeldes, und für die Braut ein Souvenir ſeyn.

Ein Schreiber.

Vom Schreiben hab' ich mich immer genährt,
Zwar nicht als Autor, das muß ich gleich ſagen,
Es hat die Ehrſucht mich nie verzehrt,
Beſtändig an trockener Rinde zu nagen;
Ich habe nur Lorbeer'n an Speiſen begehrt.
Das Haus, in dem ich zeithero geweſen,
Bedarf mich nicht mehr, drum biet' ich mich an,
Als Secretär — verſteht ſich — ich kann
Gekritzel, den Hieroglyphen gleich, leſen;
Wie in Kupfer geſtochen, nach Hennig's Manier,
Bring' ich's in Kurzem auf weißes Papier.
Eins iſt an mir beſonders zu loben,
Die Rechte bei mir mechaniſch ſtets ſchreibt,
Vom Inhalt im Kopfe mir nie etwas bleibt.

(Zum Bräutigam.)

Nimm zum Beweiſe hier einige Proben.

(Er überreicht ihm eine Rolle Papier; in ſolcher kann ein Geſchenk gewickelt ſeyn.)

Ein Tanzmeiſter.

Wenig hilft's in dieſer Welt,
Hat der Mann auch hoch ſtudiret,
Wenn die Frau, wie ſich's gebühret,
Ordnung in der Wirthſchaft hält,
Und ein häuslich Leben führet,

Wenn das Aeuſſre nicht gefällt.
Anſtand, Anſtand muß man zeigen!
Art'ger Knix, geſchmeid'ges Beugen,
Das ſind Päſſe durch die Welt.
Man macht Herzen ſich zu eigen,
Eh' man noch daran gedacht;
Es liegt eine Zaubermacht
In der Tanzkunſt. — Ja, auf Ehre!
Wenn das Walzen nicht mehr wäre,
Gäb' es — glaubt mir ohne Schwur —
Selten Polterabend nur.

Lange zähl' ich viele Kunden,
Darum, bitt' ich, denkt an mich,
Haben in der Folge ſich
Liebe Kinder eingefunden,
Dann nach meines Bogens Strich
(Er ſpielt einen Walzer auf einer Geige.)
Lernen ſie bald tanzen, ſpringen,
Und gewiß wird mir's gelingen:
Alle walzen meiſterlich.
Doch von meiner Kunſt ich ſchweige,
Eigenlob —
(Zu dem Bräutigam.)
Genug! dafür
Nimm vorläufig meine Geige,
(Er überreicht ſie ihm *).
Ungern trag' ich ſie mit mir.

---

*) In ihr kann ein Geſchenk verſteckt ſeyn.

Ein franzöſiſcher Sprachmeiſter.

Mit die Deutſchthum is es vorbei,
Ma foi, das ab' ick mir kleik kedacht,
Mit die Mode der altdeutſchen Tracht
War's wenick Wollen, viele Keſchrei.
Aus Paris, aus der Modewelt,
Kommt dock nur, was hübſch und kefällt,
Und der Mamſell und die Monßieur,
Wenn ſie nick franzöſiſch parlirt,
Gar viel an ihre honneur verliert,
Kommt ſie auf Ball und Aſſemblee.

Ick aben franzöſiſch perfekt ſtudirt,
Kelegenheit at ick daſu in Paris,
Dort ab ick lange Comtes und Marquis
Selbſten Dük's und Ducheſſen friſirt,
D'rum bin in die Sprack ick routinirt.

Ick adreſſire deshalb mick eut
An die Promise und den Promis,
Und bitte très humblement ſie,
Denn demain iſt es ja die hohe Zeit,
Und da ſind die Enfans nick weit,
Daß ick die keben darf Unterrickt,
Denn wie es ja überall bekannt,
Zuerſt das Kind in die deutſche Land
Franzöſiſch, kaum aus die Windeln, ſprikt,
Papa, Mama, zuerſt man hört,
Und wenn man's rekt früh franzöſiſch lehrt,

So wird's ihn keläufig in kurzer Friſt,
Und ſeine Vokabeln jamais es verkißt.

Sonſt ab ick den Pepliere kebraukt,
Aber man ſackte, er nix mehr taukt,
Es wurde der Meidinger diſtinguirt
Und ick ab dieſen klug mir choiſirt.
(Er giebt der Braut ein Buch.)
Hier is die neueſte Edition,
Für die Tokter und für die Sohn.
Jck lehre die Kinder die Verbe: lieben,
Und zuerſt an die guten Aeltern üben.

Eine Nätherin.

Tritt man Jn den Eheſtand,
Dann giebt es bald allerhand
Auszubeſſern und zu nähen,
Stellen ſich erſt Kinder ein,
Kann nicht dieſes ganz allein
Durch der Mutter Hand geſchehen,
Es muß Hülfe dabei ſeyn.

Nähen kann ich, wie ein Daus,
Und der Polterabendſchmaus
Winkt mich — aber nicht zum Gaſſen;
Höher will ich ſchon hinaus.
Kundſchaft will ich mir verſchaffen.
Leider hab' ich's oft verſpürt,
Daß die alten man verliert,
Darum ſeh' ich früh nach neuen

Gern mich um: es nutzen kann.
Nimm mich, Bräutchen, künftig an,
Es wird niemals Dir gereuen,
Ich bin ein gar fleiß'ges Ding,
Führe meine Nadel flink,
Warten darfſt Du nicht am Morgen,
Lange ſchlürf' ich nicht Kaffee,
Und Du darfſt deßhalb nicht ſorgen,
Daß zu früh ich wieder geh'.
Sieh hier, wie und was ich näh',
Nimm es als ein Probeſtücke,
Gerne laß ich's Dir zurücke,
Denn es ſaget mir verſchmitzt
Dieſer kleiner Finger itzt
Etwas, ich will's Dir vertrauen:
Nimm's, ſpricht er: denn jungen Frauen
Es bei'm erſten Säugling nützt.

(Sie überreicht der Braut Kinderzeug).

Eine Putzmacherin.

Es iſt in gutem Ruf mein Namen
Schon in der ganzen Stadt bekannt,
Vielfältig werd' ich von den Damen
Bei'm Kaffee und bei'm Thee genannt,
Nach meines Gleichen wird am meiſten,
Um Putz zu machen, ſtets geſandt,
Ich fuſchre nicht nach einem Leiſten,
Geſchmack hab' ich und Kunſtverſtand,

Und viel kann ich mit wen'gem leiſten,
Erſpare Zindel, Flor und Band,
Und meine Hüte, meine Hauben,
Sind modiſch ſtets und wunderſchön,
Sie müſſen — man kann es mir glauben —
Brünetten und Blondinen ſteh'n.

(Zur Braut.)

Ich bitte, meiner zu gedenken,
Biſt Du vermählt, und künftig nun
Putzhändlern kein Verdienſt zu ſchenken,
Ich kann wohlfeiler Alles thun,
Was ſie koſtſpiel'ger leiſten können,
Und Deine kunſtgeübte Hand,
Die rühmlich mir ſchon längſt bekannt,
Hilft mir bei'm Nähen und bei'm Trennen,
Und wenn bewundernd man es preiſt,
Sieht man dergleichen Putz Dich tragen,
„Ich macht' es ſelber," kannſt Du dreiſt
Und ohne Prahlerei dann ſagen,
Die Wahl und der Geſchmack ſind Dein,
Denn ich, ich rath' und helf' allein.

Ich habe mich Dir nun empfohlen,
Ein gutes Wort find't gute Statt,
Beſcheiden will ich nun nicht matt
Dir erſt noch Alles wiederholen,
Was man Dir heut' geſagt ſchon hat,
Von all' dem Glück im Eheſtande,
Wenn Hymen Dir die Fackel ſchwingt,

Wenn er nun morgen ſüße Bande
Um gleichgeſchaff'ne Herzen ſchlingt,
Und von den reinen Mutterwonnen,
Wenn Dir, ſind Jahre erſt verronnen,
Der Kleinen munt're Schaar umringt,
Vom Feſt nach fünf und zwanzig Jahren,
Wenn Hymen's Feier ſich verjüngt,
Und wenn noch ſpäter in den Haaren
Ein goldner Myrthenkranz Dir blinkt.

Heut Jungfrau, morgen ſchon ein Weibchen,
Gebieteſt Du im eignen Haus,
Zum Lendemain nimm hier dieß Häubchen,
(Sie überreicht der Braut eine Haube.)
Und ſchmücke dann damit Dich aus.

Ein Jäger.

Heim komm' ich aus dem Waldrevier,
Das Heer der Sterne blinkt,
Hier, müde von dem Jagen, mir
Ein freundlich Obdach winkt.

Man mich willkommen ſtets hier hieß,
Ich nahm hier gerne Platz,
Froh meine Jägerbeut' ich wies,
Und theilte meinen Schatz.

Im engen Kreis ich traulich ſaß,
Still war es, wie im Hain,

Der Wirthin Hausmannskoſt ich aß,
Und trank des Wirthes Wein.

Heut aber — ich bin ganz verdutzt,
Stellt ſich's ganz anders dar,
Hier ſeh' ich Viele ſchön geputzt,
Und manch verlarvtes Paar.

Was ſoll das ſeyn? — Was? — Ei der Daus!
Jetzt hab' ich's! — Ganz gewiß
Iſt hier ein Polterabendſchmaus;
(Sich zu Braut und Bräutigam wendend.)
Das junge Brautpaar dieß.

Da komm' ich ja zu rechter Zeit,
O längſt ſchon merkt' ich was,
Von wechſelſeit'ger Zärtlichkeit,
Und Ernſt wird nun der Spaß.

Das freut mich! — Was ich oft gedacht,
Trifft wieder pünktlich ein;
Cytheren's Söhnchen liebt die Jagd,
Stets wird er glücklich ſeyn.

Nicht wie Dian' auf Wild er ſchießt,
Er treibt kein blut'ges Spiel,
Er wählt — was nicht zu tadeln iſt —
Nur Herzen ſich zum Ziel.

Nur ſelten iſt ſein Pfeil voll Gift,
Dazu iſt er zu gut.
Zwei Herzen er zugleich oft trifft,
Und ſetzt ſie Beid' in Glut.

Ihn jammert dann der ſüße Schmerz,
Zur Heilung ruft er bald
Den Bruder Hymen, deſſen Herz
Von Mitleid überwallt.

Zu Hülfe ſchnell herbei der eilt,
Er ſchwingt die Fackel flink,
Mit Myrthenblättern bald er heilt,
Und mit dem gold'nen Ring.

Ein Beiſpiel ſeh' ich heute hier,
Es ſcheint mir ſonnenklar;
Drum bring' ich, holdes Pärchen! Dir
Auch meine Wünſche dar.

Wenn Morgen Ihr mit Herz und Mund
Euch ew'ge Liebe ſchwört,
Mach' ich's durch meine Büchſe kund,
Das weit umher man's hört.

Geh' künftig ich zum Jagen aus,
(Zum Bräutigam.)
Denk' ich, o Freund! an Dich,
Und für den erſten Kindtaufsſchmaus
Sorg' für das Wildpret ich.

Ein Storch,

der ſich demnächſt in einen Wurmdoktor verwandelt.

Ihr wundert Euch, mich hier zu ſeh'n?
Das Wundern wäre meine Sache;
Denn es wird nicht ein Jahr vergeh'n,
So werd' ich hier auf dieſem Dache,
Ein Kind in meinem Schnabel, ſteh'n.

(Zu dem Brautpaar.)

So wird es ſeyn, das muß ich Euch
Am Polterabendfeſt verkünden,
Euch morgen Blumenketten binden;
Ihr werdet ſtets ein Himmelreich
Durch Liebe, Treu' und Eintracht finden

Wenn heut zu Euch ein Storch dieß ſpricht
Mit ſeinem langen rothen Schnabel,
So wundert Euch darüber nicht,
Ich bin der Storch, der in der Fabel,
Schon ſeit Aeſop, das Wort geführt,
Die Frauen finden mich aimabel,
Ich weiß, wie man ſich inſinuirt.
Sucht man längſt keine Hochzeitgäſte,
Sitz' auf dem Schornſtein ich im Neſte,
Wenn man die Pathen invitirt
Im Eheſtand iſt es das Beſte,
Wenn wacker man multiplicirt

Nicht bloß als Storch rath' ich's Euch, Lieben,
Auch als ein Doktor, der ſtudirt,
Der ſchon Rezepte viel verſchrieben,
Und lange Jahre practicirt.
Ein Storch hat nach dem Sündenfalle
Sich ſelbſt zu allererſt klyſtirt,
So haben's dann die Aerzte alle
Bei Andern nachmals eingeführt.

(Er wirft nun die Maſke als Storch ab und erſcheint als Doktor.)

Zum Arzte metamorphoſirt,
Wünſch' ich in dieſer frohen Stunde —
Es iſt des led'gen Standes Reſt —
Viel Heil zum nahen Herzensbunde,
Bis zu dem gold'nen Hochzeitfeſt.

(Zur Braut.)

Als Storch nimm von mir dieſes Püppchen,
Als ein Symbol der Zukunft an,
Als Doktor zu dem Wochenſüppchen
Ich ein Rezept Dir ſchreiben kann.
Heut' aber will ich nichts verſchreiben,
Als Wein, den Bacchus nur gebraut,
Um hier im frohen Kreis vertraut
Die Zeit mit Späßen zu vertreiben
Bis durch die dunklen Fenſterſcheiben
Des Myrthenfeſtes Morgen graut.
Hoch lebe Bräutigam und Braut!

Ein Stiefelwichſer.

Mit dem Polterabendſchmaus
Iſt hier meine Kundſchaft aus,
Das will zwar mir nicht behagen,
Doch kann ich's mir nicht verſagen,
Sans façon hineinzugeh'n,
Mir das Brautpaar zu beſeh'n.

(Zu dem Bräutigam.)

Ihre Wahl, wie ich's gedacht,
Ihnen alle Ehre macht,
Doch dafür war mir nicht bange,
Dazu kenn' ich Sie zu lange;
Doch iſt doppelt nicht die Wahl
Hat man davon nichts als Qual.

(Zu der Braut.)

Das iſt hier der Fall nun nicht,
Denn aus Ihren Augen ſpricht:
Seine Wahl war auch die meine.
Zu dem glücklichen Vereine
Bring' ich meinen Glückwunſch dar,
Treugemeint iſt er und wahr.

(Zu Beiden.)

Ihn ſchloß Herz hier und Verſtand,
Und dann nur das ſüße Band
Das ein liebend Paar umſchlinget,
Dauerhafte Freuden bringet:
Dann nur welkt die Myrthe nicht.
Die zum Kranz die Liebe flicht.

(Zur Braut.)
Glaub' mir, Bräutchen! manches Jahr
Ich um ihn tagtäglich war,
Als er noch ein Junggeſelle;
Immer war die Stirn ihm helle,
Und nie machte mir ſein Mund
Je ein böſes Wörtchen kund.

Quitt zwar meinen Dienſt ich geb',
Thut mir's gleich im Herzen weh,
Es ſich gern doch darin findet,
Weil's ein doppelt Glück begründet,
Wer kein kalter Egoiſt,
Was ihm unlieb, leicht vergißt.
(Zu Beiden.)
Lebet lang' beglückt, vereint,
Bis das Feſt Euch neu erſcheint,
Wenn Ihr funfzig Jahre zählet,
Seit Euch Hymen's Hand vermählet;
Erndtet dann im Enkelkreis
Eurer Lieb' und Treue Preis.
(Zu dem Bräutigam.)
Ich ein armer Teufel bin!
Nehmen Sie dieß wen'ge hin!
Es iſt eine volle Büchſe
Extraguter Stiefelwichſe,
Sie iſt engliſch, auf mein Wort,
Ich hab' ſie vom Doktor K — — *).

---

*) Dem Herausgeber des kleinen Savoyarden ꝛc.

Ein Schulvorſteher.

Wenn Morgen ſich in Thetis Schooß
Die Sonne, ſo wie heute, ſenket,
Für Euch die Fackel Hymen ſchwenket,
Entſchieden wird dann Euer Loos:
Die Zeit wird ernſter, man nicht bloß
An ſich, auch an die Kleinen denket,
Und ſorgt, die Holden zu erzieh'n,
Durch die verjüngt wir wieder blüh'n.

Es harret Euer, theure Beide!
Auch dieſe Sorg' und dieſe Freude,
Das hab' ich weislich überdacht,
Ich, der aus manchem muntern Knaben
Schon einen braven Mann gemacht, —
Biet' deßhalb, — werdet Ihr ſie haben —
Mich Euch für künft'ge Zeiten dann —
Man zählt mich zu den Pädagogen,
Die viele glücklich ſchon erzogen —
Zum Führer und zum Lehrer an

Ich bin — Ihr könnt auf's Wort mir glauben
Kein Schulfuchs, mürriſcher Pedant,
Ich liebe Scherz und Kuß und Trauben,
Denn ihren Werth hab' ich erkannt:
D'rum, als ich heut die Schul' geſchloſſen,
Hab' ich mich ſchnell zu Euch gewandt,
Und weit entfernt von allen Gloſſen, —
Hier waltet Luſt, hier perlet Wein, —

Will zu den Polterabendpoſſen
Ich freudig auch mein Scherflein weih'n.

Das Amt, wozu ich mich entſchloſſen,
Ueb' ich nach ſolchem Abendſchmaus
Gewiß erſt ſpät, Ihr Lieben, aus;
D'rum will's dahin geſtellt ich laſſen,
Und mich, weil man hier ſo vergnügt,
Mit dem, was mir weit näher liegt,
Mit Eurem Unterricht befaſſen.

Erſtaunt ſeht Ihr mich an, und lacht.
Das ſollt' er doch nur bleiben laſſen,
Unnütze Müh' er ſich nur macht,
Der Sohn der reizenden Cythere
Nahm uns als ſeine Schüler an.
Wir gingen bei ihm in die Lehre,
Und er uns Beide lieb gewann,
Wir hörten oft von ihm uns rühmen,
Bis auch für uns die Myrthe ſproß,
Und auf ſein Zeugniß ſpricht uns Hymen,
Wenn neu die Sonne leuchtet, los.
Die Zeit der Prüfung iſt verronnen,
Die Furcht, die eiferſücht'ge Pein,
Wir werden nun uns aller Wonnen
Der Lieb' in Hymen's Dienſten freu'n.

Ihr habet recht. Die Kunſt zu lieben,
Kein Schulrath, kein Profeſſor lehrt,
Selbſt was Ovid, Bernard geſchrieben,
Iſt Stückwerk, hat nur wenig Werth.

Man predigt fruchtlos ſich zu Tode,
Wenn man zu kalten Herzen ſpricht,
Nur die Lancaſterſche Methode
Den wechſelſeitge Unterricht
Kann ich als nützlich hier empfehlen;
Doch thu' ich's nicht bei Euch, ich weiß,
Ihr werdet ihn von ſelbſt ſchon wählen,
Und ſparen weder Müh' noch Fleiß.

Ein Pflaſtertreter.

Zu Hauſe wollt' ich eben geh'n,
Ich hatte mich genug für heute
In allen Straßen umgeſeh'n,
Da ſah ich hier ſo viele Leute
Beiſammen voll von Neugier ſteh'n.
Es kamen Wagen eine Menge,
Still hielten ſie hier vor dem Hauſ',
Und Masken ſtiegen bei'm Gedränge
Der Gaffer, roh begrüßet, aus.
Hier iſt ein Polterabendſchmaus.
Davon hatt' ich noch nichts erfahren,
Das wurmte mich, ſeit vielen Jahren
Iſt mir dergleichen nicht paſſirt,
Denn ſelbſt der Neid muß mir es laſſen,
Selbſt keine Mouch' ſo ſpionirt.
Ich ſtreife forſchend durch die Gaſſen,
Beſuche jedes Kaffeehaus,

Befreunde mich mit allen Klaſſen,
Und forſche Jeden höflich aus.
Vom Schauſpiel geh' ich in Conzerten,
Auf Bällen, Thee's und Aſſembleen,
Und man wird mich in allen Gärten,
Dem Publikum geöffnet, ſeh'n,
Und was nur irgendwo geſcheh'n,
Weiß ich und kann's durch Schwur erhärten,
Wenn einer es in Zweifel zieht.
Es mußt', bei ſo bewandten Sachen,
Auf meine Ehr' und mein Gemüth
Gar einen üblen Eindruck machen,
Daß ich hier vor die Thüre kam,
Eh' von dem Feſt' ich was vernahm.

D'rum bloß um meiner Ehre willen,
Wenn morgen einer mich befragt:
Wie hat es euch bei . . : behagt?
Muß ich nun meine Neugier ſtillen,
Und hier die Herren und die Frau'n,
Verlarvet und auch nicht maskiret,
Die Scenen, die man aufgeführet,
Den Bräut'gam und die Braut beſchau'n.

Ich will nicht hinter'm Berge halten,
Bei dieſem Polterabendſchmaus
Fall' mit der Thür' ich gleich in's Haus:
Zieht Einer auch die Stirn in Falten
Ein Anderer die Naſe kraus;
Das hat bei mir nichts zu bedeuten,

Ich bin's gewohnt ſeit langen Zeiten,
Und mache mir nicht viel daraus.

Was ich hier will, kann Jeder wiſſen:
Der Bräut'gam iſt ein Ehrenmann,
Das junge Bräutchen iſt zum Küſſen,
Wer blind nicht iſt, ſieht's gleich ihm an,
Und ich auf Pflicht und auf Gewiſſen
Viel Liebes nur erzählen kann:
D'rum bitt' ich von Euch, lieben Beiden,
Laßt Euch von mir genau beſeh'n,
Dann will ich auch ſogleich beſcheiden
Mit der Lorgnett' im Winkel ſteh'n,
Und länger Euch nicht läſtig fallen,
An Kuchen halten mich und Wein,
Und wird für Euch das Vivat ſchallen,
Noch lauter, wie zehn Kehlen ſchrei'n.

Ein Courier.

Platz zur Rechten mir und Linken,
Ich vor Allen muß hinein,
Denn hier helle Kerzen blinken,
Hier muß was zu ſehen ſeyn,
Und da darf ich niemals fehlen,
Denn ich muß brühſiedend heiß
Alles, was ich weiß, erzählen,
Selbſt oft das, was ich nicht weiß.

Sicher werdet Ihr mich kennen,
Mach' ich mich doch groß und breit,
Der Courier thu' ich mich nennen,
Bin ich auch nicht der ſehr weit;
Ich mich ſchon damit begnüge,
Wenn ich nur von Hand zu Hand
Aus der Adlerſtraße fliege
Bis zu Voigtlands dürrem Sand.

Das klingt freilich ſehr beſcheiden, —
Meine Art nicht — aber hier
Seh' ich, muß man ſich verkleiden,
Und ad notam nehm' ich's mir.
Ich will nicht mit Worten ſpielen,
Nicht, wie ich es oft gemacht,
Hinterrücks nach Andern zielen,
Schlecht wär' es hier angebracht.

Wo man ſich ſo arglos freuet,
Wo man ſcherzet, lacht und liebt,
Werde nicht ein Feſt entweihet,
Und durch ſchalen Witz getrübt,
Nicht ein Feſt, das heut verkündet,
Wie ſich morgen am Altar
Hymen's Fackel hell entzündet
Für ein hochverehrtes Paar.

(Zu dem Bräutigam.)
Nehmt auch meinen Wunſch, Ihr Theuren,
Damit Baſta! — Und mein Blatt

Soll Euch lobend nicht beleiern:
Meine Reime ſind zu matt
Ich will Euch damit nicht quälen,
Und noch mehr — ich will ſogar
Nicht dem Publikum erzählen,
Daß auf dieſem Feſt ich war.

Denn von Eurem ſchönen Bunde
Hat doch Jeder, der Euch ſchätzt
Ohne meinen Salm die Kunde,
Der auch lobend, ſelbſt verletzt.
Fort! ich würd' Euch nur geniren,
Doch umſonſt? — Das kann nicht ſeyn.
Ihr müßt erſt pränumeriren.
Raſch! — Sonſt möcht' es Euch gereu'n.

Ein iſraelitiſcher Zierbengel.

Laſſen Se mich geihn! — ſurück man mich weiſt? —
Gottes Wunder! — Was ſüll mir denn das bedeuten?
Ich hobe Mauſes und ich bin dreiſt,
Ich bin überdieß unter unſern Leuten
Aeſthetiſch gebildet, ein ſchainer Geiſt,
Ich laſſe mich ſo ſurücke nicht weiſen;
Mit ällen Hunden bin ich gehetzt,
Was einmal ich will, hab' ich durchgeſetzt,
Mit Geld in der Toaſch' und einer Stirne von Eiſen,
Manche Lief'rung erhielt ich zuletzt,

Ließ ich mich auch zur Thür hinausſchmeißen,
Hoat's mir gekoſtet doch nicht das Genick,
Kriechend kam ich immer ſurück.
Den härteſten Stein doch endlich höhlet
Ein Tropfen Waſſer, der nieder drauf fällt,
Meinen Zweck hob' ich niemals verfehlet,
Ward ich gefoppt, hob' ich And're geprellt.

Ich hobe mein Schäfchen in's Reine. — Das Geld
Macht denn doch Alles in dieſer Welt,
Und da will ich denn hier auch glänzen
Bei'm Polterabend in dieſem Hauſ'
Und ich krame gar ſchöne Sentenzen,
Wie früher auf Märkten die Waaren, hier aus:
Sind ſie geſtauhlen, was moach' ich mir d'raus,
Mich lobet ein Saphir, das iſt ja ein Kenner,
Als Autor bin ich der Welt ſchon bekannt,
An ſeinen Blättern ſogar als ein Renner
Werd' ich mit meines Gleichen geſpannt,
Auch künn' ich mich rühmen wohl mancher Gönner,
Die mich geprieſen ſchon lang und breit,
Aber — ich mag es hier nicht verſchweigen
Denn es iſt wahrlich keine Kleinigkeit,
Ich borgt' ihnen Geld ohne Sicherheit,
Man muß geinrbſe zuweilen ſich zeigen.
Schrieb ich ein Luſtſpiel, moacht' ich ein Lied,
Brachte die Graußmuth mir manchen Profit:
Beklatſchet ward ich von allen den Händen,
Den leeren, die mir ſich entgegen geſtreckt,

Und es hieß von allen Orten und Enden
Es hoab' in mir ein Genie ſich entdeckt.

Aber genug. — Ich greif' in die Leyer,
Golden heißt ſie, aber bis jetzt
Sah' ich noch keine, die werth einen Dreier
Sonſt hätte ſie Einer bei mir ſchon verſetzt,
Su beſingen ſchon heute die Feier,
Die ein holdes ſich liebendes Paar
Morgen winket zu Hymen's Altar.

Aber, au wai mer! — Welch ein Geſkuer!
Hör' ich von allen Seiten hier ſchrei'n.
Aeſthetiſcher Mauſchel, ſo halte doch ein!
Gottes Wunder! — Hier bin ich verrathen!
Anſtimmen wullt' ich, wie David, einen Pſalm,
Aber daß ſich Mauſes erbarm'
Und alle Propheiten; in dem ganzen Schwarm
Iſt mir keiner nur einen Dukaten
Schuldig, au wai! hier geit es mir ſchlecht,
Iſt es billig, iſt es gerecht,
Mich zu foppen, zu höhnen, zu lachen?
Iſt es gemüthig, iſt's tolerant,
Mich, den man einen Staatsbürger genannt,
Zu dem, was ich früher geweſen, zu machen?

Aber es iſt nun einmal geſcheih'n,
Kann ich's hindern? — Es mag d'rum ſeyn,
Ich will an das Brautpaar geſchwind mich wenden,
Denn giebt mir nur dieſes ein freundlich Gehör·

Sau wird ſich das Necken der Uebrigen enden,
Sau erndte zuletzt ich Ruhm noch und Ehr!

(Zu dem Bräutigam.)

Du haſt eine hübſche Kalle gewählt,
Das wird hier mit mir ein Jeder ſoagen,
Den nicht der Himmel mit Blindheit geſchlagen,
Dabei es an keiner Tugend ihr fehlt,
Du wirſt ſie, werdet Ihr morgen vermählt,
Gewiß dann immer auf Händen ſie troagen.

(Leiſer, wie im Vertrau'n.)

Noch eins, wenn's einmal an Gelde Dir fehlt,
So muſt Du mir nicht die Kundſchaft verſchloagen,
Su dienen bin ich fortwährend bereit,
Und wird ſich Dein Weibchen mit unterſchreiben,
So ſoll es bei ſwanzig Prozenten bleiben,
So wohlfeil vom Hunderte Keiner Dir leih't.

Ein Mann mit einem Guckkaſten.

Ich bitt' um Permiſſion, ihr Herrn' und Frau'n'
Daß ich ſo sans façon ungebeten
Mit meinem Kaſten hier eingetreten:
Wollen Sie hinein nicht gefälligſt ſchau'n?
Recht ſchöne Bilder ließ ich mir malen,
Sie können meinen Worten vertrau'n,
Ich bin ſehr billig, und vor'm Bezahlen
Darf ſich gewiß kein Einziger grau'n,
Spottwohlfeil bin ich, Shakespear von Meyer.

Von dem großen Unbekannten ein Bändchen iſt,
Im Vergleiche mit mir, unendlich theuer,
Darum nur immer heran, denn wißt,
Jeder Chapeau zahlt dafür einen Dreier,
Aber die Kinder und die ſchönen Frau'n, —
Ich bin galant, — können gratis ſchau'n.

Curios! — Es will ſich nicht Einer bücken,
Nicht Einer von Allen will hier mir die Hand,
Die ausgeſtreckte, mit einem Dreier ſpicken,
Denn Alle haben mit ſcharfen Blicken
Sich nur nach einem Pärchen gewandt.
Es werde ein Anderer klug daraus.
Der iſt wol recht mit Blindheit geſchlagen,
Hör ich hinter meinem Rücken ſagen:
Merkt er hier keinen Polterabendſchmaus?

Nun deſto beſſer! Da komm' ich ja heut
Zu einer gewiß mir günſtigen Zeit.
(Zum Brautpaar.)
An Euch, Ihr Lieben, will ich mich wenden,
Ihr werdet, da Ihr am Ziele ſeyd,
Wo Hymen Euch ſeine Wonnen beut,
Mit meinem Kuckkaſten nicht fort mich ſenden.
Denn wenn man ſich recht von Herzen freut,
Man liebreich ſich zu dem Geringſten neiget,
Schaut in meinen Kaſten, denn was er Euch zeiget
Haarklein die Zukunft Euch prophezeiht.

(Indem er den Kuckkaſten vor das Brautpaar niederſetzt, deklamirt er:)

Nur näher, werthe Herr'n und Frauen
Du holdes Paar! vor Allen doch;
Viel Extraſchönes iſt zu ſchauen,
Legt nur das Aug' an dieſes Loch.

Ich zeig' Euch hier Verwandelungen,
Wozu aus Freundſchaft ein Poet
Mir einen Commentar geſungen,
Der ſeinen Eberhard verſteht.

Als in der blinden Heiden Zeiten
Der Donnerer die Welt regiert,
Und man noch nicht von unſern Leuten
So viel, wie neuerdings, verſpürt:

Verließ bei ſchönem Frühlingswetter,
Wo Keiner Stich zu Hauſe hält,
Er einſt den Wolkenſitz der Götter,
Und kam herab auf unſre Welt.

Incognito ging er auf Reiſen,
Wie große Herr'n; ihm folgte nur,
Schlupfwinkel, ſich're, ihm zu weiſen,
Der Diebe Schutzpatron, Merkur

Zu prüfen ſelbſt die Menſchenkinder,
Hatt' er unkenntlich ſich vermummt.
Sie wären leider! Alle Sünder,
Hatt' Juno oft ihm vorgebrummt

Barfuß, geſtützt auf einen Stecken,
Verkleidet wie ein Bettelmann,

Ging er durch Dörfer, Städte, Flecken,
Sprach Reich' und Arm' um Gaben an.

Verſchloſſen blieben alle Pforten,
Kaum gab's ein Stückchen trocknes Brod,
Er ward ſogar mit rauhen Worten
Oft mit dem Bettelvoigt bedroht.

Kein Ohr war offen ſeiner Bitte,
So kam er ſchmachtend, müd' und matt
Einmal zu einer niedern Hütte,
Nicht weit von einer groſſen Stadt.

Er nahte ſich der Thüre leiſe,
Und bat in wehmuthsvollem Ton
Um einen Labetrunk und Speiſe;
Geſchmachtet hätt' er lange ſchon.

Ein heit'rer Greis kam ihm entgegen,
Neugierig trat die Frau ihm nach.
„Nur näher, gern will ich Euch pflegen,
„Ihr dauert mich,“ ſie liebreich ſprach

Philemon war des Alten Name,
Der im Adreßbuch nie noch ſtand,
Und ſeine ehrenwerthe Dame
Geborne Baucis ward genannt.

Es ließ ſich Zeus nicht lange bitten,
Er ging, heißhungrig auf den Schmaus,
Sogleich mit langen ſchnellen Schritten
In's gaſtlich aufgethane Haus.

Es ſprach die Frau mit ſanften Mienen
Gutmüthig: „Bitte, nehmet Platz,
„Ich kann zwar nicht mit Vielem dienen,
„Nur etwas Brod und friſcher Matz*).“

Zeus lächelte, die Frau wird dreiſter,
Ein Wort nun bald das and're giebt,
„Schmalhans iſt bei uns Küchenmeiſter,
„Und der nicht große Künſte übt.

„Gern gäb' ich mehr, wenn ich es hätte,
„Doch Leckerbiſſen ſind hier rar,
„Kein Dejeunér a la fourchette.
„Baionner Schinken, Caviar.

„Nicht Auſtern, kein Salat mit Schnecken,
„Kein Rebhuhn und kein Ortolan,
„Paſteten, die nach Trüffeln ſchmecken,
„Und Königsberger Marzipan.

„Kommisbrod nur und Käſ' und Butter,
„Sonſt nichts die Speiſekammer hat,
„Doch iſt es ein geſundes Futter;
„Uns macht' es viele Jahre ſatt.

„Milch kann ich auch zu trinken geben;
„Wenn wir dabei ſo lange Zeit
„Noch immer friſch und fröhlich leben,
„Macht's Eintracht und Genügſamkeit.“

---

*) Friſcher Käſe.

Sie eilt nun fort, ihm aufzutragen,
Es wird ſogar ein Tiſch gedeckt,
Zeus langet zu, dem leeren Magen
Die mag're Koſt vortrefflich ſchmeckt.

Incognito will ich nicht bleiben,
Er in Gedanken zu ſich ſpricht. —
Trotz der verzehrten dicken Scheiben,
Verringert doch das Brod ſich nicht.

So dick er auch die Butter ſchmieret,
(Der Wirthin macht er's faſt zu toll,)
Sie doch an Umfang nichts verlieret;
Der Krug mit Milch bleibt immer voll

Verblüfft ſteh'n Beide, ängſtlich Grauen
Sträubt hoch empor ihr bleiches Haar.
Sie wollen kaum den Augen trauen;
Ein Hexenmeiſter iſt's wol gar?

Der erſte Schreck allmälig ſchwindet,
Erleuchtet werden Frau und Mann.
„Durch ſolch ein großes Wunder kündet
„Gewiß ſich Jupiter uns an. —“

Andächtig auf die Knie ſie fallen,
Und mit gehob'nem Blick der Greis
Sammt ſeiner Ehehälfte lallen:
„Sey uns willkommen, großer Zeus!“

Bei meiner Treu, Ihr habt's errathen!.
Spricht Zeus. Philemon ruft jetzt aus:

„Die einz'ge Gans laß hurtig braten,
„Die iſt für ſolchen Gaſt ein Schmaus."

Baucis läßt ſich's nicht zweimal ſagen,
Sie greift nun nach der Gans, doch die
Läuft ſchnatternd fort, trotz allem Jagen,
Erhaſchet ſie die Flücht'ge nie.

Sie packt ſie jetzt bei'm Flederwiſche,
Doch dieſe reißt ſich kreiſchend los,
Und rettet liſtig unter'm Tiſche
Sich auf des Donn'rers ſichern Schooß.

„Da ſie ſich meinem Schutz ergeben,"
Zeus ernſt und gravitätiſch ſpricht:
„So mag ſie bis Martini leben,
„Genudelt ganz iſt ſie noch nicht.

„Zum Lohn für Euren Sinn, den frommen,
„Sollt Ihr um dieſe Zeit alsdann
„Die Hüll' und Fülle Schmalz bekommen,
„Pfannkuchen d'rinn man backen kann.

„Die Federn nehmet dann zu Kiſſen,
„Drauf ſchlummert ſorgenlos und weich;
„Die Poſen — nun die könnt Ihr miſſen, —
„Ihr braucht ja nie ein Schreibezeug."

Als ſo er den Sermon geendet,
(Dem Pärchen ward brühſiedendwarm,)
Galant er ſich zu Baucis wendet,
Und beut dem Mütterchen den Arm.

„Laßt uns die Gegend jetzt beſehen,“
Fährt er nun fort: „es lehrt Galen,
„Hat man geſpeiſet ſoll man ſtehen,
„Wo nicht, doch tauſend Schritte geh'n.“

Zeus führt das Weiblein aus der Hütte
Auf einen Weg, der ſich ihm zeigt,
Philemon, nach der Männer Sitte,
Ihr nach mit ſchwerem Oden keucht.

Es iſt der Gipfel kaum erklimmet,
So ſieht das gaſtfreundliche Paar,
Wie alles unter Waſſer ſchwimmet,
Was ſonſt auf feſtem Boden war.

Und von der Stadt, die ſtolz geſchimmert,
Erblickt man nicht ein einz'ges Haus,
Palläſt' und Thore ſind zertrümmert,
Ertrunken iſt dort Mann und Maus.

Die Alten ſteh'n mit offnen Mäulern,
Denn auch ihr Hüttchen ſchwamm mit fort,
Allein, geſchmückt mit Saphirpfeilern,
Zeigt ſich ein prächt'ger Tempel dort.

„So ſtatuir' ich ein Exempel!“
Rief Zeus: „recht ärgerlich bin ich;
„Doch Eure Hütte ward zum Tempel;
„Denn lumpen laß' ich niemals mich.“

„Ich will Euch eine Gnad' gewähren“
Es ſchweigen Beid' in banger Scheu.

„Thut's Maul auf, laßt ein Wort doch hören,
„Sprecht von der Leber frank und frei“

Es kehrt die Sprache endlich wieder,
Geſchmeidiger zum zweitenmal
Knien ſie vor Jupiter nun nieder,
Weil er mit Härte nicht befahl.

Philemon ſtammelte beſcheiden:
„In dieſem Tempel laß fortan
„Den Dienſt der Prieſter uns bekleiden,
„Bequem man davon leben kann.

„Vergönne, wenn man Dir zu Ehren
„Dort Opfer bringen wird, daß wir
„In Deinem Namen ſie verzehren
„Nur dieſe Gnad' erflehen wir.“ —

Es ſey! ſprach er: doch grade heute
Bin ich gen'röſe ungemein,
D'rum ſoll, Ihr braven alten Leute,
Euch noch ein Wunſch geſtattet ſeyn.

„Das,“ meinte Baucis, „läßt ſich hören,
„Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit!
„Auch mir mögt Etwas Ihr gewähren,
„Weil Ihr doch ſo ſpendabel ſeyd.“ —

Nicht ängſtlich, 'raus damit geſchwinde,
Den Damen ſchlägt man nie was ab!
Ruft Zeus, und Baucis ſpricht: „ſo finde
„Uns einſt zu gleicher Zeit das Grab.

„In dem Moment, wo ich erbleiche,
„Schließ' auch Philemon's Lebenstraum.“ —
Und ſo geſchah's. — Er ward zur Eiche,
Und ſie zu einem Lindenbaum.

(An das Brautpaar.)
Die Mühe, dächt' ich, könnt' ich ſparen,
Worauf, was ich erzählt, heut geht.
Ein gleiches Loos mögt Ihr erfahren,
Wenn Ihr einſt ſpät am Ziele ſteht.

Ein Geſindevermiether.

Mit dem Polterabendſchmaus,
Mit dem Myrthenfeſt, das morgen
Eurer harrt, dem Hochzeitſchmaus
Iſt der led'ge Stand nun aus.
Freilich ſeyd Ihr nun geborgen,
Doch Ihr macht ein eignes Haus,
Und da giebt's auch manche Sorgen,
Die zuvor Euch unbekannt.
Das Geſind' in unſern Tagen
Macht der Herrſchaft viele Klagen,
Und deßhalb ich ein mich fand,
Meine Dienſt' Euch anzutragen.

Ich kann ohne Ruhm es ſagen,
Mein Geſinde-Miethscomptor

Zieht

Zieht man allen andern vor,
Und ich zähl' die reichſten Kunden:
Alle haben ſtets bei mir,
Was ſie ſuchen, auch gefunden,
Nur verſteht ſich's, wer dafür
Die Gebühren mir entrichtet,
Auch auf eine ſtrenge Wahl
Bei dem Hausgeſind' verzichtet;
Sonſt hat er des Wechſels Qual
Sich allein ſa beizumeſſen.
Werd' ich aber dabei nicht
Von ihm für die Müh' vergeſſen,
Giebt den Worten, die er ſpricht,
Auch noch ein Geſchenk Gewicht,
Werd' ich ſehr behutſam wählen, —
Geld übt ſeine Wunderkraft —
Und an guter Dienerſchaft
Wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Keinen Diener ſchick' ich dann,
Der den Herrn ſchon ſelber ſpielet,
Der kein Er vertragen kann,
Weil er ſich gekränkt dann fühlet,
So volksthümlich es auch iſt,
Was man leider! ganz vergißt;
Hochmuth man dadurch erzielet,
Und dafür durch Schaden büßt.
Keinen, der, wie Modegecken,
Prunket mit erborgter Pracht,

Und durch höh'rer Stände Tracht
Seinen Stand ſucht zu verſtecken,
Der Romane lieſt, ſich ziert
Kein Geſchäft des Herrn vollführt,
Nur herumläuft, um zu gaſſen,
Und die jungen Modelaſſen
Karikkirend, parodirt.
Der ſich zeiget ſo gedrechſelt,
Wichtig thut und ſo geſchraubt,
Daß man für weit mehr ihn glaubt,
Bis er mir mit mich verwechſelt,
Trauen man ihm niemals kann,
Immer er auf Ränke ſinnet,
Mit der Zoſe bald auch dann
Ein Romänchen an er ſpinnet,
Hat er ihn zum Ziel geführt,
Fürchtet er des Zornes Flamme
Schnell er heimlich ſich ſkiſirt,
Und das Zöſchen wird zur — Amme.

Und die Dirnen — merkt es Euch! —
Sind darin den Dienern gleich:
Dirnen? — man muß es geſtehen —
Höher ſtimmen ſie den Ton,
Sie allein in Condition
Jetzt nur bei der Herrſchaft gehen.
Alle denken, alt und jung,
Immer nur auf Flitterprunk,
„Freundliche Behandelung

„Nicht auf hohen Lohn ſie ſehen.“
Dieß iſt ſtets ihr drittes Wort,
Aber wenn Ihr dieſes höret,
Schickt ſie auf der Stelle fort.
Wiſſet Ihr, was man begehret?
Wenig Arbeit, Nachſicht dann,
Wenn man ſie nur halb gethan;
Blind bei allen ihren Schwächen,
Und dabei noch taub, hört man
Sie mit dem Liebhaber ſprechen,
Der zur Mittags-Abend-Friſt
Ungebet'ner Gaſt ſtets iſt,
Und ſich füllt den leeren Ranzen.
Jeden Sonn- und Feſt-Tag frei,
Um auf Tabagien zu tanzen,
Und viel Eimergeld dabei,
Ueberdieß gen'röſe Gäſte,
Wo man Trinkgeld viel erhält,
Und dabei zum Weihnachtsfeſte
Viel Geſchenk' und, was das beſte,
Ein Erkleckliches an Geld.

Solch Geſinde Eh'ſtandsfreuden,
Ruhe ſtörend, ſehr vergällt.
Darum, wollt Ihr dieß vermeiden,
Wendet Euch an mich ſchon heut,
Und wenn Ihr freigebig ſeyd,
Könnt Ihr ſicher auf mich zählen,
Aus dem Schofel, weit und breit,

Werd' ich Euch das Gute wählen, —
Eine wahre Seltenheit! —
Das mit immer heitrer Miene
Folgſam, mit Aufmerkſamkeit
Treu und fleißig Euch bediene,
Denn es iſt am eignen Heerd
Gut Geſinde Goldes werth.

Nehmt dieß Buch *).
(Er überreicht es.)
Doch ich bemerke
Trotz der Größe, trotz der Stärke,
Tauſende ſteh'n zwar darin,
Giebt es wenig nur Gewinn.
Die mit einem Kreuz verſehen,
Sind nur ehrlich und geſcheidt,
Nur für ihre Brauchbarkeit,
Kann ich, wenn Ihr wählet, — ſtehen.

Ein Wurmdoctor.

Heut iſt hier Polterabendſchmaus,
Der Prologus vom Myrthenfeſte,
Dann ſtrömen ungelad'ne Gäſte
Von nah' und fern in's frohe Haus,

---

*) Dieß Buch kann ein Cartonkaſten in Geſtalt eines Buches ſeyn, und in ſolchem ein Geſchenk für das Brautpaar liegen. Auf dem Rücken deſſelben kann ſtatt des Titels ſtehen: Zum Polterabend, mit Anführung des Tags und Jahrs.

Und kramen dort vor allen Dingen
Des Herzens fromme Wünſche aus.
Die dacht' ich, muß ich heut' auch bringen,
Und einem lieben holden Paar.
In Doppelſchritt mit raſchen Sprüngen,
Als hätt' ich an den Ferſen Schwingen
Ich von * * *. in * * * war.

An Wünſchen wird es Euch nicht fehlen,
Die heut Euch Lieb' und Freundſchaft weih'n,
Ich ſtimme recht von Herzen ein,
Doch darf ich es Euch nicht verhehlen,
Der Regen folgt auf Sonnenſchein.
Es giebt gar bald Unpäßlichkeiten,
Dafür weiß ich nun Arzenei'n, —
Ein Praktikus, — Euch zu bereiten.

Wenn, Bräutigam! Dich etwas plagt,
Darfſt Du nicht Pulver erſt gebrauchen,
Du darfſt nur bloß ein Pfeifchen rauchen,
Das Unbehagen es verjagt:
Du haſt, Dich opfernd, ihm entſagt,
Allein die Freundlichſte der Bräute
Stimmt mit der Mutter hier nicht ein,
Ein Gatt' die Pfeif' im Mund, ſie meinte,
Müßt', ſchlürfe ſie den Caffee ein,
Recht angenehm zu Zeiten ſeyn,
Und folgend in des Vaters Gleiſe,
Muß er ſich nach des Braven Weiſe

An einem Pfeifchen auch erfreu'n,
Und ſtellt aus der Kamm'raden Kreiſe
Ein Krieger ſich bei ihm dann ein,
So muß er ihm vor allen Dingen,
Zum Rauchen eine Pfeife bringen:
Er darf doch dann nicht müßig ſeyn,
D'rum laß' von einem Pfeifenkopfe
Dir ein Normalgebäude weih'n.
(Er überreicht ihm einen Pfeifenkopf mit Rohr.)
Mit meinem Wunſch, o Lieber! ſtopfe
Ihn mit dem feinſten Tabackskraut.
Wenn zu dem goldnen Hochzeitfeſte
Dir einſt und der holdſel'gen Braut,
Ein unumwölkter Morgen graut,
Wenn längſt der Storch aus ſeinem Neſte
Vom Giebel Deiner Kinder ſchaut.

Wohlriechend ſelbſt iſt nicht der Beſte
Und feinſte Taback, holde Braut!
Den böſen Eindruck zu verhüten,
Umgieb mit Blumen und mit Blüthen
Dich, wenn Dein künft'ger Gatte raucht,
Damit Dir niemals eine Phraſe
Entſchlüpf aus der man Unmuth ſaugt,
Und da man dazu eine Vaſe,
Um viele zu vereinen, braucht,
So laß ſie Dir aus meinen Händen,
Als kleines Angedenken ſpenden.
(Er übergiebt ihr eine Blumenvaſe.)

Dir ſchimmern heut' recht viele Kerzen,
O holde Braut, und dieſer Schein
Iſt ſicher recht nach Deinem Herzen,
Denn alle ſind von Wachs allein;
D'rum ſteh'n in Gunſt bei Dir die Bienen.
Laß Dir heut von mir prophezeih'n,
Du wirſt, als liebe Gattin, ihnen
Im Honigſammeln ähnlich ſeyn,
Es werden nicht bloß Honigſtunden,
Nein Jahre immer den erfreu'n,
Mit dem zum innigſten Verein
Dich Lieb' und Sympathie verbunden.

Zwar heut aus Deinem Angeſicht
Die Fülle der Geſundheit ſpricht,
Doch kleine Zeichen mir bekunden, —
Ein Arzt ſieht ſie, ein Laie nicht —
Es wird das milde Roſenlicht
Sich etwas nach und nach verlieren,
Du wirſt ein Uebelſeyn verſpüren,
Doch ſorge nicht — hier dies Flacon
(Er überreicht ihr daſſelbe.)
Enthält ein Mittel, das probat,
Sobald man d'ran gerochen hat,
Empfindet man auch Beß'rung ſchon.

(An den Bräutigam ſich wendend.)
Auch Dir, ich muß es frei geſtehen,
Dir, biſt Du auch des Mayor's Sohn,
Wird es gewiß nicht beſſer gehen,

Iſt's auch — erforſcht man es genau —
Nur Sorg' um die geliebte Frau.
Um dieſem Uebel vorzubeugen,
Biet' ich Dir dieſe Pulver dar,
(Er überreicht ihm eine Schachtel mit Räucherpulver.)
Sie haben mit dem Pulver zwar,
Das Dir genau bekannt, nichts eigen,
Denn das, durch ſeine raſche Kraft,
Wo ſich des Feindes Schaaren zeigen,
Sie ſchnell dahin zum Tode rafft.
Die aber ich bedächtig miſche
Enthalten Lebenskräft und Friſche
Damit das Herz, ſobald beengt,
Das Blut nach ihm zu ſehr ſich drängt,
Sich kühle, nicht ſo ſiedend ziſche.
Du darfſt damit, o Freund, nicht ſparen,
Mein Vorrath iſt davon ſehr groß.
Zur Probe geb' ich dieſe bloß,
Ich bringe Dir nach funfzig Jahren,
Als meiner Freundſchaft ſchwachen Zoll,
Noch eine ganze Schachtel voll

Ein Hausarzt.

(Bei'm Polterabende vor einer ſilbernen Hochzeit.)

In heitern wie in trüben Stunden,
Ging lang' ich bei Euch ein und aus:
Zu dieſem Polterabendſchmaus
Hab' ich mich d'rum auch eingefunden.

Denn hier wird ſicher Euer Wein
Weit mehr, als alle Arzenei'n,
Die ich verordnet Euch, mir munden.
Doch wir verſchreiben mit Bedacht
Nichts, was dem Gaumen Kitzel macht,
Sonſt würd' in Kurzem man es ſehen,
Daß Jung und Alt und Groß und Klein,
Die in die Keller jetzt nach Wein,
Dafür in Apotheken gehen.

Gebt, Beide, heut' das Zeugniß mir,
Da morgen, nach der Brautnacht Wonnen
Euch fünf und zwanzig Jahr' verronnen,
Daß die Recept' auf weiß Papier
Die ich Euch damals übergeben,
Euch bis zu dieſem Tag' genützt.
Vor manchem Uebel Euch geſchützt,
Und friſch erhalten Euer Leben.
Empfangt von mir zwei andre itzt.

(Er überreicht dem Jubelbräutigam und der Jubelbraut
ein Rezept.)

R. W.

Recp. Verlodert iſt der Jugend Glut,
Dem Manne ſtehet es nicht gut,
Was an dem Jünglinge wir lieben,
Doch leichter Sinn und froher Muth,
Die ich Dir früher ſchon verſchrieben,
Sind Dir bis dieſen Tag verblieben.
Die pflege nun mit ſtetem Fleiß,

Du kannſt in Deiner Kinder Kreis
Und unter Freunden ſie erhalten.
Zieh' nie die Stirn in düſtre Falten,
Sey mürriſch nicht, ſiehſt Du um Dich
Ein andres Treiben, Thun und Walten:
Es iſt die Welt veränderlich!
Beſchäme ſie, und ſey dagegen
Ein ſolcher Gatte, Vater, Freund,
Wie Du es warſt, und es vereint
Sich nach wie vor bei Dir der Segen,
Den Dir vor einer langen Zeit,
Und ſchon vor fünf und zwanzig Jahren
Die Jugendfreunde prophezeiht.
Am ſtillen Altar Deiner Laren
Wird golden einſt die Myrthe blüh'n,
Und alle andre Medizin,
Hoff' ich, bei Dir ſtets zu erſparen.

Für Herrn N.

a. w.

Recp. Man ſieht es wahrlich Dir nicht an,
Daß Dir, wenn heute Dir verfloſſen,
Ein Viertelſäkulum verrann,
Wo Hymen's Myrthen Dir geſproſſen,
Der Spruch hat ſich an Dir bewährt
Es altern nicht die Charitinnen.
Ich bilde viel mir darauf ein,
Daß die Diät, die ich verſchrieben,
Dazu gewirkt, daß Dir der Schein

Der frühern Anmuth ſtets verblieben.
Willſt Du Dich länger ſeiner freu'n,
Mußt Du im Kreiſe Deiner Lieben,
Im Arm des Gatten, nicht verſchieben,
Dein Herz der Fröhlichkeit zu weih'n.
Trittſt Du auch in die bunten Reih'n
Der Tänzer und der Tänzerinnen,
Nicht, wie im Blüthenalter, ein,
Um Beifall dadurch zu gewinnen,
So kannſt Du doch Dich noch erfreu'n,
Wenn bei dem Klang der Flöten, Geigen
Sich Deine Söhn' und Töchter zeigen:
Dann macht Dich die Erinnerung
Bei ihrem Anblick wieder jung,
Und neid'ſche, ſpitze Zungen ſchweigen.
Dir jetzt die edle Huldigung
Von Allen lange ſchon gebühret,
Wer ſo mit reinem Selbſtgefühl
Den ſtolzen Namen Mutter führet,
Der hat der ſüßen Freuden viel.
Genieße, Freundin, ſie, entſchlage
Dich aller Sorgen ohne Noth,
Dann gleicht des Lebens Abendroth
Dem Roſenlicht der Jugendtage.

Für Madame N.

Don Quixotte und Sancho Panſa.

Sancho Panſa.

Geſtrenger Herr Ritter, linksum nur macht,
Bleiben. könnt Ihr hier nicht über Nacht,
Irren iſt menſchlich, ein Jeder es kann,
Oft ſah't Ihr für Schlöſſer Wirthshäuſer an,
Jetzt aber macht Ihr es umgekehrt,
Wenn Ihr für die Nacht Quartier hier begehrt.
Kaum ſteckt' ich die Naſe nur in das Haus,
Ward ich durch hundert Dinge belehrt,
Es ſey hier ein Polterabendſchmaus.

Don Quixotte.

Es iſt ein Wirthshaus, da bleib' ich dabei!
Verſchafft meiner Roſinant' eine gute Streu,
Sorgt daß in der Kripp' ihr kein Futter gebricht,
Vergeſſet dann Euer Langohr auch nicht.

Sancho Panſa.

Herr Ritter, ich dächte wir gingen hinaus,
Sonſt geht's uns, wie der Sau im Judenhaus,
Ich rieche den Braten, Ihr fallt mit der Thür
In das Haus hinein, wir werden dafür
Mit einer Prügelſuppe traktirt.
Ihr,wißt ja, wie ſehr mich das immer genirt.

Don Quixotte.

Ich verlange Gehorſam! nicht raiſonnirt!
(Sich an die Braut wendend.)
Was ſeh' ich? — Ein Glücksſtern über mich ſchwebt,

Hier ſitzt meine Dulcinea von Toboſe,
Blühend voll Anmuth, gleich einer Roſe,
Hier ſitzt ſie, die Holde, wie ſie leibt und lebt.

Sancho Panſa.

Herr Ritter, ich bitt' Euch, die laſſet in Ruh',
Ihr machet doch Keinem ein X für ein U,
Es iſt eine Braut ja, die danket ſchön,
Für jeglichen Tauſch mit Dulcine'n.
Sie hat ſich den beſten Ritter erwählt,
Und morgen ſchon wird ſie mit ihm vermählt.

Don Quixotte.

Nein! eine verzauberte Prinzeſſin es iſt,
Aber ich trotze der Stärk' und der Liſt,
Ich ſchwinge das Schwert und die Lanze zum Streit,
Bis ich ſie im ſiegreichen Kampfe befreit.

Sancho Panſa.

Herr Ritter, ſo werdet doch einmal geſcheidt,
Jeglichen Herrn gefällt ſeine Kappe zwar,
Aber was wahr iſt, das bleibet doch wahr,
Und daß Ihr vor Euch eine liebliche Braut
Und neben ihr ſitzend den Bräutigam ſchaut,
Das iſt doch ſo richtig, wie's Ein mal Eins,
Seh't nur, wie froh beiſammen es ſitzt,
Und wie es die Lippen zum Küſſen ſchon ſpitzt,
Harrend voll Sehnſucht des Prieſter-Vereins,
Wie's jubelnd ein Kreis von Freunden umringt,
Und Wünſch' und Geſchenke ſo herzlich ihm bringt:

Blind ſeyd Ihr, gebet kein Licht auf Euch itzt.
Aber ich dächte, wir blieben nun hier,
Woferne man nicht uns weiſet die Thür,
Wer im Rohre ſitzt, die Pfeifen ſich ſchnitzt,
Und Schmalhans Koch, wie ihr ſelber es wißt,
Geſtrenger Herr Ritter, bei uns längſt ſchon iſt.

Don Quixotte

Ich glaube beinahe ſelbſt, daß ich mich geirrt,
Hier iſt kein Gaſthof, indeſſen ein Wirth
Der ſeine Gäſte ſo freundlich empfängt,
Daß gewiß nicht Einer an das Weggehen denkt.

Sancho Panſa.

Und was noch das Beſte von Allem bleibt,
Mit doppelter Kreide er niemals ſchreibt,
Die Zeche generös er immer ſchenkt,

Don Quixotte.

Das iſt ſo in allen Schlöſſern der Brauch,
Denn kehret ein Ritter in ſolche ein,
Wird gaſtlich er immer empfangen ſeyn,
D'rum bin ich in ſolchem unſtreitig hier auch.

Sancho Panſa.

Es ſpukt bei Euch doch immer, Ihr ſchau't
Nur Schlöſſer, Ritter, Rieſen; die Braut,
Den Bräut'gam aber, das liebliche Paar
Werdet darüber Ihr gar nicht gewahr.
Ich aber hab' es ſogleich entdeckt,
Wo hier der Haſ' in dem Pfeffer ſteckt,

An Eurer Stelle, wie ſich's gebührt,
Hätt' ich Beiden ſchon längſt gratulirt.
So müßt Ihr's machen!
(Er verneigt ſich mit komiſchen Gebehrden vor dem Brautpaar.)
Ein günſtig Geſchick
Hat uns recht blindlings hierher geführt,
Wo man zur Hochzeit ſich präparirt,
Ich wünſch' und prophezeih' Euch gar vieles Glück,
Da Lieb' Euch mit Roſenketten geſchmückt,
Und Hymen dazu das Seinige thut:
Denn wer ſich gut bettet, der ſchläft dann auch gut.
Zum Angedenken nach altem Brauch,
Schenkt man am Polterabend wol auch
Bald dieſes, bald jenes —
(Achſelzuckend.)
Wie'ne Kirchenmaus
Bin ich nur arm, —
(Zur Braut.)
Nimm dieſen Strauß!
Ein gutes Wort findet gute Statt:
Es giebt ein Schelm nur mehr, als er hat!

Don Quixotte.

Mit meinem Sancho ſtimm' gern' ich ein,
Ihr möget beglückt durch die Liebe ſeyn,
Euch vieler Kinder und Enkel frei'n,
Und iſt einmal ein Kampf zu beſteh'n,
Will ich für Euch in die Schranken geh'n,
(Sich an den Bräutigam wendend.)
Aber ich ſeh' es dem Bräut'gam an,

Daß er, wenn's Noth thut, es ſelber kann,
D'rum nimm meines Hauptes Schirm und Zier
Manbrins glänzenden Helm von mir.
(Er übergiebt ihm ein Barbierbecken *).

Ein Polizeikommiſſarius und eine alte Frau mit Töpfergeſchirr.

(Die Letztere trägt ſolches in einem Korb, der mit einem Bande über den Schultern vor ihrem Leib befeſtigt iſt.)

Der Polizeikommiſſarius.

Hier hilft kein Sträuben, kein Bitten und Fleh'n!
Verboten iſt das Töpfe zerſchmeißen,
Wer hat Ihr ſolchen Unfug geheißen?
Sie ſoll mir nun Red' und Antwort ſteh'n!

Die Alte.

Allerliebſter Herr Commiſſarius!
Sie werden mit mir's doch ſo genau nicht nehmen,
Machen Sie mir doch nicht ſolchen Verdruß,
Vor allen den ſchmucken Leuten hier muß
Ich mich darüber zu Tode ſonſt ſchämen.

Der Polizeikommiſſarius.

Ei was! ich übe die Polizei,
Und ging auch die halbe Welt zu Grunde,

Das

---

*) Dieß kann entweder ein wirkliches oder eine Attrappe von Carton ſeyn und ein beliebiges Geſchenk enthalten.

Das kümmert mich nichts, iſt mir einerlei.
Sie ſteht mit andern Heimtück'ſchen im Bunde,
Wer hieß Ihr hier werfen die Töpfe entzwei?

Die Alte.

Auf Ehre! Keiner. -- Vor einer halben Stunde,
Ging ich hier, arges nicht denkend vorbei,
Da war hier ein Jubel in dieſem Hauſe,
Neugierig fragt' ich: was giebt es denn hier?
Das weiß Sie nicht? verſetzte man mir,
Es iſt ein großes Gedräng' an der Thür';
Viele kommen zum Polterabendſchmauſe,
Wer macht denn Hochzeit? — „Das iſt ja bekannt“
D'rauf ward mir das junge Pärchen genannt.
Da fuhr es gewaltig mir in die Krauſe,
Als ich den Namen des Bräutchens vernahm.
Das junge Ding — denkt doch — will freien?
Und du — das kannſt du ihr nicht verzeihen —
So alt, haſt noch keinen Bräutigam.
Ich will es nicht läugnen, es ſchwoll mir der Kamm,
Du willſt ihr den Spaß doch etwas vergällen!
Gepolter, Spektakel mach' ich ihr heut,
Ich will vor der Thüre, aus Mißgunſt und Neid,
Pfannen, irdene Töpfe zerſchellen!
Ich lief, ſo viel es nur immer ging,
Mit Hühneraugen läuft man nicht flink,
Und hol' aus der Küche mir von dem Riegel,
Schüſſeln, Teller, Töpfe und Tiegel,
Und trug ſie in dieſem Korbe hierher
Ich wollte —

Der Polizeikommiſſarius.

Da kam ich Ihr in die Quer!

Die Alte.

Ach, leider! Herr Polizeikommiſſair!
Ich bitte, mir's durch die Finger zu ſehen,
Ganz ruhig will ich nach Hauſe auch gehen.

Der Polizeikommiſſarius.

So ſeyd Ihr, erſt trotzig, impertinent,
Ihr ſchimpfet, ſtemmt die Händ' in die Seiten,
Doch wenn Ihr dann aus und ein nicht könnt,
So kriecht Ihr zu Kreuze, Potz Element!

Die Alte.

So laſſen Sie ſich, mein Schönſter, bedeuten:
Seitdem ich das freundliche Pärchen geſeh'n,
Iſt mir ganz anders im Herzen zu Muthe;
(Auf die Braut deutend.)
Ich wünſche dem lieblichen jungen Blute
Auf fünfzig Jahre nur Wohlergeh'n,
Es mag ſich das Glück des Pärchens nie mindern,
Sie mögen dereinſt im Kreiſ' von Kindern
Und Enkel die Myrthenfeier begeh'n.

Der Polizeikommiſſarius.

Auf meine Ehre, der Wunſch klingt ſchön,
Ich ſtimm' mit ein, und ihn zu hindern
Fällt keinem Polizeikommiſſarius ein.
Aber das Töpfeſchmeißen, das Schrei'n
Vor den Fenſtern und vor den Thüren,

Das ſollen und müſſen wir inhibiren,
Und deßhalb muß ich, Du Alte, Dich jetzt,
Weil Du ein ſolches Verbot verletzt, —
Es hilft kein Bitten und Fleh'n — arretiren.

Die Alte.

O laſſen Sie fünf gerade heut ſeyn,
Denn Mordſpektakel würd' ich verführen,
Das würde Sie ſelber am Ende gereu'n.

Der Polizeikommiſſarius

(Zu dem Brautpaar.)

Wie iſt's, wollen Sie der Alten verzeih'n?
Sie nicken ein Ja mir. Nun gut! allein
Das Töpfergeſchirr muß ich confiſciren.

(Er nimmt der Alten den Korb mit Töpferwaaren ab und ſetzt ihn vor das Brautpaar hin.)

Das ſollte zertrümmert werden? — Ei, ei!
Das iſt ja Alles ganz brauchbar und neu,
Das könnt' eine neue Küche ſchon zieren.

Die Alte.

Sind Sie der Meinung? Das iſt mir recht lieb,
Du kannſt es, o Bräutchen, damit probiren.
Thu's! —

(Zu der Geſellſchaft.)

Aber wißt, einen Scherz ich nur trieb,
Und darum will ich mich jetzt demaskiren.

(Sie nimmt die Larve ab. Zu dem Polizeikommiſſarius.)

Nichts vor ungut, mein Herr Kommiſſair,
Ich wollte Sie nur ein wenig fexiren,

(Zu dem Brautpaar.)
Dir aber will ich, o theures Paar!
Von ganzer Seele jetzt gratuliren,
Es mag Euch die Hand der Liebe fortan,
Seyd Ihr nun morgen ein Ehegeſpann,
Auf eb'ne und blumige Pfade führen.

Harlekin und Columbine.

Harlekin.

(Zu Columbinen.)
Warum ſo verlegen? mein liebes Kind,
Wenn von den deutſchen Bühnen wir lange —
Nicht Mode mehr — verbannt auch ſind,
So ſey deßhalb nicht ängſtlich und bange,
Man übrigens oft willkommen uns heißt.

Columbine.

Das muß ich bezweifeln.

Harlekin.

Du kannſt es mir glauben!
Sich unſ're Späße ſehr Viele erlauben,
Wenn's auch ihr Anzug nicht gerade beweiſt.
Sie lieben das Necken und laſſen ſich ſchrauben,
Und Keckheit erſetzt oft ein Witzwort voll Geiſt.
Nur immer näher, mein Liebchen, hübſch dreiſt!
Für ein Feſt, wo der Scherz und die Freude waltet,
Sind wir Beide gewiß niemals veraltet.

Columbine.

Ich folge Dir, Schatz, aber auf Deine Gefahr,
Wird man mich ungeſtüm foppend beſtürmen,
So mußt Du mit Deinem Pritſchholze mich ſchirmen,
Das Deine ſiegreiche Waffe ſtets war.

Harlekin.

Was kümmert Dich hier der wogende Haufen,
Wir ſuchen des Feſtes holdſeliges Paar;
Die übrigen Alle laſſen wir laufen.

Columbine.

Wo iſt es? —

Harlekin.

Du findeſt es nicht?
Wer blind nur, der wird es nicht unterſcheiden
Die ſüße Ahnung zukünftiger Freuden
Aus ſeinen hellleuchtenden Augen ja ſpricht.

Columbine.
(Auf das Brautpaar deutend.)

Die alſo?

Harlekin.

Wozu noch die unnütze Frage?
Folge mir, Schätzchen! heran ich mich wage,
Es koſtet den Hals nicht. —

Columbine.

Du biſt nicht geſcheidt!
Jubel herrſcht überall hier im Hauſe,

Es ſtehet zu einem Polterabendſchmauſe
Auf Jedem die Thüre ſperrangelweit.

Harlekin.

(Zur Braut.)

Du thuſt wahrlich recht daran
In den Eheſtand zu treten.
Hübſche Mädchen, ſaget man,
Brauchen immer einen Mann;
Du brauchſt nicht drob zu erröthen:

Immer hat der Jungfernſtand
Auf die Länge ſeine Plagen,
An des braven Gatten Hand
Kann man in den Eheſtand
Sich ſchon ohne Sorge wagen.

Du wirſt nun Gebieterin
An dem eignen Heerd im Hauſe,
Folgſt nicht länger fremdem Sinn,
Macheſt Du als Wöchnerin
Dann und wann auch eine Pauſe.

Gleich der Pritſch' in meiner Hand,
Wenig iſt ſie nur zu ſpüren,
Wirſt mit Sanftmuth und Verſtand
Den Pantoffel Du gewandt
Immer, freundlich lächelnd, führen.

Zwar wird in Dein Ohr Geſchrei
Bald von Deinen Kleinen dringen,
Doch das gehet ſchnell vorbei,

Läßt Du nur mein Conterfei,
An dem Faden zupfend ſpringen.

Laß Dir ſolchen Hampelmann
Heute von mir überreichen,
Er Dir künftig nutzen kann,
Und er ſoll, — ſieh' ihn nur an —
Mir in ſeinem Aeußern gleichen.

Setzeſt Du ihn einſt in Schwung,
Von den Füßen bis zum Scheitel,
Sey Dir jeder luſt'ge Sprung
Freundliche Erinnerung
An den Harlekin, mein Bräutel!

Columbine.

(Zu dem Bräutigam.)

Hätt' ich nicht ſchon einen Mann,
Trüg' ich mich — was hilft das zieren? —
Selber Dir zur Gattin an,
Denn ich weiß gewiß, ich kann
Nur gewinnen, nicht verlieren.

Alles, alles, Mien' und Blick
Einen braven Mann verkündet,
Und die Dich gewählt, ein Glück,
Frei von jedem Mißgeſchick,
Durch getreue Liebe findet.

Gleiches Loos harrt morgen Dein,
Denn die Du Dir auserkoren,
Wird Dein Kleinod immer ſeyn,

Fromme Liebe ſtets Dir weih'n,
Wie ſie Dir ſie gern geſchworen.

Fürchte den Pantoffel nicht,
Denn Du ſollſt es von mir wiſſen,
Runzelt ſich mein Angeſicht
Harlekin gleich zu mir ſpricht:
Schätzchen lern' und laß Dich küſſen.

Er giebt dann mir einen Kuß
Recht aus Lieb' und Herzensgrunde,
Aller Aerger und Verdruß
Plötzlich dann verſchwinden muß,
Ich vom Böſethu'n geſunde.

Du mußt es wie Harlekin —
Sehr probat iſt's — klüglich machen,
Aller Unmuth wird entflieh'n,
Reizender Dein Weibchen glüh'n
Und es freundlich wieder lachen.

Ein Bärenführer mit einem Bären.

Nicht Jedem hier das Glück ſo lacht
Daß er mit einer Menge von Thieren
Die er mühſam zuſammen gebracht,
Herumzieht, gegen reiche Gebühren,
Zu zeigen ſie dem Publikum.
Zum Beiſpiel ich muß Bären führen,

Zieh' damit in der Welt herum,
Und bin ſchon ſehr damit zufrieden,
Wird von den Gaffern dann und wann
Ein Kupferdreier mir beſchieden,
Die kleinſte Münze nehm' ich an.

Hier, denk' ich, ſoll mein Waizen blühen,
Denn es iſt hier ein frohes Feſt,
Und Keiner ſich hier lumpen läßt,
Den Beutel generös zu ziehen.
Ich band ſo manche Bären an,
Mehr brummend, als an meiner Seite
Hier dieſer, hoffentlich ich heute
Losbinden ſie nun endlich kann.

Doch daran mag ich jetzt nicht denken,
In dieſem Kreis will ich den Blick,
Auf ein geliebtes Paar nur lenken;
In dieſem ſchönen Augenblick
Hat Lieb' und Freundſchaft ſich vereinet,
Und Alles was jetzt hier erſcheinet
Verkündet mir ein langes Glück.

Mein Bär ſogar vor Freude ſpringet,
Zwar macht er es nicht mit Geſchick,
Denn ihm das Tanzen nicht gelinget,
Wie einer Operntänzerin,
Doch zahl' ich auch nicht große Summen
An ihn dafür, kein Thor ich bin,
Nur ſchmale Koſt iſt ſein Gewinn,
Und deßhalb hör' ich oft ihn brummen.

Zwar gab' ich lang' ihm Unterricht
Im Sprechen, doch nur ſchlecht er ſpricht
Trotz aller meiner großen Mühen,
Trotz meiner Peitſch-Zaubermacht, —
Ein wirkſam Mittel zum Erziehen, —
Hat er's darin nicht weit gebracht,
Wie Bileam's Thier, das, wie wir leſen,
Im Sprechen ſehr gewandt geweſen.

Doch glaub' ich immer, er wird ſchon
Sich heute hier noch hören laſſen,
Denn von dem Bären vor dem Baſſen
Iſt er ein Vetter, gar ein Sohn,
Und des Genie's allmächt'ge Flamme
Pflanzt ſich auch auf Nachkommen fort.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme
Verſuch's und ſprich ein deutlich Wort.

Der Bär.

Ich bin in einer fremden Sphäre,
Mir iſt ein Feſt ganz unbekannt,
Das Polterabend man genannt,
Und wenn ich Gellert's Pez auch wäre,
Der einſt gezeiget viel Verſtand,
So wird es mir doch niemals glücken,
Das, was ich denke, auszudrücken.

(Zu dem Brautpaar.)

Die Liebe knüpfet bald ein Band,
Zwei edle Herzen zu beglücken,
Viel Worte müßt Ihr aber nicht

Von mir, des Waldes Sohn begehren,
Kurz faß' ich mich, das Leibgericht
Iſt ſüßer Honig für die Bären,
Man auch von Honigwochen ſpricht,
Die bald vergeh'n, nie wiederkehren,
Man preiſt ſie als ein Himmelreich,
So wünſch' ich denn, daß ſie für **Euch**
Zum mind'ſten funfzig Jahre währen.

Der Bärenführer.

In dieſen Wunſch ſtimm' ich gern ein,
Und **Eure** Herzen, **theure Beide!**
Iſt Bürge mir, die reinſte Freude
Wird immer heimiſch bei **Euch** ſeyn.
Süß ſind des Eheſtandes Pflichten,
Wenn man ſich treu und innig liebt,
Und wenn Gewölk den Himmel trübt,
Wird ihn der Strahl der Sonne lichten,
So blüht **Euch** einſt in ihrem Glanz
Der goldnen Hochzeitfeier Kranz.

Ein Tyroler und eine Tyrolerin.

Der Tyroler.

Wir gingen vorbei, vor der Thüre ſtand
Ein Herr, der drückte mir Geld in die Hand
Und ſprach zu uns Beide, gehet nur immer
Dreiſt hier hinein, — er plötzlich verſchwand.

Da ich von ihm nun das Geld genommen,
So mußten wir Beide ſchon geh'n in das Haus,
Denn richteten wir, was er begehrt, nicht aus,
So würde ſein Geld mehr ſchaden als frommen;
Ein altes verſtändiges Sprichwort ſpricht:
Unrechtes Gut, das gedeihet nicht.

Die Tyrolerin.

Max, ſprich doch, was hat dieß hier zu bedeuten?
Ich bin ganz verblendet und ganz verdutzt:
Hier, unter ſo vielen wildfremden Leuten,
Ein'ge vermummt und Andre geputzt,
Und Jeder drängt ſich von allen Seiten
Nach einem Pärchen, das beiſammen dort ſitzt,
Und Jeder die Augen und Ohren ſpitzt:
Ha, ſieh' doch Max!

(Sie deutet auf einen von der Geſellſchaft mit dem Finger.)

Der Tyroler.

Was ſoll ich denn ſehen?

Die Tyrolerin.

Da iſt ja der Mann, der uns in das Haus
Gewieſen, den mußt du nun fragen,
Was es giebt.

Der Tyroler,

(ſich an den Gaſt wendend.)

Kann er uns nicht ſagen,
Was dieß bedeutet?

Der Gaſt.

Einen Polterabendſchmaus!

Der Tyroler.

Das Wort zum erſtenmal wir hören,
Nicht klüger ſind wir dadurch, wie zuvor.
Er muß uns darüber näher belehren.

Die Tyrolerin.

O thu' Er's! Ich bin neugierig, ganz Ohr'

Der Gaſt.

Hat ſich ein liebendes Pärchen gefunden,
Liebe und Treue hinlänglich erprobt,
Sich zum Bunde der Ehe verlobt,
Nahet ſich ihm die ſchönſte der Stunden
Wo es der Segen des Prieſters vereint:
Dann noch zuvor ein Feſt ihm erſcheint,
Wo ſich All' die es lieben, verbunden,
Durch Wünſch' und Gaben, die man ihm weiht,
Freude und Freundſchaft laut zu bekunden,
Das nennet man hier ſchon ſeit langer Zeit
Polterabend. — Solch Feſt iſt heut!

Die Tyrolerin.

Gelt! — das iſt eine ſchöne Erſindung,
Es verkürzet die langweil'ge Nacht
Vor der Hochzeit. — Bei unſrer Verbindung
Hat man, — Gott beſſer's — nicht dran gedacht.

Der Tyroler.

Auf unſern Bergen, in unſern Gründen,
Wenn man dort häuslich nieder ſich läßt:
Wenn ſich zwei Herzen auf ewig verbinden
Gab es zuvor noch nie ſolch ein Feſt,

Doch wenn wir wieder zur Heimath kehren,
Wieder beziehen das häuſliche Neſt,
Will ich die Landsleut' d'rüber belehren:
An ſolchem Abend gehts luſtig und kraus,
Und gar zu gern bin ich oben hinaus!

Die Tyrolerin.

Aber willſt's Du den Tyrolern erklären,
Lieber Max, ſo gieb auch recht acht,
Wie man's am Polterabend hier macht.

Der Tyroler.

Schau! du haſt recht! — Tritt hier mir zur Seite,
Und faß mich an den Arm, ſonſt drängt man dich fort,
Da kommen ſchon wieder poſſierliche Leute,
Mariechen! Paß auf, verliere kein Wort!

Beide treten nun zurück und ſehen ein Paar andere Scenen, dann treten ſie wieder vor.

Der Tyroler.

Nun hab' ich's begriffen, wie man's machen muß!
Der Braut und dem Bräut'gam bringen wir Beide —
So ſichs geziemt, auch Wunſch jetzt und Gruß,
Und das geſchehe mit herzlicher Freude,
Denn lieben das Pärchen ein Jeglicher muß!
(Er naht ſich der Braut.)
Gott grüß Euch! -- Der Wunſch bleibt immer der beſte!
Wenn er auch à la mode nicht klingt,
In's Haus der Himmel doch Segen nur bringt
Und dieſen wünſch' ich bei'm Hochzeitfeſte,
Ich möchte drauf ſchwören, mein Wunſch mir gelingt.

Ein Storch über's Jahr in ſeinem Neſte
Auf Eurem Schornſtein die Flügel froh ſchwingt,
Aber ich mein', ihm dieß nicht genüget,
Die Mutter ein Pärchen, ein Kleeblatt bald wieget,
Und Wiegenlieder, wenn ſie ſchreyen, ſingt.

Die Tyrolerin.

(Zu dem Bräutigam.)

Der Wunſch iſt, ſchaun's, nicht zu verachten,
Aber noch einen beſtändig man hegt,
Den in das Herz die Natur uns geprägt,
Man möchte erwachſen ſie gerne betrachten;
Da mögen die Kleinen denn alle gedeih'n,
Immer nur bleiben auf dem graden Gleiſe,
Und ſich noch ſpät in der Enkel Kreiſe
Eurer Hochzeit, der goldenen, freu'n.
(ſich an die Geſellſchaft wendend)
Nicht wahr! Ihr ſtimmt alle mit ein?

Der Tyroler,

(zur Braut.)
(Er giebt ihr ein Päckchen.)

Hier bring' ich ein Päckchen balſamiſcher Kräuter,
Die ich geſammelt auf der Berge Höh'n,
Sie haben geheime Kräfte, denn heiter
Wirſt Du durchs künftige Leben nun gehn:
Die Sprache der Blumen hat man erfunden,
Drum hab' ich ſymboliſch, o Liebliche, hier
Hinein Dir Liebe und Treue gewunden,
Die Sanftmuth, des Weibes preiswürdigſte Zier.

Die Tyrolerin.
(zum Bräutigam)

Wenn wir aus unſern Gebirgen uns wagen,
Geſchieht's zu verdienen auswärts uns Geld,
Zu leben davon in den rauhen Tagen,
Wenn Häuſerhoch-Schnee aus den Wolken fällt.
Wir pilgern dann Beide durch die halbe Welt,
Und Decken herum in die Häuſer wir tragen.
Die Beſte ſuche für Dich hier aus,
Nimm ſie, und wirſt Du nach Deiner Decken —
Wie man im Sprichwort ſagt, — Dich ſtrecken,
So ſteht es gut immer in Deinem Hauſ',
Und es wird Trank und Speiſe Dir ſchmecken;
Keine Schmarotzer ſtellen ſich ein,
Und nur für Freunde perlet Dein Wein.

Der Tyroler.

Wohlgeſprochen! So ſoll es ſeyn!

Apoll und die neun Muſen.

Apoll. *)

Der Geiſt muß denken. Ohne Denken gleicht
Der Menſch dem Oechs- und Eſelein im Stalle.
Sein Herz muß lieben. Ohne Liebe ſchleicht
Sein Leben matt und lahm, nach Adams Falle.

Ein

---

*) Er trägt eine zackige goldene Krone, eine Leyer, einen Köcher mit Pfeilen und einen Bogen.

Ein Kranz umkränz' ihn, ohne Drang und Zwang,
Ein Kranz von klugen, nur nicht ſtolzen Leuten,
Die ſich auf Witz verſteh'n und Schnurrigkeiten;
Denn ſonſt währt mancher Abend gar zu lang.

Dabei iſt's eine himmliſchſchöne Sache
Um einen rechten braven Herzensfreund,
Der, iſt man fröhlich, wacker mit uns lache,
Und ehrlich weine, ſo man ſelber weint.

Der Abend muß ein Leckermahl beſcheeren;
Ein Mahl, erheitert durch Geſpräch und Wein.
Da mag das Herz voll guter Dinge ſeyn;
Nur muß der Kopf des Rauſches ſich erwehren.

Was für ein Wunſch zu guter Nacht ſich ſchickt,
Das brauch' ich nicht erſt lang und breit zu ſagen:
Ein Weibchen muß man mit zu Bette tragen,
Das jede Nacht, wie eine Braut, entzückt.

So ſang ein Dichter*) einſt in ſeine Leyer,
Dem mit Begeiſt'rung ich beſeelt die Bruſt,
Ich wiederhol's bei dieſer ſchönen Feier,
Und theile gern hier unbefang'ne Luſt.

Dem Sterblichen das Leben zu verſchönen,
Hab' ich ihn ſüße Harmonie'n gelehrt,
Und ohne Huldgöttinnen und Kamönen
Entbehrt das Leben ſeinen höchſten Werth.

---

*) M. ſ. G. A. Bürger's Gedichte

Drum komm' ich heut hier mit den Pierinnen
Zu Euch; des Lebens neue lange Bahn
Sollt unter ihrem Schutz Ihr froh beginnen,
Und ihre Weihgeſchenke heut empfah'n.

Wie um das Haupt ich gold'ne Strahlen trage,
Und meine Leyer ſtets ertönet rein,
Mag Licht in Zukunft jeder Eurer Tage,
Im ſüßen Einklang Euer Leben ſeyn.

Und nun Ihr Neun! — vereint zum treuen Bunde,
Die Ihr die Künſte treulich ſchützt und pflegt,
Naht Euch den Beiden hier in dieſer Stunde,
Wo hoffnungsvoll ihr Herz im Buſen ſchlägt.
(Zu dem Brautpaar.)
Empfangt durch ſie die ſegenreiche Weihe
Zu Freuden, die, veredelnd Geiſt und Herz,
Nicht flüchtig flieh'n, und ſpät, wie heut erfreue
Euch Maskenſpiel, Geſang, Sokrat'ſcher Scherz.

Und als Symbol, daß Ihr mir lieb und theuer,
Mit Wünſchen für ein ungetrübtes Glück,
Laß' ich Euch ſcheidend meine gold'ne Leyer —
(Er übergiebt ſie. *)
Sorgt, daß ſie nicht verſtimmen mag, — zurück.

Klio. **)

Ernſt ſpricht zwar aus meinen Mienen,
Ruht auf meinem Angeſicht,

---

*) Es kann auch eine Uhr in Geſtalt einer Leyer ſeyn.

**) Der allgemeine Schmuck der Muſen iſt ein Lorbeer-Kranz. Klio trägt eine Tafel in der Linken und in der Rechten einen Griffel.

Denn der Wahrheit muß ich dienen,
Und Verſtellung kenn' ich nicht.

Was und wie ſich's zugetragen,
Werd' ich, ſtets vom Heucheln fern,
Ohne allen Rückhalt ſagen;
Nur das Gute lob' ich gern.

Was geſcheh'n ſeit grauen Jahren,
Edles oder eitler Schein,
Sucht mein Griffel zu bewahren,
Beiſpiel, Warnung ſoll es ſeyn.

Um mein Amt hier zu verrichten
Zeig' ich mich; wie könnt' ich je
Auf ein ſolches Recht verzichten,
Da ich Euch, Ihr Lieben! ſeh'?

Durch der Liebe Macht verbunden,
Bald durch Hymen eingeweiht,
Werd' ich Enkeln noch bekunden,
Welch ein Glück die Ehe beut.

Wenn Ihr morgen aus dem Tempel
Hymen's freudig heimgekehrt,
Dient der Erd' Ihr zum Exempel,
Was hier wahres Glück gewährt. [illegible]

In der Häuslichkeit Annalen
Werdet Ihr durch Lieb' und Treu'
Und durch Eintracht herrlich ſtrahlen,
Ganz von trüben Schatten frei.

Laßt Euch, da ich von Euch ſcheide,
Tafel noch und Griffel weih'n,
(ſie übergiebt Beides)
Tragt darauf, zu Eurer Freude,
Eure Söhn' und Töchter ein.

Melpomene. *)

Noch ernſter, wie die Schweſter,
(auf Klio zeigend)
ſteh' ich hier,
Doch dürft' Ihr nicht vor meinem Dolch erſchrecken,
Er droht nur ungezügelter Begier;
In Herzen, die nicht Leidenſchaft beflecken,
Werd' ich des Mitleid's Zähren nur erwecken,
Betrauernd ſanft ein fremdes Mißgeſchick,
In ſüßem Schmerz ſie niederwallen,
Und kehret Ihr aus meinen Hallen
In's häusliche Aſyl zurück,
Fühlt doppelt Ihr dann Euer Glück,
Belehret, daß in höhern Regionen
Nicht Macht und Hoheit ganz beglückt,
Und daß von allen Erdenkronen
Am allerwenigſten die drückt,
Die morgen Dich, o Holde ſchmückt.
Es lagern ſich um Herrſcherthronen
Mehr Sorgen, wie um einen Heerd,

---

*) Sie trägt ein Diadem mit Cypreſſen auf dem Haupte, hält eine Maske in der linken, einen Dolch in der rechten Hand.

Die Sippſchaft der Napoleonen,
Er ſelbſt mit ſeinem blut'gen Schwert,
hat alle Völker, alle Zonen
uf St. Helena dieß gelehrt.
Genügſamkeit flieht eitlen Schimmer,
Sie kann nur wahres Glück verleih'n.
Drum, Ihr Geliebten! mag ſie immer
n Euren Herzen heimiſch ſeyn.
hr folget morgen Hymen's Fahne,
nd nicht dem lockenden Panier
es Glanzes und der Ruhmbegier.
ehmt, Theure, dieſen Dolch, er mahne,
ür Euer künftiges Leben Euch,
or Leidenſchaften Euch zu hüten;
enn an dem friſchen Myrthenzweig
erſtören ſie die ſchönſten Blüthen.

Thalia*)

Ich kenn' nicht ein finſt'res Weſen,
Und ich habe mir den Scherz,
Thorheit ſpottend, auserleſen;
Immer heiter iſt mein Herz.

Will Euch Langeweile plagen,
Denn ſie ſtellt ſich doch wol ein,

---

*) Sie hält in der linken Hand eine lachende Maſke, in der rechten einen Jokusſtab, oben mit einem kleinen Kopf verſehen, der eine Kappe mit langen Ohren trägt.

Wählet mich, ſie zu verjagen,
Und die Grillen zu zerſtreu'n.

Schwächen werdet Ihr entdecken,
Wer iſt davon gänzlich frei?
Seht Ihr ſie auf Brettern necken,
Traget dafür weislich Scheu.

Tadl' ich, thu' ich's nur mit Lachen,
Scherz ſich ſtets zum Ernſt geſellt;
So müßt Ihr's auch künftig machen,
Wenn Euch etwas nicht gefällt.

(Zur Braut.)
Predigſt Du vor der Gardine,
Wenn es einmal Noth Dir dünkt,
Denk', Du ſeyſt auf meiner Bühne,
Wo ſie unter Lachen ſinkt.

(Zum Bräutigam.)
Kommen Stunden, die mißfallen,
So giebt's einen Talisman,
Laß dann meinen Stab erſchallen,
(Sie reicht ihm den Jokusſtab)
Nimm ihn dazu von mir an.

Kalliope *)

Was Großes iſt geſcheh'n, ich nur verkünde,
Und ich den immergrünen Lorbeerkranz

---

*) Sie trägt eine Tuba mit einem Lorbeerzweig in der Hand.

Um's Haupt des Edlen, ihn zu ehren, winde,
Doch auch in Hymen's Fackel lichtem Glanz,
Schwenkt er ſie ſiegreich, ich mich gerne ſonne;
Ich nehme Theil an weicher Herzen Wonne.

Laut laß ich meine Tuba dann erſchallen,
Und mach' den Sieg des Ehegottes kund,
Und jubelvoll ſoll weit umher es hallen:
Geſchloſſen ward ein ſüßer Herzensbund;
Und wenn ſich nun die Sonn' im Meere ſpiegelt,
Wird er durch einen heil'gen Schwur beſiegelt.

(Zu dem Brautpaar.)

Der Anfang iſt's zu einem neuen Leben,
Ihr Lieben, es ſteht ganz in Eurer Macht,
Ihm all' das Glück der gold'nen Zeit zu geben,
Wenn Beid' Ihr Eure Laren treu bewacht,
Die Flamme nährt, die Eure Bruſt durchlodert,
Mehr Opfer bringt, als ſie ſelbſtſüchtig fodert.

Die Liebe hält mit Luſt, was ſie beſchworen,
Die Herzen ſind ein ſich'res Unterpfand,
Und wird der erſte Säugling Euch geboren,
So macht es freudetrunken dann bekannt;
Die Tuba
(ſie überreicht ſie)
nehmt dazu in dieſer Stunde,
Und oft, recht oft geb' ſie ſo frohe Kunde.

Terpſichore.*)

Ich lehre, durch's Leben
Tanzend zu ſchweben
In hüpfenden Reih'n.
So möget Ihr Beide,
Euch immer der Freude,
Der ſchuldloſen, weih'n.

Es währet nicht immer
Der roſige Schimmer,
Der Blüthenzeit Luſt.
Doch wenn ſie entſchlüpfet,
Ein Säugling dann hüpfet
An wallender Bruſt.

Die Zeit ſich beſchwinget,
Der Enkel einſt ſpringet,
Glänzt golden der Kranz,
Der morgen Euch krönet;
Einſt ſpät Euch ertönet
Der Großvatertanz.

Drum laſſet bei'm Scheiden
Von mir Euch, Ihr Beiden,
Die Pauke noch weih'n;
(ſie giebt ſie dem Brautpaar)
Sie fröhlich einſt ſchlage
Bei'm goldnen Gelage
Zum Großvaterreih'n.

---

*) Sie trägt in der Hand eine Handpauke mit Schellen.

Polyhymnia.[*]

So wie ich heute Euch begrüße,
Zum Vorfeſt einer ſchönen Zeit,
Die Euch die ſeligſten Genüſſe
Im ſtillen Schooß der Häuslichkeit,
Durch Eintracht und durch Liebe beut,
Komm' wieder ich nach funfzig Jahren
In künftiger Geſchlechter Kreis,
Den Lauſchenden, zu Eurem Preis,
Wie Ihr gelebt, zu offenbaren.
Auf einer Rolle, ſchwarz auf weiß,
Wie dieſe, hab' ich's aufgeſchrieben,
(ſie übergiebt die Rolle dem Bräutigam)
Nimm ſie von mir, geliebter Freund!
Es ſteht auf Ihr die Kunſt zu lieben,
Sie iſt weit ſchwerer, wie ſie ſcheint.

Urania.[**]

Recht hat die Schweſter, glaubt es mir,
Die Flitterwochen ſchnell enteilen,
Es drohet oft mit ſcharfen Pfeilen
Dem Sterblichen das Unglück hier,
Des Herzens Wunden dann zu heilen,
Muß man mit kindlichem Vertrau'n,
Wie ich, empor zum Himmel ſchau'n.
Dem, der in ungemeſſ'ner Ferne

---

[*] Hält eine Pergamentrolle in der linken Hand

[**] Trägt eine Sternenkrone auf dem Haupte und einen Glo-
us in der Hand.

Das ungezählte Heer der Sterne
Mit Weisheit und mit Allmacht lenkt,
Lenkt auch das Böſe hier zum Guten,
Und er die Wunden, wenn ſie bluten,
Mit der Ergebung Balſam tränkt.
Was er auch über Euch verfüget,
Tragt's mit Geduld; ein frommes Herz
Murrt frevelnd nicht bei Sorg' und Schmerz.
Bleibt tugendhaft! die Tugend ſieget;
Das Unglück nur ſie läutern kann.
Beherziget ernſt meine Lehre,
Und ſeht Ihr dieſe Hemiſphäre,
So denkt, Ihr edlen Seelen, d'ran.

Euterpe. *)

Ich durch die Macht der Töne,
Durch Lied und Saitenſpiel
Das Leben hier verſchöne,
Veredelnd das Gefühl.

Ich meinen Gruß Dir bringe
Du engverbundnes Paar!
Dir meine Orgel klinge
Stehſt du am Traualtar.

Wenn durch des Tempels Hallen
Dann Töne ſüß und weich,

---

*) Sie trägt in der Hand zwei Flöten.

Durch ſtille Lüfte wallen,
So tönen ſie nur Euch.

Sie mögen Euch verkünden:
In Seeleneinklang iſt
Nur Eheglück zu finden,
Er Sorg' und Gram verſüßt.

Wenn Unmuthsfunken ſprühen,
Drückt Mißmuth das Gemüth,
Die trüben Wolken fliehen,
Ertönt ein tröſtend Lied.

Und iſt man freudetrunken,
Veredelt ſolche Luſt
Dann der Begeiſt'rung Funken
In der bewegten Bruſt.

Es wird des Lebens Reiſe
Erheitert durch Geſang,
Es ebnet rauhe Gleiſe
Der gold'nen Saiten Klang.

Kehrt Hymen ſpät einſt wieder,
So macht der Enkel Mund,
Durch freudenvolle Lieder
Dieß ſelt'ne Feſt Euch kund.

Erinnerung von Nöthen,
Beſiegt, wird Euch erfreu'n;
Doch müßt, wie dieſe Flöten,
(ſie übergiebt ſie dem Brautpaar)
Ihr ſtets in Einklang ſeyn.

Erato *)

Von der Minne Wonn' und Leid
Tönt nur immer meine Leyer,
Und der ſüßen Myrthenfeier
Iſt nur mein Geſang geweiht.

Darum ſchließ' ich unſern Reih'n,
Kommend von des Pindus Höhen,
Um Euch meine Hymenden
Zu der Liebe Bund zu weih'n.

Heimlich brannte Liebesgluth
In des Jünglings edlem Herzen,
Er empfand der Sehnſucht Schmerzen,
Doch zu ſchüchtern, fehlt der Muth.

Was der ſcheue Mund verſchwieg,
Erſt das Auge ſchmachtend ſagte;
Dreiſt er ein Geſtändniß wagte,
Amor trug davon den Sieg.

Denn, die ſich ſein Herz erkor,
Schlug verſchämt die Augenlieder,
Gluth auf ihren Wangen, nieder,
Höher ſtieg die Bruſt empor.

Von dem ſüßen Roſenmund
Nur ein Seufzer leiſ' entſchwebte;
Aber was ſein Herz erſtrebte,
Macht' ihm dieſer Seufzer kund.

---

*) Hält eine Leyer und einen Pfeil in der Hand.

Es verſchwand die Schüchternheit,
Herzen wechſelten und Ringe,
Und zu Hymen's Vorfeſt-bringe
Ich Euch meine Wünſche heut.

Amor traf mit einem Pfeil
Eure Herzen, theure Beide!
Das verkündet Glück und Freude,
Und noch für die Zukunft Heil.

Dieſer Pfeil iſt's, nehmt ihn jetzt;
(ſie reicht ihn hin)
Eure Namen darauf ſtehen,
Das könnt Ihr ganz deutlich ſehen,
Glücklich hat er Euch verletzt.

Seine Wunde ſchmerzte zwar,
Aber Hymen ſie verbindet,
Morgen er Dir Myrthen windet,
Holdes Bräutchen! in Dein Haar.

Nur für einen Tag, allein
Du mußt ſorglich ihn bewahren,
Denn er ſoll nach funfzig Jahren
Wiederum ein Schmuck Dir ſeyn.

Apoll und die Muſen können auch mit einem Marſch eintreten und nach Beendigung dieſer Scene noch einen Tanz ausführen.

Saturn und die vier Jahreszeiten.

Saturn.*)

Die Feſte, die man ſonſt, um mich zu ehren,
Beging,**) hat längſt man gänzlich eingeſtellt,
Doch huldigt man fortdauernd noch Cytheren,
Und Hymen's wonnevolle Feſte währen,
Denn ohne ſie wär' öde längſt die Welt.
Ein Vorfeſt zu des Ehegottes Feier
Vor allen andern Feſten mir gefällt.
Da iſt man ungebund'ner, athmet freier,
Denn eingehüllt in der Verlarvung Schleier
Sich Jokus zu Cytheren's Sohn geſellt.
Und da mir hier ein ſolches heute winket,
So tret' ich, zwar ſchon längſt ergrauet, ein,
Wo Freude waltet, und wo Liber's***) Wein
In hochgeſchwung'nen Gläſern blinket,
Da miſch' ich gern mich in den Jubel ein,
Da ſenk' ich gern die nur zu raſchen Schwingen,
Und mein Gefolge ſoll, auf mein Geheiß,
Dem lieben Paar zu Hymen's Myrthenreis
Auch ſeine Gaben, als ein Opfer, bringen;

---

*) Er wird als Greis dargeſtellt mit einem langen Bart und trägt eine Sichel in der rechten Hand.

**) Die Saturnalien.

***) Bacchus.

Hält Eines davon ſein Geſchenk zurück,
Bleibt mangelhaft hienieden ſtets das Glück.
(Zu den vier Jahreszeiten ſich wendend.)
So naht Euch dann, um meinen Willen
In dieſem folgereichen Augenblick,
Nach meinem Wunſch, gehorſam zu erfüllen.

Der Frühling *)

Eure Kindheit iſt verronnen,
Und des Lebens Blüthenzeit
Euch der Liebe ſüße Wonnen
Durch den Gott der Ehen beut.

Gleich den Blumen ſollt Ihr blühen,
Die der Sonne Glanz beſtrahlt;
Wie des Lenzes Roſe glühen,
Die die Liebe purpurn malt.

Wie das Lied der Nachtigallen
In dem grünbelaubten Hain,
Wird die Lippe Liebe lallen,
Euer Herz ſich ganz ihr weih'n.

Nimm den Korb
(Sie giebt ihn der Braut)
aus meinen Händen,
Myrthe ſich um Roſe flicht,

---

*) Eine Jungfrau in einem leichten Gewande, ſie trägt einen
enkranz auf dem Haupte und hält einen Korb mit Blumen
Hand.

Dieſe will ich für Dich ſpenden,
Und für mich Vergißmeinnicht!

Der Sommer.*)

Der Lenz entflieht, die Blüthen fallen,
Es ſchweigt das Lied der Nachtigallen,
Man athmet wen'ger Blumenduft,
Am Himmel zeigen ſich Gewitter,
Allein zum Erntefeſt den Schnitter
Die körnerreiche Aehre ruft.

So Euch, wenn Euer Lenz entfliehet,
Ein Kreis von Kindern dann umblühet,
Das kleine Volk durch Euch gedeih't,
Entrinn' ich auf der Zeiten Wogen,
Durch Früchte, die Ihr groß gezogen,
Wird Euer Herz dann ſanft erfreut.

Die Sichel
(ſie reicht ſie hin)
nehmt bei meinem Scheiden,
Die Schößlinge muß man beſchneiden;
Zu üpp'ger Wuchs hemmt das Gedeih'n.
Dieß mag Euch, habt Ihr Kinder, lehren,
Was Nachtheil drohet, zu zerſtören,
Und nie aus Liebe blind zu ſeyn.

Der

---

*) Eine Jungfrau, noch leichter bekleidet, mit einem Kranz von Aehren, untermiſcht mit Sommerblumen, um das Haupt;

Der Herbſt. *)

Nur Aſtern ſteh'n auf Blumenbeeten,
Verſchwunden iſt der Blumenflor,
Die grünen Blätter ſchon ſich röthen,
Und gelbe drängen ſich hervor,
Auf keinem Dach mehr Störche niſten,
Denn matter wird der Sonne Schein,
Sorgſam ſie ſich zur Reiſe rüſten,
Doch trauert nicht — reif iſt mein Wein.

Gekeltert wird der Saft der Reben,
Er ſoll Euch friſchen Lebensmuth,
Naht Ihr Euch Eurem Herbſte, geben,
Und neue Wärme kält'rem Blut.
Durch alle Adern rollt's geſchwinder,
Wenn Ihr, geliebet und geſchätzt,
Im Kreiſe hoffnungsvoller Kinder
Und Freunde Eure Lippen netzt.

Beſeligt durch Erinnerungen
Des Lenzes und der Sommerzeit,
Wenn Beide auch für Euch verklungen,
Euch, was Ihr damals war't, erfreu't,
Wenn bei dem gold'nen Hochzeitsmahle
Ein Lebehoch Euch Enkel weih'n.

---

*) Eine Jungfrau in einem etwas düſteren Gewande, um das Haupt einen Kranz von Weinlaub, in der Hand eine

Nehmt, Theure! dazu meine Schaale,
Und lehrt ſie, angefüllt mit Wein.

Der Winter.*)

Ihr ſtarrt mich an, Ihr ſchaudert, frieret,
Doch währt's nur einen Augenblick,
Die eitle Furcht ſich bald verlieret,
Dem Alter Achtung ſtets gebühret;
Ich bin nicht arm an ſtillem Glück.

Ich, wie die Schweſtern, Freude bringe,
Wenn meine Hand auch Schnee verſtreut,
Zur Schlittenfahrt ich luſtig klinge
Mit Schellen, und ich feſter ſchlinge
Die Bande der Geſelligkeit.

In Kriegen wird kein Blut vergoſſen,
Ich ſtell' der Zwietracht Wüthen ein.
Herrſch' ich, nicht blut'ge Lorbeer'n ſproſſen,
Hervor ruf' ich nur Faſchingspoſſen,
Und ſo, wie hier jetzt, Mummerei'n.

Wenn auch den Himmel Nacht umdüſtert,
Man merkt kaum, daß es friert und ſchnei't,
Wenn im Kamin die Flamme kniſtert,
Man traulich mit einander flüſtert,
Sich der verklung'nen Jahre freut.

---

*) Eine Jungfrau in einem Pelzrock, um das Haupt einen

Der Hageſtolze nur ſich härmet:
Das ſchönſte Feſt ſchaff' ich im Jahr
Dort, wo ein Heer von Kindern ſchwärmet,
Und Hymen's lichte Fackel wärmet
Mit ſanfter Gluth ein Jubelpaar.

D'rum mög't ihr bange nicht erſchrecken,
Zeig' ich, in Pelz gehüllet, mich,
Auch meine Freuden mög't Ihr ſchmecken.
Nehmt ſcheidend hin dieß Kohlenbecken,
Euch wärm's, nah't Euer Winter ſich.

Eine Quadrille von vier Schornſteinfegern und vier jungen Damen. *)

In einem Ofen von Karton, der in das Zimmer getragen wird, befinden ſich vier Schornſteinfeger; der Ofen iſt ſo verſchloſſen, daß man ſie darin nicht gewahr wird. Gleich nachdem dieß geſchehen iſt, treten die vier Damen ein

Die Erſte.

Verſprechen und halten
War ein's bei unſern Alten,
Aber die heutige junge Welt
Verſpricht zwar viel, aber wenig ſie hält.

---

*) Die Letztern ſind ebenfalls dem gemäß coſtümirt, ſchwarze Leibchen, weiße Röcke mit ſchwarz und feuerfarbenem Beſatz, auf dem Kopf eine Art Helm, ſchwarz

Wir haben uns pünktlich eingefunden,
Dieweil hier ein Polterabendſchmaus,
Wir warten nun ſchon ſeit einigen Stunden
Unruhig umſonſt hier vor dem Hauſ,
Um mit den Burſchen hineinzugehen,
Aber es läßt ſich nicht Einer ſehen.
Wo mögen ſie ſtecken in aller Welt,
Wir haben ſie doch hierher beſtellt?

Die Zweite.

Der Himmel mag's wiſſen, ich kann es nicht ſagen,
Genug, was ein junges Fäntchen verſpricht,
Dem traut ein verſtändiges Mädchen nicht;
Wir müſſen hinein uns allein ſchon wagen.

Die Dritte.

Nur nicht gezögert! Das Gedräng' iſt ſo groß,
Raſch vorwärts, wir können uns hier nur noch ſchützen,
Man riß mir ſchon die Schleifen und Spitzen
Und ſelbſt die Federn auf dem Kopfputz los.

Die Vierte.

Es bleibet Dein Rath, meine Liebe, das Beſte.
Folgt mir, ich mache ganz dreiſt mich heran,
Wir treffen im bunten Kreiſe der Gäſte
Vielleicht die geſuchten Begleiter hier an.

Die Erſte.

Wohin ich auch wende die forſchenden Blicke
Unter der Masken fröhliche Schaar,
Werd' ich doch Keinen von Allen gewahr.

Die Zweite.

Sie ſollen dafür auch büßen die Tücke!

Die Dritte.

Ei ſeht doch, wie zornig, erſpare Dein Droh'n,
Haſt Du in Deiner Gewalt ſie denn ſchon?

Die Zweite.

Sie können ſich doch nicht immer verſtecken,
Ich wette, wir müſſen ſie endlich entdecken.

Die Dritte.

Schwer wird es halten, die Burſchen zu finden,
Sie ducken ſich nieder, machen ſich klein,
Sie durch Kamine wie Schlangen ſich winden,
Ich ginge für keinen Preis hinterd'rein.

Die Vierte.

Still' doch! Horche! Was hör' ich denn hier?
(ſie nähert ſich dem Ofen)
Hier ſcheint es zu rauſchen; es klappert die Thür
An dem Ofen, und hin und her ſie erzittert.

Alle.

Da ſtecken ſie! — Heraus nur immer, denn wir
Haben Euch endlich doch glücklich erwittert.
Heraus, nur ohne Weigern heraus!
Wo nicht, ſo wird man Euch tüchtig kuranzen.
Höret! hier iſt ein Polterabendſchmaus,
Hier iſt es luſtig, Ihr ſollt mit uns tanzen

(Die Schornſteinfeger kriechen nun aus dem Ofen und Einer ſpricht:)

Wir ſind entdeckt! Es hilft kein Sträuben,
Es kann vor Weiberaugen nicht
Das Mindeſte verborgen bleiben,
Sie ziehen ſchlau es an das Licht,
Man mag ſich noch ſo ſehr verſchanzen;
Wir aber kommen gern heraus,
Froh iſt ein Polterabendſchmaus,
Wir wollen gerne mit Euch tanzen.

(Die Schornſteinfeger und die vier jungen Frauenzimmer tanzen nun eine Quadrille. Wenn dieſe beendet iſt, nähert ſich einer der Schornſteinfeger dem Bräutigam und ſpricht:)

So durch das irdiſche Leben
Im fröhlichen Tanze zu ſchweben,
Iſt keinem Staubgebor'nen vergönnt,
Fühlenden Herzen kann's nicht genügen,
Es giebt Wonnen, die niemals verſiegen,
Nur, wer im Stand der Ehe, ſie kennt.

Dieſe winken, Ihr Lieben, Euch morgen,
Es enthüllet Euch, was Euch verborgen,
Hymen, er ſegnet den innigen Bund,
Den zwei Herzen, treu liebend, geſchloſſen;
Iſt ein halbes Jahrhundert verfloſſen,
Macht ſich in Enkeln ſein Segen noch kund.

Ein Andrer.

Das Feuer zu verhüten,
Und wo die Flammen wüthen

Zu löſchen, fodert unſre Pflicht,
Doch wo's die Lieb' entzündet,
Und Hymen es verkündet,
Da thun und können wir es nicht.

Wir freu'n uns dieſer Flammen,
Und wünſchen hier zuſammen
Dem neuen Bunde Heil und Glück!
Und daß wir hier geweſen,
Laßt, Brüder, Eure Beſen
Dem holden Brautpaar jetzt zurück.

Er legt den Beſen, (in welchem ein beliebiges Geſchenk ſeyn kann) vor dem Brautpaar nieder, dieß thun die übrigen, und die jungen Frauenzimmer können nun auch der Braut ein Geſchenk machen.

Eine herumziehende Schauſpieler-Geſellſchaft.

Der Director, die Directrice, Hanswurſt, ein Schauſpieler und eine Schauſpielerin.

Hanswurſt
tritt vor und hält den Prolog.

Seit Gott den erſten Menſchen ſchuf,
War Schauſpielkunſt auch ſein Beruf;
Denn wie ein jedes Kind es weiß,
So ſpielte ſchon im Paradeis

Das allererſte Menſchenpaar
Ein Duodrama auf ein Haar.

Die Vögel bezogen ihre Neſter,
Und ſingend machten ſie's Orcheſter,
Die ganze Welt war Regiſſeur,
Die Schlange, leider! der Souffleur;
Dieweil das erſte Menſchenpaar
In allem angeübt noch war,
Sah's ſich nach dem Souffleur ſtets um,
Und ſpielte deßhalb allzu dumm.
Der Engel kam als Publikum,
Und pochte aus dem Schauſpielhaus
Die ſchlechten Komödianten 'raus.

Wir haben dieſe Kunſt gewählt,
Die über ſechstauſend Jahre zählt,
Und zieh'n damit in der Welt herum,
Zu amüſiren das Publikum
In Schlöſſern, Hotels und Bauerſchenken,
Mit Melodramen, Poſſen und Schwänken,
Und lernen dabei den Lauf der Welt.
Haben oft Hunger und ſelten Geld,
Und werden — was uns ſehr wenig rührt —
Ausgepfiffen und applaudirt,
Und die durch Räſonniren und Pochen,
Uns unbarmherzig den Stab gebrochen,
Und uns boshaft hernach recenſirt,
Haben am meiſten ſich amüſirt.

Heut kommen wir getroſt zu Euch,
Und offeriren hier unſ're Streich'
An dieſem ſchönen Feſte zu machen,
Vielleicht erregen wir bei Euch Lachen,
Und wahrlich, der iſt glücklich daran,
Der Lachen ſo recht von Herzen kann,
Wenn Andre ſich ohne Urſache grämen.
Zu genau müßt Ihr's freilich nicht nehmen,
Die ſtrenge Kritik vertragen wir nie.
Es iſt ein bloßes Impromptü,
Womit wir uns zu zeigen erkühnen,
Aber Freundſchaft und wahres Gefühl,
Sind dabei gewiß weit mehr im Spiel,
Als auf berühmten und großen Bühnen,
Die nur der Langenweile dienen.
Das Herz gab uns den Einfall ein,
Euch durch ein kleines Stück zu erfreu'n,
Und wenn wir dieſen Zweck erreichen,
Sind die Eckhoff's und Fleck's unſers Gleichen:
Doch bleiben wir entfernt vom Ziel,
So ſeyd nur gerecht gegen unſer Gefühl,
Das wird nicht wie ein Schwärmer verpuffen,
Denn iſt die Darſtellung aus,
So bleibt uns noch immer bei'm Abendſchmaus
Das Glück: an unſers Tempels Stufen
Ein Vivat! dem liebenden Pärchen zu rufen,
Das Publikum ſtimmet ſicher ein,
Recht glücklich ſoll's, recht lang' es ſeyn,

Und ernten bis in die ſpäteſte Zeit,
die ſchönen Früchte der Zärtlichkeit.

Der Director tritt mit affectirtem Anſtand vor, räuſpert ſich, und ruft im pathetiſchen Tone:

Mit allergnädigſter Erlaubniß der heidniſchen Göttin Cythere, auch Venus genannt, und ihres Söhnleins Cupido, imgleichen mit hoher Genehmigung des nicht minder heidniſchen Gottes Hymen, werden wir die Ehre haben heute aufzuführen:

Jakob und Rahel,

oder:

Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.

Ein patriarchaliſches Theaterſtück in drei Auftritten.

Redende Perſonen.

Jakob, als Liebhaber.
Rahel, als Geliebte.
Laban, Rahel's Vater und Jacob's Oheim.

Stumme Perſonen.

Ein Waſſerkrug.

Hierauf folgt ein Divertiſſement,
betitelt:

Der Polterabend.

Morgen

wird, zum erſtenmale aufgeführt: **Die glückliche Hochzeit**; ein Original-Luſtſpiel in unbeſtimmten Aufzügen. Auf vieles, vieles Begehren wird es zum erſtenmale nach fünf und zwanzig, und zum zweitenmale nach funfzig Jahren wiederholt.

Die Directrice klingelt.

Director.

Aufgeſchaut, das Stück hebt an! —

Directrice.

Nieſen und Nüſſeknacken wird ergebenſt verbeten.

Director.

Heda! Komödianten! So fangt doch an. —

Erſter Auftritt.

Jakob, (allein).

Ich bin verhenkert müd', und habe noch dazu
Gefrühſtückt nicht einmal, —
(ſich reckend)
ich ſehne mich nach Ruh'!
(Gähnend.) O wenn ich Laban's Haus nur erſt erreichet hätte,
Der Onkel hat gewiß ein aufgemachtes Bette;
Die Tante kocht mir dort zur Stärkung denn Kaffee,
Mich durſtet mörderlich — Potztauſend, ich vergeh'!
(Er wirft ſich ermattet zur Erde.)

Die Directrice.

(Ihn auf die andre Seite legend.)

So! — man muß ſich mit Anſtand zur Erde werfen und wälzen, — das iſt ſo leicht nicht, wie man wol glaubt. (Zu den Zuſchauern.) Er iſt noch ein Anfänger, man muß ihm zu Hülfe kommen; aber bemerken Sie es gefälligſt, meine Herren und Damen, wenn er erſt liegt, liegt er feſt.

Director (hustend).

Hum, hum! wo hat denn der Teufel die Rahel! — He Rahel!

Rahel.

(Mit einem Waſſerkrug.)

Geduld! ich komm' ja ſchon!

(Deklamirend.)

Schön ging die Sonn' heut auf, ein allerliebſter Morgen,
Das Waſſer hab' ich hier,

(den Krug ſchwenkend)

Nun will ich weiter ſorgen!
Parat muß alles ſeyn, hübſch reinlich und recht nett,
Das Frühſtück, Mittagbrod, das Zimmer und das Bett,
Die Fremden muß man doch im Hauſe gut empfangen.
Noch kenn' ich Jakob nicht, doch trag' ich groß Verlangen
Nach der Bekanntſchaft ſchon, man lebt hier ſo allein.
Der Muſie Vetter wird gewiß recht müde ſeyn,
Und durſtig noch dazu — es ſticht die Sonne tüchtig,
Ich bin ganz eſchauffirt. —

Jakob.

(Der mittlerweile geſchlafen, erwacht bei den letzten Worten, dehnt ſich und dreht ſich nach Rahel um.)

Ja richtig, Jungfer, richtig!
Mich durſtet fürchterlich, geb' ſie den Krug mir her,
Ich wünſchte freilich wol, daß er voll Rheinwein wär'.

Director.

Er hat meinen Geſchmack!

Jakob.

Doch Noth hat kein Gebot! — ſie kann ihn wieder füllen,
Partout und absolut muß ich den Durſt mir ſtillen.
(aufſpringend.)

Rahel.

Nur nicht ſo ungeſtüm! — Wer iſt Er denn? — Muſje!

Director.

Sie kennen ſich nicht, — ein feiner poetiſcher Zug.

Jakob.

Man nennet Jakob mich!

Rahel.

Wie Jakob? Ach Herrje!

Jakob.

Was wundert ſie ſich drob, — 's iſt Iſaak mein Vater.

Rahel (für ſich).

Es iſt der Vetter ſelbſt! — ſchon gut, doch, Muſje! — rath' Er
Wer ich wol bin?

Director.

Acht gegeben, nun kommt eine Erkennungsſcene.

Jakob.

Ei ſie? Was wird ſie ſeyn; nichts als ein Mädchen! — gelt!

Rahel.

Wie Er doch auch ſogleich verſchmitzt auf alles fällt?
Getroffen!

Directrice.

Sie ſcherzen, — man merkt ſchon, daß ſie Eindruck auf einander gemacht haben.

Jakob.

Ei Mamſell, mit ihrem Satyrſtachel
Der werthe Name iſt?

Rahel.

Ich heiße (ſtammelnd) heiße Rachel.

Jakob.

Wie Rachel! — ſchönſter Schatz, ich bin ganz außer mir!
Des Onkel Laban's Kind! Dich find' ich alſo hier!
Ein wunderſchöner Stoff für eine Opernbühne;
Comment vous portez vous, liebwertheſte Couſine?

Rahel.

Fort bien, a vos services, und Sie, mon cher Cousin?

Jakob.

Sehr ſchlecht, mon Coeur!

Director.

Man ſieht, ſie haben eine gute Erziehung genoſſen, ſie ſprechen franzöſiſch; vermuthlich iſt er in einer Penſion erzogen worden; ſie hat gewiß eine Amme aus der

Rahel.

Wie ſo? denn g'rade der Refrain
Gefällt mir eben nicht! Ich will was beſſer's hoffen.

Jakob.

God dam! Du irrſt Dich nicht! von Amor's Pfeil getroffen,
Hat mich Dein helles Aug', Dein roſenrother Mund,
Dein ſchlanker, langer Arm, Dein Buſen, weiß und rund,
Bis auf das Innerſte verwundet und entzücket.

Rahel (verſchämt).

Wer hätte das gedacht, kaum hat er mich erblicket,
Iſt er ſchon ſo verliebt? — Sie ſpaßen offenbar:

Jakob.

Der Teufel hole mich, es iſt auf Ehre wahr!
Und zum Beweiſe, Schatz, laß mich Dich embraſſiren.

Rahel.

Ich ſchreie, mon Cousin.

Der Director.

Geben Sie acht, ſie thut's nicht.

Jakob.

Pfui doch, ſich ſo zu zieren,
Ich liebe herzlich Dich, willſt Du es wieder thun,
So ſind wir Handels eins, ſo mag der Pfarrer nun
Als Ehemann und Frau uns sans façon verbinden.

Rahel.

Geduld — mon cher Cousin, das wird ſich alles finden

Der **Director** und die **Directrice** rufen den beiden Abgehenden zu, indem ſie leiſe in die Hände klatſchen.

Recht brav, nur Courage!

Der Director.

Zuförderſt muß ich unterthänigſt bemerken, daß ſich das Theater verändert. Die Scene ſtellt ein Zimmer in Laban's Hauſe vor; der alte Laban ſitzt mit einer Pfeife am Tiſch, vor ihm ſteht eine Flaſche Bier. — Er hält ein Selbſtgeſpräch. Dieß iſt zwar nicht ſehr natürlich, aber deſto theatraliſcher, folglich verſchönerte Natur. — He, Laban!

Laban (tritt hervor.)

Es bleibt die Rahel mir auch ſchrecklich lange aus,
Sie hat die Woche heut, muß ſorgen für das Haus,
Da ſollte ſie ſich hübſch recht früh nach Hauſe ſcheeren,
Sie hat die Treppe noch, den Flur, den Saal zu kehren.

Rahel mit Jakob (eintretend).

Laban.

Doch ſtill! da kömmt ſie ſchon.

Rahel.

(Ihm Jakob präſentirend.)

Papa, da bring' ich jetzt
Den Vetter Jakob mit, der ſich recht glücklich ſchätzt,
In Ihrem Hauſe Sie freundſchaftlich zu beſuchen.

Laban.

Willkommen, Herr Couſin. — Marſch, Rahel! hole Kuchen,

Und mache Kaffee, flink, was nöhl'ſt Du denn ſo
lang'?

Jakob.

Vor Kuchen und Kaffee ſag' ich gehorſamſt Dank,
Doch könnet Ihr dafür mir weit was beſſers geben.

Laban.

Befehlt! — Ich geb' es gern.

Jakob.

Am Wege fand ich eben
Das Fräulein, und ſie hat mich gleich hierher gebracht.
Die hat in meiner Bruſt ein Feuer angefacht,
Das brennet lichterloh, wie Holz von dürren Eſchen,
Nun bitt' ich, Onkelchen, dieß Feuer mir zu löſchen,
Und Eure Rahel mir zur Gattin zu verleih'n.

Rahel.

Sagt immer ja! Papa, ich ſag' gewiß nicht nein.

Laban.

Still, Naſeweis, ſo ſchnell kann ſo was nicht geſchehen.
(Zu Jakob.)
Doch wollt Ihr ſieben Jahr bei mir in Dienſten ſtehen,
So ſoll nach dieſer Zeit die Tochter Euer ſeyn.

Rahel.

Nach ſieben Jahren erſt?

Jakob.

Topp, Onkel, ſchlaget ein!
Was thut die Liebe nicht, den Endzweck zu erreichen.
Und endlich müſſen doch die

Ich geh' den Vorſchlag ein; ich bin ein junges Blut,
Seh' nicht auf großen Lohn, iſt die Behandlung gut.

Laban.

Top, Top! (für ſich) der junge Mann denkt wirklich
ſchon ſolide.

Rahel.

Nach ſieben Jahren ach! mein wird er ſicher müde;
Mehr wie ſich ſelber man dann Andre kennen lernt,
Und das zieht niemals an, es immer mehr entfernt.

Laban.

Das iſt nun deine Sorg', ihn treu Dir zu erhalten.

Jakob.

Ich ſchwör' es, meine Gluth ſoll nie für Dich erkalten.

Rahel.

Ich acceptir' den Schwur, und halte Dich bei'm Wort.

Laban.

Und ich verſprech' es hier, Euch in den ſichern Port
Der Ehe, Vetterchen, mit gutem Wind zu führen?
Dann aber müßt Ihr ſelbſt das Eh'ſtandsſchiff regieren.

(Alle ab.)

Directrice.

Ich bemerke nun ſubmiſſeſt — daß die ſieben Jahre verſtrichen ſind.

Laban, Rahel, Jakob.

Laban.

(Fügt Jakob's und Rahel's Hände zuſammen und ſpricht.)

Da Du ſo lange Dich ſtets redlich aufgeführet,

Ich lege Deine Hand in meiner Rahel Hand,
Und knüpfe heute ſo der Ehe ſchönes Band.
O mög' es Euch doch nie an reiner Freude fehlen,
Und Ihr der Enkel noch wie Sand am Meere zählen,
Nehmt meinen Segen hin.

(Sie einſegnend.)

Und ſinkt mit reiner Luſt,
Um nie getrennt zu ſeyn, einander an die Bruſt.

(Sie ſinken einander in die Arme und rufen Beide:)

O welche Seligkeit, ſind ſieben Jahr vergangen,
Vor aller Angeſicht ſich zärtlich zu umfangen.

(Zu den Zuſchauern.)

Man ſpielt, ſo gut man kann, und nicht ſo, wie man ſoll,
Doch trifft das Sprichwort ein: was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.

Hanswurſt (ſpricht den Epilog)

Das Stück nun zwar beendigt iſt,
Doch eh' Ihr applaudiret, wißt,
Es liegt ein allegor'ſcher Sinn,
Zur Lehr' für Junggeſellen, drinn.
Es geht ſo manchem Jüngling flink,
Wie's Jakob mit der Rahel ging:
Frühzeitig wird ſein Herz entflammt,
Noch eh' er hat ein nährlich Amt,
Er liebt als junger Muſenſohn
Ein tugendhaftes Mädchen ſchon,

Studirt dort ämſig ſpät und früh:
Gebildet kehret er zurück,
Zu machen weiter nun ſein Glück.
Jetzt wird der Jüngling Referendar
Und dient, wie Jakob, manches Jahr,
Bis ſpät ihn nach der Prüfungszeit
Ein Amt mit Ehr' und Brot erfreut;
Dann führt er endlich, welche Luſt,
Sich reiner Gegenlieb' bewußt,
Sein Liebchen zu dem Traualtar,
Und Beide werden nun ein Paar,
Und freuen ſich der ſchönen Zeit,
Die ſie der Lieb' und Treu' geweiht,
Wie heute hier es Jedermann
An dieſem Pärchen ſehen kann,
Dem wir die reinſten Wünſche weih'n,
Und Ihr ſtimmt Alle herzlich ein,
Lang' ſoll es froh und glücklich ſeyn!

Ein Nachtwächter.

Ich dächt', es wär' nun einmal Zeit,
Dem Poltern hier Maß und Ziel zu ſetzen,
Weil nach ſehr weiſen Polizeigeſetzen
Das Schlafengehen man ſtrenge gebeut,
Und wie man noch ſprichwörtlich ſpricht:

Aber vor Allem ſollt Ihr bedenken,
Dieſem freundlichen Pärchen hier,
Dicht vor des Eheſtandes Tempels Thür
Einige Stunden bis Morgen zu ſchenken,
Damit es, erlaubt es die Sehnſucht, noch ruht.
D'rum ermahn' ich Euch durch mein Tut, Tut,
(er ſtößt in's Horn)
Nach Eurer Wohnung die Schritte zu lenken.

Daß ich nicht pfeife, geſchah mit Bedacht,
Wir haben Befehl, das Horn zu gebrauchen,
Sehen wir Feuer wo angefacht,
Schornſtein und Giebel in Flammen rauchen,
Und daß es hier brennt, iſt ausgemacht.
Aber in freundlichen Augen es flammet,
Und dieß Feuer, durch Cypripor's Macht,
Aus den Herzen, den liebenden, ſtammet.
Es erwärmt nur, nie es verzehrt,
Wird es gepflegt auf häuslichem Heerd.

Wohl Euch, **Ihr Theuern!** Ihr ſeyd nun geborgen,
Feuer wird Keiner hier vorſchnell ſchrei'n,
Und es führet Hymen Euch morgen
Zu dem Heerde, dem eigenen, ein.
(Zur Braut)
Gattin wirſt Du, o **Bräutchen**, dann ſeyn,
Und als Hausfrau walten und ſorgen:

(Zu dem Bräutigam.)

Dieß, o Freund, an's Herz ich Dir lege,
Immer gefüllt muß Dein Keller ſeyn!
Aber dunkel dahin ſind die Stege,
D'rum laß, wandelſt Du dieſe Wege,
Meine Laterne Dir dazu weih'n.

(Er übergiebt ſie ihm.)

Und ich wette; zum Kindtaufſchmaus
Hol'ſt aus dem Mutterfäßchen den beſten
Du, im Kreiſe von fröhlichen Gäſten,
Feſtverſiegelte Flaſchen, heraus.

Strohkranzreden.

1.

Freundſchaft hat mich hergeführet,
Doch ich ſag es frank und frei,
Etwas Neugier iſt dabei,
Sie ein Jeder wol verſpüret,
Der dieß neuverbundne Paar
Vor dem Myrthenfeſte kannte,
Wo ihm geſtern am Altar
Hymen's Fackel brannte.

Wer wünſcht nicht als Frau zu ſchau'n,
Die als Jungfrau ſonſt erſchienen,
Jetzt verrathen's Blick und Mienen:
Ich gehör' auch zu den Frau'n.
Bläſſer iſt das Roth der Wangen,
Matter iſt der Augen Glanz,
Und wo iſt der Myrthenkranz?

Welche Frage! — Der den Ring,
Als Symbol der Treu' empfing,
Hat ihn auch von Dir empfangen:
Und wir alle ſind recht froh,
Daß nach langem Schmachten, ſo
Hymen glücklich es geendet,
Und daß einen Kranz von Stroh
Heute Dir die Freundſchaft ſpendet.
(Er überreicht einen Strohkranz.)

2.

Ovid hat von Verwandelungen
In grauer Zeit, bei welchen itzt
Noch mancher Schüler ängſtlich ſchwitzt, —
Streng' iſt ſein Lehrer, — viel geſungen,
Allein von einer hat doch nie
Sein gold'nes Saitenſpiel geklungen;
Denn dazu lebt' er viel zu früh.

Man ſpricht in Verſen und in Proſe
Den Tag nach einem Myrthenfeſt
Jetzt nur von der Metamorphoſe,
Wenn gleich nicht viel ſich ſagen läßt,
Denn durch ein liebliches Erröthen
Wird's, ohne daß ein ſchöner Mund
Sich öffnet, gar zu ſüß verbeten

Und wollt' er nicht gehorſam ſchweigen,
Würd' er ſich unbeſcheiden zeigen.

In dieſer Lage bin ich heut,
Da ich Dich, junge Frau, begrüße,
Du ſenkſt den Blick, Dein Finger deut,
nd den Sermon ſogleich ich ſchließe,
en ich nach der vergang'nen Nacht
ir halten wollt' an dieſem Morgen,
ey, holde Freundin! ohne Sorgen,
ein Häubchen Alles kund ſchon macht,
s meiner Stelle kann es ſagen:
en Myrthenkranz, der mich geſchmückt,
erd' nie ich mehr, wie geſtern, tragen,
er Liebe Hand hat ihn gepflückt.
m Strohkranz metamorphoſiret,
elor er ſeinen grünen Glanz;
ch tröſte Dich, das Häubchen zieret
ich mehr jetzt, als der Myrthenkranz.

3.

In dieſem Kreis, dem bunten, ich
ilnehmend als ein Freund mich zeige,
vor dem jungen Paar ich mich,
züglich vor dem Weibchen, neige.

Geſchlafen würde ſich nicht paſſen,
Ich müßte fragen: wie gewacht?
Das will ich ſittſam unterlaſſen,
Des Weibchens Wangen roth es macht,
Und heut' ſteh'n ihr die etwas blaſſen
Faſt ſchöner wie die Roſengluth,
Die magiſch ſonſt darauf geruht.

Dafür die Frag' ich mir erlaube,
Den Kranz, der geſtern Dich geſchmückt,
Heut nicht mein Auge mehr erblickt,
Hervor aus einer hübſchen Haube
Dein Antlitz, milde lächelnd, ſchaut.
Dem Gatten, den Du Dir erleſen,
Haſt Du das Kränzchen anvertraut,
Und was Dir geſtern noch als Braut
Der allerſchönſte Schmuck geweſen,
Wär' heute nicht mehr angebracht.
Denn es iſt eine alte Sage,
Daß Hymen nach dem Hochzeittage
Zu Stroh die Myrthenkränze macht.

Du zähleſt Dich nun zu den Frauen,
Dem Myrthenkranz entſag'ſt Du gern,
Doch Knospen waren d'rin von fern
Verſteckt im grünen Laub zu ſchauen,
Die deuteten ſymboliſch an,

Einl
Er l
Für
Und
Entſ
Mit
Der

ladungskarten fleißig ſchreiben,
ladet die Taufzeugen ein
Söhnchen oder Töchterlein,
für die ſüßen Mutterfreuden
ſag'ſt Du gern dem Rechte, Dich
einem Myrthenkranz zu kleiden,
nun für Dich zu Stroh erblich.

4.

Nichts iſt von Beſtändigkeit,
Dieß die ſtets bewegte Zeit
Seit Jahrtauſenden ſchon lehret,
Dieſer Satz hat wieder heut'
Augenſcheinlich ſich bewähret.

Geſtern hat dieß Lockenhaupt
Schön ein Myrthenkranz umlaubt,
Rothe Knöſpchen ſah man ſproſſen,
Aber heut' — mir's Jeder glaubt —
Iſt das Grün' in Gelb verſchoſſen.

Man die Myrthen nicht erblickt,
Die Dich geſtern noch geſchmückt,
Von den Hochzeitkerzen helle;

Läugne nicht, ſo iſt es, ſo,
Er verwandelt ſich in Stroh
Stets nur unter Küſſerauſchen,
Manches Mädchen wäre froh,
Könnt's ihn, ſo wie Du, vertauſchen.

Aber, gleich dem Phönix, ſoll,
Iſt ein halb Jahrhundert voll,
Er verjüngen ſich zu Myrthen, —
Freudig ahnet es mir wol, —
Dir die Stirn neu zu umgürten.

[illegible]

Sieggewöhnter, edler Ritter!
Du, ſo ſcheu faſt noch, als Braut,
Heute, da der Morgen graut,
Nehmt dieß Kränzchen, das die Schnitter
Nach vollbrachter Ernte ſchmückt,
Liebreich hin, und ſeyd beglückt!
Nach der Arbeit legen dieſe
Ihre Sicheln aus der Hand,
Und ſo häng' Du's bei dem Spieße,
Deinem Helm, jetzt an die Wand.
Heil dem ſüßen Abenteuer,

Keine Thräne jenem Kranze,
Der zu Eurem Ruhm zerfiel!
Dauer Eurem Heldenglanze,
Segen Eurem Minneſpiel!

Mußt Du uns nicht ſelbſt bekennen,
Noch vor Kurzem eine Braut,
Glück, auf led'gen Stand gebaut,
Sey nicht immer Glück zu nennen?
Kurz — es iſt um einen Ring,
Doch ein unvergleichlich Ding!

Dieſer Halm — ein Bild von Euch,
Blühte jüngſt noch zum Vergnügen,
Und iſt dann, an Früchten reich,
Hoffnungsvoll emporgeſtiegen.
Darum hat ihn unſ're Hand
Heut in einen Kranz gebunden,
Und zum Ruhm für Euren Stand,
Soll er Euren Sieg bekunden.

Die Erinn'rung dieſer Nacht
Sey Euch ewig werth und theuer,
Daß, wird ihrer ſüßen Feier,
Schwanden funfzig Jahr', gedacht,
Auf der halberblaßten Wange

6.

Angenehm und feſtlich ſey uns dieſer glückliche Morgen, meine wertheſten Zuhörer und Zuhörerinnen, und freundlich, wie die durchlebte Nacht.

Treten Sie näher, meine ſchöne junge Frau, noch ſchüchtern in Ihrer Herrſchaft als Hausfrau, und Sie mein weiland Herr Bräutigam, jetzt glücklicher Gatte, und vernehmen ſie Beide des Strohkranzes wunderbare Bedeutung.

Geſtern, ſchöne Frau, prangte ein herrlicher Kranz vom lieblichſten Grün auf Ihrem Haupte, als Sinnbild der Tugend in Ihrem Herzen, aber welche Verwandlung iſt mit dieſem Kranze vorgegangen?

Darauf kann nur das eigene Herz und unſere gemeinſchaftliche Mutter, die unergründliche Natur, antworten. Sie legte dazu mit Weisheit eine eig'ne ſympathetiſche Kraft in unſere Herzen; von ihrer Hand geleitet, grünt und blüht dieſer wohlthätige Keim, trägt Früchte und ſchwindet dahin zu ſeiner Zeit.

So, meine Theuerſte, die Sie verwandelt hier vor uns ſtehen, grünten auch Sie aus dem ſchönſten Keim hervor. — Ihre Reize blühten ſchmeichelnd, aber nicht umſonſt; vom ſchönſten Grün war zwar geſtern noch der Kranz, heute iſt er von Stroh. Ein Beweis der

Holdes Roth färbt Ihre Wange! Warum?

Zwar belebt Ihr Auge nicht mehr das Feuer vom geſtrigen Tage, aber ein ſtiller, ſanfter Zug hat Ihnen einen neuen Zauber verliehen.

Darum legen Sie alle Schüchternheit ab. —

Ich ſegne Sie!

Der Gott der Liebe verbinde Ihre Herzen mit ſeinen unauflöslichſten Banden, ſtreue Roſen ohne Dornen bis in die ſpäteſte Zukunft um Ihre Tage her, und verwandele einſt, wenn, der Natur nach, das berauſchende Feuer der Jugend ſich mildert, Ihre zärtliche Liebe in eine innige, unauflösliche Freundſchaft.

Und dieſen Strohkranz, liebe, aus dem ſchönſten Mädchen nunmehr verwandelte Frau, den ich Ihnen hiermit feierlich übergebe, möge Ihnen eine ſüße Erinnerung an das, was war und nicht mehr iſt, aber auch zugleich an den ſchönſten Zeitpunkt Ihres irdiſchen Lebens bleiben.

Zum Faſtenabend.

Faſtnachts-Reglement.

Geſangweiſe: Welch ein Lärmen ꝛc.

Faſching, Fürſt von Ceres Gnaden,
Hier und allerwärts,
Hat geheiſcht uns und geladen
Auf den dritten März.

Alſo werthe Herr'n und Frauen,
Die da kamen, hört,
Was der Herr, kraft ſeiner grauen
Obſervanz, begehrt.

Froh ſoll Jeder, liebreich Jede,
Munter Alles ſeyn;
Schlaffe Kehle, trockne Rede,
Angefriſcht mit Wein.

Unſer Dichten ſey Narriren,*)
Nichtsthun unſre Müh'.
Der Humor ſey Trumpf, cariren
Soll Philoſophie.

Sitze, wo ſie will, die Seele,
G'nug, ſie ſitzet wo,
Und durch Magen, Mund und Kehle
Sey ſie heute froh.

Hätt' auch, wie die alte Sage
Von den Tagen ſpricht,
Jeder ſeinen Theil von Plage,
Faſtnacht hat ſie nicht.

Solches Fatum abzuhalten
Von dem Mardi gras,
Tauften klug die guten Alten
Ihn zur Faſtnacht ja.

Weg mit allem Weltgeklügel!
Fort mit Plato's Traum!

Alle Kannegießereien
Thut heut in den Bann,
Denn hier Keinen doch erfreuen
Solch Salbadern kann.

Ueberlaſſet Diplomaten
Solche Grübelei'n,
Will man ungebeten rathen,
Bringt's nur Naſen ein.

All' das flecht' uns keine Sorgen
In den Freudenkranz;
Bleibt für uns nur heut und morgen
Heerd und Tanzſaal ganz.

Wer ſich ſehnet in die Ferne
Weg von unſerm Schmaus,
Sieht er die Burgunderſterne,
Treibt's die Sehnſucht aus.

Der und Jener weiß zu ſingen
Von Verdruß und Schmerz,
Will dieß Lied er laſſen klingen,
Sing' er's anderwärts.

Heit're Scherze man begehret,
Aber züchtig, fein,

Müller ſind für unſre Mühle,
Harlekin und Swift.

Auch Kritik, des Tadeln's müde,
Drück' ein Auge zu,
Hat gefehlt am Mahl und Liede
Feinheit und Ragoût.

Sucht nicht Mängel mit der Loupe
In der Speiſen Reih'n,
Und fünf Augen auf der Suppe
Läßt gerade ſeyn.

Wer nicht kochen, braten, rühren
Zünftig hat ſtudiert,
Der ſoll hier nicht recenſiren,
Was man uns ſervirt.

Friſch gefüllt und angeſtoßen!
Weg mit Groll und Gram!
Vivat, wer mit uns genoſſen,
Vivat, wer's nicht kann!

Faſtenabendlied.

Und den Sorgenbrecher, Wein,
In das Glas, das leere, ſchenken.

Daran thut man ſtets geſcheidt,
Denn gewiß iſt nur das Heut',
Freude muß man nicht verſchieben;
Darum tändelt, ſcherzt und ſingt,
Mit den vollen Gläſern klingt:
Laßt uns trinken, laßt uns lieben!

Oft uns Faſtenzeit beſchleicht,
Wenn ſie kein Kalender zeigt,
Man hat Sorgen, Aengſten, Laſten,
Und man muß in Aſch' und Sack,
Gleich dem Schiffer auf dem Wrack,
Wider ſeinen Willen, faſten.

Unſer's Lebens Schiff wallt jetzt,
Noch von keinem Sturm verletzt,
Durch die ſilberhellen Wogen;
Unſ'rer Hoffnung Stern noch glänzt,
Und den blauen Himmel kränzt
Noch der Iris Friedensbogen.

Darum nützt den Augenblick,
Es iſt wandelbar das Glück;
Wird es immer bei uns raſten?
Nur wenn es die Noth gebeut
Wollen wir — dann iſt's noch Zeit —
Nicht nach dem Kalender faſten.

Ein Mädchen

mit einem verhüllten Korbe.

Ein Jeder geht der Nahrung nach!
  Wer wird es mir verdenken?
Ich ſuch' ein Stückchen Brod — denn ach:
  Nichts pflegt man zu verſchenken.

Und weil hier ein vergnügter Kreis
  Von Männern und von Frauen,
Will ich — nicht ſparend Müh' und Fleiß —
  Einmal dem Glück vertrauen.

Es hat mich freilich oft vexirt,
  Es iſt voll Lug und Tücken,
Doch heut auf rechten Weg mich's führt,
  Heut hoff' ich, ſoll mir's glücken.

Bei'm erſten Hahnenſchrei verließ
  Mein Lager ich behende,
Und ſauer ich's mir werden ließ,
  Im Schooße nicht die Hände.

Und ohne Rühmen, mir gelang
  Heut Alles, was ich machte,
Ein frohes Lied ich dazu ſang,
  Und das mir Segen brachte.

Denn wißt, es liegt ein Talisman
  In einem frohen Herzen,

Geht morgen auch das Faſten an,
Man kann es leicht verſchmerzen.

Zumal in aufgeklärter Zeit
Darf man nicht viel vermiſſen;
Das ſtrengſte Faſten ſelbſt verbeut
Liebkoſen nicht und küſſen.

Der nur, der's finſter ſich verwehrt,
Noch ärger, als die Heiden,
Die argen, blinden, iſt es werth,
In Aſche ſich zu kleiden.

Hier hält man's — wie ſich's deutlich zeigt —
Mit Kuß und voller Flaſche,
Und Keiner zeiget ſich geneigt
Zum Sack und zu der Aſche.

Dieß iſt mein Casus auch — und d'rum
Hab' ich mich eingefunden,
Und geh' in dieſem Kreis herum,
Und ſuche hier mir Kunden.

Ich lad' Euch Alle freundlich ein,
Die Kundſchaft mir zu gönnen.
Probirt's. — Es ſchmeckt darauf der Wein,
Ich brauch's wol nicht zu nennen.

Ihr wißt es längſt ſchon — wie mir's däucht,
Ob's gleich ein Tuch verhüllet,
Die Faſtenzeit es nur erzeugt,
Den Appetit es ſtillet

Nach dem, was ich Euch ſchon vertraut,
Könnt leicht Ihr es enträthſeln.
Sinn't weiter nicht, hebt's Tuch und ſchaut,
Ich bring' Euch — Faſtenbretzeln!

Zwei Männer

tragen eine Stange auf den Schultern, die mit einem Tiſchtuch verhüllt iſt.

Zwei Männer, wie Ihr Alle wißt,
Weil man es in der Bibel lieſt,
Zwei Männer, rüſtig, ſtark an Knochen,
Erſchienen einſt mit ſchwerer Laſt,
Und machten keuchend dabei Raſt;
Denn was ſie trugen, hätte faſt
Die Schultern ausgerenkt, zerbrochen.
Und was das wunderbarſte war, —
Denn Zweifel ich mir nicht erlaube —
Es trug das rieſenhafte Paar
Nur eine einz'ge reife Traube.

Die ſchöne, gold'ne Zeit verrann,
Wir leben nicht in ſolchen Tagen,
Denn wol ein halbes Dutzend kann
Jetzt in der Hand ein Jeder tragen,
Doch iſt es zu verſchmerzen, man
Kann ſolchen Trauben ſchon entſagen.

Weil man zum Faſtenabendfeſt
Doch Wein genug noch immer preßt.

Der Wein hier — wie man ſieht — nicht fehlet,
Denn aufgepflanzt ſind Flaſchen Wein,
Doch um dieß Wunder zu erneu'n,
Ward etwas and'res ausgewählet;
Mit dieſem treten wir hier ein.
Wir mußten, wie in frühern Tagen
Die Traube man mühſelig trug,
Was wir heut dar Euch bringen, tragen,
Wir bitten freundlich jetzt, das Tuch,
Das es verhüllt, zurückzuſchlagen;
Dann Ihr es augenblicklich wißt,
Wir dürfen dann nicht erſt Euch ſagen,
Es eine Faſtenpretzel iſt!

Ein Mönch und eine Nonne.

Beide treten ein, er mit einem Sack auf dem Rücken, ſie mit einem Korb, worauf Sackleinewand liegt.

Der Mönch

Welch ein Spektakel! — Geziemt es ſich wol
Für Chriſtenſeelen? Das iſt mir zu toll!
Hier ſitzt Ihr und jubelt, umgeben von Flaſchen.
Geduld! Ich werde den Kopf Euch waſchen,
Präparirt man ſich ſo zu der Faſtenzeit?
Das wüſte Leben, Ihr treibt es zu weit!

Ich bin tolerant, hab' Gaumen und Magen;
Des Trinkens und Eſſens ſich ganz zu entſchlagen,
Begehr' ich zwar nicht, denn der Leib iſt ſchwach,
Die Seele zu zügeln er ſtets nicht vermag.
Aber Ihr ſolltet Euch ſittſam beſchränken,
Und nicht ſo ſchwelgen wie in Krügen und Schenken,
Wie unſer Ein's nur mit Anſtand, denn wißt,
Man kommt in's Gerede, wenn den man vergißt.
Ihr nennt Euch ja Chriſten, Ihr ſeyd ja nicht Helden;
Der Tugenden erſte iſt Schein zu vermeiden,
An uns nehmt ein Beiſpiel, wir meiden den Schein,
Kein Mund, kein loſer, wird d'rum uns verſchrei'n.
Ihr möget die leeren Gläſer Euch füllen,
Doch thut es, wie wir, behutſam im Stillen.
Und macht Ihr nicht Mordſpektakel, alsdann
Schließ' ich Eurem Faſtenabend ſelber mich an.

Die Nonne.

Auch mich überfällt ein Bangen und Grauen,
Wie zeigt Ihr Euch hier, Ihr Jungfrau'n und Frauen? —
Im Kreiſe von Männern, das ſtehet nicht fein,
In meiner Zelle laß ich ſtets einen nur ein.
Ich machte mir wahrlich ein ſchweres Gewiſſen,
Wollt' ich einen Mann ſo öffentlich küſſen,
Und unter uns ich es ſagen Euch muß,
Die Würze, die rechte, gebricht ſolchem Kuß.
Wir finden uns d'rein; einen Kuß in Ehren,

Den Niemand verhindern kann, gern zu entbehren,
Wir halten uns ſchadlos, wir ſuchen Erſatz,
Es wird zu Theil uns dafür mancher Schmatz,
Doch bitt' ich, ſchweiget. — Bedenket die Meſſen,
Die Hora's, das Faſten, wird niemals vergeſſen,
Wir müſſen uns geiſſeln, und oft uns kaſtei'n,
Uns bei den Weltlichen mit heiligem Schein,
Den Schleier, in den wir gehüllt, zu verklären,
Damit uns die Laien bewundern und ehren.
Wir geißeln allein uns, und ſchallet es laut,
So trifft es das Kiſſen, verſchonend die Haut.

Der Mönch.

Wir kommen zu Euch heut, Ihr weltlichen Leute,
Zum Faſtenabend, den feiert Ihr heute,
Wir möchten Theilnehmer auch gern daran ſeyn,
Doch müſſen wir klüglich vermeiden den Schein.
D'rum bring' ich hier Säcke, darin Euch beſcheiden,
Statt modiſchen Putz, demüthig zu kleiden.

Die Nonne.

Ich bringe Euch Aſche, zu ſtreu'n auf das Haupt.
Die Aebtiſſin, die fromme, hat dieß mir erlaubt.

Der Mönch.

Nehmt hin nun die Säcke, Ihr dürft nicht erſchrecken,
Sie ſollen Euch nicht, — was d'runter nur — decken.
(Er wirft nun die Säcke auf den Boden.)
Seyd Ihr beruhigt? — So ſchaut doch hinein,

Aus dem Kloſterkeller bring' ich Euch Wein.
Es ſoll auch einmal der Gaumen der Laien
Sich an den Weinen, den firnen, erfreuen.

Die Nonne.

Glaubt Ihr, ich habe den Sack hier gefüllt
Mit Aſche? — Ihr irrt. — D'rein hab' ich verhüllt,
Was wir zu backen verſteh'n, Pfannkuchen.
Löſet den Strick nur — Ihr mögt ſie verſuchen.
Reichet zum Gruße uns freundlich die Hand,
Fürchtet Euch nicht vor dem Kloſtergewand,
Glaubet auf's Wort uns, mit redlichen Laien
Mönche und Nonnen ſich gerne erfreuen,
Leſerlich ſchrieb Natur uns in's Herz,
Thorheit iſt Frömmeln und Weisheit iſt Scherz.

St. Martin.

Da zum Faſtenabend Ihr
Wiederum Euch jetzt verbunden,
Hab' ich mich auch einmal hier
Wohlbedächtig eingefunden.

Ihr ſtarrt mich verwundert an,
Und Ihr fragt durch Blick und Mienen,
Wer iſt denn der fremde Mann
Der hier unter uns erſchienen.

Dieſe Frage ſteht Euch frei,
Werthe Herr'n und ſchöne Damen.
Ich ſag' es ſelbſt ſonder Scheu,
Martin — Martin iſt mein Namen.

Seht, nun geht Euch auf ein Licht;
Warum ſollt' ich mich verhehlen?
Jeder weiß ja, ich darf nicht
Bei dem Faſtenabend fehlen.

Und Pfannkuchen backt man dann,
Die man aus dem Schmalz gezogen,
Und das Thier man nutzen kann,
Dem ich jederzeit gewogen.

Es iſt gar ein nützlich Thier,
Diente, Rom einmal zu retten,
Und Ihr braucht es für und für,
Wollt Ihr Euch behaglich betten.

Warm und kalt Ihr es verzehrt,
Auf der Reiſe, wie am Tiſche,
Und es Manchen noch ernährt
Blos durch ſeine Flederwiſche.

Rein erhalten ſie das Haus,
Mancher zieht aus ſeinen Flügeln
Einen Kiel verliebt heraus,
Seine Liebe zu beſiegeln.

Worten iſt nicht ſtets zu trau'n,
Denn ſie werden leicht vergeſſen,

Hingeſchrieben, fühlt man Grau'n
Vor koſtſpieligen Prozeſſen.

Und mein Thier, wie Euch bekannt,
Dazu ganz vorzüglich nützet,
Führt ein Theil nur eine Hand,
Die dazu ihn zugeſpitzet.

Doch vorzüglich reizt es Euch
Heut, Ihr könnet es nicht miſſen,
Es muß der Pfannenkuchenteig
Erſt in ſeinem Schmalze fließen.

Butter thut es nicht allein,
Allzuſpröde wird der Kuchen,
Darum ſtell' ich heut mich ein,
Euer Backwerk zu verſuchen.

Und mit Recht, als ich erfuhr,
Hier ſey froher Faſtenabend,
Meiner Gänſe Schmalz macht nur
Eure Kuchen recht erlabend.

Ihr bedurft dazu das Schmalz,
Doch nicht Alles kann es machen,
Ihr gebraucht dazu noch Salz,
Heit'ren Sinn und Scherz und Lachen.

Dieſes miſcht nicht ſparſam ein,
Martin wird, trotz ſeinen Falten,
Gerne dann mit Euch ſich freu'n,
Laßt nur frei die Freude walten.

Es bleibt doch die beſte Welt,
Faſten läßt ſich überleben,
Wenn man's mit der Liebe hält,
Mit der Freundſchaft und den Reben.

Darum hebt das Glas empor,
Es iſt ſolch ein Trunk erlabend,
Ruft mit mir im lauten Chor:
Vivat hoch, der Faſtenabend!

Zum Sylveſterabend.

Das alte und das neue Jahr.

Das alte Jahr.*)

(Zuerſt auftretend.)

Bald hab' ich meinen Lauf vollendet,
Es winkt mir ſchon mein nahes Ziel,
Ich habe Luſt und Gram geſpendet,
Aus meiner Urne beides fiel,
Doch wollt Ihr deshalb mit mir rechten,
Verſündiget Ihr Euch an mich.
Gelenkt ward ich von höhern Mächten,
Allweisheit war es ſicherlich.

---

*) Ein alter Mann im griechiſchen Gewande, in der Linken eine Urne, auf welcher die Jahreszahl ſteht, in der Rechten eine ſchon faſt abgebrannte, aber noch brennende Fackel.

Und wenn Ihr heute überdenket,
Was Ihr empfingt aus meiner Hand,
Ward Euch der Freude viel geſchenket
In dem geliebten Vaterland,
Kein Feind verpflanzte fremde Sitte
In Euer ruhiges Revier,
Es herrſchte Fried' in Schloß und Hütte,
Zu blieb des Janustempels Thür.

Dagegen Hymen's Fackel glänzte;
Er manches holden Bräutchens Haar
Mit ſeinem Myrthenreiſer kränzte,
Er einte manches liebes Paar;
So manches Wiegenfeſt erfreute
Noch lebensfroh Matron' und Greis,
Und oft war't Ihr ſo froh, wie heute,
In treubefund'ner Freunde Kreis.

Auch Kummerzähren mußten fließen,
Ward von des Todes rauher Hand
Das, was Ihr liebtet, Euch entriſſen;
Nichts Irdiſches iſt von Beſtand.
Zu Eurem Troſt herbei ich eilte,
Bei jedem Gram und Herzeleid
Ich langſam Eure Wunden heilte,
Der beſte Tröſter iſt die Zeit.

Und daß ich's gut mit Euch gemeinet,
Beweiſet, daß ein froher Sinn

Euch alle hier ſo eng vereinet,
Da ich an meinem Ziele bin;
Zwölf Schläge mir mein Scheiden künden,
Sie machen meine Lippe ſtumm.
Ich fühl's, auf ewig muß ich ſchwinden,
Ich kehre meine Fackel um.

(Er ſteckt ſie mit der brennenden Flamme in die Urne und geht ab.)

Das neue Jahr. *)

Freudig tret' ich zu Euch ein,
Denn mein Reich beginnet,
Und ich ſehe, Punſch und Wein
Hier in Fülle rinnet.

Unſchuldsvoll geboren jetzt,
Ohne Tück' im Herzen,
Hab' ich Keinen noch verletzt,
Furchtlos könnt Ihr ſcherzen.

Thut dieß, fangt mich jubelnd an,
Laßt den Wein Euch munden,
Und vor Allem denkt nicht d'ran,
Was für Euch verſchwunden.

---

*) Ein Knabe, wie ein Genius gekleidet, mit Flügeln, auf dem Haupte ein Stundenglas, das aber oben noch ganz mit Sand gefüllt iſt; an ſolchem iſt die Zahl des neuen Jahres zu leſen. In der Hand hat er Blumen, das Haupt iſt mit Aehren und Cyanen umkränzt und er iſt mit Weinlaub umgürtet.

Macht's mein Bruder Euch zu bunt,
Gleich ſind nicht die Brüder,
Hofft auf beſſ're Zeiten, und
Denkt, er kommt nicht wieder.

Ausgeſtattet bin ich reich;
Spart Ihr Fleiß und Mühen,
Lieget es allein an Euch,
Nutzen d'raus zu ziehen.

Duft'ge Blumen bring' ich hier,
Euren Pfad zu ſchmücken;
Wahrlich, ich kann nicht dafür,
Wollt Ihr ſie nicht pflücken.

Seht die Roſ' im Purpurlicht,
Liebe ſie verkündet,
Bläuliches Vergißmeinnicht,
Das die Freundſchaft gründet.

Wenn dieß holde Zwillingspaar
Ihr vor Allem wählet,
Euch in mir, dem neuen Jahr,
Köſtliches nicht fehlet.

Seht, es iſt mein Haupt bekrönt
Mit dem Kranz von Aehren,
Wer dem Müßiggang nicht fröhnt,
Den werd' ich ernähren.

Und mein Gürtel — ſeht Ihr wol —
Iſt vom Laub der Reben,

Und die reife Traube ſoll
Freud' und Kraft Euch geben.

Trinket, aber trinkt mit Maß,
Sonſt — das merkt Euch alle, —
Wird zum bitt'ren Ernſt der Spaß,
Und der Wein zu Galle.

Nutzet klug mich früh und ſpat,
Meidet Fehl und Sünde,
Schnell auch mein Sylveſter naht,
Ich enteil' geſchwinde.

Bald im Stundenglas verrinnt
All' mein Sand, Ihr Lieben!
Meine Schwingen treibt der Wind;
Man muß nichts verſchieben.

Darum nutzt mich, da ich heut
Nun für Euch beginne,
Wählt zum Wahlſpruch: Fröhlichkeit,
Freundſchaft, Wein und Minne!

Saturn. *)

Sehet meine Sichel ſchwingen,
Seht in mir den Gott der Zeit;

---

*) Er trägt ein griechiſches Gewand, ohne Kopfſchmuck, hat einen langen Bart und eine Sichel in der Hand.

Unter Euch erſcheint er heut,
Euch ein neues Jahr zu bringen.

Stets eil' ich mit raſchen Flügeln
Vorwärts, und in meinem Lauf
Hält mich nichts, ihn hemmend, auf;
Es kann keine Macht mich zügeln.

Darum merkt Euch eine Lehre,
Die Ihr hier verſammelt ſeyd;
Nutzet das gewiſſe Heut'!
Ich, entfloh'n, nie wieder kehre.

Aber, wollt Ihr's recht genießen,
Werft zurück auch Euren Blick —
Auf das ſchon verklung'ne Glück,
Was da iſt, kann es verſüßen.

Was das Jahr, nun bald im Scheiden,
Gutes liebreich Euch verlieh'n,
Laßt in der Erinn'rung blüh'n;
Freut Euch der beſiegten Leiden.

Glücklich ſind ſie überwunden.
Dankt dem freundlichen Geſchick!
Habet Ihr, zu Eurem Glück,
Lieb' und Freundſchaft nicht empfunden?

Dreimal ſelig, wer mit Beiden
Seine Pilgerreiſe macht;
Sterne ſind's in dunkler Nacht,
Und ein Quell der reinſten Freuden.

Gern an Beiden eine Schweſter
Sich mit ganzem Herzen ſchließt,
Es die holde Hoffnung iſt.
So erſcheint Euch der Sylveſter.

Darum dankt dem Jahr, dem alten,
Eh' es ganz von hinnen fleucht!
Hofft, das neue, das ſich zeigt,
Wird Euch gleiches Glück entfalten.

Aber auf des Glückes Spenden
Rechnet nicht, denn es iſt blind,
Wandelbarer wie der Wind;
Glück habt Ihr in eig'nen Händen.

Zügelt Eure Leidenſchaften,
Und veredelt Euer Herz,
Laßt nicht unverdienten Schmerz,
Finſt're Grillen bei Euch haften.

Zieht nicht gleich die Stirn in Falten,
Bleibt ein Wunſch Euch unerfüllt;
Denkt, gerecht iſt Gott und mild,
Und vertrauet ſeinem Walten.

Denkt, wie dieſes Jahr geſchwunden —
Hat Euch nicht bei ſeinem Schluß
Zu dem herzlichſten Genuß
Lieb' und Freundſchaft hier verbunden?

So beginnet nun das neue,
Und bei dieſem frohen Mahl

Hebt den ſchäumenden Pokal,
Jeder ihm ein Vivat weihe!

Lebehoch! laßt laut ertönen,
Und es eilt Euch froh dahin,
Huldigt Ihr mit reinem Sinn
Nur dem Rechten, Wahren, Schönen!

Ein Pantoffelmacher.

Daheim wär' ich heut gern geblieben,
Das Wetter iſt — bei Gott — nicht ſchön,
Allein es hat, ach! meine Sieben —
Sie werden alle mich verſteh'n —
Hinaus mich vor die Thür getrieben.
Kein Sträuben half — ich mußte geh'n.

„Ein neues Jahr beginnet morgen,“
Hört' ich mein Weib gebiet'riſch ſchrei'n:
„Du mußt für Geld nothwendig ſorgen,
Es ſtellen ſich Glückwünſcher ein,
Und die nicht, wie wol Andre, borgen;
Die müſſen gleich befriedigt ſeyn.

„Marſch, ſchaffe Geld, zu ganzen Haufen
Haſt du Pantoffeln, hart und weich,
Die kannſt du heute gut verkaufen,

Heut herrſcht die Frau im Eh'ſtandsreich.“
Ich fing nun an herumzulaufen,
Und ſo erſchein' ich auch bei Euch.

In Schlöſſer ging ich, kleine Neſter
Beſucht' ich, denn ich dachte, man
Bringt heute, es iſt ja Sylveſter,
Dergleichen Waaren reißend an,
Denn jede Frau, trotz dem Geläſter
Der Spötter, ſie nicht miſſen kann.

Seht mich in Kundſchaft, liebe Frauen,
Denn es iſt heute juſt der Tag,
Wo den Pantoffel ohne Grauen
Der Ehegatte ſehen mag,
Als Herrſcherin muß er Euch ſchauen,
Und er parirt nicht einen Schlag.

Hier nehmet ſie aus meinen Händen,
Sie ſind recht zuckerſüß und klein,
(Er übergiebt Jeder der Frauen einen Pantoffel von Zucker.)
Dreiſt könnet Schläg' Ihr damit ſpenden,
Kein Einziger wird zürnen, ſchrei'n;
Doch wird ſich der Sylveſter enden,
So ſtellet hübſch das Herrſchen ein.

Ihr ſchüttelt mit dem Kopf? — Ich glaube
Euch ſcheinet viel zu kurz die Friſt.
Man ſagt, daß ſelbſt die frömmſte Taube
Das Herrſchen niemals ganz vergißt.

Ich will's nicht ſtreiten, ich erlaube
Euch gern auch eine läng're Friſt.

Nur eines ich mir ausbedinge,
Uebt Euer Recht mit Zärtlichkeit,
Daß es wie Wunſch und Bitte klinge,
Und nie erzeuge Zank und Streit,
Und Eure ſüße Herrſchaft bringe
Dem Hauſe nur Glückſeligkeit.

Ihr nicket: Ja! — Das macht mir Freude,
Es ſtimmen Alle ein mit mir;
Sanftmuth, das köſtlichſte Geſchmeide,
Verdient den Preis vor Herrſchbegier.
Ich will kein Geld — doch eh' ich ſcheide,
Verlang' ich einen Kuß dafür.

Janus. *)

Erkennt in mir den Gott der Zeit,
Wie in der Hand mein Stab ſich drehet,
(Er ſchwenkt ihn im raſchen Kreiſe.)
So pfeilgeſchwind ein Jahr vergehet,
Und ſich ein anderes erneut.

---

*) Er iſt in ein griechiſches Gewand gekleidet und hat zwei Larven vor; die eine vor dem Geſichte, die andere am Hinterkopfe. Die Letztere zeigt ein altes bärtiges Geſicht, die Erſtere ein jugendliches. Er trägt in der rechten Hand einen Stab, in der Linken einen Schlüſſel.

Mit meinem bärtigen Geſicht
Schau' ich in Zeiten, die verſchwunden,
Was man gelitten und empfunden,
Giebt für die Zukunft Unterricht.

D'rum ahmt mir nach und ſchauet heut'
Zurück in's Jahr, das bald verſchwindet,
Dieß weiſe Lehren Euch verkündet,
Benutzet Ihr ſie nur geſcheidt.

Wenn's Euch nach Wunſch nicht immer ging,
So prüft, ob ich die Schuld getragen,
Ob Ihr zum Theil; denn ich muß ſagen:
Die Prüfung iſt ein gutes Ding.

Ich halte immer gleichen Schritt,
Still ſteh' ich nie, lauf' nie voll Eile,
Der Müß'ge nur fühlt Langeweile,
Träg' ſchien ich dem nur, welcher litt.

D'rum widmet Euch der Thätigkeit,
Dann wird nicht Langeweil' Euch plagen,
Lernt kleine Uebel zu ertragen,
Vermeidet Unmuth, Zwiſt und Neid.

Ein leichter Sinn, ein froher Muth,
Führt durch des Lebens Irrgewinde,
Cytheren's Sohn, um's Aug' die Binde,
Und Bacchus dabei Wunder thut.

D'rum huldiget dem holden Paar,
Und knüpft das Band der Freundſchaft feſter,

Und harret ſo heut am Sylveſter
Voll Hoffnung auf das neue Jahr.

Ich blick' mit heiterem Geſicht
Hin nach des neuen Jahres Sonne,
Und dieſes Lächeln reichlich Wonne,
Bis es auch ſcheidet, Euch verſpricht.

Den Schlüſſel hier in meiner Hand
Ich für des Friedens Tempel führe;
Verſchließt der Zwietracht Eure Thüre,
Euch eine ſtets der Eintracht Band.

Ein Gram, den man dem Freund vertraut,
Vergeht, er wird nicht lange ſchmerzen;
Ruht man an einem treuen Herzen,
Man bang' nicht vor der Zukunft graut.

Das Jahr entflieht! Auf, faſſet Muth!
Phöbus herauf ein neues lenket,
Begrüßt's mit Lebehoch! und denket
Zu Eurem Troſt, was iſt, iſt gut.

Die vier Jahreszeiten. *)

Der Frühling.

Zu früh laß ich mich heut erblicken,
Denn das entſchwund'ne alte Jahr

---

*) Sie können entweder durch vier Frauenzimmer oder auch durch vier Jünglinge dargeſtellt werden. Das Coſtüm iſt bei Allen

Läßt hinter ſich noch ſeine Tücken,
Unfreundlich es bei'm Scheiden war.

Das iſt ſo in der Art der Alten;
Es zieht der abgelebte Greis
Die Stirne ſtets in mürr'ſche Falten;
Er zeiget ſich ſo kalt wie Eis.

Doch unverzagt! — Ich bald mich zeige,
Und bei Euch ein die Freude zieht,
Es ſchmücket grünes Laub die Zweige,
Das Veilchen und der Flieder blüht.

Und tönt das Lied der Nachtigallen,
So werdet Ihr im Mondenſchein
In Balſamduft von Blüthen wallen,
Und Flora's Gaben Euch erfreu'n.

Mein Rath iſt's, dieſe Zeit zu nützen, —
Dem Menſchen nur ein Frühling blüht —

---

ein griechiſches Gewand. Der Frühling trägt einen Kranz von Blumen, oder auch ein Körbchen mit Blumen. Der Sommer einen Kranz von Aehren mit Sommerblumen vermiſcht, oder auch in der Rechten eine Handſichel, in der Linken einige Aehren. Der Herbſt einen Kranz von Weinlaub, oder auch in der Rechten ein Rebenmeſſer, in der Linken ein Paar Weintrauben. Der Winter iſt mit Tannen bekranzt, oder er trägt auch in der rechten Hand ein Kohlenbecken, oder ein Paar Schlittſchuhe. Frühling und Herbſt haben ein leichtes Gewand, der Sommer noch ein leichteres und die Arme können entblößt ſeyn. Der Winter hat über die Schulter einen mit Pelzwerk beſetzten Mantel, oder ein rauhes Thierfell.

Nicht einſam mürriſch dann zu ſitzen;
Zu ſchnell die Blüthenzeit entflieht.

Das neue Jahr wird ſie Euch bringen,
Mit Roſen möget Ihr das Haupt,
So lange ſie noch blüh'n, umſchlingen,
Eh' ſie der rauhe Sturm Euch raubt.

Es iſt die Zeit zum ſüßen Minnen,
In ihr fühlt man der Liebe Glück.
Laßt unbenutzt ſie nicht verrinnen,
Denn keine Macht bringt ſie zurück.

Der Sommer.

Sobald der Lenz von Euch verſchwunden,
Folg' ich ihm immer auf dem Fuß,
Und reife Aehren dann bekunden,
Daß man nun fleißig ernten muß.

Doch ohne Saat giebt's keine Aehren,
D'rum müßt Ihr ſie frühzeitig ſtreu'n,
Nicht Ernten ohne Müh' begehren;
Das Gute will errungen ſeyn.

Reich mag ſich Euer Fleiß belohnen,
Strahlt meine Sonn' in heißerm Glanz:
Mehr werth ſind oft Cyanenkronen,
Als ein prunkvoller Lorbeerkranz.

Euch ſey in Eurem Wirkungskreiſe
Im künft'gen Jahr' am ſtillen Heerd

Genügſamkeit und Trank und Speiſe
Für Euch und für den Freund beſcheert.

Wenn Lieb' Euch auch das Leben würzet,
Die Freundſchaft ein gar feſtes Band
Um tugendhafte Herzen ſchürzet,
Sie reich' Euch liebevoll die Hand.

Sie hilft in meinen ſchwülen Tagen,
Wenn Schweiß auf Eurer Stirne ſitzt,
Der Arbeit Mühen Euch ertragen,
Sie ſchirmt Euch, wenn mein Himmel blitzt.

Erſchein' ich auch mit Ungewittern,
Wenn grollend auch mein Donner ruft,
Sie werden niemals Euch erſchüttern,
Ich rein'ge nur für Euch die Luft.

Ihr werdet, wie bei vollen Scheuern,
Bei'm Erntekranz der Schnitter dann
Euch freu'n, nach Eurer Arbeit feiern,
Kommt raſchen Schritt's der Herbſt heran.

Der Herbſt.

Sinkt, komm' ich, früher auch die Sonne,
Wenn Nebel auch ſie oft umhüllt,
So wird von mir doch Eure Tonne
Mit ſüßem Rebenſaft gefüllt.

Der Winzer preßt die reifen Trauben,
Als Würze bei einfacher Koſt,

Ich wink' Euch dann in meine Lauben,
Zu laben Euch an meinem Moſt.

Des Sommers Schwül' iſt überwunden,
Und es wird Euch von manchem Baum
Die Frucht, die ich Euch bringe; munden,
Maulbeere, Apfel, Birne, Pflaum'.

Naht Ihr Euch auch des Jahres Grenze,
So murret mit dem Schickſal nicht,
Da meine Hand Euch doch noch Kränze
Aus meiner Reben Blätter flicht.

Die ſollt Ihr um die Stirn Euch ſchlingen,
Noch nicht des rauhen Winters Raub,
Mit Wein gefüllt die Gläſer, ſingen
Im Jubelton: „Bekränzt mit Laub!“

Denn dieſes Lied nach froher Weiſe
Erweckt in jedes Deutſchen Herz,
Im Männer- und im Frauen-Kreiſe,
Den Lebensmuth, Sokratenſcherz.

Geſang von reingeſtimmter Leyer
Gewähret meinem Rebenſaft
Ein mildes, ſchlakenfreies Feuer,
Das neue Stärk' Euch nur verſchafft.

Der Winter.

Ich komme mit erſtarrten Händen,
Und keine Blüthen kann ich Euch,

Nicht Aehren und nicht Trauben ſpenden,
Nichts, als hier dieſen Tannenzweig.

Er predigt Euch heilſame Lehren,
Sein Grün, wenn es auch friert und ſchneit,
Stürmt rauh der Nord, kann nichts zerſtören;
So bleibt auch feſt in rauher Zeit!

So ſtandhaft mögt Ihr Euch beweiſen,
Kein Sturm ſtürzt feſte Felſen um;
Es macht der Muth die Zeit von Eiſen
Zu einem gold'nen Sekulum.

Ich werd' Euch eine Luſt gewähren,
Die nicht der Blumen Lenz Euch ſchenkt,
Der Sommer nicht mit reifen Aehren,
Der Herbſt nicht, der mit Wein Euch tränkt.

Ein Wonnefeſt iſt Euch beſchieden,
An ſeligen Gefühlen reich,
Von Kerzen ſtrahlen Pyramiden,
Und dazu dient mein Tannenzweig.

Und ſehet Ihr auch mich bald ſcheiden,
Verrinnt ein Jahr ſchnell wie ein Traum.
Erſt ſchmeckt Ihr meine edlen Freuden
Bei meinem lichten Weihnachtsbaum.

So mag dieß neue Jahr Euch ſchwinden!
Wir alle vier ſind hier vereint,
Um Euch, Ihr Theuern, zu verkünden,
Wie gut es Jeder von uns meint.

Der Frühling.

Ich werde Blumen gern Euch geben.

Der Sommer.

Ich gern Euch Frücht' und Aehren weih'n.

Der Herbſt.

Ich kelt're für Euch Feuerreben.

Der Winter.

Mein Weihnachtsfeſt ſoll Euch erfreu'n.

Alle.

So mag Euch dieſes Jahr entſchweben,
Und reich an Glück und Freude ſeyn!

Parentation auf das zurückgelegte Jahr. *)

Sintemalen und alldieweilen
Verſchieden iſt das alte Jahr,
Und es nicht mehr zu halten war,
Maßen, wenn man mit Spießen und Keulen
Sich auch widerſetzen wollen der Flucht,
Hätt' es uns doch ein Knippschen geſchlagen,
Den Sieg jedenfalls davon getragen.

Frucht-

---

*) Solche iſt zu halten gleich nach dem Glockenſchlag zwölfe in der Mitternacht. Der Redner kann, wenn er es angemeſſen findet, ſich dazu in Trauer kleiden, oder doch mit einem Flor um den Arm.

Fruchtlos man alle Mühe verſucht,
Denn Keiner hält den Flüchtling bei'm Kragen,
Wenn er am Sylveſter auf dem Sprunge ſteht;
Jeglichem liſtig eine Naſ' er dreht.

Dannenhero müſſen in ſeine Nücken
Wir uns ſchon als ſolide Menſchen ſchicken,
Und um ſo mehr iſt es räthlich, da jetzt
Das alte Jahr ein neues erſetzt;
Dieß wir ſo eben im Anmarſch erblicken.

Neue Beſen kehren gut,
Das Sprichwort paſſet in allen Stücken;
Darum nicht ängſtlich und faſſet Muth!

Aber es will ſich denn doch geziemen,
Wie man's bei allen Verſtorbenen thut,
Den Geſchiedenen zu guter Letzt noch zu rühmen.
Darum bitt' ich, Ihr Damen und Herr'n,
Auf kurze Zeit mir das Wort zu vergönnen,
Denn's iſt meine Schwäche — ich muß es bekennen —
Sprechen hör' ich mich gar zu gern.

Beſonder's weiß ich nichts eben zu ſagen,
Das hab' ich mit manchem Redner gemein,
Das Jahr beſtand — das räumet Ihr ein —
Sowohl aus guten als böſen Tagen,
Es hatte ſeine Freuden und ſeine Plagen,
Gab uns bald ſüßen, bald ſaueren Wein,
Dort hat es den Krieg, hier aber den Frieden,

Und darum ſoll es geprieſen ſeyn,
Doch leider in Menge — Prozeſſe beſchieden.
Es blieb auch der Krieg, der kleine, im Haus
Zwiſchen Eheleuten, Kindern, Geſinde, nicht aus,
Zwiſchen Autoren, Koketten und Prüden,
Der Erſter'n Schimpfen lieſt man gedruckt,
Thaten ſie ſich im Herzen beneiden,
Die Andern, konnten ſie ſich nicht leiden,
Haben nur hinter dem Rücken beſcheiden,
Die Zungen gereckt, oder ausgeſpuckt.
Die Wiſſenſchaften, imgleichen die Künſte,
Standen in einem preiswürdigen Flor,
Aber zuweilen kam es mir vor,
Als wären dabei auch täuſchende Dünſte,
Irrwiſche, erzeuget im ſumpfigen Moor,
Hauptſächlich konnt' man's in unſern Tagen
Von der Philoſophie, der neu'ſten, ſagen.
In Irrgewinde man ſich verlor,
Denn der Mutterwitz, der Menſchenverſtand,
Der geſunde, den für das praktiſche Leben
Uns der grundgütige Gott gegeben,
Dabei ſeine Rechnung am wenigſten fand;
Aber es wird der Schwindel ſich geben,
Der Erfinder verſtehet ſich ſelber oft nicht,
Wie kann ſein Syſtem der Schüler dann faſſen?
Hoffentlich kommt bald, wie auf den Gaſſen
Durch Gas, in den Köpfen der Menge mehr Licht.
Man muß den Zeitgeiſt walten nur laſſen,
Weil deutlicher der, wie ein H— ſpricht.

Auch die Klagen von Handelsleuten,
Hatten zuweilen ſie auch ihren Grund,
Thaten ſich all' auch unnöthig kund,
Oft machten ſie ſelber die ſchlechten Zeiten,
Denn der Luxus, die üppige Pracht,
Hat bankbrüchig gar Viele gemacht,
Sie legten ſich ach! auf das Wechſelreiten,
Sie haben muthwillig die Solidität,
Die früher ihr Haus erhalten, verſchmäht,
Aber es wird ſich das Uebel verlieren,
Dieweil ſchon der Schacher mit Staatspapieren
Nicht mehr, wie früher, ſo tollkühn jetzt geht.

Anbelangend Religiöſität,
Hat ſich ein beſſ'rer Geiſt gezeiget,
Der Mund des frevelnden Spötters ſchweiget,
Schamlos nicht mehr die Frivolität
Stolz ſich mit ihren Sarkasmen bläht,
Alles zum frommen Ernſte ſich neiget;
Aber ich bekenn' es Euch frank und frei,
Ich würde darüber weit mehr mich freuen,
Zeigte zuweilen bei Prieſtern und Layen —
Sich nicht auch aus Selbſtſucht — die Heuchelei.
Wer früher gröblich geſündigt, der hüllet
Sich jetzt in den Mantel der Frömmelei,
Und wüthend ein Anathema er brüllet
Ueber Jeden, vor dem er im Stillen erbebt,
Daß er den Schleier vergangener Zeiten,
Wie der Reuige damals gelebt,

Warnend vor den Augen der Welt erhebt.
Solche Buße will wenig bedeuten,
Sobald nur der Wind von andern Seiten,
Selbſt von der entgegengeſetzten, weht,
Nach ihm man den Mantel geſchwinde auch dreht.

Es hat gar vieles für unſere Bühnen
Mein' ich, gethan das verſchwundene Jahr,
Von der Hyſtrionen regierenden Schaar,
Ihren Worten, Gebehrden und Mienen
In allen Zeitungen zu leſen war,
Als wenn das Heil des Erdballs auf ihnen
Beruhte; ich glaube, ſo muß es auch ſeyn:
Sonſt würde man Sänger und Hyſtrionen,
Und luſtige Tänzer noch obend'rein,
Nicht wie General' und Miniſter belohnen;
Doch ging es durch ſolchen hohen Tarif
Mit manchem Theaterweſen auch ſchief.
Theaterhelden verloren die Kronen,
Und manche Prinzeſſin, nach dem Scheidungsbrief
Von dem Director — wer kann's ihr verdenken! —
In die Arme von einem Wüſtling lief.
Das blinde Fatum, es läßt ſich nicht lenken,
Das lehret ſo manches bewunderte Stück,
Von den Ahnen ruhte ein ſolches Geſchick
Auf der Armen, ſie muß es verſöhnen,
Vergebens — ſie ſtürzet blindlings hinein.

Man trieb ſein Weſen mit rauſchenden Tönen,
Orpheus ſchien wieder erſtanden zu ſeyn,

Der zähmte nur Tiger, Löwen und Bären,
Doch ließ ſich ein Virtuoſe jetzt hören,
So ſtürmten im Saale zweibein'ge hinein;
Und mehr vermochten Rouladen und Triller,
Als ſelbſt die Leyer von Göthe und Schiller.
Vorzüglich ward Fremdes vor Allem geſchätzt,
Nicht kleinlichen heimiſchen Sinn es bekundet,
Wie Punſch, die Koſt des Auslandes, mundet.
Cooper und Scott wurden überſetzt,
Und um zu nutzen dem großen Haufen
Kann man den Schakespeare ſpottwohlfeil jetzt,
Wie arme Sünderlieder, ſich kaufen.

Dieß Alles, weit mehr noch, ward uns beſchieden,
Großmüthig von dem nun entſchwundenen Jahr.
Ich ſchweige, — ich würde Euch ſonſt nur ermüden,
Ihr gebt mir das Zeugniß, buchſtäblich wahr
Hab' ich's geſchildert, es ruhe in Frieden,
Dieweilen es nicht mehr zu halten war.
Macht d'rum kein Klagen und kein Geſtöhne,
Und füllet Euch lieber die Gläſer mit Wein,
Begrüßt das Neue und ſtimmt mit mir ein:
De mortuis nil nisi bene.

Eine alte Frau,

im Coſtüme der alten Zeit;[*] ein junges Mädchen, ebenfalls altfränkiſch gekleidet, folgt ihr mit einem verdeckten Korbe am Arm.

Platz da! — Laßt mich auch hinein!
Ich ſchon viele Jahre zählte,
Aber nie ich heute fehlte
In der Freunde bunten Reih'n,
Darum nehmet mich — ich bitte —
Auf in Eure frohe Mitte;
Gelt! es wird Euch nicht gereu'n!

Es iſt bald ein Jahr verklungen,
Und ein neues tritt nun ein,
Aber eh' wir Huldigungen
Noch dem neugebor'nen weih'n,
Giebt's ein Mittel, zu ergründen,
Was wir in dem neuen finden,
Ich verſteh' das Prophezeih'n.

Daran denket Keiner hier,
Klüger ſich die Jungen dünken,
Doch wir Alten nicht blos trinken,
An die Zukunft denken wir,

---

[*] Es kann auch eine Mannsperſon, ebenfalls in einem ähnlichen Coſtüme, dieſe Rolle übernehmen, wo dann ein junger Menſch, eben ſo, wie das Mädchen, ihm nachtritt.

Beſſer wird der Wein Euch ſchmecken,
Suchet Ihr ſie zu entdecken,
Lobenswerth iſt Wißbegier.

Nutzt ein Mittel alter Zeit,
Das wir aus Erfahrung wiſſen,
Blei müßt Ihr, zerſchmolz'nes, gieſſen,
Was es bildet, prophezeih't
Euch in mancherlei Geſtalten,
Was die Zukunft wird entfalten,
Wenn Ihr nicht ungläubig ſeyd.

Darum bringet meine Hand
Euch dazu dieß Kohlenbecken,
Schmelzet Blei, um zu entdecken,
Was Euch jetzt noch unbekannt.
Dazu dieſer Korb verſchließet
(ſie deutet auf den Korb des Mädchens)
Blei, den Löffel, der es gießet;
Lacht nur nicht, als wär' es Tand!

Unſ're Weisheit, wie Ihr wißt,
Läſſet es ſich niemals träumen,
Was oft zwiſchen Himmelsräumen
Und der Erd' verborgen iſt.
Shakeſpear', den Ihr ſo verehret,
Hat es Euch ja längſt gelehret,
Darum raſch an's Werk, und gießt.

Doch ich ſeh's Euch Allen an,
Es will Keiner ſich entſchlieſſen,

Wie die Alten, Blei zu gießen,
Ihr erklärt's für eitlen Wahn.
Gut — Ich laß es mir gefallen,
In der Blindheit mögt Ihr wallen
Auf des neuen Jahres Bahn.

Geht's nicht immer, wie Ihr's meint,
Waſch' in Unſchuld ich die Hände,
Ihr wünſcht eine beſſ're Spende
Für mein Blei, ſo wie mir's ſcheint.
Nun — ich werde Rath auch wiſſen,
Blei nicht, Punſch wollt Ihr nur gießen,
Da Euch Frohſinn hier vereint.

Wer das Prophezeihen übt,
Kann auch hexen ohne Zweifel,
Ohne Bund mit einem Teufel,
Eine Bowle Punſch es giebt.
In dem Korb iſt ſie verborgen,
Jeder trinke, bis zum Morgen,
Wer den Punſch der Britten liebt.

(Sie ſchlägt nun das Tuch von dem Korbe, nimmt eine mit Punſch gefüllte Bowle heraus und ſetzt ſie auf den Tiſch.)

Das iſt lieber Euch als Blei!
Damit laßt dieß Feſt uns feiern,
Das Zukünft'ge zu entſchleiern,
Iſt nur Wahn, und ſchafft nur Reu'.
Was das neue Jahr auch bringe,

Ihm das volle Glas erklinge:
Vivat! ſey's auch, wie es ſey!

Ein Nachtwächter.

Er tritt um Zwölf Uhr auf.

Ihr Herr'n und Damen laßt Euch ſagen,
Es hat die Glocke zwölf geſchlagen,
Verſchwunden iſt das alte Jahr.
Ihr müßt's nun mit dem neuen halten,
Das ſelige, die Stirn voll Falten,
Oft grämlich, gleich den Greiſen, war.

Wenn es auch manche Freud' uns brachte,
Es auch den Kopf oft warm uns machte,
Sobald es nicht nach unſerm ging.
So Manchem, der ſich mühſam plagte,
In ihm man doch ein Amt verſagte,
Und Mancher einen Korb empfing.

Gar Viele drückten ſchwere Leiden,
So manches Pärchen ließ ſich ſcheiden,
Es trug bald Mann, bald Frau die Schuld;
Luftſchlöſſer Mancher thöricht baute,
Weil eines Großen Wort er traute,
Doch leere Phraſe war die Huld.

Und die Chikanen bei Prozeſſen,
Die Hudelei'n nicht zu vergeſſen,

Die ſicher mancher tief gefühlt;
Des Neides, der Verläumdung Tücken,
Wie man ihm hinter ſeinem Rücken
Oft einen böſen Streich geſpielt.

Der Leidenſchaften rohes Wüthen,
Das oft des Lebens ſchönſte Blüthen,
Eh' ſie zur Frucht gereift, zernagt;
Und wie das Jahr, ſeit es geboren,
Bis ſpät zu den Sylveſter-Horen
Uns männiglich gar baß geplagt.

Ich kann ein Liedlein davon ſingen,
Doch jetzt es in Erinn'rung bringen,
Iſt nicht die Zeit, es lähmt den Muth.
Ich will das Jahr, das flieht, nicht halten,
Ein neues wird ſich jetzt entfalten,
Und ich begrüß' es froh mit: Tut!

Willkommen auf dem Erdenrunde!
Ich bitte, bring' in jeder Stunde
Uns leichten Sinn und Kuß und Wein,
Allein ich hör' es ſpöttiſch lallen:
Auch ich werd Euch nicht ſehr gefallen,
Wollt Ihr nicht künftig beſſer ſeyn.

Dazu ward mir nicht Macht beſchieden,
Ihr ſuchet Glück in mir und Frieden,
Ihr ſucht's umſonſt; in Eurer Bruſt
Liegt es, dort iſt es nur vergraben,

Ihr werdet immer Freuden haben,
Seyd Ihr Euch niemals Schuld bewußt.

O lernt Euch ſelbſt nur überwinden,
Dann werdet Ihr die Freude finden,
Die ſchüchtern ſich vor Euch verſteckt.
Dann, muß ich auch zuweilen ſtürmen,
Wird Selbſtbewußtſeyn Euch beſchirmen,
Und immer Kuß und Wein Euch ſchmeckt.

Die Wahrheit ſpricht von Kinderlippen,
Vermeidet ſo Ihr alle Klippen,
Schifft ſicher Ihr durch jede Fluth.
Nun laſſet mir ein Gläschen ſchenken,
Ich will es froh zum Himmel ſchwenken.
Vivat das neue Jahr! Tut, Tut!

Zu fröhlichen, geſellſchaftlichen Vereinen.

Lied bei'm Bohnenkönigfeſte.

Sangweiſe: Bekränzt mit Laub ꝛc.

Ein gleicher Zweck hat All' uns hier verbunden;
In Willkür, Anarchie
Wird nicht das Glück, der Menſchen Wunſch, geſunden;
Fruchtlos iſt jede Müh'!

Wo Einer herrſcht, wo er am Ruder ſitzet,
Wo Er mit Geiſt und Muth
Des Staates Schiff vor Sturm und Klippen ſchützet,
Dort lebt man froh und gut.

Drum wünſchen wir verſtändig einen König,
Iſt unſer Reich auch klein;
Ein Jeder wird ihm willig unterthänig
Als ſeinem Herrſcher ſeyn.

Kein Erbrecht iſt in unſerm Staat gegründet,
Wie überall wir's ſchau'n;
Kein ſaliſches Geſetz man darin findet,
Wir huld'gen gern den Frau'n!

Kein Wahlrecht giebt's, wie früher bei Sarmaten,
Denn die Geſchichte lehrt,
Wie Zwietracht dort geſtreut des Unheil's Saaten,
Und Thron und Reich zerſtört.

Beſcheiden wir zurück bei'm Wählen treten,
Wir laſſen einen Teig
Fortuna's Hand zu der Entſcheidung kneten,
Wer herrſchen ſoll im Reich.

Ein Kuchen wird's, und wann man ihn zerſchneidet,
Wann Jeder dann erhält
Was ihm gebührt, die Bohne nur entſcheidet;
Sie auf den Thron ihn ſtellt.

Und es verſtummt die Hyder der Kabale,
Die in's Verderben führt,
Und jubelnd wird bei unſerm frohen Mahle
Der König proklamirt!

Hell werden dann die Gläſer angeklungen;
Dann für ein ganzes Jahr,
Sey's Mann, ſey's Frau, bringt ſeine Huldigungen
Dem Herrſcher Jeder dar!

Wir wiſſen nichts vom Staatsrath, nichts von Ständen;
Kein Budjet Sorg' uns macht;
Geſandten darf nie unſer Herrſcher ſenden,
Er braucht kein Heer zur Schlacht!

Und die Juſtiz verſchont uns mit Geſetzen,
Und kein Plusmacher denkt
Bei uns daran, willkürlich uns zu ſchätzen,
Die Steuern man uns ſchenkt!

Der König ſitzt, nach Patriarchen Weiſe,
Und waltet väterlich
Hier unter uns, labt ſich an Trank und Speiſe,
Und freut des Lebens ſich!

Und unſer Reich, das Einigkeit gegründet,
Das ſich durch Lieb' erhält,
So klein es iſt, doch Großes laut verkündet
Der ganzen weiten Welt!

Daß Freud' und Glück hienieden dort nur walten,
Dort Ränk' und Frevel ruh'n,
Wo ohne Zwang die Geiſter ſich entfalten;
In jedem Topf ein Huhn!

Jetzt laſſet uns zum großen Werke ſchreiten,
Der Kuchen gehe rund
Den Tiſch herum, und mach' auf allen Seiten
Uns unſern König kund!

Dem Glücklichen, dem unter uns die Bohne
Die Hand Fortuna's beut,
Dem werde dann, ſtatt einer gold'nen Krone
Weit Köſtlicher's geweih't.

Vertrauen, Lieb' und Freundſchaft, treu und bieder,
Und dieſer Feſtpokal,
Sein flüſſig Gold ſchlürf' er bei'm Klang der Lieder,
Und kröne ſo dieß Mahl!

Wir wollen ihm das Herrſchen ſchwer nicht machen;
Kein beſſ'res Volk es giebt!
Denn Jeder hier nur Scherzen, Singen, Lachen,
Nur Kuß und Reben liebt!

Daß wahr dieß iſt, laßt praktiſch uns beweiſen
In unſerm Königthum;
So wandeln wir die jetz'ge Zeit von Eiſen
In eine gold'ne um!

Lob des Kaffe's.

Zahllos, wie der Sand am Meer,
Hat man dich, o Wein! beſungen,
Und die Gläſer, voll und leer,
Haben dabei hell erklungen.

Doch der Sänger große Schaar,
Mit und ohne Dichterfeuer,

Schwieg dem Kaffee undankbar,
Nie ertönt' ihm eine Leyer.

Darum ſoll heut mein Geſang
Brauner Kaffee! Dich erheben,
Denn es hat mir oft Dein Tränk
Der Begeiſt'rung Flug gegeben.

Du erwärmſt die Phantaſie,
Und erweckſt des Geiſtes Funken,
Lab'ſt die Zunge, aber nie
Machſt Du, wie der Wein betrunken.

Darum lieben Dich die Frau'n,
Huld'gend mehr, wie wir, der Sitte,
Freundlicher ſie um ſich ſchau'n,
Steht die Kann' in ihrer Mitte.

Um Dich ſchließt ſich gern ihr Kreis,
Kaffee, ſich an Dir zu laben,
Und ſie geben Dir den Preis
Vor des Rebengottes Gaben.

Schlürfet ihn der Purpurmund,
Macht er bald bei dem Vergnügen,
Was man Neu's erfahren, kund;
Nichts Geheimes wird verſchwiegen.

Dann hält über Alt und Jung
Man, nach hergebrachter Weiſe,
Eine ſtrenge Muſterung
In vertrauter Schweſtern Kreiſe.

Welch

Welch ein köſtlicher Genuß!
Heller glüh'n des Herzens Flammen
Bei der Lampe Spiritus,
Sitzt man ſo vereint beiſammen.

Hat man ſich expectorirt
Mit der Zunge ſpitzen Waffen,
Wird dann gründlich rezenſirt,
Was die Mode Neu's geſchaffen.

Von dem Häubchen, Hut und Shawl,
Kragentuch, Fichû und Schleier,
Plaudert man, doch ſeufzen all':
„Schön iſt's, wär's nur nicht ſo theuer!"

Kaffee ſo den Gaumen letzt,
Daß der Geiſt ſich höher hebet,
Und man aus Putzläden jetzt
Zu des Pindus Höhen ſchwebet.

Kaffee giebt den Schönen Geiſt,
Wie den bleichen Wangen Röthe,
Und äſthetiſch Jede preiſt
Nun den Dichterfürſten Göthe!

Zwar erhebt ſich wol auch Zwiſt
Ueber ihn und Friedrich Schiller;
Doch ein neu Sonett man lieſt,
Und auffallend wird es ſtiller.

Hohe Poeſie iſt's zwar,
Doch der Sinn nicht zu ergründen!

Keine Hegel's Schül'rin war;
Deſhalb kann ihn Keine finden.

Doch dieß kann erſt ſeinen Werth
An dem Kaffeetiſche ſichern;
Hat man's ſtaunend angehört,
Schwatzt man von den Taſchenbüchern.

Jede, ſchlürfend Kaffee, ſpricht,
Was beſonders ihr gefallen;
Clauren, dein Vergißmeinnicht
Trägt den Preis davon vor allen.

Hier darf man nicht ſchüchtern ſeyn,
Darf aus Ziererei nicht ſchweigen,
Ihm räumt man den Vorzug ein,
Hier ſind keine Männer Zeugen.

Doch man iſt auch enchantirt
Von dem ſchnellen Flugblattſchreiber,
Der als Poſtknecht amüſirt,
Als Courier ein Zeitvertreiber.

An Wortſpielen iſt er reich,
Wie an Stacheln kaum ein Igel.
Einer nur thut es ihm gleich,
Der erſtand'ne Eulenſpiegel.

Dort, wo Kaffee man ſervirt,
Wo ſein Duft der Taſſ' entſteiget,
Frau und Jungfrau ungenirt,
Wie ſie fühlt und denkt, ſich zeiget.

O wie glücklich iſt der Mann,
Der in ſolchen Weiheſtunden
An der Thüre lauſchen kann,
Wo die Bohnen Mocka's munden.

Darum laut dein Lob erſchall'
Weit umher durch alle Zonen
Auf dem großen Erdenball,
Köſtlichſte von allen Bohnen!

Es iſt jedes Hauſes Heerd
Dir ein Altar, jede Schöne
Täglich dich zweimal verehrt.
Dieſer Hymnus dir ertöne!

Du lehrſt ſie geſprächig ſeyn,
Machſt den Geiſt, den trägen, munter,
Schenkt man dich, o Kaffee, ein,
Rinn'ſt behaglich du hinunter.

Selbſt wenn deinen Fünftelſaft
Zum Genuſſe man verbrauchet,
Und dein Duft und deine Kraft
Bei der Lampe Gluth verrauchet,

Ruhet noch dein ſchwarzer Grund;
Läßt man ihn in Taſſen rinnen,
Macht er das Verborg'ne kund
Den erfahr'nen Seherinnen.

Und die wißbegier'gen Frau'n
Können nun in ihren Taſſen

In die fernſte Zukunft ſchau'n:
Was ſie lieben, was ſie haſſen!

Darum fei're dich Geſang
Aus der Frauen ſchönen Munde.
Heil dem ird'ſchen Nektartrank,
Dreimal Heil der Kaffeeſtunde!

Hymne an Hymen.

Bei einer Vermählungsfeier.*)

Chor.

Hymen, holder Gott der Ehen,
Hier am lodernden Altar
Bringen wir durch Hymenden
Unſre Huldigung Dir dar.
Dort nur, wo Dein Reich begonnen,
Ohne Reu' man Roſen pflückt,
Weiſe macheſt Du durch Wonnen
Und durch Pflichten hoch beglückt.

Eine Stimme.

Die Jungfrau wird nicht ſchüchtern beben,
Sobald man Deinen Namen nennt,
Und gern die Hand dem Jüngling geben,
Für den ihr Herz im Stillen brennt.
Bei Deinem Namen ſeufzt der Krieger,

---

*) Die Muſik zu dieſer Hymne iſt in der Verlags=Handlung zu haben.
D. H.

Der nie erbebt in blut'ger Schlacht,
In Dir erkennt er ſeinen Sieger,
Und unterwirft ſich Deiner Macht.

Chor.

Hymen, ꝛc.

Eine Stimme.

Die Bruſt des Menſchen heiß durchglühet,
So will's Natur, zu ſeiner Qual,
Ein Feuer, das zerſtörend ſprühet,
Bleibt's ohne Schrank' und ohne Wahl.
Im Sturm der Leidenſchaft er ſcheitert,
Und Wermuth ihn für Honig tränkt.
Durch Dich wird dieſe Gluth geläutert;
Durch Dich zum Heil der Welt beſchränkt.

Chor.

Hymen, ꝛc.

Eine Stimme.

Früh fühlt der Menſch die zarten Triebe
Der Sympathie in ſeiner Bruſt,
Die Schweſter- und die Bruder-Liebe,
Der Jugendfreundſchaft reine Luſt.
Doch wenn ihn Hymen erſt verbunden,
Der Kreis der Kinder ihn umgiebt,
Hat er das Süßeſte empfunden,
Er glaubt, er habe nie geliebt.

Chor.

Hymen, ꝛc.

Eine Stimme.

Zwar kannſt Du nicht der Zeit gebieten,
Sie eilet unaufhaltſam fort,
Doch ſind des Erdenlebens Blüthen,
Naht Herbſt und Winter, auch verdorrt,
Dann zarte Sprößlinge ſich zeigen
Im Schirm der Unſchuld; himmelwärts,
Beſtrahlt vom Hoffnungsglanz, ſie ſteigen,
Und Wonne ſchwellt der Aeltern Herz.

Chor.

Hymen, ꝛc.

Eine Stimme.

Weh dem, der nie Dein Glück genoſſen,
Einſt wird an ſeines Grabes Rand
Das Auge troſtlos ihm geſchloſſen
Von eines Miethlings kalter Hand.
Weh dem, der ungetreu zerriſſen
Dein heil'ges Band, ihm folget Schmach,
Die Reu' auf ſeinem Sterbekiſſen,
Als Rächer dieſes Frevels, nach.

Chor.

Hymen, ꝛc.

Eine Stimme.

Wo Deine Fackel ſich entzündet,
Da wird am häuslichſtillen Heerd

Ein anſpruchloſes Glück gegründet,
Das nicht ein Unfall gleich zerſtört.
Im Marmorſchloß, in niedrer Hütte,
Nur dem, was gut und recht, getreu,
Führſt Du die Tugend ein und Sitte.
Wer ſittenlos, iſt niemals frei!

Chor.

Hymen, ꝛc.

Bei Eröffnung eines geſellſchaftlichen Vereins für die Wintermonate.

Der Schmelz der Gärten iſt erblichen,
Der Wind mit gelben Blättern ſpielt,
Die Störche ſind von uns gewichen,
Und Schauder man im Schatten fühlt;
Das ſonſt durchſicht'ge Scheibenglas
Wird jetzt von Dünſten trüb' und naß.

Und zeitiger die Sonne ſinket,
In's Freie man ſich ſparſam wagt,
Dort, wo die Hand der Freundſchaft winket,
Es jetzt die Herzen mehr behagt;
Im Kreis der Freunde man vergißt,
Daß Flur und Wald verödet iſt.

D'rum laßt uns wiederum erneuen
Die Freuden der Geſelligkeit,

Und unſ're Mußeſtunden weihen
Dem, was uns Geiſt und Herz erfreut.
Hier athme unbeengt die Bruſt.
Wir ſind uns keines Zwang's bewußt.

Hier mag die Freude ſich entfalten,
Wo ſonſt den Vorſitz ſie geführt,
Wir wollen es mit Bacchus halten,
An ſeiner Seit' uns niemals friert:
Kein rauher Sturm in's Ohr uns dringt,
Wenn Glas an Glas helltönend klingt.

Sind Roſ' und Lilien auch vergangen,
Weil Lenz und Sommer ſchon entſchwand,
Sie blühen auf der Schönen Wangen,
Auf Stirne, Buſen, Arm und Hand.
Und in dem ſanften Augenpaar
Wird man des Veilchens Blau gewahr.

So haben wir den Schmuck des Lenzen
Und Reben, die der Herbſt uns bringt,
Der Frohſinn mag den Wein kredenzen:
Kein Lied im Hain zwar mehr erklingt,
Doch dafür ſtröm' aus unſ'rer Bruſt
Ein kunſtlos Lied voll reiner Luſt.

Willkommen! tön's aus jedem Munde,
Hier unter ſicherm Dach und Fach,
Es folge dieſer heit'ren Stunde
Noch manche, ganz ihr ähnlich, nach.

Bleibt alle bis zum künft'gen Mai
Dem Dienſt in dieſem Tempel treu!

Prolog.

Bei dem Anfang von muſikaliſchen Unterhaltungen in einer geſchloſſenen Geſellſchaft.

Der Winter mahnet zur Geſelligkeit;
Wenn's ſtürmet, regnet, friert und ſchneit,
Sehnt man ſich in den Abendſtunden
Aus ſeines Zimmers Einſamkeit
In Freundekreis; d'rum haben heut
Wir hier recht gern uns eingefunden,
Es hat die Tonkunſt uns verbunden
Bei ihren ſüßen Harmonien,
Und bei'm Geſange, bei den Tönen
Der Saiten, — Huldigend dem Schönen —
Wird wie ein Traum der Winter flieh'n.

Es mag im engverbund'nen Kreiſe
Die Tonkunſt unſ're Gottheit ſeyn,
Ihr wollen wir, zu ihrem Preiſe
Die Stunden unſrer Muße weih'n,
Die Langeweile zu verkürzen,
Entſagen wir dem Kartenſpiel!
Was nur den Geiſt und das Gefühl
Veredelt, Dichtkunſt, Saitenſpiel,
Geſang, ſoll uns die Stunden würzen.

Wir bitten Euch um Eure Gunſt,
Ihr Künſtler und Ihr Künſtlerinnen,
Es kann allein durch Eure Kunſt,
Von Launen frei, was wir beginnen,
Des Kenner's Beifall uns gewinnen.
Ihr Dilettanten ſchließet dann,
Euch gern' und ohne Zierereien
Dem Kreis der Virtuoſen an,
Um Sinn und Herz uns zu erfreuen.
Ihr aber, die Ihr ein hier kehrt,
Zu hören, all' es wohl bedenket,
Daß Plaudern und Geräuſch dann ſtört,
Daß es den Stolz des Künſtlers kränket,
Der Ruh' mit Fug und Recht begehrt.

Wer tändelt gerne nicht mit Kindern,
Freut ſich der Unſchuld? — Aber hier
Sie nur durch Unruh, Neubegier
Stets den Genuß uns ſtörend, hindern,
Sie machen heit're Stirnen kraus.
D'rum laßt die künftigen Geſchlechter,
Die kleinen munt'ren Söhn' und Töchter,
Erſcheinet Ihr bei uns, zu Hauſ.
Bald ſtört ihr Schrei'n, bald ihr Gelächter.

Den Momus bitten wir recht ſehr,
Die Sucht zu tadeln zu beſchränken,
Wenn Manches noch zu beſſern wär'
Und wegzuräumen, — zu bedenken,
Daß länger als ſechstauſend Jahr'

Auf Erden nichts vollkommen war,
Und daß es Weisheit, zu genieſſen,
Was Angenehmes ſie enthält,
Und dann bei dem, was nicht gefällt,
Sogleich die Augen zu verſchließen.

Wir wenden uns an Euch zuletzt,
An Euch, die inn'rer Drang getrieben,
Die Tonkunſt, den Geſang zu üben.
Erfreut durch Eure Kunſt uns jetzt,
Und lockt in dieſen Freundſchaftshallen
Aus Saiten Harmonie'n hervor,
Laßt ſüße Töne uns umwallen,
Melodiſche Geſänge ſchallen,
Und labet ſo uns Herz und Ohr.

Bei Eröffnung eines Caſino, einer Reſſource und ähnlicher geſchloſſenen Geſellſchaften.

Sangweiſe: Bekränzt mit Laub u. ſ. w.

Geſelligkeit! Sie würzet unſer Leben,
Verklärt durch Sonnenlicht,
Im leichten Tanz uns Freuden dort umſchweben,
Wo ſie uns Kränze flicht.

Und was Natur aus deiner Fülle fließet,
Was dar die Kunſt uns beut,

Zwiefach das Herz, das fühlende, genießet
Durch dich, Geſelligkeit!

Wer von dem Joch des Tagewerk's entbunden,
Von Arbeit, Müh' und Fleiß,
Der ſehnet ſich in freien Abendſtunden
Nach einem frohen Kreis.

Der ſehnt ſich dann, die Grillen zu zerſtreuen,
Bevor der Spleen ihn neckt,
Sich ohne Zwang mit Freunden zu erfreuen,
Wo Trank und Speiſe ſchmeckt.

Der Geiſt erſchlafft, ihn wieder zu erfriſchen,
Erholung er begehrt,
Zum kleinen Spiel die Karten dann zu miſchen,
Dieß ſey ihm hier gewährt.

Doch wer dem Glück, im Spiele ſelbſt, nicht trauet,
Es ſteht auf einem Rad;
Nach einem Freund, zum Plaudern, um ſich ſchauet,
Ergreift ein Zeitungsblatt.

Das, was man fühlt und denkt, man nicht verſchließet,
Und leichter wird das Herz;
Die Zeit der Ruh', oft träge, ſchnell verfließet
Bei unbefang'nem Scherz.

Und herrſcht kein Spott, wenn nie ein Witzbold necket,
Nie treibt unziemlich Spaß,
Die Pfeife dann weit köſtlicher noch ſchmecket,
Und das gefüllte Glas.

D'rum haben wir jetzt dieß Aſyl gegründet,
Damit hier Geiſt und Herz
Erheiterung, winkt uns die Ruhe, findet,
Durch milden Ernſt und Scherz.

Geſelligkeit macht heit'rer, folglich weiſer,
Ihr wollen wir uns weih'n,
Trübſelig nicht, wie grämliche Kartäuſer,
Stets Zellenhucker ſeyn.

Ein gleicher Wunſch beſeelt hier alle Herzen,
Der Wunſch, uns zu erfreu'n,
Was uns geplagt, durch Frohſinn zu verſchmerzen,
Die Grillen zu zerſtreu'n.

Zum erſtenmal ſind wir hier ſo verbunden,
Die Freundſchaft rief uns zu:
Es winken Euch für leere Mußeſtunden
Hier Eintracht, Freud' und Ruh'.

Und dieſen Ruf laßt uns nicht überhören,
Laßt gern in dieß Aſyl,
Zum Freundeskreis zurück recht oft uns kehren,
Hier walte Scherz und Spiel!

Gott Komus ſoll bei uns den Vorſitz führen,
Doch laßt uns dabei nicht
Den Traubengott aus dem Geſicht verlieren,
Der mehr trinkt, als er ſpricht.

Auf, füllt das Glas mit ſeinem Saft der Reben,
So froh vereinet heut,
Laßt dreimal hoch den Bund der Freundſchaft leben.
Heil dir, Geſelligkeit!

Trinklied.

Nur auf kurze Zeit hienieden
Unſerm erſten Aelternpaar
Reines Glück und Seelenfrieden
Ungetrübt verliehen war.
Durch der Schlange Schmeichelworte
Eva ſich verführen ließ,
Und das Paar aus Edens Pforte
Ein bewehrter Engel ſtieß.

Seine Unſchuld war verloren,
Und wir Menſchen werden all'
Jetzt mit Schmerzen nur geboren,
Nach der Mutter Eva Fall.
Adam mußte nun ſich plagen,
Schweiß von ſeiner Stirne floß,
Sollte Frucht die Erde tragen;
Unfruchtbar blieb ſonſt ihr Schooß.

Gleiches Loos traf ſeine Kinder;
Mit der Erdbewohner Zahl

Mehrte ſich die Zahl der Sünder,
Und die Welt hieß Jammerthal,
Bis des Schöpfers Zorn entbrannte;
Strafend ſolchen Uebermuth,
Er herab zur Erde ſandte,
Brauſend eine Waſſerfluth.

Alle Frevler ſollen ſterben,
So heiſcht ſtreng' es ſein Gericht,
Aber er will das Verderben
Des Gerechtbefund'nen nicht.
Er auf Noah gnädig ſchaute;
Und auf ſeines Schöpfers Wink
Eine Arch, er ſich erbaute,
So der Sündfluth er entging.

War er zwar dem Tod entronnen,
Mit der Angehör'gen Schaar,
Dennoch arm an reinen Wonnen
Nach wie vor ihr Daſeyn war.
Unruh, Mühe, Sorg' und Schmerzen,
Zweifel, Mißgunſt und Verdruß,
Rohe Leidenſchaft im Herzen,
Störte jeglichen Genuß.

Ach, wie ſetz' ich dieſen Uebeln,
Sagte Noah: Maß und Ziel?
Und nach langem, ernſten Grübeln
Er auf Lind'rungsmittel fiel.
Ganz werd' ich ſie zwar nicht heben,
Dacht' er, aber doch zerſtreu'n,

Und er pflanzte nun die Reben:
Kelterte zuerſt den Wein.

Darum ward auch Sorgenbrecher
Längſt der Rebenſaft genannt.
Nimmt man, gramumwolkt, den Becher,
Angefüllt mit Wein, zur Hand,
Leert ihn aus und füllt ihn wieder,
Wenn man luſtig hoch ihn ſchwenkt,
Wird des Hypochonders Hyder
In dem ſüßen Naß ertränkt.

Und um des Kreuzträgers Lippe
Wunderbar ein Lächeln ſchwebt,
Vor dem Kreiſchen der Xantippe
Er nicht mehr verſchüchtert bebt.
Mag ſie toben, mag ſie keifen,
Mit geballter Rechten dräu'n;
Er wird nach der Flaſche greifen,
Deſto öfter ſchenkt er ein.

Wer in Liebe ſchmachtend, ſchüchtern
Nicht ein leiſes Wörtchen wagt,
Wird beherzt, iſt er nicht nüchtern,
Und er, was er fühlet, ſagt.
Ihm entſinkt ein Stein vom Herzen,
Der ihn lange ſchwer gedrückt:
Bald ſieht er bei Hymen's Kerzen
Die er liebt, als Braut geſchmückt

O begeiſtert mich, ihr Muſen!
Oft der Dichter herzlos ſingt,
In den gramerfüllten Buſen
Nicht ein heller Funken dringt;
Er die Flaſche jetzt entſiegelt,
Füllet ſich das Glas zum Trunk,
Und gleich wird der Geiſt beflügelt,
Ihn ergreift Begeiſterung.

Was die Mißgunſt lang entzweite,
Was geneckt ſich und gehöhnt,
Was ſich mit Verfolgung dräute,
Wird bei'm Glaſe Wein verſöhnt.
Feinde ſich die Hände reichen
Durch des Weines Zauberkraft,
Und als der Verſöhnung Zeichen
Trinken ſie dann Brüderſchaft.

Es wird muthig überwunden,
Wo der forſchende Verſtand
Schwierigkeiten ſtets gefunden;
Jeder Zweifel iſt verbannt.
Wenn man unentſchieden immer,
Nüchtern, in der Sitzung blieb,
Wird man ein's im Speiſezimmer,
Hat ein Jeder einen Hieb.

Wahrheit wird nur ſelten ſprechen,
Ihre Schüchternheit hat Grund,
Denn man würde hart ſie rächen;

Niemals würde ſie uns kund,
Löſte nicht der Trauben Klarheit,
Dann und wann der Zunge Band,
Machte nicht die reine Wahrheit
Uns ein trunk'ner Mund bekannt.

Um die Uebel zu vergeſſen,
Die der Sündenfall erzeugt,
Lehrte Noah Trauben preſſen;
Trinkend Gram und Sorge ſchweigt.
Darum Lob und Preis den Reben!
In der Welt voll Trug und Liſt
Läßt es ſich erträglich leben,
Wenn nur Wein im Keller iſt.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

[illegible] [illegible]

Fabellese

für die

weibliche Jugend.

Geſammelt und herausgegeben

von

Karl Müchler.

Berlin, 1831.
Bei W. Natorff und Comp.
[Heilige Geiſtſtraße Nr. 23.]

Sächsische
Landesbibliothek
21. NOV. 1967
Dresden

6

G.B.L.

Vorwort.

Wahrheit gebiert Haß; dieſer Spruch hat ſich ſeit undenklichen Zeiten bewährt, und um ihr doch zu huldigen und dieſem Haſſe zu entgehen, hat man die Fabel erfunden. Später kleidete man aber auch ſolche Lehren der Weisheit und Lebensklugheit in das Gewand der Fabel, die man, ohne Furcht vor Haß und Verfolgung, unumwunden hätte kund machen können, um ihnen dadurch deſto leichter Eingang bei denen zu verſchaffen, die mehr unterhalten als belehret ſeyn wollen; man ſuchte das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Hauptſächlich bediente man ſich zur Belehrung der Jugend der Fabel, weil ſolche die bei dieſer vorherrſchende Phantaſie auf eine nützliche Weiſe in Anſpruch nahm und beſchäftigte, und von viele Fabeldichter von Aeſop an bis auf unſre Zeiten, ſind mehr oder minder Fabeln vorhanden, die ſich, ſowohl ihrer Verſtändlichkeit, als ihrer Tendenz wegen, für die Jugend eignen.

Man hat daher mehrere Sammlungen von Fabeln aus den Schatz der vaterländiſchen Dichter für die deutſche Jugend, veranſtaltet, indeß hat man dabei mehr die männliche, als die weibliche Jugend berückſichtigt, und dieſe Sammlungen enthalten daher ſehr viele Fabeln, deren Moral ganz außer dem Bereiche der Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts, und deren Obliegenheiten und Pflichten liegt. Von Aeltern und Erzieherinnen der weiblichen Jugend iſt dieſer Mangel gefühlt worden, ſie trugen Bedenken, ihren Töchtern ſolche Sammlungen von Fabeln in die Hände zu geben, in welchen ſehr vieles enthalten war, was eines Theils für ſie nichts Belehrendes enthielt, andern Theils ſie mit Dingen und Verhältniſſen bekannt machen mußte, deren Unkunde ihnen den Zauber jener unbefangnen Argloſigkeit verleiht, die jedes kindliche Gemüth immer zu früh bei dem Eintritt in die Welt, verliert.

Dieſe Fabelleſe iſt daher ein Verſuch, einem ſolchen Bedürfniſſe abzuhelfen. Der Herausgeber hat dabei den obenerwähnten Geſichtspunkt vor Augen gehabt, und ſich darauf beſchränkt, aus den Fabeln deutſcher Fabeldichter diejenigen zu wählen, welche entweder eine für die Jugend im Allgemeinen oder für die liebenswürdigere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts erſprießliche moraliſche Wahrheit oder Klugheitlehre anſchaulich machen. So reichhaltig aber auch die Materialien waren, woraus er ſeine Sammlung machen konnte, ſo fand er doch, daß für ſeine Abſicht, ſich nur wenig Stoff darbot; abgeſehen davon, daß eine große Menge Fabeln, eine politiſche, oder eine ſatiriſche Tendenz hatten, daß viele nicht die Unſchuldswelt der Kindheit, ſondern das Thun und Treiben der großen Welt berührten, waren andere nicht ganz frei von Schilderungen und Anſpielungen, die nur in der licentia poetica eine Entſchuldigung, aber, für die Beſtimmung einer ſolchen Fabelleſe, keine Rechtfertigung finden können.

Der Herausgeber hat deßhalb bei ſolchen Fabeln, denen er gern eine Stelle in dieſer Sammlung, einzuräumen wünſchte, ſich, ohne Anmaßung, eine Abänderung, oder Weg=

laſſung erlaubt, jedoch ohne daß ſolche, wie er ſchmeichelt, für die Diction nachtheilig geweſen iſt, und ohne aus einer ſchönen Bildſäule einen Torſo zu machen, und da er für manche der weiblichen Jugend heilſame Lehre keine Fabel gefunden, ſo hat er ſelbſt einige neue, noch nicht gedruckte hinzugefügt, welche in dem Inhaltsverzeichniß mit einem † bezeichnet ſind.

Berlin, im Monat Auguſt 1830.

Der Herausgeber.

Druckfehler.

S. 7. vorletzte Zeile von Unten l. ſt. vielen — vielem.

S. 16. Z. 7. v. U. l. ſt. blickt — blinkt.

S. 18. Z. 3. v. O. ſt. junge — jungen.

S. 20. Z. 11. v. O. ſt. ihn — ihm.

S. 47. Z. 8. v. U. ſt. keine — keinen.

S. 71. Z. 4. v. O. ſt. Nie — Noch.

S. 88. Z. 2. v. O. ſt. Edelthat — Edelthaten.

S. 92. Z. 4. v. U. ſt. Den — Dem.

S. 93. Z. 7. v. O. ſt. So — Da

S. 103. Z. 7. v. U. ſt. mit — mich.

S. 104. Z. 8. v. U. ſt. den — dem.

S. 107. vorletzte Zeile. ſt. eiltlem — eitlem.

S. 108. Z. 7. v. O. l. ſt. Verborgnem — Verborgnen.

S. 123. Z. 10. v. U. ſt. von — vom.

S. 132. vorletzte Zeile. ſt. die — des.

S. 141. Z. 11. v. O. ſt. einem — einen.

S. 143. Z. 4. v. O. l. ſt. verziehn — verzeihn.

S. 143. vorletzte Zeile. ſt. ihren — ihrem.

Inhalt.

Erſtes Buch. Seite 1 — 48.

Seite
Das Bild der Tugend. [Gottlieb Conrad Pfeffel.] . 1.
† Die Roſe und der Lavendel. [v. H.] . . 3.
Das Hühnchen u. der Hahn. (Joh. Wilh. Ludw. Gleim.) 5.
Die Krähe u. die Elſter. [Magnus Gottfried Lichtwer.] 6.
Der Hund und die Kuh. [Pfeffel.) . . . . . 8.
Der Vorſchlag. [Gottlob Wilhelm Burmann.) . . 8.
† Die Eule und die Wachtel. [v. H.] . . . 9.
Die Eidechſe und die Schildkröte. [Pfeffel.] . 11.
Das Veilchen und der Grashalm [Gleim.] . 13.
Die Spinne. [Burmann.] . . . . —
Die Frau u. der Geiſt. [Chriſtian Fürchtegott Gellert.] 14.
† Der Einſiedler. [v. H.] . . . . 16.
Die Prieſter Jupiter's u. ſeine Töchter. [Pfeffel.) 17.
Das Glück und die Liebe. [Gellert.] . . . . 20.
† Die Sonne und die Wolken. [v. H.] . . 24.
† Der Weinſtock, die Roſe und die Diſtel. [v. H.] 25.

Seite
† Die junge Maus. [v. H.] . . . . 31.
Das Grabmahl. [Pfeffel.] . . . . 32.
Der Wandrer und die Sonnenuhr. [Lichtwer.] 33.
† Die Lerche und ihre Kinder. [v. H.] . . . . 34.
Die Schöne und die Biene. [Pfeffel.] . . . 35.
Die Gärtnerin und die Biene. [Gleim.] . . 38.
† Die Uhren. [v. H.] . . . . —
Der Schwan, die Taube und der Truthahn [Pfeffel.] . . . . 39.
Die Betſchweſter. [Gellert.] . . . . 40.
Aladin. [Pfeffel.] . . . . 44.
Der Adler, die Sau u. die Katze. [Friedrich v. Hagedorn.] 45.

Zweites Buch. Seite 49. — 96.

Seite
Der Staar und die Ringeltaube. [Pfeffel.] . 49.
† Der Hahn und die Gans. [v. H.] . . . . 50.
† Das Angebinde. [v. H.] . . . . 52.
Der Schwan und die Gans. [Pfeffel.] . . . 54.
Calliſte. [Gellert.] . . . . 55.
Die Ulme und die Eiche. [Pfeffel.] . . . . 58.
† Die Diſtel und das Farrnkraut. [v. H.] . . 59.
Die Gutthat. [Gellert.] . . . . 60.
Der Sperling und die Nachtigall. [Gleim.] . 61.
† Die junge Ziege. [v. H.] . . . . 62.

Seite
Die Spinne und die Fliege. [Burmann.] . . 63.
† Das Hagelwetter. [v. H.] . . . . 64.
Die zwei Waiſen. [Pfeffel.] . . . . 65.
Der Haſe und der Dachs. [v. Hagedorn.] . . 74.
Der Pfau und die Nachtigall. [Pfeffel.] . . 75.
Der Eſel, der Affe u. der Maulwurf. [v. Hagedorn.] 76.
† Die Roſe und das Veilchen. [v. H.] . . 77.
Das neue Ehepaar. [Gellert.] . . . . . . 78.
Die Roſenknospe u. die Lindenblüthe. [Gleim.] 84.
† Der Kuckuck und der Zeiſig. [v. H.] . . 85.
Theone. [Pfeffel.] . . . . 86.
Sylvia und die Schlange. [Pfeffel.] . . . . 88.
Der Reiſende. [Gellert.] . . . . 89.
† Der Storch. [v. H.] . . . . 91.
† Der Mohn und das Stiefmütterchen. [v. H.] 92.
Phryne. [Pfeffel.] . . . . 93.
Der Pfau und die Nachtigall. [Pfeffel.] . . . 94.
† Die Waſſerſchöpferin. [v. H.] . . . . 96.

Drittes Buch. Seite 97 — 148.

Seite
Monime. [Gellert.] . . . . 97.
† Die Taube. [v. H.] . . . . 101.
Die Milchfrau. [Gleim.] . . . . 102.
Die Schlange. [Lichtwer.] . . . . 105.

Seite
Das Grillchen und der Schmetterling. [Pfeffel.] 105.
Das Kind und die Mutter. [Burmann.] . . 108.
† Die Kornblume. [v. H.] . . . . 109.
Selinde. [Gellert.] . . . . 110.
Die beiden Perſer. [Pfeffel.] . . . . 114.
Die Roſe und das Immerſchön [Pfeffel.] . . 116.
Die kranke Frau. [Gellert.] . . . . 118.
† Die Nachtigall, die Taube u. die Mücken. [v. H.] 123.
† Die Krähe. [v. H.] . . . . 124.
† Der Zeiſig und die Finke. [v. H.] . . . . 126.
Das Gemälde und der Käufer. [Gleim.] . . 127.
† Die Schminkbüchſen. [v. H.] . . . . . . 128.
Die Raupe. [Pfeffel.] . . . . 129.
Hamur. [Pfeffel.] . . . . 130.
† Der Adler und die Lerche. [v. H.] . . . . 133.
Der Fuchs und das Hühnchen. [Pfeffel.] . . 134.
Die Widerſprecherin. [Gellert.] 136
Der Igel und die Schlange. [Burmann.] . . 140.
Der Perlenkranz. [Pfeffel.] . . . . 141.
Lalage. [Burmann.] . . . . 144.
Der Findling. [Pfeffel.] . . . . 145.
† Die Bremſe und die Biene. [v. H.] . . . 148.

Erſtes Buch.

Das Bild der Tugend.

Im grauen Alterthum befahl
Ein Fürſt, von dem man nichts geleſen,
Als daß er weiſ' und gut geweſen,
Das Bild der Tugend in den Saal
Des Throns zum Vorbild aufzuſtellen.
Vier Maler ſtritten mit dem Fleiß
Der edlen Ruhmgier um den Preis.
Der Tag erſchien, der den Apellen
Zum Urtheil anberaumet war,
Und jeder bot in ernſter Feier
Sein Bild, bedeckt mit einem Schleier,
Zur Prüfung dem Monarchen dar.
Das erſte war, ein dem Geſtirne
Des Tages mit erhab'ner Stirne
Im Fluge zugekehrter Aar.
Ein Schwan das zweite, dieſen ſchmückte
Der Unſchuld Kleid. Mit heit'rer Ruh
Schwamm er auf einem Teich und nickte

Den Freundesgruß dem Tode zu,
Der ſeinen Wurfpfeil nach ihm zückte.
Das dritte war ein hohes Bild
Von empyräiſchreinem Glanze,
Gekrönt mit einem Sternenkranze.
Sein Götterblick, mehr ernſt als mild,
Gebot dem Herzen fromme Triebe
Der Ehrfurcht, aber nicht der Liebe.
Das vierte war ein hehres Weib
Voll ſanfter Huld; zum Kopfgeſchmeide
Dient ihr ein Lorbeer, um den Leib
Wallt ein Gewand von reicher Seide.
Aus ihren heitern Augen blickt
Heroenmuth und ſtiller Friede.
Ihr Anſehn, ob es gleich entzückt,
Verbirgt doch nicht die Uranide.
„Getroffen! Mann, der Sieg iſt Dein!"
Rief jetzt der königliche Weiſe,
Und gab ein Kleinod ihm zum Preiſe.
Die erſten Bilder ſind zu klein;
Zu groß das dritte. Nicht allein
Zur Ehrfurcht muß die Tugend wecken;
Um nicht die Menſchen abzuſchrecken,
Muß ſie auch liebenswürdig ſeyn."

Die Roſe und der Lavendel.

„In Flora's Reich bin ich vor Allen ſchön,"
Rief eine Roſ': „und jede Blum' und Pflanze
Erbleicht beſchämt vor meinem Purpurglanze.
Ich bin der Schmuck der holden Grazien,
Cythere ſelbſt wählt mich zu ihrem Kranze,
Ich nur, ich bin an jedem Liebreiz reich,
Die Sonnenblum' iſt gelb, die Lilie bleich,
Es haucht kein Duft aus Tulp' und aus Ranunkel,
Nur kleine Blätter zeigt der Myrthenzweig,
Levkoi und Lack und Ritterſporn ſind dunkel;
Die Eitelkeit färbt die Narziſſe blaß,
Kein breites Blatt ſchmückt die geprieſ'nen Nelken,
Vergißmeinnicht und Nachtviolen welken
Im Augenblick, und blüh'n nur unter Gras,
Und der Jasmin kriecht nur bei niedern Sträuchen;
Wer von Euch wagt' mit mir ſich zu vergleichen?"

Ich läugne nicht, es iſt Vermeſſenheit,
Auch haß' ich nichts ſo ſehr als alle Händel,
Du Prächtige! verſetzte der Lavendel:
Doch ſchenkſt Du mir drei kurze Tage Zeit,
So wollt' ich leicht Dich ſelber überführen,
Daß viele doch, die voll Beſcheidenheit
Verborgen blüh'n, noch höh're Reize zieren.

„Drei Tage?“ rief die Roſe ſpöttiſch: „Nein!
Großmüthig will ich hundert Dir vergönnen,
Kannſt Du mir dann nur eine einz'ge nennen.“ —
Es wird genug an dieſen dreien ſeyn.

So endete der Zwiſt, hohnlächelnd blickte
Die ſtolze Roſ' auf den Lavendelſtrauch,
Der blüthenſchwer zur Erde freundlich nickte.
Es ſchwand ein Tag dahin, die Roſ' entzückte
Durch gleiche Pracht; es ſchwand der andre auch,
Noch blühte ſie, doch manche Knospen ſtarben,
Im erſten Keim und manches Blättchen fiel
Welk in den Staub, der Weſte loſes Spiel;
Am dritten Tag entwich der Schmuck der Farben,
Der Wohlgeruch, den mild ſie ausgehaucht;
Kein Blatt ſchien mehr in Morgenroth getaucht,
Kein Schmetterling und keine Bienen flogen
Um ſie herum, die ſüße Nahrung jetzt
Aus des Lavendels dunklen Blüthen ſogen,
Wie ſie ſich ſonſt am Roſenkelch geletzt.
Der Zauberreiz der Roſe war verſchwunden,
Und man ſah nichts, als Dornen zum verwunden.
„Ich bin zwar weit entfernt, Dir weh' zu thun,“
Sprach freundlich der Lavendelſtrauch zur Roſe:
„Ich nehme Theil an Deinem harten Looſe,

Und unſer Zwiſt mag ganz auf ſich beruh'n.
Doch hoffentlich räumſt Du belehrt mir ein,
Es fehlt an Grund, auf Reize ſtolz zu ſeyn,
Die ſo vergänglich ſind, und ſchnell zerſtieben;
Verblüht, wie Du, theil' ich mit Dir Dein Loos,
Nur mein Verluſt iſt lange nicht ſo groß,
Denn mir iſt noch mein Wohlgeruch geblieben."

Das Hühnchen und der Hahn.

Ein Hühnchen ſaß auf einem Ei,
Und brütete mit großem Fleiße.
Der Hahn des Hühnchens geht vorbei,
Sagt: Hühnchen! kleine liebe Weiße!
Du leideſt Durſt und Hunger hier
Auf Deinem Neſt. So lange brüten
Auf einem Ei! Hm! wären's vier,
So ließ ich's gelten, und ſo wollt' ich Dir
Die Kinderchen vor Katz' und Sperber hüten.
Eins lohnt ſich nicht der Müh'! —

„Nicht?" fragt das Hühnchen: „nicht?
Unwillen im Geſicht.
Und wenn das eine mir die Pflicht zur Freude macht,
Wie Andern vier?" — Ei, nun!

Nur nicht ſo trotzig, liebes Huhn!
Sagt da der Hahn, und wünſcht dem Hühnchen gute Nacht.
Und läßt ſein Kikriki erſchallen.

Der Hahn, gefällt er Euch? Mir will er nicht gefallen;
Das Hühnchen aber wird, daß will ich prophezeih'n,
Die zärtlichſte der Mütter ſeyn.

Die Krähe und die Elſter.

Zwei abgelebte Lügenſchweſtern,
Sibyllen in der Kunſt zu läſtern,
Die Elſter und die Kräh', ein auserleſ'nes Paar,
Verplauderten das ganze Jahr,
Und lachten über andre Leute,
Bis ſie ihr Handwerk ſelbſt entzweite,
Und die erhitzte Kräh', jähzornig von Natur,
Der Elſter ew'ge Feindſchaft ſchwur.
Die Elſter, blieb beherzt, ob ihr gleich viele riethen,
Bei guten Zeiten auszuzieh'n,
Und anderswo ſich einzumiethen.
Wie? ſagten ſie: Du willſt nicht flieh'n,

Die Krähe drohet Dir, die Augen auszuhacken.
„Das iſt die Folge nicht, deswegen einzupacken,“
Verſetzt die Elſter drauf: „habt Ihr nur acht
auf ſie,
Je grimmiger ſie ſcheint zu wüthen,
Je leichter kann ich mich auch hüten.“
Der Mond war wieder neu, als eines Morgens
früh
Man unſrer Elſter wieder ſagte,
Der Krähe Zorn ſey meiſt vorbei.
Warum? Weil ſie nicht mehr ſich wie zuvor be-
klagte,
Und von der Elſter ſtille ſey.
„Nein!“ ließ ſich dieſe wieder hören,
„Jetzt muß ſich meine Sorge mehren,
Dieß ſchreckt mich ärger, als ihr Zorn.“
Es ward nunmehr der Elſter bange,
Sie flog behutſam aus, und blieb nicht allzu lange.
Inmittelſt reifte ſchon das Korn,
Da fanden ſich die Freunde wieder:
Getroſt, wirf Furcht und Schwermuth nieder,
Die Krähe ſchenket Dir die alte Zärtlichkeit
Und zum Beweis: ſie hat, ſeit ein'gen Wochen,
Mit vielen Ruhm von Dir geſprochen.
„Nun,“ ſprach die Elſter, „iſt es Zeit,

Sie lobt mich, ach! wie ſchlau! die offenbaren Feinde
Sind arg, noch ärger die, die ſtill und heimlich geh'n,
Doch wißt, die lobenden ſind ärger als die zween.
Ich geh' von hier, lebt wohl, Ihr Freunde!"

Der Hund und die Kuh.

Ein Spitz hielt Mittagsruh
Auf einem weichen Bunde
Von Grummet. Eine Kuh
Schlich neugiervoll hinzu.
Kaum zeigt ſie ſich dem Hunde,
So grinzt er wild ſie an,
Und wehrt ihr, ſich zu nah'n.
„Das Heu kann Dich nicht nähren,"
Sprach ſie voll Traurigkeit:
„Und mir willſt Du es wehren?
Wie häßlich iſt der Neid!"

Der Vorſchlag.

Freund! ſprach **Leander** zu **Amint**,
Sey froh! Nun hab' ich es gefunden,

Das zärtlichſte, das ſchönſte Kind!
Gieb Lesbien Dein Herz und ſey mit ihr verbunden!
Ich hab' — wer waget, der gewinnt —
Vorläufig Dich ihr angetragen,
Und ſie ſcheint Dir nicht abgeneigt.
O ſie iſt ſchön, wie ſich in Frühlinstagen
Ein reiner Morgenhimmel zeigt;
Ihr Auge ſtrahlt, und ihre Locken
Sind dem geſchmolz'nen Golde gleich,
Und reich iſt ſie, Amint, ſehr reich!

„Und doch," verſetzt Amint ſehr trocken:
„Zähl' ich ſie nur zu ſchönen Docken.
„Wär's mit der Liebe nur ein Scherz,
„Bedürfte ſie zu ihrem Glück kein Herz,
„Dann, Freund Leander! dann
„Ging es zur Noth noch an!
„Ich aber frage nicht nach Schönheit und Juwelen;
„Was ſind die Mädchen ohne Seelen?"

Die Eule und die Wachtel.

In einem Kloſter, jetzt nur Trümmer,
Das durch die Hand der Zeit zerſtört,
Schon längſt nicht mehr der Kerzen Schimmer

Bei heiligem Geläut' verklärt,
Ein Uhu ſaß, der durch Gewimmer
Bei Tag und Nacht den Wandrer ſtört.

Einſam hauſt' er in öden Klüften,
In die kein Strahl der Sonne drang,
Und unter Schutt und Moderdüften
Er ſtrafend Klagelieder ſang;
Nachts ſchwebt' er nur zu Todtengrüften,
Hier weint er ächzend ſtundenlang.

Vertieft in ſeinen finſtern Klagen,
Sah er in ſeinem Tiefſinn nicht
Die Nacht entflieh'n, den Morgen tagen;
Aurora's mildes Purpurlicht.
Jetzt hört er eine Wachtel ſchlagen,
Sie naht ſich ihm voll Zuverſicht.

„Warum dieß Jammern, Seufzen, Stöhnen?"
Sie den Kopfhänger freundlich fragt.
Ich ſoll wohl Jubellieder tönen?
Der Parze Lieblingsvogel ſagt:
Hier, wo bei ſo viel Trauerſcenen,
Der Gram an meinem Innern nagt.

Ach, flüchtig iſt das ird'ſche Leben,
Ein ſteter Kampf mit Sorg' und Noth,
Dem Zufall iſt man hingegeben,
D'rum denk' ich trauernd an den Tod.
Leichtſinnige! mit Angſt und Beben
Gedenke, daß er ſtets Dir droht.

Sieh' hier an dieſen Sarkophagen,
Wie grauſam Alles er zerſtört,
Hör' auf ſo freudenvoll zu ſchlagen,
Damit er Dich nicht zürnend hört.
O, wohl Dir, wenn mein ernſtes Klagen
Dich, daß Du ſterblich biſt, belehrt. —

„Weiſ' iſt es, an den Tod zu denken,“
Erwiedert ſie: „ich räum' es ein.
Doch jeden Augenblick ihm ſchenken,
Iſt Narrheit oder Heuchelſchein.
Mich ſoll, daß ſterblich ich, nicht kränken,
Ich will des Lebens mich erfreun.“

Die Eidechſe und die Schildkröte.

Einer Eidechs — auf der Heide
Zara war es — ſtieß im Geh'n

Eine Schildkröt' auf. Ich leide,
Sagte Jene; dich zu ſeh'n;
Dieſe Schaale, die den Rücken
Dir bedeckt, muß, wie mir deucht,
Dich, gleich einem Berge drücken. —

„Freilich iſt mein Haus nicht leicht,“
Sprach die Schildkröt': „ich entbehrte
Gern die Laſt, womit zum Scherz
Mich die Hand des Zeus beſchwerte;
Doch was kümmert ihn mein Schmerz?
Er iſt Gott, ich eine Made.“

Kaum war die Jeremiade
Fertig, ſiehe da, ſo naht
Ein Kameel aus dürren Hecken
Sich der Eidechs und zertrat
Sie von Ungefähr. Voll Schrecken
Sah's die Schildkröt' und entglitt
In ihr Bollwerk. Der Koloſſe
Trat auch ſie; doch in dem Schloſſe
Fühlt ihr Rücken kaum den Tritt.
„Guter Zeus!“ rief ſie voll Reue:
„Ich verſchmähte deiner Huld

Größte Wohlthat; ach, verzeihe
Mir des Murrens freche Schuld."

Das Veilchen und der Grashalm.

Ein Veilchen ſtand in kühlem Schatten;
Grashalme machten ihn umher.
Sieh, Veilchen! ſprach ein Grashalm: wer
Dich ſchützt vor dem Ermatten!
„Du!" ſprach das Veilchen: „Du! auf ein Verdienſt, ſo klein,
„Muß man ſo ſtolz nicht ſeyn!
„Du thuſt's ja nicht allein."

Die Spinne.

Den künſtlichſten Pallaſt, den ſich die Spinne baute,
Riß Berta mit dem Beſen ein;
Die Spinne, dieß in einem Winkel ſchaute,
Schien nicht deßhalb erzürnt zu ſeyn:
„Du haſt mein Haus mir jetzt zerriſſen,"
Sprach ſie: „Du wirſt Dich drüber freu'n,
„Und eitel viel damit Dir wiſſen;

„Doch eine Frag' itzt im Vertrau'n:
„Kannſt Du mir denn ein And'res baun?"

Es mag die Spinn' Euch Kinder lehren,
Aus Muthwill' nie was zu zerſtören.

Die Frau und der Geiſt.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Dem armen Sterblichen zu dienen,
Die Geiſter dann und wann erſchienen,
Ließ ſich ein Geiſt in einer weißen Tracht
Vor einer Frau im Bette ſehen,
Und hieß ſie freundlich, mit ſich gehen.
Er ging mit ihr auf einen wüſten Platz,
Und morgen um die zwölfte Stunde
Komm nur, dann findeſt Du ein Licht;
Dann grabe nach und rede nicht:
Denn geht ein Wort aus Deinem Munde,
So wird der Schatz verſchwunden ſeyn.

Die Frau fand zur beſtimmten Stunde
Die Nacht darauf ſich mit dem Grabſcheit ein.
Nun, die muß recht beherzt geweſen ſeyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,

Und ſollt' ich zwanzig Schätze heben;
Wer bürgte mir denn für mein Leben?
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund!
Und wenn's der Geiſt recht ehrlich mit mir meint,
So kann er mir den Schatz ja in der Stube geben.

Der Frau verſchlägt das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben,
Sie warnt im Geh'n ſich ſelbſt, bei Leibe ſprich kein Wort,
Sonſt rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was ſie ſich vorgenommen,
Sie ſchweigt und gräbt getroſt. — He, he, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz. Das dacht' ich wohl!
O ſeht, ein großer Topf von lauter Golde voll.
O warum blieb ſie nicht bei'm Schweigen!
Will zu dem ſchweren Topf ſich denn kein Träger zeigen?
Iſt etwa denn ihr Geiſt nicht auf dem Platz?
Er kommt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
„Ach,“ rief ſie ſchnell: „ich muß mich ſchämen.
„Sie zu bemüh'n.“ — Weg war der Schatz.

Der Einſiedler.

Die Nacht brach ein, im dunklen Wald,
Der wilden Thiere Aufenthalt,
Ein müder Wandrer ſich verirrte;
Ihn Fledermaus und Eul' umſchwirrte,
Um ihm war's ſchauerlich und kalt;
Ihn, fröſtelnd, Durſt und Hunger plaget,
Hier ſoll verlaſſen und allein
Er, bis der Morgen wieder taget,
Gefahren Preis gegeben ſeyn.
Verzweiflungsvoll er Alles waget,
So, ſtolpernd über Stock und Stein,
Sucht er ſich aus den Irrgewinden
Heraus, ein wirthlich Dach zu finden,
Und ſeine Müh' ihm auch gelingt,
Denn ihm aus dieſen finſtren Gründen
Von fern ein Licht entgegen blickt.

Er ſeine Schritte jetzt beflügelt:
Er ſteht vor einer Klauſe Thor,
Er pocht, die Thüre wird entriegelt,
Und ein Einſiedler tritt hervor.
„Gebt mir ein Obdach!" — Mild willkommen
Der Eremit den Wandrer heißt;

Gaſtfreundlich wird er aufgenommen,
Gewärmt, getrocknet und geſpeiſt.
Dankbar auf ſeinen Wirth er blicket,
Dem er ſein Ungemach erzählt.
Der ſpricht: „Wo ſcheinbar Hülfe fehlt,
„Sie Gott dem Schwerbedrängten ſchicket;
„Dieß ſey, wenn Unglück dich bedroht,
„Dir Troſt bei jeder Sorg' und Noth."

Die Prieſter Jupiter's und ſeine Töchter.

Ein Prieſter Jupiter's, der weiland Ehegatte
Und jetzt noch Vater war, der kein Kanonikat,
Allein zwei hübſche Töchter hatte,
Ging als ein weiſer Mann einſt mit ſich ſelbſt zu Rath;
Zwei Mädchen ließen ſich nicht wie ein Gott bewachen,
Reich bin ich nicht. Wohlan! den erſten beſten Mann,
So ſprach er: wenn er nur ein gutes Handwerk kann,
Will ich zu meinem Eidam machen.
Geſagt, gethan. Thais, die äl'ſte, nahm
Ein Gärtner ſich zum Weib. Nach kurzer Zeit bekam

Ein Töpfer Lalagen, die zweite.
Was machen, ſprach in ſeinem Sinn
Der gute Vater einſt, wohl meine junge Leute?
Ich muß doch ſehn. Er ging zur Gärtnerin.
Nun, guten Tag, mein Kind! wie geht's im neuen Stande?
„Nach Wunſch,“ verſetzte ſie mit heiterm Muth;
„Wir ſind geſund, mein Mann iſt brav und gut,
Ich ſuch' es auch zu ſeyn; der Eintracht ſüße Bande
Umſchlingen uns. So wird uns Zeitvertreib
Was Andern Arbeit heißt, und kurz, im ganzen Lande
Lebt kein vergnügters Eheweib.
Auf meinem Garten ruht der Götter milder Segen;
Es feht uns nichts, als bloß ein warmer Regen
Für unſern Blumenkohl.“ — Iſt dieſes alles? —
„Ja!“
Gut, gut, erwiedert der Papa,
Das Feſt des Jupiter's erſcheint in wen'gen Tagen;
Ich will ihm ein Paar Worte ſagen.
Gehab Dich wohl, mein Kind! „Gehabt Euch wohl,
Mein Vater, denkt an meinen Blumenkohl!“
Nun geht der Greis mit leichtem Schritte
Zu Lalagen in ihre Töpferhütte.

Er fragt auch ſie mit ahnungsvoller Luſt:
Wie es mit ihrem Manne, mit ihrer Wirthſchaft ſtehe?
„Ach! Vater!“ ruft ſie aus und ſinkt an ſeine Bruſt;
„Nichts gleicht dem Glücke meiner Ehe!
Noch immer feiern wir den erſten Hochzeittag.
Die Kunden zeigen ſich zu ganzen Schaaren,
Und was mein Gatte nur an Arbeit liefern mag,
Geht immer reiſſend ab. Zum trocknen unſrer Waaren
Fehlt es uns freilich oft an heißem Sonnenſchein.
Dem Diener eines Gott's, vor dem die Wolken fliehen,
Euch, Vater! wird's ein leichtes ſeyn,
Durch Euer Fürwort uns aus dieſer Noth zu ziehen.
O thut es doch!“ — Sehr gern, mein Kind, allein
Du forderſt heißen Sonnenſchein
Und Deine Schweſter brauchet Regen;
Was iſt nun hier zu thun? Ich weiß es wahrlich nicht!
Mich dünkt, wenn wir die Sache recht erwägen,
So ſchweig' ich lieber gar. Zeus weiß was uns gebricht,

Und hat uns lieber noch, als wir uns ſelber haben;
Am klügſten iſt, der Menſch, der nie ſein Wohl verſteht,
Erwartet ruhig ſeine Gaben.
Gehorſam iſt das kräftigſte Gebet.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb' und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſey, des Menſchen Herz zu rühren,
Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um ſeine Gunſt gequält,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Ward, um an ihn es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb' erwählt.
Das Glück bot Alles auf, was je der Menſch geſchätzt,
Was ſeine Sinne rührt, was je ſein Herz ergötzt,
Wodurch der Stolz ſich hebt, ſich Neid bei Andern nähret,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon jetzt gewähret,
Er ſah ſich reich und Marmor ſchloß ihn ein;

Sein Zimmer ſchien der Freuden Thron zu ſeyn,
Und täglich wuchs die Pracht der ſchöngeſchmückten Wände
Noch durch der Künſtler kluge Hände,
Und täglich wuchs im Speiſeſaal
Der Schüſſeln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Klienten Lobgeſänge.
Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verlieh'n,
So zog das Glück durch ſeine Künſte
Schon in den nächſten Lotterie'n
Für ſeine Hand die Hauptgewinnſte,
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was ſein Kux, bald was ſein Schiff gebracht,
Und ſo viel Gunſt aus ſeines Glückes Händen,
Blieb alle Pracht zu wenig, zu verſchwenden.
Er ſchlief berauſcht von Freuden ein,
Stand auf, den Freuden ſich zu weih'n.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag verſchwand in Freudenfülle

Wer zweifelt, ſprach das Glück: daß mir der Ruhm gebührt,
Daß ich ihn auf den Pfad der höchſten Luſt geführt?
Vielleicht, verſetzt darauf die Liebe:
Rühr' ich ſein Herz durch ſtärk're Triebe;
Er ſoll Serinen ſeh'n. Ihr unſchuldsvoller Blick
Beſiegt vielleicht Dich, mächt'ges Glück!
Er ſah darauf die reizende Serine,
Ihn rührt der Holden edle Miene,
Doch mehr, als ihr ſüßlächelndes Geſicht,
Das Herz, das aus Serinen ſpricht.
Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Pallaſt, ſchon Freud' und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär' ihr Herz einſt mein,
„Wie glücklich würd' ich dann nicht ſeyn!“
„O Liebe, lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen.
„Und ſprich, wodurch gewinn' ich mir Selinen?“
Sey, ſpricht ſie: kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör;
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such' Deine Luſt in ſtillen Freuden;
Sey gütig, liebreich und beſcheiden,

Und liebe nicht Dein Glück zu ſehr.
Schon ſuchte Semnon ſtill're Freuden,
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine mied ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.
Die Liebe, ſprach das Glück: ſcheint Semnon vorzuzieh'n;
Allein nur allzubald ſoll er Serinen flieh'n.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm entriſſen!
Wird ihm die Liebe wol der Armuth Qual verſüßen?
Das Glück verließ ihn d'rauf, und Semnon's Reichthum ſchwand;
Kein Bergwerk zollt' ihm mehr, kein Schiff kam mehr an's Land;
Sein Reichthum ward der Liſt und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was einſt ſein Herz erfreute,
Nichts, als ſein treues Weib, im widrigſten Geſchick
Sein Beiſtand, Troſt und ſtets ſein Glück.
Durch Fleiß entriſſen ſie ſich der Gefahr, zu darben,

Und froh genoſſen ſie, was ſie durch Fleiß erwarben.
Umſonſt verſprach das Glück: ihn doppelt zu erfreu'n,
Wenn er der Lieb' entſagen wollte.
„Nein!“ rief er: „wenn ich auch ein Cröſus werden ſollte,
„Ging ich doch nie Dein Anerbieten ein.
„Die Liebe läßt mich weiſer ſeyn,
„Als daß ich Dich mir wünſchen wollte.
„Serine komm'! Mein Herz bleibt Dein!
„Viel beſſer ohne Glück, als ohne Liebe ſeyn!“
Ja, Semnon, ja, mein Herz iſt Dein;
Viel beſſer ohne Glück, als ohne Liebe ſeyn!

Die Sonne und die Wolken.

„Die Sonn' erneut kaum ihren Lauf,
So ſieht man auch von allen Enden
Die Menſchen frohe Blick' ihr ſenden;
Zu uns ſchaut keiner freudig auf,“
Sprach eine Wolk' zu den Geſchwiſtern:
„Das ärgert mich! — mir fällt was ein,
Wir können ihren hellen Schein,
Sind wir nur eines Sinn's, verdüſtern;

Denn drängen wir uns um ſie her,
Sieht keiner ihre Strahlen mehr.“ —

Der Vorſchlag fand ſogleich bei Allen,
Von gleichem Haß beſeelt, Gehör;
Die Wolken ſich, wie hohe Berge, ballen,
Die Sonn' erſcheint, und ſtundenlang
Kann nicht ihr Strahl zur Erde fallen,
Doch ruhig geht ſie ihren Gang,
Und als ſie an des Himmels weitem Bogen
Im vollen Glanz zur Mittagsſtunde ſtand,
War rund umher der Dunſt verflogen,
Und jede Wolk' in's nied're Thal verſchwand.

Kleinmüthig zage nicht im Mißgeſchicke,
Und leih' dem ſüßen Troſt Dein Ohr:
Im ſchwerſten Kampf mit Bosheit und mit Tück
Geht Unſchuld ſiegreich doch hervor.

Der Weinſtock, die Roſe und die Diſtel.

Nicht fern von einer Gartenwand,
An der ein junger Weinſtock ſtand,
Erhob aus dunkelgrünem Mooſe,
Sorgſam gepflegt von Gärtnerhand,

Sich eine erſt erblühte Roſe.
Verliebt in ihren Reiz, ſprach ſie
Zum Nachbar: „Du biſt zu bedauern,
O, welch ein ſchmählich Loos verlieh
Das Schickſal Dir, wenn Zaun und Mauern
Nicht ſchützen Dich, und kannſt Du Dich
Nicht an den Stamm der Ulme ſchmiegen,
So wirſt Du ſtets nur kümmerlich,
Dem Unkraut gleich, am Boden liegen,
Und ſorgt der Winzer nicht dafür,
Die Schößlinge Dir zu beſchneiden,
So ſähe Keiner je nach Dir;
Dich grüne Blätter nur bekleiden.
Dir fehlt der farb'gen Blüthen Zier,
Auch Schatten kaum Dein Laub gewähret,
Und endlich Deine Frucht entbehret,
Was Aug' und was Geruch erfreut.
Doch mich hat mit Freigebigkeit
Natur vor Allen ſchön geſtaltet;
Betrachte mich genau einmal,
Wenn bei der Morgenſonne Strahl
Mein Buſen ſich, erwärmt, entfaltet;
Kaum dann mein Roth dem Purpur weicht,
Wenn ſich Auror' am Himmel zeigt,
Und aller Sterne Glanz erbleichet,

Und welchen reinen, ſüßen Duft
Verſtreu' ich durch die Frühlingsluft,
Kein Weihrauch ihm, kein Balſam gleichet.
Der Feſte Lieblingsſchmuck ich bin,
Ich ziere Bruſt und Haar der Schönen,
Und um die Unſchuld zu bekrönen,
Reicht man im Kranze mich ihr hin.
Ich bin der Blumen Königin,
Und wer Gefühl für's Schöne nähret,
Wem's ſeligen Genuß gewähret,
Den reiß ich zur Bewund'rung hin." —

„O, prahle nicht ſo unbeſcheiden!"
Der Weinſtock rief: „Dich Wahn bethört,
Schweig! denn ich glaube, von uns Beiden
Beſitz' ich doch den höchſten Werth.
Ich werde nie Dein Loos beneiden!
Um ſchnell zu welken, du erblühſt;
Ein Nordwind bläßt, nach wen'gen Stunden
Iſt Deiner Blüthe Schmuck verſchwunden,
Du Dich dem Tod' geopfert ſiehſt.
Schön biſt Du zwar, und mit Ergötzen
Saugt Deinen ſüßen Duft man ein;
Doch würdeſt Du weit ſchöner ſeyn,
Man höher Deine Anmuth ſchätzen,

Wär' überall mit Dornen nicht
Dein Stiel umgeben, zu verletzen.
Noch ein Verdienſt Dir ganz gebricht:
Du trägſt nicht Früchte, um zu letzen.
Wärſt Du, wie ich, an Früchten reich,
So wärſt Du mir an Nutzen gleich;
Sieh' meine Trauben! — Jede Beere
Iſt angefüllt mit edlem Saft,
Der Stärkung und Begeiſt'rung ſchafft.
Sprich, was erzeugeſt Du? — Wer wäre
Ein ſolcher ausgemachter Thor,
Und zöge Duft, durch Dich verſtreuet,
Dem Nektar meiner Früchte vor?
Mein Wein des Menſchen Herz erfreuet,
Er darum Sorgenbrecher heißt;
Er iſt, ſeit ihn die Menſchen kannten,
Ein Labetrunk für Leib und Geiſt.
Mein Laub dient fröhlichen Bacchanten
Zur ſchönſten Zier, zum Kranz im Haar,
Und um dem Stab des Gott's der Reben,
Ihm einen höhern Schmuck zu geben,
Er jederzeit geſchlungen war.
Nur wen'ge Tage währt Dein Leben,
Dann ſiehſt Du Deinen Reiz verweh'n;
Mich wird im Herbſt man grün noch ſeh'n." —

Man ſprach ſo laut bei dieſem Streite,
Daß eine Diſtel jedes Wort verſtand,
Die weder ſchön noch nützlich, ſich zur Seite
Des blüh'n'den Roſenſtocks befand;
Auſſaugend nur umher das Land.
Urplötzlich ſie ſich eitel blähte;
Sie hob ihr buntgefiedert Haupt,
Und übermüthig keck ſie krähte:
„Ihr zwar Euch ſchön und nützlich glaubt;
Doch tauſch' ich nicht mit Euren Looſe,
Entfernt von Neid und Eiferſucht.
Zwar duft' ich ſüß nicht, wie die Roſe,
Nicht trag' ich, wie der Weinſtock, Frucht;
Allein, ich überall gedeihe,
Und nie iſt mir zu rauh die Luft.
Wie ſehr der Menſch auch Deinem Duft
Und Reiz, o Roſe, Huld'gung weihe,
Und Deine Frucht, o Weinſtock, preiſt,
Das nichts für Euern Werth beweiſt;
Mich's, Euch zu ſchätzen, nicht verpflichtet,
Ihr dadurch nur der Lüſternheit
Der Menſchen einen Zoll entrichtet.
Wir Diſteln — glaubt mir's — ſind geſcheid,
Den Werth der Unabhängigkeit

Erkennend, wollen frei wir leben.
Euch ſeh'n wir mit Verachtung an!" —

Der Vogel Jupiters *) flog eben,
Als dieſer Zwieſpalt ſich entſpann,
Vorüber; ſchüttelnd ſein Gefieder,
Rief er gebieteriſch hernieder:
„Schweig Diſtel! Auswurf der Natur!
Genießbar biſt Du Eſeln nur;
Wie kannſt Du Dich ſo frech vergeſſen,
So ſchwatzen in den Tag hinein? —
Wer Alles tadelt ungemeſſen,
Muß ſelber ganz vollkommen ſeyn."
Drauf ſprach zur Roſ' er und dem Wein:
„Es iſt zu mir emporgedrungen,
Was Ihr geſagt; es klang nicht fein!
Verbannt den Geiſt der Spötterei'n;
Entehrt Euch nicht durch Läſterungen,
Und rühmt an Andern ohne Neid,
Was gut und ſchön! — Ihr Alle ſeyd
Das, was Ihr ſeyn ſollt, in der Reihe
Der Schöpfungen, und Jeder weihe
Sich treu und redlich dem Beruf,

---

*) Der Adler.

Wozu die Allmacht weiſ' ihn ſchuf.
Wer ſtolz es wagt, dreiſt überſchreitet
Das Ziel, das ihm Natur geſteckt,
Muthwillig And'rer Spott erweckt,
Und Müh' er fruchtlos ſich bereitet."

Die junge Maus.

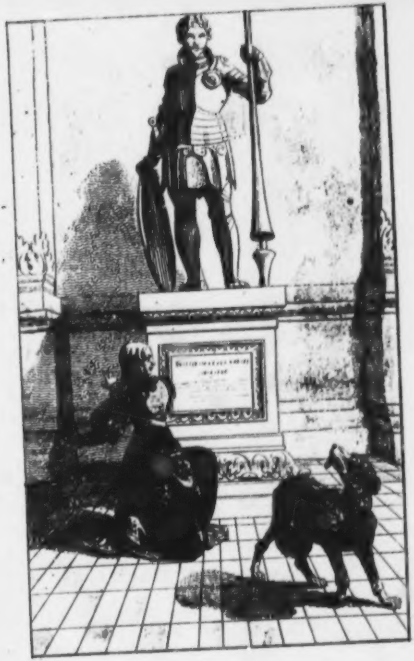
„Mich ſollſt Du wahrlich nicht verführen!"
Sprach eine junge Maus zu ſich,
Als ſie zu einer Falle ſchlich;
„Man kann ſein Leben dort verlieren,
Zur Lockung dient der Speck allein,
Um in das Burgverließ zu kriechen,
Mir ſoll er nicht gefährlich ſeyn,
Ich koſt' ihn nicht — denn ich bin ſein! —
Doch will ich ihn zum Spaß beriechen."

Sie naht, ſie riecht, ſtößt an, im Nu
Schlägt hinter ihr die Falle zu,
Und ſie muß nun, gefangen ſterben.
Sie ahnt ihr Schickſal, ſeufzt betrübt:
„Wer vorſchnell in Gefahr ſich giebt,
Bereitet ſelber ſein Verderben."

Das Grabmahl.

An ihres Vaters Todestag
Erſchien die junge zärtliche Mathilde
Bei ſeiner Gruft. Schön, wie die Unſchuld, lag
Das edle Mädchen vor des Helden Bilde,
Der groß und hehr, wie er für's Vaterland
Im Kampfe fiel, bewehrt mit Speer und Schilde,
Im Chore der Kapelle ſtand.
Sie ſprach kein Wort, nur ihre Thränen floſſen
Rein, wie das Blut, das er vergoſſen,
Auf den beſeelten Marmorſtein.
Nun ward ſie ſchnell aus ihrem Schmerz gewecket,
Ein toller Hofhund ſchoß herein,
Und ſtürzte auf ſie los. Doch jetzt entdecket
Er den Gewappneten. Sein Anblick ſchrecket
Das Unthier weg. — Mathilde bleibt verſchont.

So wird die Kindespflicht belohnt.
Doch ernſter als der Tod ſind ſittliche Gefahren,
Beglückt das Kind, kann noch in ſpätern Jahren
Davor des Vaters Bild bewahren,
Wenn er ſchon lang die dunkle Gruft bewohnt.



Der Wandrer und die Sonnenuhr.

Bei einer Sonnenuhr blieb einſt ein Wand'rer ſteh'n,
Die Morgenſonne ſchien; die Uhr wies auf halb achte,
Der Mann ſprach: es iſt früh, ich will bis Mittag geh'n;
Indem er ſich darauf bedachte,
So kam ein dickes Wolkenheer,
Die Sonne ward verhüllt, der Wanderer ſah wieder
Nach ſeiner Sonnenuhr, und rieb die Augenlieder;
Die Uhr wies keine Stunde mehr.
„O," ſprach er: „falſches Ding, das an das Glück ſich bindet!
Hinweg mit einem ſolchen Freund,
Der mich ſo lange kennt, als mir die Sonne ſcheint,
Und wenn ſie nicht ſcheint, mir verſchwindet."

Die Lerche und ihre Kinder.

„Ihr Lieben!“ ſprach zu ihren Kleinen
Die Mutter Lerche ſorgſam: „wißt,
Was uns umgiebt, feindſelig iſt,
Der Stärkern Kraft, der Schlauern Liſt
Zu unſerm Schaden ſich vereinen.
Der Habicht giebt uns oft den Tod,
An unſerm Blute ſich zu letzen;
Der Vogelſteller uns bedroht,
Mit ſeinen ausgeſpannten Netzen.
Glaubt lieben Kinder, glaubt es mir,
Die ſtille Sicherheit wohnt hier
Im kühlen Schatten dieſer Aeſte;
Beſiegt die lüſterne Begier,
Bleibt bei der Mutter fromm im Neſte,
Das iſt für Euch das allerbeſte:
Denn wagt Ihr Euch zu weit von hier,
Kann Euch das Loos des Vaters treffen;
Ein Vogelſteller raubt' ihn mir.“ —

Was gilt's, die Mutter will uns äffen,
Denkt bei ſich ſelbſt der Jungen Paar,
Das nun ſchon ganz befiedert war.
Sie faſelt — das iſt Alterſchwäche,

Meint eine: ei, das nenn' ich fein,
Um vor Gefahr geſchützt zu ſeyn,
Sperrt man ſich ſelbſt freiwillig ein;
Das fehlte mir! — „Ich, Schweſter, ſpreche,
Zum Kriechen gab uns die Natur
Die Flügel nicht, zum Fliegen nur;
Auf, raſch!, wir müſſen ſie verſuchen!"

Die jungen Lerchen flogen fort,
Die Eine hier, die Andre dort;
Die Erſte ward in dunklen Buchen
Von eines Voglers Netz umſtrickt,
Die Zweite, die ſich höher ſchwinget,
Und aus des Waldes Schatten dringet,
Des Habichts ſcharfes Aug' erblickt;
Er ſtößt auf ſie, und dieſe Zweite
Wird ſeines Schnabels blut'ge Beute.

Die Schöne und die Biene.

Die ſchöne Leonore,
Die blühend, wie Aurore,
Nur daß ſie länger ſchlief,
Des Morgens aus dem Bette
Zur Arbeit der Kokette,

Das iſt, zum Putztiſch lief,
Hielt voll geheimer Freude
Mit ihrem Spiegel Rath,
Was für ein Kopfgebände
Zum auserwählten Kleide,
Zum friſchen Incarnat,
Das auf den Wangen glühte,
Zum loſen Augenpaar,
Das raſche Blitze ſprühte,
Und zu den Rabenhaar,
Das ihre Schultern ſchmückte,
Sich wol am beſten ſchickte.
Auf einmal nahm ſie wahr,
Daß ihrem Putzaltar
Sich eine kleine Biene,
Die hinter der Gardine
Hereingedrungen war,
Mit lautem Summen nahte.
„Hilf Nettchen! hilf Agathe!
Treibt dieſes Unthier aus!“
Rief Lorchen. Ihre Glieder
Erſtarrten; banger Graus
Warf auf den Stuhl ſie nieder,
Und eh' ſie kamen, ſaß
Das fliegende Gerippe

Auf ihrer zarten Lippe,
Die Zofen ſtürzten blaß
Und zitternd in die Zelle
Der Grazie hinein,
Und Nettchen packt' allein
Die Frevlerin be'im Felle.
Daß heiß' ich Heldenmuth!
„Stirb!" ſprach ſie voller Wuth
Zum Unthier. Doch die Imme
Verſetzt mit ſanfter Stimme:
„Ach Gott! ein ſüßer Wahn
Iſt Schuld an dem Verſtoße;
Ich ſah für eine Roſe
Ihr Purpurmündchen an."
Dieß Wörtchen gab der Schönen
Den Lebenshauch zurück,
„Laß, Nettchen, Dich verſöhnen;"
Sprach ſie mit ſanftem Blick:
„Mein Schmerz hat ſich zertheilet,
Seitdem das Bienchen ſpricht."

O, welchen Schaden heilet
Ein Körnchen Weihrauch nicht.

Die Gärtnerin und die Biene.

Eine kleine Biene flog
Emſig hin und her, und ſog
Süßigkeit aus allen Blumen.

Bienchen! ſpricht die Gärtnerin,
Die ſie bei der Arbeit trifft,
Manche Blume hat doch Gift,
Und Du ſaugſt aus allen Blumen?

„Ja!“ ſagt ſie zur Gärtnerin:
„Ja! das Gift laß' ich darin!“

Die Uhren.

Es wundert mich, ſprach eine Taſchenuhr
Von Gold, mit Steinen reich beſetzet,
Zu einer Sonnenuhr; weßhalb man Dich ſo ſchätzet?
Von Holz und Stein biſt Du ja nur,
Es kann Dich keiner bei ſich tragen,
Du kannſt auch nicht die Stunden ſchlagen,
Und dazu zeigſt Du dann und wann,
Bei'm Sonnenſchein die Zeit nur an.
Ich ſie zu jeder Stunde zeige,

Und es macht mein metall'ner Mund,
Bei leiſem Druck, ſogleich ſie kund.
Sprich, iſt nicht Alles wahr? — „O, ſchweige!"
Die Sonnenuhr mit Ernſt verſetzt:
„Biſt Du mit Steinen auch beſetzt,
Und ſtrotzeſt in des Goldes Schimmer,
Und machſt Dich groß aus Eitelkeit,
So irrſt Du oft doch in der Zeit;
Ich ſage ſie nur richtig immer,
Wenn nicht Gewölk' die Sonne trübt,
Und deßhalb wird man mich befragen.
Dem Nützlichen — das laß Dir ſagen —
Vor Prunk man doch den Vorzug giebt."

Der Schwan, die Taube und der Truthahn.

Auf ſeinem Bett von grünem Laube
Lag ein betagter Schwan und ſang
Sein frohes Sterbelied, und es durchbrang
Den Buſen einer frommen Taube.
Sie flog herbei, ſie ſah den Greis
Voll Andacht in das Aug'; es lächelt
Sie brechend an; ſie wiſcht den Schweiß
Ihm von der heitern Stirn und fächelt

Ihm mit dem Fittich Kühlung zu.
Ein fetter Truthahn, der in Ruh,
Nicht das Verdauen zu verderben,
Von ferne zuſah, ſprach zu ihr:
Pfui, Schweſterchen! was machſt Du hier? —
„Ich,“ rief die Taube: „lerne ſterben.“

Die Betſchweſter.

Die frommſte Frau in unſrer Stadt,
In Kleidern fromm und fromm in Mienen,
Die ſtets den Mund voll Andacht hat;
Wird dieſe nicht ein Leid verdienen?

Wie lehrreich iſt ihr Lebenslauf!
Kaum ſteht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenſchlage,
So ſucht ſie das Gebet zu dem vorhand'nen Tage,
Und ob ſie gleich nie gütlich ſich gethan,
Seit Jahren nie ſich ſatt gegeſſen,
So ruft ſie doch den Herrn inbrünſtig an
Um Mäßigkeit im Trinken und im Eſſen,
Und ob ſie gleich auf ſichre Pfänder leiht,
So fleht ſie doch um Troſt bei ihrer Dürftigkeit.

Welch redlich Herz, welch heiliges Vertrauen!
Sie lieſt in einem Jahr die Bibel zweimal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an.
Wer kommt? — Iſt's nicht ein armer Mann?
Geh', Frecher! Wie, du wagſt's, im Singen ſie zu ſtören?
Bedenke, wenn ſie ſingt, kann ſie ja Keinen hören;
Geh' nur, und hung're wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor?
Soll ſie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und jetzt an einen Armen denken?

Sie ſingt, und trägt das Eſſen ſingend auf;
Sie ißt und ſchmählt auf böſer Zeiten Lauf.
Allein wer klopft ſchon wieder an die Thür:?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brod.
„Geht, quält mich nicht mit Eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, Ihr ſingt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an Eure Pflicht;
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.

„Wenn ſeht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch ſtets inbrünſtig flehen!“

Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht allzuhart und zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn als Erbarmen?
Nein! nein! Sie dient und hilft den Armen,
Sie beſſert ſie durch Vorwurf und Verweis,
Ermahnt ſie zu Gebet und Fleiß;
Und iſt dieß nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Jedoch nur redlichen Gemüthern.
Iſt wol ein frommer Weib in unſrer ganzen Stadt,
Das in der Noth bei ihr nicht Zuflucht hat?
Die kleinſte Neuigkeit darf ſie nur hinterbringen,
So eilt ſie gleich, ihr hülfreich beizuſpringen.

Gewiß, Beaten's Herz iſt willig und bereit,
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit!
O nein! Sie weiß ſich auch die Todten zu verbinden.

Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht;
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wann ſprachen nicht die Leichengäſte:
Beaten's Kranz war doch der beſte?
Welch ſchönes Kruzifix! von wem wird es wohl ſeyn?
Beate ſchickt's und will's dem Leichnam weih'n;
Das fromme Weib, erlebt ſie mein Erblaſſen,
So wird ſie meinen Sarg gewiß verſilbern laſſen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird gewiß im künft'gen Jahr,
So ſehr auch Andre ſie beneiden,
Zum drittenmal ſie noch bekleiden.
Man wirft ihr vor, ſie ſoll's aus Ehrſucht thun.
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruh'n;
Wer war's der jüngſt in die Collecte
Mit langſamſchlauer Hand ein volles Päckchen ſteckte?
Beate war's, ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann ſie denn dafür, daß es die Leute ſeh'n?

Beate, laß die Läſt'rer ſchmäh'n,
Und laß verläumderiſch ſie ſprechen,

Die Allmacht wolleſt du beſtechen,
Daß für den Wucher, den Du treibſt,
Dereinſt du ohne Strafe bleibſt.
Laß dich von Andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du der Welt gern Laſter anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebſte Neuigkeit,
Wenn Andre Noth und Unglück dräut;
Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt! Es kann nicht ſeyn:
Denn betend ſteht ſie auf, und betend ſchläft ſie ein.

Aladin.

In einem dunklen Buſche kniete
Abdallah's Jünger, Aladin,
Und bat den Urquell aller Güte
Um Reichthum. „Sohn, wo denkſt Du hin?"
Rief hier ſein Meiſter, der ihn hörte;
„Iſt dieß die Weisheit, welche Dich
Der Diener des Propheten lehrte?" —
Gott weiß, ſprach Jener, daß für mich
Mein Herz die Schätze nicht begehrte;
Ich wollte ſie den Armen weih'n,
Es iſt ſo ſchön, ihr Troſt zu ſeyn. —
„Ja wol, doch dazu braucht man eben

Kein Geld, nur Willen und Verſtand.
Mein Sohn! auch eine leere Hand
Kann," rief Abdallah: „Vieles geben."

Der Adler, die Sau und die Katze.

Tyrannin, die du jung und alt
Mit unumſchränkter Macht regiereſt!
Dich mit der weiblichen Geſtalt
Der reinſten Modelaſter ziereſt,
Und bald des Stolzes, bald der Liſt,
Auch oft der Einfalt Zuflucht biſt,
Verläumdung! deren Mund die Wahrheit ſelbſt betäubet,
Der Mund, den Furcht und Unſchuld ſcheut;
Dir ſey von mir ein Blatt geweiht,
Das eine Frevelthat, die du vollführt, beſchreibet.

Es hatt' auf einem hohen Baum
Der Vögel Königin den Oberſitz genommen;
Die Katze wählte ſich der Eiche mittlern Raum,
Den unterſten hat eine Sau bekommen.
Sie hielten gute Nachbarſchaft;

Durch Argwohn war noch nie die Eintracht unterbrochen;
Doch endlich trennte ſie der Bosheit Höllenkraft.

Die Katze kam zum Adler hingekrochen,
Und ſprach: „Hört! unſrer Kinder Tod,
Wo nicht der unſere — doch das zu unterſcheiden,
Fällt Mutterherzen ſchwer — ſcheint gar nicht zu vermeiden.
Ein guter Freund warnt in der Noth.
Seht, ach! ich bitte, ſeht! wie wühlt die wilde Sau!
Sie gräbt, und will den Baum ganz aus der Wurzel heben.
Trau, ſchaue, wem; wie muß ich arme Frau
An unſern Kindern das erleben!
Ihr kennt nicht die Gefahr; mir aber, mir iſt bange!
So bald die Eiche fällt, die ſchon beſchädigt iſt,
So ſeh' ich's wie die Sau, die lieben Kätzchen frißt,
Die ich verlaß'nes Weib noch voller Furcht umfange.
Ich bin den Lügen gram; ich ſuche keinen Zwiſt;
Nein, ehrlich, ehrlich währet lange.“

Nachdem ſie das geſagt, und mit verſtelltem Sinn
Den Argwohn ſchlau erweckt, auf den ihr Reden zielte,
So ſchlich die arme Frau ſtracks zu der Bache hin;
Die unten ihre Jungen hielte.

„Ach! allerliebſte Nachbarin,
Euch ahnt's wol nimmermehr, warum ich traurig bin?
Die Kinder jammern mich, die Eure Brüſte ſaugen.
Man traue keiner Adleraugen!
Könnt Ihr auch ſchweigen? Gebt doch Acht;
Wie über uns der böſe Vogel wacht.
Ich weiß es zu gewiß, er ſchärfet ſchon die Klauen,
Und raubet, wenn Ihr Euch aus Eurem Lager macht,
Die ſchönen Kinderchen; doch Alles im Vertrauen.
Und ſagt mir nicht hernach: das hätt' ich nicht gedacht!“

Dieß wiederholt ſie oft, wünſcht ſeufzend gute Nacht,
Und klettert in ihr Loch zurücke;
Sich freuend der gelungnen Tücke.

Der Adler hütet ſtets das Neſt,
Damit der Bache Zahn nicht ſeine Jungen ſpieße,
Wie gegentheils die Sau die Eiche nicht verläßt,
Damit der Adler nicht auf ihre Ferkel ſchieße.
So groß nun Beider Mangel war,
So fürchteten ſie doch der Ihrigen Gefahr,
Und da fortwährend ſie in ihrer Wohnung blieben,
Wo Jedem Koſt und Waſſer fehlt;
So wurden auch, wie Phädrus uns erzählt,
Sie insgeſamt von Durſt und Hunger aufgerieben,
Und die Betrog'nen dienten bald
Dem falſchen Katzenmaul zum neuen Unterhalt.

Was können böſe Zungen nicht
Leichtgläubigen für Stacheln hinterlaſſen?
Was richten ſie nicht an? — wer iſt wohl mehr zu haſſen,
Als der von Frommen übel ſpricht?
O, könnt' ich dieſes hier in kurze Worte faſſen!
Doch Sirach thut es ſchon, der ungeheuchelt ſchrieb:[*]
Wer lügt, verläumdet, iſt noch ärger, als ein Dieb.

---

[*] Sirach. K. 20. V. 27.

Zweites Buch.

Der Staar und die Ringeltaube.

Der Pfau bekam in ſeiner Laube
Vom Staar und von der Ringeltaube,
Als Schutzherr, einen Staatsbeſuch.

Der Pfau begegnete dem Paare
Mit vieler Huld, zumal dem Staare,
Kein Wunder; wie ein Prieſterbuch
Sprach dieſer zum Compan der Götter,
Dem er verſchmitzt den̄ Fuchsſchwanz ſtrich,
Die Taube ſchwieg.
Das Paar entwich,
Der Staar warf noch dem hohen Vetter
Zehn Knichſe zu. Dann wandt' er ſich
Zum Täubchen: „Gott behüte mich!
Der Pfau iſt doch nicht auszuſtehen.
Ich kann nicht ohne ſtillen Graus
Des Gecken eckle Füße ſehen,

Und fängt er gar noch an zu krähen,
So bricht mir gleich der Angſtſchweiß aus."

„Ich habe nicht darauf geachtet,"
Verſetzt die Taube: „Stumm entzückt
„Hab' ich den edlen Wuchs betrachtet,
„Womit ihn die Natur beglückt;
„Und wer wird ſein Gewand nicht loben?
„Der Iris und der Flora Roben
„Sind kaum ſo prächtig ausgeſchmückt."

Hier unterbrach die gute Seele
Sich ſelber. Fort war Junker Staar.
Die Bosheit nimmt nur fremde Fehle,
Die Unſchuld nur das Gute wahr.

Der Hahn und die Gans.

Bertha, die fleiß'ge Pächterin,
Hielt Federvieh von allen Arten;
Sie pflegte ſorgſam es zu warten,
Die Mühe bracht' ihr viel Gewinn;
Es legten ihr die Hühner Eier,
Die ſchickt ſie auf den Markt zur Stadt;
Feil dort ſie Hühner, Gänſe hat,

Auch Enter, Puten, und oft theuer
Bezahlet dort ein Koch ſie gern
Für einen reichen leckern Herrn;
Die Federn zupft mit eig'nen Händen
Von jeder Gans zuvor ſie aus,
Um ſie, gekeſſelt, für das Haus
In Betten klüglich zu verwenden.

Bertha, damit ihr Vieh gedeiht,
Ihm täglich Futter reichlich ſtreut,
Denn nur das fette wird man kaufen,
Und was auf ihrem Hofe lebt,
Kommt munter gleich herbei gelaufen,
Sobald ſie nur die Hand erhebt.

Es laſſen Alle gut ſich's ſchmecken;
Doch ſieht ein rothbekammter Hahn
Dem Futter eine Gans ſich nah'n,
Beginnt ſogleich er, ſie zu necken;
Sie ſich des Uebermüth'gen wehrt.
Indeß ſo ſich die Beiden ſtreiten,
Nah'n hurtig ſich von allen Seiten
Die Uebrigen, und man verzehrt
Das Futter; nur mit leerem Magen,
Stehn Hahn und Gans nach ihrem Streit.

Einſt hörten ſie ein Täubchen ſagen:
„Das hat man von dem ſchnöden Neid!“

Das Angebinde.

Sophiechen war heut früh erwacht,
Da ſich, nach ſüßdurchträumter Nacht,
Ihr Wiegenfeſt erneute;
Und dann der lieben Mutter Hand
Mit Gaben liebreich ſie erfreute.
Neugierig jetzt, im Nachtgewand,
Umher ſie in dem Zimmer ſchaute.
Ein niedlich Körbchen vor ihr ſtand,
Mit Blumen war geſchmückt der Rand,
Gelehnt an ihm war eine Laute:
Geſchmückt mit roſenrothem Band.

Als kaum dieß hübſche Angebinde
Sophie ſo überraſchend fand,
Lief zu der Mutter ſie geſchwinde,
Und küßte dankbar ihr die Hand.
„Du liebſt Muſik, Du liebſt, im Garten,
„Der Blumen bunten Flor zu warten,“
Die Mutter ſprach: „d'rum hab' ich heut',
„Zum Wiegenfeſt Dich anzubinden,

„Dir Korb und Laute hier geweiht.
„Dem Korbe ſchenk' Aufmerkſamkeit,
„Darin wirſt Du noch Manches finden,
„Das Mutterliebe Dir erkor."

Es zieht nun aus dem Blumenflor
Sophie den Stoff zu einem Kleide,
Stricknadeln, Nadelbüchſ' und Seide,
Und einen Fingerhut hervor;
Auch noch ein Buch. — O neue Freude,
Gewiß ein Taſchenbuch es iſt;
Doch, oft kann die Erwartung trügen,
Es nur ein trocknes Kochbuch iſt.

Es ſieht die Mutter aus den Zügen
Des Töchterchens, wie es ihr deucht,
Daß es nicht große Freude zeigt.
„Das Nützliche mit dem Vergnügen
„Zu einen," ſpricht ſie: „lerne früh',
„Denn es iſt eine Kunſt, Sophie!
„Verſteht man Beides zu verbinden,
„Wird nie man Langeweil' empfinden."

Der Schwan und die Gans.

Einſt ſang ein Schwan auf einem See
Sein Lied. Sonſt hörten's nur die Söhne
Apoll's, nun reizte ſeine Töne
Selbſt eine Gans, die ſich im Klee
Des Ufers ſonnte: „Laß doch ſehen,“
Sprach ſie: „ob wir — denn Gans und Schwan
Sind eins — die Kunſt nicht auch verſtehen.“
Sie ſtreckt den Kragen himmelan,
Füllt ihren Blaſebalg und kreiſchet,
So jämmerlich, daß ihr Tenor
Des Menſchen und des Thieres Ohr,
Ja ſelbſt ihr eigenes, zerfleiſchet.
„Durch Uebung wird man Meiſterin,“
Sprach ſie, verſuchet es auf's neue,
Sinkt endlich matt und heiſer hin,
Und bleibet immer Pfuſcherin.
„Ha!“ gackte ſie: „bei meiner Treue!
Der Schwan iſt ein verdammter Wicht,
Ein Zauberer, ſonſt könnte nicht
Sein Lied ſo leicht, ſo tonreich fließen.“ —

„Ei, Thörin!“ fiel der Schwan ihr ein:
„Man braucht kein Zauberer zu ſeyn,
„Um mehr als eine Gans zu wiſſen.“

Calliſte.

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüth'ges Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die ſtell' itzt deinem Geiſt dir dar,
Und fühl's, wie wunderſchön ſie war.

Die, deren Schickſal ich erzähle,
Calliſte, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil ſie ſich nicht wohl befand,
Und weil der Doktor ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs erſten Wundarzt holen.

Er, dieſer ſo berühmte Mann,
Der ſchmachtend in's geheim Callisten's Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tauſend Freuden an;
Er kam. O wär' er nie gekommen!

Er nimmt den weißen Arm, und ſtreift ihn ängſtlich auf,
Und forſcht, von Lieb' und Ahnung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und ſtreift in trunkner Angſt den Arm noch vielmal auf.

Calliſten's Freundin ſieht ihn zagen,
Und ſagt's ihr, (heimlich ſagt ſie's ihr)
„O,“ ſpricht ſie: „laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
„Und ſchlüg' er zweimal fehl, ſo werd' ich doch nichts ſagen,
„Ich weiß, er meint es gut mit mir.“ —
Der Arzt ſprach noch: das wollen wir nicht hoffen;
Und ſchlug und rief: O unglückſel'ger Schlag!
O Gott, den Puls hab' ich getroffen!
Er taumelte, bis er zu Boden lag.

Sie, noch für den beſorgt — kann man was edlers denken? —
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Gebot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zwei Tage lang bei allem Schmerz geſetzt.
Doch dieß war nur das kleinſte Leiden:

Die Aerzte ſah'n nunmehr die tödliche Gefahr,
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil Rettung ſonſt unmöglich war.
Sie, ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ihren Arm, den ſchönſten Arm ſchon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?
So war das Leben denn für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh' nur den Doktor an, ſein Schrecken ſagt dir's ſchon!
Er ſieht den Brand, und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können nur drei Tage leben.

O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt.

Auch hier blieb noch das große Herz gelaſſen.
„So," ſprach ſie: „ſterb' ich denn? Es ſey! Er iſt nicht Schuld,
„Er würde gern für mich erblaſſen.

„Gott hat's verhängt, Gott ehr' ich durch Geduld,
„Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben.“ —
Es trat der Wundarzt eben ein, —
„Sie aber,“ fuhr ſie fort: „ſetzt' ich hiermit zum
Erben
„Von allen meinem Gütern ein;
„Sie möchten ſonſt unglücklich ſeyn.“
Sie ſprach und ſchlief großmüthig ein.

Die Ulme und die Eiche.

Ein Ausbund ſchöner Ulmen ſtand
In einem Thal mit einer Eiche,
Der ſtolzeſten im weiten Reiche
Der Tannen. Eine Rebe wand
Sich an der Ulme ſchlanken Stamme
Vertraut empor. So ſchlinget ſich
Der Säugling um den Hals der Amme.
Die Dryas litt es; mütterlich
Bot einen Arm in jeden Zweige
Sie ſelbſt der Paraſitin dar.
Das ward die Nachbarin gewahr;
Sie dünkte ſich von beſſern Teige,
Weil Zeus der Eichen Schutzherr war.
Wie kannſt Du leiden, daß die Rebe,

Sie, deren Schickſal Kriechen iſt,
So frech ſich bis zu Dir erhebe?
Doch wer nur erſt ſich ſelbſt vergißt,
Der rechnet ſich die Schmach zur Ehre.
So ſprach die Königin der Flur.

„Ich danke für die ſanfte Lehre,“
Verſetzte Jene: „Schade nur,
Daß ſie mein Herz nur halb verſtehet.
Ihm flüſtert ein Orakel ein:
Bloß um der Schwächern Schutz zu ſeyn,
Hat ſo Kronion mich erhöhet.“
Sie ſprach's, und bog den nächſten Aſt
Noch mehr herab zu ihrem Gaſt.

Die Diſtel und das Farrnkraut.

Zum Farrnkraut ſprach mit ſpött'ſchem Ton
Die Diſtel: Du biſt zu beklagen,
Kaum darfſt Du an das Licht Dich wagen,
So nahet auch vertraut Dir ſchon
Ein Wanderer und ſetzt ſich nieder,
Wo grün Dein weiches Blatt ſich zeigt,
Und ach! von ſeinem Druck gebeugt,
Erſtehſt Du Arme oft nicht wieder.

Ich aber ſteh' in Sicherheit,
Denn, meiner Dornen ſcharfe Spitzen
Droh'n Widerſtand und ſind bereit,
Den, der ſich nähern will, zu ritzen. —

„Ich tauſche nicht,“ verſetzte d'rauf
Das Farrnkraut: „warum ſoll ich klagen?
Ich kann mein Schickſal ruhig tragen?
Dich flieht man, und mich ſucht man auf.“

Die Gutthat.

Wie rühmlich iſt's, von ſeinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten ſeyn,
Und lieber minder ſich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreu'n.

Beaten fiel jüngſt ein Vermögen
Von Tonnen Gold's durch Erbſchaft zu.
„Nun,“ rief ſie: „hab' ich einen Segen,
„Von dem ich Armen Gutes thu'.“

Sie ſprach's. Gleich ſchlich zu ſeinem Glücke
Ein ſiecher Alter vor ihr Haus,

Und bat, gekrümmt auf einer Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte tief des Dürſt'gen Noth.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verſchimmelt Brod.

Der Sperling und die Nachtigal.

Ein Sperling ſprach zu einer Nachtigall:
„Der Storch iſt doch ein großer Reiſer!
Er reiſ't in alle Welt, iſt, ſagt er, überall
Umhergereiſet; ob er weiſer
Geworden iſt? — ich zweifle dran.“

Die Nachtigall hört's Alles an,
Sagt nichts; allein man las in ihrem Blick,
Daß ſie nicht viel von Afterreden halte.
Sie flog in ihren Wald zurück.
Und ſang, daß Berg und Thal erſchallte.

Die junge Ziege.

Am Fuß von einer Alpe ging
Einſt eine Zieg' mit ihren Jungen,
Und an den ſteilen Gipfel hing
Hoch eine Gemſe, die ſich flink
Bis zu den Wolken aufgeſchwungen.

Kaum daß die Jüngſte von den Ziegen
Die Gemſ' in blauer Ferne ſieht,
Ihr nachzuklimmen ſie ſich müht.
„Der Fels iſt nicht ſo leicht erſtiegen,
Wie Du es denkſt,“ die Mutter ſpricht:
„Uns, glaub' es mir, gelingt es nicht;
Uns muß das nied're Thal genügen. —
Kind, unterlaß' es!“ — Welch' Vergnügen,
Verſetzt die Kleine: muß es ſeyn,
Solch' einer Ausſicht ſich zu freu'n.
Ich kann ja klettern auch und ſpringen;
Du ſollſt es ſeh'n, es wird gelingen. —

Es warnt weit ernſter, als zuvor,
Die Mutter, Strafe ſelbſt ſie dräuet;
Der Leichtſinn jede Furcht zerſtreuet,
Sie predigt einem tauben Ohr.

Die junge Ziege klimmt empor;
Es hilft kein Bitten, Warnen, Rufen,
Vorwitzig ſie ſtets vorwärts dringt,
Und von der Alpe ſchroffen Stufen
Sie über manchen Abgrund ſpringt.
Die Mutter macht ihr warnend Zeichen,
Zurückzukehren. — Aber, nein!
Sie will und muß die Gemſ' erreichen.
Loß reißt ſich unter ihr ein Stein,
Sie will ſich retten an Geſträuchen,
Sie iſt zu ſchwer, auch dieſe weichen;
In einen Schlund ſtürzt ſie hinab.
Ihr Vorwitz bringt ſie früh in's Grab.

Ein Kind, daß nicht der Aeltern Warnung hört,
Sein Glück muthwillig ſelbſt zerſtört.

Die Spinne und die Fliege.

Auf ihren kleinen Raub bedacht,
Gab eine kunſterfahrne Spinne
Mit ſcharfem Blick auf Fliegen acht;
Jedoch die Klügſte ward es inne:
„Gefehlt!“ rief ſie: „Du ſchlauer Thor!
„Du kannſt zwar alberne betrügen,

„Doch weiß', es weichen kluge Fliegen
„Den Netzen aus, und ſeh'n ſich vor."

Das Hagelwetter.

Es ſtand die muntre Karoline
Vor einem Strauch mit trüber Miene,
Wehmüthig ſtumm ſie an ihn blickt.
Der Vater kommt; er fragt mit Liebe:
„Mein liebes Kind, warum ſo trübe?"
Und ſie, ſo überraſcht, erſchrickt. —
„Was giebt's? — Was iſt Dir denn begegnet?" —

Sieh! geſtern hat es viel geregnet,
Spricht ſie, die Stimm' iſt halb erſtickt;
Es hat geſtürmt, es fielen Schloſſen,
Die Blumen alle ſind zerpflückt,
Die hier an dieſem Strauch geſproſſen,
Und ſelbſt ſo mancher Zweig zerknickt. —

„Mein gutes Kind, gieb Dich zufrieden,"
Erwiedert er: „denn Gottes Hand
„Hat dieſes Wetter uns geſandt;
„Der Regen, den er uns beſchieden,
„War Wohlthat für das dürre Land,

„Und ward auch dieſer Strauch zerpflücket,
„Geduld! — Der Sonne warmer Schein,
„Da ihn der Regen nun erquicket,
„Bringt doppelt das Verlor'ne ein.
„Der Strauch ſich in ſein Schickſal ſchicket,
„Er murret nicht. — Er lehre Dich,
„Ein Mißgeſchick geduldig tragen;
„Durch Murren, weibiſches Verzagen
„Mehrt man den Gram, verſündigt ſich."

Die zwei Waiſen.

Zwei Waiſen, Eucharis und Pſyche war ihr Name,
Ihr Schickſal, gut und arm zu ſeyn,
Umſchlangen ſich erſchöpft von bitterm Grame,
Und ſchlummerten auf ihrem Lager ein.
Schon hat der muntre Hahn das Morgenroth gegrüßet,
Als Eucharis, aus ihrem Schlaf geſchreckt,
Durch einen lauten Schrei die Schweſter weckt,
Und zitternd ſich an ihren Buſen ſchließet.
Was haſt Du, liebes Kind, was zageſt Du?
Ruft Pſyche der Halbtodten zu,
Aus deren Aug' ein Strom von Thränen fließet.

„Ach! Schweſter! doch Gottlob! es war ja nur ein Traum,“
Erwiedert ſie: „der mich mit Angſt erfüllte.
Es dünkte mich, ich ſey ein junger Pfirſichbaum,
Den die Natur in Purpurblüthen hüllte,
Ich athmete den Hauch des lauen Weſtes ein;
Ich ſah ein leichtes Heer von bunten Schmetterlingen
In frohen Gruppen mich umringen,
Ich hörte ſtill entzückt bei Phöbos erſtem Schein
Der Vögel Chöre mich beſingen.
Allein itzt ſchwärzte ſich des Aethers blauer Schmelz;
Die Schmetterlinge flieh'n; der Vögel Minnelieder
Verſtummen, Boreas heult im Gehölz,
Aus dem Gebürg' hallt dumpfer Donner wieder.
Ich bebte, doch nicht lang. Der Strahl des Schwefellichts,
Der ſchneller als ein Pfeil mein ganzes Ich durchwühlte,
Zermalmte mich zu Staub, und ach, ich fühlte
Im letzten Nu den ganzen Graus des Nichts.“

Sie ſchweigt; noch zuckt die Angſt in ihren Sehnen,
Noch klopft ihr banges Herz. — Geliebte faſſe Dich!

Sprach Pſyche mit verhalt'nen Thränen;
Dein Traumgeſicht war ſchauerlich;
Es hat auch mir geträumt, und ach, Du riſſeſt mich
Aus einem Paradies voll hoher Wonneſcenen.
Mir war's, als führte mich in einem öden Thal
Der Schwermuth kalte Hand in eine Höhle,
Aus deren Schooße ſich ein heit'res Quellchen ſtahl.
Ich trank daraus, es labte meine Seele
Und wiegte mich in ſüße Schwärmerei.
Allein, indem ſich meine Phantaſei
Vor dem Phantom der beſſern Zukunft bückte,
Sprang ein Bandit mit einem Dolch herbei,
Den er mir in den Buſen drückte.
Ich wollte ſchreien, doch mein Schrei
Erloſch auf meinem off'nen Munde,
Und in der nämlichen Sekunde
Verſchwand mein Schmerz, der Mörder und die Kluft.
Ein unbekannter Zug hob, wie auf Adlerflügeln,
Mich durch das ſtille Meer der Luft
In ein entferntes Land, mit blumenreichen Hügeln
Und Citruswäldern ausgeſchmückt.
Hier ſtand ich ſtill und ſuchte noch entzückt
Mein armes Daſeyn zu entſiegeln,
Als mir der Aeltern Paar im Silberglanz

Des vollen Mond's mit einem Palmenkranz
Um das verjüngte Haupt entgegenſchwebte.
Ich flog in ihren Arm; doch ach! indem ich kaum
An ihrem Halſe wonnezitternd bebte,
Verſcheuchteſt Du den ſchönen Traum."

Wenn man, Ihr Mädchen, Euch die Wahl zu träumen ließe,
Was wähltet Ihr? Nicht wahr, das zweite Nachtgeſicht?
Ihr glaubt, daß jeder Menſch ſo wählen müſſe,
Dem es nicht an Verſtand gebricht.
Ihr irret nicht; auch in des Träumers Freuden
Liegt ja für ihn, ſo lang' er träumt, Genuß.
Wer zieht nicht auch im Traum der Freundin Kuß
Dem Natterſtich, wer zöge nicht den Leiden
Der Eucharis das Glück der Pſyche vor,
Und würde ſein Erwachen nicht beklagen?
Indeſſen gab es ſtets und giebt's in unſern Tagen
Ein rüſtiges Sophiſtenchor,
Die im Orakelton dem Dulder ſeinen Glauben
An eine beſſ're Zukunft rauben,
Sich als Vertraute der Natur
Dem Uferaas, dem Erdſchwamm zugeſellen,
Und an der Schöpfung Statt die Welt des Epikur,

Ein Kunſtwerk ohne Künſtler, ſtellen,
Vom Zufall bloß erzeugt, vom Zufall bloß regiert,
Worin der Menſch als erſtes Rad gehöret,
Das aber doch der Zufall auch zerſtöret.

Ihr, die ihr dieſe Sprache führt,
O, ſagt, ob nicht ein inn'res Mißbehagen
An einem Richter, den ihr ſcheut,
Euch antreibt, der Unſterblichkeit
Mit feigem Stolze zu entſagen?
Sagt, wenn ihr nicht der Menſchheit Freunde ſeyd,
Was kann euch, wär es auch ein frommer Wahn, verſchlagen,
Der einen Stab dem müden Pilger leiht?
Und iſt es nicht gefliſſ'ne Grauſamkeit,
Das reizende Gebild, bei dem er alle Plagen
Der ſauern Wanderſchaft vergißt,
Indem er es zum letztenmale küßt,
Aus ſeinen Armen zu verjagen?
Ihr wollt, ſo ſaget ihr, ein Vorurtheil zerſtreu'n;
Das mag es wohl in euren Augen ſeyn.
Für ihn iſt's Wahrheit, trotz Lucrezen's Lehre,
Zu der ihr euch wol gar aus Vorurtheil bekennt.
Allein geſetzt, daß, was ihr Irrthum nennt,
Auch wirklich bloße Täuſchung wäre,

So ſagt mir, was ſie euch, was andern ſchaden kann,
Und was ihr für die tröſtliche Chimäre
Ihm geben könnt? — Iſt der nicht ein Tyrann,
Der einem frohen Kind' die bunte Himmelsſphäre,
Die es aus Seife ſchuf, aus Neid verweht?
Der eines Armen Haus zum Scherz verbrennet,
Weil es auf lock'rem Sande ſteht,
Und doch für ihn kein andres Plätzchen kennet,
Das ihn vor Wind und Wetter ſchütze?
Es giebt ſo manches Gut, das meinem Nachbar nützt,
Und mir nicht frommen kann; darf ich's darum ihm rauben?
O laß dem Redlichen den unſchuldsvollen Glauben,
Daß er den Seeſturm überlebt,
Der in den Abgrund ihn begräbt.

Was iſt das höchſte Gut nach eurem Lehrgebäude?
Ein dauernder Genuß von unvergällter Freude,
Ein ſtetes Luſtgefühl, ein ungetrübter Blick
In jenes Labyrinth, daß euch die Zukunft decket.
Nun wohl, ſo läge ja der Menſchheit größtes Glück
In dem gemeinen Wahn, der euren Spott erwecket,

So ſolltet ihr ja ſelbſt auf der Vernunft Geheiß,
Der ihr ſo gern gehorcht, als Epikur's Geweihte,
Nicht auf den Träumer ſchmäh'n, der ſeinen Freudenkreis
Nie über Tod und Grab hinaus zu dehnen weiß;
Der dem verhaßten Nichts die ſtill mißgönnte Beute
Mit ſtolzer Hand entreißt. Denn, o geſteht es nur!
Der böſe Zufall hat der menſchlichen Natur
Vor der Vernichtung doch ein Grauen eingepräget,
Geſteht es nur, daß ſelbſt im Taumel eurer Luſt
Sich in den Fibern eurer Bruſt
Der leiſe Wunſch, nicht zu vergehen, reget.
O wahrlich! mehr Philoſophie,
Mehr Lebenskunſt liegt in den hohen Lehren
Des Manns von Nazareth, als in der Theorie
Des Ungefährs. Anſtatt ſie zu zerſtören,
Sucht ſeine Palingeneſie
In euern Alkoran der Wolluſt einzutragen;
Und könnt ihr's nicht, ſo endigt einen Streit,
Mit dem der Schüler der Unſterblichkeit
Mehr Recht erhält, euch zu beklagen,
Als ihr, den väterlichen Gott
Des dummſten Bettelmönchs mit Spott
Und mit Verachtung zu belegen.

Behaltet eure Welt von buntem Seifenſchaum,
So ſagt ihr, wir verzieh'n auf euern Kindertraum,
Und geh'n gefaßt des Todes Nacht entgegen.
Nun gut; ſo wollt ihr doch auf euern Wegen
Vor Mördern ſicher ſeyn. O! wißt der beſte Zaum,
Der manches Ungeheuer bindet,
Iſt eben die Unſterblichkeit,
Die den Banditen ſchreckt, und ihm die Strafe dräut,
Die das Verbrechen hier nicht findet.
Das Räthſel iſt gelöſt, die träge Hand der Zeit
Hat den Beweis mit Blut uns hingeſchrieben,
Daß Irreligion ein größers Uebel ſey,
Als aller Fakirn Schwärmerei;
Daß Beduinen, Karaiben
Und die Korſarenbrut, die Schrecken, Sklaverei
Und Meuchelmord rund um ſich her verbreiten,
Daß ſelbſt des Tigers Zahn und der Hyäne Wuth
Der Menſchheit lange nicht ſo viele Qual bereiten,
Als falſcher Weiſen Uebermuth;
Als ein verirrtes Volk, das, durch ihr Gift bethöret,
Dem ew'gen Richter trotzt, und ſein Geſetz verhöhnt;
Das Tempel und Altar zerſtöret,
Und das verſchmitzte Laſter krönt.

Allein, was will ich Euch die ſchwarzen Greuel malen,
Die Muſe der Geſchichte hat
Vergrößert ſie mit jeder Frevelthat,
Und mit der Menſchheit Jahrelangen Qualen.
Welch' eine Lehre! nie vergeſſet ſie!
Und dann vergeſſet auch daneben nie
Die unſichtbare Hand, die mild geſchützet.
Wie ſchön, wie menſchlich iſt die Volksphiloſophie
Des Chriſtus, der uns aus der Anarchie
Des blinden Ungefährs und aus dem Waiſenſtande
Des kalten Pantheiſten reißt;
Uns einen Schöpfer giebt, der durch die ſanfte Bande
Der Kindſchaft uns vereint, der unſern Geiſt
Zu ſeinem Hauche macht, der unſer Schickſal lenket,
Der unſer Herz zur Tugend weiht,
Und ihr zum Lohn Unſterblichkeit
Zu einem beſſern Leben ſchenket!

Bleibt immer dieſer Lehre treu;
Sie wird im Glück Euch mild, im Unglück ſtandhaft machen;
Durch ſie wird ſelbſt der Sklave frei;

Durch ſie lernt Ihr den Tand der Welt verlachen,
Und wählt Ihr ſie zum Licht im Land der Dunkelheit,
So werdet Ihr mit Pſyche's Freudigkeit
Einſt aus des Lebens Traum erwachen.

Der Haſe und der Dachs.

Ein Haſe ward' vor Furcht und manchem Kummer grau,
Und Eremiten gleich, durch ſtrenges Faſten mager,
Nichts, als die höchſte Noth, trieb ihn aus ſeinem Lager,
Sein fetter Freund, der Dachs, geht öfters aus dem Bau,
Und ſuchet Luſt und Fraß bei jedem Frühlingsthau.
Kaum kann der hohe Storch zum Fiſchfang ausſpatziren,
Kaum können Haſen ſelbſt im Buſche haſeliren;
So wird auch jener gleich die Löffel *) ängſtlich rühren;
Im Walde, Strauch und Rohr horcht Niemand ſo genau.

---

*) Die Ohren der Haſen nennt man Löffel

„Waldbruder," ſpricht der Dachs: „Du ſcheineſt allen Thieren
Mit recht beklagenswerth in Deiner Furchtſamkeit,
Wer wollte doch den Muth verlieren?"
Der Haſe giebt ihm den Beſcheid:
„Herr Nachbar! ohne Furcht iſt keine Sicherheit,
„Sieh nur umher; der Fuchs iſt nicht mehr weit."

Der Pfau und die Nachtigall.

Auf einer Wieſe trug ein Pfau
Sein buntes Rad mit ſtolzer Seele
Im Strahl des Abendroths zur Schau,
Und ſprach zur braunen Philomele,
Die ſtill in einem Buſche ſaß:
Welch ein Verdienſt kann wol auf Erden
Der Schönheit gleich geachtet werden?
Vom Condor bis zum Uferaas
Erweck' ich Staunen und Entzücken;
Man ſieht nur mich, aus allen Blicken
Spricht meiner Reize Zaubermacht,
Und — doch wer mag des eitlen Pfauen
Verhaßtes Selbſtlob widerkauen?
Er predigte bis in die Nacht.
Nun war's um ſein Verdienſt geſchehen,

Und nun ſchwieg auch der Charlatan.
Kaum hörte dieſer auf zu krähen,
So ſing Pandion's Tochter an,
Ihr Lied zu ſingen. Ihre Töne
Entzückten Alles in dem Hain,
Der Zephir hält den Odem ein
Und horchet. Eine junge Schöne
Vom Zauber ihrer Melodie
Herbeigelockt, begleitet ſie
Mit einer ſeelenvollen Thräne,
Jetzt rief die holde Sängerin:
„O, mag der Pfau doch immerhin
Mit ſeinen bunten Reizen prangen,
Die man des Abends nicht mehr kennt,
Er glänz', er rühre. — Das Talent
Blüht länger, als das Roth der Wangen."

Der Eſel, der Affe und der Maulwurf.

Ein betrübter Eſel heulte,
Weil des Schickſals karge Hand
Ihm nicht Hörner zugewandt,
Die ſie doch dem Stier ertheilte,
Und der Affe fiel ihm bei,

Daß der Himmel grauſam ſey,
Weil er ihm den Schweif verſagte.
Als nun Jeder mürriſch klagte,
Sprach der Maulwurf: „Ich bin blind!
Daß man ſich mit mir vergleiche,
Wenn des Schickſals Zorn und Streiche
Andern unerträglich ſind.“

Die Roſe und das Veilchen.

Zum Veilchen ſprach die ſtolzerblühte Roſe,
Du jammerſt mich, denn kaum bemerkt, erſchließt
Sich Deine Blüth', umhüllt von dunklem Mooſe,
Wo rund umher gemeines Gras nur ſprießt;
Kein Schmetterling mit ſchmeichelndem Gekoſe
Umgaukelt, Arme, Dich auf Deiner Flur,
Oft ſtehſt Du unter Diſteln, unter Neſſeln;
Die Schönheit — ſo gebeut es die Natur —
Muß Alles an ſich locken, Alles feſſeln.
Fühlſt Du bei meinem Looſe niemals Neid?
Kaum öffnet meine Knoſpe ſich zur Blume,
Werd' ich den Grazien zum Schmuck geweiht,
Und überall ertönt zu meinem Ruhme
Der Dichter Saitenſpiel; in früh'rer Zeit

Sang ſchon Anakreon zu meinem Preiſe,
Und ſüße Lieder weiht man mir noch jetzt.

„Weil ſelber Du davon erwähnſt,“ verſetzt
Das ätherblaue Veilchen ſchüchtern leiſe:
„So will ich ohne alle Bitterkeit
Von Deinem Vorzug offen mit Dir ſprechen:
Ich räum' ihn ein, doch ohne allen Neid,
Denn ich gefalle der Beſcheidenheit,
Sie kann mich pflücken, ohne ſich zu ſtechen.“

Das neue Ehepaar.

Nach vielen bittern Hinderniſſen,
Nach vieler ängſtlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müſſen,
Ließ endlich doch die Zeit dieß Paar das Glück genießen,
Das, wenn ein Lohn der Tugend iſt,
Sie durch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die ſich heut bedroht, als Liebende geküßt,
Die küßten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,

Nachdem ſie neid'ſcher Freunde Liſt
Und ſtrenger Aeltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war nach langer Jahre Müh',
Nun glücklicher, als Er und Sie?
Denn was man liebt, geliebt beſitzen können,
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freu'n,
Iſt, Menſchen! dieß kein Glück zu nennen,
So muß gar keins auf Erden ſeyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unſern Beiden.
Wie weinen ſie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann ſoll itzt auf kurze Zeit
Von ſeiner theuern Gattin ſcheiden,
Weil ihm ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingeſetzet hat.

Von heißen Lippen losgeriſſen,
Und doch entbrannt, ſich länger noch zu küſſen,
Sprach Eines, was das Andre ſprach,
Dem Andern immer ſtammelnd nach;
Ein Lebewohl, ein ſeufzend Ach!

Er ſtieg nunmehr in's Schiff — wie oft ſah er zurücke! —
Und Doris bleibt am Ufer ſteh'n.

Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange ſchmachtend nachzuſeh'n.
O Himmel! hör' ich ſie noch an dem Ufer fleh'n:
Bring' meinem Mann geſund zurücke!

Das Schiff bringt ihn an ſeinen Ort.
Er ſchreibt mit jeder Poſt: Bald, Doris, werd' ich kommen.
Die Erbſchaft hat er kaum dort in Beſitz genommen,
So eilt er ſchon zu Schiffe wieder fort,
Und ſchreibt, damit ſie nichts von ſeiner Ankunft wüßte,
Daß wieder ſein gegeb'nes Wort
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh' er ſie wieder ſäh' und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernem Hauſe ſchlich,
Und gern am Ufer ſich verweilte,
Ging itzt an einer Freundin Hand,
Mit der ihr Herz ſie immer theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie ſchwatzen und wovon? Erräthſt du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, voll Sehnſucht wartend, ſpricht,
So biſt Du auch nicht werth, den Inhalt zu erfahren.
Nein! nein! verſchweig' es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünſche waren.
Das Herz wird dem, der liebt, ſie ſelber offenbaren,
Und für die Andern ſchreib' ich nicht.

Als Doris noch mit manchem frohen Ach!
Von den entbehrten ſüßen Wonnen,
Vom Wiederſeh'n und von dem Gaſtmahl ſprach,
Das ſie nach ſeiner Rückkehr ausgeſonnen,
Dann wieder von der Erbſchaft ſprach,
Wodurch ihr Wohlſtand ſich vermehrte,
Und wenn ſie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe ſtörte,
Und den, der ſie im Teſtament bedacht,
Mit dankerfüllter Thräne ehrte,
Und als zum voraus ſie die Armen ſpeiſen ließ,
Und mütterlich den Waiſen ſich erwies;

Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefang'nen Hülfe ſchickte;
Als ſie im Geiſte dieß von ihrer Erbſchaft that,
Und in ihr Glück vertieft, an's Ufer näher trat,
Fing ihre Freundin an: was ſchwimmt dort auf dem Meere?
Ein Käſtchen! wie, wenn's voll Juwelen wäre?
Ach! Doris, wäre das nicht ſchön?
Allein, ich ſag' es Dir, ich hab's zuerſt geſeh'n,
Und kommt es an den Strand geſchwommen,
So iſt das Glück des Schiffbruchs mein,
Doch mein Gewinn ſoll Dir auch frommen,
Taufzeugin muß ich bei Dir ſeyn,
Dann bind' ich Dir drei Schnüre Perlen ein.

Die junge Frau belohnt mit Scherz das Necken.
Es nähert ſich, fing Jene wieder an;
Doch wie erſtaunten ſie mit Schrecken,
Als fern ſie einen Leichnam ſchwimmen ſah'n.
Ach! rief jetzt Doris, welcher ſchon
Das Aug' ein Thränenflor umwunden,
Wer weiß, iſt der, der hier ein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einz'ger Sohn?
Wer weiß, mit welcher trunk'nen Freude
Jetzt die verlebten Alten beide,

Ihn zu empfangen, harrend ſteh'n,
Und ſich im Geiſt erfreu'n, die Braut ihm anzubieten,
Die ſie für ihn erwählt und treulich für ihn hüten?
Gott gebe nicht, daß ſie den Anblick ſeh'n!
Wer weiß, ward nicht durch ſeinen Tod
Der treuſten Frau ein lieber Mann entriſſen,
Die bald ihr eig'nes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müſſen?
Wer weiß, wie vielmal er bethränt,
Eh' er noch ſtarb, das arme Weib erwähnt?
Doch Freundin, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß ſagte ſie und ging, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundin ſah ihn an, und ſchrie mit Ungeſtüm:
„Mein Vetter!" und fiel neben ihm.

Auf dieß Geſchrei kam Doris wieder,
Der lieben Freundin beizuſteh'n,
Ach, Doris! ach! was wirſt Du ſeh'n?
Sie ſieht und ſinkt auf ihren Gatten nieder,
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeß erwacht die Freundin wieder,
Und zeigt der Nachbarſchaft den doppelten Verluſt.

Hier bebte der, den man nie zittern ſeh'n,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Geſichte,
Und Niemand fragte: was geſcheh'n,
Der Anblick ſelbſt erzählte die Geſchichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurige Begebenheit,
Elend geword'ne Zärtlichkeit,
Und ſchmeckt das Glück, um Andre ſich zu quälen,
Laßt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſeh'n,
Und leidet mit bei fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unſre Herzen,
Und heiſcht die Menſchenlieb' in uns ihr Haupt erhöh'n.
Die Tugend bleibt uns ſelbſt im Mißgeſchick noch ſchön.

Die Roſenknospe und die Lindenblüthe.

Eine Roſenknospe rühmte Lindenblüthen
Ihre Schönheit. — „Balſamduft
Hauchen wir in dünne Luft,
Sagten all' auf einmal und geriethen

Faſt in Zorn. Die Knoſpe ſchwieg;
Zanken, denkt ſie, will mir nicht geziemen.

Gegen Abend aber ſtieg
Ihr Geruch empor. — Sie ſpricht:
„Seine Schönheit darf man rühmen,
„Seine Tugend nicht.“

Der Kuckuck und der Zeiſig.

Es hatten im belaubten Hain
Einſt in des Lenzes heit'ren Stunden
Der Vögel viel ſich eingefunden,
Der Blüthenzeit ſich zu erfreu'n.
Sie hoben fröhlich ihr Gefieder,
Aus allen Kehlen groß und klein,
Ertönten kunſtlos ſüße Lieder.
Ein Kuckuck nur ſaß ganz allein
In einer Buche dunklen Schatten,
Und rief: Kuckuck! mit dumpfem Ton;
Die Vögel alle vor ihm floh'n,
Sobald ſie ihn erblickt nur hatten.

Da zwitſcherte ſein muntres Lied
Nicht weit von ihm in grünen Zweigen

Ein Zeiſig. Ihn der Kuckuck ſieht.
„Ha!“ rief er: „es iſt doch ganz eigen,
Daß jeder Vogel ſcheu mich flieht;
Sing' ich zwar nicht wie Philomele,
So ſteht des Pfau's, des Raben Kehle
Der meinen doch unendlich nach.“ —

„Den Grund davon will ich Dir ſagen.“
Der Zeiſig, raſch entflatternd, ſprach:
„Ihr Ton kann Keinem zwar behagen,
Allein klingt er auch widerlich,
So lernt man doch ihn bald ertragen,
Denn es ſpricht Keiner ſtets von — ſich.“

Thräne.

Eraſt, den ſtiller Mangel drückte,
Saß einſt im dunklen Lindenhain,
Der ſeines Fürſten Garten ſchmückte,
Und ſuchte ſchlummernd noch die Pein
Der ſchwärzern Zukunft, die ihn ſchreckte,
Als ihn im nächſten Bogengang
Das Aechzen eines Mädchens weckte.
Er lauſcht; mit lautem Schluchzen rang
Die dumpfe Stimme: „Gott, wie lang'

Verbirgſt Du Dich! Du haſt gehöret,
Was dieſer Reiche für das Brod,
Wodurch er meines Vaters Noth
Erleichtern will, von mir begehret.

Dem Lauſcher ſchwoll das Herz, er zog
Sein letztes Geld hervor und flog,
Von ſüßem Mitleid angefeuert,
Zur Fremden hin; ſie war verſchleiert.
Nimm, ſprach er, Edle! dieß zum Pfand
Der Ehrfurcht, nicht zum Tugendlohne;
Es iſt gering, doch rein die Hand
Des Gebers. — „Himmel!“ rief Theone;
„Er iſt's, mein Vater!“ Wie mein Kind! —
Sie war's. Er küßte jede Thräne,
Die an der Tochter Wange rinnt,
Entzückt. O, feiert dieſe Scene,
Ihr Engel, ſie iſt euer werth! —
Doch plötzlich werden ſie geſtört.
Philint, der Schmuck der Erdenſöhne,
Der Alles, tief bewegt, gehört,
Sprang aus dem Buſch: „Erhab'ne Seele!
Sprach er mit glühendem Geſicht
Zur Jungfrau: „meine Hand, wo nicht
Die Hälfte meiner Güter — wähle!“

Euch die Theonen's Geiſt beſeelt,
Empfänglich nur für Edelthat,
Euch wird das eigne Herz verrathen,
Was ſie gefühlet und gewählt.

Sylvie und die Schlange.

Wie reizend iſt ſie, waſſergrün
Mit Streifen, gelb wie Gold,
Und ihre Blicke, wie ſie glüh'n!
Und doch ſo ſanft und hold.

So dachte Sylvia; ſie ſaß
An eines Baches Rand,
Als eine Schlange durch das Gras
Sich ihr entgegen wand.

„Du biſt nicht giftig. Nein, fürwahr!"
Sprach ſie, und ſorgenlos
Reicht ſie von ihrem Brod' ihr dar,
Und nimmt ſie auf den Schooß.

Nun ſchlang ſie bald ſich um die Hand,
Bald um den Nymphenleib

Des Mädchens, das Vergnügen fand
Am neuen Zeitvertreib.

Schnell fuhr es wie ein Lanzenſtich,
In ihre Bruſt, ſie ſchrie:
„Scheuſal! du tödteſt ſpielend mich!“
Ich, ſprach ſie: ſpiele nie.

O, daß dieß Wort die Unſchuld nicht
Im Buſen donnern hört,
Wenn ſie der ſchlaue Böſewicht
Durch Schmeichelein bethört.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungeſtümem Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zeus läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſendet Wind und Regen,
Denn ſtürmiſch ſollt' es heute ſeyn.

Der Wandrer ſetzt mit bittrer Klage
Daß Zeus mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.

So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und ſchnell ihn, ſtill zu ſteh'n, gebietet,
So oft ertönt ein Läſterwort.

Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen
Er eilt, den Regen und den Stürmen
In dieſem Holze zu entgeh'n;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
Sieht er ſchon einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen ſteh'n.

Der Räuber greift nach ſeinem Bogen,
Den ſchon die Näſſe ſchlaff gezogen,
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen ſind zuwieder,
Der Pfeil ſinkt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren ſoll.

„O, Thörigter!“ läßt Zeus ſich hören;
„Wird Dich der nahe Pfeil nun lehren,
„Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
„Hätt' ich Dir Sonnenſchein gegeben,
„So hätte Dir der Pfeil das Leben,
„Das Dir der Sturm erhielt, geraubt.“

Der Storch.

Ein Storch nach einem Dorfe kam
Seit vielen Jahren, er die Spitze
Von einem Dach zu ſeinem Sitze,
Sein Neſt ſich darauf bauend, nahm.
Der Mann, dem dieſes Haus gehörte,
Ihm nicht den ruh'gen Aufenthalt,
Den er ſich ausgewählet, wehrte;
Ein Andrer kauft' es jetzt, und bald
Der neue Herr das Neſt zerſtörte;
Es fand bei ſeiner Wiederkehr
Der Storch ſein altes Neſt nicht mehr.

Da ſchüttelte er ſeine Flügel
Auf dem jetzt neſtberaubten Dach,
Und flog weit über Thal und Hügel.
Es rief ein andrer Storch ihm nach:
„Was ſoll die ungeſtüme Eile,
Was treibet Dich ſo plötzlich fort?
Du warſt ja immer hier, ſo weile
Auch künftig noch an dieſem Ort." —

„Das," rief der Storch: „wird mir nicht frommen;
„Sonſt freilich hauſt' ich hier, denn gern

„Und gaſtlich ward ich aufgenommen;
„Das Haus verlor den alten Herrn,
„Jetzt iſt die Gaſtfreundſchaft hier fern,
„Und nie werd' ich dahin mehr kommen."

Der Mohn und das Stiefmütterchen.

„Stiefmütterchen!" ſo rief der Mohn
Einſt dieſem Blümchen zu mit Hohn;
„Sollt' ich ſo einen Namen tragen,
Ich ließe dann mich nirgends ſehn;
Ich müßte vor Verdruß vergeh'n,
Hört ich ein einz'ges Mal ihn ſagen." —

Sanft die Verhöhnete verſetzt:
„So nennt man mich; doch mich verletzt
„Es nicht, wenn ich mich nennen höre;
„Liebreich begabt von der Natur,
„Such' ich, nicht eitel, meine Ehre,
„In dem, was ſie verlieh'n mir, nur;
„Ich hab', erblüht auf ſtiller Flur,
„Den Namen mir ja nicht gegeben.
„Den kleinſten Namen — glaub' es mir —
„Kann man durch rühmliches Beſtreben
„Und durch ein tugendhaftes Leben
„Verleih'n des größten Namens Zier."

Phryne.

Als Phryne vor dem Putzaltar
Ihr balſamirtes ſchwarzes Haar
Mit grauem Modepuder ſchmückte,
Und mit dem Anſtand einer Braut
Auf ihre zarte Roſenhaut
Ein ganzes Weltſyſtem von ſchwarzen Pflaſtern drückte,
So trat Urania, die gute Fei,
Die ſie zur Taufe hob, unangeklopft herbei,
Und ſprach, mit Majeſtät in jeder Miene,
Mit Ernſt in jedem Ton, zur armen blaſſen Phryne:
„Noch ehe Du das Licht der Unterwelt erblickt,
„Hab' ich Dich mit dem Reiz des Himmels ausgeſchmückt,
„Und Du, Wahnſinnige! Du wagſt mit eig'nen Händen
„Das Denkmal meiner Huld zu ſchänden?"
Jetzt fährt ſie mit dem Zauberſtab
Erzürnt an Phrynen's kalte Stirne;
„Wohlan, galante Modedirne!
„Behalte ſtets den Reiz, den Deine Kunſt Dir gab."

So ſprach die Fei und ſchnell war ſie verſchwunden.
Die gute Phryne ſaß allein,
Gleich einem unbeſeelten Stein,
Den halben Vormittag, im Armſtuhl angebunden.
Kaum kam ſie zu ſich ſelbſt zurück,
So blieb ihr erſter ſchwacher Blick
Auf dem getreuen Spiegel kleben.
„Was ſeh' ich? Himmel! iſt es wahr!
„Ich eine Tigerhaut? ich graues Haar?
„Die Schmach kann ich nicht überleben!“
So ruft ſie, rauft ſich voller Wuth
Die Locken aus, und wäſcht ſich bis auf's Blut.
Umſonſt, es will ihr nicht gelingen,
Die ſchwarzen Flecken wegzubringen:
Und ach! ſie ſtarb, wie man leicht denken kann —
Ihr Mädchen, zittert! — ohne Mann.

Der Pfau und die Nachtigall.

Ein Pfau — man weiß, die Harmonie
Iſt nicht die Mitgift ſeiner Kehle —
Sah ſtaunend, daß, ſobald er ſchrie,
Des Waldes Muſe, Philomele;

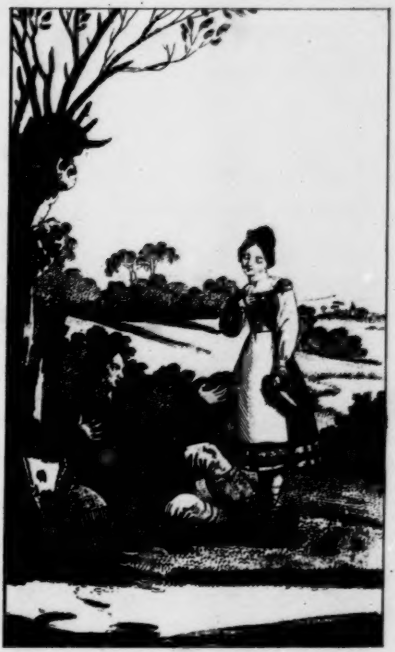
Mit ihren Melodieen ſchwieg,
Und ſchnell mit hochentzückter Seele
Dem Buſch, der ſie verbarg, entſtieg,
Um ihn voll Ehrfurcht zu begrüßen.
„Du, deren reizendes Talent
Selbſt Juno's Vogel nicht verkennt.“
So fragt er einſt: „o, laß mich wiſſen,
Warum mein Ruf Dich, deren Lied
Mich oft beſchämet, an ſich zieht?“ —

„Ein Glück, dem keins auf Erden gleichet,
Das Glück, daß ich jetzt Mutter bin,“
Sprach ſie: „genießt mein Herz durch ihn.
Du weißt, ſein ſcharfer Laut verſcheuchet
Der Schlangen mörderiſche Brut.
Jüngſt ſaß ich ſtill auf meinen Eiern,
Als eins von dieſen Ungeheuern,
Mit einem Blick voll ſchlauer Wuth
Herbei ſchlich, um ſie auszuſaufen.
Ich bat umſonſt; doch nun erſchallt,
Dein mir ſonſt eckles Kräh'n im Wald',
Und plötzlich ſah' ich es entlaufen.
Heil Dir, mein Retter! mein Geſang
Verſtummt vor deiner Stimme Klang,

So wenig ſie der Spötter ſchätzet:
Wer nützt, iſt mehr, als wer ergötzet."

Die Waſſerſchöpferin.

Mit einer Kanne ging Luiſe
Zum Bach nach einer grünen Wieſe:
Da ſah ſie einen Wandersmann,
Er lag am Weg, erſchöpft; verſchmachtet,
Er nicht mehr von der Stelle kann.
Kaum daß Luischen ihn betrachtet,
Sie auch zum Bach ſchon eilig läuft;
Sie ſchöpfet Waſſer, kehrt dann wieder,
Und auf den Pilger ſie hernieder
Vorſichtig klare Tropfen träuft.
Er öffnet ſeine Augenlieder,
Die ſchon die Ohnmacht zugedrückt;
Das Mädchen dankbar an er blickt.
„Arm, kann ich nichts als Worte geben,"
Spricht er: „doch eine ſchöne That
„Den Lohn ſchon in ſich ſelber hat;
„Sie folgt uns durch das ganze Leben."



Drittes Buch.

Monime.

Durch Anmuth der Geſtalt, durch Schönheit des Verſtands
Erwarb **Monime** ſich den Beifall Griechenlands.
So mancher buhlt um ſie, es flehten ſeine Blicke
Um ihre Gunſt. Umſonſt! Beſchämt wich er zurücke,
Denn war **Monime** ſchön, ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld, wie ihr Blick an Geiſt und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunſch des Unbeſcheidnen wehrte,
Flößt ihm Verehrung ein, und ſeine Liebe mehrte;
Arm war ſie von Geburt, doch frei von Leidenſchaft,
Von Schmeichlern ſtets umringt, verblieb ſie tugendhaft. —

Doch Gold ſpricht ſehr beredt; der Diamanten Flehen,
Ein glänzendes Geſchick, und Rang. — Wer wird ihm widerſtehen?

Ein Prinz aus Pontus iſt's, der große Mithridat,
Der mit entflammter Bruſt ſich zu Monimen naht;
Ein König ſeufzt und fleht. Zu ſchmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bei dieſem Glück Monimen's Tugend wanken?
„„Prinz" fing beherzt ſie an: „Du ſcheinſt durch mich gerührt,
„Und rühmſt den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert,
„Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Jugend,
„Die Schönheit gab ſie mir, und ich gab mir die Tugend,
„Nicht jene macht mich ſtolz, nein! dieſe macht mich kühn.
„Sey tauſendmal ein Prinz; umſonſt iſt Dein Bemüh'n!

„Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen;
„Nur als Gemahl wirſt Du Monimen's Herz gewinnen."

So unbeweglich bleibt ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, ſein ſüßes Flehn, der köſtlichſte Gewinn,
Des Hofes Pracht und Glanz, nichts konnte ſie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr ſeine Krone bringen.
O welch' ein ſelt'nes Glück! Von nied'rem Blut entſteh'n,
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöh'n!
Wie lange, wirſt du, Glück, Monimen's Herz vergnügen?
Wie lange? —
Mithridat hofft, Rom noch zu beſiegen;
Flieht aus Monimen's Arm, um in den Krieg zu zieh'n;
Doch der, der ſiegen will, muß bald, beſiegt, entflieh'n,
Rom ſetzt ihm ſiegreich nach, ſein Land wird ihm genommen.

Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen,
Eh' dieß der Prinz erlebt, beſiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav' eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

„So,“ ruft ſie: „raubt mir auch die Hoheit noch das Leben?
„Die für entriſſ'ne Ruh mir einen Thron gegeben,
„Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
„Daß ich den Niedrigſten zum Gatten nicht gewählt?“ —
Sie reißt den Hauptſchmuck ab, um ſtolz ſich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu ſchlingen;
Allein das ſchwache Band genügt dem Wunſche nicht,
Es reißt und weigert ſich ſolch einer harten Pflicht.
„O,“ ruft ſie: „Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
„Sogar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir noch verſagen? —
Sie wirft ihn von ſich, tritt, von Wuth ergriffen, d'rauf,
Und giebt durch einen Dolch ihr junges Leben auf.

Die Taube.

In einem Hain, wo König Adler thronte,
Wo Habicht, Geier, Kauz und Specht,
Wo Lerch' und Nachtigall und kurz, wo das Geſchlecht
Der Vögel groß und klein beiſammen friedlich wohnte,
Fand einſt an einem Frühlingsfeſt
In einer ſtillen Myrthenlaube
Ein Tauber eine junge Taube,
Und nahm als Gattin ſie mit in ſein kleines Neſt.

Erzogen im geheimen Schatten
Der Häuslichkeit, der Unſchuld Aufenthalt,
Erſchien ſie nun mit dem erwählten Gatten
In einer neuen Welt, in dem ihr fremden Wald:
Es nahten bald ſich ihr die Vögel aller Arten,
Der Kuckuck, dem ſein Ich die zweite Sylbe war,
Der läppiſch eitle Pfau, der kecke Schwätzer Staar,
Die keine Schmeichelei bei unſerm Täubchen ſparten.

Nun ward ihr bald ihr Neſt zu klein,
Sie riß vom Gatten ſich, für ſüße Schmeichelei'n
Konnt er ihr nichts, als ſeine Sehnſucht geben:

Sie aber ſchmachtete nach einem freiern Leben,
Und hoffte nun, von Eitelkeit bethört,
Durch Schönheitsglanz, durch Geiſteswerth,
Mit eines Adlers Sohn ſich himmelan zu heben.

Doch bald verließ die flatterhafte Schaar
Der Heuchler ſie, kein hochgebor'ner Aar
Umkreiſte mehr die allbekannte Taube;
Ihr erſtes Blüthenleben war dahin,
Verloren war der weiche Kinderſinn,
Und mit ihm ſchwand der Unſchuld frommer
Glaube;
Gequält von Reu' und tauſendfachem Leid'
Schloß ſie ſich nun aus Langerweile
Und Lebensüberdruß feſt an die garſt'ge Eule,
Die Mäuſe fängt und Unheil prophezeiht,
Und ſucht nun Troſt in ihrer Eitelkeit:
Minerva's Vogel iſt die Eule!

Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib,
Geliebt von ihrem Mann, geſund an Seel' und
Leib,

Früh. Morgens in die Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen ſüße Milch in einem großen Topfe;
Lieſ, wollte gar zu gern: kauft Milch! am erſten ſchrei'n;
Die erſte, dachte ſie: die erſte Milch iſt theuer,
Will's Gott, ſo nehm' ich heut ſechs baare Groſchen ein!
Dafür kauf' ich mir dann ein halbes Hundert Eier;
Mein Hühnchen brütet ſie mir all' auf einmal aus;
Gras, eine Menge, ſteht um unſer kleines Haus,
Die kleine Küchelchen, die meine Stimme hören,
Die werden herrlich da ſich letzen und ſich nähren,
Und ganz gewiß! der Fuchs der müßte liſtig ſeyn,
Ließ er mir nicht ſo viel, daß ich ein kleines Schwein
Dafür ertauſchen könnt'! O, ſehet mich nur an!
Wenn ich mit etwa ſchon darauf im Geiſte freue,
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann!
Zu mäſten koſtet es ja nur ein wenig Kleie.
Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
In meinem kleinen Stall, ein Kälbchen wol dazu;
Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
Und immer hüpft's und ſpringt's, wie muntre Lämmer ſpringen.

„Hei!“ ſagt ſie und ſprang auf, und von dem Kopfe fällt
Der Topf mit Milch, mit ihm das ſchöne baare Geld,
Und Kalb und Kuh und Reichthum und Vergnügen
Sieht nun das arme Weib vor ſich in Scherben liegen.
Erſchrocken bleibt ſie ſteh'n, und ſieht die Scherben an.
„Die ſchöne weiße Milch,“ ſagt ſie: „auf ſchwarzer Erde!“
Weint, geht betrübt nach Hauſ', erzählt's den lieben Mann,
Der ihr entgegen kommt mit ernſtlicher Gebehrde.
„Kind,“ ſagt der Mann: „ſchon gut! Bau nur ein andermal
Nicht Schlöſſer in die Luft! man bauet ſeine Qual!
Geſchwinder drehet ſich kein Wagenrad,
Als ſie verſchwinden in den Wind.
Wir haben all' das Glück, das unſer Junker hat,
Wenn wir zufrieden ſind!“

Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Urſach' biß,
Und was ſie biß, das trieb's nicht lange,
Die Wunde ſchwoll, es ſtarb gewiß.

Dieß ging ihr lange Zeit von ſtatten,
Bis, da ſie einſt im Graſe ſpielt,
Sie einmal ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß ſie, weil ſie es nicht wußte,
Mit einer ſolchen Wuth nach ſich,
Daß ſie davon ſelbſt ſterben mußte.
Daran, Verläumder, ſpiegle Dich!

Das Grillchen und der Schmetterling.

Ein armes Grillchen ſaß
Verſteckt im hohen Graſ'
Auf einem bunten Hügel.
Hier ſah das kleine Ding

Den ſchönſten Schmetterling
Mit ausgeſpanntem Flügel
Im Pomp vorüberzieh'n.
Ein lichter Farbenſpiegel
Von Gold, Ultramarin
Und Silber und Carmin
War ſein Gewand, das Futter
Glich reiner Perlenmutter.
Der eitle Stutzer wog
Sich in der Luft und flog
Von Roſen auf Narciſſen
Und Lilien, und ſog
Mit wonnetrunk'nen Küſſen
Den Balſamnektar ein.
„Ach!" rief das Grillchen: „müſſen
Die Herren denn allein
Auf Erden glücklich ſeyn?
Was immer reizt und blendet
Das hat ſchon die Natur
Dem Gecken all' verſchwendet.
Und ich? — Man ſehe nur
Die traurige Figur,
Die ich zu Markte trage.
Auch war auf unſrer Flur
Von mir noch keine Frage;

Kaum blickt man auf mich hin.
O, lieber gar begraben,
Als das ſeyn, was ich bin."

So ſprach die Siedlerin,
Als eine Rott: Knaben
Den Bühl herunterging.
Sie ſah'n den Schmetterling
Auf einer Tulpe naſchen.
Raſch lief der ganze Troß,
Den Harlekin zu haſchen;
Hut, Schnupftuch, Mütze ſchoß
Auf ihn von jeder Seite,
Und ach! der arme Tropf
Ward fliehend ihre Beute.
Hans faſſet ihn bei'm Schopf,
Fritz packt ihn bei den Füßen,
Am Fittig zerrt ihn Klaus
Und kurz, er wird zerriſſen.

Das Grillchen ſah den Strauß
Von einer Wieſenblume,
„Ach," rief es ſchaudernd aus:
„Wenn man bei'm eitlem Ruhme
„Zu glänzen, ſo viel wagt,

„So hat mein Eigendünkel
„Mit Unrecht ſich beklagt.
„Wie lieb wird nun mein Winkel
„Mir ſeyn! Wer ſich erhebt,
„Muß ſtets in Sorgen ſchweben;
„Nur der kann glücklich leben,
„Der im Verborg'nem lebt.“

Das Kind und die Mutter.

Mit Thränen auf den Roſenwangen,
Trat Minchen vor die Mutter hin,
„Was iſt mit Dir denn vorgegangen?“
Fragt dieſe. Mütterchen, ich bin,
Recht ſehr betrübt. Hör' nur, ich machte
Mir Seifenblaſen, eh' ich's dachte
War jede, wie ein Blitz, dahin.
Wie fang' ich's an, daß ſie mir nicht verſchwinden,
Sie waren gar zu ſchön! —

„Die Kunſt, Kind, wirſt Du nie erfinden,
Doch kannſt Du d'raus belehrend ſeh'n,
Wie flüchtig alles äußre Schöne.“
Die Mutter zu der Tochter ſpricht,

Und küſſet ihr die bitt're Thräne
Von ihrem blühenden Geſicht.

Die Kornblume.

Im Garten eines Schloſſes glänzten
Die ſchönſten Blumen, die den Rand
Von einer Flora rund umkränzten;
Ein Werk von eines Künſtlers Hand.

Hier Lilje ſich an Roſe reih'te,
Hier in die reine Frühlingsluſt
Gefüllter Nelken Kelch verſtreute
Mit Hyacinthen ſüßen Duſt.

Orang' und Myrthen ſah man ſproſſen,
Und unter allen ungepflegt
War eine Kornblum' aufgeſchoſſen,
Die nur das Aehrenfeld ſonſt trägt.

Sie hörte bald ein leiſes Ziſchen
Von allen Blumen, faſt wie Hohn.
„Wie kannſt Du unter uns Dich miſchen?"
Fragt' eine Tulp' in ſtolzem Ton.

„Wir ſind die Zierde der Palläſte,
Du dufteſt und Du ſchimmerſt nicht.
Wir ſchmücken ſchwelgeriſche Feſte;
Die Fürſtin in ihr Haar uns flicht.

Zudringliche! geh', ich ermahne
In Güte Dich!“ — Die Tulpe ſchweigt.
Da liſpelt leiſe die Cyana:
„Der Zufall hat mich hier erzeugt.

„Nie fiel mir's ein, Euch zu mißgönnen,
„Zu neiden Euren Platz und Glanz;
„Ich will mich gerne von Euch trennen,
„Ich ſchmücke nur den Erntekranz.“

Selinde.

Das ſchönſte Kind zu unſern Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich alſo ſagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag,
Selinde ſoll ſich malen laſſen.
Sie weigert ſich, der Maler läßt nicht nach;
Er bat, bis ſie es ihm verſprach,

Und ſchwur, getreu ſie aufzufaſſen.
Sie fragt: wie viel man ihn bezahlt? —
Ich hätte ſie umſonſt gemalt,
Zu weiden ſich an edlen Zügen,
Muß dem, der Schönheit liebt, genügen.

So ſchön Selinde wirklich war,
So ſchön, und ſchöner nicht, ſtellt ſie der Maler dar,
Der kleinſte Zug ſchien ihm zu glücken,
Das Bild war treu und ſchön bis zum Entzücken;
So reizend, daß der Maler ſelbſt vergißt,
Daß es ein Werk von ſeinen Händen iſt.

Der Maler bringt das reizende Geſicht;
Selinde ſieht es an, erſchrickt, und legt es nieder.
„Hier, nehmen Sie Ihr Bild nur wieder,
„Sie irren ſich, daß bin ich nicht!
„Weshalb mit ſo viel Schmeicheleien
„Mich ſo verſchönt zu conterfeien?
„Erdichtet iſt der Mund, und ſchöner iſt das Kinn;
„Kurz! nehmen Sie das Bildniß hin!
„Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich es wirklich bin.
„Wahrſcheinlich wollten Sie die Venus malen;
„Wohlan! Die mag Sie auch bezahlen.“

So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn' es ſeyn zu wollen?
Wie Viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich ſind,
Und die wir mit Gewalt für reizend halten ſollen.

Der Maler nimmt ſein Bild, und ſpricht kein Wort,
Geht trotzig, wie ein Künſtler, fort.
Was wird er thun? — Er wird es doch nicht wagen,
Solch' ſchönes Mädchen zu verklagen?

Er klagt. — Selinde muß ſich ſtellen;
Die Richter werden doch ein günſtig Urtheil fällen?
O fahrt ſie nicht voreilig an;
So ſehr ſie unrecht hat, ſo edel iſt ihr Wahn.

Hier kommt ſie ſchon, hier ſteht Selinde,
Wer hat mehr Anmuth noch geſeh'n?
Der ganze Rath erſtaunt vor dieſem ſchönen Kinde,
Und ſein Erſtaunen ziert ſie ſchön,
Und jeder Greis in dem Gerichte,
Verliert die Runzeln vom Geſichte.
Man ſah auf's Bild; doch jedesmal
Verweilt der Blick auf dem Original,
Und jeder rief: Sie iſt getroffen! —

„O," ſprach ſie hold beſchämt; „wie konnt' ich's hoffen?
„Er hat mich viel zu ſchön gemalt,
„Und Schmeichler werden nicht bezahlt."

Selinde, hub der Richter an:
Kein Maler konnt' Euch treuer malen,
Was man von ihm erheiſchen kann,
Hat als ein Künſtler er gethan.
Abbittend müßt' Ihr ihn bezahlen!
Doch weil Ihr von Euch ſelbſt nicht eingenommen ſeyd,
So geht nicht unbelohnt von dieſem Richterplatze;
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Beſcheidenheit.

O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden;
Du, du verdienſt ein hohes Lobgedicht,
Und wärſt du jung, verdienteſt Du Selinden.
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man ſprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen ſprach;
Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reizend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre,

Je minder man ſich ſelbſt gefällt,
Um deſto größ're Achtung man erhält.

Die beiden Perſer.

In Perſien war einſt ein Brüderpaar,
Das, nach der Väter Brauch, die Sonne gött-
lich ehrte.
Der ält're Bruder, der einſt Zweifler war,
Und ſeinen Geiſt mit kühnen Grillen nährte,
War ohne Bart, die Gottheit auszuſpähn,
Ihr Weſen zu durchſchau'n, ihr Lichtmeer zu er-
gründen,
Und Tagelang ihr in's Geſicht zu ſeh'n,
Oft ſelbſt, um Flecken aufzufinden.
Der arme Philoſoph bekam zuletzt den Staar,
Und nun vermaß er ſich, die Sonne ganz zu
läugnen.
Da haben wir's! das Grübeln bringt Gefahr;
Mit mir ſoll ſich der Fall, bei'm Himmel! nicht
ereignen,
Rief hier ſein Bruder aus; der ſtets ein Stroh-
kopf war,
Den Frömmelei und Aberglauben heitzte,
Und nahm ſich heilig vor, ein Idiot zu ſeyn.

Wer will, der kann; das Ziel, nach dem er geizte,
Lag gar nicht weit, ſein Wunſch traf pünktlich ein,
Und nun begrub der Schwärmer ſich allein
In eine finſtre Gruft. Sein ſchwindlichtes Gehirne
Hieß ihn aus Gottesfurcht das Licht verſchmäh'n;
Damit ſein kühner Blick die Sonne nicht erzürne,
Verdammte ſich der Thor, ſie nie zu ſeh'n.

Wer die Vernunft gebraucht, die Gottheit zu ergründen,
Guckt ſich zuletzt die Augen aus,
Dem, der in's Dunkle flieht, um ja nicht zu erblinden,
Gebührt ein Platz im Irrenhaus.
Es muß der Menſch auf dieſer Lebensreiſe
Das Lämpchen der Vernunft der echten Weisheit weih'n;
Das iſt: der ſchönen Kunſt mit Einſicht gut zu ſeyn;
Denn nur der gute Menſch iſt weiſe.

Die Roſe und das Immerſchön.

Man ſah auf einem Gartenbeet
Ein Immerſchön und eine Roſe,
Und wie es unter Nachbarn geht,
Zumal wenn eine gute Doſe
Von Stolz der Einen Buſen bläht,
Es kam zum Streit. „Ich,“ ſprach die Roſe:
„Des Zephyr's und der Flora Kind,
Bin ſchön. In Verſen und in Proſe
Sagt mir's der Muſen Hofgeſind.
Aurora weilt auf meinem Schooße,
Und Phöbos buhlt um meinen Kuß;
Noch ſchielt der letzte ſeiner Blicke,
Wenn er ſich von mir trennen muß,
Nach meinem Purpurmund zurücke,
Dann küßen Luna's Thränen mich,
Und meine Blätter wölben ſich,
Durch ſie geſtärkt, zur weichen Grotte,
Aus der ein Duft von Ambra weht,
Und die dem holden Liebesgotte
Zu ſeinem Lager offen ſteht.
Ich bin's, die Venus Finger pflücket,
Die täglich ihren Buſen ſchmücket,
Und ſeinen Marmorglanz erhöht.

Ja, ſelbſt in Paphos Heiligthume
Theil' ich mit ihr den Weihrauch nur;
Und kurz, ich bin die ſchönſte Blume
Im ſtolzen Kranze der Natur.“ —

„Ich eifre nicht mit Deinem Ruhme,“
Erwiedert' ihr das Immerſchön: —
Beſcheiden war ſein Ton und leiſe —
„Man muß den Preis Dir zugeſteh'n;
„Schön biſt Du, doch biſt Du auch weiſe?
„Der Reiz, den Du durch Eitelkeit
„Befleckteſt, iſt mir nicht verliehen,
„Allein er glänzt nur kurze Zeit,
„Mich ſchmückt der Vorzug, ſtets zu blühen.“

Ihr, die Ihr, in Euch ſelbſt verliebt,
So ſtolz mit Eurer Schönheit prahlet,
Merkt Euch — es iſt für Euch gemalet —
Die Lehre, die dieß Bild Euch giebt.
Schön ſind die Roſen Eurer Jugend;
Allein die Zeit zerſtöret ſie.
Nur die Talente, nur die Tugend
Veralten nicht und ſterben nie.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen?
Doch nöthig iſt's, daß man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolche Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen,
Um deſto leichter wird das Uebel dann entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges ſchönes Weib,
Ging munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halb todt auf's Ruhebette nieder.
Sie röchelt? — wie? Vergißt ihr Blut den Lauf? —
Geſchwinde! lößt die Schnürbruſt auf!
Schnell! Schnell!! Doch läßt es ſich erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit,
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Es ſchwimmt der arme Mann in Thränen,
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſt's, nach der Gattin Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. — Ein junger Aesculap

Erſcheint ſogleich in vollem Trab'
Und ſetzt ſich vor der Kranken Bette,
Vor der er ſich ſo eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Rezeptbuch ſagt,
Und läßt, die Krankheit bald zu heben,
Sich eilig Dint' und Feder geben.

Er ſchreibt. Der Diener läuft. Es ruft indeß der Mann
Den ſo erfahr'nen Arzt bei Seite,
Und fragt: was doch der Zufall wol bedeute?
Der Doktor ſieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Symptome giebt es viel zu Zeiten,
„Die laſſen nicht ſogleich ſich deuten;
„Gefahr ſcheint aber nicht zu ſeyn,
„Nichts iſt's wol, als ein Schnupfenfieber,
„Nach wenigen Tagen geht's vorüber.“ —

Dem Mann muß dieſer Ausſpruch freu'n;
Die Nacht verſtreicht, ein Trank iſt eingenommen,
Doch ſtellt ſich keine Beſſ'rung ein.
Es muß ein zweiter Doktor kommen.

Er kommt. Geduld, nun werden wir's erfahren,
Was iſt's, was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doktor ſieht es ganz genau,
Daß ſich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erſt ſoll's ein Schnupfen ſeyn,
Und jetzt ſollſt Du die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn Einer muß ſich doch betrügen,
Nein! überlaßt ſie der Natur,
Und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſetzt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte,
Sie iſt doch nicht ſo ſchlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht geneſt' ſie heute.
Der Mann kommt nicht von ihrer Seite,
Eh' eine Stunde halb verfließt,
Fragt er ſie hundertmal, ob's noch nicht beſſer iſt?
Ach! ungeſtümer Mann, Du nöthigſt ſie zum ſprechen;
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt Du ſchon,
Daß ſich die Schmerzen ſtets vergrößern.
Bald wird es ſich mit Deiner Gattin beſſern!

Der Tod — der Tod bringt ſchon herein,
Sie von den Martern zu befrei'n.

Wer pocht? — Es wird der Doktor ſeyn.
Doch nein, der Schneider kommt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuſchlagen,
„Er kommt," ſo ſtammelt ſie: „Er kommt zu rechter Zeit;
„Iſt dieß vielleicht mein Sterbekleid?
„Ja, wie Er ſieht, ſo werd' ich bald erblaſſen.
„Doch hätte mich der Himmel leben laſſen,
„So hätt' ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
„Von ſolchem Stoff, als Er, Er wird's wol wiſſen,
„Für meine Freundin machen müſſen.
„Es giebt nichts Schöners auf der Welt.
„Als ich zuletzt Beſuch gegeben,
„Da trug ſie dieſes neue Kleid,
„Doch geh' Er nur. O kurzes Leben!
„Es iſt doch Alles Eitelkeit!"

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre,
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, den Auftrag zu vollzieh'n.

Noch vor dem Abend kommt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm ſeufzend für den Gruß.
Allein wer ſagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
Er wickelt's aus. O welche Seltenheit!
Dieß iſt der Stoff, dieß iſt das weiße Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kann es doch nicht tragen.

Ach, Engel! ſpricht der Mann, bei ſanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt' ich Dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken!
„O," fängt ſie an: „ſo krank ich bin,
„So kann ich doch Dir, Liebſter! nichts verſagen.
„Ich will mich aus dem Bette wagen;
„So kannſt Du augenblicklich ſeh'n,
„Wie mir das neue Kleid wird ſteh'n."

Man bringt den Schirm und ſie verläßt das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte;

Man putzt ſie aus, geputzt trinkt ſie Kaffee,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid geweſen,
Und durch das Kleid muß ſie geneſen,
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt!

Die Nachtigall, die Taube und die Mücken.

Es ſaß in einer Fliederlaube
Nicht fern von einem grünen Thal
Benetzt von Regen, eine Taube,
Sie lauſchte dort der Nachtigall.
Im fernen Hain ihr Lied erſchallte,
Und ihrer Kehle ſüßer Schall
Hinüber zu der Laube wallte.

Die Taube war entzückt, ganz Ohr,
Ihr leiſes Girren ſelbſt verſtummte;
Allein ſie manchen Ton verlor,
Denn ein vorlautes Mückenchoor
Sie in der Laube ſtets umſummte.

Anfänglich mit Geduld ſie's trug,
Dann aber mit den weißen Schwingen
Sie hin und her unwillig ſchlug,
Zur Ruh die Summenden zu bringen;
Umſonſt! — Jetzt rief ſie zornig; „Still!
Wollt Ihr die Nachtigall nicht hören,
So müſſet Ihr doch den nicht ſtören,
Der ihres Lieds ſich freuen will."

Euch, Schwätzerinnen, kann es lehren,
Wie ihr durch Plauderhaftigkeit
Noch läſtiger als Mücken ſeyd.

Die Krähe.

Eine Krähe ſah voll Neid
Nach dem ſchönen Federnkleid'
Das Natur dem Pfau gegeben;
Manche Feder er verlor.
Jede heimlich aufzuheben,
Schoß die Krähe raſch hervor,
Und als eine gute Beute
Brachte viele ſie bei Seite.

Reich iſt ſie damit verſeh'n,
Sie nun ihren Fund benutzet,
Daß ſie ſtolz ſich damit putzet;
„Jetzt bin ich gewiß ſehr ſchön,"
Denket ſie: „ich muß vor Allen,
Sey es, wer es ſey, gefallen."

Sie ſtellt ſich der Vögel Schaar
Im erborgten Schmuck der Pfauen
Keck, voll eitler Hoffnung dar;
Auf ſie muß man ſtaunend ſchauen.
Aber ſie hat ſich geirrt,
Man den Blick zwar nach ihr lenket,
Neugiervoll man ſie umſchwirrt,
Doch — was ſie nicht wenig kränket —
Keiner ihr Bewund'rung ſchenket,
Und es ruft der Vögel Chor
Leiſ', auch laut wol, ſich in's Ohr:
Durch den bunten Schmuck der Pfauen
Ragen doch die ſchwarzen, grauen
Federn deutlich noch hervor;
Und ſogar die Tauben lachen,
Daß ſie, ſchwarz faſt wie ein Mohr,
Sich ſo ſchön und bunt will machen.

Unter Mädchen, unter Frau'n
Sind auch ſolche Kräh'n zu ſchau'n,
Die ſich dann weit ſchöner dünken,
Wenn ſie weiß und roth ſich ſchminken.

Der Zeiſig und die Finke.

Es flog aus einem Zeiſigneſt
Die Mutter, Futter einzuholen;
Bevor ſie aber es verläßt,
Wird erſt der kleinen Brut empfohlen:
„Daß Keiner ſich es unterſteh'
In's Freie vorſchnell ſich zu wagen;
Laßt es von mir Euch warnend ſagen:
Ihr büßet es mit Ach und Weh!“

Kaum daß die Flügel ſie erhebet,
Und Nahrung ſuchend, vorwärts dringt,
Ein muntrer Fink das Neſt umſchwebet,
Und einem jungen Zeiſig winkt.
„O komm heraus!“ er lockend ſingt:
„So öd' und eng iſt es im Neſte:
Hier iſt's ſo heiter und ſo frei;
Ein friſches Grün ſchmückt Zweig' und Aeſte;
Die ſchöne Zeit eilt bald vorbei,

Sie zu genießen, iſt das beſte,
Ich lade Dich jetzt dazu ein!
Komm', Nachbarin, Dich zu vergnügen,
Es wird Dich wahrlich nicht gereu'n!
Genau kenn' ich den ganzen Hain,
Wir wollen mit einander fliegen." —
Der Zeiſig ſprach: „Ich danke Dir,
Doch Deinen Vorſchlag zu erfüllen,
Geziemt ſich nicht; ich bleibe hier,
Gehorſam meiner Mutter Willen,
Denn wenn ſie etwas mir verbeut,
Geſchieht es nur aus Zärtlichkeit."

Die Folgſamkeit ſich auch belohnte,
In ein geſtelltes Garn der Fink,
Umher leichtſinnig ſchwärmend, ging,
Und er, ein Sklav', im Käſich wohnte.

Das Gemälde und der Käufer.

„Der große Mengs hat mich gemalt!"
Sprach ein Gemälde zu dem Käufer.
Doch der gerieth deßhalb in Eifer;
„Gemälde," ſprach er: „nicht geprahlt!
Du warſt ſo ſchmutzig, daß Dich Keiner

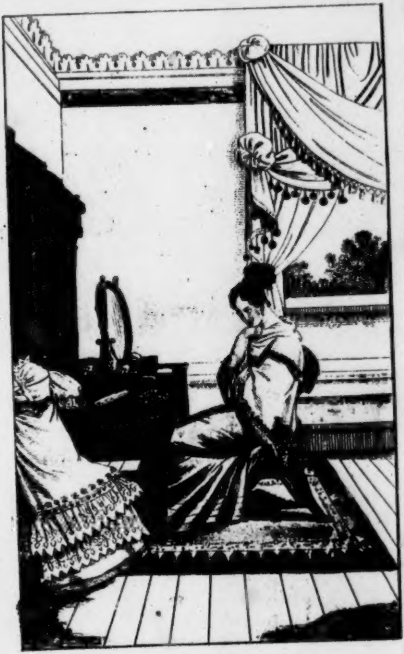
Erflehen wollt'; Zwar biſt du reiner
In etwas jetzt, indeß, ganz rein,
Würd'ſt Du nicht mehr ein Prahler ſeyn."

Die Schminkbüchſen.

Zwei Schminkbüchſen, roth und weiß,
Standen einſt auf der Toilette
Der vom Jüngling bis zum Greis
Angeſtaunten Henriette,
Aller jungen Schönen Preis.

Sich der Neid bei Beiden regt;
Jede ſich die Beß're dünket,
Und den ſtolzen Dünkel hegt,
Daß am reizendſten ſie ſchminket,
Wenn man ſorgſam auf ſie legt.

Und die rothe Schminke ſpricht:
„Kaltes Weiß, was träumſt Du? — Schweige!
Meſſe Dich mit mir doch nicht;
Ich erhöh' der Augen Licht,
Ihren Glanz ich zwiefach zeige." —



„Was Du rühmſt, das räum' ich ein,
Aber mehr bin ich zu achten,"
Meint' die Weiße: „Unſchuldsſchein
Kann ich zaub'riſch nur verleih'n,
Und das ſchwärmeriſche Schmachten." —

Henriette hört den Streit,
Und die ernſten Wort' erſchallten:
„Still! — Ihr Beide nützlich ſeyd;
„Unterdrückt den ſchnöden Neid,
„Und begnügt Euch, zu gefallen."

Die Raupe.

In einem Klub von Thieren ward
Die ſelt'ne Kunſt des Seidenwurms erhoben.
„Wie ſchön," rief Jedes aus: „wie fein, wie zart
Iſt ſein Geſpinnſt! Der Königinnen Roben,
Der Götter Scherpen ſind aus ihm gewebt."

Ich ſehe wol, ihr ſeyd nicht karg in Loben,
Sprach eine Raupe jetzt: was ihr ſo hoch erhebt,
Iſt des Geſchrei's nicht werth. — Vergebens wandte
Man dieß und das ihr ein; ſie gab nicht nach.

Im Gegentheil, je mehr man widerſprach,
Je hitziger ihr Zorn entbrannte.
Der Klub erſtaunt. Da trat aus einem Strauch
Der Fuchs hervor, und mit dem Ernſt des Bären
Sprach er: „ich will das Räthſel Euch erklären;
Es ſpinn't Milady Raupe auch."

Hamur.

Der Emir **Hamur** ging am Strand'
Des rothen Meers. Er ſah die Wellen
Mit Brauſen von der Felſenwand
In weißem Schaum hinunter prellen,
Und wie der Schaum bei jedem Stoß
Schnell in den Ocean zerfloß.
„So," ſprach er: „ſchwindet unſer Leben!"
Er ſeufzt und ein geheimes Beben
Treibt ihn zurück nach ſeinem Schloß.
Er tritt ermüdet in die Grotte
Des Dattelhains. Die Sonne ſank.
Hier ſaß auf einer Raſenbank
Ein hoher Mann, gleich einem Gotte,
In dünnes Abendroth gehüllt:
„Bereite Dich, nach dreien Tagen

Dich Dein Sohn zu Grabe tragen."
h er, und itzt verſchwand das Bild.

Der Emir ging voll ſtiller Sorgen
ein Gemach. Am erſten Morgen
er die Pachter ſeines Guts
ihren Weibern auf den Söller;
eiſt mit ihnen frohen Muths,
legt auf eines Jeden Teller
Quittung für die letzte Pacht.
zweiten Tag blieb er verſchloſſen;
chrieb bis in die ſpäte Nacht
ſeinen Sohn. Die Thränen floſſen
auf das Blatt, indem er ihn
hwor, den Müßiggang zu flieh'n,
zur Barmherzigkeit ermahnte,
ihm durch ſeinen letzten Rath
ſichern Weg zur Tugend bahnte.
ganzen dritten Tage that
Greis nichts, als mit vollen Händen
n ſeinem ſchattigen Altan
in Gold den Armen auszuſpenden,
d wirklich brach der Abend an,
er in ſeine Halle kehrte.
r ſtand ein grauer Muſelmann

Mit alten Lumpen angethan,
Der auch noch Troſt von ihm begehrte.
Sein Gold war all'. Doch Hamur zieht
Den Kaftan aus, und wirft dem Alten
Ihn um die Schultern. Plötzlich ſieht
Er ihn zum Geiſt ſich umgeſtalten,
Der vor drei Tagen ihm erſchien.
Er ſtaunt. Der Seraph küſſet ihn,
Und hob in Küſſen ſeine Seele,
Die er mit Lächeln Schweſter hieß,
Aus ihrer eingeſunknen Höhle,
Und flog mit ihr in's Paradies.

—

Was iſt die Lehre? — Laßt uns nie
Des Lebens goldnen Werth verkennen,
Ihn nie von ſeiner Kürze trennen,
Und unſre Weisheit ſpät und früh
In ſtillen Wucher mit den Schätzen
Der Tugend und des Reichthums ſetzen
Dann wird der Augenblick zum Jahr;
Dann wird ein jeder unſrer Tage,
Der unſrer Pflicht geweihet war,
Zur Ewigkeit in Gottes Waage,
Und winket uns die Todes Hand,
So ſtürzen wir die leere Schaale,

Und eilen, ſatt vom langen Mahle,
In unſer neues Vaterland.

Der Adler und die Lerche.

Kaum war die dunkle Nacht entfloh'n,
Kaum ſchimmerte am Himmelsbogen
Das Morgenroth, ſo war auch ſchon
Die Lerch' aus ihrem Neſt geflogen,
Und aus der kleinen Kehle drang
Dem Weltenſchöpfer Lobgeſang.

Ein Adler hört die Lerche ſingen,
Sein Fittig ihn zur Sonne trug.
Er lauſcht, und hemmet ſeinen Flug,
So lieblich ihm die Töne klingen;
Er fühlt ſich wundervoll bewegt,
Und langſam ſenkt er ſein Gefieder
Zur kleinen Sängerin hernieder.
„Was machſt Du?“ er die Lerche frägt.

Vergieb, ſprach ſie: ein inn'rer Drang
Erpreßte mir den Lobgeſang,
Ich mußt' in ungeſuchten Weiſen
Den Schöpfer aller Welten preiſen.

Vergieb. — „Was ſprichſt Du von Verzeih'n?"
Verſetzt der Aar: „Dich zu beſchützen,
Wenn Falke Dir und Rabe dräu'n,
Heiſcht meine Pflicht; ich will Dir nützen,
Du kannſt auf meinen Schwingen ſitzen,
Beſtrahlet von der Sonne Schein,
Dem Herrn der Welt Dein Lob zu weih'n."

—

Den Frommen wird in Unglücksſtürmen,
Sein Selbſtbewußtſeyn Troſt verleih'n,
Und mächt'ger Schutz nicht fern ihm ſeyn,
Ihn in Gefahren zu beſchirmen.

Der Fuchs und das Hühnchen.

Ein Hühnchen, das ſich in der Ernte,
Indem es Waizenkörner las,
Zu weit vom Mutterdach entfernte,
Und kichernd ſeine Beute fraß,
Sah ſchnell aus eines Baumes Höhle
Sich einen alten Kreuzfuß nah'n.
Das arme Ding befahl dem Pan
Mit Krächzen ſeine bange Seele.
„Getroſt!" rief ihm der Schächer zu:
„Mein Fräulein, warum zageſt Du?

„Doch ich begreife Dein Erſchrecken;
„Ach! meiner Brüder ſchlaue Wuth
„Pflegt oft genug mit Eurem Blut,
„Gott ſey's geklagt! ſich zu beflecken.
„Umſonſt ſuch' ich die Höllenbrut
„Durch frommen Zuſpruch zu bekehren;
„Sie ſpotten meiner treuen Lehren.
„Es ſey darum. Ein Biedermann
„Läßt ſich im Wohlthun doch nicht ſtören;
„Er trachtet ſtets, ſo gut er kann,
„Der Bosheit insgeheim zu wehren.
„Das thu' auch ich. Zwei Stunden ſchon
„Frag' ich nach einer frommen Zelle,
„Um Euch zu ſagen, daß mein Sohn,
„Der Gaudieb, und ſein Mordgeſelle,
„Der Marder, heut geſonnen ſeyn,
„Euch einen Nachtbeſuch zu machen,
„O ließen ſie mich zu ſich ein,
„Ich würde gegen dieſe Drachen
„Selbſt Deiner Aeltern Haus bewachen."

Das Hühnchen führt den Hannibal
Im Schafspelz hüpfend nach dem Hofe.
Doch kaum erreichten ſie den Stall,
So gab es eine Kataſtrophe,

Trotz der Pariſer Bluthochzeit.
Der Schutzherr warf der Heiligkeit
Erborgte Larve weg. Er ſtürmte
Die Burg; wie Hektor, der Titan
Im Lager der Atriden, thürmte
Er Hekatomben auf. Sein Zahn
Zerriß zuerſt den Monokraten
Der Kolonie, den ſtolzen Hahn,
Mit Weibern, Kindern, den Prälaten
Aus Kalekut. Das Hühnchen ſaß
Halb todt im Stroh; eh' er es fraß
„Nimm," ſprach er: „nach dem Höllenreiche,
„Mein Schatz, die große Lehre mit,
„Daß auf der Erde kein Bandit
„An Schalkheit einem Frömmler gleiche."

Die Widerſprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daß ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle dieſe Tugend haben;
Doch wenn's auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht,
So halt ich's doch für ein Gedicht,

Und ſag' es öffentlich, ich glaub' es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab' es oft verſucht, und manche ſchön genannt,
So häßlich ſie auch war, bloß weil ich haben wollte,
Daß ſie mir widerſprechen ſollte,
Allein ſie widerſprach mir nicht;
Und alſo iſt es falſch, daß Jede widerſpricht.
So kränkt man Euch, Ihr guten Schönen!

Jetzt komm' ich wieder zu Ismenen.
Ismenen ſagte man's nicht aus Verläumdung nach;
Es war gewiß, ſie widerſprach.

Einſt ſaß ſie mit dem Mann bei Tiſche,
Sie aßen unter andern Fiſche,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann: mein Engel, iſt mir recht,
So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten. —
„Das,“ rief ſie: „hab' ich wol gedacht!
„So gut man auch das Eſſen macht,
„So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu ſpotten;
„Ich ſag' es kurz und gut, der Hecht iſt all' zu blau.“—

Nur ruhig! ſprach er: liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber ſtreiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie den welſchen Hahn, den man was
Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Naſ' und Leſzen ſteigt,
Sie roth und blau durchſtrömt, ſich in den Flü-
geln ſträubet,
In alle Federn dringt und ſie gen Himmel kehrt,
Und zitternd mit Geſchrei und Poltern aus ihm
fährt;
So ſchießt Ismenen auch, da daß ihr Gatte
ſpricht,
Das Blut im Augenblick in ihr ſonſt blaß Geſicht.
Die Adern liefen auf, die Augen werden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Naſe
länger;
Ihr Haar bewegte ſich, ſtieg voller Zorn empor,
Und ſtieß, indem es ſtieg, das Nachtzeug von dem
Ort.
D'rauf fing ſie zitternd an: „Ich, Mann! Ich
Deine Frau!
„Ich ſag' es noch einmal, der Hecht war gar zu
blau!“

Sie nimmt das Glas und trinkt. — O laßt ſie doch nicht trinken!

Ihr Gatte geht, und ſagt kein Wort;
Doch kaum iſt er zehn Schritte fort,
So ſieht man ſie in Ohnmacht ſinken.
Wie konnt' es anders ſeyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geräuſch bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus,
Man ſtreicht ſie kräftig an; kein Balſam will ſie ſtärken,
Man reibt ihr Schläf' und Puls, kein Leben iſt zu merken,
Man nimmt verſengtes Haar, und hält ihr vor's Geſicht;
Umſonſt! Umſonſt! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geiſt ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann: er kommt, und ſchreit: mein Leben!
Du ſtirbſt? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau!
Wer hieß mich, dir doch widerſtreben,

Ach! der verdammte Fiſch! Gott weiß, er war
nicht blau!
Den Augenblick bekam ſie wieder Leben.
„Blau war er!“ rief ſie aus: „willſt Du Dich
noch nicht geben?“

—

So that der Geiſt des Widerſpruchs
Mehr Wirkung als die Kraft des heftigſten Geruchs.

Der Igel und die Schlange.

Zu einem Igel ſprach die Schlange:
„Weh Dir! was Du für Stacheln haſt!
Du wirſt gewiß nicht angefaßt?
Dein Anblick macht ſchon angſt und bange,
Und Dich bei aller Welt verhaßt!“ —

„Du irrſt,“ erwiederte das ſtachelvolle Thier:
„Die ganze Welt meint's gut mit mir;
„Es wird auch jederzeit geſchehen,
„Denn meine Stacheln laß' ich ſehen.“

Der Perlenkranz.

Vor Zeiten lag in einem heitern See
Ein Eiland, das wie Flora's Beete grünte,
Und einer holden, guten Fee
Und ihrem Hof zum Aufenthalte diente.
Vier junge Schönen zierten ihn,
Die Töchter einer Königin,
Die ſie als Pathin ſchon mit jedem Reiz geſchmücket,
Den ſeinem Ideal Pygmalion verlieh'n,
Und deren Geiſt ſie als Erzieherin,
Was einem höhern Sinn, als Aug' und Ohr, entzücket,
Das Bild der Tugend aufgedrücket.
Einſt redete die milde Lehrerin
Die Kinder alſo an: „Nun, Töchter, wird mein Wagen
Euch bald zurück zu Euren Aeltern tragen:
Ihr wißt, wie ſehr ich Eure Freundin bin;
Doch bin ich nicht mit Allen gleich zufrieden,
Und Einer nur hab' ich den Preis beſchieden,
Den ich zum Lohn der Beſten ausgeſetzt;
Es iſt ein Perlenkranz, den morgen bei'm Erwachen
Die, ſo mein Herz am höchſten ſchätzt,

Um ferner ihren Trieb zum Guten anzufachen,
In dieſem Körbchen finden wird.“
Sie reicht es Jeder hin, es war von goldnem Drahte
Mit Zauberkunſt geſtrickt. Halb freudig, halb verwirrt
Und mit Sylphidenſchritten, nahte
Die holde Gruppe ſich, die Gabe zu empfah'n.
„Dein iſt der Preis!“ rief Jede von den Schönen
Der andern zu, als ſie allein ſich ſah'n.
„Nein Dir!“ erwiederte mit Freudenthränen
Ihr Jede; „Nein, Dir iſt er zugedacht!“

Sie ſtreiten lang' und Keine will gewinnen,
Ein ſchöner Zwiſt! ihn endigte die Nacht.
Froh eilten nun die jungen Huldgöttinnen
Den ſeidnen Zellen zu. Kaum färbt Aurora's Pracht
Der hohen Felſen blaue Zinnen,
Als Jede ſich aus ihrem Bett' erhebt,
Und ſtumm und ſchüchtern auf den Zehen
Zum Putztiſch tritt, ihr Körbchen zu beſehen.
Wie glühet ihr Geſicht, wie wallt, wie bebt
Ihr ganzes Ich, als ſie den Kranz in ſolchem findet!
Ihr Roſenmund küßt dreimal das Geſchenk,
Von dem ihr Herz den ſüßen Werth empfindet.
Doch plötzlich legt, der Schweſtern eingedenk,

Sie es zurück; ſie ſollen es nicht wiſſen,
Sie ſind ſo gut! ich ſchleiche mich allein
Zur Pathin, werfe mich zu ihren Füßen
Und bitte ſie, mir zu verzeih'n;
Nun eilet ſie das Kleinod zu verſchließen.
So machten's Alle. — Doch die gute Fee
Sah tief gerührt auf ihren Kanapee
Den frommen Trug in ihrem Taſchenſpiegel;
Ihr Kammerzwerg ward abgeſchickt,
Sie her zu rufen. Auf des Windes Flügel
Trägt er die Botſchaft fort. Mit holder Schaam geſchmückt,
Erſcheinen ſchnell die himmliſchen Geſtalten.
„Nun,“ rief ſie ihnen zu: „wer hat den Kranz erhalten?“
Sie ſchwiegen. Ihre Freundin drückt
Sie liebreich an ihr Herz. „Ihr wollet Euch betrügen?“
So ſprach ſie: „ſeyd dafür geſegnet und geküßt!
Zehn Jahre Fleiß belohnt ein Augenblick Vergnügen,
Nicht mir allein, auch Euch. Mit mütterlicher Liſt
Hab' ich Euch bloß geprüft, es ſollte Keine ſiegen,
Und Jede fand den Preis in ihren Körbchen liegen,
Weil Jede ſeiner würdig iſt.“

Erkennet Euch an dieſen Zügen,
Die Liebreitz nicht allein auch Tugend ziert.
Was iſt in der Natur, das mehr entzückt und rührt,
Als wenn mit Schönheit ſich die Tugend paaret?
Durch dieſes Band, das mehr als Sonnen Gott beweißt,
Wird einer Schönen Leib zum Eden, und ihr Geiſt
Der Cherub, welcher es bewahret.

Lalage.

Vor'm Spiegel einer ſtillen See
Stand, ernſt nachſinnend, Lalage,
Und ſah, herabgebückt, ſich an;
Ein Regen kam, ihr Bild zerrann!
Da ſprach ſie mit erhob'nem Blick;
„So ſchwimm' ich ſelbſt einſt in den Staub zurück!“

—

Ihr Schönen lernt von Lalagen
So in dem Spiegel Euch zu ſeh'n.

Der Findling.

In einem hohlen Baum ſchlief eine wilde Taube
Auf ihren Eiern ein. Sie nahm ein Habicht wahr,
Der jenen Tag ſchon überſatt vom Raube
Zum Glück mehr Schalk war, als Korſar.
Er dachte bloß die Schläferin zu necken,
Und holte flugs ein warmes Ei
Von ſeiner eig'nen Brut herbei,
Das er ihr unterſchob. Mit frohem Schrecken
Staunt ſie erwacht das Wunder an;
Doch weil ihr Herz nichts Arges denken kann,
Faßt ſie den Schluß, das Ei mit ihren auszuhecken,
Der Findling trat an's Licht, ein Spielwerk der Natur;
Ein Täubchen an Gemüth, ein Habicht an Figur,
Nur fehlt ihm noch der Rock. Die Wöchnerin ernährte
Mit ihren Jungen ihn. Doch ſchärfer, als ein Luchs,
Sieht einer Mutter Blick. Sie fand, je mehr er wuchs,
Daß er dem Feinde glich, der einſt ihr Neſt verheerte;

Voll Angſt raunt ſie zuletzt der jungen Brut in's Ohr:
Der Gaſt iſt ein Bandit, kommt ſeiner Wuth zuvor.
Ihr Kinder, laſſet uns, eh' er erwacht, entfliehen.
Sie floh'n. Das Waiſenkind war noch nicht völlig flück;
Noch einen Tag blieb es im Neſt zurück,
Dann zwang des Hungers Noth es auch, davon zu ziehen.
Es irrte lang' umher, bis es im Hain
Auf einen Habicht ſtieß, der einen Staar verzehrte.
He! kleiner Fant! haſt Luſt, mein Gaſt zu ſeyn?
Rief ihm der Habicht zu; der Findling kehrte
Sein Auge weg. „Nein!“ rief er ſchaudernd: „Nein!“
Und flüchtete, erſtarrt faſt halb zur Leiche,
Aus Abſcheu vor dem Ungethüm,
Um ganz zu ſterben, in's Geſträuche.

Hier nahete jetzt Pan ſich ihm.
„Ich kenne Deine Noth,“ ſprach er: „und will ſie heben.
Du biſt, was Du nicht ſcheinſt, und ſcheinſt, was Du nicht biſt.

Was willſt Du ſeyn? Ich kann Dir Beides geben:
Ein Habicht, der mit Luſt die ſchwächern Vögel frißt?
Ein Täubchen, dem das Loos beſcheiden iſt,
Selbſt vor dem Habicht zu erbeben?“

Der Findling ſah ihn ſtaunend an.
Ein Raubthier ich? Nein! lieber gar nicht leben!
Er ſchwieg. Voll Huld berührte Pan
Des Zwitterweſens Haupt und Glieder,
Und ſtatt der Habichtslarve wand
Ein Täubchen, ſchneeweiß von Gefieder,
Mit frommem Zittern ſich aus ſeiner Schöpferhand.
„Empfange“ ſprach der Gott: „zum Lohne
Für Deine Wahl der Unſchuld Feſtgewand.
Ich ſchmückte gern Dein Haupt mit einer Krone,
Doch die gebieret Stolz, und ferne ſey von mir,
Daß ich des ſchönſten Schmucks, der Demuth, Dich beraube.
Als Denkmal meiner Huld ſchenk' ich ein Halsband Dir.“
Und ſo entſtand die Ringeltaube.

Die Bremſe und die Biene.

„Sprich, weßhalb müh'ſt Du Dich ſo ſehr;
Sorgfältig alles abzumeſſen?
Daß macht Dir doch die Arbeit ſchwer,
Es iſt nur Eigenſinn. — Indeſſen
Flieg' ich wol zehnmal hin und her.
Was kann dieß ſteife Zirkeln nutzen,
Die übertrieb'ne Reinlichkeit?
Mit ſolchem Ordnen, ſolchem Putzen
Verliert man nur ſeine Zeit."
So ſprach mit einer ſpött'ſchen Miene
Die Bremſe zu der fleiß'gen Biene.
„Laß, Tadlerin! mich ungeſtört!"
Die Honigſammlerin verſetzet:
„Der ſeine Arbeit nur vermehrt,
Der nicht den Werth der Ordnung ſchätzet.
Gewöhnt man dieſe ſich erſt an,
Iſt halb die Arbeit ſchon gethan."

Berlin, gedruckt bei Louis Quien.

Fri

Scen
von ih

drich der Groſse.

Zur richtigen Würdigung

seines

Herzens und Geistes.

Enthaltend:

nen, Anekdoten, ſchriftliche und mündliche Äußerungen
ihm aus ſeiner Jugendzeit bis zu ſeinem Tode.

Herausgegeben

von

Karl Müchler.

Berlin, 1834.
In der Nauckſchen Buchhandlung.

UNIVERSITÄTS- U. BIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.
v. Schiller.

1620

Seiner Königlichen Hoheit

dem

ronprinzen von Preußen

in

tiefſter Unterthänigkeit

gewidmet

von dem Herausgeber.

M

einzel

gemei

würdi

verehr

ſorgfä

Anekd

Anekd

Pſych

rakter

Eigen

ein w

ſie ſi

Scha

verhal

mehr

wurd

---

*)

Vorrede.

an hat ſeit frühern Zeiten von berühmten Männern und Frauen
ſne Züge und Äußerungen, kurz Alles, was man mit der all-
inen Benennung: Anekdoten bezeichnet, geſammelt. Von denk-
igen Perſonen intereſſiren auch Kleinigkeiten, und wie man von
rten und geliebten etwas Unbedeutendes als ein Heiligthum
ältig aufbewahrt: ſo zeichnete man von den erſtern dergleichen
doten auf, um ſie der Vergeſſenheit zu entziehen. Solche
doten befriedigen nicht blos die Neugier, ſie liefern auch dem
hologen reichhaltigen Stoff zur richtigen Würdigung des Cha-
rs; in ihnen ſprechen ſich die Gefühle, die Geſinnungen, die
nthümlichkeiten am deutlichſten aus, und durch ſie erhält man
weit anſchaulicheres Bild, als durch Schilderungen, die, weil
ich nur auf das Allgemeine beſchränken, ſich auch nur wie
attenriſſe gegen ein Bildniß mit Farben, Licht und Schatten
alten.

Von einem Manne, wie Friedrich der Große, oder viel-
der Einzige, wie er gleich nach ſeinem Tode genannt
e*) — da Schmeichelei und Beſchränktheit mit dem Beina-

---

*) Gleich nach dem Tode des Königs wurde das nachſtehende Gedicht gedruckt, in welchem Friedrich zuerſt der Einzige genannt worden iſt.

men: groß*) ſo viel Mißbrauch getrieben — war es vorauszuſehen, daß eine Unzahl Anekdoten ſowohl bei ſeinem Leben, noch

---

Todtenopfer für Friedrich den Einzigen von Karl Müchler.

Nicht die Kron' auf Deinem weißem Haupte,
Deiner Rechte nie beſiegtes Schwert,
Das ein Lorbeer ſiebenfach umlaubte,
Macht Dich, Vater, unſ're Thränen werth!

Tauſend Fürſten in erhab'nem Glanze
Haben Schwert und Diadem vereint,
Tauſend traf des Todes eh'rne Lanze,
Doch kein Auge hat um ſie geweint.

Helden fielen unter ſtolzen Siegen,
Tod und Seuchen folgten ihrer Bahn,
Und das Blut von ungerechten Kriegen
Stieg in ſchwarzen Wolken himmelan.

Fürſten ſcheuten Mord und Blutvergießen,
Aber ſchwelgten in der Wolluſt Schoß,
Säugten feil an ihres Thrones Füßen
Weichlichkeit und ſchnöde Laſter groß.

Und Vergeſſenheit bedeckt die Stätte,
Wo für ſie des Todes Sichel klang,
Schreckendräuend Leichen niedermäh'te,
Wo im Staub ihr Diadem verſank.

Nur erſchreck'ner Völker heiße Zähren
Rinnen auf des Fürſten Aſchenkrug,
Der ſchon hier die Flammen beß'rer Sphären
In dem großen Herrſcherherzen trug.

Darum, Vater, waſchen wir mit Zähren
Deiner bleichen Scheitel Silberhaar;
Darum weint in den verwaiſten Heeren
Deiner Helden muthgeſtählte Schaar.

Darum tönen Seufzer, hallen Klagen
Durch die finſt're, wolkenſchwang're Luft,
Darum ſtehen wir mit bangem Zagen
Händeringend neben Deiner Gruft.

Ach was ging mit Dir uns nicht verloren!
All' der Ruhm von einer ganzen Welt. —
Nimmer ward ein Mann, wie Du, geboren,
Nimmer, Vater, ſtarb, wie Du, ein Held!

Der Verleger (der Buchdrucker Bourdeaux) ſetzte davon in wenigen Stunden 3000 Exemplare ab; und nach ſeiner eigenen Verſicherung hat er demnächſt noch 10,000 Exemplare abziehen laſſen müſſen.

*) Kein Wort iſt wohl mehr entwürdigt worden, als das Wort: groß. Die Kriecherei hat ſich nicht entblödet, dieſen Beinamen

mehr aber nach ſeinem Tode in Umlauf kommen und theils zerſtreut, theils in Sammlungen gedruckt werden mußten. Es konnte nicht fehlen, daß man eine Menge unauthentiſche als wahr nacherzählte, daß viele, die man nur von Hörenſagen hatte, nach der Denkungsart des Erzählers verunſtaltet wurden, und daß man eben ſo viele veröffentlichte, worin er nur eine untergeordnete Rolle ſpielte, indem ſie mehr diejenigen, welche mit ihm in nähere Berührung gekommen, als ihn ſelbſt charakteriſirten. Man hatte oft ſo wenig Takt, daß man ihm Handlungen und Geſinnungen zuſchrieb, deren er nicht fähig war, und die mit andern notoriſchen in dem größten Widerſpruch ſtanden, ſo daß man an ihm ganz irre werden mußte. Oft war dies nur die Folge des Mangels an Überlegung und richtiger Beurtheilungskraft, oft aberBöswilligkeit, entweder ihn ſelbſt in Schatten zu ſtellen, oder für ſeine eigenen oft nichts weniger als achtungswürdigen, ſelbſt unſittlichen Geſinnungen eine Autorität anzuführen.

---

denjenigen zu geben, die als Geißeln der Menſchheit Zerſtörung und Elend über einen großen Theil der Erde gebracht, welche ihre Geiſteskräfte und die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel nur dazu benutzt, den roheſten Leidenſchaften zu fröhnen. Es giebt nur einen richtigen Maßſtab der Größe: Sittlichkeit. Sie iſt der wahre und einzige Probierſtein, wodurch man echtes lauteres Gold von dem Scheingelde unterſcheiden kann, und es iſt Blaſphemie, wenn man den Beinamen: Groß, wie es oft geſchehen und noch täglich geſchieht, an Unwürdige vergeudet; oft ſucht man nur darin einen Götzen, um für ſeine eigenen Unſittlichkeiten eine Beſchönigung und Rechtfertigung zu finden. Alle, die ſo denken und handeln — und deren Zahl iſt nicht gering — werden den Herausgeber dieſer Anekdoten über ſolche Aeußerung unſtreitig anfeinden; aber er denkt wie Hamann (in ſeinen ſokratiſchen Denkwürdigkeiten): „Wer nicht Hunger und Durſt zu ertragen und für ein Schwert Alles hinzugeben weiß, der iſt nicht geſchickt zum Dienſte der Wahrheit, der lerne früh Bücklinge machen und nähre ſich vom Tellerlecken."

Friedrich Nikolai hat ſich das Verdienſt erworben, eine Menge ſolcher unrichtigen Anekdoten zu berichtigen, aber nach ſeinem Tode hat es nicht an ähnlichen gefehlt, die eben ſo ſehr eine Berichtigung verdienten. Hauptſächlich iſt dies der Fall bei denen, welche von franzöſiſchen Schriftſtellern in's Publikum gebracht worden ſind.

So gab ein Herr Feydel zu Paris eine Brochure über Literatur-Geſchichte heraus. In dieſer befindet ſich die nachſtehende Anekdote von Friedrich.

„Kennſt Du die drei Briefe?“ redete der König den Grafen von Luſy finſter an. — Ja, Ew. Majeſtät. — „Wer hat ſie geſchrieben?“ — Ich. — „An wen waren ſie gerichtet?“ — An den Dogen von Venedig, meinen durchlauchtigſten Herrn. — „Du erkennſt Dich alſo für einen Spion? Du ſollſt gehängt werden.“ — Ew. Majeſtät! ich bin kein Spion, und ich kann mich nicht für etwas erkennen, was ich nicht bin. — „Du mußt ſterben, oder mir ſagen, welcher von meinen Miniſtern Dir die Geheimniſſe meines Kabinets verrathen hat. Wähle!“ — Ich kenne durchaus Niemand in Berlin, Niemand in Potsdam, Niemand in Ew. Majeſtät Staaten, außer dem Wirthe, bei dem ich wohne. Ew. Majeſtät haben auch gewiß zu genaue Nachrichten von mir, weil Sie mich haben gefangen nehmen und vor ſich bringen laſſen, um nicht zu wiſſen, daß ich ſo wenig in meinem Gaſthofe, als anderswo von Politik rede. — Deſſenungeachtet fuhr der erzürnte König noch eine gute Weile fort, den Gefangenen heftig anzufahren, bis endlich die Neugierde die Oberhand in ihm gewann. „Gut!“ rief er ihm zu: „nenne mir Niemand! Du ſollſt frei ſeyn, ſobald Du ſagſt, durch was für ein Mittel es Dir geglückt iſt, meine geheimſten Geheimniſſe zu erfahren.“ — Ich weiß ſie allein von Ew. Majeſtät ſelbſt. An dem und dem Tage haben Sie die und die Nachricht zu Berlin öffentlich anſchlagen laſſen; nicht lange hernach ſtand in der nürnberger Zeitung dieſer und jener Artikel;

ein wenig früher oder ſpäter las ich in der frankfurter und in der wiener Zeitung dieſe und jene Bekanntmachung. Da nun Ew. Majeſtät nichts vergebens zu thun pflegen, und ſtets ſehr richtig raiſonniren, ſo habe ich geſucht, dem Gang Ihrer Ideen zu folgen, und das Reſultat davon war, daß Ew. Majeſtät nothwendig den von mir angegebenen Plan entworfen haben müßten. — „Heilige Jungfrau, verzeihe mir!“ rief hier der erſtaunte Monarch aus: „und Du, armer Leidender, wie iſt es möglich, daß Deine hochadelichen Perrücken Dich nicht beſſer zu brauchen wiſſen!“ (Auf deutſch zu der Wache:) „Bindet ihn los, und geht Eurer Wege. — Aus welchem Lande biſt Du?“ — Aus dem Vaterlande des armen Homer, aus Cephalonien. — „Ich nehme Dich ſogleich in meine Dienſte, ich ernenne Dich zum Grafen, und ſobald Du Deine Entlaſſung von dem Dogen erhalten haben wirſt; ſo gehſt Du als Geſandter nach Petersburg. Bis dahin wollen wir uns von Literatur unterhalten.“ — Wer weiß nicht, daß der große Friedrich nichts vergebens zu thun pflegte. Der Graf Luſi hat von dieſer Zeit an zwanzig Jahre als Geſandter zu Petersburg gelebt.

Wie dieſe Anekdote verunſtaltet worden, wird man in dieſer Sammlung S. 533 finden. Man könnte ſie mit ſehr vielen ähnlichen vermehren; ſie mag zum Beweiſe dienen, wie wenig Glauben man einer Menge ähnlicher Anekdoten ſchenken darf, die man ohne alle Prüfung, keck als Wahrheit bekannt zu machen kein Bedenken getragen hat*).

---

*) Zu den ganz aus der Luft gegriffenen Anekdoten gehört die eines angeblichen Traumes, welche in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 65, 1810, zu leſen iſt, und wörtlich alſo lautet:

„In der Gegend von Magdeburg lebt ein alter Offizier, der in früherer Jugend um den großen König von Preußen und bald nach dem ſiebenjährigen Kriege Adjudant in ſeinem Gefolge war. Im Sommer des Jahres 1769 befand ſich der König in

Man würde ſich an den Manen dieſes großen Königs verſündigt zu haben vermeinen, wenn man in dieſe Sammlung ſolche unverbürgte Anekdoten, Äußerungen und Witzworte hätte aufnehmen wollen. Die Mehrzahl iſt durch Dokumente von ſeiner eigenen Hand erwieſen, andere beruhen auf den Erzählungen der dabei Be-

---

Breslau, der Offizier hatte eines Tages die Wache in den Zimmern des Königs, und dieſer hatte befohlen, ihn des Morgens um 5 Uhr zu wecken. Der König ſchläft um dieſe Stunde noch feſt, und niemand unternimmt es, den Befehl zu erfüllen, weil der König ungemein mißgelaunt ſich zur Ruhe gelegt hatte. Der Adjudant allein hält ſich an den Befehl und tritt dreiſt vor das Bett des Königs hin. — Friedrich erwacht, aber wider Vermuthen äußerſt heiter.

„Kann Er Träume deuten?" fragte der König den Offizier. Nein, Sire, war die Antwort: ich verſtehe mich nicht darauf. „Nun ſo merke er ſich doch den Traum, welchen ich in dieſer Nacht hatte, wir wollen einmal ſehen, welche Begebenheit der Zufall damit zuſammenführt. — Mich träumte, als ſähe ich einen hellen Stern ſich herabſenken auf die Erde, der mit wunderbarem überſchwänglichem Lichte ſie umfloß und bedeckte, dergeſtalt, daß ich, umhüllt davon, durch ſeinen unendlichen Glanz kaum mich hindurch zu arbeiten vermochte." So ſprach der König, der Offizier merkte den Traum und die Zeit genau, und — — in derſelben Nacht ward Napoleon geboren!

A. L. Crelle.

Herr C. H. S. Rödenbeck zu Berlin, ein achtbarer Kaufmann, der ſich aus Liebe zu den Wiſſenſchaften dem Studium der Geſchichte, vorzüglich der preußiſchen und darunter der des Lebens und der Thaten Friedrich's II. mit unermüdetem Fleiß und enthuſiaſtiſchem Eifer gewidmet, trat allein gegen dieſe Erdichtung öffentlich auf, indem er in einem Aufſatz im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen bewies, daß der König im Sommer 1769 weder in Schleſien, noch in Breslau geweſen, wie denn auch kein Offizier in einem Vorzimmer die Wache zu haben, ſondern in ſolchem nur ein Page zu ſeyn pflegte, dem, oder einem dienſtthuenden Kammerhuſaren, es oblag, ihn — wenn er zu einer beſtimmten Stunde aufſtehen wollte — zu wecken.

eilligten; oder Ohren- und Augenzeugen, und ſelbſt bei denen, wo
an die Nebenumſtände ausführlicher zu berühren, für erlaubt ge-
alten, beruht die Hauptſache, das Charakteriſtiſche Friedrich's
uf Wahrheit.

Alle diejenigen, welche dieſen großen Mann in ſeiner Jugend
eobachten konnten, verſichern, daß ſich ſeine Phyſiognomie damals
rch ſehr heitere, einladende und gefällige Züge ausgezeichnet habe.
Sein helles, blaues Auge hatte noch nicht den Ernſt der Jahre an-
enommen; ſein Geſicht war damals regelmäßig und ſchön gerundet,
nd ſein jugendlicher Frohſinn lieh ihm den freundlichen Abdruck
einer innern Stimmung. In ſeinem ſpätern Alter war dieſes lie-
enswürdige Bild ſeines Geiſtes ſchon ſehr verwiſcht, ſo wie über-
aupt dieſe letztere Jahreszeit des menſchlichen Lebens mehr den
usdruck des kalten Ernſtes und der Unzufriedenheit mit der gegen-
ärtigen Welt annimmt.

Wenn man den König in ſpätern Jahren bei den Muſterun-
en, bei Spaziergängen und während ſeiner Unterredungen mit An-
ern beobachtete, hatte er eher etwas Zurückſchreckendes, als Einla-
endes in ſeiner höchſt ausdrucksvollen Phyſiognomie. Aber damals
ar er ſchon ein alter Mann, und die Zunahme körperlicher Leiden
atte ſeinen ſonſt ſo heitern Sinn ſehr vermindert. Selbſt ſeine
efällige Miene, ſein Lächeln und Lachen, war damals mit einem
ewiſſen ſtoiſchen Ernſte verknüpft, der den Zuſchauer in weiter Ent-
ernung hielt, ohne ſein Herz zu erwärmen, und ſich zu dem un-
erblichen Manne hingezogen zu fühlen. Sein großes glühendes
uge, das um ſo mehr hervorſtrahlte, weil der Umriß ſeines Ge-
chts in's Kleinliche fiel, erregte Furcht, und die muthigſten Leute
onnten nicht lange hineinſchauen, ohne den Blick auf die Erde
ſenken.

Übrigens ſah es der König, bei der natürlichen Offenheit ſei-
es Gemüths, gern, wenn man ihn vertraulich und unerſchrocken
blickte und anredete, weil er das Gegentheil mehrmals für das

Zeichen eines böſen Gewiſſens oder kleinlicher und ſtumpfer Naturen hielt, die ſich nicht zu faſſen, noch auszudrücken wüßten; er hätte es aber aus der Erfahrung wiſſen ſollen, daß ein ſolches Auge, ein ſolcher Adlerblick und eine ſolche oft abſichtlich angenommene Kälte der Phyſiognomie — eher niederſchlagen als aufrichten mußte.

Gute und ſchlechte Künſtler haben gleichſam mit einander gewetteifert, das Auge des Königs übermenſchlich groß abzubilden, — um, wie es ſcheint, die Größe ſeines Geiſtes und ſeines Heldenſinnes deſto ſichtbarer zu machen. Aber dieſer Kunſtgriff konnte den Beifall der Kenner nicht erhalten, weil er das Natürliche verletzte. Die in allen ihren Zügen ſprechende Phyſiognomie des Königs hat durch das zu groß gezeichnete Auge etwas Starres und Verſteinertes bekommen, das nicht in ſeinem Geſichte lag. Lebendiger Ausdruck des Verſtandes und Nachdenkens, eines kühnen Hinanſtrebens zu großen Dingen, einer ſich ſelbſt leitenden Thatkraft, einer glühenden Ruhmſucht ſprach aus dieſem Auge, — aber auch der Ausdruck eines gütigen und wohlthätigen Menſchen — nur ein Bildniß zu Salzdahlen iſt hierin der Natur am treuſten. Der Künſtler Ziſenis*) hatte die Erlaubniß erhalten, den König, während er zu Tiſche ſaß, durch das Loch eines Bettſchirmes zu malen, und hat ihn ſprechender als irgend ein anderer Künſtler getroffen, weil der König ſonſt nie einem Maler ſitzen wollte.

„Dieſes Auge konnte,“ nach dem Urtheil eines alten würdigen Generals: „gleichſam tödten und lebendig machen; es theilte wechſelsweiſe Himmel und Hölle aus; es flößte dem Verzagten Muth ein, und entwaffnete den Betrüger; es belohnte mit einem liebevollen Blick die Großthaten der Feldherrn und Staatsbürger, und riß einſt ſeinen Meuchelmördern die Waffen aus der Hand. — Wenn die Heere des Königs vor ſeinem zürnenden Blicke zitterten, und mit Schrecken an die bevorſtehenden Muſterungen dachten, ſo war ein einziger freundlicher Augenwink des Monarchen hinreichend, Offiziere und Gemeine mit enthuſiaſtiſcher Freude zu beleben.“

---

*) Auf dringendes Bitten der Herzogin von Braunſchweig, der Schweſter des Königs, hat dieſer dem Maler bei Vollendung des Gemäldes eine kurze Zeit geſeſſen.

Neben dieſen ſprechenden, gebietenden und geiſtvollen Augen lief die Stirnlinie des Königs bis zur Naſenſpitze faſt ohne alle Biegung hinab, und war ein origineller Zug ſeiner Phyſiognomie. Da ſein großes Auge ſchon durch ſich ſelbſt über das ganze Geſicht einen hohen Ernſt verbreitete, ſo mußte der Totaleindruck einer Form, die in ihrem Umriß wenig gebogene Linien zeigte, nur noch finſterer erſcheinen. Aber beſonders um den Mund des Königs lag ein zarter Ausdruck von Güte und Freundlichkeit, der ſich auch dann nicht verlor, wenn ihn ſeine ſatiriſche Laune beherrſchte.

Den Rücken trug der König etwas gekrümmt, mit vor ſich hingeſenktem Haupte, wie er gemeiniglich im Profil richtig gezeichnet wird. So trug er ſich im Gehen und Reiten. Dies gab ihm die Geſtalt eines Mannes, der immer im Nachdenken begriffen iſt.

Sein Geſicht hatte unter den tauſendfachen Stürmen ſeines unruhvollen Lebens, unter den zahlloſen Arbeiten ſeines hohen Berufs und unter dem Einfluſſe eines ihm aufgedrungenen Mißtrauens gegen die Menſchen große Kälte angenommen. Das anhaltende Nachdenken über ernſte Gegenſtände und ſchlechte Menſchen war ihm nach und nach zur Gewohnheit geworden, und unter dieſem Klima des Denkens hatte das Spiel ſeiner Geſichtsmuskeln endlich faſt alle ſeine natürliche Freundlichkeit verloren. Je mehr der Geiſt, der Menſchen überdrüſſig, in ſich ſelbſt hinabſinkt, deſto mehr ſcheint er ſich gleichſam aus der Sichtbarkeit ſeiner Form zurückzuziehen, und endlich eine Lebloſigkeit in den Geſichtsmuskeln zu veranlaßen, die bei einigen ſcharfſinnigen Denkern ſogar oft dem Ausdrucke ſtiller Melancholie gleicht.

Es iſt auffallend, daß Lavater von dieſem unſterblichen Manne nicht edlere und größere Originalgemälde für die phyſiognomiſchen Fragmente zu erhalten ſuchte, da ihn ſein Studium doch vorzüglich zu der lebendigen Phyſiognomie des Königs hinziehen mußte. Aber es iſt doch merkwürdig zu hören, wie Lavater das Geſicht Friedrich's beurtheilt hat. Hier ſind die Grundlinien dieſes Urtheils: „nicht auf die Art ſchön, wie unphyſiognomiſche Maler ihn idealiſiren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht ſchön, aber dennoch von der Natur, von ſeines Weſens erſtem Anſchuß an zum großen Manne, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menſchengeſichtern iſt noch keins vor mein Auge gekommen, das ſo ganz eigentlich zum Königsgeſichte geſchaffen zu ſeyn ſchien. — Ich habe ſein Auge lange und nahe angeſehen, mehr treffend, als blendend, durchdringend, als blitzend. Aber man decke das Auge, man verbinde dem Phyſiognomiſten die Augen, man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußerſten Fingerſpitze von der Höhe der Stirne bis an das Ende der Naſe ſanft herabzuglitſchen, — neuntauſend neunhundert und neun und neunzig ſollen vor ihn geführt werden, Friedrich ſey der Zehntauſendſte, und der Phyſiognomiſt wird niederfallen und ausrufen: ein prädeſtinirter König oder Welterſchütterer, ohne Thaten lebt er nicht, ſo wenig als ohne Odem.“

Lavater will in dieſem Geſichte aber auch die lauteſte Menſchenverachtung geleſen haben. Allein jene Verachtung war nicht ein Grundzug im Charakter des Königs; ſein Gemüth war in der Regel froh gelaunt, voll heiterer Ideen und oft voll der herzlichſten und freundlichſten Gefühle. Man ſah ihn ſelbſt in ſeinem hohen Alter in den fröhlichen Stimmungen eines vertraulichen Jünglings, und tauſend Stellen in ſeinen eigenen Schriften beweiſen es, wie gut er ſo oft von der Menſchheit dachte, und welchen großen Werth er vorzüglich auf redliche Freunde legte. Lavater meint: ſein hohes Selbſtgefühl habe in Menſchenverachtung ausarten müſſen,

s ſeines Gleichen nicht finden kann. Dieſer Schluß iſt um
richtiger, weil das wirklich große Genie beſcheiden iſt, und
dieſe Beſcheidenheit aus dem Charakter des Königs ſo oft mit
rechendſten Zügen hervorleuchtet. Auch beweiſen es die eigen-
en Briefe des Königs an ſeine gelehrten Freunde, daß er ſie
ch erblickte, und ſich glücklich ſchätzte, in ihrer Nähe zu leben.
Briefe ſind überhaupt die ſchönſten und ſprechendſten Doku-
einer hochveredelten Humanität im Charakter des Königs. —
in ſo lebhaft fühlender, ſo reizbarer und ehrgeiziger, auch oft
s gequälter Mann bisweilen ſchwarze Launen haben mußte,
hl natürlich.

Vorzüglich froh gelaunt war der König gemeiniglich bei der
er hatte den Grundſatz: daß man bei'm fröhlichen Mahle
ilter werde, und er aß bis in ſein ſpäteſtes Alter mit erſtaun-
Appetite, und nicht ſelten und am liebſten die unverdaulich-
Speiſen. Faſt alle waren brennend gewürzt, und oft konnten
emden von den ſtarken Suppen nichts genießen. Die Tafel
e gemeiniglich mehrere Stunden, und ſo lange pflegte auch
nig zu trinken, ſo wie es auch jedem Gaſte vergönnt war,
Wein zu ſich zu nehmen, als es ihm nur immer beliebte.
ieſen fröhlichen Stimmungen ſchwebte das Herz des Königs
ne. Lippen. Hier vergaß er ganz das Drückende und Un-
hme ſeiner Geſchäfte. Heitere und intereſſante Geſpräche,
e und ſatiriſche Einfälle, Erzählungen einheimiſcher und aus-
her Begebenheiten, vorzüglich von fremden Höfen und Fürſten,
h bloße Stadtneuigkeiten, wechſelten mit einander ab.

Schon aus dem Geſagten erhellet, daß von der Tafel des Kö-
enes ſteife Zeremoniell ganz ausgeſchloſſen war, welches ſonſt
ie Mahlzeiten der Fürſten zu umlagern pflegt. Bisweilen
es an der Tafel ein wenig zu laut, wenn der König ſelbſt
ialen Ton angab, und Champagner getrunken wurde. Der

fröhliche Wirth nöthigte dann ſelbſt zum Genuß der Speiſen, und hörte es nicht ungern, wenn ſeine Scherze und launigen Einfälle von den Gäſten, und ſelbſt von der Dienerſchaft belacht wurden. — Bielefeld ſchildert aus den frühern Jahren des Königs ein bacchantiſches Feſt, welches er kurz vor dem Antritte ſeiner Regierung zu Rheinsberg gab, und welchem ſelbſt die damalige Kronprinzeſſin nebſt mehreren vornehmen Damen beiwohnte. Der Prinz hatte ſeine Gäſte bedroht, daß ſie von der Abendtafel nicht eher aufſtehen ſollten, bis die Wachskerzen abgebrannt wären und der Champagner die Geiſter erleuchtet hätte. Bielefeld hielt dies für einen Scherz; die Kronprinzeſſin verſicherte ihn aber, daß ihr Gemähl ſein Wort halten würde. Kaum hatte man ſich zur Tafel geſetzt, als der Prinz eine intereſſante Geſundheit nach der andern ausbrachte, und durch ſeine muntern Einfälle die ganze Geſellſchaft zum Frohſinn ſtimmte. Bald hatte man über die Gränze hinaus gezecht; der Champagner that ſeine Wirkung, und die Herren nahmen ſich die Erlaubniß, von der Tafel aufzuſtehen, und wiederzukommen. Selbſt eine fremde Dame erlaubte ſich dies, und wurde bei ihrer Rückkehr wegen ihres Heroismus laut beklatſcht. Die Kronprinzeſſin ſelbſt beförderte die Wirkungen des luſtigen Mahls, indem ſie in die Waſſergläſer weißen Wein goß, ſo daß die Gäſte, die ſich durch das Waſſer gegen den Rauſch zu ſichern ſuchten, nur Wein mit Wein miſchten. Endlich zerbrach der Prinz zufällig ein Glas; dies war das Signal zu einer Ausgelaſſenheit, die nicht höher ſteigen konnte. In dem nämlichen Augenblick flogen alle Gläſer und kriſtallenen Gefäße nach den Winkeln des Saals, und alles Porzellan, alle Näpfe, alle Spiegel und Vaſen wurden in tauſend Stücke zerſchlagen. — Bielefeld ſetzt ſcherzend hinzu: Au milieu de cette destruction totale, le Prince étoit comme l'homme fort d'Horace, qui témoin de l'ecroulement de l'Univers en contemple d'un oeil tranquille et serein les ruines*). Der Prinz nahm wirklich diese ausſchweifende Luſtigkeit nicht ungünſtig auf, ob er es gleich für ſchicklich hielt, ſich nebſt ſeiner Gemahlin aus dem rauſchenden Gelage zu entfernen.

Friedrich wird daher in der Geſchichte als der Einzige daſtehen, der — wenn man die Schwächen, die von der Menſchheit unzertrennlich ſind, abrechnet — noch nicht ſeines Gleichen gehabt hat, ſo ſehr man ſich auch vergebens bemüht, ſeine großen Verdienſte um ſein Volk und um die Menſchheit zu verkleinern. Er hat nie etwas Rohes, etwas Unüberdachtes auf die Bahn gebracht, nie etwas, das mit dem Geiſte ſeiner Zeit nicht übereinſtimmte. Er erkannte, was dieſer Geiſt forderte und genügte ihm. Deshalb deckte ihn auch, während zahlloſe Heere ihn bedrohten, der mächtige Genius der öffentlichen Meinung mit ſeinem Schilde. Wenn ſeine Heere geſchlagen und zerſtreut waren, ſo ſchuf ihm ſein Schutzgeiſt neue und wußte zur Füllung der Schatzkammer Rath. Wenn er auch noch glänzendere Eigenſchaften beſeſſen hätte, als die, womit er geſchmückt war: ſo würden doch alle ſeine Anſtrengungen fruchtlos geweſen ſeyn, wenn er nur etwas nicht Zeitgemäßes hätte durchſetzen wollen. Erhaben über ſein Zeitalter und ſein Volk ſtand er da, aber ſtets vermied er einen ſolchen Mißgriff, und nur dadurch brachte er ſo große Dinge mit geringen Mitteln hervor, während Karl V. auch mit den größten Mitteln nicht das Geringere zu bewirken im Stande war, und erſt am Rande des Grabes erkannte, wie thöricht es ſey, der Zeit etwas aufdringen zu wollen, dem ſie widerſtrebt. — Joſeph II. gewiß mit großen Eigenſchaften begabt, von regem Eifer für das allgemeine Beſte beſeelt, verlor dennoch ſein Leben in mühevollen und erfolgloſen Anſtrengungen, hinterließ

---

*) Mitten unter dieſen Zerſtörungen zeigte ſich der Prinz wie der unerſchütterliche Mann des Horaz, der Zeuge des Weltuntergangs, die Trümmer mit ruhigem und heiterm Auge anſchaut.

Belgien in offener Empörung, Ungarn unzufrieden und die ganze Monarchie von Unruhen bedroht.

So ging Napoleon *) unter, weil er die Forderungen ſeiner Zeit verkennend, durch ſein Glück übermüthig, wie alle Emporkömmlinge, ihnen nicht Gehör gab, ſondern ihnen trotzen zu können vermeinte. Ihm fehlte die Eigenſchaft des höheren Genius, ſeine Anſichten nicht der Zeit, in der man lebt, aufzwingen zu wollen, ſondern ſich ſolche anzueignen und dem gemäß zu handeln. Wer Friedrich's Leben mit Prüfung von Anfang bis Ende verfolgt, wird dieſen Genius darin erkennen, und wenn er in der gegenwärtigen Zeit gelebt, würde er dies auch gewiß gethan und jetzt eben ſo herrlich und ruhmvoll geſtrahlt haben, wie in der ſeinigen.

---

*) Johannes von Müller, der eine Unterredung mit Friedrich, und in der Folge auch mit Napoleon gehabt, äußerte ſich darüber alſo:

„Bei dem Erſtern fand ich die Alles verſchönernde Phantaſie eines dichteriſchen Gemüths; bei dem Letztern den kalten berechnenden Verſtand.“

Dieſe wenigen Worte bezeichnen ſehr ſcharfſinnig den himmelweiten Unterſchied zwiſchen Beiden.

Die Jugendgeſchichte Friedrich's iſt nicht reich an charakteriſti-
hen Anekdoten; ein Geiſt wie der ſeinige, hat gewiß ſchon ſehr
rüh durch einzelne Züge, Äußerungen u. dgl. bekundet, wie ruhm-
ürdig er einſt in den Annalen der Geſchichte ſtrahlen würde; aber
nter der Regierung ſeines Vaters achtete man auf ſolche Züge
nes Jünglings nicht, um ſie aufzuzeichnen. Bei der Strenge
riedrich Wilhelm's I. ſcheuete man ſich, nur davon Kenntniß
 haben, und noch mehr, darüber ein Wort zu verlieren, wie hätte
an es daher wagen ſollen, ſie aufzuzeichnen?

Die Briefe, die er als Kronprinz, da er Chef des in Ruppin
 Garniſon ſtehenden Regiments war, von dort aus an den König
ſchrieben, ſind von der Art, daß ſie das Gepräge des Zwanges
nd einer ſtrengen Subordination tragen, die jeden Erguß des Her-
ens, jeden Funken eines lebhaften Geiſtes erſticken mußten, und ſie
harakteriſiren ihn nur in ſo fern, als ſie Beweiſe ſeines kindlichen
ehorſams, und ſeines Eifers ſind, ſelbſt mit Selbſtverläugnung,
h die verſcherzte Gunſt des Vaters wieder zu erwerben.

Erſt nach ſeiner Ausſöhnung mit dieſem, wo er aus ſeiner
erbannung zurückkam und ſich 1733 mit der Prinzeſſin Eliſabeth
hriſtine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von
raunſchweig-Bevern vermählte, erhielt er einen freiern Spielraum,
dem ihm Friedrich Wilhelm 1731 die Grafſchaft Ruppin
rlieh, und er die Stadt Rheinsberg zu ſeinem Wohnſitz wählte.

Hier fing er nun an, ſeiner bisher unterdrückten Neigung zu
lgen, und Erholung und Belehrung in dem Umgange geiſtvoller
nd kenntnißreicher Männer und Künſtler zu ſuchen. Er verſam-
elte um ſich den Baron von Bielefeld, Fouquet, den er
hon in Küſtrin kennen lernen, von Knobelsdorf, Jordan,
on Kaiſerlingk, Chazot u. a. Die Tonkünſtler Graun und
enda und den Maler Pesne.

Aber auch hier, bei Lebzeiten **Friedrich** Wilhelm's I. beobachtete man, aus triftigen Gründen, um nicht neue Veranlaſſung zu Mißhelligkeiten zwiſchen Vater und Sohn, bei ihren ganz entgegengeſetzten Neigungen zu veranlaſſen, ein behutſames Schweigen über **Friedrich**.

Daher weiß man aus den früheren Jahren des Königs bis zu ſeiner Thronbeſteigung nur wenige charakteriſtiſche Anekdoten.

Friedrich Wilhelm I. vertraute die Erziehung und den Unterricht ſeines Sohnes **Friedrich** dem Sohn eines franzöſiſchen Refügiés, der nach dem Widerruf des Edikts von **Nantes** ein Aſyl in den preußiſchen Staaten geſucht und gefunden hatte, mit Namen **Duhan***).

Vom Jahre 1716 bis 1727 bekleidete **Duhan** dieſe Stelle; da **Friedrich** nun das funfzehnte Jahr zurückgelegt, wurde der Erſtere von ſeinen Obliegenheiten entbunden.

Wie dankbar **Friedrich** gegen ſeinen Führer und Lehrer war, davon liefert der nachſtehende, ihn charakteriſirende Brief einen Beweis.

Mon cher Duhan

Je Vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main, je Vous donnerez enuellement 1400 ecus par an et je Vous aimerais toujours encor un peu plus qu'apresent s'il me l'est posible. Potsdam le 20. Juin 1727.

Fréderic. Pr. r.

Mein lieber **Duhan**!

Ich verſpreche Ihnen, wenn ich über mein Geld frei ſchalten und walten kann, will ich Ihnen 1400 Thaler jährlich geben, und ich werde Sie ſtets noch etwas mehr lieben, als jetzt, wenn das möglich iſt. Potsdam, den 20. Juni 1727.

Friedrich, Kronprinz.

Ein pedantiſcher Kleinigkeitskrämer kann zwar gegen den Styl und die Rechtſchreibung dieſes Briefes Ausſtellungen machen, die auch nicht unterblieben ſind; aber wenn ſie auch ſeiner grammatikaliſchen Kenntniß nicht zum Lobe gereichen, ſo machen ſie ſeinem Herzen deſto mehr Ehre.

---

*) Er ſchrieb ſich eigentlich **du Han de Jandun**; ſein Vater war in Berlin Geſandtſchafts- und Reviſionsrath und er ſelbſt hatte dort auf dem College français Philoſophie und Rechtsgelahrtheit ſtudirt.

Friedrich Wilhelm I. hatte einen Maler, mit Namen Huber zum Hofmaler ernannt, einen Mann, der als Künſtler gar keinen Werth hatte, weil er den König bei ſeinen Malereien, deſſen Steckenpferd, mit Rath und That zur Hand ging.

Der König hatte Hubert den Auftrag gegeben, nebſt andern Familienbildniſſen, auch das des Kronprinzen anzufertigen, und befahl dieſem nun, dem Maler zu ſitzen.

Ein ſolcher Befehl war Friedrich nichts weniger als angenehm, aber er wollte ihm doch Folge leiſten. Er ging daher zu Hubert, ſetzte ſich vor ihm nieder, zog die Flöte aus der Taſche, ſpielte eine Weile darauf, ſtand dann wieder auf und verließ ihn mit den Worten:

„Nun kann Er meinem Vater ſagen, daß ich Ihm geſeſſen habe.“ und entfernte ſich.

Er hatte einen Widerwillen gegen Hubert, der ſich daraus herſchrieb, weil er die gewöhnliche Schwachheit der Mittelmäßigkeit in hohem Grade beſaß, ſich ſelbſt zu überſchätzen und aus kleinlichem Neid das Verdienſt Anderer herabzuwürdigen.

Dennoch wurden ihm demnächſt bei dem japaniſchen Palais in Sansſouci einige Arbeiten für das Innere, nach der Zeichnung des Direktors der Malerakademie le Sueurs übertragen. Die Arbeiten wurden unter ihm, Harper und Rode vertheilt.

Hubert und Harper hatten unter ihren Arbeiten ihre Namen geſetzt, nur der beſcheidene Rode nicht.

Als der König dieſe Malereien in Augenſchein nahm, bemerkte er gleich die beiden Namen. Er rief aus:

„Was ſoll das! Huber? der Name muß weggeſtrichen werden!“

Dies geſchah und nur Harper's Name blieb ſtehen.

Nach dem Antritt der Regirung wurde Hubert mit 300 Thalern jährlich penſionirt. Als er geſtorben, meldete man dem Könige deſſen Tod mit den Worten: der Hofmaler Hubert iſt geſtorben.

„Wer iſt das?“

Es iſt der Hofmaler von Ew. Majeſtät Herrn Vaters, der eine Penſion von 300 Thalern bezogen hat.

„Ich kenn' ihn nicht; ich kenne keinen Hofmaler Hubert! Vermuthlich hat er Thorwege nach dem Leben angeſtrichen.“

Er konnte den Geſellſchaften des Vaters, in der ſich ſolcher zu erholen ſuchte, keinen Geſchmack abgewinnen; das ſogenannte Tabackscollegium war ihm ſehr zuwider und er fand einen ſchönern und höhern Genuß in den ſchönen Künſten, hauptſächlich in der Muſik, da er die Flöte mit großer Fertigkeit blies, und in dem Leſen der beſten franzöſiſchen Schriftſteller, vertrauter mit der franzöſiſchen Sprache, als mit ſeiner Mutterſprache, weil er deren Schönheiten beſſer fühlen und beurtheilen konnte, und die damalige deutſche Literatur gegen eine frühere Periode, von der Stufe, auf der ſie damals ſtand, ſehr geſunken war.

Im Gefolge des Königs von Polen Auguſt kam 1728 der berühmte Flötenſpieler und Componiſt Quanz nach Berlin. Er ſpielte in der kleinen Hofkapelle der Königin. Friedrich war entzückt über deſſen Spiel. Er bat ſeine Mutter ſo dringend, Quanz in ihre Dienſte zu nehmen, daß ſie ihm ſeine Bitte zu gewähren verſprach. Das hatte aber große Schwierigkeiten; Quanz konnte und wollte ſich nicht von ſeinen frühern Verpflichten gegen den König Auguſt losſagen. Endlich traf man das Abkommen, daß er zwar am Dresdner Hofe bleiben, und jährlich auf eine gewiſſe Zeit nach Berlin, für ein Gehalt von 800 Thalern kommen ſollte.

Er erfüllte ſein Verſprechen, doch mußte Friedrich Wilhelm I. dies geheim gehalten werden.

In den Frühſtunden, wenn der König beſchäftigt, oder des Nachmittags, wenn man ihn abweſend wußte, ſpielte Quanz mit Friedrich.

Dann legte der Letztere die enge Uniform ab, ließ den ſteifen Zopf löſen, ſich nach franzöſiſcher Mode das Haar friſiren, an die Stelle des Zopfs trat ein Haarbeutel, und er zog einen bequemen brocatenen Schlafrock an. Quanz erſchien dann gewöhnlich nach damaliger Sitte, ſehr elegant friſirt, gepudert und parfümirt in einem reichen Kleide.

Friedrich Wilhelm war jedoch etwas von dieſen muſikali- chen Unterhaltungen und daß der Prinz eine Sammlung von fran- öſiſchen Büchern beſitze, verrathen worden.

Er überraſchte ihn daher einſt. Quanz verbarg ſich, als man ie Annäherung Friedrich Wilhelm's erfuhr, ſchnell in einen Kamin. Flöte, Noten und Pulte wurden bei Seite geſchafft, und er Prinz vertauſchte den Schlafrock mit der Uniform.

Der König trat in das Zimmer. Mit forſchenden Augen ſah r umher, ob er etwas fände, was die ihm gemachte Anzeige be- tätigte. Er fand anfänglich nichts, aber unglücklicher Weiſe hatte er Prinz in der Eile den Haarbeutel nicht abgelegt. Dieſer wurde ein Verräther. Friedrich Wilhelm überhäufte ihn nun in der er- ten Aufwallung ſeines Zorns mit harten Vorwürfen und Drohungen; r ſah in ſeinem Sohn einen Weichling, der weder die Zügel der Regierung mit Energie führen, noch ſich an der Spitze eines Hee- es als Feldherr ſtellen würde.

Jetzt durchſuchte er ſelbſt alle Schränke in dem Zimmer; die Schlafröcke befahl er, in's Feuer zu werfen, und die Bücher wur- en dem Buchhändler Hande zum Verkauf zugeſchickt.

Der Kamin blieb zum Glück ununterſucht; ſonſt möchte Quanz, er darin nicht wenig Angſt erduldete, das ganze Gewicht des Zorns es Königs empfunden haben.

Friedrich war, da ſeine heimliche Flucht entdeckt, in Weſel erhaftet und als Arreſtant nach Mittenwalde gebracht worden. Sein Vater ſandte dorthin den General und Miniſter von Grumb- ow, den General von Derſchau, den General-Auditeur My- ius und den General-Fiscal Gerbet, um ihn zu verhören.

Der Prinz zeigte viele Feſtigkeit und äußerte ſich mit ſo vie- er Freimüthigkeit, daß der General von Grumbkow darüber ſein Erſtaunen zu erkennen gab.

„Ich glaube über Alles erhaben zu ſeyn, was mir begegnen kann,“ ſprach Friedrich mit ſtolzem Selbſtgefühl: „mein Muth wird größer ſeyn, als mein Unglück.“

Nach Seiner Majeſtät Beſchluß werden Sie nun nach Küſtrin gebracht und dort ſo lange bleiben, wie es Sr. Majeſtät gefällig ſeyn wird, ſprach Grumbkow.

„Gut! Ich will dorthin gehen,“ war die Antwort des Prinzen: „Können aber nur Bitten mir die Freiheit wieder verſchaffen, ſo werd' ich dort gewiß ſehr lange bleiben.“

Seine Schweſter, die Prinzeſſin Friederike*) erhielt, weil ſie Theil an dem Vorhaben ſeiner Flucht genommen, ebenfalls Wache vor ihrem Zimmer, und wurde in genaue Obhut genommen.

Friedrich fand indeß doch Gelegenheit, einen Brief an ſie zu ſchreiben, und ihr ſolchen heimlich zukommen zu laſſen. Er charakteriſirt ihn ſowohl in Hinſicht ſeines Gemüthes als ſeines Geiſtes.

„Geliebte Schweſter!

„Nach dem Kriegsrecht, das eben gehalten wurde, wird man mich verketzern; denn um für einen Erzketzer zu gelten, iſt es genug, nicht in allen Stücken der Meinung der Herren zu ſeyn. Du kannſt Dir alſo wohl denken, was für ein Ding ſie aus mir machen werden. Mich kümmern ihre Bannflüche wenig, wenn nur meine geliebte Schweſter nicht gegen mich zeugt. Wie freue ich mich, daß weder Gitter noch Riegel mich hindern, Dir meine ganze Freundſchaft zu bezeugen. Ja, geliebte Schweſter, es giebt in dieſem faſt völlig entarteten Jahrhundert noch redliche Menſchen, die mir Gelegenheit ſchaffen, Dich meiner Liebe zu verſichern. Weiß ich nur, daß Du glücklich biſt, ſo ſoll der Kerker mir ein Aufenthalt des Glücks und der Zufriedenheit werden. Chi a tempo a vita**). — Dies unſer Troſt! Wie ſehr wünſche ich, keines Dolmetſchers zwiſchen uns zu bedürfen; möchten die glücklichen Stunden bald wiederkehren, wo Dein Principe und meine Principeſſa — Laute und Flöte — in feſter Harmonie ſich vereinen, wo ich Dir mündlich ſagen kann, daß nichts in der Welt meine Liebe für Dich vermindern wird. Adieu!

Der Gefangene.“

---

*) Demnächſt an den Markgrafen von Anſpach vermählt.

**) Wörtlich: was Zeit hat, hat auch Leben; das italieniſche Sprichwort hat mit dem deutſchen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen, den nämlichen Sinn.

Der nachmalige General von Fouquet erwarb ſich die Gunſt
es Königs ſchon, als er noch Kronprinz war. Im Anfang
einer Verbannung nach Küſtrin wurde er, wie ein Gefangener
ehalten; er pflegte in ſeiner Gefangenſchaft ſehr ſpät bis in die
acht hinein zu leſen. Als dieſes dem König Friedrich Wil-
elm I. gemeldet worden, gab er den Befehl, daß der wachthabende
ffizier ſeinem Sohne nicht länger Licht geſtatten ſolle, als bis
Uhr des Abends. Von dieſem Befehl war der Prinz nicht un-
rrichtet, um die achte Stunde trat aber der wachthabende Offizier
ſein Zimmer und beging die Roheit, ohne ihn von dem königli-
en Befehl zu unterrichten, die Lichter auszublaſen. Friedrich
ab dem Offizier für dieſe Ungezogenheit, in der erſten Aufwallung
es Zorns, ein Paar Ohrfeigen, und der ſo Gezüchtigte fühlte ſich
adurch ſo tief an ſeiner Ehre gekränkt, daß er ſich am folgenden
orgen, nachdem er von ſeinem Wachtdienſt abgelöſet worden,
ſchoß. Der ihn abgelöſete Offizier war der damalige Lieutenant
on Fouquet. Ihm lag am Abend eine gleiche unangenehme
aaßregel ob: er konnte ſich der Ausführung nicht entziehen, er
m daher auf einen Ausweg, einer ſolchen Behandlung, wie ſein
achtgefährte vier und zwanzig Stunden vorher erfahren, auf eine
nge Weiſe zu entgehen.

Fouquet kam ſchon vor 8 Uhr zu dem Prinzen, und ſtellte
uf deſſen Tiſch ein Feuerzeug, neben welchem er zwei Wachskerzen
gte. Dann ſprach er zu Friedrich:

„Des Königs Majeſtät ausdrücklicher und ſtrenger Befehl iſt,
ß ich Ew. Königl. Hoheit die Lichter auf den Glockenſchlag acht
slöſchen ſoll. Ich hoffe daher, daß Höchſtdieſelben es gnädigſt
lauben werden.“

Wenn es meines Vaters Befehl iſt, muß ich mich darin fügen.

Es ſchlug jetzt acht Uhr, Fouquet löſchte die brennenden
ichter aus; ſchlug dann aber ſogleich mit dem Feuerzeug wieder
euer, zündete die mitgebrachten Wachskerzen an und ſprach: „Der
efehl Sr. Majeſtät des Königs iſt vollzogen, Ew. Königl. Hoheit
erzen ſind ausgelöſcht, meine auszulöſchen, iſt mir nicht verboten
orden, worauf er ſich mit dem Wunſche einer angenehmen Ruhe
ntfernte.

In Küſtrin benahm ſich der Kammerpräſident von Münchow ſo gegen ihn, daß er viel Vertrauen zu ihm faßte.

Sein Vater nahm im Jahre 1731 das Verbannungsurtheil wider ihn zurück. Den Tag vor ſeiner Abreiſe von Küſtrin hatte er noch eine lange Unterredung mit dem Präſidenten, und dieſer fragte ihn bei dieſer Gelegenheit, was wohl diejenigen zu erwarten hätten, wenn er zur Regierung käme, die ſich bei der Disharmonie zwiſchen ihm und ſeinem Vater ſo feindſelig gegen ihn gezeigt hätten?

„Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln,“ erwiderte er ſchnell.

Während ſeines Aufenthalts in Küſtrin lernte er die verwittwete Landräthin von Manteufel geb. von Münchow kennen. Sie war eine liebenswürdige und geiſtreiche Frau und ihre Unterhaltung trug ſehr viel dazu bei, ihm ſein Exil minder drückend zu machen.

Sie äußerte einſt gegen ihn zu Ende des Jahres 1730, wie ſie ſich genöthigt ſähe, ihrer ökonomiſchen Angelegenheiten wegen, bald Küſtrin verlaſſen zu müſſen, und nach ihren in Pommern belegenen Gütern zu reiſen.

Darauf ſchickte ihr Friedrich folgende ſcherzhafte Parodie einer Kabinetsorder:

„Seiner Königlichen Hoheit, Unſerm gnädigſten Kronprinzen und Herrn, wird ſo eben unterthänigſt vorgetragen, daß die Frau Landräthin von Manteufel, wider ihr Verſprechen, ſich dennoch unterſtehen wolle, ihren Stab fortzuſetzen, und von hier nach Pommern zu gehen. Wie nun höchſtgedachte Se. Königliche Hoheit an ſolchem ſtrafbaren Unternehmen nicht anders, als Mißfallen bezeigen können, da Sie der Frau Landräthin Gegenwart höchſt ungern entbehren wollen, ſo protestiren Sie wider die intendirte Desertion nicht allein hierdurch auf das Feierlichſte, ſondern werden auch bey dem Gouvernement alles wider ſolche vorzunehmende Echappade dienliche anzuwenden nicht ermangeln. Welches Sie der Frau Landräthin nicht verhalten wollen, der Sie übrigens, wofern Sie ſich eines beſſern beſinnt, mit Gnaden gewogen bleiben.

Küſtrin, den 18. December 1730.

Friedrich.“

In ſeinen früheren Jahren liebte er die Jagd, ein Hauptvergnügen ſeines Vaters und als er, als Kronprinz, nach Küſtrin verbannt, bei der dortigen Krieges- und Domänen-Kammer 1730 bis 1731 arbeiten mußte, pflegte er auch ſich damit zu vergnügen. Wenn er daher die ſeiner Aufſicht untergeordneten Städte und Ämter bereiſete, nahm er gewöhnlich ein geladenes Jagdgewehr mit, um ein Wild, das ihm etwa unterweges aufſtieß, gleich zu ſchießen.

Auf einer ſolchen Reiſe fiel ihm aus dem offenen Wagen ein Handſchuh, um ihn noch ehe er den Boden berühre, wieder zu erhaſchen, bückte er ſich ſchnell hinab, das im rechten Arm liegende Gewehr erhielt dadurch einen ſolchen Druck, daß es los und der Schuß ihm dicht am Ohr durch den Hut ging.

Dies Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Seine lebhafte Phantaſie ſtellte ihm in dieſem Momente alle die unſeligen Folgen der Unvorſichtigkeit und Fahrläßigkeit eines leidenſchaftlichen Jägers vor. Er ließ anhalten, ſprang aus dem Wagen, zerſchmetterte die Büchſe, auf die er früher einen großen Werth gelegt hatte, und gelobte ſich, daß er nie wieder einen Jagdſchuß thun wolle, und nie iſt er dieſem Gelübde untreu geworden.

Über die Jagd äußerte er ſich demnächſt: „Die Jagd iſt eines der ſinnlichſten Vergnügen, das zwar den Leib in ſtarke Bewegung bringt, aber das Gemüth leer läßt. Es iſt eine heftige Begier, ein Thier zu verfolgen und eine ſehr grauſame Freude, es zu tödten. Es iſt ein Zeitvertreib, welcher zwar den Körper abhärtet, raſch und gelenkig macht, der aber den Kopf leer läßt. Ich weiß wohl, daß wir grauſamer und reißender als wilde Thiere ſind, und ſehr tyranniſch mit der uns verliehenen Herrſchaft über dieſe armen Kreaturen verfahren. Kann uns etwas Vorzüge vor Thieren geben, ſo iſt es unſere Vernunft; aber gewöhnlich ſind ſtarke Jäger mit nichts, als mit Pferden, Hunden und andern Geſchöpfen beſchäftigt. Dies macht ſie roh und hartherzig und man muß befürchten, daß ſie auch Menſchen unbarmherzig behandeln werden. Wer mit kaltem Blute ein unſchuldiges Thier martern kann, der kann unmöglich mit dem Schickſal ſeiner Nebenmenſchen Mitleid haben. Iſt dies eine anſtändige Beſchäftigung für ein denkendes

Weſen? — Einem Landesherrn kann es erlaubt ſeyn, zu jagen, es iſt ihm zu verzeihen, wenn es nur deshalb geſchieht, ſich von ſeinen ernſten und oft traurigen Beſchäftigungen zu erholen. Es wäre unbillig, einem Regenten alle Vergnügungen zu unterſagen. Aber giebt es für einen Monarchen wohl ein größeres, als gut zu regieren, ſeinen Staat blühend zu machen, die Fortſchritte aller nützlichen Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern und zu unterſtützen? — Wer anderer Vergnügungen bedarf, iſt zu bedauern!“

Friedrich Wilhelm I. hatte bei ſeinem Heere eine ſehr ſteife Haarfriſur eingeführt. Die Soldaten trugen auf jeder Seite des Kopfes vier Locken, die über dem Ohr liegen mußten, zwiſchen welchen das kleine Hütchen blos eben auflag, ohne den Kopf zu bedecken. Friedrich trug als Kronprinz langes, ſchönes Haar, das in leichten Locken auf beiden Seiten herabhing und das der Prinz nur während des Militärdienſtes in die ſteife Form des Reglements ſehr ungern zwingen ließ. War der Dienſt beendigt, ließ er das Haar wieder leicht gelockt flattern und an die Stelle des läſtigen Haarzopfs trat ein Haarbeutel.

Eines Nachmittags, als Friedrich auf ſeinem Zimmer arbeitete, trat unvermuthet ſein Vater in Begleitung des Hofchirurgus Sternemann ein; Friedrich Wilhelm befahl dem Letzteren: einen Stuhl mitten in's Zimmer zu ſtellen und ſprach dann barſch zu dem Prinzen: „Setze Dich darauf!“ Friedrich wußte nicht den Grund dieſer Anordnung. Aber er wurde ihm bald deutlich. Ein Grenadier trat ein. — Friedrich Wilhelm gebot ſolchem näher zu kommen, wandte ſich dann an den Chirurgus und ſprach: „Sieht Er wohl, gerade ſo muß Er dem Prinzen die Haare verſchneiden!“ — Friedrich traten Thränen in die Augen, doch wagte er keine Bitte, noch weniger machte er Miene, ſich nicht in den Willen ſeines Vaters zu fügen. Er erwartete mit Ergebung, wie ihm ſein ſchönes Haar abgekürzt werden würde. Er hegte überdies noch eine Abneigung gegen den Chirurgus, wegen ſeiner Roheit, und er hatte ihm dies oft merken laſſen; was war natürlicher, als daß ſolcher bei dieſer Gelegenheit nicht ſchonend mit ihm verfahren würde. Der Chirurgus bemerkte die nicht ganz unterdrückte Unruhe des Prinzen; er war nicht ſo roh, wie er ſchien, er empfand Mitleid mit dem Prinzen. Er band den Haarbeutel los, aber mit einer faſt grenzenloſen Langſamkeit. Friedrich Wilhelm warf ihn ſogleich aus dem Fenſter; dann fing der Chirurgus faſt noch langſamer an, die Haare abzutheilen und zu kämmen. Dem König wurde die Zeit endlich lang, ſeine frühere Aufmerkſamkeit auf dieſe Operation ließ nach und er beſah einige auf dem Tiſche liegende Landkarten; der Chirurgus fing ein Geſpräch mit dem Grenadier an, es war von der Art, daß es des Königs Aufmerkſamkeit rege machen mußte. Sprechend mit dem Grenadier ging er im Zimmer auf und ab, und vergaß darüber den Prinzen. Dies benutzte der Chirurgus: er zwang das ſchöne Seitenhaar des Prinzen mit vieler Gewandtheit in dem feſt am Nacken gebundenen Zopf, ſchnitt nur vorn wenige Haare ab, und wußte die übrigen ſo in die vorgeſchriebene Form zu zwängen, daß der König, damit ganz zufrieden dem Prinzen die Hand mit den Worten reichte: „Nun, Fritz, ſeh Dich einmal im Spiegel. Nun ſiehſt Du doch aus wie ein braver Soldat!“ — Friedrich wurde es leichter um's Herz; der König verließ ihn, und gab dem Chirurgus den Befehl, den Prinzen jeden Morgen ebenſo zu friſiren.

Kaum war Friedrich allein, als er den Zopf antriß. Welche Freude! ſein ſchönes Seitenhaar war unberührt geblieben und die natürlichen Locken, ihres Zwanges entbunden, fielen von ſelbſt wieder in die gewohnte Form.

Am folgenden Morgen kam Sternemann. Friedrich reichte ihm dankbar die Hand. „Er hat mir eine große Gefälligkeit erzeigt; ich bin und bleibe Sein Schuldner!“ — ſprach er.

Gleich nach Antritt ſeiner Regirung gab ihm Friedrich eine einträgliche Stelle, die er aber nur kurze Zeit bekleidete; er ſtarb während des zweiten ſchleſiſchen Krieges in der Gegend von Schwedt. Seine Wittwe wandte ſich an den König. Er ſchrieb ihr, „daß er ſich der Gefälligkeit, die ihr verſtorbener Mann ihm im April 1732 erzeigt habe, noch zu gut erinnere, als daß er nicht gegen deſſen Wittwe und Kinder dankbar ſeyn ſolle.“ Die Wittwe erhielt reichliche Unterſtützung.

Er erhielt im Jahre 1735 ein Regiment zu Neu-Ruppin, und wohnte nun öfters dort. Weil Fehrbellin nicht weit davon liegt, wollte er einmal das Schlachtfeld beſehn, wo im Jahre 1675 der große Kurfürſt über die Schweden geſiegt hatte. Man ſagte ihm, daß in Ruppin ein ſehr alter Bürger lebe, welcher jener Schlacht noch ſelbſt beigewohnt. Als nun der Kronprinz nach der erwähnten Gegend fuhr, mußte der Bürger ihn begleiten und alle Umſtände des Kampfes nennen, deren er ſich erinnerte. Hernach wollte ſich der Kronprinz einen Scherz mit dem Alten machen und fragte: Könnt Ihr mir aber nicht ſagen, warum die beiden Herren den Krieg mit einander geführt haben? Da antwortete Jener in ſeiner platten Mundart treuherzig: „J je, Ihre Königliche Hoheiten, dat will ick Ihnen wohl ſeggen. As unſe Kurfürſchte noch is jung geweſt, da hett hä in Utrecht ſtudeert, un der ſchwedtſche König ook, un da hebben de beeden jungen Herren ſich nich verdragen können, hebben ſich in de Haare gelegen, un dit was de Pik dervon." Wenn der König, was zuweilen geſchah, dieſe Begebenheit erzählte, pflegte er die platte Mundart dabei nachzuahmen.

Die Uniform der Offiziere des von Götzſchen Regiments, welches Friedrich Wilhelm I. ſeinem Sohne als Kronprinz verlieh, hatte Gold als Verzierung.

Friedrich bat den Vater, daß er an die Stelle des Goldes Silber ſetzen laſſen dürfe. Dies wurde ihm bewilligt, und danach die neuen Uniformen angefertigt.

Am Tage, wo dieſe neuen Uniformen mit den alten vertauſcht werden ſollten, mußten ſich ſämmtliche Offiziere auf einer Wieſe vor Ruppin verſammeln, wo er ſie früher oft zu einer fröhlichen Unterhaltung vereint hatte.

Man fand hier einen brennenden Holzſtoß, eine Art Scheiterhaufen. Friedrich forderte ſie auf, ſich um dieſes Feuer zu lagern, und ließ Erfriſchungen herumgeben; dann redete er ſie alſo an:

„Da wir hier Alle verſammelt ſind, meine Herren: ſo dächt' ich, wir erzeigten der Götziſchen Uniform die letzte Ehre."

Bei dieſen Worten zog er Rock und Weſte aus, nahm den Hut ab, und warf alles in die lodernde Flamme.

Jeder folgte, gern oder ungern, dieſem Beiſpiel. Jetzt ſchnitt Friedrich aber auch mit einem Federmeſſer das Oberzeug der Beinkleider auf, ſtreifte es ab und warf es ebenfalls in das Feuer. Es blieb den Offizieren nichts übrig, als dem Vulkan ein ähnliches Opfer zu bringen, wodurch diejenigen in keine kleine Verlegenheit geriethen, bei denen das Unterfutter längſt der ausbeſſernden Hand eines Schneiders bedurft hatte. Schaam und Verlegenheit malte ſich auf manchem Geſichte, aber durch die unbefangene Heiterkeit des Prinzen löſeten ſich dieſe Mißlaute in eine allgemein bis an Ausgelaſſenheit gränzende fröhliche Stimmung auf. Die neue Uniform wurde herbeigebracht, und jeder machte nun auf der Wieſe ſeine Toilette. So, neu uniformirt, kehrte der Prinz an der Spitze des Offiziercorps ſeines Regiments in die Stadt zurück.

In der Zeit, als Friedrich, noch Kronprinz, in Ruppin war, wohnte dort ein Glaſermeiſter, der eine ſehr hübſche Tochter hatte. Die Mutter bewachte ſolche, hauptſächlich wegen der Offiziere der Garniſon, mit Argusaugen; Friedrich ſtellte ſich daher, um dieſe zu necken, verliebt in die Tochter, und trieb dieſen Scherz ſo weit, daß er zuweilen in der Dunkelheit vor das Fenſter des Zimmers im untern Stockwerk trat, in welchem die Tochter wohnte, den Kopf in ſolches ſteckte, als wolle er hineinſteigen. Er wußte es ſehr wohl, daß die Mutter ſich in dem Zimmer befand, es machte ihm dann viel Vergnügen, wenn dieſe unter zornigen Worten ihn, und ſelbſt handgreiflich, zurückſcheuchte.

Sie war Wittwe geworden, ihre Tochter längſt verheirathet, und ihr Sohn ſetzte die Profeſſion des Vaters fort.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege, wo ſie ſo viel von dem großen König gehört, dem ſie als Kronprinz oft eine Strafpredigt über ſeinen Muthwillen gehalten, brannte ſie vor Begierde, ihn einmal wieder zu ſehen. Sie reiſete alſo nach Potsdam. Dort angekommen, hatte ſie am Thore ihren Namen und Stand anzeigen müſſen. Der König erhielt täglich den Rapportzettel der Ein- und Auspaſſirten. Kaum hatte er den Namen der Glaſerwittwe geleſen, ſo erinnerte er ſich ihrer auch und befahl, die Frau gleich zu ihm zu bringen.

Mittlerweile hatte ſich die Wittwe aber ſchon auf den Weg gemacht und trat in das Schloß.

Hat Sie eine Bittſchrift? fragte man ſie.

„Nein!“ war die Antwort: „ich will nur meinen allergnädigſten König ſehen.“

Nach Namen und Stand gefragt, wurde ſie dem Könige gemeldet.

Als ſie zu ihm in's Zimmer trat, redete er ſie mit den Worten an:

„Nun, Mutter! ſeyd Ihr noch ſo böſe, wie ſonſt?“

Ach Ew. Majeſtät, Sie haben wohl damals recht Ihren Spaß mit mir getrieben?

„Das hat Sie erſt ſo ſpät gemerkt? — Wie geht's Ihr denn?“

Nicht ſonderlich! Eine Wittwe iſt immer übel dran.

„Was iſt denn aus Ihrer Tochter geworden?“

Sie iſt verheirathet.

„Doch glücklich?“

Ja, Ew. Majeſtät, Gott ſey Dank!

„Sie hatte ja wohl noch mehr Kinder?“

Noch einen Sohn.

„Was iſt aus dem geworden?“

Der hat des Vaters Geſchäfte übernommen. Bei ihm hab' ich nun das Gnadenbrod.

Der König wollte ihr nun ein Geſchenk mit einigen Goldſtücken machen.

„Da habt Ihr vor der Hand etwas,“ ſprach er: „künftig ſollt Ihr mehr bekommen.“

Die Wittwe weigerte ſich, das Geſchenk anzunehmen.

„Auf die Bettelei bin ich nicht gekommen. Ich wollte nur meinen König ſehen, nachdem er ſo vieles ausgeſtanden und ſo große Thaten gethan hat.“

Der König beſtand auf die Annahme des Geſchenkes, aber umſonſt. Sie verließ das Zimmer und kehrte in den Gaſthof zurück, in welchem ſie abgetreten war.

Der König befahl, ſie dort auf das Beſte für ſeine Koſten zu bewirthen, und da ſie jede Unterſtützung abgelehnt hatte, wies er ihrem Sohne auf Lebenszeit eine Penſion von monatlich 10 Thalern an, mit dem Bemerken: Behufs der beſſern Verpflegung der Mutter.

Friedrich Wilhelm war zwar durch das Benehmen ſeines Sohnes, während ſeiner Verbannung nach Küſtrin, durch die Gefälligkeit ſich nach deſſen Wahl zu vermählen und durch die Aufmerkſamkeiten, die er den Lieblingsneigungen ſeines Vaters erwieſen, indem er ihm über ſehr unbedeutende Vorfälle bei dem ihm ertheilten in Ruppin ſtehenden Regimente Berichte erſtattete, wieder völlig ausgeſöhnt; aber ſolcher ſollte auch den Militärdienſt von einer andern Seite, auf dem Schauplatze des Krieges kennen lernen. Als Frankreich 1733 Öſterreich den Krieg erklärt hatte, ſtellte er dem letztern ein Hülfscorps von 10,000 Mann, welche ſich mit dem öſterreichiſchen Heere unter dem Befehl des Prinzen Eugen am Rhein vereinigten. Er ſandte nun Friedrich zu dieſem Heere und begab ſich demnächſt ſelbſt dahin.

Der Kronprinz traf am 7. Juli 1731 zur Zeit der Belagerung von Philippsburg im Lager der Öſterreicher ein.

Friedrich, kaum angekommen, begab ſich gleich zu dem Prinzen Eugen, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen der conventionellen Höflichkeit, ſprach er zu dem Prinzen:

„Ich bitte daher, da ich mich hier eingefunden, um die Erlaubniß, daß ich zuſehen darf, wie ein Held ſich Lorbeeren ſammlet."

Eine ſo feine Schmeichelei verfehlte auch ihren Zweck nicht, der Prinz Eugen ſagte dem jungen Prinzen viel Verbindliches und äußerte dabei ſein Bedauern, daß er nicht früher das Glück gehabt, ihn bei ſich zu ſehen, dann würde er Gelegenheit gefunden haben, ihm viele für einen Heerführer nützliche Dinge zu zeigen, welche man in ähnlichen Fällen mit Nutzen anwenden könne, mit dem Zuſatze: „Alles an Ew. Königlichen Hoheit verräth mir, daß Sie ſich einſt als ein tapferer Feldherr zeigen werden."

Der Prinz Eugen lud Friedrich ein, bei ihm zu ſpeiſen. Während man an der Tafel ſaß, ſchoſſen die Franzoſen aus ihren Retrenchements und aus den Redouten heftig.

Bei der Tafel wurde, wenig darauf achtend, ein ſehr lebhaftes und munteres Geſpräch geführt. Friedrich brachte, nach dem Beiſpiel des Prinzen Eugen, manche Geſundheiten aus, und es freuete ihn, wenn zufällig ein ſolcher Trinkſpruch von den feindlichen Schüſſen begleitet und gleichſam dadurch bekräftigt wurde.

Den folgenden Morgen ritt er in Begleitung des Prinzen von Bevern, des Generals von Röder und eines öſterreichiſchen Generals nach der Redoute, welche den Tag zuvor von den Feinden ſtark beſchoſſen worden. Er ſtieg vom Pferde, ging in ſolche, verweilte dort eine halbe Stunde, und ſah durch ein Fernrohr nach den Kanonen des Feindes. Von dort begab er ſich zu der preußiſchen Infanterie, welche in zwei Linien, vor dem Lager aufgeſtellt war. Er ritt die erſte Linie entlang, und war eben im Begriff, nach der zweiten zu reiten, da ſtieß er auf den Prinzen Eugen. Er wurde von dieſem nicht blos begrüßt, ſondern auch angeredet und er begleitete ſolchen nach dem Hauptquartier.

So einſylbig der Prinz Eugen auch in der Regel war, ſo unterhielt er ſich doch mit Friedrich ſehr lebhaft und verſicherte demnächſt, wie ihn ſein Scharfſinn und Geiſt überraſcht habe.

Am 9. des Abends erhielt der Prinz von dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Würtemberg einen Beſuch in ſeinem Zelte, und beide verweilten dort geraume Zeit. Eugen verließ den Kronprinzen, noch mehr über deſſen Benehmen und die geiſtreichen Äußerungen aus ſeinem Munde erſtaunt und für ihn eingenommen.

Als beide Gäſte ſich entfernten, ging der Prinz Eugen zuerſt aus dem Zelte, ihm folgte der Herzog von Würtemberg. Der Kronprinz umarmte den Letzteren und küßte ihn ſo lebhaft, daß Eugen es hörte. Er wandte ſich ſchnell um und fragte:

Wollen denn Ew. Königliche Hoheit meine alten Backen nicht auch küſſen?

„Herzlich gern!

Friedrich küßte nun den alten Feldherrn recht herzlich.

Während der Belagerung beritt er täglich die Linie, und wo nur etwas von Bedeutung vorfiel, fehlte er nie.

Der Prinz Eugen wollte dem Kronprinzen einen Beweis ſeiner Achtung und Zuneigung geben, er machte ihm daher am 12. ein Geſchenk von vier ausgeſuchten großen und ſchön gewachſenen Rekruten.

Am 13. traf Friedrich Wilhelm im Lager ein. Bei dem Beſuch, den er dem Prinzen Eugen machte, erkundigte er ſich gleich nach dem Betragen ſeinen Sohnes, und ob er wohl einſt ein guter Soldat werden würde?

Eugen konnte nicht Worte genug finden, den Kronprinzen zu loben und zu verſichern: daß er gewiß einſt einer der größten Feldherrn werden würde.

Ein ſolches rühmliches Zeugniß aus dem Munde eines ſo berühmten Helden und Heerführers, als der Prinz **Eugen**, machte **Friedrich Wilhelm** eine unbeſchreibliche Freude, und er äußerte: wie ihm dies um ſo lieber ſey, da er immer daran gezweifelt, daß ſein Sohn Neigung zum Soldatenſtande habe.

Eugen's Lob hatte einen ſehr großen Einfluß auf die Geſinnungen **Friedrich Wilhelm's**; das Mißtrauen verlor ſich bei ſolchem, und mithin auch die frühere läſtige Kontrolle über ſein Thun und Laßen. **Friedrich** erhielt dadurch mehr Spielraum, ſeinen Neigungen folgen zu können, und er benutzte ſolche demnächſt, hauptſächlich in **Rheinsberg**, um ſeinen wißbegierigen Geiſt zu beſchäftigen und zu bilden.

Nachſtehende Briefe ſchrieb Friedrich in franzöſiſcher Sprache als Kronprinz und in den erſten Jahren ſeiner Regierung.

Das Fräulein von **Montbail** war die Tochter der Frau von **Roucoules**, welche **Friedrich Wilhelm** I. zuerſt die Erziehung des Thronfolgers anvertraute.

Erman ſchreibt in ſeinen Mémoires de Refugiés (S. 254.):

Du Maz de Mont de l'illustre maison des Montmartin. Nous les supposons issus de premier mariage de Madame de Roucoule et par conséquent freres de Mademoiselle Montbail, Gouvernante des Princesses de la Maison royale. Mr. de Montbail fut placé comme Colonel dans le Regiment de Winterfeld et mourut en 1720.

Folglich ſind dieſe Briefe theils an die Mutter, theils an die Tochter gerichtet; die Erſtere ſtarb am 4. October 1741.

1.

An Fräulein von Montbail.

Rheinsberg, den 13. Febr. 1732.

Meine liebe Lanche oder Mademoiſelle kurzweg.

Ich danke Ihnen ſehr für die Neuigkeit, welche Sie mir von dem Orte Ihres Aufenthaltes gegeben haben. Wollte Gott, daß ich von vorher immer Gutes hörte. Zur Vergeltung ſende ich Ihnen etwas Neues von Paris, was ich der Königin unter Bezeigung meines unterthänigen Reſpekts zu übergeben bitte. Wir leben ſo ruhig und jeder Tag unſers einförmigen Lebens gleicht dem andern ſo ſehr, daß ich ſehr verlegen wäre, wenn ich Ihnen Neuigkeiten von hier ſchreiben ſollte. Dieſe Woche iſt dem Theater geweiht, und ſo giebt's denn auch gegenwärtig bei uns nichts als Comödie. Die folgende iſt Tanzwoche, woran ich wenig Theil nehme. Ich arbeite gegenwärtig an einem Stück in Verſen, welches ich, wenn es einſt vollendet ſeyn wird, natürlich der Königin vorlegen werde. Ich glaube mich verpflichtet, ihr von meiner Muße Rechenſchaft zu geben, und ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich dazu beitragen könnte, daß ſie es einigermaßen wäre. Leben Sie wohl, Mademoiſelle; ſeyn ſie verſichert, daß mein Herz immer in Potsdam iſt; zwar kann ich nicht ſagen, bei Ihnen, aber doch bei der Perſon, welche Sie leicht errathen können. Indeſſen haben Sie auch Ihren kleinen Antheil an meinem Andenken, denn wie könnte ich Ihnen die Achtung verweigern, welche ich Ihnen ſchuldig bin. Ich bin mit vieler Freundſchaft

Mademoiſelle

Ihr ſehr affectionirter guter Freund.

Meine Complimente an den lieben Wilhelm und an meine Schweſtern.

2.

An Frau von Montbail.

Madame,

Mit dankbarer Rührung habe ich Ihren Brief und den beigefügten Geldbeutel empfangen. Sie vermehren, Madame, die Summe der Verbindlichkeiten, welche ich Ihnen ſchon ſchuldig bin, durch das Geſchenk einer Arbeit, welche Sie für mich in Ihrem glücklichen Alter verfertigten. Ich verſichere Sie, daß Sie mir eine große Freude gemacht haben. Es iſt mir ein Beweis Ihrer Geſundheit und guten Kräfte, aber auch ein Beweis Ihrer Freundſchaft für mich.

Beides iſt mir gleich angenehm, und ſo habe ich denn ein Gläschen auf die Geſundheit meiner lieben, guten Mutter getrunken. Ich nenne Sie Mutter, und hoffe, daß Sie dieſen Namen mir erlauben werden. Er gehört Ihnen gewiſſermaßen, in Betracht der Sorgen und Mühe, welche Sie auf die Bildung meiner jungen Jahre verwendet haben. Ich verſichere, daß ich es nie vergeſſen werde; denn Sie ſind, nächſt meinen Ältern, die Perſon, gegen welche ich die meiſte Verpflichtung fühle.

Nehmen Sie, ich bitte, dieſe Kleinigkeit*), welche ich Ihnen hier beiſchließe, als ein Zeichen meines Andenkens, und glauben Sie, Madame, daß der überſandte Geldbeutel mir lieber iſt, als wenn ich ihn von jedem Andern mit Piſtolen gefüllt erhalten hätte.

Empfangen Sie meine beſten Wünſche für Ihre Geſundheit und Ihre Erhaltung, und überzeugen Sie ſich von der Achtung, mit welcher ich bin,

Meine liebe Madame

Rheinsberg,
den 23. November
1737.

Ihr treu affectionirter
Freund.

3.

An Fräulein von Montbail.

den 12. April 1739.

Mademoiſelle.

Schon lange habe ich mir vorgenommen, Ihnen ein kleines Zeichen meiner Achtung zu geben. Unſer Jahrmarkt in Rheinsberg giebt mir hierzu eine, wiewohl höchſt ärmliche Gelegenheit. Nehmen Sie, ich bitte, die Kleinigkeit, welche ich Ihnen hierbei übermache, von mir an, ſie ſoll Sie an mich erinnern. Aber ſagen Sie keiner Seele, daß ich ſie Ihnen geſandt habe, außer Leuten, eren Diſcretion Sie kennen. Ich wünſche Ihnen gänzliche Wie-erherſtellung Ihrer Geſundheit, und bin unter Verſicherung meiner ollkommenſten Hochachtung

Ihr ſehr affectionirter Freund.

---

*) Es war ſein Bildniß in Miniatur.

4.

Meine liebe Montbailline!*)

Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an der Armee nehmen. Der ganze Staat danket ſeine Erhaltung der Tapferkeit und dem Muthe dieſer braven und rechtſchaffenen Leute. Und ich, ich danke ihnen Alles. — Leben Sie glücklich, meine liebe Montbailline, unter dem Schatten der Bäume, die Sie mit Ihren Händen gepflanzt haben. Vergeſſen Sie nicht Ihre abweſenden Freunde, und ſeyn Sie überzeugt, daß ich ganz der Ihrige bin.

5.

An Fräulein von Montbail.

Um Ihnen einen Beweis meiner Aufmerkſamkeit zu geben, benachrichtige ich Sie hiermit nicht nur, daß ich Ihnen den Gehalt von 1000 Thalern, welche Ihre ſeelige Mutter von der General-Domainen-Kaſſe bezog, nebſt den bei dem franzöſiſchen Civil-Etat ſtehenden 200 Thalern lebenslänglich zuſichere, und Ihnen auch ferner die Gage für einen Bedienten werde abreichen laſſen; ſondern ich gebe Ihnen auch hierdurch eine jährliche Vermehrung Ihres Gehaltes von 500 Thalern aus meiner Chatulle. Fredersdorf**) wird ſie Ihnen monatlich mit 41 Thalern 16 Gr., und zwar vom verfloſſenen 1. December an zu rechnen, auszahlen. Dieß Letztere beſtimme ich Ihnen als Entſchädigung für die freie Tafel, welche Ihre verſtorbene Mutter aus meiner Küche gehabt hat; dieſe wird in's künftige aufhören. Ich hoffe, daß Sie mit dieſer Einrichtung zufrieden ſeyn werden.

Berlin, den 8. Dec. 1741. Ihr wohlgeneigter König.

---

*) Dieſer Brief iſt ohne Benennung des Orts, Tages und Jahres, aber höchſt wahrſcheinlich nach einer der Schlachten des erſten oder zweiten Schleſiſchen Krieges geſchrieben worden. Man ſieht, daß Friedrich die Bravheit ſeines Heeres dankbar erkannte. Hier und in den folgenden Briefen fehlt immer das erſte r in der Unterſchrift.

**) Geheimer Kämmerier des Königs.

Außerdem ſtehen Ihnen die Pferde meines Marſtalles zu Dienſten. Aber Alles unter der Bedingung, daß Sie zuweilen des Mittags oder Abends bei mir ſpeiſen.

6.

An Fräulein von Montbail,

Pyrmont, den 26. Mai 1746.

Sie ſind allzudankbar für ſechs Pomeranzenbäume, meine liebe Montbailline, ich habe Ihnen allerlei kleine Geſchenke Floren's und Pomonen's für Ihren Garten beſtimmt und werde genug dafür belohnt ſeyn, wenn dieſe Kleinigkeiten Ihnen Vergnügen machen. Leben Sie glücklich in Ihrer literariſchen Einſamkeit, und denken Sie bisweilen in Ihren müßigen Stunden an Ihren Gartenwerks-Lieferanten, der voll Freundſchaft und Achtung für Sie iſt.

7.

Den 10. October 1747.

Meine liebe kleine Montbail!

Der Gärtner von Sansſouci glaubt ſich verbunden, Ihnen von den Trauben zu ſenden, die er mit eigenen Händen gezogen hat. Sie ſind vielleicht nicht ſo gut als die aus Montbailline's Garten. Aber ſie werden Ihnen mit ſo gutem Herzen geſchickt, daß Sie wegen der guten Abſicht das Unbedeutende des Geſchenkes überſehen werden. Ich wünſche Ihnen zugleich tauſend Segen und daß Sie ſo glücklich ſeyn mögen als Sie es verdienen. Ich verlange, ſtatt alles Dankes dafür, nur das Vergnügen, Sie dieſen Winter wieder zu ſehen, um mit eigenen Augen beurtheilen zu können, ob Sie ſich recht wohl befinden und ob Sie die Verſicherung meiner Freundſchaft und Erkenntlichkeit annehmen.

Einſt nahm ihn der Vater, Friedrich Wilhelm I. mit in die Schatzkammer. Als Beide bei einem Geldſacke vorüber kamen, der ſich unter der Laſt ſeines Inhalts zur Erde geneigt hatte, ſtreckte Friedrich die Hand nach ihm aus, und ſprach mit muthwilligem Ton:

„Sey ruhig, dein Erlöſer lebt noch!"

Friedrich Wilhelm gerieth darüber in großen Zorn und ſ in ſeinem Sohn mit Schrecken in der Folge einen leichtſinnig Verſchwender ſeines Schatzes.

Wie wenig aber ſeine Beſorgniſſe eingetroffen, hat die Ze gelehrt. Durch ſeinen geregelten Statshaushalt konnte er nach langen koſtſpieligen Kriegen, Millionen zu Anſchaffung von Kunſ ſchätzen, zu Bauten von Schlöſſern, öffentlichen und Privatgebä den, zu Meliorationen und Urbarmachung von Brüchern und ähnlichen gemeinnützigen Zwecken verwenden.

Friedrich Wilhelm nahm aber ſeit dieſem Tage ſein Sohn nie wieder in die Schatzkammer.

Zwei Jahre früher, als er den Thron beſtieg, ſchrieb er (a 14. September 1738) an Voltaire: „Mein Leben iſt bishe nur ein Gewebe von Bekümmerniſſen geweſen. Aber die Schule d Widerwärtigkeit macht vorſichtig, verſchwiegen und mitleidig; ma wird aufmerkſam auf die kleinſten Schritte, wenn man zuvor d Folgen überlegt, welche ſie haben können, und erſpart den Kumme welchen man ſelbſt gehabt hat, nun gern Andern."

Nicht lange nach Antritt ſeiner Regierung (1740) ſchrieb an eben denſelben: „Ein Fürſt iſt in Beziehung auf ſein Vol was das Herz in Hinſicht auf den Körper iſt. Es empfängt da Blut aus allen Gliedern und führt es in die äußerſten Theil zurück. Er empfängt die Treue und den Gehorſam ſeiner Unte thanen, und giebt ihnen dafür zurück Überfluß, Wohlfahrt, Ruhe mit einem Worte Alles, was zum Wohl und zum Wachsthum de Geſellſchaft beitragen kann."

In einem Briefe an den bekannten Geſchichtsſchreiber Rollin (geb. 1661 zu Paris, geſt. 1741) aus Rheinsberg vom 4. Jul 1739 äußerte ſich Friedrich, mit Bezug auf deſſen hiſtoriſch Werke:

„Ich wünſche zum Wohl der Menſchheit, Sie möchten di Könige zu Menſchen, und die Fürſten zu Bürger machen."

Die Art und Weiſe, wie Friedrich Wilhelm I. den Kronprinzen und überhaupt ſeine Kinder behandelte, iſt zu bekannt, um ſolche noch ausführlicher ſchildern zu dürfen.

Friedrich hat, ein ſeltenes Beiſpiel wahrer Pietät, es verſchmäht, in ſeinen Mémoires de Brandebourg, bei Erwähnung ſeines Vaters, auch nur auf das Entfernteſte darüber Beſchwerde zu führen; er hat vielmehr, jede ſehr zu entſchuldigende Bitterkeit über die erlittenen Drangſale hochherzig unterdrückend, ſeinem Vater in Allem, was an ihm lobenswerth war, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und da er dieſen Umſtand doch nicht ganz mit Schweigen übergehen konnte, ſich lieber als den ſchuldigen Theil ſchildern, als ſeinen Vater in ein nachtheiliges Licht ſtellen wollen. Wer lieſ't darin nicht ohne Rührung die Worte:

„Eben ſo haben wir die häuslichen Verdrießlichkeiten dieſes großen Fürſten unerwähnt gelaſſen. Man muß, in Rückſicht der Tugenden eines ſolchen Vaters, gegen die Fehler der Kinder einige Nachſicht üben.“

Und er ſchließt das Leben und die Regierungsgeſchichte Friedrich Wilhelm's I. mit den Worten:

„Wenn es wahr iſt, daß man den Schatten der Eiche, der uns bedeckt, der Eichel zu danken hat, durch den er erzeugt wird, ſo muß die ganze Welt eingeſtehen, daß man in dem thätigen Leben dieſes Fürſten den Keim des Glückes findet, deſſen das königliche Haus nach ſeinem Tode genoſſen hat.“

Als Kronprinz wünſchte er ſich auch Kenntniſſe von der Algebra zu erwerben. Der Geheimerath Duhan ſchlug ihm dazu den Profeſſor Naudé bei dem Joachimsthalſchen Gymnaſium vor. Der Letztere ſah wohl ein, wie ſchwierig es ſeyn würde, dieſe trockene Wiſſenſchaft auf eine faßliche und gefällige Weiſe vorzutragen. Er unterzog ſich indeß dieſer Arbeit, und überſandte dem Prinzen eine kurze und gedrungene Überſicht dieſer Wiſſenſchaft auf einem Blatte Papier. Friedrich las ſie, fand ſie ſehr faßlich und deutlich, und dankte dem Profeſſor Naudé dafür auf eine verbindliche und ſchmeichelhafte Weiſe.

Doch ließ er es bei dieſem Dank nicht bewenden; kaum hatte er den Thron beſtiegen, ſo erinnerte er ſich ſeiner, wies ihm ein-

Penſion von 600 Thalern jährlich an, mit der Zuſicherung, in der Folge, bei ſich darbietender Gelegenheit, ſeiner noch mehr eingedenk zu ſeyn. Bei ſeiner Denkungsart und ſeinem großen Gedächtniß würde er auch dies Verſprechen unſtreitig erfüllt haben, wäre nicht Naudé bald darauf geſtorben.

So hart auch Friedrich von ſeinem Vater behandelt worden, ſo ſprach er doch ſtets mit der größten Achtung von ihm und keiner durfte es wagen, in ſeiner Gegenwart ſich einer unziemlichen Äußerung zu erlauben.

Kurz nach ſeiner Thronbeſteigung erfuhr er, daß in Potsdam noch ein ſehr alter Invalide lebe, welcher ſchon unter der Regierung ſeines Großvaters Friedrich's I. gedient habe. Er ließ dieſen alten Krieger zu ſich rufen. Der Invalide erſchien, der König empfing ihn ſehr leutſelig, fragte, unter welchem Regimente er geſtanden, nach den Feldzügen und Schlachten, denen er beigewohnt, wie viele Bleſſuren er erhalten u. dgl.

Der Greis beantwortete alle Fragen zur Zufriedenheit des Königs, ſo daß er ſich immer mehr mit ihm auf einzelne kleine Umſtände aus deſſen Leben einließ.

Darüber wurde der Graukopf ſo froh und zugleich ſo treuherzig geſchwätzig, daß er, ungefragt, anfing:

Ich muß Ew. Majeſtät doch auch einen Spaß erzählen. Als Ihr Herr Vater noch Kronprinz war, hatt' ich einmal die Ordonnanz bei ihm. Er machte mit dem Fürſten von Deſſau eine Reiſe von Berlin nach Potsdam. Unterwegs, bei Zehlendorf, trafen ſie einen Kuhhirten bei ſeiner Heerde ſchlafend an, da ſchnitten ſie einigen Kühen die Schwänze ab.

„Das iſt nicht wahr!“ rief der König mit barſchem Ton und finſterer Miene. Er brach augenblicklich das Geſpräch ab, rief ſeinen Kammerhuſaren und ſagte zu ihm:

„Geb' Er dem Alten zwei Friedrichsd'or!“

Dann kehrte er ſich um und ließ den höchſt beſtürzten Invaliden ſtehen. Ohne ſeine vorſchnelle Plauderhaftigkeit würde er, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Penſion erhalten haben.

Er wußte ſehr beſtimmt, wer von denen, die über ſeine mißlungene Flucht zu Gericht geſeſſen, über ihn ein ſehr hartes Urtheil gefällt hatten; er ließ es Keinem durch Zurückſetzung oder wohl gar Kränkung entgelten.

Er äußerte ſich darüber: „Dieſe Männer mußten mich des Todes ſchuldig erklären; ſie ſollten über mich nach dem Kriegsrecht ein Urtheil fällen, das beſtimmte ganz klar und deutlich die Todesſtrafe, und hierzu kam noch der wohlverdiente Zorn meines Vaters.“

Der Oberſte von Derſchau hatte ihn zum Tode verurtheilt. Der König ernannte ihn zum Generalmajor und ſeinen Sohn, der ſtudirt hatte, und ihm als ein kenntnißreicher Mann bekannt geworden, 1769 zum Geheimen Staats- und Finanz-Miniſter.

Einem Geiſte, wie Friedrich, konnten Kleinigkeiten, worauf die Beſchränktheit nur Werth legt, nicht zuſagen; er ſpöttelte daher oft über leere Zeremonien u. dgl.

Als er bei'm Antritt ſeiner Regierung zur Huldigung nach Preußen reiſete, mußte der Marquis d'Argens ihm dorthin folgen.

Dort angekommen, ſprach er zu dem Marquis:

„Sagen Sie mir, wie man ſich bei ſolchen Huldigungs-Zeremonien zu benehmen hat, und was alles dabei zu beachten iſt. Sie haben ja dergleichen in Frankreich geſehn und müſſen es daher wiſſen.“

Der Marquis ließ ſich nun darüber weitläufig aus.

Am Tage der Huldigung, als der König im Begriff war, ſolche zu empfangen und ſich auf den Thron zu ſetzen, trug er einen kleinen Galanteriedegen. Der Marquis machte ihn aufmerkſam, daß ſolches nicht paſſend ſey; er einen größern Degen oder vielmehr ein Schwert an der Seite haben müſſe.

„Wo nehmen wir denn das gleich her?“ fragte der König.

Wenn auch kein Schwert bei der Hand iſt, ſo vertauſchen Sie wenigſtens Ihren kleinen Degen mit einem größeren, erwiderte der Marquis, und ein Offizier mußte den ſeinigen dazu hergeben.

Nach beendigter Huldigung fragte der König den Marquis:

„Nun, hab' ich meine Sache gut gemacht?“

O ja, Sire! aber Einer machte es doch noch beſſer.

„Und der war?“

Ludwig der Funfzehnte.

„Ich kenne Einen, der es doch noch beſſer machte.“

Und der war?

„Baron“ *).

Friedrich I. hatte einen Orden de la Generosité geſtiftet, den er aber aufhob.

Ein alter Offizier, der dieſen Orden von **Friedrich Wilhelm I.** erhalten, bat den König um die Erlaubniß, ihn ferner tragen zu dürfen.

„Meinetwegen,“ ſchrieb er auf die Eingabe: „mag Er alle aufgehobene Orden tragen.“

Gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung hegte er die Überzeugung, daß er mit Öſterreich in einen Krieg würde verwickelt werden.

Seine Anſprüche auf die Herrſchaft **Herſtal** im Lüttichſchen gültig machend, ſchrieb er von Weſel aus an den Fürſtbiſchof in einem ernſten Tone; dieſer, auf Öſterreich's Unterſtützung rechnend, ertheilte eine Antwort, die keineswegs befriedigend war.

Er traf nun gleich energiſche Maßregeln, um ſeine Forderung geltend zu machen, als er aber nach **Berlin** zurückgekommen, beſprach er ſich darüber mit denen, welchen er ſein Vertrauen ſchenkte und fragte ſie: welche Maßregeln ſie am zweckmäßigſten hielten? Keiner wollte ſeine Meinung ſagen, auch nicht der Fürſt **Leopold** von **Anhalt-Deſſau.**

Lächelnd ſprach er zu dieſem: „Sie ſind wohl gar abergläubiſch und bilden ſich ein, weil ich den erſten Feldzug mit einem Geiſtlichen anfangen will, daß ich in keinem Kriege Glück haben werde?“

Das nicht, aber etwas anderes geht mir im Kopf herum.

„Und das iſt?“

Sie werden dadurch mit Öſterreich in einen Krieg verwickelt werden.

„Lieber Alter! der Friede mit Öſterreich hat die längſte Zeit gedauert.“

Ja, wenn das iſt, dann nur raſch zugefahren.

---

*) Der bekannte franzöſiſche Schauſpieler.

„Das iſt ſchon geſchehen!“

Schon geſchehen! rief der Fürſt aus, und alle Anweſende waren nicht minder darüber erſtaunt.

„Da ſehen Sie,“ ſprach der König zu dem Fürſten und zeigte ihm einen Bericht des Generals von Borck, in welchem er meldete, daß er zufolge erhaltenen Befehls mit vierzehn Grenadier-Compagnien in das Lüttichſche auf Execution eingerückt ſey.

Der Marquis von Botta war vom Wiener Hofe als Geſandter nach Berlin geſandt worden, um ihn zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen; dies war aber nur Nebenzweck, die Hauptſache beſtand darin, des Königs Geſinnungen in Anſehung ſeiner Anſprüche auf einen Theil Schleſiens zu erforſchen.

Botta errieth bald des Königs Abſichten, er lenkte daher bei ſeiner Audienz auf eine feine Weiſe das Geſpräch auf ſeine Reiſe von Wien nach Berlin, und ſchilderte dabei die Wege in Schleſien auf eine übertriebene Weiſe ſchlecht, verſicherte, ſie wären durch die Überſchwemmungen kaum für einen einzelnen Reiſenden zu paſſiren; er ſelbſt ſey oft in Lebensgefahr geweſen.

Der König merkte die verſteckte Abſicht des Geſandten und erwiderte im gleichgültigſten Ton:

„Ei nun, das Schlimmſte, das dem begegnen kann, der dieſe Wege paſſiren muß, iſt doch nur, ſich zu beſchmutzen.“

Da der Ausbruch des Krieges entſchieden war und er zur Armee gehen wollte, gab er dem Marquis noch eine Abſchiedsaudienz.

Botta äußerte ſich in ſolcher gegen ihn:

Ew. Majeſtät werden das Haus Öſterreich vielleicht zu Grunde richten, aber ſich ſelbſt gewiß auch.

„Es hängt ja nur von der Kaiſerin-Königin ab, die ihr gemachten Anerbietungen anzunehmen.“

Der Marquis ſchwieg eine Weile nachdenkend, ſprach aber dann im Tone der Ironie:

Sire! Ich muß es geſtehen, Ihre Truppen ſind ſchön; die unſrigen haben nicht das gute Äußere, aber ſie haben ſich etwas verſucht.

„Sie finden, daß meine Truppen ſchön ſind,“ verſetzte der König ungeduldig und lebhaft: „Gut! ich werde Sie überführen, daß ſie auch brav ſind“

Dann gab er durch ein Kopfnicken dem Geſandten zu verſtehen, daß die Audienz ein Ende habe und Botta beurlaubte ſich.

Als Friedrich die Regierung antrat, war einer von ſeinen Günſtlingen, welche er als Kronprinz um ſich gehabt, über deſſen Thronbeſteigung außer ſich vor Freude, denn er hoffte nun ein ſehr glückliches Leben. Voll von dieſen Ausſichten ſchrieb er einem ſeiner Freunde in Paris: „Endlich hat unſer geliebter Kronprinz den Thron beſtiegen. Eilen Sie, nach Berlin zu kommen, Sie machen gewiß Ihr Glück und hier erwarten Ihnen nur fröhliche Tage und Genüſſe aller Art.“ Er ſchilderte nun in dieſem Briefe mit vieler jovialiſcher Laune alle die Freuden, welche ſie gemeinſchaftlich in des Königs Geſellſchaft genießen wollten. Mittlerweile war der König in das Zimmer getreten. Der Schreiber, vertieft in ſeiner Correſpondenz, hatte ihn nicht bemerkt.

Der König hatte hinter ſeinem Stuhl den Brief geleſen, er ergriff ihn, zerriß ihn und die Stücke davon auf die Erde werfend, ſprach er mit ſtrengem Ernſt:

„Was ſoll das? — die Poſſen haben nun ein Ende!

Der erſte Muſiklehrer des Königs war der Domorganiſt Heine in Berlin; er ſchätzte dieſen Mann ſehr, erinnerte ſich ſeiner fortwährend mit Wohlwollen und bewies auch, wie ernſt es ihm mit dieſem Gefühle ſey.

Heine hatte einen Sohn; bei dem Antritt der Regierung des Königs empfahl er dieſen ſeinem frühern Schüler in der Muſik. Friedrich verlieh ihm die Stelle eines Acciſeeinnehmers.

Dieſer verwaltete aber ſeine Kaſſe ſo fahrläßig, machte dabei einen die Kräfte ſeines Einkommens überſteigenden Aufwand, und die Folge davon war ein Kaſſendefect. Er wurde deshalb zur Unterſuchung gezogen.

Als es der König erfuhr, ließ er den Organiſten Heine nach Potsdam beſcheiden. Dieſer gehorchte. Er wußte zwar nicht die Veranlaſſung einer ſolchen Aufforderung, aber ſchon in welches

Unglück ſich ſein Sohn durch Leichtſinn und Pflichtverletzung geſtürzt hatte.

Angekommen in Potsdam, wurde er dem Könige gemeldet, und vorgelaſſen.

Friedrich empfing ihn ſehr freundlich und herablaſſend.

„Wie geht's Ihm denn, mein lieber Heine? Er darf ſich nicht wundern, daß ich Ihn zu mir kommen laſſen. Ich muß doch einmal wieder meinen alten Muſiklehrer ſehen."

Mit trauriger Miene verſetzte Heine ſeufzend:

Ach! nicht zum Beſten! Ew. Majeſtät.

„Das iſt nun ſchon ſo im menſchlichen Leben, Glück und Unglück wechſeln mit einander. Niemand hat das wohl mehr erfahren, als ich, aber man muß nur nicht den Muth verlieren. In trüben Augenblicken ſind die ſchönen Künſte ein groſer Troſt. Auch das weiß ich aus Erfahrung. Er muß ihn bei der Muſik ſuchen. Apropos! Was hält Er davon, macht man gute Fortſchritte?"

Der König ließ ſich nun in ein Detail darüber ein, und brachte dadurch Heine wenigſtens dazu, daß er ſich über den fraglichen Gegenſtand, doch immer ſichtbar mit beklommenem Herzen, äußerte.

„Wie hat Ihm denn die neuaufgeführte Oper gefallen?"

Ich habe ſie nur einmal gehört, verſetzte Heine: mir iſt die Luſt vergangen, ſo ſehr ſie mir auch gefiel, noch einmal hineinzugehen.

„Ich kann mir das erklären, lieber Heine! Er hat keine Freude an ſeinen Sohn erlebt. Tröſt' Er ſich! Der Menſch kann keinen Kaſſenpoſten vorſtehen, das merk' ich nun wohl; ich werd' ihn auf eine Art verſorgen, wobei er ein ehrlicher Mann bleiben kann."

Dieſe Worte nahmen plötzlich eine ſchwere Laſt von dem Herzen des gebeugten Vaters, er konnte keine Worte finden, ſein Dankgefühl auszudrücken.

„Laß Er das gut ſeyn!" ſprach Friedrich: „Es iſt mir lieb, daß ich Seinen Kummer ſtillen kann. Nun geh' Er in Gottes Namen, und ich will hoffen, daß Ihm ſein Sohn künftig nicht mehr ſolche Sorgen machen wird."

Heine ging vom Könige zu dem Kapellmeiſter Sidow zurück, bei dem er in Potsdam abgetreten war. Ganz berauſcht vor Freude, erzählte er dieſem die Unterredung mit dem Könige, und ſich die Perücke vom Kopf reißend und auf die Erde werfend, rief er aus:

„Solchen König hat die Welt noch nie geſehen!“

Durch den Neid und die Verketzerungen der Frömmler verlor der Philoſoph Wolf*) in Halle nicht nur ſeine Profeſſur, ſondern er mußte auch; auf Befehl Friedrich Wilhelm's I. die Stadt und den preußiſchen Staat binnen vier und zwanzig Stunden räumen.

Der König wollte den Geächteten gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung unter vortheilhaften Bedingungen wieder anſtellen, und trug dem Probſt Reinbeck in Berlin auf, deshalb mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Wolf lehnte die ihm gemachten Anerbieten ab, Reinbeck machte dem Könige davon Anzeige, und erhielt darauf die Antwort:

„Würdiger, beſonders lieber Getreuer!“

„Ihr habt nochmals an den Regierungsrath Wolf zu ſchreiben, ob Er ſich nunmehro nicht entſchließen könne, in meine Dienſte zu gehen, und würde ich ihm alle raisonable Conditiones accordiren. Ich bin Euer affectionirter König.“

---

*) Chriſtian Freiherr von Wolf (geb. zu Breslau 1679) erhielt auf von Leibnitz Empfehlung 1707 den Ruf als Profeſſor der Mathematik und Naturlehre auf die Univerſität Halle. Wolf wurde durch ſeine dortigen Collegen, beſonders durch die pietiſtiſchen Theologen hart verfolgt und dem König Friedrich Wilhelm I. ſo verdächtig gemacht, daß er, mittelſt Cabinetsordre vom 15. November 1723 ſeiner Stelle entſetzt und ihm unter Androhung der Todesſtrafe befohlen wurde, Halle in 24 Stunden und den preußiſchen Staat in 2 Tagen zu verlaſſen. Auf die Anträge, die ihm, nach dieſem Schreiben des Königs, gemacht wurden, ging er 1740 nach Halle zurück und wurde zum Geheimenrath und Vicekanzler der Univerſität ernannt. 1743 ward er Kanzler, 1745 erhob ihn der Kurfürſt von Baiern während des Reichsvicariats in den Freiherrnſtand. Er ſtarb 1754, in einem Alter von 76 Jahren.

Eigenhändig ſtand darunter:

„Ich bitte Ihn, ſich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebt, muß in aller menſchlichen Geſellſchaft werth gehalten werden, und glaube Ich, daß er ein Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt.“

Bald nach dem Antritt ſeiner Regierung befahl er, daß man ſich in den Kirchengebeten, aller im gewöhnlichen Leben üblicher Titulaturen enthalten, und dagegen beten ſolle: „Wir empfehlen Dir noch, o Gott, unſern König, Deinen Knecht.“

Der geiſtliche Inſpektor Mylius in Fehrbellin fand unter den Papieren ſeines verſtorbenen Vaters einen Wechſel über zweitauſend Thaler, welchen der König noch als Kronprinz an ſolchen ausgeſtellt hatte.

Friedrich hatte bei dem Antritt ſeiner Regierung alle ſolche Schulden nicht allein berichtigt, ſondern auch großmüthig belohnt*).

Der Inſpektor Mylius ſandte dieſen Wechſel an den König und ſchrieb dabei: er habe die Einlage unter den Nachlaß ſeines Vaters gefunden; er wiſſe nicht, ob ſolcher aus Nachläßigkeit dieſe Schuldverſchreibung zu vernichten unterlaſſen, oder was es ſonſt damit für eine Bewandniß habe, er übergebe ſie hiermit Sr. Majeſtät zur gnädigſten Dispoſition.

Der Inſpektor erhielt zur Antwort:

„Ich erinnere mich des Empfangs der in dem mir übermachten Wechſel genannten Summe noch recht wohl, und ſollte auch dabei ein Irrthum obwalten, ſo iſt es billig, daß Ich den Schaden trage und nicht ein Anderer. Ich habe daher ſchon Befehl gegeben: daß Ihm das Kapital mit den Zinſen ausgezahlt werden ſoll.“

Die vereinigte reformirte und lutheriſche Gemeinde bei der Jeruſalems- und Neuen Kirche in Berlin hatte von dem Könige kurz nach Antritte ſeiner Regierung ein Stück Landes ohnweit dem Potsdammer Thore 'zum Kirchhofe erhalten. Der König hatte es nachher wieder auf Vorſtellung des Forſtdepartements zum Thiergarten geſchlagen. Darauf bat die Gemeinde, daß der König ſtatt dieſes Stück Landes des Kanonier Fritzens Garten für ſie zum Kirchhofe kaufen, und ihr 600 Thaler nebſt den Baumaterialien zu einer Mauer um den neuen Kirchhof ſchenken möchte. Auf den Bericht des geiſtlichen Departements ſchrieb der König folgende eigenhändige Reſolution an den Rand: „es iſt So viel Sandt vohr der oranienburger Landwehre da macht Kirchhöwe aber nicht aus guht Landt. Friedrich.“

---

*) S. die Anekdoten von dem Sohn des Goldſchmidt Lieberkühn.

Weitſchweiſige Berichte waren ihm ſehr zuwider. Er erließ daher ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung dieſerhalb eine Cabinetsordre an das General-Directorium.

Se. Königl. Majeſtät ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, haben bereits verſchiedentlich erinnert, daß die Anfragen und Vorſtellungen des General-Ober-Finanz- Krieges- und Domainen-Directorii nicht ſo weitläuftig gemacht, ſondern kurz und deutlich gefaßt werden ſollen. Da aber dieſes dennoch nicht geſchiehet, vielmehr faſt noch täglich viele undeutliche und mit unnöthigen hiſtoriſchen Erzählungen angefüllte Anfragen ankommen, mit deren Durchleſung Sie die Zeit verderben müſſen; ſo befehlen Höchſtdieſelben Dero General-Directorio hierdurch nochmals in Gnaden, die expedirenden Secretarien dahin anzuweiſen, auch ſelbſt dahin zu ſehen, daß inskünftige die Vorſtellungen und Anfragen nach Dero Intention und Ordre eingerichtet werden müſſen, widrigenfalls Sie veranlaſſet werden dürften, eine ſolche weitläuftige einkommende Anfrage Höchſteigenhändig ſo, wie ſie ſeyn muß, zu faſſen, und ihnen dergeſtalt die Möglichkeit, ſolche kurz und deutlich einzurichten, zu zeigen.

Potsdam, den 26. September 1740. Friedrich.

Er rügte in der Folge noch oft ſolche Weitſchweiſigkeit.

So ſchrieb er auf den Bericht eines Miniſters:

„Man ſieht, daß Er nie Soldat geweſen iſt. Die ganze Bagatelle kann Ich, wenn Ich nach Berlin komme, mit einem Federſtrich abmachen.“

Am Rande eines andern miniſteriellen Berichts machte er die Randbemerkung:

„Um eine ſolche Bagatellſache hat Er Worte genug gemacht.“

Bei ſeinem Aufenthalt im Winter zu Berlin bemerkte er in der Dachſtube eines Hauſes, den Zimmern des Schloſſes gegenüber, die er bewohnte, jeden Abend ſpät und jeden Morgen früh Licht.

Er ließ ſich erkundigen, wer dort wohne, und erfuhr, daß ein armer Schuhflicker dieſe Wohnung inne habe, und dort immer Abends und Morgens bei Licht arbeite.

„Man bringe den Mann zu mir!“ befahl er.

Der Schuhflicker erſchien mit Zittern und Zagen vor dem König. Dieſer redete ihn aber ſehr leutſelig an und fragte ihn:

„Warum arbeitet er tagtäglich bis ſpät in die Nacht und des Morgens ſchon ſo früh?“

Ew. Majeſtät, das muß ich wohl. Ich habe vier Kinder, für die muß ich doch als ein redlicher Vater ſorgen, und ob ich gleich ſo viel arbeite, als nur in meinen Kräften iſt, ſo kann ich ſie doch kaum ernähren. Jetzt geht es mir nun noch ſchlimmer. Ich bin dem Lederhändler für Leder noch ſchuldig, und er beſteht darauf, daß ich Rath ſchaffe; ſonſt will er mich verklagen und dann werd' ich ausgepfändet und gerathe ganz an den Bettelſtab.

„Nun dazu ſoll es nicht kommen, dazu werd' ich Rath ſchaffen.“

Er entließ den Schuhflicker und ſandte ihm zweihundert Thaler als Geſchenk.

Im Jahre 1740 war in Anklam der Präpoſitus (geiſtliche Inſpektor) geſtorben; der General-Major von Jeetz bat den König unmittelbar, dem Feldprediger ſeines Regiments dieſe Stelle zu ertheilen.

Friedrich erließ darauf das nachſtehende Schreiben an den Probſt Reinbeck:

„Würdiger, lieber Getreuer! Da der General-Major von Jeetz in des zu Anklam verſtorbenen Präpoſiti Platz den Feldprediger ſeines unterhabenden Regiments, Namens Schankirſch in Vorſchlag bringt; ſo ſollt Ihr mir melden, ob dieſer Menſch gut iſt, und die zu dieſem Amte erforderlichen Fähigkeiten beſitzet, indem ich nicht gewilliget bin, aus ſchlechten Leuten Pröbſte zu machen. Ich bin ꝛc.

Magdeburg, den 22. September 1740.

Man hatte von Seiten der Juſtizbehörde Bedenken getragen, ein Ehepaar gänzlich zu ſcheiden. Beide, Mann und Frau kamen, gemeinſchaftlich unmittelbar ein, und baten: daß die Ehe ganz aufgelöſet und Jedem geſtattet werden möchte, ſich anderweitig wieder verheirathen zu dürfen.

Darauf erließ der König die nachſtehende Kabinetsordre:

Sr. Königl. Maj. in Preußen remittiren an Dero wirklichen Geh. Etatsminiſter v. Brand und Präſidenten v. Reichenbach das allerunterthänigſte Memorial zweier unglücklichen Eheleute, ſo ſich durchaus nicht leiden noch vertragen können, ſo geſchieden werden wollen. Wie nun bei dergleichen Fällen, wo die Animoſität und Uneinigkeit auf den höchſten Grad geſtiegen, nicht rathſam ſolche Menſchen zuſammen zu laſſen, woraus noch weit mehr Inconveniencien entſtehen müſſen; So wollen Höchſtdieſelben, daß, wenn von der angeordneten Scheidung von Tiſch und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Verſöhnung zu erwarten iſt, dieſe beide incorrigible Perſonen nur völlig von einander geſchieden, und jedem Theil ſich wieder zu verheirathen verſtattet werden ſoll.

Potsdam, den 20. Nov. 1740. Friedrich

Als im Jahr 1740 das in Halberſtadt garniſonirende Infanterie-Regiment in's Feld ziehen ſollte, war man über die Wahl einer Inſchrift in den neuen ihr zu ertheilenden Fahnen unſchlüſſig. Endlich ſchlug man die Worte vor: Pro Deo et Patria. Als man Friedrich dies zur Genehmigung anzeigte, ſtrich er die Worte Deo et fort, und ſagte:

„Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeit der Menſchen miſchen; der Krieg betrifft eine Provinz, und nicht die Religion.“

Es wurde nun die Inſchrift: pro Gloria et Patria gewählt.

Am 16. December 1740 rückte der König mit einem Heere in Schleſien ein. Nahe an der Gränze in einer kleinen Stadt hatte man als Wohnung das beſte Haus ausgeſucht. Der Eigenthümer davon war der Juſtizbürgermeiſter.

Bei dem Eintritt in das Haus empfing ihn der Bürgermeiſter mit einer pathetiſchen und ſchwülſtigen Anrede, in der er ihn einen ſiegreichen Helden, einen zweiten Alexander nannte, und ähnliche Weihrauchsfloskeln deklamirte.

Friedrich's Mienen und Gebehrden verriethen Ungeduld und Mißmuth; indeß unterbrach er doch den Redner nicht; als er aber geendet hatte, ſprach er zu ihm:

„Mein hochzuehrender Herr Bürgermeiſter! Er iſt ein wunderlicher Mann! Er hat ja von mir nichts gehört, was ſiegreich genannt werden kann, und zukünftige Dinge ſind mir und Ihm verborgen. Adieu!“

Er ging nun in die für ihn beſtimmten Zimmer, äußerte aber dort ſein Mißfallen über die getroffene Wahl ſeines Quartiers.

„Zehnmal lieber,“ meinte er: „wär' ich in die Hütte eines ehrlichen Bauers eingekehrt, als bei einem ſolchen kriechenden Floskeldreher.“

Faſt im erſten Anlauſe wurden Schleſiens Städte von dem Theile des preußiſchen Heeres, den Friedrich ſelbſt führte, eingenommen, und faſt ganz Schleſien kam in die Gewalt des kühnen jungen Monarchen, ehe die Öſterreicher Anſtalten treffen konnten, ſeinen Fortſchritten Einhalt zu thun. Im Februar 1741 folgten erſt die Verſtärkungen des vorgedrungenen preußiſchen Heeres, die weſtphäliſchen, magdeburgiſchen, pommerſchen und preußiſchen Regimenter, um hinter ihren, auf der Siegesbahn ſchon ſo weit vorgerückten Brüdern nicht zurückzubleiben. Friedrich ſelbſt, der bei dem Anfange der kurzen Winterquartiere nach Berlin gegangen war, traf bei Frankfurt a. d. O. mit dieſen Verſtärkungen zuſammen; er führte ſie ſelbſt in Schleſien ein, und ſtellte ſie auf der öſtlichen Seite der von den Öſterreichern beſetzten Grafſchaft Glatz, von Schweidnitz bis Ottmachau auf. Um dieſe Zeit hatten aber auch die Öſterreicher unter Befehl des von der Feſtung Brünn entlaſſenen Generals Neuperg alle Anſtalten getroffen, dem Könige das weitere Eindringen in Böhmen und Mähren unmöglich zu machen. Alle in die Grafſchaft Glatz führende Wege waren beſetzt; täglich fielen Gefechte vor, von denen der mit ſeiner Reiterei unzufriedene Friedrich ſelbſt ſagt, daß ſie alle zum Nachtheil der preußiſchen Kavallerie, und zum Vortheil der geübteren Infanterie ausgefallen wären.

Um ſich eine genaue Kenntniß des gebirgigen Terrains zu verſchaffen, und um überhaupt dieſe unbekannte Gränzgegend kennen zu lernen, verließ der König Schweidnitz einige Tage nach ſeiner Ankunft wieder, und ging in Begleitung eines Adjudanten, des Hauptmanns von Glaſenapp, über Peterswaldau, Silberberg und Wartha nach Frankenſtein. In dieſer Gegend ſtand der General von Derſchau, der in Silberberg und Wartha zwei vorgeſchobene Poſten hatte. Auf dieſe beiden Poſten kam ſehr viel an. Friedrich hatte ſie ſelbſt als wichtig empfohlen, da ſie die Eingänge in die Grafſchaft Glatz beherrſchten. Er wollte, bei ſeiner Umſicht, ſich ſelbſt von der Befolgung dieſes Befehls überzeugen, aber wohl aus jugendlicher Kühnheit bereiſete er dieſe Poſten nur in Begleitung eines Adjudanten. Dies konnte dem wachſamer gewordenen Feinde nicht unbekannt bleiben. Kaum hatte Friedrich ſich von Frankenſtein zur Beſichtigung dieſer Poſten auf den Weg gemacht, als ſchon bei dem in der Gegend von Glatz ſtehenden öſterreichiſchen General von Lentelus ein Verräther mit der Nachricht ankam, daß man den König, der jetzt, bloß von einem Offizier begleitet, weggeritten ſey, leicht gefangen nehmen könne.

Geſchwinder aber, als die Feinde vermutheten, hatte Friedrich jene beiden Poſten beſichtigt. Er wollte wieder nach Frankenſtein zurückreiten, als ihm das Ciſterzienſerkloſter Kamenz in die Augen fiel. Die ſchönen Anlagen des Kloſtergebäudes, beſonders aber der Thurm, von dem ſich der König eine weite Ausſicht in's Gebirge und in's Land verſprach, veranlaßten ihn, das Kloſter zu beſuchen. Mit der größeſten Ehrerbietung nahm der Abt, Tobias Stuſche, den Monarchen auf; Friedrich blieb länger, als er ſonſt gethan haben würde, und — ſein Glück war es, ſeine Rettung, ſeine Freiheit, vielleicht ſein Leben hing davon ab, daß er länger blieb.

Jener öſterreichiſche Befehlshaber konnte unmöglich eine ſo ſchöne Gelegenheit unbenutzt laſſen, ſich durch Gefangennehmung des Königs berühmt zu machen.

Auf der Stelle ſchickte er ein ſtarkes Kommando Kavallerie in jener Gegend zwiſchen den Poſten umher. Dieſes wurde einer Abtheilung preußiſcher, zur Ablöſung des einen Poſtens beſtimmter Dragoner gewahr. Von der ungleich gewandteren ungariſchen leichten Reiterei wurden die unbehülflichen preußiſchen Kavalleriſten bald geworfen, und mit dem Verluſte von vierzig Mann und Pferden zurückgejagt. Die Ungarn waren um deſto tapferer, da die Abſicht dieſes Angriffs, die Gefangennehmung des Königs, kein Geheimniß war. Die Öſterreicher hielten dieſes Kommando für eine Begleitung des Königs, die er von dem nächſten Poſten mitgenommen hatte. Unwillig, den König in dieſem Kommando nicht gefunden zu haben, ritten die Öſterreicher nach dem Kloſter Kamenz, wo ſich Friedrich befand. —

Wahrſcheinlich hatte der Abt durch ausgeſtellte Poſten früher Nachricht von dem Anrücken der Öſterreicher bekommen, ehe dieſe die Ringmauer des Kloſters ſelbſt betraten; iſt ſolches nicht der Fall geweſen, macht ihm die Gegenwart des Geiſtes, mit der er das einzige mögliche Mittel zur Rettung des Monarchen auffand und anwandte, noch mehr Ehre, als ſeine kluge Überlegung.

Der Meßner des Kloſters mußte unverzüglich alle Geiſtliche zur Mette und zur Komplett auf das hohe Chor in der Kirche zuſammenrufen. Es war ihm ſtrenge unterſagt, ſich mit Einem der Zuſammengerufenen in ein Geſpräch einzulaſſen. Zu gleicher Zeit läutete die zur Mette rufende Glocke. Die ganz ungewöhnliche Zeit, in der dies geſchah, fiel den übrigen geiſtlichen Herren auf, und ſie konnten bei allem Nachdenken und Grübeln keinen Grund dieſes ungewöhnlichen Gottesdienſtes auffinden. Der klöſterliche Gehorſam bleibt jedoch die erſte Pflicht, und ſo fanden ſie ſich Alle in ihrem Ordensſchmuck auf dem hohen Chore ein. —

Da erſchien mit einem Male im feſtlichen Pompe der Abt Tobias Stuſche, mit ihm ein fremder, von keinem der Geiſtlichen jemals geſehener Abt, Beide im Chorkleide eines mehr als gewöhnlichen Feſttages; Beide knieten auf ihren Plätzen vor dem Altare nieder — der ſchöne Geſang, begleitet von den feierlichen Tö-

nen der Orgel, war geendet — das Gebet ſing an, als ein unge-
wöhnlicher Tumult entſtand, und Öſterreich's leichte Reiter ſi
nicht nur in der Kirche zeigten, ſondern auch das ganze Kloſt
durchſuchten. Selbſt während des Gottesdienſtes konnte man deut-
lich hören, wie ſie ſich äußerten, es ſey ausgemacht, der König vo
Preußen ſey im Kloſter.

Der Abt hielt die Mette ungewöhnlich lange, und ſchloß ſi
erſt eine Stunde ſpäter, als die Öſterreicher des Königs Adjudan-
ten gefunden, zum Gefangenen gemacht und ſich entfernt hatten.

Der unbekannte fremde Abt war Friedrich geweſen, und nu
auf dieſe Art konnte er gerettet werden.

Was hing Alles von dieſem wichtigen Augenblicke ab! Welch
Geſchichte der Thaten Friedrich's würden wir dann leſen, wen
gleich im Anfange ſeines thatenreichen Lebens ſein Flug durch dieſ
Gefangennehmung gelähmt worden wäre? Wie merkwürdig de
Könige, der von allen ſeinen nachherigen Gefahren ſchweig
dieſe Gefahr ſeyn mußte, ſieht man daraus, daß er in der Ge
ſchichte ſeiner Zeit, die er ſechs und zwanzig Jahre nachher ſchrie
ſelbſt ſagt:

„Es war eine Unbeſonnenheit von einem Fürſten, ſich in ſ
geringer Begleitung der größten Gefahr auszuſetzen. Wäre de
König bei dieſer Gelegenheit gefangen genommen worden, ſo war de
Krieg geendigt; die Öſterreicher hätten ohne Schwertſchlag geſiegt
das gute preußiſche Fußvolk wäre vergeblich geweſen, und eben ſ
vergeblich alle Vergrößerungspläne, welche der König auszuführen
ſich vorgeſetzt hatte.“ (Siehe Geſchichte meiner Zeit, Kapitel 2
Seite 2.)

Aber Friedrich war und blieb der dankbare Freund ſein
Retters. Da er ſchon fünf große Siege erfochten, vergaß er ih
nicht. Er gab ihm nicht nur die reichſte Abtei Leubus, ſonder
ſchrieb ihm auch noch mehrere Briefe, in denen der Eroberer Schl
ſiens ſeinem dankbaren Herzen das ſchönſte Denkmal geſetzt hat. S
ſchrieb er ihm unterm 22. Mai 1742, da der Abt ihm zum Sieg
bei Czaslau Glück gewünſcht:

„Ich habe Euer Felicitationsſchreiben wegen des vom Aller
höchſten mir abermals über meine Feinde verliehenen großen Si
ges und Victorie erhalten. Gleich wie ich dadurch von Eurem d

durch bezeugten treugemeinten Sentiments perſuadirt bin, als könnt Ihr dagegen ſicherlich glauben, daß ich Euch in ſtetem gnädigen Andenken habe, und es mir lieb ſey, daß Ihr noch wohl ſeyd, und wird es mir übrigens angenehm ſeyn, wenn Ihr, da ich nun bald nach Breslau kommen werde, alsdann dorthin kommen werdet.“ —

Unter dem 5. Januar 1746 ſchrieb er ihm: Ich halte mein Gelübde und ſchicke Ihm Porzellain, Champagner-Wein und ſchöne Stoffe zum Pontificiren.“

In einem andern Briefe heißt es: „Ich werde bald in Camenz einſprechen; wenn ich nach Berlin komme, müßt Ihr mich dort beſuchen.“ — Selbſt nach dem Tode dieſes Abtes blieb Friedrich dem Kloſter auf mehr als gewöhnliche Art geneigt. Er griff nicht auf die entfernteſte Art in deſſen Rechte, und beſtätigte — was ſehr viel ſagen will — jedesmal im Voraus den Abt, den die Geiſtlichen aus ihrer Mitte wählten. Dem einen Abt ſagte er einſt auf der Durchreiſe: „Er ſolle dem Geiſtlichen, der zuerſt ſterben würde, auftragen, den Abt Stuſche in der Ewigkeit von ihm zu grüßen.“

Ein andermal ſandte er ein anſehnliches Geſchenk an das Kloſter, mit der Bitte, für Tobias Stuſche, an deſſen Namenstage, ein feierliches Todtenamt zu halten.

* * *

Im erſten ſchleſiſchen Kriege viſitirt Friedrich einſt des Nachts in einem Mantel gehüllt mit einem Adjudanten die angeſtellten Poſten. Er kam an eine Batterie, an welche der Oberfeuerwerker, um ſich des Schlafs zu erwehren, auf- und abging. Während er mit dieſem ſprach, bemerkte er in der Gegend nach dem Feinde hin ein ſtarkes Feuer. — „Weiß Er nicht, was das zu bedeuten hat?“ fragte er. „Ich weiß es nicht“ verſetzte der Feuerwerker, aber ich kann ja einen weißen Luntenſtock gegen das Feuer abſchießen, dann kann man morgen deutlich ſehen, was es bedeutet hat. „Thu' Er das,“ ſprach der König und ritt weiter. Am folgenden Morgen wurde die durch den Luntenſtock kenntliche Gegend recognoscirt, man fand eine Brandſtelle und mehrere Spuren, daß ein feindliches Piket dort geſtanden habe. Es kam in der folgenden Nacht wieder und wurde aufgehoben. — Lange nach dem ſiebenjährigen Kriege beſuchte Friedrich das Zeughaus in Berlin, und fragte nach den Kanonen, die man in einem Gefechte dem Feinde abgenommen hatte. Ein anweſender Major wies gleich die Kanonen, die aus jenen erbeuteten Stücken gegoſſen worden, und erinnerte ſich dabei einzelner Umſtände dieſes Gefechts. — „Iſt Er dabei geweſen?“ fragte Friedrich. — Ja, Ew. Majeſtät. — „Heißt er nicht ***?“ Der Major bejahete dies. „Richtig! Er ſtand als Feuerwerker bei der Garde. Weiß Er noch wohl, wie Er mit dem weißen Luntenſtock die Gegend bezeichnete, wo ich das Feuer ſah und wo in der folgenden Nacht das feindliche Piket aufgehoben wurde?“

Im Jahr 1741 brachte man ihm, als er im Lager der öſterreichiſchen Armee gegenüber ſtand, einen Menſchen, der ſich für einen reiſenden Handlungsdiener ausgegeben, weil man ihn für einen Spion hielt. Er war es wirklich; die Wahl aber nicht auf das glücklichſte getroffen. Er geſtand gleich offenherzig, daß er von dem öſterreichiſchen Heerführer in's preußiſche Lager geſchickt worden, um die Stellung, Anzahl und Stärke der Regimenter zu erforſchen. Der König befahl: dieſen Menſchen auf ein Pferd zu ſetzen und ließ ihn zwiſchen zwei Huſarenunterofficieren durch das Lager an den beiden Treffen herauf und herabreiten. Bei jedem Regimente wurde ihm deſſen Namen geſagt.

Nachdem dies geſchehen war, ließ ihn Friedrich vor ſich bringen und ſprach zu dem vor Angſt Zitternden: „Nun geh, und erzähle genau, was Du geſehen und gehört haſt.“

Vor der Schlacht bei Mollwitz, den 10. April 1741 ritt der König von dem dortigen Lager aus, um das Dorf Zindel zu recognosciren.

Der dortige Bauer Margner bemerkte, daß ein feindlicher Trupp in einem Graben verſteckt, und es auf den König abgeſehen ſey. Er hinterbrachte es ihm mit Lebensgefahr.

„Ich dank' Euch,“ ſprach der König: „und werd' es Euch vergelten; meldet Euch nur deshalb.“

Der Bauer unterließ dies aber aus Schüchternheit, ſelbſt als er in große Bedrängniß gerieth. Aber auf dem Sterbebette erzählte er ſeiner Tochter den Vorfall und rieth ihr, wenn ſie einmal in großer Noth ſey, den König an das ihm gegebene Verſprechen zu erinnern und um ſeinen Beiſtand zu bitten.

Sie hatte einen Schneider mit Namen Ludwig Schweinert zu Breslau geheirathet, war Mutter von ſechs Kindern, und da ihr Mann eine ſo zahlreiche Familie nicht durch ſeine Hände Arbeit ernähren konnte, ſo ſchrieb ſie an den König, und, ihre elende Lage ſchildernd, bat ſie für ihren Mann um eine ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten angemeſſene Verſorgung.

Friedrich erließ an den Miniſter Grafen von Hoym die nachſtehende Kabinetsordre:

„Die von der Schweinertin angeführte That ihres ehrlichen Vaters iſt bei Mir noch in gutem Andenken. Sie verdient die ihm verſprochene Belohnung, und daher will Ich, daß ſolche ſeiner hinterlaſſenen Tochter angedeihe, und ihr Ehemann von Euch, gebetenermaßen mit einem für ihn ſchicklichen Poſten verſorgt werden ſoll.“

Bald darauf erhielt der Schneider auch eine Anſtellung.

Nach der Einnahme von Neiße 1741 und nach der Huldigung in Breslau ſtand der König nahe an der böhmiſchen Grenze. Der Erbprinz Leopold von Deſſau erhielt von ihm den Befehl, mit vierzehn Bataillons und ſechs und funfzig Eskadrons die noch in öſterreichiſchen Händen befindliche Feſtung Glaz einzuſchließen, und dann mit dem ganzen Korps die Winterquartiere im feindlichen Lande, in Böhmen, zu nehmen. Der Erbprinz wollte ſich nun entfernen, der König rief ihn aber zurück. — „Noch ein's, wen haben Ew. Liebden gewählt, um mit den Ständen des feindlichen Landes wegen der Kontributionen und Lieferungen zu unterhandeln?“ Der Erbprinz antwortete: Hieran hab' ich noch nicht denken können Ew. Majeſtät: es wird ſich aber gewiß in meinem Korps ein Mann finden, der dieſem Auftrage gewachſen ſey. — „Es liegt mir ſehr viel daran, daß auch der Unterthan in Feindes Lande nicht gedrückt wird. Ich will Ew. Liebden zu dieſem Geſchäfte einen Mann mitgeben, der mit Einſicht die möglichſte Rechtlichkeit verbindet.“ — Und dies iſt? — „Der Major von Retzow. Er iſt der einzige Kapitain, über den nie ein Soldat zu klagen Urſach gehabt hat; und ich denke, wer im Kleinen redlich iſt, wird es auch im Großen ſeyn.“ — Der Erbprinz übertrug nun die Geſchäfte dem Kapitain von Retzow. Wie richtig Friedrich ihn beurtheilt hatte, bewies von Retzow dadurch, daß er nach geendigten Winterquartieren und abgeſchloſſener Rechnung noch ſiebzehntauſend Gulden Überſchuß in Kaſſe hatte, die er den böhmiſchen Landſtänden wieder zurückſchickte. Der König erfuhr dies, und es beſtimmte ihn, den redlichen Mann in der Folge zum General-Intendant der Armee zu machen.

Der Oberſte Senning war des Königs Lehrer in der Geometrie und Ingenieurwiſſenſchaft in ſeinen jüngeren Jahren, als Kronprinz, geweſen; er ſchenkte ihn ſein Vertrauen und er gehörte zu denen, mit welchen der Prinz in freundſchaftliche Verhältniſſe ſtand.

Es konnte nicht fehlen, daß der Oberſte, unter dieſen Verhältniſſen, dem Vater Friedrich's, bei der mißlungenen heimlichen Reiſe des Sohnes nach England, verdächtig wurde, und ſo wenig er auch daran Theil gehabt, wurde er doch ſchon deshalb, weil der Kronprinz ihn wohlwollte, auf eine ihn kränkende Art zurückgeſetzt.

Kaum hatte Friedrich den Thron beſtiegen, ſo erhielt er von ihm völligen Erſatz deſſen, was er unverſchuldet verloren hatte, und eine Wohnung auf dem Schloſſe.

Bei'm Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges war Senning ſchon zu hochbejahrt und zu ſchwach, um die Strapatzen eines Feldzuges ertragen zu können; er blieb alſo zurück. Friedrich vergaß aber nicht ſeinen frühern Lehrer, auch ſelbſt in den unruhigen Zeiten eines Krieges, der alle ſeine Geiſtesthätigkeit in Anſpruch nahm, und in dem Getümmel von blutigen Schlachten. Er ſchrieb an ihn unter andern:

„Mein lieber alter guter Senning! Ich danke Euch, daß Ihr an die guten Begebenheiten Theil nehmet, womit das Glück mich begünſtigt. Ihr habt ſehr Recht, Euch für Mich zu intereſſiren, da Ihr wißt, wie ſehr ich Euer Freund bin.“

„Aus Frieden entſteht Krieg, ſagt man immer; aber ſicherer noch entſteht aus Krieg Frieden. Nach der letzten Schlacht*) halte ich dafür, daß die Öſterreicher außer Stande ſind, den Krieg noch länger fortzuſetzen, und ſo viel ich urtheilen kann, werde ich, als friedlicher Bewohner von Charlottenburg oder Rheinsberg, Euch bald wieder umarmen, und Euch mündlich verſichern können, wie viel wahre Achtung und Freundſchaft ich für Euch habe. Lebt wohl mein lieber Senning.

Im Lager bei Brzezi, den 27. Mai 1741.

Bei der Belagerung von Glatz 1741 hatte die Gattin eines Stabsofficiers der dortigen Garniſon, die Gräfin von Grün, ein Gelübde gethan, der heil. Jungfrau in einem Jeſuiterkloſter ein ſchönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung aufgehoben würde.

Als der König nach Glatz kam, erfuhr er dies. Er befahl ſogleich, ein Kleid von dem koſtbarſten Stoffe verfertigen zu laſſen und ſandte es den Jeſuiten, mit der Äußerung: da er von dem unnützen Gelübde der Gräfin gehört, und eben ſo viele ſeine Lebensart beſäße, wie ſie, ſo wolle er nicht, daß dadurch die heilige Jungfrau etwas verlöre. Da die Sache eine ganz andere Wendung genommen, als die Gräfin vermuthet und gewünſcht, ſo überſende er das, was ſolche gelobt habe.

Die Jeſuiten waren ſchlau genug, nicht nur das Geſchenk mit Dank anzunehmen, ſondern auch in einer feierlichen Prozeſſion ſich zu dem Könige zu begeben, um ihm ſolchen auf das devoteſte an den Tag zu legen.

Im Jahr 1741 ſchickte der König einen Officier nach einem kleinen Städtchen in Schleſien, um es zur Übergabe aufzufordern. Der Officier wurde auf das Rathhaus geführt, wo der Magiſtrat verſammelt war. — Der Erſtere verlangte die Übergabe der Stadt im Namen des Königs und die Aushändigung der Schlüſſel zu den Stadtthoren. — „Das werde ich wohl bleiben laſſen,“ erwiderte der Bürgermeiſter; „ich kann und darf ſie nicht weggeben." — Es werden die Thore geſprengt und für die Folgen ſteh' ich nicht. — „Das geht mich nichts an. Genug, ich kann und darf ſie Keinem aushändigen. Sie liegen hier auf dem Tiſche. Geben werde ich ſie Ihnen nicht; wollen Sie ſie aber nehmen, ſo geht das mich nichts an."

---

*) Bei Molwitz, den 10. April 1741.

Der Officier nahm die Schlüſſel, die Thore wurden geöffnet. Die Preußen rückten ein. Ihr Befehlshaber, General du Moulin, ſchickte zu dem Bürgermeiſter und ließ ihm ſagen: er möchte nun, dem Kriegsgebrauche gemäß, die Schlüſſel wieder abholen laſſen. „Das werde ich wohl bleiben laſſen!" gab dieſer zur Antwort: „ich habe die Schlüſſel nicht weggegeben, ich werde ſie alſo auch nicht wiederholen laſſen oder annehmen. Will der Herr General ſie aber wieder auf die Stelle, von der ſie genommen worden, legen, oder hinlegen laſſen, ſo geht mich das nichts an."

Der General meldete dieſen Vorfall dem Könige, er lachte darüber und ſprach: „Wenn der Mann nicht ein Holländer iſt, ſo verdient er einer zu ſeyn; indeſſen wollen wir ſeine Pünktlichkeit im Dienſt ehren."

Auf ſeinen Befehl mußte ein Kommando des Regiments unter Muſik und Trommelſchlag die Schlüſſel nach dem Rathhauſe bringen.

Im Jahr 1741 reichte ein Ausländer, der ſich vor ſechs Jahren in Berlin niedergelaſſen, bei dem Könige eine Beſchwerde über das Stadtgericht ein.

Er habe, führte er in dieſer Eingabe an, als er aus dem Auslande nach Berlin gekommen, Behufs der Betreibung ſeines Gewerbes, von einem Juden ein Kapital von 300 Thalern auf 6 Jahre gegen 5 pro Cent jährliche Zinſen geborgt. Da er zur Verfallzeit das Kapital nicht zahlen können, habe der Jude wider ihn eine Klage bei dem Stadtgericht anhängig gemacht, und da er ſich zu keinem gütlichen Vergleich verſtehen wollen, das Gericht ihn durch Auspfändung um Alles und mit ſeinen Kindern unbarmherzig an den Bettelſtab gebracht; weshalb er um Schutz und Gnade bitten müſſe.

Die Schilderung der unglücklichen Lage des Verklagten war mit ſo lebhaften Zügen abgefaßt, daß der König dadurch erſchüttert wurde.

Er ließ ſogleich die Akten vom Stadtgericht fordern.

Es ging aus dieſen hervor, daß der Jude den Fremdling, der mit ſeiner Familie ganz dürftig nach Berlin gekommen, eine Wohnung verſchafft, und ihm das Darlehn, ohne Abzug und nur gegen 5 pro Cent jährliche Zinſen vorgeſchoſſen, damit er in den Stand geſetzt würde, ſein erlerntes Gewerbe zu betreiben und dadurch für ſich und die Seinigen ſein Brod zu verdienen. Der Verklagte hatte aber nicht bloß die Zinſen zu entrichten unterlaſſen, ſondern auch das vorgeſchoſſene Kapital liederlich durchgebracht, und aus den abgepfändeten Sachen war durch öffentliche Verſteigerung nicht mehr gelöſet worden, als 80 Thaler.

Friedrich ließ den Kläger und den Beklagten zu gleicher Zeit zu ſich beſcheiden.

Als Beide ſich eingefunden, mußten ſie vor ihm erſcheinen. Er ſprach zu dem Juden:

„Hier hat Er 310 Thaler, Er iſt ein ehrlicher Jude, denn Er hat einen armen Menſchen aufhelfen wollen. Bleib' Er immer ſo ehrlich.“

Dann wandte er ſich aber an den Ausländer, und fuhr mit ſtrengem Tone fort:

„Er hat ſchlecht gewirthſchaftet; Er hätte noch mehr verdient, als die Auspfändung, man hätte Ihn noch überdies nach Spandau ſchicken ſollen. Ich will Ihm aber bei Küſtrin eine Koloniſtenſtelle anweiſen laſſen; dort beſſere Er ſich!“

Friedrich hatte, gleich bei'm Antritt ſeiner Regierung, einen Balletmeiſter mit Namen Potier, und eine Tänzerin, mit Namen Roland, aus Paris für die italieniſche Oper in Berlin engagirt.

Der Erſtere benahm ſich ſo inſolent gegen die damalige Theaterdirektion, beſtehend aus dem Grafen von Gotter und Baron von Schwertz, daß Friedrich ihn auf der Stelle entließ, und auch der Tänzerin, als ſie um ihren Abſchied bat, ſolchen ſogleich ertheilte.

Das inſolente Betragen des Balletmeiſters war von der Art geweſen, daß er mit Fug und Recht hätte ernſtlich in Anſpruch genommen und beſtraft werden können. Der König begnügte ſich aber damit, daß er ſelbſt einen Artikel für die Haude und Spenerſche Zeitung aufſetzte und in ſolche einrücken ließ, um, wie er in einem Briefe an Jordan ſagt: dieſen Fremdling auf die beſte Art von der Welt heimzuleuchten.

Dieſer Artikel lautet alſo:

„Berlin, den 21. Auguſt (1741). Dieſer Tage ſind der Herr Graf von Gotter und der Herr Baron von Schwertz, Direktoren der Oper, genöthigt worden, den Balletmeiſter Monſieur Potier, welcher ſich einer recht übermäßigen Botmäßigkeit über die Tänzer anmaßte, und deſſen Hochmuth ſich ſo weit verging, daß er gegen beſagte Direktoren tauſend Inſolenzen verübte, fortzujagen. Man will hier keine umſtändliche Nachrichten von allen Arten ſeiner üblen Aufführung mittheilen, indem deren Erzählung bloß dazu dienen würde, bei dem Publikum Verdruß und Ekel zu erwecken. Indeß bedauert man nichts mehr, als die Demoiſelle Roland, eine ſehr geſchickte Tänzerin, welche durch ihren ſtillen und angenehmen Charakter das unbeſcheidene Betragen ihres Compagnons einigermaßen wieder gut machte. Ohne hier genau zu unterſuchen, in was für Verbindungen Demoiſelle Roland mit dem Monſieur Potier ſich etwa befinden möchte, ſo iſt man doch bisher nicht im Stande geweſen, ſie von einander zu trennen, und man kann den Beſitz einer der größten Tänzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müßte ſich denn zu gleicher Zeit mit dem allerärgſten Thoren und dem allergröbſten Geſellen, den Terpſichore jemals in ihren Dienſt gehabt hat, beläſtigen. Es iſt alſo kein Gold ohne Schlacken, und keine Roſe ohne Dornen.“

Der König hatte ſich einen Vorleſer aus Paris kommen laſſen; er hieß Le Beye. Dieſer Vorleſer entſprach ſeinen Erwartungen keineswegs, dennoch behielt er ihn einige Zeit. Le Beye ſchrieb nun an ſeine Frau, ſie möchte zu ihm kommen; ſie traf mit einem Begleiter Namens Cervelle ein. Der König las auf dem Thorrapportzettel dieſe Neuangekommenen. Am Abend wünſchte er ſeinem Vorleſer, als er nach Sansſouci gekommen, Glück, daß ſeine Frau wohlbehalten eingetroffen wäre, und ihm zugleich die ihm ſo nöthigen Cervelle mitgebracht habe.

Der öſterreichiſche General von Berlichingen, der in der Schlacht bei Molwitz am 10. April 1741 den rechten Flügel der Reiterei kommandirt hatte, wurde in der Schlacht bei Hohenfriedberg von einem Huſaren des Ziethenſchen Regiments gefangen genommen. Statt ſein Schickſal mit Ergebung zu ertragen, machte er ſeiner Galle durch Fluchen und Schimpfen Luft. Der Huſar ließ ihn toben, ohne darüber eine Sylbe zu verlieren. Als aber der General in die Worte ausbrach: „Und von ſolchem Pack muß ich mich gefangen nehmen laſſen? — Von den lumpigen preußiſchen Huſaren, die bei Molwitz durch die Lappen gingen, da ſie den erſten Ungar ſahen?“ — Da verlor der Huſar die Geduld. — „Herr!“ rief er: „will Er gleich das Maul halten? Schimpf' Er auf ſein hundsföttiſch Schickſal ſo viel Er will. Aber der Teufel ſoll Ihm das Licht halten, wenn Er noch ein Wort von uns Huſaren ſpricht!“ — Dieſe derbe Zurechtweiſung blieb ohne Erfolg. Der General tobte immer fort, und erlaubte ſich ähnlicher, ſelbſt noch größerer Beleidigungen.

Jetzt war das Maß der Geduld bei dem Huſaren erſchöpft, er hieb den General ſo über den Kopf, daß Hut nebſt Perrücke, und dann bald er ſelbſt vom Pferde ſank. Ein Rittmeiſter des Zietenſchen Regiments ſprengte heran, er verwies dem Huſaren ſeine Rohheit, als er aber die Veranlaſſung erfuhr, ſo konnte er ihm nicht Unrecht geben. Der General erholte ſich, nannte jetzt erſt ſeinen Namen, und man behandelte ihn mit großer Schonung.

Der Gefangene wurde vor den König geführt. Er hatte ſo wenig Überlegung, daß er ſich über die Behandlung des Huſaren beſchwerte, ohne jedoch die wahre Veranlaſſung zu erwähnen. Entrüſtet befahl der König ſogleich: den Huſaren herbeizuholen. Dieſer kam, aber ahnend, weshalb er vor den König erſcheinen ſolle, begleitet von einigen anderen, die Zeuge des Vorfalls geweſen waren. Er wartete klug es nicht ab, daß ihn Friedrich anredete; er trat gleich als Kläger gegen den gefangenen General auf, und mit einem feſten Ton ſchloß er: „Und das ſag' ich Ew. Majeſtät im voraus, kommt mir wieder Einer ſo, ſo hau' ich ihn in Stücke!“

Lächelnd wandte ſich Friedrich an den General: „Sie ſehen, Herr General,“ ſprach er: „mit meinen Huſaren iſt nicht zu ſpaßen.“ — Dann ſprach er zu den Huſaren: „Seyd ganz ruhig, Kinder! Ihr ſeyd brave Kerls und habt Eure Schuldigkeit gethan. Macht's nur immer ſo!“

Als Friedrich an die Stelle der alten Domkirche eine neue erbauen ließ, wurden die in der alten befindlich geweſenen und anderweitig aufbewahrten Särge, welche die Leichen ſeiner Vorfahren verſchloſſen, in dieſen neuen Dom zurückgebracht. Friedrich war mit einigen Flügeladjudanten zugegen und befahl den Sarg des Kurfürſten Friedrich Wilhelm's des Großen zu öffnen.

Im Sarge ſah man noch den Kurfürſten in dem Koſtüme ſeiner Zeit; in dem Kurmantel, mit einer großen Perücke, großer Halskrauſe, einem Paar Handſchuhen mit Frangen und gelben Stiefeln. Das Geſicht war noch kenntlich.

Der König betrachtete die Leiche geraume Zeit, er ergriff die Hand des Kurfürſten, und ſichtbar gerührt, die Augen feucht von Thränen, ſprach er zu den Umſtehenden:

„Meſſieurs, der hat viel gethan! — Macht den Sarg wieder zu!“

Im Jahr 1743 vocirte das Domkapitel zu Havelberg den Kandidaten der Theologie Loffhagen zum Adjunct ſeines Vaters, des Predigers zu Manker. Den damals in ſolchen Fällen beſtehenden Verordnungen gemäß, mußte die Beſtätigung dazu unmittelbar nachgeſucht werden.

In dem diesfälligen Berichte war bemerkt: Der junge Mann habe ſeine Erziehung nicht im älterlichen Hauſe, ſondern in Havelberg und Ruppin erhalten (um dadurch zu verſtehen zu geben, daß er durch Erinnerungen an jugendliche Unbeſonnenheiten bei der Gemeinde nicht an Achtung verlieren könne), habe hernach in Halle ſtudirt, ſich ſchätzbare Kenntniſſe erworben und ſtets einen unſträflichen Wandel geführet.

Statt die Wahl zu beſtätigen, ſchrieb **Friedrich** am 18. Mai am Rand der Eingabe:

„Sie müſſen den Vätern nicht adjungirt werden, ſonſt werden die Pfarrer hereditar.“

So erhielt das Domkapitel die Eingabe zurück. Die Adjunction unterblieb vorläufig, in der Folge jedoch wurde der Kandidat **Loſſhagen** ſeinem Vater adjungirt.

„Wenn ich in Berlin bin,“ äußerte er einſt über Tafel: „und ausreite, muß ich faſt immer den Hut in der Hand haben“ *).

Ew. Majeſtät haben es ja nicht nöthig, Jeden der Sie grüßt, wieder zu grüßen, meinte der Baron **von Pöllnitz**.

„Ei, warum nicht! Sie ſind ſo gut Menſchen, wie ich.“

Der Staats-Miniſter **von Broich** hatte, um eine ausländiſche Judenfamilie zu begünſtigen, einen Bericht an den König gemacht, und die auf Erlaubniß zu ihrer Niederlaſſung in dem preußiſchen Staate angetragen.

Er zweifelte nicht, daß ihm dieſe, bei den in ſeinem Berichte weitläuftig auseinander geſetzten Gründen, ohne Bedenken bewilligt werden würde. Der König durchblickte aber das eigentliche Motiv zu dieſem Antrage. Statt ihn darüber zu beſcheiden, erließ er die nachſtehende Kabinetsordre an das General-Ober-Finanz- und Kriegs- und Domainen-Directorium.

„Seine Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr remittiren an Dero General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domainen-Directorium originaliter hierbei, was an Höchſtdieſelbe un-

---

*) Daher hat man eine Menge Gemälde von dem Könige, halbe Figur, wo er mit dem Hute in der Hand abgebildet iſt, und auch ſolche Kupferſtiche. Ein Maler **Francke** in **Berlin** ſtand in dem Ruf, den König ſehr ähnlich darzuſtellen. Er malte daher faſt nur dieſe Bildniſſe, wobei er ein reichliches Auskommen fand, denn, wer nur irgend die Koſten zu dem Ankauf eines ſolchen Gemäldes erſchwingen konnte, mußte ſich in deſſen Beſitz ſetzen; er verkaufte ſolche nicht bloß in ganz Europa, ſondern erhielt auch Beſtellung aus Amerika.

ter Dero Etats-Miniſters von Broich Unterſchrift wegen Einer zu Drieſen in der Neumark ganz von neuem zu etablirenden Juden-Familie, unter einem Vorwand von Tuchhandel, eingekommen."

„Was den Umſtand wegen der Unterſchrift des ꝛc. von Broich betrifft, da befremdet es Se. Königl. Majeſtät allerdings, daß dergleichen Sachen, wie die Ertheilung neuer Juden-Privilegien ſind, und die überdem eine Verbeſſerung des Handels zur Abſicht haben ſollen, durch ermeldeten Dero Etats-Miniſter von Broich zur Anfrage gebracht werden; allermaßen es ſchlechterdings zum Ressort des General-Directorii gehört, wenn von Cammern Anſetzungen neuer Juden-Familien geſucht werden, die Sache gründlich zu examiniren, alle Umſtände mit Überlegung zu dijudiciren, und ſodann nebſt beygefügtem Gutachten bey Sr. Königl. Majeſtät darüber anzufragen, auch nach der darauf erfolgten Resolution das Weitere zu beſorgen; wogegen der ꝛc. von Broich, wegen der zu ſeinem Departement mithabenden Juden-Sachen, dasjenige nur observiren und im Train und Ordnung erhalten muß, was der Judenſchaft wegen bereits geordnet und resolviret worden."

„Soviel aber obermeldete Sache ſelbſt angehet; ſo erachten Se. Königl. Majeſtät überhaupt dem Lande ſowohl als dem Commercio ſchädlich und nachtheilig zu ſeyn, ohne gar beſonders triftige Urſachen, mehrere Juden-Familien, als bereits ſeyn ſollen, anzuſetzen, auch denenſelben einigen Handel mit Tuch oder mit Wolle zu geſtatten, indem die Judenſchaft darunter keine beſondere Faveur meritiret. Sollten nun in obermeldetem Casu beſondere Umſtände vorkommen, warum es nöthig und nützlich ſey, eine neue Juden-Familie anzuſetzen: ſo wollen Se. Königl. Majeſtät einen reiflich überlegten und pflichtmäßigen Bericht von Dero General-Directorio deshalb erwarten."

„Potsdam, den 15. Februar 1743."

Es hatten ſich mehrere Bauern aus verſchiedenen Provinzen bei dem König unmittelbar über die harte Behandlung der Domänenpächter und darüber beſchwert, daß ſie auf ihre diesfällige Klagen bei den Kriegs- und Domänen-Kammern keinen Schutz gefunden.

Er ſchloß aus ſo gleichlautenden Beſchwerden, daß ſolche nicht ohne Grund ſeyn müßten; er begnügte ſich aber nicht damit, die Einzelnen deshalb klaglos ſtellen zu laſſen, ſondern das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Direktorium erhielt auch darüber eine allgemeine Weiſung. Sie lautet alſo:

„Se. Königl. Majeſtät von Preußen ꝛc. haben verſchiedentlich wahrgenommen, daß die Generalpächter oder Beamten in ihrem öfters ſehr harten und ungebührlichen Verfahren gegen die Unterthanen, und wenn dieſe darüber klagen müſſen, bey denen Kammern mehr Gunſt und Protection finden, als es recht und billig iſt, worüber die Unterthanen faſt niemals, auch bey gegründeten Beſchwerden Hülfe und Justice kriegen, ſondern der Willkühr derer Beamten ſo zu ſagen gänzlich Preis gegeben werden. Wie nun Höchſtdieſelben der Meinung ſind, daß dieſes Übel hauptſächlich von der Schuld derer Departements-Räthe herrühret, als welche wegen ihres Eigennutzes denen Beamten durch die Finger ſehen und ſie ſogar vertreten, wenn ſie gleich überzeugt ſind, daß denen Bauern hie oder da zu viel geſchiehet; ſo befehlen nunmehr Höchſtgedachte Se. Königl. Majeſtät Dero General-Directorium nochmals allergnädigſt, dieſe Sache gründlich zu erwägen, und dergleichen hinlängliche Mesures zu nehmen, daß die Cammern, und insbeſondere die Departements-Räthe alles Ernſtes angehalten werden, in denen vorkommenden Streitigkeiten zwiſchen Beamten und Unterthanen, einem jeden wahres und unpartheyiſches Recht ohne Anſehen der Perſon widerfahren zu laſſen, und für die Conservation der letztern mit mehrerem Eifer wie bisher zu ſorgen.“

„Potsdam, den 22. November 1743.“

Luſtige Räthe oder Hofnarren gehörten in früheren Zeiten mit zu den Unterhaltungen der Höfe, und der Geheime Rath von Gundling ſpielte als ſolcher bei Friedrich Wilhelm I. eine bedeutende Rolle. Friedrich war zu gebildet, um an ſolchen Poſſenreißern Geſchmack finden zu können, mit denen man ſich die roheſten Späße und kränkendſten Myſtifactionen erlauben konnte. An deren Stelle traten bei ihm Leute, die gebildeter und geiſtreicher waren, mit denen er in früheren Jahren wohl ſeine heitere und ſatiriſche

Laune freien Spielraum laſſen konnte, weil ſie bei ihrer zweideutigen Sittlichkeit, der Frivolität ihrer Denkungsart und Handlungsweiſe, ſich ihres Vortheils wegen, ſich ihm zu Surrogaten von Hofnarren hingaben*).

Zur Zahl dieſer Surrogate gehörte auch der Baron von Pölnitz. Er war Oberceremonienmeiſter. In der Hoffnung eine reiche Partie in Nürnberg zu machen, bat er um ſeinen Abſchied.

Der König ertheilte ihm ſolchen, und zwar indem er ihn ſelbſt einem Schreiber in die Feder dictirte.

Er lautete alſo:

Nous, Fréderic etc. savoir faisons par les présentes, que le Baron de Pölnitz, natif de Berlin, et autant qu'il Nous est connu, né de parens honêtes, Gentilhomme de la Chambre de feu Nôtre Grand Pere de glorieuse mémoire; comme aussi au service de la Duchesse d'Orleans dans la même qualité, Colonel a celui d'Espagne, Capitaine de Cavallerie dans l'armée du feu Empereur, Camerier du Pape, Chambellan de Duc de Broonswic, Enseigne au Service de Duc de Weimar, Chambellan à celui du feu Nôtre Pere de bien-heureuse mé-

---

*) Es iſt zweifelhaft, ob nicht der König ſelbſt Voltaire von dieſer Seite angeſehen. Anfänglich zwar, als Kronprinz, hegte er eine vortheilhaftere Idee von ihm, wie dies ſeine Briefe an ihn bezeugen; in der Folge aber könnte man dieſe Briefe für Ironie nehmen, und die Art, wie er ihn von ſich entfernte, beweiſt, wie er, wenn er auch den geiſtreichen Schriftſteller ſchätzte, doch den Menſchen verachtete. Selbſt ein Franzoſe, La Baumelle, äußerte öffentlich und gedruckt die Meinung: der König habe ſich nur die franzöſiſchen Gelehrten und Schöngeiſter, ſtatt der Affen, welche andere deutſche Fürſten ſich zu halten pflegten, um ſich verſammelt, und dieſe Anſicht gewinnt um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit, da er früher als Kronprinz Affen hielt, und die Art und Weiſe, wie er ſich gegen die Erſteren benahm, eben nicht verrieth, daß er große Achtung für ſie hegte; wo hingegen er andern Männern, die er nicht bloß wegen ihrer Talente oder ihres Witzes, ſondern auch wegen ihres Herzens und ihres feſten Charakters ſchätzte, davon oft ſehr ſprechende Beweiſe gab. Nur der Marquis d'Argens machte eine Ausnahme bei ihm, da er ſich in Hinſicht ſeines Charakters von einer achtungswerthen Seite gezeigt hatte. Auch darin zeichnete ſich der König ruhmwürdig aus, daß er für das feine Gift der Schmeichelei unempfänglich und unzugänglich war.

moire, et en dernier lieu Grand Maître de Ceremonies au Nôtre; se voyant comme inondé et emporté par le torrent des emplois militairs les plus honorables, et de plus éminentes charges de la cour, qui successivement ont plu sur sa personne; las du monde et entrainé par le mauvais exemple de nouveau Chambellan Montaulieu, qui peu de tems avant lui a deserté la cour; le dit Baron Pölnitz Nous a recherché et très-humblement suplié, de lui accorder en grace un congé honête pour le maintien de sa bonne reputation et renommée.

Déferant donc à sa demande et ne jugeant pas à propos de refuser à sa bonne conduite le temoignagne, dont il Nous a requis, vu les importans services qu'il a randu à Notre cour royale par ses plaisanteries et le amusemens, qu'il a procuré à Nôtre Pere defunct l'espace de neuf ans. Nous n'avons pu Nous empecher, de declarer à la gloire du Baron, et declarons, que pendant tout le tems, qu'il a passé à Nôtre service, il n'a été ni voleur de grand chemin, ni coupeur de bourse, ni empoisonneur, qu'il n'a point ravi et violé de jeunes filles, calomnié grossierement, ou porté la moindre attente à l'honneur de qui que ce soit à Nôtre cour; mais qu'il s'est toujours conduit en galant-homme et convenablement à son origine, n'ayant jamais fait qu'une usage honête des talens, que le ciel lui a accordés pour atteindre au but du théatre, qui est, de représenter agréablement est plaisamment le ridicule des hommes, afin de les en corriger par là.

De même, il a toujours suivi très-sincèrement le conseil de Bachus, quant à la moderation et à la sobrieté, et poussé la charité chrétienne, jusqu'à faire pratiquer aux paisans cette maxime de l'Evangile, mieux vaut donner que recevoir: il possédoit encore parfaitement les anecdotes du Mes chateaux et maison de plaisance, et particulièrement les listes du Nos vieux meubles, et savoit du reste, par se mérites se rendre utile et serviable, auprès de ceux, qui connoissoient la mechanceté de son esprit, et le peu de bonté de son coeur.

Nous rendons de plus témoignage au dit Baron, qu'il ne Nous a jamais fait mettre en colère, si ce n'est, lorsque son importunité passant toutes les bornes de respect, essuioit de profaner et de deshonnorer les cendres de Nos glorieux Ancêtres d'une manière indigne et insupportable.

Mais comme dans les plus belles contrées on rencontre des lieux incultes et steriles, que les plus beaux corps ont leur déformités, et les tableaux des plus grandes peintres leurs défauts; Nous voulons bien aussi pardonner aut dit Baron ses fautes et défauts; et Nous lui accordons par la présente, quoiqu'à regrêt, le congé, qu'il a sollicité, voulons au surplus abolir et abolissons entièrement la charge, qui lui avoit été confié, afin que la mémoire en soit pour jamais effacé parmi les hommes; ne croyant pas, que personne soit digne de remplir la dite charge après le susdit Baron.

Donné à Potsdam, le 1ier d'Avril 1744 *).

---

*) Wir Friedrich ꝛc. thun kund und zu wiſſen, daß der Baron von Pölnitz, aus Berlin gebürtig, und ſo viel Uns bekannt, von ehrlichen Ältern abſtammend, Kammerjunker bei Unſerm hochſeligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, wie auch in Dienſten der Herzogin von Orleans in der nämlichen Eigenſchaft, Oberſter in ſpaniſchen Dienſten, Rittmeiſter in der Armee des verſtorbenen Kaiſers, Kämmerier des Pabſtes, Kammerherr des Herzogs von Braunſchweig, Fähndrich in Dienſten des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Dienſten Unſers Höchſtſeligen Vaters, hochbeglückten Andenkens; endlich und zuletzt Oberceremonienmeiſter in den Unſrigen; da er ſich, von dem Strom der ehrenvollſten Militairwürden und der höchſten Hofbedienungen, die nach und nach über ſeine Perſon ausgeſchüttet worden, ganz überſchwemmt geſehen, dadurch der Welt müde geworden, und verführt durch das ſchlechte Beiſpiel des Kammerherrn Montanlieu, der kurz vor ihm vom Hofe gelaufen, bei Uns, nämlich beſagter Baron von Pölnitz, nachgeſucht und unterthänigſt gebeten, ihm zur Aufrechthaltung ſeines guten Rufs und Namens, einen ehrlichen Abſchied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir, mit Berückſichtigung ſeiner Bitte, es nicht für gut finden, ſeiner guten Aufführung das Zeugniß zu verſagen, um das er gebeten hat, wegen der höchſtwichtigen Dienſte, welche er Unſerm königlichen Hofe durch ſeine Späße und Schwänke geleiſtet, und des Zeitvertreibs, welchen er neun Jahr lang Unſern höchſtſeligen Herrn Vater gemacht hat; ſo nehmen Wir keinen Anſtand, zu

Pölnitz verließ Berlin, und da diejenige, die er als Braut heimzuführen wollte, katholiſch war, ſo trat er zur katholiſchen Kirche über. Dieſe Abtrünnigkeit war aber ohne den gehofften Nutzen für ihn. Die Heirath kam nicht zu Stande; ſeine Geliebte hatte ſo genaue Nachrichten über ihn eingezogen, daß ſie, da ſie keine leidenſchaftliche Zuneigung für den Bewerber um ihre Hand fühlte,

---

erklären: daß während der ganzen Zeit, die er in Unſern Dienſten geſtanden, er weder Straßenräuber, noch Beutelſchneider und Giftmiſcher geweſen; daß er weder Jungfern geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch die Ehre irgend Jemandes gröblich verletzt, ſondern ſich ſtets wie ein galanter Mann, ſeiner Abkunft gemäß, betragen und ſtets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen geziemenden Gebrauch gemacht hat; nämlich den Zweck zu erreichen, der bei der Schaubühne zum Grunde liegt, und der darin beſteht: das Lächerliche der Menſchen auf eine luſtige und gefällige Art darzuſtellen, um ſolche dadurch zu beſſern.

Eben ſo hat er den Rath des Bacchus, in Anſehung der Mäßigkeit und Enthaltſamkeit ſtets ſehr treulich befolgt, und die chriſtliche Liebe ſo weit getrieben, daß er den Bauern die Vorſchrift des Evangeliums: geben iſt ſeliger als nehmen, ſtets überlaſſen hat. Er weiß noch ganz genau die Anekdoten von Unſern Schlöſſern und Luſtörtern, beſonders aber hat er ein vollſtändiges Verzeichniß Unſers alten Hausgeräths ſich tief in's Gedächtniß geprägt; übrigens verſtand er es, ſich bei denen angenehm und brauchbar zu machen, welche die Bosheit ſeines Geiſtes und ſeinen Mangel an gutem Herzen kannten.

Ferner geben Wir auch dem beſagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt, als nur, wenn er, durch ſeine Unverſchämtheit alle Grenzen der Ehrfurcht überſchreitend, auf eine unwürdige und unerträgliche Weiſe die Aſche Unſerer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren ſuchte.

Da man aber in den ſchönſten Gegenden unfruchtbare und wüſte Stellen findet, die ſchönſten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der größten Maler nicht ohne Fehler ſind, ſo wollen Wir mehrgedachtem Baron ſeine Gebrechen und Fehler zu gute halten, und ertheilen ihm, obgleich ungern, den nachgeſuchten Abſchied, und wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abſchaffen, um dadurch das Andenken daran unter den Menſchen gänzlich zu vertilgen, dafür haltend, daß nach beſagtem Baron kein Menſch würdig ſey, es ferner zu bekleiden.

Potsdam, den 1. April 1744.

ſondern mehr der Hochmuth dabei im Spiel war, um Frau Baroneſſe zu heißen, dieſe Standeserhöhung nicht mit ihrem großen Vermögen und einer unglücklichen Ehe erkaufen wollte. Er erhielt, wie er am Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn glaubte, ſtatt des Jaworts, einen — Korb.

In dieſer Bedrängniß, ohne Geld und Ausſicht, eine angemeſſene Anſtellung zu finden, wandte er ſich mit einer demüthigen Bittſchrift an den König, ihm ſeine vorige Hofcharge wieder zu ertheilen, und erwähnte auch dabei, daß er entſchloſſen ſey, wieder zur evangeliſchen Religion zurückzukehren.

Er erhielt zur Antwort:

„Ob Ihr reformirt, katholiſch oder lutheriſch ſeyd, das iſt Mir gleich viel. Wenn Ihr Euch aber wollt beſchneiden laſſen, dann will Ich Euch wieder in meine Dienſte nehmen.“

Nur ein ſehr beſchränkter Zelot wird in dieſer Äußerung Frivolität finden. Es liegt vielmehr in dieſer ſarkaſtiſchen Antwort der bittere Unwille über die Denkungsart eines Mannes, der im Stande iſt, ſeinen religiöſen Glauben wie ein Paar Handſchuhe zu wechſeln.

Er hatte dem Baron von **Pölnitz** einſt aufgetragen, ihm einige indianiſche Hühner zu verſchaffen. **Pölnitz** that dies und ſandte ſie ihm mit der lakoniſchen Zeile:

„Voila les dindons, Sire.“

Dieſer familiäre Ton verdiente einer Rüge. Der König ließ daher einen mageren Ochſen kaufen, ihm die Hörner vergolden, einen Blumenkranz um den Hals hängen, ihn vor die Wohnung des Barons führen und dort anbinden. Dabei wurde ihm ein Billet eingehändigt, in ſolchem ſtanden von des Königs Hand die Worte:

„Voila le boeuf, Pölnitz.“

Der Herzog **Karl Eugen** von **Würtemberg***) hatte ſich 1742 und 1743 in **Berlin** aufgehalten und **Friedrich** ihm ſeine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Durch deſſen Vermittelung wurde er am 7. Jänner 1744, erſt ſechzehn Jahre alt, für volljährig erklärt, um die Regierung ſeines Landes ſelbſt übernehmen zu können.

---

*) Geb. den 11. Februar 1728, geſt. den 24. October 1793.

Der König glaubte ihn dazu befähigt, ſonſt würde er dieſe Volljährigkeitserklärung nicht unterſtützt haben, er hielt es jedoch für erſprießlich, ihm, bei ſeiner Abreiſe mit einem Briefe voll Wohlwollen und Zuneigung die nachſtehenden Lehren zu ertheilen und ihm ſeine wichtigen Pflichten als Herrſcher an's Herz zu legen.

„Den Antheil, den ich an der Erlangung Ihrer Volljährigkeit gehabt, macht mir das Glück Ihrer Regierung zu einer deſto wichtigeren Angelegenheit; mir einbildend, es werde das Gute oder Schlimme derſelben auch auf meine Rechnung kommen. In dieſer Rückſicht halte ich mich verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über die neuen Verhältniſſe, in welche Sie treten, freundſchaftlich und offenherzig zu ſagen. Ich gehöre nicht zu denen, die aus Eigendünkel und Eitelkeit, ſtatt zu rathen, bloß befehlen, die ihre Meinung für untrüglich halten und verlangen, daß ihre Freunde nur durch ſie denken, handeln und athmen ſollen. So ſehr dieſe Anmaßung einer Seits lächerlich ſeyn würde, eben ſo ſtrafbar wäre ich anderer Seits, wenn ich Ihnen das zu ſagen unterließe, wozu keiner Ihrer Diener oder Unterthanen den Muth haben dürfte, oder was Keiner aus perſönlichem Eigennutz wird ſagen wollen. Die ganze Welt wird gewiß die Augen auf die erſte Rolle eines Mannes richten, der ihren Schauplatz betritt, und die erſten Handlungen beſtimmen gemeiniglich das Urtheil des Publikums. Erwerben Sie ſich gleich einen ehrenvollen Ruf, ſo wird das Publikum Vertrauen in Sie ſetzen; meines Erachtens das Wünſchenswürdigſte für einen Regenten. — Überall werden Sie Perſonen finden, die Ihnen ſchmeicheln und ſuchen werden, Ihr Zutrauen zu gewinnen, um Ihre Gunſt zu mißbrauchen und Sie zu beherrſchen. Noch eine andere Art Menſchen werden Sie antreffen, beſonders unter den Räthen, welche ſich ſorgfältig bemühen werden, Ihnen die Kenntniß der Geſchäfte zu entziehen, um Sie nach ihrem Belieben zu leiten. Die leichteſten Dinge werden ſie Ihnen ſchwierig vorſtellen, um Ihnen die Arbeit zuwider zu machen, und es kann Ihnen nicht entgehen, daß ſie den Plan haben, Sie unter Vormundſchaft zu behalten, und zwar auf eine ſcheinbar unſchuldige und für Sie ſchmeichelhafte Weiſe. Wenn Sie mich fragen, was dabei zu thun ſey? ſo antworte ich: Sie müſſen ſich Sachkenntniß vom ganzen Finanzweſen verſchaffen, einen Secretair auswählen, der als Unterbedienter oder Beamter darin gearbeitet hat, und ſich, unter Verſprechung einer reichen Belohnung, durch ihn von Allem, was darauf Bezug hat, unterrichten laſſen. Die Finanzen ſind der Nerve des Landes. Verſtehen Sie dieſe recht, wird das Übrige ſtets in Ihrer Gewalt ſeyn. — Es iſt ein Mißbrauch, den ich an vielen deutſchen Höfen bemerkt, daß die Miniſter der Fürſten den Titel „kaiſerlicher Miniſter“ haben, wodurch ſie ſich gerechter Strafe entziehen. Sie werden ſelbſt fühlen, daß es ſich für Sie nicht ſchickt, dies zu geſtatten. Ich muß Ihnen ferner wärnend ſagen, daß Sie zwei Räthe in der Staatsverwaltung finden werden, vor denen Sie ſich zu hüthen haben: der eine heißt Bilfinger, der andere Hardenberg. Es iſt Ihre Sache, ſie zu prüfen, und zu ſehen, wie weit Sie ihnen trauen können. — Seyn Sie feſt in Ihren Entſchlüſſen; wägen Sie das Für und Wider vorher genau ab, ehe Sie dergleichen faſſen; aber wenn Sie Ihren Willen einmal erklärt, ſo gehen Sie um Alles in der Welt nicht davon ab; Jeder wird ſonſt Ihres Anſehens ſpotten, und man Sie für einen Mann halten, auf den nicht zu bauen iſt. — Nach einer vormundſchaftlichen Regierung kann es an Ihrem Hof nicht an Ränken fehlen. Beſtrafen Sie den Urheber ſtreng, und Jeder wird ſich hüten, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Unzeitige Güte iſt Schwäche, ſo wie unnöthige Strenge Verbrechen. Beides muß man vermeiden; obgleich nur ein ſehr edles Herz in den Fehler einer übertriebenen Gnade zu verfallen pflegt.“

„Denken Sie nicht, das Würtemberger Land ſey für Sie gemacht: ſondern glauben Sie vielmehr, die Vorſehung habe Sie deswegen in die Welt geſetzt, um dieſes Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie ſein Wohl immer Ihren Vergnügungen vor, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter ſchon Ihre Begierden dem Glücke Ihrer Unterthanen zu opfern wiſſen; ſo werden Sie nicht allein der Liebling Ihres Volks werden, ſondern auch die Bewunderung der Welt erlangen.“

„Sie ſind das Haupt der bürgerlichen Religion Ihres Landes, welche in Rechtſchaffenheit und in ſittlichen Tugenden beſteht. Es iſt Ihre Pflicht, die Ausübung derſelben zu befördern und vor allen die der Menſchlichkeit, die Haupttugend jedes denkenden Weſens. Für die geiſtige Religion laſſen Sie das höchſte Weſen ſelbſt ſorgen. Wir ſind alle blind in dieſem Gebiete und in mancherlei Irrthümer verloren. Wer iſt ſo vermeſſen unter uns, zu behaupten, ſein Weg ſey der rechte? Hüten Sie ſich alſo vor Schwärmerei in der Religion, ſie erzeugt Verfolgungen. Wenn elende Sterbliche dem höchſten Weſen gefallen können, ſo muß es durch Wohlthaten geſchehen, die ſie den Menſchen erweiſen, nicht durch Gewaltthätigkeiten, die ſie an Starrköpfen ausüben. Verpflichtete Sie zu dieſem Betragen auch nicht die wahre Religion, welche Menſchenliebe iſt, ſo muß es Ihre Staatsklugheit thun, denn Ihre Unterthanen ſind ja alle Proteſtanten. Sie werden durch Ihre Duldſamkeit es bewirken, daß Sie von ihnen angebetet werden, Verfolgung würde Ihnen nur Verabſcheuung von ihnen zuziehen.“

„Die Lage Ihres Landes zwiſchen Frankreich und den Staaten des Hauſes Öſterreich nöthigt Sie, ein abgemeſſenes und gleiches Betragen gegen beide mächtige Nachbarn zu beobachten. Bezeigen Sie für Keinen von Beiden Vorliebe, damit man Sie nicht der Partheilichkeit beſchuldige: denn Beide würden Ihnen nach dem Wechſel des Glücks *), wechſelweiſe fühlen laſſen, wenn ſie Urſache gehabt hätten, ſich über Sie zu beſchweren.“

„Halten Sie immer feſt am deutſchen Reiche und deſſen Oberhaupte; es giebt für Sie keine Sicherheit gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn, als in der Erhaltung des Reichsſyſtems. Seyn Sie ſtets ein Feind deſſen, der es umſtürzen will: weil es nie geſchehen kann, ohne Sie zugleich mit über den Haufen zu werfen. Verachten Sie auch das Oberhaupt des Reiches **) nicht in ſeinem Unglück, und beweiſen Sie ihm ſo viel Ergebenheit als möglich, ohne ſich in ſein Unglück verwickeln zu laſſen.“

---

*) Während des Öſterreichiſchen Erbfolgekriegs, der von 1741 bis 1748 dauerte.

**) Kaiſer Karl VII., der von den Öſterreichern ſeit 1743 aus ſeinem Erbſtaat Baiern vertrieben, in traurigen Umſtänden zu Frankfurt am Mayn lebte.

„Genießen Sie Ihre Jugend, ohne ſie zu mißbrauchen. Laſſen Sie einige Jahre für das Vergnügen vorüber eilen; dann denken Sie an eine Vermählung. Das erſte Jugendfeuer taugt nicht zur Ehe und man dünkt ſich ſchon veraltet, wenn man in der Blüthe des Lebens kaum drei Jahre ſich keiner Untreue ſchuldig gemacht hat. Nehmen Sie eine Prinzeſſin aus einem zu großen Hauſe, ſo wird ſie glauben, daß ſie Ihnen durch ihre Hand eine Gnade erwieſen; es wird Ihnen einen verderblichen Aufwand verurſachen, und Sie werden dadurch nur der Sklave Ihres Schwiegervaters ſeyn. Wählen Sie aber Ihre Gemahlin aus einem dem Ihrigen ziemlich gleichen Stande, werden Sie glücklicher leben: weil ſie ruhiger ſeyn werden, und weil die Eiferſucht, zu welcher große Fürſten ihren Ehehälften immer Gelegenheit geben, Ihnen in dieſem Falle nicht läſtig ſeyn kann."

„Verehren Sie Ihre Frau Mutter, die Urheberin Ihres Lebens. Je mehr Achtung Sie ihr beweiſen, deſto achtungswürdiger werden Sie ſelbſt ſeyn. Wenn eine Mißhelligkeit zwiſchen Ihnen und ihr entſtehen ſollte, ſo geben Sie ſtets nach! Die Dankbarkeit gegen Ältern hat keine Grenzen: man kann den Vorwurf verdienen, daß man es daran hat fehlen laſſen; aber niemals, daß man ſie übertreibe."

„Ich übergehe gleichgültige und folglich willkürliche Dinge. Meine liebevolle Neigung zu Ihnen wird immer den aufrichtigſten Antheil an Ihrer Zufriedenheit nehmen und mit der größten Freude werde ich es hören, wenn Ihre Unterthanen Sie preiſen und ſegnen. Jede Gelegenheit, Ihnen nützlich zu ſeyn, werde ich begierig ergreifen. Kurz, es giebt kein Glück, mein lieber Herzog, das ich Ihnen nicht wünſche; ſo wie es keins giebt, deſſen Sie nicht würdig wären."

„Friedrich."

Bei'm Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges war der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau damit ſehr unzufrieden, daß ſich der König an die Spitze ſeines Heeres ſtellen wollte; er äußerte nicht nur ſein Bedenken gegen den König, ſondern ſprach auch darüber gegen Andere in einem unziemlichen Ton.

Als es der König erfuhr, ſchrieb er ihm:

„Wenn Ew. Liebden einmal ſelbſt eine Armee halten, dann können Sie das Oberkommando geben, wem Sie wollen. Über meine Armee übernehme ich das Kommando, und Sie, mein Fürſt, gehen, Ihrer Inſtruction gemäß, nach Halle und übernehmen den Befehl über den Theil meiner Armee, der Sachſen den Daum auf's Auge drückt.“

Den 11. Mai 1745 gewann Ludwig XV. die Schlacht bei Fontenoi. Er ſchickte einen Officier, mit Namen de la Tour, an den König. Dieſer traf kurz vor der Schlacht bei Striegau und Hohenfriedberg bei dem Könige ein, und war Zeuge, wie ſolche am 4. Juni gewonnen wurde.

Friedrich ſchrieb darauf an Ludwig XV.:

„Ich habe zu Hohenfriedberg den Wechſel bezahlt, den Sie zu Fontenoi auf mich gezogen haben.“

Als er den Tag nach der erwähnten Schlacht den franzöſiſchen Geſandten an ſeinem Hofe, Marquis de Valori begegnete, umarmte er dieſen und rief aus:

„Mein lieber Valori! Gott hat mich wunderbar beſchirmt und meine Feinde mit Blindheit geſchlagen.“

Nach des Geſandten Verſicherung ſprach der König dieſe Worte mit jener Begeiſterung aus, welche nur die innigſte Überzeugung und der lebhafteſte Dank eingeben können.

Er ſchätzte den Marquis, ſah ihn daher gern um ſich und unterhielt ſich mit ihm unter vier Augen.

„Sie ſind ein wackerer Mann,“ ſprach er einſt zu ihm in einer ſolchen vertraulichen Unterredung: „Sie haben Geiſt, aber in den Ihnen jetzt übertragenen Geſandtſchaftspoſten ſind Sie noch ein Neuling. Ich will Ihnen daher einen guten Rath geben: Haben Sie etwas zu unterhandeln, ſo wenden Sie ſich geradezu an mich; von meinen Leuten werden Sie hintergangen, dazu bezahle ich dieſe. Ich mein' es aber gut mit Ihnen und wünſche, daß Ihr Hof Urſache haben möge, mit Ihnen zufrieden zu ſeyn.“

Als Valori bei ihm die Abſchiedsaudienz hatte, fragte er: wodurch der König, ſein Herr, Sr. Majeſtät ſeine Aufmerkſamkeit bezeigen könne?

„Durch einen nochmaligen Widerruf des Edikts von Nantes,“ erwiderte Friedrich.

Der König erfocht den Sieg in der Schlacht bei Soor, den 30. September 1745 nur durch Aufopferung ſeiner Bagage und auch ſeine Armee litt für den Augenblick großen Mangel an Subſiſtenzmitteln.

Als der König am Abend ſpeiſen wollte, war nichts vorhanden. Umſonſt ſuchte man überall, dazu etwas herbeizuſchaffen, man fand nichts, und endlich nur zwei Flaſchen mit Ungarwein. Dieſe wurden ihm gebracht, er labte ſich mit dem Weine, wünſchte aber doch, auch etwas zum Eſſen zu haben. Ein Officier aus dem Gefolge des Königs machte ſich ſogleich auf den Weg, um zu verſuchen, ob er dieſen Mangel erſetzen könne. Umſonſt, alle Soldaten, die er deshalb befragte, hatten das ihrige ſchon verzehrt; endlich traf er einen von einem preußiſchen Regimente, der noch im Beſitze eines Komisbrotes war, von dem er ſich eben ſättigen wollte.

Laßt mir dies Brot! redete ihn der nach Lebensmitteln Suchende an: ich will Euch einen Dukaten dafür geben.

„Daraus wird nichts!“ war die Antwort: „einen Dukaten kann ich nicht eſſen, wohl aber das Brot, und das iſt mir jetzt lieber, als eine ganze Hand voll Dukaten.“

Das glaub' ich Euch recht gern, und ich würd' es auch nicht von Euch verlangen, wenn ich's nicht für den König haben wollte, der jetzt nichts zu beißen und zu brechen hat.

„Für den König?“ fragte der Soldat: „iſt das auch wahr?“

Auf meine Ehre! Ich bitt' Euch deshalb, laßt mir das Brot.

„Ganz? — Ne, das geht nicht! — Wenn's aber für den König iſt, ſo will ich mit ihm theilen.“ — Er ſchnitt das Brot in zwei Hälften, und gab die eine davon dem Bittenden mit den Worten:

„Da! — aber der König muß es auch kriegen.“

Froh darüber, eilte der Officier zum Könige zurück; der Soldat, mißtrauiſch, ob man ihm auch die Wahrheit geſagt, war ihm auf der Ferſe nachgeſchlichen.

Als der König das Brot erhielt, verzehrte er davon etwas mit großem Appetit, und fragte dann den Officier:

„Wo hat Er es denn her bekommen?“

Dieſer erzählt ihm die Art und Weiſe, wie er es erhalten und bemerkt dabei, der Soldat ſey ihm nachgeſchlichen, um zu ſehen, ob es auch gewiß in die rechten Hände gelangen würde.

„Man laß' ihn kommen!“ befahl **Friedrich**.

Der Soldat wurde ihm vorgeſtellt, er bedankte ſich bei ihm, und ſetzte hinzu:

„Ihr könnt Euch eine Gnade von mir erbitten.“

Der Soldat beſann ſich nicht lange und bat um ein Schulzengericht in Preußen.

„Ihr ſollt es haben!“ verſicherte der König. Er vergaß ſein Verſprechen nicht, der Soldat bekam in der Folge das Schulzengericht.

* * *

Der König hatte im Jahre 1745 dem General von **Winterfeld***) mehrere Aufträge gegeben, weil er zu ihm das Vertrauen hegte, daß er ſolche am beſten ausführen würde.

Der General von **Zieten** glaubte ſich dadurch zurückgeſetzt, und ſchrieb deshalb an den König in einem Ton des gekränkten Ehrgefühls, in welchem er den General von **Winterfeld** nicht undeutlich als ſeinen Neider und Widerſacher bezeichnete. Er empfing die nachſtehende Antwort:

„Mein lieber General-Major von Zieten! Ihr könnt gewiß verſichert ſeyn, daß es mir recht leid gethan hat, aus Eurem Schreiben vom 30. v. M. zu erſehen, wie Ihr in den Gedanken ſteht, als ob Ich etwas gegen Eure Perſon hätte, oder ſonſt mit Eurem Dienſte nicht zufrieden wäre. Ihr könnt feſt glauben, daß weder das Eine noch das Andere iſt, und daß vielmehr Ich Euch als einen rechtſchaffenen Officier estimire und von Euren treuen, geſchickten und guten Dienſten ſehr satisfait bin. Daß Ich aber zu

---

*) Geboren zu **Vanſelow** in Vorpommern am 4. April 1707, geblieben in dem Treffen bei **Moys** am 7. September 1757.

Zeiten den General von Winterfeld beſonders Commission gebe, Dieſes oder Jenes, nach Meinen ihm ins geheim bekannt gemachten Abſichten, auszurichten, um Euch deshalb Meine Intentionen, wie die Umſtände es erfordern, bekannt zu machen, ſolches kann Mir wohl unmöglich gewehret, noch darunter die Hände gebunden werden, um ſo weniger, da ſolches nur in gewiſſen Expeditionen geſchieht, und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennität nicht das Geringſte verliert. Ich hoffe alſo, daß Ihr Euch darunter völlig beruhigen und vielmehr gewiß verſichert ſeyn werdet, daß ich bin

Hauptquartier Görlitz, Euer wohlaffectionirter König
den 3. December 1745. Friedrich.“

Nach der bei Keſſelsdorf am 15. December 1745 gewonnenen Schlacht kam der König nach Dresden und nahm ſeine Wohnung in dem Schloſſe der Fürſtin Lubomirska.

Als er dort abgeſtiegen, kam ihm die Fürſtin entgegen und bat ihn: er möchte ein für ihn zubereitetes Souper annehmen, und als er ſich dazu bereit erklärte, fragte ſie: ob und wen ſie zu ſeiner Geſellſchaft einladen dürfe?

„Ich kenne hier Niemand,“ war die Antwort: „doch —“ nach einigen Augenblicken des Nachdenkens: „ich beſinne mich, es muß wohl hier eine alte Bekannte, die Frau von Racknitz leben*). ‚Es würde mich ſehr freuen, ſie wieder zu ſehen, und“ — indem er ſich wieder zu beſinnen ſchien — „man hat mir auch von einer Gräfin von Rex erzählt, die ſehr munter ſeyn, auch viel Verſtand und Witz haben ſoll.“

Beide Damen wurden zu dieſem Souper und noch öfter zu den Abendtafeln des Königs eingeladen.

Bei einer dieſer Abendtafeln gab die Gräfin von Rex zu erkennen, daß es doch eine ſchöne Sache ſeyn müſſe, König zu Geſetze zu ertheilen, Heere anzuführen, Siege zu erringen u. dgl.

---

*) Er hatte ſie im Jahre 1728 als Kronprinz kennen lernen, als er mit ſeinem Vater in Dresden war. Die Frau von Racknitz war eine geborne Gräfin von Flemming und lebte damals in dem Hauſe der Gräfin von Prebendowska.

Der König ſprach zu ihr mit ernſter Miene:

„Je Vous conseille, Madame la Comtesse, de pas penses, et de Vous contentes, de regner sur les c[illegible]s de Dresde.“

(Ich rath' Ihnen, Frau Gräfin, daran nicht zu denken, und ſich damit zu begnügen, über die Herzen in Dresden zu herrſchen.)

Gleich nach Beendigung des zweiten ſchleſiſchen Krieges war er ernſtlich darauf bedacht, die unter ſeines Vaters Regierung ſehr vernachläßigte Reiterei ſo zu verbeſſern, daß ſie dem Feinde Furcht einflößen möchte. In der Mollwitzer Schlacht hatte ſich die Kavallerie ſo unbeholfen und ungeſchickt gezeigt, daß er dies, der bei unbedeutenden Dingen ein ſehr treues Gedächtniß hatte, nicht vergaß. Die Reiterei hatte zwar in den folgenden Schlachten, beſonders bei Hohen Friedberg, ſich ſehr brav gezeigt, aber doch bei weitem noch nicht den Forderungen genügt, die er an ſie zu machen ſich berechtigt glaubte, und denen ſie demnächſt in den Schlachten von Zorndorf und Roßbach ſo ruhmvoll entſprach.

Von 1747 bis 1855 wurden wochenlange Luſtlager gehalten, bei denen Friedrich die Abſicht hatte, die Reiterei, und hauptſächlich die damals noch immer ſchwerfälligen Küraſſiere, zu einer Schaar zu bilden, die durch Regſamkeit und Gewandheit im Manoeuvriren jedem Feinde furchtbar wäre. Mit der Garde du Corps in Potsdam machte er den Anfang und die Probe. Hier wurden die Ideen des Königs ausgeführt, und Alles, was dieſem trefflichen Corps mit ſeinen ausgeſuchten Leuten und Pferden auszuführen möglich war, mußte auch von den übrigen Küraſſierregimentern eingeübt werden.

Die Luſtlager dienten hierbei beſonders als Übungsplätze. Durch die geſchickteſten Kavallerieoffiziere wurden oft funfzig Esquadrons vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in allen Manoevres geübt. Waren dieſe angreifenden Übungen beendet, dann kam die Reihe an den ſogenannten kleinen Dienſt, Feldwachen, Patrouillen und dergleichen. Mochten Pferde und Leute noch ſo ermüdet ſeyn, es wurde keine Entſchuldigung angenommen.

Um Offiziere und Leute auf den Feldwachen und auf den Piquets munter und aufmerkſam zu erhalten, hatte Friedrich bei einem dieſer Luſtlager den Huſaren den Befehl gegeben, oftmals an dem Lager umher zu ſtreifen, die Wachen zu allarmiren, und denen, die ſich überrumpeln ließen, den Hut weg zu nehmen, für den ſie alsdann einen Dukaten als Belohnung erhielten.

Als einſt an einem ſtrengen und angreifenden Manoeuvretage die große Kavallerie-Feldwache abgelöſt war, hatte ſich der kommandirende Stabsoffizier bei derſelben, Major Leopold vom damaligen Bredowſchen Küraſſierregiment, ein Mann, der in ſeinem faſt funfzigjährigen Dienſte immer die Gunſt des Königs genoſſen, von der Hitze und den Anſtrengungen des Tages ermüdet, mitten unter ſeinen Reitern einen Feldſtuhl und einen kleinen Tiſch aufſchlagen laſſen. Statt zu Pferde zu bleiben, war er abgeſtiegen und auf dieſem Stuhl eingeſchlafen. Ein umherſchwärmender Huſar bemerkte es, geſchickt ſchlich er ſich näher, nahm dem ſchlummernden Greiſe den Hut vom Kopfe, ſprengte damit fort, und brachte ihn, dem Befehle gemäß, dem Könige.

„Wem gehört der Hut?“ fragte er eben nicht gut geſtimmt.

Der Huſar nannte den Namen.

Sogleich erinnerte er ſich des braven Greiſes; ſein finſterer Blick wurde ruhig.

Am folgenden Morgen ließ er den Major zu ſich kommen. Der Greis erſchien ſehr niedergeſchlagen über den Vorfall von geſtern. Freundlich kam ihm der König entgegen und ſprach, mit dem Finger drohend: „Hör' Er, lieber Leopold, auf der Feldwache muß man nicht ſchlafen! Er thut bei Seinen Jahren am beſten, wenn Er quittirt. Ich will Ihn mit fünfhundert Thalern Penſion zur Ruhe ſetzen. Er hat einen Sohn im Regimente, der iſt Standartenjunker; nicht ſo?“ — Der Major bejahete es. „Sein Sohn hat alle Anlagen zu einem tüchtigen Offizier. Damit er aber nicht, nach dem Beiſpiel ſeines Vaters, auf der Feldwache einmal ſchläft, nehm' ich ihn als Cornet in der Garde du Corps mit nach Potsdam.“ —

Am Weihnachts heiligen Abend machte er ſeiner Dienerſchaft und auch Andern wohl, welche nicht in dieſen untergeordneten Verhältniſſen zu ſeiner Umgebung gehörten, Geſchenke. Er nahm dabei auf die individuellen Verhältniſſe der zu Beſchenkenden Rückſicht; zuweilen lag darin eine verſteckte Ironie und Hindeutung, daß er von ihren häuslichen Verhältniſſen genau unterrichtet ſey; es war alſo eine ſtillſchweigende Ermahnung, ſich eines ſittlichen Betragens zu befleißigen und vor dem zu hüten, was eine Rüge oder wohl gar eine Strafe verdient hätte.

Er hielt ſehr viel auf die alte gemüthvolle Sitte, die Kinder am heiligen Weihnachtsabend durch Geſchenke freudig zu überraſchen; er äußerte dies auch gegen ſeine Dienerſchaft, und ſeine Geſchenke an ſie waren auf die Kleinen berechnet. Einem Lakaien, der nur Töchter hatte, ſchenkte er Drechslerpuppen, kleine Eimer und Töpfe; einem andern, der nur Vater von einem kürzlich gebornen Kinde war, einen Wolfszahn und eine Klapperbüchſe. Ein aus Nürnberg gebürtiger Lakai erhielt Nürnberger Tand, und Einer, der außer der Ehe, mit einem Mädchen mehrere Söhne erzeugt hatte, Steckenpferde, Peitſchen und Rollwagen, mit der ſarkaſtiſchen Frage: „Nicht wahr! ich hab's getroffen? — das kannſt Du gut gebrauchen?“

Friedrich hatte bei ſeinem Aufenthalte im Graf Brühlſchen Palais zu Dresden im Jahre 1745 einen kleinen Knaben ſo lieb gewonnen, daß er ihm erlaubte, ungerufen in ſein Zimmer zu kommen und dort in ſeinem Beiſeyn zu ſpielen.

Einſt des Morgens kam dieſer Knabe eilig zu dem Könige, der ſich mit ſeinem Adjudanten, dem nachmaligen General-Lieutenant von S***, unterhielt, und ſagte mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm:

„Höre! wenn ſie Dir Chokolade bringen, trinke nicht!“

Und warum nicht? fragte der König.

„Sie haben Dir Etwas hineingeworfen.“

Woher weißt Du das?

„Ich war in der Küche und hab' es ſelbſt geſehen.“

Was war's denn?

„Das weiß ich nicht: ſie ſchütteten es aus einem Papier in die Kanne und rührten's ſtark um.“

Es iſt ſchon gut mein Kind! geh' nur jetzt, ſagte Friedrich und fuhr kaltblütig fort, mit dem Adjudanten über mancherlei zu ſprechen.

Bald darauf kam der Kammerlakai Glaſau mit dem Frühſtück in's Zimmer.

Friedrich faßte ihn ſcharf in's Auge, und begleitete ihn mi ſeinen durchdringenden Blicken bis an den Tiſch, worauf er di Chokolade ſetzte.

Dem Kammerlakaien war dies ungewöhnliche Benehmen nich entgangen, er äußerte einige Unruhe und reichte dem Könige di Taſſe nicht gleich, wie gewöhnlich.

„Schenk' ein!“ rief ihm Friedrich zu und da dieſer Befeh nicht ſogleich vollzogen wurde, wiederholte er ihn barſch.

Mit zitternder Hand gehorchte Glaſau.

Dies und die ungewöhnliche Schüchternheit des Kammerlakaien machten den König immer aufmerkſamer.

„Menſch! Du zitterſt ja!“ rief er aus: „was fehlt Dir, biſ Du etwa krank?“

O nein! Ew. Majeſtät, mir iſt recht wohl, antwortete Glaſau mit bebender Stimme.

„Nun, ſo trink'!“ ſagte der König, und zeigte auf die eingeſchenkte Taſſe. Der Kammerlakai zitterte wie Espenlaub und lie die Taſſe ſtehen.

„Trink'!“ wiederholte der König mit feſter Stimme, und i dem Augenblick ſtürzte Glaſau zu ſeinen Füßen und bat u Gnade.

„Ach!“ rief er: „Ew. Majeſtät ſollten ja nicht davon ſterben, Sie ſollten nur dumm werden.“

Der König befahl ihm, aufzuſtehen, lockte einen ſeiner Hunde herbei und ſetzte ihm die Taſſe vor. Der Hund fing bald nach dem Genuß der Chokolade an zu winſeln und ſtarb unter Verzuckungen. Friedrich befahl dem Adjudanten, abzutreten und ſtellte nun ein Verhör mit dem Kammerlakaien an.

Nach beendigtem Verhör rief er den Adjudanten wieder in's Zimmer, übergab ihm den Kammerlakaien, mit dem Befehl, ihn ſogleich nach Spandau abzuführen, und dafür zu ſorgen, daß während ſeiner Gefangenſchaft Niemand mit ihm ſpräche. Er verbo auch demnächſt, daß wenn Glaſau einſt auf ſeinem Sterbebette läge und einen Geiſtlichen begehre, ein ſolcher nicht zu ihm gelaſſen würde, damit der wahre Zuſammenhang dieſer Frevelthat für Jedermann ein Geheimniß bleibe. Friedrich ſelbſt hat in der „Geſchichte meiner Zeit“ dieſes Verfalls mit keiner Zeile erwähnt.

In dem erſten Dezennium der Regierung Friedrich's erhielt er alle Jahre an ſeinem Geburtstage (den 24. Januar), von einem alten reformirten Prediger, mit Namen George, ein Glückwünſchungsgedicht in höchſt elenden Reimen, im Beiſchluß aber eine Rüge aller vermeintlicher Fehler nebſt Vorſchlägen, wie ſolche zu verbeſſern wären.

Der König achtete mehrere Jahre nicht darauf und hatte Mitleid mit der Schwäche eines alten Mannes, ſo unziemlich auch ſein Benehmen war. Da er aber dabei blieb, von der jetzt epidemiſchen Manie beſeſſen, die Regierung zu tadeln und gehirnloſe Verbeſſerungsvorſchläge zu machen, ſo verlor Friedrich die Geduld, und ertheilte ihm eigenhändig folgende Antwort in franzöſiſcher Sprache.

„Freund Reimſchmidt! aufgeblaſener Prieſter! Woher kommt Dir die verwegene Luſt, den Geburtstag Deines Königs in holprichten Knittelreimen zu beſingen? Ohne Zweifel glaubte mein Konſiſtorium, da es Dich zum Herold der Gnade ernannt, eine Eule vom Parnaß auf die Kanzel zu bringen. Doch ohne viele Worte darüber zu verlieren, gebe ich Dir offenherzig zu erkennen: daß von allen unzähligen theologiſchen gelehrten Streitigkeiten, welche die theologiſche Welt entzweien, kaum drei ſind, die meine Regierung angreifen. Warum ſchreibſt Du alſo ſo viel davon? Kann ſie nicht, auch ohne Dich, bloß durch die Geſchichte zur ſpäten Nachwelt übergehen? Überlaſſe jedem Andern meine Staatswirthſchaft und gieb Dich nicht mit fremden Dingen ab. Du haſt eine Heerde zu weiden, ſey ihr Hirt und laß die Muſen in Frieden. Überlaß meinen Unterthanen die Mühe, mich zu beſtehlen, und meinen Vaſallen das Recht: mich zu betrügen und über meine Auflagen zu murren; — wahrlich! ſie thun unrecht daran, aber wenn Du mir gefallen willſt, ſo rufe ihnen von der Kanzel zu: Chriſten ſeht, dort iſt die Hölle — bezahlt Eurem Könige! — und beleire nicht mehr meinen Geburtstag.“

Der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau hatte bei Keſſelsdorf, als Feldherr, geſiegt. Er wußte ſich etwas zu viel damit, indem er den glücklichen Erfolg nur ſich allein zuſchrieb, ohne den übrigen Generalen die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Friedrich wollte ihm auf eine verſteckte ſatiriſche Art zu verſtehen geben, wie er dies mißbillige. Er machte ihm daher ein Geſchenk mit einem ſauber gezeichneten Plan dieſer Schlacht, deſſen Etikette war aber ein alter Kater, der einen Bart hatte, gerade wie ihn der Fürſt zu tragen pflegte; er hielt in ſeinen Pfoten eine aufgewickelte Rolle mit den Worten:

Sieg bei Keſſelsdorff, den 15. December 1745.

Das Regiment Garde du Corps gehörte zu denen, welche im Kriege nahe um die Perſon des Königs waren. Er hatte daher Gelegenheit, jeden Einzelnen davon kennen zu lernen. Zwei Unteroffiziere zogen ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich; ſie hatten ſich bei Avantgarden und Seitenpatrouillen als muthvolle Männer ausgezeichnet. Er erkundigte ſich daher nach ihnen bei dem damaligen Kommandeur der Garde du Corps, Oberſten Freiherrn von Wacknitz über ihre ſonſtige Aufführung.

„Es ſind zwei brave Männer, Ew. Majeſtät,“ erwiederte der Befragte: „Sie zeichnen ſich durch Sittlichkeit aus, ſind geſcheidt, haben ſtudirt und ſind nur aus Liebe zum Kriegsdienſt und aus Patriotismus in Militairdienſte getreten. Sie dienen ſchon geraume Zeit, und ich erlaube mir, ſie Ew. Majeſtät zum Avanzement als Offiziere vorzuſchlagen.“

Der König erwiederte:

„Gut! Er kann ſie mir bei der erſten Gelegenheit dazu vorſchlagen.“

Bald darauf forderte der Oberſt Freiherr von Wacknitz ſeinen Abſchied, um in Heſſen-Kaſſelſche Dienſte zu gehen. Er wurde ihm bewilligt, und der Oberſt von Schätzel an ſeiner Stelle zum Kommandeur der Garde du Corps ernannt.

Er war, wie dies nicht ſelten der Fall zu ſeyn pflegt, ein Antagoniſt ſeines Vorgängers, mithin hatte er gegen deſſen Anordnungen und Anſichten vielfältig etwas zu erinnern.

Der König hatte dieſe beide Unteroffiziere nicht aus dem Gedächtniſſe verloren; er fragte daher den Oberſten von Schätzel:

„Was hält Er von ihnen?“

Es ſind gute Soldaten, verſetzte der Oberſte: aber ſonſt von ganz gemeinem Schlage.

Da ſprach Friedrich mit ernſtem und verweiſendem Tone:

„Schätzel! Schätzel! Ich empfehl' Ihm Wacknitz Wahrheitsliebe! An dieſem Mann hab' ich viel verloren.“

Der im Jahr 1818 verſtorbene königliche ſächſiſche Hofmarſchall Freiherr von Racknitz ritt einſt von Dreſden nach Lockwitz, als ſich im Jahr 1745 dort der König befand, um ſolchen zu ſehen.

Er kam gerade in dem Augenblick dort an, wo der König des Morgens gewöhnlich auf einer vor dem dortigen Schloſſe liegenden Wieſe die Wachtparade ſeines Bataillons Garde exerziren ließ.

Einige Offiziere, die den jungen von Racknitz kannten, und an die er ſich wandte, verſchafften ihm Gelegenheit, dies in der Nähe anzuſehen. Nach beendigter Wachtparade begab ſich der König in den Schloßhof, die im Hauptquartiere befindlichen Prinzen und Generale folgten ihm und da ſich von Racknitz ſo wohl an den König als deſſen Umgebung nicht ſatt ſehen konnte, ſo folgte er dreiſt dem Zuge.

Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig ward ihn gewahr ihn von Dreſden aus kennend, kam er auf ihn zu und umarmte ihn.

Der König, dies bemerkend, fragte:

„Wer iſt der Knabe?“

Als man ihm ſagte: es ſey der Sohn des Gutsbeſitzers, befahl er, ihn zu ihm zu bringen.

Der junge von Racknitz gerieth darüber in groſe Furcht; doch ſuchte er ſich zu faſſen und bei der herablaſſenden Freundlichkeit, mit welcher ihn der König anredete, ſchwand bald alle ängſtliche Verlegenheit.

„Was macht Seine Mutter?“ fragte ihn der König.

Sie iſt immer noch ſehr krank.

„Es hat doch keine Gefahr?“

Das glaubt man jetzt nicht mehr.

„Das freut mich recht ſehr; ich wünſche, daß ſie bald ganz hergeſtellt ſeyn möge; ſag' Er ihr das. — Wie alt iſt Er?“

Zwölf Jahr, Ew. Majeſtät.

„Was will Er werden?“

Der Befragte gerieth in Verlegenheit; er hatte Luſt zum Soldatenſtande, war auch ſchon in Sachſen als Kadett angeſtellt; dies wollte er aber nicht ſagen, aus Furcht, der König möchte ſich erbieten, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen; er ſuchte ſich alſo zu ſammeln, und antwortete:

Ich bin noch zu jung, Ew. Majeſtät, um darüber etwas zu beſtimmen; erſt muß ich ſuchen, etwas zu lernen, eh' ich eine Wahl treffe.

Dies gefiel dem Könige, er kniff den jungen von Racknitz in die Backe und ſprach:

„Nun, das iſt geſcheidt! da hat Er recht!“ und fuhr dann fort:

„Grüß' Er Seine Mutter und ſag' Er ihr, daß es mir ſehr leid thäte, mein Quartier auf ihrem Gute nehmen zu müſſen. Aber im Kriege geht es nun einmal nicht anders, da muß man oft wider ſeinen Willen ſeinem beſten Freunde beſchwerlich fallen. Ich hab' indeß auf das ſtrengſte befohlen, daß ihr kein Schaden zugefügt werden ſoll, das ſag' Er ihr recht ausdrücklich von mir — merk' Er's — und daß ſie es mir nur wiſſen laſſen ſoll, wie hoch ſich der Schaden beläuft; es ſoll Alles erſetzt werden. Adieu!“

Einer von ſeiner Dienerſchaft kam auf den unglücklichen Gedanken, ihm am Neujahrstage einen Glückwunſch in deutſchen Verſen zu überreichen. Er hatte ſich ſolche von einem Reimſchmiede verfertigen laſſen, der ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, die trivialſten Dinge, bald mit Lohenſteinſchem Schwulſt, bald mit Gottſchedſcher wäſſriger Breite zu ſagen.

Als der König dieſe Reime geleſen, ließ er den Lakaien vor ſich fordern:

„Haſt Du die Verſe ſelbſt gemacht?“ fragte er.

Nein! Ew. Majeſtät, erwiderte der verlegene Gratulant mit zitternder Stimme.

„Das iſt gut! Hier will ich Dir etwas für Deinen guten Willen ſchenken!“ Er reichte ihm einige Goldſtücke hin: „Es iſt Dein Glück, daß Du die Verſe nicht gemacht haſt, denn ſonſt hätt' ich Dich in's Tollhaus bringen laſſen müſſen. Inkommodire Dich aber über's Jahr nicht wieder.“

Ein mit Italienerwaaren handelnder Kaufmann in Breslau, P. A. S***, hatte im Jahre 1746 um die Erneuerung ſeines angeblichen Adels bei dem Könige angetragen. Sein Geſuch wurde ihm abgeſchlagen, er erneuerte es bald darauf, und in der Meinung, daß er ſeine Anſprüche auf eine ſolche Erneuerung nicht hinlänglich erwieſen habe, enthielt ſeine zweite Bittſchrift eine ſehr breite Auseinanderſetzung, daß er von einem berühmten mailändiſchen Geſchlecht abſtamme, das nach ſeiner Verſicherung ſich ſchon vor zwei hundert Jahren in Graubünden anſäſſig gemacht habe. Der König ſchrieb eigenhändig auf den Rand der Vorſtellung:

„Aparement que Monsieur Galbanum a ſaite cette Généalogie. Vous auriez pu vous contenter du refus que j'ai ſait à ce Marchand, de l'annobler. Des que les paysans veulent devenir Gentilhommes, les marchands Barons, qui cultivera les terres, et qui ſera le negoce?

(Wahrſcheinlich hat ein Herr Windbeutel dieſen Stammbaum gemacht. Es hätte ſein Bewenden dabei haben ſollen, als ich es dieſem Kaufmann zum erſtenmal abſchlug, ihn zu adeln. Wenn die Bauern Edelleute, und die Kaufleute Barone werden wollen, wer ſoll den Acker pflügen, und wer den Handel betreiben?)

In Sansſouci waren einige koſtbare Vaſen zerſchlagen worden. Der König, über eine ſo rohe Bosheit ſehr entrüſtet, befahl, Alles anzuwenden, den Thäter zu ermitteln.

Dieſer wurde auch entdeckt; es war ein mit einem Grundſtück anſäſſiger Bürger in Potsdam. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, er zum Feſtungsarreſt auf einige Jahre und zur Erſtattung des Werths der Vaſen verurtheilt, und ſolcher belief ſich ſo hoch, daß deshalb ſein Haus ſubhaſtirt werden ſollte.

Als man dem Könige darüber Bericht erſtattete, ſchrieb er darunter:

„Auf die Feſtung! Ich mag des Schurken Geld nicht.“

Dem Könige wurde unmittelbar die Anzeige gemacht: daß ſich in einer Kaſſe in Stettin höchſt wahrſcheinlich ein Defekt vorfinden müſſe.

Auf dieſe Anzeige wurde ſogleich, einer Kabinetsordre gemäß, eine genaue Unterſuchung der Kaſſe vorgenommen. Es ergab ſich, daß dieſe Angabe ganz grundlos geweſen, und in dem diesfälligen Bericht hatte man auf die Beſtrafung des Anklägers, als eines Verläumders, angetragen.

Er lehnte dies durch folgenden Beſcheid ab:

Friedrich König ꝛc. Euer Geſuch vom 26. v. M. den Denuncianten der Stettinſchen Caſſen-Unrichtigkeiten auf ein ganzes Jahr zur Feſtung zu condemniren, finde Ich in aller Abſicht unbillig, und kann Ich ſelbigem nicht willfahren; Ich bin arm wie Hiob, bin von dem von Görne betrogen, und von andern werde Ich belogen, und hintergangen, dabei muß Ich ſo viele meiner Unterthanen erhalten; wenn Ich nun hierzu ſehr vieles Geld gebrauche und Jemand ſich findet, der Mich für Betrügereien, die Mir ſo vieles Geld wegnehmen, warnet, und Mir ſolche entdecket, ſo würde Ich gegen dieſen Meinen Freund ungerecht ſeyn, wenn Ich ſeinen gutgemeinten Willen ſo undankbar erwiedern wollte. Inzwiſchen, damit auch Ihr keinen Grund zu Beſchwerden habt, will Ich ihn beſtrafen, doch wird ein leidlicher Arreſt von 14 Tagen hinreichend ſeyn. Wornach Ihr Euch zu achten ꝛc.

Unter ſeinen Pagen befand ſich ein junger von Sydow, den er, wegen ſeiner Gewandtheit, Unbefangenheit und überhaupt wegen ſeines tadelloſen Benehmens lieb gewonnen hatte.

Er wußte, daß der Page am 28. Juli geboren worden. Dieſer, entfernt von ſeinen Angehörigen, dachte nicht daran.

Am Morgen dieſes Tages 1746 rief ihn der König in ſein Kabinet. Eingetreten in ſolches, zeigte **Friedrich** nach einem Tiſche, auf welchem eine Offizieruniform lag.

„Da hab' ich mir eine neue Uniform machen laſſen,“ ſprach er: „ich möchte wohl ſehen, wie ſie ſitzt, probiere ſie einmal an.“

Ein ſolcher Befehl fiel dem Pagen zwar auf; aber gewohnt, zu gehorchen, zog er ſein Pagenkleid aus, und die Uniform an.

„Wie ſitzt ſie Dir?“ fragte der König.

Wie angegoſſen, verſetzte **Sydow** unbefangen: „ich zweifle aber ſehr, daß ſie Ew. Majeſtät paſſen wird.

Der König lächelte und fuhr fort:

„Greif' einmal in die linke Taſche.“

Dies geſchah.

„Was ſteckt darin? — Zieh' es doch heraus!“

Sydow zog ein zuſammen gelegtes Papier hervor.

„So mach' es doch auseinander und lies es.“

Der Page gehorchte und las:

„Nachdem Seine Königl. Majeſtät in Preuſſen, Unſer allergnädigſter König und Herr, in Gnaden reſolvirt: den Pagen von Sydow wegen ſeiner Ihro angerühmten, artigen und niedlichen Leichtfertigkeiten, wie auch wegen der groſſen Qualität, einen guten Caffee mit Ziegenmilch zu trinken, zum Lieutenant und Flügel-Adjudanten bei Höchſtdero ſelben Perſon allergnädigſt zu declariren und zu beſtellen geruhet; als thun Sie auch ſolches hiermit und in Kraft dieſes Patentes alſo und dergeſtalt, daß Allerhöchſtgedachter Sr. Königlichen Majeſtät und Dero Königlichen Hohen Hauſe, derſelbe bei allen durchtriebenen Leichtfertigkeiten mit der Ausſprache eines deutlichen R. Dero beſtes vertreiben und zurechte machen; auch ſich alle Mühe geben ſoll, Niemanden was Gutes zu thun, doch aber allen Schaden und Nachtheil wo nicht ganz, doch etwas verhüten und abwenden, und was ihm von Allerhöchſtdenenſelben nach Gelegenheit committirt und aufgetragen wird, niemalen ausrichten, doch ſich davon durch Nichts, als durch lauter durchtriebene Leichtfertigkeiten abhalten laſſen; ſich aber bei allen vorfallenden Kriegsbegebenheiten mittelſt ungeſcheuter Darſetzung Leibes und Lebens, Guts und Bluts, und bei gutem Eſſen und Trinken ſich dergeſtalt verhalten ſoll, wie es einem getreuen Diener, Offizier, Kriegs- und Friedenserfahrnen Lieutenant und Flügel-Adjudanten eignet und gebührt, auch deſſen Eidespflicht gemäß iſt; dahingegen wollen vor alle ausgehende Stückchen und Leichtfertigkeiten, ſowohl in Garniſon, auf Redouten und Opern, auf Reiſen, wie auch in der Cammer, Allerhöchſt Seiner Königlichen Majeſtät Dero artigen und manierlichen Lieutenant und Flügel-Adjutanten von Sydow bei dieſer Charge und ihm daher zuſtehenden Rang und Prärogativen und Gerechtigkeiten zu aller Zeit in Gnaden ferner ſchützen und mainteniren. Des zu Urkunden haben Seine Königliche Majeſtät dieſes Patent eigenhändig unterſchrieben und mit Dero Inſiegel bedrucken laſſen. So gegeben, und geſchehen zu Potsdam den 28. Juli 1746.

Friedrich.“

Freudig überraſcht dankte der Page dem König, doch mitten in dem Ausbruch ſeines Dankgefühls ſtockte er plötzlich und ein zitterndes Aber entſchlüpfte ſeinen Lippen.

„Was haſt Du denn?“

Aber ein ſolches Patent iſt doch wohl nur ein Scherz von Ew. Majeſtät? — Das kann mich doch wohl zu nichts berechtigen?

„Nur ruhig. Das hab' ich ſchon ſelbſt bedacht. Greif' nur in die rechte Taſche, da wirſt Du ein Patent als Lieutenant und Flügeladjudant ganz in der üblichen Form finden.“

Der zum Lieutenant ernannte Page erhielt noch ein bedeutendes Geſchenk an Gelde zu ſeiner Equipirung.

Im Jahr 1746 bewohnte der königliche Hof, wegen einiger Luſtbarkeiten, das Schloß zu **Charlottenburg**. In einer Nacht um zwei Uhr kam Feuer in den Gemächern der verwittweten Königin aus. Die Beſtürzung war groß; Jeder ſuchte nur ſeine Perſon zu retten und man flüchtete in den Garten, theils im Nachtkleide, theils nur im Hemde.

Der damalige Gouverneur des Prinzen **Ferdinand**, Baron von **Bielefeld**, lief nach der Kapelle, um wo möglich ſolche, wegen ihrer ſchönen Verzierungen und der darin befindlichen werthvollen Gemälde von **Terweſſen** vor den Flammen zu ſichern.

Auf dem Wege nach ſolcher fand er den König auf einer Terraſſe, ruhig auf- und niedergehend.

Wenn das Feuer nur nicht noch mehr um ſich greift. Das wäre ſchrecklich! rief er aus.

„Je nun,“ verſetzte Friedrkch mit Ruhe: „es iſt allerdings ein Unglück; aber die Ouvriers in Berlin wollen auch verdienen, und werden dabei gewinnen, wenn nur Keiner Schaden dabei nimmt.“

„Was iſt das für ein ſtörendes Geräuſch?“ fragte der König bei der Vorſtellung einer Oper in Berlin.

Ew. Majeſtät; erhielt er zur Antwort: ein Kaufmann, mit Namen Ölſchläger, iſt ohnmächtig geworden.

Er winkte ſogleich einen Pagen, zog ein Flacon mit wohlriechendem Waſſer aus der Taſche gab es dieſem, mit dem Befehl, es zu dem ohnmächtig Gewordenen zu bringen.

Die Vorſtellung ging mittlerweile fort; aber der König ſchenkte ihr wenige Aufmerkſamkeit, und erkundigte ſich mehrmals, wie es mit dem Manne ſtände, ob er wieder zu ſich gekommen und der Unfall nur vorübergehend geweſen ſey? Erſt als er darüber beruhigt ward, zeigte er wieder Theilnahme an der Darſtellung.

Der General-Major von der Goltz genoß des Königs Gunſt in ausgezeichnetem Grade.

Er beſuchte ihn in ſeiner letzten Krankheit, 1747. Ehe er zu ihm in's Zimmer trat, erkundigte er ſich bei ſeinen Leuten, wie es mit ihm ſtehe? Dann forderte er ſie auf, alles mögliche für ſeine Wiederherſtellung zu thun, und verſprach ihnen eine große Belohnung, wenn es geſchähe. Bei'm Eintritt in das Krankenzimmer wollte ſich der General aufrichten; der König eilte zum Bette, und ſprach: „Mein lieber Goltz, bleibe Er ja ruhig, und erlaub' Er nur, daß ich Ihm zeige, wie ſchmerzhaft Sein Zuſtand meinem Herzen iſt.“ — Mit ſchwacher Stimme antwortete Goltz: Zu viel Gnade, Ew. Majeſtät, es ſchmerzt mich heftig, Sie verlaſſen zu müſſen; aber das Schickſal befiehlt es. — „Habe Er nur Muth, lieber Goltz!“ fiel Friedrich ein: „Seine Jahre geben mir noch Hoffnung, Ihn geſund wieder zu ſehen. Spar' Er ja nichts, um mir dies Vergnügen zu machen, das ich als Sein wahrer Freund gewiß recht ſehr fühlen werde, wenn ich Ihn wieder geſund ſehe." — Gerührt, wollte **Goltz** eine von des Königs Händen ergreifen, um ſie zu küſſen, aber aus Schwäche ſank er zurück. Der König verließ das Bette des Kranken mit Thränen in den Augen und ſprach mit tiefer Wehmuth: „Ich fühl's, ich werde viel Standhaftigkeit nöthig haben."

Bei der Nachricht von ſeinem Tode rief er aus:

„Mein Gott! warum mußt' ich den Mann verlieren!"

Der Kurmärkiſche Adel trug darauf an: ihm Acciſe- und Zollfreiheit auf den Arrak und Rum zu ertheilen. Der König ſetzte eigenhändig unter die Eingabe:

„Nein! Es ſchickt ſich nicht für den Adel, daß er Branntwein trinkt."

Der Küſter der Domkirche zu **Berlin**, **Schmidt**, reichte bei dem Könige die nachſtehende Eingabe ein.

Allerdurchlauchtigſter ꝛc.

Ew. Majeſtät thu ich zu wiſſen:

1) daß es an Geſangbüchern für die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen fehlt;

2) daß kein Holz vorhanden, um die königliche Loge in der Kirche zu heizen, und

3) daß das Geländer an der Spree hinter der Kirche den Einſturz droht.

Ich erſterbe u. ſ. w.

Er empfing darauf folgenden Beſcheid:

„Dem Küſter der Domkirche zu Berlin, Schmidt, thue Ich zu wiſſen:

1) daß wer ſingen will, ſich die Geſangbücher kaufen muß; und

2) wer warm ſitzen will, das Holz dazu anzuſchaffen hat.

Übrigens benachrichtige ich den Küſter Schmidt:

3) daß das Geländer an der Spree Ihm nichts angeht, und

4) daß Ich Mich mit Ihm weiter in keine Correſpondenz einlaſſen will. Friedrich.“

In den erſten Regierungsjahren Friedrich's kam ein reicher Zuckerſieder aus Hamburg nach Potsdam, um in Handelsgeſchäften nach Berlin zu gehen.

Er beſchloß in Potsdam einige Tage zu verweilen, um die dortigen Schlöſſer und andere Kunſtwerke in Augenſchein zu nehmen.

Er ging daher auch auf die große Parade; dem Könige fiel der Fremde auf, da er nach der damaligen reichsſtädtiſchen Sitte auffallend koſtümirt war. Er ſchickte alſo einen Adjudanten zu ihm, und ließ ſich erkundigen, wer er ſey und was ihn nach Potsdam geführt habe?

Der Kaufmann nannte ſeinen Namen, Stand und die Abſicht ſeiner Reiſe.

Als der König ſolches erfahren hatte, ſandte er den Adjudanten wieder zu ihm und ließ ihm ſagen: er möchte nach einer Stunde zu ihm auf's Schloß kommen, er wollte ihn ſelbſt ſprechen.

Dieſer Befehl brachte den von Natur ſehr ſchüchternen Kaufmann in ſolche Verlegenheit, daß er zur Antwort gab:

„Ich kann nicht erſcheinen, denn ich habe die größte Eile, und muß gleich weiter reiſen.“

Dieſe Antwort wurde dem Monarchen hinterbracht; er fand ſie ſo wenig ſchicklich, daß er gleich beſchloß, dem Kaufmann dies fühlen zu laſſen.

Er befahl alſo auf der Stelle, daß unverzüglich vier Extrapoſtpferde vor der Wohnung des Kaufmanns geſtellt, und er, ohne weiteren Aufſchub, zur nächſten Station auf dem Wege nach Hamburg gefahren werden ſollte.

Dieſer Befehl wurde auch ſogleich auf das pünktlichſte erfüllt; alles Sträubens ungeachtet mußte der Kaufmann in ſeinen Wagen ſteigen und wurde, in voller Carriere, unentgeldlich an die nächſte Station abgeliefert, von wo er, nach einem ähnlichen Befehl, mit gleicher Geſchwindigkeit expedirt und nach Hamburg transportirt wurde.

In dieſer Zeit kam auch ein Engländer nach Potsdam, um ſich die Erlaubniß auszuwirken, in den preußiſchen Staaten ſeine ſeltene körperliche Stärke öffentlich für Geld zu zeigen.

Er trat den König auf der Parade perſönlich an, und trug ihm ſein Geſuch vor. Zum Beweiſe ſeiner herkuliſchen Kräfte ſchlug er mit der Fauſt auf den Rücken eines Pferdes und ſolches kreuzlahm.

Der König, auf ſeinen Arm deutend, ſagte mit finſterm Blick: „Da ſtark! — Dann nach der Stirne zeigend: „Doch da ſchwach!“ — Er wandte ſich nun von ihm ab, ohne weiter auf ihn zu achten, und der Engländer erhielt keine Erlaubniß, von ſeiner Stärke öffentlich Proben ablegen zu dürfen.

Vielleicht hat dieſer Vorfall mit Veranlaſſung gegeben, daß er in der Folge allen ſogenannten Künſtlern, Seiltänzern, Equilibriſten, Kunſtreitern und ähnlichem vagirenden Geſindel den Eintritt in ſeine Staaten ſtrenge verbot.

An einem unfreundlichen Novembertag machte er einen Spazierritt von Sansſouci, nur von einem Reitknecht begleitet. Am Ufer der Havel wurde er einen Lohgerber mit Bearbeitung von Fellen beſchäftigt gewahr.

Es fiel ihm auf, daß dieſer Mann noch in einer ſo ſpäten Jahreszeit ſich dieſer Arbeit unterzog. Er näherte ſich ihm. Der Lohgerber, jetzt den König anſichtig werdend, richtete ſich ſchnell empor, und entblößte ehrerbietigſt ſein Haupt.

Friedrich redete ihn herablaſſend an, lobte ihn wegen ſeines Fleißes, ſetzte dann aber hinzu:

„Können denn die Sieben die Fünfe nicht ernähren?“

Der Befragte ſtutzte, aber nach einigem Nachſinnen, verſetzte er:

O ja! Ew. Majeſtät, wenn nur die zwei und dreißig nicht wären.

„Was meint Er damit?“

J nun, Ew. Majeſtät! Ich meine die zwei und dreißig Zähne.

„So! da kann Er wohl Recht haben.“

Dem Könige fiel dieſe Antwort ſo auf, daß er ſie zu einem Scherz über Tafel benutzen und ſolche ſeinen Tiſchgenoſſen als Räthſel aufgeben wollte. Der Zweck wäre verfehlt worden, wenn der Gerber von ſeinem Geſpräche mit ihm geſchwatzt und es bekannt geworden. Dies war faſt für gewiß anzunehmen. Er ſprach alſo zu dem Gerber:

„Hör' Er! daß Er Keinem *ein* Wort davon ſagt, daß ich mit Ihm geſprochen, eh' Er mich nicht wiedergeſehen. Ich verbiet' Ihm dies ausdrücklich! Hat Er mich verſtanden?“

O ja, Ew. Majeſtät! Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich reinen Mund halten werde.

Der König ritt nun weiter und rief ihm noch zu:

„Vergeß' Er nicht, was ich Ihm befohlen habe!“

O, ganz gewiß nicht, Ew. Majeſtät! betheuerte der Gerber.

Bei Tafel erzählte der König das Weſentlichſte dieſes Vorfalls im Allgemeinen, und forderte ſeine Gäſte auf, den geheimnißvollen Sinn der räthſelhaften Worte des Gerbers zu errathen. Man zerbrach ſich den Kopf, doch ohne Erfolg.

„Nun,“ meinte der König: „Ich will Ihnen Zeit laſſen, Meſſieurs! Grübeln und Nachdenken über Tiſch iſt der Verdauung nachtheilig.“

Einer der Anweſenden, ein Günſtling des Königs, v. K***g, vermuthete, ſo unbeſtimmt ſich der König auch ausgedrückt hatte, daß eine äußere Veranlaſſung ihn auf den Gedanken gebracht, dies Räthſel aufzugeben. Solches zu ermitteln, konnte ihn auf die Spur zum Schlüſſel des Räthſels bringen. Gleich nach aufgehobener Tafel ſtellte er alſo Nachforſchungen an, und erfuhr: der König habe am Vormittag mit einem Reitknecht einen Spazierritt gemacht; er erkundigte ſich, welcher Reitknecht den König begleitet, und nachdem er ſolches erfahren, ſuchte er dieſen auf, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und lenkte ſolches auf den Spazierritt des Königs. Dadurch ermittelte er, daß dieſer mit einem Gerber geſprochen, aber nichts von dem Inhalt des Geſprächs; darüber konnte ihm der Reitknecht keine Auskunft geben, weil er, in ſolchen Fällen, ſich entfernt zu halten, ein für allemal angewieſen war.

Der Spur etwas näher, verfolgte v. K*** ſie eifrig und ging in die Gegend, wo der König den Gerber getroffen, in der

Hoffnung, ihn dort wieder zu finden. Sie wurde nicht getäuſcht; der Gerber war wieder mit ſeiner Arbeit beſchäftigt.

Herr v. K***g redete ihn an und fragte hingeworfen:

Apropos! Er hat ja wohl geſtern mit dem König geſprochen?

„Wie wiſſen Sie das?“

Ich hab's aus ſeinem eigenen Munde.

„So? — Nun, dann will ich's nicht läugnen.“

Was hat er denn mit Ihm geſprochen?

„Das darf ich nicht ſagen.“

Geheimniſſe ſind es doch gewiß nicht?

„Das gerade nicht; aber vor der Hand will ich's doch für mich behalten.“

Wenn Er's mir ſagt, ſoll's ſein Schaden nicht ſeyn.

„Das iſt noch die Frage.“

Es kommt mir auf ein oder ein Paar Geldſtücke nicht an, meinte der Frager und klingte dabei mit Geld in der Taſche.

Das war ein verführeriſcher Ton für den Gerber, und als er es in der Hand des Forſchers blinken ſah, ſagte er:

„So zeigen Sie mir's doch einmal.“

Dies hier! Er zeigte ein Geldſtück.

Der Gerber ſchüttelte mit dem Kopfe und lehnte das Anerbieten dadurch ab.

Jetzt zog v. K***g mehrere Goldmünzen hervor und hielt ſie dem Gerber hin. Dieſer unterſuchte ſie und fand darunter einige Louisd'or.

„Die kann ich nicht brauchen,“ äußerte er: „wohl aber die,“ — einige Friedrichsd'or wählend; hinzuſetzend: „es ſind zu wenige darunter.“

Für jeden Preis wollte v. K***g die Zunge des Gerbers löſen, er leerte alſo ſeine Taſche und der Gerber fand acht Friedrichsd'or.

Sie wurden ihm als Geſchenk verſprochen, wenn er die gewünſchte Auskunft gäbe. Da trug er kein Bedenken, ſolche ausführlich zu ertheilen.

Des folgenden Tages erinnerte der König an der Mittagstafel ſeine Gäſte an das Räthſel, und fragte Jeden der Reihe nach: ob er es errathen habe? Jeder geſtand, daß er die Auflöſung noch nicht auſfinden können; von K***g brannte vor Begier, damit den König zu überraſchen und vor ihm und allen Anweſenden ſich das Anſehen von großem Scharfſinn zu geben. Er konnte den Moment kaum erwarten, wo auch ihn der König fragen würde; dies verrieth ſein Muskelnſpiel, ſein Blick, ſein ganzes Weſen. Friedrich's Scharfblick konnte es nicht entgeh'n. Als er ihm nun auch die Frage machte, war er mit der Antwort, die ihm ſchwer auf dem Herzen gedrückt, raſch bei der Hand.

Da drohte der König mit dem Finger, rufend: „Schäker, Schäker, Ihr pflügt mit einem fremden Kalbe!“

Der in ſeinen ſtolzen Hoffnungen ſo bitter Getäuſchte, ſich getroffen fühlend, wagte nicht, dieſer Bemerkung zu widerſprechen und bereute jetzt die acht Friedrichsd'or, die er ſo ohne allen Nutzen vergeudet hatte.

Friedrich war überzeugt, daß der Räthſelrather den Schlüſſel zu dem Räthſel von dem Gerber erfahren haben müſſe. Es verdroß ihn, daß dieſer ſeinen Befehl übertreten habe.

Am folgenden Morgen ritt er wieder nach der nämlichen Gegend, um den Gerber dort zu finden. Seine Erwartung hatte ihn nicht betrogen. Er näherte ſich dem Gerber mit ernſten Blicken und machte ihm harte Vorwürfe über ſeine Schwatzhaftigkeit und ſeinen Ungehorſam.

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, verſetzte der Gerber, ohne die Faſſung zu verlieren; ich habe mein Wort pünktlich und redlich gehalten. Sie befahlen mir, Keinem von dem Geſpräch zwiſchen Ihnen und mir etwas zu ſagen, bevor ich Sie nicht wieder geſehen hätte. Ich habe Sie aber nicht ein-, ſondern achtmal geſehen, denn Sie wurden mir auf acht Friedrichsd'or gezeigt, die ich dafür in meine Taſche ſtecken konnte. Hätt' ich Ew. Majeſtät nicht geſehen, keine Sylbe wäre über meine Lippen gekommen.

„Er iſt ein durchtriebener Schelm!“ rief der König aus, und ein unterdrücktes Lächeln milderte ſeinen frühern Ernſt: „Für diesmal mag es ſo hingehen; aber wer Ihm traut, der thut ſehr unrecht daran.“

Bei Sansſouci wollte er ein Treibhaus zu Ananas anlegen laſſen; man ſchlug dazu ein an der Mittagsſonne liegendes Häuschen mit Gärtchen vor; das Eigenthum einer Wittwe. Er ließ bei ihr anfragen, ob ſie ihre Grundſtücke verkaufen und wie viel ſie dafür haben wolle? — Sie gab zur Antwort: „Mir hat alles zuſammen vier hundert Thaler gekoſtet. Will es aber der liebe Landesvater gern haben, ſo laß' ich 's für drei hundert Thaler."

Er befahl darauf, ihr ſechs hundert Thaler auszuzahlen, und ſich genau nach ihren Umſtänden zu erkundigen. Man berichtete ihm: ſie ſey eine alte Wittwe, die bloß von dem Ertrage dieſes Gartens lebe, und ſo eben einen Karren mit Gartenwaaren nach Potsdam gebracht habe. „Ich ſehe, daß die Frau ſich redlich nährt;" ſprach er: „ſie iſt überdies alt; ſie ſoll acht hundert Thaler und ein neues Koloniſtenhaus haben."

Der Prediger und Schullehrer eines ſchleſiſchen Dorfes erhielten, bei ihrem übrigens beſchränkten Einkommen, aus den Forſten eines Edelmannes ihr benöthigtes Bau- und Brennholz unentgeldlich. Seit langen Zeiten hatten Beide dies Emolument genoſſen. Ein neuer Gutsbeſitzer, Rittmeiſter eines in der Nähe garniſonirenden Küraſſier-Regiments, entzog ihnen nicht nur jenes Holz, ſondern behandelte ſie auch ſehr ſchnöde, als ſie ihre Anſprüche geltend machen wollten.

Ein Bruder des Predigers ſtand als Wachtmeiſter bei der Leibeſkadron dieſes Regiments. Er rieth ſeinem Bruder, ſich unmittelbar an den König zu wenden und zugleich anzuführen, daß der Vater in einer der Schlachten des zweiten ſchleſiſchen Krieges geblieben, ſein älterer Bruder aber als Wachtmeiſter im Küraſſierregimente ** diene. Der Prediger befolgte den Rath ſeines Bruders; in den letzten Monaten des Jahres ſandte er die Bittſchrift an den König, aber es erfolgte kein Beſcheid. Im folgenden Jahre hielt der König die Revue in Schleſien wieder ab. Mit dem Küraſſierregiment, bei welchem des Predigers Bruder ſtand, war er ſehr zufrieden, er äußerte dies bei der Parade und ging dann auf und nieder. Auf ein Mal befahl er einem ſeiner Adjudanten: „Ruf' Er doch den Rittmeiſter von *** und den Wachtmeiſter ** her."

Beide kamen. — „Iſt Er der Wachtmeiſter, deſſen Vater als Unteroffizier bei Striegau blieb?“ — Ja, Ihro Majeſtät! — „Iſt der Prediger ** ſein Bruder?“ — Ja, Ew. Majeſtät! — „Nun dann ſchreib Er ſeinem Bruder, daß die Sache wegen des Holzes, das er vom Gute des Rittmeiſters erhält, ein bloßes Mißverſtändniß geweſen. Sein Bruder und der Schulmeiſter bekommen nach wie vor das Holz. Schreib' Er ihm das nur, die Sache iſt arrangirt. Der Rittmeiſter macht gewiß nicht die mindeſte Schwierigkeit mehr, denn ſonſt hat er's mit mir zu thun.“

Mit dem Rittmeiſter ſprach der König kein Wort; jetzt aber gab er durch ein Zeichen mit der Hand zu verſtehen, daß ſich Beide, dieſer und der Wachtmeiſter wieder entfernen möchten.

Ehe noch der Wachtmeiſter ſeinem Bruder von dem Geſpräch mit dem Könige Nachricht geben konnte, hatte ſchon der Gutsbeſitzer die Anweiſung zu der unentgeldlichen Verabfolgung des Holzes an den Prediger und Schullehrer ertheilt.

Der König pflegte in ſeinen jüngeren Jahren zuweilen mehrere Rollen Friedrichsd'or auf das Geſims des Kamins zu legen, vielleicht zufällig, vielleicht auch abſichtlich, um ſeine Leute auf die Probe zu ſtellen.

Er wurde oft beſtohlen, ohne daß man wußte, von wem. Einſt kam auch vieles Silbergeſchirr weg; der Verdacht fiel auf einen Kammerhuſaren, und da dieſer ſich nicht ſicher glaubte, entwich er. Man ſetzte ihm nach und holte ihn ein.

Wir haben den Dieb, Ew. Majeſtät! riefen Mehrere dem Könige zu.

„Still,“ ſprach er: „meint Ihr, ich allein hätte nicht gewußt, wer der Dieb ſey? — Ich wollt' es nur nicht wiſſen. Was hab' ich davon, wenn ich den armen Teufel hängen laſſe?“

In den erſten Jahren ſeiner Regierung wurde ein Prozeß über eine Grenzſtreitigkeit zwiſchen einer adlichen Familie in Pommern und dem Fiskus endlich entſchieden, der über zwei hundert und funfzig Jahre gedauert, ungeheure Koſten verurſacht hatte, und wobei der Fiskus um ſo mehr zu kurz kam, da er im Beſitz des beſtrittenen Diſtriktes geweſen, und nun ſolchen, mit den daraus unrechtmäßig bezogenen Einkünften, zurück geben mußte.

Der König unterwarf ſich dem Urtelsſpruch; aber der Chef des Provinzial-Departements machte dagegen einen Bericht und ſtellte darin vor, welchen großen Verluſt er dadurch erleide.

Friedrich ſchrieb eigenhändig auf dieſen Bericht: „Sehet Ihr darum ſo ſcheel, weil Ich ſo gnädig bin?“

Von allen Franzoſen, welche Friedrich in den erſten funfzehn Jahren ſeiner Regierung um ſich hatte, ſchätzte er den Marquis d'Argens am meiſten. Alle übrigen mißbrauchten mehr oder minder die Herablaſſung und das Wohlwollen, das ihnen der König ſchenkte, durch Arroganz, Selbſtüberſchätzung und Trotz auf die Gunſt, in der ſie ſtanden. Keiner lohnte ſein Wohlwollen durch Anhänglichkeit und einige vergalten es ſogar mit dem ſchnödeſten Undank, wie Voltaire*). Friedrich glaubte in ihnen literariſche Freunde zu finden, in deren Geſellſchaft er die Sorgen der Regierung vergeſſen und bei ihren Unterhaltungen er Geiſt und Herz öffnen könnte. Sie wollten aber den König ganz als ihres Gleichen behandeln, und ihren Zänkereien und Neckereien durch ihn Gewicht verleihen; dann trug die Leidenſchaft über alle Rückſichten der Weltklugheit den Sieg davon, und ihr indiscretes Benehmen zeigte zu deutlich, daß ihr Selbſt der Centralpunkt war, um den ſich ihr Thun und Treiben drehte, und daß ſie nur den König für ein Mittel hielten, ſich ſelbſt ein größeres Anſehen zu geben. Dem Scharfblick des Königs konnte dies nicht lange entgehen; nur der Marquis d'Argens machte darin eine ehrenvolle Ausnahme und deshalb behandelte er ihn auch mit Liebe und Vertrauen. Der König gab ihm davon den ſprechendſten Beweis, indem er ihm, während des ſiebenjährigen

---

*) Seine Umgebungen beſtanden aus Darget, de la Metrie, Voltaire, dem Italiener Algarotti u. a.; von Voltaire urtheilte der Marquis d'Argens ſehr richtig: „Le Roi tache, de se faire aimer de lui, mais il ne rôussira pas.“

(Der König bemüht ſich, von ihm geliebt zu werden, aber es wird ihm nicht gelingen.)

Krieges, unter oft ſehr ſchwierigen, mißlichen und alle ſeine Geiſteskräfte in Anſpruch nehmenden Verhältniſſen, poſttäglich und zuweilen ſehr lange Briefe ſchrieb, und darin ſeine Erholung und Troſt ſuchte, daß er ihm ſeine Gefühle und Gedanken mittheilte.

Er ſcherzte vielfältig mit d'Argens, ſelbſt kauſtiſch; dem Marquis fehlte es nicht an Witz, ſolche Scherze zu erwiedern, aber er vergaß nie den Abſtand zwiſchen ſich und ſeinem königlichen Gönner und würde ſich nie eine auch nur entfernt unziemliche Replik erlaubt haben, wenn der König nicht in der Stimmung war, ſie nachſichtig aufzunehmen.

Im Jahr 1744 ließ der König den Bau von Sansſouci beginnen. Das erſte, welches gemacht wurde, war ſein Grab auf dem offenen Platze, den Fenſtern ſeines Studierzimmers gegenüber in einer halben Rundung, gleich nach Anlegung der Terraſſen, bevor noch der Grund zum Schloſſe gelegt ward; das Gewölbe wurde mit Marmor bekleidet und in der Folge die Bildſäule, eine ruhende Flora vorſtellend, darauf geſetzt.

Der König wünſchte in dieſem Gewölbe beigeſetzt zu werden, er äußerte dies gegen den Marquis d'Argens. Der Letztere erbat ſich als eine Vergünſtigung von dem Könige, ebenfalls in deſſen Nähe und zwar unter eine ſchöne marmorne Vaſe von Ebenhecht beerdigt zu werden. Der König verſprach es ihm, und er würde ſein Verſprechen auch unſtreitig gehalten haben, wenn der Marquis nicht in ſeine Heimath, die Provence, zurückgereiſt und dort geſtorben wäre.

Der König nannte dieſes Schloß und ſeine Anlagen anfänglich ſein Luſthaus, auch ſein Weinbergsluſthaus, als er aber einſt mit dem Marquis auf dem zu dieſer Anlage beſtimmten Platze ſpazieren ging, ſprach er zu dieſem:

„Als ich hier mir einen Sommeraufenthalt bauen zu laſſen beſchloß, war es auch gleich meine Abſicht, mir ein Grab dort einrichten zu laſſen,“ und auf die verborgene Gruft zeigend, ſetzte er hinzu: „Quand je serai là, je serai sans-souci!“

Das war die erſte Veranlaſſung zu der Benennung dieſes demnächſt in der Geſchichte ſo berühmten Schloſſes.

Er hatte in dem neuen Schloſſe bei Sansſouci dem Marquis d'Argens eine Wohnung einrichten laſſen, und als Alles darin in Stand geſetzt war, ſprach er zu dem Marquis ſehr wohlwollend:

„Ich will Sie und die Marquiſe nun ſelbſt in Ihre neue Wohnung einführen und erbitte mir dabei von Ihnen eine Taſſe Thee.“

Ein Paar Tage darauf geſchah dieſe Einführung. Der König war ungemein heiter; er führte den Marquis und ſeine Gattin durch alle für ſie beſtimmte Zimmer, zeigte ihnen in jedem die Einrichtungen zu ihrer Bequemlichkeit; in einem befand ſich eine kleine Bibliothek. Auffallend waren darin viele prachtvoll gebundene Folianten, auf deren Rücken mit großen goldenen Buchſtaben die Titel von den Werken der berühmteſten Kirchenväter ſtanden.

„Hier,“ ſprach Friedrich, ſich an den Marquis wendend; „werden Sie Ihre guten Freunde, die Kirchenväter, in ihrer ganzen Glorie finden.“

Als der Marquis demnächſt dieſe Bücher beſah, fand er, daß ſie nichts als weißes Papier enthielten.

Als man in das Schlafzimmer kam, ſprach der König:

„Zu lange werd' ich nicht bleiben; ich will Sie, mein lieber Marquis, Ihrer Bequemlichkeit und Ihrer Schlafmütze überlaſſen.“

Mit einem Scherzwort verließ er das Paar.

Einſt erkrankte er in den erſten Jahren ſeiner Regierung. Der Marquis d'Argens, der dies erfahren, ſchrieb an ihn und erkundigte ſich ſehr theilnehmend nach ſeiner Geſundheit. Er erhielt zur Antwort: „Ich bin nach einer bedeutenden Krankheit wieder hergeſtellt, obgleich ſich zwei berühmte Ärzte mit mir alle erſinnliche Mühe gegeben haben.“

Der Marquis hegte die größte Verehrung und die treueſte Zuneigung für den König; ihm konnte ſich dieſer unbedingt vertrauen, er war einer indiscreten Kundmachung aus Eitelkeit oder aus noch verächtlichern Motiven unfähig.

Bei des Marquis Eigenheiten wurde ihm aber doch das Leben an einem Hofe läſtig, ſo wenig ihm auch Friedrich Zwang auflegte, hierzu kam daß ihm, einem Provencalen, das kalte nördliche Klima läſtig fiel; daher äußerte er ſchon im Jahre 1768 den Wunſch gegen den König, daß er auf ein Jahr nach Frankreich reiſen dürfte.

Mehrmals gab er dies zu erkennen, der König hatte dafür kein Gehör, denn er beſorgte, der Marquis möchte nicht wiederkehren. Endlich bat er ſchriftlich um einen ſolchen Urlaub; er erhielt keinen ſchriftlichen Beſcheid; mündlich ſuchte ihn aber der König von ſeinem Vorſatz abzubringen, indem er ihm ſehr wohlwollend verſicherte: „Mein lieber Marquis! Ich kann mich nicht von Ihnen trennen.“

Der Marquis bildete ſich ein, daß der König ihn nur deshalb nicht von ſich laſſen wolle, weil er eine Menge Briefe von ihm hätte, von denen er, nach Frankreich zurückgekehrt, einen Mißbrauch machen könnte. Er ordnete alle dieſe Briefe ſorgfältig nach der Reihenfolge, packte ſie ein und ſchickte ſie dem Könige mit einem Briefe, in welchem er ihm ſchrieb: er beſäße ein ſehr ſchätzbares Unterpfand des Vertrauens, deſſen ihn der König zu würdigen geruht. Er übermache es ihm hierbei, weil es ſich nicht ziemen würde, es mit ſich in ein fremdes Land zu nehmen.

Seine beſtändige Kränklichkeit hindere ihn, ihm ferner nützlich zu ſeyn, und er habe die Überzeugung, ſolche könne nur in einem milderen Klima ihm minder läſtig werden. Er bäte daher um ſeinen Abſchied, danke für die viele ihm erwieſene Gnade mit der Verſicherung, daß ſein Herz ihm dafür ewig treu ergeben bleiben werde.

Als der König dieſen Brief mit dem Packet empfing, und den erſtern geleſen hatte, traten ihm Thränen in die Augen und er rief aus:

„Wie? denkt der alte Mann, ich werde nicht Geld genug haben, ihm, ſo lange er lebt, ſeine Penſion zu zahlen?“

Er beantwortete des Marquis Brief in einem Tone, wo er ſein Herz ſprechen ließ; er ſchilderte darin auf eine rührende Weiſe, wie ſchwer es ihm falle, ſich von ihm zu trennen, wie er ihm aber keinen Zwang anthun und ihm daher den erbetenen Abſchied bewilligen wolle.

Dabei ſandte er ihm das Packet Briefe unentſiegelt zurück, mit der Verſicherung: daß er noch ſein ganzes Vertrauen beſäße und daher dieſe Briefe nicht zurücknehmen könne und wolle *).

Im Anfange ſeiner Regierung hatte der reiche Jude Ephraim zu Berlin einen tödtlichen Haß auf einen andern Juden, Namens David Poſer geworfen, weil dieſer ihm in manchen Handlungsunternehmungen in den Weg gekommen war. Poſer nahm es ſich heraus, — eine damals ganz unerhörte Emanzipation — ſich den Bart raſiren zu laſſen, und Ephraim benutzte dieſe Gelegenheit, ſeinen Feind zu chikaniren. Er verklagte ihn deshalb bei dem Ober-Landesrabiner, und es wurde ihm bei Strafe angedeutet, künftig ſich den Bart nicht abnehmen zu laſſen.

Poſer verdroß dieſer Ausſpruch, er ſuchte daher bei dem Könige unmittelbar die Erlaubniß nach, ſich nach wie vor den Bart raſiren laſſen zu dürfen.

Friedrich ſchrieb an den Rand der Bittſchrift:

„Der Jude Poſer ſoll mich und ſeinen Bart ungeſchoren laſſen.“

Ein geweſener franzöſiſcher Oberſtlieutenant bei'm Ingenieur-Corps war nach Potsdam gekommen, und bat den König um eine ähnliche Anſtellung.

Da es nach einer Prüfung mit ihm ſich ausgewieſen, daß er ſich zu einer ſolchen Anſtellung eigene, gewährte der König ſein Geſuch, und ſtellte ihn bei dem Ingenieur-Corps an.

Der Neuangeſtellte wollte ſich jetzt bei dem Könige in Gunſt ſetzen, und zu dem Ende überreichte er ihm verſchiedene Pläne von franzöſiſchen Feſtungen.

Er verfehlte aber, den Charakter des Königs verkennend, ſeinen Zweck. Friedrich nahm ſie und ſprach dann:

---

*) Zur Ehre des Marquis d'Argens darf nicht unerwähnt bleiben, daß er aus Zartgefühl, und aus Beſorgniß, es könnten dieſe Briefe wider ſeinen Willen, oder nach ſeinem Tode veröffentlicht werden, ſolche nicht mit nach Frankreich nahm, ſondern ſie einem Manne, dem er vertraute, zur Aufbewahrung zurückließ.

„Ich dank' Euch für Euer Geſchenk. Ihr ſollt aber nie mit einem Fuß in meine Feſtungen kommen, weil Ihr einen ſo ſchlechten Gebrauch von Euren Talenten macht. Richtet meine Mineurs und Sappeurs ab, dazu will ich Euch brauchen."

Der König gab gewöhnlich einem Violoncelliſten ſeiner Kapelle anfänglich drei hundert Thaler Gehalt. Ein Neuangeſtellter trug eine große Allongenperrücke. Als ihn der König zum erſten Male in der Oper ſah, fiel ihm dies auf, er äußerte lächelnd: „Der Mann ſieht in ſeiner großen Perrücke für drei hundert Thaler zu ſtattlich aus; er muß wenigſtens hundert Thaler auf ſeine Perrücke haben."

Die Zulage wurde ihm auch gleich angewieſen.

Die Statiſtinnen, die in den Opern im Gefolge der Prima Donna als ſtumme Perſonen erſcheinen mußten, baten den König um eine jährliche beſtimmte Gage, wie ſie den übrigen bei der Oper angeſtellten Perſonen angewieſen ſey. Der Beſcheid war:

„Ihr habt Euch ſehr falſch an mich addreſſirt. Dies iſt eine Sache, die Eure Kaiſer und Könige angeht; an dieſe müßt Ihr Euch wenden. Es iſt ganz wider mein Prinzip, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu miſchen."

Ein angeblicher Virtuoſe auf der Flöte, ein Franzoſe, kam nach Potsdam, prahlte viel von ſeinem ausgezeichneten Spiel, und ſprach ſehr verächtlich von den deutſchen Künſtlern. Er bat den König um Erlaubniß, vor ihm ſich hören laſſen zu dürfen. Der Gasconnadenton in der Eingabe des Franzoſen mißfiel dem König, er ließ den Kapellmeiſter Graun zu ſich rufen.

„Höre Er, lieber Graun!" redete er ihn an: „da will ein Franzoſe vor mir ſpielen. Mach' Er doch, daß der Windbeutel erfährt, daß es hier auch Muſiker giebt. Dieſen Abend will ich ihn hören." — Graun erſchien in dem vom Könige angeordneten Konzert mit einigen ſeiner eigenen Kompoſitionen. Der Franzoſe ſpielte ein Konzert flüchtig und geziert. „Kann Er Alles vom Blatte weg ſpielen?“ fragte ihn der König. — Alles! verſicherte der Befragte im Tone der Arroganz.

„So leg' Er ihm einige von Seinen Kompoſitionen vor,“ ſprach der König zu **Graun**.

Dies geſchah. Das erſte Allegro blies der Franzoſe ſo ziemlich; das Adagio aber deſto ſchlechter. **Friedrich** verließ, ehe er es noch geendet, das Zimmer; er ſchickte dem Franzoſen ein Geſchenk und ließ ihm dabei ſagen: „Er müſſe noch viel lernen, wenn er in Deutſchland ſein Glück machen wolle.“

Während der Karnevalszeit beſuchte er faſt jedesmal die Redouten in dem großen Opernhauſe zu **Berlin**, und es wurden dort für ſeine Koſten mehrere Tafeln ſervirt; eine, an welcher er ſelbſt nebſt den Prinzen vom Hauſe, eine andere, an welcher fürſtliche und hohe Perſonen ſpeiſten, eine für das Militair, und mehrere für die Civilbedienten.

Es war aber Geſetz, daß ſich Jeder an dieſen Tafeln entlarven mußte, damit ſich nicht ein Unberufener einſchleiche.

Auf einer dieſer Redouten wurde der Monarch, an der Tafel an welcher er ſpeiſte, ihm gerade gegenüber einen Mann in einem rothen Domino gewahr, der ihm ganz unbekannt vorkam.

Er ließ alſo den wachthabenden Garde du Corps Offizier rufen und trug ihm auf, ſich zu erkundigen, wer die fremde Maske ſey?

Der Offizier näherte ſich dem Unbekannten und fragte: Mein Herr, wer ſind Sie?

„Und Sie?“ entgegnete die Maske.

Ich bin der wachthabende Lieutenant von ***.

„So bin ich mehr, als Sie!“

Der Lieutenant entfernte ſich, und meldete dieſes dem Könige. Dieſer befahl darauf dem die Wache kommandirenden Rittmeiſter, die nämliche Frage zu wiederholen.

Dies geſchah, und er erhielt die vorige Antwort.

Der Rittmeiſter ſetzte den anweſenden Gouverneur davon in Kenntniß, ehe er dem König darüber Rapport erſtatten wollte.

Der Gouverneur ging ſelbſt zu der Maske und legte ihm die vorige Frage vor.

„Und Sie ſind?“ erhielt er zur Rückantwort.

Der Gouverneur von Berlin.

„So bin ich mehr, als Sie.“

Dies fiel dem Gouverneur nicht wenig auf, und er erzählte den ſonderbaren Vorfall dem Kronprinzen.

Nun, ſagte dieſer: mir wird die Maske doch Rede ſtehen, ich will ſie examiniren.

Er ſtand alſo von der Tafel auf, trat hinter den Unbekannten mit der nämlichen Frage:

Unbekannte Maske, wer ſind Sie?

„Und Sie?“ war wieder die Gegenfrage.

Der Kronprinz von Preußen.

„So bin ich mehr, als Ew. Königl. Hoheit!“

Der Scherz ſchien dem Prinzen etwas zu weit getrieben, er ging alſo zu dem der Maske gegenüberſitzenden König und erzählte ihm den ganzen Vorfall.

Friedrich erhob ſich jetzt von ſeinem Sitz, fixirte den Allen Räthſelhaften, und fragte mit ernſtem Ton:

„Wer iſt Er?“

Die Maske erhob ſich ehrerbietig und antwortete: Ew. Majeſtät! ich bin der Schützen-König aus Breslau. Er wollte davon gehen; aber bei dieſer drolligen Antwort verzog ſich die ernſte Miene des Königs in ein leichtes ſarcaſtiſches Lächeln und indem er ſich wieder niederſetzte, winkte er ihm mit der Hand freundlich, und rief ihm zu:

„Bleib' Er und freß' Er ſich erſt ſatt.“

In der Schlacht bei Soor (den 30. September 1745) war der Oberſt von Forcade am rechten Fuß ſchwer verwundet worden, und hatte lange auf dem Schlachtfelde hülflos gelegen.

Forcade hatte, nach des Königs Geſtändniß, viel zu dem erfochtenen Siege beigetragen, und daher wurde er von ſolchem mit Gunſtbezeugungen überhäuft.

Bei einer großen Cour auf dem Schloſſe in Berlin erſ
auch Forcade und hatte ſich, wegen ſeines verwundeten Fuße
eine Fenſtervertiefung angelehnt.

Der König, ihn gewahr werdend, brachte ihm einen Stuhl
ſprach zu ihm:

„Mein lieber Oberſter von Forcade, ein ſo braver Mau
Er iſt, verdient es, daß der König ſelbſt Ihm einen Stuhl bri

---

Ein Hauptmann überſandte dem Könige eine Abhandlung
der Länge und Breite des Meeres und bat um die Erlau
ſolche als eine Preisſchrift der Londner Akademie der Wiſſenſch
einſenden zu dürfen. Der König ſchrieb ihm:

„Das kann geſchehen. Ich werde aber das Frühjahr
Compagnie revidiren, und wenn ich Euch dann mit den Geb
auf dem Meere, und nicht auf dem Lande, wo Ihr zu Hauſe
treffe; ſo werdet Ihr es mit mir, und nicht mit der Londner
demie zu thun haben.“

„Ich rathe Euch übrigens wohlmeinend, Euch nicht
mit dergleichen Dingen, die nicht zu Eurem Reſſort gehören
beſchäftigen, ſondern einzig nur dasjenige Euch angelegen ſey
laſſen, was Euer eigentlicher Beruf iſt. Ich verbleibe

Euer wohlaffectionirter

Friedrich.“

Ein Tenorſänger der Königlichen Oper in Berlin,
mani, war ſehr dem Trunk ergeben, und im Rauſch begin
dann oft Unanſtändigkeiten.

Friedrich, der ſeine Kunſtfertigkeit ſchätzte, gab ſich
Mühe, ihn zu beſſern, aber ſein Hang zur Trunkenheit
noch zu.

Einſt befand ſich der König bei einer Generalprobe. Na
er wohl eine Stunde, vor dem Orcheſter ſtehend, der Muſik
hört hatte, fiel es ihm ein, auf das Theater zu gehen, un
Sängern und Sängerinnen etwas zu ſagen. Zufällig kam
ein Kabinet, in welchem Romani einen Kapaun, bei einer F

Pontak mit vielem Appetit verzehrte. Der König ſprach ſehr laut und heftig. Romani, es hörend, gerieth in Furcht, und zweifelte nicht, Friedrich werde in das Kabinet kommen. Die Flaſche Wein unter den Arm, und die Schüſſel mit dem Kapaun in die Hand nehmend, ſprang er eiligſt in einen leeren Schrank, für die Kleider der Opernſänger beſtimmt. Der Schrank ſtand nicht feſt, und durch Romani's heftige Bewegung fiel er mit ihm um. Der Sänger zerbrach bei dem Fall die Flaſche und wurde mit dem rothen Wein über und über begoſſen. Er ſollte bald darauf ſelbſt in der Probe auftreten. Man ſuchte ihn überall, und konnte ihn nicht finden. Friedrich ward darüber unwillig, befahl ernſtlich, den Fehlenden herbei zu ſchaffen, und folgte ſelbſt den Suchenden.

Endlich kam man in das Kabinet, ſah den umgefallenen Schrank, hörte darin ein Geräuſch, hob ihn auf und Romani kam zum Vorſchein, aber durch den Pontak, womit das ganze Geſicht übertüncht war, faſt unkenntlich.

Der König lachte und ſagte: „He, Monſieur Romani, womit man ſündiget, damit wird man beſtraft!“

Der König fand in den Konduitenliſten, die ihm jährlich von den General-Inſpecteurs eingeſchickt wurden, einen gewiſſen Lieutenant Wideborn, der bei einem ſchleſiſchen Regimente ſtand, immer mit den Worten aufgeführt:

„Ein ſchlechter Soldat, ein ſchlechter Dichter.“

Bei einer Revue fragte der König nach dem Lieutenant, und verlangte von ihm, er möchte auf der Stelle ein Paar Verſe machen. Dieſer fing ſogleich an:

Gott ſprach in ſeinem Zorn:
Ich will, daß Wideborn
Mir auf der Menſchen Erde
Nie mehr als Lieutenant werde.

„Ich will Euch beweiſen, daß Ihr Euch irrt,“ ſagte der König: „und daß Gottes Zorn dies nicht geſprochen hat. Ihr ſeyd Hauptmann; aber geſchwind macht mir noch einen Vers.“

Wideborn beſann ſich nicht lange und fuhr fort:

Der Zorn hat ſich gewandt,
Hauptmann bin ich genannt;
Doch hätt' ich Equipage,
So hätt' ich mehr Kourage.

„Nun Ihr ſollt auch Equipage haben," antwortete der König: „aber verſchont mich auch künftig mit allen weitern Verſen."

Die Herzogin von *** ſchrieb an den König: „Ich nehme mir die Freiheit Ew. Majeſtät zwei Subjecte ſeltener Art zu empfehlen. Der Eine iſt ein junger Philoſoph, von Natur leichtſinnig und unbeſtändig, den aber Fleiß, Überlegung und Unglücksfälle vernünftig gemacht haben. Der Andere iſt ein geſetzter Mann, die Redlichkeit ſelbſt, ſehr kalt und abgemeſſen in ſeinen Handlungen, klug und in jedem Betracht achtungswerth. Er lebt einſam aus Neigung, und zerſtreut ſich nur aus Pflicht. Kurz, er iſt einer von den ſeltenen Menſchen, an die man ſich gewöhnlich wendet, wenn man Raths bedarf."

Der König antwortete lakoniſch und ſarkaſtiſch:

Madame!

Der erſte von dieſen ſeltenen Männern braucht mich nicht, und den andern brauch' ich nicht. Ich bin u. ſ. w.
Friedrich."

Bei einer von den freundſchaftlichen Zuſammenkünften, welche der König mit ſeinen gelehrten Lieblingen hatte, ſagte Jemand: das Jahrhundert Friedrichs ſey das Jahrhundert der Revolutionen. „Es ſind die kleinen Leidenſchaften, die ſie erzeugen," antwortete der König: „ſie fachen den Geiſt an, und ſo nähern und berühren ſie ſich. Gott allein kann die unermeßliche Kette berechnen. So wie die Muſik," hierbei hob er die in der Hand haltende Flöte empor, „nur aus ſieben Grundtönen beſteht, eben ſo wird das Rad des harmoniſchen Syſtems der Urſachen und Wirkungen im menſchlichen Leben von ſieben oder acht Leidenſchaften getrieben, die ſich in's Unendliche ändern und moduliren, und welche die kalte menſchliche Vernunft nicht zu entwickeln vermag."

Der König erhielt einſt einen Bericht von einem Miniſter, und der Kanzliſt, der ihn in's Reine geſchrieben, hatte vergeſſen, den darauf zum ſchnellen Trocknen der Tinte geſtreuten Sand abzureiben.

Als der König den Bericht entfaltete, fiel der nun ſich abgelöſete Sand auf deſſen Schreibtiſch.

Er fand dieſe Unachtſamkeit unſchicklich, und um ſolches dem Miniſter verſteckt zu erkennen zu geben, ließ er die ihm darauf ertheilte Kabinetsreſolution mit folgenden Worten anfangen:

„Euren Bericht vom 7. Mai d. J. mit dem vielen Sande habe ich den 9. richtig erhalten, und gebe Euch auf Eure Anfrage zum Beſcheid u. ſ. w."

Eines Morgens ritt er durch eine der kleineren Straßen Berlin's. Eine große Menge Menſchen hatte ſich vor einem Hauſe verſammelt. Der König befahl dem neben ihm reitenden Flügeladjudanten von Hanſtein ſich nach der Veranlaſſung zu dieſem Auflauf zu erkundigen. Er erfuhr durch ſolchen, daß ein Ziegeldecker von dem Dache eines Hauſes heruntergeſtürzt und auf der Stelle todt geblieben ſey. Er ſey ein Trommelſchläger und man habe den Leichnam in ein nahes Haus gebracht; ſeine Frau wäre außer ſich vor Schreck und wehklage, daß ſie nun mit ihren Kindern Hungers ſterben müſſe.

„Reit' Er gleich wieder hin, lieber Hanſtein, und ſag' Er der Frau, ſie ſoll ſich bei mir melden," befahl der König dem Flügeladjudanten.

Dies geſchah, es vergingen aber mehrere Tage; die Frau meldete ſich nicht. Der König hatte ſie aber nicht vergeſſen. Als er nach Potsdam zurückkehrte, erinnerte er ſich ihrer, da er einen Dachdecker auf einem Hauſe dort gewahr wurde.

„Hat ſich keine arme Frau gemeldet?" fragte er.

Das nicht, erhielt er zur Antwort: aber ſeit ein Paar Tagen zeigt ſich mehr als einmal des Tages eine Frau vor dem Schloſſe, und ſieht immer nach den Fenſtern empor. Das iſt wahrſcheinlich die Frau, die Ew. Majeſtät meinen.

„Wenn man ſie wieder ſieht, bringe man ſie zu mir.“

Dies geſchah noch den nämlichen Tag.

Es war die Wittwe des verunglückten Trommelſchlägers.

„Und warum kamt Ihr nicht gleich in Berlin zu mir?“ fragte Friedrich.

Die Polizei verbot es, weil Ew. Majeſtät ſo ſchon zu viel überlaufen würden.

„Der Unglückliche hat ein Recht, in jeder Stunde zu mir zu kommen! dazu bin ich da. Wollte Gott, ich könnt' Allen helfen!“

Er ließ ſich von der Frau eine ausführliche Schilderung ihrer Lage machen, gab ihr zehn Friedrichsd'or und ſie erhielt eine Verfügung an das Armen-Direktorium in Berlin, mit der Weiſung: ihre Kinder in das große Friedrich-Wilhelms-Waiſenhaus aufnehmen zu laſſen.

Ein reformirter Prediger in Valangin hatte auf der Kanzel gegen die Ewigkeit der Höllenſtrafen Zweifel geäußert.

Das fanden die Stände ſo anſtößig, daß ſie dieſen Geiſtlichen ſeines Amtes entſetzten.

Der Letztere wandte ſich deshalb unmittelbar an den König, und den Ständen wurde, mittelſt Kabinetsordre, die Weiſung ertheilt, den Abgeſetzten wieder anzuſtellen, mit einer Ermahnung, mehr Toleranz zu üben.

Die Stände ſchickten einen weitläuftigen Aufſatz an den König, worin ſie, zwar ſehr ehrerbietig, doch ihr Verfahren zu rechtfertigen ſuchten, vorzüglich dadurch, daß die große Volksmaſſe unbedingt an die Ewigkeit der Höllenſtrafe glaube, und ſie zu einem Lehrer der Religion, der ſolche bezweifle, auch in allen andern Glaubensartikeln kein Vertrauen hegen, mithin er auf ſeine Gemeinde weiter keinen heilſamen Einfluß haben könne. Sie würden, wenn ſie den erhaltenen Befehl vollziehen ſollten, nicht allein ihr Anſehen bei dem Volke verlieren, ſondern ſolches auch auf deſſen Sittlichkeit nachtheilig wirken, und, mit Berufung auf ihre Gerechtſame, baten ſie: es bei ihrer Anordnung zu laſſen.

Friedrich ſandte den Ständen ihre weitſchweifige Rechtfertigung zurück, und hatte darunter als Beſcheid eigenhändig geſchrieben:

„Si mes sujets en Valangin veulent être damnés eternellement, je ne trouve rien à redire.“

(Wenn meine Unterthanen in Valangin ewig verdammt ſeyn wollen, ſo habe ich nichts dawider.)

Bei dem Vorüberdefiliren eines Regimentes der Berliner Garniſon, bemerkte der König einen Offizier, der eine lange Uhrkette mit einer Menge Breloqs trug.

„Herr, was hat Er da?“ fragte er ihn, indem er auf die Uhrkette zeigte.

Es iſt meine Uhrkette, Ew. Majeſtät.

„So? Ich glaubte ſchon, Er zöge mit einem Glockenſpiel herum. Laß' Er doch das dumme Zeug weg!“

Er ließ im Sommer die Garde oft zum Exerziren aus Potsdam rücken, wenn er aber gewahr ward, daß die Burſchen ermüdet waren, und ſchwitzten, ſo kommandirte er ſogleich: „Halt!“ ritt dann an das Bataillon, ſchob dem Erſten Beſten den Hut in die Höhe, und fuhr mit der Hand über deſſen Stirne; fand er, daß ſie naß war, ſo ſagte er:

„Ihr armen Leute, Ihr ſchwitzt wohl recht ſehr?“

Er ließ dann ſogleich mit Zügen abmarſchiren und rief ihnen mehrmals zu:

„Kinder, marſchirt ſacht, ganz ſacht, damit ſich Keiner Schaden thut.“

Die Wittwe eines Offiziers, den der König geſchätzt, ſchrieb an ihn: ſie ſey hochbejahrt, leide an Gicht und Chiragra, welches, wie er wohl ſelbſt wiſſen werde, ſehr ſchmerzhaft ſey. Ihre beiden Töchter ernährten ſie zwar jetzt kümmerlich von ihrer Hände Arbeit; ſie wären aber ſchwächlich, und wenn dieſe vor ihr ſterben ſollten, ſo müſſe ſie ſchlechterdings verhungern. Sie bäte alſo um ſchleunige Hülfe.

Der König antwortete der Bittſtellerin ſogleich:

„Ihre Armuth und betrübten Umſtände, ſo wie Ihre Schwachheit, gehen Mir ſehr zu Herzen. Warum hat Sie ſich nicht ſchon längſt bei Mir gemeldet? Gegenwärtig iſt gar keine Penſion vorhanden, aber Ich muß Ihr helfen, da Sie einen ſo braven Mann gehabt hat, deſſen Verluſt Ich ſehr bedaure. Ich werde Mir täglich eine Schüſſel von meinem Tiſche abziehen; dieſes beträgt jährlich 365 Thaler und dieſe Summe, womit Sie ſich vor der Hand beruhigen muß, bis eine Penſion vakant geworden iſt, ſoll mit dem Erſten künftigen Monats, wozu Ich den Befehl ertheilt, ihren Anfang nehmen.“

Die Potsdamſche Garniſon war, auf Befehl des Kommandanten zu Potsdam, des Generals von Leſtwitz, zum Manoeuvriren aus der Stadt marſchirt; der König wartete auf ſie vor dem Thore.

Während er dort ſich befand, hörte er Glockengetön; er fragte den Kommandeur der reitenden Artillerie, Hauptmann von Anhalt:

„Was hat das zu bedeuten?“

Es iſt heute Charfreitag.

„Was!“ rief der König erſchrocken aus; er ritt ſogleich dem General von Leſtwitz raſch entgegen und redete ihn mit finſtern Blicken an:

„Wie kann man ſo unverſtändig ſeyn, an einem ſolchen Tage die Leute zum Exerziren ausmarſchiren laſſen? Laß' Er ſie gleich wieder links um machen und zurück in die Stadt marſchiren. Er hätte dies überlegen ſollen; ich habe mehr zu bedenken.“

Der König hatte einſt einige franzöſiſche Offiziere zur Tafel gezogen. Bei ſolcher kam auch die Rede auf den Kardinal Rohan.

„Ich werd' ihn für den klügſten Mann in ganz Frankreich halten,“ ſagte der König: „wenn er es ſo weit bringen kann, die Leute zu überreden, daß er ein Dummkopf iſt.“

UNIVERSITÄTS Halle

In Cleve wurde jährlich von den Katholiken eine große Prozeſſion zum wunderthätigen Marienbilde gehalten.

Der Kutſcher des dortigen Kammerpräſidenten ging, weil er ſonſt eine Stunde und länger hätte warten müſſen, durch die Reihen, um zu der Wohnung ſeines Herrn zu kommen.

Er wurde darüber gröblich gemißhandelt und es entſtand ein ſo tumultuariſcher Aufruhr, daß man ſogleich die kräftigſten Maßregeln ergreifen mußte, um ihn zu hemmen. Die Thore wurden verſchloſſen, und die Rädelsführer verhaftet.

Als es dem Könige gemeldet wurde, ſchrieb er an das dortige Domkapitel:

„Hochwürdige und Andächtige!

„Ich habe Euren durch die Prozeſſion veranlaßten Unfug in der geſchehenen unterthänigſten Anzeige von meinem Präſidenten vernommen, und rathe es Euch wohlmeinend, wenn Ihr Eure poſſenvolle Promenade ferner begehen wollt, Niemanden von anderſeitiger Religion dabei zu beleidigen, noch weniger aber, wie geſchehen, zu mißhandeln; widrigenfalls bin Ich genöthigt, die Thorheit aufzuheben. Die den Unfug begangenen Soldaten ſollen tüchtig Spießruthen laufen und nie zu dieſer Zeit wieder Urlaub erhalten; die Bürger aber nach Umſtänden an Leib und Geld hart geſtraft und das Kapitel zur Bezahlung der Unkoſten verurtheilt werden.“

Der Graf von *** hatte ſich in ſeinen jüngeren Jahren geraume Zeit in Paris aufgehalten; dies hatte aber keinen vortheilhaften Einfluß auf ſeine Börſe und Geſundheit gehabt.

Sein Sohn ſtand als Offizier bei einem Regiment, er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre.

Der Vater ſchrieb demnächſt an den König, und bat um die Erlaubniß, eine Reiſe nach London machen zu dürfen, um dadurch Linderung für den Schmerz eines ſolchen Verluſtes zu ſuchen.

Der König bezeugte ihm in ſeiner Antwort viele Theilnahme über den erlittenen unerſetzlichen Verluſt, ſchloß aber mit den Worten: „die Luft iſt in Berlin reiner und geſünder, als in London, und Ihr werdet daher Euren Zweck eher und beſſer in Berlin als dort erreichen.“

Ein invalider Feldwebel bat ihn um eine erledigte Civilſtelle.

Der König ſandte deſſen Vorſtellung an den Departementsminiſter, zu deſſen Reſſort die Beſetzung dieſer Stelle gehörte, mittelſt einer Kabinetsordre, er machte aber unter ſolche nachſtehenden eigenhändigen Beiſatz:

„Ihr werdet doch Meine Invaliden nicht verſtoßen wollen? Ihr ſeyd ja ſelbſt Soldat geweſen. Ich bin es noch und ſehe es gern, wenn Meine Kameraden verſorgt werden.“

Eine adliche Gutsbeſitzerin, eine Wittwe, war Schulden halber von ihren Gläubigern verklagt worden, und es ſtand ihr eine gerichtliche Subhaſtation bevor.

Sie wandte ſich deshalb unmittelbar an den König und bat um ein Moratorium. Er forderte Bericht von der Juſtizbehörde über dies Geſuch, welcher nicht zu Gunſten der Supplicantin ausfiel, indem, bei der Bewilligung eines Moratoriums, die Gläubiger, die ſchon jetzt ſchwerlich befriedigt werden dürften, noch mehr zu verlieren Gefahr liefen, da die Schuldnerin eine notoriſche Verſchwenderin ſey. Über dieſen letzten Punkt zog der König noch anderweitig Erkundigungen ein, welche ihn beſtätigten. Die Bittſtellerin wurde daher abſchlägig beſchieden.

Jetzt bat ſie ihren Sohn, der Rittmeiſter bei einem Kavallerieregiment war, ein ähnliches Geſuch bei dem Könige einzureichen, von dem ſie ſich einen günſtigern Erfolg verſprach, weil ſie wußte, daß ihn der König perſönlich kannte und wohlwollte.

Friedrich ertheilte ihm zum Beſcheid:

„Ich bedauere, daß Ich Euer Geſuch abſchlagen muß, die Achtung, die Ich für Eure kindliche Liebe hege, hindert Mich, Euch die Urſache anzuführen, weshalb Ich Eurer Bitte kein Gehör geben kann.“

Der Oberforſtmeiſter von K***r in Preußen mußte, wie es ſein Amt erheiſchte, dem Könige jährlich einen Bericht von dem Zuſtande der ſeiner Aufſicht anvertrauten Forſten einreichen.

K***r war in dieſen Berichten eben nicht ſehr genau; ſie gaben in der Regel ein zu vortheilhaftes Reſultat. Friedrich wußte dies zwar, überging es aber mit Stillſchweigen.

Einſt hatte der Oberforſtmeiſter es doch zu merkich gemacht. Der König antwortete ihm darauf:

„Mein lieber Oberforſtmeiſter von K***r! Ich habe Euren Bericht von dem diesjährigen Zuſtand der Forſten in Preußen richtig erhalten, und wenn auch nur die Hälfte davon wahr iſt, ſo will Ich doch auch ſchon dafür bleiben Euer wohlaffectionirter König

Friedrich.“

„Was giebt es da?“ ſprach der König zu einem Offizier ſeiner Suite, als er in Berlin vor einem Hauſe vorbeiritt, wo ſich eine große Menge Menſchen verſammelt hat.

Der Befragte ritt ſogleich nach dieſer Volksmaſſe und benachrichtigte den König:

Ew. Majeſtät! Es ſteht dort vor der Thüre ein armer Handwerksmann mit Frau und Kindern, nebſt einigem elenden Hausgeräth, und weiß nicht, wo er ein Obdach finden ſoll. Der Wirth hat ihn, wegen ſchuldiger Miethe, mit Abpfändung ſeiner Habſeligkeiten, bis auf dieſe werthloſen, aus dem Hauſe geſtoßen.

„Erkundige Er ſich gleich nach den nähern Umſtänden.“

Der Offizier that ſolches und meldete dem Könige: Der Ausgeſtoßene ſey dem Wirthe zwanzig Thaler für halbjährige Miethe ſchuldig, und obgleich der letztere die Wohnung nicht anderweitig vermiethet, habe er doch den Schuldner mit ſeiner Familie gerichtlich exmittiren laſſen.

„So reit' Er gleich zu dem Wirth und ſag' Er ihm: er ſolle den Miether auf der Stelle wieder in das Quartier ziehen laſſen. Ich befehl' es. Er aber und der Miether ſollen ſich nach einigen Stunden bei dem Kabinetsrath Köper melden, wo ſie nähern Beſcheid erhalten würden.“

Der Befehl des Königs wurde befolgt, und Beide meldeten ſich darauf bei dem Kabinetsrath.

„Ich habe von Sr. Majeſtät den Befehl erhalten,“ ſprach dieſer zu dem Wirthe: „Ihm die ſchuldige Miethe des armen Mannes hier mit zwanzig Thalern zu zahlen und noch zwanzig Thaler für das künftige halbe Jahr. — Stell' Er mir darüber eine Quittung aus, ſo kann er Sein Geld in Empfang nehmen.“

Dann wandte er ſich an den Handwerker:

„Der König iſt ſo gnädig geweſen, Ihn aus Seiner Noth zu ziehen und Ihm auch die Sorge für die Herbeiſchaffung der Miethe auf ein halbes Jahr zu erſparen; er hofft aber auch nun, daß er um ſo fleißiger und ordentlicher ſeyn wird, um künftig nicht wieder in ſolche Noth zu gerathen. Er iſt Ehemann und Vater, Er hat daher doppelte Pflichten, ordentlich, fleißig und ſparſam zu ſeyn, und nun auch die, des Königs Gnade nicht mit Undank zu vergelten.“

Der Lieutenant von S*** hatte das Regiment, bei dem er ſtand, heimlich verlaſſen und war in die weite Welt gegangen.

Der Deſertionsprozeß wurde ihm gemacht, und ſein Vermögen zum Beſten des Invalidenfonds eingezogen.

Seine Schweſter ſchrieb an den König, ſchilderte die Deſertion ihres Bruders als einen unüberlegten Jugendſtreich und bat, da ſie arm ſey, ihr das Vermögen ihres Bruders zu ſchenken.

Der König forderte von dem Regimente einen Bericht über den Lieutenant von S***. Nach deſſen Eingang ſchrieb er an den Rand der Bittſchrift:

„Seinen Herrn, dem man Gehorſam ſchuldig, ſein Vaterland, dem man zu dienen verpflichtet iſt, böslicher Weiſe verlaſſen, iſt kein Jugendſtreich, ſondern ein Hauptverbrechen. Sie kann dies ſchon daraus ſehen, daß der Name und das Portrait eines ſolchen Deſerteurs an den Galgen geſchlagen wird. Da Sie übrigens arm iſt, kann Sie das Vermögen behalten.“

An des Königs Tafel kam das Geſpräch auf einen Mann, von dem man einige witzige Einfälle erzählte. Der König fragte: ob ihn Jemand perſönlich kenne? Alle verneinten es. Da nahm der General von Renzel das Wort: Ich erinnere mich des Menſchen, Ew. Majeſtät! Er wohnt zwei Häuſer von meinem Quartiere, es iſt ein ganz obſcurer Mann, den Keiner kennt, und von dem Niemand etwas weiß! —

„Dann beneide ich ihn!“ ſagte der Monarch; „es iſt keiner glücklicher, als der, von dem die Welt nichts weiß.“

Dieſer General hatte als Kadet, auf Befehl Friedrich Wilhelm's I. den König, als Kronprinz, in den erſten Elementen des kleineren Soldatendienſtes unterrichten müſſen. Auf dieſen Vorzug bildete ſich Renzel noch in ſeinem hohen Alter viel ein, und wenn nach dem ſiebenjährigen Kriege die Rede auf einen Sieg Friedrich's und auf die dabei glücklich getroffenen Pläne kam, unterließ er nicht, zu erwähnen, daß er deſſen erſter Lehrer geweſen ſey.

Eine ſolche auf nichts gegründete Ruhmredigkeit fand man lächerlich, und man ſpöttelte darüber. Dies geſchah auch einſt an der Tafel des Königs.

Da ſprach Friedrich:

„Wir wollen nicht über den ehrlichen Mann lachen; ich hab' ihm viel zu verdanken; er hat nicht Unrecht. Laſſen wir den alten braven Mann bei ſeinem Glauben, er macht ihn glücklich, wer wollte ihm dieſe Freude nicht gönnen?“

Der Magiſtrat einer Stadt in Weſtphalen hatte die jährliche Kontribution erhöht und erhob ſie in dreizehn Terminen, der letzte wurde der dreizehnte Monat genannt.

Die Bauern der Kämmereidörfer machten gegen dieſe neue Anordnung die meiſten Vorſtellungen, da ſie aber erfolglos blieben, ſo ſchickten ſie heimlich einen Schulzen als Deputirten nach Potsdam.

Der Abgeſchickte ging nach Sansſouci und ſtellte ſich an die Terraſſe des Schloſſes, um den König zu erwarten. Kaum erblickte ihn Friedrich, ſo fragte er ihn auch: wer er ſey, woher er käme und was er wolle?

Ich bin ein Schulze aus Weſtphalen, war die Antwort: und ich will Ew. Majeſtät nur fragen: wie viel Monate im Jahre ſind?

Der König erwiederte lächelnd: „Wenn Ihr's nicht wißt, ſo ſeht nur in den Kalender.“

Ja, im Kalender ſtehen nur zwölf; aber unſer Magiſtrat hat dreizehn gemacht.

Der König ließ ſich das erklären und gab dem Schulzen darauf folgende Kabinetsordre an den Magiſtrat mit.

„Überbringer dieſes, der Schulze ***, ſoll von nun an Aſſeſſor Eures Collegii mit Sitz und Stimme ſeyn, und ſoll darauf ſehen, daß nur zwölf Abgabenmonate des Jahres ſtatt finden und kein dreizehnter eingeführt werde; dafür ſollt Ihr ihm jährlich zwei hundert Thaler aus Eurer Kämmerei geben und ihm die Reiſe vergüten.“

Ein Schutzjude in einer Provinzialſtadt wurde von einem Offizier öfters auf das Schändlichſte behandelt und gekränkt, weil er ihm nichts mehr borgen wollte. Der Iſraelit beſchwerte ſich darüber vielfältig bei dem Kommandeur des Regiments, erhielt aber gewöhnlich den Beſcheid:

Herr, warum giebt Er ſich mit Offizieren ab! Er hat immer Schuld, ſonſt würden ſie Ihn nicht attaquiren, ſcher' Er ſich ſeiner Wege.

Unter dieſen Umſtänden, aus Beſorgniß, noch gröberen Mißhandlungen Preis gegeben zu ſeyn, wandte er ſich, ſeiner Sicherheit wegen, unmittelbar an den König.

Friedrich erließ nachſtehendes Schreiben an den Kommandeur:

„Herr Obriſt! Was hält Er für ſchlechte Ordnung bei Seinem Regimente! Seine Offiziers inſultiren ja Meine treuen Unterthanen, die Ihn und Mich ernähren müſſen, aller Orten. Das rathe Ich Ihm, daß Er das ſogleich abſtellet, und die jungen Fähndrichs in Zucht hält, oder Ich werde Ihn beſonders dafür anſehen. Vorzüglich ſchaffe Er mir dem Juden Ruhe, denn dieſer Unterthan iſt Mir ſo lieb als ein anderer. Weiß Er das? Richte Er ſich hiernach auf das genaueſte nach Meiner Willensmeinung, und laß Er ſich dieſes zur Warnung und Befolgung dienen.

Friedrich.“

Ein Sachwalter wurde bei ihm verklagt: daß er von ſeinen Klienten zu viele Gebühren verlangt und erpreßt habe.

Der Angeklagte reichte eine Vertheidigungsſchrift unmittelbar ein und entſchuldigte ſich unter andern: daß er das Jus habe genau beobachten wollen.

Der König antwortete:

„Das iſt nicht wahr; denn Er hat das Wort Jus verdreht, und Vis daraus gemacht.“

Ein Wolkenbruch hatte in Weſtpreußen großen Schaden verurſacht. Diejenigen, welche dadurch in tiefes Elend gerathen waren, wandten ſich an den König, und, ihre unglückliche Lage ſchildernd, baten ſie um ſeine landesväterliche Hülfe.

Friedrich antwortete ihnen: „Ich habe Euer Unglück vernommen. Es kommt von Gott; aber Ich werde den Schaden bei Heller und Pfennig aus Meiner Kaſſe erſetzen laſſen. Nächſtens werde Ich Euch einen ehrlichen Mann ſchicken, der Alles unterſuchen und Euch Euren Schaden baar erſetzen ſoll.“

Ein Hauptmann bat den König um eine erledigte Präbende.

Der Beſcheid war:

„Die von Euch nachgeſuchte Kanonikatspräbende habe Ich bereits einem armen Gelehrten gegeben, und ihn dadurch den geldgierigen Händen der Buchhändler entriſſen.“

„Ihr bedürfet vor der Hand einer ſolchen geiſtlichen Pfründe nicht, denn Eure Compagnie ernährt Euch redlich. Und wenn Ihr älter werdet, und Euch nichts erſpart haben ſolltet, welches doch ein jeder guter Wirth thun muß, ſo werde Ich, ſo wie eines jeden braven Offiziers treugeleiſtete Dienſte, auch die Eurigen nicht vergeſſen zu belohnen; Ich bin

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich.“

In einer Bittſchrift hatte ſich ein Supplikant des Ausdrucks bedient: „Deshalb bin ich gleich vor die rechte Schmiede gegangen.“ Der König fand das Geſuch billig, er ſchickte die Bittſchrift mit ihren Beilagen an die betreffende Behörde, und ſchrieb darunter:

„Der gute Mann hat ſich freilich in der Schmiede geirrt; ſehet aber zu, was ſich aus ſeinem Eiſen ſchmieden läßt.“

Die Chefs der Regimenter konnten die bei ſolchen erledigten Feldpredigerſtellen nach ihrer Wahl beſetzen, in ſo fern nur der Gewählte in dem diesfälligen Examen beſtanden und zu einem Predigeramte für fähig erklärt worden war.

Der Feldpropſt Kletſchke trug bei dem Könige darauf an: daß nur ihm die Beſetzung dieſer Stellen überlaſſen ſeyn möchte, weil es beſſer und ſchicklicher ſey, als wenn dies von den Regimentschefs abhinge.

Friedrich ſchrieb unter die Eingabe:

„Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“

Ein Künſtler, deſſen Werke er ſchätzte, erhielt bei ihm Zutritt.

Da der Künſtler ſehr ſtammelte, ſo machte dies einen unangenehmen Eindruck auf den König; indeß hörte er ihn geraume Zeit mit Geduld an. Endlich wurde es ihm zu arg, und er fragte ihn, jedoch mit ſanftem Ton:

„Sag' Er mir, ſtammelt Er auch, wenn Er ſingt?“.

Nei — nei — nei — nein! war die Antwort.

„Nun, ſo ſing' Er mir vor, was Er mir ſagen will.“

Ein Schäfer in der Neumark hatte ſich von ſeinem ſchwärmeriſchen Aberglauben ſo weit verleiten laſſen, daß er ſeinen einzigen Sohn umbrachte, weil Abraham ſeinen auch hatte opfern wollen. Der Verbrecher gab ſich gleich ſelbſt an, und rühmte ſich dieſer That, die, ſeiner Anſicht nach, ihn der Gnade Gottes um ſo würdiger machen müſſe, je zärtlicher er ſein Kind geliebt habe. Er wurde als Mörder zum Tode mit dem Rade verurtheilt. Als das Urtheil dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt wurde, ſchrieb er unter die Sentenz:

„Galgen und Rad beſſern ſolche Narren nicht. Bringt den Kerl in's Tollhaus, und laßt ihn dort menſchlich und vernünftig behandeln.“

Ein Kavallerie-Regiment ſandte einen Lieutenant mit einer anſehnliche Summe in's Ausland zum Ankauf von Pferden zur Remonte. Er ließ ſich zum Spiel verleiten und verſpielte nicht nur ſein, ſondern auch das Remontegeld. Der Lieutenant wurde zur Unterſuchung gezogen, und auf drei Jahre zum Feſtungsarreſt verurtheilt. Der König beſtätigte das Urtheil. Der Lieutenant war mit zwei Generalen nahe verwandt; er bat ſolche: ſich bei dem Monarchen für ihn um Begnadigung zu verwenden, weil ſie bei ſolchem in Gunſt ſtanden.

Beide legten auch eine Fürbitte für den Verurtheilten ein, und motivirten ihr Geſuch dadurch, daß ihnen ſelbſt eine große Gnade dadurch erwieſen werden würde, weil er ihnen ſo nahe verwandt und die Strafe eine Schande für die ganze Familie ſey.

„Er iſt alſo nahe mit Euch verwandt?“ fragte Friedrich.

Ja, Ihro Majeſtät, erwiederte der Eine: er iſt meiner leiblichen Schweſter Sohn, und ich hab' ihn nach ſeines Vaters Tode ſo lange erzogen, bis er in's Regiment trat.

„Alſo ſo nahe verwandt?“ wiederholte der König: „und noch dazu von einem ſo braven Manne erzogen? Das ändert die Sache! Der junge Herr bleibt ſo lange im Arreſt, bis ich verſichert bin, daß er ſich gebeſſert habe.“

Dies hatten Beide nicht erwartet, Beſtürzung zeigte ſich auf ihren Geſichtern, ſie wußten nicht, was ſie ſagen ſollten.

„Der Menſch, der aus ſolcher Familie und bei ſolcher Erziehung ein grobes Verbrechen begehen kann,“ fuhr der König in ſehr ernſtem Tone fort: „iſt von Grunde aus verdorben und unverbeſſerlich.“

Manche Äußerungen des Königs hatten ihn in den Ruf gebracht, daß er ſehr freie Anſichten über Gegenſtände der Religion hege. Es konnte daher nicht fehlen, daß Mancher, in dem Wahne, ſich bei ihm beliebt zu machen, den frivolen Spötter ſpielte und den Verächter religiöſer Gebräuche machte. Zu dieſen gehörte auch der General von ***, den der König übrigens wegen ſeiner Entſchloſſenheit und ſeines Dienſteifers ſchätzte.

Einſt wollte er einen Soldaten ſeines Regiments am Charfreitage Gaſſen laufen laſſen. Dies machte Aufſehen. Der Magiſtrat der Garniſonſtadt und die Geiſtlichkeit machten dagegen Vorſtellungen, um einen ſolchen Tag nicht zu entheiligen.

Der General erklärte mit einem an Frechheit grenzenden Spott mit Heftigkeit: „Was iſt da zu entheiligen? — Der Kerl ſoll gerade deshalb heute Gaſſen laufen, weil es Charfreitag iſt. Er kann ſich deſto lebhafter vorſtellen, was ſein Erlöſer für ihn gelitten hat, er wird deſto frömmer werden.“

Das Gaſſenlaufen geſchah wirklich zum Ärgerniß der Bürgerſchaft und des Militairs.

Der Magiſtrat und die Geiſtlichkeit machten darauf gemeinſchaftlich von dieſem Vorfall einen Bericht an den König.

Er erließ nicht nur ſogleich einen ſehr harten Verweis an den General, ſondern er bekam auch dafür vier Monat Arreſt.

Bei'm Exerziren eines Regiments machte ein Hauptmann mehrere Verſehen. Dem König fiel es um ſo mehr auf, da er dieſen Hauptmann als einen Mann von der größten Pünktlichkeit kannte. Die Fehler wurden ſo auffallend, daß ſie endlich auf das ganze Regiment und deſſen Richtung Einfluß hatten. —

„Aber in's Teufels Namen!“ rief Friedrich unwillig: „Hauptmann von L***, was macht Er denn heute?“

Kaum hörte der Chef des Regiments dieſe Worte, ſo ritt er zu dem Könige und ſprach:

Ew. Majeſtät werden heute dem Hauptmann gewiß jeden Fehler verzeihen!

„Weshalb?“

Der arme Mann hat heute kurz vor dem Ausrücken Nachricht von einem großen Unglück erhalten.

„Unglück? wie ſo?“

Sein einziger Sohn iſt ehegeſtern ertrunken.

„Allmächtiger Gott! ja, das iſt etwas anderes!“

Der König kommandirte: „Halt!“ und ritt an den Hauptmann. Ihm die Hand reichend, ſprach er mit dem Tone der Milde und Rührung:

„Lieber Hauptmann! ich höre ſo eben, welch' Unglück Ihn betroffen hat. Ich nehme herzlich Theil daran. Aber beruhige Er ſich. — Das Exerziren wird Ihm heute gewiß ſehr ſchwer, wohl gar unmöglich. Glaubt Er, daß es zu Seiner und Seiner Gattin Beruhigung beiträgt, ſo kann Er mit ihr auf ſein Gut reiſen und dort ſo lange bleiben, als Er will. Seine Lieutenants werden gewiß von Ihm ſo viel gelernt haben, die Kompagnie zu kommandiren.“

Der König pflegte das Kurmärkiſche Stipendium für junge Leute, welche die Univerſität bezogen, unmittelbar zu vergeben. Das Oberkonſiſtorium mußte ihm dazu immer eine Liſte derjenigen einſenden, die ſich wegen ihrer Kenntniſſe, ſittlichen Aufführung und beſchränkten Vermögensumſtänden dazu vorzüglich eigneten.

Einſt fand er auf dieſer Liſte die Söhne von Predigern, Schulmännern und andern Beamten; nach ihnen folgten erſt die von Bürgern und Landleuten. Er ſtrich die Namen der Erſteren durch, und wählte unter den Letztern diejenigen, welche das beſte Zeugniß für ſich hatten.

Des Königs Geſandter am Londoner Hofe ſtellte ihm vor: ſeine ihm beſtimmte Beſoldung ſey ſo geringe, daß er bei den dortigen hohen Preiſen aller Bedürfniſſe, ſich bald in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen würde, ſeine Equipage abzuſchaffen, und zu Fuß an den Hof zu gehen, wenn er keine Zulage erhielte.

Friedrich antwortete ihm lakoniſch:

„Geh' Er immer zu Fuß, das verſchlägt nichts, und wenn Jemand darüber Gloſſen machen ſollte, ſo darf Er nur ſagen: Er ſey mein Geſandter und hinter ihm gingen 300,000 Mann.“

Zu den Lieblingen **Friedrich's** gehörte der Oberſt von Balby, und er genoß den ſeltenen Vorzug, oft der Geſellſchafter an des Königs Tafel zu ſeyn.

Schon ein Mann in einem ziemlich vorgerückten Alter, verliebte er ſich leidenſchaftlich in eine junge, ſchöne und geiſtreiche Dame, und war auch ſo glücklich, Gegenliebe zu erhalten.

Er verlobte ſich förmlich mit ihr, in der Überzeugung, keine Hinderniſſe bei ſeiner ehelichen Verbindung zu finden, und bat dann, der geſetzlichen Vorſchrift gemäß, den König um die Erlaubniß dazu.

Aber aus einer eigenen Grille verweigerte **Friedrich** nicht allein ſeine Bitte, ſondern ſpöttelte auch vielfältig bei Tafel über dieſe Leidenſchaft ſeines Günſtlings, ſo daß dieſer ſich oft darüber gekränkt fühlte.

Einſt brachte der König bei Tiſche das Geſpräch wieder auf dieſen Gegenſtand, zum großen Mißvergnügen des Oberſten, der manchen ſarkaſtiſchen Scherz unerwiedert anhören mußte.

Das Geſpräch nahm endlich eine andere Wendung, und es kam die Rede auf einen Gegenſtand, worüber der Oberſte eine genaue Nachricht in ſeiner Schreibtafel hatte. Er zog alſo ſolche aus der Taſche hervor, öffnete ſie, um das Papier heraus zu nehmen, und in dem nämlichen Augenblick griff auch halb ſcherzweiſe der König darnach.

Durch einen unglücklichen Zufall enthielt dieſe Brieftaſche einige Briefe ſeiner Geliebten, und da er fürchtete, daß der König ſie finden und nicht Schonung genug haben möchte, ſie nicht laut zu leſen, und darüber zu ſatiriſiren, ſo vergaß er ſich in der erſten Aufwallung des Affekts, und riß dem Könige die Schreibtafel ziemlich heftig aus der Hand.

Friedrich entrüſtete ſich ſehr über dieſe Kühnheit, rief mit aufwallender Hitze aus: „Das iſt zu viel!“ verließ augenblicklich die Tafel und ging in das daran ſtoßende Kabinet.

Alle Gäſte waren beſtürzt, einer nach dem andern entfernte ſich ſtumm und verlegen, niemand war aber mehr außer Faſſung, als der Oberſte.

Unſchlüſſig ſtand er noch da, von allen verlaſſen, als der Geheime Kämmerier des Königs, Zeiſing, der bei **Friedrich** viel galt, in den Speiſeſaal trat.

Balby kannte ihn lange Zeit genau und hatte ihm einſt bei dem Könige einen nicht unwichtigen Dienſt geleiſtet. Er näherte ſich ihm alſo, erzählte ihm mit kurzen Worten den unglücklichen Vorfall, den er tauſendmal bereute, und bat ihn, ſich für ihn dahin zu verwenden, daß er nur noch einmal den König ſprechen und ihn um Verzeihung bitten dürfe, denn er ſey feſt entſchloſſen, wie ein Hund ſo lange vor der Schwelle der Kabinetsthür liegen zu bleiben, bis der König ihn gehört oder über ihn weggetreten ſey.

Der Geheime Kämmerier verſprach ſein Beſtes zu thun, ging zu dem Könige und erzählte ihm, was ihm der Oberſte geſagt hatte.

Der Monarch, ſchon wieder etwas beſänftigt, ſagte darauf:

„Laß ihn herein kommen!“

Der Geheime Kämmerier öffnete die Thür und der Oberſte von Balby ſtürzte zu den Füßen des Königs mit den Worten:

„Sire! ich habe mich ſchwer vergangen, aber ich erkenne mein Unrecht mit tiefer Reue. Hier iſt meine Schreibtafel, ſie iſt noch ſo unberührt, als vorher, als ich ſie ſo unbeſcheiden Ihren Händen entriß. Sie enthält nichts, was mich ſtrafbar machen könnte, nichts, als die Briefe meiner Geliebten.“

Der König nahm die Schreibtafel, ſah ſie an, als ob er daran die Wahrheit der Betheuerung des Oberſten entdecken wollte, und da er ſie ganz wie vorher fand, ſo gab er ſie freundlich lächelnd zurück mit den Worten:

„Schon gut, es iſt Alles vergeſſen und vergeben!“
und als in dem nämlichen Moment ein Lakai mit einem Präſentirteller herein trat, auf welchem der Kaffee für den Monarchen ſtand, ſagte er zu dieſem, zum Beweis ſeiner gänzlichen Ausſöhnung:

„Noch eine Taſſe!“
dieſe wurde gebracht, und der Oberſte mußte, eine ſehr ſeltene Vergünſtigung, Kaffee mit dem Könige trinken.

Alle die bei der Mittagstafel Zeuge der Scene zwiſchen dem Könige und dem Oberſten geweſen waren, hatten nichts eiligeres zu thun gehabt, als den Vorfall weiter zu erzählen und die Nachricht zu verbreiten, daß der Oberſte auf immer in Ungnade gefallen ſey.

Als Viele davon ſich am Abend wieder, wie gewöhnlich, zu einer beſtimmten Zeit, bei dem König einfanden, erſtaunten ſie nicht wenig, auch den Oberſten von Balby dort ſchon zu finden.

Sie erſchracken über ſeine Frechheit, und da ſie ihn für einen gefallenen Günſtling hielten, ſo mied ihn Jeder wie einen Verbrecher, aus Furcht, der König möchte in das Zimmer treten, Einen von ihnen mit ihm im Geſpräch finden, und ſeine Ungnade dann auch auf ihn ausdehnen.

Der Oberſte ſtand alſo ganz einſam in der äußerſten Ecke des Zimmers. Der König trat endlich ein; bei'm erſten Blick ſchien er die Geſinnungen der Anweſenden errathen zu haben; jeder neigte ſich ehrfurchtsvoll, er warf einen flüchtigen Blick auf die Menge, eilte auf den fernſtehenden Oberſten zu, faßte ihn am Arm, ging mit ihm an ein Fenſter, unterredete ſich lange mit ihm, und wandte ſich dann zu den Übrigen.

Friedrich pflegte in der Regel jährlich Muſterungen über die in ſeinen Staaten ſtehenden Truppen zu halten, und ſie mußten vor ihm Manoeuvers machen. Die Pläne dazu entwarf er ſelbſt, oder übertrug ſolches einer andern Militairperſon, der er dazu Kenntniſſe und Geſchicklichkeit zutraute; dann ſah er jedoch ſolche zuvor genau durch, und änderte oft manches darin.

Im Februar begann das Exerziren der Soldaten in der Mark Brandenburg, in Pommern, im Magdeburgſchen und im Halberſtädtſchen. Wenn die Beurlaubten der potsdamſchen Garniſon ſich dort eingefunden hatten, ſo mußten ſie vor dem Thore ihre Übungen vornehmen; der Soldat mußte, ſo oft es die Witterung nur geſtattete, in freie Luft kommen, darauf hielt er, und er war vielfältig bei dieſem Exerziren zugegen.

Zu Anfang des Mai's hielt er Spezialrevue über die potsdamſche und berliniſche Garniſon. Die Muſterung der letzteren geſchah im Thiergarten auf dem Exercierplatz zwei Tage hinter einander. Am erſten beſah er gewöhnlich fünf Infanterieregimenter, am zweiten die beiden übrigen nebſt den Gensd'armes und den Huſaren. In den letzten Jahren ſeines Lebens, wo ihm dies zu beſchwerlich ward, wollte er dieſe Muſterung auf einen Tag beſchränken, aber es iſt nur höchſtens zweimal geſchehen. Die Nacht vor der Spezialrevue ſchlief er gewöhnlich in Charlottenburg. Am erſten Tage beſah er, in den frühern Jahren, nach abgehaltener Muſterung, die von ihm angeordneten Bauten in Berlin, beſuchte dann ſeine Schweſter, die Prinzeſſinn Amalie, bei welcher er auch ſpeiſete. Dann kehrte er nach Charlottenburg zurück, wo er wieder ſchlief, hielt den Tag darauf noch die Muſterung über die noch nicht beſichtigte Infanterie und die Kavallerie; dann fuhr er gleich vom Exercierplatz wieder nach Potsdam.

Am 15., 16. und 18. Mai war Revue über die potsdamſche Garniſon, den 18. Ruhetag, den 19. ſpeiſete der König zu Mittage in Spandau und beſah dort die Infanterieregimenter Prinz Heinrich und Ferdinand. Von dort ging er nach Charlottenburg, wo er übernachtete und am folgenden Morgen hielt er Spezialrevue über ein Küraſſierregiment der Kurmark und über das Garniſonregiment, deſſen Standquartier Bernau war; dann beſah er die drei Infanterieregimenter, welche aus ihren Garniſonen Frankfurt an der Oder, Prenzlau und Königsberg in der Neumark zur Revue nach Berlin gekommen waren. Wenn der König ſie beſichtigt, bezog er ſeine Zimmer auf dem Schloſſe; es war Cour bei ihm, und ſämmtliche Ober- und Unteroffiziere mußten ſich vor dem Schloſſe verſammeln, um die Parole, die er ſelbſt ausgab, zu empfangen.

Nach der Tafel ließ er die Dispoſitionen zum Manoeuvre des folgenden Tages ausgeben. Um 9 Uhr des Abends begab er ſich zur Ruhe und ſtand des Morgens um 4 Uhr wieder auf. Die Grenadierbataillone des rechten Flügels vom erſten Treffen waren dann ſchon vor dem Schloſſe aufmarſchirt, und ſobald er zu Pferde ſtieg, ſetzten ſie ſich in Marſch. Er ließ aber, wenn er mit ſeiner Begleitung vor das halleſche Thor gekommen war, die Kavallerie beſonders manoeuvriren, während die Infanterie herausrückte und vor ihm aufmarſchirte.

Es erfolgte nun ein Signalſchuß aus einer ſogenannten Lärmkanone; die beiden Treffen machten dann Front, der König ritt beide hinauf und richtete ſie ſelbſt. Dann folgten die vorgeſchriebenen Evolutionen.

Der dritte Revuetag war der wichtigſte, weil an ſolchem vorzügliche Manoeuvres ausgeführt wurden; bald wurde ein Dorf eingenommen oder beſtürmt, bald der Feind aus einer vortheilhaften Stellung in einem Walde vertrieben, und bald wurden Quarrees zum Rückzuge gebildet, wobei die Reiterei hauptſächlich viel zu thun hatte.

Nach dieſem letzten Revuetage begab ſich der König, ſobald er beendet war, von dem Revuefelde nach Schöneberg, wo er in den für ihn bereitſtehenden Wagen ſtieg und nach Potsdam zurückfuhr. Hier ruhete er einen Tag aus und am folgenden trat er die Reiſe zur Revue nach Magdeburg an. Nach Abhaltung dieſer Revue kehrte er nach Potsdam zurück, ruhte ſich einige Tage aus, und ging dann am 1. Juni nach Küſtrin. Hier um 10 Uhr des Morgens angekommen, beſah er ſchon am Nachmittag die drei neumärkſchen Dragoner-Regimenter und hielt am folgenden Morgen Revue, von dem Revuefelde fuhr er gleich nach Stargard in Pommern, wo er um 1 Uhr Mittags eintraf. Gleich nach ſeiner Ankunft und bevor er noch zu Mittag ſpeiſete, hielt er Spezialrevue über die fünf pommerſche Infanterie- und die vier Kavallerie-Regimenter, und ließ ſich am Nachmittage die Rekruten und die Remonte vorzeigen. Dieſe Revue währte drei Tage*).

Von Stargard begab er ſich nach Preußen und beſah die dortigen Truppen bei Mockerau.

Nach Oſtpreußen ging er nicht, weil es ihm unangenehm war, fremdes Gebiet zu berühren, und er konnte das von Danzig nicht füglich vermeiden. Wenn er daher dahin gehen mußte, ließ er die Vorhänge an den Wagenfenſtern nieder, ſobald er das danziger Gebiet berührte, und ſie wurden nur erſt aufgezogen, wenn er wieder auf preußiſchem Grund und Boden war.

Die Muſterungen in Schleſien und Weſtphalen hielt er nicht ſo regelmäßig ab; jedoch durften ſie nicht unterbleiben, in dem Fall, wo er ſolchen nicht ſelbſt beiwohnte, übertrug er einem General, gewöhnlich dem General-Inſpecteur der Infanterie der Provinz, die Abhaltung ſolcher Muſterungen.

---

*) In den erſten Jahren hielt er ſolche in Stettin ab, die Umgegend war aber nicht zu Manoeuvers geeignet, er verlegte ſie daher nach Stargard.

War er dann wieder nach Potsdam zurückgekehrt, welches oft erſt zu Anfang des Septembers geſchah, ſo wurden am 20. in Potsdam die Herbſtmanoeuvres abgehalten.

Aber der König verband mit dieſen Revuereiſen auch noch andere Zwecke; er ſuchte ſich auch über die Verwaltung ſeiner Staaten zu unterrichten, und forderte Auskunft über die verſchiedenen Zweige derſelben von den Präſidenten der Regierungen (die Rechtspflege betreffend), von denen der Kammern (die Landeskultur, Induſtrie u. dgl. betreffend); er ſprach mit den Landräthen, Domainenbeamten, Forſtbedienten. Er erkundigte ſich nach der Bevölkerung der Kreiſe, nach dem Verhältniß der beiden Geſchlechter, und des Alters; nach dem Ackerbau, dem Viehſtande, nach der Konſumtion der Städte an Getreide, nach den urbar gemachten Steppen oder Moräſten, nach den Fabriken und dem Handel u. dgl. Über den letzten Gegenſtand ſprach er in Schleſien oft und viel mit Kaufleuten.

Da der König für Jeden zugänglich war, ſo fehlte es zwar nie an Perſonen, die aus allen, ſelbſt den entfernteſten Provinzen nach Potsdam reiſeten, um unmittelbar bei ihm Schutz und Hülfe zu ſuchen, aber ſehr Viele benutzten dazu die Gelegenheit, wo er ſich zur Abhaltung der Muſterungen auf Reiſen befand, und faſt überall wurde er entweder mündlich angeredet, oder man überreichte ihm perſönlich ein ſchriftliches Geſuch.

Es giebt daher eine große Menge von Anekdoten, die ſich auf dieſen Revuereiſen ereignet haben, und, da ſie ihn ſo lebendig darſtellen, dürfen ſie nicht mit Stillſchweigen übergangen werden.

Er verſagte zwar Keinem Gehör, aber er hatte es wiederholt und ernſtlich verboten, daß man ihm bei der Parade oder andern feierlichen Gelegenheiten Bittſchriften überreichen ſollte.

Doch ſetzte er ſtets nach einem ſolchen Verbote hinzu: „Zu ſtrenge muß es nicht genommen werden. Die armen Leute wiſſen, daß ich Landesvater bin, und oft haben ſie gewiß Urſache genug, ſich zu beſchweren.“

Solche Äußerungen wurden bald allgemein bekannt; es fehlte nun nicht an Perſonen jeden Standes und Geſchlechts, die ihn mit Bittſchriften behelligten. Eine große Zahl darunter machte unerfüllbare Forderungen, ſelbſt ſolche, welche ganz geſetzwidrig waren.

Auf der Reiſe zu einer Revue in Pommern hielt er in einem kleinen Städtchen an. Die Offiziere einer dort liegenden Dragoner-Eskadron hatten ſich um ihn verſammelt. Eine bejahrte Frau drängte ſich ſo ungeſtüm durch, daß weder die Wache, noch die Offiziere ſie zurückhalten konnten.

„Der König kennt mich gewiß noch!“ rief ſie fortwährend, gelangte ſo zu dem Könige und reichte ihm eine Bittſchrift in den Wagen. Er nahm, las ſie und lachte:

Es war die Wittwe eines Schneiders, eine arme Frau, ſie hatte den König um eine Unterſtützung gebeten und in ihrer Eingabe angeführt: Sie hoffe um ſo mehr keine Fehlbitte zu thun, da ſie auf dem Schloſſe des Königs, ſeines Vaters, in jüngeren Jahren gedient, und ihm einſt, als kleinem Prinzen, ein Butterbrod gegeben. Damals hätte er dies ſo hoch aufgenommen, daß er ihr verſprochen, für ſie zu ſorgen.

Friedrich ſah die Wittwe freundlich lächelnd an, und ſprach:

„Da muß ich mich wohl revangiren! Sie ſoll eine Penſion von hundert Thalern jährlich erhalten.“

Dieſe wurde ihr angewieſen.

Nach einer in Pommern abgehaltenen Truppenmuſterung ritt der König nach Stettin. Nahe vor dem berliner Thore ſtand die kleine Tochter eines dortigen Kaufmanns mit ihrem Hündchen, um ihn zu ſehen. Der kleine Hund lief dem Pferde des Königs bellend nach, und fiel ſolchem mehrmals in die Hinterfüße. Ein Feldjäger hieb mit ſeiner Parforce-Peitſche nach dem Hunde, die Peitſche ſchlang ſich um den Hund, und alles Schüttelns ungeachtet, konnte er ihn nicht wieder von der Schlinge befreien. Das Mädchen erhob ein Jammergeſchrei, während der ſo gemißhandelte Hund winſelte. Der König ſah ſich um. Der Jäger war bereits abgeſtiegen und damit beſchäftigt, den Hund los zu machen.

Der König äußerte ſich ſehr unwillig gegen den Jäger, und ſprach dann zu dem Mädchen: „Sey nur ruhig, mein Töchterchen, geh' zu Hauſe, ich werde Dir den Hund ſchicken, und alles wieder gut machen.“

Der Jäger mußte den Hund auf dem Pferde mit nach der Stadt nehmen. Nach Verlauf einer Stunde brachte ein anderer Jäger den Hund in die Wohnung des Kaufmanns, nebſt zehn Friedrichsd'or, als Entſchädigung für den Schreck ſeiner kleinen Tochter. Der Feldjäger kam drei Tage in Arreſt.

Auf einer Reiſe zur Revue in dieſer Provinz fuhr der König neben einem Dorfe vorbei, deſſen Bauern an der Heerſtraße ſtanden, um ihn zu ſehen.

Ein Lakai des Königs, der auf dem Bock ſaß, erhob ein Freudengeſchrei und wollte von dem ſchnellfahrenden Wagen ſpringen. —

„Was giebt's da?“ fragte der König.

Ew. Majeſtät, da ſtehen Vater und Mutter!

„Die mögteſt Du wohl gern ſprechen?“

Ach ja, Ew. Majeſtät! ich bin ja im vorigen Jahre nicht mit hier geweſen!

„Nun, dann laß halten!“

Der Wagen hielt.

„Geh' in Gottes Namen! Du kannſt bis Morgen bei Deinen Ältern bleiben. Übermorgen aber mußt Du in Köslin ſeyn.“

Der König wandte ſich jetzt an den neben dem Wagen reitenden Landrath:

„Sorge Er dafür, daß der Menſch morgen Abend Vorſpann bekommt; zu Fuß iſt der Weg zu weit.“

Eine hochbejahrte Bauerfrau trat dicht an den Wagen, als bei einer Revuereiſe die Pferde gewechſelt wurden.

„Mütterchen! was wollt Ihr?“ fragte er ſehr leutſelig.

Nur Sie ſehen, und weiter nichts, verſetzte ſie treuherzig.

Der König nahm einige Friedrichsd'or aus der Taſche und gab ſie der Alten mit den Worten:

„Liebe Mutter! ſeht, hier auf dieſen Dingern ſteh' ich weit beſſer, und hier könnt Ihr mich anſehen, ſo lang' Ihr wollt und ſo lang' Ihr könnt; — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger anſehen zu laſſen.“

Bei der Erledigung einer Kompagnie eines Infanterie-Regiments in Pommern beſtätigte Friedrich den von dem Regimentschef gemachten Avancementsvorſchlag nicht, ſondern das Regiment erhielt einen Offizier der Armee als Einſchub.

Es war gewöhnlich ein Beweis der Unzufriedenheit des Königs mit dem Regimente; der General empfand dies ſehr, und der neue Kompagniechef war ihm ein Dorn im Auge. Er wünſchte nichts ſehnlicher, als ihn wieder los zu werden; das mußte er aber auf eine feine Weiſe einleiten.

Nach Verlauf von einem Jahre kam Friedrich nach Pommern, zur Abhaltung der jährlichen Muſterung über die Regimenter dieſer Provinz.

Am erſten Tage, der ſogenannten Specialrevue gewidmet, ritt der König die Fronte der Regimenter entlang, welche in Parade aufgeſtellt waren. Sie mußten das Gewehr präſentiren und demnächſt vor ihm defiliren. Er ſah daraus ihre Haltung, die gleichförmige Genauigkeit bei'm Präſentiren des Gewehrs und ob ſie bei'm Marſch gehörig Schritt hielten.

Bei dieſer Gelegenheit nah'te ſich der General dem Könige, und ſagte zu ihm:

Ich ſchmeichle mir, daß Ew. Majeſtät mit meinem Regimente zufrieden ſeyn werden, nur muß ich unterthänigſt um Nachſicht bitten, wenn bei der letzten Kompagnie (dieſe hatte der fremde Offizier erhalten) einige Placker vorfallen ſollten.

„Wie ſo?“

Ja, Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, der Hauptmann ſupt ein Bätken (ſäuft ein wenig).

„Nun, ſo will ich bei Seinem Regimente von unten anfangen,“ äußerte der König: „daß ich mich nicht zuletzt ärgere.“

Dies geſchah. Die Kompagnie zeichnete ſich durch Haltung und Genauigkeit bei ihren Handgriffen aus. Der König erkannte in dem Offizier vor der Fronte den Einſchub. Ohne ein Wort zu äußern, ritt er die Fronte der übrigen Kompagnien entlang, und als die Beſichtigung beendet war, wandte er ſich an den General und ſprach:

„Die letzte Kompagnie hat ihre Sache am beſten gemacht; mit den anderen bin ich nicht ſo zufrieden. Weiß Er was; ich rath' Ihm, daß Er mit den übrigen Kompagniechefs auch ein Bäken ſupt."

Wenn er zur Revue nach Küſtrin ging, nahm er gewöhnlich ſeine Wohnung bei einem Dorfgeiſtlichen in der Nähe.

Nach ſeiner humanen Weiſe unterhielt er ſich oft mit ſeinen Wirthen in ſolchen Quartieren.

Auch mit dieſem Landpfarrer ließ er ſich gern in ein Geſpräch ein, weil er in ihm einen offenen Kopf fand, der ihm über Alles ſeine Meinung mit treuherziger Freimüthigkeit ſagte.

Einſt fragte ihn der König: „Hat Er auch eine Bibliothek?"

O ja, Ew. Majeſtät, aber wie ſie ein armer Landprediger haben kann.

„Laß' Er doch ſehen."

Der Prediger führte den Monarchen in ſein kleines Studierzimmer, und zeigte ihm einige theologiſche Schriften, Predigten u. dgl.

Als der König ſie durchgeſehen, ſprach er:

„Ei, die Bücher taugen nichts; er muß ſich beſſere anſchaffen."

Dazu fehlt es mir an Geld, Ew. Majeſtät.

„Dafür laß' Er mich ſorgen, ſetz' Er ſich hin und ſchreib' Er, ich werd' Ihm diktiren."

Der Geiſtliche gehorchte, der König fuhr fort:

„Oeuvre de Voltaire, Systeme de la Nature" nun nannte er mehrere ähnliche Schriften.

„Solche Bücher muß Er leſen," fuhr er fort: „und wenn Er nicht franzöſiſch genug verſteht, ſo ſchaff' Er ſich die Überſetzung davon an, ich werd' Ihm fünf hundert Thaler dazu ſchenken."

Der Prediger bedankte ſich, erhielt das Geld und befolgte den Befehl des Monarchen.

Das Jahr darauf fragte Friedrich den Pfarrer bei der Revue: ob er ſich auch die Bücher angeſchafft habe?

O ja, verſetzte dieſer.

„So zeig' Er ſie mir."

Der Geiſtliche wies ſeine neue Bücher.

Friedrich durchblätterte einige, und als er fand, daß ſie fleißig geleſen worden, ſprach er:

„Ich ſehe doch, daß Er Luſt hat, ſich zu unterrichten; ich werd' Ihm noch fünf hundert Thaler ſchenken, dafür kann Er ſich wieder andere werthvolle Bücher anſchaffen.“

Ich danke unterthänigſt, da aber Ew. Majeſtät ſo gnädig ſind, ſo hätt' ich wohl eine andere Bitte.

„Laß Er hören!“

Meine Pfarre bringt mir nur ein Paar hundert Thaler ein; ich habe Frau und Kinder, ihr Unterhalt und ihre Erziehung werden mir ſehr ſchwer. Wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten, mir eine beſſere Pfarre zu konferiren, ſo würd' ich ein ſolches Gnadengeſchenk nicht weiter bedürfen, und dabei im Stande ſeyn, mir aus eigenen Mitteln die nöthigen Bücher kaufen zu können.

„Ja, darin kann ich nichts thun, das iſt des Miniſters Zedlitz Sache, bei dem muß Er ſich melden.“

Da möchte wohl die Reihe noch lange nicht an mich kommen.

„Nun, ſo meld' Er ſich einmal bei mir, wenn eine Stelle vakant wird; ich will ſehen, was ich thun kann.“

Der Geiſtliche hatte dies Geſpräch nicht vergeſſen. Einige Jahre darauf ſtarb der geiſtliche Inſpektor in Bunzlau und er bekam davon gerade um die Zeit Nachricht, als der König wieder zur Revue nach Küſtrin kommen ſollte.

Kaum war Friedrich bei ihm abgeſtiegen, ſo bat er ihn um dieſe Inſpektorſtelle.

„Ja,“ ſagte der König: „da muß Er ſich an Zedlitz wenden; reiſ' Er nach Berlin und meld' Er ſich bei dem.“

Ach, das wird wenig helfen; wer weiß, ob ich nur vorgelaſſen werde, es ſind gewiß eine große Menge Mitbewerber.

„Beruf' Er ſich auf mich.“

Das wird er mir nicht glauben. Wenn Ew. Majeſtät mir nur ein Paar Zeilen ſchriftlich geben wollten, daß ich die Stelle haben ſoll; das wär' etwas anders.

Der König ſchrieb darauf mit kurzen Worten, daß er dem Dorfpfarrer die erledigte geiſtliche Inſpektorſtelle in Bunzlau ertheilt habe.

„Da hat Er, was Er wünſcht! Nun reiſ' Er nach Berlin, bitt' Er aber erſt den Miniſter um die Stelle, denn auf den kommt es doch hauptſächlich an, dem darf ich nichts vorſchreiben.“

Mit der Kabinetsordre in der Taſche machte ſich der Geiſtliche auf den Weg, ließ ſich bei dem Statsminiſter von Zedlitz melden, und bat, befohlenermaßen, um die Ertheilung des Inſpektorpoſtens.

„Das kann nicht geſchehen,“ verſetzte der Miniſter: „ſolche Stellen ſollen, nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs, nur an langgediente Feldprediger gegeben werden. Ich habe ſie daher auch ſchon einem ſolchen ertheilt, und die Vokation iſt bereits ausgefertigt.“

Nun überreichte der Pfarrer den Befehl des Königs.

Als ihn der Miniſter geleſen, ſprach er:

„Ja, das verändert die Sache! Der König hat Ihnen ausdrücklich die Stelle verliehen. Es thut mir um den vozirten Feldprediger leid, aber ich muß gehorchen. Ich wünſch' Ihnen Glück.“

Der Dorfgeiſtliche trat ſein neues einträgliches Amt an, und lebte dort einige Jahre ganz zufrieden.

Es wurden aber nach der Zeit einige Konſiſtorialrathsſtellen in Breslau erledigt; und, im Vertrauen auf die Gunſt des Königs, beſchloß er, ſich unmittelbar um eine ſolche Stelle zu bewerben. Er reiſete alſo ſchnell nach Potsdam und trat den König an.

„Wie geht es Ihm?“ fragte ihn dieſer, als er ihn gewahr wurde.

O recht gut, Ew. Majeſtät, aber der Menſch behält immer doch noch etwas zu wünſchen übrig.

„Das muß auch ſeyn.“

Da hätt' ich nun wohl auch noch eine Bitte. — In Breslau iſt eine Konſiſtorialrathsſtelle vakant, wenn Ew. Majeſtät die Gnade haben wollten, mir ſolche zu konferiren.

„Er weiß ja, daß ich dabei nichts thun kann, das muß Er mit Zedlitz abmachen.“

Wenn Ew. Majeſtät mir wieder ein gnädiges Schreiben an ihn mitgeben wollten.

„Ja, einmal geht das wohl, aber nicht öfter, der Zedlitz iſt ein eigener Mann, der läßt ſich nicht viel vorſchreiben. Doch — (nach einer Pauſe) — ich will ſeh'n; Er ſoll einen Brief an ihn mit nach Berlin nehmen, bring' Er mir hernach darüber Beſcheid.“

Voll Hoffnung entfernte ſich der Inſpektor, und am andern Morgen erhielt er auch ein Kabinetsſchreiben an den Miniſter.

Mit dieſem begab er ſich nach Berlin, und überreichte es mit der Bitte um die Konſiſtorialrathsſtelle.

Als der Miniſter das Kabinetsſchreiben entſiegelt hatte, fand er darin den Befehl: den Supplikanten mit ſeinem Geſuche abzuweiſen, da es den Anſchein gewinne, daß er ſeinen Forderungen ſonſt nie ein Ziel ſetzen werde.

Mit kurzen Worten erklärte ihm darauf der Miniſter: daß er die nachgeſuchte Stelle ſchlechterdings nicht erhalten könne und entließ ihn, nicht wenig betroffen, über eine ſo niederſchlagende Antwort.

Unmuthig kehrte er nach Potsdam zurück und ließ ſich bei dem Könige melden.

Er wurde vorgelaſſen. Friedrich redete ihn gleich mit den Worten an:

„Nun, wie iſt es abgelaufen? Hat Er die Stelle?“

Ach, verſetzte der Inſpektor mit traurigem Tone: der Miniſter hat ſie mir rund abgeſchlagen.

„Sieht Er nun wohl, daß ich Recht habe? Einmal läßt er ſich wohl ſo etwas gefallen, aber öfter darf man ihm damit nicht kommen. Ja, wenn er nicht will, ſo kann ich nichts machen; er wird ſonſt verdrüßlich, und erzürnen darf ich ihn doch nicht, ſonſt iſt er im Stande, und nimmt ſeinen Abſchied, und ich kann ihn nicht entbehren. — Reiſ' Er nur in Gottes Namen wieder nach Hauſe und bleib' Er, was Er iſt, das wird wohl das Beſte ſeyn.“

Auf einer Reiſe zur Revue in's Magdeburgiſche ſtieg unterwegs ein Mädchen auf den Kutſchenſchlag, und erzählte ihm, daß ihr Vater, ein braver Offizier, geſtorben ſey, ſie nichts zu leben habe und um eine Unterſtützung bitten müſſe.

„Du mußt heirathen,“ ſagte der König: „willſt Du nicht?“

O, erwiederte das Mädchen: ich wollt' es wohl, aber ich habe keinen Bräutigam.

„Schöne Mädchen, wie Du,“ verſetzte Friedrich: „finden Liebhaber, ohne ſie zu ſuchen.“

Im Geſpräch legte der König zufällig die Hand vertraulich dem Mädchen auf das Buſentuch, und die Bittende küßte ſie.

„Nun,“ ſagte er: „geh' nur, ich will für Dich ſorgen.“

Er erließ darauf eine Kabinetsordre: „Man ſolle der Tochter des verſtorbenen Lieutenants *** einen Brautſchatz von zwei tauſend Thalern zahlen, für weſentlich ihm erzeigte Gefälligkeiten, die er in dreißig Jahren nicht erfahren habe.“

Bei den Revuen, die er bei Möckern abzuhalten pflegte, wohnte er gewöhnlich in einer Dorfſchenke.

Bei'm Abreiten aus dieſem Standquartier führte der kürzeſte Weg zu den verſammelten Truppen einſt durch ein eine reiche Erndte verſprechendes Saatfeld.

Einige von dem Gefolge des Königs waren eben im Begriff, hindurch zu ſprengen, als der König, dies bemerkend, mit halbbefehlendem Ton ihnen zurief:

„Wir müſſen die Hoffnungen armer Leute reſpektiren!“

Er machte nun ſelbſt einen weiten Umweg und Keiner von ſeiner zahlreichen Umgebung hätte es gewagt, einen kürzern Weg einzuſchlagen. Gehorſam folgten ihm Alle.

Über einen Offizier waren bei dem König Beſchwerden wegen Jagd-Defraudationen eingegangen. Er ertheilte darauf den Beſcheid, er werde dafür ſorgen, daß ſolcher deshalb zurecht gewieſen werde.

Er that dies bald darauf bei einer Specialrevue. Als der Zug, den dieſer Offizier führte, vor ihm vorbei marſchirte, rief er ihm zu:

„Mein Gott, ſo marſchir' Er doch ordentlich! Er geht ja gerade ſo, als wenn Er einen Haſen beſchleichen wollte. Er verlernt über die Jagd den Dienſt ganz und gar.“

Ein Offizier wurde in hundert Thaler Strafe genommen, weil er einen Hirſch in den königlichen Forſten geſchoſſen hatte.

Beſorgt, daß dieſe Forſtdefraudation ihm noch überdies die Ungnade des Königs zuziehen möchte, ſchrieb er an den König und bat demüthig um Verzeihung.

Friedrich ertheilte ihm die Reſolution:

„Hat nichts zu ſagen; für den Preis ſteh'n mehr Hirſche zu Dienſten.“

Bei einem Infanterieregiment der magdeburgſchen Inſpektion ſtand ein Lieutenant, der die perſonifizirte Indolenz war. Dies ſprach ſich in ſeinem ganzen Weſen, ſeiner Haltung und der Nachläſſigkeit ſeines Anzuges aus.

Bei einer Muſterung fiel dem Könige dieſer Offizier auf; bei dem erſten Blick erkannte er gleich, was an ihm war, und ohne ſich erſt bei dem Chef des Regiments nach ihm zu erkundigen, ritt er an ihn heran und fragte ihn:

„Wie heißt Er?“

Der Befragte nannte ſeinen Namen.

„Künftig ſoll er ſich Fuhlſtein nennen,“ mit Anſpielung auf das Wort faul, plattdeutſch fuhl.

Der Lieutenant, nichts von dieſer ſarkaſtiſchen Äußerung ahnend, welche ihn charakteriſirte, befolgte dieſen Befehl pünktlich; er nannte und ſchrieb ſich ſeit dieſer Zeit Fuhlſtein, und iſt demnächſt als Stabskapitain bei dem Regiment Herzog von Braunſchweig geſtorben.

Friedrich hatte, bei den Revuereiſen, mehrere Jahre hinter einander, bei dem Umſpannen an einem kleinen Orte einen großen und fetten Amtmann gefunden, auch gewöhnlich einige Worte mit ihm gewechſelt.

Als einſt dort wieder umgeſpannt wurde, vermißte er dieſen, und ſah an deſſen Stelle einen langen ſehr hagern Mann, der ſich mit dem Vorſpann zu ſchaffen machte.

„Wer iſt Er?“ fragte ihn der König.

Ich bin der Amtmann hier von Ew. Majeſtät Domainen.

„Ei, nicht doch! das iſt ja ein dicker Mann.“

Der iſt geſtorben, Ew. Majeſtät, und ich bin an ſeine Stelle gekommen.

„So, ſo,“ verſetzte der König, und ſich an einen mit ihm im Wagen ſitzenden General wendend, ſprach er zu dieſem ganz ernſthaft:

„Der wird mir noch viel koſten, eh' er ſo fett wird, wie ſein Vorgänger.“

Königsberg in Preußen wurde von jeher von Feuersbrünſten heimgeſucht, und Friedrich nannte daher, weil er von dort ſehr oft Nachrichten von Feuerſchäden erhielt, die Königsberger zuweilen: die Mordbrenner.

Bei einer Reiſe zu einer Truppenmuſterung nach Preußen, fragte er einſt den Statsminiſter, Grafen von D***, der ſich ihm bei dieſer Gelegenheit präſentirte:

„Was machen die Mordbrenner?“

O, Ew. Majeſtät, verſetzte der Miniſter: unſre Feueranſtalten ſind jetzt ſehr gut.

„Das glaub' ich, aber nicht wahr, die Löſchanſtalten deſto ſchlechter?“

Bei einer Revue war er einſt bei einem Amtmanne, mit Namen Hahn, eingekehrt.

Solche Muſterungen dauerten in der Regel drei Tage, und er ließ dem Wirthe in dem Hauſe, wo er gewohnt hatte, jedesmal dafür hundert Dukaten zahlen.

Als ſein geheimer Kämmerier den Auftrag bekam, bei der Abreiſe des Königs, dies Geld ebenfalls dem Amtmann Hahn zu geben, äußerte dieſer:

„Ich befürchte, Ew. Majeſtät, daß es ihm nicht einmal lieb ſeyn wird; er iſt ein reicher Mann und macht ſich eine Ehre daraus, daß Ew. Majeſtät bei ihm haben wohnen wollen.“ —

Der König ſchwieg, verlangte aber, als er im Begriff ſtand, in den Wagen zu ſteigen, den Amtmann zu ſprechen.

Hahn erſchien. Friedrich ſagte zu ihm:

„Ich danke Ihm für ſein Quartier; ich mag Ihm nichts dafür anbieten, denn ich höre, daß Er Vermögen haben ſoll. Iſt das wahr?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Wie iſt Er dazu gekommen?“

Dadurch, daß ich immer Einen Groſchen theurer eingekauft und Einen Groſchen wohlfeiler verkauft habe.

„Das iſt unzeitiger Scherz. Er ſieht, daß ich auf dem Sprunge ſtehe, abzureiſen, ich habe nicht Zeit, mit Ihm zu ſpaßen. Sag' Er mir kurz und ernſthaft die Wahrheit.“

Wie könnt' ich mich unterſtehen, mit Ew. Majeſtät ſcherzen zu wollen. Es iſt die reine lautere Wahrheit, was ich Ew. Majeſtät geſagt habe. Wenn das Getreide wohlfeil war, hab' ich immer den Scheffel mit Einem Groſchen theurer bezahlt, als der Preis war, und es aufgeſchüttet, und wenn es im Preiſe ſtieg, es wieder immer Einen Groſchen wohlfeiler losgeſchlagen, als Andere, dadurch hab' ich mir einen hübſchen Thaler Geld ehrlich erworben.

„Er iſt ein braver Mann!“ ſagte Friedrich, ihn auf die Schulter klopfend: „ich will Ihn in den Adelſtand erheben.“

Der Amtmann lehnte dies ab, aber deſſenungeachtet erhielt er bald darauf das Adelsdiplom.

Bei einer Revuereiſe des Königs nach Weſtphalen wurden die Vorſpannpferde in Schauen gewechſelt.

Das Gebiet gehörte damals zu einer unmittelbaren Reichsfreiherrnſchaft eines Herrn von Grote.

Während des Pferdewechſels näherte ſich der Herr von Grote dem Könige, bezeigte ihm ſeine Ehrfurcht und ſchloß mit den Worten: wie er ſich ſehr glücklich ſchätze, Se. Majeſtät auf ſeinem Territorium begrüßen zu können.

Der König wandte ſich an ſein Gefolge und ſprach lächelnd:

„Voilà deux souverains, qui se rencontrent!“

(Hier ſieht man zwei Souveraine zuſammenkommen.)

Auf einer Reiſe des Königs in dieſer Provinz ſtellte ſich, bei dem Wechſel des Vorſpanns, ein junger Mann ein; er war nach der damaligen Mode auf das Zierlichſte gekleidet, friſirt, und gepudert, mit einem Haarbeutel, einem Galanteriedegen an der Seite und einem Chapeaubas-Hut unter dem linken Arm. Mit vielen Bücklingen und tanzmeiſterlichen Entrechats näherte er ſich dem Wagen des Königs und ordnete die Umſpannung an.

Der König nahm nur ſo viel Notiz von ihm: daß er ſich erkundigte, wer dieſe auffallende Figur wäre? worauf er die Antwort erhielt: es ſey ein Edelmann aus der dortigen Gegend, der, da der Landrath erkrankt, deſſen Dienſte interimiſtiſch verſehe.

Einige Jahre darauf berichtete der Departementsminiſter dem Könige: der damals kranke Landrath ſey geſtorben, und man hätte dieſen Edelmann an deſſen Stelle gewählt. Mehrere Jahre habe er ſchon, während der Krankheit des Verſtorbenen, deſſen Stelle zur Zufriedenheit der Stände und der Kriegs- und Domainen-Kammer verwaltet, weshalb er darauf antrage: die Wahl zu genehmigen.

Friedrich ſchrieb eigenhändig unter dieſen Bericht:

„Ich kenne ihn auch. Er iſt ein Affe! Man muß einen Andern wählen, dieſer taugt nicht, und geſchieht dies nicht, ſo werde **Ich** ſchon einen beſſern finden.“

Als er einſt in **Breslau** die Garde muſtern wollte, trat ihm ein verunglückter Kaufmann mit der Bitte an, ihm eine Stelle bei dem Kriegskommiſſariate zu geben. Mißgelaunt, fuhr er den Bittenden mit den harten Worten an: „Pack' Er ſich!“ und ritt weiter.

Bei der Rückkehr von der Beſichtigung der Truppen näherte ſich ihm der Kaufmann wieder und wiederholte ſeine Bitte. Noch unwilliger, rief er, den Krückſtock emporhebend:

„Will Er wohl fort! Gleich pack' Er ſich!“

Am folgenden Morgen wollte er die Feſtungswerke vor dem Oderthore beſehen. Der Kaufmann harrte ſeiner vor der Thüre ſeiner Wohnung und flehte zum drittenmale um eine Verſorgung. Dieſe Zudringlichkeit brachte den König auf; ſchneller reitend, befahl er, dieſen Menſchen nicht wieder vor zu laſſen.

Als er nach einigen Tagen des Mittags von der Parade zurückritt, und um eine Straßenecke bog, kam der Kaufmann wieder zum Vorſchein, ſein Geſuch wiederholend. Höchſt aufgebracht, wandte ſich der König mit der Frage an den neben ihm reitenden General **Lentulus**:

„Gebe Er mir doch einen Rath, wie ich den Kerl los werde?"

Der General ſchwieg.

„Hör' Er mal;" ſprach er darauf zu dem Kaufmann: „Ich hab' Alles verſucht, Ihn mir vom Halſe zu ſchaffen, aber Alles war umſonſt. Jetzt weiß ich ein Mittel, das helfen wird. Komm' Er morgen um zehn Uhr zu mir. Das Wiederkommen ſoll Ihm ſchon vergehen!"

Der ungewöhnliche Ernſt, mit dem Friedrich dieſe Worte geſprochen, beunruhigte den Supplikanten ſehr. Er ſchwebte in der größten Angſt, was ihm bevorſtehen würde, aber er überlegte, daß er den Zorn des Königs noch mehr reizen dürfte, wenn er ſeinem Befehl nicht Gehorſam leiſtete. Am folgenden Morgen hatte er ſich daher ſchon um neun Uhr eingefunden. Mit beklommenem Herzen wartete er die zehnte Stunde ab, um ſich melden zu laſſen. Dieſer Meldung bedurfte es nicht, denn ſobald es zehn ſchlug, fragte der König einen Lakaien:

„Iſt der Grünrock da?"

Ja, war die Antwort.

„Laß' ihn herein kommen!"

Er wurde hereingerufen. Friedrich redete ihn in ſehr ſtrengem Ton an:

„Jetzt werd' ich Ihm ſchon zeigen, daß es in meiner Macht ſteht, mich nicht weiter von Ihm beläſtigen zu laſſen!"

Der ſo ernſt Angeredete zitterte heftig.

„Hier," fuhr er jetzt fort, von einem Schreibtiſch ein Papier nehmend: „hier hat Er ein Schreiben an den Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Ich hab' Ihn dem Herzog zum Proviantkommiſſair empfohlen. Und hier," — indem er ihm ein kleines Packet gab — „hat Er Reiſegeld. Nun reiſ' Er mit Gott und bleib' Er ein ehrlicher Mann!"

In dem Päckchen befanden ſich zehn Friedrichsd'or.

Zu den Muſterungen und Manoeuvres, welche der König über und mit ſeinen Truppen hielt, kamen ſehr viele Offiziere fremder Mächte nach Berlin. Sie durften jedoch nur mit ſeiner ausdrücklichen Erlaubniß dieſen militairiſchen Übungen beiwohnen.

Ein franzöſiſcher Offizier wurde dem Könige vorgeſtellt; ſein ganzes Benehmen hatte das Gepräge eines Gascogner, ſeine Arroganz mißfiel ihm, und da der Franzoſe das Ludwigskreuz trug, fragte er ihn:

„Was iſt das?

C'est notre ordre pour le mérite, erwiederte der Befragte.

„Haben Sie auch dergleichen?“ fragte **Friedrich**.

Bei Abhaltungen der Muſterungen der Truppen in den Provinzen pflegte **Friedrich** gewöhnlich, nach deren Beendigung, entweder die Präſidenten und Direktoren der Kriegs- und Domainen-Kammern, oder die ſämmtlichen Mitglieder derſelben zu ſich kommen zu laſſen, um ſich mit ihnen über einige ihm beſonders wichtige Gegenſtände, die Verwaltung der Provinz betreffend, zu beſprechen. Dies war auch der Fall mit den Provinzial-Juſtiz-Kollegien, beſonders, wenn über die Rechtspflege bei ihm unmittelbar Beſchwerden eingereicht worden waren.

Bei einer Revue der Regimenter der magdeburgſchen Inſpektion, die bei **Möckern** abgehalten wurde, befahl einſt der König am Abend des letzten Revuetages, daß das ganze Perſonal der magdeburgſchen Kriegs- und Domainen-Kammer am folgenden Morgen bei'm Anbruch des Tages vor ſeiner Abreiſe vor ihm erſcheinen ſolle.

Der König bewohnte, während dieſer Revue, damals in der Vorſtadt vor **Magdeburg** ein Abſteigequartier. Zufällig ſah er am Abend, kurz zuvor, ehe er ſich zur Ruhe begab, aus dem Fenſter, und wurde einen jungen Mann gewahr, der nach der damaligen Mode, zierlich gekleidet, das Haar künſtlich friſirt und gepudert, in Schuhen und weißen ſeidenen Strümpfen, einen Galanteriedegen an der Seite, den Hut unter dem Arm, vor ſeiner Wohnung mit abgemeſſenen Schritten auf und nieder ging.

Kaum graute der Morgen, ſo wurde der König von ſeinem Kammerdiener geweckt; er frühſtückte, ließ ſich ankleiden und erwartete die Mitglieder der Kammer, um, nach einer kurzen Unterredung mit denſelben, ſogleich in den ſchon mit Vorſpann verſehenen Reiſewagen zu ſteigen. Um friſche Luft zu ſchöpfen, öffnete er das Fenſter; er erſtaunte aber nicht wenig, als er den Spaziergänger von geſtern Abend, ganz in dem nämlichen Anzuge, noch vor ſeiner Wohnung erblickte.

Dies fiel ihm auf, er befahl daher den Kammerdiener, ſich bei dem Unbekannten zu erkundigen: wer er ſey und weshalb er ſo lange vor des Königs Quartier auf und nieder gehe?

Auf dieſe Frage antwortete der Spaziergänger: er ſey der Kriegs- und Domainen-Rath von Blumenthal, und da des Königs Majeſtät die Mitglieder der Kammer heute ganz früh zu ſich beſchieden hätte, ſo ſey er ſchon ſeit geſtern Abend hier herumgegangen, um nicht zu ſpät zu kommen.

Als dem Könige dieſe Antwort hinterbracht wurde, ließ er ſogleich dem Präſidenten ſagen: er kenne die Kammer ſchon und es wäre nicht nöthig, daß ſich deren Mitglieder ihm präſentirten.

Einige Minuten darauf fuhr er davon, und Keiner konnte errathen, weshalb der König ſeinen Entſchluß ſo plötzlich geändert habe.

Mehrere Monate verfloſſen, da ſtarb der Direktor der Magdeburgſchen Kammer. Der Departementsminiſter meldete dem Könige deſſen Tod und machte Vorſchläge zur Wiederbeſetzung dieſer Stelle.

Friedrich achtete aber nicht darauf, ſondern ſchrieb auf den Bericht des Miniſters eigenhändig:

„Kriegsrath von Blumenthal.“

Bald darauf ernannte ihn der König zum Präſidenten und endlich zum Staatsminiſter; er ſchenkte ihm wegen ſeiner Pünktlichkeit und ſeines Biederſinnes immer ſein beſonderes Zutrauen. Unter **Friedrich's** Nachfolger, **Friedrich Wilhelm II.** wurde er in den Grafenſtand erhoben.

Auf einer Reiſe nach Schleſien zur Revue fuhr der König allein. Ein Soldat vom erſten Bataillon Garde, Namens **Schlauch**, der ihn zu raſiren pflegte, ſaß hinten auf dem Wagen. Es war außerordentlich heiß und **Schlauch** auf ſeinem Sitz eingeſchlummert. Auf einmal weckte ihn ein Geräuſch im Wagen; er ſprang hinab, ſah in den Wagen und den König ohnmächtig.

„Halt!“ rief er ängſtlich. Als dies geſchehen war, riß er den Wagenſchlag auf, zerſchnitt den Rockärmel des Königs und öffnete

ſem mit einem Raſirmeſſer eine Ader. Kaum war etwas Blut
laufen, kam der König wieder zu ſich und fragte ungeſtüm:

„Schlauch, was machſt Du mit mir?“

Schlauch erſtattete Bericht von dem Zuſtande, in welchem
ihn gefunden, und ſetzte hinzu: aus Angſt, daß Ew. Majeſtät
cht wieder erwachen könnten, ließ ich Sie auf der Stelle zur
der, ſo gut es gehen wollte.

„Das haſt Du gut gemacht!“

Schlauch verband die Ader und die Reiſe ging weiter.

Nach **Potsdam** zurückgekommen, mußte ihn **Schlauch**, wie
wöhnlich, raſiren. Eines Morgens ſprach er zu ihm:

„Höre, Schlauch, ich will Dich in Ruhe ſetzen. Du bekommſt
n heute an jährlich ſieben hundert Thaler, dabei freie Wohnung,
olz, Eſſen und Trinken; auch ſoll Dir ein Menſch zur Aufwar-
ng gegeben werden, der monatlich ſieben Thaler Lohn bekommt;
er Du mußt mich nach wie vor raſiren, und wenn ich krank bin,
r die Medizin nach Vorſchrift des Arztes reichen. Biſt Du da-
t zufrieden?“

Dankbar und mit Freudenthränen im Auge nahm **Schlauch**
s großmüthige Anerbieten an und genoß dieſe Wohlthat bis zu
nem Tode, der wenige Monate nach des Königs Tode erfolgte.

Der engliſche Geſandte, Lord **Marſhal***), galt viel bei
iedrich.

Dieſer Mann zeichnete ſich eben ſo ſehr durch ſeine Denkungsart, als Schickſale aus. Aus Großbritannien verbannt, trat er in **Friedrich's** Dienſte, der über ihn das ihn ehrende Urtheil fällte: daß er ihn gezwungen, wieder an die Tugend zu glauben, obſchon er ſo viele Treuloſigkeit, Undankbarkeit und Bosheit unter den Menſchen gefunden habe. Ein preußiſcher Generallieutenant hinterließ bei ſeinem Tode ſeiner Gattin, die Marſhall ſehr ſchätzte, nur Schulden und zwei Kinder. Da ihm ihre bedrängte Lage ſehr zu Herzen ging, ſo ſann er auf Mittel, ſie zu erleichtern, ohne ihr Ehrgefühl zu verletzen. Ohne Neigung zu einer ehelichen Verbindung, entſchloß er ſich, die Wittwe zu heirathen und ihr ein Witthum von 1750 Thaler jährlich auszuſetzen, das ſie während ſeines Lebens ſchon genießen ſollte.

Einſt fand ihn der König ſehr niedergeſchlagen; er fragte ihn um die Urſache, und der Geſandte antwortete: er ſey deshalb ſo betrübt, weil ſein Freund, J. J. Rouſſeau*), in der Schweiz verfolgt würde.

„So ſchreiben Sie Ihrem Freund," erwiederte der König: „daß er in meine Lande kommen ſoll; ich will ihm ein ſicheres Aſyl und eine Penſion von zwei tauſend Franks jährlich geben. Er ſoll in Pankow, dicht bei dem Schloßgarten von Schönhauſen, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten und Wieſe haben, ſo daß er dort eine Kuh füttern, ſich hinlänglich Federvieh halten und Gemüſe bauen kann. Dort kann er in Ruhe und ohne Nahrungsſorgen leben, und ſeine Einſamkeit wird nichts ſtören. Von ſeinem Garten kann er in die ſchattigen Gänge des ſchönhauſer Gartens herumwandeln, denn die Königin hält ſich nur wenige Monate des Jahres dort auf."

Marſhall war ſehr dankbar und froh über dies großmüthige Anerbieten, und ſchrieb ſogleich an den genfer Philoſophen. Er legte ſeinen Brief dem Könige vor der Abſendung noch vor, und Friedrich ſchrieb eigenhändig darunter:

„Venez, mon cher Rousseau: Je vous offre maison, pension et liberté."

(Kommen Sie, lieber Rouſſeau; ich biete Ihnen ein Haus, eine Penſion und Freiheit an.)

„Dies frühzeitige Witthum iſt um ſo billiger," ſprach er: „da ſie von einem Manne, wie ich es ſeyn will, alle Ehre und Vorrechte des Wittwenſtandes im voraus genießen muß."

Er verlangte von ſeiner Gattin nichts weiter, als daß ſie ſeinen Namen führe, und ob ihm gleich ihr Umgang viele Annehmlichkeiten hätte verſchaffen können, ſo hatte er doch feſtgeſetzt, daß weder er, noch ſie, ihre bisherige Wohnung verändern ſollte, damit Keiner der Freiheit des Andern Abbruch thäte.

Der Lord würde auch dieſe beabſichtigte eheliche Verbindung wirklich geſchloſſen haben, wenn ihn nicht der König von dem der Wittwe gegebenen Verſprechen dadurch befreit hätte, daß er die Gläubiger ihres verſtorbenen Mannes befriedigte und ihr eine ſolche Penſion anwies, wovon ſie mit ihrer Familie anſtändig leben konnte.

*) Jean Jacques Rouſſeau, geb. zu Genf den 28. Juni 1712, geſt. am 2. Juli 1778 zu Ermenonville. D. Ue.

Rouſſeau antwortete bald darauf:

Votre Majesté m'offre un asyle, et m'y promet la liberté! Mais Vous avez une épée, et Vous êtes Roi! Vous m'offrez une pension, à moi, qui n'ai rien fait pour Vous? Mais en avez Vous donné à tous les braves gens, qui ont perdu bras ou jambes en Vos services? —

(Ew. Majeſtät bieten mir ein Aſyl an, und verſprechen mir dort Freiheit! Sie haben aber ein Schwert und ſind König! Sie verheißen mir eine Penſion, mir, der nichts für Sie gethan hat? Haben Sie aber ſchon allen den braven Leuten eine Penſion gegeben, die in Ihrem Dienſte Arme und Beine verloren haben?)

So oft nach der Zeit die Rede auf **Rouſſeau** kam, ſagte **Friedrich** beſtändig:

„Oh celui-là est un fou!“

(O der iſt ein Narr!)

Als Lord **Marſhall** wieder von ſeinem Geſandtſchaftspoſten aus **Paris** nach **Potsdam** zurückgekommen, beſchloß er, nach Schottland zurückzukehren, und in ſeiner Heimath die übrigen Tage ſeines Lebens zuzubringen.

Friedrich willigte höchſt ungern in dieſen Entſchluß, er gab jedoch endlich nach.

Als **Marſhall** von dem Könige Abſchied nahm, umarmten ſich Beide mit thränenden Augen und **Friedrich** ſprach zu dem Lord:

„Wenn es Ihnen in Schottland nicht gefallen ſollte, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie hier einen Freund haben, der Sie immer vermiſſen wird, und deſſen Kummer Sie jeden Augenblick enden können, ſobald Sie es nur wollen.“

Nach **Marſhall's** Reiſe ſchrieb ihm der König:

„Hätte ich eine Seemacht, ſo würde ich Sie aufheben und aus Schottland wegführen laſſen. So aber kann ich Ihnen, lieber Marſhall, nur freundſchaftliche Arme entgegen ſtrecken; kehren Sie wieder in den Schoß der Freundſchaft zurück, leben Sie mit ihr.“

Dieſer Wunſch des gefühlvollen Königs wurde auch bald erfüllt. **Marſhall** fand in Schottland die alten Freunde nicht mehr, und obgleich ſeine Landsleute ihm mit zuvorkommender Achtung und Liebe begegneten, ſo wollte ihm doch das Klima nicht behagen; er kehrte zu ſeinem königlichen Freunde zurück.

Friedrich ließ ihm nun ein hübſches und bequemes Haus bei Potsdam bauen, aus welchem er durch den Garten nach Sansſouci gehen konnte. Es ſtand ihm frei, täglich bei dem Könige zu ſpeiſen oder auch nach Gefallen weg zu bleiben. Ließ er dem Könige ſagen: daß er bei ihm ſpeiſen wolle, ſo ſetzte ſich dieſer nicht eher zu Tiſche, als bis der Lord erſchien. Bei Tafel legte ihm der König ſelbſt vor, und wählte immer das aus, was nach Marſhall's Geſchmack war und dieſer hielt nach aufgehobener Tafel ſeine Mittagsruhe in einem für ihn beſonders dazu beſtimmten Zimmer.

Als der Lord, wegen ſeines hohen Alters nicht mehr ausgehen konnte, beſuchte ihn der König oft, um ſich mit ihm zu unterhalten.

Friedrich befahl dem Kapellmeiſter Graun*), ſogleich eine Probe ſeiner neuen Oper zu veranſtalten, weil er der Generalprobe, die in wenigen Tagen ſeyn ſollte, nicht beiwohnen könnte.

Die Probe begann; der König, mißgelaunt, ließ ſich die Partitur geben, und ſtrich mehrere Seiten in derſelben. Graun wartete ruhig das Ende ab.

„Alles was ich geſtrichen habe, muß anders gemacht werden," ſagte endlich der König: „das iſt Seiner nicht werth, und gefällt mir nicht."

Das bedaure ich ſehr, erwiderte Graun: indeſſen werd' ich keine Note ändern, denn übermorgen iſt Generalprobe und bis dahin kann nichts Neues einſtudirt werden — und dann hab' ich noch ein wichtigeres Argument, das kann ich Ew. Majeſtät aber nur ſagen, wenn Sie gnädiger ſeyn werden.

„Graun!" rief Friedrich aus: „auf Ihn bin ich nicht ungnädig, und es nie geweſen, deshalb will ich Sein Argument gleich wiſſen."

Nun dann! verſetzte Graun, indem er ſeine Partitur in die Hand nahm, über dies hier bin ich König.

---

*) Karl Heinrich Graun (Kapellmeiſter) geb. 1701 zu Wehſenbrück, geſt. den 8. Auguſt 1759.

Der König lächelte, und ſagte liebreich:
„Er hat Recht! Es bleibt Alles bei'm Alten.“

Der König trug einſt in einem ſeiner Privatkonzerte auch eigene Kompoſitionen vor. In einer derſelben befand ſich ein fehlerhafter Satz.

Bei dem Vortrage konnte Quanz *) ſich nicht erwähren, ziemlich laut zu räuſpern und Benda **) hob durch ſeine Begleitung den Fehler ſo ſehr heraus, daß er noch auffallender werden mußte.

Dem Könige entging es nicht, er äußerte ſich jedoch darüber mit keiner Sylbe. Nach beendigtem Konzert ſprach er aber darüber mit Benda und fragte ihn um Rath, wie dieſer Fehler zu ändern ſey. Benda ertheilte ſolchen; der König änderte den Satz und ſprach dann zu ihm:

„Wir dürfen Quanz keinen Katarrh zuziehen.“

Der König hatte von Quanz eine neue Flöte verlangt, und dieſer für deren Anfertigung zu ſorgen verſprochen. Einige Male erinnerte er Quanz daran, erhielt aber zur Antwort: wie die Anfertigung eines ſolchen Inſtruments Zeit erfordere, und er ihm eine Flöte von vorzüglichem Werth zu überreichen wünſche.

Da der König ſeine Anfragen mit ſichtbarer Ungeduld über die Verzögerung erneuert hatte, ſo brachte ihm Quanz eine Flöte, übergab ſie ihm, aber mit den Worten:

Hier iſt die neue Flöte, Ew. Majeſtät! Sie iſt, — ich kann es mit Wahrheit ſagen — ganz vortrefflich; aber ich muß es mir ausdrücklich ausbedingen, da ſie erſt geölt worden, ſie noch geraume Zeit liegen zu laſſen, ehe Sie darauf blaſen. Verſprechen Sie mir das?

---

*) Johann Jakob Quanz war am 30. Januar 1697 geboren in dem Dorfe Oberſchaden bei Göttingen. Er ſtarb am 12. Juli 1783 zu Potsdam.

**) Georg Benda, geboren im Jahre 1721 zu Jung-Bunzlau in Böhmen, wurde von dem Könige in deſſen Kapelle bei der zweiten Violine angeſtellt. Im Jahre 1748 ward er Kapellmeiſter bei dem Herzog von Gotha. Er lebte die letzten Jahre, abgeſchieden von der Welt, in Köſteritz und ſtarb daſelbſt am 6. November 1795.

Der König, die Flöte mit Wohlgefallen beſehend, erwiderte:

„Ich verſprech's Ihm.“

Des Abends pflegte der König mit einigen ſeiner Kammermuſikern bei Quartetten die Flöte zu blaſen.

Dies war der Fall am folgenden Abend. Als die muſikaliſche Unterhaltung beginnen ſollte, erinnerte er ſich der von Quanz erhaltenen neuen Flöte, machte die Mitſpieler mit dieſer Acquiſition und der Bedingung, die ihm dabei gemacht worden, bekannt, meinte aber, er wolle ſie doch einmal verſuchen.

Dagegen hat, wie leicht zu denken, Keiner etwas zu erinnern. Er ſtellte ſich mit ihr vor das Notenpult, wobei er gewöhnlich das Knie des rechten Fußes auf einem Seſſel ruhen ließ. Mit beiden Händen führte er ſchon die Flöte an den Mund; da ließ er die eine Hand plötzlich los, die Flöte ſinken und ſprach:

„Quanz will es noch nicht haben, daß ich auf dieſer Flöte blaſen ſoll, ich hab's ihm verſprochen und muß Wort halten.“

Er legte die Flöte auf den Stuhl, worauf er mit dem einen Knie ruh'te, nahm eine andere, und die Muſik begann.

Während des Blaſens hatte ſich der König hin und her bewegt, der Schooß ſeines Kleides die neue Flöte berührt, deren Klappe ſich in ſolchen eingehäckelt und als er raſchen Schrittes von dem Pulte zurücktrat, ſchleuderte er die Flöte auf die Dielen. Durch dieſen Fall hatte das Mittelſtück einen Sprung bekommen, und den König ſchien es zu beunruhigen.

Die Flöte in der Hand haltend und den Sprung an dem einen Stück davon betrachtend, ſprach er:

„Was wird nun Quanz ſagen? — Der wird gewiß doppelt böſe ſeyn, denn er wird ſich einbilden, daß ich, ſeinem Verbot zum Trotz, ſchon darauf geſpielt habe. — Wenn ich's ihm auch verſichere, daß dies der Fall nicht geweſen, er glaubt es mir nicht. — Was iſt dabei zu thun?“

Nach einem kleinen Nachſinnen ſetzte er ſich zum Schreiben nieder, es war eine Art Protokoll über den ganzen Vorfall, zu ſeiner Rechtfertigung. Die Muſiker mußten es, als Zeugen, unterſchreiben; er ſandte es mit der zerbrochenen Flöte an Quanz.

Der Schaden wurde durch dieſen wieder gut gemacht und er gab darauf die Flöte dem Könige zurück.

Faſch*) ſprach einſt mit dem Könige von Graun's Paſſionsmuſik: der Tod Jeſu, mit dem größten Lobe.

„Ja," ſagte der König: „das iſt ſeine beſte Oper! Wenn er länger gelebt hätte, würd' er's immer beſſer gemacht haben. Sein Te deum hat mir damals in meiner Lage ſehr gut gefallen, obgleich es mitunter auch ſehr luſtig darin hergeht. Selbſt die Freude muß in der Kirche einen Ernſt behalten, der dem geheimnißvollen Weſen zukommt."

In einem Adagio, das der König blies, kam eine Stelle zweimal vor, die mit der großen Sexte beziffert war, Faſch griff auf dem Klavier an deren Stelle ein anderes Intervall.

Als die Stelle zum zweitenmal vorkam, rief der König kurz zuvor: „Die große Sexte!"

Wie Ew. Majeſtät befehlen! ſagte Faſch und ſchlug die Sexte breit an.

Nach Beendigung des Stücks fragte der König:

„Glaubt Er, daß die Sexte falſch iſt?"

Ja, Ew. Majeſtät.

„Wenn's aber der Komponiſt haben will?"

So bleibt ſie doch falſch.

„Quanz ſagt aber, daß die Sexte hier ſtehen könne."

Herr Quanz kann Recht haben; ich halte mich an die Sexte und dieſe iſt falſch.

„Nu, nu! Es iſt doch keine verlorne Schlacht!"

Einſt phantaſirte der König auf der Flöte meiſterhaft, und ſein ſchmelzendes Adagio machte einen ſo tiefen Eindruck auf Faſch, daß er ein leiſes Bravo nicht unterdrücken konnte.

---

*) Karl Friedrich Chriſtian Faſch, Kammermuſikus, geboren am 18. Nov. 1736 zu Zerbſt, geſtorben am 3. Auguſt 1800 zu Berlin.

Als dies Friedrich hörte, ſchien es ihm Vergnügen zu machen, und nach beendigtem Spiel ſagte er zu Faſch:

„Mein Spiel gelingt mir vorzüglich, wenn ich mich vorher in eine ſolche Lage denke, die meine Einbildungskraft beſchäftigt, und mein Gemüth bewegt. Jetzt dacht' ich mir den Augenblick, wo die patriotiſche Römerin Volumnia in ihren Sohn Coriolan dringt, das Heer der Volsker von Rom's Grenzen abzuführen. Daher iſt auch mein Adagio gut ausgefallen."

Er unterhielt ſich einſt mit Tonkünſtlern über Muſik. Es kam die Rede auf den Canon. Da ſprach er:

„Viele Muſiker wiſſen nichts davon, und die es verſtehen, thun ſo gelehrt damit, als wenn unſer Einem das überhohe Dinge wären. Mich aber freut's immer, wenn ich finde, daß ſich auch der Verſtand mit der Muſik zu ſchaffen macht. Wenn eine ſchöne Muſik auch gelehrt klingt, das iſt mir ſo angenehm, als wenn ich bei Tiſche klug reden höre."

Als Friedrich einſt von Schleſien nach Berlin zurückgekommen war, ließ er ſogleich den Kapellmeiſter Graun zu ſich rufen.

„Graun!" ſagte er zu ihm: „ſpiel' Er mir doch den Anfang ſeines erſten Rezitativs im Tod Jeſu vor."

Graun that es.

„Gerade ſo, gerade ſo!" rief der König: „ich habe mich nicht verhört."

Graun wußte nicht, was der König damit ſagen wollte; doch dieſer fuhr fort:

„Ich will Ihm ſagen, was ich damit meine. Ich hab' in Breslau ein Abendlied gehört; davon fängt ſich jeder Vers wie ſein Rezitativ an. Das Lied heißt: Der gold'nen Sonne Lauf und Pracht. Sieht Er, da hab' ich Ihn auf einem muſikaliſchen Diebſtahl ertappt. — Aber laß Er's nur gut ſeyn, es macht Ihm Ehre, mit dem frommen Liederkomponiſten auf den nämlichen Gedanken geſtoßen zu ſeyn."

Graun, der dieſen Vorfall nicht vergeſſen konnte, ließ ſich die ihm unbekannte Melodie des Liedes von Schleſien ſchicken, und fand, daß der König vollkommen recht gehört hatte.

Als er mit Quanz davon ſprach, fragte ihn dieſer: wollen Sie nun nicht die Stelle ändern?

„Gott behüte mich!“ rief Graun aus: „ſie iſt mir der theuerſte Beweis von dem Gedächtniß und dem Beifall meines Königes.“

Jeder, auch der Geringſte, wandte ſich mit Bittſchriften an den König, da jeder die Überzeugung hegte, daß ſie in ſeine Hände kämen und er ſie ſelbſt läſe, und Jeder das Vertrauen hegte, ſein Geſuch würde gewährt werden.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß er ſehr oft mit ganz ſonderbaren, oft albernen Bitten behelligt wurde, und daß man Geldunterſtützungen von ihm verlangte; dann ſchrieb er wohl auf ſolche Eingaben: „non habeo pecuniam, — ich habe keinen Groſchen übrig, — ich bin arm, wie Hiob.“

Ein Landgeiſtlicher bat ihn mit treuherziger Einfalt um einen Befehl, daß ſeine Eingepfarrten ihm Fourage für ein Pferd liefern ſollten, weil er nach ſeinem Filial zu Fuße gehen müſſe, und es ihm ſehr beſchwerlich falle.

Der König ſchrieb unter die Eingabe:

„Es heißt nicht: reitet in alle Welt, ſondern gehet in alle Welt und predigt allen Völkern.“

Der König erhielt einſt eine Eingabe, deren Gegenſtand höchſt abgeſchmackt und deren Darſtellung höchſt breit, unlogiſch und ſchlecht ſtyliſirt war.

Dennoch las er ſie mit großer Geduld bis zum Schluß und ſagte darauf zu einem Kabinetsrath, indem er ihm die Eingabe hinreichte:

„Antwort' Er dem Manne; ich habe da meine Gedanken aufgeſetzt.“

Bei näherer Beſichtigung fand man auf der Kehrſeite der Eingabe einen Eſelskopf von der Hand des Königs.

Es wurde ihm die Beſtätigung der Wahl eines Landraths vorgelegt. Der Vorgeſchlagene hatte die meiſten Stimmen gehabt, und der Bericht des Miniſters enthielt eine vortheilhafte Schilderung deſſelben.

Der König ſtutzte bei dem Namen des Vorgeſchlagenen, und verlangte den Miniſter zu ſprechen.

„Wie kommt man auf dieſen Mann?“

Die Familie iſt Ew. Majeſtät gewiß bekannt; ſie hat viele treffliche und verdienſtvolle Männer aufzuweiſen.

„So macht dieſer keine rühmliche Ausnahme.“

Der Miniſter erſchrack, war verlegen, und ſuchte ſein Urtheil über den zum Landrath Gewählten zu rechtfertigen; gab auch dabei zu verſtehen, daß man wohl dem Monarchen eine nachtheilige Meinung beigebracht haben könne, und Jenem Dinge anſchuldige, die nicht erwieſen wären.

„Da irrt er ſich ſehr,“ ſprach Friedrich: „ich werd' Ihm beweiſen, daß ich meine Leute kenne.“

Er befahl, daß man ein Aktenſtück, das bei dem Kammergericht vorhanden ſey, holen ſolle.

Als Friedrich die Akten erhielt, blätterte er in ſolchen, und zeigte dem Miniſter darin eine Verhandlung.

„Seh' Er hier,“ ſprach er zu ihm: „dieſer Mann hat mit ſeiner leiblichen Mutter um einige Hufen Acker einen weitläuftigen Prozeß geführt und ſie hat um eine ſolche Lumperei auf ihrem letzten Krankenlager noch einen Eid ſchwören müſſen. Wie kam ich von einem Menſchen mit ſolchem Herzen erwarten, daß er für das Beſte meiner Unterthanen ſorgen wird? — Daraus wird nichts, man mag einen Andern wählen.“

Der Oberſt von G*** im Gefolge des Königs beſaß bei einer ſehr zahlreichen Familie ſo wenig eigenes Vermögen, daß er die Ausgaben, die ſein Verhältniß forderten, nicht beſtreiten konnte, und ſich genöthigt ſah, Schulden zu machen. An zwei tauſend Thaler waren dieſe angewachſen, und der ſonſt ſo rechtliche Mann ſah kein Mittel, dieſe zu tilgen. Er wurde tiefſinnig darüber, ſuchte die Einſamkeit und entzog ſich aller heitern Geſellſchaft.

Dem Monarchen fiel ſolches auf; er erkundigte ſich bei einem Freunde des Oberſten, und erfuhr von dieſem den Grund dieſer Verſtimmung.

Einſt, nach einem Spazierritte, befahl ihm der Monarch, ihm auf ſein Zimmer zu folgen.

„Hör' Er, lieber Oberſt von G***," redete ihn Friedrich an: „ich ſehe mit Bedauern, wie Er ſeit einiger Zeit ſo auffallend gealtert hat. Sag' Er mir, was Ihm fehlt; Er weiß, ich bin Sein Freund; Er wird wiſſen, daß gute Freunde ſich ihren Kummer entdecken müſſen."

Der Oberſt ſchwieg. Dem Monarchen entging es nicht, in welchem Kampfe Armuth und Ehrgefühl bei ihm waren.

„Ich weiß, Er iſt krank, und da will ich ihm mit einer Arznei zu Hülfe kommen, die ihn gewiß curirt. Komm' Er her."

Friedrich winktete ihn an den Schreibtiſch.

„Ich habe erfahren, daß Er zwei Tauſend Thaler ſchuldig iſt."

Bei dieſen Worten nahm der König zwei unter mehreren Papieren verſteckte Rollen.

„Hier ſind zwei tauſend Thaler, damit bezahl' Er Seine Schulden."

Darauf nahm er zwei andere Rollen und ſagte:

„Und hiermit richt' Er ſich ſo ein, daß Er keine Schulden weiter zu machen braucht."

Der König ſtand eines Morgens im Schloſſe zu Potsdam am Fenſter.

Ein Handwerksburſche ſtand auf der langen Brücke, er hatte ſein Felleiſen bei Seite gelegt, und ſah mit emporgerichtetem Kopfe gen Himmel.

Der König wurde es gewahr, und da der Handwerksburſche in dieſer Stellung blieb, fiel es ihm auf; er befahl, den Menſchen zu ihm zu bringen.

„Wer ſeyd Ihr?" fragte er ihn, als er vor ihm erſchien.

Ein Weißgerbergeſelle.

„Wo wollt Ihr hin?"

Nach Berlin.

„Wo kommt Ihr her?"

Aus Leipzig.

„Giebt's denn da keine Arbeit, keinen Verdienſt?"

Ei ja, zu leben giebt's wohl, aber —

„Nun?"

Man will ſich auch weiter in der Welt umſehen, und Berlin ſoll eine ſchöne Stadt ſeyn.

„So?"

Ja, und man ſoll auch da recht gut leben können.

„Wenn man arbeitet."

Ich bin mein Lebtage über kein Faullenzer geweſen.

„Nun, das iſt gut! Geht in Gottes Namen und ſeyd fleißig."

Er befahl, dem Handwerksburſchen zwei Friedrichsd'or zu geben.

Als dieſer ſie empfing, ſprach er: Tauſend Dank, Ew. Majeſtät! — Komm' ich wieder nach Sachſen, will ich's aller Welt erzählen, was Sie für ein gnädiger und freigebiger Herr ſind.

„Nein! nein! das laß' Er bleiben! Es möchten ſonſt viele Weißgerbergeſellen ſich bei mir melden, und ſich erkundigen wollen, ob Er auch die Wahrheit geſagt hat."

Friedrich machte ſich oft über den Fürſten von S***, wegen ſeiner hochmüthigen Anſprüche, luſtig.

Als einſt die Rede von der weißen Frau war, die, nach der Sage des Aberglaubens, ſich zuweilen auf dem königlichen Schloſſe in Berlin, wenn ſich merkwürdige Ereigniſſe in der königlichen Familie zugetragen, ſehen laſſen, fragte Friedrich den Fürſten:

„Haben Sie auch in Ihrer Familie eine ähnliche Tradition?"

Von einer weißen Frau wiſſen wir nichts, verſetzte der Fürſt, und um ein Bonmot zu ſagen, ſetzte er hinzu: aber wohl von einer grünen.

„Von der hab' ich nie etwas gehört;" entgegnete der König: „aber deſto mehr vom grünen Eſel."

Ein Domainenpächter, mit Namen Ochs, war viele Jahre über in dem Beſitze eines Domainenamtes geweſen, und hatte ſich dadurch ein anſehnliches Vermögen erworben.

Dies erweckte Neider; Mehrere meldeten ſich bei dem bevorſtehenden Ablauf ſeines Pachtkontrakts, und boten ein höheres jährliches Pachtquantum, um ihn aus der Pachtung zu verdrängen. Vorzüglich gab ein Mann, Namens Krebs, ſich alle erſinnliche Mühe, das Domainenamt des Amtmanns Ochs zu erhalten, und erbot ſich, ſechs tauſend Thaler jährlich mehr Pacht zu zahlen.

Dem Amtmann Ochs wurde von der Behörde die Wahl gelaſſen, ob er dies höhere Pachtgeld zahlen, oder nach Ablauf ſeines Kontraktes abziehen wolle. Alle Vorſtellungen von ſeiner Seite waren fruchtlos; es blieb bei dieſem Beſchluſſe.

Der Amtmann Ochs ſchrieb nun unmittelbar an den König, trug ihm kurz und bündig vor, in welcher Lage er ſich befände, und daß ein gewiſſer Krebs ihn, durch das Anerbieten von einer mehr zu zahlenden Pacht von ſechs tauſend Thalern jährlich, zu verdrängen ſuche. Er ſchloß ſeine Vorſtellung mit den Worten:

„Bei der bisher gezahlten Pacht haben ſich Ew. Majeſtät Unterthanen auf dem mir anvertrauten Domainenamte ſehr wohl befunden, und ich habe die Genugthuung gehabt, daß ſie mir alle den Namen Vater gegeben, weil ich väterlich für ſie ſorgen konnte und es auch gethan habe. Sollte ich aber noch ſechs tauſend Thaler jährlich zu der bisher entrichteten Pacht zahlen, ſo würde ich dies nur durch Bedrückungen der Unterthanen leiſten können, und unter dieſen Umſtänden will ich lieber auf das Amt, als auf den mir erworbenen Namen Verzicht thun.“

Friedrich ſchrieb am Rande der Vorſtellung:

„Es bleibt der Ochs, der feſte ſteht,
Und nicht der Krebs, der rückwärts geht.“

Der Amtmann Ochs behielt das Domainenamt gegen die alte Pachtſumme nach wie vor.

Friedrich unterhielt ſich oft ſehr herablaſſend mit dem Juwelier Reclam.

Einſt fragte er ihn, da er ſehr munter gelaunt war:

„Wie viel Kinder hat Er?“

Vier, Ew. Majeſtät, drei Söhne und eine Tochter.

„Töchter ſind leichte Waare, die muß Er je eher, deſto lieber los zu werden ſuchen.“

Ja, Ew. Majeſtät, das iſt leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Ich bin kein reicher Mann.

„Weiß Er was? Ich will Ihm einen guten Rath geben. Er muß fleißig unter den Linden ſpatzieren gehen, die Naſe in die Luft, die Hände auf dem Rücken tragen, und die Backen aufblaſen. Dann wird Er bald für einen reichen Mann gelten.“

Der Kammerdirektor von M., früher Offizier, gerieth mit einem Rath des Kollegiums, bei'm Vortrage, in harten Wortwechſel. Er vergaß ſich dabei ſo ſehr, daß er dieſem mit Ohrfeigen und Stockſchlägen drohte, und dabei ausrief:

„Der König hat mich hierher geſetzt, daß ich Ordnung halten, und Euch Herren zur Raiſon bringen ſoll.“

Über dieſe Inſolenz beſchwerte man ſich ſogleich bei'm Könige; er ſchrieb an den Kammerdirektor:

„Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, und Männern von Anſehen mit Ohrfeigen drohen? Habt Ihr das im Militairſtande gelernt, und iſt das Mein Wille? Gewiß nicht! Eure Grobheit macht Euch keine Ehre. Verſöhnt Ihr den Mann nicht gleich auf die beſte Art, und Ich erfahre dergleichen Streiche von Euch wieder; ſo habt Ihr es mit Mir zu thun, und Ich werde Euch dann nach der Strenge beſtrafen, und vom Dienſt ſetzen; wißt Ihr das?

Friedrich.“

„Was iſt das für ein Menſch?“ fragte der König, als er, umgeben von ſeinen Adjutanten und andern Offizieren ſeines Gefolges auf den Paradeplatz in Potsdam gekommen war, um der Parade ſeiner Garde beizuwohnen; „er ſcheint hier etwas zu ſuchen.“

Er iſt mir auch aufgefallen, nahm Einer ſeiner Umgebung das Wort: eh' Ew. Majeſtät kamen, iſt er hier überall umhergegangen, hat Jeden forſchend angeſehen, mit dem Kopf geſchüttelt und ſich abgewandt.

„Geh' Er doch einmal hin zu dem jungen Menſchen," ſprach der König zu einem Flügeladjutanten: „und frag' Er ihn, wen oder was er hier ſucht?"

Der Beauftragte erfüllte den erhaltenen Befehl mit ziemlich barſchem Tone.

„Ich ſuch' einen Vetter," erwiederte der Befragte ſchnell, ohne ſich zu beſinnen.

Der Flügeladjutant hinterbrachte dem Könige dieſe Antwort.

„Warum hat Er nicht gefragt, wie dieſer Vetter heißt und was er iſt? — Darnach erkundige Er ſich noch."

Der Adjudant ging auf's neue zu dem jungen Manne, und legte ihm dieſe Fragen vor.

„Das weiß ich nicht."

Das ſollten Sie nicht wiſſen? meinte der Adjutant, und ſetzte entrüſtet hinzu: Herr! das bilden Sie einem Andern ein, nur mir nicht! Ich frage Sie nicht zu meinem Namen, ſondern im Namen Sr. Majeſtät des Königs, der mich zu Ihnen ſchickt.

„Ich kann's Ihnen heilig betheuern, daß ich den Stand und Namen des Vetters nicht weiß, den ich hier ſuche. Warum ſollt' ich ein Geheimniß daraus machen, wenn ich's wüßte. Wenn mich der König ſelbſt früge, könnt' ich ihm keine andere Antwort geben."

Der Adjutant verſuchte durch Vorſtellungen, ſelbſt Drohungen den Unbekannten zu einer vernünftigen und beſtimmten Antwort zu bringen; aber umſonſt. Er hinterbrachte dem Könige, welche alberne Antwort er erhalten und wie der Befragte hartnäckig bei ſolcher geblieben, mit der Bemerkung, er glaube, der junge Menſch ſey nicht recht bei Sinnen.

„Ich will ihn ſelbſt ſprechen!" rief der König aus. Er wurde ſogleich herbeigerufen.

Ohne Schüchternheit, aber mit dem Anſtand eines gebildeten jungen Mannes näherte er ſich dem Könige mit ehrerbietiger Verneigung.

„Wer iſt Er?"

Ich bin ein Kandidat der Theologie, Ew. Majeſtät.

„Er ſucht hier einen Vetter, wie Er geſagt hat, und weiß doch deſſen Stand und Namen nicht; was ſoll man davon denken?"

Ew. Majeſtät! dazu hab' ich ſehr gute Gründe. Ich habe das Meinige erlernt, bin im Examen beſtanden und kann es mit gutem Gewiſſen behaupten, daß Niemand auftreten und mich einer unſittlichen Handlung beſchuldigen wird. Dennoch muß ich mich fortwährend durch Privatunterricht kümmerlich ernähren und auf alle meine Bewerbungen um Predigerſtellen bin ich abſchlägig beſchieden worden. Es waren immer Andere da, denen ſolche zu Theil wurden, weil ſie ein Vetter oder ſonſtiger Anverwandter, der Einfluß hatte, dazu empfahl. Nun iſt es mir wohl nicht zu verdenken, daß ich mich auch nach einem ſolchen Vetter umſehe. Den wollt' ich hier ſuchen. Wenn ich alſo geſagt, daß ich ſeinen Stand und Namen nicht wußte, ſo iſt das nur die reine Wahrheit.

Friedrich lächelte über den Kunſtgriff des Kandidaten, um ſich ihm bemerkbar zu machen und ſeine Beſchwerde anzubringen.

„Nachmittag um drei Uhr komm' Er auf's Schloß zu mir," ſprach er zu dem Kandidaten und entließ ihn.

Nach der Parade heimgekehrt in das Schloß, befahl er: einen Geiſtlichen, der in dem Ruf gründlicher Gelehrſamkeit ſtand, um drei Uhr ebenfalls zu ſich zu beſcheiden.

Dieſer und der Kandidat ſtellten ſich zur beſtimmten Zeit ein. Sie wurden gemeldet und mußten zu ihm eintreten.

Der König wandte ſich an den Geiſtlichen mit den Worten:

„Examinir' Er mir hier dieſen Kandidaten; es iſt mein Vetter, und ich will wiſſen, ob er ſo viel gelernt hat, daß ihm eine Predigerſtelle anvertraut werden kann."

Der Geiſtliche gehorchte. Es begann ein Examen, der Befragte blieb keine Antwort ſchuldig, und wurde nur ſelten in ſolchen von dem Examinator rektifizirt. Der König hörte der Prüfung aufmerkſam zu und fragte nach deren Beendigung den Geiſtlichen:

„Was hält Er von dem Kandidaten?"

Ew. Majeſtät, er iſt im Examen ſehr gut beſtanden.

„So ſoll meinem Vetter die erſte konvenable Pfarre ertheilt werden. Das iſt nicht mehr wie billig!" Dann wandte er ſich an den Kandidaten und fragte ihn: „Hat Er gehört, was ich beſchloſſen habe?"

Dieſer verneigte ſich tief und ſtammelte ſeinen Dank.

Beide wurden entlaſſen, und es erging ſogleich eine Kabinetsordre an das Departement der geiſtlichen Angelegenheiten, in welcher dieſem befohlen wurde: den Kandidaten nach der ihm mündlich ertheilten Zuſicherung zu verſorgen. Dies erfolgte auch bald.

Als Lord S*** als engliſcher Geſandter nach Berlin reiſete, traf er den Parlamentsrath D** im Haag an.

Der Letztere äußerte den Wunſch, den Geſandten begleiten zu dürfen, in der Hoffnung, bei dieſer Gelegenheit dem Könige vorgeſtellt zu werden.

Beide kamen in Potsdam gerade zur Revuezeit an. Friedrich ſchickte gleich nach ihrer Ankunft zu dem Geſandten und ließ ihn einladen, der Revue mit beizuwohnen.

Der Geſandte und der Parlamentsrath nahmen dazu Miethpferde; unglücklicher Weiſe erhielt der Letztere ein ausrangirtes Offizierpferd.

Kaum angekommen in der Gegend, wo die Truppen ihre Evolutionen machten, ſetzte ſich das Pferd des Parlamentsraths bei'm Klange der Trompeten und Pauken in Galopp, und ſchloß ſich an die Linie der Kavallerie an. Trotz allen Anſtrengungen ſeines Reiters, der dabei Hut und Perrücke verlor, machte es alle Manoeuvres mit.

Als Friedrich dieſe lächerliche Scene gewahr ward, ritt er zu dem Geſandten und ſagte zu ihm:

„Ihr Parlamentsrath iſt ſicher der ſchlechteſte Reiter in Ihres Königs Staaten, aber hoffentlich wird er ſeinen Sitz mit mehrerer Würde auf ſeinem Wollſack behaupten."

Als der König von der Reiſe nach Preußen zur Huldigung zum erſtenmale wieder nach Berlin kam, fiel, nach einer anhaltend rauhen und dürren Witterung, ein warmer und erquickender Regen.

Der neben ihm im Wagen Sitzende ſprach zu ihm:

Sire, ein ſolcher Regen iſt eine glückliche Vorbedeutung von einer an großen Thaten fruchtbaren Regierung.

„Ich danke für das Kompliment," erwiederte Friedrich mit ſarkaſtiſchem Lächeln: „ich muß aber ſehr bitten, Niemand von dieſem Prognoſtikon etwas zu ſagen, ſonſt möchten die Leute glauben, ich hielte mir einen Hofpropheten."

Er ſah es ungern, wenn Männer, die in ſeinem Dienſte ſtanden, mit fremden Geſandten Umgang hatten, ſelbſt, wenn ſie zufällig mit ihnen in Geſellſchaft zuſammentrafen, ſich mit ihnen in ein längeres Geſpräch einließen. So bald er etwas davon erfuhr, blieb ein Verweis, mehr oder minder groß, nie aus.

Einſt bemerkte er einen Offizier aus ſeinem Gefolge, der bei einer Aſſemblee auf dem Schloß mit dem öſterreichiſchen Geſandten in einer Ecke des Saales ſehr lebhaft ſprach.

Am andern Tage rief er bei der Parade den Offizier zu ſich.

„Mit wem ſprach Er geſtern bei der Cour da im Winkel?"

Ew. Majeſtät, es war der öſterreichiſche Geſandte.

„Und wovon ſprach Er mit ihm?"

Von ganz gleichgültigen Dingen.

„Nun wenn das iſt, ſo iſt's ſehr unanſtändig von Ihm, daß Er zu gleichgültigen Dingen nicht auch gleichgültige Geſten macht. Gewöhne Er ſich das ab, ſonſt mögte man in Wien davon ſprechen."

Friedrich ſchätzte den Großkanzler, Freiherr von Cocceji ſehr. Dieſer hatte einen Sohn, der, nach Beendigung ſeiner Studien auf der Univerſität, wo er ſich der Rechtsgelahrtheit gewidmet, wieder nach Berlin zurückgekommen war, aber nun als Diplomat ſeine Karriere machen wollte, und dem der König den Titel Hof- und Legationsrath gegeben hatte.

Der junge von Cocceji war ein baumſtarker, faſt rieſengroßer Mann, von ſehr heftigem Temperamente. Damals machte eine Tänzerin bei der italieniſchen Oper, mit Namen Barbarini, Furore. Sie hatte eine Menge mehr oder minder begünſtigte Verehrer, und zur Zahl der leidenſchaftlichſten gehörte auch der Legationsrath von Cocceji.

So oft ſie tanzte, ſuchte er ſich einen Platz dicht an der Bühne zu verſchaffen, wo ſeine Augen ihren künſtlichen Luftſprüngen unausgeſetzt folgten. Ein anderer junger Mann, der ihr nicht minder huldigte, ſuchte ebenfalls immer einen ſolchen Platz, und ſo traf es ſich dann, daß Beide Nachbarn wurden.

Cocceji bildete ſich ein, daß die ſchöne Tänzerin ſeinem Nachbar freundlichere Blicke zuwerfe als ihm. Seine Eiferſucht entbrannte, und ſeiner nicht mächtig, ergriff er voll Wuth den Nebenſtehenden plötzlich, der im Anſchauen verſunken, nichts ahnete, hob ihn, bei ſeiner Körperſtärke, wie ein Kind in die Höhe und ſchleuderte ihn auf das Theater.

Dies Intermezzo machte allgemeine Senſation, da aber Friedrich ſelbſt der Oper in einer Loge beiwohnte, ſo verhielt ſich das Publikum ruhig. — Der ſo plötzlich auf die Bühne Geſchleuderte raffte ſich von ſeinem Fall empor, und glaubte, ſich über dieſe unziemliche Störung vor dem Könige und den Zuſchauern rechtfertigen zu müſſen. Er ſagte alſo, ſich nach der Loge wendend, in welcher der König ſaß:

„Es iſt nicht meine Schuld; der Legationsrath von Cocceji“ — mit dem Finger auf ihn deutend — „hat mich hierher geſchleudert, eh' ich's mir verſah.“

Er verſchwand hinter den Kouliſſen. Die Oper wurde bis zum letzten Ballet, ohne weitere Störung, geſpielt.

Der Großkanzler von Cocceji erfuhr noch am nämlichen Abend den Vorfall. Er war außer ſich vor Schreck. Am folgenden Morgen fuhr er zum Könige und bat um eine Audienz. Sie wurde ihm bewilligt.

„Sire,“ ſprach er mit zitternder Stimme: „ich komme zu Ew. Majeſtät, als ein ſehr unglücklicher Vater, tief gebeugt durch die Aufführung meines ungerathnen Sohnes. Er hat ſich geſtern Abend, in Ew. Majeſtät Gegenwart, einen Frevel erlaubt, bei deſſen Gedanken mich noch ein eiskalter Schauer überläuft. Eine ſolche Verletzung alles ſchuldigen Reſpekts für Ew. Königl. Majeſtät, alles Anſtandes, den er dem gebildeten Theil des hieſigen Publikums ſchuldig war, verdient die ſtrengſte Ahndung, und ich fleh' Ew. Majeſtät daher um die einzige Gnade, mir eine ſolche ſtrafbare

Handlung nicht entgelten, den Verbrecher aber, ohne Schonung, exemplariſch beſtrafen zu laſſen.“

Friedrich hatte den Großkanzler, ohne ihn zu unterbrechen, ruhig angehört. Dann ſprach er zu ihm in ſehr freundlichem Tone:

„Sey Er ganz ruhig, mein lieber Cocceji! was kann Er dafür? Aber Sein Wunſch ſoll erfüllt werden; ich werde den Brauſekopf auf eine Feſtung ſchicken, da wird er ſchon zur Raiſon kommen.“

Cocceji bedankte ſich unterthänigſt für dieſen Beſcheid und beurlaubte ſich mit leichterm Herzen, als er vor den König getreten war. Friedrich hielt Wort, er ſchickte — zur großen Ueberraſchung des Großkanzlers — deſſen Sohn nach der Feſtung Glogau als — Geheimen-Juſtizrath[*].

* * *

Einige Jahre vor dem ſiebenjährigen Kriege bemerkte Friedrich bei der Specialrevue eines Regiments einen Fahnenjunker, der ihm älter zu ſeyn ſchien, als dieſe gewöhnlich zu ſeyn pflegen.

„Wie alt iſt Er, und wie lange hat Er gedient?“ fragte ihn der König.

Ich diene jetzt neun Jahre, und bin ſchon ſechs und zwanzig alt, war die Antwort.

Der König betrachtete ihn einige Augenblicke aufmerkſam, und fragte dann den Kommandeur:

„Warum iſt dieſer Junker noch nicht zum Offizier vorgeſchlagen? Hat er etwa Fehler und dumme Streiche gemacht?“

Keinesweges, Ew. Majeſtät! Er zeigt den größten Dienſteifer, beſitzt die erforderlichen Kenntniſſe und führte ſich muſterhaft auf.

„Weshalb iſt er denn noch nicht zum Offizier vorgeſchlagen worden?“

Ew. Majeſtät! Er iſt zu arm, um die Equipage zu bezahlen.

---

[*] Die Tänzerin Barbarini kam 1743 nach Berlin. Der König ernannte den Hof- und Legationsrath Freiherrn Karl Ludwig von Cocceji, älteſten Sohn des Großkanzlers, 1748 zum Geheimen Juſtizrath. Er heirathete demnächſt dieſe Tänzerin und wurde, nachdem er ſchon mehrere Jahre Vice-Präſident des Oberkonſiſtoriums geweſen, 1764 zum Präſidenten der Oberamts-Regierung zu Glogau ernannt.

Unwillig ſprach der König: „Ei, was arm! Weshalb hat man mir das nicht gemeldet? Armuth iſt keine Urſache, ihn zurück zu ſetzen, wenn er ſonſt tauglich iſt. Ich werde für ſeine Equipage ſorgen.“ —

Der König ernannte ihn auf der Stelle zum Offizier, ließ ihm hundert Friedrichsd'or zu ſeiner Equipirung auszahlen, erkundigte ſich bei jeder Revue nach ihm, und die guten Zeugniße, die er von ihm erhielt, machten ihm ſichtbar Freude.

Miniſter, Generale und andere Perſonen von Gewicht hatten ihren Wirkungskreis und Einfluß dazu benutzt, denjenigen, welche in ihrem Privatdienſt ſtanden, Stellen bei den Behörden zu ertheilen oder durch ihre Empfehlung zu verſchaffen.

Der König erfuhr dies dadurch, daß Mancher, der auf dieſe Weiſe zurückgeſetzt worden, ſich bei ihm unmittelbar beſchwerte, auf die Gefahr, die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten zu verſcherzen; denn ſo groß war das Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe Friedrich's, daß man keine Verfolgungen über ſolche Beſchwerde fürchtete, und falls ſie doch ſtatt haben ſollten, ſeines Schutzes verſichert war, wenn man ſich vorwurfsfrei wußte.

Er erließ darauf die nachſtehende Kabinetsorder an ſämmtliche Kammer-Präſidenten.

Friedrich, König in Preußen ꝛc.

Unſern ꝛc. Wir haben bishero vielfältig angemerket, daß allerhand Subjecta, ſo etwa als Laqnayen eine Zeitlang gedienet, ſich nachhero in die Canzleyen einzuſchleichen und Charakters anzuſchaffen gewußt, wodurch denn geſchehen, daß nicht nur ſchlechte Leute, die weder Conduite noch Sentiments haben, in die Collegia und Canzleyen gekommen, ſondern haben auch nachhero, um ſich und ihre Depenses zu souteniren, ſolche Mittel zu ergreifen, die nicht erlaubt, vielmehr Unſerm Dienſt und Intereſſe höchſt ſchädlich und ſehr onereux geweſen.

Wann [illegible] nun dergleichen ſchändlichen Mißbrauch abgeſchafft, und unſere [illegible] wie auch Canzleyen mit ſolchen Subjectis beſetzt wiſſen [illegible] die eine gute Education und Sentiments von

Ehre und Honneteté bekommen haben, und die, ſoviel es möglich iſt, zu den Stellen, wozu ſie employret werden ſollen, gleichſam von Jugend auf zugezogen und angeführet worden ſind, als befehlen Wir Euch hierdurch allergnädigſt, daß ins künftige kein Laquay und Bediente in die Regiſtraturen und Canzleyen gebracht, ſondern vielmehr dahin geſehen werden ſolle, daß dazu zwar geſchickte Leute, die aber auch zugleich dabey von guter Education und Conduite ſind, und wie oben erwähnet, wo möglich bey denen Bedienungen, wozu ſie gelangen ſollen, von ihrer Jugend her angezogen worden, vorgeſchlagen und angenommen werden.

Wobei Wir allewege declariren: daß wenn Söhne von Krieges- und Domainen-Räthen und dergleichen mehr ſich finden, die von Natur die gehörigen Talente und Fähigkeiten haben, dergleichen Bedienungen, worin ihre Väter ſtehen, einmal wieder bekleiden zu können, wenn ihre Väter ihnen dabei eine recht gute und convenable Education gegeben, und dieſe zugleich zu denen Sachen, ſo ſie tractiren angezogen, alsdann, und wann letztere ſich weiter zu ihrer Väter Function ausgearbeitet, auch wohl bey Unſeren Ministres einige Jahre als Secretairs geſtanden haben, bey Erledigung dergleichen Bedienungen auf ſelbige vor allen andern reflectiret, und ſie dazu vorgeſchlagen werden ſollen.

Gleichergeſtalt wollen Wir es auch mit den Söhnen derer Secretarien, Regiſtratoren und Canzliſten gehalten wiſſen, denen ihre Väter eine gute Education gegeben, ſie von Jugend auf zu ihrer Function nach und nach angeführet haben und die dabey von guter irreprochabler Conduite und erforderter Geſchicklichkeit ſind.

Jedoch geht Unſere allergnädigſte Willensmeinung gar nicht dahin, daß die Bedienungen ganz erblich werden und jedesmal von dem Vater auf den Sohn fallen, mithin dadurch andere geſchickte und gute Subjecta ganz und gar ausgeſchloſſen werden ſollen, ſondern es iſt Unſere Allergnädigſte Intention dieſe, daß, wenn zum Exempel ein Krieges-Rath zu Berlin einen ſeiner Söhne dergeſtalt, wie vorgemeldet, erzogen und angeführet, dieſer auch ſich nachher noch weiter zu ſolchem metier habilit[illegible] wird, alsdann derſelbe bey entſtehender Vacanz in der [illegible] oder in einer andere Kammern dazu preferablement em[illegible], auch auf ſolchen Fuß wegen derer Regiſtraturen und Canzleyen gehalten werden ſoll.

Wir verhoffen dadurch nicht nur eine gute Baumſchule von geſchickten und von Jugend auf zu ihrem metier angeführten Leuten zu bekommen, ſondern daß ſich auch Unſere Bediente um ſo viel mehr Mühe geben werden, ihren Söhnen gute Education und rechtſchaffene Sentiments beyzubringen, auch ſolche zu ihrem metier (daferne ſolche ſonſten die natürliche Geſchicklichkeit dazu haben) wohl anzuführen, maaßen dieſelbe es vor eine Königliche Gnade rechnen können, daß auf ihre Söhne dereinſt vor andern reflectiret werden ſoll, und ſie ſelbige verſorget ſehen, ohne fürchten zu dürfen, daß ſolche durch allerhand ſchlechte Leute abgedrungen werden mögten.

Ihr habt nun Eures Orts bey vorkommenden Fällen Euch darnach allergehorſamſt zu achten, auch dahin zu ſehen, daß bey dem ganzen Collegio ſolches auf das genaueſte observiret werde, zu welchem Ende Ihr Unſere Allerhöchſte Ordre denen unter Euch ſtehenden Räthen und übrigen Bedienten, in ſo weit es denen zu wiſſen nöthig iſt, bekannt machen könnet. Sind ꝛc.

Berlin, den 26. Decembris 1747. Friedrich.

Er kannte die adlichen Familien in ſeinem Staate genau [*]), und war daher darauf bedacht, daß ſie in ihren Gütern und Beſitzungen erhalten würden. Daher erließ er an den Großkanzler Freiherrn von Cocceji dieſerhalb die nachſtehende Kabinetsordre:

„Mein lieber Großkanzler und Geheimer Staatsminiſter, Freiherr von Cocceji. Weil ich bemerke, wie es noch beſtändig continuiret, daß Güter von alten adelichen Familien, die dabey von Importance ſind, von Perſonen bürgerlichen Standes angekauft und acquiriret werden; Ich aber es bedenklich und Meinem Dienſte nachtheilig finde, daß die Anzahl alter adelicher Familien dadurch beträchtlich verringert werde; als habt Ihr auf ein convenables Mittel zu denken, wodurch dergleichen aber auf eine convenable Weiſe Ziel und Maaß geſetzt werden könne, ſonder, daß dadurch allerhand unnöthige états gemacht werden. Wie denn vorerſt die Sache dahin zu faſſen ſeyn wird, daß vornehmlich diejenigen Landgüter, welche jetzt ſchon in bürgerlichen Händen ſind, zwar darin bleiben, und für das künftige an Perſonen bürgerlichen Standes wiederum verkauft werden können; dahergegen künftighin ſchlechterdings keine Güter, ſo den hieſigen alten adelichen Familien zuſtändig ſind, verkauft werden müſſen, dafern Ich nicht etwa aus ganz beſonderen vorkommenden Urſachen Meinen expressen Consens dazu ertheile. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

---

[*]) Dem General von Rothkirch erzählte er einſt: die Tataren hätten bei ihrem Einfall in Schleſien ſeine Familie, die aus vierzig Perſonen beſtanden, bis auf ein Kind in der Wiege, vertilgt. Der General war nicht wenig überraſcht, daß der König eine ſolche Einzelnheit von der Geſchichte ſeines Geſchlechts wußte, die nur von einigen ſchleſiſchen Chronikenſchreibern erwähnt iſt und als Tradition bei ſeiner Familie bekannt war.

Berlin, den 20. December 1750. Friedrich."

Dieſer Anſicht blieb er auch in der Folge treu. Das beweiſt die folgende Kabinetsordre:

„Mein lieber Großkanzler, Freiherr von Fürſt. Die in originali angeſchloſſene anderweite Vorſtellung des geweſenen Majors von Nöbel auf Lingenwalde, vom 26. d. M. hat Mich veranlaſſet, auf Mittel und Wege zu denken, um Meinen Adel bey dem Beſitz der adelichen Güter nicht allein zu erhalten, ſondern auch denſelben bey dem unausweichenden Verkauf an andere Perſonen adelichen Standes, in Anſehung welcher Ich es lediglich bei Meinen bisherigen Geſetzen belaſſe, gegen allen Verkauf unter dem wahren Werth zu decken und in Sicherheit zu ſtellen. Der Ausſchlag aller Meiner angeſtellten Betrachtungen iſt dahin ausgefallen, und Ich ſetze nach ſolchem ein für allemal feſt:

Daß, ſobald ein adeliches Gut in Concurs fällt, die Juſtiz-Collegia ſofort davon die Krieges- und Domainen-Kammern in der Provinz, worin dies Gut belegen iſt, benachrichtigen, dieſe aber ſodann, ohne den geringſten Anſtand, einen Kriegsrath aus ihrer Mitte benennen, und dieſer die Administration deſſelben, auf eben den Fuß, als ob es ein Domainengut wäre, dergeſtalt einrichten und dirigiren ſoll, daß daſſelbe während des Concurses nicht deterioriret, und unter ſeinem vorigen Werth nicht herunter geſetzt werden möge."

„Ich habe auch bereits hiernach ſowohl Mein General-Directorium, als Meinen Etats-Miniſter von Heym, wegen Obliegenheit Meiner Kammern hinlänglich instruiret, und Ihr werdet Eures Orts nicht ermangeln, Meine ſämmtliche Regierungen und Juſtiz-Collegia die von Schleſien mit einbegriffen, darnach gleichfalls anzuweiſen, und ihnen dabey zugleich einzubinden, bey dem Verkauf dergleichen Güter ihr ernſtes Augenmerk dahin zu richten, daß ſolche den jedesmaligen Beſitzern, ſo viel es nur immer rechtlicher Art nach geſchehen kann, erhalten, wo aber nicht, niemals an Perſonen bürgerlichen Standes, ſondern nach Vorſchrift Meiner Geſetze, einzig und allein an adeliche verkauft werden mögen. Es ſoll auch mit Beobachtung dieſer Ordre, in Anſehung obbenannten Rökiſchen Guts, ſogleich der Anfang gemacht werden, und müßt Ihr deshalb das Erforderliche an das dortige Kammergericht ſogleich mit verfügen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 29. Januar 1721. Friedrich."

Dagegen war er ſehr ſparſam mit der Erhebung in den Adelſtand und äußerte ſich darüber oft ſehr ſarkaſtiſch, um Andern den Muth zu benehmen, ſich mit ähnlichen Geſuchen an ihn zu wenden.

Ein Herr von Quadt im Cleveſchen, ein ſehr reicher Gutsbeſitzer, war von dem Dämon des Hochmuths beſeſſen, und wünſchte daher immer höher zu ſteigen. Er bat alſo den König, ihn in den Grafenſtand zu erheben, und dieſer gewährte ihm ſein Geſuch, in Rückſicht der von dem neuen Grafen dafür zu zahlenden beträchtlichen Gebühren an die königlichen Kaſſen. Kaum war er zum Grafen gemacht worden, ſo genügte ihm dieſe Auszeichnung nicht mehr, und er wünſchte andere Vorrechte vor ſeines Gleichen.

Da keinem Unterthan erlaubt iſt, ſich bei'm Fahren eines Poſtillons mit einem Poſthorn zu bedienen, und ſolches nur den königlichen Poſten geſtattet iſt; ſo kam der Graf auf den Einfall, ſich für ſeine Perſon von dem Könige die Erlaubniß zu erbitten, mit einem Poſtillon und Poſthorn fahren zu dürfen.

Friedrich antwortete dem Supplikanten:

„Ich erlaube Euch alle Arten von Hörner zu tragen, nur keine Poſthörner."

Der Geheime Rath Hundt in Berlin war ein Mann, der überall wegen ſeiner Kenntniſſe und Rechtlichkeit geachtet wurde; auch kannte ihn der König von dieſer Seite.

Da er ein beträchtliches Vermögen und Söhne hatte, ſo wünſchte er in den Adelſtand erhoben zu werden, damit ſolche ihr Glück machen könnten. Er bat den König, ihn zu adeln; dieſer ſchlug es ihm aber ab.

Während des ſiebenjährigen Krieges benutzte der Geheime Rath Hundt den Zeitpunkt, in welchem vielfach die beſtehenden geſetzlichen Vorſchriften ungeſtraft überſchritten wurden, und ließ ſich von dem Kaiſer adeln.

Friedrich erfuhr es nach dem Frieden, und ließ darauf den Geheimen Rath zu ſich beſcheiden. Der Gerufene erſchien; der Monarch war ſehr freundlich und während er ſich an einem hellen Kaminfeuer wärmte, unterredete er ſich mit ihm ſehr herablaſſend über mehrere Gegenſtände, die deſſen Amt betrafen.

Endlich fing er an:

„Ich muß Ihm auch noch Glück wünſchen, ich höre, der Kaiſer hat Ihn geadelt. Zeig' Er mir doch Sein Adelsdiplom, ich habe ſolch' Ding noch nie geſehen.“

Hundt entfernte ſich ſogleich, und überreichte das verlangte Diplom.

Friedrich beſah es von allen Seiten, ſchien es zu bewundern, plötzlich ließ er es aber — als ſey es zufällig — in das helllodernde Feuer des Kammins fallen, wo es in wenigen Minuten in Aſche verwandelt war.

Er entſchuldigte ſich über dies Unglück, ſetzte aber hinzu:

„Er ſieht nun wohl ſelbſt ein, ein Hund bleibt immer ein Hund.“

Er war überhaupt geneigt, Dinge, die ihm mißfielen, den Flammen zu opfern (m. ſ. S. 12).

Einſt kam er in den Vorſaal vor ſeinem Zimmer im Schloſſe, in welchem ſich der dienſtthuende Kammerherr und der wachthabende Offizier aufzuhalten pflegten, und wo beſtändig ein Kaminfeuer brannte.

Der Kammerherr, Graf von Kamecke, hatte ſich entfernt und nur der wachthabende Offizier war in dem Saale.

Der König wurde auf einem Stuhl einen großen Muff gewahr, und in der Meinung, daß ſolcher dem Offizier gehöre, nahm er ihn fort, beſah ihn ſehr aufmerkſam, fixirte dann wieder den Offizier mit einem finſteren Blick und warf endlich den Muff unwillig in's Feuer.

Gleichgültig ſah der Offizier, wie die Flammen ſolchen verzehrten.

„Thut Ihm denn der ſchöne Muff nicht leid?“ fragte der König endlich.

Er gehört mir nicht, verſetzte der Offizier, ſondern Ew. Majeſtät Kammerherrn, dem Grafen von Kamecke.

Verſtimmt über ſeinen Irrthum, ging der König in ſein Zimmer zurück.

Ein gewiſſer Roer, ein reicher Partikulier im Cleviſchen, kaufte dort viel adeliche Güter, er durfte aber damals, nach der beſtehenden Verfaſſung, von den darauf haftenden adelichen Rechten keinen Gebrauch machen, und ſolche mußten ſo lange ruhen, bis dieſe Güter wieder einen adelichen Beſitzer erhielten.

Er verheirathete ſich darauf mit einem Fräulein aus einem adelichen, aber ganz verarmten Geſchlechte, das zwar ſein Vermögen, aber keineswegs auch mit ſolchem ſeinen Ahnenſtolz verloren hatte. Roer's Gattin und deren Verwandten von väterlicher und mütterlicher Seite drangen daher fortdauernd in das neue Mitglied ihrer Familie, ſich auch in den Adelſtand erheben zu laſſen, ſo daß er ſich entſchloß, deshalb an Friedrich zu ſchreiben.

Der Monarch ſchlug dem Supplikanten ſein Geſuch ab, er wiederholte es nach Verlauf von einem halben Jahre, erhielt jetzt wieder einen abſchlägigen Beſcheid, und auf ſeine dritte Vorſtellung ebenfalls kein Gehör, ſondern vielmehr eine verweigernde Reſolution mit dem Zuſatze:

„Ich habe Edelleute genug in meinem Lande, und mag ſie nicht unnütz vermehren.“

Als Kaiſer Joſeph II. aber viele Klöſter in ſeinen Staaten ſäkulariſirte, ſo wurden auch in Brabant mehrere aufgehoben, und viele derſelben hatten Beſitzungen im Cleviſchen, die durch dieſe Säkulariſirung dem Könige von Preußen anheim fielen.

Die cleviſche Kriegs- und Domainen-Kammer fragte bei dem König an: ob dieſe Beſitzungen zu Domainen gemacht werden ſollten? Friedrich erwiederte aber: er habe Domainen genug, und ſie ſollten verkauft werden.

Dieſer Beſtimmung nach, wurden ſie öffentlich zum Kauf ausgeboten, es fanden ſich aber nur wenige Liebhaber, und die Kriegs- und Domainen-Kammer berichtete deshalb an den König, mit der Äußerung: daß es nöthig ſey, den Käufern ſolcher Güter noch beſondere Vortheile zu bewilligen, um dadurch mehr Konkurrenz zu bewirken.

Friedrich beſtimmte darauf: daß Bürgerliche, welche ſolche Güter, 50,000 Thaler an Werth, kaufen würden, entweder in den Adelſtand erhoben, oder die erſte zu ſeiner Dispoſition kommende Präbende eines Domſtifts erhalten ſollten.

Dieſe Gelegenheit benutzte Roer; kaufte ein Gut von 50,000 Thaler und trug dabei auf die Erhebung in den Adelſtand an.

Sein Geſuch wurde ihm, nach der königlichen Beſtimmung, gewährt, er mußte aber, was ihm ganz unerwartet kam, dafür die beträchtlichen Gebühren an die königlichen Kaſſen entrichten.

Er beſchwerte ſich deshalb bei dem Könige, da die Erhebung in den Adelſtand allen denen, welche ſolche ſäkulariſirte Güter, 50,000 Thaler an Werth, erkaufen würden, als eine Belohnung verheißen worden, mithin auch die Ausfertigung des Adelsdiploms koſtenfrei ſeyn müſſe.

Friedrich antwortete ihm aber:

„Ich kann meiner Oberrechenkammer nichts vergeben.“

Im Jahre 1767 bat der ehemalige Kriegsrath Krauſe zu Stettin um Erneuerung des vorgeblichen frühern Adels ſeiner Familie; der König ſchrieb auf die Eingabe:

„Wenn man ſolche Schäker adeln wollte, ſo müßte man es in der Raſerei thun.“

Die Gebrüder Ellenberger baten im Jahr 1768: ſich „Kellner von Zimmdorf, ſonſt Ellenberger genannt“ ſchreiben und nennen zu dürfen, weil ihr Oheim, Johann Kellner von Zimmdorf in ſeinem Teſtamente beſtimmt habe, daß ſeine Schweſterſöhne ſeinen Namen führen ſollten.

Den Beſcheid darauf ertheilte der König durch folgende unter der Eingabe geſchriebene Worte:

„Das geht nicht an, und würde zu einer Prostitution des Adels und denen Leuten ſelbſt zur Laſt und Schande ſeyn, da ſie vorher nicht adelich geweſen. Es muß Ihnen genügen, daß Ich ihnen permittire, ſich nach dem Namen ihres Erblaſſers zu ſchreiben.“

Ein ſehr reicher Bürgerlicher, Beſitzer einer Mühle, mit Namen L**, wollte eine groſe Rolle in der bürgerlichen Geſellſchaft ſpielen. Er gab alſo ſein Geſchäft auf und kam nach Berlin, um ein groſes Haus zu machen. Sein früheres Gewerbe und ſeine Abkunft waren ihm dabei hinderlich, er bat daher den König mehrmals um die Erhebung in den Adelſtand, und bot Alles auf, ſeinen Wunſch durchzuſetzen, aber vergebens; — der König blieb unerbittlich.

Der Adelſüchtige wandte ſich alſo nach Wien, und es koſtete ihm dort weniger Mühe, ſeinen Zweck zu erreichen, er wurde von dem Kaiſer zum Baron ernannt. Kaum erfuhr dies Friedrich, ſo verbot er ihm, bei einer fiskaliſchen Strafe von hundert Dukaten, ſich in ſeinen Staaten Baron zu nennen.

Dreimal mußte er dieſe Strafe erlegen, da er ſich als Baron unterſchrieben hatte, und ſeine Unterſchriften bei gerichtlichen Verhandlungen zum Vorſchein kamen.

Eine lange Reihe von Jahren war verſtrichen, der neugemachte Baron längſt verſtorben, und nur die Wittwe deſſelben lebte noch, die ſchon erwachſene Kinder hatte. Ein Herr von A**, der bei Hofe eine ehrenvolle Charge bekleidete, bewarb ſich um die Tochter der Wittwe, und da er ihr Jawort erhielt, ſo ſchrieb er an den König und bat ihn um den Conſens zur Ehe mit der Baroneſſe von L**.

Friedrich erinnerte ſich ſogleich des Mannes, und daß er den Adel der Familie in ſeinen Staaten nie anerkannt habe, er ertheilte daher dem Herrn von A** folgenden Beſcheid:

„Eine Baroneſſe von L** kenne Ich nicht, aber die Jungfer L** könnt Ihr heirathen.“

So ſparſam er mit Verleihung des Adels war, eben ſo ſelten verſtand er ſich dazu, Titel zu ertheilen, und er lehnte ſolche Geſuche oft ſehr ſarkaſtiſch ab, weil ihn eine ſo läppiſche Eitelkeit anwiderte.

In den erſten Jahren der Regierung hielt ſich der König noch Affen. Einer davon hatte ſich los gemacht und unter einem behängten Tiſche verkrochen. Der König glaubte, er ſey im Vorzimmer, öffnete die Thüre und rief:

„Nun, Herr Hofrath! hervor mit ihm!“

Ein Kanzliſt befand ſich in dieſem Moment in dem Vorzimmer, um dem Könige Reinſchriften zur Vollziehung zu bringen. Er glaubte, daß er damit gemeint ſey und näherte ſich dem Monarchen mit tiefen Verbeugungen.

Friedrich wunderte ſich, dieſen Menſchen dort zu finden und ſprach:

„Ihn hab' ich nicht gemeint. Doch es mag dabei bleiben; Er mag Hofrath ſeyn.“

Ihm wurde demnächſt das Hofrathspatent ausgefertigt.

Ein Glückspilz, der früher Laufer geweſen, und der die Stelle eines Landrentmeiſters erhalten, bat den König, um in der bürgerlichen Geſellſchaft mehr zu gelten, ihm einen Rathstitel zu ertheilen.

Er erkundigte ſich näher nach ſeinen frühern Verhältniſſen und, als er ſolche erfahren, ſchrieb er unter deſſen Bittſchrift:

„Der Laufer kann laufen!“

Ein Pferdearzt bat um den Hofrathstitel. Friedrich ſchrieb eigenhändig unter die Vorſtellung:

„Die Pferde gehören ſo wenig zu meinem Hofe, als der Pferdearzt unter die Räthe. Indeſſen hat der Supplikant ſeine Verdienſte, und in dieſer Hinſicht ſoll er künftig den Titel: Vieh-Rath führen.“

* * *

Ein Tabacksmagazinverwalter bat um den Titel Kommiſſionsrath. Friedrich ſchrieb zurück:

„Ich kenne Ihn zu wenig, als daß Ich Ihm Kommiſſionen auftragen ſollte. Paſſender für Ihn iſt der Titel: Tabacks-Rath, den Ich Ihm hierdurch beilege, und Ihm gegen Entrichtung der Gebühren zu führen erlaube.“

* * *

Der König hatte ſchon von früherer Zeit einen entſchiedenen Widerwillen gegen alle Eigennamen, die ſich mit der lateiniſchen Sylbe us ſchloſſen; wahrſcheinlich weil er nur unbeholfene und engherzige Pedanten mit ſolchen Namen hatte kennen lernen, und durch eine Aſſoziation der Ideen in Jedem, deſſen Name dieſe Endſylbe hatte, einen ſolchen Pedanten vermuthete.

Eben ſolchen Widerwillen äußerte er gegen die polniſchen Namen; er hegte keine günſtige Meinung von einer Nation, wo die höheren Stände durch Luxus, die unteren durch Unterdrückung und Mißhandlungen demoraliſirt waren, und wo es an dem Kern eines Volkes, an einem Mittelſtand gebrach, der durch ſeine Thätigkeit und Induſtrie gerade ſo viel erwirbt, um weder durch Schwelgerei, noch durch Elend in Barbarei zu verſinken. Der Partheienhaß der Großen erregte fortdauernd Zerwürfniſſe im Innern, in allen dieſen Kämpfen galt es nur, die Obermacht über ſeine Gegner zu erringen, um deſto ungehinderter deſpotiſche Willkür üben zu können, ſo wie bei der letzten Empörung Keiner das Beſte ſeiner Nation vor Augen hatte, ſondern ſie nur, wie in frühern Zeiten, unter den ſchmählichen Druck von tyranniſchen Staroſten zurückführen wollte. Während der ganzen Zeit der Revolution hat nicht Einer von denen, welche an der Spitze der Empörung ſtanden, daran gedacht, nur einen Vorſchlag zum Beſten des Volks zu machen, und auf welcher niedrigen Stufe der Intelligenz die Maſſe ſtehen muß, beweiſt, daß ſie ſich zu ihr ganz fremden und offenbar ſchädlichen Zwecken blindlings mißbrauchen ließ.

Dieſer Widerwillen war bei dem Könige jedoch nicht ſo groß, daß er davon nicht hätte Ausnahmen machen ſollen. Er gab dem Oberſten **Guichard**, den er doch ſehr ſchätzte, den Namen **Quintus Icilius**, und von dem Pagen **von Malſchitzky**, den er ſehr lieb gewonnen, verlangte er nicht, daß er ſeinen polniſchen Namen ändern ſollte.

Da ihm die Beſtallung des Referendarius **Haccius** bei der mindenſchen Kammer zum Kriegs- und Domainen-Rath zur Vollziehung vorgelegt wurde, ſchrieb er darunter:

„Jedoch mit dem Beding, daß er Haſe heiße, und den cius weglaſſe."

Bei einer Revue in Pommern fragte er einen Offizier, wie er heiße? Er antwortete Jutrzenka.

„Nein!" ſprach er: „er heißt eigentlich Morgenſtern."

Das polniſche Wort hat dieſe Bedeutung, und von dieſer Zeit ab nahm dieſer Offizier den deutſchen Namen an.

Verſchiedene Perſonen der polniſchen Familie **von Pockrzwinicky** (Bock) ſtanden als Offiziere in der Armee, auf ſeinem Befehl mußten ſie ſich Bock nennen.

Der General-Lieutenant **von Winterfeld**[*] gehörte zur Zahl derjenigen, welche der König nicht blos wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeines Muthes ſchätzte, ſondern dem er auch, überzeugt von ſeiner treuen Anhänglichkeit an ſeine Perſon und ſeinem enthuſiaſtiſchen Patriotismus, ſein volles Vertrauen ſchenkte, und zu den Wenigen, die er in die geheimſten Pläne einweihte.

---

[*] **Hans Karl von Winterfeldt** (ſo ſchrieb er ſich) wurde am 4. April 1707 zu **Vanſelow** in Vorpommern geboren und ſtarb an der Wunde, die er in dem Gefecht bei Moys am 7. September 1757 erhalten hatte.

Winterfeld war dem Naſenbluten ſehr unterworfen; eines Tages wurde er davon überfallen, als er ſich mit dem Könige allein in einem Zimmer befand. Er wollte ſich entfernen, aber Friedrich hielt ihn zurück, befahl ihm die Uniform auszuziehen, war ihm dabei ſelbſt behülflich, ſtreifte dann den Aermel des Hemdes empor, machte ſich ſein Zopfband los und wickelte es dem General feſt um den bloßen Arm. Augenblicklich hörte das Naſenbluten auf.

Nach der Schlacht von Collin, den 18. Juni 1757 hob der König den 20. d. M. die Belagerung von Prag auf, er eilte darauf mit einem Theil des vor Prag ſtehenden Heeres zu Unterſtützung des bei Collin geſchlagenen nach Nimburg. Er ging am 23. d. M. mit 14 Bataillons und 7 Kuraſſierregimentern nach Leutmeritz, und ließ das colliner Heer und einen Theil der von Prag mit gebrachten Truppen unter dem Herzog von Bevern und dem General von Winterfeld bei Nimburg zurück. Der Letztere ſollte gewißermaßen mehr den Oberbefehl haben als der Herzog*).

Er hatte Winterfeld ein Corps von 40,000 Mann verſprochen. Der General fand aber, daß es kaum 12,000 Mann ſtark war. Er meldete ſolches dem Könige, erhielt aber die Antwort: „Die Armee iſt meines Bedünkens ſtark genug, Er kommandirt ſie ja.“

Als der König ſich von dieſem Korps trennte, hatte er ſchon von allen Generalen Abſchied genommen, und ſein Pferd beſtiegen. Er ritt vorwärts, kehrte aber plötzlich um, hielt an, ſprang vom Pferde und ſprach zu Winterfeld.

„Ich hätte bald vergeſſen, Ihm Seine Inſtruktion zu geben. Nur dieſe weiß ich für Ihn: Erhalt' Er ſich mir!“

Als der König ſeinen Tod erfuhr, rief er bewegt aus:

„Einen Winterfeld bekomm' ich nicht wieder!“

---

*) Le roi remit le commandement au duc de Bevern en lui adjoignant Mr. de Winterfeldt, auquel proprement il donnoit sa confiance. (Guerre de VII. ans Ch. VI.).

Der Feldmarſchall Graf von Schwerin[*]) hatte im zweiten ſchleſiſchen Kriege 1744, nicht einverſtanden mit dem Könige in ſeinen Operationsplänen, nach einer Unterredung, in welcher der König ſehr heftig geworden, ſeinen Abſchied genommen[**]). Er zog ſich auf ſeine Güter in Pommern zurück und widmete ſich dort der Landwirthſchaft und den Wiſſenſchaften.

Ohngeachtet dieſes an Trotz gränzenden Benehmens ſchätzte Friedrich ſeine Verdienſte, ſeine kriegeriſchen Einſichten, ſeine Vaterlandsliebe und ſeinen Heldenmuth. Schwerin konnte den erſten Schritt zu einer Annäherung nicht thun; eine mögliche Zurückweiſung wäre für ſeinen edlen Stolz, bei dem Bewußtſeyn, daß er bei ſeinem Widerſpruch nur das Beſte des Königs und ſeines Vaterlands, nach ſeiner innerſten Überzeugung, vor Augen gehabt, eine zu tiefe Demüthigung geweſen.

Der König, dies fühlend, beſchloß daher dieſen erſten Schritt zu thun, jedoch ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben.

Im Jahre 1746 fragte er daher deſſen Bruder, den Oberjägermeiſter Graf von Schwerin, in einer Redoute hingeworfen:

---

*) Graf von Schwerin geboren zu Ducherow in Pommern am 26. October 1684, blieb am 6. Mai 1757 in der Schlag von Prag, und erkämpfte durch ſeinen heldenmüthigen Tod den Sieg für ſeinen König und ſein Vaterland. Ihn zu charakteriſiren mögen hier einige Stellen aus Briefen an ſeine Gattin ſtehen. Am 31. März 1757 ſchrieb er an ſie: „Ich habe mich wieder etwas erholt, und vertrauensvoll in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von Seiner Gnade nun alles das, was Ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der gute Feldmarſchall Buddenbrock hat ehegeſtern ſeinen Lauf geendigt. Es wird ihn hinfort nichts mehr in dieſer Welt beunruhigen. Wie glücklich ſind, die bei Jeſu Chriſto ſind.“

Zehn Tage vor der prager Schlacht ſchrieb er noch ein Mal an ſeine Gattin:

„Gott, der uns bisher augenſcheinlich geführt hat, wird uns ferner zur Seite ſtehen. Wenn der Feind nicht weicht, werde ich ihm mich herzhaft entgegenſetzen, um mein Ziel ſeelig zu beſchließen und mit Ehren zu endigen, warum ich Gott mit Inbrunſt, und daß er Dir Geſundheit geben möge, auch dabei Dich erhalten wolle, täglich anrufe.“

**) Friedrich erwähnt dieſes Vorfalles in ſeinen hinterlaſſenen Werken mit den kurzen Worten: il prit de l'humeur et abandonna l'armée.

„Was macht Sein Bruder?"

Er beſchäftigt ſich mit der Landwirthſchaft und den Angelegenheiten ſeiner Güter, Ew. Majeſtät, war die Antwort: übrigens befindet er ſich ganz wohl.

„Wenn Er an ihn ſchreibt," fuhr der König fort: „ſo grüß' Er ihn doch in meinem Namen. — Er iſt ein großer Mann; er iſt aber auch eigenſinnig, und vergißt, daß ich König bin."

Der Oberjägermeiſter ſchrieb dies an ſeinen Bruder, worauf Schwerin dem Erſtern auftrug, ſich bei dem Könige gelegentlich für das gnädige Andenken zu bedanken. Dabei blieb es.

Im Jahre 1747 vermuthete ſchon der König, daß er bald einen harten Kampf mit ſeinen Feinden werde beſtehen müſſen, und Schwerin darüber zu Rathe zu ziehen, hielt er für nöthig. Er ſchrieb ihm daher: er möchte doch einmal wieder nach Berlin kommen.

Der Feldmarſchall gehorchte dieſer Einladung. Er reiſte dorthin und trat eines Morgens um acht Uhr in das Vorzimmer des Königs. Er fand dort den Kammerhuſaren Deybert. Dieſer war eben im Begriff, dem Könige den Kaffee zu bringen. Schwerin verbot ihm, ſeine Anweſenheit anzuzeigen; und erſt als ſolcher wieder in das Vorzimmer zurückkam, und er von dieſem erfahren, daß der König gut gelaunt ſey, verlangte er von ihm, gemeldet zu werden.

Dies geſchah. Der König antwortete nicht darauf, nahm ſeine Flöte, ging auf und nieder und phantaſierte auf ſolcher beinahe eine Viertelſtunde, legte ſie dann bei Seite, ſteckte den Degen an und ſprach zu Deybert:

„Laß den General-Feldmarſchall hereinkommen."

Der Kammerhuſare öffnete die Thüre und winkte Schwerin mit der Hand. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu:

„Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?"

und deutete dem Kammerhuſaren durch einen Wink an, daß er ſich entfernen ſolle. Dieſer ging in das Vorzimmer, wo er, des Königs Befehlen harrend, blieb.

Von dieſer Unterredung Friedrich's mit Schwerin iſt nichts bekannt geworden, da ſowohl der Erſtere als der Letztere darüber ein fortwährendes Schweigen beobachtet.

Nach des Kammerhuſaren Ausſage wurde aber das Geſpräch zwiſchen Beiden immer lauter, und endlich ſo heftig, daß er darüber in Angſt gerieth. Dieſer Sturm legte ſich indeß bald, die Unterredung wurde ruhiger und endlich ſo leiſe, daß man im Nebenzimmer keinen Laut davon hören konnte. Es öffnete ſich die Thüre; Schwerin verneigt ſich gegen dem König, in ſeiner Miene ſah man Heiterkeit und Zufriedenheit; Friedrich ſprach aber noch zu ihm:

„Ew. Excellenz eſſen zu Mittag bei mir.“

Mit Mühe fand man Schwerin's Leichnam unter den Todten und Verwundeten im Gewühle der Schlacht, man brachte ihn nach dem Kloſter Margarethe und legte ihn dort vor dem Altar nieder.

Der König begab ſich in das Kloſter und ſtand vor der Leiche mit ſichbarer Rührung und Thränen in den Augen.

Er hat dieſem Helden, außer dem Denkmal von Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, ein eigenhändiges in ſeinen hinterlaſſenen Schriften geſetzt. Er ſagt von ihm:

Le Maréchal de Schwerin, malgré son grand âge, conservoit encore tout le feu de la jeunesse, voyant avec indignation des Prussiens repoussés, le conduit à la charge, et fit des efforts de valeur extraordinaires; mais comme il n'y avoit point encore des troupes pour le soutenir, il succomba et fut tué, terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui la couvroit d'un nouveau lustre.

Oeuvres posthumes T. III. p. 152.

(Der Marſchall von Schwerin, ſo hoch bejahrt er auch war, beſaß doch noch all' das Feuer der Jugend. Tief gekränkt ſah er, daß die Preußen zurückweichen mußten, und mit außerordentlichem Muthe bot er dem Feinde die Spitze. Da er aber noch nicht Truppen genug hatte, um dies durchſetzen zu können, ſo erlag er und wurde getödtet, ein ſo glorreiches Leben durch einen Tod endend, der ſolchem neuen Glanz verlieh.)

In dem nämlichen Theil ſeiner hinterlaſſenen Schriften S. 155. lieſt man:

La perte des Prussiens monta à 18,000 combattans, sans compter le Maréchal de Schwerin, qui seul valoit au-dela de 10,000 hommes. La mort flétrissoit les lauriers de la victoire, achetée par un sang trop précieux.

(Der Verluſt der Preußen belief ſich auf 18,000 Krieger, ohne den Marſchall von Schwerin zu zählen, der allein 10,000 Mann werth war. Der Tod entblätterte den Lorbeer des Sieges, mit einem zu koſtbaren Blute erkauft.

Im Jahre 1750 begegnete Friedrich, auf einem Spaziergang in den Gärten von Sansſouci einem jungen Menſchen von fremdartigem Äußern.

Der König ging auf ihn zu und fragte ihn:

„Wer iſt Er?“

Ew. Majeſtät! ich bin der Kandidat Hedheſſ, ein Ungar, reformirter Religion, habe in Frankfurt an der Oder Theologie ſtudirt, und bin im Begriff, in mein Vaterland zurück zu kehren, habe aber vorher noch, was ich immer ſo ſehnlich gewünſcht, Berlin, Potsdam und Sansſouci ſehen wollen.

„Nun, das iſt recht gut! Hat Er auch Alles recht angeſehen?“

Der Kandidat beantwortete dieſe Fragen mit Ja, und dies veranlaßte den König, ſich mit ihm darüber in ein Geſpräch, Einzelnheiten betreffend, einzulaſſen. Die ſchnellen, verſtändigen Antworten des jungen Mannes gefielen dem Könige ſo ſehr, daß er endlich zu ihm ſagte:

„Weiß Er was, bleib' Er in meinen Landen; ich will für Ihn ſorgen. Hört Er?“

Ich würde mich glücklich ſchätzen, in Ew. Majeſtät Staaten bleiben und unter Ihrem Schutze meinem geiſtlichen Amte gewiſſenhaft vorſtehen zu können, verſetzte der Kandidat: aber wegen meiner Familienverhältniſſe muß ich in mein Vaterland zurückkehren. Gott weiß! wie gern ich hier bliebe.

„Das iſt ja recht ſchlimm, daß Er nach Hauſe muß. Muß Er denn ſchlechterdings nach Hauſe?“

Ja, Ew. Majeſtät, ich muß; ich habe Vermögen und liegende Gründe.

„Das iſt fatal! — Hör' Er, bitt' Er ſich eine Gnade von mir aus.“

Ew. Majeſtät, ich wüßte nicht, — ich weiß in der That nicht. —

„Kann ich Ihm denn gar keinen Gefallen thun?“

Etwas könnte Ew. Majeſtät doch für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verſchiedene theologiſche und philoſophiſche Bücher gekauft, die, meines Wiſſens, in Wien verboten ſind; die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jeſuiten haben die Reviſion der Bücher, und die ſind ſehr ſtrenge. — Wollten nun Ew. Majeſtät die Gnade für mich haben —

Der König unterbrach ihn ſchnell und ſprach:

„Nehm' Er Seine Bücher nur in Gottes Namen mit, kauf Er ſich noch dazu, was Er denkt, das in Wien recht verboten iſt, und was Er nur immer brauchen kann. Hört Er! Und wenn ſie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, ſo ſag' Er nur: ich habe ſie Ihm geſchenkt. Darauf werden die Herren Paters wohl nicht viel achten: das ſchadet aber nichts. Laß' Er ſich die Bücher nur nehmen, geh' Er aber dann gleich zu meinem Geſandten und meld' Er ſich bei ihm: erzähl' Er dem die ganze Geſchichte und was ich Ihm geſagt habe. Hernach geh' Er in den vornehmſten Gaſthof, und leb' Er recht koſtbar. Er muß aber täglich wenigſtens einen Dukaten verzehren, und bleib' Er ſo lange, bis ſie Ihm ſeine Bücher wieder in's Haus ſchicken; das will ich ſchon machen. Hört Er? So mach' Er's, ſie ſollen Ihm Seine Bücher in's Haus ſchicken, dafür ſteh' ich Ihm, verlaß Er ſich auf mein Wort, aber einen Dukaten muß Er, wie geſagt, jeden Tag verzehren.“

Darauf befahl der König dem Kandidaten, zu warten, ging in das Schloß und kam kurz darauf mit einem Zettel zurück, worauf die Worte ſtanden:

Bon pour rester à Vienne à nos dépens.
Fréderic.

„Da! Hier hat Er meinen Namen,“ ſprach der König: „dies zeig' Er nur meinem Geſandten und damit iſt es gut. Er bekommt Seine Bücher wieder, aber leb' Er flott in Wien, das ſag' ich Ihm.“

Aber, Ew. Majeſtät!

„Nichts von Aber! Verlaß' Er ſich auf mich und Er ſoll auch noch die beſte Pfarre in Ungarn kriegen. Nun reiſ' Er in Gottes Namen und ſchreib' Er mir einmal."

Der König entfernte ſich, und ließ Hedheſſi ſtehen, der ſo erſtaunt über dieſe Unterhaltung war, daß er an ihrer Wirklichkeit gezweifelt, wenn er nicht das Blatt Papier, von dem Könige beſchrieben, in der Hand gehabt hätte.

Er reiſete ab, und was er gefürchtet, traf ein. In Wien wurden ihm ſeine ſchon an der Grenze verſiegelten Bücher von der Bücherzenſurkommiſſion konfiszirt.

Hedheſſi ſagte, was ihm Friedrich befohlen; nämlich, daß ſie ein Geſchenk des Königs wären. Die Kommiſſion erwiederte aber: „was geht uns in Wien der König von Preußen an."

Der ſo ſchnöde Abgefertigte ging nun zu dem preußiſchen Geſandten, erzählte ihm ſein Geſpräch mit Friedrich und zeigte ihm auch den von dieſem erhaltenen Zettel.

Friedrich hatte inzwiſchen auch ſchon ſeinem Geſandten geſchrieben und aufgetragen, was er zu thun habe. Der Geſandte rief einen ſeiner Bedienten, und befahl ihm: Hedheſſi in den beſten Gaſthof zu bringen und dem Wirth anzudeuten, der junge Mann werde auf Koſten der preußiſchen Geſandtſchaft verpflegt, und man möchte es ihm daher an nichts fehlen laſſen.

Der Geſandte erſtattete darüber ſogleich Bericht an den König. Dieſer ertheilte darauf dem Gouverneur zu Breslau und dem Staatsminiſter von Münchow daſelbſt den Befehl: eine Kommiſſion von einem Staabsoffizier und einem Kriegsrath nebſt Subaltern-Offizianten in das Jeſuiter-Collegium zu Breslau zu ſchicken, die darin befindliche Bibliothek verſiegeln zu laſſen und zwei Mann Wache vor deren Eingang zu ſtellen. Alle Tage ſollte das Siegel früh Morgens durch einen Subalternoffizier und einen Kalkulator viſitirt werden, und jeder dafür täglich einen Thaler, die ſechs Schildwachen der drei Ablöſungen zu zwei Mann, jeder acht Groſchen, für ihre vier und zwanzig Stunden Wache alſo überhaupt zwei Thaler täglich erhalten, und dieſe vier Thaler, imgleichen dreißig Thaler Verſiegelungskoſten das Jeſuiter-Kollegium bezahlen.

Die Jeſuiten erſchracken nicht wenig, als man ihnen dieſe königliche Verfügung bekannt machte und ihre koſtbare Bibliothek verſiegelte. Sie wußten ſchlechterdings nicht, wodurch ſie die Gnade des Königs verloren, denn **Friedrich** hatte ihnen bisher immer Wohlwollen gezeigt. Weder der Gouverneur, noch der Miniſter konnten dem beſtürzten Konvent darüber Auskunft geben, denn von der Veranlaſſung zu dieſer Maßregel hatte kein Wort in den deshalb ergangenen Kabinetsbefehlen geſtanden.

Die Jeſuiten beſchloſſen alſo, aus ihrer Mitte eine Deputation nach **Potsdam** zu ſchicken; man wählte dazu zwei Paters, von denen man wußte, daß ſie der König wohl leiden konnte, und mit denen er ſich, bei ſeiner Anweſenheit in Schleſien, ſchon mehrmals unterhalten hatte.

Sie kamen nach **Potsdam**, und ließen den König um eine Audienz bitten. Vier Wochen mußten ſie warten, ehe ihnen ſolche bewilligt wurde. Als es endlich geſchah, ſprach der König von ganz gleichgültigen Dingen mit ihnen, ſo daß ſie geraume Zeit gehindert wurden, ihr Anliegen vorbringen zu können. Als ſie endlich einen günſtigen Moment benutzten und es wagten, demüthigſt um die Urſache zu fragen, welche den König veranlaßt habe, ihre Bibliothek verſiegeln zu laſſen und wodurch der Konvent und die katholiſche Univerſität zu **Breslau** das Unglück gehabt, ſeine Gnade zu verlieren, antwortete **Friedrich** kurz:

„Aha! Wegen der Bibliothek? Wegen der Verſiegelung?— Ganz recht, das hab' ich befohlen!— Die Veranlaſſung dazu müßt' Ihr bei meinem Geſandten in Wien erfragen. Adieu, Meſſieurs! Ich laſſe mich Euren Herren Konfratres, den Herren Bücher-Reviſionskommiſſarien in Wien empfehlen. Wider Euch hab' ich nichts. Adieu!“

Mit dieſer Abfertigung mußten ſich die Abgeordneten begnügen. Sie merkten daraus, daß in **Potsdam** nichts mehr für ſie zu machen ſey, ſie reiſeten daher eiligſt nach **Breslau** zurück.

Nachdem ſie dort ihren Bericht über ihre mißlungene Reiſe erſtattet, beſchloß der Pater Rektor und die Pater Profeſſoren, daß zwei andere Deputirte nach **Wien** reiſen ſollten.

Als dieſe dort dem preußiſchen Geſandten ihre Aufwartung machten und erzählten, was in **Breslau** vorgefallen ſey, und was der König ihren Deputirten zur Antwort gegeben, ſprach dieſer:

„Ja, meine Herren, den Zuſammenhang der Sache weiß ich ſelbſt nicht; es iſt aber ein junger Menſch hier, dem haben Ihre Herrn Konfraters, die zur Bücher-Reviſionskommiſſion gehören, einen Kaſten mit Büchern weggenommen."

Nun ging den Abgeordneten ein Licht auf; ſie eilten zu ihren Kollegen und nach Verlauf einer Stunde hatte der reformirte Kandidat Hedheſſi ſeine ſämmtliche Bücher wieder zurück. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht. Die Pater mußten für ihn im Gaſthofe ſechs und neunzig Dukaten Zehrungskoſten bezahlen.

Mit der Beſcheinigung des Geſandten, daß der Kandidat Hedheſſi wieder im Beſitz ſeiner konfiszirten Bücher, und ſeine Wirthshausrechnung, während ſeines Aufenthalts in Wien, bezahlt ſey, kehrten die Jeſuiten nach Breslau zurück und reiſeten von dort gleich nach Potsdam.

Diesmal wurde ihnen ohne Aufenthalt vom Könige der Zutritt bewilligt. Sie überreichten ihm das Zeugniß des Geſandten, und ſogleich wurden an den Gouverneur zu Breslau und den dirigirenden Miniſter in Schleſien Kabinetsbefehle ausgefertigt: die Bibliothek wieder zu entſiegeln, und den Abgeordneten eingehändigt.

Mit dieſem erfreulichen Befehl verſehen, und mit mündlichen Verſicherungen der königlichen Huld eilten ſie nach Breslau zurück. Die Entſiegelung geſchah. Das Kloſter hatte aber 134 Thaler Koſten gehabt.

Der König ſchickte an den damaligen Pater Rektor ein eigenhändiges Schreiben mit, in welchem er den Konvent ſeiner Gnade verſichert, aber folgende Worte hinzugefügt hatte:

„Ihr werdet Eure Konfraters in Wien und das Perſonale des dortigen Konſiſtoriums wohlmeinend warnen, daß ſie an dem Kandidaten Hedheſſi keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dieſem Menſchen erkundigen.; bekommt er nicht die beſte reformirte Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten, werden cujonirt und chicanirt, ſo müßt' Ihr und Euer Kloſter dafür ſtehen; da halte Ich mich an Euch."

Der Kandidat Hedheſſi blieb nicht allein unangefochten, ſondern bekam, wenn auch nicht die beſte, doch eine der beſten reformirten Predigerſtellen in Ungarn.

Nachdem Friedrich 1751 die Grafſchaft Lingen beſucht hatte, ſchrieb er eigenhändig die hier abgedruckte Kabinetsordre an den oſtfrieſiſchen Kammer-Direktor Lentz. Sie war ohne Ort, Tag und Jahr, und da ſie ſogleich nach dem Niederſchreiben zuſammengeſchlagen worden, voll Tintenkleckſe. Der Präſident erhielt ſie am 17. Juni.

„alle beikommende subliquen werden den Presidenten zugeſchickt, was bagatellen Seindt die denen Leuten ohne prejudiz Könen accordihret werden Müſen geſchehen, damit Sie Wiſſen, daß ich in's Landt geweſen bin, und gegen eine Neue Regirung zutrauen faſſen, was aber grave Sachen Seindt müſen auf eine gühtige ahrt abgewiſen werden. Friedrich."

Früher hatte der König ſchon die nachfolgende eigenhändige Kabinetsordre an den erwähnten Kammer-Direktor erlaſſen:

„Ich bin Mit den anfang von Seiner Conduite Sehr Wohl zu Friden, wenn aber die Sache wegen denen Cassassen*) richtig iſt ſo wirdt vornehmlich der Schuldenſtandt vom Lande mit viehler exsactitude zu Unterſugen Seindt damit durch Bezahlung der Zinſen und einigen Capitalien das Credit Weſen des Publici wieder restituiret wirdt, und Wan ja dergleichen überſchwemmung dem Lande wieder begegnen ſollte, man in Solchem fal Credit finden Könte. Friedrich."

Des Königs Herz war ſehr empfänglich für die Gefühle der Freundſchaft. In ſeinen frühern Jahren war der Generallieutenant Graf von Rothenburg nicht bloß ſein Günſtling, ſondern im edelſten Sinne, ſein Freund. Er unterhielt ſich mit ihm vertraulich, und fand in ſeiner Geſellſchaft mehr Erholung, als in allen Genüſſen, die ihm zu Gebote ſtanden.

Während Rothenburg's letzter Krankheit beſuchte er ihn oft und verweilte ſtundenlang an deſſen Krankenlager. Da man ihm die Nachricht brachte, daß der Graf im Sterben liege, eilte er am 29. December 1751 aus ſeinem Schloſſe in Potsdam, nur halb angekleidet über die Straße in deſſen Wohnung. Er fand den Arzt bei ihm, dieſer zuckte die Achſel, dem Könige ſtürzten Thränen aus den Augen, und als man, als letztes Rettungsmittel, dem Grafen eine Ader ſchlug, hielt er den Teller, um das Blut aufzufangen. Da dieſer Aderlaß die gehoffte Wirkung nicht that, ſo verließ er den Sterbenden tief ergriffen von Schmerz, und nach ſeinem Tode verſchloß er ſich, um dieſen Verluſt zu betrauern, mehrere Tage in ſeinem Zimmer.

---

*) Wahrſcheinlich Kaſſen.

Das pommerſche Regiment von Jeetz, deſſen Friedensgarniſonen Anclam und Demmin waren, gehörte zu denen, welche Friedrich vorzüglich achtete und ſchätzte*).

Da es im Jahre 1752 erledigt wurde, verlieh er es dem General von Uchtländer.

Bevor dieſer zu dem Regimente abging, mußte er bei dem Könige in Sansſouci ſpeiſen. Nach aufgehobener Tafel ging er mit dem General in den Garten, um einen Spaziergang zu machen.

Bei ſolchem ſprach er zu ihm:

„Nun hör' Er, mein lieber Uchtländer! Ich geb' Ihm ein gutes und braves Regiment, daß es aber gut und brav bleibt, das iſt nun Seine Sache. Die Menſchen arten leicht aus, wenn ſie nicht in Zucht gehalten werden, und das Letztere muß er daher fleißig beobachten. Er muß den Offizieren nicht zu viel durch die Finger ſehen, ſonſt verwildern ſie. Was meint Er wohl, wenn dieſe Hecke — auf eine ſolche mit der Hand deutend — in einem oder zwei Jahren nicht beſchnitten würde, ob ſie wohl noch ſo ausſähe, wie jetzt? — Ich mach' Ihn zum Gärtner bei dem Regimente, das ich Ihm anvertraut; Er muß aber auch nichts Brauchbares wegſchneiden; Er muß vielmehr abwarten, was daraus werden wird. Künftiges Jahr werd' ich Ihn und ſein Regiment ſehen, und dann wollen wir von unſrer Gärtnerei mehr ſprechen. Leb' Er wohl!“

---

*) Es hatte ſich in der Schlacht bei Keſſelsdorf am 15. December 1745 durch Tapferkeit ausgezeichnet. Es eroberte 20 Kanonen, 4 Mörſer, 1 Fahne, 1 Paar Pauken und entſchied mit den Sieg. Der König verlieh allen Staabsoffizieren dieſes Regiments den Orden pour le mérite, und gab dem Regiment ein Siegel, auf welchem dieſe Trophäen und die Worte: Keſſelsdorf, den 15. December 1745. ſich befanden.

Auf der Reiſe des Königs, die er ganz im ſtrengſten Inkognito in Holland machte, wo er ſich für einen reiſenden Muſiker ausgab, befand er ſich einſt auf einer Jacht, die voller Menſchen war, auf welcher er aber doch noch ein Zimmerchen für ſich und ſeinen Reiſegefährten, den Oberſten von Balby, erhielt.

Die Zeit wurde dem Könige lang, er ſchickte alſo Balby in den großen Raum, um ſich nach Jemand umzuſehen, mit dem ſich wohl ein Wort ſprechen ließe.

Nach einer Viertelſtunde kam Balby mit der Nachricht zurück, es wäre ein Menſch da, der feine Sitten mit vielen ſoliden Kenntniſſen zu vereinigen ſcheine. Hierauf erhielt er den Auftrag, ihn zum Frühſtück einzuladen, welches bloß noch aus einer Paſtete beſtand.

Der Fremde nahm die Einladung an und folgte Balby zum Könige, Balby ſtellte ihn mit den Worten vor: „Hier, mein Freund, bring' ich Ihnen einen artigen Mann, der auch ſeine Portion Paſtete haben will.“

Nach einigen Höflichkeitsbezeigungen von Seiten des Königs, fragte dieſer:

„Mein Herr, was für ein Landsmann ſind Sie?“

Mein Herr, ich bin ein Schweizer.

„Ein achtungswerthes Volk! — Aus welcher Gegend?“

Aus dem kleinen Städtchen Morges.

„Alſo nicht weit von Lauſanne, von den Ufern des Genferſees; aus dem Kanton Bern. Sind Sie mit Ihrer Regierung zufrieden? Sind Ihre Patrizierfamilien nicht ein wenig ſtolz, ſogar die Bürger von Bern, wenn Sie zu ihnen kommen? Sind ſie nicht preciös, anmaßend und hart?“

Darüber haben wir uns nur ſelten zu beſchweren und wir werden durch ſo manche Vorzüge ſchadlos gehalten.

„Haben Sie ſich hier in dieſem Lande niedergelaſſen?“

Nein, ich bin hier nur ein Reiſender.

„Weshalb ſind Sie hergekommen?“

Meine Studien zu vollenden.

„Werden Sie ſich hier niederlaſſen?“

Ich glaube nicht, oder vielmehr, ich weiß es ſelbſt noch nicht.

„Verwirrt das Buntſcheckige der vielen in der Schweiz angenommenen Regierungsformen nicht die Begriffe in politiſcher Hinſcht? Oder führt es nicht mindeſtens zum Skeptizismus oder zur Gleichgültigkeit?“

Nein, denn man weiß, daß jeder Kanton frei iſt, ſo wie er es ſeyn wollte.

Kurz der König fuhr ſo beharrlich zu fragen fort, ging in ſolche Details, und that dies mit ſo wenig Zurückhaltung, daß der Fremde, der nun gefrühſtückt hatte, ungeduldig und ſogar etwas empfindlich wurde, ſo daß er endlich, ſtatt zu antworten, den König unterbrach und ihm ſagte:

Erlauben Sie, mein Herr, zu bemerken, daß für einen Biſſen Paſtete der Fragen beinahe zu viel ſind.

„Ich bitte deshalb um Verzeihung,“ ſagte der König: „Sie wiſſen ja, man reiſt, um ſich zu unterrichten und Sie werden mich um ſo eher entſchuldigen, wenn ich mich dieſem Triebe zu unbeſcheiden überließ, je ſelt'ner die günſtige Gelegenheit ſich dazu findet.“

Als ſie ſich trennten, ſagte der König zu dem Schweizer:

„Da Sie ſich noch zu keinem Stande beſtimmt haben, ſo bitt' ich Sie um Ihre Adreſſe. Vielleicht hab' ich Gelegenheit, Ihnen nützlich zu werden und einen annehmlichen Vorſchlag zu machen.“

Der Schweizer gab ihm dankend ſeine Adreſſe. So trennten ſich Beide. Friedrich vergaß dieſe Unterredung nicht. Nach einigen Jahren ſchlug er ihm die Stelle eines Vorleſers bei ſich vor. Sie wurde angenommen, Herr le Cat, ſo hieß der Schweizer, kam zu dem König und genoß gegen dreißig Jahre ſeine Gnade und Achtung.

In einem Gaſthofe zu Amſterdam wünſchte er eine holländiſche Paſtete zu eſſen, deren Geſchmack man ihm als etwas ſehr Leckeres gerühmt hatte. Er gab dem Oberſten von Balby den Auftrag, eine bei der Wirthin zu beſtellen.

Der Oberſte that es; die Wirthin, welche ihre Gäſte, wegen ihrer unſcheinbaren Bekleidung, nicht für Kapitaliſten hielt, maß ihn von oben bis unten mit Forſcheraugen und ſprach dann:

„Es iſt ſchon recht gut, daß Sie eine Paſtete eſſen wollen, können Sie aber ſo etwas auch bezahlen? Wiſſen Sie wohl, daß eine ſolche Paſtete dreißig Gulden koſtet?“

Balby antwortete:

Der Herr, mit dem ich reiſe, kann ſie unbedenklich bezahlen. Es iſt ein Virtuoſe auf der Flöte, der, wenn er ſich hören läßt, in wenigen Stunden viel Geld verdienen kann.

„Was iſt denn ein Virtuoſe?“ fragte die Wirthin.

Balby erklärte es ihr.

„Ei, ſo muß ich ihn auch hören!“ rief ſie aus, eilte nun vor Balby in das Zimmer des Königs, und ſprach ſehr höflich:

„Mein Herr! Da Sie ſo ſchön pfeiſen können, würden Sie mir auch wohl etwas vorpfeifen.“

Friedrich wußte nicht, was die Frau meinte, Balby erklärte ihm aber die Veranlaſſung dieſer ſonderbaren Äußerung in franzöſiſcher Sprache. Der König lächelte, ergriff die Flöte und ſpielte ſo meiſterhaft, daß die Holländerin voll Verwunderung da ſtand, und als er endlich, zu ihrem Mißvergnügen, aufhörte, ausrief:

„Gut! mein Herr! Sie können gar ſchön pfeifen, und wohl einige Batzen verdienen. Ich werd' Ihnen eine Paſtete machen.“

Als Voltaire*) im Jahre 1750 zu dem Könige nach Potsdam reiſete, gab ihm die Marquiſe von Pompadour, als er in Compiegne von ihr Abſchied nahm, den Auftrag, den König ihrer Ehrerbietung zu verſichern.

Voltaire fand ſich ſehr geſchmeichelt, der Überbringer dieſer Huldigung von der allmächtigen und deshalb kriechend verehrten Geliebten Ludwigs XV. zu ſeyn.

Bei ſeiner Ankunft, im Auguſt, war es mit ſein erſtes Geſchäft, ſich dieſes Auftrages zu entledigen. Er war aber nicht wenig überraſcht, als Friedrich trocken antwortete:

„Ich kenne ſie nicht.“

Die Marquiſe du Chatelet, die Freundin Voltaire's, hatte einen Prozeß in Brüſſel.

---

*) François Marie Arouet de Voltaire wurde zu Chatenay bei Paris den 20. Februar 1694 geboren und ſtarb am 20. Mai 1785.

Friedrich erbot ſich, zu ihren Gunſten ſich zu verwenden, damit dieſer Rechtsſtreit bald entſchieden werde, dabei äußerte er: „die dortigen Richter eilen aber nicht mit ihren Sentenzen, und man verſichert: wenn Jemand von dem kaiſerlichen Hofe eine Ohrfeige zu fordern hätte, ſo würd' er wenigſtens drei Jahre lang ſollizitiren müſſen, eh' er ſie bekäme."

Im Jahre 1752 hatte ein Engländer Zutritt bei dem Könige. Dieſer Mann beſaß ein außerordentliches Gedächtniß. Wenn man ihm mehrere Bogen vorlas, konnte er ſie, Wort für Wort wieder herſagen. Friedrich ſtellte ihn deshalb auf die Probe, und fand beſtätigt, was er von ſeinem großen Gedächtniß gehört hatte. In dieſem Moment ließ Voltaire bei'm Könige anfragen: ob er Muße hätte, ihm eine halbe Stunde zu ſchenken, er wünſche, ihm ein ſo eben vollendetes Gedicht vorzuleſen. Schnell blitzte der Gedanke bei dem Könige auf, ſeinen Scherz mit dem eitlen Voltaire zu treiben. Er ließ den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, jedes Wort, was Voltaire leſen würde, ſich genau in's Gedächtniß zu prägen. Voltaire erſchien und las dem Könige ſeine Verſe mit Selbſtgefälligkeit deklamatoriſch vor. Der König benahm ſich ſehr gleichgültig und ſprach dann:

„Ich muß ehrlich geſtehen, lieber Voltaire! es fällt mir auf, daß Sie fremde Arbeiten für eigene ausgeben. Ich hab' es ſchon einigemal bemerkt. Dies Gedicht iſt davon wieder ein neuer Beweis."

Der Zorn, eines Plagiats beſchuldigt zu werden, machte Voltaire's ſchon karikaturmäßiges Anſehen noch zu einem komiſchern Zerrbilde. Er fand ſich höchlich beleidigt und verſicherte: der König irre ſich, ſein untreues Gedächtniß verleite ihn zu einem großen Mißgriff und einer noch größern Ungerechtigkeit.

„Wenn ich Sie aber überzeuge, daß dieſe Verſe von einem Engländer ſind; wie denn?"

Voltaire beſtritt dies immer heftiger.

„Alle Ihre Widerſprüche kann ich nicht gelten laſſen, alle Ihre Betheuerungen ſind für mich leere Worte, denn ich kann Ihnen das Gegentheil beweiſen."

Der König befahl darauf, der Engländer, der ſich hinter dem Schirm aus dem Zimmer geſchlichen, ſolle vor ihm erſcheinen.

„Rezitiren Sie mir doch noch einmal die Verſe, die Sie mir vor Kurzem vordeklamirt haben.“

Der Engländer wiederholte Voltaire's Gedicht Wort für Wort. Außer ſich rief der Gefoppte:

O Himmel! zerſchmettere mit deinem Blitzſtrahl dieſen Dieb meiner Verſe? Hier iſt Zauberei im Spiele, die mich zur Verzweiflung bringt!“

Friedrich ergötzte dieſe Myſtifikation ſehr. Ein Beweis, wie wenig er im Herzen Voltaire und andere Franzoſen, die er um ſich litt, achtete. Das geht ſchon aus ſeinem Briefwechſel mit dieſem und andern Männern hervor, die nicht zu der erſten Klaſſe gehörten. Hier ſprach ſich das Gemüth des Königs aus, in dem mit Voltaire und ſeines Gleichen nur Ironie und Perſiflage über deren gränzenloſe Eitelkeit und verächtliche Selbſtſucht.

Voltaire ſpeiſete einſt bei Friedrich. Ein Page ſtieß ihn bei dem Auftragen einer Schüſſel mit dem Ellenbogen in die Friſur, daß der Puder umherſtäubte. Voltaire ward darüber höchſt aufgebracht.

„Was giebt's?“ fragte der König.

Sire, verſetzte Voltaire: ich war unter den Klauen eines pommerſchen Thieres.

Der König fand dieſe Antwort ſo unpaſſend, daß er verdrüßlich mit dem Kopfe ſchüttelte. Noch mehr verdroß aber den Pagen dieſe Äußerung. Er ſann auf Rache. Auf einer Reiſe des Königs, bei welcher Voltaire ihn begleitete, erzählte der Page auf einer Station den Bauern: in dem einen Wagen, vor den ſie Verſpann gäben — in welchem Voltaire ſich befand — ſäße der größte Leibaffe des Königs, ein gewaltig böſes Thier, das immer heraus in die Freiheit wolle; ſie möchten es aber um des Himmels Willen nicht heraus laſſen.

Unterweges wollte Voltaire ausſteigen, dem widerſetzten ſich die Bauern, und drohten ihm ſogar mit der Peitſche, wenn er nicht ſtill ſäße.

Bei'm neuen Vorſpann gab es noch eine größere tragikomiſche Scene. Die neuen Vorſpannbauern erfuhren von den Vorgängern, wen ſie fahren ſollten; dies wurde bald im ganzen Dorfe ruchbar. Jeder Bauer wollte den Affen ſehen, ſie wunderten ſich, daß ein ſolches Thier ſo große Ähnlichkeit mit einem Menſchen habe und fingen endlich an, ihn mit Knitteln zu necken und ſchlugen ihm auf die Finger, wenn er darnach greifen wollte.

Ein Lakai des Königs machte der Sache ein Ende; die Veranlaſſung wurde bald ermittelt und **Voltaire** beſchwerte ſich bitter darüber bei dem Könige.

„Was ſoll ich Ihnen für Genugthuung geben?“ fragte **Friedrich**.

Zu allen Teufeln mit ihm! rief **Voltaire** zornig.

„Das ſoll geſchehen, er ſoll Offizier unter den ſchwarzen Huſaren werden.“

Dies geſchah auch.

Voltaire, den der König zu ſeinem Kammerherrn ernannt hatte, verlor bald, bei ſeinem Aufenthalt in **Berlin**, einen großen Theil der frühern Gunſt, wegen ſeiner beſtändigen Zänkereien mit **Maupertuis** und andern franzöſiſchen Gelehrten, die der König um ſich verſammelt hatte, und wegen mancher niedriger Handlungen, die Letzterem nicht unbekannt blieben. Indeß wurde er doch noch immer zu den kleinen Abendgeſellſchaften gezogen, wo Jeder ziemlich zwanglos ſich ſeiner Laune überlaſſen durfte.

Bei einer ſolchen Abendgeſellſchaft war **Voltaire** anmaßend genug, folgende Verſe auf eine Karte zu ſchreiben und ſie der Schweſter des Königs, der Prinzeſſin **Amalie**, zu überreichen:

Souvent un peu de verité
Se mêle au plus grossier mensonge;
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des Rois j'étais monté.
Je Vous aimais alors et j'osais Vous le dire,
Les Dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

(Es miſchet ſich der Wahrheit Schimmer
Selbſt in den gröbſten Wahn faſt immer;

Ein Traum, in dieſer Nacht, zum Rang
Der Könige empor mich ſchwang,
Ich liebte Dich, und durft' es wagen,
Es unverhohlen Dir zu ſagen;
Die Götter raubten nicht, als ich erwacht,
Gleich alles mir, nur meine Herrſchermacht.)

Der König, höchlich entrüſtet darüber, ſchrieb ſogleich nachſtehende Verſe auf eine Karte:

On remarque pour l'ordinaire
Qu'un songe est analogue à notre caractère,
Un héros peut rêver, qu'il a passé le Rhin,
Un chien, qu'il aboie à la lune,
Un joueur, qu'il a fait fortune,
Un voleur, qu'il a fait butin!
Mais que Voltaire, à l'aide d'un mensonge,
Ose se croire Roi, lui, qui n'est qu'un faquin!
Ma foi! c'est abuser du songe.

(Wie man bemerkt, im Traumgebild
Sich der Charakter oft enthüllt;
Im Traum geht über'n Rhein ein Held,
Ein Hund empor zum Monde bellt,
Im Traum das Glück dem Spieler lacht,
Und Beut' ein Straßenräuber macht.
Doch wenn Voltair', voll Zuverſicht,
Daß Lüg' ihn ſchütz', frech ungereimt
Auf einem Herrſcherthron ſich träumt,
Er — ein gar jämmerlicher Wicht —
Das Recht, das man den Träumen giebt,
Mißbrauchend gar zu ſchamlos übt.)

Voltaire und Maupertuis*), waren bekanntlich beſtändig mit einander in Zwieſpalt. Der König hatte zur Beſeitigung dieſer Zänkereien eine Kommiſſion niedergeſetzt, um zu unterſuchen, wer der ſchuldigſte Theil ſey, und ihm, darüber Bericht zu erſtatten befohlen. Nach einem Beſuch bei'm Letztern, kehrte er höchſt aufgebracht gegen **Voltairen** in ſein Zimmer zurück. In der erſten Hitze befahl er ſeinem Sekretair **d'Argent**:

---

*) Pierre Louis Moreau de Maupertuis wurde 1697 zu St. Malo geboren, und ſtarb zu Baſel am 27. Juli 1759.

„Schreibe Er an **Voltaire**, daß er in vier und zwanzig Stunden meine Staaten räumen ſoll."

d'Argent erſchrack, und ließ ſich den Befehl einigemal wiederholen. Der Zorn des Königs hatte ſich dadurch etwas abgekühlt.

„Was denkt Er davon?" fragte er **d'Argent**.

Sire, Sie haben ihn zu ſich gerufen, die Kommiſſion iſt im Begriff in ſeiner Sache zu ſprechen, finden ſie ihn ſtrafbar, ſo wird es immer noch Zeit ſeyn, ihn fortzuſchicken.

Der König ſchwieg eine Weile, und ſagte dann in einem beſänftigten Ton:

„Er hat Recht; Er iſt ein ehrlicher Mann, d'Argent."

Bei **Voltaire's** Charakter, ſeiner Scurrilität und Überſchätzung ſeines Ich's konnte es nicht fehlen, daß er ſich Feinde machte und in manche Zwiſtigkeiten muthwillig gerieth.

Dies war auch der Fall mit dem Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften **Maupertuis**. Um ſeinen Übermuth zu kühlen, hatte er 1753 eine bittre Perſiflage auf ihn unter dem Titel: Diatribe du Docteur Akakia verfertigt, und ſolche dem Könige vorgeleſen.

Friedrich hatte über manche Stelle gelächelt, dann aber zu **Voltaire** geſagt:

„Für einen Scherz unter vier Augen laß' ich mir die Sache gefallen; aber ich verbiete Ihnen, Ihre Perſiflage nicht publik zu machen. Ich ſchätze Maupertuis als einen Mann von Kenntniſſen und Gelehrſamkeit, und es iſt unwürdig, ihn öffentlich lächerlich zu machen."

Voltaire, ſich auf die Gunſt des Königs verlaſſend, konnte dem Kitzel nicht widerſtehen, dieſen Aufſatz gedruckt und verbreitet zu ſehen; wider den Befehl ließ er die kleine Brochüre drucken.

Kaum erfuhr dies **Friedrich**, ſo ließ er, mit Recht entrüſtet über ſolche Frechheit, die ganze Auflage konfiſziren und als ein ehrenrühriges Pasquill durch den Schinder in **Berlin** auf dem Gensd'armes-Markt zwiſchen den beiden dort ſtehenden Kirchen, ſo verbrennen, daß Voltaire, der in der Taubenſtraße nicht weit von dem Durchgange, der nach dem Schinken- (jetzt Hausvoigtei-) Platz führt das Feuer aus ſeinem Fenſter ſehen konnte. Zugleich ſchickte er den Abbé des Prades an Voltaire, mit dem Auftrage, ihn im Namen des Königs aufzufordern: eine Entſchuldigung an Maupertuis zu ſchreiben, und ſetzte hinzu: „ich rath' Ihnen wohlmeinend, ſich dazu ohne Umſtände zu verſtehen, denn der König hat mir ausdrücklich aufgetragen, im Fall Ihrer Weigerung, ihm Wort für Wort zu ſagen, wie Sie ſich darüber äußern würden.

Voltaire kam dieſe Aufforderung ſehr unerwartet; durch die Konfiskation und Verbrennung ſeiner Brochüre glaubte er ſich ſchon beſchimpft, und die Anmuthung zu einem Entſchuldigungsſchreiben ſchien ihm noch eine tiefere Demüthigung; ſeine Antwort war daher im höchſten Grade unziemlich.

Und das ſoll ich dem Könige Alles wieder ſagen? fragte der Abbé, in der Meinung, daß Voltaire zu ruhiger und vernünftiger Beſinnung kommen würde.

Dieſer verſetzte aber, kirſchbraun vor Wuth: „Ja!“ fügte noch Äußerungen im Tone einer pariſer Poiſarde hinzu, und gab ihm den erhaltenen Kammerherrnſchlüſſel zurück.

Der Abbé erzählte dem Könige die Scene, doch wahrſcheinlich ſchilderte er mehr den Ingrimm des Franzoſen, als deſſen rohe Äußerungen.

Der König lachte bei dieſer Erzählung, ließ ſich ſolche wiederholen, und da er Voltaire durch die Konfiscation ſeines Pamphlets und durch die Aufforderung, Maupertuis ſchriftlich Abbitte zu thun, hinlänglich gedemüthigt zu haben glaubte, ſandte er ihm nach einigen Tagen den Kammerherrnſchlüſſel zurück, und forderte ihn auf, nach Potsdam zu ihm zu kommen.

Wäre Voltaire konſequent geweſen, ſo hätte er dieſe Einladung ablehnen und wieder in ſeine Heimath zurückkehren müſſen. Es ſchmeichelte aber ſeiner Eitelkeit viel zu ſehr, um den großen Friedrich ſeyn zu dürfen, als daß er ihr nicht hätte Folge leiſten ſollen.

Doch wollte er aus dieſer Zuſammenkunft eine Theaterſcene machen.

Er erſchien alſo vor dem Könige in der Hand einige Exemplare ſeiner Schmähſchrift, und indem er ſich dem Kaminfeuer näherte und ſolche in dieſes warf, rief er mit Pathos aus:

Sire! dies ſind die Ueberbleibſel jener unſeligen gedruckten Bogen, die mich um Ihre Freundſchaft gebracht haben.

„Gemach!“ rief der König, und ſuchte dieſe Bogen aus den Flammen zu retten, während Voltaire mit einer Feuerzange ſie immer tiefer in die Kohlen ſchob. Doch auch dies war ein Theatercoup, denn dem Könige gelang es, die Exemplare, obſchon er ſich dabei etwas die Manſchetten verbraunte, zu retten.

„Sie ſehen,“ ſprach der König mit Milde und Huld: „wie ich hier, unter vier Augen, gern Nachſicht übe und Ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen will. Ein anderes iſt es aber, wenn man es zur Schmähung eines Achtung verdienenden Gelehrten mißbraucht und meinen Befehlen trotzig zuwider handelt.“

Voltaire fand keinen Trieb, die Rolle eines Gekränkten weiter zu ſpielen, und Friedrich vergaß ſeinen frühern Unwillen, da er dieſem gezeigt, wie man nicht ungeahndet ſich Unziemlichkeiten gegen ihn erlauben dürfe.

Das Original war vertilgt, indeß doch ein und das andere Exemplar der Vernichtung entgangen, und es erſchien davon eine Ueberſetzung in's Deutſche, vermehrt mit einer hämiſchen Zueignung an Maupertuis, die aber auch unterdrückt wurde.

Da dieſes Pamphlet noch ein hiſtoriſches Intereſſe hat, verdient es der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, und daher hier einen Platz.

Diatribe

du

Docteur Akakia,

Médecin du Pape,

Decret de l'Inquisition et Rapport des Professeurs de Rome au sujet d'un prétendu President.

Rome MDCCLIII.

Rien n'est plus commun aujourd'hui, que des jeunes Auteurs ignorés, qui mettent sous des noms connus des ouvrages peu

dignes de l'être. Il y a des Charlatans de toute espèce. En voici un, qui a pris le nom d'un Président d'une très-illustre Académie, pour débiter des drogues assez singulières. Il est démontré, que ce n'est pas le respectable Président, qui est l'Auteur des livres, qu'on lui attribuë; car cet admirable Philosophe, qui a découvert, que la Nature agit toujours par les Loix les plus simples, et qui ajoute si sagement, qu'elle va toujours à l'Epargne, auroit certainement épargné au petit nombre de Lecteurs, capables de le lire, la peine, de lire deux fois la même chose, dans le livre intitulé ses Oeuvres, et dans celui, qu'on appelle ses Lettres. Le tiers au moins d'un de ses volumes est copié mot pour mot dans l'autre. Ce grand Homme, si eloigné du charlatanisme, n'auroit point donné au Public des Lettres, qui n'ont été écrites à personne, et sur tout ne seroit point tombé dans certaines petites fautes, qui ne sont pardonnables, qu'à un jeune homme. Je crois, autant qu'il est possible, que ce n'est pas point l'intérêt de ma profession, qui me fait parler ici. Mais on me pardonnera de trouver un peu facheux, que cet Ecrivain traite les Médecins comme ses Libraires; il prétend nous faire mourir de faim. Il ne veut pas, qu'on paye les Médecins, quand malheureusement le malade ne guérit point.

On ne païe point, dit il*), un Peintre, qui a fait un mauvais tableau. O jeune homme! que vous êtes dure et injuste. Le Duc d'Orleans, Régent de France, ne païa-t-il pas magnifiquement le barbouillage, dont Coipel orna la galerie du Palais Royal? Un client, prive-t-il d'un juste salaire son Advocat, parce qu'il a perdu sa cause? un Médecin promet ses soins et non la guérison. Il fait ses efforts, et on le lui paye. Quoi? seriez-vous jaloux même des Médecins.

Que diroit, je vous prie, un homme, qui auroit, par exemple, douze cents ducats de pension, pour avoir parlé de Mathématique et de Métaphysique pour avoir disséqué deux crapaux, et s'être fait peindre avec un bonnet fouré, si le Trésorier venoit lui tenir ce langage: Monsieur, on vous retranche cent ducats, pour avoir écrit, qu'il y a des astres, faits comme de meules de moulin; cent autres ducats, pour avoir écrit, qu'une Comète viendra voler notre Lune, et porter ses attentats jusqu'au Soleil-même; cent autres ducats, pour avoir imaginé, que des Comètes toutes d'or et de diamant tomberont sur la terre; vous êtes taxé à trois cent ducats, pour avoir affirmé, que les enfans se forment par attraction dans le ventre de la mère*), que l'oeil gauche attire la jambe droite**), etc. On ne peut vous retrancher moins de quatre cent ducats, pour avoir imaginé à connoitre la nature de l'ame par le moyen de l'opium, et en dissequant des têtes de Géans, etc. etc. Il est clair, que le pauvre Philosophe perdroit de conte fait toute sa Pension.

---

*) p. 124.

Seroit-il bien aise apres cela, que nous autres Médecins, nous nous moquassions de lui, et que nous assurassions, que les recompenses ne sont faites, que pour ceux, qui écrivent des choses utiles, et non pas pour ceux, qui ne sont connus dans le monde, que par l'envie de se faire connoitre.

Ce jeune homme inconsidéré reproche a mes Confrères les Medecins, de n'etre pas assez hardis. Il dit***), que c'est au hazard et aux nations sauvages, qu'on doit les seuls specifiques connus, et que les Médecins n'en ont pas trouvé un. Il faut lui apprendre, que c'est la seule experience, qui a pu enseigner aux hommes les remèdes, que fournissent les plantes. Hippocrate, Boerhave, Chirac et Senac, n'auroient jamais certainement deviné, en voyant l'arbre du Quinquina, qu'il doit guérir la fièvre; ni en voyant la Rhûbarbe, qu'elle doit purger, ni en voyant des Pavots, qu'ils doivent assoupir. Ce qu'on appelle hazard peut seul conduire à la découverte des plantes; et les Médecins ne peuvent faire autre chose, que de conseiller ces remèdes suivant les occasions. Ils en inventent beaucoup avec le secours de la Chimie; ils ne se vantent pas de guerir toujours, mais ils se vantent de faire tout ce qu'ils peuvent, pour soulager les hommes. Le jeune Plaisant, qui les traite si mal, a-t-il rendu autant de services au genre humain, que celui, qui tira contre toute apparence des portes du tombeau le Maréchal de Saxe après la victoire de Fontenoi?

---

*) Dans les Oeuvres et Lettres.

**) Voyez la Venus physique.

***) pag. 205.

Notre jeune Raisonneur prétend, qu'il faut, que les Médecins ne soient plus qu'empiriques*), et leur conseille de bannir la Théorie. Que direz-vous d'un homme, qui voudroit, qu'on ne se servît plus d'Architectes, pour bâtir des maisons; mais seulement de Maçons, qui tailleroient des pierres au hazard?

Il donne aussi le sage conseil de négliger l'Anatomie**). Nous aurons cette fois-ci les Chirurgiens pour nous. Nous sommes seulement étonnés, que l'Auteur, qui a eu quelques petites obligations aux Chirurgiens de Montpellier dans des maladies, qui demandoient une grande connoissance de l'intérieur de la tête, et de quelques autres parties du ressort de l'Anatomie, en ait si peut de reconnoissance.

Le même Auteur, peu savant apparemment dans l'Histoire, en parlant de rendre les supplices de criminels utiles, et de faire sur leurs corps des experiences, dit***): que cette proposition n'a jamais été éxécutée; il ignore, ce que tout le mond sait, que du temps de Louis XI. on fit pour la prémiere fois en France, sur un homme condamné à mort, l'epreuve de la taille; que la Reine d'Angleterre fit essayer l'inoculation de la petite vérole sur quatre Criminels; et qu'il y a d'autres exemples pareils. Mais si notre Auteur est ignorant, on est obligé d'avouer; qu'il a en recompense une imagination singulière: il veut en qualité de Physicien, que nous nous servions de la force centrifuge, pour guérir une apoplexie****), et qu'on fasse pirouetter le malade. L'idée, à la vérité, n'est pas de lui, mais il lui donne un air fort neuf.

---

*) pag. 119.

**) pag. 120.

***) pag. 198.

****) pag. 206.

Il nous conseille*) d'enduire un malade de poix raisine, ou de percer sa peau avec des aiguilles. S'il exerce jamais la Médecine, et qu'il propose de tels remèdes, il y a grande apparence, que ses malades suivront l'avis qu'il leur donne, de ne point payer le Médecin.

Mais ce qu'il y a d'étrange, c'est que ce cruel ennemi de la Faculté, qui veut, qu'on nous retranche notre salaire si impitoyablement, propose**) pour nous adoucir, de ruiner les malades. Il ordonne (car il est despotique), que chaque Médecin ne traite qu'une seule infirmité: de sort que si un homme a la goutte, la fièvre, le devoiement, le mal aux yeux, ou mal à l'oreille, il lui faudra païer cinq Médecins, au lieu d'un. Mais peut-être aussi que son intention est, que nous n'aïons chacun que la cinqième partie de la rétribution ordinaire. Je reconnois bien là sa malice. Bientôt on conseillera aux Devots, d'avoir des Directeurs pour chaque vice: un, pour l'ambition sérieuse des petites choses, un, pour la jalousie cachée sous un air dur et impérieux, un, pour la rage de caballer beaucoup pour des riens, un, pour d'autres misères; mais ne nous égarons point, et revenons à nos confrères.

Le meilleur Médecin, dit-il, est celui, qui raisonne le moins. Il paroit être en Philosophie aussi fidèle à cet Axiome, que le Père Canaie***) l'étoit en Theologie: cependant, malgré sa haine contre le raisonnement, on voit, qu'il a fait de profondes méditations sur l'art de prolonger la vie. Prémièrement, il convient avec tous les gens sensés, et c'est de quoi nous le félicitons, que nos Pères vivoient huit à neuf cents ans.

En suite aïant trouvé tout seul, et indépendamment de Leibnitz, que la maturité n'est point l'age de la force, l'age viril; mais que c'est la mort, il propose de reculer ce point de maturité****), comme on conserve des oeufs, en les empéchant d'éclore. C'est un beau secrét!

---

*) pag. 206.

**) pag. 208.

***) Voyez St. Evremond.

****) pag. 76.

et nous lui conseillons de se faire bien assûrer l'honneur de cette Découverte, dans quelques poulailliers, ou par sentence criminelle de quelque Académie.

On voit par le compt que nous venons de rendre, que si ces lettres imaginaires étoient d'un Président, elles ne pourroient d'être que d'un Président de Bedlam*), et qu'elles sont incontestablement, comme nous l'avons dit, d'un jeune homme, qui s'est voulu parer du nom d'un Sage respecté, comme on sait, dans tout l'Europe, et qui a consenti d'être declaré grand Homme. Nous avons vû quelquefois au Carneval en Italie, Arlequin deguisé en Archevêque: mais on déméloit bien-vite Arlequin, à la manière, dont il donnoit la bénédiction. Tôt ou tard on est reconnu! Cela rapelle une fable de la Fontaine:

> Un petit bout d'oreille, échappé par malheur,
> Découvrit la fourbe et l'erreur.

Ici on voit des oreilles toutes entières.

Decret de l'inquisition de Rome.

Nous, Père Pancrace, et Inquisiteur pour la foi, avons lû la Diatribe de Monsignor Akakia, Médecin ordinaire du Pape, sans savoir ce que veut dire Diatribe, et n'y avons rien trouvé de contraire à la foi ni au décrétales. Il n'en est pas de même des Oeuvres et Lettres du jeune inconnu, déguisé sous le nom d'un Président.

Nous avons, après avoir invoqué le St. Esprit, trouvé dans les Oeuvres, c'est-a-dire dans l'in quarto de l'Inconnu, force propositions téméraires, malsonantes, hérétiques et sentant l'héresie. Nous les condamnons collectivement, séparément, et respectivement.

Nous anathématisons specialement et particulièrement l'Essai de Cosmologie, ou l'inconnu aveuglé par les principes des enfans de Belial, et accoutumé à trouver tout mauvais, insinuë, contre la parole de l'Ecriture**), que c'est un defaut de providence, que les araignées prennent des mouches, et dans laquelle Cosmologie, l'Auteur fait ensuite entendre, qu'il n'y a d'autre preuve de l'existence de Dieu, que dans Z égal à Be divisé par A plus B *). Or ces caractères étant tiré du Grimoire, et visiblement diaboliques, nous les déclarons attentatoires à l'autorité du St. Siège.

---

*) Les petites maisons de Londres.

**) Oeuv. pag. 9.

Et comme selon l'usage nous n'entendons pas un mot aux matières, qu'on nomme de Physique, Mathématique, Dynamique, Metaphysique etc., et nous avons enjoiet aux révérends Professeurs de Philosophie, du collège de la Sapience, d'examiner les Oeuvres et les Lettres du jeune inconnu, et de nous en rendre un compte fidéle.

Ainsi Dieu leur soit en aide.

Jugement des Professeurs du College de la Sapience.

1.

Nous declarons, que les loix sur le choc des corps parfaitement durs sont puériles et imaginaires, attendu **), qu'il n'y a aucun corps connu parfaitement dur, mais bien des esprits durs, sur les quels nous avons en vain tâché d'opérer.

2.

L'assertion, que le produit de l'espace par la vitesse est toujours un minimum ***), nous a semblé fausse; car ce produit est quelquefois un maximum, comme Leibnitz le pensoit, et comme il est prouvé. Il paroit, que le jeune Auteur n'a pris que la moitié de l'idée de Leibnitz; et en cela nous ne disculpons de l'imputation, qu'il dit, qu'on lui a faite d'avoir pris l'idée de Leibnitz toute entière.

3.

Nous adhérons en outre à la censure que Monsignor Akakia, Médecin du Pape, et tant d'autres ont faite des Oeuvres du jeune Pseudonyme et surtout*) de la Venus Physique. Nous conseillons au jeune Auteur, quand il procédera avec sa femme, (s'il en a une) à l'oeuvre de la génération, de ne plus penser, que l'enfant se forme dans l'uterus par le moyen de l'attraction, et nous l'exhortons, s'il commet le péché de la chair, à ne pas envier le sort des colimaçons en amour; ni celui des crapaux, et à imiter moins le stile de **Fontenelle**, quand la maturité de l'âge aura formé le sien.

---

*) Oeuv. pag. 45.

**) — pag. 4.

***) — pag. 44.

Nous venons à l'examen des Lettres, qui nous avons jugées contenir, par un double emploi vicieux, presque tout ce qui est dans les Oeuvres: et nous l'exhortons à ne plus débiter deux fois la même marchandise, sous des noms différens, parce que cela n'est pas d'un honnête Negociant, comme il devoit l'être.

Examen des Lettres.

1.

Il faut d'abord que le jeune Auteur aprenne, que la **prévoyance****) n'est point appellé dans l'homme, **prévision**: que ce mot prévision est uniquement connoissance, par laquelle Dieu voit l'avenir. Il est bon, qu'il sache la force des termes, avant de se mettre à écrire. Il faut qu'il sache, que l'ame ne **s'appercoit** point d'elle même: elle voit des objets et ne se voit pas; c'est la sa condition. Le jeune Ecrivain peut aisément réformer ses erreurs.

2.

Il est faux, que **la memoire nous fasse plus perdre que gagner***). Le Candidat doit apprendre, que la memoire est la faculté de retenir des idées, et que sans cette faculté l'homme ne pourroit rien faire entendre, ni même presque rien connoitre, ni se conduire sur rien, qu'il seroit absolument imbécile; il faut que le jeune homme consulte sur cela ses Professeurs.

---

*) pag. 248,

**) pag. 3.

***) pag. 5.

3.

Nous sommes obligés de déclarer ridicule cette idée*), que l'ame est comme un corps, qui se remet dans son état après avoir été agitê, et qu'ainsi l'ame revient à son état de contentement, ou de détresse, qui est son état naturel. Le Candidat s'est mal exprimé. Il vouloit dire apparement, que chacun revient à son caractère; qu'un homme par exemple après s'être efforcé de faire le Philosophe revient aux petitesses ordinaires etc. mais des vérités si triviales ne doivent pas être redites: c'est le défaut de la jeunesse de croire, que des choses communes pouvent recevoir un caractère de nouveauté par des expressions communes et obscures.

4.

Le Candidat se trompe, quand il dit, que l'étenduë n'est qu'une perception**) de notre ame. S'il fait jamais de bonnes études, il verra que l'étenduë n'est pas, comme le son et les couleurs, qui n'existent que dans nos sensations; mais que l'étenduë existe independamment de nos sensations, comme le sait tout Ecolier.

5.

A l'égard de la nation Allemande, qu'il vilipende***), et qu'il traite d'imbecile, en termes équivalens, cela nous paroit ingrat et injuste; ce n'est pas tout de se tromper, il faut être poli. Il se peut faire, que le Candidat ait cru inventer quelque chose après Leibnitz, mais nous dirons à ce jeune homme, que ce n'est pas lui, qui a inventé la poudre.

6.

Nous craignons, que l'Auteur n'inspire à ses camerades quelques petites tentations de chercher la pierre Philosophale****): car, dit-il, sous quelque aspect qu'on la considère, on ne peut en prouver l'impossibilité. Il est vrai, qu'il avouë, qu'il y a de la folie, à emploir son bien à la chercher; mais comme en parlant de la somme du bonheur, il dit, qu'on ne peut demontrer la Religion Chretienne, et que cependant bien des gens la suivent: il se pourroit à plus forte raison, que quelques personnes se ruïnassent à la recherche du grand Oeuvre, puis qu'il est possible selon lui de le trouver.

---

*) pag. 8.

**) pag. 15.

***) pag. 50. 52.

****) pag. 41.

7.

Nous passions plusieurs choses, qui fatigueroient la patience du lecteur, et l'intelligence de Mr. l'Inquisiteur; mais nous croyons, qu'il sera fort surpris d'apprendre, que le jeune étudiant*) veuille absolument disséquer des cervaux de Géants hauts de douze piés, et des hommes vélùs, portant queuë, pour sonder la nature de l'intelligence humaine; qu'avec l'opium et des rèves il modifie l'ame, qu'il fasse naitre des anguilles grosses d'autres anguilles, avec de la farine délayée, et des poissons avec des grains de blé**). Nous prenons cette occasion de divertir Monsieur l'Inquisiteur.

8

Mais Mr. l'Inquisiteur ne rira plus, quand il verra, que tout le monde peut devenir Prophète; car l'Auteur ne trouve pas plus de difficulté à voir l'avenir, que le passé. Il avouë***), que les raisons en faveur de l'Astrologie judiciare sont aussi fortes que les raisons contre elle. Ensuite il assure****) que la perception du passé, du présent et de l'avenir, ne different†) que par le dégré d'activité de l'ame. Il espère qu'un peu plus de chaleur et d'exaltation dans l'imagination pourra servir à montrer l'avenir, comme la mémoire montre le passé. Nous jugeons unanimement, que sa cervelle est fort exaltée, et qu'il va bientôt prophétiser. Nous ne savons pas encore, s'il sera prophète dans son païs, s'il sera des grands, ou des petites Prophètes; mais nous craignons, qu'il ne soit Prophète de malheur: puisque dans son traité du bonheur même, il ne parle que d'affliction; il dit*) sur tout, que tous les fous sont malheureux. Nous faisons à tous ceux, qui le sont, un compliment de condoleance; mais si son ame exaltée a vu l'avenir, n'a-t-elle pas vu un peu de ridicule?

---

*) pag. 222. 223.

**) pag. 143.

***) pag. 147.

****) pag. 151.

†) pag. 154.

9.

Il nous paroit avoir quelque envie d'aller aux terres australes**), quoiqu'en lisant son livre, on soit tenté de croire, qu'il en revient; cependant il semble ignorer, qu'on connoit il y a longtems la Terre de Fréderic Henri, située par de-là le quarantiéme dégré de latitude meridionale; mais nous l'avertissons, que si, au lieu d'aller aux terres australes, il prétend***) naviger tout droit directement sous le Pole arctique, personne ne s'embarquera avec lui. Il doit encore être assuré, que s'il parvient à faire, comme il le prétend****), un Trou, qui aille jusqu'au centre de la terre (ou il veut apparement se cacher de honte d'avoir avancé de telles choses), on ne le suivra pas dans son trou, plus que sous le Pole.

10.

Pour conclusion nous prions Mons. le Docteur **Akakia**, de lui prescrire des ptisannes refraichissantes; nous l'exhortons à étudier dans quelque Université, et à y être modeste.

Si jamais on envoye quelques Physiciens vers la Finlande, pour verifier, s'il se peut par quelques mesures, ce que **Newton** a decouvert par la sublime Théorie de la gravitation, et des forces centrifuges, s'il est nommé de ce voyage, qu'il ne cherche point continuellement à s'élever au dessûs de ses

---

*) pag. 9.

**) pag. 172.

***) pag. 174.

****) pag. 186.

Compagnons, qu'il ne se faſſe point peindre seul applatiſſant la terre, ainsi qu'on peint Atlas portant le ciel, comme si l'on avoit changé la face de l'Univers, pour avoir été se rejouir dans une ville, ou il y a Garnison Suédoise; qu'il ne cite pas à tout propos le Cercle Polaire.

Si quelque Compagnon d'étude vient lui proposer avec amitié un avis différent du sien, s'il lui fait confidence, qu'il s'appuie sur l'autorité de Leibnitz et de plusieurs autres Philosophes, s'il lui montre en particulier une lettre de Leibnitz, qui contredise formellement notre Candidat; qu'il n'aille pas s'imaginer sans réflexion et crier par tout: qu'on a forgé une lettre de Leibnitz, pour lui ravir la gloire d'être un Original.

Qu'il ne prenne pas l'erreur, où il est tombé, sur un point de Dynamique absolument inutile dans l'usage, pour une découverte admirable.

Si cè Camerade après lui avoir communiqué plusieurs fois son ouvrage, dans lequel il le combat avec la discretion la plus polie, et avec éloge, l'imprime de son consentement, qu'il se garde bien de vouloir passer cet Ouvrage de son adversaire pour un crime de Lèse Majesté Académique. Si ce Camerade lui a avoué plusieurs fois, qu'il tient la lettre de Leibnitz, ainsi que plusieurs autres, d'un homme mort il y a quelques années, que le Candidat n'en tire pas d'avantage avec malignité, qu'il ne se serve pas à peu près des mêmes artifices, dont quelqu'un s'est servi contre les Mairan, les Cassini et d'autres vrais Philosophes; qu'il n'exige jamais dans une dispute frivole, qu'un mort ressuscite, pour rapporter la minute inutile d'une lettre de Leibnitz, et qu'il réserve ce miracle pour le tems, où il prophétisera; qu'il ne commette personne dans une querelle de néant, que la vanité veût rendre importante, et qu'il ne faſſe point intervenir les Dieux dans la guerre des rats et des grenouilles. Qu'il n'écrive point lettres sur lettres à une grande Princeſſe, pour forcer au silence son adversaire, et pour lui lier les mains, afin de l'aſſaſſiner à loisir.

Que dans une miserable dispute sur la Dynamique, il ne faſſe point sommer, par un exploit Académique, un Professeur de comparoitre dans un mois; qu'il ne le fasse point condamner par contumace, comme aïant attenté à sa gloire, comme forgeur de lettres et faussaire, sur-tout quand il est évident, que les lettres de **Leibnitz** sont de **Leibnitz**; et qu'il est prouvé, que les lettres sous le nom d' un Président n'ont pas été plus reçuës de ses correspondans, que luës du Public.

Qu'il ne cherche point à interdire à personne la liberté d'une juste défense; qu'il pense qu'un homme, qui a tort, et qui veut deshonorer celui, qui a raison, se deshonore soi même.

Qu'il croyra, que tous les gens de lettres sont égaux, et il gagnera à cette égalité.

Qu'il ne s'avise jamais de demander, qu'on n'imprime rien, sans son ordre.

Nous finissons par l'exhorter à être docile, à faire des études sérieuses, et non de caballes vaines; car ce qu'un savant gagne en intrigues, il le perd en génie; de même que dans la Méchanique, ce qu'on gagne en tems on le perd en forces. On n'a vu que trop souvent des jeunes gens, qui ont commencé à donner de grandes espérances et par de bons oeuvres et finissent enfin par n'écrire que des sottises, parce qu'ils ont substitué la vanité à l'étude, et la dissipation, qui affoiblit l'esprit, au recueillement, qui le fortifie; on les a loués, et ils ont cessé d'être louables; on les a recompensés, et ils ont cessé de mériter de recompenses; ils ont voulu paroitre, et ils ont cessé d'être; car lorsque dans un Auteur une somme d'erreurs est égale à un somme de ridicules, le néant vaut son existence.

Dieſe Schmähſchrift wurde ſogleich überſetzt und mit einer Zueignung an **Maupertuis** gedruckt, die aber ebenfalls konfiſzirt wurde. Beide folgen hier mit diplomatiſcher Treue; man kann daraus zugleich ſehen, wie ſteif und ſchwerfällig man damals noch in deutſcher Sprache ſchrieb, obgleich die Zueignung ganz den Ton der Perſiflage des Originals beibehalten hat.

Diatribe

des Doktors Akakia

päbſtlichen Leibarztes.

Decret der Inquiſition, und Bericht der Profeſſoren zu Rom, wegen eines vorgegebnen Präſidenten.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 1753.

Zueignungsſchrift an den Herrn Peter Ludwig Moreau von Maupertuis, aus St. Malo gebürtig, Präſidenten der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte in Berlin.

Würdiger Herr Präſident!

Und wenn Sie mir auch ſonſt gar nicht bekannt wären, als aus einem Stammbuche, in welches Sie, wie ich ſelbſt geſehen, auſſer Ihrem Namen, nichts geſchrieben, als die erhabenen Worte: J'ai mésuré la Terre: ſo würde ich doch, bloß aus dieſem Grunde, nicht unterlaſſen können, Ihnen die Ueberſetzung eines Werkes zuzueignen, welches Ihnen ſo viel Ehre macht. Ich weis, daß Sie, aus einer nur den größten Geiſtern eigenen edlen Ruhmbegierde, die Ueberſetzungen derjenigen Schriften in allerley Sprachen, und die verſchiedenen Ausgaben derjenigen Werke lieben, welche Ihren Ruhm ausbreiten. Ihre *Coſmologie*, zum Exempel, iſt nicht nur, auf Dero Befehl, in verſchiedenen Formaten einzeln, nachdem das meiſte davon vorher ſchon in Paris und Berlin war gedruckt worden, herausgekommen, und hernach in einer Sammlung erſchienen; ſondern ſie iſt auch auf Ihre Veranſtaltung ins Deutſche überſetzt worden. Von Ihrer *beſtimmten Figur der Erde* hat man mehr als eine Deutſche und eine Lateiniſche Ueberſetzung. Ihr *Verſuch einer Sittenphiloſophie* iſt etliche mal und an verſchiedenen Orten gedruckt und unter Ihren Augen von einem General ins Deutſche, und von einem Musketier ins Italiäniſche überſetzt worden. Ihre *Briefe über den Fortgang der Wiſſenſchaften* hatten kaum einzeln das Licht der Welt erblicket, ſo erchienen ſie ſchon mit der Cosmologie und der Sittenphiloſophie in ſner Sammlung, und wurden auch, zu Dero beſonderm Wohlge- allen, ins Deutſche überſetzt. Aber gleichwie nicht nur Ihre eigene Schriften Ihnen allemal Ehre machen müſſen: ſo iſt dieſes auch icht weniger von denen zu erwarten, welche der Welt Dero Lob kund machen, und worinne der Verfaſſer stans pede in uno die faſt unendliche Anzahl Ihrer groſſen Verdienſte her erzählet. Von dieſer Art iſt der Brief eines Berliniſchen Akademiſten an einen Pariſiſchen Akademiſten, von welchem faſt zu gleicher Zeit das Franzöſiſche Original, und eine Deutſche und eine Italiäniſche Ueberſetzung, herauskamen. Die bekannten Briefe, welche Herr Euler und der berühmte Herr Merian, aus der Bärenſtraße unter die Linden, und unter den Linden in die Bärenſtraße, Lateiniſch zu Dero Vertheidigung an einander geſchrieben haben, wurden, nebſt dem Original, zugleich Franzöſiſch, auf Unkoſten Ihrer Akademie, wie alles, was Ihnen, als ihrem lieben Präſidenten, Vergnügen und Ehre ſchaffen kann, gedruckt. Gegenwärtiges Werk Ihres groſen Verehrers, des Herrn Doctors Akakia, nebſt dem, was ihm anhängig iſt, verdienet mit größerem Rechte, als alle itzt genannte Schriften, in alle Sprachen überſetzt zu werden, da es Ihre Ehre nachdrücklich gegen einen verwägenen Jüngling rettet, welcher ſeinen Oeuvres und Lettres Dero bis unter den Polarzirkel berühmten Namen, um durch denſelben gleichfalls berühmt zu werden, vorgeſetzet, und die Welt dadurch bereden wollen, als könnte er Sachen ſchreiben, die eines Mannes würdig wären, welcher die Erde gemeſſen, und Lappland geſehen. Ich hoffe alſo, daß dieſe meine Deutſche Ueberſetzung, welcher eine Italiäniſche, eine Engliſche und eine Holländiſche bald folgen dürften, von Ihnen nicht nur Dero Beyfalls, ſondern auch eines jährlichen Gehalts, aus der zum gemeinen Nutzen beſtimmten Caſſe der Akademie, würdig geſchätzt werden wird. Dieſes letztere iſt auch hauptſächlich die Urſache, warum ich für Dero Ehre arbeite, und warum ich, bis zum Austrag der Sache, unaufhörlich bin

meines würdigen Herrn Präſidenten

Tripstrille,
den 21. Decemb. 1752.

unterthäniger Diener,
Der Ueberſetzer.

Diatribe des Doctors Akakia, Päbſtlichen Leibarztes

Nichts iſt heutiges Tages gemeiner, als daß junge unwiſſende Schriftſteller ihre Werke unter bekannten Namen, deren dieſelben gar nicht würdig ſind, herausgeben. Es giebt allerley Arten von Charlatanen. Itzo iſt einer aufgeſtanden, welcher den Namen eines Präſidenten einer ſehr berühmten Akademie angenommen hat, um gar beſondere Arzneymaterialien los zu werden. Es iſt ausgemacht, daß nicht der verehrungswürdige Präſident der Verfaſſer derjenigen Bücher iſt, welche man ihm zuſchreibet; denn dieſer vortreffliche Philoſoph, welcher entdecket hat, daß die Natur allezeit nach den einfachſten Geſetzen wirket, und welcher ſo weislich hinzuſetzet, daß ſie alles auf das ſparſamſte einrichtet, hätte gewiß der kleinen Anzahl der Leſer, welche dieſes leſen können, die Mühe erſparet, einerley Sache in dem Buche, welches ſeine Oeuvres betitelt iſt, und in dem, welches man ſeine Lettres nennet, zweymal zu leſen. Der dritte Theil des einen dieſer ſeiner Bücher iſt wenigſtens von Wort zu Wort in dem andern ausgeſchrieben. Dieſer große Mann, welcher ſo weit von der Charlatanerie entfernet iſt, würde gewiß nicht Briefe herausgegeben haben, welche an keinen Menſchen geſchrieben ſind, und vornehmlich würde er nicht in gewiſſe kleine Fehler verfallen ſeyn, welche nur einem jungen Menſchen vergeben werden können.

Ich glaube, ſo viel es möglich iſt, daß nicht der Nutzen meiner Profeſſion mich hier reden heiſt. Aber man wird mir verzeihen, daß ich es ein wenig übel nehme, daß dieſer Schriftſteller mit den Aerzten ſo umgehet, wie mit ſeinen Verlegern; er will ſie vor Hunger ſterben laßen. Er will nicht, daß man die Aerzte bezahle, wenn unglücklicher Weiſe der Kranke nicht geſund wird. Er ſagt*): Man bezahlt einen Mahler nicht, welcher ein ſchlechtes Gemählde verfertigt hat. O mein junger Herr, wie hart und ungerecht ſind Sie! Bezahlte nicht der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, die Schmiererey ſehr hoch, mit welcher Coipel die Gallerie des Königlichen Palaſtes zierte? Entzieht ein Client einem Advokaten eine billige Belohnung, weil er ſeinen Proceß verlohren hat? Ein Arzt verſpricht ſeine Sorgfalt, und nicht die Heilung. Er wendet ſeine Mühe an, und man bezahlt ſie ihm. Wie? ſollten Sie auch auf die Aerzte eiferſüchtig ſeyn?

---

*) 124. Seite.

Ich bitte Sie, ſagen Sie mir, was würde ein Mann ſagen, welcher zwölfhundert Ducaten Gehalt hätte, weil er von der Mathematik und Metaphyſik geredet, weil er zwei Kröten anatomiret, und weil er ſich mit einer Pelzmütze mahlen laſſen, was würde der ſagen, wenn der Schatzmeiſter zu ihm käme, und ihn alſo anredete: Mein Herr, man ziehet Ihnen hundert Ducaten ab, weil Sie geſchrieben haben, es gäbe Sterne, welche ausſähen, wie Mühlſteine; ferner hundert Ducaten, weil Sie geſchrieben haben, es werde ein Comet kommen, und unſern Mond ſtehlen, und ſich ſogar über die Sonne her machen; noch ferner hundert Ducaten, weil Sie ſich eingebildet haben, es würden ganz goldene und demantene Cometen auf die Erde fallen. Es iſt Ihnen eine Strafe von dreihundert Ducaten zuerkannt worden, weil Sie behauptet haben, die Kinder würden im Mutterleibe durch die Anziehungskraft gebildet*), das linke Auge zöge den rechten Fuß an**), u. ſ. w. Man kann Ihnen nicht weniger als vierhundert Ducaten abziehen, weil Sie geglaubet haben, Sie könnten die Natur der Seele durch Zergliederung der Rieſenköpfe kennen lernen, ꝛc. ꝛc. Man ſieht, daß der arme Philoſoph nach gemachter Rechnung ſein ganzes Gehalt verliehren würde. Würde es uns übrigen Aerzten hernach wohl leicht ſeyn, uns über ihn aufzuhalten, und zu behaupten, die Belohnungen gehörten nur für diejenigen, welche nützliche Sachen ſchreiben, und nicht für die, welche in der Welt durch nichts bekannt ſind, als durch ihre Begierde, ſich bekannt zu machen?

Dieſer unbedachſame Jüngling wirſt meinen Mitbrüdern, den Aerzten, vor, daß ſie nicht dreiſte genug wären. Er ſagt***), man hätte dem Zufalle und wilden Völkern die einzigen bekannten beſondern Mittel wider einzelne Krankheiten zu danken, und die Aerzte hätten kein einziges entdeckt. Man muß ihm ſagen, daß nichts, als die Erfahrung, die Menſchen diejenigen hat lehren können, welche die Pflanzen darreichen. **Hippokrates**, **Boerhave**, **Chirac** und

---

*) In den Oeuvres und Lettres.

**) Man ſehe die Venus physique.

***) 205. Seite.

Senac würden es gewiß niemals errathen haben, wenn ſie den Chinabaum geſehen, daß er das Fieber heilen müſſe, auch nicht, wenn ſie die Rhabarber geſehen, daß ſie purgiren müſſe, auch nicht, wenn ſie Mohnköpfe geſehen, daß ſie den Schlaf verurſachen müſſen. Das, was man Zufall nennet, kann uns allein zu Entdeckung der Eigenſchaften der Pflanzen verhelfen, und die Aerzte können nichts anders thun, als ſich dieſer Mittel bey Gelegenheit bedienen. Sie erfinden ihrer viel durch Hülfe der Chymie; ſie rühmen ſich nicht, allemal heilen zu können: aber ſie rühmen ſich, alles zu thun, was ſie können, um den Menſchen zu helfen. Hat der luſtige Jüngling, welcher ihnen ſo übel mitfährt, dem menſchlichen Geſchlechte wohl ſo viel Dienſte gethan, wie derjenige welcher den Marſchall von Sachſen, nach der Schlacht bey Fontenoi, wider alles Verhoffen, dem Grabe entriß?

Unſer junger Naſeweiß will haben, die Aerzte ſollen künftig nur empiriſch verfahren*), und er räth ihnen, die Theorie zu verbannen. Was würde man von demjenigen ſagen, welcher verlangte, daß man ſich zum Häuſerbauen keiner Baumeiſter mehr, ſondern nur der Maurer, bedienen ſollte, welche die Steine auf ein Gerathewohl zuſchneiden würden?

Er giebt auch den weiſen Rath, das Anatomiren zu unterlaſſen**). Hierinne werden wir die Wundärzte auf unſerer Seite haben. Wir wundern uns nur, daß der Verfaſſer, welcher gegen die Wundärzte zu Montpellier bey gewiſſen Krankheiten, welche eine große Kenntniß der innern Theile des Kopfes, und einiger andern zur Anatomie gehörigen Theile, erfordern, einige kleine Verbindlichkeiten gehabt hat, ſo undankbar gegen dieſelben iſt.

Eben dieſer Schriftſteller, welcher, wie es ſcheint, in der Hiſtorie nicht ſehr erfahren iſt, ſagt, indem er erwähnet, daß man die Hinrichtung der Uebelthäter nützlich machen, und an ihren Körpern Verſuche anſtellen ſollte, daß dieſer Vorſchlag niemals ausgeführt worden***). Er weis nicht, was jedermann weis, daß man nämlich unter Ludwigen dem XI. in Frankreich zum erſtenmal an einem zum Tode verurtheilten Menſchen die Probe mit dem Steinſchnitt gemacht hat, daß die Königinn in England die Inoculation der Pocken an vier Uebelthätern verſuchen ließ, und daß man mehr dergleichen Exempel hat.

---

*) 119. Seite.

**) 120. Seite.

***) 198. Seite.

Aber wenn unſer Autor unwiſſend iſt, ſo muß man doch geſtehen, daß er dafür eine beſondere Einbildungskraft hat. Er will, als ein Naturkündiger, daß wir uns zu Heilung des Schlagfluſſes der Centrifugalkraft bedienen ſollen*), und daß man den Kranken Pirouetten machen laſſe. Der Einfall kömmt wirklich nicht von ihm; aber er giebt ihm ein ſehr neues Anſehen.

Er räth uns**), einen Kranken zu überpicken, oder ihm die Haut mit Nadeln zu zerſtechen. Wenn er ja ein Arzt iſt, und ſolche Mittel vorſchlägt, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſeine Kranken dem Rathe folgen werden, welchen er ihnen giebt, daß ſie nämlich den Arzt nicht bezahlen werden.

Aber das iſt was ganz beſonders, daß dieſer grauſame Feind der Facultät, welcher uns ſo unbarmherziger Weiſe unſere Beſoldung verringern will, um uns zufrieden zu ſtellen, vorſchlägt***), die Kranken zu ruiniren. Er befiehlt, (denn er iſt despotiſch) jeder Arzt ſoll nur eine einzige Krankheit heilen, ſo, daß, wenn einer das Podagra, das Fieber, den Durchfall, böſe Augen, und Ohrenſchmerzen hat, derſelbe fünf Aerzte, an ſtatt einen, bezahlen muß. Aber vielleicht will er auch, daß wir jeder nur den fünften Theil von der gewöhnlichen Bezahlung haben ſollen. Ich kenne ſeine Bosheit ſchon. Bald wird man den Andächtigen den Rath geben, über jedes Laſter Aufſeher zu haben; einen über den ernſthaften Ehrgeiz in Kleinigkeiten, einen über die unter einem harten und gebieteriſchen Weſen verborgene Eiferſucht, einen über die Raſerey, viel Händel um Nichts anzuſpinnen, einen über andere Schwachheiten. Aber wir wollen uns nicht verirren, ſondern auf unſere Mitbrüder zurück kommen.

Er ſagt: Der beſte Arzt iſt der, der am wenigſten überlegt. Er ſcheint in der Philoſophie eben ſo ſehr an dieſen

---

*) 206. Seite.

**) 206. Seite.

***) 208. Seite.

Grundſatz zu glauben, als ehemals in der Theologie der Pater Canaie. Inzwiſchen ſieht man doch, ſo ſehr er auch das Ueberlegen haſſet, daß er tiefſinnige Betrachtungen über die Kunſt, das Leben zu verlängern, angeſtellt hat.

Erſtlich kömmt er darinne mit allen geſcheuten Leuten überein, und wir wünſchen ihm dazu Glück, daß unſere Voraltern acht bis neun hundert Jahr gelebet haben. Nachdem er hernach ganz allein und unabhängig von Leibnitzen gefunden, daß die Reiſe nicht das Alter der Kräfte, das männliche Alter, iſt, ſondern der Tod, ſo ſchlägt er vor, dieſen Punkt der Reiſe weiter hinaus zu ſetzen*), wie man Eyer erhält, indem man macht, daß keine Jungen auskriechen können. Dieſes iſt ein ſchönes Geheimniß, und wir rathen ihm, ſich die Ehre dieſer Entdeckung in einigen Hünerſtällen, oder durch eine Criminalſentenz einer Akademie wohl verſichern zu laſſen.

Man ſieht aus dem von uns itzo erſtatteten Berichte, daß, wenn dieſe eingebildeten Briefe von einem Präſidenten wären, ſie von keinem andern, als von einem Präſidenten von Bedlam**), ſeyn könnten, und daß ſie unwiderſprechlich, wie wir geſagt haben, von einem Jünglinge herrühren, welcher ſich mit dem Namen eines Weiſen hat ſchmücken wollen, eines Weiſen, der, wie man weis, in ganz Europa verehrt wird, und welcher ſeine Einwilligung gegeben hat, zum groſſen Manne erkläret zu werden. Wir haben einigemal bey dem Carnaval in Italien, den Harlequin in einen Erzbiſchof verkleidet geſehen: aber man erkannte den Harlequin gar bald aus der Art, mit welcher er den Segen ertheilte. Erkannt muß man werden, es ſey über kurz oder über lang. Hierbey fällt uns eine Fabel des la Fontaine ein:

Un petit bout d'oreille, échappé par malheur,
Découvrit la fourbe et l'erreur.

Hier ſieht man ganze Ohren.

Decret der Inquiſition zu Rom.

Wir Pater Pancraz ꝛc. Inquiſitor des Glaubens, haben die Diatribe des Signor Akakia, Päbſtlichen Leibarzts, geleſen, ohne zu wiſſen, was Diatribe heiſt, und wir haben nichts darinne gefunden, was dem Glauben oder den Decretalen zuwider wäre. Ganz anders verhält es ſich mit den Werken und Briefen des jungen Unbekannten, welcher ſich unter dem Namen eines Präſidenten verſtecket hat.

---

*) 76. Seite.

**) Die Narrenhäuſer zu London.

Wir haben, nachdem wir den h. G. angeruffen, in den Werken, das iſt, in dem Quartanten des Unbekannten, eine Menge verwägener, übellautender, ketzeriſcher und ketzerhafter Sätze gefunden. Wir verdammen ſie zuſammengenommen, beſonders und verhältnißweiſe.

Wir anathematiſiren vornehmlich und beſonders den Verſuch der Cosmologie, worinne der durch die Grundſätze der Kinder des Belial verblendete Unbekannte, welcher gewohnt iſt, alles böſe zu befinden, wider die Worte der Schrift, behauptet*), daß es ein Fehler der Vorſicht iſt, daß die Spinnen Fliegen fangen, und in welcher Cosmologie der Autor hernach zu verſtehen giebt, daß man keinen andern Beweis des Daſeyns Gottes habe, als Z gleich BC dividiret durch A plus B**). Da aber dieſe Charaktere aus dem Höllenzwange genommen, und offenbar teufliſch ſind, ſo erklären wir ſie als dem Anſehen des heiligen Stuhls nachtheilig.

Und da wir, wie gewöhnlich, kein Wort von denen Materien verſtehen, welche man Phyſik, Mathematik, Dynamik, Metaphyſik ꝛc. nennet, ſo haben wir den ehrwürdigen Profeſſoren der Philoſophie im Collegio der Weisheit aufgetragen, die Werke und die Briefe des jungen Unbekannten zu unterſuchen, und uns davon treulichen Bericht zu erſtatten. Gott ſtehe ihnen bey!

Urtheil der Profeſſoren des Collegii der Weisheit.

1. Wir erklären, daß die Geſetze des Stoßes vollkommen harter Körper kindiſch und eingebildet ſind, indem kein vollkommen harter Körper bekannt iſt***), wohl aber giebt es harte Geiſter, auf welche wir vergebens zu wirken geſucht haben.

---

*) Oeuv. pag. 9.

**) — pag. 45.

***) — pag. 4.

2. Das Vorgeben, daß das Product des Raumes durch die Geſchwindigkeit allezeit ein Kleinſtes iſt*), hat uns falſch geſchienen. Denn dieſes Product iſt zuweilen ein Größtes, wie Leibnitz urtheilte, und welches auch bewieſen iſt. Es ſcheint, als ob der junge Autor Leibnitzens Begriff nur halb genommen habe: und hierinne ſprechen wir ihn von der Beſchuldigung frey, welche er ſagt, daß man ſie ihm gemacht, nämlich, daß er Leibnitzens Begriff ganz genommen.

3. Wir geben ferner der Cenſur Beyfall, welche Signor Akkia, Päbſtlicher Leibarzt, und ſo viele andere, von den Werken des jungen Pſeudonymus, vornehmlich von ſeiner phyſikaliſchen Venus**), gemacht haben. Wir rathen dem jungen Autor, wenn er mit ſeiner Frau (woſern er eine hat) zum Werke der Erzeugung ſchreiten wird, nicht mehr daran zu gedenken, daß das Kind im Mutterleibe durch die Anziehungskraft gebildet wird; und wir vermahnen ihn, wenn er die Sünde des Fleiſches begeht, den Waſſerjungfern und den Kröten ihr Glück in der Liebe nicht zu beneiden, und die Schreibart des Fontenelle nicht zu ſehr nachzuahmen, wenn ein reifes Alter die ſeinige wird gebildet haben.

Wir kommen zur Unterſuchung der Briefe, aus welchen wir geurtheilt haben, daß ſie, durch eine doppelte unrechte Anwendung, faſt alles das, was in den Werken ſteht, in ſich enthalten; und wir ermahnen ihn, nicht mehr einerley Waare unter verſchiedenen Namen zu verkaufen, weil ſich dieſes für einen rechtſchaffenen Kaufmann, wie er ſeyn ſollte, nicht ſchickt.

Unterſuchung der Briefe.

1. Anfänglich muß der junge Autor wiſſen, daß die Ahndung***) bey den Menſchen nicht Vorherſehung genennet wird, und daß das Wort Vorherſehung bloß der Erkenntniß gewidmet iſt, durch welche Gott das Zukünftige ſiehet. Es iſt nöthig, daß er vorher die Kraft der Kunſtwörter wiſſe, ehe er ſich mit dem Schreiben einläßt. Er muß wiſſen, daß ſich die Seele nicht ſelbſt empfin-

---

*) Oeuv. pag. 44.

**) 248. Seite.

***) 3. Seite.

bet; ſie ſieht Gegenſtände: aber ſich ſelbſt ſieht ſie nicht. So iſt ſe beſchaffen. Der junge Schriftſteller kann ſeine Irrthümer leicht verbeſſern.

2. Es iſt falſch, daß wir durch das Gedächtniß mehr verliehren, als gewinnen*). Der Candidat muß lernen, daß das Gedächtniß das Vermögen iſt, Begriffe zu behalten, und daß der Menſch ohne dieſes Vermögen nichts zu verſtehen geben, ja nichts einſehen, und ſich in nichts einlaſſen könnte, und daß er ohne daſſelbe ganz unvermögend wäre. Der junge Menſch muß hierüber ſeine Profeſſoren um Rath fragen.

3. Wir ſind verbunden, die Meynung für lächerlich zu erklären**), daß die Seele wie ein Körper iſt, welcher ſich wieder in ſeinen Stand ſetzt, nachdem er beunruhiget worden, und daß alſo die Seele zu ihrem vergnügten oder ſchwermüthigen Zuſtande, welcher ihr natürlich iſt, wieder zurück kömmt. Der Candidat hat ſich nicht gut ausgedrückt. Er wollte ohne Zweifel ſagen, daß ein jeder ſeinen Charakter wieder annimmt; daß zum Exempel ein Menſch, nachdem er ſich Mühe gegeben, einen Philoſophen vorzuſtellen, wieder auf ſeine gewöhnlichen Kleinigkeiten zurückkömmt. Aber ſolche gemeine Wahrheiten muß man nicht noch einmal ſagen. Es iſt ein Jugendfehler, wenn man glaubt, daß gemeine Dinge durch dunkle Ausdrückungen das Anſehen der Neuigkeit bekommen können.

4. Der Candidat irret ſich, wenn er ſagt, daß die Ausdehnung nichts anders ſey, als ein innerer Begriff***) unſerer Seele. Wenn er einmal was rechtſchaffenes lernen wird, ſo wird er ſehen, daß die Ausdehnung nicht ſo etwas iſt, wie der Schall und die Farben, welche nur in unſeren innern Empfindungen vorhanden iſt, welches jeder Schüler weis.

5. Daß er die Deutſche Nation geringſchätzet****), und daß er ſie in zweydeutigen Ausdrückungen für ſchwach von Verſtand erkläret, dieſes ſcheinet uns undankbar und ungerecht zu ſeyn. Es iſt

---

*) 5. Seite.

**) 8. Seite.

***) 15. Seite.

****) 50. 52. Seite.

nicht genung, daß man ſich irret; man muß höflich ſeyn. Es kann ſeyn, daß der Candidat geglaubt hat, er erfinde etwas nach Leibnitzen: aber wir müſſen dieſem jungen Menſchen ſagen, daß er nicht das Pulver erfunden hat.

6. Wir befürchten, der Autor werde machen, daß ſeine Cameraden in kleine Verſuchungen gerathen, den Stein der Weiſen zu ſuchen*). Denn er ſagt, man mag ihn betrachten, auf welcher Seite man will, ſo kann man nicht die Unmöglichkeit deſſelben beweiſen. Es iſt wahr, er geſtehet, daß es närriſch wäre, ſein Vermögen zu Erfindung deſſelben anzuwenden. Da er aber, indem er von der Summe des Glücks redet, ſagt, daß man die chriſtliche Religion nicht demonſtriren könne, und daß dennoch viel Leute derſelben anhängen, ſo könnte es um deſto mehr ſeyn, daß etliche Leute ſich vereinigten, das groſſe Werk zu ſuchen, weil er es für möglich hält, daſſelbe zu finden.

7. Wir übergehen viele Sachen, welche die Gedult des Leſers und die Einſicht des Herrn Inquiſitors ermüden würden. Aber wir glauben, daß er mit Erſtaunen vernehmen wird, daß der junge Student**), durchaus Gehirne 12 Fuß langer Rieſen und rauche Menſchen mit Schwänzen anatomiren will, um die Natur des menſchlichen Verſtandes zu unterſuchen; daß er die Seele durch Opium und durch Träume modificiret; daß er die Aale durch zergangen Mehl mit andern Aalen, und Fiſche durch Roggenkörner***) trächtig machen will. Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, den Herrn Inquiſitor zu beluſtigen.

8. Aber der Herr Inquiſitor wird nicht mehr lachen, wenn er ſehen wird, daß jedermann ein Prophet werden kann. Denn der Verfaſſer findet es nicht für ſchwerer, das Zukünftige, als das Gegenwärtige zu ſehen. Er geſtehet****), daß die Gründe für die Sterndeuterey eben ſo ſtark ſind, als die Gründe wider dieſelbe. Hernach verſichert er†), daß die Empfindungen des Vergangenen,

---

*) 85. Seite.

**) 222. 223. Seite.

***) 143. Seite.

****) 147. Seite.

†) 151. Seite.

des Gegenwärtigen und des Zukünftigen, in nichts von einander unterſchieden ſind*), als in dem Grade der Wirkſamkeit der Seele. Er hofft, daß ein wenig mehr Hitze und Feinigkeit in der Einbildungskraft dienen kann, das Zukünftige zu zeigen, gleichwie das Gedächtniß das Vergangene zeiget. Wir urtheilen, daß ſein Gehirn ſehr fein iſt, und daß er bald prophezeyen wird. Wir wiſſen noch nicht, ob er ein Prophet in ſeinem Lande ſeyn wird; ob er einer von den großen oder kleinen Propheten ſeyn wird: aber wir befürchten, er werde ein Unglücksprophet ſeyn. Denn ſelbſt in ſeiner Abhandlung vom Glück redet er von lauter Qual. Er ſagt**) vornehmlich, daß alle Narren unglücklich ſind. Wir bezeugen allen denen, welche es ſind, unſer Mitleiden: aber wenn ſeine gereinigte Seele das Zukünftige geſehen hat, hat ſie nicht etwas lächerliches darinne geſehen?

9. Es kömmt uns vor, als ob er nicht übel Luſt hätte, in die ſüdlichen Länder zu reiſen***), ob man gleich, wenn man ſein Buch lieſt, glauben ſollte, er käme ſchon von daher wieder zurück. Inzwiſchen ſcheint er nicht zu wiſſen, daß ſchon längſt die Landſchaft Friedrich Heinrich, welche jenſeits des vierzigſten Grades ſüdlicher Breite liegt, bekannt iſt. Aber wir ſagen ihm zur Nachricht, daß, wenn er, anſtatt in die ſüdlichen Länder zu reiſen, gerades Weges unter den Nordpol zu ſchiffen, vorgiebt****), kein Menſch mit ihm zu Schiffe gehen wird. Er kann auch verſichert ſeyn, daß, wenn er, wie er vorgiebt†), wirklich ein Loch machen ſollte, welches bis zum Mittelpuncte der Erde ginge, (worein er ſich vielleicht aus Schaam, ſolche Dinge geſchrieben zu haben, verſtecken will) man ihm dahin eben ſo wenig nachfolgen wird, als unter den Pol.

10. Zum Beſchluß bitten wir den Herrn Doctor Akakia, ihm kühlende Tränke zu verſchreiben, und wir ermahnen ihn, auf einer Univerſität zu ſtudieren, und ſich daſelbſt beſcheiden aufzuführen.

---

*) 154. Seite.
**) 9. Seite.
***) 172. Seite.
****) 174. Seite.
†) 168. Seite.

Wenn etwan einmal einige Naturforſcher nach Finnland geſchickt würden, um das, was Newton durch die erhabene Lehre von der Schwere und den Centrifugalkräften entdecket hat, durch einige Abmeſſungen, wenn es ſeyn kann, zu beſtätigen, und er würde mitgeſchickt, ſo ſuche er nicht beſtändig, ſich über ſeine Reiſegefährten zu erheben; er laſſe ſich nicht allein mahlen, wie er die Erde eindrückt, ſo wie man den Atlas mahlt, welcher den Himmel trägt, gleich als ob man die Geſtalt der Welt verändert hätte, weil man ſich in einer Stadt luſtig gemacht, worinnen Schwediſche Beſatzung iſt; auch citire er nicht bey aller Gelegenheit den Polarzirkel.

Wenn ein Wiſſenſchaftsverwandter ihm, als ein guter Freund, eine Meynung vorträgt, welche von der ſeinigen unterſchieden iſt; wenn er ihm im Vertrauen ſagt, daß er ſich auf Leibnitzens und verſchiedener anderer Philoſophen Anſehen gründet; wenn er ihm beſonders einen Brief von Leibnitzen zeigt, welcher unſrem Candidaten förmlich widerſpricht: ſo glaube und ſchreye beſagter Candidat nicht überall aus, daß man einen Brief von Leibnitzen erdichtet habe, um ihm die Ehre zu rauben, ein Original zu ſeyn.

Er halte nicht den Irrthum, in welchen er in Anſehung eines die Dynamik betreffenden zum Gebrauch ganz unnützen Puncts, verfallen iſt, für eine vortreffliche Entdeckung.

Wenn dieſer Cammerad, nachdem er ihm verſchiedenemal ſeine Schrift gezeigt, in welcher er ihn mit der artigſten Höflichkeit und mit Lobſprüchen beſtreitet, ſelbige hernach mit ſeiner Einwilligung drucken läßt, ſo nehme er ſich wohl in Acht, daß er nicht dieſe Schrift ſeines Gegners für ein Verbrechen der beleidigten akademiſchen Majeſtät wolle gehalten haben.

Wenn dieſer Cammerad ihm unterſchiedene mal geſtehet, daß er Leibnitzens Brief und einige andere von einem vor einigen Jahren verſtorbenen Manne bekommen, ſo ziehe der Candidat nicht boshafterweiſe hieraus für ſich einen Vortheil; er bediene ſich nicht beynahe eben der Künſte, deren ſich jemand wider Mairan, Caſtini und andere wahre Philoſophen bedienet hat; er verlange niemals bey einer abgeſchmackten Streitigkeit, daß ein Todter wieder aufwache, um ein unnützes Fragment von einem Leibnitziſchen Briefe wieder zu bringen, und er hebe dieſes Wunderwerk bis zu derjenigen Zeit auf, da er prophezeyen wird; er menge niemanden in eine nichtswürdige Zänkerey, welche die Eitelkeit wichtig machen will, und er laſſe nicht die Götter bey dem Kriege der Mäuſe und Fröſche mit zu Felde ziehen. Er ſchreibe nicht Briefe über Briefe an eine groſe Prinzeßin, um ſeinen Gegner zu zwingen, und ihm die Hände zu binden, daß er ihn mit Muße todt machen könne.

Er laſſe nicht in einem elenden Streite über die Dynamik, durch eine akademiſche Forderung, einem Profeſſer andeuten, innerhalb eines Monats zu erſcheinen; er laſſe ihn nicht, als einen, welcher ſeine Ehre angegriffen, als einen Betrüger und Briefunterſchieber, contumaciren, vornehmlich, wenn es klar iſt, daß Leibnitzens Briefe von Leibnitzen ſind, und wenn es bewieſen iſt, daß die unter dem Namen eines Präſidenten herausgekommene Briefe ſeine Correſpondenten eben ſo wenig erhalten haben, als ſie das Publicum geleſen hat.

Er ſuche niemanden die Freyheit einer gerechten Vertheidigung zu unterſagen; er glaube, daß ein Menſch, welcher unrecht hat, und den, welcher recht hat, entehren will, ſich ſelbſt entehrt.

Er glaube, daß alle Gelehrte einander gleich ſind. Und bey dieſer Gleichheit wird er gewinnen.

Er laſſe ſichs niemals einkommen, zu verlangen, daß man nichts ohne ſeinen Befehl drucke.

Wir ſchließen mit der Ermahnung, daß er Lehre annehme, und daß er was ernſthaftes ſtudiere und nicht eitle Cabalen. Denn das, was ein Gelehrter durch liſtige Streiche gewinnet, das verliert er am Verſtande; eben ſo wie man in der Mechanik das, was man an der Zeit gewinnet, von den Kräften verlieret. Man hat nur gar zu oft junge Leute geſehen, welche anfangs gute Hoffnung von ſich gemacht, und gute Schriften verfertiget, welche aber endlich damit beſchloſſen, daß ſie lauter Thorheiten geſchrieben, weil ſie geſchickte Hofleute haben ſeyn wollen, anſtatt Schriftſteller zu ſeyn; weil ſie die Eitelkeit an die Stelle des Studierens, und die Zerſtreuung, welche den Verſtand ſchwächet, an die Stelle der Sammlung ſeiner Gedanken, welche ihn ſtärket, geſetzet haben. Man hat ſie gelobet, und ſie haben aufgehöret, lobenswürdig zu ſeyn; man hat ſie belohnet, und ſie haben aufgehöret, Belohnungen zu verdienen; ſie haben wollen ſcheinen, und ſie haben aufgehöret, zu ſeyn. Denn wenn bey einem Schriftſteller eine Summe Jrrthümer einer Summe Lächerlichem gleich iſt, ſo iſt ſeine Exiſtenz gleich Null.

Friedrich hatte von J. J. Rouſſeau das Urtheil gefällt: „c'est un fou“ (m. ſ. S. 135) zum Beweiſe, daß er ihn richtiger beurtheilt, wie ein Theil von deſſen Zeitgenoſſen und derjenigen, die nach ihm gelebt, und ehe noch ſeine Bekenntniſſe erſchienen waren, in welchen ſich die Eitelkeit eines Thoren auf die grellſte Weiſe kund macht, da er darin ſelbſt mit Verirrungen, deren ſich jeder Andere ſchämen würde, noch prunken will.

Aber Friedrich durchſchaute Voltaire nicht minder, und wie er einſt einen Zeitungsartikel über den Balletmeiſter Potier und die Tänzerin Roland (m. ſ. S. 45) in die berliner Zeitungen hatte abdrucken laſſen, entwarf er eine Schilderung Voltaire's, welche er in einer franzöſiſchen Zeitſchrift einrücken ließ. Sie lautet alſo:

Schilderung Voltaire's.

Herr von Voltaire iſt von Natur kleiner, als ein großer Mann, oder, was eben ſo viel ſagt, er iſt ein wenig größer, als Leute von mittlerer Größe. Er iſt ſehr mager, ſein Blick durchdringend, und von einem feurigen Temperamente, hitzig, und voll ſchwarzer Galle. Sein Geſicht iſt mager und in ſeinen Augen zeigt ſich eine boshafte Lebhaftigkeit. Eben das Feuer, das ſeine Schriften belebt, erfüllt ſeine Handlungen, die bis zum Ungereimten lebhaft ſind. Er iſt eine Art von feurigem Meteor, das immer erſcheint und verſchwindet und mit ſeiner ſchnellen Bewegung und ſeinem ſchillernden Lichte unſere Augen blendet. Ein Mann von dieſer Beſchaffenheit muß kränklich ſeyn, die Klinge verzehrt die Scheide. Er iſt, ſeiner Gemüthsart nach, luſtig und aus Gewohnheit ernſthaft; offenherzig ohne Aufrichtigkeit, politiſch ohne Gründe, geſellig, ohne Freunde. Er kennt die Welt und vergißt ſie; des Morgens iſt er Ariſtipp, des Abends Diogenes. Er liebt die Größe und verachtet die Großen; gegen Vornehmere iſt ſeine Aufführung ungezwungen, gegen ſeines Gleichen ſteif; er iſt Anfangs höflich, dann kalt, zuletzt unangenehm zurückſtoßend. Er liebt den Hof, und iſt der Erſte, der ſich ihm läſtig macht; aus Wahl liebt er nichts, aus Unbeſtändigkeit alles. Wie er ohne Grundſätze ſchließt, ſo hat er Anfälle von Vernunft, wie andere Menſchen von Narrheit. Er hat einen guten Kopf, aber ein böſes Herz, er denkt über Alles, und lacht über Alles. Er begeht Ausſchweifungen, ohne dazu die Körperkraft zu haben, und redet Sittenſprüche, ohne vernünftig zu leben; gemacht, um zu genießen, will er nur ſammeln. — Sein Geſchmack iſt eher fein als richtig, er iſt ein ſinnreicher Satiriker, ein ſchlechter Kunſtrichter und ein Schwätzer in den abſtrakten Wiſſenſchaften. Die Phantaſie iſt ſein Element, und doch, ſo ſeltſam es auch klingt, hat er keine Erfindungskraft. Man wirft ihm vor, er falle immer aus einem Extreme in das andere; bald ein Menſchenfreund, bald ein beißender Spötter. Mit einem Worte: Voltaire wollte ein außerordentlicher Mann ſeyn und er iſt es gewiß[*].

Übrigens iſt dieſe Schilderung Voltaire's noch ſehr glimpflich, da der König den Letztern von zwei Seiten genau kennen lernte, die ſolchem, nach ſeiner Denkungsart, im höchſten Grade verhaßt ſeyn mußten: ſeinen unverſöhnlichen Haß gegen Jemand, dem er nicht wohl wollte, und ſeinen ſchmutzigen Geiz, der ihn ſelbſt zu Nichtswürdigkeiten verleitete. Dieſe Schattenſeiten erfüllten den Monarchen mit Verachtung gegen einen Mann, deſſen Talente er ſchätzte.

Voltaire wollte einſt, als Hoftrauer eingetreten war, ſich kein neues ſchwarzes Kleid machen laſſen. Er ſtand mit dem Mode- und Bücherhändler Fromery zu Berlin in ziemlich genauer Verbindung. Er bat daher Fromery: ihm ſeinen ſchwarzen Abendmahlsrock zu leihen, damit er ſolchen die Paar Trauerwochen über benutzen könne. Waren Beide von gleicher Größe und gleichem Wuchs, ſo war doch Voltaire magerer und ſchmächtiger, als Fromery. Der Philoſoph ~~[illegible]~~ Ferney ließ daher den geliehenen Rock, durch Einlegung der Näthe, für ſich paſſend machen, und ſandte ihn, nach beendigter Hoftrauer, an den Eigenthümer zurück. Dieſer legte ihn bei Seite, bis er ihn zur nächſten Kommunion nöthig hatte. Als dieſer Fall eintrat, und er ihn des Morgens brauchen wollte, fand er ihn, zu ſeinem großen Verdruß, viel zu enge. Er konnte ſich das Räthſel nicht erklären, bis es ihm ein Schneider löſete, der auch demnächſt, durch Auslaſſen der eingelegten Näthe, ihn wieder tragbar machte. Aber **Fromery** konnte doch an dieſem Tage nicht zu dem heiligen Abendmahle gehen.

---

[*] Man findet dieſe Schilderung in den Supplementen zu den hinterlaſſenen Werken Friedrich's des Zweiten, Königs von Preußen 1. Bd. Cöln 1798, mit der überſchrift: Portrait des Herrn von Voltaire.

Sie wurde bald, nachdem ſie in einer franzöſiſchen Zeitſchrift geſtanden, in's Engliſche überſetzt und im Gentlemen Magazin (Juni 1759) abgedruckt, aus der ſie wieder 1827 in's Deutſche überſetzt, in die Zeitung für die elegante Welt No. 208. aufgenommen wurde.

Voltaire erlaubte ſich gegen einen Iſraeliten einen wahren Spitzbubenſtreich. **Friedrich** ſchrieb darüber ein kleines Theaterſtück: „Tantalus im Prozeß,“ mit einer Geſchichtserzählung, wer die Veranlaſſung zu dieſem Stücke gegeben habe, welche alſo lautete:

„Species Facti,
die man als den Prolog anſehen kann.“

„Gerechtes und billiges Publikum! Ich bin ein Jude und mein Gegner ein Poet mit Namen **Arouet von Voltaire**. Die Streitſache, die ich dir hiermit vorlege, kann dir ſeinen Charakter entwickeln, und du wirſt daraus ſehen, wie gefährlich es iſt, mit meinem Gegner zu thun zu haben. Ich werde nicht, wie er, das Publikum durch ein Memoire an die Richter zu hintergehen ſuchen, das mit groben Lügen und mit Dingen angefüllt iſt, die den Aktenſtücken, welche beide Partheien bei dem Großkanzler niedergelegt haben, geradezu widerſprechen. Eben ſo wenig werde ich an alle Thüren klopfen, wie er es gethan hat, um Jeden durch die partheiiſche Erzählung des Faktums zum voraus für mich zu gewinnen.“

„Ich kann mir nicht von einem Bücherhändler einen ſchwarzen Rock borgen, um in dieſem Aufzuge an den Hof zu gehen, mich den Prinzen und Prinzeſſinnen zu Füßen zu werfen und um ihren Schutz zu bitten. Ich bin nicht ſo thörigt, wie er, meinen Richtern vorſchreiben zu wollen, was ſie zu thun oder zu laſſen haben; nie werde ich es wagen, wie er, Worte aus einem Billet auszuradiren, und ganze Zeilen zum Nachtheil meines Gegners wieder hinein zu ſchreiben. Ich werde endlich nie vermeſſen genug ſeyn, meinen Richtern Unwiſſenheit Schuld zu geben, und zu verlangen, daß man (meine Ehre zu retten) Geſetze abändern ſoll, die für das Glück der Geſellſchaft, für die Sicherheit der Kleinen gegen die Großen, des Ärmern gegen den Reichen gemacht ſind. Nein, ich achte dich zu ſehr, gerechtes und aufgeklärtes Publikum, um nur den Verſuch zu wagen, dich zu täuſchen, und mich durch grobe Lügen deinem Unwillen, deiner Gleichgültigkeit und Verachtung auszuſetzen. Ich bin ein Kaufmann, zwei tauſend Reichsthaler können mich ſo wenig zu

unde richten, als mein Glück machen, dies hängt allein von der
en oder ſchlechten Meinung ab, die du von meinem Handel haſt.“
„Ich ſchwöre bei Allem, was heilig iſt, bei dir ſelbſt, daß ich
die Umſtände rein und unverfälſcht vortragen will, die zu den
gen, die ich vor den Thron Sr. Majeſtät gebracht und zu dem
zeſſe Veranlaſſung gegeben haben, in welchen ich wider meinen
llen durch das ſchändliche Verfahren des niederträchtigſten und ab-
ulichſten aller Poeten und Menſchen, (ich meine den Verfaſſer
„Henriade“) verwickelt worden bin. Du wirſt, gerechtes Publi-
, dieſe Ausbrüche des gerechten Schmerzes einem jungen Manne
Gute halten, dem Voltaire's grauſame Rache gegen den Sohn,
dieſem das Liebſte auf der Welt war, einen Vater entriß, der
e Kinder auf das zärtlichſte liebte, und eben ſo zärtlich wieder
ihnen geliebt wurde, der ihr einziges Glück machte, ein guter
rger, und, ich darf es ſagen, von Allen geſchätzt war, die ihn
nten. Ja — dieſer Vater iſt es, den ich beweine, und den eine
riſche Niederträchtigkeit, der ſchwärzeſte Undank und der ſchmutzigſte
z mir auf ewig geraubt haben. Die Wache, die man mir durch
taire's Vermittelung, wider Wiſſen des Großkanzlers, gab, war
uld an dem ſchleunigen Tode dieſes geliebten Vaters, und kann
r von Voltaire Unmenſch genug ſeyn, die Klagen und das Ge-
ei mehrerer Waiſen zu hören? Kann er hart genug ſeyn, die
änen und den Schmerz der ganzen Familie, ihre traurige Lage,
Verzweiflung, ſo ganz das Werk ſeiner Betrügereien, mit anzu-
n? Noch einmal Verzeihung, geehrtes Publikum! Mein zer-
nes Herz läßt mich vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin. Ich ſoll
meinem Prozeſſe reden, und weine über den unerſetzlichen Ver-
eines guten Vaters. Aber wer wäre harter Stoiker genug, die
chten Thränen zu verdammen, die auf dieſes Papier fließen?“—

„Darlegung des Prozeſſes.“

„Den 23. November 1750 ließ mich Herr von Voltaire nach
sdam kommen und bat mich, in ſeinen Geſchäften nach Dres-
zu reiſen, um ihm daſelbſt Steuerſcheine mit 35 Prozent Ver-
zu verkaufen. — Ich gab dem Herrn von Voltaire zur Ant-
t: ſo eine Negoz müſſe durchaus dem König von Preußen miß-
en; er verſicherte mir aber: er wäre viel zu klug, irgend etwas

gegen den Willen Sr. Majeſtät zu unternehmen; im Gegentheil, wenn ich ſeinen Auftrag gut beſorgte, ſo könnte ich ſicher auf ſeine Protektion und auf einen ſehr ſchmeichelhaften Titel Rechnung machen. Durch dieſe Ausſichten bewogen, nahm ich einen Wechſel von 40,000 Livres auf Paris, einen andern von 4000 Thaler auf den Juden Ephraim und noch einen von 4404 Thaler auf meinen Vater an. Unſerem Kontrakte zufolge, gab ich ihm einige Diamanten in die Hände, die er zu ſeiner Sicherheit für die 16,430 Thaler behielt, welche er mir vor meiner Abreiſe nach Dresden anvertraut hatte. Der Jude Ephraim wollte mir die 4,000 Thlr. nicht auszahlen, weil er, wie er ſagte, dem Herrn von Voltaire nichts ſchuldig ſey. Den Tag nach meiner Abreiſe, ſtellte Ephraim ihm vor, er hätte nicht wohl gethan, mich zu einem Negoz zu brauchen, womit ich mich ſchwerlich abgeben würde, weil ich dem dresdener Hofe oft Diamanten verkaufe, und ihn überdies leicht verrathen könne. Zu gleicher Zeit erbot Ephraim ſich, er wolle ihm für 30,000 Thlr. Steuerſcheine verſchaffen, ohne weder Geld noch Wechſel zu verlangen, bis er ihm die Scheine ſelbſt in die Hände gegeben, wofür er ſich bloß ſeine Protektion bei Hofe ausbäte, die Voltaire um einen ſolchen Preis Niemanden zu verſagen pflegt.“

„Nach dieſem Anerbieten des Juden Ephraim that es dem Herrn von Voltaire leid, daß er mir ſo einen Auftrag gegeben hatte, und er ließ ſogleich mit der folgenden Poſt, ohne mein Vorwiſſen, gegen den Wechſel von 40,000 Livres proteſtiren, den ich in Paris ziehen ſollte, und den ich ſchon durch Herrn Homann zu Leipzig betreiben ließ. Ich beſitze ein eigenhändiges Billet vom Herrn von Voltaire, worin es heißt, daß ich ihm nur den 14. Dezember von dieſem Wechſel von 40,000 Livres Rechnung ablegen ſoll; und doch war ſchon den 12. Dezember, auf Ordre des Herrn von Voltaire, zu Paris gegen dieſen Wechſel proteſtirt worden. Dies Alles erfuhr ich bei meiner Zurückkunft von Dresden und ich machte dem Herrn von Voltaire Vorwürfe über den außerordentlichen Nachtheil den dieſer Proteſt meinem Handel verurſache. Ich ſtellte ihm vor, er würde mich ohne alle Rettung zu Grunde gerichtet haben, wenn ich ſo unglücklich geweſen wäre, Steuerſcheine zu kaufen; aus ſeinem ganzen Verfahren könne man ſehen, daß es ſeine Abſicht geweſen ſey, mich in der Verlegenheit ſtecken zu laſſen, weil er gegen den

Wechſel proteſtirt habe, den ich doch allein ihm zu Gefallen angenommen, indem ich für mich ſelbſt auf keine Protektion hätte rechnen können, um mich vor den Folgen eines ſolchen Handels ſicher zu ſtellen.

Herr von Voltaire erwiederte: ich wäre für ſein dringendes Geſchäft viel zu langſam geweſen; jeder meiner Schritte ſey ein Betrug, den ich wieder gut machen müſſe; es wäre nichts leichter, als Steuerſcheine um den gewöhnlichen Preis zu kaufen, wenn man ſich an Ort und Stelle befände, und es thue ihm ſehr leid, daß ich ihm keine Scheine mitgebracht, er würde ſie ganz gewiß behalten haben. Ich ſagte ihm, ich könne die Sache nicht ſo hingehen laſſen, ohne klagbar zu werden. Um mich zu beruhigen, verſprach er mir darauf völlige Entſchädigung und Bezahlung aller Koſten, die ſowohl der Proteſt, als die Reiſe veranlaßt hätten. Auch wolle er mich für meine Mühe und meinen Zeitverluſt ſchadlos halten, und mir zuvörderſt die Brillanten abkaufen, die ich während meiner Reiſe ihm in die Hände gegeben, und die er ſchon in Potsdam auf ſeinem Kreuz und ſeinem Theater-Habit getragen hatte. Auch kaufte er mir wirklich bei ſeiner Ankunft in Berlin für 3000 Thlr. Brillanten ab, worauf ich ihm den Überſchuß der Summe herausgab, die auf meinen Vater aſſignirt war. Wir gaben uns jetzt gegenſeitige Quittungen, ſo daß wir dieſer Brillanten wegen nichts mehr an einander zu fordern hatten, den proteſtirten Wechſel und den Nachtheil, den dieſer Schritt meinem Handel verurſachte, abgerechnet.“

„Drei Tage nach Abſchluß dieſes Handels verlangte der Herr von Voltaire noch für 2000 Thaler Ringe von mir, und bat mich, binnen einigen Tagen wieder zu kommen. Während deſſen ließ er mich auch noch bitten, ihm einige Meubles verabfolgen zu laſſen. Ich überließ ihm einen großen Spiegel, und ging zu ihm, um den Handel entweder zu ſchließen, oder mir meine Diamanten wieder abzuholen. Herr von Voltaire verſchloß den Spiegel in ſeinem Kabinette und ſagte: er würde mir weder den Spiegel noch die letzten Brillanten bezahlen, weil er ſich wegen des vor drei Tagen mit mir übereilt geſchloſſenen Handels ſchadloshalten müſſe, ungeachtet jene Brillanten zu 3,000 Thaler von Herrn Reclam waren taxirt worden, ehe wir den Handel ſchloſſen.

Zu gleicher Zeit zog er mir im Schloſſe mit Gewalt einen Ring vom Finger; ſein Bedienter, Namens Piccard, war dabei zugegen. Er warf mir die Thür vor der Naſe zu und ſagte: ich könnte gehen, und klagen, wo ich wollte. Tages darauf begab ſich Voltaire zu einem Oberſtlieutenant in königlichen Dienſten, nahm ihn zum Richter in dieſer Sache, und bat ihn, mich holen zu laſſen. Kaum in die Stube getreten, packte mich Voltaire bei der Kehle und jagte mich in Gegenwart des Oberſtlieutenants durch das ganze Zimmer, nannte mich einen Spitzbuben, und ſagte, ich wüßte nicht, mit wem ich zu thun hätte; es ſtände nur bei ihm, mich zeitlebens in's Gefängniß werfen zu laſſen; aber dennoch wollte er mich mit Schonung behandeln, falls ich die an ihn verkauften Brillanten wieder nehmen und ihm die 3000 Thaler nebſt allen ſeinen Billets zurückgeben wolle. Ich gab ihm zur Antwort: dazu könne ich mich unmöglich verſtehen; er hätte es ja nicht nöthig gehabt, die Brillanten zu kaufen, wenn er ſeine Rechnung nicht dabei gefunden, um ſo mehr, da ſie noch vor Abſchluß des Handels wären taxirt worden. Voltaire ward äußerſt ergrimmt, und wollte mich mißhandeln; aber ich verließ das Zimmer, um bei Sr. Majeſtät klagbar zu werden."

„Der König, voll Unwillen über Voltaire's Verfahren, übergab die Sache dem Großkanzler, mit dem Befehl, und auf's ſtrengſte zu richten. Ich bin bereits in zwei Terminen mit dem Herrn von Voltaire erſchienen. Sein Diener hat ſchon eidlich ausgeſagt, daß er mir den Ring mit Gewalt abgenommen, welches Voltaire leugnete. Ich forderte ihn auf, unſern Kontrakt vorzulegen. Er ſagte: wir hätten keinen gemacht, er habe mir die Summe von 18,030 Thaler anvertraut, ohne ſich einen Empfangſchein geben zu laſſen. Das ſieht dem Herrn von Voltaire auch ſehr ähnlich! — Ferner behauptet er, er habe mir dieſe Summe gegeben, um in Dresden Diamanten und Pelze für den gangbaren Preis, nämlich das Stück zu 35 Thlr., zu kaufen. Ich beweiſe ihm durch verſchiedene, eigenhändige Billets die Wahrheit meiner Ausſage; er iſt keck genug, zu behaupten, dies wären Billets, die ich wieder aus dem Kamin gezogen, nachdem er ſie in's Feuer geworfen hätte. Ich gab ihm einen Schein, der ſich anfing: „Ich habe an den Herrn nachſtehende Artikel verkauft." Er hat einige Federſtriche über dieſe Buchſtaben gemacht, damit es ſeiner Handſchrift ähnlich ſehen faßte, und oben an noch die Worte geſetzt: „zur Bezahlung der 3000 Thaler auf meine Ordre.“ Oben war nur wenig Platz gelaſſen, daher dieſer lakoniſche Styl. Ferner hatte er ſtatt des Wortes: „taxirt“ — zu taxirende geſetzt, eine ähnliche Abänderung konnte er aber in dieſem Scheine mit dem Worte „geſchätzt“ nicht machen, weil es den anderen Worten zu nahe ſtand. Dieſer Widerſpruch, der Styl, die verſchiedene Farbe der Tinte, die Verſtümmelung der Buchſtaben, der Anfang der Worte: „ich habe verkauft,“ mit einem großen J — dies Alles, ſage ich, beweiſet ſein Verbrechen zur Genüge. Ich zeige meinen Schein vor, daß er die Diamanten Herrn Reclam zugeſchickt hat, um ſie taxiren zu laſſen; er leugnet es gerade zu; er weiß eine andere Taxe von fünf Juwelieren ausgeſtellt vor, von lauter Leuten, die für Ephraim arbeiten, und ſo taxiren, wie er es ihnen vorſchreibt.“

„Gerechtes und ehrwürdiges Publikum! Was habe ich nun zu erwarten? Sey Du mein Richter! Vergiß einen Augenblick die unſterblichen Werke des großen Dichters und Philoſophen, und dann ſprich ſelbſt mein Urtheil.“ —

Das kleine Luſtſpiel des Königs iſt nur leicht hingeworfen, aber doch voll witziger Einfälle und ſtellt Voltaire in der ganzen Größe ſeiner verächtlichen Knauſerei dar.

Der König, der es nur in einem Moment der Indignation flüchtig niedergeſchrieben hatte, legte keinen Werth darauf, ſo wenig, wie auf ein anderes Luſtſpiel: „Die Schule der Welt,“ das auf dem Titel den Zuſatz hatte: „vom Herrn Satirikus verfertigt, um incognito geſpielt zu werden;“ indeß ſind beide theatraliſche Verſuche von der Art, daß ſie manchem neuen franzöſiſchen Theaterſtücke den Rang ſtreitig machen können. — Nur erſt nach ſeinem Tode wurden ſie dem Druck übergeben, ſind aber längſt bei dem Publikum unverdient in Vergeſſenheit gerathen, wie ſelbſt ſeine übrigen Schriften nicht mehr ſo geleſen werden, wie in früherer Zeit und wie ſie es verdienen. In ihnen liegt ein ſolcher Schatz von Philoſophie des Lebens, findet man ſo viele ſcharfſinnige Bemerkungen über die verſchiedenſten Gegenſtände, von denen manche doppelten Werth erhalten müſſen, weil ſie ein König von ſeinem Thron herab verkündigt hat.

Im September des Jahres 1753 ließ der König zwiſchen Spandow und dem Dorfe Gatow ein Lager von etwa 36,000 Mann zuſammen ziehen. Er lud zu demſelben mehrere fürſtliche Perſonen ein und beorderte aus allen Provinzen ſeines Staates Generale und Stabsoffiziere von der Infanterie und Kavallerie.

Für den König ward dazu ein beſonderes Haus, 48 Fuß lang, und ein Speiſeſaal 76 Fuß lang, gebaut. Es war ſtrenge verboten, daß Niemand, der nicht dahin gehörte, in dies Lager kommen, oder die Manoeuvres, welche gemacht wurden, ſehen ſollte. Es waren daher, wie im Kriege, überall Vorpoſten ausgeſtellt und die Huſaren patrouillirten beſtändig. Doch konnten Einige der Neugier nicht widerſtehen, ſich heran zu wagen; ſie wurden, auf Befehl, etwas geplündert und das ſchreckte Andere von ähnlichen Verſuchen ab.

Solche Maßregeln mußten aber um ſo mehr die Neugier ſpannen, denn dadurch erhielt dieſes Luſtlager den Anſtrich von etwas Geheimnißvollem. Bald darauf erſchien, auf Befehl des Königs eine Schrift darüber, bei dem Buchhändler Voß, betitelt: Erklärung und genaue Beſchreibung der Manoeuvres im Lager zwiſchen Spandow und Gatow, nebſt einem großen Plan.

Mit großer Begierde wurde dieſe Broſchüre gekauft, geleſen und ſtudirt.

Nach ihr beſtand das erſte Manoeuvre aus der vor alten Zeiten bei den Römern und Karthaginienſern in großer Reputation*) geſtandenen, ſogenannten Tête de porc, auf Deutſch, Schweinskopf, ſo aus den Phalangen beſtanden.

Das zweite war ein Übergang über einen Fluß auf Brücken, welche im Angeſicht und unter den Kanonen eines jenſeits aufmarſchirten feindlichen Heeres erſt geſchlagen wurden, und die nur für drei Mann en fronte Breite hatten.

Das dritte war eine ſogenannte Fouragirung, bei welcher die Fouragirenden unter einander gemiſcht, ihren Marſch zu dem beſtimmten Orte hin und zurück gemacht hatten.

Das vierte beſtand in der Deckung eines Transports, wobei die Avantgarde aus 30 Grenadieren ſtark war.

---

*) Worte der Schrift.

Bei dem fünften waren 12 Bataillone und 5 Eſquadrone in Kolonnen aus dem Lager marſchirt, und bei dem Angriffe hatte h die Infanterie in drei Zirkel, jeder von vier Bataillonen, for- irt und dieſe in die Geſtalt eines Triangels geſtellt.

Bei dem ſechsten hatte die Kavallerie die mittelſte durch lauter ohlwege gehende Kolonne ausgemacht, mittlerweile die äußerſte, aus nfanterie beſtehende Kolonne auf der Ebene marſchirte. Bei dem rauf folgenden Treffen hatte die Kavallerie die im Walde verdeckt ehende feindliche Infanterie vertrieben und im Karriere einen An- riff auf den Wald gemacht.

Ohne ein Taktiker zu ſeyn, erkennt man in dieſer Beſchrei- ung, daß es eine Myſtification für diejenigen ſeyn ſollte, deren ufmerkſamkeit, hauptſächlich im Auslande, auf ein ſolches Lager icht wenig rege gemacht worden war. Der König hatte dem Ober- en von Balby dazu die Data geliefert, die ſolcher demnächſt rdnen und mit dem Plane verſehen, drucken laſſen mußte. Zugleich erband der König auch damit eine Perſiflage des Luſtlagers, welches er König von Polen Auguſt II. 1730 bei Zeithayn veranſtal- et, dem er damals in Begleitung ſeines Vaters mit beigewohnt atte, und deſſen nutzloſe Spielereien ihm höchſt lächerlich erſchie- en waren.

Wer die Beſchreibung dieſes Luſtlagers bei Zeithayn lieſt, ird in den vorgeblichen Manoeuvres des Lagers zwiſchen Spandow nd Gatow eine vollſtändige Parodie derjenigen finden, die bei Zeit- ayn executirt wurden.

Ein Kaufmann, mit Namen Mölder, in einer Stadt in Weſt- halen, machte ſehr gute Geſchäfte. Einige Frömmler ſeiner Be- annſchaft boten Alles auf, ihn für ihre Anſichten zu gewinnen. s gelang ihnen ſolches vollkommen und dieſe Metamorphoſe hatte ie Folge, daß er ſich eines Theils von ſeinen frühern Bekannten, ls Belialskindern, zurück zog, andern Theils ihn dieſe ſelbſt ver- ieden und über ſeine Kopfhängerei manche Sarcasmen in Um- auf kamen.

Seine kaufmänniſchen Geſchäfte litten auch darunter, denn er ollte mit denen, mit welchen er in ſolchen Verbindungen ſtand, nicht bloß vergleichen, wie früher, abmachen, ſondern ſie auch bekehren. Er erklärte endlich: ein wahrer Chriſt könne kein Kaufmann ſeyn, und gab ſeine Geſchäfte auf, in der Abſicht, von den Zinſen ſeines Vermögens zu leben.

Dieſes war aber ſo geringe, daß er bald die Erfahrung machen mußte, wie der Zinſenertrag nicht hinreiche. Er bewarb ſich nun um einen Dienſt bei einer Behörde. Alle ſeine diesfälligen Schritte blieben ohne Erfolg.

Er wandte ſich endlich unmittelbar an den König, indem er um eine Anſtellung im Civildienſte bat. Er motivirte ſein Geſuch dadurch: daß er zwar früher ſich durch den Handel ernährt, aber ihm entſagt habe, weil ſein Gewiſſen viel zu zart ſey, um ſich mit den liſtigen Streichen und falſchen Vorſpiegelungen, welche man dabei anwende, zu belaſten. Er habe daher ſeinem frühern Erwerbszweig, um ſein Gewiſſen unbefleckt zu erhalten, entſagt, und bäte nun, ihm eine Stelle zu ertheilen, wozu er ſich eig'ne, indem der König überzeugt ſeyn könne, daß er ſolche gewiß mit der größten Treue und Redlichkeit verwalten würde.

Er erhielt folgenden Beſcheid:

„Seine Königl. Majeſtät in Preußen, Unſer allergnädigſter Herr, laſſen dem Kaufmann Mölder auf ſeine Eingabe vom 15. d. M., worinnen Er um eine Civilbedienung bittet, zur allergnädigſten Resolution ertheilen: daß Höchſtdieſelben nicht gemeinet ſind, ein ſo überirdiſches und delicates Gewiſſen in Dero Dienſte, als welche nur irdiſch ſind, und in denen es auch Gelegenheit geben möchte, daſſelbe zu irritiren, zu ziehen, und überlaſſen demſelben allen den himmliſchen Empfindungen, welche eine ſo ſeltene Herzensreinigkeit nothwendig gewähren muß. Welches demſelben hiermit zum allergnädigſten Beſcheid dienet.

Potsdam, den 27. Julius 1753. Friedrich."

Ein ſolcher Beſcheid, der den wunden Fleck der Frömmler und Heuchler empfindlich berührte, mußte ihren Zorn reizen, und ſie bedienten ſich, um ſich in ihrer Ohnmacht zu rächen, des ſchon zu allen Zeiten benutzten Mittels, diejenigen zu verketzern, die ſie durchſchauten. Auch Friedrich hat dies nicht nur bei ſeinen Lebzeiten, ſondern auch noch lange nachher und bis jetzt erfahren, auch in der

Zukunft wird es daran nicht fehlen. „Es liebt die Welt, das Große anzuſchwärzen.“

Im Januar 1754 ging der König Nachmittags um 4 Uhr ohne Begleitung vom Schloſſe durch den Luſtgarten ſpazieren. Er trug einen ſchlechten blauen Rock, ſein Hut war eben ſo unanſehnlich. Zwei Sackträger begegneten ihm; der Eine ſagte zu dem Andern:

„Da kommt der König!“

Wo? fragte der Andere, der ihn noch nie geſehen hatte, als er dicht neben ihm war.

„Hier bin ich!“ ſprach Friedrich und legte dem Sackträger die Hand auf die Schulter.

Der Sackträger rief voll Beſtürzung:

Gott ſtraf' mich, ich habe noch in meinem ganzen Leben keinen König geſehen.

„So? wie heißt Du und wo biſt Du her?“

Ich heiße Körge und bin aus Lithauen.“

Der König ſprach ſich mit Lächeln entfernend:

„Komm' Morgen früh um neun Uhr auf's Schloß, dann ſollſt Du mich noch einmal ſehen.“

Der Sackträger fand ſich um die beſtimmte Zeit ein. Ein Kammerlaquai gab ihm im Namen des Königs vier Friedrichsd'or mit dem Bedeuten: „er ſolle ſich dafür einen guten Rock kaufen.“

Der König ging ſelten nach Oſtpreußen zu Abhaltung der Revuen, weil es ihm zuwider war, fremdes Gebiet und namentlich das Danziger zu berühren.

Im Jahr 1751 hielt er in Preußen eine Truppenmuſterung. Der Oberſte von S***, Kommandeur eines dortigen Regiments, ſtand bei ihm in Gunſt, doch hielt ihn dies nicht ab, dieſem ſeine Unzufriedenheit über das Regiment ſtrenge zu erkennen zu geben.

Kaum war der König in Potsdam, ſo forderte der Oberſte, unter dem Vorwand der Kränklichkeit, ſeinen Abſchied.

Friedrich antwortete ihm:

„Mein lieber Oberſter von S***! Ich kenne Euch zu gut, als daß Ich nicht auch einigermaßen die Urſachen Eurer Krankheit, die nicht von der Art iſt, um deshalb den Abſchied zu fordern, leicht errathen ſollte. Die Galle iſt Euch in den Magen getreten, und dazu giebt es noch immer Mittel genug, um ſolche wieder heraus zu ſchaffen. Fehlt es Euch dort an geſchickten Ärzten, die ſolches bewerkſtelligen können; ſo will Ich ſchon dafür ſorgen laſſen, daß Ihr einen erhalten ſollet. Einiger Muth gehört mit dazu, um wieder geſund zu werden, und Ihr müßet Euch nur ſorgfältig vor ſtarken Einbildungen hüten. Wenn Ich Euch künftiges Jahr bei der Revue ſehen werde, wird es ſchon beſſer mit Euch gehen, und Ihr werdet dann finden, daß Ihr Mir noch länger zu dienen im Stande ſeyd. Indeß verſichere Ich Euch, daß Ich Euer wohlaffectionirter König bin."

Potsdam, den 10. Julius 1754.

Eigenhändige Nachſchrift:

„Mir geht es auch nicht immer, wie Ich es gern haben möchte, deswegen muß Ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich. Friedrich."

Bei der großen Revue im Jahre 1754 war der König mit den Truppen, vorzüglich aber mit dem Küraſſier-Regiment Prinz von Preußen zufrieden.

Der Kommandeur dieſes Regiments war der General-Major von Drieſen. Der König ließ ihm, um ihm ſeine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, noch am Abend des letzten Revuetages 2000 Thaler zahlen.

Als ſich den Tag darauf der Beſchenkte dafür bei dem Könige bedankte, nahm er ihn freundlich bei der Hand und ſprach:

„Sein Dienſteifer muß belohnt werden! Dies iſt nur eine Kleinigkeit, ich werde mehr für Ihn thun, mein Lieber!"

Am nämlichen Tage machte ihm der König durch ein eigenhändiges Schreiben bekannt: daß er ihm die Amtshauptmannſchaft Oſterode in Preußen und eine jährliche Penſion von 1000 Thalern verliehen habe.

Als der König demnächſt nach Weſel kam, nahm er auch das dort in Garniſon ſtehende Regiment Graf von Dohna in Augenſchein.

Einer der Junker fiel ihm auf und er fragte ihn:

„Wie heißt Er?“

Der General nahm gleich das Wort für den Gefragten, und ſprach:

Er heißt Drieſen, und iſt ein Sohn des General-Majors von Drieſen.

„Der hat ja keine Kinder!“

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden. Es iſt ein außer der Ehe erzeugter Sohn.

„So? — Wie kommt denn der hier her?“

Der General ſtand in ſeinen jüngeren Jahren in Weſtphalen auf Werbung. Da hat er dieſen Sohn erzeugt. Er hat ſich aber nicht weiter um ihn bekümmert: zufällig erfuhr ſein Bruder, der bei meinem Regiment eine Kompagnie hat, etwas von dieſem Kinde; er hat ſich deſſen angenommen, und auf ſein inſtändiges Bitten iſt er von mir als Junker bei ſeiner Kompagnie angeſtellt worden.

„Wie beträgt er ſich?“

Ich muß ihm das beſte Zeugniß geben, und er verſpricht einmal ein tüchtiger Soldat zu werden. Freilich als ein uneheliches Kind iſt er zum Avancement unfähig.

„Wer ſagt das? — Das thut nichts! Der Vater iſt brav! Er iſt Fähndrich und legitimirt! Der General muß aber nichts davon erfahren. Hört Er!“

Das Jahr darauf wurde der junge von Drieſen Lieutenant.

Im Jahre 1756 befahl der König dem Grafen von Dohna, den Lieutenant von Drieſen nach Potsdam zu ſchicken.

Der General von Drieſen wurde bei dem Könige zur Tafel geladen; über Tafel fragte ihn Friedrich:

„Wie viele männliche Perſonen von Seiner Familie leben noch?“

Zwei Brüder und ein Bruderſohn, Ew. Majeſtät.

Der König ſah ihn eine Weile ſcharf an und ſprach dann:

„Hör' Er, er iſt ein braver Mann und guter Soldat, aber ein ſchlechter Vater! Er verleugnet Sein Kind? — Das hätt' ich von Ihm nicht erwartet.“

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden. Ich habe keine Kinder.

„Wie kann Er das ſo dreiſt behaupten? — Freilich hat Er einen Sohn. Das weiß ich beſſer, wie Er. Das gehört noch mit zu Seinen Avantüren als Werbeoffizier in Weſtphalen."

Ein gefülltes Glas ergreifend und es emporhebend, rief er:

„Der Hauptmann von Drieſen ſoll leben!"

Die Anweſenden ſtießen nun an, der König wandte ſich an den General:

„Er hat doppelt Urſache, recht wacker anzuſtoßen, es gilt ja Seinen Sohn."

Der Hauptmann von Drieſen hatte, auf Befehl des Königs, während der Tafel in einem Vorzimmer warten müſſen. Nach aufgehobener Tafel mußte er in das Speiſezimmer kommen.

Friedrich führte ihn dem Vater mit den Worten zu:

„Werd' Er ſo brav, wie Sein Vater!"

Dann ſprach er zu dem General:

„Hier iſt Sein Sohn, nehm' Er ihn mit und equipir' Er ihn."

Er verließ das Zimmer; alle Anweſende waren über dieſe Scene überraſcht und gerührt, am meiſten aber der General von Drieſen und deſſen Sohn.

Er entfernte ſich jetzt auch mit ſeinem Sohne, und als er in ſeine Wohnung kam, fand er dort 2000 Thaler, die ihm der König zur Equipirung des Sohnes zum Geſchenk gemacht hatte.

Der Hauptmann von Drieſen erhielt eine Kompagnie bei dem von Hordtſchen Freikorps. Als ſolches bei dem Beginn des ſiebenjährigen Krieges zum erſtenmal mit dem Feinde in ein Gefecht kam, bemerkte der König einen jungen Offizier, der ſich durch Unerſchrockenheit auszeichnete.

„Wie heißt der Offizier?" fragte er ſeine Umgebung.

Keiner konnte ihn namhaft machen.

„Wenn dieſer Offizier in der Aktion mit dem Leben davon kommt," befahl er: „ſo ſoll er gleich zu mir in's Hauptquartier kommen."

Es war dies der Hauptmann von Drieſen geweſen. Er kam in das Hauptquartier, und als man ihm ſolches meldete, rief der König ſichtbar frohgeſtimmt aus:

„Das hab' ich mir gleich gedacht, daß er brav ſeyn würde; ich hab's ihm gleich angeſehn.“

Er empfing ihn mit der größten Leutſeligkeit, ſagte ihm viel Schmeichelhaftes über ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart, und ernannte ihn zum Major bei einem Feldregiment.

Unſtreitig würde er eine ſchnelle Carriere gemacht haben, aber in einem Scharmützel dieſes Regiments, das bald darauf gegen die Schweden im Felde ſtand, verlor er, nach eilf erhaltenen Wunden, das Leben. Als der König die Nachricht von ſeinem Tode erhielt, äußerte er ſein Bedauern über dieſen Verluſt zwar nur in einigen Worten, aber daß ſie aus dem Herzen kamen, verrieth der Ton der Stimme, mit dem ſie geſprochen wurden.

Der König erließ gleich bei'm Antritt ſeiner Regierung unterm 3. Juni 1740 eine Kabinetsordre, nach welcher die früher oft gemißbrauchte Tortur bei Kriminalunterſuchungen nur noch in wenigen Fällen geſtattet werden ſollte. Der menſchenfreundliche Zweck Friedrich's wurde dadurch nicht ganz erreicht, denn, gewöhnt an dieſe barbariſche Verfahrungsweiſe, unterblieb ſie nicht. Dies beweiſt die nachſtehende Kabinetsordre an den Staatsminiſter von Bismark.

„Mein lieber Geheimer Etats-Miniſter von Bismark. Auf Euren Bericht vom 19. dieſes, den in großem Verdacht wegen begangenen Mordes und Beraubung auf öffentlicher Landſtraße ſtehenden Schäfer, Gört Heinrich Schmidt betreffend, gebe ich Euch hierdurch zur Reſolution, daß, weil ich in dergleichen Criminalfällen die Tortur als ein theils grauſames, theils aber ungewiſſes Mittel anſehe, die Wahrheit der Sache herauszubringen, Ich alſo das Erkenntniß des Berliniſchen Criminalſenats confirmiret, und ſolches durch Vollziehung der hierbey zurückkommenden Expeditionen approbiret habe. Wobey Ich Euch denn zu Eurer und der Criminal-Collegiorum Direction hierdurch nochmalen declarire, daß wenn in dergleichen Criminalfällen, wo es auf die öffentliche Sicherheit ankommt, die Delinquenten, durch klare Indicia oder auch Zeugen und andere ganz deutlich ſprechende Umſtände, ſchuldig befunden werden, daß nichts an der Richtigkeit des Facti als nur allein die eigene Confession des Delinquenten fehlet, welche ſonſten von letzterem durch die in den Geſetzen geordnete Tortur herauszubringen iſt, ſodann auf ſolchen Fall die geſetzmäßige Todesſtrafe ſonder Bedenken von den Criminal-Collegiis erkannt werden kann, ohne daß ſelbige nöthig haben, das eigene Bekenntniß eines ſchon ganz überführten Delinquenten zu erfordern und abzuwarten. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 27. Juni, 1754. Friedrich."

Den ehemaligen Stelzenkrug am Alexanderplatz zu Berlin beſaß eine kinderloſe Wittwe, und in demſelben wohnte, außer ihr, Niemand, als ein armer Kandidat, der ſich davon nothdürftig ernährte, daß er von Morgen bis zum Abend Kindern wohlhabender Bürger Unterricht in den erſten Elementen der lateiniſchen Sprache, der Erdbeſchreibung, Geſchichte, im Schreiben und Rechnen gab.

Eines Morgens kam die Wittwe nicht, wie gewöhnlich, aus ihrer Schlafkammer zum Vorſchein; dies erregte endlich Beſorgniſſe, und als man die Thür öffnete, fand man ſie todt in ihrem Bette. Ein um ihren Hals befindlicher Strick ließ keinen Zweifel, daß ſie erdroſſelt ſeyn mußte.

Auf die diesfällige Anzeige an die obrigkeitliche Behörde, veranlaßte dieſe ſogleich, den einzigen Hausgenoſſen der Ermordeten, den Kandidaten vorfordern zu laſſen, um ihn zu vernehmen, ob er über dieſen Mord keine nähere Auskunft, zur Ausmittelung und Habhaftwerdung des Thäters, angeben könne.

Des Kandidaten Zimmer war ebenfalls verſchloſſen und er nicht aufzufinden. Nach Verlauf von einigen Stunden kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Er wurde ſogleich vor den Richter geführt, und über die Mordthat vernommen. Er verſicherte, daß er hierüber nicht die mindeſte Auskunft geben könne, indem er die Nacht über nicht in ſeinem Quartier geweſen ſey. — Auf Befragen, wo er ſolche denn zugebracht? antwortete er: er habe geſtern einen Freund, einen Landgeiſtlichen, einige Meilen von Berlin wohnhaft, beſucht, ſolchen jedoch, um bei guter Zeit wieder in Berlin zu ſeyn, am Abend verlaſſen, um den Rückweg zu Fuß zu machen. Bei der eingetretenen Dunkelheit habe er ſich verirrt, und die Nacht auf dem Felde zubringen müſſen.

Dieſe Ausſage, und da er ſchlechterdings nicht im Stande war, an welchem Orte er die Nacht außer dem Hauſe zugebracht, gehörig zu beweiſen, machten ihn des Mordes verdächtig, er wurde daher ſogleich verhaftet, und der That beſchuldigt. Er läugnete ſolche ſtandhaft; indeß achtete man darauf nicht und trug kein Bedenken, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, an ihm die Tortur vollziehen zu laſſen. Bei dem erſten Grad derſelben flehte er, den Schmerzen erliegend, inne zu halten, und bekannte ſich als Mörder.

Das Gerücht davon verbreitete ſich ſchnell durch die ganze Stadt. Am meiſten erſtaunten und erſchracken aber diejenigen, die den Kandidaten als Hauslehrer kannten, und ihn, wegen ſeines frommen, ſtillen Weſens und der liebreichen Behandlung ſeiner Schüler, ſehr liebgewonnen hatten. Sie hielten ihn eines ſolchen Frevels ganz unfähig, und beſchloſſen, in einer Deputation ſich deshalb an den damaligen Großkanzler von Cocceji zu wenden, um ihn darauf aufmerkſam zu machen, wie es höchſt wahrſcheinlich ſey, daß dem Kandidaten, bei einem ſo lange unbeſcholtenen Lebenswandel, nur durch die Schmerzen der Folter ein Geſtändniß erpreßt worden, das keineswegs auf Wahrheit beruhen könne. Cocceji hörte die Abgeordneten ruhig an, und entließ ſolche ſehr human, mit dem Troſt, daß er ihre Winke gewiß berückſichtigen werde. Er ließ es auch nicht bei dieſer leeren Verſicherung bewenden, ſondern forderte ſogleich die über dieſen Mord und über den Kandidaten verhandelten Unterſuchungs-Akten ein.

Bei genauer Durchſicht fand er, daß man noch nicht gehörig unterſucht, ob nicht etwa die Wittwe ſich ſelbſt erdroſſelt habe, und er verfügte zu dieſem Ende eine Beſichtigung der Leiche, die man — nach einem damals herrſchenden Vorurtheile — nicht zu berühren gewagt. Zu dieſer Beſichtigung wurde der Scharfrichter von Berlin zugezogen, um über die Erdroſſelung ſein Gutachten abzugeben. Er erklärte, die Ermordete ſey durch einen kunſtgerechten Knoten erwürgt worden. Cocceji fiel dieſes Beiwort auf. Er ließ den Scharfrichter zu ſich beſcheiden, und fragte ihn, was er unter dem Worte kunſtgerecht verſtände?

Es iſt eine eigene Art, in einen Strick einen Knoten zu ſchürzen, wenn ein Dieb von uns gehenkt werden ſoll, wodurch deſſen gewaltſamer Tod beſchleunigt und erleichtert wird.

„Iſt denn das ſo etwas künſtliches?“ fragte Cocceji.

Dies wohl nicht, verſetzte der Scharfrichter; aber es iſt doch ein beſonderer Kunſtgriff, der nur denjenigen bekannt ſeyn kann, welche zum Metier gehören.

Dieſen Umſtand beachtend, ließ nun der Großkanzler Erkundigungen einziehen, ob etwa fremde Scharfrichter oder ihre Knechte in dieſer Zeit in Berlin geweſen wären. Es wurde auch bald ermittelt, daß zwei Scharfrichterknechte aus Spandau an dem Abend, wo in der darauf folgenden Nacht der Mord geſchehen war, nach Berlin gekommen. Es waren die leiblichen Brüder der Ermordeten. Sie wurden auf ſeinen Befehl verhaftet, und bekannten die That. Sie hatten die Schweſter erdroſſelt, um, als die nächſten Erben ihres Vermögens, deſto früher zu deßen Beſitz zu gelangen.

Auf Cocceji's diesfälligen Bericht an Friedrich, unterſagte dieſer ſogleich die Anwendung der Tortur in ſeinen Staaten durch die Kabinetsorder vom 4. Auguſt 1754 *). Friedrich hat das An-

---

*) An dem nämlichen Tage bekam Cocceji auf einen frühern Bericht über eine Räuberbande die nachſtehende Kabinetsorder:

Mein lieber Großkanzler von Cocceji. Da ich erſehen habe, was Ihr bei Gelegenheit der in Schleſien entdeckten großen Räuberbande und der von der Breslauiſchen Oberamtsregierung deshalb zu dirigirenden Inquisition melden und anfragen wollen; ſo ertheile Ich Euch darauf zur Resolution etc. Was aber den zweiten Punkt wegen der Inquisiten anlanget,

> daß diejenigen, welche einen rechtlichen Verdacht gegen ſich haben und dennoch die That läugnen, durch die Tortur zum Bekenntniß gebracht werden ſollen;

So iſt Euch darauf in Antwort, daß nachdem Ich das grauſame, und zugleich zu Herausbringung der Wahrheit ſehr ungewiſſe Mittel der Tortur in dergleichen Fällen gänzlich abgeſchafft habe, es alſo auch dabey ſein Bewenden haben muß. Dahergegen aber wiederhole Ich hierdurch nochmalen, was Ich vorhin ſchon verſchiedentlich an den Etats-Miniſter von Bißmark ſolcherhalb declariret habe, daß nehmlich, wenn gegen dergleichen Inquisiten ſich ſo viele Umſtände hervor thun, daß dieſelben dadurch ihres Verbrechens völlig überzeuget werden, und daß alsdann nichts weiter, als ihr eigenes Geſtändniß fehlet, welches aber dieſelben hartnäckig zurückhalten, ſodann auf deren eigne Confession bei Abfaſſung der Sentenz nicht reflectiret, ſondern ſolche dermaßen erkannt werden ſoll, als ob deren Geſtändniß wirklich vorhanden ſey.

denken Cocceji's durch eine Marmorbüſte, die er auf dem Hofe des Kammergerichts aufſtellen laſſen, noch geehrt, und wenn er auch ſonſt keine Verdienſte um die Juſtizpflege hätte, verdient er ſchon deshalb ein ſolches Denkmal.

Wie Vielen wird es errichtet, weil ſie viele Tauſende in den Tod geführt; der biedere Cocceji hat aber viele Tauſende von dem ſchmachvollen Tode der Verbrecher gerettet, die ſonſt als Märtyrer einer grauſamen Juſtizverwaltung hingeopfert ſeyn würden.

Der König wollte den Chirurgus Scharp, der ihm gewöhnlich Ader ließ, von dieſem Geſchäfte entbinden, weil er bemerkt, daß er dabei zitterte, mithin keine feſte Hand mehr hatte.

„Kann Er mir nicht einen geſchickten und zuverläßigen Menſchen zum Aderlaſſen zuweiſen?“ fragte er den Regimentschirurgus Engel.

Engel ſchlug ihm einen Chirurgus mit der Verſicherung vor, es ſey ein ſehr guter und geſchickter Mann.

Friedrich ließ dieſen bald darauf zu ſich rufen. Er ſtellte ſich ein, und als er in des Königs Zimmer trat, fragte ihn Friedrich gleich:

„Heißt Er B**?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Hör' Er mal, er ſoll mir zur Ader laſſen, aber das will ich Ihm andeuten, daß er mit mir nicht anders umgeht, als mit einem Burſchen von meiner Garde, denn in dieſem Punkt ſind wir Alle

---

Sollten aber die Umſtände den Inquisiten nicht völlig compliciren, und dennoch der größeſte Verdacht gegen ſolchen vorhanden ſeyn, daß der Inquisit das Verbrechen wirklich begangen habe, auch die Umſtände ſolches zum höchſten wahrſcheinlich machen, alsdann muß dergleichen Inquisiten, wenn ſchon er ſich zu keinem Bekenntniß bequemen will, der Veſtungsarreſt oder die Veſtungsarbeit auf Zeit ſeines Lebens, und daß er dabey in Eiſen geſchmiedet werde, zuerkannt werden. Wonach Ihr denn in ſolchen Fällen, wo es auf die publique Sicherheit ankommt, erkennen zu laſſen, auch die Regierungen deshalb zu instruiren habt. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 1. Auguſt 1751. Friedrich.

einerlei; und zeigt er Furcht bei'm Aderlaſſen bei mir, ſo geräth's Ihm nicht. Verſteht Er mich?"

Ja, Ew. Majeſtät.

„Nun, ſo komm' Er her, und mache Er ſein Probeſtück."

Der Chirurgus unterband den Arm des Königs, bei'm Schlagen der Ader kam aber kein Blut.

„Sieht er wohl," ſprach der König milde: „Er hat ſich gefürchtet! Komm' Er her, und ſchlag' Er noch mal, aber ohne Furcht."

Dies geſchah, und jetzt kam Blut.

„Sieht Er, was die Furcht macht!" ſprach der König lächelnd: „Er ſoll mir immer zur Ader laſſen, aber ohne Furcht, das ſag' ich Ihm ein für allemal."

Der gewöhnliche Vorleſer Friedrich's, le Cat, war krank; auf deſſen Vorſchlag geſtattete er einem andern jungen Manne dies Geſchäft inzwiſchen zu verwalten.

Der neue Vorleſer wollte ſeine Sache recht gut machen, er deklamirte wie auf der Bühne, und machte dabei ſehr lebhafte Geſtikulationen.

Ihm zu beiden Seiten ſtanden koſtbare kryſtallene Armleuchter; im Affekt warf er den einen vom Tiſche, daß er zerſplitterte.

Der Vorleſer erſchrack heftig, ward leichenblaß und zitterte an allen Gliedern; endlich wollte er eine Entſchuldigung ſtammeln, aber Friedrich ſprach freundlich:

„Mein Freund! Bei der Sache iſt nichts weiter zu thun, als daß man ein anderes Licht anzünden läßt."

Der erſte Sohn des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau Prinz Wilhelm Guſtav, hatte mit der Tochter einer Madame Schardius zwei Söhne außer der Ehe erzeugt, der Erſte bekam den Namen Wilhelm, der Zweite erhielt den Namen Philipp. Sie erhielten die Erziehung von Kindern des Bürgerſtandes. Ihr Vater ſtarb 1737 und jetzt nahm ſich ſein jüngerer Bruder, der Prinz Moritz, des älteſten verwaiſeten unehlichen Sohnes an, und ſolchen als Jäger zu ſich.

So beſchränkt auch ſein Wirkungskreis war, ſo verrieth er doch Gemüth, Geiſt, Muth und Gegenwart des Geiſtes; der Prinz konnte den Jüngling daher gut gebrauchen und ſich auf ihn, bei Allem, was er ihm auftrug, verlaſſen.

Als im Jahre 1756 der Krieg zwiſchen Preußen und Öſterreich ausbrach, bat Prinz Moritz, da er als General ſeine Garniſon Stargard verlaſſen mußte, den König, dieſen Wilhelm, dem er den Namen Wilhelmi gab, und deſſen wahre Abſtammung er klüglich verſchwieg, zum Lieutenant von der Armee zu ernennen, und zu geſtatten, daß er ihn zu ſeiner Hülfe mitnehmen dürfe. Der König erfüllte dieſen Wunſch, und der Lieutenant Wilhelmi war vier Jahre lang überall im Gefolge des Prinzen.

Der Prinz ging, wegen Kränklichkeit, im Winter des Jahres 1759 nach Deſſau; ſeine Krankheit nahm zu, ſie wurde gefährlicher, und ihn beunruhigte Wilhelmi's ferneres Schickſal ſehr.

Um dieſe Zeit kam der General von Hülſen auf einer Reiſe von Halberſtadt nach Sachſen durch Deſſau; und er beſuchte den kranken Prinzen. Bei dieſem Beſuch war Wilhelmi bei dem Prinzen, und dieſes Zuſammentreffen brachte letztern auf den Gedanken, Wilhelmi's Zukunft dadurch zu ſichern, daß er ihn dem Schutz des Generals empfahl. Als ſich ſolcher dazu bereit erklärte, gab der Prinz Wilhelmi einen Wink, ſich zu entfernen, und unter vier Augen entdeckte er dem General die wahren Verhältniſſe, empfahl ihm noch dringender den Verwaiſten, und bat: für deſſen ferneres Glück väterlich Sorge zu tragen. Als ihm dies der General gelobt, ſprach er:

„Und nun noch eine Bitte: geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr General! daß Sie keiner Seele die Abſtammung des jungen Mannes entdecken wollen.“

Hülſen gab dem Prinzen dies Ehrenwort unbedenklich.

Auf dieſe Weiſe trat der Lieutenant Wilhelmi mit dem General in eben das Verhältniß, in welchem er mit dem Prinzen geſtanden hatte, und fühlte ſich eben ſo glücklich, als zuvor. Er begleitete den General nach Sachſen.

Hülſen wurde das Oberkommando eines beträchtlichen Theils der preußiſchen Armee in Sachſen anvertraut. Selbſt, wo er nicht ganz glücklich war, wie bei Strehlen, gereichten ihm ſeine zweckmäſigen Anſtalten zum Ruhme, aber die meiſten Gefechte, die er den Öſterreichern in Sachſen lieferte, waren glücklich.

Eins davon hatte den erſprießlichen Erfolg, daß die Öſterreicher weit zurückgedrängt wurden, und das preußiſche Heer ſich weiter ausbreiten konnte. Dies Gefecht hielt Friedrich für ſo wichtig, daß er ſelbſt zu dem General kam, die ganze Gegend überſah, und einem ſeiner Ingenieuroffiziere den Auftrag gab, einen genauen Plan der ganzen Gegend aufzunehmen. Wilhelmi hörte dieſen Befehl, und bat den General, es bei'm Könige zu bewirken, daß auch ihm noch dieſe Arbeit übertragen würde. — Friedrich bewilligte es, und Wilhelmi beendete ſeine Zeichnung ſchneller, als der Ingenieur. — Er gab ſie dem General. Dieſer überreichte ſie bei der Parole dem Könige, der ſie, ohne ſie anzuſehen, in die Taſche ſteckte. — Erſt am Nachmittage beſah er ſie. Sie fiel ihm nicht allein wegen ihrer Richtigkeit, ſondern auch wegen ihrer ausgezeichneten Reinheit und Sauberkeit auf.

Als Hülſen am folgenden Tage zu ihm kam, fragte er gleich nach dem Offizier, der die Zeichnung verfertigt habe? Der General nannte ihn; Friedrich befahl ihm, dieſen jungen Mann ſogleich zu ihm zu ſchicken, er wolle ihn näher kennen lernen.

Dieſe nähere Bekanntſchaft konnte leicht Veranlaſſung zu der Entdeckung der wahren Abſtammung Wilhelmi's geben; dies beunruhigte Hülſen wegen ſeines dem Prinzen Moritz gegebenen Ehrenworts. In der Hoffnung, der König würde dieſen Befehl vielleicht vergeſſen, ſchwieg er darüber gegen Wilhelmi.

Am folgenden Morgen wurde in des Königs Hauptquartier die Parole ausgegeben. Dazu ſtellte ſich auch Wilhelmi ein.

Der König hatte ihn vor einigen Tagen bei dem General geſehen, und war durch deſſen Bitte auf ihn aufmerkſam geworden; kaum ſah er ihn, ſo fragte er ihn ſehr barſch:

„Warum iſt Er nicht, meinem Befehle gemäß, geſtern zu mir gekommen?“

Ich weiß von keinem ſolchen Befehl, Ew. Majeſtät! ſonſt würd' ich mich eines ſolchen Ungehorſams nicht ſchuldig gemacht haben.

„Hat Ihm denn Sein General nichts geſagt?“

Nicht ein Wort, Ew. Majeſtät.

„Folg' Er mir!“

Wilhelmi mußte in das Zimmer des Königs treten. Hier legte ihm dieſer mehrere Pläne vor, ſprach viel mit ihm, und da er beſtimmte Antworten erhielt, ſo fragte er ihn endlich, auf mehrere Pläne zeigend:

„Getraut' Er ſich wohl, einige dieſer Zeichnungen zu copiren?“

Wilhelmi bejahete es und erhielt einen Plan zum Abzeichnen.

Er konnte ein Mißtrauen gegen den General nicht unterdrücken, daß er ihm des Königs Befehl verſchwiegen, und er glaubte ſeiner Seits dadurch von der Verpflichtung entbunden zu ſeyn, ihn von dem Geſpräche mit dem Könige und von dem erhaltenen Auftrage in Kenntniß zu ſetzen.

Mit großem Eifer machte er ſich an die ihm aufgetragene Arbeit, opferte ſelbſt einen Theil des nächtlichen Schlafs auf, und vollendete ſie mit muſterhafter Genauigkeit. Da ihn am folgenden Morgen der General zur Meldung in das Hauptquartier ſchickte, überreichte er dem Könige die Zeichnung.

Mit Wohlgefallen betrachtete ſie Friedrich und fragte dann, immer noch auf die Zeichnung ſehend:

„Wer iſt Er eigentlich? Wo iſt Er her?“

Ew. Majeſtät, ich heiße Wilhelmi und bin ein Sohn des verſtorbenen Prinzen Guſtav von Deſſau.

„Was ſagt Er?“ die Zeichnung auf einen Tiſch werfend; „Er iſt ein Sohn des Prinzen Guſtav? Ihm ſoll der Teufel auf den Kopf fahren, wenn das nicht wahr iſt!“

Wie würd' ich mich unterſtehen, Ew. Majeſtät eine ſolche Unwahrheit zu ſagen!

„Weiß es Sein General?“

Ja, Ew. Majeſtät!

„Gut! Sag' Er Seinem General, daß er heute Mittag bei mir ſpeiſen ſoll!“

Wilhelmi meldete dem General des Königs Befehl, verſchwieg aber alles übrige.

Hülſen fand ſich ein.

„Weiß Er nicht,“ fragte ihn Friedrich: „wo Sein Lieutenant Wilhelmi her iſt?“

Dem Befragten fiel die Frage auf. Er antwortete:

Nein! Ew. Majeſtät: der Prinz Moritz, bei dem er früher war, hat ihn mir empfohlen.

„So? Er weiß es alſo nicht, wo er her iſt? Wenn Er's nicht weiß, ſo will ich's Ihm ſagen: Der Lieutenant Wilhelmi iſt ein Sohn vom Prinzen Guſtav.“

Hülſen war äußerſt verlegen. Überzeugt, daß der König von Allem unterrichtet ſey, geſtand er, was er von dem Prinzen Moritz auf deſſen Sterbebette erfahren, auch wie er ihm ſein Ehrenwort geben müſſen, es als ein Geheimniß Keinem zu offenbaren.

„Wenn es alſo wahr iſt, ſo überlaß' Er mir dieſen Wilhelmi und ſuch' Er ſich aus meiner Suite einen andern Offizier aus.“

Wenn Ew. Majeſtät geruhen wollten, mir den Lieutenant Wilhelmi zu laſſen, ſo würde mir dadurch eine große Gnade wiederfahren. Ich habe mich ſehr an ihn gewöhnt. Er verſteht mich, ohne viele Worte, und in der jetzigen Lage iſt er mir faſt unentbehrlich.

„Nein! Was ich geſagt, dabei bleibt es!“

Kaum war Hülſen in ſein Quartier zurückgekommen, als er dem Lieutenant Wilhelmi die härteſten Vorwürfe machte, daß er dem Könige ſeine Abkunft entdeckt und ihm ſeine Unterredungen mit ſolchem verſchwiegen habe.

Wilhelmi erwiederte dreiſt:

Herr General! Sie haben mir den Befehl des Königs, zu ihm zu kommen, auch verſchwiegen, und da mich der König nach meinem Herkommen fragte, hielt ich's für einen ſehr günſtigen Zeitpunkt, mein Glück zu machen. Warum ſollt' ich ihn nicht benutzen?

Wilhelmi trat in die Suite des Königs.

Bei der Schlacht von Liegnitz am 15. Auguſt 1760 ernannte ihn der König auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann, und übertrug ihm die Geſchäfte eines Generalquartiermeiſters. In dieſem Verhältniſſe wurde er, während der ferneren Dauer des ſiebenjährigen Krieges, mit verſchiedenen Korps bald hier, bald dorthin geſchickt und erfüllte die Befehle des Königs zu deſſen Zufriedenheit.

In dem Winterquartiere im Jahre 1761 zu Leipzig kam Friedrich zuerſt auf die Idee, ein leichtes Artillerie-Korps zu errichten und übertrug dem Hauptmann Wilhelmi den Entwurf eines Plans dazu.

Wilhelmi überreichte den Plan, er erhielt Friedrich's Beifall ſo ſehr, daß er ihn dafür auf eine ausgezeichnete Art belohnen wollte. Er hatte es ſich zu einem Grundſatz gemacht, keinen Bürgerlichen zu einer höhern Stelle im Militair zu befördern, er ſprach alſo einſt zu Wilhelmi:

„Hör' Er einmal! So wie es jetzt mit Ihm ſteht, kann nichts aus Ihm werden; ich werd' Ihn adeln. Was will Er für einen Namen führen?“

Wilhelmi wählte den Namen ſeines Geburtsorts Gröbzig, eines kleinen deſſauiſchen Städtchens.

„Nein! das iſt ein häßlicher Name. Weiß Er was! Er ſoll von Anhalt heißen. Damit aber die Fürſten von Anhalt nichts dagegen haben, ſo ſchreib' Er an ſie, und erbitt' Er ſich die Erlaubniß dazu.“

Wilhelmi that dies und erhielt einige Zeit darauf genehmigende Antworten. Er zeigte ſie dem Könige, der ihn darauf fragte: Ob er noch Geſchwiſter habe?

Ja, Ihro Majeſtät! noch einen Bruder.

„Wo iſt der?“

In Offenbach.

„Was iſt er?“

Ein Bader.

„Wie kann einer ſo dumm ſeyn, ein Bader zu werden! Schreib' Er ihm gleich, und laß' Er ihn kommen!“

Dies geſchah. Wilhelmi's Bruder, der Philippi hieß, ſtellte ſich ein. Beide wurden in den Adelſtand erhoben, und hießen Wilhelm und Philipp von Anhalt. Wilhelm behielt ſeinen Bruder bei ſich, ließ ihn in allen militairiſchen Wiſſenſchaften unterrichten, und dann wurde er mit Genehmigung des Königs als Lieutenant bei dem neu errichteten Artillerie-Korps angeſtellt, bei welchem er zuletzt als General-Major penſionirt wurde.

Wilhelm's Talente erwarben ihm immer mehr die Gunſt des Königs.

Im Jahre 1762 griff er den öſtreichiſchen Poſten auf dem Gebirge bei Leutmannsdorf, unweit Schweidnitz, mit einer ſolchen Geſchicklichkeit und Bravour an, daß er dem Feinde, obgleich mit bedeutendem Verluſte, entriſſen wurde. Der König ernannte ihn

dafür zum Oberſtlieutenant und händigte ihm acht Orden pou
mérite ein, um ſie an die Offiziere zu vertheilen, die eine ſ
Auszeichnung, nach ſeiner Überzeugung am meiſten verdient hä
Nach dem Frieden wurde er des Königs erſter General-Adju
und 1783 General-Lieutenant und Gouverneur von Königsb
Im Auguſt 1786 beſuchte er von dort den König; er ſah
ſprach ihn zum letztenmale, denn ſchon auf der Rückreiſe erfuh
ſeines großmüthigen Wohlthäters Tod.

Die erſte Brigade der Kavallerie rückte zur Herbſtzeit in
ſächſiſches Dorf, in welchem ſich der König befand. Jeder
ſich frühzeitig dem Schlaf überlaſſen, weil früh wieder aufgebro
werden ſollte. Um Mitternacht brach plötzlich ein heftiges F
in einem Bauerhof aus, und das ganze Dach des Hauſes, in
chem der Oberſtlieutenant von Wacknitz noch ſchlief, ſtand in v
Flammen. Der König, noch nicht ſchlafend, ſah faſt zuerſt
Feuer durch ſein Fenſter, ſetzte ſich ſogleich zu Pferde und ſpre
herbei, bevor man auf Rettung bedacht war. Schon brannte
Boden und die Thür des Hauſes. Er ſprang ſogleich vom Pf
ergriff in der Geſchwindigkeit eine Futterſchwinge, ſtieß damit
Fenſter ein und rief:

„Hier heraus, lieber Wacknitz!“

Ew. Majeſtät, hier ſtehen noch die Standarten, er reichte
aus dem Fenſter.

„Wacknitz! Wacknitz! gleich heraus, das Übrige werde ich
ſorgen!“ rief der König.

Der Oberſtlieutenant rettete ſich jetzt; einige Gardes du C
ſtiegen in das Fenſter, ergriffen die übrigen zwei Standarten,
retteten mit genauer Noth die Equipage ihres Chefs, denn g
darauf ſtürzte das Haus ein. Der Oberſtlieutenant wollte ſich
ſeine Rettung bei dem Könige bedanken.

„Sei Er ruhig, mein lieber Wacknitz, was ich gethan
ſind wir uns alle zu thun ſchuldig, ſorg' Er für ſeine Geſundhe

Bei'm Anbruch des Tages ſchickte der König dem abgebran
Bauer ein anſehnliches Geſchenk; alle Offiziere der ganzen Bri
folgten dieſem Beiſpiel. Der Bauer wurde mehr als entſchädig

Als Friedrich im September 1756 als Sieger nach Dresden gekommen, war es mit ſein erſtes Geſchäft, die dort berühmte an ſeltnen Kunſtſchätzen aller Art reiche Bildergallerie zu beſuchen.

Er verweilte lange vor verſchiedenen Meiſterſtücken und bewunderte ſolche. Jeder glaubte, er würde davon wenigſtens diejenigen, die ihm am meiſten gefielen, ſich als gute Beute, zueignen, und der Gallerieinſpektor Riedel zitterte ſchon vor dem Moment, wo er dies erfahren ſollte, da wandte ſich der König an ihn mit der Frage:

„Es wird doch erlaubt ſeyn, einige Bilder für mich kopiren zu laſſen?“

Bei der Beſitznahme von Dresden wurde das Haus des ſächſiſchen Staatsminiſters Graf von Brühl in ein Wachthaus verwandelt.

In der Garderobe des Grafen fand man unter andern eine ganze Kammer voll Perücken. Als Friedrich in dieſe Kammer trat, rief er:

„Wie viel Perücken für einen Mann, der keinen Kopf hat.“

In Dresden wohnte er einer Predigt des Superindenten am Ende bei.

Die Predigt wurde über die Worte des Evangeliums gehalten: „gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt.“

Der Kanzelredner, weit davon entfernt, dem Sieger Schmeicheleien zu ſagen, ſprach in dieſer Predigt mit Ruhe und beſonnener Mäßigung darüber, daß Jedem das Seine gebühre, nämlich Gott, dem Kaiſer, dem Nächſten, dem Volke das Ihre, dem Tode das Seine und der Ewigkeit das Ihre. Am Schluße ſagte er mit vieler Freimüthigkeit von den Pflichten gegen den Landesherrn: „das Band zwiſchen Haupt und Glieder iſt heilig und darf, wenn anders ein Staat beſtehen und des Landes Wohlfahrt geſichert und befördert werden ſoll, nicht verletzt werden.“

Friedrich befahl dem Superintendenten am Ende dieſe Predigt drucken zu laſſen und ſie erſchien auch unter dem Titel:

Predigt über das ordentliche Evangelium am 23. Sonntag nach Trinitatis, welches in höchſter Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Preußen in der Kreuzkirche zu Dreſden am 21. November 1756 gehalten und auf höchſtgedachter Sr. Königl. Majeſtät ausdrückliches gnädigſtes Verlangen dem Druck übergeben worden von Dr. Joh. Joach. Gottlob am Ende, Pfarrern und Superintendenten, auch des Oberconſiſtorii Aſſeſſoren daſelbſt.

In der kurzen Vorrede wird erwähnt, daß der König zu Dreſden ſchon im Jahre 1745 einer von ſeinem Feldgeiſtlichen in der Kreuzkirche gehaltenen Predigt mit beigewohnt habe.

Nach der Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee am 16. Oktober 1756 bei Pirna bezog der König zwiſchen dem Königsſtein und Sonnenſtein das feſte Lager der Sachſen und nahm ſein Hauptquartier in Struppen auf dem daſigen Rittergute, welches einer verwittweten Oberſtin von Raiſky gehörte, deren einziger Sohn ſich unter den gefangenen ſächſiſchen Offizieren befand.

Die Oberſtin war damals ſehr krank, und da der König das unterſte und mittlere Stock inne, und ſeine Dienerſchaft ſich das dritte oberſte zugeeignet hatte, mußte die kranke Wittwe ihr Unterkommen in einer kleinen Bedientenſtube in dem entlegenſten Winkel des Gebäudes mit ihrer weiblichen Bedienung ſuchen, und dort ihr Krankenlager aufſchlagen.

Als nach dem erſten Tage wieder Ruhe und Ordnung eingetreten, ging der Dorfgeiſtliche, mit Namen Götzinger, auf das Schoß, um die Oberſtin zu beſuchen. Er nahte ſich der Hauptthüre des Schloſſes; ein Wache ſtehender Gardeſoldat wieß ihn, doch mit Beſcheidenheit, zurück, denn es ſey ihm verboten, Keinen in dieſe Thüre eintreten zu laſſen, weil es der König nicht gern ſehe, daß ihm Jemand auf der Treppe begegene; er möchte daher durch den Garten zur Hinterthüre gehen.

Der Prediger befolgte dieſen Rath; als er ſich eben der Hinterthüre näherte, ſah er den König auf der dicht an derſelben befindlichen ſteinernen Bank in tiefem Nachdenken ſitzen, gebückt und das Kinn auf die Krücke ſeines Stockes geſtützt. Er zögerte, ob er weiter gehen oder umkehren ſolle, doch der Gedanke, daß er ſeiner Patronin einen Beſuch machen, ihr Troſt und wenn's möglich auch Beiſtand verſchaffen wolle, machte ihn beherzt. Er nahte ſich dem Könige langſam und ehrerbietig. Kaum hatte ihn dieſer bemerkt, ſo fragte er ihn:

„Iſt Er der Prediger des Orts?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Zu wem will Er?“

Zu der Frau Oberſten von Racknitz, ſie iſt ſehr krank und wünſcht meinen Zuſpruch.

„So! — Man hat mir nichts von der Krankheit meiner Wirthin geſagt; geh' Er, und ſag' Er ihr, daß ich ſie auch beſuchen werde.“

Der Prediger ging und die kranke Wittwe empfing ihn mit Freuden. Er machte ihr ſein Geſpräch mit dem Könige bekannt, und ihre traurige Lage, worüber ſie ſehr niedergeſchlagen war, veranlaßte ihn zu religiöſen Betrachtungen, um die Muthloſe aufzurichten. Mitten in dieſer ernſten Unterhaltung unterbrach ihn der König durch ſeinen Eintritt in das Zimmer. **Götzinger** ſtand auf und wollte auf die Seite treten.

„Bleib' Er ſitzen!“ rief ihm der König zu: „und fahr' Er fort; ich will ſehen, ob Er was gelernt hat.“

Götzinger gehorchte, ohne in Verlegenheit zu gerathen. Als er glaubte, dem Befehl des Königs genügt zu haben, ſchwieg er und trat beſcheiden bei Seite.

Jetzt nah'te ſich der König dem Bette der Oberſtin, bedauerte, daß ſie krank ſey und er nicht früher etwas davon erfahren habe.

„Haben Sie Kinder?“ fragte er darauf.

Einen Sohn, Lieutenant bei der ſächſiſchen Garde, bei welcher mein verſtorbener Mann geſtanden. Jetzt iſt er aber Ew. Majeſtät Gefangener.

„Will er nicht Dienſte bei mir nehmen?“

Er iſt mein einziges Kind und Erbe dieſes Gutes.

„Ja, dann iſt es billig, daß Sie ihn behalten. — Aber, was iſt das für ein ſchlechtes Zimmer? — Das iſt keine Wohnung, noch weniger ein Krankenzimmer für eine Dame. Es ſcheint, als wenn Sie ſich vor mir hierher geflüchtet hätten. Das haben Sie nicht nöthig. Ich will Sie nicht verdrängen. Suchen Sie ſich ein bequemeres und geſunderes Zimmer aus.“

Die Oberſtin ſtockte und erwiederte mit ſichtbarer Verlegenheit, daß ſie jetzt kein beſſeres haben könne. Der König, ihre Verlegenheit bemerkend, befahl ihr, ihm ohne Rückhalt zu ſagen, weshalb ſie hier ihre Wohnung aufgeſchlagen habe? Sie ſagte nun: daß ſeine Umgebung das ganze oberſte Stockwerk eingenommen, und ihr nur dies kleine Stübchen übrig geblieben ſey.

„Das iſt ganz wider meinen Willen!“ rief der König aus: „meine Leute ſollen Sie nicht verdrängen. Sie, als meine Wirthin, müſſen die ganze obere Etage zu Ihrem Gebrauch haben. Ich werde ſogleich befehlen, ſie zu räumen; ein Jeder kann ſein ihm im Dorfe angewieſenes Quartier beziehen.“

Der König ſetzte hinzu:

„Ich wünſch' Ihnen eine baldige Beſſerung und werd' Ihnen meinen Leibarzt ſchicken.“

Dann wandte er ſich an den Prediger, unterhielt ſich noch eine Weile mit ihm über die Leibnitziſche und Wolfiſche Philoſophie und fragte ihn:

„Führen ſich meine Soldaten auch gut gegen Ihn auf?“

Hierauf verließ er das Zimmer und ging gleich in das oberſte Stockwerk des Schloſſes. Es war gerade um die Zeit, wo ſeine Dienerſchaft damit beſchäftigt war, ſich das Mittagseſſen anzurichten.

„Was wollt Ihr hier, Ihr Tölpel!“ rief er ihnen verdrießlich zu: „ſcheert Euch fort und unterſteht Euch nicht, Euch hier in der oberſten Etage je wieder ſehen zu laſſen.“

Jeder ſuchte auf des eiligſte, ſich davon zu machen. Gleichſam, wie durch einen Zauberſpruch, war die gedeckte Tafel mit ſämmtlichen hungrigen Gäſten verſchwunden. Die Oberſtin kam von dieſem Moment an in den ungeſtörten Beſitz dieſes Theils ihres Schloſſes.

Einer von den bei Pirna gefangenen ſächſiſchen Offizieren, der demnächſt in ſeinem Range als Stabskapitain bei den der preußiſchen Armee einverleibten Sachſen geblieben war, ſchrieb an den König, und bat, ihn zum wirklichen Kapitain zu avanziren, und ihm den Konſens zur Ehe mit einem begüterten Fräulein zu geben; zugleich aber auch: ihm zu erlauben, daß er dann mit ſeiner jungen Gattin nach Berlin gehen und dort ſein Tractament und ſein und ihr Vermögen verzehre könne, und fügte hinzu: er ſchmeichle ſich um ſo mehr, keine Fehlbitte zu thun, da ſeine ihm zu ertheilende Kompagnie auch, wenn er nicht bei ihr ſey, gewiß ihre Schuldigkeit thun würde.

Es ſtand zu erwarten, daß ein ſo abgeſchmacktes Geſuch von dem Könige, zumal in den damaligen Verhältniſſen, unbeachtet bleiben würde; Friedrich ſchenkte ihm aber ſeine Aufmerkſamkeit.

Er erhielt den Beſcheid: er wolle ihn zum wirklichen Hauptmann ernennen, auch die Einwilligung zur Ehe mit dem Fräulein ertheilen, und da er, nach ſeinem Geſtändniße, die Gemächlichkeit liebe, ſich vor den Gefahren, womit er von dem Feinde bedroht würde, und die Mühſeligkeiten des Krieges ſcheue, ſo ſolle er ſein Geld bis zum Frieden, aber nicht in Berlin, ſondern in Stettin verzehren. Es wären bereits alle Verfügungen zu ſeiner Bequemlichkeit getroffen, wenn er dort ankommen würde, und überdies ſey es ein Ort, wo er vor den Feinden am ſicherſten ſeyn könnte.

Der Braut des Offiziers wurde eröffnet: daß dieſem nur unter der Bedingung der Konſens zur Ehe würde gegeben werden, wenn ſie nach Stettin zöge und dort ihr Vermögen verzehre.

Der Kommandant in Stettin erhielt einen Befehl: für dieſen Offizier ein gut meublirtes Zimmer bereit zu halten.

Der ſo Beſchiedene fühlte das Herabwürdigende einer ſolchen Reſolution ſo wenig, wie ſeine Braut. Beide trugen kein Bedenken, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen, und der König befahl darauf, daß der Stabskapitain dieſer Kompagnie die Revenuen derſelben, bis auf weitere Ordre, genießen ſolle.

Man hat es vielfach mit Bewunderung und als ein unverkennbares Zeichen von Seelengröße erwähnt, daß Napoleon im Jahre 1812 von Moskau aus über ſehr unbedeutende Gegenſtände, ſelbſt über die Theater in Paris, Anordnungen getroffen, die damals der Moniteur verkündete.

Es iſt dabei noch problematiſch, ob nicht eine Spiegelfechterei obgewaltet hat, da er dergleichen mit ſchlauer Berechnung zu benutzen pflegte, um der großen Nation einen blauen Dunſt vorzumachen.

Friedrich hingegen beſaß dieſe Eigenſchaft. Er beſchäftigte ſich auch mitten in den Stürmen des Krieges mit Einzelnheiten, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht unbedeutende Kleinigkeiten, ſondern Gegenſtände betrafen, die der Beachtung werth waren, und daß davon nichts in den berliner Zeitungen bekannt gemacht wurde.

So erließ er im Anfange des ſiebenjährigen Krieges von Dresden die nachſtehende Kabinetsordre an den Oberſten von Grumkow.

„Mein lieber Obriſter von Grumbkow. Da das Grenadier-Bataillon jetzo in ſeinen Winten-Quartieren ſtehet; So will Ich, daß Ihr nebſt den übrigen Staabs-Officiers ſich alle Mühe geben und die Wacht-Paraden fleißig exerciren ſollet, um die Leuthe wiederum in die gehörige gute Ordnung zu bringen, zu dem ende Ihr auch mit ſie wie ſonſt gewöhnlich marschieren laſſen müſſet, damit ſie inſonderheit das Gehör kriegen, wie ihr denn alle Ordnung retabliren müſſet. Ihr ſollet auch par Compagnie einige Gewehre ausziehen laſſen, damit die Leute mit ſolchen laden können, um auch ſie darunter wieder in Ordnung zu bringen. Überhaupt müſſet Ihr nebſt denen geſamten Staabs-Officiers des Grenadier-Bataillons darauf ſehen und ohnabläſſig arbeiten, daß die Officiers ſowohl, als die Mannſchaft dergeſtalt wieder in Ordnung und in Schlentrian kommen, als wenn das Bataillon im künftigen früh Jahre revue halten ſollte. Ich recommandire Euch dieſes auf das beſte und zweifele nicht, Ihr werdet darauf ganz beſondere Attention haben. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Dresden, den 20. November 1756. Friedrich.“

Als der König im September 1756 Dresden beſetzt hatte, war der ausdrückliche Befehl erlaſſen worden, ſich aller Plünderung in Sachſen zu enthalten, und alles Privateigenthum unangetaſtet zu laſſen.

Dennoch hatte der ſächſiſche Staatsminiſter Graf von Brühl von ſeinen Gütern Vieles bei Seite geſchafft, und da ſolches ruchtbar wurde, nahm man, weil man eine ſolche Fortſchaffung für eine thatſächliche Erklärung anſah, daß man kein Vertrauen zu einer ſolchen Zuſicherung habe, das bei Seite Geſchaffte in Beſchlag.

Die Gemahlin des Grafen wandte ſich dieſerhalb unmittelbar an den König, worauf ſie die nachſtehenden beiden Briefe erhielt.

Dresden, den 28. November 1755.

Sie können verſichert ſeyn, Madame, daß ich von dem Vorgange, deſſen Sie in Ihrem eben an mich erlaſſenen Schreiben erwähnen, nicht hinlänglich unterrichtet bin. Ich werde aber dafür ſorgen, daß ich ſogleich darüber Auskunft erhalte, um Ihnen auf Ihre Beſchwerden nach Befinden der Umſtände Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; denn ich bin weit entfernt davon, zu geſtatten, daß man ſich an dem vergreife, was Ihnen gehört.

Es thut mir leid, daß eine ungegründete Furcht Ihrer Leute zu einem unangenehmen Mißverſtändniß Anlaß gegeben. Sie hätten alles Hausgeräth, welches ſie in Sicherheit zu bringen glaubten, an Ort und Stelle laſſen können, ich würde niemals geſtattet haben, es anzurühren oder zu mißbrauchen. Ich bitte Gott, daß er Sie, Madame, in ſeinen heiligen und gnädigen Schutz nehme.

Friedrich.

Dresden, den 30. November 1756.

So eben erhalte ich Auskunft über den Vorgang, von dem Sie mir, Madame, in Ihrem Schreiben Anzeige gemacht haben.

Alles ſtimmt mit Ihrer Angabe überein; und da Alles, ohne mein Wiſſen geſchehen, ſo habe ich ſchon befohlen, daß das in Beſchlag genommene Hausgeräth unverzüglich zurückgegeben, und nach Mitſchwitz geſchickt werden ſoll. Indeſſen kann ich nicht umhin, Ihnen zu Gemüthe zu führen, daß dieſer Zufall unterblieben ſeyn würde, wenn Sie nicht, ſo wie Ihr Ehegatte, in der Meinung geſtanden, daß meine Armee bloß in der Abſicht nach Sachſen gekommen, um zu rauben. Das gegenwärtige Beiſpiel mag Ihnen einen neuen Beweis des Gegentheils geben, und Sie können ſicher glauben, daß wenn man die Meubles an ihrer Stelle gelaſſen, und wenn Sie ſolche nicht in der Stille von einem Orte zum andern geſchafft, würde kein Menſch daran gedacht haben, und das Vorgefallene unterblieben ſeyn. Ich erſuche Sie daher, Madame, einen ſo ungerechten Argwohn wider mich fahren zu laſſen und verſichert zu ſeyn, daß ich dergleichen meinen Abſichten ſo wenig gemäße und mit meiner Ehre ſo unvereinbare Ereigniſſe nie billigen werde, und daß ich lieber über Alles, was zeither ſo oft gegen mich angeſtiftet worden, überſehen, als es auf ſolche Weiſe ahnden will. Ich bin ꝛc.

Friedrich.

Im darauf folgenden Jahre waren auf dem Gute Mitſchwitz, bei dem Durchſuchen der herrſchaftlichen Gebäude von Seiten des preußiſchen Militairs Ausſchweifungen vorgefallen. Die Gräfin führte darüber wieder Beſchwerde, und der König antwortete ihr:

Breslau, den 28. Februar 1757.

Ich habe das Schreiben empfangen, welches Sie den 15. d. M. in Anſehung des darin enthaltenen Vorfalls an mich erlaſſen haben, und ich geſtehe, daß ich weiter nichts weiß, als daß einige Truppen, welche in den Gegenden von Mitſchwitz marſchirten, in Erfahrung gebracht haben, wie in dem daſigen Hauſe Gewehre verborgen ſeyn ſollten. Sie haben ſich darauf in ſolches begeben, um dieſerhalb Nachſuchungen anzuſtellen und um ſich zu überzeugen, ob die Sache ſich ſo verhielte. Bei dieſer Gelegenheit hat es ſich denn ereignet, daß die Landesbewohner die ganze Verwüſtung verübt haben, ohne daß man ihnen hat Einhalt thun, noch ſie davon abhalten können, ihre ganze Wuth gegen diejenigen auszulaſſen, die ſie für die Urſache ihres Unglücks und des von ganz Sachſen halten.

Dies habe ich davon erfahren; indeſſen werde ich nicht anſtehen, mich noch genauer zu erkundigen. Bei dieſer Gelegenheit kann ich aber nicht umhin, Ihnen ſelbſt zu überlegen zu geben: ob es wohl zu verwundern ſeyn dürfte, wenn ich meiner Seits allen Glimpf gegen Sachſen einſtelle, da es weltkundig, was meine Unterthanen von dem rohen Benehmen meiner Feinde überall, wo ſie nur haben hinkommen können, erleiden müſſen, und wie ſie überall die größte Härte und Barbarei ausgeübt haben. Ich wünſchte die Grauſamkeiten, die in Preußen begangen worden, aus meinem Gedächtniſſe vertilgen zu können; die Wuth mit Rauben, Plündern und Brennen iſt auf's Höchſte getrieben worden. Jedermann weiß die Drangſale, welche andrer Seits die Franzoſen in dem Cleviſchen und in meinen übrigen von ihnen eroberten Provinzen verhängen. Das grauſame Verfahren, welches die Stadt Halberſtadt hat erdulden müſſen, iſt noch in friſchem Andenken. Unter dieſen Umſtänden wird kein vernünftiger Menſch etwas dawider einzuwenden finden, wenn ich, gezwungen durch das rohe Betragen meiner Feinde, endlich die Grenzen der Mäßigung überſchreite, und überall, wo ich kann, Repreſſalien übe. Es iſt notoriſch, daß ich damit nicht den Anfang gemacht, und durch das immer fortdauernde Beiſpiel, welches mir meine Feinde geben, hört auch meiner Seits alle Nachſicht gegen die Urheber von dergleichen Verfahren auf, und diejenigen haben es zu verantworten, welche alles beigetragen haben, meine Feinde anzufeuern, auf eine ſo unerhörte und geſitteten Nationen ſo unwürdige Art zu handeln. Übrigens können Sie, Madame, von meiner Hochſchätzung verſichert ſeyn, und hiermit bitte ich Gott ꝛc.

Friedrich.

Die Gräfin bat demnächſt den König um eine Salvegarde in Dresden; er lehnte dies in der nachſtehenden Antwort ab:

Dresden, den 23. März 1757.

Meine Frau Gräfin von Brühl.

Es würde mir leid ſeyn, wenn Sie noch länger die Furcht hegen ſollten, welche Sie mir bei Ihrem Anſuchen um eine Salve-Garde vor Ihrem Hauſe zu erkennen gegeben haben. Sie können feſt verſichert ſeyn, daß man ſelbſt in meiner Abweſenheit nicht das Geringſte anrühren wird, und daß daſſelbe von dem Ungemach, welchem andere Häuſer etwa aus Noth haben ausgeſetzt ſeyn können, nichts empfinden wird, dergeſtalt, daß Sie dieſerhalb ſchlechterdings nichts zu fürchten haben. Ja es wird von Ihrem freien Willen abhängen, ob Sie ſich von jetzt an Ihres Gartens bedienen, und ſich nachher ſelbſt wiederum in Ihre Wohnung begeben wollen. Ich bin ꝛc.

Friedrich.

Der König erfuhr, daß ſich die Gräfin in unerlaubte, ihm nachtheilige Verbindungen eingelaſſen; er befahl, daß ſie Dresden verlaſſen ſolle, und wies ihr Polen zu ihrem Aufenthalte an. Sie proteſtirte dagegen. Er antwortete ihr darauf.

Lockwitz, den 3. April 1757.

Frau Gräfin von Brühl!

Da ich aufrichtig wünſche, die Achtung, die ich in vorigen Zeiten für Sie gehegt, und die ich noch jetzt wirklich für Sie hege, noch beizubehalten, ſo wünſche ich recht ſehr, daß Sie eben ſo unſchuldig ſeyn mögen, als Sie es verſichern, und daß Sie ſich in keine von den feindlichen Verbindungen, die neulich entdeckt worden, mögen eingelaſſen haben. Ich bin jedoch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge verſichert, daß es für Sie allemal beſſer ſeyn wird, Ihren Aufenthalt in Polen zu nehmen, wohin Sie auch Ihre kleinen Kinder mitnehmen, und von der Königin ſich auch ſchriftlich beurlauben können. Ich werde Befehl ertheilen, daß Sie auf Ihrer Reiſe durch Bautzen, Görlitz, Liegnitz und Breslau nach Polen den nöthigen Vorſpann bekommen. Der Offizier, der Sie übermorgen begleiten wird, geht nicht weiter als bis Liegnitz. Sie haben die Freiheit, Ihre Reiſe in allen Stücken ſo einzurichten, wie es Ihnen gut dünkt, und ſchließlich können Sie verſichert ſeyn, daß ich nicht gern dieſe Maßregel ergreife, die indeß die Achtung, die Ich für Sie hege, nicht im Geringſten vermindern wird; ich werde mir ſtets ein Vergnügen daraus machen, Ihnen hiervon bei ſich darbietender Gelegenheit Beweiſe zu geben. Ich bitte Gott ꝛc.

Friedrich.

Die Gräfin verſicherte in einem Schreiben an den König, daß die ihr gemachten Anſchuldigungen ungegründet wären, und erneuerte ihr Geſuch, in Dresden bleiben zu dürfen. Der König vom Gegentheil überzeugt, erwiederte ihr:

Lockwitz, den 1. April 1757.

Frau Gräfin von Brühl!

Ich habe den Brief erhalten, den Sie den 31. verwichenen Monats an mich geſchrieben haben. In Anſehung des ſehr gegründeten Verdachts, den ich geſchöpfet, kann ich keine Nachſicht gegen Sie mehr haben, auch nicht erlauben, daß Sie länger in Dresden bleiben. Sie müſſen ſich alſo entſchließen, die Reiſe nach Polen anzutreten, wohin Sie einige dazu kommandirte Offiziere den 4. d. M. begleiten ſollen.

(Von des Königs eigener Hand:)

Der Verdacht gegen Sie, Madame, iſt gar zu ſtark, als daß ich Ihre Gegenwart in Dresden länger dulden könnte. Bilden

Sie ſich nicht ein, daß man mich ungeſtraft beleidigen darf. Es iſt nichts leichter, als ſich zu rächen, wenn man nur will; ich beſchränke mich aber nur darauf, daß man wiſſe, wie ich es zu thun im Stande bin. Mögen nur Ihr Mann und Sie es nicht dahin bringen, daß meine Geduld ermüdet, ſonſt möchten Sie die ſchrecklichen Folgen davon empfinden. Dennoch will ich Ihnen eröffnen: daß die Königin, die Franzoſen und Öſterreicher Ihres Mannes Sturz beabſichtigen. Wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, die Sache zu unterſuchen, ſo werden Sie finden, daß es auf Wahrheit beruht. Es geſchieht dieſe Mittheilung nicht, weil ich Ihre Freundſchaft verlange, ich verachte ſolche zu ſehr, und ich weiß Mittel, meine offenbaren und heimlichen Feinde zu überwinden, ohne zu Niederträchtigkeiten und Grauſamkeiten meine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Friedrich.

Ein vornehmer und reicher Engländer bat um die Erlaubniß, im Jahre 1757 den Feldzug als Volontair mitmachen zu dürfen.

Es wurde ihm bewilligt; er ſtellte ſich mit einer prächtigen Equipage ein, und Alles verrieth Verſchwendung und Luxus. Er erfuhr aber gar keine Auszeichnung, vielmehr wurde er ſtets entweder zum Gepäcke, oder bei den Lazarethen beordert. Er wohnte keinem Gefechte, noch weniger einer Schlacht bei, und hatte ſogar den Verdruß, daß er nicht Theil an der Schlacht bei Roßbach (den 5. November 1757) nahm.

Er hatte darüber bei dem Könige oft ſchriftliche Beſchwerde geführt, aber ohne Erfolg; endlich brachte er ſolche mündlich an.

„Ihre Art zu leben,“ verſetzte Friedrich: „iſt bei meinem Heere nicht üblich, und ſogar anſtößig. Ohne die größte Mäßigkeit kann man die Strapazen, die mit jedem Kriege verknüpft ſind, nicht ertragen lernen, und können Sie ſich nicht entſchließen, ſich der ſtrengen Disziplin meiner Truppen zu unterwerfen, ſo rath' ich Ihnen wohlmeinend, nach England zurückzukehren.“

Im Huſarenregiment des Generals von Zieten zeichnete ſich ein Huſar, mit Namen Kordshagen, durch Dienſteifer, ſittliches

Betragen und Kenntniſſen ſo vortheilhaft aus, daß ihn der General zum Unteroffizier, dann zum Wachtmeiſter machte; bald darauf ſchlug er ihn zum Offizier vor. Nach der Schlacht bei Leuthen genehmigte der König dieſen Vorſchlag.

Bei dem Rückzuge des Königs, nach der vergeblichen Belagerung von Olmütz, führte der General Retzow das Gepäck unter Bedeckung des Küraſſierregiments von Bredow. Ein Corps Öſterreicher griff das Regiment auf dem Marſche an, in der Hoffnung, bei dem ſehr ungünſtigen Terrain Vortheile zu erringen. Dieſen Zweck hätte es auch wahrſcheinlich erreicht, wäre nicht zufällig der Lieutenant Kordshagen, vom Könige unter einer Bedeckung von funfzig Huſaren mit Depeſchen an den Markgrafen Karl abgeſchickt, gerade in dieſem kritiſchen Momente hinzugekommen. Augenblicklich ſtürzte er mit den funfzig Huſaren in die Flanke der öſterreichiſchen Reiterei, brachte ſolche in Unordnung, das Regiment von Bredow konnte ſich wieder ſetzen, machte einen tapfern Angriff, und durch die Huſaren unterſtützt, wurde der Feind mit Verluſt von drei hundert Gefangenen zurück geworfen.

Nach langer Zeit, als Kordshagen zum Rittmeiſter hinaufgerückt war, ſpeiſete er an der Tafel des Königs. Die Tiſchgeſellſchaft war zahlreich und das Geſpräch kam auf berühmte alte adeliche Familien.

„Von was für einem Hauſe ſtammt Er ab?“ fragte der König den Rittmeiſter.

Mein Vater iſt ein ſchlichter Bauer, erwiederte der Befragte: Ich möchte ihn aber gegen keinen andern in der Welt vertauſchen!

„Das iſt brav gedacht!“

Der Sohn eines bemittelten Bürgers in Prag wollte ein armes Mädchen, das er liebte, wider Willen ſeiner Ältern, heirathen. Sie blieben unerbittlich. Mit einigen hundert Gulden ging er daher zu Ende des Aprils 1757 heimlich davon. Er ſuchte Schutz und Hülfe bei dem Herzoge Karl von Lothringen, der damals mit der öſterreichiſchen Armee in der Gegend von Prag ſtand. Dieſer ließ ihn aber verhaften. Während ſeines dreitägigen Arreſts hatten ihm die Soldaten im Spiel ſein Geld abgenommen, und damit dies nicht zur Sprache käme, gab man ihm geſliſſentlich Gelegenheit, zu entwiſchen. Er ließ ſie auch nicht unbenutzt und kam zufällig am 4. Mai des Abends nach Welleslin, wo der König das Hauptquartier hatte. Da der junge Menſch von dem Siege bei Lowoſitz und von der Gefangennehmung der Sachſen gehört, ſo zweifelte er nicht, daß die Preußen bald Prag nehmen würden. Er wollte den König um Beiſtand bitten, und deshalb wartete er auf deſſen Ankunft.

Es war ſchon ſpät, als Friedrich in Begleitung des Flügeladjutanten von Stutterheim und einigen Feldjägern dort ankam, wo der junge Menſch ſtand. Der König, ihn bemerkend, ritt langſam. Der junge Prager nahete ſich ihm dreiſt und fragte: ob er ihm nicht ſagen könne, wenn der König von Preußen komme?

„Mein Freund,“ verſetzte Friedrich: „jetzt gleich. Aber was will Er von ihm?“

Der junge Menſch erzählte ſeine Liebesgeſchichte, Flucht und Reiſeabenteuer treuherzig und ſetzte hinzu:

Der König von Preußen ſoll ſehr gnädig ſeyn, daher will ich ihn bitten, ſich für mich bei meinem Vater zu verwenden, daß er mir die Einwilligung zu der Heirath giebt.

„Mein Sohn! in Heirathsſachen miſcht ſich der König nicht.“

Während dieſes Geſprächs hatte der junge Menſch bemerkt, daß ein großer Trupp nach dem Hauptquartier ritt; er vermuthete die Ankunft des Königs, und ſagte:

Nun kommt gewiß bald der König, der wird mir ſchon helfen.

„Glaube Er mir, ſo wie ich Ihm geſagt habe, denkt und ſpricht der König!“ verſicherte Friedrich lächelnd, gab dem Pferde die Sporen und jagte in's Hauptquartier.

Seine Umgebung, aus einigen Generalen und mehreren Adjutanten beſtehend, folgte dem Könige, alle jagten aber ſo ſchnell bei dem jungen Menſchen vorüber, daß er bei keinem ſich nach dem Könige erkundigen konnte.

Er ging in's Hauptquartier, und fragte einige von des Königs Leuten, wo der König ſey? Er wurde ihm gezeigt, und Friedrich, ihn gleich bemerkend, trat auf ihn zu:

„Nun Freund, hat Er den König geſprochen, und was ſagt der zu Seiner Geſchichte?“

Erſchrecken ſtammelte der Befragte:

Ach ja! denn, wie ich jetzt ſehe, ſind Sie ſelbſt Seine Majeſtät, mit welchem ich die Gnade gehabt, kurz zuvor zu ſprechen. Nun bleibt mir nichts übrig, als mich Ihnen zu Füßen zu werfen.

„Er kann ſich ſo lange bei meinen Leuten aufhalten," ſprach der König: „bis ſich eine gute Gelegenheit findet, Ihn ſicher an Seinen Vater zurück zu ſchicken, damit Er das vierte Gebot beſſer lernt."

Ew. Majeſtät, ich habe keinen Kreuzer Geld mehr. Die Soldaten haben mir alles genommen!

„Das hat Er mir ja bereits erzählt, dafür werd' ich ſchon ſorgen!"

Auf dem Marſch nach Collin fiel ein alter Grenadier, da es ſehr heiß war, ohnmächtig nieder. Ein Unteroffizier erhielt den Befehl, auf des Grenadiers Sachen Acht zu haben, und ſie ihm tragen zu helfen; ein Feldſcheer ſuchte ihn durch ſtärkende Mittel wieder herzuſtellen. Kaum war er wieder etwas zu ſich gekommen, bat er, noch zu ſchwach ſich aufzurichten, ihn noch ein Paar Minuten liegen zu laſſen. Ein Fähndrich näherte ſich ihm und ſchrie:

Will der Tauſendſakkermenter auf und fortmarſchiren!

In dem nämlichen Augenblick kam der König geritten, er hörte dieſe rohe Äußerung. Höchſt empört darüber, rief er dem Fähndrich mit der größten Heftigkeit zu:

„Will der tauſendſakkermentſche Fähndrich ſich zum Teufel ſcheeren!"

Einer ſeiner Reitknechte mußte auf ſeinen Befehl ſogleich vom Pferde ſteigen, um den Grenadier auf ſolches zu ſetzen, damit er das Lager bequem erreiche, indem er hinzuſetzte:

„Meine Leute ſollen mit mehr Menſchlichkeit behandelt werden."

Der Fähndrich wurde ſogleich vom Regiment fortgeſchafft.

Die Breslauer Kloſterbrüder hatten eine große Freude, als im Jahre 1757 Breslau von den Öſterreichern beſetzt wurde. Aber deſto größer war ihre Beſtürzung, als die Stadt darauf den Preußen von neuem ihre Thore öffnen mußte.

Der König wußte, wie die Mönche gefrohlockt und ſich viele unziemliche Äuſerungen über ihn erlaubt hatten.

Er begnügte ſich damit, daß er eine bedeutende Anzahl öſterreichiſcher Kriegsgefangener in die Klöſter zu Breslau ſchickte, welche bei Leuthen das Gewehr geſtreckt hatten, und ließ den Mönchen in ſeinem Namen bekannt machen:

„Da ich weiß, daß die Öſterreicher Eure Herzensfreunde ſind, ſo hab' ich Euch das Vergnügen machen wollen, ſie nun zu beherbergen. Ich bin verſichert, daß Ihr für Eure guten Freunde die größte Sorge tragen werdet. Um Euch aber dazu deſto mehr zu encouragiren, Euch Eurer Gäſte recht eifrig anzunehmen, ſo werdet Ihr für Jeden, der mir etwa abhanden kommen ſollte, zwanzig Thaler zahlen."

Im Jahre 1757 war der General von Laudon zum General-Feldzeugmeiſter ernannt worden. Die Stafette, welche ihm das Patent überbringen ſollte, fiel in die Hände von preußiſchen Huſaren. Sobald Friedrich dies erfuhr, ſchickte er ihm das Patent durch einen Trompeter, mit einem Glückwunſch zu ſeinem Avancement.

Vor der Schlacht bei Roßbach redete der König ſeine Truppen mit dieſen Worten an:

„Meine Freunde! Die Stunde iſt gekommen, wo Alles, was uns theuer iſt und theuer ſeyn ſollte, von unſern Waffen und unſerm Benehmen abhängt. Die Zeit vergönnt mir nur wenige Worte, auch wär' es unnöthig, viel zu ſagen. Ihr wißt, daß keine Beſchwerde, kein Hunger, kein Froſt, kein Wachen, keine Gefahr ſo groß iſt, die ich zeither nicht mit Euch getheilt hätte, und Ihr ſeht mich jetzt bereit, mein Leben mit und für Euch dahin zu geben. Alles, was ich von Euch verlange, iſt das nämliche Pfand von Liebe und Treue, welches ich Euch ſelbſt gebe. Laßt mich, nicht als Aufmunterung, ſondern als Beweis meiner Dankbarkeit hinzu ehen: daß von dieſer Stunde an, bis Ihr die Quartiere bezieht, Euer Sold verdoppelt ſeyn ſoll. ‚Nun haltet Euch brav und vertraut Gott!"

In der Schlacht bei Roßbach hatte ein Soldat von einem gefangenen franzöſiſchen Offizier vierzig Thaler Geld erbeutet. Das war ein großer Schatz für ihn, er nähte ihn unter das Futter ſeiner Mondirung, feſt entſchloßen nicht einen Groſchen davon auszugeben. Auf dem Marſch nach Schleſien beſchäftigte er ſich nur mit Plänen, wie er dieſes Geld am beſten verwenden könne. In Parchwitz ließ er ſich in der Schenke von ſeinen Kameraden zum Spiele verleiten, er war unglücklich, und wollte das Verlorne wieder haben; um weiter ſpielen zu können, mußte er ſeinen Schatz angreifen, er that es, und nach Verlauf einiger Stunden kam auch dieſer in Anderer Hände. Er überließ ſich der Verzweifelung, einen ſolchen Verluſt mochte er nicht überleben, er ergriff ſein Gewehr, und ging in den Garten.

Der König kam in Begleitung des Oberſtlieutenants von Kruſemarck und anderen Offiziere ſeiner Suite vom Rekognosziren zurück, um den Zaun des Gartens reitend, wurde er den Soldaten gewahr, der eben das Gewehr laden wollte; dies fiel ihm auf, raſch ſprengte er heran. —

„Kerl, was haſt Du vor?“ rief er ihm zu.

Dem Soldaten fiel, wie vom Donner erſchreckt, das Gewehr zur Erde, er ſchwieg an allen Gliedern zitternd. Der König wiederholte die Frage, und ahnend, daß der Soldat einen Selbſtmord beabſichtige, ſetzte er hinzu:

„Warum wollteſt Du Dich erſchießen? Sprich!“

Friedrich hatte ſein Inneres durchſchaut; hier half kein Läugnen, er geſtand alſo reuig, was er beabſichtigt, und was dazu die Veranlaſſung geweſen ſey.

Ach! ſchloß er: ich wollte dieſes Geld, ſobald wir in die Winterquartiere gekommen, an meinen armen alten Vater und meine blinde Schweſter zu ihrer Unterſtützung ſchicken.

Das offenherzige Geſtändniß, die kindliche Liebe des Soldaten erweckte Mitleid in dem Herzen des Königs; er wandte ſich an den Oberſtlieutenant von Kruſemarck und ſprach zu ihm:

„Geb' Er dem Soldaten das Geld wieder.“

Dann ſagte er zu dieſem:

„Schäme Dich, Du biſt noch ein junger rüſtiger Kerl, Dir kann's bei längerem Dienſt nicht fehlen. Ich will dir diesmal Dein gottloſes Vorhaben verziehen. Bitte Gott, daß er's Dir auch vergebe, und bleib' ein braver Kerl! Geh' in Dein Quartier; für Deine arme Schweſter ſoll geſorgt werden!"

Ach, Ew. Majeſtät, die Sache iſt nun verrathen und ich werde Strafe leiden, die Umgebung des Königs mit argwöhniſchen Blicken anſehend.

Friedrich ſprach jetzt zu dieſer:

„Meſſieurs, daß Niemand hiervon etwas erwähne!" — zu dem Soldaten aber: „Geh' jetzt ruhig in Dein Quartier, Du kannſt den Schuß beſſer gebrauchen."

Wenige Tage nach der Schlacht bei Roßbach fragte Friedrich einige ſeiner Generale über Tafel: welcher deutſche Fürſt ſich am meiſten durch Pracht auszeichne?

Mehrere, um etwas ſehr ſchmeichelhaftes zu antworten, verſicherten dem Könige, daß es Niemand anders ſeyn könne, als er ſelbſt.

„Nein!" verſetzte Friedrich: „es iſt der Prinz von Hildburghauſen*), er hat allein dreißigtauſend Läufer."

Der König kam vor der Schlacht bei Roßbach durch das Anhalt-Deſſauiſche. Er fand dort in den Dörfern eine auffallende Ordnung; Häuſer, Ställe, ſelbſt Umzäunungen waren gehörig in Stande. Es fiel ihm auf, weil er in der Umgegend überall Spuren der Verwüſtung gefunden, und er erkundigte ſich, woher dieſer auffallende Unterſchied?

Kruſemarck und Seidlitz, die ſich im Gefolge des Königs befanden, ſagten, dieſes Alles ſey ein Werk des ihnen bekannten Kammerdirektors von Brenckenhof, der, während der Minorennität des Landesherrn, durch ſeine umſichtige Anordnungen und unermüdete Aufmerkſamkeit, daß ſie erfüllt würden, es verhütet, daß die Bewohner nicht von ihrem Wohlſtand bis zu Bettlern herabgeſunken wären.

---

*) Er war der Generaliſſimus der Reichsarmee.

„Ich will ihn kennen lernen," ſprach der König, und er ließ Brenckenhof zu ſich zu beſcheiden.

Dieſer erſchien.

„Wie geht es zu," fragte ihn Friedrich: „daß das Fürſtenthum ſich ſo gut konſervirt hat, da ſich doch allenthalben die Folgen des Krieges ſo deutlich zeigen?"

Ew. Majeſtät, erwiederte Brenckenhof: ich habe zum Beſten des Landes ſtets Magazine von Brodkorn, Heu, Stroh und Hartfutter unterhalten. Kam nun ein Beſuch von feindlichen Truppen, ſo wandte ich mich ſtets an den kommandirenden General und verſprach ihm, alles Nöthige zu liefern; dagegen erbat ich mir aber auch, keine Gewaltthätigkeiten zu üben, denn in dieſem Fall müßt' ich die Bauern aufbieten, jeden Marodeur gefangen zu nehmen. Dies Letztere geſchah wirklich einigemal; dadurch verhütete ich den Ruin des Landes.

Der König billigte dieſe Maßregel, legte ihm noch manche Frage vor, welche Brenckenhof freimüthig und ſo beantwortete, daß der König damit ſehr zufrieden war.

Bei dem Eilmarſch des Heeres hatte man nicht den nöthigen Bedarf mitnehmen können. Der König verlangte daher von Brenckenhof den Verpflegungsbedarf auf drei Tage. Dieſer erklärte ſich, obgleich notoriſch Mangel an Getraide und Futter für die Pferde vorhanden war, dazu bereit, und erfüllte auch ſein Verſprechen.

Der König hatte ihn nicht vergeſſen, vielmehr war er dadurch bei ihm in einem ſehr günſtigen Andenken geblieben.

Nach dem am 5. Mai 1762 mit den Ruſſen geſchloſſenen Frieden ſandte er einen Feldjäger mit einem Schreiben an Brenckenhof, in dem er ihm den Antrag machte, in ſeine Dienſte zu treten. Dieſer lehnte es ab, aber ein zweiter Feldjäger wurde mit einem anderweitigen Schreiben an ihn abgeſchickt, worin der König ſein Anerbieten auf eine ſehr verbindliche Weiſe erneuerte, und ihn einlud, zu ihm zu kommen.

Jetzt reiſete Brenckenhof nach Breslau. Friedrich empfing ihn ſehr leutſelig, und ſprach zu ihm:

„Hör' Er! Ich weiß, Er iſt ein brauchbarer Mann, und ich will Ihn in meine Dienſte nehmen. — Ich habe mit den Ruſſen

Frieden gemacht, und dadurch Pommern und die Neumark frei bekommen. Dieſe Provinzen haben ſehr gelitten und es liegt mir viel daran, ihnen wieder aufzuhelfen. Ich werd' Ihm dies Geſchäft übertragen.“

Ew. Majeſtät, ich habe keine Kenntniß von der Landesverfaſſung, und darf daher ein ſo gnädiges Anerbieten nicht annehmen.

„Das thut ihm nichts! Er hat Kopf und in Küſtrin wird er den Kriegsrath von Schöning und in Stettin auch einen Kriegsrath finden. Dies ſind Männer von Kenntnißen, und die werden Ihn ſchon unterſtützen. Vornämlich liegt mir daran, zu wiſſen, wie viel ich geben muß, um den Provinzen wieder zu helfen, und wenn ich meine Revenüen wieder haben kann.“

Brenckenhoff entſchloß ſich, die ihm angebotenen Dienſte anzunehmen. Er ging nach Küſtrin und traf, unterſtützt durch den nachmaligen Präſidenten von Schöning, ſo gute Einrichtungen, daß er nach ſechs Monaten eine genaue Nachweiſung von dem Zuſtande dieſer Provinz und einen Plan, wie nach und nach die erlittenen Drangſale vertilgt werden könnten, dem Könige in Leipzig vorlegen konnte. Brenckenhoff hatte die Domänenpächter bei dieſen Geſchäften ſehr ſchonend behandelt; er unterließ es, Unterſuchungen über die Vergangenheit gegen ſie einzuleiten, dieſe würden ſehr weitläuftig geworden ſeyn, und ihn verhindert haben, dem Wunſch des Königs zu genügen. Er befragte Jeden, ihm ehrlich zu ſagen: wie viel er an Pacht zu zahlen ſich im Stande befände, und welche Verbeſſerungen erforderlich wären.

Hiernach hatte Brenckenhoff ſeinen Plan entworfen. Des Königs Scharfblick entging dieſe Schonung nicht; er ſprach daher:

„Iſt das auch Alles ſo richtig, daß ich es für Wahrheit annehmen kann?“ ſetzte aber gleich hinzu: „ich will meine Unterthanen nicht drücken, ſondern nur das haben, was ſie wirklich geben können.“

Ew. Majeſtät, verſicherte Brenckenhoff: es iſt alles genau ermittelt und der Plan, nach Lage der Umſtände, gewiſſenhaft angefertigt worden.

„Wen hat Er dazu gebraucht, dieſe Sache auszumitteln?“

Brenckenhoff machte ihm diejenigen namhaft, welche dabei thätig geweſen waren.

„Auch ſie will ich ſprechen.“

Erſt nachdem er mit ſolchen geſprochen, und ſich verſichert, daß man bei der Unterſuchung nichts verabſäumt, unterſchrieb er den vorgelegten Plan und genehmigte ihn dadurch.

Im Jahre 1763 legte ihm Brenckenhoff eine ähnliche Nachweiſung über die Lage Pommerns und einen Plan zur Abhülfe der im Kriege erlittenen Schäden vor; auch hier genehmigte er erſt ſolchen, nachdem zuvor der Kriegs- und Domainen-Kammerpräſident, zu dem er großes Vertrauen hegte, ihm beſtätigt hatte, daß er ganz der Lage angemeſſen ſey, und dabei keine Vergünſtigungen ſtatt gefunden hätten.

Brenckenhoff erhielt demnächſt die nachſtehende Kabinetsordre:

„Mein lieber Geheimer Finanzrath von Brenckenhoff! Eure Bemühungen für die Wiederherſtellung Meiner durch den Krieg verwüſteten Länder, ſo wie die Aufhelfung Meiner getreuen Unterthanen, ſind mir ſehr angenehm geweſen, und die Rechenſchaft, welche Ihr Mir davon abgelegt, beweiſen vollkommen, daß Ihr keinen Fleiß geſpaart, um in dieſer Abſicht, ſo viel als möglich nützlich zu ſeyn. Ich hoffe, daß Mein guter Wille und Eure Sorgfalt es ſchon dahin bringen werden, daß Ich Meinen Zweck erreiche, und das gut machen kann, was Meine Feinde Schaden gethan haben. Ich empfehle Euch aber vor allen, beſtändig die größten Dürftigen vorzuziehen, und die, ſo es weniger ſind, ſo lange zu vertröſten, bis Ich auch ihnen helfen kann; wie ſolches Mein landesväterlicher aufrichtiger Wunſch iſt. Meine Kaſſen vertragen auf einmal keine groſſen Ausleerungen. Man muß immer wiſſen, woher zu nehmen. Verbeſſern ſich Meine Einkünfte, ſo hat das allgemeine Beſte den zuverläſſigſten Anſpruch an das, was Ich erübrigen kann, und an Meiner Aufmerkſamkeit, dem Lande zu helfen, ſoll es nie ermangeln. Ich hoffe Euch bald perſönlich zu ſprechen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 27. März 1764. Friedrich.“

Bei der Belagerung Breslau's hatte Friedrich ſein Quartier im Dorfe Rothkretſchen in einem Bauerhauſe genommen. Die Belagerung währte bekanntlich bis zum 19. Dezember 1757, und die

Kälte nahm ſo überhand, daß es den Truppen die Belagerungsarbeiten ſehr erſchwerte. Man ſann auf nichts mehr, als Holz herbeizuſchaffen, kein Zaun, keine Planke wurde verſchont, man brach endlich Scheunen, Ställe und Häuſer ab, um Brennmaterial zu erhalten.

Die im Dorfe liegenden Dragoner brachen endlich ſogar alles Holzwerk von des Königs Quartier. Der wachthabende Offizier der Garde verſuchte ſie anfänglich durch gütliche Vorſtellungen davon abzuhalten, aber vergebens. Jetzt drohte er mit Gewalt, ließ die Wache vortreten, und rief:

Auf Jeden, der nur das kleinſte Brett abbricht, laß' ich Feuer geben!

Auch dies fruchtete nichts; überzeugt, daß es doch nur eine leere Drohung ſey, lachte man dazu, und fuhr mit Abbrechen fort. Der König hörte den Lärm, und ließ den wachthabenden Offizier zu ſich rufen.

„Was iſt denn draußen für Lärm?“ fragte der König.

Es ſind die Dragoner; ſie brechen überall Holz von Ew. Majeſtät Quartier ab. Alle Vorſtellungen ſind fruchtlos; ich habe daher die Wache heraustreten laſſen.

„Nun, was ſoll die Wache?“

Darunter ſchießen, wenn ſie ſich nicht mit Güte zurück halten laſſen.

„Das iſt nicht der rechte Weg. Wart' Er nur, ich will dem Unfug bald ein Ende machen.“

Bei dieſen Worten trat er vor die Thür.

„Hört einmal Dragoner!“ ſprach er: „wenn Ihr ſo fortfahrt, ſo fällt mir der Schnee in's Bette, das werdet Ihr doch nicht wollen?“

Die Dragoner entfernten ſich ſogleich beſchämt und beſtürzt.

Am Tage vor der Schlacht bei Leuthen (den 5. December 1757), befahl der König dem Oberſten von Kleiſt, aus den grünen Huſaren einen Offizier und funfzig ausgezeichnet brave Leute auszuſuchen, und beſtimmte einen Platz zwiſchen Parchwitz und Neumarkt, wo ihn dies Kommando am andern Morgen erwarten ſollte.

Als Friedrich dort eintraf, meldete ſich der Offizier.

„Wie heißt Er?“

Frankenberg.

„Hör' Er, Lieutenant Frankenberg! Ich werde bei der heut zu liefernden Schlacht mich mehr exponiren müſſen, wie ſonſt. Er, mit ſeinen funfzig Mann, ſoll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht, und giebt Acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib' ich, ſo bedeckt Er den Körper gleich mit ſeinem Mantel, läßt einen Wagen holen, der hinter dem erſten Bataillon Garde zu finden iſt. Er legt den Körper in den Wagen, und ſagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — der wird geſchlagen.“

Rechts von Borne ritt der König, nur von einem Pagen begleitet, der das Perſpektiv trug, etwas ſeitwärts auf einen Hügel, ſtieg ab, und ſah durch das auf den Pagen gelegte Fernrohr. Der Lieutenant von Frankenberg, ſeiner erhaltenen Anweiſung gemäß, blieb nicht bei dem übrigen Gefolge des Königs, ſondern war dicht hinter demſelben.

„Na, na!“ rief ihm Friedrich zu, mit der linken Hand abwärts winkend: „So war es nicht gemeint. Hier bleib' Er nur weg!“

Nach der Schlacht bei Liſſa hatten einige der auf dem rechten Flügel ſtehenden Garde du Corps auf dem Schlachtfelde ein kleines Feuer angemacht. Bei dem Anblick des wenigen Holzes ſagte ein Lieutenant:

„Wer noch aus dem nächſten Dorfe etwas Holz holt, ſoll von mir einen Gulden haben!“

Zwei Reiter machten ſich ſogleich auf den Weg. Gegen ſieben Uhr des Abends kam der König; er ſtieg vom Pferde. Die um das Feuer herumſtehenden Reiter nahmen ſogleich die Pfeifen aus dem Munde.

„Kinder,“ ſprach er: „raucht nur zu, und laßt Euch nicht ſtören!“

Er ſtellte ſich unter ſie, und hüllte ſich in ſeinen Mantel.

Die fortgegangenen Reiter brachten jetzt Holz; ſie warfen es gerade dorthin, wo der König ſtand, den ſie nicht erkannten, da er ihnen den Rücken zugekehrt. Einer ſagte daher zu ihm:

Marſch! fort da! jeder faule Hund ſtellt ſich an's Feuer, und Keiner will einen Splitter holen!

„Du haſt Recht, mein Sohn," verſetzte der König lächelnd: „komm' her, ich will Platz machen!"

Erſchrocken fuhr der Reiter zurück. Friedrich rief ihm zu:

„Du bleibſt hier mein Sohn, Du haſt Holz geholt, und daher das nächſte Recht. Laß mich nur ein wenig wärmen!"

Vor der Schlacht von Leuthen ließ der König die Chefs der Bataillons, Escadrons und Kompagnien vor ſich kommen.

Er redete ſie folgendermaßen an:

„Meſſieurs! Ich werde morgen den Feind angreifen und ihm eine Schlacht liefern; da auf ſolche für dieſe Kampagne Alles ankommt, und ſie entſcheiden wird, wer von Schleſien Herr ſeyn ſoll, ſo hab' ich Euch vor mich kommen laſſen, um Euch zu ſagen: daß ich von Jedem erwarte, daß er ſeine Schuldigkeit auf das Genaueſte erfüllen und ſein Äußerſtes thun werde."

„Ich verlange, daß Jeder auf ſeinem Poſten genau auf das Kommando merke, und ſeinen Untergebenen mit unerſchrocknem Muth und Tapferkeit vorangehe; kurz, daß Jeder dem Feind mit dem Vorſatz unter die Augen trete, entweder zu ſiegen, oder zu ſterben. Seyd Ihr Alle, Keiner ausgenommen, ſo geſinnt wie ich, ſo bin ich des Sieges gewiß."

„Ich bin von der Stärke und Schwäche des Feindes unterrichtet, und werde alle Corps ſo anführen, daß ſie mit Vortheil fechten können; es wird dann nur auf Euch ankommen, mit entſchloſſenem Muth und alter preußiſcher Tapferkeit zu kämpfen."

„Wer von Euch feige iſt, Leben und Blut nicht opfern will, der trete heraus, ehe er Andere verzagt macht! Er trete heraus! Er ſoll ohne Umſtände und Vorwurf gleich auf der Stelle ſeinen Abſchied erhalten."

Dem General-Major von Rohr traten bei dieſen Worten Thränen in die Augen, der König, es bemerkend, umarmte ihn und ſprach:

„Mein lieber Rohr! Ihn hab' ich nicht gemeint."

Als der König ſeine Anrede auf dieſe Weiſe geſchloſſen hatte, erfolgte eine feierliche Stille; nur ein Staabsoffizier unterbrach ſie durch den Ruf:

„Das thut ein Hundsvott! Wir Alle ſind bereit, für Ew. Majeſtät unſer Leben zu opfern!"

Darauf nahm der König wieder das Wort:

„Ich ſehe," ſprach er: „es iſt Keiner hier, den nicht edler Heldenmuth beſeelt! Ich werd' aber auch genau darauf merken, wer ſein Verſprechen und ſeine Schuldigkeit erfüllt. Ich werde hinten und vorn ſeyn, mich von einem Flügel zum andern wenden, keine Eskadron, keine Kompagnie ſoll meiner Aufmerkſamkeit entgehen! Ich werde Alle auf's genaueſte beobachten. Wer dann ſeine Schuldigkeit thun wird, den will ich mit Ehre und Gnade überhäufen, und ich werd' es ihm nie vergeſſen. Wer ſich aber von einer unwürdigen Seite zeigt, der mag denn auch nur gehen, und mir nie wieder vor Augen kommen."

Als die Armee bei Leuthen aufmarſchirt war, und der Prinz Moritz den rechten Flügel der Kavallerie mitkommandirte, kam die ſchwere Kavallerie der erſten Brigade gegen den Kirchhof hin zu ſtehen, wo die Öſterreicher eine der ſtärkſten Batterien hatten. Vor dieſer ſtand ihre leichte Kavallerie, um die preußiſche deſto leichter zum Angriff zu reizen, und wo ſich auch viele feindliche Flanqueurs zeigten.

Prinz Moritz befahl, um zu ermitteln, welche feine Hinterliſt dahinter verborgen ſey, ihnen dergleichen entgegen zu ſchicken. Dies gelang; man ſchoß unüberlegt mit grobem Geſchütz unter die Flanqueurs, und einige wurden getödtet oder verwundet. In dieſem Moment kam der König dorthin, um mit dem Prinzen Moritz etwas zu beſprechen, und als er erfuhr, daß dieſer die Flanqueurs einziehen laſſen wollte, ſprach er:

„Nicht doch! nicht doch! Ew. Liebden haben Unrecht, das ſind lauter Schreckſchüſſe! — Kinder folgt mir!" ſich nach den Flanqueurs umſehend.

Alle ſprengten zum Könige heran, und er führte ſie wieder auf den vorigen Platz.

„Hier," rief er ihnen zu: „hier zeigt Euch nur ganz unerſchrocken, ich werde Euch gleich Hülfe ſchicken."

Der Feind kanonirte während dieſer Zeit ununterbrochen; der Prinz ſagte daher zum Könige:

Ew. Majeſtät! es iſt für Sie hier, hol' mich der Teufel! zu gefährlich.

„Das iſt freilich wahr," erwiederte der König kaltblütig: „aber ich werde ſie bald zurücktreiben."

Die Schlacht bei Leuthen begann erſt Mittags um 1 Uhr und ward um 5 Uhr, da es ſchon ganz dunkel war, gewonnen. Nachdem der Feind gänzlich vertrieben worden, ſtellte ſich die Armee im Dunkeln, ſo gut es ſeyn konnte, auf dem Schlachtfelde in Ordnung, und blieb unter dem Gewehre, ſo daß der linke Flügel gegen Gukerwitz, und der rechte vor Rathen ſtand. Der König ritt durch den rechten Flügel, und erkundigte ſich, was da ſtände. Es waren die Grenadierbataillone von Manteufel und von Wedel. Er fragte: ob hier vor der Infanterie noch etwas ſtehe? und erhielt zur Antwort: daß ungefähr 400 Schritt vorwärts ein Dragonerregiment halte. Er ritt bloß mit ſeinem zahlreichen Gefolge dahin, und fragte den Kommandeur des Regiments: ob er auf den äußerſten Poſten ſtehe und nichts von Öſterreichern entdeckt habe? Erſteres ward bejaht; allein weil die Dragoner auch erſt in der Dunkelheit angekommen waren, ſo konnte der letztern Frage nicht genügt werden. Vorgeſchickte Truppen von den Dragonern wollten ohngefähr 800 Schritte von dem Dragonerregimente eine feindliche Linie, andere wieder nichts geſehen haben. Endlich äußerte der König: „Wir wollen bald zur Gewißheit kommen;" und ſchickte den Adjutanten von Wendeſſen zurück, um die beiden Kanonen des Bataillons von Wedel herbei zu holen. Als dieſes geſchehen, befahl der König ſechs Schüſſe nach der Richtung zu thun, wo Einige feindliche Truppen zu ſehen glaubten, und einigen Offizieren, hinzureiten, um ſichere Nachricht zu bringen. Von weitem ſah man ein großes Feuer. Der König glaubte anfänglich, die Öſterreicher hätten auf ihrem Rückzuge Liſſa angezündet. Einige bemerkten aber, daß das Feuer zu weit ausgebreitet ſey, und ſich nicht in der Gegend von Liſſa zeige. Sie vermutheten, man habe die Reſte der Hütten des Lagers verbrannt, in welcher die Öſterreicher zuvor gegen den Herzog von Bevern geſtanden; ſo fand ſich's auch demnächſt. Man ſuchte ſich nun zu orientiren, wo man eigentlich wäre. Die abgeſchickten Offiziere kamen bald zurück, und alle verſicherten, ſie wären bis zu einem einzelnen Gehöfte geritten, und hätten bis dahin nichts vom Feinde entdeckt.

„Jetzt weiß ich, wo wir ſind,“ ſprach der König: „das einzelne Gehöfte iſt der Krätſcham*) bei Sahra**), rechter Hand am Damme nach Liſſa, und wir ſind auf der breslauer Landſtraße.“

Der Generallieutenant von Ziethen ſtand bei'm rechten Flügel der Kavallerie in der Nähe, und kam mit etwa zwölf Huſaren, um zu erfahren, was die ſechs Kanonenſchüſſe veranlaßt hätte. Der König erkannte ihn gleich an dem Ton der Stimme, dankte ihm für ſeine ſo umſichtig angeordneten Attaken des rechten Flügels, ſagte ihm die Gründe, weshalb er ſchießen laſſen, und daß man, wenn es möglich, noch dieſen Abend Liſſa und die dortige Brücke über's ſchweidnitzer Waſſer beſetzen müſſe, damit ſich der Feind nicht hinter ſolches ſetzen könnte und morgen keine zweite Schlacht nöthig wäre. Der General von Ziethen verſicherte: der Feind habe keine förmliche Retraite gemacht, nur die letzten feindlichen Regimenter hätten bei Einbruch der Nacht in unordentlichen Haufen die Flucht genommen. Der König verſetzte darauf:

„Ich weiß, ſie ſind total und en detail geſchlagen, und um ſo leichter wird es uns werden, die Liſſaer Brücke noch dieſe Nacht zu beſetzen. Wie viel Schüſſe habt Ihr wohl noch?“ fragte er die Artilleriſten.

Ungefähr zwanzig, war die Antwort.

„Das iſt genug, kommt mit, und Er, Ziethen, bleibt auch bei mir. Von den Huſaren, die er bei ſich hat, ſchick' Er aber einige Mann auf einige dreißig Schritt vor. Wir wollen laut ſprechen, und darnach können die Huſaren ſich richten. — Hört Huſaren, ich werde dann und wann hinter Euch ſchießen laſſen, das ſoll Euch nichts thun; die Artilleriſten ſollen die Richtkeile ausziehen, und im höchſten Bogen ſchießen, daß die Kugeln um deſto weiter fliegen und in die Luft raſcheln, damit die Feinde in einem Athem bei'm Laufen bleiben!" Sich dann an die Artilleriſten wendend, fuhr er fort: „Ihr habt es doch gehört, ich werde immer dicht neben Euch bleiben, und ſchon ſagen, wenn Ihr ſchießen ſollt."

---

*) Dorfſchenke nach ſchleſiſcher Mundart.

**) Sahra iſt ein Dörfchen, links zwiſchen Rathen und Liſſa.

So ging der Zug nach Sahra. Der König ſah Licht im Wirthshauſe und ſprach:

„Es iſt auch gar zu finſter, man ſieht keine Hand vor Augen; ſchaffe mir doch Einer eine Laterne; wir wollen hier ſo lange halten."

Der Krätſchmer*), der ſeine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam ſelbſt; der König, Licht gewahr werdend, rief:

„Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an!"

Der Zug ging nun auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme.

Der König fragte:

„Wir ſind doch auf der breslauer Straße, die durch Liſſa geht?"

Als es der Wirth bejahete, fuhr er fort:

„Dann iſt Liſſa kaum eine Viertelmeile von uns; wer ſeyd Ihr denn?"

Der Wirth, den König nicht kennend, antwortete:

Exzellenz, ich bin der Krätſchmer von Sahra.

„Ihr habt wohl viel ausgeſtanden?"

Ach, Ew. Exzellenz was wollt' ich nicht! Seit acht und vierzig Stunden, daß de Öſterreicher über's ſchweinitzer Waſſer gekommen, iſt's in meinem Hauſe ſo voll geweſen, daß kei Apfel zur Erde mochte, da han ſe mich angeſchirgt**), ich's kennt's kaum ſchaffe***), und da hatten ſie ſo viel Geſchläter****) um ſich, de han mich nu recht gefrängelt†), faſt han ſe mich reen ausgeplündert.

„Das thut mir ſehr leid! Kamen auch Generale in Euer Haus? Was ſagten ſie denn? Erzählt mir's doch!"

---

*) Gaſtwirth. **) angeſtrichen ***) ausſehen ****) Geſindel

†) gequält.

I nu, ſo gerne*) Ew. Excellenz, ſeder**) geſtern Mittag hab' ich den Prinz Karl in meiner Stube, und ſeine Adjutanten mitſammen***) haußen im Hauſe gehabt. Da war ein Gefrage und Geſchicke! Hundert kamen geritten, und hundert wurden wieder weggeſchickt, und ſo fürzelten****) ſe aus und ein, de ganze Nacht! Wie bald einer weg war, kamen zehn andere wieder! Ich mußte inde†) Feuer in der Küche halten, und de vielen Offiziere drängten ſich heran, um ſich zu wärmen. Da paperten††) ſe nu hin und her. Einer ſagte: Da käme nu unſer König mit ſeiner potsdamſchen Wachtparade. Einer ſagte wieder: Dach! ſe trauen ſich holt nicht zu kommen! Se laaſen, laſſen wir ſo holt laaſen! Aber das freut mich, daß ſie unſer König dieſen Noachmittag vor ihr thäliſch Firgeln†††) ſo braff bezahlt hat!

„Wenn ſeyd Ihr denn Euren hohen Gaſt los geworden?“

I nun ſo gerne, Ew. Exzellenz, heut Vormittag, umgefehr neun, ſetzte ſich der Prinz zu Pferde, und ſchon heunt Noachmittag, ſo um drei, kam er hier mit annem großen Schwarm Offiziers wieder zurück und immer im ſtarken Trabe vorbei nach Liſſa. Da waren ſe ſo trötzerlich††††) hergekommen und nu gings ärſchlich*†) den Damm längs herauf, daß ſich keiner umſah. Da merkt' ich gleich Unrath und nach Ihm dauerte der Zug, immer ſo breit der Damm war, bis vor ungefehr anne gute Stunde, da hoatt's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reuter und Musketier, das alles liff durcheinander. Unſer König muß ſe jämmerlich gehuſcht han! Aber unſer Herre Goht ſteht dem kleinen Hauſen bei, und das han ſe nu vor ihren Hochmuth und ihre Läſterungen; denn, Ew. Exzellenz, die öſterreichſche Offiziere ſagten ooch: Unſer König würde ſchon von ſeinen erſten Generals und Verwandten verlaſſen, und wären ſe vonſammen gegangen, was ich doch nümmer und in Ewigkeit glooben kann.

Der König wollte dieſer Unterredung eine andere Wendung geben und verſetzte:

„Ihr habt Recht, ſo was kann man von meiner Armee nicht glauben!“

---

*) Eine gewöhnliche Interjektion des ſchleſiſchen gemeinen Mannes.

) ſeit *) ſämmtlich ****) gingen †) immer

††) plauderten †††) thörichtes Spotten ††††) trotzig *†) rückwärts.

Der Krätſchmer rief erſchrocken aus: Mein Gott! ſo ſind Se wohl gar unſer gnädigſter König; und ich bitte ja recht ſchön*) um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, das ſich nicht ſchickte!

„Das habt Ihr nicht, Ihr ſeyd ein ehrlicher Mann und wahrſcheinlich evangeliſch.“

Joa, joa! Ihr Majeſtät, ich bin von Ihrem Glauben!

Unter dieſem Geſpräche, wobei ſich im Finſtern Jeder ſo viel möglich mit der größten Stille näherte, um von der naiven Erzählung des Krätſchmers kein Wort zu verlieren, war der Zug bis auf ungefähr dreihundert Schritt an Liſſa gekommen. Plötzlich fielen einige funfzig bis ſechszig Flintenſchüſſe, kaum funfzig Schritt vom Zuge, ſie waren vorzüglich auf die faſt die Erde berührende Laterne gerichtet. Einige Pferde wurden deshalb nur in die Beine bleſſirt. Sogleich ſprengte man rechts und links durch die Weiden auf die trockenen Wieſen und rief: Licht aus! Der König ſprach dann:

„Aber mein Gott, lieber Ziethen, dies hätte uns unmöglich begegnen können, wenn die Huſaren, wie ich befohlen, immer dreißig Schritt vorgeritten wären!“

Dieſe hatten, um auch die treuherzige Äußerung des Krätſchmers zu hören, ſich dicht vor und neben dem Könige gehalten, und waren daher die feindlichen Traineurs, oder einen von Liſſa aus auf dem Damme geſtellten Poſten nicht eher gewahr worden, bis dieſer an Sprache und Unterredung einen preußiſchen Zug bemerkte, Feuer gab und ſodann davon lief.

Der König hätte wohl ein Paar Schwadronen und Bataillone vorausſchicken können; er that dies aber wahrſcheinlich deshalb nicht, um von den ſiegreichen, aber ermüdeten Truppen nicht noch ſpät in der Nacht neue Angriffe, ohne dringende Noth, zu fordern. Er ging lieber ſelbſt vorwärts, wohl wiſſend, daß ſeine Truppen ihm willig folgen würden, wenn es nöthig ſeyn ſollte. Er befahl jetzt einem ſeiner Adjutanten, ſchleunig zurück zu reiten und die beiden oben genannten Grenadierbataillone herbei zu holen, wobei er erklärte:

„Er ſey mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden. Sie ſollten nur dieſe Nacht mit ihm in Liſſa Quartier nehmen und jeder Gemeine überdies einen Thaler haben," den ſie auch demnächſt erhielten.

---

*) Gar ſehr.

Während der Zeit ritten verſchiedene Offiziere mit den Huſaren vor, kamen zurück und bezeugten, daß ſie bis vor Liſſa geweſen, und nichts vom Feinde entdeckt hätten. Der König machte nun Halt, bis nach einer halben Stunde die zwei Grenadierbataillone eintrafen. An ihrer Spitze ging er nach dem offenen Flecken Liſſa hinein. Alles war zwar ſtill, in den Häuſern rechts und links ſah man aber viel Licht. Der König, ſo vor den Grenadieren reitend, und ſein Gefolge rechts und links neben ſich, langte bis auf den geräumigen Platz neben dem Schloſſe, und etwa ſechszig Schritte vor der Brücke, welche über das ſchweidnitzer Waſſer führt. Aus einigen Häuſern kamen Weißröcke mit Bünden Stroh auf dem Rücken. Die meiſten wurden von den preußiſchen Grenadieren ergriffen und einige davon vor den König geführt. Auf die Frage, was ſie hier machten? antworteten ſie:

Drüben jenſeits der Brücke ſtände ein Hauptmann mit hundert und funfzig Mann; der den Befehl hätte, ſolche mit Stroh zu bewerfen, und ſobald die Preußen kämen, ſie anzuzünden. Sie hätten zwar ſchon einmal die Brücke mit Stroh belegt, es wären jedoch bis jetzt noch ſo viele von ihren Leuten darüber gegangen, und bei dem tiefen Koth das Stroh zu Miſt zertreten worden. Der Hauptmann hätte daher dieſen in's Waſſer werfen laſſen und vierzig Mann nach dem Städtchen geſchickt, damit dort Jeder ein Bund Stroh zurecht mache.

Einige Öſterreicher hatten ſich mittlerweile unbemerkt über die Brücke zu ihrem Kommando geſchlichen, und dem Hauptmanne gemeldet, daß Preußen im Städtchen angekommen wären. Während der König noch mit den Gefangenen ſprach, ließ der öſterreichiſche Kapitain heftig feuern; einige von den preußiſchen Grenadieren, die dicht neben und hinter dem Könige ſtanden, wurden verwundet. Die Artilleriſten ſchrien:

„Zurück! zurück! wir werden ſchießen."

Wer zu Pferde war, ſprengte dicht an die Häuſer, um nicht im Finſtern von Freund und Feind zugleich erſchoſſen zu werden. Die preußiſchen Artilleriſten brannten ſogleich einigemal ab, und die Grenadiere ſchoſſen in Bogen nach dem Feinde, über die preußiſchen

nonen weg. In dieſem Augenblicke wurden die Preußen aus
en Häuſern heftig beſchoſſen und die Grenadiere ſchoſſen auf die
nſter, aus denen gefeuert war; Alles ſchrie und kommandirte durch
nander. Der König blieb ruhig und ſprach:

„Meſſieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Beſcheid!“

Sogleich ritt er links über die nach dem Schloſſe führende
gbrücke, wohin ihm die Mehrzahl ſeiner Adjutanten folgte. Kaum
ht vor der Schloßthür angekommen, ſtürzten mehrere öſterreichiſche
ffiziere mit Lichtern in den Händen aus den untern Zimmern
d von den Treppen hervor, um in der finſtern Nacht ihre auf
m Schloßplatz haltende Reitpferde zu finden, und davon zu jagen.
er König ſtieg mit ſeinen Adjutanten vom Pferde, und begrüßte
e öſterreichiſchen Offiziere mit großer Kaltblütigkeit:

„Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht ver-
uthet? Kann man hier auch noch mit unterkommen?“

Es war ſehr problematiſch, welcher Theil des andern Gefange-
er hätte ſeyn müſſen, denn die Öſterreicher waren weit zahlreicher.
lher die vornehmſten öſterreichiſchen Generale und Stabsoffiziere
ahmen, erſtaunt und überraſcht, den niedern Offizieren und Reit-
echten die Lichter aus den Händen, und leuchteten dem Könige
ie Treppe hinauf in eines der erſten Zimmer. Dort eingetreten,
ellte Einer den Andern dem Könige vor, der Jeden nach ſeinem
Namen und Charakter fragte, und ſich dann mit ihnen in ein Ge-
präch einließ. Während dieſer Unterredung fanden ſich immer mehr
nd mehr Adjutanten und andere preußiſche Offiziere auf dem
Schloſſe ein. Jetzt entließ der König die öſterreichiſchen Offiziere,
elche auf dem weitläuftigen Schloſſe andere Zimmer einnahmen.
Es ſtellten ſich nach und nach eine große Menge preußiſcher Gene-
ale ein. Der König fragte ſich verwundernd, wo ſie denn alle her
ämen? Er erhielt die Antwort: Die ganze Armee wäre auf dem
Damme nach Liſſa im Marſche.

Der König hatte nur die zwei Grenadierbataillone nach Liſſa
eordert; aus Mißverſtand hatte man ſeine Order auf die ganze
rmee ausgedehnt. Dieſes Mißverſtändniß war ihm ſehr lieb. Er
chickte die Regimentsadjutanten mit der Order zurück: Jeder müſſe
uchen, ſo gut unterzukommen, wie es thunlich, und beſchied die noch
icht angekommenen Generale bei ſich auf das Schloß zur Parole.

In Liſſa wurden alle feindliche Traineurs in den großen Schaafſtall zuſammengebracht; es waren an dritthalbtauſend, größtentheils Würtemberger. Das Garderegiment kam auf den Kirchhof zu ſtehen, und die Offiziere quartierten ſich in die Kirche ein.

Hätten die funfzig oder ſechszig öſterreichiſchen Soldaten nicht auf dem Damme geſtanden, oder hätten ſie, als ſie das Licht der Laterne ſahen und das laute Reden hörten, nicht geſchoſſen, ſich ſtill verhalten, und ihrem Hauptmann und der Generalität im Schloſſe von der Anweſenheit der Preußen Nachricht gegeben; ſo würde der König, da er ohne Bedeckung der zwei Grenadierbataillone nach Liſſa gekommen, in die Gefahr gerathen ſeyn, nach einer ſo glorreichen Schlacht erſchoſſen oder gefangen genommen zu werden. Dieſe wenigen Schüſſe veranlaßten jetzt den Befehl zum Vorrücken der beiden Grenadierbataillone, welchen die übrige Armee freiwillig folgte, und ſich noch am nämlichen Abend bei Liſſa ſetzte, von wo ſie noch vor Anbruch des Tages die Feinde viel geſchwinder verfolgen konnte.

Das Ufer des ſchweidnitzer Waſſers war zwar noch denſelben Abend von den Preußen beſetzt worden, die Öſterreicher hatten jedoch weiter hinauf noch zwei Schiffbrücken über dieſes Flüßchen, welche ſie in der Dunkelheit der Nacht, wo Freund und Feind unter einander vermiſcht waren, und ſich oft nicht kannten, abbrachen, ohne daß man es verhindern konnte. Hätten die Öſterreicher Zeit gehabt, auch die auf Pfählen ſtehende Brücke zu verbrennen, würde ihre Verfolgung ſehr aufgehalten worden ſeyn. Die Preußen hätten nicht ſo viele Gefangene machen, die Öſterreicher ſich eher ſetzen können, und die Folgen des Sieges wären nicht ſo außerordentlich geweſen. Liſſa's Beſetzung noch an denſelben Abend war daher von der größten Wichtigkeit.

Man ſieht aus dieſem Vorfall, mit welchem Muthe der König vorzurücken pflegte, wie er ſeine von einer blutigen Schlacht ermüdeten Truppen ſchonte, und ſich ſelbſt lieber einer Gefahr ausſetzte, ſich auf ſein Glück verlaſſend, und wie ſehr ſein Anblick imponirte.

Sämmtliche öſterreichiſche Offiziere wurden zu Gefangenen gemacht. Nachdem er ſich mit denſelben unterhalten und die Parole nebſt der Diſpoſition zur Verfolgung des Feindes ausgegeben, ſagte er zu dem Baron von M**, dem Beſitzer des Schloſſes:

„Ich bin in der That recht hungrig. Laß Er mir doch was
ſen geben.“

Der Baron gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit. Die
reichiſchen Offiziere waren deshalb ſo lange im Schloſſe zu
a geblieben, weil ſie, ſeit früh des Morgens nicht das mindeſte
ſen hatten, mithin vor Hunger und Durſt faſt verſchmachteten.
was man im Schloſſe und Dorfe hatte zuſammen bringen
en, war ihnen vorgeſetzt worden, ſie hatten es ſich gut ſchmecken
n; es herrſchte an Allem Mangel. Es blieb nichts übrig,
das, was ſie noch hin und wieder in den Schüſſeln gelaſſen,
mmen zu ſuchen und daraus eine Art Ragout zu berei-
Dieſes Gericht wurde dem Könige vorgeſetzt; er aß es mit
em Appetit und war dabei ſehr heiter geſtimmt. Er unterhielt
mit ſeinem Wirthe, der ihm bei dieſer frugalen Mahlzeit auf-
ete.

Plötzlich ſah ihn Friedrich ſtarr an, und fragte mit bedeu-
gsvoller Miene:

„Mein lieber M**! kann Er Faro ſpielen?“

Dieſe Frage machte den Baron ſtutzig, ſie kam ſo ganz uner-
tet, und hatte nicht den mindeſten Bezug auf die Gegenſtände
früheren Unterhaltung. Er wußte, daß der König die Hazard-
e haßte, er erwiederte ſtammelnd:

In meiner Jugend —

Der König ließ ihn nicht ausreden, ſondern unterbrach ihn mit
Worten:

„So weiß Er doch, was Va banque iſt? Das hab' ich heute
ielt!“

Friedrich ſprach einſt in einem vertrauten Kreiſe über die
ge, die ſein Heer erfochten hatte. Alle waren der Meinung,
der Sieg bei Liſſa der größte geweſen ſey.

„Und doch,“ äußerte der König: „gäb' ich ihn für Eins hin.“

Und dies wäre? fragte Prinz Heinrich.

„Wenn meine Unterthanen noch ſo fromm dächten und han-
en, wie zu meines Vaters Zeit.“

Zu den Lieblingen Friedrich's gehörte der Oberſte Quintus Icilius. Er hieß eigentlich Guichard, und war der Sohn eines Fayance-Fabrikanten in Magdeburg. Früher widmete er ſich der Theologie, dann aber dem Studium der Sprachen. Da ſeine Hoffnung fehlſchlug, in Utrecht Profeſſor zu werden, wollte er in Militärdienſten ſein Glück machen; er trat in ſolche. Als holländiſcher Offizier wohnte er dem Feldzug von 1747 bei und kam nach dem Frieden von Aachen in Franecker in Garniſon. Hier begann er mit neuem Eifer ſein Sprachſtudium. Ihm fielen die vielen Fehler auf, welche die Gelehrten aus Mangel an militäriſchen Kenntniſſen in der Auslegung alter Schriftſteller ſich zu Schulden kommen laſſen, vorzüglich die auffallenden Unrichtigkeiten Folard's in ſeinem Kommentar über den Polybius, da er ſelbſt des Griechiſchen unkundig, und der Überſetzer deſſelben, ein Benediktiner Mönch, den er dazu gebrauchte, gar keine Kenntniß vom Militärweſen beſaß. Guichard faßte den Entſchluß, mehr Licht über das Kriegsweſen der Alten zu verbreiten. Zu dieſem Zwecke ging er nach England, und die Hülfsmittel, die ihm dort zu Theil wurden, ſetzten ihn in den Stand, ſeine: „Kriegeriſche Denkwürdigkeiten der Griechen und Römer, Haag 1757." herauszugeben.

Er ſchickte das Werk an Friedrich, mit dem Wunſch: in deſſen Dienſte zu treten. Dieſe Bitte wurde ihm gewährt, er kam im Februar 1758 in Breslau an und machte den Feldzug dieſes Jahres als Hauptmann im Gefolge des Königs mit. Der König unterhielt ſich mit ihm, da er ſeine Kenntniße ſchätzte, oft über Gegenſtände aus der Kriegsgeſchichte der Alten; beſonders geſchah dies im Hauptquartier zu Landshut, im Jahre 1759.

Einſt kam die Rede auf die zwiſchen Cäſar und Pompejus, acht und vierzig Jahre vor Chriſti Geburt, bei Pharſalus vorgefallene Schlacht; es wurde dabei beſonders des ſchönen Manoeuvers der zehnten Legion des Cäſar erwähnt, die gewöhnlich den rechten Flügel hatte und in jener Schlacht, vermöge einer ſchiefen Stellung den linken des Pompejus, der ſie überflügeln wollte, ſelbſt überflügelte, und ſchlug. Bei dieſer Gelegenheit erwähnte Friedrich der rühmlichen That des Quintus Icilius, den Centurio bei dieſer Legion, nannte ihn aber Quintus Cäcilius; Guichard berichtigte dieſen Irrthum, indem er ſagte: Ew. Majeſtät der Centurio hieß Quintus Icilius. Friedrich wollte dies nicht Wort haben, das Buch wurde geholt und dadurch Guichard's Widerſpruch für wahr erkannt.

„Nun," ſprach der König lächelnd: „nun ſoll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen."

Wenige Tage nach dieſem Ereigniß wurde das Frei-Bataillon du Verger erledigt. Bei der Parole machte der König bekannt: daß er den Major Quintus Icilius zum Chef dieſes Bataillons ernannt habe. Keiner hatte von einem Offizier dieſes Namens gehört; man war darüber um ſo mehr verwundert, da der König einen Widerwillen gegen alle lateiniſchklingende Namen hegte, ſelbſt Guichard hatte des Königs Äußerung nur für einen Scherz gehalten; dadurch ward ihm der Name förmlich ertheilt, und er mußte ihn führen.

Sein Freicorps mußte in der Folge die Barbarei der Sachſen in Charlottenburg an dem ſächſiſchen Schloſſe Hubertsburg rächen.

Friedrich hat dieſer von ihm befohlenen Plünderung in der Folge oft, aber nicht auf eine für Guichard ſchmeichelhafte Art, erwähnt. So äußerte er einſt lange nach dem Kriege in einer großen Geſellſchaft:

„Wenn ich mit Ihm ſpreche, mein lieber Major Quintus Icilius, ſo fällt mir immer Hubertsburg ein, und ich halte mechaniſch meine Taſchen zu."

An der Tafel des Königs kam einſt das Geſpräch auf ägyptiſche Mumien. Quintus Icilius bedauerte, daß die Kunſt des Einbalſamirens der Vorwelt verloren gegangen ſey.

Das iſt ſie nicht, meinte Einer der Anweſenden: denn der Profeſſor Dr. Riezki in Halle ſoll ſie entdeckt haben, er hat damit einen Verſuch an einem jungen Graf von Schimmelmann gemacht.

„Die Sache mag' ihr Gutes haben," ſprach Friedrich: „wer nur einige tauſend Jahre leben könnte, um zu wiſſen, ob es mit dieſer Erfindung ſeine Richtigkeit hat. Wir wollen uns keine graue Haare 'drüber wachſen laſſen! Ich will lieber meinen Staub der Erde zurückgeben, als von Jahrhundert zu Jahrhundert als Mumie liegen bleiben."

Quintus Icilius war nicht ganz frei von der Schwachheit, daß er ſich zu viel auf ſeine gelehrten Kenntniße zu gute that, wie dies ſchon der Streit mit dem Könige bewies, wodurch ſolcher veranlaßt wurde, ihm für ſeinen Geburtsnamen dieſen römiſchen zu geben.

Friedrich hatte dem Oberſten mehrmals im Tone des Scherzes und der Ironie zu verſtehen gegeben: wie man bei aller Gelehrſamkeit doch groſe Mißgriffe machen und Blößen geben könne, weshalb man darauf nicht ſo ſtolz und abſprechend ſeyn müße; doch ohne Erfolg bei ſeinem Günſtling, er blieb ſich hierin gleich.

Als er einſt an des Königs Tafel ſpeiſete, verlangten ein Paar Arbeitsleute, wie es hieß, dringend vorgelaſſen zu werden.

Friedrich geſtattete ſolches.

Die beiden für Taglohn Arbeitenden traten ärmlich und ſchmutzig in das Speiſegemach; und der Wortführer überreichte dem Könige einige alte Münzen, die ſie bei Anlegung eines Grabens in der Erde gefunden hätten.

Friedrich nahm die Münzen, beſah ſie, äuſſerte darüber ſein Erſtaunen.

„Es ſind Römermünzen,“ ſprach er: „und wo ich nicht irre, aus den Zeiten des Druſus.“

Dann wandte er ſich an Quintus Icilius mit der Frage:

„Aber wo in aller Welt ſind dieſe Münzen hierher gekommen?— Er iſt ja ein groſer Münzkenner, unterſuch' Er das doch näher. Da hat Er die Münzen.“

Der Oberſt empfing ſie aus der Hand des Königs.

„Aber eins beding' ich mir aus,“ fuhr der König fort: „Er muß ſeine Unterſuchungen hier in Sansſouci anſtellen.“

Ew. Majeſtät, verſetzte Quintus Icilius: hier auf dem Schloſſe würd' ich Ihrem Befehl nur ſehr unvollkommen Folge leiſten können. Um etwas Gründliches darüber auszuarbeiten, fehlen mir die Hülfsmittel, ich muß eine Menge Schriften deshalb nachſchlagen. —

„Nein!“ unterbrach ihn der König in einem Tone, der verrieth, daß er keine Einwendungen hören wolle: „Er bleibt hier, bis Er mit Seiner Recherche fertig iſt; die dazu nöthigen Bücher kann Er ſich holen laſſen. Die Sache intereſſirt mich zu ſehr, und wenn ich nicht dieſen Weg einſchlage, ſo ſchiebt Er ſie auf die lange Bank und ich kann, wer weiß wie lange, darauf warten.“

Quintus Icilius mußte gehorchen. Er machte ſich an ſeine Arbeit, verlangte eine Menge Bücher zum Nachſchlagen und Zitiren, und ſchrieb eine gelehrte, mit lateiniſchen und anderen Zitaten reichlich verſehene Abhandlung, worin er bewies, daß, wider die allgemeine Meinung, die Römer unter Druſus doch wirklich — wenigſtens ein Paar Kohorten — über die Elbe gegangen wären, daß ſie unſtreitig in der Gegend von Potsdam ihre Löhnung ausgezahlt erhalten hätten, und bei dieſer Gelegenheit, bei einem ſchnellen Rückzuge, die in der Erde gefundenen römiſchen Münzen verloren gegangen ſeyn müßten.

Der große Numismatiker überreichte, ſehr zufrieden mit dem Reſultat ſeiner Nachforſchung, dem König den gelehrten Aufſatz.

Als ihn Friedrich empfing, blätterte er ihn flüchtig durch, und ſprach dann mit ſarkaſtiſchem Lächeln zu dem Verfaſſer:

„Mein lieber Quintus Icilius! Es thut mir leid um den vielen kritiſchen Scharfſinn, den er auf Seine Abhandlung verwendet hat. — Die Münzen, die Er erhalten, ſind keineswegs bei Potsdam gefunden worden, ſondern aus Seinem eigenen Münzkabinet, ich habe ſie Ihm heimlich wegnehmen laſſen. Daraus kann Er ſich nun erklären, weshalb ich darauf beſtand, daß Er ſeine Abhandlung darüber hier in Sansſouci ſchriebe. Ich bedaure Seine Müh' und Seinen Fleiß, aber Er wird mir nun aus eigener Erfahrung wohl Recht geben, wenn ich auf ſo manche gelehrte Forſchungen nicht ſolchen Werth lege, als Er zu thun pflegt.“

Da ihm der König ſehr wohl wollte, wünſchte er, daß er eine reiche Heirath machen möchte, und ließ ihm dazu eine bejahrte reiche Wittwe vorſchlagen; Quintus Icilius hatte bereits eine andere Wahl getroffen, ein armes, aber geiſtreiches und hübſches Fräulein, aus einer der älteſten adlichen Familien. Er achtete alſo nicht auf des Königs Vorſchlag und bat dieſen vielmehr um den Konſens zur Ehe mit dem Fräulein. Friedrich ſchlug es ihm ab, und verdrießlich, daß er ſeinen Plan nicht durchſetzen können, ſagte er einſt über Tafel zu Quintus Icilius:

„Stell' Er ſich vor, da hat neulich ein lumpiger Töpfer von mir die Erlaubniß verlangt, ein Fräulein vom älteſten Adel heirathen zu dürfen.“

Quintus Icilius merkte gleich, worauf der König anſpiele, doch ohne die Faſſung zu verlieren, antwortete er:

Darin find' ich nichts Beſonderes, wir ſind Alle aus einem Thon gemacht.“

Doch tief gekränkt über dieſe Äußerung, ſchrieb er noch am nämlichen Tage, ſobald er von der Tafel nach Hauſe gekommen war, an den König, und bat um ſeine Entlaſſung.

Friedrich warf die Vorſtellung bei Seite und er erhielt keine Antwort.

Quintus Icilius dadurch noch mehr gekränkt, vermied nun ſorgfältig, wieder bei des Königs Tafel zu erſcheinen, wozu er ein für allemal eingeladen war, auch ließ er ſich ſonſt nirgends vor ihm ſehen.

Kurze Zeit vor dieſem Vorfall hatte er aber den Auftrag von dem Könige erhalten, die ſchöne Antike, den Antinous, in Italien für ihn anzukaufen, der Handel war abgeſchloſſen worden und ſie kam endlich, nach mehreren Monaten, in Potsdam an.

Quintus Icilius meldete ſolches dem Könige ſchriftlich: mit der Anfrage: wohin er die Bildſäule abliefern ſolle?

Friedrich antwortete ihm darauf ſogleich:

„Mein lieber Oberſter Quintus Icilius. Es iſt mir ſehr angenehm geweſen, daß ich aus Eurem Schreiben erſehen, wie die Statüe des Antinous endlich angekommen iſt. Ich erwarte nun, daß Ihr mir ſolche ſelbſt abliefern und den Platz, wo ſolche aufgeſtellt werden kann, ausſuchen werdet, weil dies Niemand beſſer verſteht als Ihr. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.“

Quintus Icilius konnte es nun nicht vermeiden vor dem König zu erſcheinen. Er ließ die Bildſäule auf das Schloß bringen und übergab ſolche dem Monarchen.

Friedrich empfing ihn ſehr freundlich und beſprach ſich mit ihm über den beſten Platz für ihre Aufſtellung. Quintus Icilius wählte dazu einen aus, ſie wurde aufgeſtellt, der König lobte die ſchickliche Wahl und ſagte dann endlich:

„Ich bin Ihm für Seine große Mühe vielen Dank ſchuldig," indem er ihm ein Papier in die Hand drückte.

Verſöhnt verließ er den Monarchen, und als er das Papier entfaltete, fand er darin die Erlaubniß zur Heirath.

Der König ging einſt mit ihm in dem Garten von Sansſouci ſpazieren. Sie ſahen einen Gärtnergehülfen, welcher an einigen Bäumen etwas verbeſſerte. Der König fragte dieſen:

„Was macht Er da?"

Was der Sturm geſtern beſchädigt, will ich wieder herſtellen.

„Iſt denn geſtern ein ſo ſtarker Sturm geweſen?"

Ja, Ew. Majeſtät! Wie ich gehört, hat ſich wieder ein Kornjude aufgehängt, dann kommt immer ein ſolcher Sturm.

„Wer hat ſich denn aufgehängt?"

J, da in *** der Kornhändler ***. Er hat im vorigen Jahre ſehr viel Roggen aufgekauft, weil er glaubte: dieſes Jahr würde eine ſchlechte Erndte werden; da nun das Korn alle Tage wohlfeiler geworden, ſo hat er ſich aufgehängt.

„Sieht Er wohl, da trifft es ein, was die Schrift ſagt: die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke."

Quintus Icilius äußerte einſt ſeine Verwunderung gegen den König, daß ſich Jeder unmittelbar an ihn wenden dürfe.

„Es iſt die Pflicht eines Königs, daß er Jeden, auch den Geringſten ſeiner Unterthanen anhört; ich bin darum Regent, mein Volk glücklich zu machen, ich darf mich daher ihren Klagen nie entziehen und mich vor ihnen verſchloſſen halten."

Es war dies keine jener leeren ſchönklingenden Floskeln, wie ſie von Einem ſeiner ungeſchickten Nachahmer zuweilen vernommen, von der Kriecherei bewundert und in Zeitungsblättern verkündet worden ſind, denn er übte dieſe Pflicht bis zu dem letzten Momente ſeines Lebens mit der größten Gewiſſenhaftigkeit. Er erndtete aber auch dafür den Lohn der Liebe, der Treue und des Vertrauens aller ſeiner Unterthanen.

Der König ſchellte. Der Kammerlakai Müller trat in das Zimmer.

„Ein Glas Waſſer!“

Müller entfernte ſich, und ſetzte das Glas mit einem Präſentierteller vor dem König auf einen Tiſch und begab ſich wieder in das Vorzimmer.

Eben als der König trank, kam Quintus Icilius zu ihm. Er ſetzte das Glas auf den Tiſch und ſprach:

„Gut, daß Er kommt! Hier will ich Ihm etwas zu leſen geben.“

Er nahm ein Papier von dem Tiſche und da das Glas auf ſolchem ſtand, riß er es herunter; es zerbrach in Stücke und das darin noch befindliche Waſſer floß auf die gebohnten Dielen.

„Müller!“ rief der König.

Dieſer erſchien.

„Welche Ungeſchicklichkeit und Unüberlegtheit, das Glas auf ein Blatt Papier zu ſetzen. Da ſieht Er nun die Folgen davon!“

Ew. Majeſtät! Es geſchah — es geſchah — aus Unvorſichtigkeit. —

„Fort! auf der Stelle fort!“ rief der König.

Der Kammerlakai gehorchte mit ſichtbarer Beſtürzung.

Nachdem er das Zimmer verlaſſen und der König etwas ruhiger geworden, ſprach Quintus Icilius zu ihm:

Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden. Ich hab' es ſelbſt geſehen, daß Sie das Glas auf das Papier geſetzt haben.

„So? — Iſt das gewiß?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Dann hab' ich freilich dem armen Teufel zu viel gethan. Er ſoll herein kommen!“

Quintus Icilius rief Müllern.

„Höre!“ ſprach Friedrich zu ihm: „ich habe das Glas ſelbſt dahin geſetzt. Du biſt unſchuldig; aber warum haſt Du mir das nicht geſagt?“

Ew. Majeſtät ich wollt' es, Sie ließen mich aber nicht zu Worte kommen.

„Du ſprachſt aber doch, es ſey aus Unvorſichtigkeit geſchehen?"

Das wohl, aber ich ſagte nichts von meiner.

Der König lächelte. „Du haſt recht! Ich muß alſo auf mich und nicht auf Dich böſe ſeyn."

Überzeugt von der treuen Anhänglichkeit dieſes Dieners an ſeine Perſon, hielt er viel von ihm.

Müller hatte von ſeinen Ältern 300 Thaler ererbt, und ſie auf eine Hypothek in Potsdam untergebracht. Bei'm anderweitigen Verkauf des Hauſes war das Geld zurückgezahlt und bei'm dortigen Stadtgericht niedergelegt worden.

Müller hatte um deſſen Auszahlung gebeten, aber ohne Erfolg. Drei Vierteljahre verſtrichen, ihm war nicht die mindeſte Zahlung geleiſtet worden.

Eines Morgens hielt er dem Könige das Waſchbecken vor. Dieſer, froh geſtimmt, ſpritzte dem Lakaien mit den Fingern Waſſer in's Geſicht. Müller benutzte dieſe heitere Stimmung und ſagte:

Ew. Majeſtät können Einen wohl naß machen, aber zu dem Seinigen zu verhelfen, das iſt ſchwerer.

„Wie ſo? was giebt's denn?"

Müller erzählte nun, wie die Auszahlung ſeiner Erbſchaft von Seiten des Stadtgerichts verzögert würde.

„Geh' zum Direktor Alberti, und ſag' ihm in meinem Namen, er ſoll Dir Dein Geld gleich auszahlen."

Müller befolgte ſogleich dieſen Befehl, trat unangemeldet zu dem Stadtgerichtsdirektor in's Zimmer und ſprach:

Der König läßt Ihnen befehlen, mir mein Geld auf der Stelle zahlen zu laſſen.

Alberti über das unangemeldete Eintreten des Lakaien aufgebracht, noch mehr aber über den gebieteriſchen Ton, womit er ihn angeredet, erwiederte barſch:

Der König kann mich zur Auszahlung dieſer Erbſchaft nicht zwingen. Er muß warten!

Müller über eine ſo impertinente Antwort außer ſich vor Zorn, vergaß ſich ſo ſehr, daß er dem Direktor ein Paar Maulſchellen gab und davon ging.

Noch mit brennenden Backen zeigte Alberti dem Könige die erlittene Mißhandlung an. Aus der Art der Abfaſſung der Beſchwerde erſah der König, daß ſie nicht mit kalter Überlegung abgefaßt worden. Er ließ aber Müller gleich rufen, und bei ſeinem Eintritt rief er ihm zu:

„Du Schlingel, warum haſt Du dem Neckel ein Paar Ohrfeigen gegeben? gleich in die Wache!“

Dem Direktor Alberti ließ er durch einen Offizier mündlich ſagen: er habe Müller zu ſeiner Genugthuung in Arreſt geſchickt, er befehle ihm aber nun auch, ſolchem morgen das Geld auszahlen zu laſſen.

Dies geſchah denn auch ohne weitere Einwendungen.

Der König bewahrte zum Andenken ſeiner geliebten Mutter eine Art Urne von japaniſchem Porzellan auf. An dem Fußgeſtelle hatte ſie ihren Namen ſelbſt mit Tinte geſchrieben und um zu verhüten, daß dieſe Schrift nicht abgewiſcht werde, hatte er eine ſilberne Kapſel darüber machen laſſen. Dem Kammerlakaien Müller fiel unglücklicher Weiſe bei'm Reinigen dieſer Urne, ſolche aus den Händen und zerbrach. Vor Schreck ſtand er wie eine Bildſäule da; nachdem er ſich etwas gefaßt, wollte er die Scherben von den Dielen aufheben. Der König trat in dieſem Moment in's Zimmer, und ſah, wie Müller damit beſchäftigt war, die Stücke wieder zuſammen zu ſetzen. Aufgebracht rief er ihm zu:

„Schlingel, was haſt Du gemacht?“

Ew. Majeſtät, antwortete Müller mit zitternder Stimme: ich habe das große Unglück gehabt, die Urne fallen zu laſſen.

„So?“ erwiederte der König: „nun kannſt Du ſie auch bezahlen. Bis ſie bezahlt iſt, bekommſt Du nur das halbe Traktament.“

Dies geſchah auch; Müller erhielt ein halbes Jahr lang nur deſſen Hälfte. Er verrichtete nach wie vor ſeine Dienſte mit gleicher Pünktlichkeit und ſo oft er auch Gelegenheit hatte, etwas zu ſeinen Gunſten über ſein geſchmälertes Einkommen zu ſagen, erwähnte er deſſen doch mit keiner Sylbe.

Nach ſechs Monaten ſprach eines Tages Friedrich zu ihm, als er ihn bediente:

„Da Du den Abzug Deines Traktaments mit Geduld ertragen haſt, ſo nimm hier das Doppelte dafür; künftig ſey aber vorſichtiger.“

Die Öſterreicher hatten im Jahre 1758, als der König Olmütz belagerte, bei Domſtädtel einen Transport Munition und Lebensmittel, der aus Schleſien zur Armee abgegangen war, genommen.

Der König ließ am 1. Juli alle Generale und Kommandeure der Regimenter und Bataillone zu ſich in's Hauptquartier Schmirſitz beſcheiden.

Als ſie ſich dort eingefunden, redete er ſie alſo an:

„Meſſieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schleſien angekommenen Transport zu vernichten. Durch dieſen fatalen Umſtand muß ich die Belagerung von Olmütz aufheben. Die Herren Offiziere dürfen aber nicht denken, daß deswegen Alles verloren iſt. Nein! Sie können verſichert ſeyn, daß Alles dergeſtalt reparirt werden ſoll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere müſſen allen Burſchen Muth zuſprechen, und es nicht leiden, wenn etwa gemurrt werden ſollte. Ich beſorge nicht, daß Offiziere ſelbſt ſich verzagt bezeigen werden; ſollt' ich, wider Vermuthen, dies bei Einem oder dem Andern merken, ſo werd' ich's auf das ſchärfſte ahnden. Ich werde jetzt marſchiren, und wo ich den Feind finde, ihn ſchlagen, er mag poſtirt ſeyn, wo er will, eine oder mehrere Batterien vor ſich haben, doch — (ſich mit der Krücke des ſpaniſchen Rohres die Stirne reibend) — werd' ich's nie ohne Raiſon und Überlegung thun. Ich bin aber auch verſichert: daß jeder Offizier bei vorfallender Gelegenheit, und jeder Gemeine ebenfalls, ſeine Schuldigkeit thun wird, ſo wie ſie's bisher gethan haben.“

Im Jahre 1758 muſterte einſt Friedrich, im Winterquartiere zu Breslau, die Garde du Corps. Bei ſolchen Muſterungen pflegten ſich immer viele Knaben einzufinden, die alle Waffenübungen der Soldaten nachmachten; und beſonders fiel dem Könige ein munterer Knabe auf, der, auf einem Steckenpferde, zwölf andere, wie er beritten, alle Exerzitien der Garde du Corps nachmachen ließ. Es wurde von den Knaben dabei ein ſo großer Lärm gemacht, daß ein Offizier einem Unteroffiziere befahl, die Ruheſtörer zu entfernen.

Der König, dies hörend, ſprach:

„Laß' Er die Knaben nur. Gute Haken krümmen ſich bei Zeiten!"

Während die exerzirenden Eskadrons eine Pauſe machten, blieben die Knaben bei ihren Übungen. Friedrich erfreute ſich an dem Spiele der Kinder. Plötzlich ſtürzte der Anführer nieder, er hatte einen harten Fall gethan, denn die Naſe blutete ſtark. Doch achtete er das nicht, ſetzte ſich wieder auf ſein Steckenpferd, und fuhr in ſeinem Kommando fort.

Friedrich ließ ihn zu ſich rufen.

„Mein Kind, geh' nach Hauſe, und laß' Dir das Blut abwaſchen," ſprach er zu dem Knaben.

Das geht jetzt nicht, war die Antwort: bin ich nicht dabei, geht Alles konfus. Ich bin ja auch noch nicht todt; nur bleſſirt!

„Wie heißt Du?"

Anton Kreutſchke.

„Was iſt Dein Vater?"

Ein Gärtner.

Der Vater erhielt von dieſem Tage an fünf Thaler monatlich zur Erziehung ſeines Sohnes.

Der König hatte den Biſchof von Breslau ſehr begünſtigt; er hatte ihm ſogar den ſchwarzen Adlerorden, mit deſſen Verleihung er äußerſt ſparſam verfuhr, ertheilt. Nach der Schlacht bei Collin, den 18. Juni 1757, glaubte er aber, daß Friedrich's Glücksſtern untergegangen ſey, und gegen einen Ketzer undankbar und ein Verräther zu werden, ſchien ihm nicht unerlaubt. Er ließ ſich mit den öſterreichiſchen Heerführern in unerlaubte Verbindungen ein; die Erwartungen des Biſchofs gingen aber nicht in Erfüllung. Als er die Nachrichten von den ſiegreichen Fortſchritten des Königs hörte, befürchtete er, deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden, und ging in's Öſterreichſche, wo er vorläufig ein Aſyl in dem Kapuzinerkloſter Nikolsberg fand.

So geſichert, kam es auf einen Verſuch an, ob er nicht wieder in ſeine vorige glänzende Lage verſetzt werden könnte; er ſchrieb eher von dieſem Kloſter aus unterm 30. Jannar 1758 einen Brief an den König, worin er ſeine Flucht durch eine Menge ſophiſtiſcher Gründe zu beſchönigen und ſich zu rechtfertigen ſuchte. Er empfing darauf die nachſtehende Antwort:

„Ich habe Ihr Schreiben vom 30. Jannar erhalten, deſſen Inhalt mich befremden würde, wenn Ich nicht wegen der Undankbarkeit Ihres vorigen Betragens ſolches vermuthet hätte. Es iſt ſelbige mit viel zu offenbaren Beiſpielen begleitet, als daß Sie ſolche gegen ſich ſelbſt verhehlen können. Eben als Ich mit meinen Armeen in Anmarſch bin, um den Progreſſen des Feindes Einhalt zu thun und Schleſien zu befreien, faſſen Sie den Entſchluß, eine Provinz zu verlaſſen, welche Sie an meine Wohlthaten hätte erinnern ſollen. Ja! den Augenblick ſelbſt, da Ich Mich Breslau näherte, da der Himmel Meine gerechten Waffen mit dem herrlichſten Fortgang ſegnet, gehen Sie von dort weg. Aus Angſt eines böſen Gewiſſens, und weil Sie ſich ſchuldig fühlen, begeben Sie ſich in den Schutz einer Macht, welche mit Mir in offenbarem Kriege begriffen iſt, und jetzt unterſtehen Sie ſich noch, Mir den gefaßten Entſchluß ſelbſt zu melden, ihn mit dem unerheblichſten Vorwande zu beſchönigen, und die falſche Verſicherung einer Treue hinzuzufügen, welche Sie in den weſentlichſten Stücken gebrochen.“

„Nein, dieſes Verfahren iſt zu arg und zu ſchändlich. Ich kann Sie nicht anders, als für einen Verräther anſehen, der auf die Seite meiner Feinde getreten, und von freien Stücken einen Poſten verlaſſen, den Sie in Betracht der Pflichten Ihres Standes niemals hätten verlaſſen ſollen. Mir bleibt alſo an meinem Theile nichts mehr übrig, als diejenigen Maßregeln zu nehmen, welche mir am dienlichſten ſcheinen werden. Sie aber will Ich Ihrem eigenen Schickſal überlaſſen. Ich weiß gewiß, daß eine ſo unverantwortliche Aufführung, wie die Ihrige, unfehlbar die gebührende Strafe nach ſich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menſchen werden Sie entgehen können, denn ſo verderbt, wie dieſe auch immer ſeyn mögen, ſo ſind ſie es doch nicht in einem ſolchen Grade, als daß ſie nicht gegen Verräther und Undankbare Abſcheu haben ſollten.

Breslau, den 13. Februar 1758. **Friedrich.**“

Der Biſchof beſtätigte übrigens demnächſt das Sprichwort: Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Er wurde ſelbſt von den Öſterreichern und ſeinen Glaubensgenoſſen verachtet; lebte in dem Kapuzinerkloſter Nikolsberg kärglich, wie ein Bettelmönch, und iſt wahrſcheinlich dort unbeachtet und unbetrauert bald darauf geſtorben.

Am Abend des Zorndorfer Schlachttages wurden alle erbeuteten ruſſiſchen Fahnen und Standarten um des Königs Zelt geſtellt. Ein Dragoner-Unteroffizier, war eben beſchäftigt, eine Standarte aufzupflanzen, als ihm dieſe aus der Hand fiel, und den Hut und die Schulter des eben aus dem Zelte tretenden Königs berührte. Vor Schreck leichenblaß blieb der Unteroffizier ſtehen.

„Was fehlt Ihm? Hat Er Schaden genommen?“ fragte der König.

Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, ich habe die Standarte aus Unvorſichtigkeit fallen laſſen.

„Sonſt nichts! Ich glaubt' Er hätte etwa Schaden genommen. Steck' Er die Standarte recht feſt, es iſt eine ruſſiſche!“

Während der Belagerung von Ollmütz hatte der König ſein Hauptquartier in dem Dorfe Schmirſitz. Die dorthin kommandirten Wachen von allen Regimentern gingen ſehr unbehutſam mit Feuer und Licht um, und er befahl daher oft ſehr ſtreng' und ernſt, vorſichtig zu ſeyn. Dennoch kam in der Nacht vom 28. Junius 1758 Feuer aus, während er, auf ſeinem Zimmer Briefe ſchreibend, noch wach war. Außer ſich vor Schreck ſtürzte der Adjudant in ſein Gemach, und rief:

Retten ſich Ew. Majeſtät, die Gefahr iſt groß!

„Was giebt's denn?“

Es iſt Feuer, und Ew. Majeſtät Haus brennt ſchon.

„Nun, es wird ja wohl zu löſchen ſeyn. Laß' Er Lärm ſchlagen.“

Das iſt ſchon geſchehen.

Der König verließ das Zimmer, die eine Seite des Dorfes

„Hab' ich Euch nicht oft geſagt, Ihr ſollt vorſichtig mit Feuer und Licht umgehen? Arbeitet fleißig, daß das Unglück nicht größer wird.“

Im Jahre 1758 ritt Friedrich einſt an einem ſchönen Herbſtmorgen früh in Begleitung einiger Adjudanten rekognosziren. Plötzlich fiel ein ſo dichter Nebel, daß man nicht vier Schritte ſehen konnte. Man befand ſich jetzt auf einem ſtarkbefahrenen Fahrwege, und der König war der Meinung, es ſey noch Zeit genug, rechter Hand auszubengen, um nicht auf feindliche Vorpoſten zu ſtoßen.

Der Flügeladjudant bemerkte aber bald, daß man zu weit gekommen ſey.

Wir ſind ſchon zu weit links, Ew. Majeſtät! und gewiß ſchon hinter die feindlichen Vorpoſten.

Kaum hatte er dies geäußert, ſo kam auch ſchon von der rech- Seite ein öſterreichiſcher Huſar angeſprengt.

Friedrich ritt ſogleich dem Öſterreicher entgegen und fragte mit feſter Stimme:

„Huſar, wo geht der Fahrweg hin, der ſich hier in's Gehölz zieht?“

Der Huſar erkannte zwar Preußen, aber der feſte Ton und der feurige Blick des Königs hatte ihn ſo außer Faſſung gebracht, daß er wie verſteinert war und ſtumm blieb.

„Meſſieurs, kommen Sie,“ ſprach der König zu ſeiner Begleitung gleichgültig: „der Huſar weiß den Weg nicht.“

Der König gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte davon. Die Adjudanten folgten ſeinem Beiſpiele.

Als Friedrich eine Nacht in einem ſchleſiſchen Dörfchen zubrachte, und des Abends in den Zimmern des unterſten Stockwerks umher ging, und auf ſeiner Flöte phantaſirte, bemerkte er, daß der Schulmeiſter des Orts in feſtlichem Staate vor dem Fenſter lauſchte, aber ſich ſehr ſorgſam an die Mauer drückte, um nicht bemerkt zu werden. Der König öffnete das Fenſter:

Ew. Königl. Majeſtät — Dero unterthänigſter Knecht — ſie ſo ein groſer Liebhaber von der edlen Muſik — da konnt' ich dem dem Triebe nicht widerſtehen. —

„Nun ſo bleib' Er!“ ſagte der König, öffnete die Fenſterflügel und ſpielte noch eine Weile fort.

Der ehrliche Alte, dem weder gute Muſik, noch freundliche Milde von einem Groſen vorgekommen ſeyn mochte, hörte entzückt zu. Endlich legte der König die Flöte weg, und wollte das Fenſter zumachen. Mit übereiltem Entzücken rief der Alte:

„Nein, Ew. Majeſtät, das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut!“

Die reitende Artillerie war bei verſchiedenen Gelegenheiten bei der Kavallerie ſehr brauchbar und die Kanone, welche unter andern faſt beſtändig ſich auf dem rechten Flügel befand, wurde gemeiniglich der Schimmel genannt (da ſie mit Schimmeln beſpannt wär). Wegen der Geſchicklichkeit des dabei befindlichen Artilleriſten ſetzte man ſo viel Zutrauen in ſolche, daß man oft bei einem errungenen Vortheil zu ſagen pflegte: Es fehlte nur noch der Schimmel.

Auf einem Marſche befand ſich die öſterreichſche Armee dem König zur Rechten ſehr nahe. Die Seitenpatrouillen näherten ſich daher öfters. Von beiden Seiten ward Halt gemacht, und Jeder glaubte, es würde zu einem Angriff kommen. Gerade gegen den rechten Flügel zog ein feindlicher Offizier ſeine Seitenpatrouillen zuſammen; ein Artilleriſt wollte ſchon Feuer auf ſie geben, da rief ſein Offizier:

Halt! der König kommt!

Der König fragte:

„Warum iſt die Kanone abgeprotzt?“

Der Artilleriſt erwiederte:

Ich will dem öſterreichiſchen Windbeutel eins verſetzen, Ew. Majeſtät.

„Mein Sohn, laß' Du ihn nur leben,“ verſetzte der König lächelnd.

So? aber wenn ſie uns eins geben, dann iſt es doch recht?

„Wenn Du es meinſt, ſo gieb Du ihm was.“

Der Artilleriſt richtete ſeine Kanone, und kaum hielt der feindder Artilleriſt Feuer und ſchoß den Offizier vom Pferde. Jetzt fragte er den König, der Alles durch ſein Fernglas beobachtet hatte:

Gelt! Ew. Majeſtät, den hab' ich gefaßt?

„Ja, aber Du haſt den armen Teufel zu früh in die andere Welt geſchickt."

Zu früh oder nicht, deßhalb bin ich da.

Der König ritt mit den Worten fort:

„Adieu' Herr Lieutenant."

Den folgenden Tag erhielt er ein Geſchenk zu ſeiner Equipage."

Bei dem Infanterieregiment du Moulin ſtand ein Major, mit Namen von Wobersnow; ein Offizier, der durch ſeine Kenntniſſe und Talente des Königs Aufmerkſamkeit erregte. Im Jahre 1752 ernannte er ihn daher zum Oberſtlieutenant und ſeinem Generaladjudanten; er wurde ſchon 1756 Oberſter, im Jahre 1757 General-Major und Chef des reitenden Jägercorps.

In dem Kriegsjahre 1759 hatte er ſich aber bei einer militairiſchen Expedition nicht zur Zufriedenheit des Königs benommen, und Friedrich erließ an ihn die nachſtehende Kabinetsordre, die er, wie der ganze Styl verräth, wörtlich in die Feder diktirt hat.

„Mein lieber General-Major von Wobersnow! Ich habe Euren Bericht unterm 16. dieſes wohl erhalten, und muß ich Euch darauf in Antwort vermelden: daß ich dem General-Lieutenant Grafen von Dohna auf ſein Schreiben unterm 17. dieſes in Antwort ertheilt habe, daß Ich ihm zuvörderſt beföhle, da die Pohlen nichts zur Armee gebracht hätten, daß von denen zur Bezahlung der Naturalien in Pohlen aſſignirten 200 Thaler nichts, bis auf weitere Ordre, ausgezahlt werden ſollte. Ich könnte übrigens ohnmöglich alle die Sottiſen approbiren, die Ihr gethan hättet, indem ein mediocrer General, der betrunken, eine Armee nicht toller commandiren könnte. Ihr hattet weder Vorſorge für Euer Brod getragen, noch weniger für die Feld-Apotheke, ſo Euch nachgeſchickt werden; alles was Ihr zu thun gehabt, hattet Ihr zu ſpät gethan. — Aus Euren Relationen ſehe Ich, daß Ihr Euch in Pohlen herumtreibt, und weiter nichts. — Ein vernünftiger General müßte ein Deſſein haben, und

Märſchen, bei allem Euren Vornehmen, da ſehe Ich nichts wi Queerzüge; Ihr waret ja nicht d'accord mit Euch ſelbſt, was Ihr wolltet und nicht wolltet; dieſes werde Ich leider aus allen Euren Sottiſen ſattſam gewahr, die Ihr begangen hattet und noch begehen würdet. — Ich würde, wo Ihr ſo fortfahret, durch Eure üble Conduite in Unglück kommen, und wäre es gewiß Schade, daß bei einer ſo ſchönen Armee ſolche unverſtändige Generals wären; — Ihr hattet Huſaren und alles, ſo erfordert wurde, und wußtet es nicht zu gebrauchen, — Ihr ließet Euch abſchneiden und ginget bei Poſen über die Warthe, und ſchnittet dem Feinde nichts ab, vielmehr ließet Ihr alles vom Feinde hinmarſchieren, wo er nur immer wollte; in Summa Ich ſagte Euch nur den geringſten Theil der Fehler, ſo Ihr begangen hattet, und davon ein Buch zu ſchreiben wäre, und ich konnte Mir von Euren üble Conduite nichts verſprechen, als daß, entweder durch Eure Irresolution und unvernünftige Handlungen Ihr über Hals und über Kopf würdet zurückgejagt werden, oder daß Ich erfahren würde, daß Ihr diesſeits der Oder Euch unter die Kanonen von Glogau würdet verſteckt haben. Ein habiler General, ſo die Armee commandirte, würde den Feind erſt glatt von Thorn abgeſchnitten, auch alle Messures genommen haben, daß ihm weder Lebensmittel noch Succurs hätte zukommen müßen. Wenn ſich der Feind von Poſen gerückt hätte, ſo würde er ihm die Stadt und die Magazine darin weggenommen haben, und wäre ihm nachher im Rücken marſchirt, und hätte eine affaire d'arrière garde mit ihn engagirt, da er gewiß bei gewinnen müſſen, und hätte der Feind alſo mit vielem Vortheil und guter Disposition attaquirt werden können, ehe er an die ſchleſiſche Grenze gekommen wäre. An Eure Seen und vortreffliche Kanonaden wäre mir gar nichts gelegen. — Ich konnte hier nicht fort, ſonſt Ich ſchon vorlängſt bei Euch ſeyn würde, ſo aber mußte Ich mir genügen laſſen, meiner Armee dem glücklichen Hazard zu überlaſſen, denn es müßte ſolches mehr dabei ausrichten, als die Weisheit des Generals, ſo ſie commandirte. So viel könnte Ich Euch nun dabei ſchreiben, daß wir hier den General Laudon, ſo nach Croſſen marschiren wollen, mit ein Paar Mouvements wieder zur Öſtreichiſchen Armee zurückgetrieben hät-

(Eigenhändige Nachſchrift:)

„Ihre pohlniſche Campagne meritirte gedruckt zu werden, wäre ein einziges Exempel, das von keinen vernünftigen Offizier muß gefolgt werden, alle Sottisen die man im Kriege thun kann, haben Sie gethan, und nicht das geringſte, was ein vernünftiger Menſch approbiren kann, Ich mache die Brief die daher kommen mit Zittern auf. Friedrich.“

Bei dem Überfall bei Hochkirch am 14. October 1758 nahm der König früh in der Dämmerung den rechten Flügel der Kavallerie und ging damit zurück, um ſelbſt dem Feind mit dieſer in die Flanke zu fallen. Er ließ aufmarſchiren, aber der Feind hatte bereits ſeine ſtärkſte Artillerie dorthin poſtirt. Um Menſchen zu ſchonen, gab der König ſein Vorhaben auf, und machte mit der Kavallerie halt. Es war Tag geworden, er beobachtete durch ein Fernglas die Bewegungen des Feindes, während die feindliche Artillerie ſtark feuerte. Eine Kanonenkugel ſchlug dicht neben ihm rechter Hand nieder, ſo daß er mit Staub und Erde ganz bedeckt wurde, und das Pferd ſchon weit rechts ſprang. Unwillig darüber, ſchlug er mit ſeinem Stocke das Pferd auf die rechte Seite, ſo daß es wieder an ſeine vorige Stelle kam.

Kaum nahm er aber wieder ſein Glas vor das Auge, ſo fiel die zweite Kugel auf eben die Stelle, und das Pferd machte abermals den vorigen Seitenſprung. Einige hinter ihm haltende Adjutanten baten den König, ſich zu entfernen. Er ſah ſie ſcharf an, und ſprach dann lächelnd:

„Wie ich ſehe, ſo ſchießen die Feinde rechts und links und hier. Ich kann alſo,“ indem er den Stock nach allen Seiten richtete; „hier, da und dort getroffen werden, und hinter meiner Armee bin ich überflüſſig!“

Er beobachtete nun noch die Feinde einige Zeit durch das Fernglas, und ritt dann zurück.

und geſtattete ihnen den Aufenthalt in Berlin. Dieſe mißbrauchten dieſe Vergünſtigung. Er ſchickte ſie alſo nach Spandau und ließ folgende Erklärung öffentlich bekannt machen:

„Dem ganzen Europa iſt es bekannt, daß Ich allen gefangenen Offizieren, ſowohl Schweden, Franzoſen und Öſterreichern, als auch Ruſſen, alle mögliche Bequemlichkeit und Erleichterung verſchafft habe. Zu dem Ende habe Ich ihnen erlaubt, die Zeit ihrer Gefangenſchaft in meiner Reſidenz zuzubringen. Da indeſſen verſchiedene unter ihnen die ihnen zugeſtandene Freiheit, theils durch einen unerlaubten Briefwechſel, theils durch ein anderes unanſtändiges Betragen, welches mir mißfallen mußte, gröblich gemißbraucht haben; ſo habe ich mich genöthigt geſehen, ſie alle nach der Stadt Spandau zu ſchicken, welche Stadt man nicht mit der Feſtung gleichen Namens, die ganz von einander unterſchieden ſind, verwechſeln muß, woſelbſt ſie eben ſo wenig, als zu Berlin, eingeſchränkt, und nur mehr beobachtet werden. Dieſes iſt eine Entſchließung, die niemand wird tadeln können. Sowohl das Völkerrecht, als das Beiſpiel der wider Mich verbündeten Mächte, berechtigt mich hinlänglich dazu. Der Wiener Hof hat keinen von Meinen Offizieren, die ihm in die Hände gefallen, erlaubt, nach Wien zu kommen; der Ruſſiſche hat ſogar einige derſelben nach Caſan geſchickt. Indeſſen, da Meine Feinde keine Gelegenheit entweichen laſſen, wobei ſie Meinen unſchuldigſten Handlungen einen falſchen Anſtrich geben könnten; ſo habe Ich für gut erachtet, Euch die Urſache bekannt zu machen, die Mich bewogen, dieſe Veränderung mit den kriegsgefangenen Offizieren vorzunehmen.

Den 28. April 1759.“

Als er dem General von der Golz nach dem Überfall bei Hochkirch begegnete, ſprach er zu ihm:

„Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt.“

Verzeihen Ew. Majeſtät, erwiederte der General: gewöhnlich pflegt man die im Schlaf zu ſtören, die man am Tage nicht ſprechen kann.

Der König hatte ſich auf die Ebenen von Bauzen zurückgezogen.

Es kam eins von den Grenadierbataillons, welche am meiſten gelitten, vorbei, das kaum achtzig, höchſtens hundert Mann ſtark ſeyn mochte.

Man konnte die Wehmuth des Königs bei dem erſten Hinblick auf ſolches in ſeinen Augen leſen. Aber auf einmal erheiterte ſich ſein Geſicht. Er fragte die vor dem Bataillon vorausgehenden Kanoniere mit lauter, aber nicht rauher Stimme:

„Kanoniere, wo habt Ihr Eure Kanonen gelaſſen?“

Einer von ihnen antwortete:

Der Teufel hat ſie bei Nachtzeit geholt!

„So wollen wir ſie ihm bei Tage wieder abnehmen!“ erwiederte der König: „nicht wahr, Grenadiere?“

Ja! riefen dieſe im Vorbeigehen: das iſt recht, ſie ſollen uns auch Intereſſen dazu geben.

Der König lächelte und ſagte:

„Ich werd' auch dabei ſeyn.“

Nach dieſem unglücklichen Ereigniſſe herrſchte große Niedergeſchlagenheit bei den Soldaten, und die Offiziere beſorgten davon nachtheilige Folgen.

Dem Könige konnte dies nicht verſchwiegen bleiben. Am folgenden Tage erſchien er bei der Austheilung der Parole mit ſehr ruhiger Miene, und ſprach zu den Anweſenden:

„Sie haben uns überfallen, wie Diebe bei Nacht. Ich habe Urſache, mit dem Betragen meiner Truppen zufrieden zu ſeyn, und dank' Ihnen für Ihr Attachement; beſonders meine Prinzen, die ſich ſehr brav gehalten. Aber ich höre, daß in meiner Armee heimlich die Rede geht, als hätt' ich nun gar keine Reſource mehr. Wer eine feige Memme iſt, kann ja ſeinen Abſchied ſogleich bekommen, ich werd' ihn Keinem verweigern.“

Wer hätte, nach einer ſolchen Äußerung, es gewagt, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen?

Am 17. Oktober 1758 ließ der König alle Generale und Stabsoffiziere zu ſich kommen.

„Sie wiſſen, Meſſieurs!“ redete er ſie an: „daß die Armee eine Surpriſe erlitten hat. Die Dunkelheit der Nacht iſt daran Schuld geweſen. Sie müſſen aber auch bedenken, wo wir jetzt ſtehen. Wir ſind in der Oberlauſitz; wir haben unſere Güter, unſere Frauen und Kinder hinter uns. Müſſen wir noch einmal weichen, ſo iſt dies Alles verloren. Eine bald folgende Bataille iſt unvermeidlich. Ich ſelbſt will, eh' ich weiche, mit dem Reſte meiner Armee mich lieber begraben laſſen. Ich ſetze voraus, daß Jeder ſo denken wird, und wer ſo nicht denkt, ſoll ſich lieber melden, und er kann gleich nach Hauſe gehn. Iſt etwa Einer unter Ihnen?“

Keiner meldete ſich, dahingegen verſicherte Jeder mit Enthuſiasmus ſeine Treue und Anhänglichkeit, und gelobte ſeine Schuldigkeit bis auf den letzten Blutstropfen zu thun.

Als der König 1759 mit ſeinem Heere nach Frankfurt an der Oder gekommen, hatte ſolches dort einen Ruhetag.

Der neumärkiſche Kammerpräſident von Rothenburg hatte Küſtrin, während des Bombardements dieſer Feſtung, verlaſſen und erſtattete zu Frankfurt dem Könige Bericht über das Unglück, das die Einwohner Küſtrin's durch dies Bombardement erlitten hatten.

Am folgenden Morgen ritt der König, mit einer Bedeckung von ſechs Huſaren in die Gegend von Golzow, wo der Graf von Dohna mit ſeinem Korps ſtand.

Bei Reitwein begegnete ihm ein Färber aus Küſtrin, Namens Klement. Sein Haus war von den Ruſſen eingeäſchert worden und er ſuchte mit Frau und Kindern ein ſicheres Unterkommen. Jeder von der Familie trug ein Bündel auf dem Rücken.

Der König, eingehüllt in ſeinen Mantel, fragte den Färber: wo er herkäme? Dieſer, ihn nicht kennend, erzählte ihm treuherzig ſein und der Seinigen trauriges Schickſal.

Da ſprach der König:

„Kinder, ich habe nicht eher kommen können, ſonſt wäre das Unglück nicht geſchehen. — Hab', nur Geduld, ich will Euch Alles wieder aufbauen laſſen."

In Golzow fand er den Grafen von Dohna.

„Nun wie geht's," fragte er ihn: „ſtehen die Ruſſen brav?"

O ja, Ew. Majeſtät! Sie ſtehen wie die Mauern.

„Gut! deſto beſſer werden ſie fallen."

Er beſah nun die Truppen, die alle ſehr geputzt und gepudert vor ihm erſchienen.

„Es iſt wahr," ſprach er zu dem Grafen von Dohna: „die Leute ſehen recht gut aus, haben ſich ſchön gepudert; ich bring' aber welche mit, die Pulver gerochen haben."

Hier ſtieß das Gefolge des Königs zu ihm*):

Er ritt mit ſolchem nach Küſtrin. Vor der Stadt kam ihm der Bürgermeiſter Kirchheim entgegen.

„Wer iſt Er, Alter?" fragte ihn der König.

Der Bürgermeiſter von Küſtrin.

Jetzt befragte ihn Friedrich über das Unglück der Stadt ausführlich, und bis auf die kleinſten Einzelnheiten. Dann begab er ſich auf den Wall, wo er die Stadt überſehen konnte. Bei dem Anblick der Verwüſtung, da faſt kein Haus verſchont worden, rief er mehrmals achſelzuckend aus:

„Mordbrenner! Mordbrenner!"

Von dort begab er ſich auf die Kirſchbergbatterie, wo er den Kommandanten fand. Auch dieſem legte er viele Fragen vor, und da ſolcher ſich bei einigen entſchuldigen wollte, ſprach er:

„Laß' Er's nur gut ſeyn: Er hat nicht Schuld, ſondern ich, daß ich Ihn zum Kommandanten gemacht. Geh' Er nur, ich will ihn nicht weiter ſprechen" **).

Er ließ ſich hier ſeinen Tubus reichen und recognoszirte die Ruſſen.

---

*) Der Fürſt Moritz von Anhalt, der Prinz Franz von Braunſchweig, der Präſident von Rothenburg, und der Graf von Dohna ſchloß ſich dieſem an.

„Hier ſteh'n ſie, achtzigtauſend Mann ſtark," ſprach er, und fragte dann den Bürgermeiſter Kirchheim: „iſt hier keine Ebene?"

Ja, Ew. Majeſtät, in der Haide iſt eine, darauf können ungefähr fünf Regimenter aufmarſchiren.

„Nein, die mein' ich nicht! es muß noch eine andere hier ſeyn."

Ew. Majeſtät meinen vielleicht die bei'm Amte Quartſchen?

„Ja, die mein' ich, wie kann ich dahin am beſten über die Oder kommen?"

An keinem Orte, als unterhalb der Güſtebieſe.

„Weiß da Niemand Beſcheid?

Ja, Ew. Majeſtät, der Oberforſtmeiſter Sohr.

„Man muß ihn kommen laſſen!

Der Oberforſtmeiſter wurde geholt und führte den König zu dieſem Übergangspunkte.

Die Zerſtörung Küſtrin's hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Es iſt mein feſter Entſchluß," ſprach er zu dem Präſidenten von Rothenburg bei dieſer Gelegenheit: „das wieder gut zu machen, was dieſe Mordbrenner Böſes geſtiftet haben. Die Stadt iſt ſo groß nicht, es werden dazu keine übermäßige Summen gehören. Vor der Hand werd' ich hunderttauſend Thaler dazu anweiſen.

Rothenburg erwiederte, achſelzuckend:

Ich erkenn' Ew. Majeſtät Gnade mit dem dankbarſten Herzen, aber dafür wird wenig aufgebaut werden können.

„Ich kann jetzt nicht viel thun; man muß Geduld haben."

Ich ſeh' es wohl ein, daß Ew. Majeſtät jetzt nicht mehr für die Stadt thun können; ich wiederhol' in ihrem Namen meinen gerührteſten Dank für das ſo gnädig Bewilligte und werde ſehen, wie weit ich damit reichen werde.

Dies beſtimmte Friedrich, ſogleich zweimal hunderttauſend Thaler zu dieſem Zweck anzuweiſen. Der Wiederaufbau der Stadt hat demnächſt Millionen gekoſtet.

Der Huſarengeneral von Plötz, ein Tuchmachergeſelle, war im Jahre 1758 als Freiwilliger in das zu Halberſtadt errichtete Huſarenregiment getreten, zeichnete ſich aber durch Kühnheit, Muth und Rechtlichkeit ſo aus, daß er ſchon nach einem Jahre Unteroffizier wurde. Als ſolcher marſchirte er mit dem Regimente von Hoyerswerda nach Frankfurt an der Oder, um der Schlacht bei Kunersdorf beizuwohnen. Das aus fünf Eskadrons beſtehende Regiment von Belling ſtand des Morgens um acht Uhr bei dem erſten Aufmarſche der Preußen auf dem linken Flügel, alſo dem Feinde ſehr nahe. Friedrich verlangte, daß mehrere Patrouillen die faſt aus lauter Waldung beſtehende Gegend genau durchſpähen und ihm Nachrichten über die veränderte Stellung der Ruſſen bringen ſollten. Der Oberſt von Belling übertrug dieſe Patrouille einem dazu geeigneten Lieutenant, und dieſer wählte ſich dazu den Unteroffizier Plötz.

Die Huſarenpatrouille ging bis auf die von Kroſſen nach Frankfurt führende Heerſtraße. In der Entfernung bemerkte ſie einen Zug feindlicher Truppen. Um nicht von dem Feinde geſehen zu werden, blieb der Lieutenant mit den übrigen Huſaren unter den Tannen, Plötz aber ritt noch über tauſend Schritt weiter, nach vorheriger Verabredung mit dem Lieutenant, daß dieſer ihn in dieſen Tannen erwarten ſolle. Das Anrücken ſtarker feindlicher Haufen machte ſolches jedoch unmöglich. Der Lieutenant mußte ſich zurückziehen, um dem Könige Rapport über die Stellung des Feindes abzuſtatten. Friedrich, faſt ganz unbekannt mit der Gegend, war mit dem Rapport um ſo unzufriedener, da er eben mit einem Oberſten ſprach, der in Friedenszeiten in Frankfurt in Garniſon geſtanden hatte, und er auch von dieſem keine genügende Aufſchlüſſe erhielt, weil ſolcher zwar als Jäger, aber nicht als Soldat, die Gegend kannte.

Der König darüber ſehr verdrüßlich, rief aus:

„Ich merke ſchon; Er weiß auch nichts. Ich mag nichts weiter hören.“

In dieſem Augenblicke, in welchem er vor dem auf dem linken Flügel der Infanterie ſtehenden Regimente Neu-Wied hielt, kam brich, deſſen Miene Unwillen und Unruhe verrieth, den Unteroffizier, ſo redete er ihn freundlich an:

Wo kommt Er her, mein Sohn?

Vom Patrouilliren.

„Allein?

Durch die Feinde wurd' ich vom Kommando abgeſchnitten.

„Wie weit iſt Er geweſen?

Ungefähr eine Meile von hier. Ein Bauer, den ich traf, nannte die Gegend, über die ich ritt, die Dubberow. Ich bin nahe an Reipzig geweſen.

Der durch des Königs Äußerung übelgelaunte Oberſte unterbrach den Unteroffizier mit den Worten:

Das iſt nicht möglich! Da wäre er ja den Ruſſen in den Rachen geritten; Reipzig liegt ja hinter der ruſſiſchen Armee.

Plötz, ſeiner Sache zu gewiß, antwortete zwar ruhig, aber doch empfindlich, und eine fliegende Röthe überzog ſein Geſicht:

„Ob Sie den Weg, den ich gemacht, unmöglich halten, weiß ich nicht, genug, ich hab' ihn gemacht!

„Sey Er ganz ruhig, mein Sohn!“ ſprach der König: „kehre Er ſich an Keinen, er ſey, wer er wolle. Bericht' Er, was er geſehen hat.“

Plötz rapportirte auf's Genaueſte. Daß er Alles ſorgfältig beobachtet und der Wahrheit gemäß gemeldet, bewieſen die nachherigen Anſtalten des Feindes.

Nach Verlauf von einem Jahre machte der General von Belling, als ſein Regiment in Pommern gegen die Schweden ſtritt, dem Könige Vorſchläge zu Offizier-Avanzements. Unter den Vorgeſchlagenen war auch Plötz.

Friedrich ſchrieb eigenhändig zurück:

„Wenn der zum Cornet vorgeſchlagene Unteroffizier Plötz eben der habile Unteroffizier iſt, der vor der Kunersdorfer Schlacht an mich rapportirte, ſo ſoll er Offizier ſeyn. Ihr habt mir zu berichten, ob er Geld hat zu ſeiner Equipirung, anſonſten ich ihm das Geld dazu geben will.“

Von dem Infanterieregiment von Grabow wurden bei dem Angriff einer dritten Redoute die Lieutenants von Stubenfall und von Hellsberg ſchwer verwundet. Erſterm riß eine Kanonenkugel mehr als die Hälfte des Armes weg, am Obertheil blieb nur ein unbedeutender Stumpf übrig; dem Zweiten wurde eine ganze Kartätſchenladung aus gehacktem Eiſen in's Geſicht und in den Leib geſchoſſen.

Noch während der Schlacht brachte man Beide halbtodt in das Dorf zurück, in welchem der König bei'm Rückzuge ſein Quartier nehmen wollte. Hier erholten ſich die Unglücklichen wieder; kein Feldchirurgus wollte jedoch die gräßlichen Wunden verbinden. Der Ausgang dieſer unglücklichen Schlacht war beiden Offizieren noch unbekannt, als der König ganz unerwartet in eben die Stube trat, wo ſie in ihrem Blute auf der Erde lagen. Seine erſten Worte waren:

„Ach, Kinder, Ihr ſeyd wohl ſchwer bleſſirt?“

Ja, Ew. Majeſtät; allein dies iſt das Wenigſte; wenn wir nur wüßten, ob Sie geſiegt hätten? Wir hatten ſchon zwei Redouten hinter uns, und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf.

„Ihr habt bewieſen, daß Ihr brav ſeyd; das übrige iſt Zufall. Verliert nicht den Muth; es wird Alles, auch Ihr werdet beſſer werden. — Seyd Ihr ſchon verbunden? Hat man Euch zur Ader gelaſſen?“

Kein Teufel will uns verbinden! war die Antwort.

Der König befahl ſogleich einen Feldarzt herbei zu holen. Als dieſer erſchien, überhäufte er ihn ſehr zornig mit Vorwürfen über die ſchlechten Anſtalten. „Vor allen Dingen,“ ſprach er dann: „muß Er für dieſe brave Leute alle mögliche Sorgfalt tragen. Hört Er?“

Der Arzt beſah die Wunden, zuckte die Achſeln und ſagte dann: Hier kann kein Verbinden mehr helfen.

Der König faßte Jeden der Verwundeten an die Hand, und ſie dem Arzte zeigend, ſprach er:

„Seh' Er nur! die Leute haben noch kein Fieber; bei ſolchem jungen Blute und friſchem Herzen pflegt die Natur Wunder

Er befahl, ihnen zur Ader zu laſſen; man verband ſie, verſorgte ſie mit Erfriſchungen, und brachte ſie mit möglichſter Behutſamkeit in's Hauptlazareth. Als man ſie forttrug, ſprach der König:

„Kinder, geht in Gottes Namen! Es mag mit Euch werden, wie es will, ich werd' es erfahren, und wenn Ihr nicht mehr dienen könnt, ſo ſoll Euch nichts abgehen. Ich werde nicht vergeſſen, Euch zu verſorgen."

Hätte Friedrich ſich nicht dieſer ſchwer Verwundeten angenommen, ſo würden ſie, nach der Äußerung des Arztes, unſtreitig ein Raub des Todes geworden ſeyn. So wurden ſie geheilt, und gingen demnächſt mit den Wiederhergeſtellten zum Korps des Herzogs von Würtemberg bei Kolberg, und von dort nach Schwediſch-Pommern; zwar wurden ſie wiederum hart verwundet, doch auch wieder geheilt. Sie dienten bis zum Frieden, worauf ſie für invalide erklärt und auf ausdrücklichen Befehl des Königs als ausgezeichnete Offiziere gute Verſorgungen in Preußen erhielten.

Der König wollte ſich anfänglich in die Stube, in welcher er dieſe Verwundete fand, einquartiren, er nahm aber in einem weit ſchlechteren Hauſe, in dem Dammhauſe am linken Oderufer unweit Goritz, ſein Nachtlager. Er lag hier, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, auf etwas wenigem Stroh, der entblößte Degen ihm zur Seite; ſo ſchlief er ruhig. Zu ſeinen Füßen ſchliefen zwei Adjutanten, und nur ein Grenadier ſtand vor der Thür des Hauſes als Wache.

Des Königs Vater hatte es ſtrenge verboten, daß keiner ſeiner Kinder in dem charlottenburger Garten eigenmächtig eine Frucht abbräche.

Der Kunſtgärtner Krauſe geſtattete daher keinem der königlichen Kinder die Übertretung dieſes Befehls, er brachte aber dem Kronprinzen, ohne daß es Jemand erfuhr, die ſchönſten Früchte.

Krauſe ſchickte dem Könige nach der Schlacht von Kunersdorf, da er im Lager bei Fürſtenwalde ſtand, durch ſeinen Sohn eine Schachtel des auserleſenſten Obſtes.

Als Friedrich ſolches von dem Letztern empfing, ſprach er mit Rührung:

„So denkt doch der alte Krauſe noch an mich."

Nach dieſer Schlacht befahl Friedrich, da er ſich, ermattet von den Anſtrengungen des Tages, zur Ruhe begab, ihn nicht aus dem Schlafe zu wecken, als nur in dem dringenden Fall, wenn ein Kurier kommen ſollte.

In der Nacht traf eine Eſtafette von Breslau ein; man verwechſelte dieſe mit einem Kurier, weckte den König und übergab ihm die überbrachte Depeſche.

Der König eröffnete das Schreiben. Es enthielt nichts, als einen Bericht des Konſiſtoriums zu Breslau über die Prüfung eines Kandidaten der Gottesgelahrtheit zu einer Predigerſtelle, mit der Anfrage: ob dem Geprüften, da er in dem Examen vollkommen beſtanden, die erledigte Pfarre, zu welcher er ſich gemeldet, ertheilt werden könne, weil er außer der Ehe erzeugt ſey?

Der König ſchrieb mißgelaunt über ſolche Störung, an den Rand des Berichts:

„Wißt Ihr denn, ob Ihr alle ehelich geboren ſeyd?“

d'Alembert*) ſchlug im Jahre 1759 die Präſidentenſtelle bei der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin mit einem Gehalt von 6000 Thalern jährlich aus. Den König verdroß dies und er äußerte darüber:

„Er ſetzt ſeinen Stolz darin, daß er Fürſten entbehren kann, und hofft, die Nachwelt werde ihn für ſeine Uneigennützigkeit ſchadlos halten. O, da kennt er die Nachwelt noch nicht; entweder, ſie wird ganz davon ſchweigen, oder, wenn ſie es erwähnt, nur als eines dummen Streichs, den er in ſeinem Leben gemacht hat.“

Einſt fragte er d'Alembert: ob er bei dem Könige von Frankreich geweſen wäre?

Ja, Sire, erwiederte d'Alembert: als ich ihm meine Rede bei der Aufnahme in die Akademie überreichte.

„Was hat er Ihm denn geſagt?“

---

*) Jean le Rond d'Alembert wurde am 16. November 1717 zu Pa-

Er hat kein Wort mit mir geſprochen.
„Mit wem ſpricht er denn?“

Graun's letztes Werk war ein Te deum auf die prager Schlacht geweſen. Als der König ſeinen Tod erfuhr, erſchrack er und ſprach, kopfſchüttelnd, nach einigem ernſten Nachſinnen, ſich dieſes Te deum erinnernd:

„Wieder ein harter Verluſt. Meinen erſten Feldmarſchall vor Prag, jetzt meinen Graun. — Groß iſt überall groß! Ich werde keinen Feldmarſchall und keine Kapellmeiſter mehr machen, bis ich einen Schwerin und einen Graun wieder finde.“

Der König machte nach der Schlacht von Crevelt am 23. Juni 1759 eine ſatiriſche Ode, in welcher er die franzöſiſche Nation, Ludwig XV. und die Marquiſe von Pompadour bitter beſpöttelte. Unter andern kamen darin dieſe Strophen vor:

Tels ces brigands de la Seine
Armèrent leurs faibles mains,
Croyant subjuguer sans peine
Nos invincibles Germains. —
— — — — — — —
Quoi! votre faible monarque,
Jouet de la Pompadour,
Flétri par plus d'une marque
Des opprobres de l'amour,
Lui, qui détestant les peines,
Au hazard remet les rênes
De son royaume aux abois,
Ce Céladon, sous un hêtre,
Prétend nous parler en maître
Et dicter le sort des rois?

Il ignore dans Versailles
Où son triste ennui l'endort,
Que les combats, les batailles
Du monde fixent le sort!

Dieſe Ode kam in die Hände Ludwig's und der Pompa-

eſchickt; dieſer das Briefpacket erbrochen erhalten, und fürchtend, die
Sache könne für ihn böſe Folgen haben, ſchickte er das ganze Packet
n den Herzog von Choiſeul, doch mit der Bitte: es geheim
u halten.

Choiſeul ließ den bekannten Paliſſot kommen und trug
m auf, eine Schmähode gegen Friedrich zu ſchreiben, indem un-
r andern der König ſo apoſtrophirt ward:

Tyran de rives de la Sprée,
Toi, dont la puissance abhorrée
Allarme aujourd'hui tant d'états,
Je te denonce aux Eumenides,
Sous leurs mains, de vengence avides,
Viens expier tes attentats.

Il a donc rompu sa barrière,
Ce torrent, que l'Europe entière
Devait arrêter dans son cours.
Peuples, menacés du naufrage,
Unissez vous contre sa rage,
La fuite est un foible secours.

Dem Könige wurde dieſe Ode mit der Warnung zugeſchickt,
ß ſie als Replik auf ſeine Ode gegen Frankreich, ſobald er die
ſtere zur Publizität brächte, auch gedruckt werden ſollte.

Friedrich ließ dieſe Warnung unbeantwortet, ſchrieb nicht
hr; er antwortete aber mit glänzenden Siegen in einer Reihe von
hlachten. Die beſte Antwort, die er an ſeiner Stelle geben konnte.

Die Bauern eines magdeburgiſchen Dorfes, welches zum Klo-
r Bergen gehörte, hatten den Abt zu überreden geſucht, daß er
Erbfiſcherei, welche ein Fiſcher in Pacht hatte, und von der
en Voraltern ſich ſchon ſeit undenklichen Jahren genährt, an ſie
pachten möchte.

Der Fiſcher hatte Alles verſucht, dies zu hintertreiben, aber
Hoffnung verloren, ſeinen Zweck zu erreichen. Er fing zufäl-
einen großen Lachs, und mit dieſem und einer Bittſchrift an

Lachs und Bittſchrift wurde dem Könige übergeben. Friedrich ließ den Fiſcher bewirthen, ihm dreißig Thaler für den Lachs zahlen, und die Bittſchrift zurückgeben, um ſie dem Abte zu ſeiner Richtſchnur vorzulegen.

Der König hatte darunter eigenhändig geſchrieben:

„Der Abt muß beten,
Die Bauern pflügen,
Die Fiſcher fiſchen.
Friedrich.“

Nach der Schlacht bei Liegnitz, ſchrieb der König aus dem Lager bei Hermansdorf an den Marquis d'Argens folgenden ihn ganz charakteriſirenden Brief.

„Vormals mein lieber Marquis, würde die Affaire vom 15. Auguſt*) einen Feldzug entſchieden haben. Jetzt iſt ſie nichts weiter als eine Schramme, eine große Schlacht muß unſer Schickſal entſcheiden. Wir werden dergleichen, allem Anſchein nach, ſehr bald haben, und iſt der Ausgang für uns günſtig, ſo können wir uns freuen. Es erforderte viele Kriegsliſten und Künſte, um es dahin zu bringen. Sagen Sie mir nichts von Gefahr; die letzte Aktion koſtete mir nur ein Kleid und ein Pferd. Das heißt doch einen Sieg ſehr wohlfeil erkaufen?“

„Ich habe den Brief, deſſen Sie erwähnen, nicht erhalten. Wir ſind in Hinſicht des Briefwechſels gewiſſermaßen blockirt, auf der einen Seite der Oder durch die Ruſſen, auf der andern durch die Öſterreicher. Ein kleines Scharmützel war nöthig, um für Cocceji**) den Weg zu öffnen; ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief überbringen wird. Nie in meinem Leben war ich in ſo großer Verlegenheit, als in dieſem Feldzug. Glauben Sie mir es bedarf nichts weniger als ein Wunder, mich aus all' den Schwierigkeiten, die ich voraus ſehe, herauszuwinden. Ich werde es gewiß nicht unterlaſſen, meine Pflicht zu thun, ſo oft ſich dazu Gelegenheit darbietet; aber, mein lieber Marquis, erinnern Sie ſich immer, daß ich mir es nicht anmaße, das Glück beherrſchen zu wollen, und daß ich genöthigt bin, in meinen Projekten zu viel dem Ungefähr zu überlaſſen, denn ich vermag es nicht, es gründlichen Entwürfen zu unterwerfen. Mir liegen herkuliſche Arbeiten zu einer Zeit ob, wo meine Kräfte abnehmen, meine Schwächen ſich vermehren, und die Wahrheit zu geſtehen, wo die Hoffnung, der einzige Troſt des Unglücklichen, mich zu verlaſſen anfängt. Sie kennen die Lage der Sachen nicht genug, um ſich von all' den Gefahren, die den Staat bedrohen, einen deutlichen Begriff zu machen; ich kenne, aber ich verhehle ſie; ich behalte alle Furcht für mich, und mache das Publikum nur mit meinen Hoffnungen bekannt, oder mit den wenigen guten Neuigkeiten, die ich mittheilen kann. Gelingt mir der Streich, den ich im Sinne habe, dann, mein lieber Marquis, wird es erſt Zeit ſeyn, uns der Freude zu überlaſſen; aber bis dahin dürfen wir uns nicht zu ſehr mit Hoffnungen ſchmeicheln, damit nicht nachher, irgend eine unerwartete ſchlimme Neuigkeit uns zu ſehr niederſchlage."

---

*) 1760.

**) Kapitain und Flügeladjutant, der dieſen Brief [illegible]

„Ich führe hier das Leben eines militairiſchen Mönches. Ich muß viel über meine Angelegenheit nachdenken; das übrige meiner Zeit widme ich den ſchönen Wiſſenſchaften, die mein Troſt ſind, wie ſie es früher jenes Konſuls waren, der ein Vater ſeines Vaterlandes und der Beredſamkeit geweſen iſt. Ich weiß nicht, ob ich dieſen Krieg überleben werde; ſollt' es aber geſchehen, ſo bin ich entſchloſſen, den Reſt meiner Tage in der Einſamkeit, in den Armen der Philoſophie und der Freundſchaft hinzubringen."

„Wird unſere Korreſpondenz erſt ungehindert ſeyn, ſo werden Sie mich verbinden, wenn Sie häufiger ſchreiben. Ich weiß nicht, wo wir unſere Winterquartiere haben werden. Meine Häuſer zu Breslau ſind durch das Bombardement eingeäſchert. Unſere Feinde mißgönnen uns Alles, ſelbſt das Tageslicht und die Luft, die wir athmen. Doch müſſen ſie uns irgendwo einen Platz übrig laſſen. Wenn er nur ſicher iſt, ſo wird es ein Feſt für mich ſeyn, Sie daſelbſt bei mir zu ſehen."

zu gefallen, Kanada und Pondichery nehmen. Der Himmel gebe, daß der Herzog Ferdinand ihnen ihren Dienſteifer reichlich vergelte. Die Offiziere, die an dieſem Unheil ſchuldlos ſind, und die Soldaten werden dann die Opfer ſeyn, und die hohen Verbrecher nichts leiden."

„Mit ſolchen Einfällen beſchäftigt ſich jetzt mein Kopf. Ich hatte eben Luſt zu ſchreiben; aber ich merke wohl, daß ich ſchließen muß, wenn ich Sie nicht ermüden und meine eigenen Angelegenheiten verſäumen will. Adieu, mein lieber Marquis. — Ich umarme Sie ꝛc.

Der Pabſt ſchenkte im ſiebenjährigen Kriege, im Jahre 1759, dem kaiſerlich öſterreichiſchen Feldmarſchall Daun einen geweihten Hut und Degen. Friedrich ſpöttelt darüber vielfältig in ſeinem nach ſeinem Tode herausgegebenen Briefwechſel, aber er ſchrieb auch in dem nämlichen Jahre zwei Briefe, im Namen des Feldmarſchalls Daun und des Prinzen von Soubiſe, die damals im Umlauf kamen.

Sie lauteten alſo:

Des Feldmarſchalls Leopold von Daun,

Reichsgrafen, Erbherrn auf Kallaporn und Saſſenheim, Fürſten von Thiara,
General en Chef von den Armeen J. K. K. und apoſtoliſchen Majeſtät,
Ritter vom Orden des goldenen Vließes, Großkreuzes vom militairiſchen
St. Thereſien Orden, Oberſten eines Infanterie-Regiments, General-
Commandanten von Öſterreich, Commandanten der Reſidenz Wien und
General-Direktor der militairiſchen Kadetten-Akademie.

Brief an den Pabſt.

Brüſſel, den 8. Jul 1759.

Ich fühle ganz den Werth der Güte mit welcher Ew. Heiligkeit mich beehren, und werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich durch Ausrottung der Ketzer Dero Abſicht entſprechen und meine Dankbarkeit bezeigen kann. Als ich zum erſtenmal an die Spitze der Armee trat, glaubte ich, damit anfangen zu müſſen, daß ich Blut-

Ich reiſ'te mit dem Feuer und dem Muthe ab, die erleuchtete Frömmigkeit immer verleihen, und war entſchloſſen, das Oberhaupt der Proteſtanten zu Boden zu ſchmettern, und die verkehrte Religion zu zerſtören, welche die Heiligen und die Jungfrau verkennt. Ich ſtellte mich auf eine unerklimmbare Höhe, mit dem Vorſatz, mich tapfer zu halten, zu ſiegen oder zu ſterben. Aber, darf ich es Ew. Heiligkeit ſagen? Ich ſah aus dem Erfolg, der Demſelben wohl bekannt iſt, daß der Schutz unſrer heiligen Mutter nicht hinreichte, daß ich auch des päbſtlichen Seegens benöthigt wäre, und doch war ich in meinen eigenen Augen ein zu großer Sünder, als daß ich es hätte wagen können, darum zu bitten. Alle die verſchiedenen Lagen, in welchen ich mich ſeitdem befunden habe, überzeugen mich, daß ohne geweihten Hut und Degen ein General, beſonders wenn er, wie ich, auf ſich ſelbſt beſchränkt, ohne Hülfe, ohne Rath und Stütze iſt, nichts vermag, daß ſeine Armee immer ſchwach und ſeine Streiche immer unſicher ſeyn werden.

Aus heißer Begierde, den Prinzen Eugen zu erreichen, oder zu übertreffen, der nur wenige Feinde zu bekämpfen hatte, da ich hingegen ſo vielen vereinten Kräften Widerſtand leiſten muß — aus dieſer heißen Begierde wünſchte ich mir zwar die geweihten Geſchenke, die ihm der heilige Stuhl machte, ohne die er nichts hätte ausrichten können, und durch die er nur Alles gethan hat, wodurch er ewig berühmt bleiben wird; aber einige Kenntniße von der Kriegskunſt, einige tiefliegende Abſichten, einige gut entworfene und noch beſſer ausgeführte Pläne, einige kühne Unternehmungen, gaben mir noch kein Anrecht auf dieſen furchtbaren Degen. Ew. Heiligkeit ſind meinen und aller derer Wünſchen zuvorgekommen, die zur wahren Religion gehören. Jetzt da ich mit dieſem heiligen Hute bedeckt bin, will ich alle Anhänger des Proteſtantismus mit dem Bann belegen, und gleich einem Waldſtrom, der ſich vom Gipfel der Berge herabſtürzt, und Alles mit ſich fortreißt, was ſich ſeinem Laufe widerſetzt, die Ketzerei ausrotten, die in der Chriſtenheit herrſcht und ihr Unglück iſt.

Aber ach! daß meine Freude durch Beſorgniße wegen meiner ſegnen laſſen, und dieſe unwiſſenden Huſaren, welche den anglikaniſchen Seegen mit eben ſo vieler Überzeugung für vortrefflich halten, als ich den Seegen des heiligen Stuhls, werden nun, von Fanatismus getrieben, es wagen, in meiner Abweſenheit, in ganz kleinen Abtheilungen einem ganzen Corps von meinen erſchrocknen Truppen Trotz zu bieten, und es zurück zu ſchlagen.

Da ich mit meinem Hut und Degen nicht überall ſeyn kann, ſo geruhen Ew. Heiligkeit doch zu erklären: daß der Biſchof von Canterbury eben ſo ketzeriſch iſt, wie die Huſaren, die er ſeegnet, und daß ſein Weihwaſſer ohne Kraft iſt; oder wenn es Ew. Heiligkeit rathſam finden, ſo erlauben mir Dieſelben: daß ich eins von den Geſchenken dem Chef meiner braven Panduren anvertrauen darf. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß ich an all' den verſchiedenen Orten zugegen ſeyn könnte, wo ich meine Armee agiren laſſe. Wäre dieſe körperliche Gegenwart für einen Sterblichen möglich, könnte er zugleich auf Bergen und in Ebenen ſeyn, ſo ſollte man bald ſeh'n, daß ein Säbel nicht das Übergewicht über einen Degen hat, und daß ein Biſchof nicht ſo viel werth iſt, als ein Pabſt.

Glückwunſchſchreiben des Prinzen von Soubiſe an den Feldmarſchall Dann.

Mein Herr!

Mit vielem Vergnügen habe ich vernommen, welch ein Geſchenk Ihnen Se. Heiligkeit ſo eben gemacht hat, um die Kunſt und die Talente zu belohnen, von welchen Sie ſo viele Beweiſe gegeben haben.

Es iſt traurig, daß der heilige Vater den Gedanken, Ihnen dies Geſchenk zu machen, erſt ſo ſpät gehabt hat. Ich hätte bei Roßbach den geweihten Hut und Degen ſehr gut gebrauchen können, und ich glaube, auch Ihnen wären ſie bei Leuthen nicht nachtheilig geweſen. Indeſſen, beſſer ſpät, als niemals; mit einigen Dutzend Bergen, einigen tauſend Kanonen und dem päbſtlichen Degen werden Sie, — daß können Sie mir glauben — nun immer unüberwindlich ſeyn! Aber was kann man ohne geweihten Degen machen? Die Franzoſen haben nicht einmal daran gedacht, ihre Degen mit Weihwaſſer beſprengen zu laſſen, man ſieht aber auch nun die Sol-

Jetzt — dafür bürge ich Ihnen — wird Ihnen kein Ketzer iderſtand leiſten. Sie dürfen dieſen Menſchen nur Ihren Degen die Augen blitzen laſſen, ſo wird ſchon deſſen Anblick ihre Armeen erſtreuen, wie Minerva's Aegide, der bekannten Behauptung zufolge, eben, der ſie anſah, verſteinerte.

Der Hof hat es in dieſem Jahre nicht rathſam gefunden, mich um Befehlshaber der Armee zu ernennen; deſto beſſer kann ich ein Augenmerk darauf wenden, Ihnen in Ihren Operationen zu lgen, und mich durch den Unterricht zu belehren, den Ihr Verfah- n, unterſtützt durch Ihren geweihten Degen, unfehlbar allen Ge- eralen geben wird.

Ich wünſche feuriger als jemals, daß unſere Höfe das glück- che Band, das ſie vereint, ſorgfältig in Acht nehmen mögen; denn ie würde es uns gehen, wenn wir eines Tages gegen Sie käm- ſen und außer Ihrer Geſchicklichkeit zugleich auch noch dieſem ge- eihten Degen widerſtehen ſollten?

Ich bin mit aufrichtiger Bewunderung ꝛc.

Er ſchrieb aber, nach dem Zeugniß glaubwürdiger Perſonen, uch noch eine andere Satire, die 1760 gedruckt und eine große Seltenheit geworden iſt. Sie gehört unſtreitig zu den gelungenſten erſiflagen und einer ſpottenden Ironie, die von Anfang bis zum Ende, ohne das vorgeſteckte Ziel zu verlieren, noch in Bitterkeiten der Plattheiten auszuarten, durchgeführt iſt. Sie liefert einen Be- eis, wie dieſer große König, in ſo verhängnißvollen Zeiten, die alle eine Kräfte in Anſpruch nahmen, doch nicht die Luſt verlor, dem Scherze einige Stunden zu widmen, und wie er in den wenigen Augenblicken der Muße ſeine Erholung nicht in frivolen Zerſtreun- gen, ſondern in Beſchäftigungen ſuchte, die ſeinem Geiſte und ſei- em heitern Sinne zuſagten.

Hier folgt dieſe kleine Brochüre.

Lettre
d'un
Aumonie
de l'Armée Autrichienne
au
Reverend Pere
Superieur des Cordeliers du Couvent de Francfort sur le Mein,

dans laquelle on découvre les Astuces, et les moiens criminels dont s'est servi le Roi de Prusse pour gagner les Batailles de Liegnitz et de Torgau.

MDCCLX.

Mon Reverend Pere,

C'est avec raison que Votre Reverence est dans le plus grand étonnement, en considérant les deux batailles, que le Roi de Prusse a gagnées pendant cette campagne, qui ont detruit non seulement tous les projets, que ses ennemis avoient formés, mais qui semblent encore jetter un ridicule sur les assurances, que la Cour de Vienne avoit données à toutes Cours de l'Europe. Votre Reverence n'ignore pas que, lorsque le Roi de Prusse quitta le Siège de Dresde, pour aller dégager la Silesie, cette Cour fit déclarer à Versailles, à Varsovie, à Petersbourg, qu'avant la fin de Juillet il n'y auroit plus d'armée Prussienne, et qu'il ne resteroit d'autre ressource au Roi de Prusse que de s'enfermer dans Magdebourg, ou d'aller s'embarquer à Stade pour se rendre à Londres. Partout où il y avoit des Ministres Autrichiens on tenoit le même langage: à Madrit, à Turin, à Naples: on voulut même donner au public la joie d'apprendre d'avance cette grande nouvelle; on l'instruisit par les Gazettes qu'il étoit impossible, que le Roi de Prusse, engrands Corps differents des Generaux Lasci, Laudon et Beck. A ces quatre armées on auroit pu en joindre une cinquième; c'étoit celle des Russes, qui étoit auprès de Glogau.

Le Roi de Prusse comprit bien l'extremité dans la quelle il se trouvoit: il n'avoit avec lui, et c'est un fait constant et connu, que trente cinq mille hommes, qui se trouvoient pressés de tous côtés par quatre vingt dix mille Autrichiens: on en portoit pour lors le nombre beaucoup plus haut dans toutes les Gazettes de Vienne et de l'Empire, quoique dans l'exacte verité il n'y en eut que 90 mille. Dans une situation aussi critique ce Prince, ne croiant pas que toutes les ressources, qu'il a trouvées tant de fois dans son genie et dans sa fermeté, pussent le sortir d'embarras, resolut de se tirer d'affaire au depend de son salut, et du repos de son ame. Nous avons appris à Vienne, par une lettre de son premier Aumonier, qui a été interceptée par nos huzards, les faits dont je vais parler à Votre Reverence.

Il paroit donc par cette lettre, écrite à un Professeur du Collège de Joachim à Berlin, que le Roi rencontra dans une petite Ville près de Liegnitz un homme, qu'on disoit être un Philosophe, mais ce n'étoit qu'un dangereux Sorcier: on assure même qu'il travailloit à l'Encyclopédie, et qu'il avoit fait l'article *Magie* dans ce livre infernal. Ce Prince charmé de cette découverte consulta, malgré les pieuses remontrances de son Directeur, ce suppot de Belzebut: et voici la reponse qu'il en reçut. *Sire un pouvoir absolu, plus puissant que toutes les forces humaines, ne permet pas que vous puissiez vaincre jamais le Maréchal Daun: il est à couvert de toutes vos ruses, et l'effort de vos armes ne peut rien contre le Chapeau, et l'Epee benite dont le Pontife de Rome l'a decoré. Il est un autre moien pour vous tirer d'affaire: dès que vous ne combattrez pas contre ce General, plus invincible sous la toge papale, qu'Achille sous les armes de Vulcain, les secours de l'Enfer pour-* [illegible] *être utiles. Belzebut vous accordera la victoire,* [illegible] *et aux filles* *l'usage ordinaire, faire un pacte avec lui par lequel vous lui donnerez votre corps et votre ame après votre mort. Vous sçavez, Sire, que l'illustre Maréchal de Luxembourg ne dut toutes les grandes victoires qu'il remporta, qu'à un semblable pacte, et qu'on lui fit son procès, comme Sorcier, au milieu de la brillante Cour de Louis XIV, et dans ce siècle si vanté et si philosophique: pourquoi craindriez vous donc d'imiter ce grand homme?*

Le Roi de Prusse, frappé de la proposition de ce Magicien, et conservant cette peur, qu'il à toujours eue naturellement du Diable, ne put se resoudre à faire le pacte, dont on lui parloit; il repondit que s'il n'y avoit, pour vaincre, d'autres moiens que d'aller à l'Enfer, ce moien lui paroissoit plus difficile, et même plus impossible que ceux, dont il s'étoit servi jusqu'alors, pour battre tant de fois ses ennemis. *He bien,* repliqua le dangereux Philosophe, *vous pouvez encore tirer parti de Belzebut, en lui donnant vingt personnes dont vous êtes le maitre.* Distinguons, repartit le Roi; si par ceux, dont je suis le maitre, vous entendez mes sujets, je me suis toujours efforcé de les traiter, comme un Pere traite ses enfans, et certainement je n'en donnerai jamais aucun au Diable; mais si Belzebut veut se contenter de quelques Moines étrangers qui sont dans mes Etats, je lui donnerai vingt Jesuites de la Silesie, qu'il pourra mettre dans l'autre monde à coté de Jean Chatel, de Guignard, de Malagrida et des autres Jesuites assassins des Rois. *Cela est fort bon,* dit le Philosophe, *pourvu que les sujets de l'Enfer s'augmentent, de quelque façon que ce soit Belzebut est toujours content.* Alors ce Sorcier recita le commencement du chapitre de Locke contre les idées innées, et à la lecture d'un ouvrage aussi infernal, le Diable parut sur le champ, et dit au Roi: *J'accepte ton présent, va, attaque Laudon, quelque brave et experimenté que soit ce General, tu remporteras la victoire: j'animerai tes troupes, et tu verras que le proverbe qui dit,* ils se sont battus comme des diables.

Votre Reverence sçait le reste de cette odieuse avanure. Le Roi battit le lendemain le General Laudon, et remporta une victoire, qui dégagea toute la Silesie. La Cour de Vienne apprit peu de jours après, par la lettre interceptée dont je vous ai parlé, la cause de cette victoire: mais par une suite des menagemens, et de la décence qu'elle a toujours conservés dans les écrits, qu'elle a publiés contre ce Prince, elle se contenta de faire inserer dans les Gazettes, que le Roi de Prusse ne devait sa Victoire, qu'à l'avis, qu'il avoit reçu par un certaine Officier, qui avoit quitté l'Armée Autrichienne: Officier qui n'a jamais été nommé par son nom, et qu'on a toujours designé vaguement, parceque pour le faire connoitre plus distinctement, il eut fallu que la Cour de Vienne eut nommé le Diable.

Le Roi de Prusse aïant tiré un si grand avantage des secours, qu'il avoit reçus de l'Enfer, songea à s'attacher pour toujours le Magicien, qui les lui avoit procurés, et comme il scavoit que les philosophes aiment les pais, où ils jouissent de ce qu'ils appellent une tranquilité honnête, il assura ce mechant homme, que s'il veuloit s'attacher à lui, pourvû qu'il respecta les loix divines et humaines, qu'il conserva pour les Princes, même pour ceux qui sont ses ennemis, le respect qui est dû aux Têtes couronnées, il ne seroit jamais brulé comme le sont les Juifs en Portugal et en Espagne, ni mis à l'Inquisition, comme le fut Gallilée en Italie; quand même il soutiendroit, que les Papes ont fait danser quelquefois devant eux des filles toutes nues, pour égaier leur melancholique Sainteté *).

---

*) Note de l'Editeur. Voici ce que dit un temoin oculaire de ces divertissemens pontificaux: il étoit Maitre de Ceremonies du Pape Alexandre VI. „Le dernier dimanche du mois d'Octobre cinquante honnettes femmes, qu'on appelle Courtisanes, soupèrent avec le Duc de Valentinois dans son appartement, qui étoit dans le Palais Apostolique. Après le repas elles chantèrent et dansèrent daberd habillées, ensuite toutes nues, avec les domestiques et les convi-

Ce fut donc par le moien de son Magicien, que le Roi de Prusse, profitant de sa victoire, empècha le Maréchal

---

ces Courtisanes nues ramassoient, passant entre les chandeliers, marchant sur les mains et sur les pieds. Le PAPE, le Duc, et Lucrece sa soeur étoient presents, et regardoient cette fete. Enfin on exposa des étoffes de soie, des chaussures précieuses, et plusieurs autres présents pour ceux, qui connoitroient le plus de ces honnettes Courtisanes: elles le furent à l'aspect de tous ceux qui étoient présents, et qui Juges des attaques amoureuses distribuèrent le prix, à ceux qui s'étoient le plus distingués dans ces combats.“ J'adoucis les expressions latines: les voici en original. „Dominica ultima mensis Octobris in sero fecerunt coenam cum Duce Valentinensi, in camera sua in Palatio Apostolico, quinquaginta meretrices honestae, Cortesianae nuncupatae, quae post coenam chorearunt cum servitoribus, et aliis ibidem existentibus; primo in vestibus suis, deinde nudae. Post coenam posita fuerunt candelabra communia mensae cum candelis ardentibus, et projectae ante candelabra per terram castaneae, quas meretrices ipsae super manibus et pedibus nudae candelabra pertranseuntes colligebant. PAPA et Duce et Lucretia sorore praesentibus, et aspicientibus: tandem exposita dona ultimo, diploides de Serico, paria caligarum, bireta et alia, pro illis qui plures dictas meretrices carnaliter agnoscerent: quae fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatae arbitrio praesentium, et dona distributa victoribus. *Specimen historiae arcanae sive anecdotae de vita Papae Alexandri VI, seu excerpta ex Diario Joannis Burchardi Argentinensis, Capellae Alexandri VI. Papae Clerici ceremoniarum Magistri pag.* 77.

Quelque forte que paroisse cette partie de plaisir, pour le Vicaire de la Divinité sur terre, tous les gens qui reflêchissent penseront, qu'un Pontife qui fait danser des filles nues, est bien moins dangereux pour le Genre humaine, et pour toutes les differentes Societés Civiles, qu'un Pape qui protège les Assassins des Rois, qui trouve mauvais qu'un Prince veuille punir ses meutriers, qui insulte un Senat respectable, connive avec les rebelles et les favorise contre leur legitime Souverain, qui bien loin de gemir d'une guerre, qui fait repandre tant de sang en Europe la fomente, l'entretient, insulte les Princes qui sont separés de sa communion, les aigrit contre le Catholicisme, et donne a des Généraux Chretiens, pour faire la guerre à d'autres Chretiens, les mêmes marques de distinction et de religion, qui sont reservées à

Daun de faire le siège de Schweidnitz, et le rencoigna dans les montagnes. Ce General y étoit fort mal à son aise, lorsque l'irruption des Russes dans le Brandebourg, et le corps des Autrichiens, commandé par le General Lasci, qui vint joindre ce mêmes Russes, obligèrent le Roi à voler au secour de ses Etats Electoraux, et dégagèrent le Maréchal Daun.

Le Roi de Prusse se trouva dans de nouvelles difficultés presque insurmontables; il falloit qu'il fit plus de quatre vingt lieues avec une celerité étonnante. Comment faire cette marche, suivi par le Maréchal Daun, qui pouvoit le harceler, pendant toute sa route, avec une armée bien plus considérable de la sienne, et l'arreter à chacque instant? Le Diable eût encore part à cette marche, si vantée par les Prussiens, et par leurs partisans. Belzebut, évoqué de nouveau, vint au secours du Roi, et pour le tirer d'affaire, il fit sortir des enfers plusieurs legions de Diablotins; munis chacun d'un soufflet, ils se mirent au derrière des Soldats, et les conduisirent avec la vitesse, que marchent des batteaux, qui ont le vent en poupe. Cela nous a été decouvert par plusieurs deserteurs catholiques apostoliques romains, qui aiant pris la colique, ont bien reconnu que la célérité de leur marche étoit un oeuvre diabolique.

La nouvelle de l'approche du Roi de Prusse obligea les Russes et les Autrichiens à quitter le Brandebourg. Ce Prince, apprenant en chemin la retraite de ses ennemis, entra en Saxe. A peine y fut-il, que l'Armée de l'Empire, et le Corps des Wurtembergeois furent obligés de se retirer: il leur étoit impossible de pouvoir soutenir l'odeur de soufre, qu'exhaloient les troupes prussiennes: la communication qu'ils avoïent eue en chemin avec les diables, qui les avoient conduits, leur donnoit quelque chose de si infer-

---

deux fois par jour, des courtisanes nues ramassant des chataignes, [illegible] Le saint Esprit denal dans la phisionomie, que deux armées, qui avoient été sept mois à conquerir la Saxe, en furent chassées dans moins de cinq jours par une poignée de Huzards heretiques, dans les corps de quels s'étoient sans doute incarnés des demons, avec les quels il n'auroit pas convenu, que les Saintes Troupes des Evêques de Mayance, de Trêves, de Cologne, de Bamberg eussent rien eu à deméler: *non sunt miscenda sacra profanis.* Si l'oeuvres de Satan n'avoit pas eu lieu, qui peut croire que des Prussiens eussent non seulement osé resister à l'Armée de l'execution de l'Empire, mais la chasser comme le vent chasse les nuages. Il n'y a qu'à lire les journaux, qu'on a publiés pendant sept mois dans toutes les Gazettes, des faits et gestes de cette redoutable armée, et l'on verra si les François sous le Grand Condé, et les braves Autrichiens sous le Prince Eugène ont jamais rien fait de plus glorieux.

La retraite de l'Armée de l'Empire, et celle du Corps des Wurtembergeois, laissa la défense de la Saxe aux seuls Autrichiens: ils crurent devoir occuper le camp inattaquable, qui est sous la ville de Torgau, et dans lequel le General Hulsen avec une poignée de Monde avoit tenu bon, pendant la moitié de la campagne, contre l'Armée de l'Empire fort de plus de trente cinq mille hommes. Les Autrichiens, qui sçavent que le Roi de Prusse, quoique leur ennemi, est le premier à rendre justice à leur valeur, ne s'attendoient pas que ce Prince osat les attaquer. Il l'a cependant fait, il a forcé les Autrichiens à abandonner la ville importante de Torgau, à repasser l'Elbe, à se retirer derrière la ville de Dresde, à faire une marche de onze miles, qui leur a bien couté de monde, enfin à lui ceder toute la Saxe à la ville de Dresde près.

C'est ici où Votre Reverence va voir tous les prestiges de l'Enfer, toutes les ruses de Satan, et enfin tous les Stratagèmes les plus diaboliques de l'Esprit malin.

'étendue de la puissance, de la toge et de l'épée papale, assura le Roi qu'il seroit repoussé. Cela ne manqua pas l'arriver, et la Cour de Berlin dans la relation, qu'elle a publiée, convient que les Prussiens malgré leur intrepidité, furent repoussés avec beaucoup de valeur par les Autrichiens dans les deux premières attaques. Mais cette même relation assure, que la troisième reussit si bien aux Prussiens, que ce ne fut ensuite qu'une déroute totale des Autrichiens, qui abandonnèrent le champ de bataille, repassèrent l'Elbe pendant la nuit, et laissèrent la ville de Torgau avec les Magazins, qui étoient dedans, aux Prussiens qui s'en rendirent les maitres à la pointe de jour, et y firent encore beaucoup de prisonniers outre les huit mille, qu'ils avoient pris le jour de la bataille.

Quoique le fond de ce recit soit veritable, les circonstances sont entièrement changées et falsifiées. La Cour de Vienne a donc eu raison de publier dans les Gazettes, que les Autrichiens avoient gagné la victoire, et que les Prussiens n'avoient obtenu les avantages, qu'ils avoient eus, qu'au milieu de la nuit, et lorsqu'on ne pouvoit plus distinguer le moindre objet. Cela paroit d'abord incroïable, mais voici mon Reverend Père, comment la chose est passée.

Les Prussiens aiant été repoussés pendant deux fois; les deux attaques finirent vers le coucher du Soleil. Votre Reverence sçait que le Demon est le Roi de tenebres; à peine l'astre du jours declina vers l'horizon, que le pouvoir du Demon commença à prévaloir sur celui du Saint Père. Plusieurs de nos Officiers s'en apperçurent dans la troisième attaque des Prussiens, et représentèrent au Maréchal Daun, qu'il étoit à craindre, que la toge et l'epée benite ne perdissent leur vertu. Mais ce General, qui (soit dit entre nous) avoit toujours beaucoup plus comté sur sa valeur et sur ses talents militaires, que sur ce présent ecclesiastique, dont-il se moquoit dans le fond du coeur, voulut continuer le com-

Cependant l'avantage des Prussiens n'augmenta pas: vainement pretendent-ils qu'avant l'entière obscurité de la nuit, ils ont eu une victoire complète: ils ont beau se recrier, et dire comment aurions nous pris cinquante pièces de canon, vingt neuf drapeaux, un étendart, huit mille prisonniers, deux cent seize Officiers, quatre Generaux, et tout cela sans y voir goute? Croit-on donc que les Officiers prussiens sont des chouettes, et les Soldats des chats-huants? On doit repondre à ces mauvaises objections, qu'on ne prend pas les Prussiens pour des oiseaux nocturnes, mais pour des suppots du Demon. En effet ce fut ce malin Esprit, qui n'étant plus arrêté dans les tenebres par la puissance papale, fut lui seul la cause de la victoire: il ordonna à tous les diablotins, qui avoient poussé en route les Prussiens par le derrière, de se placer sur leur nez, et de se changer en lunettes, à la faveur des quelles ces mechants heretiques remportèrent tous les avantages, dont ils parlent, sur les infortunés Autrichiens qui n'y voïoient goute.

Après ce que j'ai l'honneur de vous dire, Votre Reverence voit bien que nos Gazettiers, et nos Ministres d'Etat ont été fondés à publier, que c'est l'obscurité totale de la nuit, et l'impossibilité d'y voir, qui ont été cause des avantages des Prussiens. Voila cependant, mon Reverend Père, un état bien facheux pour les partisans de la bonne cause: nous sommes reduits aujourd'hui par le peu de religion du Roi de Prusse, à suivre inutilement pendant le jour des troupes, que les demons poussent par le derrière, et à combattre pendant la nuit contre de Soldats, qui ont chacun un diable à califourchons sur le nez. Si cela dure je crains bien, que nous ne voïons échouer tous les projets, que nous avons formés pour l'abaissement, et même pour l'extinction de l'heresie. Combien n'avons nous pas à craindre, que le Roi de Prusse n'engage les Princes ses Frères à devenir Sorciers ainsi que lui? Quel desavantage ne seles projets du Maréchal Daun, quoique très bon General, et des autres Commandants Autrichiens, les secours de la Magie; et s'il réunissoit à la sagesse d'Ulysse et au courage d'Achille, qu'il a déjà, la science de l'Enchanteur Merlin.

Pour éviter de si grands maux, je crois qu'il seroit à propos de faire connoitre au public toute l'horreur des prestiges, des sortilèges, et des enchantemens dont s'est servi, et dont se servira sans doute encore le Roi de Prusse, pour l'execution de ses desseins. Cette Lettre, que j'ai l'honneur d'écrire à Votre Reverence, servira à couvrir de confusion ce Prince irreligieux: peut-être la honte d'être reconnu dans toute l'Europe pour un Sorcier, le fera renoncer au commerce criminel de Demons. Si cela ne suffit pas, il faudra demander à la Cour de Rome un Jubilé, pour obtenir du Ciel, que l'ennemi de la bonne et sainte cause ne puisse plus se servir ni du Diable, ni des Sorciers, ni même de son Génie, qui dans les grandes occasions, malgré sa Magie le feroit plutôt prendre pour un Ange que pour un Demon. J'ai l'honneur d'être mon Reverend Père avec respect

Votre Reverence

Le très humble et très obéissant serviteur

l'Abbé Persifle,

Aumonier du Regiment de Neuperg.

Brief

eines Almoſiers der öſterreichiſchen Armee

an den

ehrwürdigen Superior der Franziſkaner

des Kloſters zu Frankfurt am Mayn,

n welchem die Ränke und die frevelhaften Mittel entüllt werden, deren ſich der König von Preußen zur Gewinnung der Schlachten bei Liegnitz und Torgau bedient hat.

gelieferte Schlachten gewonnen, die nicht nur alle Pläne ſeiner Feinde vernichtet, ſondern, die auch, wie es mir ſcheint, ein lächerliches Licht auf die Zuſicherungen geworfen, welche der wiener Hof allen europäiſchen Höfen gegeben hat. Ew. Ehrwürden iſt es nicht unbekannt, daß dieſer Hof, als der König von Preußen Dresden verließ, zu Verſailles, zu Warſchau, zu Petersburg erklären ließ, daß noch vor Ende des Monats Juli, keine preußiſche Armee vorhanden ſeyn ſolle, und dem Könige von Preußen nichts übrig bleiben würde, als ſich in Magdeburg einzuſchließen, oder ſich in Stade einzuſchiffen, um von dort nach London zu gehen. Überall, wo es öſterreichſche Geſandten gab, führte man die nämliche Sprache, zu Madrid, zu Turin, zu Neapel; man wollte dem Publikum die Freude machen, daß es dieſe große Neuigkeit erführe, noch ehe ſie ſich ereignet hätte. Man belehrte die Welt durch die Zeitungen, daß der König von Preußen, umringt von vier Heeren, unmöglich in Schleſien eindringen, und es verhindern könne, unter ſo vielen, ihn umringenden Feinden nicht zu erliegen. Dieſe vier Heere waren das des Marſchalls Daun, und drei ſtarke Corps unter den Generalen Lascì, Laudon und Beck. Zu dieſen vier Heeren konnte man noch ein fünftes ſtoßen laſſen; es war das der Ruſſen, das bei Glogau ſtand.

Der König von Preußen ſah wohl ein, in welcher Bedrängniß er war. Er hatte nur — das iſt eine bekannte und unbeſtreitbare Thatſache — fünf und dreißig tauſend Mann, die von allen Seiten von neunzig tauſend Öſterreichern gedrängt wurden. In einer ſo bedenklichen Lage glaubte dieſer Fürſt, daß alle die Hülfsmittel, die er ſo oft in ſeinem Genie und unerſchütterlichen Muthe gefunden, ihn nicht aus dieſer Verlegenheit befreien könnten; er beſchloß alſo, ſich auf Koſten ſeines Seelenheils und ſeiner Gewiſſensruhe heraus zu ziehen. Wir haben die Thatſache, worüber ich mich gegen Ew. Ehrwürden jetzt äußern werde, zu Wien aus einem Briefe ſeines Großalmoſeniers erfahren, der von unſern Huſaren aufgefangen worden iſt.

Aus dieſem Briefe, der an einen Profeſſor am Joachimsthalſchen Gymnaſium zu Berlin geſchrieben worden, geht hervor, daß der König in einer kleinen, nahe bei Liegnitz gelegenen Stadt ſogar, er ſey ein Mitarbeiter an der Encyklopädie und der Verfaſſer des Artikels: Magie, in dieſem hölliſchen Werke.

Dieſer Fürſt, erfreuet über eine ſolche Bekanntſchaft, zog, troz der frommen Gegenvorſtellungen ſeines Beichtvaters, dieſen Helfershelfer deshalb zu Rathe. Er erhielt von ihm die Antwort:

„Sire! Eine unbeſchränkte Gewalt, weit mächtiger, als alle menſchlichen Kräfte, verhindert es, daß Sie jemals den Marſchall Daun beſiegen werden, und Ihre Waffen vermögen nichts gegen den Hut und den geweihten Degen, womit ihn der Pabſt zu Rom geſchmückt hat. Es giebt nur ein Mittel, Sie aus der Affaire zu ziehen, nur der Beiſtand der Hölle kann Ihnen nützen, wenn Sie ſich mit dieſem General ſchlagen, der noch weit unbeſiegbarer in dem Mantel[*] des Pabſtes iſt, als Achill in den Waffen Vulkan's. Belzebub wird ihnen den Sieg zuwenden; aber dieſer Teufel gleicht den Finanziers, und den Operntänzerinnen; für nichts thut er auch nichts. Man muß daher, wie es ein altes Herkommen iſt, ein Bündniß mit ihm machen, und Sie müſſen ihm nach Ihrem Tode Ihren Leib und Ihre Seele verſchreiben. Sie wiſſen es, Sire, daß der berühmte Marſchall von Luxemburg alle ſeine großen Siege nur einem ſolchen Bündniß zu verdanken hat, und daß man ihm, als einem Hexenmeiſter, an dem glänzenden Hofe Ludwig's XIV. und in einem als philoſophiſch ſo hoch geprieſenen Zeitalter den Prozeß machte, warum ſtehen Sie an, dieſem großen Manne nachzuahmen?

Der König von Preußen, überraſcht von einem ſolchen Vorſchlage des Magiers, und da er noch immer eine natürliche Furcht vor dem Teufel hegte, konnte ſich zu einem ſolchen Bündniſſe nicht entſchließen; er antwortete: wenn es kein anderes Mittel zum Siege gäbe, als ſich der Hölle zu überliefern, ſo ſchiene ihm ſolches weit ſchwieriger, und ſelbſt bei weitem unausführbarer, als die Anwendung der Mittel, welcher er ſich zeither bedient, um ſeine Feinde ſo oft zu ſchlagen.

[illegible]

Wohlan denn! verſetzte der gefährliche Philoſoph: Sie kö nen auch noch auf eine andere Art Nutzen vom Belzebub ziehe wenn Sie ihm zwanzig Perſonen, über die Sie ſchalten und walte können, Preis geben.

„Dabei muß man denn doch einen großen Unterſchied machen, äußerte der König: „verſtehen Sie unter denen, über die ich ſcha ten und walten kann, meine Unterthanen, ſo hab' ich es mir ſte zum Geſetz gemacht, ſie ſo zu behandeln, wie ein Vater ſeine Ki der, und ich werde auf keinen Fall nicht Einen dem Teufel übe geben. Will Belzebub aber ſich mit einigen fremden Menſchen be gnügen, die ſich in meinen Landen aufhalten, ſo will ich ihm zwan zig Jeſuiten, die in Schleſien ſind, mit Vergnügen überlaſſen, di kann er in jener Welt dann an der Seite von Johann Chatel Guignard, Malagrida und anderen königsmörderiſchen Jeſuiten ihren Platz anweiſen."

Das iſt vortrefflich! rief der Philoſoph aus; wenn ſich di Unterthanen der Hölle nur vermehren, wie das geſchieht, das i dem Belzebub gleich.

Jetzt las der Hexenmeiſter den Anfang des Kapitels von Lock wider die angeborenen Ideen; und bei dem Leſen aus einem ſo ver teufelten Werke erſchien auch gleich der Teufel und ſprach zu de Könige: „Ich nehme Dein Geſchenk an! Geh', greife Laudon a ſo brav und erfahren dieſer General auch ſeyn mag, Du wirſt übe ihn den Sieg davon tragen. Ich werde Deine Truppen anfeuern und Du wirſt erfahren, daß das Sprichwort: ſie haben ſich geſchlagen, wie der Teufel, wörtlich in Erfüllung gegangen iſt."

Ew. Ehrwürden wiſſen das Übrige von dieſem ſchmähligen Er gebniſſe. Der König ſchlug den Tag darauf den General Laudo und trug einen Sieg davon, der ganz Schleſien von den Feinde ſäuberte. Der wiener Hof erfuhr nach einigen Tagen durch de aufgefangenen Brief, deſſen ich ſchon erwähnt, die Urſache dieſe Sieges; aber aus Schonung und um den Anſtand nicht zu verletzen, den er ſtets in ſeinen Schriften beobachtet, begnügte er ſich dami in den Zeitungen einrücken zu laſſen, daß der König von Preuße ſeinen Sieg nur der Nachricht verdanke, die er von einem gewiſſe Offizier erhalten, der die öſtreichiſche Armee verlaſſen habe. Dieſe Offizier iſt nie namhaft gemacht und nur ſehr unbeſtimmt bezeichne worden; denn wenn man ihn genauer hätte angeben wollen, ſo hätte der wiener Hof geradezu ſagen müſſen, es ſey niemand anders geweſen als der — Teufel.

Der König von Preußen hatte ſehr großen Vortheil von dem Beiſtande gezogen, den ihm die Hölle geleiſtet; er dachte daher daran den Teufelsbeſchwörer, der ihm dazu behülflich geweſen, auf immer um ſich zu behalten, und da er wußte, daß die Philoſophen den Frieden lieben, wo ſie das genießen, was ſie eine ehrenvolle Ruhe nennen, ſo verſprach er dieſem heilloſen Menſchen: wenn er bei ihm bleiben wolle, ſolle er nicht verbannt werden, wie die Juden in Portugal und Spanien, wie Gallilä in Italien, ſelbſt wenn er behaupten ſollte, daß die Päbſte vor ihren Augen nackte Dirnen hätten tanzen laſſen, um ihren Trübſinn zu verſcheuchen*), in ſofern

---

*) Note des Herausgebers. Ein Augenzeuge, ein Zeremonienmeiſter des Pabſtes Alexander VI., machte davon eine Beſchreibung, die hier des Anſtandes wegen in der Originalſprache ſtehen mag, ſie lautet alſo:

Dominica ultima mensis Octobris in sero fecerunt coenam cum Duce Valentinensi, in camera sua in Palatio Apostolico, quinquaginta meretrices honestae, Cortesianae nuncupatae, quae post coenam chorearunt cum servitoribus, et aliis ibidem existentibus; primo in vestibus suis, deinde nudae. Post coenam posita fuerunt candelabra communia mensae cum candelis ardentibus, et projectae ante candelabra per terram castaneae, quas meretrices ipsae super manibus et pedibus nudae candelabra pertranseuntes colligebant PAPA et Duce et Lucretia sorore praesentibus, et aspicientibus: tandem exposita dona ultimo, diploides de Serico, paria caligarum, bireta et alia, pro illis qui plures dictas meretrices carnaliter agnoscerent: quae fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatae arbitrio praesentium, et dona distributa victoribus. *Specimen historiae arcanae sive anecdotae de vita Papae Alexandri VI, seu excerpta ex Diario Joannis Burchardi Argentinensis, Capellae Alexandri VI. Papae Clerici ceremoniarum Magistri pag. 77.*

So auffallend auch eine ſolche Art, ſich zu erluſtigen, für den Statthalter der Gottheit auf der Erde ſeyn mag, ſo werden doch Alle, welche darüber ernſtlich nachdenken, der Meinung ſeyn, daß der Pabſt, der Mädchen nackend vor ſich tanzen läßt, für das menſchliche Geſchlecht und die verſchiedenen geſellſchaftlichen Verbindungen im bürgerlichen Leben minder ſchädlich iſt, als ein Pabſt, der die Meuchelmörder der Könige in Schutz und es übel nimmt, wenn ein Fürſt ſolche Meuchelmörder beſtrafen will; der einen Hochachtung verdienener die göttlichen und menſchlichen Geſetze achte, und für die Herrſcher, ſelbſt für diejenigen, die ſeine Feinde wären, die Achtung hege, die man gekrönten Häuptern ſchuldig ſey.

Der König von Preußen zog durch die Siege, wozu ihm der Teufelsbeſchwörer verholfen, große Vortheile; er verhinderte den Marſchall Daun, Schweidnitz zu belagern, und trieb ihn in die Gebirge zurück. Dort befand ſich dieſer General gar nicht behaglich, als das Einrücken der Ruſſen in das Brandenburgiſche und das Korps der Öſterreicher, unter der Anführung des Generals Laſci, das ſich mit ſolchem vereinigte, den König nöthigten, dieſem Theile ſeiner Lande zu Hülfe zu eilen, und ſo kam der Marſchall Daun wieder aus der Klemme.

Der König befand ſich in neuen, faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten; er mußte mehr als achtzig Meilen mit einer an's Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit zurücklegen. Wie ſollte man dies, wenn Marſchall Daun folgte, bewerkſtelligen? Er konnte die Truppen mit einer weit ſtärkeren Heeresmacht, während des ganzen Marſches, harzeliren, und ſie jeden Augenblick aufhalten. Der Teufel hat auch bei dieſem Marſch ſein Spiel gehabt, den die Preußen und ihre Anhänger ſo hoch geprieſen haben. Belzebub, auf's Neue angerufen, kam dem Könige zu Hülfe. Um ihn aus dieſer Sache zu ziehen, entſandte er aus der Hölle mehrere Legionen kleiner Teufel, jeden mit einem Blaſebalge; dieſe ſtellten ſich hinter die Soldaten und trieben ſie mit ſolcher Schnelligkeit vor-

---

den Senat inſultirt, mit Empörern ein Einverſtändniß unterhält, und ſie gegen ihre legitimen Souveraine begünſtigt, der, weit entfernt, über einen Krieg ſich zu betrüben, ſchuldloſes Blut ſtromweiſe in Schlachten vergießen läßt, und dies Blutvergießen veranlaßt oder befördert, der die Fürſten inſultirt, die nicht ſeines Glaubens ſind, ſie gegen den Katholicismus erbittert, und chriſtlichen Generalen, um andere Chriſten zu bekriegen, die nämlichen Auszeichnungen zu Theil werden läßt, die nur für diejenigen beſtimmt ſind, welche die Türken bekriegen. Ein einziger Pabſt dieſes Schlages ſchadet der Menſchheit mehr, als alle Päbſte die gelebt haben und noch in künftigen Jahrhunderten leben können, wenn ſie auch täglich zweimal nackende Courtiſanen tanzen, Kaſtanien aufleſen, und auf Händen und Füßen vor ſich herum kriechen laſſen. Der heilige Geiſt muß ſich ſehr wundern, wenn er ſo ſein Organ erblickt und den Mund, durch den er ſpricht mit *quinquaginta meretrices honestae.*

wärts, wie Schiffe, die mit günſtigem Winde ſegeln. Dies haben wir von mehreren römiſch-katholiſchen Ausreißern erfahren, die zu ſtark angeblaſen worden, davon Leibſchneiden erhalten, und denen es nicht entgangen iſt, daß die Schnelligkeit ihres Marſches ein Werk des Teufels geweſen ſeyn muß.

Die Nachricht von der Annäherung des Königs von Preußen zwang die Ruſſen und Öſterreicher, das Brandenburgiſche zu räumen. Dieſer Fürſt, der unterweges den Rückzug ſeiner Feinde erfuhr, ging nach Sachſen. Kaum war er hier, ſo mußte die Reichsarmee und das Korps der Würtemberger ſich zurückziehen; ſie konnten unmöglich den Schwefelgeruch ertragen, den die preußiſchen Krieger um ſich verbreiteten. Die Gemeinſchaft mit den Teufeln unterweges, die ſie ſo ſchnell fortgeführt, gab ihnen ſo etwas Höllenmäßiges in ihren Phyſiognomien, und zwei Heere, die ſieben Monate zur Eroberung von Sachſen bedurften, wurden in weniger als fünf Tagen von einer Handvoll ketzeriſcher Huſaren verjagt, in die ohne Zweifel Teufel gefahren ſeyn mußten. Es hätte ſich nicht geziemt, daß die heiligen Truppen der Biſchöfe von Mainz, Trier, Köln und Bamberg mit ſolchen in die geringſte Berührung gekommen wären: non sunt miscenda sacra profanis. Hätte der Teufel nicht mitgewirkt, ſo war es unbegreiflich, daß die Preußen nicht nur der Reichsarmee Widerſtand leiſten, ſondern ſie auch ſo forttreiben konnten, wie der Wind Wolken verjagt. Man braucht nur zu leſen, was ſeit ſieben Monaten die Zeitungen von den Thaten dieſer furchtbaren Armee berichtet haben, und man wird finden, daß die Franzoſen unter dem großen Condé und die Öſterreicher unter dem Prinzen Eugen nichts ſo Ruhmwürdiges verrichtet haben.

Durch den Zurückzug der Reichsarmee und der würtembergſchen Truppen wurde nun die Vertheidigung Sachſens den Öſterreichern allein überlaſſen. Sie glaubten, ſie müßten eine unangreifbare Stellung nehmen. Dieſe bot ihnen die Gegend von Torgau dar, in welcher der General Hülſen mit einer Handvoll Menſchen, während der Hälfte des Feldzuges, ſich gegen die Reichsarmee, mehr als dreißig tauſend Mann ſtark, gehalten hatte. Die Öſterreicher, wohl wiſſend, daß der König von Preußen, obſchon ihr Feind, dennoch der Erſte ſey, der ihrer Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahren ließe, erwarteten nicht, daß er ſie angreifen würde. Er hat es indeß doch gethan, und ſie gezwungen, die bedeutende Feſtung Torgau zu verlaſſen, über die Elbe zu gehen, ſich hinter Dresden zurück zu ziehen, einen Marſch von eilf Meilen zu machen, der ihnen viele Leute gekoſtet, und wodurch ſie ihm endlich ganz Sachſen, bis dicht vor Dresden, überlaſſen mußten.

Hier werden nun Ew. Ehrwürden alle Spuren der Hölle entdecken, alle Ränke Satan's und alle Stratageme des liſtigſten aller böſen Geiſter.

Es war am 3. November, Mittags um zwei Uhr als der König dieſe famöſe Schlacht, wider den Willen ſeines Hexenmeiſters, begann, denn dieſer kannte den ganzen Umfang der Macht des Mantels und des päbſtlichen Degens; er verſicherte dem Könige, er würde zurückweichen müſſen. Das unterblieb auch nicht, und der berliner Hof hat in der Relation, die er davon bekannt gemacht, es eingeräumt, daß die Preußen, ungeachtet ihrer Unerſchrockenheit und ihres muthigen Widerſtandes, doch von den Öſterreichern in den beiden erſten Angriffen durch deren Tapferkeit zurückgetrieben worden. Aber dieſe nämliche Relation verſichert auch, daß der dritte Angriff für die Preußen mit einem ſo glücklichen Erfolge gekrönt worden, daß er eine gänzliche Flucht der Öſterreicher hervorgebracht, die das Schlachtfeld geräumt und während der Nacht über die Elbe gegangen wären. Sie hätten Torgau mit den darin befindlichen Magazinen den Preußen überlaſſen, die bei'm Anbruche des Tages davon Beſitz genommen, und daß die Preußen, außer den achttauſend Gefangenen am Tage der Schlacht, noch viele Gefangene gemacht.

Wenn gleich die Hauptſachen in dieſem Berichte auf Wahrheit beruhen, ſo ſind doch die dabei obgewalteten Umſtände gänzlich verunſtaltet und verfälſcht. Der wiener Hof hat daher ein Recht gehabt, in den Zeitungen bekannt machen zu laſſen, daß die Öſterreicher den Sieg davon getragen, und die Preußen nur mitten in der Nacht alle dieſe Vortheile erhalten, wo man nicht das geringſte ſehen noch unterſcheiden können. Das ſcheint im erſten Augenblicke unglaublich, aber, mein ehrwürdiger Pater! die Sache verhält ſich ſo:

Die Preußen waren zweimal geſchlagen worden, beide Angriffe geſchahen während des Unterganges der Sonne. Ew. Ehrwürden wiſſen, daß der Teufel der König der Finſterniß iſt; kaum ging das Geſtirn des Tages unter, als die Macht des Satans das Übergenicht über die des heiligen Vaters in Rom erhielt. Viele unſerer Offiziere merkten etwas davon bei dem dritten Angriffe der Preußen, und ſtellten dem Marſchall Daun vor, wie es ſehr zu befürchten ſey, daß der geweihete Mantel und Degen ihre Kraft verlieren könnten. Aber dieſer General hat (im Vertrauen geſagt) immer mehr Gewicht auf Muth und militairiſches Talent gelegt, als auf die geiſtlichen Geſchenke, worüber er in ſeinem Herzen ſich luſtig gemacht. Er wollte daher das Gefecht fortſetzen. Sein Mangel an Gottesfurcht und ſeine Ungläubigkeit wurden bald beſtraft; er ward ſchwer verwundet.

Inzwiſchen werden ſich die Vortheile der Preußen nicht vermehren, vergebens behaupten ſie, die Finſterniß der Nacht für ſich habend, daß ſie einen vollſtändigen Sieg erfochten. Was hilft es ihnen, davon zu ſprechen, daß ſie funfzig Kanonen, ein und zwanzig Fahnen, eine Standarte erobert, und achttauſend Mann, zweihundert und ſechzig Offiziere, vier Generale zu Gefangenen gemacht, ohne das Mindeſte geſehen zu haben? Glaubt man denn, daß die preußiſchen Offiziere Nachteulen und die Soldaten Kautze ſind? Auf dieſe armſelige Einwendungen kann man antworten, man halte keineswegs die Preußen für Nachtvögel, aber für Schildhalter des Teufels. Wirklich war dieſer böſe Geiſt, der in der Finſterniß nicht von der päbſtlichen Macht gelähmt werden kann, die einzige Urſache des Sieges. Er befahl allen Teufelchen, welche die Preußen auf ihrem Marſche von hinten ſo ſchnell vorwärts gebracht, ſich auf ihre Naſen zu ſetzen und in Brillen zu verwandeln, wodurch die meſchanten Ketzer alle die Vortheile, wovon ſie jetzt ſprechen, über die unglücklichen Oſterreicher, die nicht einen Stich ſahen, davon trugen.

Nachdem, was ich die Ehre habe, Ew. Ehrwürden zu eröffnen, werden Sie ſich wohl überzeugt haben, daß unſere Zeitungsſchreiber und unſere Miniſter befugt geweſen ſind, zu erklären, daß die totale Finſterniß der Nacht, und die Unmöglichkeit, etwas zu ſehen, die Urſache aller der Vortheile geweſen, welche die Preußen errungen haben. Indeß, mein ehrwürdiger Vater, iſt es für diejenigen, die der guten Sache zugethan ſind, ſehr kränkend, daß wir jetzt, durch die wenige Religion des Königs von Preußen, beſchränkt worden, nur während des Tages dem Feinde ohne Nutzen nachzufolgen, welcher von Teufeln von hinten vorwärts getrieben wird, und während der

Nacht mit Soldaten Schlachten zu liefern, denen Teufel rücklings auf der Naſe ſitzen. Wenn das ſo fortgeht, ſo beſorge ich, daß alle Pläne, die wir geſchmiedet, um die Ketzer zu demüthigen und ſogar auszurotten, ſcheitern dürften.

Haben wir nicht gar zu fürchten, daß der König von Preußen die Prinzen, ſeine Brüder, ebenfalls dazu überreden wird, Hexenmeiſter zu werden, wie er es geworden iſt? Welch ein Nachtheil würde der guten Sache und der Verbreitung der heiligen römiſchen Kirche daraus erwachſen, wenn Prinz Heinrich noch zu ſeiner klugen Tapferkeit, die ſo oft die Pläne des Marſchalls Daun, ob gleich er ein ſehr guter Feldherr iſt, und auch andern öſterreichſchen Heerführern manchen Plan vereitelt hat, Höllenkünſte hinzufügen könnte. Er würde dann mit der Klugheit eines Ulyſſes und dem Muth eines Achills, die er ſchon beſitzt, auch noch die Zauberkünſte eines Merlin vereinigen.

Um ſo großes Unheil zu verhüten, glaube ich, daß es ſehr zeitgemäß, das Publikum von all' dem Gräuel dieſer Spiegelfechtereien, Hexereien und Zauberkünſte in Kenntniß zu ſetzen, deren ſich der König von Preußen bedient hat. und ſich auch noch ferner bedienen wird, um ſeine Abſichten durchzuſetzen. Dieſer Brief, den ich die Ehre habe, an Ew. Ehrwürden zu ſchreiben, kann dazu dienen, den irreligiöſen Fürſten in Verlegenheit zu ſetzen. Vielleicht beſtimmt ihn die Schmach, in ganz Europa als ein Hexenmeiſter entlarvt worden zu ſeyn, dem frevelhaften Einverſtändniſſe mit den böſen Geiſtern zu entſagen. Sollte dies aber nicht genügen, ſo muß man vom römiſchen Hofe ein Jubiläum erbitten, um vom Himmel es zu erwirken, daß der Feind der guten und heiligen Sache ſich ferner weder des Teufels, noch der Hexenmeiſter, ſelbſt ſeines Genie's nicht mehr bedienen darf, wodurch er bei wichtigen Gelegenheiten, trotz ſeines Hexenmeiſters, mehr für einen Engel des Lichtes, als der Finſterniß gehalten werden dürfte. Ich habe die Ehre, mein ehrwürdiger Vater, mit dem größten Reſpekte zu beharren

Ew. Ehrwürden
demüthigſter und gehorſamſter Diener
der Abbé Perſifle,
Feldpater bei dem Regiment von Neuperg.

Jetzt iſt faſt keine Spur mehr von jenem Antagonismus vorhanden, der damals noch zwiſchen zwei Völkern herrſchte, die ſich lange feindlich gegenüberſtanden, obgleich ſie eine gemeinſame Sprache, wie Kinder eines Stammes, brüderlich hätten vereinen ſollen. Dieſer Antagonismus wurde durch den Religionshaß noch genährt, da Katholiken und Proteſtanten ſich wechſelſeitig unverſönlich verfolgten, und beiden Partheien das Wort Duldung gleich zuwider war.

Einer ſpäteren Zeit blieb es vorbehalten, dieſen religiöſen Verfolgungsgeiſt einer Seits zu mildern, anderer Seits faſt gänzlich zu vertilgen, und nachdem das von einem Fremdlinge hart heimgeſuchte Deutſchland die Feuerprobe eines neuen Vandalismus ruhmvoll überſtanden, hat dies auch die wohlthätige Wirkung gehabt, dieſen früheren Antagonismus zu vertilgen und zwei Reiche zum Beſten des geſammten Deutſchland, des Herzens von Europa, innig zu befreunden. Daher darf man dieſes hiſtoriſche Denkmal, als Charakteriſtik einer früheren Zeit, ohne Beſorgniß — mit Ausnahme weniger Übelwollenden, die aus Allem, wie Spinnen, Gift ſaugen — mißgedeutet zu werden, wohl der Vergeſſenheit entreißen. Es muß vielmehr bei jedem Gutgeſinnten, ſein gemeinſames deutſches Vaterland Liebenden das frohe Gefühl erwecken, daß zu ſolchen ſarkaſtiſchen Witzſpielen dem Satiriker der Stoff genommen iſt.

Man hat Friedrich den Vorwurf gemacht, daß er die franzöſiſche Literatur überſchätzt und die deutſche ſchnöde verachtet.

Dieſer Vorwurf trifft ihn aber nicht, wenn man erwägt, daß ſein erſter Lehrer ein Franzoſe war, daß er ſpäter die Schriften der berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller las, mit mehreren in nähere Verbindung kam, und er in einer Periode lebte, wo die deutſche Literatur von der Stufe, auf der ſie im ſiebenzehnten Jahrhundert geſtanden, wieder tief herabgeſunken war.

Wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo würde er ihr wahrſcheinlich eben die Aufmerkſamkeit und Gunſt geſchenkt haben, die er der franzöſiſchen Literatur und denen, die ſich darin auszeichneten, zu Theil werden ließ. Ein Beweis davon iſt, daß er einen Mann, wie Gottſched*), da dieſer einen unverdienten Ruf erlangt, beachtete. Hätte er in ihm einen geiſtreichen und feingebildeten Mann, nicht aber einen beſchränkten Kopf und ſteifen Pedanten gefunden, ſo würde er eine vortheilhaftere Meinung von der deutſchen Literatur erhalten haben. Dennoch unterhielt er ſich, wenn er ſich im ſiebenjährigen Kriege in Leipzig aufhielt, oft mit Gottſched über literariſche Gegenſtände.

Bei einer ſolchen Unterredung überhäufte der König die Franzoſen mit Lobſprüchen wegen ihrer Geſchicklichkeit, die Alten und beſonders den Horaz zu überſetzen, und gab ihnen — damals nicht mit Unrecht — darin den Vorzug vor den Deutſchen. Gottſched erwiederte darauf:

---

*) Johann Chriſtoph Gottſched, geboren am 2. Februar 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Pr., war der Sohn des dortigen Predigers. Sein Vater ertheilte ihm ſo lange Unterricht in Sprachen und den Elementen der Wiſſenſchaften, bis er glaubte, daß er mit Nutzen die Univerſität beziehen könne. Erſt vierzehn Jahr alt, 1714, ſandte er ihn ſchon nach Königsberg und er wurde unbedenklich immatrikulirt. Er wollte ſich ebenfalls der Theologie widmen, aber er fühlte mehr Neigung zur Philoſophie, den ſchönen Wiſſenſchaften und alten und neuen Sprachen. Er gab daher mehrere Gedichte und philoſophiſche Abhandlungen heraus und wurde 1723 Magiſter. Da ihn dies aber nicht vor der Einſtellung in's Militair ſchützte, ſo begab er ſich, um ſolcher zu entgehen, nach Leipzig. Er würde hier, bei allen Anſtrengungen, ſich vor Mangel zu ſchützen, ihr doch Preis gegeben worden ſeyn, wenn der Magiſtrat zu Königsberg in Pr., weil er große Hoffnungen für die Zukunft erweckte, ihn nicht durch ein Stipendium einige Zeit lang unterſtützt hätte, bis er in Leipzig ſich Beifall und Zutrauen erworben hatte. Im Jahre 1730 wurde er bei der dortigen Univerſität außerordentlicher, im Jahre 1734 ordentlicher Profeſſor, und ſtarb den 12. Dezember 1766. Wenn er gleich als Dichter ſich nie über das Mittelmäßige erhoben, und einſeitig gegen diejenigen, welche der deutſchen ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert geſunkenen ſchönen Literatur auf einem andern Weg eine beſſere Richtung geben wollten, hauptſächlich gegen die Schweizer, feindſelig auftrat, ſo gebühret ihm doch das Verdienſt, daß er den Impuls dazu gab, ſich mehr den ſchönen Wiſſenſchaften zu widmen, daß er dazu ermunterte, die deutſche Sprache von Fremdwörtern möglichſt zu reinigen, und in dieſer Hinſicht verdient er nicht die Herabwürdigungen, mit denen man ihn zu ſeiner Zeit und nach ſeinem Tode behandelt hat.

„Sire! den Horaz können die Franzoſen gar nicht überſetzen."

Der König gab ihm darauf eine einzeln abgedruckte franzöſiſche Überſetzung des römiſchen Dichters und verlangte darüber ſein Urtheil.

Gottſched las ſie mit ſichtbarem Vergnügen und ſagte dann:

„Dieſe, Ew. Majeſtät, iſt ganz vortreſſlich; aber es hat ſie auch kein Franzoſe gemacht."

Sie war von dem Könige ſelbſt; ohne ein Wort zu erwiedern, legte er ſie bei Seite.

Der König gefiel ſich, trotz dem ſteifen Weſen **Gottſched's**, dennoch in ſeiner Geſellſchaft. Am Tage vor der Schlacht bei Roßbach (am 4. November 1757) ſprach er drei volle Stunden über manche Gegenſtände der Literatur mit ihm, und ließ ſeine Generale ſo lange warten. Endlich mußten ſie vor ihm erſcheinen; nachdem er ſie abgefertigt, ſetzte er mit gleichem Eifer das Geſpräch mit **Gottſched** fort, der mittlerweile in einem andern Zimmer hatte verweilen müſſen.

Gottſched mußte auch dem Könige ein Fragment aus einer Ode von J. B. **Rouſſeau** überſetzen. Als er die Überſetzung dem Könige einhändigte und ſolcher ſie geleſen hatte, ſprach er zu ihm:

„Sie gefällt mir, aber ich kenne die deutſche Sprache zu wenig, als daß ich darüber urtheilen könnte."

Der nachmalige General von **Gaudi** war im ſiebenjährigen Kriege Adjudant bei dem General von **Hülſen**, und in gewiſſer Rückſicht, ſtatt ſeines Chefs, kommandirender General, da er, vermöge ſeiner militairiſchen Talente und taktiſchen Kenntniſſe, den alten tapfern General ganz nach ſeinem Willen leitete, welches auch der König ſehr gut wußte, und ſolchen deshalb eigentlich dem General von **Hülſen** zum Adjudanten zugeordnet hatte.

Gaudi hielt ein Tagebuch von allen Ereigniſſen während des Krieges; durch einen Zufall erfuhr **Friedrich** etwas davon.

Er ſagte alſo einſt zu dem General von **Hülſen**, als dieſer ihm einen Rapport abſtattete:

„Sein Adjudant Gaudi hat ja ein Tagebuch von der Kampagne, das möcht' ich gern einmal ſehen, bring' Er mir's doch morgen mit."

Wie Ew. Majeſtät befehlen.

Der General kehrte in ſein Standquartier zurück, vergaß aber den Auftrag des Königs und nur erſt, als er des andern Tages in Begleitung ſeines Adjudanten zum Könige ritt, fiel ihm der Befehl des Letztern ein. Er wandte ſich alſo zu Gaudi und fragte ihn:

„Haben Sie Ihr Tagebuch bei ſich?"

Ja, erwiederte dieſer.

„So geben Sie es mir doch."

Gaudi überreichte es dem General, der es ſchweigend in die Taſche ſteckte.

Als Beide beinahe in das Quartier des Königs angekommen waren, ſagte Hülſen zu ſeinem Adjudanten:

„Es war ein Glück, daß Sie Ihr Tagebuch bei ſich hatten, ich würde ſchön angekommen ſeyn, wenn ich's dem Könige nicht mitgebracht hätte."

Nun erſt erfuhr Gaudi, aus welcher Abſicht der General es ihm abgefordert, und dies war ein Donnerſchlag für ihn, denn er hatte ſich darin über manche militairiſche Operation, und auch ſelbſt über den König mit großer Freimüthigkeit geäußert. Er bat den General, um alles in der Welt Willen, das Tagebuch nicht abzugeben, aber dieſer war unerbittlich, aus Furcht, dadurch bei dem Könige in Ungnade zu fallen, und überreichte es.

Der König behielt es vier Tage, und Gaudi lebte in dieſer Zeit in der beſtändigen Furcht, entweder verhaftet oder kaſſirt, oder gar nach einer Feſtung als Gefangener geſchickt zu werden, denn er hatte, wie er ſich wohl noch erinnerte, bei dem Überfall von Hochkirch in ſeinem Tagebuch angemerkt: „Hier hat Friedrich einen recht dummen Streich gemacht."

Nach vier Tagen gab der König das Tagebuch dem General von Hülſen zurück, und ſagte dabei mit vieler Leutſeligkeit:

„Ich dank' Ihm, Gaudi's Tagebuch hat mir ſehr gefallen, ſag' Er ihm dies! und daß ich ihn für einen klugen Offizier halte, es ſey nur Schade, daß er es ſelbſt wiſſe."

Dies war Alles, was der König über dieſen Vorfall erwähnte, er verlor Gaudi nie aus den Augen; dieſer ſtieg von einer Stufe zur andern, bis er endlich General und General-Inſpekteur der weſtphäliſchen Inſpektion wurde.

Noch nach ſeinem Tode kaufte Friedrich die hinterlaſſenen militäriſchen Handſchriften dieſes kenntnißreichen und erfahrenen Kriegers der Wittwe für ſechstauſend Thaler ab.

Kurz vor der Schlacht bei Liegnitz, am 15. Auguſt 1760, ſprengte der vom Patrouilliren zurückkommende Huſarenmajor von Hundt gerade auf die Stelle zu, wo der König ſchlummernd an einem Wachtfeuer ſaß, daß der General von Schenckendorf mit dem Stocke zuſammenſchürte.

Wo iſt der König? rief der Major einige Male.

Hier! antwortete Schenckendorf leiſe.

Der König ermunterte ſich. „Was giebt's?“ fragte er.

Ew. Majeſtät! hol' mich der Teufel, der Feind iſt nicht ſechshundert Schritte mehr entfernt! Er hat alle meine Vedetten ſchon geworfen und hätte mich bei einem Haar gehabt.

„Gut, lieber Major, halte er ihn ſo lange als möglich ab!“

Mit dieſen Worten beſtieg Friedrich ſein Pferd, die Armee formirte ſich, und er ritt vom linken Flügel nach dem rechten, um beide zu richten. Kaum hatte er das Ende der Schenckendorfſchen Brigade erreicht, als er ſchnell zurückkehrend, dem General von Schenckendorf eine im Schimmerlichte der Morgendämmerung kaum ſichtbare Anhöhe zeigte, und ihm befahl, ſich links zu ziehen, und den Hügel mit ſchwerem Geſchütz zu beſetzen.

„Wie wird's gehen, lieber Schenckendorf?“ fragte der König.

Ich will meine Burſchen fragen. Nun, Grenadiers, werdet Ihr Euch als brave Kerls ſchlagen?

O ja, erſcholl es: wenn Sie uns anführen, ſoll ſie der Teufel holen!

In dieſem Augenblick fing unter dem ſchon begonnenen Kanonendonner auch das kleine Gewehrfeuer des Feindes ſo heftig an, daß die Kugeln an die Grenadiermützen ſchlugen.

„Nun, lieber Schenckendorf, iſt's hohe Zeit. Marſchier' Er!" rief Friedrich.

Soll ich den Grenadiermarſch ſchlagen laſſen? fragte von Schenckendorf.

„In Gottes Namen! ich hoffe, wir ſehen uns vergnügt wieder."

Nach dem Siege war des Königs erſte Frage nach Schenckendorf. Ihm war durch eine feindliche Kartätſchenkugel die Kinnlade zerſchmettert worden.

Friedrich durchritt vor dieſer Schlacht jeden Abend das Lager, um ſeine Truppen aufzumuntern, wenn der ſie einſchließende Feind ſich zu furchtbar zeigte. Einſt erblickte er einen Garde du Corps neben einem Feuer, auf welchem er in einem Feldkeſſel in Stücke zerſchlagenen Zwieback in rothem Weine kochte.

„Ei, mein Freund, das ſcheint ja eine koſtbare rothe Suppe zu ſeyn," ſprach er freundlich.

Ja, ſie koſtet aber auch einen blanken Dukaten.

„Hoho! Was iſt denn darin?"

Pontak und Zwieback. Wer weiß, wie lange man es noch macht; ich wollte mich noch einmal ſtärken, und da hat der letzte Dukaten daran gemußt*).

„Laß Er mich doch einmal koſten; ich möchte wohl wiſſen, wie Seine Siebenthalerſuppe ſchmeckt."

Sehr gern, Ew. Majeſtät, aber ich habe nur einen blechernen Löffel.

„Das thut nichts!"

Der König genoß einige Löffel, und ſprach dann:

„Die Suppe ſchmeckt wirklich gut; ich finde ſie aber doch etwas theuer. Ich bedanke mich für's Erſte; Er ſoll 'mal wieder mit mir eſſen."

Der König ließ dieſen Unteroffizier demnächſt in's Hauptquartier kommen; er wurde von deſſen Tafel geſpeiſt und erhielt überdies noch ein Geſchenk an Gelde.

---

*) Damals galt ein holländiſcher Dukaten ſieben Thaler.

Bei dem Abmarſche von dem Schlachtfelde bei Liegnitz bemerkte Friedrich einen Grenadier, der in einen grauen Mantel gehüllt auf einem Pferde ſaß. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke und mit einer Perrücke führte es am Zügel und ſuchte den mit einem uniformwidrigen Mantel bekleideten Grenadier zu tröſten.

Der König ritt näher.

„Wer ſeyd Ihr Beide?“ fragte er.

Der Fußgänger ſah ſich um.

Ich bin der Feldprediger vom ****ſchen Regimente.

„So, was bedeutet da aber der Aufzug?“

Ich fand meinen Landsmann auf dem Schlachtfelde. Er iſt am Fuß verwundet, da hab' ich ihm mein Pferd gegeben. Ich kenn' ihn von frühern Zeiten noch, ſein Vater iſt an eben der Kirche Balgentreter, an der mein Vater Prediger iſt.

„Hör' Er, lieber Prediger, ich danke Ihm für ſeine Barmherzigkeit. Aber Er darf nicht länger das Pferd führen. Wenn Er einmal wieder Gottesdienſt hält, dann ſteht Er Seinen Zuhörern als Pferdeknecht vor Augen, das ſtört die Andacht. So weit muß Er den Spruch: er nahm Knechtsgeſtalt an, nicht ausdehnen.“

Auf des Königs Befehl wurde der Verwundete auf einen Wagen gelegt.

Meinen Mantel behalte nur, Chriſtoph, ſagte der Prediger, indem er ſein Pferd wieder beſtieg und zurückreiten wollte.

„Bleib' Er bei mir!“ ſprach der König.

Der junge Geiſtliche gehorchte. Ein geübter Reiter, ſchwenkte er ſein Roß und kam zur linken Seite des Königs.

„Nun komm' Er,“ fuhr Friedrich fort.

Beide ritten neben einander, und hinter ihnen mehrere Generale und Offiziere.

„Er hat ja eine tiefe Narbe im Geſicht. Wie kommt Er dazu? Gedient hat Er doch nicht?“

Die Narbe hab' ich in einem Duell bekommen.

„Das hätte Er unterwegs laſſen können!“

Freilich, Ew. Majeſtät, das dacht' ich auch gleich, wie ich den Hieb weg hatte. Aber, hätt' ich's auch früher gedacht, es würde mir doch nichts geholfen haben; denn ich wurde gefordert.

„Wie alt iſt Er?“

Neun und zwanzig Jahre.

„Und wie lange Feldprediger?“

Drei Jahre.

„Wie hat Er's gemacht, um ſich bei den Offizieren in Autorität zu ſetzen?“

Durch dreierlei.

„Nun?“

Erſtlich glaub' ich, daß ich das gelernt habe, was ich in meinem Amte wiſſen muß, dann hab' ich nichts in ſolchem verabſäumt, und in meinem Lebenswandel keine Blößen gegeben.

Zweitens, je geringer der Grad der Offiziere war, um deſto artiger und zuvorkommender benahm ich mich gegen ſie. Den Fahnenjunker nannte ich gnädiger Herr! den Oberſten und die Majors lieber Herr Oberſt, Major; zuweilen ſogar lieber Freund. Dadurch benahm ich den Erſtern jede Veranlaſſung, ſich gegen mich nur im mindeſten unartig zu benehmen. Zugleich ſucht' ich mich der Freundſchaft der Stabsoffiziere werth zu machen.

Friedrich lächelte.

„Er hat Recht, das iſt der beſte Weg. Aber weiter?“

Wäre ja der Fall einmal eingetreten, daß ein Fähndrich an mir zum Ritter hätte werden wollen, je nun, Ew. Majeſtät, ſo hätte ich — er zeigte bei dieſen Worten auf die Narbe. —

„Nun, lieber Prediger,“ unterbrach ihn der König: „auf den beiden erſten Wegen bleib' Er; den dritten aber laß' Er bei Seite.“

Jetzt kam eine Meldung an den König, er brach die Unterredung ab; der Prediger zog ſich zurück, und ſuchte wieder zu ſeinem rückwärts marſchirenden Regimente zu kommen. Am folgenden Mittage wurde er bei dem Oberſten und Kommandeur in einem Städtchen zu Tiſche geladen. Nach dem Eſſen ſagte dieſer zu ſeinem Gaſt:

Sie haben geſtern den König geſprochen?“

Ja!

„Ich hernach auch und der König hat mir ein Geſchenk für Sie einhändigen laſſen.

Ein Bedienter brachte einen ſchönen neuen blauen Tuchmantel.

„Dieſen ſchenkt Ihnen der König, weil Sie den Ihrigen an einen Verwundeten gegeben haben.“

Bei dem Einrücken in Böhmen ſchoſſen Kroaten aus einem alten Bergſchloſſe auf die Huſaren. Ein Offizier ritt nach der Kolonne zurück, an deren Spitze ſich der König befand, und wünſchte, daß man eine Haubitze vorſchieben möchte, um die Kroaten zu vertreiben.

Der König erkundigte ſich bei dem Offizier nach der Beſchaffenheit dieſes von den Kroaten beſetzten Poſtens

Ew. Majeſtät, antwortete der Befragte: es iſt ein altes Bergſchloß, vielleicht ſchon zur Zeit des Fauſtrechts erbaut.

„[illegible] — Hat Er's abgeſchafft?"

Im Herbſte 1760 ging Friedrich von Schweidnitz nach der Lauſitz, um Berlin und Potsdam von den Ruſſen und Öſterreichern zu befreien. An der Grenze der Lauſitz mußte die Armee bei einer moraſtigen Gegend in einem Gehölz Halt machen, bis der Weg ausgefüllt war, um mit dem ſchweren Geſchütz durchzukommen. Der Morgen war kalt und neblicht. Es wurden viele Feuer gemacht, und auch eins für den König, der ſich an einen Baum lehnte.

Eine Soldatenfrau kam mit einem Topf voll Kartoffeln an das Feuer, bei welchem Friedrich ſtand, ohne ihn zu bemerken.

Halb knieend, blies ſie immer in das Feuer, um das Waſſer in dem Topfe recht bald zum Sieden zu bringen. Während dem Blaſen flog die Aſche dem Könige in die Augen. Er lächelte, ohne ein Wort zu ſagen, und nahm ſeinen Mantel etwas mehr in's Geſicht.

Zufällig kam ein Soldat, der den König erkannte. Er ſchlich ſich hinter die Frau, zog ſie bei'm Rock und ſagte:

„Weib! Siehſt Du nicht, wer da am Feuer ſteht? — der König iſt's!"

Ach mein Gott, rief die Soldatenfrau! nahm den Topf vom Feuer, und lief eiligſt davon. Der König, ungehalten auf den Soldaten, winkte, die Flüchtige zurückzuholen; ſie erſchien unter Angſt und Beben. Er befahl ihr aber, ihren Topf wieder an's Feuer zu ſetzen, bis ihre Kartoffeln gar gekocht wären.

Der General-Lieutenant von Brand, welchen der König Friedrich I. zum General en Chef der Truppen, die ſolcher nach Italien ſchickte, ernannt, hatte eine Tochter, dieſe wurde an einen Herrn von Camas verheirathet, der, nachdem er Gouverneur des Markgrafen von Schwedt geweſen, Kommandeur des Infanterieregiments des Grafen von Schwerin zu Frankfurt an der Oder, demnächſt aber als Geſandter nach Frankreich geſchickt wurde. Nach der Zurückkunft von dieſer Geſandtſchaft bekam er das neuerrichtete Infanterieregiment, das Glogau zur Garniſon angewieſen erhielt. Im erſten ſchleſiſchen Kriege 1741 ſtarb er, und ſeine Wittwe zog darauf nach Berlin. Sie war eine Frau von vielem Geiſte und edlem Herzen, und genoß daher die allgemeine Achtung aller derer, welche ſie kannten, und auch der König, als Kronprinz, hegte dieſe Gefuhle fur ſie, und zugleich eine kindliche Ehrfurcht, da ſie im Verhältniſſe ihres wechſelſeitigen Alters ſeine Mutter hätte ſeyn können. Der König ernannte ſie nach dem Tode der Oberhofmeiſterin von Katſch, zur Oberhofmeiſterin ſeiner Gemahlin. Sie ſtarb am 12. Juni 1766 in einem Alter von 75 Jahren.

Wie hoch er die Gräfin von Camas geſchätzt, davon liefern die nachſtehenden, mitten unter dem Geräuſch der Waffen, an ſie geſchriebene Briefe Beweiſe. Sie charakteriſiren ſein wohlwollendes Herz, ſeine Gemuthlichkeit, die Heiterkeit ſeiner Seele und ſeine frohe Laune in einer ſehr ſturmiſchen Periode ſeines thatenreichen Lebens. In einem in ſeinen Schriften gedruckten Brief an ſie nennt er die übrigen Frauenzimmer, im Vergleich mit ihr: „unſ're Gänſe mit leerem Gehirn.“

à Neustadt, 11. Novbr. 1760.

„Je suis exact à Vous repondre, et empressé à Vous satisfaire. Il est singulièr, comme l'âge se rencontre. Depuis 4 ans j'ai renoncé aux soupés, comme incompatibles avec le metier que je suis obligé de faire; et les jours de marche mon djné consiste dans une tasse de Chocolat. Nous avons couru, comme des fous, tout enflés de notre victoire, essayer si nous pouvions chasser les Autrichiens de Dresde; ils se sont moqués du nous de haut de leurs montagnes; je

suis revenu sur mes pas, comme un petit garçon, me cacher de dépit dans un des plus maudits villages de la Saxe. A présent il faut chasser de Freyberg et de Chemnitz Messieurs les Cercles, pour avoir de quoi vivre et nous placer.

C'est, je Vous jure, une chienne de vie, qu'excepté Don Quichotte, personne n'a menée que moi. Tout ce train, tout ce désordre, qui ne finit point, m'a si fort vieilli, que Vous aurez peine à me réconnoitre. Du coté droit de la tête les cheveux me sont tout gris; mes dents se cassent et me tombent; j'ai le visage ridé, comme les falbalas d'un juppe, le dos vouté, comme un moine de la Trappe. Je Vous préviens sur tout cela, afin qu'en cas, que nous nous voyions encore en chair et en os, Vous ne Vous trouviez pas trop choquée de ma figure. Il ne me reste que le coeur, qui n'est point changé, et qui conservera, autant que je respirerai, les sentimens d'estime et d'une tendre amitié pour ma bonne Maman. Adieu.

le 27. Novbr.

Vous voyez, ma bonne Maman, avec qu'elle activité Vous êtes servie. Voici le tabac. — Nous arrangeons ici nos quartiers d'hiver, j'ai encore une petite tournée à faire; et ensuite j'irai chercher la tranquillité à Leipzig, si elle s'y trouve; mais pour mois ce n'est qu'un mot metaphysique, qui n'a point de réalité. Entre nous soit dit, c'est une chienne de vie, ma bonne Maman, que celle que nous menons; mais il faut faire bonne mine à mauvais jeu. Adieu, ma toute Bonne, ne m'oubliez point; Vous auriez grand tort, car personne ne Vous aime et considére plus que je le fais.

ce 3*).

En vérité, ma bonne Maman, Vous êtes bien experte, et je Vous félicite de Vous connoitre si bien en Hydropisie. L'avanture, qui vient d'arriver, est tout ordinaire; il n'y a point de Cour, point de Couvent même, où cela n'arrive. Moi, qui suis fort indulgent pour les foiblesses de notre Espèce, je ne lapide point les filles d'honneur qui font des enfans. Elles perpetuent l'Espèce, au lieu que ce farouches Politiques la détruisent par leur guerres funestes. Je Vous avoue, que j'aime mieux ces temperamens trop tendres, que ces dragons de chasteté, qui déchirent leurs semblables, ou ces femmes tracassières foncièrement mechantes et malfaisantes. Qu'on éleve bien cet enfant, qu'on ne prostitue point une famille, et qu'on fasse sans scandale sortir cette pauvre fille de la Cour, en ménageant sa réputation autant que possible.

---

*) Ohne Monat, alſo wahrſcheinlich im December.

Nous aurons la paix, ma bonne Maman, et je me propose bien de rire entre quatre yeux, quand j'aurai le plaisir de Vous revoir. Adieu, ma bonne Maman. Je Vous embrasse.

à Meissen, le 20.

Je Vous envoye, ma bonne Maman, une bagatelle pour y mettre du rouge, ou des mouches, ou du tabac, ou des pillules; mais à quelque emploi que Vous la destiniez, pensez au moins, en voyant ce chien, cet emblème de la fidélité, que celui qui Vous l'envoye passe en attachement pour Vous la fidélité de tous les chiens de l'univers, et que son dévouement pour Votre personne n'a rien de commun avec la fragilité de la matière qu'on fabrique ici *). J'ai commandé ici de la porcelaine pour tout le monde: pour Schönhausen, pour mes Belles-soeurs; en un mot, je ne suis riche à present qu'en cette fragile matière, j'espère que ceux qui en recevront, la prendront pour bon argent. Car nous sommes des Gueux, ma bonne Maman; il ne nous reste que l'honneur, la Cape, l'épée, et de la porcelaine.

Adieu, ma chere et bonne Maman. S'il plait au Ciel, je Vous verrai encore face à face, et je réitérai de vive voix ce que j'ai dit; mais quoi que je fasse, je n'exprimerai que très imparfaitement tout ce que mon coeur pense sur Votre sujet.

---

*) Es war eine Tabacksdoſe in Geſtalt eines Hundes von meißener Porzellan.

An Quartier de Betlern ce 8 Juin 1762.

Je suis bien persuadé, ma bonne Maman, de la part sincère que Vous prenez aux bons événemens qui nous arrivent. Le mal est, que nous avons été si bas, qu'il nous faut à présent toute sorte d'événemens fortunés pour nous relever; et deux grandes paix, qui pourroient rétablir le calme par tout ailleurs, ne sont en ce moment-ci qu'un acheminement pour finir la guerre moins malheureusement.

Je souhaite de tout mon coeur, que le Ciel Nous conserve jusqu'à ce que je Vous puisse voir, Vous entendre, et Vous embrasser. Selon toutes les apparences, Vous pourrez redevenir dans peu les tranquilles et pacifiques habitans de Berlin. Pour nous autres, il faudra guerroyer jusqu'à l'extinction de la chaleur naturelle. Il faut pourtant, que tout ceci finisse; et la seule perspective agréable qui me reste à la paix, est de Vous assurer de vive voix de toute la considération et de l'estime, avec la quelle je suis, ma bonne Maman, Votre fidèle ami.

le 27.

Je me réjouis, ma bonne Maman, de ce que Vous avez si bon courage; et je Vous exhorte fort d'en redoubler encore. Tout finit, ainsi il faut esperer que cette maudite guerre ne sera pas la seule chose éternelle dans ce monde. Depuis que la mort a troussé une certaine Catin des pays hyperboréens, notre situation a avantageusement changé, et devient beaucoup plus supportable qu'elle n'étoit. Il faut esperer, que quelques bons événemens arriveront encore, dont on pourra profiter pour parvenir à une bonne paix.

Vous me parlez de Berlin. Je souhaite beaucoup de Vous y savoir tous ensemble. Mais je voudrois, que si Vous y alliez, que ce ne soit comme des oiseaux perchés sur une branche, et que Vous y puissiez rester avec la dignité convenable. Cela fait que j'attends le moment, où je croirai cette sureté établie sur de bons fondemens, pour Vous écrire d'y retourner. Si tout ceci se finit bien et honnêtement, que je benirai le ciel, de Vous revoir, ma bonne Maman, et de Vous embrasser! Oui, je dis, embrasser; car

Vous n'avez plus d'autre amant dans le monde que moi. Vous ne pouvez me donner de la jalousie, et je suis en droit d'exiger un baiser pour prix de ma constance et de l'attachement que j'ai pour Vous. Vous pouvez Vous y préparer. Finette en dira ce qu'elle voudra, elle en pourra sécher de dépit; car depuis son defunt Duc elle n'a plus de baiseur.

Adieu, ma bonne Maman. Pardon des pauvretés que je Vous écris; c'est que je suis seul, que j'oublie quelque fois mes embarras, que je Vous aime, et que je profite du plaisir de m'entretenir avec Vous.

à **Peterswalde** ce 19. Octobre 1762.

Je voudrois pouvoir prendre tous les jours une forteresse, ma bonne Maman, pour recevoir de Vos aimables lettres. Mais des imbecilles de Commandants m'en perdent souvent d'une façon honteuse; et quand j'ai des Empereurs, qui me veulent du bien, — — —; jugez après cela de la jolie situation, où je me trouve. Si notre Empereur vivoit encore, nous aurions la paix cet hiver, et Vous pourriez retourner de plein saut dans votre paradis sablonneux de Berlin. Mais le public, qui se flatte, a cru sans raison que la paix suivroit la prise de Schweidnitz. Vous avez peut-être espéré que cela pourroit être; mais je Vous assure, autant que j'y puisse comprendre, que nos ennemis n'ont encore aucune envie de s'accommodér. Jugez après cela, s'il seroit prudent de retourner à Berlin, au risque de s'enfuir à Spandau à la première allarme.

Vous me parlez de la pauvre Finette. Helas, ma bonne Maman, depuis six ans je ne plains plus les morts, mais bien les vivants. C'est une chienne de vie que celle que nous menons, et il n'y a aucun regret à y donner. Je Vous souhaite beaucoup de patience, ma bonne Maman, et toutes prosperités dont ces tems calamiteux sont susceptibles; sur tout que Vous conserviez Votre bonne humeur, le plus réel trésor que la fortune puisse nous donner. Pour moi, ma vieille amitié et l'estime que je Vous ai vouée ne se démentiront jamais. Je suis sûr que Vous en êtes persuadée. Adieu, ma bonne Maman.

A Leipzig le 22. Janvier, 1763.

Cinquante et un an, ma bonne Maman, ne sont pas une bagatelle. C'est presque toute l'étendue du fuseau de Madame Clotho qui file nos destinées. Je Vous rends graces de ce que Vous prenez part que j'en sois là. Vous Vous interessez à un vieil ami, à un serviteur que ni l'age ni l'absence ne font jamais changer de sentimens, et qui à présent espere avec une espèce de persuasion de Vous revoir encore et de Vous embrasser, si Vous voulez bien le permettre. Oui, ma bonne Maman, je crois que Vous serez à Berlin, avant que Flore ait embelli la terre de ses dons, pour m'exprimer poétiquement; et si je me réjouis sincerement de revoir quelqu'un dans cette capitale, c'est bien Vous; mais n'en dites rien. Ceci n'est pas poëtique, et doit s'entendre au pied de la lettre. Que le ciel veille sur Vos jours, et Vous comble d'autant de benedictions que Votre vertu en mérite! Que je Vous revoye en santé, contente et satisfaite; et que Vous me conserviez toujours Votre amitié! Je ne la mérite, ma bonne Maman, que par l'attachement inviolable, que j'ai pour Vous, et que je conserverai jusqu'au moment que la Parque ennemie coupera ma trame.

A Dahlen le 6. Mars 1763.

Je Vous reverrai donc, ma bonne Maman, et j'espére que ce sera sur la fin de ce mois ou au commencement d'Avril, et j'espére de Vous trouver aussi bien que je Vous ai quittée. Pour moi, Vous me trouverez vieilli et presque radoteux, gris comme mes ânes, perdant tous les jours une dent, et à demi éclopé par la goutte; mais Votre indulgence supportera les infirmités de l'âge et nous parlerons du vieux tems.

Voila notre bon Marggrave de Bareuth, qui vient de mourir. Cela me cause une véritable peine. Nous perdons des amis, et les ennemis paroissent vouloir durer en eternité. Ah, ma bonne Maman, que je crains Berlin et les vuides que je trouverai! Mais je ne penserai qu'à Vous, et je me ferai illusion sur le reste. Soyez persuadée du plaisir que je me fais de Vous assurer de vive voix de la véritable estime et de l'amitié que je Vous conserverai jusqu'au tombeau.

le 2. Juin 1763.

Ma bonne Maman, Votre lettre et Votre souvenir m'ont fait un véritable plaisir, parce qu'ils ont des marques que Votre santé va mieux. On m'assure qu'ils n'y a aucun danger, et que Vous Vous remettrez tout à fait. Ma Soeur va arriver dans une heure d'ici. Je Vous avoue que cela me fait grand plaisir. Tâchez, ma bonne Maman, à mettre le nez à l'air. Le grand air est la souveraine medecine, il Vous remettra du baume dans le sang et Vous guerira tout à fait. Pour moi, je m'y intéresse sincerement. Vous connoissez mon vieux coeur, qui est toujours le même et qui est fait pour Vous aimer tant qu'il existera. Adieu, ma bonne Maman. Ayez bien soin de Vous remettre, et ne m'oubliez pas.

Je montrerai Votre lettre, ma bonne Maman, à ma Soeur, qui sera charmée de ce que Vous pensez à elle. Je regrette à la verité de ne point jouir ici de Votre personne. Mais je trouve que Vous avez grande raison de Vous ménager, et dans le fond je pourrois fort peu profiter ici de Votre aimable compagnie. Car nous sommes comme dans une diète generale du St. Empire Romain, environnés de trente Princes et Princesses; et d'ailleurs mes infirmités m'empêchent d'assister à tous les banquets. Je me trouve aux grandes solemnités et je tâche de prendre quelque repos entre deux Le vieux Baron insulte à mes jambes estropiées; il a couru avec le Prince Frederic, à qui se dévancera. Pour moi, qui me traine en cloche-pied à peu-près comme une tortuë, je vois la rapidité de leur course, ainsi qu'un paralytique qui assisteroit à un ballet de Denis.

Bon soir, ma bonne Maman; j'espére de Vous revoir, quand mes jambes me reviendront, et que je pourrai grim-

per les escaliers du chateau qui menent à Votre Paradis. Je suis à jamais le plus ancien de Vos adorateurs.

Frédéric.

Neuſtadt den 11. November 1760.

Ich bin ſehr pünktlich, Ihnen zu antworten, und ſehr eilig, Sie zu befriedigen. Es iſt ſonderbar, wie das Alter übereinſtimmt. Seit vier Jahren habe ich den Soupés entſagt, weil ſie ſich mit dem Gewerbe, daß ich zu treiben gezwungen bin, nicht vertragen; und auf Marſchtagen beſteht mein Mittagsmahl in einer Taſſe Chokolade. Wir ſind gelaufen, wie die Narren, ganz aufgeblaſen von unſern Siegen, um zu verſuchen, ob wir die Öſterreicher aus Dresden vertreiben könnten; ſie haben Uns von ihren hohen Bergen verſpottet; ich habe wieder wie ein kleiner Burſche den frühern Weg eingeſchlagen und mich aus Ärger in eins der allerverwünſchteſten Dörfern Sachſens verſteckt. Nun muß man aus Freiberg und Chemnitz die Herrn Reichstruppen vertreiben, damit wir etwas zu leben und ein Unterkommen erhalten.

Ich ſchwöre es Ihnen, es iſt ein Hundeleben, das, außer Don Quixotte, kein Menſch geführt hat, als ich. Dieſe Lebensweiſe, dieſe Unordnung, die kein Ende nehmen, haben mich ſo alt gemacht, daß es Ihnen Mühe machen würde, mich wieder zu erkennen. An der rechten Seite des Kopfes ſind die Haare ganz grau geworden, meine Zähne zerbröckeln und fallen aus, ich habe Falten im Geſicht, wie das Falbalas an einem Rock; der Rücken iſt ſo gekrümmt, wie der eines Mönchs von la Trappe. Ich mache Sie damit im Voraus bekannt, damit Ihnen, wenn wir uns noch in Haut und Knochen wieder ſehen ſollten, meine Geſtalt nicht gar zu anſtößig ſeyn möge. Mir bleibt nichts als das Herz, das ſich nicht geändert hat, und das, ſo lange ich Athmen ſchöpfe, unverändert die Geſinnung der Hochachtung und der zärtlichſten Freundſchaft für meine gute Mutter bewahren wird. Leben Sie wohl.

den 27. November.

Sie ſehen, liebe Mutter, mit welchem thätigen Eifer Sie bedient werden. Hier iſt der Tabak. Wir ordnen hier unſer Winterquartier, ich habe nur noch eine kleine Reiſe zu machen, dann will ich in Leipzig Ruhe ſuchen, wenn ſie ſich dort findet. Für mich iſt das aber nur ein metaphyſiſches Wort ohne Realität. Unter uns geſagt, liebe Mutter, wir führen ein wahres Hundeleben, aber man muß gute Miene zum böſen Spiel machen. Leben Sie wohl, meine durchaus Gute! Vergeſſen Sie mich nicht, Sie würden ſehr unrecht thun, denn Niemand liebt und ſchätzt Sie mehr, als ich.

den 3.

Wahrlich, meine liebe Mama, Sie ſind ſehr erfahren, und ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie ſich ſo gut auf die Waſſerſucht verſtehen. Das Ereigniß, das ſich zugetragen, iſt etwas ſehr gewöhnliches, es giebt keinen Hof, kein Kloſter wo es nicht vorfällt. Ich, mit den Schwächen unſerer Gattung ſehr nachſichtig, hebe nicht den erſten Stein gegen Hof- und Ehrendamen auf, welche Kinder bekommen. Sie pflanzen ihre Art fort, ſtatt daß dieſe bärbeißigen Politiker ſie durch ihre unſeligen Kriege zerſtören. Ich geſteh' Ihnen, ich liebe mehr die zu zärtlichen Temperamente, als die Keuſchheitsdrachen, die über ihres Gleichen unbarmherzig herfallen, und die zankſüchtigen Weiber, die im Grunde boshaft und Unheil ſtiftend ſind. Das Kind muß gut erzogen und eine Familie nicht beſchimpft werden. Man entferne das arme Mädchen ohne Aufſehen vom Hofe, und ſchone ihren guten Ruf, ſo viel als möglich.

Wir werden Friede bekommen, liebe Mama! und es ſteht bei mir feſt, mit Ihnen unter vier Augen zu lachen, wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu ſehen. Leben Sie wohl, liebe Mutter! Ich umarme Sie.

Meißen, den 20.

Hier ſchick' ich Ihnen, liebe Mama! eine Kleinigkeit, damit Sie ſich meiner erinnern mögen. Sie können ſich dieſer Doſe dazu bedienen, entweder Schminke, oder Schönpfläſterchen, oder Taback, oder Dragées, oder auch Pillen hinein zu thun; aber was ſie auch immer für einen Gebrauch davon machen mögen, denken Sie wenigſtens, wenn Sie dieſen Hund ſehen, daß er das Sinnbild der Treue iſt, daß derjenige, der ſie Ihnen ſchickt, an Treue alle Hunde in der ganzen Welt übertrifft, und daß ſeine Anhänglichkeit an Ihre Perſon nichts mit der Zerbrechlichkeit deſſen gemein hat, was man hier fabrizirt.

Ich habe hier Porzellan für die ganze Welt beſtellt: für Schönhauſen, für meine Schwägerinnen; kurz, ich bin jetzt nur reich an ſolcher zerbrechlichen Waare. Ich hoffe, wenn Sie's erhalten, werden Sie's für baares Geld nehmen. Wir ſind arme Teufel, liebe Mama, uns iſt nichts geblieben, als die Ehre, ein Regenmantel, der Degen und Porzellan.

Leben Sie wohl, gute und liebe Mama! Gefällt es dem Himmel, Sie noch von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſo werd' ich mündlich wiederholen, was ich geſagt habe; aber wie ich mich auch immer anſtellen mag, ich werde doch nur ſehr unvollkommen ausdrücken können, was mein Herz für Sie empfindet.

Im Quartier zu Betlern, den 9. Juni 1762.

Ich bin feſt überzeugt, meine gute Mama, daß Sie aufrichtigen Theil an den guten Ereigniſſen nehmen, die uns begegnen. Es iſt nur ſchlimm, daß wir ſo heruntergekommen, daß wir jetzt aller Arten glücklicher Ereigniſſe bedürfen, um uns zu erheben und zwei wichtige Frieden, die ſonſt hingereicht hätten, überall die Ruhe wiederherzuſtellen, ſind in dieſem Augenblick weiter nichts, als einen Krieg minder unglücklich zu enden.

Ich wünſche von ganzem Herzen, daß der Himmel Sie ſo lange erhalten möge, bis ich Sie ſehen, hören und umarmen kann. Allem Anſchein nach werden Sie bald ruhig und friedlich in Berlin wohnen können. Was uns Andere betrifft, wir werden kriegen müſſen, bis alles natürliche Feuer erloſchen iſt. Indeß muß auch dies einmal ein Ende nehmen, und die einzige angenehme Ausſicht, die mir bei dem Frieden bleibt, iſt die, Ihnen mündlich die Werthſchätzung und Achtung verſichern zu können, mit welcher ich bin, meine gute Mama, Ihr treuer Freund.

den 27.

Ich freue mich, meine gute Mama! daß Sie ſo guten Muth's ſind, und ich ermahne Sie recht ſehr, ihn noch zu verdoppeln. Alles nimmt ein Ende, alſo muß man hoffen, daß dieſer verwünſchte Krieg nicht das Einzige auf dieſer Welt ſeyn wird, was ewig dauert. Seit der Tod eine gewiſſe Buhlerin hyperboreiſcher Ländern aufgepackt, hat ſich unſere Lage vortheilhaft geändert, und wird erträglicher wie zuvor. Man muß hoffen, daß noch einige günſtige Ereigniſſe eintreten, die man benußen kann, um einen guten Frieden zu erlangen.

Sie ſprechen von Berlin, ich wünſche ſehr, Sie insgeſammt dort zu wiſſen. Aber ich wollte, wenn Sie dorthin gingen, daß Sie nicht wie ein Vogel auf einem Zweig ſäßen, und mit aller geziemenden Würde dort bleiben könnten. Deshalb warte ich noch auf den Zeitpunkt, wo dieſe Sicherheit durch triſtige Gründe nicht weiter gefährdet ſeyn dürfte, um Ihnen dann zu ſchreiben, dorthin zurückzukehren. Wenn ſich dies Alles gut und ehrenvoll endet, ſo will ich den Himmel ſegnen, daß ich Sie, meine gute Mama, wieder ſehen und umarmen kann. Ja ich ſage: umarmen; denn Sie haben in dieſer Welt keinen Liebhaber, als mich. Sie können mich nicht eiferſüchtig machen, und ich habe ein Recht, als Lohn für meine Treue und Anhänglichkeit einen Kuß zu fordern. Sie können ſich nur darauf gefaßt machen. Finette mag darüber ſagen, was ſie will, und ſollte ſie auch vor Ärger vergehen, denn ſeit ihrem verſtorbenen Herzog hat ſie keinen Küſſer mehr.

Leben Sie wohl, meine gute Mama! Verzeihung wegen der von mir Ihnen geſchriebenen Armſeligkeiten, das kommt davon, daß ich allein bin, zuweilen meine verdrießliche Lage vergeſſe, Sie lieb habe, und das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, gar zu gern benutze.

Peterswalde, den 19. Oktober 1762.

Ich möchte alle Tage eine Feſtung nehmen können, meine gute Mama! um angenehme Briefe von Ihnen zu erhalten. Aber Dummköpfe von Kommandanten verlieren mir oft welche auf eine ſchimpfliche Weiſe, und wenn ich dann auch Kaiſer habe, die mir wohlwollen, ſo — —; beurtheilen Sie hiernach die hübſche Lage, in der ich mich befinde. Lebte unſer Kaiſer noch, ſo würden wir dieſen Winter ſicher Frieden haben, und Sie könnten mit einem Sprung in Ihr ſandiges Paradies von Berlin zurückkehren. Aber das Publikum, das ſich gern ſelbſt ſchmeichelt, glaubte, nach der Einnahme von Schweidnitz würde der Friede folgen. Sie haben dies vielleicht auch gehofft, aber ich verſichere Sie, ſo viel ich davon verſtehe, unſere Feinde haben noch keine Luſt zur Ausſöhnung. Hiernach beurtheilen Sie, ob es klug wäre, nach Berlin zuruckzukehren, auf die Gefahr, bei dem erſten Lärm nach Spandau zu flüchten.

Sie erwähnen der armen Finette. Ach! meine liebe Mama! Seit ſechs Jahren beklage ich nicht die Geſtorbenen, aber wohl die Lebenden. Wir führen ein Hundeleben, und ſein Verluſt iſt nicht zu bedauern. Ich wünſche Ihnen viel Geduld, meine gute Mama, und alles Glück, für das eine ſolche bedrängte Zeit empfänglich iſt, vorzüglich aber, daß Sie Ihre gute Laune erhalten, den größten und reellſten Schatz, den uns das Glück verleihen kann. Was mich betrifft, ſo wird meine alte Freundſchaft und Achtung, die ich Ihnen gewidmet habe, ſich nie verläugnen. Ich bin gewiß, daß Sie davon überzeugt ſind. Leben Sie wohl, meine gute Mama.

Leipzig, den 22. Januar 1763.

Ein und funfzig Jahre ſind keine Kleinigkeit, meine gute Mama! Es iſt beinahe der ganze Vorrath auf der Spindel der Madame Klotho, die unſer Schickſal ſpinnt. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, daß ich dahin gelangt bin, Sie hegen ſie für einen alten Freund und Diener, deſſen Geſinnungen weder Alter noch Abweſenheit ändern werden und der jetzt, mit einer Art von Überzeugung hofft, ſie auch wieder zu ſehen und zu umarmen, wenn Sie's erlauben. Ja, meine gute Mama, ich glaube, daß Sie in Berlin ſeyn werden, bevor noch Flora mit ihren Geſchenken die Erde verſchönt hat, um mich dichteriſch auszudrücken, und wenn ich mich aufrichtig freue, Jemand in dieſer Hauptſtadt wieder zu ſehen, ſo ſind Sie es, aber das bleibt unter uns. Dies iſt nicht dichteriſch, ſondern ganz buchſtäblich zu verſtehen. Möge der Himmel Ihre Tage behüten und Sie mit ſo vielen Segnungen überſchütten, als Ihre Tugend es verdient. Möge ich Sie geſund, froh und zufrieden wiederſehen. Mögen Sie mir ſtets Ihre Freundſchaft erhalten. Ich verdiene ſie wegen der unverbrüchlichen Anhänglichkeit gegen Sie, meine gute Mama, die ich für Sie hege und bis zu dem Augenblick hegen werde, wo die feindſelige Parze meinen Lebensfaden zerſchneidet.

Dahlen, den 6. März 1763.

Ich werde Sie alſo wiederſehen, meine gute Mama! und hoffentlich wird das zu Ende dieſes Monats oder zu Anfang April's geſchehen. Ich hoffe Sie ſo munter wieder zu finden, wie ich Sie verlaſſen habe. Mich werden Sie aber gealtert und faſt in der

Kindheit finden; grau, wie meine Eſel, täglich einen Zahn verlierend, und halb lahm vom Zipperlein, aber ſie werden nachſichtig die Gebrechen des Alters ertragen und wir wollen von vergangenen Zeiten uns unterhalten.

Unſer guter Markgraf von Bayreuth iſt nun auch geſtorben. Das thut mir aufrichtig leid. Wir verlieren die Freunde, doch die Feinde ſcheinen ewig leben zu wollen. Ach, meine gute Mama, wie fürcht' ich mich vor Berlin, und die Lücken, die ich dort finden werde! Aber ich will nur an Sie denken, und bei den Übrigen mich der Täuſchung überlaſſen. Sie können überzeugt ſeyn, daß es mir viel Vergnügen machen wird, Ihnen mündlich die Achtung und Freundſchaft zu erkennen zu geben, die ich bis zum Grabe für Sie haben werde.

den 2. Juni 1763.

Mein gute Mama! Ihr Brief und Ihr Andenken haben mir eine wahre Freude gemacht, denn es ſind Beweiſe, daß es ſich mit Ihrer Geſundheit beſſert. Man verſichert mich, es ſey dabei gar keine Gefahr geweſen und Sie gänzlich wieder hergeſtellt worden. Vor einer Stunde iſt meine Schweſter hier angekommen. Ich betheure Ihnen, daß es mir viele Freude macht. Verſäumen Sie es nicht, meine gute Mama, friſche Luft zu ſchöpfen. Freie Luft iſt die wirkſamſte Arznei, ſie wird Balſam für Ihr Blut ſeyn und Sie gänzlich geſund machen. Ich nehme daran den aufrichtigſten Theil. Sie kennen mein altes Herz, es iſt immer noch das nämliche, und ganz dazu geſchaffen, Sie zu lieben, ſo lange es ſchlägt. Leben Sie wohl, meine gute Mama! Sorgen Sie ja recht ſehr dafür, daß Sie bald hergeſtellt werden und vergeſſen Sie mich nicht.

Ich werde Ihre Briefe, meine gute Mama! meiner Schweſter zeigen; ſie wird ſich ſehr freuen, daß Sie an ſie denken. Es thut mir aufrichtig leid, daß ich Ihre perſönliche Gegenwart nicht genießen kann. Ich finde jedoch, daß Sie große Urſache haben, ſich zu ſchonen, und überdies würde ich Ihre liebenswürdige Geſellſchaft wenig genießen können, denn wir befinden uns hier auf einem allgemeinen Landtag des heiligen römiſchen Reichs, umgeben von dreißig Prinzen und Prinzeſſinnen. Übrigens hindert mich meine Kränklichkeit, allen dieſen Gaſtereien beizuwohnen. Nur bei großen Feierlichkeiten finde ich mich ein, und ſuche dazwiſchen einige Ruhe zu genießen. Der alte Baron ſpöttelt über meine lahmen Beine, er iſt mit dem Prinzen Friedrich um die Wette gelaufen, wer den Vorſprung erlangen würde. Ich für meine Perſon ſchleppe mich auf einem Beine fort, ungefähr wie eine Schildkröte. Ich ſehe der Schnelligkeit ihrer Wettrennen ſo zu, wie ein Gichtbrüchiger ein Ballet von Denis.

Gute Nacht, meine gute Mama! Ich hoffe, Sie wieder zu ſehen, wenn ich meine Beine wieder gebrauchen und die Treppen auf dem Schloſſe hinaufklettern kann, die zu Ihrem Paradieſe führen. Ich bin auf immer der älteſte Ihrer Anbeter.

Friedrich, der bekanntlich bei ſeinem recht guten Flötenſpiel mit dem Takt äußerſt despotiſch verfuhr, bekam bei ſeinem Aufenthalt in Leizig, einmal Luſt, die Abendſtunden mit Muſik zu verkürzen. Er verlangte einen geſchickten Akkompagniſten auf dem Flügel. Quanz, der die Winterquartiere in Leipzig mithalten mußte, war eben abweſend. Es wurde der damalige Organiſt an der Nikolaikirche in Leipzig, Schneider, ein ſehr geſchickter Tonkünſtler, gerufen. Schneider erſchien, und ſetzte ſich an den Flügel, der König ſpielte, und ſpielte ſo — frei, daß Schneider gar bald nicht mehr wußte, wo er war. Er wagte es aber nicht, die Urſache davon laut werden zu laſſen. Nachdem der König einigemal, obſchon vergebens, wacker Takt getreten hatte, fing er noch einmal von vorn an. Der Akkompagniſt, jetzt ängſtlicher, konnte mit dem königlichen Soloſpieler nun noch weniger fortkommen.

„Nun, was macht Er denn?“ fuhr ihn Friedrich an.

Hier fühlte ſich Schneider, der keine Note verſehen, auch ſo viel nur möglich nachgegeben hatte, an ſeiner Künſtlerehre gekränkt; er bat demüthig, noch einmal anzufangen. Es geſchah und nun ging es vortrefflich. Da der Satz aus war, und der König ihm ſeinen Beifall zu erkennen geben wollte, bemerkte er, daß das leere Titelblatt der Muſik vor Schneider aufgeſchlagen lag.

„Ich glaube, Er hat aus dem Kopfe geſpielt?“

Ja, Ew. Majeſtät, ſo ging's beſſer!

Der König fühlte, was der Künſtler damit ſagen wollte.

„Geſchickt iſt Er, aber grob auch,“ erwiederte er, brach das Konzert ab, und ließ Schneidern nicht mehr rufen; am folgenden Tage ſchickte er ihm jedoch ein nicht unbeträchtliches Geſchenk.

Der König liebte die Windſpiele ſehr, oft belief ſich ihre Zahl auf zwanzig. In ſeinem Kabinette lagen immer eine Menge Bälle, mit welchen er ſie ſpielen ließ, und wenn das eine oder das andere erkrankte, wurde es ſorgſam gepflegt.

In dem Winterquartiere zu Leipzig Ende des Jahres 1760 und Anfangs des darauf folgenden Jahres ſorgte er ſehr für ſeine Geſundheit, weil er ſolche ſeiner Überzeugung nach im folgenden Feldzuge ſehr nöthig haben würde. Er aß des Abends daher nicht, und ließ dem Marquis d'Argens, der um ihn war, die Wahl, ob er, um halb acht Uhr, nach dem Konzerte, in ſeiner Gegenwart ſpeiſen, oder ob er früher zu Hauſe eſſen und um dieſe Zeit zu ihm kommen wolle. Der Marquis wählte das Letztere. Eines Abends, als er zu dem Könige in's Zimmer trat, fand er dieſen auf den Dielen ſitzend, vor ihm eine Schüſſel mit Fricaſſé, aus welcher ſeine Hunde ihr Abendeſſen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denſelben Ordnung hielt und dem Favorithunde, mit Namen Biche, die beſten Biſſen zuſchob. d'Argens trat einen Schritt zurück, hob die Hände voll Verwunderung empor und rief aus:

„Wie werden ſich doch jetzt die fünf großen Mächte von Europa, die ſich wider den Marquis de Brandebourg verſchworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie werden vielleicht glauben, er mache wider ſie ſehr gefährliche Pläne zum nächſten Feldzuge, er ſammele die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder ſorge für Magazine für Menſchen und Pferde, oder er entwerfe Negotiationen, um ſeine Feinde zu trennen und ſich neue Verbündete zu ſchaffen. Nichts von dem Allen! Er ſitzt ruhig in ſeinem Zimmer und füttert ſeine Hunde.“

Dieſe Biche begleitete ihn überall in ſeinen erſten Feldzügen. Bei einer Recognoſzirung hatte er ſich zu weit vorgewagt; er wurde einen Trupp Panduren gewahr, und ihm blieb nichts übrig, als ſich in einem Graben unter einer Brücke zu verbergen. Biche folgte ihm. Als die Panduren über die Brücke ritten, fürchtete er, daß Biche, bei dem Geräuſche der Huftritte der Pferde, bellen und ihn dadurch verrathen würde, aber das treue Thier drängte ſich dicht an ihn, und gab keinen Laut von ſich. Die Gefahr war vorüber, er verließ ſein Verſteck und begegnete bald darauf dem Generallieutenant von Rothenburg. Er rief Biche, und als ſie freudig empor ſprang, ſprach er zu dem General:

„Ich muß Ihm doch meine treuſte Freundin vorſtellen! Das iſt Biche!“

In der Schlacht bei Soor, wo er ſein Gepäck verlor, gerieth auch dieſer Lieblingshund in öſterreichiſche Hände. Als die Generalin Nadaſti erfuhr, dieſes Windſpiel habe dem Könige gehört, nahm ſie es zu ſich. Es koſtete viele Mühe, ehe ſie ſich dazu verſtand, es wieder zurück zu geben.

Biche war ausgeliefert worden. Als der König ſchreibend an einem Tiſch ſaß, öffnete Rothenburg leiſe die Thür und ließ das Windſpiel hinein. Plötzlich ſprang Biche auf den Tiſch und legte die Vorderpfoten um den Hals des Königs. Seine Freude war ſehr groß, Thränen traten ihm in die Augen.

Als Biche ſtarb, ließ er ihr ein Denkmal in Sansſouci errichten und ihre Nachkommenſchaft behielt er bis zu ſeinem Tode um ſich.

Einſt ließ er ſeinen Hunden durch den Leibjäger eine Schüſſel mit gebratenen Feldhühnern vorſetzen.

Diana, ein junger Lieblingshund, nahm ein junges Hühnchen von der Schüſſel, ſprang auf des Königs Schreibetiſch und verzehrte es auf einem Briefe, welchen der König eben an den Landrath Hübner in Stettin geſchrieben hatte, und der in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrucken abgefaßt war, weil er dieſen Mann ſchätzte.

Als der König den Brief ganz mit Fett befleckt ſah, lachte er und ſprach:

„Gute Diana, du erinnerſt mich, daß ich meinen magern Worten auch eine Portion Fett beifügen muß.“

Er legte hundert Stück Friedrichsd'or zu dem mit Fett getränkten Briefe und fügte eine Nachſchrift hinzu, worin er dem Briefempfänger die Veranlaſſung dieſes Geſchenkes erzählte.

Am 18. Dezember 1760 ſaß Gellert*) Nachmittags um drei Uhr in ſeinem Schlafrock, mit einer weißen Mütze, unraſirt und eben nicht wohl auf, an ſeinem Pulte und ſchrieb. Da pochte es an die Thüre.

„Herein!“

Es trat ein preußiſcher Offizier in's Zimmer und ſprach:

Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Herr Profeſſor, Sie kennen zu lernen. Se. Majeſtät der König verlangen, Sie zu ſprechen, und haben mich zu Ihnen geſchickt, Sie zu ihm zu bringen.

„Herr Major! Sie müſſen es mir anſehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne nicht viel gedient ſeyn, der nicht ſprechen kann.“

Es iſt wahr, Sie ſehen unwohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen ſagen: wenn Sie ſich mit dieſer Ausſicht ganz von dem Gange loszumachen denken, ſo irren Sie ſich. Ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht beſſer ſind, übermorgen, und das ſo fort, bis Sie mitgehen können. Entſchließen Sie ſich alſo; ich laſſe Ihnen eine Stunde Zeit. Um vier Uhr will ich wieder anfragen: ob ich Sie heute, oder ein andermal mitnehmen ſoll?

„Ja, das thun Sie, Herr Major! ich will ſehen, wie ich mich dann befinde.“

Der Major ging. Gellert, der zum Unglück ſeinen Famulus Gödicke nicht im Hauſe hatte, verſchaffte ſich mit großem Verdruß und vielen Umſtänden einen Barbier, und faſt eben ſo viele Mühe machte es ihm, ehe er mit einer wohlgepuderten Perrücke zu Stande kam.

---

*) Chriſtian Fürchtegott Gellert, geboren den 4. Juli 1715 zu Haynichen im Erzgebirge, ſtarb als Profeſſor an der Univerſität Leipzig, am 13. Dezember 1769.

Quintus Icilius kam zur beſtimmten Zeit wieder; **Gellert** war zum Mitgehen bereit und Beide gingen nach dem Apelſchen Hauſe.

Sie traten in ein Vorzimmer; hier befanden ſich mehrere Perſonen, welche ſich freuten, **Gellert** perſönlich kennen zu lernen. Jetzt öffnete ſich die Thüre und **Quintus Icilius** führte **Gellert** in das Zimmer des Königs.

Friedrich redete ihn gleich an:

„Iſt Er der Profeſſor Gellert?“

Ja, Ew. Majeſtät!

„Der engliſche Geſandte hat mir viel Gutes von Ihm geſagt. Wo iſt Er her?“

Von Haynichen bei Freiberg.

„Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Sag' Er mir, warum wir keine guten deutſchen Schriftſteller haben?“

Quintus Icilius nahm ſchnell das Wort und ſprach:

Ew. Majeſtät haben ſchon hier einen vor ſich, den die Franzoſen ſelbſt überſetzt haben, und den deutſchen La Fontaine nennen.

„Das iſt viel!“ erwiederte der König, und ſich an **Gellert** wendend: „Hat Er den La Fontaine geleſen?“

Ja, Ew. Majeſtät! aber nicht nachgeahmt; ich habe mich bemüht, originel zu ſeyn.

„Das iſt alſo Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?“

Ew. Majeſtät ſind nun einmal gegen die Deutſchen eingenommen.

„Nein, das kann ich nicht ſagen.“

Wenigſtens gegen die deutſchen Schriftſteller.

„Das iſt wahr! Warum haben wir keine guten Geſchichtſchreiber?“

Es fehlt uns daran nicht. Wir haben einen Mascow, einen Cramer, der den Boſſuet fortgeſetzt.

„Wie iſt das möglich, daß ein Deutſcher den Boſſuet fortſetzen kann?“

Ja, ja, und glücklich. Einer von Ew. Majeſtät gelehrteſten Profeſſoren hat es geſagt, daß er ihn mit eben der Beredſamkeit und noch mit größerer hiſtoriſcher Richtigkeit fortgeſetzt habe.

„Hat's der Mann auch verſtanden?“

Die Welt glaubt's.

„Aber warum macht ſich Keiner an den Tacitus? Den ſollte man überſetzen.“

Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Überſetzungen von ihm.

„Da hat Er Recht!“

Überhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die Deutſchen ſich noch nicht in allen Arten guter Schriften hervorgethan haben. Da Künſte und Wiſſenſchaften bei den Griechen ſchon blühten, führten die Römer noch Krieg. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Säculum bei den Deutſchen; vielleicht hat es ihnen noch an einem Auguſt und Ludwig XIV. gefehlt.

„Wie, will Er denn einen Auguſt in ganz Deutſchland haben?“

Nicht das gerade; ich wünſche nur, daß ein jeder Herr in ſeinem Lande die Genie's ermuntere.

„Iſt er gar nicht aus Sachſen weggekommen?“

Ich bin einmal in Berlin geweſen.

„Er ſollte reiſen.“

Ew. Majeſtät, dazu fehlt mir Geſundheit und Vermögen.

„Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?“

Weil Ew. Majeſtät ſie ſo nennen, ſo mag ſie ſo heißen; in meinem Munde würd' es zu ſtolz geklungen haben.

„Ich habe ſie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Woche Rhabarber nehmen.“

Ew. Majeſtät, dieſe Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich ſeyn. Wenn das Pferd geſünder wäre, als ich, ſo würd' ich's nicht reiten können, und wär' es eben ſo krank, ſo möcht' ich nicht fortkommen.

„So muß Er fahren.“

Dazu fehlt mir Vermögen.

„Ja, das iſt wahr! Daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutſchland. Es ſind wohl jetzt böſe Zeiten?“

Ja wohl, und wenn Ew. Majeſtät Deutſchland den Frieden geben wollten —

„Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es ſind ja Drei wider mich.“

Ich bekümmere mich mehr um die alte, als neue Geſchichte.

„Was meint Er, welcher iſt ſchöner in der Epopee, Homer oder Virgil?“

Homer ſcheint mir den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt.

„Aber Virgil iſt viel poetiſcher.“

Wir ſind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von ſeiner Sprache und ſeinen Sitten richtig genug ſollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.

„Man muß aber nicht ein Sklave von dem Urtheile der Alten ſeyn.

Das bin ich nicht; ich folg' ihnen nur dann, wenn ich wegen der Entfernung ſelbſt nicht urtheilen kann.

Quintus Icilius erwähnte nun gegen den König, daß Gellert auch deutſche Briefe herausgegeben habe.

„So?“ ſagte der König und fragte Gellert: „Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geſchrieben?“

Ach ja! Ew. Majeſtät.

„Aber warum wird das nicht anders? Es iſt was Verteufeltes! Sie bringen mir ganze Bogen und ich verſtehe nichts davon.“

Wenn Ew. Majeſtät es nicht ändern können, ſo kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

„Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?“

Ich zweifle. Mein Gedächtniß iſt mir ſehr untreu.

„Beſinn' Er ſich, ich will unterdeſſen umher gehen.“

Der König ging eine Weile im Zimmer auf und ab, dann fragte er:

„Nun, hat Er eine?“

Ja, Ew. Majeſtät, den Maler.

Er rezitirte darauf:

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihm bezahlte,
Als, weil er Ehre ſuchte, malte,
Ließ einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſeh'n,

Und bat ſich ſeine Meinung aus.
Der Kenner ſagt' ihm frei heraus:
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

D'rauf trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er bei dem erſten Blicke:
Ihr Götter, welch ein Meiſterſtücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geſchickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde;
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht
Iſt in dem Helm, iſt in dem Schilde
Und in der Rüſtung angebracht!

Der Maler wird beſchämt gerühret;
Er ſah den Kenner traurig an.
„Nun,“ ſprach er: „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.“
Der junge Geck war kaum hinaus,
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

Friedrich hatte **Gellert** bis dahin ſehr aufmerkſam zugehört, und als er jetzt eine Pauſe machte, fragte er ſchnell:

„Und die Moral?“

Gellert fuhr fort:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt das ſchon ein böſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

„Das iſt recht ſchön!“ rief der König aus: „Er hat ſo etwas Coulantes in Seinen Verſen, das verſteh' ich Alles. Da hat mir aber Gottſched eine Überſetzung der Iphigenia vorgeleſen. Ich habe das Franzöſiſche dabei gehabt, und doch kein Wort davon verſtanden.

Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietſch*) gebracht, den hab' ich weggeworfen.“

Ew. Majeſtät, den werf' ich auch weg.

„Nun, wenn ich hier bleibe, ſo muß Er öfters zu mir kommen, Seine Fabeln mitbringen und mir etwas Neues vorleſen.“

Ich weiß nicht, ob ich gut leſe; ich hab' einen ſingenden, gebirgiſchen Ton.

„Ja, wie die Schleſier. Aber Er muß Seine Fabeln ſelbſt leſen, ſie verlieren ſonſt viel. Nun, komm' Er bald wieder.“

Das war ein Wink für Gellert, ſich zu beurlauben.

Als er ſich entfernt hatte, ſagte Friedrich, ſich an Quintus Icilius wendend:

„Das war ein ganz anderer Mann, wie Gottſched!“

Auch am folgenden Tage gedachte er noch Gellert's mit der Äußerung:

„C'est le plus raisonable de tous les savans allemans.“

(Das iſt der Verſtändigſte aller deutſchen Gelehrten.)

Gellert wurde jedoch nicht wieder zu dem Könige gerufen; dies unterblieb nicht, weil er ſeine Meinung von ihm geändert hatte, ſondern nur, weil wichtigere Dinge ſeine Aufmerkſamkeit und ganze Thätigkeit in Anſpruch nahmen.

Der König hatte Gellert nach ſeiner Unterredung in Leipzig, im Jahre 1760, nicht vergeſſen. Er hielt ihn für einen vorzüglichen deutſchen Fabeldichter. Im Jahre 1761 machte er ſelbſt zu Breslau die nachſtehende Fabel.

Les deux chiens et l'homme.

Fable.

Deux gros mâtins acharnés à leur perte,
Rivaux de bâfre, irrités par la faim,
Se déchiroient pour saisir la desserte
Que certain gar jeta sur leur chemin;

---

*) Johann Valentin Pietſch, geboren zu Königsberg in Pr. 1690, war Profeſſor der Dichtkunſt, Hofrath und königl. Leibarzt. Er ſtarb in ſeinem Geburtsort am 29. Juni 1733. Gottſched gab zuerſt eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus.

Le sang couloit de leur gueule entr'ouverte.
Leurs cris aiguis, leurs fiers aboiements
Frappoient au loin l'oreille des passans.

Certaine quidam d'humeur dure et brutale
Voit leur combat, se saisit d'un bâton,
Tout en fureur, sans rime, sans raison,
A double tour de son tricot régale
Nos deux champions tout meurtris de ses coups:
Toujours craint, canaille quadrupede,
Roquets maudits, qu'on s'enfuie et qu'on cède,
L'un de mâtins bouillonnant des courroux,
Tout en fuyant lui dit: Seigneur féroce,
Mediateur impertinent qui rosse
Deux vrais héros, souviens toi qu'ici-bas
Comme on l'entend chacun fait son negoce.
Nous autres chiens nous livrons des combats
Pour quelques os, et vous pour des États.
De vrais besoins entre chiens font les guerres,
Entre nous c'est l'orgueil et cent chimères.

Die beiden Doggen und der Menſch.

Zwei Doggen biſſen ſich voll Wuth
Um einen Knochen wechſelweiſe,
Den eines Schalkes Übermuth
Den Neidiſchen hinwarf zur Speiſe.
Aus ihren Kehlen ſtrömte Blut.
Den Wandrer, der auf ſeiner Reiſe
Ihr Bellen hört von ferne ſchon,
Und ihrer wilden Stimmen Ton,
Erfüllt's das Herz mit Angſt und Schauer.

Zufällig kommt des Weg's ein Bauer.
Als er die beiden Kämpfer ſieht,
Er mißgelaunt vor Zorn erglüht.
Den knot'gen Stock, der ihm zur Stütze
Bei'm Gehen dient, er drohend ſchwingt;
Mit ungeſtümer roher Hitze
Er zwiſchen beide Doggen dringt;
Es fallen Schläg' auf ſie, wie Blitze,
Und während er ſie grauſam bläut,
Er unaufhörlich flucht und ſchreit:
„Du Hundepack! fort, fort zum Henker!
Scheer augenblicklich Dich nach Haus!"

Da rief der eine Hund, ein Denker
In ſeiner Art, im Fliehen aus:
„Geſtrenger, gnäd'ger Herr, bedenk' er,
Die Sühne fängt er ſchamlos an;
Auf ſein Verdienſt kann er nicht pochen,
Es thut ein Jeder, was er kann:
Wir Hunde ſtreiten uns um Knochen,
Der Menſch fängt Krieg um Länder an.“

Es reizt den Hund zum Kampf allein
Das, was ihm Nutzen kann verleih'n;
Er kämpft, damit er's nicht entbehre.
Uns, wenn wir uns dem Kriege weih'n,
Bald Eitelkeit und bald Chimäre.

Als man den König um die Erlaubniß bat, dieſe Fabel an Gellert ſchicken zu dürfen, war er es zufrieden.

Gellert erhielt ſie durch den Herrn von Catt, der zu der literariſchen Geſellſchaft des Monarchen gehörte; Gellert dankte dem Ueberſender dafür und ſchrieb ihm:

„Die Fabel iſt allerliebſt, und ich möchte ſie lieber gemacht, als die Schlacht bei Roßbach gewonnen haben.“

Der Empfänger des Briefes war aber ſo klug, dieſes geſuchte Paradoxon dem Könige zu verſchweigen; es würde ihm nicht gefallen und er unſtreitig eine ſarkaſtiſche Bemerkung, wohl mit Recht, gewiß aber nicht die nachſtehenden Verſe, ihm gewidmet, gemacht haben.

Au Sieur Gellert.

Le Ciel en dispensant ses dons
Ne le prodigua point d'une main libérale,
Il nous refuse plus que nous recevons.
Pour tout peuple à peu près sa faveur est égale.
Les François sont gentils, les Anglois sont profonds,
Mais s'il dénie à l'un ce qu'il accorde à l'autre,
Notre orgueil fait changer en roses nos chardons:
Au talent du voisin nous préférons le nôtre.

A Sparte régnoit la valeur;
Mars se plut d'y former de fameux capitaines,
Tandis que la molle douceur
Des beaux arts enchanteurs respiroit dans Athènes

De Sparte nos vaillans Germains
Ont hérité l'antique gloire.
Combien de grands exploits ont rempli leur histoire?
Mais s'il ont trouvé les chemins
Qui vont au temple de mémoire,
Les fleurs se fanent en leurs mains,
Dont ils couronnent la victoire.
C'est a toi, Cygne des Saxons,
D'arracher ce secret à la nature avare;
D'adoucir dans tes chants d'une langue barbare
Les durs et détestables sons.
Ajoute par les vers que ta Muse prépare,
(Sur les pas du devin Maron)
Aux palmes des vainqueurs dont le Germain se pare,
Les plus beaux lauriers d'Apollon.

Bei der Vertheilung ſeiner Gaben
Freigebigkeit des Himmels Hand nicht übt,
Denn mehr er uns verweigert, als er giebt;
Ein jedes Volk wird gleichen Theil faſt haben
An ſeiner Gunſt: der Gallier iſt gewandt,
Der Brite zeigt tiefforſchenden Verſtand;
Doch wenn er hier verſagt, was dort er ſpendet,
Verwandeln wir, vom Stolz verblendet,
In Roſen unſ're Diſteln, und verkannt
Wird das Talent des Nachbars, wir erheben
Das unſ'rige, um unſerm Vaterland'
Partheiiſch dieſen Vorzug auch zu geben.

In Sparta herrſchte Tapferkeit,
Heerführerruhm war dort das Streben,
Dort blut'ges Waffenſpiel nur freut',
Als in Athen man Huldigungen
Den ſchönen Künſten weit und breit,
Von ihrer Zaubermacht durchdrungen
In Sitten milder ſchon, geweiht.
Vererbet ward von Sparta's Ahnen
Auf unſ're tapfere Germanen
Der Ruhm, und manche Heldenthat
Lehrt die Geſchichte, um den Pfad
Zum Ruhmestempel uns zu bahnen;
Doch von den Blumen, die zum Kranz
Der Siege ihre Hand gewunden,
Iſt nur zu bald der lichte Glanz
Verloſchen und ihr Schmelz verſchwunden;
Man ſieht davon kaum eine Spur.

Du, Sachſens Schwan! magſt der Natur,
Der kargen, das Geheimniß nun entlocken,
Wie einer Sprache man, die rauh und trocken,
Wohllaut verleihet durch Dein Saitenſpiel.
O, ſage nun, (Germanien's Virgil)
Durchdringt Dich der Begeiſt'rung Feuer,
Zu Siegespalmen, deutſchen Muthes Preis,
Die ſüße Töne Deiner Dichterleyer,
Des Muſengottes ſchönſtes Lorbeerreis.

Während des ſiebenjährigen Krieges pflegte der Monarch eine Zeitlang des Abends nur geſottene Prätzeln und einen franzöſiſchen Käſe, Fromage de la Poste de Meaux, zu eſſen und tyroler Wein zu trinken. Als er 1760 von Leipzig in die Kantonnirungsquartiere nach Meißen zog, hatte man dieſen Käſe mitzunehmen vergeſſen. Angekommen in Meißen verlangte er ſolchen. Man geſtand ihm, daß er in Leipzig aus Vergeſſenheit zurückgeblieben, aber ſchon eine Staffette abgeſchickt ſey, ihn zu holen. Er war darüber ſehr ungehalten. Am folgenden Morgen, als ſeine Kammerlakeien bei'm Ankleiden gegenwärtig waren, fragte er Einen, noch mißgelaunt über dieſe Unachtſamkeit:

„Wie viel Eſel hab' ich bei mir?“

Der Kammerdiener, wohl merkend, worauf dieſe Frage hindeuten ſollte, antwortete mit vieler Geiſtesgegenwart:

Mich mitgerechnet fünf.

„Nun dann hätte wohl einer davon ſo klug ſeyn können, meinen Käſe mitzunehmen“ verſetzte er lächelnd, über dieſe Antwort mit der Fahrläſſigkeit ſeiner Dienerſchaft verſöhnt.

Der Feldzug des Jahres 1761 zeichnete ſich durch nichts, als durch zwei wichtige Begebenheiten aus, es gelang nämlich dem Könige durch ſeine meiſterhafte Stellung bei Bunzelwitz, den entworfenen Vereinigungsplan der Ruſſen und Öſterreicher zu hindern und zweitens: die von dem Könige durch dieſe Stellung gedeckte wichtige Feſtung Schweidnitz wurde nicht lange nachher auf eine unerwartete und unerklärbare Art von dem feindlichen General

Laudon überrumpelt und eingenommen. Vielleicht machte keine der unglücklichen Kriegsbegebenheiten, ſelbſt die verlornen Schlachten bei Collin und Kunersdorf mitgerechnet, einen ſo übeln Eindruck auf das Heer und auf den König ſelbſt, als dieſe. Faſt ſechs Jahre hatte der Krieg mit abwechſelndem Glücke gewährt, den größtentheils ſiegenden Preußen war nichts ſo verhaßt, als der Gedanke an einen Winterfeldzug, und zu einem ſolchen gab dieſe unerwartete Begebenheit um ſo mehr die Ausſicht, da mit dieſem Verluſte die ſauer und blutig geerndteten Früchte eines ganzen Feldzuges verloren gingen. Indeß, einen Geiſt, wie Friedrich's, konnte der Unmuth nur auf Augenblicke feſſeln. Dem Könige, den jetzt der Verluſt der Hauptfeſtung Schleſiens, nach der Berechnung der Feinde, tief beugen mußte, wichen doch die glücklichen Feinde gern aus, und ſelbſt den unternehmenden Laudon feſſelte die Furcht vor Friedrich's rächendem Schwerte. Er blieb unbeweglich in ſeinem feſten Lager bei Freiburg, um die Gemeinſchaft mit Böhmen, Schleſien und Sachſen zu erhalten. Vergebens zeigte ſich Friedrich in der Nähe; vergebens neckten die kühnen leichten Truppen der Preußen den Feind, er ſtand unbeweglich in ſeinem Lager, und vermied es ängſtlich, den Preußen auf freiem Felde unter die Augen zu treten. Es war ſpät im Herbſte; der Winter war nahe, als Friedrich ſeine Truppen in die weiter ſüdwärts an der Ohlau zwiſchen der Stadt Ohlau und Strehlen liegende Gegend in die Winterquartiere verlegte. Die Stellung war gewagt; ſie zeugte von dem Muthe des Königs und von dem Vertrauen, das er auf die ihn faſt immer begleitenden Haustruppen der Garniſonen von Berlin und Potsdam ſetzte. Ein öſterreichſches Korps ſtand nahe; es erſtreckte ſich von Bohrau bis Nimptſch auf dem abendlichen Ufer der Lohe, eines Fluſſes, der durch die Schlacht bei Breslau den 22. November 1757 ſo bekannt geworden iſt. Öſterreichſche leichte Truppen ſchwärmten bis Campen, Betzdorf und Plomuth, Dörfer, die kaum eine Meile von Strehlen liegen, wo der König ſein Hauptquartier genommen hatte. In Strehlen ſelbſt lagen drei Regimenter der berliner Garniſon; eins derſelben war das berühmte Regiment Forcade, eine Kriegsſchaar, der der König bei jeder Gelegenheit den Vorzug gab. —

Möglich, daß dem König in Strehlen, einem Städtchen von nicht vierhundert Häuſern, bei einer Einquartirung von ſechstauſend Mann, alle Bequemlichkeit fehlte, auf die er ſelbſt im Laufe des Krieges nicht ganz Verzicht thun konnte; möglich, daß ihm das Entbehren der Pflege und der nöthigen Ruhe um ſo angreifender war, da er bei ſeiner jetzigen Kränklichkeit ihrer ſo ſehr bedurfte — genug, er zog es vor, in dem bei Strehlen ganz nahe liegenden Gärtnerdorfe Woiſelwitz ſein Quartier zu nehmen. Die bequeme Wohnung des damaligen Bauinſpekters Brückkampf bot dem Könige alle Pflege dar, und mit der größten Bereitwilligkeit räumte der Beſitzer ſeinem Könige das Haus ein. Es lag einen Büchſenſchuß von der Stadt Strehlen — die ganze Beſatzung des Dorfes beſtand aus Einer Kompagnie Grenadiere von Forcade, von welcher jeden Mittag eine Wache von dreißig Mann aufzog, um die Perſon des Monarchen zu beſchützen.

In Strehlen ſtand vor dem Kriege ein Theil des Seydlitzſchen Kuiraſſierregiments, deſſen Offiziere ſich durch die dem ſchleſiſchen Adel ſo eigene feine Bildung auszeichneten. Ein ausgebreiteter Umgang mit dem benachbarten Adel gehörte um ſo mehr zu den Nothwendigkeiten, da ſchon unter den frühern Chefs, unter Waldow und Rochau, dieſer gebildete Ton im Regimente einheimiſch, dieſer Umgang nothwendig geworden war. Unter denen von Adel, die nicht in Kriegsdienſten ſtanden, befand ſich ein gewiſſer Baron von Warkotſch, der zwei Jahre vor dem ſiebenjährigen Kriege die öſterreichſchen Dienſte verlaſſen, und auf ſeinen in Schleſien nahe bei Strehlen liegenden Gütern als Privatmann lebte. Sein Ruf war der beſte. Jeder ſchätzte ihn, und ſein ausgebreiteter Umgang gab ihm bei Allen Anſehen. Friedrich, der es ſehr gern ſah, wenn die in ſeinem Lande wohnenden Edelleute die Dienſte fremder Monarchen verließen, rechnete auch dieſem gebildeten und feinen Manne dieſen Schritt als ſehr verdienſtlich an. Er überhäufte ihn mit Gnaden, und that dies ſelbſt auf Koſten ſeiner ſonſt gewohnten unpartheiiſchen Billigkeit gegen Andere; denn Friedrich befreite dieſes Mannes Güter, die mehr als den vierten Theil einer Million betrugen, von allen Lieferungen, ſo drückend dieſe auch für alle andere Gutsbeſitzer waren; eine Auszeichnung, die ſo ſehr auffiel, daß die übrigen Edelleute ſich bei dem Könige ſelbſt darüber beſchwerten, welches aber dieſen in ſeinem Sinne nicht nur befeſtigte, ſondern ſeine Huld ſo vermehrte, daß Warkotſch nicht nur öfter in's Quartier des Königs kam, ſondern eben ſo oft in der Geſellſchaft mehrerer Generale an deſſen Tafel ſpeiſte; eine Auszeichnung, mit der Friedrich nichts weniger als verſchwenderiſch war.

Es iſt ungewiß, ob Warkotſch zu den kleindenkenden Menſchen gehörte, die durch genoſſene Vorzüge ſtolz werden, ſie als ein Recht verlangen, und auf Rache ſinnen, ſobald ſie ihnen verſagt werden. Religionsſchwärmerei hatte nicht den geringſten Antheil an der That, welche in dem Folgenden erzählt werden ſoll; denn Warkotſch war evangeliſch, und die Beeinträchtigung, die er, als der einzige evangeliſche Offizier bei dem öſterreichiſchen Regimente, in dem er diente, erlitten, hatten ſehr dazu beigetragen, daß er die kaiſerlichen Dienſte verließ. Eigennutz konnte bei einem ſo reichen Manne eben ſo wenig der Bewegungsgrund ſeyn. Vielleicht trieb ihn der Stolz, dem Kriege mit einem Male ein Ende zu machen, und vielleicht wirkte dieſer ſtärker, als Dankbarkeit. Man weiß übrigens kein Beiſpiel, daß Friedrich durch irgend einen Einfall, oder durch irgend eine Satire dieſen Mann gekränkt hätte. Unerklärbar bleibt der Bewegungsgrund zu dieſer That, wenn man nicht annehmen will, daß bloß eine planmäßige ruhig überdachte Bosheit hier wirkte. Es wird dies um ſo wahrſcheinlicher, da Warkotſch ſich lange vorher mit ſeinem Plane trug, und ihn ſchon früher, vor mehr als vier Monaten ausführen wollte.

Es war den 15. Auguſt, als der König, was er ſonſt nie that, den Jahrestag des im Jahre 1760 an eben dieſem Tage erfochtenen Sieges bei Liegnitz feierte. Der König befand ſich damals in dem Dorfe Schönbrunn, das dem Baron Warkotſch gehörte. Es war Zufall, daß gerade in dieſem Orte eins der Regimenter lag, die ſich bei Liegnitz ſo ſehr ausgezeichnet hatten, ſo wie es auch vielleicht ein bloßes Ungefähr war, daß der König ſich in der heiterſten Laune befand. In dieſer frohen Stimmung gab Friedrich jenem Regimente einen Ball, und dieſen Umſtand benutzte Warkotſch, ſeinen Plan auszuführen. Die Verwirrung und der Lärm bei einer ſolchen Feierlichkeit ließ um ſo eher einen glücklichen Ausgang hoffen, da Friedrich ſich gewöhnlich an einem ſolchen Tage aus der wilden geräuſchvollen Freude in die Einſamkeit zurückzog. Warkotſch kannte des Königs Zimmer, es hatte eine verborgene Thür und Treppe; der Plan war ſo entworfen, daß verkleidete Öſterreicher den König hier überfallen und ihn todt oder lebendig mit ſich fortſchleppen ſollten. Die Stunde der Ausführung war nahe; die Öſterreicher, in einem nahen Steinbruche verſteckt, warteten auf das Signal, als der, in der Gegend ſtehende General von Zieten in dieſer Nacht ſeine Stellung veränderte, und mit ſeinem Huſarenregimente in die Umgebungen des Dorfes rückte. Dieſer Umſtand rettete Friedrich's Leben oder Freiheit. Eine höhere Hand nahm ſich des Monarchen um ſo auffallender an, da Zieten ſelbſt ſich keines deutlichen Planes, keiner beſtimmten Urſache bewußt war, weshalb er in dieſer unglücksſchwangern Nacht jene Veränderung ſeiner Stellung vorgenommen hatte. Warkotſch, aufgebracht, daß dieſer boshafte Streich mißlungen noch aufgebrachter über die Vorwürfe, welche ihm die in dieſes Komplott verflochtenen öſterreichſchen Offiziere der in der Nähe ſtehenden Regimenter machten, verbarg ſeinen Unwillen liſtig unter der Larve der Unterthänigkeit. Selbſt Friedrich, der auf den erſten Blick ſo oft das Innere der Menſchen durchdrang; deſſen Kennerauge nicht ſelten einen noch ſo liſtigen Böſewicht zum Geſtändniß brachte, ſelbſt Friedrich wurde durch Warkotſch erheuchelte Unbefangenheit getäuſcht. Neue Güte, neue Herablaſſung machten den Verräther kühn, und die ſchwarze That wurde auf eine günſtigere Zeit verſchoben.

Jetzt, es war im Spätherbſte, ſollte ſie ausgeführt werden. Zu dem Hauſe, das der König bewohnte, konnte man ſehr leicht durch Gärten kommen. Eine Überrumpelung ſchien um ſo ſicherer einen glücklichen Erfolg zu verſprechen, da das Wachthaus etwas entfernt lag, und Friedrich bloß zwei Grenadiere vor der Thür ſtehen hatte, die bei dem vielen Gehen und Kommen im Hauptquartiere leicht überfallen werden konnten. Der nahe Wald hätte die Entführer des Monarchen gedeckt, und im Falle des Mißlingens war Friedrich, ehe die Beſatzung ihm zu Hülfe eilen konnte, gemordet. Eines glücklichen Erfolges gewiß, ritt Warkotſch, unter dem Vorwande einer Jagd, in die Gegend von Münſterberg, wo ein kaiſerlicher Oberſte ſich verkleidet einfand. Der Plan wurde genauer beredet. Es ſollte ein Warkotſch gehörendes Gärtnerhaus angezündet werden, und in dieſer Verwirrung wollte man die That vollführen.

Es war den 27. November. In der folgenden Nacht ſollte die Entführung oder der Mord des Monarchen vor ſich gehen, als Warkotſch zum letzten Male nach Siebenhuben, einem nahe bei Schönbrunn liegenden Dorfe, ritt. Hier wohnte ein ſchon früher in das Komplott verwickelter Theilnehmer, ein katholiſcher Weltgeiſtlicher, ein Mann, der ſich durch Kenntniſſe rühmlich auszeichnete, Namens Schmidt. Er war bei dem Plane eine der Hauptperſonen — durch ihn wurde die ganze Korreſpondenz in dieſer Sache um ſo ſicherer geführt, da ſein Betragen und ſeine nicht ganz gewöhnlichen Kenntniſſe ihm in der Generalität und unter den Offizieren des preußiſchen dort ſtehenden Heeres Zutritt verſchafft hatten, wodurch er dann Vieles erfuhr, was die Ausführung der That begünſtigen konnte. Warkotſch hatte in ſeiner Begleitung einen Jäger, mit Namen Kappel, deſſen Vater ſchon im Warkotſchſchen Hauſe geweſen; ein Umſtand, der einerſeits dieſen Jäger unentbehrlich machte, andrerſeits ihn aber auch verleitete, ſich ein gewiſſes vorlautes, nicht immer in den Schranken des Domeſtiken bleibendes Benehmen zu erlauben. Warkotſch hielt viel von dieſem Menſchen, er war mehr ſein Freund, ſein Vertrauter, und ſo war es denn auch natürlich, daß er in jenes Geheimniß eingeweihet wurde. Gewöhnlich las ihm der Baron die in dieſer Sache geſchriebenen Briefe vor, Kappel mußte ſie dann ſiegeln, und an diejenigen bringen, an die ſie gerichtet waren. Dies Alles gab dem Jäger ein gewiſſes Übergewicht; aber es machte ihn auch keck, er trat ſelbſt oft frech auf, um ſeinen Launen zu folgen, ſelbſt wenn dieſe den Anordnungen ſeines Herrn geradezu widerſprachen.

Warkotſch kam zurück. Äußerſt ungern ſah er es, daß der Markgraf Karl ihn zu einem Spazierritte einladen ließ. Ungern erfüllte er dieſe Bitte, noch weit verdrießlicher war der Jäger, daß ſein Herr keinen Vorwand, dieſen Ritt abzulehnen, gefunden hatte. Spät kam man zu Hauſe. Durchnäßt von dem unfreundlichen Wetter, müde von dem langen Ritte, war Kappel im hohen Grade mürriſch, und ohne zu eſſen, ging er murrend in ſeine Schlafkammer. Warkotſch war dergleichen Verſtöße gegen die ihm ſchuldige Achtung von ſeinem Jäger ſchon gewohnt. Ohne ſie zu rügen, ſchrieb er in der Nacht einen Brief an den Oberſten, und meldete ihm darin, was er in der heutigen Unterredung mit dem Prediger Schmidt verabredet habe. Um Mitternacht war der Brief geſchrieben; verſiegelt brachte ihn Warkotſch vor das Bette des Jägers, weckte dieſen, und befahl ihm, nach Münſterberg zu dem Oberſten oder, wenn er etwa hier nicht durchkommen könne, nach Siebenhuſen zu reiten.

Der Jäger, ſchon früher verdrießlich, ward ſehr ärgerlich, daß er aus ſeinem Schlafe geſtört, in ſo ſchlechtem Wetter einen ſo weiten Weg machen, und wohl gar Gefahr laufen ſollte, unterwegs von einer preußiſchen Patrouille aufgegriffen zu werden. Er machte daher einige Einwendungen, die der Baron mit einem beſtimmtem Befehl und Fluchen beantwortete. Kappel verbiß ſeinen Unmuth, kleidete ſich an und, mit ſich ſelbſt noch nicht einig, was er thun ſolle, ritt er mitten in der Nacht fort. War es Rachſucht gegen ſeinen Herrn, oder erwachte in der einſamen, finſteren und ſtürmiſchen Nacht das ſchlummernde Gewiſſen; genug mit dem Schlage zwei hielt er in dem Dorfe Schönbrunn an der Thüre des evangeliſchen Predigers Gerlach. Die Herzensgüte und Redlichkeit dieſes Geiſtlichen hatten ihn ſelbſt bei den Katholiken, auf Koſten ihres Geiſtlichen, beliebt und werth gemacht. Auch der Jäger Kappel hegte Ehrfurcht für ihn, und in dieſem Augenblick war es ihm, als müſſe er ſein Gewiſſen dem redlichen Mann enthüllen, den König retten. Ungeſtüm klopfte er an die Thür. Der Prediger, der in den Zeiten des Krieges, und bei den Umgebungen ſo ſtarker Armeen oft ſchon auf dieſe Art geweckt worden, ſprang an's Fenſter. Seine Frage: „Wer iſt da?“ wurde von einer bittenden, aber bekannten Stimme erwiedert.

„Ich muß Sie ſprechen, ich bitte Sie, eilen Sie!“

Die Thür wurde geöffnet, der Jäger trat ein; die erſte Bitte war, den Prediger allein, ganz allein zu ſprechen. Nicht ohne Mißtrauen führte Gerlach den Bewaffneten auf ſein Studierzimmer, nicht ohne Ängſtlichkeit ſahen die Gattin dem Gatten, die Kinder dem Vater nach, als dieſer ſich mit Kappel entfernte. Der Jäger ergriff die Hand des erſtaunten Predigers, die Thränen traten ihm in die

Augen, aus ſeinem wilden Blicke ſchloß der Prediger auf einen ſchon verübten Frevel.

„Sie müſſen mir rathen! Sie müſſen mich retten!“

Mein Gott, worin? wovon?

„Morgen Nacht wird Ihr König gemordet oder gefangen. Hier leſen Sie!“

Zitternd las der Prediger, die Aufſchrift des Briefes, zitternd erbrach er ihn, indeß der Jäger händeringend im Stübchen auf und nieder ging.

„Sagen Sie mir nur, was ich thun ſoll? Ich weiß nicht, wie ich in das verfluchte Komplott gerathen bin! Was thu' ich?“

Gerlach befand ſich in der peinlichſten Verlegenheit. Gelang die ſchwarze That, wer war Bürge, daß es unbekannt blieb, wie Kappel ihm dieſes ſchreckliche Geheimniß vertraut habe? Mißglückte der teufliſche Anſchlag, was hatte er von Warkotſch, von den Geiſtlichen und von deren Anhange zu fürchten? Nach einigen Minuten Überlegung ſprach er:

„Du jagſt, was ein Pferd nur aushalten kann, nach Strehlen zurück, und verlangſt den König zu ſprechen. Vielleicht hat er Dich irgendwo ſchon geſehen, um deſto leichter kommſt Du vor ihn. Gieb ihm den Brief und entdecke Alles. Du haſt dann Deine Pflicht gethan, den Ausgang überlaß' Gott!“

Der Prediger ließ ſogleich ſein eignes Pferd ſatteln, das des Jägers war zu ermüdet. Kappel beſtieg es, und nach kaum anderthalb Stunden rief ihm der Poſten vor des Königs Quartier das gewöhnliche „Wer da?“ entgegen. Kappel ſtieg ab, ging dem Poſten näher und gab ſich zu erkennen. Die Grenadiere kannten ihn. Ihre Frage, warum er ſchon ſo früh in dunkler Herbſtnacht komme, beantwortete er mit Ungeſtüm, daß er den König ſprechen, nothwendig ſelbſt ſprechen müſſe. Dieſe Worte hörte der im Vorzimmer des Königs auf einem Lehnſtuhl ſitzende Ordonnanzoffizier, er ging hinab zu dem die Wache kommandirenden Offizier, als ſchon der Gefreite die Treppe herauf kam, um den Jäger zu melden.

Kappel hatte ſein Anliegen dem Poſten ſo laut geſagt, daß es von Mehreren und auch von einem Freunde des Barons Warkotſch gehört wurde, der gerade jetzt erſt aus deſſen Wohnung zurück kam. Die ängſtliche Haſt des Jägers erregte in ihm Argwohn, er eilte verſtohlen zurück, ſchlich ſich nach Warkotſch's Wohnung und unterrichtete ihn, daß ſein Jäger den König zu ſprechen verlangt.

Der Ordonnanz-Offizier hatte kaum den Melderappert des Gefreiten gehört, den neben dem Grenadier gehenden Jäger geſehen, und des Letztern dringende Bitte, dem Könige gemeldet zu werden, vernommen, als er ſchon in Friedrich's Zimmer ging. Der Monarch lag wachend, mit einem Schlafrocke bedeckt, auf einem Ruhebette. Er richtete ſich empor, hörte den Rapport, ſtand auf und befahl, den Jäger herein zu führen. Dreiſt äußerte dieſer den Wunſch, den König allein zu ſprechen. Friedrich, erhaben über das Mißtrauen kleiner Seelen, der, ſelbſt eine an's Kleinliche gränzende Beſorglichkeit dann nie merken ließ, wenn er auch Urſache hatte, argwöhniſch zu ſeyn, erfüllte des Jägers Bitte. Er befahl, ihn mit Kappel allein zu laſſen. Von der Unterredung in dieſer wichtigen halben Stunde iſt nie etwas bekannt geworden. Der Jäger wurde entlaſſen, und der König beorderte einen Offizier vom Regiment des Markgrafen Karl mit zehn Mann nach der Wohnung des Barons, um dieſen zu ihm zu bringen, im Fall der Weigerung oder des Verſuches zum Entfliehen, ſich ſeiner aber mit Gewalt zu verſichern.

Warkotſch, ſchon unterrichtet, was ſein Jäger unternommen, traf eben Anſtalten zur Flucht, als der Offizier in das Zimmer trat, und ihm ſagte, daß der König ihn ſprechen wolle. Vorbereitet auf Alles, hatte er Gewandtheit genug, ſeine Unruhe zu verbergen. Unter dem Vorwande, ſich anzukleiden, trat er in eine Nebenkammer, dieſe hatte eine verborgene Treppe, und er entfloh.

Er hatte den Weg über Siebenhuſen genommen, denn das Kommando, das dort den katholiſchen Prieſter Schmidt abholen ſollte, kam mit der Nachricht zurück, daß auch dieſer, der nur durch ihn von dem was ſich ereignet, etwas wiſſen konnte, gegen Morgen mit einem Andern ſehr eilig nach Münſterberg geritten ſey. Der König blieb bei dem Rapporte des mißlungenen Unternehmens jenes Offiziers ſehr gelaſſen. Die ganze Sache wurde bekannt gemacht; das Urtheil über die Verräther dahin gefällt, daß Beide im Bilde geviertheilt werden ſollten. Ein Pfuſcher malte in der Geſchwindigkeit die Bildniſſe. Ein Umſtand, worüber der König ſich ſcherzend äußerte, als ihm das Urtheil zur Unterſchrift vorgelegt wurde, er ſagte lächelnd:

„Das Urtheil kann um ſo eher vollzogen werden, da die Portraits ſo wenig taugen, als die Originale."

Der Jäger trat jetzt in das preußiſche Jäger-Korps, und wurde nach dem Kriege Förſter in der Mark Brandenburg.

Der Prediger **Gerlach** hat nie einen Beweis von des Königs Huld empfangen. **Kappel** hat unſtreitig in der Angſt, in welcher er dem Könige die Entdeckung der Verrätherei des Barons machte, nichts davon erwähnt, wer ihm den Rath dazu gegeben; daher iſt ihm ſolches unbekannt geblieben, denn ſonſt würde er, der ſo viele Beweiſe an den Tag gelegt, wie dankbar er gegen geringere Dienſte war, und wie er ſich ſolcher noch nach vielen Jahren mit dem Gefühl der Erkenntlichkeit erinnerte, auch des Predigers **Gerlach** gewiß eingedenk geweſen ſeyn.

Nach dieſer mißlungenen Verſchwörung wurde ihm von einem Generale der Vorſchlag gemacht, zu ſeiner perſönlichen Sicherheit eine beſondere Leibwache zu errichten, die immer um ihn wäre.

„Das käme mir etwa ſo vor," verſetzte er lächelnd: „als wenn ein Vater, der viele Kinder hat, ſich Knechte miethen wollte, die ihn gegen die Nachſtellung der Kinder ſichern ſollten. Ich halte mich für den Vater meiner Unterthanen, wenigſtens thu' ich Alles, mich gegen ſie als ſolcher zu zeigen, und denk' alſo, daß ich ſicher unter ihnen umhergehen kann."

General von **Gaudi** genoß **Friedrich's** ganzes Vertrauen. Oft ſprach er mit ihm über die wichtigſten Gegenſtände und achtete in vielen Dingen auf deſſen Meinung und Anſichten. Einſt lenkte der General das Geſpräch auf **Warkotſch** und wünſchte über deſſen verrätheriſchen Plan nähere Aufſchlüſſe. Freundlich ergriff **Friedrich** des Generals Hand.

„Wie lange, lieber Gaudi, kennen wir uns?" fragte er.

Je nun, Ew. Majeſtät, von 1735 an, da ich in Ihr Regiment kam.

„Nun, dann wird Er wiſſen, daß ich gern über gute Menſchen ſpreche; daß mir aber nichts ſo zuwider iſt, als die Rückerinnerung an ſchlechte und undankbare. Frag' Er mich nie um dieſe Geſchichte; Er verdirbt mir jedesmal einen Tag."

Im Jahre 1761, während Friedrich mit ſo vielen Feinden einen ſo ungleichen Kampf zu beſtehen hatte, vergaß er darüber nicht, für die Nothleidenden nach Kräften zu ſorgen.

Berlin zählte damals 100,000 Einwohner; der im Jahre 1756 ausgebrochene Krieg hatte den Wohlſtand vieler zerrüttet und den Erwerb der arbeitenden Klaſſe ſo verringert, daß viele nur kümmerlich ihr Leben friſten konnten. Die Noth ſtieg aber noch höher, als das Brod ſehr theuer wurde.

Sobald dies der König erfuhr, ließ er durch den nachmaligen Hofſtaatsſekretair Stiegel wöchentlich Brod für 30,000 Köpfe unentgeldlich vertheilen, worunter ſich auch viele Soldatenfrauen und Kinder befanden.

Hier verdient auch eine Kabinetsordre Erwähnung, welche der König ein Jahr zuvor, ſobald die Feinde Berlin verlaſſen hatten, dorthin ſandte:

„Se. Königliche Majeſtät befehlen Demjenigen, welchem dieſes der Feldjäger zum Erbrechen geben wird, und der in Berlin gegenwärtig iſt, es ſey der Generallieutenant von Rochow, oder einer der dirigirenden Miniſter des General-Directorii, oder auch der Kammerpräſident von Gröben, der Geheime Rath Kircheiſen, oder wer es von dergleichen ſeyn möge, daß Derſelbe im Namen und von Wegen Sr. Königlichen Majeſtät zuförderſt ſogleich an den Generallieutenant von Maſſow ſchreibe, oder ihm mündlich bekannt mache, oder aber auch es dem Generallieutenant von Rochow, wenn Derſelbe gegenwärtig iſt, ſagen ſoll, daß gedachter Generallieutenant von Maſſow alſofort an Se. Königliche Majeſtät berichten ſoll:

1) Wie viel Mundirung vor die Armee vorhanden, auch zu ſeiner Zeit den nächſtkommenden Winter dort fertig geſchaffet und zur Armee geſchickt werden können.

2) Ob er die erforderliche Leinewand zu Zeltern vor die Armee dort haben könne, welches beides Se. Königl. Majeſtät von dem Generallieutenant von Maſſow ſogleich wiſſen wollen.

3) Muß dem Generallieutenant von Rochow geſagt oder geſchrieben werden, daß Se. Königl. Majeſtät vierzig neue blecherne Pontons von ihm haben und beſtellt wiſſen wolle.

4) Da zu vermuthen iſt, daß der Feind, während ſeiner kurzen Anweſenheit zu Berlin ſtarke Contributiones von der Stadt gefordert, mithin darüber convenirt ſey, und er ſolche theils an Wechſeln eingetrieben haben wird; ſo ſoll Sr. Königl. Majeſtät ſogleich der Bericht erſtattet werden, und declariren Dieſelben vorläufig hierdurch, daß, was die ausgeſtellten Wechſel angehet, ſolche nicht bezahlt werden ſollen, da ſolche Se. Königl. Majeſtät hiernächſt öffentlich vor unzahlbar, null und nichtig und inacceptable, ſie mögen ausgeſtellt ſeyn, wohin ſie wollen, declariren werden, zu Repressalien deſſen, was die Öſterreicher und der Reichs-Hofrath vorhin wegen der Bamberger und Würzburger Wechſel und dergleichen mehr declariret haben.

5) Weil nun gleichfalls zu vermuthen ſteht, daß der Feind, bei ſeinem kurzen Aufenthalt in Berlin, dennoch allhand Schaden an Königl. Gebäuden, als an der Pulvermühle, Gießhauſe und dergleichen gethan haben werde; ſo wird der Churmärkiſchen Kammer aufgegeben und iſt derſelben ſogleich zu notificiren, daß dieſelbe alſofort und ſonder Zeitverluſt die Anſchläge von der Reparatur und Herſtellung dergleichen nothwendigen Gebäude anfertigen laſſen, zur Approbation immediate einſenden, alle vorläufige Anſtalten zur Erſetzung des gethanen Schadens machen ſoll.

6) Übrigens ſoll Sr. Königl. Majeſtät ſogleich berichtet werden, wo der Generallieutenant von Hülſen mit ſeinem Corps jetzo ſtehet, welchem auch ſogleich bekannt gemacht werden muß, daß Se. Königl. Majeſtät mit Dero Armee in vollem Anmarſch ſind, um wo es nöthig iſt, gleich prompte Hülfe zu verſchaffen und alles zu redressiren.

Im Hauptquartier Zickadel, den 16. Oktober 1760.

Friedrich."

Als der König im Jahre 1761 nach Landshut gekommen war, hatten ſich eine große Menge Bauern, über tauſend an der Zahl, zuſammen gerottet, um ein Blutbad unter den Katholiken anzurichten, von welchen ſie, als Proteſtanten, hauptſächlich durch Antrieb der katholiſchen Prieſter, ſehr gemißhandelt und dann ihrer Kirchen beraubt werden, um ſie zum katholiſchen Gottesdienſt zu benutzen. Sie rechneten dabei auf den Schutz des Königs.

Er ließ die Rädelsführer zu ſich kommen, und erklärte ihnen: wie er eine ſolche Barbarei nie geſtatten, ſondern die ſtrengſten Maaßregeln treffen laſſen würde, ſie zu unterdrücken, und ſetzte dann hinzu:

„Ihr wollt doch evangeliſche Chriſten ſeyn. Dann müßt Ihr auch den Lehren des Evangeliums folgen. Es ſchreibt uns vor, die zu ſegnen, die uns fluchen, und für unſere Verfolger zu beten, damit wir das Himmelreich erwerben.“

Eine ſolche Ermahnung hatte die wohlthätige Folge, daß die Bauern von ihrem blutdürſtigen Vorhaben abſtanden, ohne daß ſtrenge Maaßregeln dazu nöthig waren.

Im Spätherbſt des Jahres 1761 ſtand die Armee noch in Böhmen, und der König fand es für gut, plötzlich den Stand ſeiner Armee zu verändern. Gleich nach Mitternacht brach man auf und marſchirte weiter. Ein Unteroffizier der Avantgarde befand ſich unwohl. Der König, der neben ihm herritt, befragte ihn bei'm Anbruch des Tages über mancherlei. Die Antworten waren immer höchſt lakoniſch, und der Befragte ſaß dabei gekrümmt auf dem Pferde. Dem König fiel es auf; er fragte ihn:

„Fehlt ihm was?“

Ew. Majeſtät! entſetzliches Schneiden im Leibe!“

„Er hat ſich gewiß in der Nacht erkältet?“

Vermuthlich, ich weiß nicht, wo ich bleiben ſoll.

„Das iſt ſchlimm, die Apotheke iſt indeß nicht weit, aus der will ich Ihm was verſchreiben.“

Er ſah ſich nach ſeinem Gefolge um und ſprach:

„Ich weiß, Meſſieurs, unter Ihnen führt Jemand gute Magentropfen bei ſich.“

Der König wußte, daß dies der Fall bei einem Major war. Alle ſahen ſich befremdet an und Keiner erwiederte darauf ein Wort.

Da fuhr der König fort: „Nur heraus damit! ich brauche ſie!“ den Major ſcharf in die Augen faſſend.

Jetzt zog ſolcher eine Flaſche mit Magentropfen hervor. Der König nahm ſie ihm aus der Hand, und reichte ſie dem Unteroffizier mit den Worten:

„Da, trink' Er, ſo viel Er glaubt vertragen zu können; ſie ſind etwas ſtark."

Der Unteroffizier ſetzte die Flaſche, die ein achtel Quart enthielt, an den Mund. Die Tropfen ſchmeckten ihm; er leerte die Flaſche mit einem Zuge, und gab ſie dann leer dem Major zurück. Nach einer halben Stunde fragte der König den Unteroffizier:

„Wie befindet Er ſich jetzt?"

O, wie neugeboren!

„Sieht Er; ich bin der Doktor, und (auf den Major zeigend) der iſt der Apotheker."

In dem feſten Lager bei Bunzelwitz theilte er alle Mühſeligkeiten mit dem gemeinen Krieger. Manche Nacht ſchlief er in einer der Batterien auf einem Bunde Stroh mitten unter den Soldaten. Einſt an einem ſpäten Abend ging er gedankenvoll mit Zieten zwiſchen den Wachtfeuern umher. Ein Reiter war damit beſchäftigt, einen Kuchen von Mehl und Speck zu backen. Der Geruch fiel dem Könige auf; freundlich äußerte er gegen den Reiter:

„Der Kuchen riecht ja herrlich!"

Das glaub' ich, war die Antwort des Reiters, ohne ſich umzuſehen: aber Euch ſoll er nicht in den Zähnen ſtecken bleiben.

In's Teufels Namen! Was machſt Du? Es iſt ja der König! riefen jetzt einige ſeiner Kameraden.

Der Reiter glaubte, es ſey ein Scherz von ſeinen Kameraden, und ohne aufzuſehen, verſetzte er:

Was liegt daran, wenn's auch der König wäre.

„Hier werden wir ſchwerlich zu Tiſche geladen," ſagte Friedrich zu Zieten: „Wir wollen nur weiter gehen."

In dieſem Lager beſuchte er faſt alle Nächte die Schanzen ſelbſt, um ein Beiſpiel von Wachſamkeit zu geben, und verweilte oft bis zum Anbruch des Tages bei den Wachtfeuern.

Einſt ſagte er zu Einem ſeiner Begleitung, als er wie gewöhnlich, zu dieſer Rekognoszirung fortreiten wollte:

„Nehmt ein Bund Stroh mit, damit ich nicht wieder, wie die vorige Nacht auf der bloßen Erde liegen darf.“

Auf einem beſchwerlichen Marſch im Spätherbſt aus Böhmen blieb eine Kanone in einem Hohlwege ſtecken. Die Bemühungen, ſolche fortzuſchaffen, waren fruchtlos. Ein Offizier prügelte deshalb einen Stückknecht auf eine barbariſche Weiſe unter rohen Flüchen. Der König kam hinzu, da er in der Ferne dieſes Ereigniß bemerkt hatte, ſah die unmenſchliche Behandlung des Stückknechts, und hörte die rohen Flüche des Offiziers.

Auf ſeinen Befehl mußten einige von ſeinen Reitknechten abſitzen, er befahl dies auch dem Offizier, und daß ſolcher nun mit den dort ſchon befindlichen Leuten Hand anlegen ſollte, um die Kanonen wieder vorwärts zu bringen. Durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen der Hülfeleiſtenden gelang dies. Ein Adjudant des Königs mußte darauf den Offizier auf den folgenden Morgen in das Hauptquartier beordern. Er gehorchte. Nach ertheilter Parole ſagte er in Gegenwart aller dazu ſich eingefundenen Generale und andern Kommandeurs zu dem Offizier:

„Meine Armee beſteht nur aus Menſchen; Ihr ſeyd aber ein Unmenſch. Ihr ſeyd kaſſirt. Scheert Euch zum Teufel!“

Der König erhielt von zwei Generalen zugleich Depechen in ſeinem Hauptquartier.

Beide Abgeſchickte trafen faſt zu gleicher Zeit dort ein. Der Eine davon ging ſogleich zum Könige, der Andere hatte ſich erſt Rock und Stiefeln vom Schmutz reinigen laſſen.

Beide erſchienen vor Friedrich; er nahm ihnen die Depechen ab, erbrach und las ſie. Dann fragte er Jeden: wie er heiße und welche Charge er im Regimente bekleide?*)

---

*) Damals war kein Unterſchied in den Uniformen der Offiziere, der jüngſte Fähndrich trug die nämliche des Regimentskommandeurs.

Beide nannten ihre Namen, mit dem Zuſatze, daß ſie Sekondelieutenants wären.

„Wie ſeyd Ihr hier hergekommen?"

Wir ſind geritten, verſetzte derjenige, deſſen Stiefeln und Uniform beſchmutzt waren.

„Das Er das iſt, ſeh' ich wohl," fiel ihm der König in's Wort, und auf den andern Offizier deutend, fuhr er fort: „Sein Kamerad da hat ſich in einer Portchaiſe hertragen laſſen; das leidet keinen Zweifel. — Es iſt gut, Ihr könnt nun wieder gehen," und ſich zu dem Erſten wendend: „Er iſt Premierlieutenant."

Einſt ſtand er in der Niederlauſitz mit ſeinem Heere einem öſterreichiſchen gegenüber.

Ein ſächſiſcher Stabsoffizier, damals außer Dienſten, hatte in der Nähe des königlichen Lagers ſein Gut, auf welchem er wohnte. Dies veranlaßte ihn, in's Lager zu reiten, wo er einige alte Bekannte zu finden hoffte. Unvermuthet ſtieß er auf den König, der mit einigen Perſonen ſeiner Suite die Linien beritt.

„Wer iſt Er?" fragte ihn Friedrich.

Der ſächſiſche Major von ***, jetzt außer Dienſt; jenes Gütchen dort gehört mir, ich bewohn' es mit meiner Familie.

„Nun, wenn Er auch vom Metier iſt," fuhr der König fort: „wie gefällt Ihm meine Poſition? Er muß ja wohl die Gegend hier herum kennen?"

Die kenn' ich recht gut, aber im Kriegshandwerk bin ich gegen Ew. Majeſtät nur ein Stümper. Indeß möcht' ich doch wohl auf jene Anhöhe zeigen. Ew. Majeſtät ſind in der jetzigen Poſition nicht ganz außer Gefahr.

„Gut, komm' Er mit!"

Man ritt nun den Hügel hinan, und der König überzeugte ſich von der Richtigkeit der Behauptung des Majors.

Sogleich ertheilte er die zweckmäßigſten Befehle zu der nöthigen Abänderung in der Stellung der Truppen.

„Will Er Major in meiner Armee werden?" fragte ihn darauf der König.

Ich erkenne Ew. Majeſtät Gnade mit unterthänigem Dank, aber — die Achſeln zuckend — ich bin ein ſächſiſcher Vaſall.

„Ich will Ihn zum Obriſtlieutenant machen.“

Ich muß Ew. Majeſtät wiederholen, daß ich ſächſiſcher Vaſall bin.

„Nun denn Adieu, mein lieber Major!“

Der König ritt fort.

Einige Jahre nach dem Frieden ſchrieb dieſer ſächſiſche Offizier an den König, und bat ihn, mit Erwähnung dieſer mit ihm gehabten Unterredung, ſeinen älteſten Sohn unter die Pagen aufzunehmen.

Friedrich antwortete ihm darauf:

„Mein lieber Major von ***. Ich erinnere Mich der mit Euch gehabten Unterredung noch ſehr wohl, und auf Euer Geſuch habe Ich ſogleich den Befehl ertheilt: Euren Sohn unter meine Pagen aufzunehmen. Ihr werdet ihn aber ſelbſt, ſobald es Euch beliebig, zu Mir nach Sansſouci bringen.“

Der Major befolgte ſogleich dieſe Aufforderung und fand die huldvollſte Aufnahme.

Nach zwei Jahren ſchrieb er wieder an den König:

Ich komme abermals als ein unterthäniger Bettler vor Ew. Majeſtät Thüre. Ich habe noch einen Sohn, für den ich mir das Glück erbitte, unter Ew. Majeſtät Pagen aufgenommen zu werden.

Mit der rückgehenden Poſt erhielt er nachſtehende Antwort von dem Könige:

„Auf Euer Geſuch vom . . . ſind bereits die nöthigen Befehle zur Aufnahme Eures Sohnes unter Meine Pagen gegeben. Ich wünſche, daß der zweite auch ſo gut gerathen mag, als der erſte.“

Beide Söhne wurden demnächſt als Offiziere in der Armee angeſtellt und haben darin ihr Glück gemacht.

Im Jahre 1740 wurde unter dem Oberſt von Natzmer ein Uhlanenregiment errichtet. Seine Uniform beſtand in weißen türkiſchen Mänteln mit hellblauer Unterkleidung. Schon im folgenden Jahre wurde es zu einem Huſarenregimente gemacht, behielt aber zum Andenken an ſeine erſte Errichtung weiße Pelze und hellblaue Dollmans. In der öſterreichiſchen Armee war kein Huſarenregiment weiß gekleidet, die öſterreichiſchen Huſaren ſuchten daher dies preußiſche Regiment dadurch lächerlich zu machen, daß ſie dieſe Huſaren „Schaafe“ nannten, und ihnen dieſen Spottnamen zuriefen. Die ſo Verſpotteten, deſſen Chef der General von Puttkammer war, wurden darüber ſo erbittert, daß ſie vor Begierde brannten, ſich dafür auf das blutigſte zu rächen. Dazu fand ſich auch bald Gelegenheit.

Eins der öſterreichiſchen Huſarenregimenter wurde im Jahre 1758 mit einigen Eskadrons vermehrt, und die bei ſelchem Neuangeſtellten riefen den von Puttkammerſchen ihr „Schaafe! Schaafe!!“ höhnend zu. Die Letztern fielen ſogleich ungeſtüm über die Beleidiger her; keiner dachte Beute zu machen oder Gefangene, jeder wollte nur dieſen Schimpf rächen, das öſterreichiſche Regiment wurde faſt ganz niedergehauen. Der General von Puttkammer konnte nur mit vieler Mühe den Kommandeur und einige Offiziere retten.

Die Gefangenen wurden zum Könige gebracht. Der Kommandeur beſchwerte ſich, daß man auf kein Pardonrufen geachtet, ſelbſt auf die ſchon auf der Erde gelegenen Verwundeten noch gehauen oder geſtochen.

Friedrich, bekannt mit der Veranlaſſung zu dieſem Verfahren, fragte den Beſchwerdeführer:

„Hat Er wohl in Seinem Leben die Bibel geleſen?“

Die Frage befremdete den öſterreichiſchen Offizier nicht wenig, indem er darauf antwortete:

O ja, Ew. Majeſtät.

„Nun dann wird Er ſich das erkären können, denn da ſteht: Seht Euch vor vor denen, die in Schaafskleidern zu Euch kommen; inwendig aber ſind ſie reißende Wölfe!“

Einſt hatte der Koch des Markgrafen Karl einen öſterreichiſchen flüchtiggewordenen Infanteriſten gefangen genommen. Er brachte ihn, in Erwartung eines anſehnlichen Geſchenks, zum Könige.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte Friedrich.

Ich bin der Koch des Markgrafen Karl.

„So? Nun, dann bleibt künftig hübſch bei Eurer Kelle.“

Als Friedrich die Höhen von Zobelwitz erreicht hatte und er zwiſchen Glogau und dem Feinde ſtand, rief er aus:

„Nun bin ich glücklich! dieſer Tag iſt mir mehr werth als der glänzendſte Sieg!“

Heinrich von Bülow machte darüber die Bemerkung: Dieſer Zug gehört der Geſchichte, weil er für diejenigen wichtig iſt, welche die Wiſſenſchaft Herrſcherkunde ſtudiren.

Der Major Lutz vom Huſarenregiment Malachowsky war im ſiebenjährigen Kriege einer der entſchloſſenſten und glücklichſten Partheigänger, der den Öſterreichern vielen Schaden that. Mit einer geringen Anzahl eben ſo kühner als gewandter Leute nahm er viele Wagen mit der ſie deckenden Mannſchaft weg, er wagte ſich auch oft hinter die feindliche Armee, wo er Brandſchatzungen eintrieb, und die Magazine der Feinde zerſtörte. Er war daher bei den Öſterreichern ſehr verhaßt und gefürchtet. Er ſtand an der böhmiſchen Grenze unweit eines auf einem Berggipfel liegenden Kloſters, deſſen andern Seite die Feinde inne hatten. Alle Patrouillen, die er nach jener Richtung ausſchickte, fanden jedesmal ein doppelt ſo ſtarkes feindliches Kommando gegen ſich. Die Öſterreicher mußten daher von der Stärke ſeiner Kommandos zuvor genau unterrichtet ſeyn. Mancher braver Huſar verlor durch dieſe Übermacht ſein Leben. Lutz blieb die Art, wie die Feinde ſo genau unterrichtet ſeyn konnten, lange ein Räthſel, bis er endlich durch einen Zufall erfuhr, daß die Mönche des Kloſters dem feindlichen Anführer jedesmal mit der kleinen Glocke ein Zeichen gaben, durch welches die Öſterreicher die Stunde und die Stärke der preußiſchen Patrouillen erfuhren. Wüthend vor Zorn ließ Lutz ſatteln; er wollte nach dem Kloſter, es ſollte geplündert und in Brand geſteckt werden; die Mönche wollte er ſammt und ſonders als Rekruten einkleiden laſſen. Er erſchien an der Spitze ſeines ganzen Korps, um jene Rache zu vollziehen. Da begegnete ihm der König, der unter Begleitung mehrerer Generale und unter Bedeckung eines Dragonerregiments von einer Rekognoszirung zurückkam. Des Majors glühendes Geſicht und die Eile ſeiner Leute, fielen ihm auf.

„Wohin will Er, Major Lutz?“ fragte er.

Lutz erklärte, heftig und unverſtändlich was er beabſichtige.

Ich will, rief er aus: an den Schelmen ein furchtbares Exempel ſtatuiren.

„Und wer ſind denn dieſe Schelme?“

Jetzt erſt gab er dem Könige Aufſchluß, und wiederholte, wie er ſich rächen wolle.

Friedrich ſprach ſehr ſtrenge:

„Lutz, das unterſag' ich Ihm hiermit. Mit den Mönchen hab' ich keinen Krieg. Eins kann er thun! Bring' Er den Guardian und noch einige der älteſten Geiſtlichen zu mir; ich will einige Worte mit Ihnen ſprechen; ich hoffe, daß das Geklingel unterbleiben wird.“

Lutz gehorchte, obzwar ungern, und brachte die Geiſtlichen zu dem Könige, als er eben an der Tafel ſaß. **Friedrich** ſtellte ihnen nun ſehr ernſt die Schändlichkeit und alle die Folgen ihres Benehmens vor, dann ſetzte er hinzu:

„Das geringſte Signal, das Ihr dem Feinde gebt, wird dieſer hier — er zeigte auf **Lutz** — rächen! Nun könnt Ihr wieder gehen.“

Von dieſer Zeit ab verloren die Mönche die Luſt, ſolche Signale zu geben.

Während dieſes Krieges lag in einer kleinen ſchleſiſchen Stadt ein unbedeutendes preußiſches Kommando.

Die Öſterreicher und einige dortige Jeſuiten in einem benachbarten Kloſter hatten einen Anſchlag auf die Stadt und die kleine Beſatzung gemacht.

Um die Schildwache am Schlagbaum in der Nacht zu erſchrecken und von dem Poſten zu verjagen, hatte ſich Einer der Jeſuiten in einen Teufel verkleidet, und zeigte ſich mit Pferdefuß und Hörnern.

Der Soldat rief: „wer da?“

Der Verlarvte antwortete dreiſt mit dumpfer Stimme: Der Teufel!

„Steh' Teufel!“ rief der Soldat, „oder ich ſchieße,“ indem er das Gewehr anlegte.

Der vorgebliche Teufel traute nicht, und nahm die Flucht, aber der Soldat war ſchneller, ergriff ihn bald, und hielt ihn bis zur Ablöſung feſt.

Er wurde zur Hauptwache abgeliefert, wo er auch bald den ganzen mißlungenen Anſchlag geſtand.

Am andern Morgen meldete man dies ſogleich dem Könige.

Er befahl darauf den verkappten Teufel durch die ganze Armee zu führen, wo er mit lautem Hohngelächter empfangen wurde.

Der König ſandte den Gehörnten darauf an das Kloſter zurück, zur Strafe mußte es aber einige Regimenter mit ſchwarzen Stiefelkamaſchen bekleiden.

Im Lager bei Bunzelwitz hatte ſich Friedrich ein kleines Zelt aufſchlagen laſſen, um in ſolchem zu übernachten und bei jedem unerwarteten Ereigniß gleich gegenwärtig zu ſeyn. Einſt entſtand während der Nacht unter heftigem Sturm und Regen ein Gewitter. Zieten kam aber am folgenden Morgen ſehr früh zum Könige. Dieſer ſtand ſchon vor ſeinem Zelte, und ſprach lächelnd zu dieſem:

„Ein ſo bequemes Quartier hab' ich noch nie gehabt“

Wie ſo? Es ſieht doch nicht darnach aus.

„Das Waſſer floß unter mein Feldbett, wie ein Bach. Trinken und Waſchen hatt' ich aus der erſten Hand.“

Der König hatte unter ſeinen Pagen einen jungen von Pirch; er war voll Talent, ſehr lebhaft und erlaubte ſich manchen muthwilligen Pagenſtreich, in Vertrauen auf die Nachſicht des Monarchen.

Der König pflegte auf ſeinen Spatziergängen in den Gärten von Sansſouci die Früchte an den Stämmen zu bezeichnen, die er auf der Tafel haben wollte. Invaliden bewachten dies Obſt und ihnen war es anbefohlen, darauf genau zu ſehen, daß keine dieſer Früchte abgepflückt würde, bei Androhung ſcharfer Strafe, wenn ſie ſich einer Nachläſſigkeit ſchuldig machen ſollten. Pirch, um ſich in den Beſitz ſolcher Früchte zu ſetzen, kam oft zu den Invaliden, und verſicherte: der König habe ihm befohlen, ſie exerziren zu laſſen. Er wählte alsdann die Plätze, wo das bezeichnete Obſt ſtand. Sie mußten ſich in Reih und Glied ſtellen, er kommandirte: Richtet Euch! Rechts um kehrt Euch! — Die Invaliden gehorchten.

Vorwärts marſch! — Sie gingen gravitätiſch mit abgemeſſenen Schritten vorwärts. Jetzt, hinter ihrem Rücken, nahm er ungeſehen von ihnen, die Früchte, die ihm gefielen. Die Invaliden wurden für ihre Nachläßigkeit beſtraft, ohne zu wiſſen, wie ſie gefoppt worden. Ein Paar merkten es endlich, aber Pirch drohte ihnen mit ſeiner Rache, wenn ſie ihn verrathen würden, und aus Furcht davor, ſchwiegen ſie, bis der König ſelbſt einmal den Obſtdieb überraſchte; doch da er über deſſen Liſt lachen mußte, verzieh er ihm nach einem gelinden Verweiſe.

Pirch folgte dem Könige 1756 in den Krieg. Auch hier ließ er ſeine Pagenſtreiche nicht. Als der König einſt in einem ſchlechten Amtshauſe ſein Quartier genommen, ſtanden mehrere Bauern, ſtatt einer militairiſchen Wache, mit Knitteln und Heugabeln, vor der Thüre Wache. Auf einmal hörte der König die Worte: Richtet Euch! präſentirt das Gewehr! Gewehr hoch! Gewehr ab! Er trat an's Fenſter und ſah, wie Pirch dieſe Bauern exerzierte.

„Was macht Er denn da?“ rief er ihm aus dem Fenſter zu.

Ew. Majeſtät, verſetzte Pirch: dieſe Kerls wollen Sie bewachen und verſtehen, auf Ehre, nicht das geringſte vom Dienſte.

Der Anblick war ſo groteſk komiſch, daß der König darüber lachen mußte, und weiter nichts ſagte, als:

„Laß Er das bleiben! Hört Er!“

Im Jahre 1762 rekognozirte der König die Belagerung von Schweidnitz, welche der General von Tauentzien kommandirte. Er kam der Feſtung dabei ſo nahe, daß viele Kugeln um ihn herflogen; ruhig blieb er auf ſeiner Stelle, obgleich dem ihn begleitenden Pagen von Pirch ein Pferd erſchoſſen wurde.

Er ſprach zu ihm:

„Schnall' den Sattel ab und nimm ihn mit.“

Pirch gehorchte.

Der König trug demnächſt Bedenken, dieſen Pagen gleich als Offizier bei einem Regimente anzuſtellen, weil er beſorgte, daß er bei ſeinem Leichtſinn zu viele muthwillige Streiche machen möchte;

er wurde daher nur als Junker angeſtellt und blieb es lange Zeit, damit er durch die ſtrenge Disziplin geſetzter und ordentlicher werden möchte. Endlich machte er ihn zum Offizier bei dem Regimente von Saldern, befahl aber dem General ausdrücklich die ſtrengſte Aufſicht auf ihn zu haben, und ihm nicht den kleinſten Fehler nachzuſehen.

Der General erfüllte dieſen Befehl mit der pünklichſten Gewiſſenhaftigkeit; es konnte nicht fehlen, daß dieſe Behandlung dem Fähnrich von Pirch ſehr läſtig werden mußte. Um ſich davon zu befreien, wußte er nur ein Mittel, ſich krank zu ſtellen.

An einem heißen Tage ſpie er daher, bei'm Exerziren, in Gegenwart des Generals Blut. Es war aber nur eine Spiegelfechterei, denn er hatte unvermerkt einen röthlichen Saft in den Mund gebracht, den er nun aus ſolchem laufen ließ, und dabei ſehr natürlich den Blutſpeienden ſpielte. Der General ließ ſich dadurch täuſchen, und demnächſt auch der Regimentschirurgus, gegen den er den Bruſtleidenden erheuchelte. Pirch wurde vom Dienſt entbunden, und bei der Revue gab ihn der General dem Könige als krank an.

„Krank?“ verſetzte der König: „Pirch iſt ein leichtfertiger Vogel. Laß' Er ſich von dem doch nichts weiß machen; es iſt nur Verſtellung.“

Pirch ſpielte mehrere Monate den Kranken, und bat darauf den General, da er doch zum Dienſt untüchtig ſey, auf ſeinen Abſchied bei dem Könige anzutragen.

Es geſchah, die Antwort war aber:

„Ich kenne den Pirch zu gut und weiß, daß er ſo krank nicht ſeyn wird.“

Pirch beharrte bei ſeiner Behauptung und blieb ſeiner Rolle ſo treu, daß der General ſein Geſuch um deſſen Verabſchiedung erneuerte. Jetzt willigte der König in die Entlaſſung des zum Lieutenant hinaufgerückten von Pirch. Sobald dies geſchehen, wurde er friſch und geſund, ging nach Paris, nahm dort Kriegsdienſte und wurde als Oberſtlieutenant angeſtellt.

Als der König den General von Saldern bei der nächſten Revue ſah, ſprach er lächelnd zu ihm:

„Sieht Er nun wohl, daß ich den Pirch*) beſſer gekannt habe, als Er?“

Nach der Schlacht bei Freiberg (d. 29. October 1762) begab ſich der König zur Armee des Prinzen Heinrich, und dieſer kam ihm mit ſeinem ganzen Gefolge entgegen.

Friedrich ritt einen kleinen Schimmel, welcher ihm ſehr zuſagte. Dieſer konnte aber mit dem größern Pferde des Prinzen Heinrich nicht Schritt halten, ſondern blieb oft zurück oder hielt den Zug auf.

Unter dem Gefolge des Königs befand ſich auch der Graf von S*** als Flügeladjudant, der wegen ſeiner Talente, merkwürdigen Schickſale und geſellſchaftlichen Tugenden von ſeinen Bekannten ſehr geſchätzt wurde.

Die Suite des Prinzen drängte ſich um dieſen, und er, der zur Linken des Königs ritt, konnte deshalb unmöglich auf jede ſeiner Bewegungen genau Acht haben; es kam daher, daß er zufällig mit ſeinem in der rechten Hand haltenden Stockes den kleinen

---

*) Pirch wollte die preußiſche Taktik bei dem franzöſiſchen Militair einführen; bei einigen deutſchen Regimentern wurde auch damit der Anfang gemacht, aber er fand, aus Neid, große Hinderniſſe und er zog ſich vielen Verdruß dadurch zu. Dagegen hatte er die Genugthuung, daß ihm das Regiment Heſſen-Darmſtadt, deſſen Kommandeur er war, enthuſiaſtiſch anhing. Er ſtarb 1783 als Oberſter im Lager bei St. Maria in Spanien.

Als Proteſtant durfte er nicht in geweihter Erde begraben werden, er wurde daher mitten im Lager hinter einem Zelte beerdigt. Das Regiment errichtete ihm aber ein ehrenvolles Denkmal auf dieſer Stelle mit der Inſchrift:

Sous cette tombe git Jean Ernest Baron de Pirch, Colonel commandant du regiment royal de Hesse-Darmstadt, Chevalier de l'ordre du merite et de Saint Sebastian, Chanoine de Magdebourg, mort le vingt Fevrier 1783 dans la trente neuvieme année de son age. Né en Prusse, il apprit l'art de la guerre sous Fréderic. Passé en France, il fut par ses talents et par ses vertus l'exemple de l'armée.

Ce simple monument fut élevé a la posterité, en marque de reconnoissance et de regrets, par son Regiment

Schimmel anſtieß, wodurch dieſer ſogleich in raſchern Schritt geſetzt wurde.

Der König fragte: „Was war das?“

Der Graf geſtand die Urſache und bat um Verzeihung.

„Nein, nein!“ erwiederte der König: „das war gut. Mach’ Er’s nur öfter ſo!“

Man hatte die Stadt erreicht. Der Graf mußte immer neben dem Könige bleiben, und dann und wann unbemerkbar den Schimmel ermuntern. Einmal, als er durch ſeine Freunde zerſtreut, ſeinen Auftrag vergeſſen, erinnerte ihn der König daran mit den Worten:

„Na, S***! wo iſt Er denn?“

Gleich nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland*), ſchrieb der König an einen ſeiner Vertrauten über die damalige Lage von Europa Folgendes:

„Mit dem Großſultan bin ich ganz wohl zufrieden; er ſchenkte dem Herrn von V[illegible]nnes ein ſchönes Pferd mit prächtigem Sattel und Zeug, we[illegible]r ihm ſein Schiff wieder verſchafft hatte; das iſt freigebig. Er erhält den Frieden mit den Maltheſern; das iſt klug. Er freut ſich, wenn die Favorit-Sultanin niederkommt; das iſt ſchon recht, denn er weiß, daß er ſich nicht über fremdes Gut freut. Den König von Frankreich möchte ich derb ausſchelten, daß der Herzog von Broglio bei ihm in Ungnade gekommen iſt; dadurch beraubt er ſich des einzigen Generals, dem er ſeine Armee mit Recht hätte anvertrauen können. Mit dem langſamen, ängſtlichunentſchloſſenen d’Eſtrees, und dem galanten, wohlriechenden Soubiſe, der ſich beſſer für’s Vorgemach, als für’s Schlachtfeld ſchickt, werden die Alliirten ſehr leichtes Spiel haben. Nach dem Marſchall von Broglio, hat Frankreich ohne Zweifel keinen geſchickteren General, als den Sekretair de la Touche in Martinique, der mit einem Federzug zwei tauſend Engländer, wie Fliegen todtſchlägt. Daß der König von England Jedermann vor ſich läßt, wenn er ſeine Königin auf dem Schooße hat, lobe ich zwar: aber dem engländiſchen Stolz prophezeihe ich nicht viel Gutes. Die Engländer bilden ſich ein, daß ſich ihnen die ganze Welt unterwerfen muß. Die Tyrannei zu Lande und zur See ſind Bundesgenoſſen. Jene haben wir ihrem Untergange nahe geſehen, und dieſe könnte mit der Zeit auch wohl ein wenig gedehmüthigt werden. Wenn man dem Hume trauen darf, ſo untergräbt England ſeine Kräfte durch die unermeßliche Anhäufung ſeiner Nationalſchulden, die allerdings gefährlich werden müſſen, wenn die Zinſen überſpannt werden, und endlich vielleicht das Vermögen überſteigen. Doch dieſes Problem gehört unter die politiſchen Weiſſagungen, und ich bin in keinem Sinn ein Prophet. England iſt das Land der Ideen, und da doch in dieſer Welt nichts vollkommen iſt, ſo möchte ich beinahe die Ideenwelt der wirklichen vorziehen. König Wilhelm und die Wighs ſetzten, zu den Zeiten der Königin Anna, die Nation und einen Theil von Europa wegen der vorgeblichen Univerſalmonarchie in Furcht und Schrecken. Jetzt macht das enge Band der bourboniſchen Höfe die Köpfe unruhig, bewaffnet Armeen, und leert die Schatzkammern. Als bloßer Bewohner von Europa fürchte ich dieſe letztere beinahe eben ſo wenig, als man wegen jener, wie es nun am Tage liegt, beſorgt zu ſeyn nöthig hatte.

---

*) Starb den 29. Dezember 1761.

Man ſchwächt ſich oft wirklich, bloß um zu verhindern, daß man nicht geſchwächt werde. Das iſt ja alles eitel und thöricht, aber — ach! ich war krank; die Monarchen haben ſich — — —. Wenn der neue Kaiſer von Rußland meinen methaphyſiſchen Lektionen beiwohnte, ſo würde er nicht ſo in den Tag hinein behaupten, daß die Verbindungen der verſtorbenen Kaiſerin ihn zu nichts verpflichteten. Der Graf Kaunitz hat ihm einſt den Grotius und Puffendorf geſchickt, weil ſie die Unrichtigkeit ſeiner Grundſätze klar wie den Tag bewieſen. Indeß thut er doch mit den Feinden ſeiner ehemaligen Bundesgenoſſen ſchön. Außer Keith hat kein Menſch ſein Vertrauen, und allen andern Miniſtern wird die Thür vor der Naſe zugemacht u. ſ. w."

Der König mußte einſt ſein Nachtquartier in einem von den Ruſſen ganz zerſtörten Dörfchen, in einer elenden Hütte nehmen. Noch ſpät am Abend war er mit Leſen angekommener Briefe beſchäftigt. Da vernahm er ein lautes Geſpräch vor der Thüre. Zwei Flügeladjudanten ſprachen über den damaligen Stand der Dinge. Einer behauptete, es müſſe binnen drei Tagen zu einer entſcheidenden Schlacht kommen, der andere beſtritt dies. Der Erſtere bot dem Andern eine Wette von zwanzig Friedrichsd'or an. Der König unterbrach ſie plötzlich und ſprach ernſt:

„Meſſieurs! Spart Euer Geld und denkt menſchlicher. Ich gäbe gern zehnmal ſo viel für das Leben eines Einzigen von meinen Soldaten, könnt' ich's dadurch retten. Glaubt mir, ich ſuche nicht gern eine Schlacht zu liefern, es ſey denn, daß ich mit Gewalt dazu gezwungen werde, oder ohne Nachtheil keine günſtigere Gelegenheit ſich dazu zeigt. Überhaupt Ihr, ich und der geringſte meiner Unterthanen ſind Menſchen, das bitt' ich, immer zu bedenken.“

Er theilte alle Gefahren und Unbequemlichkeiten mit dem gemeinſten Soldaten. Einſt marſchirte er mit den Grenadieren ſeiner Garde bis ſpät des Nachts. Endlich machte man Halt, er ſtieg vom Pferde und ſprach:

„Grenadiere, es iſt kalt! zündet Feuer an!“

Der König wickelte ſich in ſeinen blauen Mantel und ſetzte ſich auf einige Kloben Holz zum Feuer, und um und neben ihm lagerten ſich die Grenadiere. Endlich kam auch Zieten, und ſetzte ſich zum König ebenfalls auf einen Kloben Holz. Beide ſehr ermüdet, entſchlummerten bald; der König ſchlug jedoch oft die Augen auf, und bemerkend, daß Zieten von ſeinem Sitz herunter geſunken war, und ihm ein Grenadier ein ander Holzſcheit unter den Kopf legte, rief er ihm zu:

„Bravo! Der alte Mann iſt müde!“

Bald nachher ſprang ein anderer Grenadier, halb ſchlaftrunken auf und zündete ſich bei'm Feuer ſeine Tabackspfeife an; ſtieß dabei aus Unvorſichtigkeit an Zieten's Fuß. Friedrich richtete ſich plötzlich empor und mit der Hand winkend, ſprach er leiſe:

„St! Grenadier! wecket mir den Zieten nicht auf, er iſt ſehr müde!“

Als einſt Zieten an der Tafel des Königs eingeſchlummert war, und ihn einer der Mitſpeiſenden wecken wollte, ſprach der König:

„Laßt ihn ſchlafen, er hat lange genug für uns gewacht.“

* * *

Ein Offizier bat den König während des Krieges mehrmals um die Erlaubniß, ſich verheirathen zu dürfen. Friedrich ſchlug es ihm immer ab; ein ſolches Geſuch war wohl ſehr zur Unzeit.

Da reichte das Fräulein, das der Offizier zur Gattin wünſchte, eine Bittſchrift bei dem Könige ein, und ſie erhielt zur Reſolution:

„Es wäre ungalant, wenn ich einer Dame etwas abſchlagen wollte, ich genehmige daher die Heirath.“

Die Ehe wurde vollzogen. Einige Zeit darauf ſtand der junge Ehemann auf Feldwache. Der König ritt vorüber, erkannte ihn, ſprengte auf ihn zu, und fragte ihn:

„Heiſt Er nicht von H***?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Er hat nun eine Frau, da hat Er was rechts!“

In wie fern der König von dem Charakter der Gattin des Offiziers näher unterrichtet geweſen, iſt nicht bekannt; indeß war dieſe Ehe ſo unglücklich, daß bald eine Scheidung erfolgte.

* * *

Der König hatte das Marodiren bei Lebensſtrafe verboten. Die Umgebung des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, der ſich bei der Armee eingefunden; war, dieſes Befehls unerachtet, in ein Dorf eingefallen und hatte deſſen Bewohnern mehrere Stück Vieh genommen.

Um den Raub zu verbergen, hatte ſie Pferdedecken über dieſes geraubte Vieh gelegt, auf welchen ſich das Wappen des Landgrafen, umgeben mit dem Orden des blauen Hoſenbandes, befand, man las daher die Deviſe: Hony soit qui mal y pense.

Der König begegnete dieſem Zuge. Er machte eine ſehr finſtere Miene, als er aber die Decken näher angeſehen, ſprach er zu ſeiner Begleitung:

„Ich kann dazu nichts ſagen, denn da ſteht ja: Hony soit qui mal y pense.

* * *

Im ſiebenjährigen Kriege hatte ſich der Herzog von Würtemberg mit den Öſterreichern verbunden und führte dieſen zehntauſend Mann Hülfstruppen zu.

Der Herzog erhielt ein beſonderes Kommando, um damit in der Oberlauſitz einen Einfall zu thun. Als er ſich darin feſtgeſetzt und einige Gefangene gemacht hatte, ſchrieb er an den König und trug auf Auswechſelung an.

In Friedrich's Dienſten ſtand damals der Bruder des Herzogs, Prinz Ludwig.

Der König antwortete dem Herzoge:

„Ich habe Ihren Brief empfangen, mein Herr! und erfahre daraus, daß Sie Krieg gegen mich führen. Es iſt Ihrem Bruder von Mir aufgetragen worden, Ihnen darauf die Antwort zu ertheilen.“

Er ließ darauf den Prinzen Ludwig mit fünftauſend Mann gegen den Herzog und deſſen zehntauſend Mann ausrücken, um ihn aus der Oberlauſitz zu vertreiben, welches auch geſchah.

„Wer wird am Ende gewinnen?“ fragte er einſt einen General: „Maria Thereſia, oder Eliſabeth, oder die Pompadour, oder ich?“

Unſtreitig Ew. Majeſtät, erwiederte der General.

„Und warum das?“

Weil Sie gerechte Sache haben.

Friedrich lächelte, zog ein Goldſtück hervor und ſprach:

„Sieht Er, wer dies zuletzt hat, wird gewinnen.“

Als im Jahre 1763 nach beendigtem Kriege die preußiſchen Heere wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, rief Friedrich einer Schaar von Büchſenjägern, die bei ihm vorübermarſchirte, zu:

„Für wen habt Ihr gefochten?“

Für Ew. Majeſtät!

„Nein!“ ſprach der König: „Ihr habt für das Vaterland gefochten, und deſſen Dank iſt ewig.“

Vom Jubel ſeines Volkes begrüßt, war Friedrich nach ſiegreicher Vollendung des Krieges triumphirend in Berlin eingezogen. Bald nach ſeiner Ankunft im Schloſſe erfuhr er aber, ſein ehemaliger Lehrer, Duhan de Jandun, liege gefährlich darnieder und werde ſchwerlich den nächſten Tag erleben. So entfernt auch die Wohnung des Kranken vom Schloſſe war, ſo eilte Friedrich doch ſogleich in Begleitung ſeines Bruders, des Prinzen Heinrich, zu ihm.

„Mein lieber Duhan!“ ſprach er, als er an das Bett des ſterbenden Greiſes trat; „wie ſchmerzt es mich, Sie in dieſem Zuſtande zu finden. Wollte Gott, ich könnt' etwas zu Ihrer Wiederherſtellung und Linderung Ihrer Leiden beitragen. Sie ſollten dann ſehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden darbringen würde.“

Duhan antwortete mit ſchwacher Stimme:

Ew. Majeſtät noch einmal geſehen zu haben, iſt der ſüßeſte Troſt, der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden; mit mir iſt es aus!

Bei dieſen Worten machte er eine Bewegung, des Königs Hand zu ergreifen und zu küſſen. Friedrich geſtattete es nicht, warf ihm einen Kuß zu und ſchied von ihm mit dem ſchmerzlichen Ausruf:

„Nein! dies läßt ſich nicht länger ertragen!“

Schon am folgenden Morgen ſtarb Duhan.

Es iſt ein alter, auf Erfahrung gegründeter Spruch: inter arma silent leges. Nach dem Hubertsburger Frieden, am 15. Februar 1763, konnte ſich daher das in ſeine Friedensgarniſonen zurückgekehrte Militair nicht daran gewöhnen, ſich in die beſtehenden Geſetze und polizeilichen Anordnungen zu fügen. Vielfältig erlaubte es ſich Willkür und ſelbſt Mißhandlungen der obrigkeitlichen Perſonen in den Städten, hauptſächlich aber der Bürger.

Darüber gingen bei dem Könige viele Beſchwerden ein. Ob er gleich bei vielen Gelegenheiten gezeigt hatte, wie hoch er den Soldatenſtand ſchätze, ihn, wo es ohne Ungerechtigkeit geſchehen konnte, begünſtige, ſo erließ er doch, wegen dieſer Ungehörigkeiten eine ſehr energiſche Kabinetsordre an den General **von Moſel**, wodurch dieſen Eigenmächtigkeiten und Ungebührlichkeiten auch gleich Einhalt geſchah.

Dieſe Ordre lautet alſo:

Mein lieber General von Moſel! Da ich von ungefähr in Erfahrung gebracht: daß verſchiedene Kommandeurs, auch wohl andere und Stabsoffiziers, ſich einer nicht gebührenden Autorität über die Magiſträte und Bürgerſchaften der bequartirten Städte anmaßen, und ſolche dahin extendiren, daß in Fällen, wo Streitigkeiten zwiſchen Soldaten und einem Bürger vorfallen, ſie die Sache ganz einſeitig für ſich tractiren und abmachen, die Magiſtratsperſonen brusquiren und übel begegnen, auch wohl gar Bürger mit Schimpfworten und Schlägen tractiren, und ſelbige nach ihrem eigenen Gefallen auf die Wache ſetzen laſſen; Ich aber dergleichen ganz ungebührliche Dinge durchaus nicht geſtatten, noch um ſo weniger wiſſen und leiden will, als der Offizier eigentlich dafür iſt, daß er das Land und deſſen Wohlfahrt mit ſchützen und defendiren, nicht aber den Bürger und den Unterthan mißhandeln, ſich über ſolche eine eigenmächtige Autorität anmaßen und den bequartirten Städten die ohnehin beſchwerliche Laſt der Einquartierung dadurch unerträglich machen ſoll; als befehle Ich hierdurch, daß Ihr in Meinem Namen und von Meinetwegen, der dortigen Garniſon bekannt machen und aufgeben ſollet: wie zuvörderſt kein einziger Offizier von der höchſten bis zur niedrigſten Stufe, geſchweige denn ein Unteroffizier oder gemeiner Soldat, wenn er mit einem Bürger Demelées bekömmt, ſich unterſtehen ſoll, ſich ſelbſt Recht zu ſprechen, am allerwenigſten aber einen Bürger zu ſchimpfen, mit Worten übel zu tractiren, oder gar ſchlagen und in Arreſt ſetzen zu laſſen, ſondern daß, wenn Streitigkeiten zwiſchen einem Offizier oder Soldaten und zwiſchen einem Bürger vorgefallen, es überall ſo gehalten werden ſoll, als wie es darunter in Berlin gehalten wird, daß, wenn nemlich der Soldat ſowohl als der Bürger Complices delicti ſind, die Sache durch ein Judicium mixtum abgethan werden muß. Iſt aber dieſes nicht, ſo ſoll der Offizier und Soldat gegen den Bürger bei dem ihm vorgeſetzten Magiſtrat, der Bürger aber, wenn er Kläger iſt, bei dem Regimente klagen, und allda die juſtizmäßige Unterſuchung und rechtliche Abthuung gewärtigen.

Sollte es ſich ereignen, daß ein Bürger gegen die Wachenpatrouillen oder ſonſt gegen einen Soldaten würklich excedirte, ſo muß ſolches lediglich und allein von dem Magiſtrat unterſucht werden, und von demſelben deshalb Strafe erfolgen. Fallen aber ſolche Umſtände dabei vor, daß der excedirende Bürger, ob periculum in mora, arretirt werden muß; ſo ſoll ſolches zwar geſchehen, dagegen keiner von der Wache ſich bei der ſchwerſten Strafe unterſtehen, den Arreſtanten in ſeinem Arreſt übel zu begegnen, zu insultiren, oder aber unter allerlei Vorwand Geld abzupreſſen.

Dieſemnächſt aber muß der Kommandeur des Orts den geſchehenen Arreſt des Bürgers und den begangenen Exceß ſofort dem Magiſtrat, oder der Obrigkeit des Orts, worunter der Bürger ſteht, melden, ſolchen dahin abliefern, und die Unterſuchung der Sache, auch die Beſtrafung des Bürgers erwähntem Magiſtrat lediglich und allein und ohne Zuziehung jemandes von der Garniſon überlaſſen, bei welchem ſich auch der klagende Soldat als Kläger von dem Bürger ſtellen muß.

Überhaupt muß auch gar kein Chef von einem Regimente, oder auch ein Commandeur einer Garniſon, ſich unterſtehen, einen Bürger, außer wenn Gefahr vorhanden wäre, für ſich arretiren zu laſſen, ſondern das Regiment und der Kommandeur müſſen ſchlechterdings bei dem Magiſtrat des Orts klagen.

Sollte ein Offizier, wer es auch ſey, oder ein Unteroffizier oder Gemeiner, ſich ſo weit vergeſſen, einen Bürger mit harten Schimpfworten, oder mit Schlägen tractiren zu wollen; ſo ſoll derſelbe ſogleich in Arreſt geſetzt, und über ihn Kriegsrecht gehalten, auch er dafür abgeſtraft werden. Dieſes iſt Mein expresser Wille, welchen Ihr der Garniſon zur ganz genauen Beobachtung und Folge bekannt machen, und wohl einbinden ſollet. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, den 30. Mai 1763. Friedrich.“

Während des ſiebenjährigen Krieges hatten die öſterreichſchen Behörden einen Schloßprediger und die ruſſiſche Adminiſtration in Preußen achtzig Prediger angeſtellt.

Nach dem Hubertsburger Frieden erſtattete der Miniſter von Danckelmann darüber Bericht an den König mit der Frage: ob ſolche in ihren Ämtern bleiben ſollten oder nicht?

„Sie dürfen nicht abgeſetzt werden,“ war der Beſcheid: „ſie bleiben in Amt und Würden, aber ſie müſſen Mir und dem Lande den Unterthaneneid leiſten.“

Bei dem türkiſchen Kaiſer Muſtapha III. ſtand die Aſtrologie im höchſten Anſehen. Er glaubte, daß ein vollkommener Sterndeuter aus der Beſchaffenheit und Stellung der Geſtirne erſehen könne, wie man zu handeln habe, um ſich des beſten Erfolgs einer Unternehmung zu ſichern, denn Gott zeige durch die Sterne das Schickſal der Reiche und einzelner Menſchen an.

Als daher 1763 Resmi Achmed Efendi von ihm als Geſandter nach Berlin geſchickt worden, erhielt er von Muſtapha den Auftrag: ſich von Friedrich drei ſeiner Aſtrologen zu erbitten. Die Siege, welche der König im ſiebenjährigen Kriege erfochten, ſchienen dem osmaniſchen Kaiſer ſo außerordentlich, daß er ſie größtentheils aſtronomiſchen Berechnungen zuſchrieb.

Der Geſandte entledigte ſich ſeines Auftrages, und der König ließ ihn einige Tage darauf zu ſich entbieten, um ihm die Antwort ſelbſt mündlich zu ertheilen.

Als er erſchien, trat Friedrich mit ihm in die Vertiefung eines Fenſters des Schloſſes, von wo aus man die Wachtparade ſehen konnte und ſprach:

„Drei Mittel hab' ich erfunden, meine Länder wohl zu regieren und von Außen gegen jeden Feind zu ſichern. Erſtens hab' ich mir aus der Geſchichte und aus der Erfahrung gewiſſe Kenntniſſe zu erwerben geſucht, welche zur guten Regierung eines Landes und zum Kriegführen unentbehrlich ſind. Zweitens unterhalt' ich eine gutorganiſirte Armee in hinreichender Anzahl und Rüſtung, welche ſelbſt in Friedenszeiten — wie Ihr hier ſeht — gleich als ob ſie im Kriege wäre, geübt wird, und drittens ſorg' ich für einen immer angefüllten Schatz zur Beſtreitung der Kriegskoſten. Dieſe drei Dinge ſind meine Aſtrologen, andere hab' ich nicht.“

Der türkiſche Geſandte berichtete dieſe Antwort ſeinem Monarchen, und Muſtapha verſtand Friedrich's Antwort vollkommen, denn als man ihm ſpäter vorſtellte, daß es bedenklich ſey, Rußland zu einer Zeit anzugreifen, wo es ſich im Bündniß mit Friedrich befände, der eine große Kriegsmacht habe, erwiederte er:

„Was den König von Preußen betrifft, ſo fürcht' ich mehr ſeinen Verſtand als ſeine Macht.“

Bald nach dem Hubertsburger Frieden kam an der Tafel des Königs das Geſpräch auf die Schlacht von Roßbach*). Friedrich äußerte gegen den General von Seidlitz: daß er ihm und ſeinem Regimente hauptſächlich den Sieg verdanke.

Erlauben mir Ew. Majeſtät zu bemerken, erwiederte Seidlitz: nicht nur alle Offiziere und das Regiment haben tapfer eingehauen, ſondern auch der Feldprediger Balke. Als die Schlacht begann, ſchnallte er ſich einen Reiterdegen um, der überflüſſig war, und griff unerſchrocken mit an.

„Den Teufel auch!“ rief der König aus: „der verdient wohl beſonders dafür belohnt zu werden. Der Feldprobſt iſt ſo eben geſtorben, der Balke ſoll die Stelle haben.“

Kurz darauf wurde er zum Feldprobſt ernannt und erhielt den Befehl, nach Potsdam zu kommen und ſein neues Amt anzutreten.

---

*) Als ein charakteriſtiſcher Zug der Franzoſen verdient es wohl erwähnt zu werden: daß im l'an premier de la liberté in Paris eine Schrift erſchien, betitelt: Aux immortelles milices nationales de l'empire françois, essai sur l'organisation de l'armée françoise ou refutation de l'ouvrage de Mr. de Guibert, sur la force publique du dedans et du dehors. In dieſer Schrift behauptet der Verfaſſer: daß die Franzoſen bei Roßbach gewiß nicht geſchlagen worden wären, wenn der König nicht 50,000 franzöſiſche Überläufer in ſeiner Armee gehabt hätte, denn Franzoſen könnten nur von Franzoſen überwunden werden. Da das ganze preußiſche Heer bei Roßbach nur 30,000 Mann ſtark war, ſo hätte er 20.000 mehr gehabt, als er brauchte, um dieſen Sieg zu erringen. Auf dieſe Weiſe hat der Verfaſſer die Freiheit im erſten Jahre derſelben dazu benutzt, ſeinen Landsleuten eine der ſchamloſeſten Lügen, als eine hiſtoriſche Thatſache aufzuheften; ſie ſchmeichelte aber der Eitelkeit der großen Nation, und fand daher bei ihr unter allen Ständen Glauben.

Während der Schlacht von Torgau wurde der Unteroffizier Dietrichs vom Bellingſchen Huſaren-Regiment an Friedrich mit einem Rapport geſchickt.

Er fand den König in der Kirche des Dorfes Wildenhayn, welche mit Verwundeten angefüllt war, nahe bei dem Altar ſitzend, den Kopf an ſolchen gelehnt. Er übergab ihm den Rapport. Der König las ihn und ſagte dann:

„Kinder! ſeyd ruhig, der Feind iſt geſchlagen und wir haben geſiegt."

Der König ſelbſt hatte einen unbedeutenden Streifſchuß an der Bruſt erhalten.

Drei Jahre darauf wurde Dietrichs durch den Prinzen Heinrich von dem Regimente zu der Garde du Corps abgegeben.

Als ihn Friedrich dort ſah, redete er ihn an, und fragte ihn:

„Iſt Er nicht der, den ich in der Kirche bei Torgau geſprochen habe?"

Dietrichs beantwortete dies mit Ja, und gleich darauf wurde er Unteroffizier, dann Vize-Wachtmeiſter bei der Garde du Corps, und erhielt in der Folge, invalide geworden, eine Stelle als Acciſeoffiziant, die ihm ein hinlängliches Auskommen ſicherte.

Friedrich ſchätzte den General-Lieutenannt von Fouqué ſehr, und wenn er durch Brandenburg, den Wohnort des Generals, reiſete, ſo unterließ er es ſelten, ihm einen Beſuch zu machen. Mehrmals ſchrieb er ihm zuvor, daß er dann bei ihm einſprechen werde und bat ſich bei ihm zu Gaſte.

So ſchrieb er ihm am 1. Junius 1761.

„Ich werde, wenn ich durch Brandenburg gehe, ohne Umſtände, als ein alter Freund, bei Ihnen einkehren, den 4. Mittags bin ich dort. Ich bringe nur einen einzigen Freund mit, der Ihrer Freundſchaft und Achtung würdig iſt, und alſo werden wir, wenn Sie es für gut finden, nur unſer Drei ſeyn. Um mich ſatt zu machen, braucht es nicht viel. Ich verlange nur eine gute Suppe, eine Schüſſel Spinat, ein freundliches Geſicht von dem Wirthe und dieſen bei guter Geſundheit."

Ein andermal, unterm 4. Junius 1765.

„Den 9. Mittags bin ich bei Ihnen, mein lieber Freund. Ich komme ganz allein. Es ſind weder Umſtände noch Aufwand nöthig. Eine Suppe im buchſtäblichen Verſtande iſt hinreichend.“

Ferner am 31. Mai 1766.

„Ganz gerade zu und ohne Umſtände bitte ich mich auf übermorgen, den 2. Juni, bei Ihnen zu Gaſte, wie es unter Freunden ſeyn muß.“

Die Dichterin Anna Luiſe Karſch*) war dem General von Seidlitz durch ihre Verſe bekannt geworden, und dadurch hatte ſich zwiſchen Beiden ein Briefwechſel entſponnen.

---

*) Anna Luiſe verehelichte Karſch, geboren am 1. Dezember 1722 auf einer Meierei nicht fern von Schwibus an der ſchleſiſchen Gränze, war die Tochter eines Schenkwirths und Bierbrauers mit Namen Dürbach. Nach deſſen frühzeitigem Tode nahm ihr Oheim, ein Amtmann, ſie zu ſich, um für ihre Pflege und Erziehung zu ſorgen. Hier verrieth ſie ſchon viele Lebhaftigkeit des Geiſtes und große Lernbegierde. Statt, daß ſich die Mutter darüber hätte freuen ſollen, erfüllte ſie dies mit Beſorgniſſen; ihre Tochter konnte höchſtens darauf Anſprüche machen, die Genoſſin eines Mannes niedern Standes zu werden, dazu bedurfte ſie, in ſo beſchränkten Verhältniſſen, keiner höheren Bildung; es kam nur darauf an, die Pflichten einer tüchtigen, ſparſamen und genügſamen Hausfrau zu erfüllen. Sie nahm alſo die Tochter wieder von dem Oheim zu ſich, und ſolche mußte drei Jahr lang die Kühe hüten. Bei dieſer Beſchäftigung machte ſie die Bekanntſchaft eines Hirtenknaben, der ihr mehrere Volksbücher und Lieder, welche von Kolporteurs auf dem Lande feil geboten werden, zum Leſen lieh. Dieſe Lektüre und die Umgebung der Natur mit ihren mannigfaltigen Schönheiten, die auf ein unverdorbenes kindliches Gemüth einen tiefen Eindruck machen müßen, erweckte in ihr den ſchlummernden Funken der Dichtkunſt, und ſie machte Verſuche, welche, da ſie bekannt wurden, Aufmerkſamkeit erregten.

Als die Mutter davon Kenntniß erhielt, war ihr dies ſehr zuwider. Eine dunkle Ahnung ſagte ihr, daß die Dichtkunſt ihre Jünger nur mit dem Bettelſtab lohne, und ſie zwang ſie durch ihre mütterliche Gewalt, einen Tuchmacher zu Schwibus, mit Namen Hirſekorn zu heirathen. Eine ſolche Ehe konnte keine gute Früchte tragen, ſie fühlte ſich höchſt unglücklich, erduldete indeß ihr hartes Schickſal mit Geduld, bis ihr dieſe Bürde zu ſchwer wurde, und ſie nach

Seidlitz ſchätzte ihre Talente, und ſchenkte ihr ſowohl deshalb, als auch wegen ihrer patriotiſchen Geſinnungen, die ſie in ihren Briefen auf eine Weiſe an den Tag gelegt, daß ſie das Gepräge der Wahrheit trugen, ſeine Gunſt.

Im Jahr 1764 befand ſich die Dichterin in Potsdam, und machte dort die perſönliche Bekanntſchaft des Generals.

Da Seidlitz oft des Abends bei'm Könige war, erwähnte er auch gegen dieſen im Laufe der Unterhaltung der ſchleſiſchen Naturdichterin. Das Urtheil, das Seidlitz über ſie gefällt, war von der

---

einem eilfjährigen unglücklichen Bündniß ſich von ihrem Ehemann ſcheiden ließ. Sie hatte aber die Erlöſung aus dieſem Joche ſehr theuer erkauft; ſie war nun dem größten Mangel und allen Entbehrungen Preis gegeben. Auf das gebieteriſche Verlangen ihrer Mutter, um ihre Lage in etwas zu verbeſſern, entſchloß ſie ſich, zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, und ihre Hand einem Schneider, mit Namen Karſch zu Frauſtadt zu geben, obſchon er ihr im hohen Grade verhaßt war. Karſch, ein Trunkenbold, vernachläſſigte ſein Metier, und das wenige, was er täglich dadurch verdiente, wurde vertrunken. Sie mußte nun nicht bloß darauf denken, ihren Unterhalt, ſondern auch den für einen ſolchen Trunkenbold zu verdienen. Da fiel es ihr ein, ihr Talent zur Dichtkunſt zu einer wenn auch kärglichen Erwerbsquelle zu machen. Sie reiſete im Lande als Stegreifsdichterin umher und überließ es der Wohlthatigkeit der Neugierigen, was ſie ihr für ihr Improviſiren geben wollten. So wurde ſie immer mehr bekannt, und da ihre Verſe gefielen, wandten ſich Manche an ſie, um ihnen, für ein kleines Honorar, Gelegenheitsgedichte zu machen. Auch der Baron von Kottwitz lernte ſie kennen; er hegte Mitleid mit ihr und es that ihm wehe, daß ein ſo ſchönes Talent in beſtändigen Kampfe mit Noth und Kummer untergehen ſollte. Er nahm ſie 1761 zu ſich nach Berlin, gab ihr freien Unterhalt und ſorgte für ihre Bekleidung. Durch ihn wurde ſie dort bekannt; Jeder der Anſprüche auf Bildung machte, ſuchte ſie perſönlich kennen zu lernen. Sie wurde zu allen Geſellſchaften der gebildeten Welt geladen, und fand werkthätige Hülfe. Vorzüglich intereſſirten ſich für ſie der berühmte Arzt Stahl, die Profeſſoren Sulzer und Ramler, der Kanonikus Gleim, die Oberkonſiſtorialräthe Sack und Spalding und andere Gelehrte. Der Graf von Stollberg Wernigerode gab ihr eine jährliche Penſion. Nach Friederich's Tode ließ ihr ſein Nachfolger ein geräumiges Haus auf der neuen Promenade am Haackſchen Markt, erbauen; es zeigt noch über der Hausthür in Stuckatur zwei Genien, welche eine Leyer halten. Sie ſtarb am 12. October 1791.

Art, daß es des Königs Aufmerkſamkeit rege machte, und er ließ ſie zu ſich nach Sansſouci beſcheiden.

Sie gehorchte dem Befehl; aber als ſie ſich, es war des Nachmittags gegen 5 Uhr, dort einfand, ſagte ihr ein Page, der König ſchliefe und befände ſich unwohl.

Sie kehrte alſo wieder nach Potsdam zurück.

Kaum war der König von ſeinem Schlummer erwacht, ſo erinnerte er ſich auch, daß er die Karſch zu ſich beſcheiden laſſen. Er fragte, ob ſie da ſey? —

Sie iſt hier geweſen, erhielt er zur Antwort, aber da ſie erfuhr, daß Ew. Majeſtät ſchliefen, ſo iſt ſie wieder fortgegangen.

„Man beſtelle ſie morgen um die nämliche Stunde!“ befahl er.

Die Karſch fand ſich den folgenden Tag zur beſtimmten Zeit in Sansſouci ein.

Als ſie ihm gemeldet wurde, kam er ihr in Begleitung von Lentulus und Catte aus ſeinem Zimmer entgegen und näherte ſich ihr auf der Terraſſe, ſeine Begleiter blieben in einiger Entfernung ſtehen.

„Iſt Sie die Poetin, von der ich gehört habe?“ fragte er.

Ew. Majeſtät, man giebt mir den Namen.

„Wer war Ihr Vater?“

Brauer und Gaſtwirth, ſein Name war Dürbach.

„Aus welchem Ort war er gebürtig?“

Aus Schweidnitz, einem Dorfe bei Grünberg.

„Wo wurde Sie geboren?“

In Niederſchleſien, zwiſchen Kroſſen und Züllichau, auf einer Meierei, ſo groß ungefähr, wie Horazens Landgütchen geweſen iſt. Sie heißt der Hammer, und gehört zum ſchwiebuſer Kreiſe.

„Sie war alſo auf dem Lande, hatte keine Erziehung, ging in keine Schule? — Wodurch ward Sie denn zur Poetin?“

Durch die Natur und Ew. Majeſtät Siege.

„Sie hat doch Bücher geleſen?“

Ja, Ew. Majeſtät! ich las verſchiedene Dichter; Gellert, Hagedorn, Ramler, Gleim und mehrere andere.

„Nicht auch die alten Schriftſteller?“

Ich habe keine andere Sprache als Deutſch gelernt.

„I nun, man hat doch Überſetzungen, leſen Sie die.“

Ja, ich las Plutarch's Lebensbeſchreibungen, fünf Geſänge der Iliade und den Horaz —

„Auch den Horaz? das iſt gut! Aber wie ſteht's um Ihre Mutterſprache aus? Giebt es denn nicht Fehler?"

Ew. Majeſtät, man ſagt, ich ſey meiner Sprache ziemlich mächtig, und mache nur dann und wann kleine Fehler.

„O, man muß gar keinen machen!"

Ich werde mich bemühen, ſie zu vermeiden.

„Hat Sie keinen Mann?"

Ich hatte einen, der aber nie für mich ſorgte. Ich hab' ihn nicht mehr.

„Ließ er Ihr Kinder?

Eine Tochter.

„Wo iſt die?"

In Berlin in der Realſchule. Hofrath Stahl bezahlt Koſtgeld für ſie.

„Wie alt iſt ſie?"

Dreizehn Jahr.

„Iſt ſie ſchön?"

Nein, Ew. Majeſtät, ſie hat keine ſchöne Mutter.

„He, die Mutter war doch wohl einmal ſchön?" rief der König aus und fuhr dann fort:

„Wo wohnt Sie denn in Berlin?"

Ew. Majeſtät, ich wohne ſehr ſchlecht. Die Logis ſind ſeit dem Frieden ſehr theuer.

„Nun, wo wohnt Sie denn da?"

An der Stechbahn im alten Konſiſtorium, drei Treppen hoch unter'm Dache, in einer Kammer, wie zu Paris in der Baſtille.

„Von was lebt Sie denn aber?"

Von der Diskretion meiner Freunde.

„Läßt Sie denn niemals was drucken?"

Ja, Ew. Majeſtät, ich gab einige Blätter in Druck bei Gelegenheit Ihrer glorreichen Wiederkunft aus dem Kriegsfelde.

„Was ward Ihr dafür?"

Zwanzig Thaler gab mir der Buchdrucker Winter.

„Zwanzig Thaler; nun, wahrlich, davon lebt man nicht lang in Berlin. Na, ich will ſchon ſehen, will für Sie ſorgen. Adieu."

Mit dieſem Worte ſchloß er die Unterredung und kehrte in ſein Zimmer zurück.

Wahrſcheinlich würde er ſein Wort gehalten haben, wenn Seidlitz oder ein Anderer, dem er ſeine Gunſt ſchenkte, ihn daran erinnert hätten, die Karſch that es ſelbſt und auf eine Weiſe, die nicht gemacht war, ihm zu gefallen. Er konnte nur in ihr eine gewöhnliche Bettlerin erblicken, und daher emfing ſie auch nur nach und nach, in kleinen Unterſtützungen, ſieben und neunzig Thaler*).

---

*) Dieſer wiederholten Bitten müde, ſandte Friedrich ihr einſt, da ſie ihm wieder zum neuen Jahre in Verſen Glück gewünſcht, zwei Thaler. Sie gab ſolche dem Überbringer mit dem Stegreifreime zurück:

Zwei Thaler iſt zu wenig,
Zwei Thaler giebt kein König,
Zwei Thaler ſind kein Glück,
D'rum ſchick' ich ſie zurück.

Wer es weiß, wie Regenten an einem ſolchen und an ihrem Geburtstage von allen Seiten mit eigennützigen Glückwünſchen überſchwemmt werden, die nichts weiter als verlarvte Bettelei ſind, den kann es nicht befremden, daß er auch die Karſch in die Kategorie zudringlicher Bettler und Bettlerinnen ſetzte und ſie darnach behandelte.

Zum Beweiſe deſſen, was in der Einleitung zu dieſer Schrift über Verunſtaltung von Anekdoten aus dem Leben dieſes großen Monarchen geſagt worden, kann es auch noch dienen, daß dieſe unbedeutende Anekdote auf folgende Weiſe erzählt und in Berlin 1834, wo ſich ihrer doch noch Mancher erinnern wird, gedruckt worden iſt. Es heißt nämlich:

„Die berühmte Deutſche Sappho, Louiſe Karſch, hatte bekanntlich ihr ganzes Leben hindurch mit Noth und Mangel zu kämpfen. Auch in ihrer glänzenden Periode in Berlin, als ihr Ruf etwa im Zenith ſtand, litt ſie ungewöhnlich (was wiſſen Dichterinnen von Wirthſchaft?) Mangel an Geld. Der große Friedrich intereſſirte ſich wenig für die deutſche Dichterin. Ihre Noth ſtieg immer höher, und einige Gönner von Rang und Anſehen bei Hofe empfahlen ſie endlich der königlichen Milde. Der Monarch befahl ihr hundert Thaler auszuzahlen. Als ihr ein Hoflakei dieſe Summe einhändigte, die freilich nicht hinreichend war, ſie aus ihrer traurigen Lage zu retten, packte ſie das Geld wieder ein und ſchrieb ſofort dieſes Impromtü nieder, es dem Lakaien mitgebend:

Hundert Thaler iſt zu wenig,
Hundert Thaler giebt kein großer König,
Hundert Thaler machen nicht mein Glück,
D'rum ſchick' ich ſie zurück.

Wo ſolche Nebenabſichten nicht offen zu Tage lagen, oder wo er ſie nicht argwohnte, ließ er Schriftſtellern über ihre eingeſandte literariſche Erzeugniſſe ſehr gern Gerechtigkeit widerfahren.

Aber auch der Karſch, als ſie ihm zum Antritt des Jahres 1785 ein Glückwunſchsgedicht überſandte, antwortete er:

„Seine Königl. Majeſtät, unſer allergnädigſter Herr, haben der Poetin Karſchin Neujahrswunſch gnädig aufgenommen, und wünſchen Ihr dagegen alles Glück und Wohlergehen an als Ihr gnädiger König.

Berlin, den 3. Januar 1785. Friedrich.“

Als Stanislaus Auguſtus im Jahre 1764 zum König von Polen gewählt worden, und er ſeine Thronbeſteigung den auswärtigen Höfen angezeigt hatte, erhielt er von ſolchen, der Etikette gemäß, Glückwünſchungsſchreiben. Friedrich beſchränkte ſich nicht darauf. Er ſchrieb ihm:

„Ew. Majeſtät müſſen bedenken, daß Sie Ihre Krone nur durch Wahl, und nicht durch Geburt erhalten haben, folglich wird die Welt auf Ihre Handlungen aufmerkſamer ſeyn, als auf die irgend eines andern Potentaten in Europa, und das iſt nicht mehr wie billig. Die Thronbeſteigung der Letztern iſt nur eine Folge der Verwandſchaft, daher erwartet man von ſolchen nicht mehr (wiewohl vielmehr zu wünſchen wäre) als das, womit Menſchen gewöhnlich begabt ſind; aber von dem, welcher von ſeines Gleichen, von einem Unterthan zum König erhoben und freiwillig gewählt worden, über die zu regieren, die ihn gewählt, erwartet man Alles, wodurch man irgend eine Krone verdienen und ſie zieren kann. Dankbarkeit gegen ſein Volk iſt die erſte Tugend eines ſolchen Monarchen: denn ihm allein, nächſt der Vorſehung, hat er's zu dan-

---

Der unſterbliche Friedrich lächelte über die große Keckheit des genialen Weibes, und befahl: „man gebe der alten Hexe Zwei Hundert.“ (S. Berliner Modenſpiegel Nr. 23.)

Hiernach hat die Karſch auf einmal 200 Thlr. von dem Könige erhalten; ſie hat aber, zu Folge ihres eignen Geſtändniſſes, nur, wie erwähnt, in Allem 97 Thlr. empfangen.

ken, daß er Monarch iſt. Ein König durch Geburt, der ſeines Standes unwürdig handelt, iſt bloß eine Satire auf ſich ſelbſt; aber ein gewählter König, der ſich ſeiner Würde nicht gemäß beträgt, beſchimpft auch ſeine Unterthanen. Ew. Majeſtät werden mir gewiß dieſe Wärme verzeihen; ſie iſt das Erzeugniß der aufrichtigſten Achtung. Der preiswürdige Theil meines Gemäldes iſt nicht ſo ſehr eine Lehre, was Sie ſeyn ſollten, als eine Vorherverkündigung deſſen, was Sie ſeyn werden.“

Der König unterhielt ſich einſt bei einem Spazierritt mit dem General **Lentulus** über die großen Männer der Vorzeit; es war dies eines ſeiner Lieblingsgeſpräche und er lenkte daher vielfältig darauf die Unterhaltung.

Auf einmal fragte er den General:

„Wen hält Er in der alten Geſchichte für den größten Mann?“

Den Größten, erwiederte der Befragte mit Schmeichelei: würd' ich zu nennen wiſſen, wenn die Geſchichte Ew. Majeſtät in der Vorzeit läge.

„Das iſt keine Antwort!“ rief **Friedrich**, unwillig das Haupt ſchüttelnd, aus: „weiß Er, wen ich für den größten Mann der Vorzeit halte? — **Chriſtus**.“

Der im Jahre 1815 verſtorbene berner Rathsherr **Franz Victor Effinger** war mit einigen andern jungen Bernern vor dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges in **Berlin**.

Dieſe jungen Schweizer genoſſen von mehreren angeſehenen Familien **Berlin's** viele gaſtfreundliche Höflichkeiten. Um ſolche zu erwiedern, luden die Berner darauf ihre berliniſche Gaſtfreunde zu einem Abendeſſen und Ball ein.

Am folgenden Tage ließ ſich ein Kammerherr des Königs bei ihnen melden, und ſagte ihnen:

„Der König hätte gewünſcht, daß man ihn als **Bürger von Bern***) an dieſem Feſte würde Theil nehmen laſſen, und daß man ihn nicht davon ausgeſchloſſen hätte; er erwarte aber, ſie vor ihrer Abreiſe noch bei ſich zu ſehen.“

---

*) Er war es als Fürſt von Neufchatel.

In einer Stadt Schleſiens hatte man von den Opfern, welche von frommen Katholiken einer Mutter Gottes in einer Kirche dargebracht worden, manche, namentlich die ſilbernen, entwendet.

Der Küſter, überzeugt, daß dieſe Diebſtähle nur, wenn die Kirche für den Beſuch der Einwohner geöffnet ſey, verübt worden, hatte daher ein ſehr wachſames Auge auf alle diejenigen, welche ſich dieſem Bilde näherten, um dort ihre Andacht zu verrichten. Er bemerkte auch bald, daß einer der fleißigſten Beter ein Soldat der Garniſon war, der zur Zahl der Erſten gehörte, die dort niederknieten, und gewöhnlich der Letzte war, welcher wieder aufſtand.

Er machte davon und von ſeinem Verdacht, Anzeige; der Soldat wurde, als er die Kirche verlaſſen wollte, angehalten und genau durchſucht. Der Küſter hatte ſich nicht geirrt; man fand einige von ſolchen werthvollen Opfern.

Der Soldat wurde von dem Regimentsgerichte zur Unterſuchung gezogen, um demnächſt über ihn ein Kriegsrecht halten zu laſſen.

Bei dieſer Unterſuchung läugnete der Inkulpat hartnäckig den Diebſtahl.

„Bei dem Traktament, das ich erhalte,“ ſprach er: „hat man kaum das liebe Leben. An Nebenverdienſt fehlt es mir hier faſt gänzlich und ich befinde mich daher oft in der größten Noth. Dann hab' ich in dieſer Bedrängniß meine Zuflucht zu der heiligen Jungfrau genommen und ſie um Hülfe inbrünſtig angefleht; ſie hat dann mit der Hand bald nach einem, bald nach dem andern Opfer gedeutet und mir zugeflüſtert: nimm dir's!“

Dieſe leere Entſchuldigung wurde für ganz unzuläſſig erklärt, und das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu zwölfmal Gaſſenlaufen.

Jedes Kriegsgericht wird, nach einer geſetzlichen Beſtimmung, in den königlich preußiſchen Staaten, nebſt einer Relation der Thatſache, worauf es ſich begründet, dem Monarchen zur Genehmigung vorgelegt.

Als **Friedrich** dieſes erhielt, ließ er einige katholiſche Geiſtliche fragen: ob nach den Lehren ihrer Kirche ein ſolcher Fall möglich ſey?

Sie geriethen darüber in nicht geringe Verlegenheit: hätten ſie ein ſolches Wunder ganz abläugnen wollen, ſo würden ſie dadurch mit ihrer Lehre von den vielen Wundern der Mutter Gottes und andern Heiligen Bildern in offenbaren Widerſpruch gerathen ſeyn; ſie ſchlugen daher einen Ausweg ein, und gaben ihr Gutachten dahin ab: daß ſolche Wunder zwar ſehr ſelten, im vorliegenden Fall faſt unglaublich, jedoch nicht ganz unmöglich wären.

Der König ſandte das kriegsgerichtliche Urtheil an den Regimentschef unvollzogen zurück, hatte dagegen darunter geſchrieben:

„Der vorgebliche Dieb wird von der Strafe losgeſprochen, zumal er den Diebſtahl beharrlich geläugnet hat, und nach der Erklärung der Geiſtlichkeit ſeiner Kirche das von ihm behauptete Wunderwerk nicht unmöglich iſt. Ich verbiete ihm aber für die Zukunft bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau noch von irgend einem andern Heiligen ein Geſchenk anzunehmen.“

Aus dem Schloßfenſter zu Berlin hörte er einſt die Chorſchüler des grauen Kloſters in der Burgſtraße Gellert's Lied ſingen: Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte.

„Sie muß freilich groß und grenzenlos ſeyn!“ ſagte er: „weil ſie es duldet, daß die Jungen ſo elend ſingen.“

Unter **Friedrich Wilhelm** I. beſtand das Heer großentheils aus Ausländern, und dieſe Einrichtung hat nicht nur **Friedrich**, ſondern auch ſein Nachfolger **Friedrich Wilhelm** II. beibehalten, bis man die Überzeugung gewann, wie wenig man einem zum Theil aus Miethlingen beſtehenden Heere bei einem Kriege Vertrauen ſchenken könne.

Viele dieſer Ausländer hatte nur Arbeitsſcheu, oder auch gar Unſittlichkeit, und die Furcht vor Strafe für ein verübtes Verbrechen veranlaßt, ſich als Soldaten anwerben zu laſſen; der Krieg war nicht geeignet, ſie zu beſſern, er mußte Manche im Gegentheil noch mehr demoraliſiren; Friedrich erließ daher um die Anmaßungen des Militairs in die gehörige Schranken zurück zu weiſen, ſchon unterm 30. Mai 1763 die S. 391 abgedruckte Kabinetsordre an den General von Moſel.

Unter der Garde hatten ſich einige unruhige Köpfe vereinigt, um Vergünſtigungen, worauf ſie keine Anſprüche zu machen berechtigt waren, zu ertrotzen. Ohne zu erwägen, welchen ſtrengen Ahndungen ſie ſich nach den Kriegsartikeln ausſetzten, gingen ſie nach Sansſouci.

Der König wurde ſie von ferne gewahr; ſein Scharfſinn ahnete ihr frevelhaftes Vorhaben; mit großer Gegenwart des Geiſtes, und mit gleich großer Humanität, um nicht die Strenge der Geſetze gegen ſie anwenden zu dürfen, ſteckte er ſeinen Degen an, ſetzte den Hut auf, trat ihnen auf der Terraſſe vor dem Schloſſe entgegen, und ehe noch der Rädelsführer ein Wort ſprechen konnte, kommandirte er:

„Halt!“

Die ganze Rotte ſtand plötzlich ſtill.

„Richtet Euch!“

Es geſchah.

„Links umkehrt Euch!“

Man gehorchte.

„Marſch!“ kommandirte der König.

Sie marſchirten nun wieder die Terraſſe herab; der Ernſt, der feurige Blick Friedrich's hatte dieſe unruhigen Köpfe ſo eingeſchüchtert und ſo imponirt, daß ſie, auf alle ihre freche Forderungen Verzicht leiſtend, ſich glücklich prieſen, ſo ungeſtraft davon gekommen zu ſeyn*).

---

*) Von Geiſtesgegenwart hatte er ſchon gleich bei dem Antritt ſeiner Regierung einen erfolgreichen Beweis gegeben. Am 20. Dezember 1740 kam er in Kroſſen an, um ſich zu dem Heere zu begeben, das nach Schleſien zog.

Sehr Viele zweifelten, daß er gegen eine Macht wie Öſterreich mit Glück Krieg führen könne, und gerade an dieſem Tage fiel die Glocke der Domkirche herunter. Das war eine unglückliche Vorbedeutung, und machte in der ganzen Stadt einen böſen Eindruck. Als

Durch das ſchnelle Fahren in Berlin waren mehrere Unglücksfälle vorgefallen. Das dortige Gouvernement, General von Ramin, ergriff ein erfolgreiches Mittel, dieſen für die Folge vorzubeugen. Sobald ein Kutſcher, dem Verbot zuwider, zu raſch durch die Straßen fuhr, wurde er, ohne Rückſicht, wer in dem Wagen ſaß, angehalten, in die Wache gebracht und erhielt fünf und zwanzig kräftige Stockſchläge.

Der Kutſcher eines hohen Fremden hatte ſich auch dieſer Übertretung ſchuldig gemacht. Man hob ihn vom Bocke, und er empfing die erwähnte Strafe.

Der Fremde, höchſt entrüſtet, beſchwerte ſich deshalb unmittelbar bei dem Könige über den Gouverneur.

Er erhielt aber die Antwort.

„Es thut mir leid, daß Ihre Klage gerade dieſen Mann betrifft. Er iſt brav, aber grob, und in Dienſtſachen läßt er nicht mit ſich ſpaßen.“

Der Hofmarſchall Graf v. d. S*** bat, ſeinen Sohn, der bei einem Regimente als Offizier ſtand, weiter zu befördern. Er erhielt zur Antwort:

„Wohlgeborner lieber Getreuer!

Ich habe aus Eurem Schreiben vom 22. Mai d. J. Euer Geſuch wegen Eures Sohnes geſehen. Ich muß Euch aber ſagen, daß ich längſt den Befehl gegeben habe, keinen Grafen in meine Armee anzunehmen; denn wenn ſie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen ſie nach Hauſe. — — Will Euer Sohn dienen, ſo gehört die Grafſchaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er ſein Metier nicht ordentlich lernt. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Friedrich.“

---

man es ihm meldete und dabei auch nicht verſchwieg, wie man darin Unheil vorausſähe, ſagte er lächelnd:

„Es bedeutet das Gegentheil! das Hohe wird erniedrigt werden.“

Bald wurde die Erklärung dieſes Ereigniſſes in der ganzen Stadt, und auch unter dem Heere bekannt. Es ermuthigte dieſes, ſteigerte die Begeiſterung in ſolchem, und trug vielleicht mit zu dem Siege in der erſten Schlacht bei Mollwitz bei.

Eigenhändig ſtand darunter:

„Junge Grafen, die nichts lernen, ſind Ignoranten in allen Ländern. In England iſt der Sohn des Königs nur Midſhipman auf einem Schiffe, um die Manoeuvres dieſes Dienſtes zu lernen. Im Fall nun aus einem Grafen was werden, und er der Welt und ſeinem Vaterlande was nützen ſoll; ſo muß er ſich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieſes ſind nur Narrenspoſſen, ſondern es kommt nur allezeit auf ſein Mérite personnel an.“

Im Jahr 1765 hatte der König einem Ingenieurofficier den Auftrag gegeben, bei den ſchleſiſchen Feſtungen für die erforderlichen Verbeſſerungen zu ſorgen. Er ſetzte in ſeine Kenntniſſe volles Vertrauen und überließ ihm daher, dabei nach ſeinen Einſichten zu verfahren.

Ein ſolcher Auftrag war für den Beauftragten eine ſehr günſtige Gelegenheit, ſich zu bereichern, indem er die Ausgaben für die dabei Arbeitenden ſehr hoch anſetzte, ſolche hingegen auf das kärglichſte bezahlte. Hauptſächlich war dies der Fall mit den Fuhren der Bauern, welche endlich darüber bei dem Könige, als er in Schleſien die Muſterung über die Truppen hielt, unmittelbar Beſchwerde führten, da er bei dieſer Gelegenheit auch die Feſtungen in Augenſchein nahm.

Friedrich befahl dem Angeklagten: ſich ſogleich über dieſe Beſchwerde zu rechtfertigen.

Seiner Schuld bewußt, erhing er ſich in ſeiner Wohnung.

Es wurden ſeine Effekten verſiegelt und mit Beſchlag belegt. Man fand außer manchen Dingen von Werth, 60,000 Thaler in Golde.

Als man davon dem Könige die Anzeige machte, ſprach er, eingedenk, daß der Selbſtmörder Frau und Kinder hinterlaſſen:

„Ich will nichts davon wiſſen!“

So blieb denn die Wittwe im ungeſtörten Beſitz des Vermögens.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege geſchahen viele Mordthaten, aus Lebensüberdruß, in dem Wahne, daß man, wenn man dieſes Verbrechen mit dem Tode durch Henkershand abbüße und ſich zuvor im Gefängniß bekehre, unfehlbar einer ewigen Seeligkeit theilhaftig werde. Hauptſächlich wurden dergleichen Morde von Soldaten verübt, da ein großer Theil des Heeres aus Ausländern beſtand, die ſich deshalb hatten anwerben laſſen, um der Strafe eines Verbrechens in ihrer Heimath ſich zu entziehen, oder deren unſittliches Leben ſie ſo herunter gebracht, daß ſie, um ſolches zu friſten, keinen andern Ausweg wußten, als Kriegsdienſte zu nehmen.

Dies veranlaßte den König zu der folgenden Kabinetsordre an das General-Auditoriat.

„Seine Königl. Majeſtät ſind durch die frevelhaften Mordthaten, welche verſchiedentlich hier und da von boshaften Leuten an Unſchuldigen geſchehen, und dann von den Delinquenten die Urſache eines Überdruſſes an ihrem Leben vorgegeben worden, die aber dabei in dem Aberglauben geſtanden, als ob ſie durch den Beſuch der Prediger oder Geiſtlichen vor ihrer wohlverdienten Hinrichtung in ihrem Gewiſſen deshalb beruhigt werden würden, bewogen worden, hierdurch zu verordnen, daß wenn forthin es geſchehen ſollte, daß jemand eine dergleichen Mordthat beginge, alsdann demſelben, er ſey auch von was für einer Religion er wolle, andern zu einem um ſo mehr ſchreckenden Exempel, während ſeines Arreſtes und bei ſeiner Hinrichtung, kein Prediger oder anderer Geiſtlicher zugelaſſen, ſondern derſelbe ohne dergleichen zum Tode gebracht werden ſoll. Es hat demnach das General-Auditoriat ſich nicht nur in vorkommenden Fällen darnach zu richten, ſondern auf Spezial-Befehl die Inſpections-Generals der Regimenter davon zu benachrichtigen, mit dem Auftrage von Seiner Königl. Majeſtät wegen, damit ſie dieſe Verordnung bei den unter ihrer Inſpection ſtehenden Regimentern zur Verwahrung public machen, und bei der gewöhnlichen Vorleſung der Krieges-Artikul mit verleſen laſſen müſſen.

Potsdam, den 17. April 1765.“

Prinz Heinrich unternahm im Jahre 1759 einen Heereszug nach Franken. Bei demſelben befand ſich auch das **von Kleiſtſche**

Frei-Dragoner- und Huſaren-Korps*). Es machte den Vortrab, zeichnete ſich durch ſeine Kühnheit und ſeine oft an das Wunderbare gränzende glückliche Unternehmungen aus, aber auch durch manche Gewaltthätigkeiten und Mangel an Mannszucht.

Einſt fiel ein Gefecht mit den Öſterreichern und den verbündeten Reichstruppen vor, wo ſolche ungewöhnlichen Widerſtand leiſteten, und dieſes Freikorps erſt nach großen Anſtrengungen und Verluſte die Feinde vertrieb.

Das hatte die Erbitterung dieſer Freihuſaren- und Dragoner ſo geſteigert, daß man keine Gefangene machte, ſondern jeden über die Klinge ſpringen ließ.

Das Gefecht fand in der Nähe eines Nonnenkloſters ſtatt. Unter dem Verwande, daß man aus dieſem, während deſſelben, geſchoſſen, drang man in ſolches und übte dort die größten Gewaltthätigkeiten aus.

Die Äbtiſſin ſchrieb demnächſt an den König, und ſchilderte ihm alle die Gräuelſzenen dieſes Überfalls. Der König machte dem Chef darüber bittere Vorwürfe. Kleiſt rechtfertigte ſich dadurch, daß er gleich nach dem Siege zu einer andern Beſtimmung geeilt ſey, und nur ein kleiner zurückgebliebener Theil ſeines Korps dieſe Frevel verübt hätte, wobei er ihm die daran Theil habenden Offiziere namentlich anzeigte.

Nach dem Kriege wurde dieſes Freikorps reduzirt und deßen Offiziere entlaſſen. Einer davon bat demnächſt den König um eine erledigte einträgliche Civilbedienung, und da er, zur Begründung ſeiner Anſprüche, ſeine frühere Kriegsdienſte anführte, gedachte er auch der Erſtürmung dieſes Nonnenkloſters als einer Heldenthat.

---

*) Der Oberſte von Kleiſt erlaubte ſich manche Eigenmächtigkeiten bei Dingen, die Friedrich, erhaben über die ohnmächtigen Verkleinerungen ſeines Werths, nicht der Beachtung, noch weniger der Rüge werth hielt. Der Redakteur der erlanger Zeitung hatte, ſich auf den Schutz der in der dortigen Gegend ſtehenden Reichsarmee ſtützend, ſich Bitterkeiten über den König in dieſer Zeitung erlaubt. Kleiſt ſchickte ein Kommando der unter ſeinem Befehl ſtehenden Huſaren nach Erlangen, ließ dem Zeitungsſchreiber auf öffentlichem Markte funfzig Stockprügel geben, über deren richtigen Empfang er in beſter Form quittiren mußte. Beſtände ſein Korps jetzt noch, ſo würde es alle Tage, bloß zu ſolchen Nebenexpeditionen, vollauf zu thun haben.

Friedrich ſandte ihm ſeine Bittſchrift zurück; er hatte die Stelle darin, welche dieſen Vorfall berührte, unterſtrichen und am Rande geſchrieben:

„Jene Geſchichte macht Ihm zu wenig Ehre, als daß Er ihrer hätte erwähnen ſollen. Wäre Er in Meinem Lande, ſo ließe Ich Ihn auf die Feſtung bringen. Ich kann ſolche Leute, wie Er iſt, nicht gebrauchen."

Der König brachte die Karnevalszeit in der Regel in Berlin zu, doch am 24. Januar (ſeinem Geburtstage) reiſete er wieder nach Potsdam; und wenn er auch den auf Urlaub nach Berlin gekommenen Generalen nicht geradezu zu verſtehen gab, daß auch ſie wieder in ihre Garniſonen zurückkehren ſollten, ſo äußerte er doch hingeworfen, daß es ihm lieb ſeyn würde, wenn es geſchähe.

Einſt ſagte er über Tafel zu den Anweſenden, er würde vier Tage früher, wie gewöhnlich, nach Potsdam zurückkehren, es möchte ſich aber Keiner dadurch abhalten laſſen, noch die bevorſtehenden Karnevalsluſtbarkeiten zu genießen. Er wiederholte dieſe letzte Aufforderung gegen mehrere anweſende Generale, unterließ es jedoch bei dem Prinzen von Naſſau-Uſingen, der Chef des in Burg garniſonirenden Füſilierregiments war.

Der Prinz, um ſich zu verſichern, ob er auch von dieſer ertheilten Erlaubniß Gebrauch machen könne, ſchrieb an den König: er würde an dem Tage, wo derſelbe Berlin verließe, auch in ſeine Garniſon zurückkehren; in der Überzeugung, daß die Antwort mit der frühern Äußerung des Königs übereinſtimmen würde.

Friedrich, der dieſe Liſt durchſchaute und dem jede Verſtecktheit zuwider war, antwortete ihm:

„Daß Ew. Liebden der 20. d. ſchon zum Regiment zurückkehren wollen, ſehe Ich recht gern, und iſt ſolches nützlich. Ich werde auch früher, als gewöhnlich, nach Potsdam reiſen. Sehr gut iſt es, wenn der Vater bei ſeinen Kindern iſt, denn das verhindert, daß ſie nicht außer Zucht und Ordnung kommen."

Bei der mißlungenen Flucht Friedrich's, als Kronprinz im Jahre 1730, verloren nicht nur alle diejenigen, welche ihm Geld geliehen hatten, ſolches, ſondern ſie wurden auch dafür noch zu einer bedeutenden Geldſtrafe verurtheilt.

Der Goldſchmidt Lieberkühn in Berlin hatte ihm auch Geld geliehen; dieſer büßte jedoch nur ſein Darlehn ein und wurde mit einer Geldſtrafe verſchont. Friedrich Wilhelm begnügte ſich damit, ihm zu ſagen:

„Auch Ihr habt Euch mit meinem Sohn eingelaſſen, das hätt' ich von Euch nicht gedacht."

Friedrich ließ nach dem ſiebenjährigen Kriege ein goldenes Tafelſervice anfertigen. Die Arbeit wurde auf Befehl des Königs dem Sohn des verſtorbenen Goldſchmidts Lieberkühn übertragen, und ihm dazu eine Menge alter goldener Gefäße eingehändigt. Mehrere davon waren mit Edelſteinen beſetzt. Lieberkühn, der Sohn, brach ſie aus, und fragte bei dem Könige an, an wen er ſie abgeben ſolle?

Friedrich antwortete ihm:

„Ich erinnere Mich, daß Ich Euch noch ſchuldig bin und Ich will, daß davon nicht weiter geredet werde. Ihr könnt die Steine behalten."

Ihr Werth belief ſich auf 2500 Thaler.

Es verräth einen Mangel an feiner Lebensart, wenn man aus der Tabacksdoſe eines Andern, ſelbſt ſeines Gleichen, eine Priſe undargeboten nimmt; um ſo mehr mußte ein ſolcher Verſtoß dem Könige mißfallen. Er rügte ihn zwar, aber doch gewöhnlich mit Schonung.

Einſt ſah der König aus einem geöffneten Fenſter. Er vernahm hinter ſich ein Geräuſch; ſich leiſe umwendend, bemerkte er, wie ein Page ſeine auf einem Tiſche ſtehende Tabacksdoſe in der Hand hatte, ihre Edelſteine betrachtete, dann eine Priſe daraus nahm und ſie behutſam wieder auf den alten Platz ſetzte.

Der König ließ dies alles geſchehen, ohne ihn daran zu hindern. Er ſah noch eine Weile aus dem Fenſter, machte es dann wieder zu, ging im Zimmer einigemal auf und ab, nahm dann die Doſe und fragte den Pagen:

„Gefällt Dir die Doſe?“

Der Befragte, ahnend, daß der König ſeine Neugier bemerkt habe, ſchwieg beſtürzt.

„Ich frage Dich,“ fuhr der König in einem nichts weniger als unfreundlichen Tone fort: „ob Dir die Doſe gefällt? So antantworte doch!“

Ja, Ew. Majeſtät! ſie gefällt mir recht ſehr.

„Nun ſo nimm ſie. Sie ſoll Dein ſeyn! Für zwei iſt ſie zu klein.“

Er ließ einſt den Großkanzler von Jariges zu ſich nach Potsdam rufen. Es betraf einen Gegenſtand von Bedeutung. Der König ging, während des Geſprächs, mit dem Großkanzler im Zimmer auf und ab. Der Letztere ſah eine geöffnete Tabatiere auf einem Tiſche ſtehen. Er tauchte mechaniſch einen Finger in den Spaniol. Als Friedrich es bemerkte, nahm er nach einer Weile die Doſe, und ſchüttete den Taback, ſcheinbar aus Unvorſichtigkeit, auf die Dielen.

Der Großkanzler reiſete am nämlichen Abend nach Berlin zurück. Er war überraſcht, als er dort in ſeinem Zimmer eine koſtbare Doſe mit ſpaniſchem Taback fand, und einen Zettel, des Inhalts:

„Da man weiß, daß Ew. Excellenz gutrappirten Taback lieben, ſo ſchlägt man Ihnen vor, aus dieſer Doſe welchen zu nehmen, die Ihnen von guter Hand zukommt.“

Jariges erinnerte ſich nun, daß der König den Taback in ſeiner Gegenwart verſchüttet habe, aber auch zu ſeinem Schrecken, welche Unſchicklichkeit er in der Zerſtreuung begangen. Dieſe einzugeſtehen und um Verzeihung zu bitten, wäre ein ſehr unzeitiger Mißgriff geweſen. Er ſchlug einen andern Weg ein, und ſchrieb ſogleich an den König:

Der großen Überraſchung ungeachtet, welche mir geſtern der Anblick einer koſtbaren Doſe auf meinem Tiſch verurſacht hat, überzeugte ich mich doch bald, daß ſie nur von Ew. Majeſtät, meinem allergnädigſten Herrn, kommen könne. Es iſt mir unmöglich, das auszudrücken, was mein Herz bei dieſer Gelegenheit empfunden hat, das ſchon viele Jahre Ew. Majeſtät enthuſiaſtiſch verehrt.

Am andern Tage erhielt er zur Antwort:

„Ich bin über die Dankbarkeit gerührt, die Ihr mir wegen der Doſe verſichert, die Ihr von Mir als Geſchenk erhalten haben wollt.“

So ſchonend verfuhr er nicht mit dem ſpaniſchen Geſandten. Als er einſt eine Priſe aus ſeiner Tabatiere nahm, griff auch der Geſandte hinein. Er warf ſie ſogleich aus dem Fenſter.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege wollte Gotzkowski, da er nach einem frühern Vergleich mit ſeinen Kreditoren, wieder in Geldverlegenheit war, dem Könige gern ein werthvolles Gemälde verkaufen, jedoch nur für einen ſehr hohen Preis. Er bat den Marquis d'Argens, dem Könige den Vorſchlag zu dem Ankauf dieſes Gemäldes zu machen und es beſtens zu empfehlen; mit dem Verſprechen, wenn der Kauf zu Stande käme, wolle er ihm zu ſeiner beträchtlichen Sammlung von Kupferſtichen die dresdener Bildergallerie, in Kupfer geſtochen, zum Geſchenk machen.

Anfänglich lehnte der Marquis dieſes Anliegen ab, endlich aber verſtand er ſich aus Wohlwollen gegen Gotzkowski dazu, und ſprach in einer Abendgeſellſchaft mit dem Könige davon.

Sire! ſagte er: Gotzkowski iſt in einer recht bedrängten Lage; wegen ſeiner patriotiſchen Geſinnungen und was er für Berlin gethan, verdient er ſchon Unterſtützung, und deshalb wünſcht ich, daß Ew. Majeſtät ihm das Gemälde abkauften. Es iſt ein treffliches Kunſtwerk; und werth, daß Sie Ihre Gemäldeſammlung damit vermehren; aber ich darf Ihnen nicht verſchweigen, daß mir Gotzkowski verſprochen hat, wenn ich den Handel zu Stande bringe, mir die Kupferſtiche von der dresdener Bildergallerie zum Geſchenk zu machen.

Friedrich ſah mit Wohlgefallen den Marquis an, ſeine Offenherzigkeit rührte ihn, und er ſprach zu den übrigen Anweſenden mildlächelnd:

„Ich muß ſchon das Bild theuer kaufen, damit der Marquis die dresdener Gallerie in ſeine Kupferſtichſammlung bekommt.“

Er kaufte es demnächſt für den von Gotzkowski verlangten Preis.

Durch das Münzedikt vom 29. März 1764, welches alle fremde Münzen außer Umlauf ſetzte, wurden auch die Batzen und deren Einbringung in die preußiſchen Staaten verboten.

Ein Kandidat der Theologie aus dem Thüringſchen, der die nöthigen Prüfungen zu einer Predigerſtelle mit Ehren überſtanden, bewarb ſich um eine ſolche. Sie wurde ihm zugeſichert, jedoch unter der Bedingung, ein Frauenzimmer zu heirathen, das ihm in jeder Hinſicht zuwider war. Für ſolchen Preis wollte er nicht ein Amt erwerben, und da er voraus ſah, daß er in ſeiner Heimath, wenn er ſich nicht zu ſolchen, oder ähnlichen Bedingungen verſtände, ſein Unterkommen ſchwerlich finden dürfte, beſchloß er nach Berlin zu gehen, um dort vorläufig als Lehrer der Jugend ſich ſein Brod zu erwerben, bis er, näher bekannt, entweder eine Prediger- oder eine Lehrerſtelle an einer öffentlichen Lehranſtalt erhielte.

Er begab ſich daher mit ſeinem ganzen Vermögen, das in vierhundert Thalern in Batzen beſtand, nach Berlin. Dort angekommen, wurden ſeine wenigen Habſeligkeiten viſitirt, und als man die verbotenen Batzen fand, dieſe in Beſchlag genommen. Seine Betheuerung, daß er von dem Verbote nichts gewußt, fand kein Gehör, und troſtlos ſuchte er ein Unterkommen in der Jüdenſtraße, im weißen Schwan. Sein ganzer Reichthum beſtand in wenigen Kleidungsſtücken, einiger Wäſche, einigen Büchern und den Kollegienheften, nebſt einigen Thalern baaren Geldes in der Taſche.

Er hatte Berlin nur deshalb gewählt, weil ein Landsmann und Schulgenoſſe ſich hier aufhielt, der, wie man ſich in Thüringen erzählt, dort ſein Glück gemacht haben ſollte. Mit Mühe erkundete er ſeine Wohnung, beſuchte ihn, fand zwar eine gaſtliche Aufnahme, aber keinesweges das beſtätigt, was er von ihm erfahren. Er hatte nur ein kümmerliches Brod, indem er ſich vom Unterricht in den Anfangsgründen der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und in andern Elementarkenntniſſen ernährte. Der Kandidat erzählte ſeinem Freunde das ihm widerfahrene Unglück, und bat ihn um ſeinen Rath in ſeiner Bedrängniß. Dieſer war der Meinung, daß er deshalb bei der Direktion des Packhofes ſchriftlich einkommen müſſe. Das that er, wurde aber abſchlägig beſchieden; man rieth ihm, eine neue Eingabe bei der General-Acciſe- und Zoll-Direktion zu machen, weil dieſe hierin allein zu ſeinem Vortheil entſcheiden könne. Der

Kandidat that auch dies, erhielt aber ebenfalls einen abſchlägige Antwort.

Da ſagte man ihm, es bliebe ihm nichts übrig, als ſich unmittelbar an den König zu wenden, und dieſem eine Bittſchrift zu überreichen, indem man ſich erinnerte, wie Viele, die mit ihren Geſuchen von den Behörden abgewieſen, dadurch entweder zu ihrem Rechte gelangt, oder aus ihrer Bedrängniß menſchenfreundlich geriſſen worden.

Der Kandidat entſchloß ſich, dieſen letzten Schritt zu wagen. Er ſetzte eine Bittſchrift auf, in welcher er treuherzig einen kurzen Abriß ſeines Lebens, die Veranlaſſung zu ſeinem Entſchluß, nach Berlin zu gehen, und die Konfiskation ſeiner Batzen erzählte.

Mit dieſem Memorial, ſeinen Univerſitätszeugniſſen und ſeinem thüringſchen Paß in der Taſche, machte er ſich zu Fuß auf den Weg nach Potsdam.

Dort angekommen, ging er nach dem Exerzierplatz, weil man ihm geſagt: dort würde er den König finden.

Friedrich ließ die Soldaten einige Übungen machen. Der Kandidat ſtand in der Ferne, mit Angſt im Herzen, und wartete auf einen günſtigen Moment, ſich ihm nähern zu können.

Die militairiſchen Übungen waren beendet, der König ging in den Garten, die Soldaten verließen den Platz und es blieben einige Offiziere zurück, welche noch dort auf und niedergingen.

Der Kandidat hatte ſeine Papiere aus der Taſche gezogen und hielt ſie in der Hand; in ſeinen Zügen ſprach ſich Angſt und Beſtürzung aus, daß er die Gelegenheit entſchlüpfen laſſen, ſeine Bittſchrift dem Könige zu überreichen.

Eine ſolche an ein Zerrbild gränzende Erſcheinung mußte den Offizieren auffallen. Einer von ihnen näherte ſich ihm, und auf die in ſeiner Hand befindlichen Papiere deutend, fragte er ihn:

Was hat Er da?

„Eine Bittſchrift an des Königs Majeſtät,“ ſtammelte der Kandidat: „meine Teſtimonia und meinen Reiſepaß.“

Wer iſt Er und was will Er vom Könige? fragte ein Anderer.

„Das alles können Sie am beſten aus den Papieren hier erfahren,“ meinte der Befragte, und übergab ſolche dem Frager.

Der Offizier nahm die Papiere, entfaltete ſie und Alle laſen ſie gemeinſchaftlich.

Man gab ſie ihm zurück und derjenige, dem er ſie eingehändigt, ſprach zu ihm:

„Ich will Ihm einen guten Rath geben. Der König iſt heut überaus gnädig. Geh' Er ihm auf dem Fuß nach. Es wird Sein Glück ſeyn."

Ach! ſeufzte der Kandidat: das erkühn' ich mich nicht aus zu großem Reſpekt.

„Ei was! nur Courage!" riefen die Offiziere; der Eine ergriff ihn bei'm rechten, der Andere bei'm linken Arm, und ſo zogen ſie ihn unter dem Ruf: „Fort, fort! in den Garten!" vorwärts. Er wurde mehr getragen, als daß er ging, denn die Füße verſagten ihm aus Herzensangſt den Dienſt.

Angekommen in dem Garten, ſuchten die Offiziere den König auf. Sie fanden ihn bei einem Gärtner, wie er ein Gewächs betrachtend, ſich auf ſolches gebückt hatte.

„Hier bleibt Er ſtehen!" ſprach einer der Offiziere: „Hier hinter dem Rücken des Königs."

Dann fuhren ſie, ihren Scherz mit ihm treibend, aber doch ſehr leiſe, abwechſelnd fort:

„Den Hut unter'm Arm!"

Der Kandidat gehorchte.

„Den rechten Fuß vor!"

„Die Bruſt heraus!

„Den Kopf in die Höhe!"

„Die Briefſchaften aus der Taſche!"

Als der Kandidat alle dieſe Kommando's erfüllt hatte, hieß es:

„So bleibt Er ſtehen!"

Jetzt verließen ihn die Offiziere, doch ſahen ſie ſich im Gehen mehrmals nach ihm um, und fanden es ſpaßhaft, daß der Kandidat in der vorgeſchriebenen Weiſe ſo unbeweglich ſtehen blieb, wie eine Bildſäule.

Jetzt richtete ſich der König empor und ſich umwendend, wurde er den Kandidaten gewahr. Die Papiere in deſſen Hand verriethen ihm, daß es ein Supplikant ſeyn müſſe, und er ſandte ſogleich den Gärtner zu ihm, der ihm ſolche abnehmen mußte. Dieſer überbrachte ſie dem Könige, und dieſer ſchlug nun mit ſolchem einen andern Gang in dem Garten ein.

Der Kandidat blieb nach wie vor auf ſeiner Stelle; ſeine Bittſchrift war in des Königs Händen, er mußte doch den Erfolg abwarten. Lange durfte er nicht zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben; der König kam nach wenigen Minuten zurück, in der Linken die entfalteten Papiere, womit er dem Kandidaten winkte, näher zu kommen. Gern hätte er auf ſeine Batzen für immer Verzicht geleiſtet, eine ſolche ehrfurchtsvolle Scheu hatte ſich ſeiner bemeiſtert; aber ein dunkles Gefühl ſagte ihm: daß er alle ſeinen Muth zuſammennehmen und gehorchen müſſe.

Schüchtern näherte er ſich dem Könige.

„Lieber Thüringer!“ redete ihn Friedrich mit freundlichen Augen und dem Ton des Wohlwollens an: „Er hat in Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder Sein Brod geſucht, und ſie haben Ihm — wie er ſchreibt — bei'm Viſitiren ſein mitgebrachtes thüringer Geld weggenommen. Wahr iſt's, die Batzen ſollen in meinem Lande nicht mehr gelten, aber ſie hätten auf dem Packhofe ſagen ſollen: „Ihr ſeyd ein Fremder und wiſſet das Verbot nicht. Wir wollen den Beutel mit den Batzen verſiegeln, ſchickt ſolchen wieder zurück nach Thüringen und laßt Euch dafür andere Sorten ſchicken,“ ſie hätten ſie ihm aber nicht wegnehmen müſſen! Geb' Er ſich zufrieden! Er ſoll Sein Geld cum Interesse zurück erhalten. — Aber, lieber Mann! Berlin iſt ein heißes Pflaſter; ſie verſchenken da nichts; Er iſt ein fremder Menſch, eh' Er bekannt wird und Information bekommt, iſt das Geld verzehrt. Was dann?“

Der Kandidat war darüber ſo beſtürzt, daß er keine Sylbe antwortete, was er hernach ſehr bereute, denn er glaubte, dieſe Frage ſey nur gemacht worden, um von ihm eine Bitte um Verſorgung zu hören.

Da der Kandidat ſtumm blieb, wandte ihm der König den Rücken und entfernte ſich. Kaum hatte er aber zwölf bis funfzehn Schritte gemacht, ſo ſah er ſich um, und winkte auf's neue.

Der Kandidat näherte ſich dem Könige, und während der Letztere fortſchritt, begann folgendes Geſpräch:

„Wo hat Er ſtudirt?“

Ew. Majeſtät, in Jena.

„In welchen Jahren?“

Von 1716 bis 1720.

„Unter welchem Prorektor iſt Er inſcribirt worden?“

Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtſch dem Erſten.

„Was waren ſonſt noch für theologiſche Profeſſoren dort?“

Buddäus, Danz, Weißenborn, Walch.

„Hat Er auch fleißig Biblica gehört?“

Bei'm Buddäo.

„Das iſt der, der mit Wolfen ſo vielen Krieg hatte.“

Ja, Ew. Majeſtät, er war —

Der König, ihn unterbrechend:

„Was hat Er denn ſonſt noch für nützliche Kollegia gehört?“

Thetica et Exegetica bei'm Dr. Förtſch; Hermeneutica polemica bei'm Dr. Walch; Hebraica bei'm Dr. Danz; Homiletica bei'm Dr. Weißenborn; Pastorale et Morale bei'm Dr. Buddäo.

„Ging es zu Seiner Zeit noch ſo toll in Jena her, wie ehedem, da die Studenten ohne Unterlaß ſich mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers:

Wer von Jena kommt ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen.“

Dieſe Unſittlichkeit iſt ganz aus der Mode gekommen: man kann jetzt dort ſo wohl, wie auf andern Univerſitäten, ein ſtilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das dic, cur hic? obſerviren will. Bei meinem Anzuge ſchafften die durchlauchtigen Nutritores Academiae die ſogenannten Renomiſten, die ſo viele Unruhe gemacht, aus dem Wege und ließen ſie auf die Wartburg in Verwahrung ſetzen; da haben ſie gelernt, ruhig zu ſeyn.

Es ſchlug Eins. Der König brach das Geſpräch mit den Worten ab:

„Nun muß ich fort; ſie warten mit der Suppe.“

Der König verließ den Garten, der Kandidat folgte ihm in einiger Entfernung. Als er auf den Schloßplatz kam, fand er dort noch die Offiziere, welche ihn in den Garten geſchleppt; ſie folgten dem Könige, als er in das Schloß trat.

Der Kandidat blieb auf dem Schloßplatze, in der Hoffnung, daß er nach dieſem Geſpräch einen Beſcheid auf ſeine Eingabe erhalten würde. Er hatte ſich auch nicht getäuſcht; nach einer

Weile trat ein Kammerhuſar aus dem Schloſſe und fragte mit lauter Stimme:

„Wo iſt der Mann, der bei dem Könige in dem Garten geweſen?“

Hier! rief der Kandidat.

„So folg' Er mir!“

Der Kammerhuſare führte ihn nun in das Schloß und in ein großes Zimmer, in welchem ſich die Dienerſchaft des Königs befand. Es war ein Tiſch gedeckt. Der Kammerhuſar ſetzte dem Kandidaten einen Stuhl hin und ſprach:

„Die Speiſen, die hier auf dem Tiſch ſtehen, hat Ihm der König auftragen laſſen und befohlen, daß Er ſich ſatt eſſen, und an Niemand kehren ſoll. Ich ſoll Ihn bedienen. Nun friſch an's Werk!“

Die Verlegenheit des Kandidaten war groß; eine ſolche Bedienung hatte er nie gehabt, ſo hungerig und durſtig er war, denn er hatte ſeit vier und zwanzig Stunden nichts genoßen, den weiten Weg von Berlin nach Potsdam durch den Sand gemacht, und die Angſt, die er ſo lange erduldet, hatten ſeine Kräfte ganz erſchöpft, aber er würde doch in dieſem Moment ſeine Rolle gern mit der des Kammerhuſaren vertauſcht haben. Er wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen, und bat daher den Kammerhuſaren de- und wehmüthig, an der Tafel neben ihm Platz zu nehmen. Dieſer lehnte ſolches hartnäckig und endlich ſogar rauh ab, indem er ihm zu verſtehen gab, wie es ſich nicht von ihm gezieme, ihn zu einem Ungehorſam gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs verleiten zu wollen. Der Kandidat ſah nun wohl, daß er ſich die Bedienung gefallen laſſen müſſe, er ſetzte ſich und ließ ſich die vorgeſetzte Speiſen ſchmecken. Zum Nachtiſch wurde Konfekt und Birnen aufgetragen. Beides wickelte aber der Kammerhuſar in Papier, und ſteckte es dem Kandidaten in die Taſche, mit den Worten:

„Zur Erfriſchung auf dem Rückwege.“

Sobald die Mahlzeit beendet war, trat ein Kabinetsſekretair in das Zimmer, gab dem thüringer Gaſt ſeine Zeugniße und ſeinen Reiſepaß zurück, händigte ihm eine verſiegelte Verfügung an die General Acciſe- und Zoll-Direction ein, zählte ihm fünf Dukaten und einen Friedrichsd'or auf, und ſprach:

„Das ſchickt Ihm der König, damit Er wieder nach Berlin kommen kann,“ dann ſetzte er hinzu:

„Folg' Er mir!“

Der Sekretair führte den Kandidaten aus dem Schloſſe nach einem königlichen Küchenwagen mit ſechs Maulthieren beſpannt, und erklärte den bei dieſem Wagen befindlichen Perſonen:

„Ihr Leute! der König hat befohlen, Ihr ſollt dieſen Fremden mit nach Berlin, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.“

Der Kandidat beſtieg den Wagen und kam ſo wieder in Berlin an. Er gab nun gleich die verſiegelte Immediat-Verfügung auf dem Packhofe in der Expeditionsſtube ab. Der Direktor entſiegelte ſie, unſtreitig enthielt ſie einen derben Verweis, denn er wurde bei dem Leſen bald bleich bald roth und reichte ſie, ohne ein Wort zu äußern, einem andern Offizianten.

Mit ziemlich mürriſchem Tone ſprach dieſer zu dem Kandidaten:

„Komm' Er näher, und ſchreib' Er eine Quittung, daß Er für ſeine 400 Thaler ganze Batzen ſo viel in brandenburgſcher Münze ohne den mindeſten Abzug baar und richtig erhalten hat.“

Nachdem der Kandidat die Quittung geſchrieben, bekam er das Geld ſogleich gezahlt. Während er ſolches zu ſich nahm, rief man einen Schaffner in das Zimmer.

„Er geht gleich mit dem Mann hier,“ ſprach der Acciſeoffiziant, der das Geld gezahlt hatte, zu dieſem Schaffner: „nach deſſen Abſteigequartier in der Jüdenſtraße im weißen Schwan, läßt ſich von dem Wirthe die Rechnung ſeiner Zehrungskoſten vom Tage ſeiner Ankunft bis jetzt machen, und bezahlt ſie. Hier ſind dazu vier und zwanzig Thaler, und wenn es nicht zureicht, ſo kann Er ſich das Fehlende holen.“

Der Schaffner ging mit dem Kandidaten nach dem Gaſthofe, und berichtigte die Schuld des Letztern für die Zeit von acht Wochen; der Betrag belief ſich aber nur auf 10 Thlr. 4 Gr. 6 Pf.

Eins der bravſten Regimenter der Armee Friedrich's war das Regiment des Markgrafen Karl*). Es hatte ſeit ſeiner Stiftung faſt in keiner Schlacht gefehlt, und ſich in einer jeden ausgezeichnet.

---

*) Dies Regiment wurde 1702 errichtet, und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg verliehen. Gleich nach ſeiner Stiftung ging es nach den Niederlanden, wohnte der Belagerung von Kaiſers-

---

werth bei und war 1701 mit in der Schlacht bei Turin. Im Jahre 1707 war deſſen zweites Bataillon bei der Belagerung von Toulon, während das erſte in Brabant ſtand. Im Jahre 1708 focht das erſte Bataillon bei Oudenarde, das zweite machte den Feldzug in Italien. Das ganze Regiment hielt ſich 1709 ſehr tapfer in der Schlacht von Malplaquet. Das erſte Bataillon half 1710 Mons und das zweite Aire belagern. Das erſte Bataillon ſtand 1711 vor Bouchain, das zweite war bei der Armee, welche den Feind beobachtete. Im Jahre 1715 wurde es zur Belagerung von Stralſund und zu dem Sturm von Penamünde gebraucht, wobei es einen großen Verluſt an Mannſchaft erlitt. Im Jahre 1741 zeichnete ſich das Regiment bei dem Sturm von Glogau beſonders aus, ſo auch in der Schlacht bei Molwitz, wo es großen Verluſt hatte. In der Schlacht bei Chotoſitz am 17. Mai 1742 wurden deſſen Grenadiere gebraucht, 1744 half das Regiment Prag belagern und einnehmen. Am 5. Juni 1745 wohnte es der Schlacht bei Hohenfriedberg und Soor bei, wo es große Tapferkeit bewies und in der letztern viel verlor. Die Grenadiere befanden ſich in der Aktion bei Katholiſch-Hennersdorf. Im ſiebenjährigen Krieg. 1756, war es mit bei der Einſchließung des ſächſiſchen Lagers bei Pirna, im folgenden Jahre in der Schlacht bei Prag und bei deſſen Belagerung. Der König führte es ſelbſt in der Schlacht bei Roßbach und Leuthen gegen den Feind. In der letztern war es von Anfange bis zum Ende dem Kleingewehr-Feuer des Feindes ausgeſetzt, und wurde faſt gänzlich aufgerieben, der Reſt wurde zur Belagerung von Breslau gebraucht. In der Schlacht bei Hochkirch am 14. October 1758 bewies es große Tapferkeit. Das erſte Bataillon und die Grenadiere auf dem rechten Flügel mußten die heftigſten Angriffe des Feindes bekämpfen, das zweite Bataillon vertheidigte die ganze Zeit über den Kirchhof des Dorfs, unter dem Befehl des Majors von Langer und Lieutenants von der Marwitz. Es wollte ſich ſchlechterdings nicht ergeben und kämpfte noch muthig, während des Rückzuges der Armee, bis der tapfere Major durch elf Wunden zu Boden ſank, an welchen er wenige Tage darauf ſtarb; die Feinde ſeine Tapferkeit bewundernd, ließen ihn auf das ehrenvollſte beerdigen. In der Schlacht bei Kunersdorf 1759 machte das Regiment die heftigſten Angriffe auf die feindlichen Batterien und wurde endlich am Judenberg faſt gänzlich aufgerieben. Einige Wochen nach dieſer Schlacht focht es, ſo ſehr es auch geſchwächt war, in der Aktion bei Korbitz, und deſſen Grenadiere nahmen dem Feinde 11 Kanonen und 1 Fahne ab. Im Jahre 1760

In dem Gefecht bei Korbitz unweit Meiſſen, am 21. September 1759, wo der General Fink dem ihm weit überlegenen feindlichen Heere Widerſtand leiſtete, wurde es auf dem Rückmarſche von vier feindlichen Kavallerieregimentern angegriffen. Nach vielen fruchtloſen Attaquen mußten dieſe nach großem Verluſte weichen. Ein Unteroffizier des Markgraf Karlſchen Regiments bemerkte, daß das tapfere Benehmen des Majors Fiſcher vom feindlichen Küraſſierregimente Bretlach die öſterreichſchen Reiter beſonders wüthend machte; denn er ritt immer an der Spitze der Angreifenden und ermuthigte ſie zur Tapferkeit.

„Wäre der Offizier fort, die andern würden lange nicht ſo wüthend angreifen!“ meinte der Unteroffizier, ſich an den neben ihm kommandirenden Lieutenant wendend; „kommt er aber ſo nahe, daß ich ihn erreichen kann, dann iſt er reif!“

Wirklich ſprengte bei dem nächſten Angriff der feindliche Major bis nahe an das erſte Glied der Preußen. In dieſem Augenblicke ſprang der Unteroffizier einige Schritte vor, ſchlug mit ſeinem Esponton den Major über den Kopf, ſein Widerhaken faßte die Schulter und er riß den Offizier in eben dem Augenblick vom Pferde, in welchem ein gut angebrachtes Pelotonfeuer deſſen Begleiter zerſtreute. Der Sieger nahm ſeinen Gefangenen mit ſich. Der König erfuhr es nach einigen Tagen von dem Markgrafen. Mehrere Jahre waren vergangen, der Friede zu Hubertsburg längſt abgeſchloſſen, das Regiment ſtand wieder in ſeiner Garniſon Berlin, als der damalige Chef des Regimentes, Herzog Friedrich von Braunſchweig, bei dem Könige ſpeiſ'te. Man ſprach von den Thaten des Regiments, der König ſchien einige Augenblicke

---

wurde es zu der Belagerung von Dresden gebraucht und einige Wochen darauf kämpfte es in der Aktion bei Strehla. In einer Aktion bei Wittenberg verlor es viel Mannſchaft und in der Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 wurde das erſte Bataillon faſt ganz vernichtet. In dem heftigen Sturm 1761 bei Spie unfern von Kolberg und in der Schlacht bei Freiberg 1762 waren die Grenadiere, die Musquetiere aber in einem Gefechte bei Burckersdorf. Im Jahre 1778 wohnten die Grenadiere einem Gefecht bei Weißkirch bei, die Musquetiere 1779 einem bei Mbsnick.

über etwas nachzuſinnen, dann fragte er: ob er noch einen Unteroffizier im Regiment habe, den er mit Namen nannte.

Ich weiß es nicht, erwiederte der Herzog: Ew. Majeſtät haben mir das Regiment erſt ſeit einigen Monaten zu verleihen geruht; aber mein Adjudant im Nebenzimmer wird darüber Auskunft geben können.

Der Adjudant wurde gerufen. Friedrich legte ihm die nämliche Frage vor, er bejahte ſie und ſetzte hinzu:

Der Unteroffizier hat heute die Wache am brandenburger Thore.

„Iſt der Mann rechtlich und brauchbar zu einer Civilſtelle?“

Ja Ew. Majeſtät, erwiederte der Adjudant: der Unteroffizier iſt ein Muſter eines braven Soldaten, er iſt geſchickt und ich hab' ihn oftmals zum Schreiber gebraucht.

„Laß' Er ihn ablöſen und hierher kommen.“

Dies geſchah. Der Unteroffizier erſchien mit klopfendem Herzen.

„Iſt Er der Unteroffizier, der bei Korbitz den Major Fiſcher gefangen nahm?“ fragte ihn Friedrich.

Ja, Ew. Majeſtät!

„Wie lange dient Er?“

Vier Jahr als Soldat und zwölf Jahr als Sergeant.

„Was war Er vorher?“

Ich ging in die Schule in Königsberg in der Neumarkt.

„Kann Er ſchreiben und rechnen?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Er ſoll eine Probe machen! Stell' Er ſich hier an den Tiſch, und ſchreib Er, was ich Ihm diktire!“

Der Unteroffizier gehorchte.

„Schreibe Er: Seine Königl. Majeſtät befehlen dem General-Direktorium, dem Überbringer dieſes den erſten vacanten einträglichen Poſten ohne Weiteres zu geben. — Iſt Er damit fertig?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Gebe Er's her und mir zugleich eine Feder.“

Als der König Beides erhielt, ſprach er:

„Er ſchreibt eine ſchöne Hand. So ſchön ſchreib' ich nicht.“

Er unterzeichnete und händigte dem Unteroffizier dem Befehl ein. Nach einigen Monaten wurde er angeſtellt.

Auf einer Muſterungsreiſe beſuchte der König ſeinen Vetter, den Markgrafen **Heinrich Friedrich** in Schwedt*). Bei einem Spaziergange im Schloßgarten, beläſtigten den König die Mücken ſehr, die dort überaus häufig und groß ſind.

„Es iſt nicht zu leugnen,“ rief der König aus: „daß ich ſchlimme Couſins in Schwedt habe.“

Es waren öfters bei dem Könige Beſchwerden über den Markgrafen geführt worden, da er bei ſeinem aufbrauſenden Temperament ſich manche eigenmächtige Handlung zu Schulden kommen ließ, die **Friedrich**, nach ſeiner Denkungsart, nicht gut heißen konnte, und folglich rügen mußte.

Der König hatte den Lord **Marſchall** zum Gouverneur von Neufchatel ernannt; er glaubte, daß er ſich ganz zu einer ſolchen Stelle eigne und ſie ſeinen Wünſchen gemäß ſey.

Die Streitigkeiten der dortigen Geiſtlichen, die mit ſo vieler Bitterkeit geführt wurden, machten dem Lord ſeine Lage ſo zuwider, daß er, wegen der Kabalen, welche die Geiſtlichen ſowohl gegen einander, als gegen das Gouvernement ſchmiedeten, den König bat, ihn ſeiner Stelle zu entbinden. Sein Wunſch wurde anfänglich nicht erfüllt, er erhielt nur, zu ſeiner Erleichterung, einen Vize-Gouverneur, als aber dieſe Machinationen nicht aufhörten und die zelotiſchen Geiſtlichen J. J. **Rouſſeau** ſo feindſelig verfolgten, daß er ſich durch die Flucht zu retten ſuchen mußte, ſo wiederholte der Lord ſein Entlaſſungsgeſuch ſo dringend, daß es ihm bewilligt wurde.

Der König gehörte keinesweges zu den enthuſiaſtiſchen Verehrern **Rouſſeau's**, aber das Benehmen ſeiner Widerſacher empörte ihn doch ſo ſehr, daß er den Letztern dies in folgenden Worten zu erkennen gab:

„Ihr verdient nicht, daß man Euch beſchützt, es ſey denn, daß Ihr Euch in Eurem Betragen ſo evangeliſch ſanftmüthig zeigt, als bis jetzt der Geiſt der Empörung, der Unruhe und der Aufwiegelung darin geherrſcht hat.

Potsdam, den 26. Februar 1766. **Friedrich.**“

---

*) Geboren den 21. Auguſt 1709 geſtorben den 12. Dezember 1788.

Einſt äußerte **Friedrich** gegen den wegen ſeiner verſchwenderiſchen Lebensweiſe bekannten Grafen von **Hoditz***) ſein Bedauern über deſſen geſchwächte, oft unterbrochene Geſundheit und ſchloß:

„Es muß doch etwas ganz Entſetzliches ſeyn, wenn Ihn auf einmal Seine Schmerzen, Seine Gicht und andere Übel antreten.“

Das iſt es freilich, Ew. Majeſtät, erwiederte **Hoditz**.

„Wie hilft Er ſich denn in ſolchen Augenblicken?“

Hoditz wollte etwas ſehr Verbindliches in ſeine Antwort legen, und verſetzte:

Sire! ich beiße die Zähne zuſammen und rufe: es lebe der König! dann iſt alles wieder gut.

Lächelnd ſagte der König:

„Nun! ſo wünſch' ich, daß Er ſo wenig als möglich Gelegenheit haben möge, das auszurufen.“

Während des ſiebenjährigen Krieges hatte die Droſtin von D*** in Schleſien auf ihrem Gute, wo proteſtantiſche Unterthanen waren, deren Töchter eigenmächtig in das in ſolchem liegende Nonnenkloſter bringen laſſen, um ſie in dem katholiſchen Glauben zu erziehen.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte ſie ſich dieſen Gewaltſtreich erlaubt, weil ſie vorausſetzte, daß ein ketzeriſcher Monarch nicht über einen Feind den Sieg davon tragen würde, deſſen Anführer einen vom Papſt geweihten Degen erhalten hatte; ihre Vorausſetzung traf jedoch nicht ein. Gleich nach dem hubertsburger Frieden reichten einige Bauern darüber Beſchwerden ein, und es wurde der Droſtin deshalb ein fiskaliſcher Prozeß gemacht.

In dieſer Bedrängniß wandte ſie ſich unmittelbar an den König.

Er befahl den Prozeß niederzuſchlagen, zugleich aber auch, dieſe Mädchen gleich wieder aus dem Kloſter zu entlaſſen und ſie ihren Ältern zurück zu geben, mit der Beſtimmung: daß die Droſtin jedem dieſer Mädchen 200 Thaler zur Ausſtattung ſogleich zahlen ſolle.

---

*) **Albert Joſeph, Graf von Hoditz**, geboren 1706, ſtarb zu **Potsdam** 1778.

In einem Abendgeſpräch des Königs mit dem Oberſten Quintus Icilius, mit welchem er ſich gern nach den vielfachen oft nicht angenehmen Geſchäften zur Erholung unterhielt, äußerte er ſich auch einſt über das Finanzweſen.

„Keiner meiner Miniſter denkt daran,“ ſprach er, „die Revenuen des Staats zu vermehren; ſie bleiben in dem alten hergebrachten Gang ihrer Vorgänger. Sie überlaſſen mir die Mühe, und ich habe darüber ſchon lange hin und hergeſonnen, aber ich bin darüber noch nicht im Klaren. Die Einkünfte anderer Staaten vermehren ſich, hauptſächlich die Frankreichs, es wird dringend nöthig, dies Mißverhältniß zu beſeitigen.“

Dieſe Äußerung des Königs war dem Oberſten ſehr aufgefallen, er hatte keine befriedigende Antwort geben können, und, wieder in ſeine Wohnung zurückgekehrt, dachte er darüber nach. Da der König hauptſächlich Frankreich erwähnt, ſo unterrichtete er ſich aus Büchern, die er in ſeiner Bibliothek hatte, näher über das franzöſiſche Finanzweſen.

Am folgenden Abend lenkte der Oberſt wieder das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand, und ſuchte dem Könige zu beweiſen, wie man in Frankreich die Kunſt, die Einkünfte des Staats zu vermehren, am beſten verſtände, und führte zum Beiſpiel den berühmten Helvetius an, der ſich damals als Generalpächter zu Paris befand.

Der König ließ darauf Helvetius ſchriftlich auffordern: ihm ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand zu eröffnen und ihm einige Perſonen zu ſchicken, welche die Fähigkeiten beſäßen, ſeine Pläne zu realiſiren. Helvetius genügte dieſem Verlangen, und als der König darüber mit d'Alembert ſprach, ſo unterließ dieſer nicht, den Finanzoperationen, welche Helvetius vorgeſchlagen, ſeinen vollen Beifall zu geben.

Auf dieſe Weiſe wurde 1766 die Regie eingeführt.

Gleich nach deren Einführung, erhielt der König ein anonymes Schreiben in franzöſiſcher Sprache, in welchem dieſe neue Einrichtung nicht nur ſehr hart getadelt, ſondern auch dem Könige ſelbſt manche Bitterkeit geſagt wurde.

Er las dieſen Aufſatz nicht flüchtig durch, ſondern ſchenkte ihm große Aufmerkſamkeit; dann ließ er den Chef dieſes Verwaltungszweiges den Geheimen-Finanzrath de la Haye de Launoy zu ſich rufen, und gab ihm den Aufſatz, mit den Worten:

„Da leſ' Er, was man gegen mich und ſeine Einrichtungen einzuwenden hat. Der Verfaſſer ſcheint ſehr aufgebracht, aber er kennt weder mein Land, noch die Gründe, die mich zu dieſen neuen Einrichtungen beſtimmt haben. Doch mach' ich es Ihm zur Pflicht, ſich zu hüten, daß keine gegründeten Klagen entſtehen. Er kennt meine Abſichten; ich will meine Acciſe-Einnahme nicht vermehren, ich will nur den Kunſtfleiß und die Induſtrie meiner Unterthanen heben.“

Die herrumreiſenden Regieinſpektoren pflegten im Mannsfeldſchen bei einem Prediger einzukehren, und er bewirthete ſie auf das Beſte.

Bei einem ſolchen Beſuch ſtellten ſie auch eine Unterſuchung nach Kontrebande bei ihrem Wirthe an, um den Schein der Begünſtigung zu vermeiden, da man allgemein geäußert, wenn ſie nicht bei ihm einkehrten und eine ſo gute Aufnahme fänden, ſo würden ſie ihn nicht mit der Viſitation verſchonen, und auch dort gewiß Kontrebande finden.

Wider ihre Erwartung war das Gerücht gegründet, ſie fanden dergleichen und auf ihre diesfällige Anzeige wurde er zu einer Geldſtrafe von 60 Thlr. verurtheilt.

Der Prediger machte jetzt eine Rechnung über die Bewirthungskoſten ſeiner Denunzianten, ſeit ſie bei ihm auf ihren Dienſtreiſen eingekehrt waren, in welcher er jeden Tag und die Zehrungskoſten genau angegeben hatte. Seine diesfällige Forderung betrug 152 Thlr. wovon er, nach Abzug der ihm zuerkannten Strafe, noch 92 Thlr. verlangte.

Die Acciſe-Direktion zu Magdeburg verwarf dieſe Gegenrechnung und beſtand auf der Zahlung der ihm zuerkannten Strafe.

Da wandte ſich der Prediger unmittelbar an den König, und dieſer ertheilte darauf den nachſtehenden Beſcheid:

„Der Prediger muß die Mahlzeiten bezahlt bekommen, und da er kein Gaſtwirth iſt, ſo kann man ſie nicht taxiren, aber dann muß er auch die Strafe bezahlen.“

Ein Hauptmann war wegen überwieſenem Kontrebandemachen zur Unterſuchung gezogen und zu einer harten Strafe verurtheilt worden.

Er wandte ſich unmittelbar an den König und bat um Begnadigung. Seine lange ſonderbar abgefaßte Bittſchrift ſchloß mit den Worten:

„So lebe der allerunterthänigſten Zuverſicht, Ew. Königl. Majeſtät Augen werden mit dem König David, Pſalm 100, V. 1., nach den Treuen im Lande ſehen, und gern fromme Diener haben, daß ſie bei Höchſtdenſelben wohnen: und bitte dannenhero fußfälligſt, mich wider alle Anfeindungen mit Höchſtdero Gnadenflügeln zu bedecken, und in Anſehung meiner Königliche Gedanken zu führen, und darüber zu halten, damit ich aus dem Pſalm 118, V. 6. mit dem König David auch ſagen könne: der Herr iſt mit mir, darum fürcht' ich mich nicht, was können mir Menſchen thun?

Friedrich ſchrieb an den Rand der Vorſtellung:

„Der König David hat nie mit Contrebandiers zu thun gehabt und alſo hat der Herr Patron ſeine Bibellecture hier ſehr unnütz angebracht; weil er mir aber die Ehre erwieſen hat, Mich mit dem König David zu vergleichen, ſo kann man den Schlingel laufen laſſen, kommt er wieder, ſo marchirt er mit ſammt ſeinem König David nach Spandau."

Die Prinzeſſin Eliſabeth hatte ſich aus Lyon Stoff zu einem Kleide kommen laſſen.

Da die Einführung ſolcher ausländiſchen Waaren ſtrenge verboten war, ſo konfiszirte ein Acciſeoffiziant auch dieſe.

Sobald der Prinzeſſin dies angezeigt wurde, gerieth ſie darüber in großen Unwillen, und um ſolchen den Acciſeoffiziant recht fühlen zu laſſen, ließ ſie ihm ſagen: er möchte zu ihr kommen und das konfiszirte Zeug mitbringen; die darauf geſetzte Geldſtrafe wolle ſie entrichten.

Der Offiziant ſtellte ſich ein. Sie nahm ihm das Zeug ab, und als er ſie an die Bezahlung der Strafe erinnerte, gab ſie ihm ein Paar derbe Ohrfeigen mit den Worten:

„Da iſt die Bezahlung!"

und ließ ihn nun von einem ihrer Lakaien aus dem Zimmer werfen.

Der für ſeinen groſen Dienſteifer ſo übel belohnte Offiziant zeigte dem Könige, tief gekränkt, den ganzen Vorfall zur Entſcheidung mit der Äußerung an, daß er dadurch ſchwer an ſeiner Ehre gekränkt ſey.

Friedrich entſchied alſo:

„Die Acciſegefälle verliere Ich. Die Prinzeſſin behält das Kleid, und die Ohrfeige der, welcher ſie erhalten hat. Was die Schande anbetrifft, ſo ſpreche Ich den Kläger davon los, denn die Berührung einer ſchönen Hand kann nie das Geſicht eines Acciſebedienten entehren. Friedrich."

Der expedirende Sekretair B*** bei der Regie hatte ſeine Unzufriedenheit über einige neue Einrichtungen derſelben ſehr laut geäußert, weil ſie, ſeiner Anſicht nach, für das Ganze nur nachtheilig wären. Da der geheime Finanzrath de Launay dies erfuhr, wurde B*** verabſchiedet. Aufgebracht darüber, beſchwerte er ſich unmittelbar bei dem Könige, ſandte ihm zugleich die zur Ausführung beſtimmten Pläne, und ſchilderte ihre Nachtheile.

Weil ich dieſe Pläne laut gemißbilligt, ſchloß er ſeine Eingabe: bin ich außer Brod geſetzt worden; ich hege aber das Vertrauen zu Ew. Königl. Majeſtät, daß Allerhöchſtdieſelben mich nicht brodlos laſſen werden, da Ehrlichkeit am längſten währt.

Der König unterſuchte die Sache, er fand die Ausſtellungen gegründet. Er befahl darauf: daß der Sekretair ſein Gehalt behalten, die von ihm eingeſchickten Pläne aber nicht ausgeführt werden ſollten. B*** erhielt den eigenhändigen Beſcheid:

„Da Ehrlichkeit am längſten währt, ſoll Er auch ſein volles Gehalt behalten. Die nöthigen Befehle habe Ich bereits an die Behörde geſandt, wo Er ſich zu melden hat."

Bei einem Spazierritt wurde er gleich von einer Menge Menſchen umringt, die ihm, als er kaum das Pferd beſtiegen, Bittſchriften hinreichten.

„Gebt ſie nur ab," ſprach er: „Ihr ſollt Alle beſchieden werden."

Er ritt weiter. Da bemerkte er einen alten Mann, der in einiger Entfernung ſtand, und ſeine Bittſchrift, weil ſie nicht angenommen worden, mit ſehr trauriger Miene wieder in die Taſche ſteckte.

Der König winkte ihm, und da er näher trat, fragte er:

„Wer ſeyd Ihr?“

Ein Bauer aus Preußen.

„Was wollt Ihr?“

Ew. Majeſtät, ich wollte recht ſehr bitten, die Regie abzuſchaffen.

„Wie? weshalb?

Ja, wenn Sie das nicht thun, ſo iſt's aus mit uns. Wir kommen All' an den Bettelſtab.

„Warum nicht gar! Was hat Euch denn die Regie gethan?“

Der Bauer erzählte nun treuherzig: wie er von einem ſtattlichen Herrn, den er nicht gekannt, einige Pakete zu fahren bekommen, wofür er ihm ein Anſehnliches zu zahlen verſprochen.

Man verdient doch gern etwas, fuhr er fort: ich that's; aber, da gerieth ich ſchön in die Patſche. Da kamen die Acciſemenſchen, hielten den Wagen an, fanden Kontrebande, nahmen nicht nur die, ſondern mir auch Wagen und Pferde, weil ich Kontrebande gefahren hatte.

„Das habt Ihr doch gewiß gewußt?“

Wahr und wahrhaftig nicht! Ich hab's den Acciſemenſchen auch geſagt, und will's beſchwören, ſie kehrten ſich aber nicht daran. Wer mir mein Vieh nimmt, nimmt mir das Brod, und wer das nimmt, das Leben.

„Na, hört einmal, das iſt dummes Zeug, daß ich die Regie abſchaffen ſoll; das verſteht Ihr nicht. Eure Sache ſoll unterſucht werden, und wenn es ſich ſo verhält, wie Ihr ſagt, ſo ſoll Euch geholfen werden. Gebt Eure Bittſchrift nur an Steltern*) ab.

Der König erließ einen Befehl: dem Bauer Pferde und Wagen wieder zu geben und ſetzte eigenhändig unter ſolchen:

„Man muß den Kerl ruhig machen, ſonſt will er die Regie abgeſchafft wiſſen, wornach man ſich zu achten hat.“

---

*) Kabinetsrath.

Die Regie hatte einen Soldaten, welcher Kontrebande gemacht, zu 2000 Thaler Strafe verurtheilt.

Das Urtheil wurde dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt; er ſchrieb an deſſen Rand:

„Bevor Ich gegenwärtiges Urtheil beſtätige, bin Ich doch neugierig, die Mittel zu wiſſen, deren man ſich bedienen will, einen Soldaten 2000 Thaler bezahlen zu laſſen.“

Ein Kaufmann in Potsdam, der auf die Meſſe nach Leipzig gereiſet war, hatte von dort für ſeine Frau Damaſt zum Kleide mitgebracht. Die Einbringung ſolcher fremden Zeuge war auf das ſtrengſte verboten. Der Schmugler hatte zwar dieſe Kontrebande möglichſt zu verſtecken geſucht, aber dem Nachſpüren des Viſitators entging ſie nicht; ſie wurde mit Beſchlag belegt und dem Einſchwärzer der Prozeß gemacht. Die Sentenz beſtimmte eine Alternative von einer ſo großen Summe als Strafgeld, daß ſie der Kaufmann nicht entrichten konnte, und im entgegengeſetzten Fall mehrere Jahre Feſtungsſtrafe. Er wurde nach Spandau abgeführt.

Der unglücklichen Frau blieb nichts übrig, als den König unmittelbar um Begadigung zu bitten. Hochſchwanger und mit zwei Kindern ging ſie nach Sansſouci. Sie fand den König, wie er im Garten ſpazieren ging. Mit den Kindern an der Hand ſtellte ſie ſich ſo, daß ſie von ihm geſehen werden mußte. Kaum hatte er ſie erblickt, ſo ging er auf ſie zu und fragte, was ſie wolle? Sie erzählte ihm, daß und weshalb ihr Mann in Spandau auf der Feſtung ſäße und ſchilderte ihm das Unglück, in welches ſie dadurch mit ihren Kindern unverſchuldet gerathen ſey.

„Aber Ihr Mann hätt' es doch wiſſen ſollen, daß man nicht mit verbotenen Waaren handeln darf?

Das wollt' Er auch nicht, Ew. Majeſtät! er hat nur Zeug zu einem Kleide für mich mitgebracht, weil es in Leipzig ſo wohlfeil zu haben iſt. Es geſchah aus Liebe zu mir, ach! dieſe Liebe hat ihn, mich und ſeine Kinder in's Verderben geſtürzt.

Sie ſprach dieſe Worte im Tone der Verzweiflung, und unter einem Strom von Thränen.

„Gebe Sie ſich zufrieden! Sie ſoll Ihren Mann wieder haben.“

Sie werden aber die Geldſtrafe und die Prozeßkoſten verlangen.

„Die Strafe ſoll Ihrem Mann erlaſſen ſeyn, die Koſten ſollen niedergeſchlagen werden.“

Wo bleibt aber das Zeug? fragte die Frau: mein armer Mann hat es in Leipzig für mich gekauft, um mir eine Freude damit zu machen.

Der König lächelte, und ſprach:

„Na, beruhige Sie ſich nur. Ich will Ihr auch dieſe Freude machen. Sie ſoll das Zeug wieder haben. Melde Sie ſich nur bei dem Direktor Egerland.“

Die Frau wollte ihm jetzt, außer ſich vor Freude, danken, er entfernte ſich aber ſchnell, ließ ſogleich die diesfällige Kabinetsordre ausfertigen und vollzog ſie.

Als der König, um das Geld in ſeinen Staaten zu erhalten, mehrere Monopole verliehen hatte, meldete ſich bei ihm ein italieniſcher Graf, und erbot ſich, die Oper zu pachten. Er verſprach, ſolche nicht nur ſo zu erhalten, daß man damit zufrieden ſeyn ſollte, ſondern auch eine anſehnliche Summe zu zahlen.

Anfänglich fand der König den Vorſchlag annehmbar; dagegen war das Opernperſonale in großer Beſorgniß. Die Tonkünſtler, Sänger und Tänzer ſahen voraus, wie ſie der Willkür eines Pächters Preis gegeben ſeyn würden. In dieſer Verlegenheit wandten ſie ſich an Quanz, da Friedrich in Hinſicht der Muſik dieſen zu Rathe zu ziehen pflegte.

Quanz verſprach nichts beſtimmt, und nur, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit zeigen ſollte, alles zum Beſten der Bekümmerten thun zu wollen. Noch denſelben Abend ſprach zufällig der König mit ihm von dem Anerbieten des italieniſchen Grafen, und fügte hinzu: er ſey nicht abgeneigt, darauf einzugehen; Quanz erwiederte darauf:

Ew. Majeſtät ſind Herr und Meiſter; aber darf ich eine Bitte wagen?

„Nun?“

Ew. Majeſtät mögen dann auch geruhen, die Inſchrift des Opernhauſes: Fridericus Rex Apollini et Musis auslöſchen zu laſſen.

Friedrich ſchwieg, der italieniſche Graf erhielt aber den Beſcheid: Er könne von ſeinem Anerbieten keinen Gebrauch machen, mit dem Rath: ſich damit an andere Höfe zu wenden.

* * *

An der Tafel des Königs kam das Geſpräch auf das königliche Schloß in Berlin, und daß es wohl einmal wieder aufgeputzt werden ſollte.

„Und wie?" fragte der König.

Jeder ſchlug nun eine andere Farbe vor, und unterſtützte ſeinen Vorſchlag durch eine Auseinanderſetzung der Gründe, weshalb er vor denen der Andern den Vorzug verdiene.

„Meſſieurs!" nahm er endlich das Wort: „Euer Geſchmack iſt nicht der meinige. Einem alten Gebäude geht's wie einem alten Manne; Beide ſind um ſo ehrwürdiger, je mehr die Zeit dazu beigetragen hat, ihnen ein Anſehen zu geben."

* * *

Als dem König das Abſterben des jungen Prinzen Friedrich Heinrich Karl[*]), Bruders des Königs Friedrich Wilhelm II. angezeigt wurde, erſchrack er ſo heftig, daß ihm ein Brief, den er eben von ſeiner Schweſter, der Königin von Schweden, erhalten hatte, aus der Hand fiel. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe er ſich von ſeinem Erſchrecken nur etwas erholen konnte, dann ſtand er auf, ging einige Schritte umher, wobei er ſich die herabrollenden Thränen trocknete.

Ein Offizier der Suite, der in dieſem Moment in ſeinem Zimmer war, ſprach zu ihm:

Ew. Majeſtät! ich bitte allerunterthänigſt, beruhigen Sie ſich über dieſen großen Verluſt, er war doch nicht zu hintertreiben.

„Er hat Recht," erwiederte der König: „aber Er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, den mir dieſer große Verluſt verurſacht."

Ja! Ew. Majeſtät, ich fühl' ihn, äußerte der Offizier, es war einer der hoffnungsvollſten Prinzen.

---

*) Starb am 26. Mai 1767.

„Das thut er nicht! er hat den Schmerz auf der Zunge und ich hier (mit der Hand auf's Herz zeigend); der Prinz war einer der beſten Menſchen.“

Dies alles ſprach er unter herabſtrömenden Thränen, dann wandte er dem Offiziere mit den Worten den Rücken:

„Ich will allein ſeyn!“

Herr von S***, ein junger Mann von beträchtlichem Vermögen, verließ, nach Beendigung ſeiner Studien auf der Univerſität, ſein Vaterland Sachſen, und ging nach Berlin. Von ſeinen Ältern lebte nur noch ſeine Mutter, und da ſie ſeinen Leichtſinn und Hang zu Ausſchweifungen zu zügeln ſuchte, ſo ſchien ihm eine ſolche Entfernung im Auslande das beſte Mittel, ſich von dieſem läſtigen Zwange loszumachen.

Alle ihre Bitten und Ermahnungen zur Rückkehr waren ohne Erfolg; er beharrte hartnäckig auf ſeinem Vorſatz, in Berlin zu bleiben, und, bei ſeinem künftig zu erwartenden Reichthum, fand er auch hinlängliche Mittel, ſeine koſtſpielige Lebensweiſe fortzuſetzen.

Die Frau von S***, darüber auf das tiefſte gekränkt, und für das Schickſal ihres Sohnes zitternd, faßte den beherzten Entſchluß, ſich in dieſer Bedrängniß an den König unmittelbar zu wenden.

Sie ſchrieb ihm, in welchen Verhältniſſen ſie mit ihrem Sohne ſtände, wie er ſich wider ihren Willen nach Berlin begeben, dort ein unregelmäßiges Leben führe, ſich in Schulden ſtürze, und über kurz oder lang ein Opfer dieſer Lebensweiſe werden müſſe. Sie ſchloß mit den Worten:

„Ich habe Alles angewandt, um meinem Sohne eine gute und ſeinem Stande angemeſſene Erziehung zu geben. Nachdem er ſeine Studien beendigt, hat er ſich aber meiner mütterlichen Obhut entzogen, und ſeinen Aufenthalt in Ew. Königlichen Majeſtät Staaten genommen. Ich habe nichts dawider, wenn er dort bleiben will, aber jung und unerfahren, iſt er in ſchlechte Geſellſchaften gerathen. Ich erkühne mich daher, Ew. Königliche Majeſtät demüthigſt zu bitten, dieſen meinen Sohn vom Verderben zu retten und für ſeine künftige Bildung zu ſorgen.“

So auffallend auch ein ſolches Geſuch war, ſo nahm es doch der König ſehr huldvoll auf, und erwiederte der Frau von S***: er ſehe ihren Wunſch als einen Beweis des ehrenvollen Vertrauens einer achtungswerthen Mutter gegen ihn an, und er werde für ihren Sohn ſorgen.

Er verlangte nun über den jungen von S*** Bericht von dem Chef der Polizei. Dieſer meldete: der junge Mann ſtehe mit einer verſchmitzten Buhlerin in ſehr genauem Verhältniſſe, lebe ſehr verſchwenderiſch, und habe bereits viele Schulden gemacht.

Auf Befehl des Königs wurde dies Frauenzimmer von ihm getrennt, ſein Schuldenweſen unterſucht und in Ordnung gebracht. Darauf erhielt er den ernſtlichen Befehl, nach kurzer Überlegung zu erklären: ob er ſich dem Militair- oder dem Civildienſt widmen wolle?

Herr von S*** wählte den letztern. Jetzt ſandte ihn Friedrich als Referendarius nach der Regierung zu Königsberg in Preußen, befahl aber zugleich dem Präſidenten, ihn mit Arbeiten vorzüglich zu beſchäftigen, ſolchen ſein beſonderes Augenmerk zu widmen, dabei aber auch in Hinſicht ſeiner ſittlichen Aufführung auf ihn beſtändig ein wachſames Auge zu haben, und von Zeit zu Zeit darüber unmittelbar zu berichten.

Unter dieſer Aufſicht änderte ſich der junge Mann im Verlauf von drei Jahren ſehr zu ſeinem Vortheil. Jetzt ließ der König ihm andeuten, er möge nun in ſein Vaterland zurückkehren. Er meldete dies der Mutter in einem Kabinetsſchreiben, in welchem er ihr zur Veränderung ihres Sohnes Glück wünſchte. Sie war darüber tief bewegt, und dankte dem Könige aus der Fülle ihres Herzens in den rührendſten Ausdrücken.

An einem ſtürmiſchen, unfreundlichen Tage des Spätherbſtes, unter Sturm, Regen und Schnee, erſchien der König in ſeinem gewöhnlichen Anzuge auf der Parade.

Die Offiziere waren darüber erſtaunt.

„Meſſieurs!“ ſprach er: „im Frieden müſſen wir nicht vergeſſen, daß wir ſieben Jahre hinter einander allen Elementen Trotz gebeten haben. Das Wetter mag ſeyn, wie es will, den Soldaten muß es nicht kümmern!“

Der König hatte 1767 einen Aufſatz für die Akademie der Wiſſenſchaften angefertigt, welchen er durch den Profeſſor Thibault, angeſtellt bei der Ritterakademie in Berlin als Lehrer der franzöſiſchen Sprache, vorleſen laſſen.

Er ſandte dann eine Abſchrift an d'Argens mit folgendem ſcherzhaften eigenhändigen Billet:

„Votre Divinité *) permettra, que mon humanité lui offre un ouvrage lu dans l'Academie. Je vous l'envoye parce qu'il a été lu dans cette assemblée, dont (quoiqu'absent) Vous faites le plus bel ornement. Un ouvrage de Scaliger, ou de Suidas, ou de Freinshemius Vous seroit peut-être plus agréable; je n'en ai point dans ma boutique, et chaque arbre ne peut fournir que le fruit qu'il produit. Contentez-Vous de ceux-ci, et si cela ne Vous fatigue pas trop, continuez Votre bienveillance au pauvre ignorant, qui Vous donne, ce qu'il a, et qui du pied du sacre Mont admire votre Divinité, dont la plénitude domine sur les sommets impérieux que s'élève au dessus des nües.

Fédèric.“

Ew. Gottheit mögen mir es erlauben, daß meine Menſchheit Hochdenſelben ein in der Akademie vorgeleſenes Werk vorlege. Ich ſchicke es Ihnen, weil es in dieſer Verſammlung vorgeleſen worden, von der Sie — obgleich abweſend — die ſchönſte Zierde ſind. Ein Werk von Scaliger oder Suidas, oder Freinshemius würde Ihnen vielleicht lieber ſeyn; ich habe aber dergleichen nicht unter meinem Vorrath und ein Baum kann keine andere Früchte liefern, als die er hervorbringt. Nehmen Sie mit dieſem vorlieb, und wenn es Ihnen nicht zu beſchwerlich iſt, ſo ſchenken Sie ferner Ihr Wohlwollen einem armen Unwiſſenden, der Ihnen giebt, was er hat, und der am Fuße des heiligen Berges Ew. Gottheit bewundert, Deren Fülle auf deſſen ſtolze Gipfel herrſcht, welcher ſich bis über die Wolken erhebt.

---

*) Der König hatte ſchon früher d'Argens, wegen ſeiner liebenswürdigen Laune le devin Marquis genannt und oft mit ihm über ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit geſcherzt.

Am Ende des Jahres 1768 erfuhr der öſterreichiſche Geſandte in Berlin, General von Nugent, unerwartet, daß Friedrich Befehl gegeben, die Armee auf den Kriegsfuß zu ſetzen.

Auf dieſe Nachricht begab er ſich ſogleich zu dem Kabinetsminiſter, Grafen von Finckenſtein, und erſuchte ihn, ſo ſchnell als möglich ihm bei dem Könige eine Audienz zu verſchaffen.

Die Antwort kam ſchon am nämlichen Tage von Potsdam, daß der König den Geſandten am folgenden Morgen erwarte. Dieſer fuhr dorthin mit dem Grafen von Finckenſtein und ſein Geſpräch mit Friedrich war folgenden Inhalts:

„Weshalb haben Sie eine Audienz verlangt? Herr General!“

Sire! Ew. Majeſtät ſcheinen den Krieg wieder anfangen zu wollen und ich wag' es, Sie zu fragen: ob Sie der Ruhe von Europa müde ſind, und was der Grund dieſer drohenden Anſtalten iſt?

„Er iſt ſehr einfach, daß ich lieber zuvorkomme, als mir zuvorkommen laſſe.“

Wer denkt an Krieg? Sire! — Kein Menſch; ich ſtehe wenigſtens für Öſterreich.

„Was bedeuten aber die außerordentlichen Remonten in Öſterreich; viertauſend Pferde in einem Kauf?“

Erlauben Sie mir, Sire, Sie an Verträge zu erinnern, die Ihrem Gedächtniß vielleicht in dieſem Augenblicke nicht gegenwärtig ſind. Nach dem Frieden von Hubertsburg ſchlug die Kaiſerin Ew. Majeſtät zur Erleichterung der Völker vor, die Armeen auf die Hälfte herabzuſetzen, wozu ſie auch Frankreich bewegen wollte. Ew. Majeſtät hatten Gründe, ſich nicht auf dieſen Vorſchlag einzulaſſen. Die Kaiſerin blieb ihrer Idee dennoch treu. Fünf Jahre Befolgung derſelben haben die öſterreichiſchen Finanzen hergeſtellt. Durch den Tod des Kaiſers iſt meine Monarchin zur Verfügung des toskaniſchen Schatzes gelangt. Die Staatsſchulden ſind bezahlt, und es ſcheint der Kaiſerin nun Pflicht, ihre Armeen wieder auf einen Fuß zu ſetzen, wie er dem Umfang ihrer Staaten angemeſſen iſt.

Dies war bisher nicht der Fall, und ich kann Ew. Majeſtät die Verſicherung geben, daß meine Gebieterin nichts ſo ſehr wünſcht, als die Erhaltung des Friedens.

„Die Kaiſerin konnte nichts beſſeres thun, als Ihnen ihr Vertrauen ſchenken. Sie ſind ein vortrefflicher Miniſter.“

Ich habe das große, vielleicht unverdiente Glück, in dieſer Eigenſchaft vor Ew. Majeſtät zu ſtehen, und mit Ihnen von einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Aber würden Sie die Erlaubniß, welche der öſterreichiſche Geſandte hat, nun auch dem General Nugent ertheilen? So verſicher' ich dann Ew. Majeſtät, als Mann von Ehre, und als bloßer Privatmann — wozu ich keinen Beruf habe — und ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß Alles, was ich als Geſandter geſagt, die reine Wahrheit iſt.

„Darf ich Ihnen glauben? Herr General!“

Darf ich noch ein kühnes Wort hinzuſetzen? Sire! — Ew. Majeſtät ſind zu mißtrauiſch.

„Ich will Ihnen das Gegentheil im Augenblick beweiſen. Wie kann ich es beſſer, als indem ich dem Geſandten von Öſterreich traue.“

Ew. Majeſtät trauen nur dem General Nugent, und da iſt keine Gefahr.

„Nun denn; die Sache ſey vergeſſen, wir bleiben im Frieden.“

Die von Friedrich anerkannte Rechtlichkeit eines Staatsmannes erhielt ſo die Ruhe von Europa.

Der Profeſſor W*** in Lingen erhielt im Jahre 1768 einen Ruf nach Herborn. Er meldete dies dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten und bat um ſeine Entlaſſung. Dieſer erſtattete darüber Bericht an Friedrich. Der König ſchrieb an den Rand:

„Wenn er dort mehr kriegt und es kein extraordinairer Kopf iſt, geht. Friedrich.“

Friedrich ſchrieb im Jahre 1768 eine kleine Brochüre: das Lob der Faulheit, theils als Perſiflage der Sucht, durch Paradoxien ſich auszuzeichnen; theils um über die Indolenz des Marquis d'Argens zu ſcherzen.

Er ſandte ein Exemplar von dieſer Schrift an **d'Alembert**, und bemerkte dabei, daß er ſchon die Materialien zu ähnlichen Schriften geſammelt habe, die er ebenfalls auszuarbeiten und dem Druck zu übergeben geſonnen ſey. „Die Titel davon ſind," fuhr er fort: „folgende:

1) Beweis, daß die Geſellſchaft der Jeſuiten den Staaten nützlich iſt.
2) Beweis, daß man aus monarchiſchen Regierungen die Philoſophen verbannen muß, wie einige römiſche Kaiſer die Aſtrologen und Ärzte aus Rom verjagten.
3) Beweis, daß es mehr große Genies jeder Art in unſerm Jahrhundert, als in den vergangenen giebt.
4) Beweis, daß der Aberglauben die Köpfe aufklärt.
5) Beweis, daß Staaten, welche die ärmſten Unterthanen haben, die reichſten ſind, weil das Volk weiſe iſt und Alles entbehren kann.
6) Beweis, daß die Dichter Giftmiſcher ſind.
7) Beweis, daß widerſprechende Geſetze dem Staate heilſam ſind, weil ſie den Scharfſinn der Richter üben.
8) Beweis, daß Tändelei und Leichtſinn beſſer iſt, als gründlicher Verſtand, weil jene leicht ſind, dieſer aber ſchwerfällig iſt.
9) Beweis, daß man erſt handeln und hinterdrein überlegen muß, weil man es überall ſo macht.

* * *

Einem Koloniſt, der alle die ſolchen bewilligte Vergünſtigungen, ein Grundſtück, ein Haus, eine Kuh und andere zu ſeinem Etabliſſement erforderliche Bedürfniſſe erhalten, genügten dieſe nicht.

Er trat den König deshalb ſelbſt an, und da er die Antwort erhielt, man könne mit ihm keine Ausnahme machen, ſprach er mit einer Art von Trotz:

So muß ich mit Frau und Kindern wieder anderswohin ziehen, wo mir's beſſer geht.

„Da thut Er ganz recht daran," verſetzte **Friedrich**, und ſetzte hinzu: „Wüßt' ich einen Ort, wo ich's beſſer haben könnte, als hier, ſo ging' ich gleich auch hin."

* * *

Der König begegnete einſt bei einem Spazierritt im Thiergarten einem jungen Offizier der berliner Garniſon, den er perſönlich kannte; es fiel ihm auf, dieſen, der ſonſt immer froh geſtimmt war, ſo in ſich gekehrt und trübſinnig zu ſehen. Er bemerkte den König erſt in dem Augenblicke, wo er dicht neben ihm war, und machte nun, wie aus einem Traum erwachend, Front.

„Was fehlt Ihm?“ redete ihn der König an: „Er ſieht ja ſo verſtört aus, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre?“

Der milde Ton des Königs machte den Befragten beherzt.

Das iſt auch der Fall, Ew. Majeſtät. Ich bin heute Abend zum General Ramin beſtellt, und werde wohl einige Tage auf den weißen Saal*) kommen.

„Weshalb?“

So lang' ich diene, hab' ich kaum einen Verweis, noch weniger Arreſt bekommen. Jetzt wird er nicht ausbleiben, und um einer Lumperei.

„Was hat Er denn gemacht?“

Nichts, Ew. Majeſtät. Ich habe meiner naſeweiſen Wirthin eine Ohrfeige gegeben, weiter nichts!

Der König ſchwieg. Dadurch beherzter fuhr der Offizier fort: Wenn Ew. Majeſtät die Gnade hätten, dem General Ramin zu befehlen, die Sache niederzuſchlagen, ſo wär' ich von allem meinen Kummer frei. Ich bitte darum unterthänigſt.

„Mein lieber Sohn,“ erwiederte der König: „da kennt Er den General Ramin noch nicht! Der nimmt keine Raiſon an. Ich verſich're Ihn, er ließe mich auf den weißen Saal bringen, wenn mich Jemand bei ihm verklagte.“

Bei einer Muſterung der Artillerie in Berlin mußte ſolche vor Friedrich vorbei defiliren. Neben dem Könige befand ſich der damalige Chef der Artillerie, der General von Holzendorf.

Als ein ſehr alter Hauptmann, mit Namen Kinge, ſich dem Monarchen näherte, kehrte er ſich voll Dienſteifer zu ſeinen Leuten, und rückwärts vorſchreitend, ſchrie er ihnen mit donnernder Stimme zu:

---

*) Das Arreſtzimmer für Offiziere auf der neuen Markt-Wache in Berlin.

„Das rath' ich Euch, in's Teufels Namen! Ihr Sakramenter! wenn Ihr vor dem Könige vorbeimarſchirt, haltet mir Tritt, oder Euch ſoll das Donnerwetter auf den Kopf fahren. Wer einen falſchen Tritt thut, kriegt, hol' mich der Teufel! funfzig aus dem Pfeffer.“

Während dieſer Worte war er mit ſeiner Kompagnie ſchon vor dem Könige vorbeigekommen. Er drehte ſich nun wieder um, und erſchrack nicht wenig, als er den König ſchon hinter ſich erblickte.

Der General von Holzendorf, ebenfalls verlegen über dieſe Scene, wandte ſich zu dem Könige und ſagte:

Ew. Majeſtät entſchuldigen, es iſt ein ſehr alter Mann, ich bin auch ſchon Willens geweſen, ihn deshalb zur Penſionirung vorzuſchlagen.

„Nein, nein!“ verſetzte Friedrich: „den konſervir' Er mir; der iſt noch vom ſiebenjährigen Kriege her.“

Der Herausgeber der bekannten politiſchen Zeitſchrift: Courier du Bas-Rhin, Manzon, ließ in Nr. 93. des Jahres 1768 folgende Nachricht unter dem Artikel Paris einrücken:

Quelques confréres de Monsieur l'Abbé d'Olivet, touchés de sa perte, n'ont pu s'empêcher dans l'excés de leur douleur de répandre une anecdote jusqu'ici conservée dans le sein de l'Académie, et qui nous apprend quelle est la cause de sa mort.

Dans la séance, où il fut décidé que la pièce de Monsieur l'Abbé de Langeac auroit le prix, cet Académicien, qui n'avoit rien à ménager à son âge, s'opposa fortement à une préférence qui deshonoroit l'Académie. Il fit sentir combien le public se récrieroit contre un tel choix, et s'armant de l'éloquence de l'orateur Romain, dont il étoit pénétré, il perora longuement pour ramener ses confréres à un jugement plus sain et plus impartial: ce fut inutilement; c'étoit un parti pris; il n'eut que peu de partisans.

Messieurs d'Alembert et Duclos se traitérent durement, l'appellérent radoteur et renouvellérent enfin une scene de Halle, telle qu'il en avait déjà eu une avec ce dernier confrère, il y a quelques années. Mais n'ayant plus le sang aussi bouillant, il fut saisi vivement de ces apostrophes injurieuses: il fut frappé à mort dès l'instant et tomba en apoplexie dès le soir même.

(Einige Freunde des Herrn Abbé d'Olivet haben ſich nicht enthalten können, gerührt über ſeinen Verluſt, im erſten Ausbruche ihres Schmerzes eine bis dahin in dem Heiligthume der Akademie aufbewahrte Anekdote bekannt zu machen, die uns einen Aufſchluß über die Urſache ſeines Todes giebt.

In der Sitzung nämlich, wo man beſchloß, der Schrift des Abbé de Langeac den Preis zuzuerkennen, widerſetzte ſich dieſer Akademiker, der in ſeinem damaligen Alter nichts zu ſchonen für nöthig hielt, ſehr ernſthaft einer Preisaustheilung, wodurch ſich die Akademie entehren müſſe. d'Olivet ſtellte vor, wie ſehr das Publikum eine ſolche Wahl mißbilligen würde, und indem er ſich mit der Beredſamkeit des römiſchen Redners, von deſſen Begeiſterung er durchdrungen war, bewaffnete, ſprach er lange Zeit, um ſeine Mitbrüder zu einem geſündern und unparteiiſchern Urtheil zu bewegen; aber umſonſt. Man hatte ſchon Partei genommen, es gab nur wenig Widerſprecher.

d'Alembert und Dúclos betrugen ſich ſehr hart gegen ihn, ſie nannten ihn einen Schwärmer, und erneuerten endlich ſogar eine halleſche Scene, wie er ſie vor einigen Jahren ſchon einmal mit dem Letztern dieſer beiden Herren gehabt hatte. Jetzt nicht mehr ſo heißblütig, erſchütterten ihn dieſe beleidigenden Äußerungen um ſo heftiger. Von dieſem Augenblick an wurde er tödlich krank und ſchon am nämlichen Abend vom Schlage gerührt.)

d'Alembert entrüſtete ſich ſo ſehr über dieſen Zeitungsartikel, daß er darüber ſogleich von Paris unterm 10. April 1769, im Vertrauen auf Friedrich's Gunſt, an dieſen ſchrieb:

Votre Majesté ignore sans doute, car Elle n'a pas le tems de lire des rapsodies et des libelles, qu'on imprime à Clèves, dans Ses états, une gazette sous le titre de Courier du Bas-Rhin, dans laquelle on insère des calomnies contre les plus honnêtes gens, et en particulier contre moi. Monsieur de Catt est au fait de cette imposture, dont il pourra rendre compte à Votre Majesté.

(Ew. Königl. Majeſtät wiſſen ohne Zweifel nicht, denn Allerhöchſtdieſelben haben keine Zeit, Rapſodien und Schmähſchriften zu leſen, daß man zu Cleve, in Allerhöchſtdero Staaten, eine Zeitung druckt, welche den Titel: Courier du Bas-Rhin führt. In dieſe Zeitung rückt man Verläumdungen wider die rechtſchaffenſten Männer ein, und insbeſondere wider mich. Herr von Catt iſt von dieſer ganzen Sache genau unterrichtet, und er wird Ew. Königl. Majeſtät nähere Auskunft darüber geben können.)

Zugleich erhielt dieſer von d'Alembert einen umſtändlichen Brief, in dem er die vergebliche Verläumdung zu widerlegen ſuchte, und der mit den Worten ſchloß: et ce miserable folliculaire mériteroit d'être pendu! (dieſer elende Journalſchmierer verdiente, gehangen zu werden!)

Der König ließ ſich den Brief ganz vorleſen, er hörte geduldig zu, aber bei deſſen Schluß rief er aus: pendu! oh, oh, pendu! on ne pend pas comme cela les gens dans mon pays: ce sera bien assez, si je lui ferai donner ordre de se rétracter. (Gehangen! hoho, gehangen! Man hängt die Leute in meinen Staaten nicht ſogleich auf. Es wird gewiß hinlänglich ſeyn, wenn ich ihm befehle, zu widerrufen.) Er antwortete d'Alembert indeß am 22. April:

Je sais qu'un François, Votre compatriote, barbouille regulièrement par semaine deux feuilles de papier de Clèves. Mais j'ai bien de la peine à me persuader qu'un écrivain de cette trempe puisse porter préjudice à Votre réputation. Ah, mon cher d'Alembert, si Vous étiez roi d'Angleterre, Vous essuieriez bien d'autres brocards que Vos très-fidèles sujets Vous fourniroient pour exercer Votre patience. Si Vous saviez, quel nombre d'écrits infames Vos chers compatriotes ont publiés contre moi pendant la guerre, Vous ririez de ce miserable folliculaire. Je n'ai pas daigné lire tous ces ouvrages de la haine et de l'envie de mes ennemis.

Voilà, mon cher, les conseils qu'un poëte suranné peut donner à un philosophe: cependant on s'informera touchant Vos plaintes, et l'on tâchera de Vous donner satisfaction; c'est le moins que Vous deviez attendre de moi.

(Ich weiß, daß ein Franzoſe, ihr Landsmann, wöchentlich zwei Bogen clevesche Zeitung regelmäßig ſchmiert, aber ich habe Mühe gehabt, mich zu überzeugen, daß ein Schriftſteller dieſes Gelichters Ihrem Rufe Abbruch thun kann. Ach, mein guter d'Alembert, wenn Sie König von England wären, Sie würden ganz andre Dinge dulden müſſen, wodurch Ihre ſehr getreuen Unterthanen Ihre Geduld zu prüfen verſuchen möchten. Wenn Sie wüßten, welche Menge ſchändlicher Schriften Ihre lieben Landsleute wider mich während des Krieges öffentlich bekannt gemacht haben, ſo würden Sie über dieſen elenden Schmierer lachen. Ich hab' es nicht einmal der Mühe werth gehalten, alle dieſe Werke des Haſſes und Neides meiner Feinde zu leſen.

Sehen Sie, mein Lieber, dies iſt der Rath, den ein abgelebter Dichter einem Weltweiſen geben kann. Inzwiſchen wird man doch alle Ihre Beſchwerden unterſuchen und darauf bedacht ſeyn, Ihnen Genugthuung zu verſchaffen. Dies iſt das Geringſte, was Sie von mir erwarten können.)

Manzon mußte nun auch in No. 36. den 6. Mai 1769 einen Widerruf dieſes Artikels einrücken.

Nach der Zeit ließ Manzon in No. 88., 1771. unter dem Artikel Paris einen Brief abdrucken, in welchem eine Stelle vorkam, die einen Advokaten Namens Loiſeau de Mauléon betraf, der geſtorben war; ſein Korreſpondent hatte darin geäußert, daß der Verſtorbene ein Mann von einem origine peu illustre ſey.

Herr von Mauléon war aber der Vetter eines Mitgliedes der Académie françoise, des Herrn Watelet, und folglich der Letztere d'Alembert's Kollege.

d'Alembert wandte ſich ſogleich an Friedrich und bat ihn, Manzon zum Widerruf zu zwingen, aber diesmal bekam der rachſüchtige d'Alembert Unrecht von einem Könige, welcher Menſchen und Sachen nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen wußte, und ein Feind aller kleinlichen Hudeleien war.

d'Alembert ſchrieb nämlich an Friedrich:

Il y a plu à celui, qui fait la gazette de Clèves, . . . à ce folliculaire, d'insérer dans son No. 88. un article injurieux à cette famille (de Mauléon), à l'occasion de la mort d'un parent, homme de mérite, qu'elle vient de perdre.

Cette famille, Sire, implore les bontés de Votre Majesté, non pour faire punir ce malheureux, auquel elle pardonne, mais pour lui faire envoyer la rétraction ci-jointe, avec ordre, de l'insérer au plutôt dans sa gazette, sans y changer un seul mot, et avec défense de parler désormais, ni en bien, ni en mal de cette famille et de ce qui lui appartient. Comme elle sait la bonté dont Votre Majesté m'honore, elle m'a prié, de faire parvenir ses prières aux pieds de Votre Majesté, et je m'en acquitte, Sire, avec d'autant plus d'empressement et de zèle, que je mets le plus vif intérêt à l'obliger. Je supplie donc très-humblement Votre Majesté, et avec la plus grande instance, de vouloir bien donner Ses ordres pour la satisfaction de cette honnête et respectable famille.

(Es hat dem Verfaſſer der cleveſchen Zeitung . . ., dieſem Schmierer gefallen, einen ehrenrührigen Aufſatz in Anſehung der Mauleonſchen Familie, bei Gelegenheit des Todes eines ihrer Verwandten, eines Mannes von Verdienſt, den ſie eben verloren hat, in No. 88. einrücken zu laſſen. Dieſe Familie nimmt jetzt ihre Zuflucht zu Ew. Majeſtät Güte und fleht zu Allerhöchſtdenſelben, nicht etwa dieſen Unglücklichen, dem ſie verzeiht, beſtrafen, ſondern nur ihm den beiliegenden Widerruf mit dem Befehl zuſchicken zu laſſen, ihn unverzüglich, ohne ein Wort darin abzuändern, in ſeine Zeitung einzurücken, mit dem Verbot, in Zukunft weder im Guten noch im Böſen von dieſer Familie, und was mit ihr in Verbindung ſteht, wieder etwas zu erwähnen. Da ſie weiß, mit wie viel Gnade mich Ew. Königl. Majeſtät beehren, ſo hat ſie mich gebeten, ihre Bitten zu Ew. Königl. Majeſtät Füßen zu legen, und ich erfülle dies Geſuch, Sire, mit deſto mehr Eilfertigkeit und Eifer, da es für mich von der größten Wichtigkeit iſt, dieſe Familie mir verbindlich zu machen. Ich flehe daher Ew. Königl. Majeſtät allerunterthänigſt und auf das nachdrücklichſte an: daß Allerhöchſtdieſelben geruhen mögen, Allerhöchſtdero Befehle zur Genugthuung dieſer biedern und ſchätzbaren Familie zu erlaſſen.)

Der König antwortete darauf:

— — Vous me chargez d'une autre commission plus embarrassante pour moi, d'autant plus, que je ne suis ni correcteur d'imprimerie, ni censeur des gazettes. Je crois que la famille de Loiseau de Mauléon a été à l'école chez le Franc de Pompignan*): elle suppose tout l'Europe les yeux fixés sur elle et l'univers uniquement occupé de cette famille . . .

Je puis Vous protester, que personne ne s'oppose en Allemagne à la noblesse de cette famille; qu'il est très-indifférent à la diète de Ratisbonne, que cet avocat soit mort d'un polype au coeur, ou d'un crachement de sang; que la Duchesse d'Orléans ait consulté son père ou non, et qu'enfin tous les Avocats de Paris, la cour des Aides, la Tournelle, la Grand-Chambre, les Présidens à mortier, le Chancelier peuvent vivre ou mourir, comme bon leur semble; l'on promet même de l'ignorer en Allemagne.

Pour le gazettier du Bas-Rhin, la famille de Mauléon trouvera bon, qu'il ne soit point inquiété, vu que sans la liberté d'écrire, les esprits restent dans les ténèbres, et que tous les Encyclopédistes (dont je suis disciple zélé) en se récriant contre toute censure, insistent sur ce, que la presse soit libre, et que chacun puisse écrire, ce que lui dicte sa façon de penser.

Faites prendre ceci, comme une poudre tempérante à la famille de l'Avocat; elle donne quelques symptômes de fièvre chaude, qu'il sera bon de prévenir par des saignées et de fréquentes émulsions. Que de personnes, mon bon d'Alembert, qui ne voient les objets qu'à travers ces grandes lunettes avec lesquelles on observe les satellites de Saturne! Jl faudroit mettre leurs yeux pour quelque tems au régime du microscope, pour leur apprendre à mieux apprécier les grandeurs des figures, et s'il se pouvoit, à leur propre. Mais je n'en ai que trop dit aujourd'hui . . . Sur ce . . .

---

*) Anſpielung auf den Vers von Voltaire:

Et l'ami Pompignan pense être quelque chose!
(Freund Pompignan denkt auch etwas zu ſeyn!)

(— — Sie haben mir einen andern noch mehr mich in Verlegenheit ſetzenden Auftrag gegeben, der es um ſo mehr ſeyn muß, da ich weder Korrektor in Druckereien noch Zeitungs-Zenſor bin. Ich glaube, daß die Familie der Loiſeau de Mauléon bei Le Franc de Pompignan in der Schule geweſen iſt. Sie bildet ſich ein, daß ganz Europa nur ſeine Augen auf ſie gerichtet hat, und daß ſich die ganze Welt nur einzig und allein mit dieſer Familie beſchäftigt.

Ich kann Ihnen dafür Bürgſchaft leiſten, daß Niemand in Deutſchland gegen den Adel dieſer Familie das Mindeſte einzuwenden hat, daß es dem Reichstage zu Regensburg ſehr gleichgültig iſt, ob dieſer Advokat an einem Herzpolypen oder an einem Blutſturz geſtorben iſt, ob die Herzogin von Orleans ſeinen Vetter zu Rathe gezogen oder nicht, und daß endlich alle Advokaten in Paris, alle Mitglieder dortiger Gerichte, der Kriminalkammer, des oberſten Gerichtshofes, die Parlamentspräſidenten, der Kanzler leben und ſterben können, wie es ihnen beliebt, ich verſpreche Ihnen ſogar, daß man in Deutſchland davon gar keine Kenntniß nehmen ſoll.

Was den Zeitungsſchreiber des Kouriers betrifft, ſo wird es die Familie von Mauléon gewiß gut finden, daß man ihn ungehudelt läßt, weil ohne die Freiheit zu ſchreiben, der menſchliche Geiſt im Finſtern bleiben würde, und weil alle Encyklopädiſten (deren eifriger Schüler ich bin), die wider alle Zenſur ſo laut ſchreien, darauf beſtehen, daß die Preſſe frei ſeyn ſoll, und daß jeder ſchreiben dürfe, was er denke.

Geben Sie dies der Familie des Advokaten als niederſchlagendes Pulver ein, ſie verräth einige Symptome von hitzigem Fieber, und es wird gut ſeyn, dieſem durch Aderlaſſen und kühlende Getränke vorzubeugen. Wie Viele ſehen nur die Gegenſtände, mein guter d'Alembert, durch die großen Fernröhre, womit man die Trabanten des Saturns betrachtet. Sie ſollten einige Zeit lang nur Alles durch Miskroskope ſehen, und hauptſächlich ſich ſelbſt. Aber ich bin heute ſchon zu weitläufig geworden. Übrigens bitte ich, daß Sie der Himmel in ſeinen Schutz nehmen möge.)

d'Alembert machte dieſe witzige Perſiflage etwas böſe, er antwortete den 3. März 1772:

— Je n'insiste pas non plus sur ce qui concerne la famille de Mauléon, et je respecte la manière de penser de Votre Majesté à ce sujet. J'aimerois pourtant mieux, qu'au lieu de persiffler les pauvres Encyclopédistes sur leurs voeux réels ou prétendus, pour la liberté de la presse. Elle eût bien voulu m'éclairer sur cette grande question, et me dire ce qu'Elle en pense. Pour L'y engager j'oserois presque hazarder avec Elle quelques réflexions sur ce sujet.

(— Ich beſtehe nicht mehr auf dem, was ich in Betreff der Familie von Mauléon gewünſcht habe, und ich ehre in dieſer Hinſicht Ew. Majeſtät Denkungsart. Lieber wäre es mir aber geweſen, wenn Ew. Majeſtät, ſtatt die armen Encyklopädiſten zu perſifliren, mich über die gegründeten oder ungegründeten Wünſche für die Freiheit der Preſſe und über dieſe wichtige Frage hätten belehren und mir ſagen wollen, was Allerhöchſtdieſelben davon denken. Um Ew. Majeſtät dazu zu vermögen, würde ich mich erkühnen, über dieſen Gegenſtand Allerhöchſtdenſelben einige Bemerkungen ehrfurchtsvoll zu überreichen.)

Der König ſeiner Seits über des ſchwachen d'Alembert's Halsſtarrigkeit empfindlich, antwortete ihm den 7. April 1772:

— Je ne vous dissimule pas, que je trouve bien fade à la famille d'un petit Avocat, de se formaliser sur une généalogie malfaite; au contraire Votre Avocat ou ses parens devroient se réjouir de ce que Loiseau de Mauléon se trouve dans le cas des grands hommes, dont on a donné également une généalogie peu exacte*).

Si cependant il s'agit, de contenter cette famille éplorée, nous trouverons ici en Allemagne des érudits qui feront descendre défunt l'Avocat en droite ligne des anciens Rois de Léon et de Castille; et j'ose assurer, que le Courier du Bas-Rhin insérera cette belle découverte dans ses feuilles.

Voilà tout ce que je puis opérer pour la conciliation de ces deux illustres parties: j'en tirerai vanité, et je met-

---

*) Anſpielung auf d'Alembert's Herkunft: er war der Baſtard einer Nonne, nach Linguets Bericht.

trai dans mes mémoires qu'ayant contribué à pacifier les troubles de la Pologne et de la Turquie, j'avois été encore assez ſavoriſé de la ſortune, pour réuſſir à rétablir la paix entre les Mauléon et le Courier du Bas-Rhin. Tenez, mon cher Anaxagoras, après ceci j'espère, que votre philosophie sera contente de la mienne.

Je travaille autant qu'il est en moi, à concilier les esprits; je propose des expédiens, et j'espère, que la ſamille de Mauléon ne sera pas plus intraitable que le Grand-Seigneur et son Divan. Muni de mes pleins pouvoirs, Vous pouvez signer cet acte important pour le bien de l'Europe, et rendre par là au Courier du Bas-Rhin la tranquillité et la liberté d'esprit qu'il lui ſaut.

(— Ich verhehle es Ihnen nicht, daß ich es von der Familie eines unbedeutenden Advokaten höchſt abgeſchmackt finde, über ein verfehltes Geſchlechtsregiſter in Harniſch zu gerathen. Vielmehr können Ihr Advokat oder deſſen Verwandten ſich darüber freuen, daß Loiſeau de Mauléon ſich in der Lage großer Männer befindet, denen man eine ſehr unzuverläßige Abkunft gegeben hat.

Wenn es übrigens darauf ankommt, dieſe troſtloſe Famlie zu beruhigen, ſo werden ſich in Deutſchland Gelehrte genug finden, die den verſtorbenen Advokaten von den Königen von Leon und Kaſtilien in gerader Linie abſtammen laſſen, und ich wage, Ihnen die Verſicherung zu geben, daß dieſe ſchöne Entdeckung in den Nieder-Rheiniſchen Kourier eingerückt werden ſoll.

Das iſt aber auch Alles, was ich zur Verſöhnung dieſer beiden erlauchten Parteien zu thun im Stande bin: ich werde darauf ſtolz ſeyn, und in den Denkwürdigkeiten meines Lebens ausdrücklich bemerken, daß ich nicht nur die Unruhen in Polen und in der Türkei beigelegt, ſondern daß mich das Glück ſo begünſtigt hat, den Frieden zwiſchen den Mauléon's und dem Nieder-Rheiniſchen Courier zu Stande zu bringen. Ich hoffe nun, mein lieber Anaxagoras, daß ſich dadurch Ihre Philoſophie mit der meinigen ausſöhnen wird.

Ich biete Alles auf, was in meinen Kräften ſteht, um die Gemüther zu verſöhnen, ich ſchlage Ausgleichungsmittel vor, und ich hoffe, daß die Familie Mauléon wenigſtens eben ſo fügſam ſeyn wird, wie der Sultan und ſein Divan. Ich bevollmächtige Sie hiermit, dieſe wichtige Akte für das Wohl von Europa zu unterzeichnen, und dadurch dem Nieder-Rheiniſchen Courier die Ruhe und Freiheit des Geiſtes wieder zu geben, deren er ſo nöthig bedarf.)

Viele Jahre nach dieſer Korreſpondenz des großen Königs mit d'Alembert wandte ſich Manzon an den Erſten zum Beſten einer Perſon in Kleve, die einen Prozeß, aber, wie ſie glaubte, ungerechter Weiſe, verloren hatte, und überſchickte ihm in einem Briefe eine kurze Nachricht von der ganzen Sache, in ſo fern ſie ihm bekannt war. Der König, der von Allem Notiz nahm, ſagte, wie er ſich das Memoire und den Brief hatte vorleſen laſſen, zu ſeinem Kabinetsrath:

„Ecrivez à Manzon, que je ferai examiner par mon Chancelier l'affaire qu'il me recommande.“

(Schreiben Sie Manzon, daß ich die Sache, die er mir empfiehlt, durch meinen Großkanzler werde unterſuchen laſſen.)

und nachdem er einen Augenblick geſchwiegen, ſetzte er lächelnd hinzu:

„Au reste ajoutez-lui, que, s'il veut me meler dans des procès, je ne lui conseille pas, de s'en faire avec les Encyclopédistes de Paris, car ces Messieurs n'entendent pas raillerie.“

(Und fügen Sie noch hinzu: wenn er mich in Prozeſſe verwickeln wolle, ſo riethe ich ihm wohlmeinend, keinen mit den Encyklopädiſten in Paris anzuzetteln, denn dieſe Herren verſtehen keinen Spaß.)

Im Jahre 1769 ſchickte der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt den geheimen Rath Heß nach Berlin, um bei der Verlobung ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Friederike Luiſe, mit dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. einige Angelegenheiten zu ordnen.

Bei ſeiner Ankunft in Berlin ſchrieb er an den König: er ſey zwar nicht von Adel, aber ein rechtſchaffener Mann, er ſchmeich'le ſich daher mit der Hoffnung, der König werde dieſen Umſtand bei dem ihm von ſeinem Landesherrn ertheilten Auftrag gnädigſt überſehen.

Er erhielt zur Antwort:

„Mein lieber Geheimer Rath! Ein ehrlicher Mann iſt in Meinen Augen vom beſten Adel, und vom größten Werth; denn ſeine Tugend glänzt in ſeinen Handlungen. Er iſt Mir willkommen, Ich ſehe Ihn gern bei Mir, und es wird Mir ein Vergnügen ſeyn, einen Vertrauten von Meinem guten Freunde kennen zu lernen.“

Es iſt keineswegs eine neue Erſcheinung, daß es Leute giebt, welchen ihre exaltirte Phantaſie vorſpiegelt, daß ein Schlaraffenland möglich ſey, wenn nur eine gänzliche Umwälzung der beſtehenden Verfaſſungen zu Stande käme; es giebt aber auch Andere, welche Ehrgeiz, oder noch andere verächtlichere Leidenſchaften dazu anſpornen, den Sansculottismus, als das Heil der Welt, zu predigen.

Schon unter Friedrich fehlte es daran nicht, und der General von ** zeichnete ſich beſonders in Äußerungen aus, die dem größten Schreier im Nationalkonvent zu Paris zum Muſter hätten dienen können. Er — der bei ſeinem Regimente die Mannszucht auf das ſtrengſte handhabte und den kleinſten Subordinationsfehler wie ein Staatsverbrechen rügte — ſprach doch immer von Freiheit, und ſchimpfte mit großer Bitterkeit auf die ſchändlichen Sklavenketten des Despotismus, die man, es koſte auch was es wolle, zerbrechen müſſe.

Friedrich erfuhr dergleichen Reden; bei ſeiner liberalen Denkungsart achtete er nicht darauf, nur gab er ihm gelegentlich durch ein Paar hingeworfene Worte zu verſtehen, wie er zwar jedem Narren ſeine Kappe gönne und unangetaſtet laſſe, nur müſſe ein ſolcher Narr ſie nicht Andern mit Gewalt auf den Kopf ſetzen wollen.

Der General beachtete dieſen Wink nicht, er benutzte vielmehr jede Gelegenheit, ſeine Geſinnungen zu verkünden, und das Erſtaunen über ſeine vermeintlichen großherzigen Anſichten hielt er für Bewunderung, und wurde immer frecher.

Da erhielt er dann die nachſtehende Kabinetsordre von Friedrich:

„Mein lieber Generalmajor von **. Ich erſuche Euch, daß Ihr ferner nicht mehr den Brutus in Meinen Staaten ſpielt; ſonſt ſehe Ich Mich genöthigt, eine Conſpiration gegen Eure Freiheit anzuzetteln.“

Schwerlich giebt es in ſo wenigen Zeilen ſo vielen würdevollen Ernſt und ſo viele ſchlagende Ironie.

Joſeph II. hatte längſt den Wunſch geäußert, den König perſönlich kennen zu lernen. Als er im Jahre 1766 eine Reiſe durch Böhmen und Sachſen machte, um einen Theil des Schauplatzes des ſiebenjährigen Krieges näher kennen zu lernen, ließ ihm der König, da er durch Torgau kommen mußte, eine perſönliche Zuſammenkunft antragen. So erwünſcht dies Anerbieten auch für den Kaiſer war, ſo hatte doch die Kaiſerin Maria Thereſia und der Fürſt von Kaunitz dabei ſo viele Bedenken, daß ſolche unterblieb. Joſeph ließ ſich deshalb bei Friedrich entſchuldigen, bat ihm dieſe Unart nicht zur Laſt zu legen, und er hoffe, es ſolle ſich ſchon eine Gelegenheit finden, ſie wieder gut zu machen.

Dieſe fand ſich auch. Rußlands Siege über die Türken hatten ſowohl dem wiener als dem berliner Hofe Beſorgniſſe eingeflößt, Joſeph ſchlug deshalb eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Könige vor; jetzt, bei der gemeinſchaftlichen Gefahr, war man in Wien nicht mehr ſo bedenklich, wie früher, und es wurde eine Zuſammenkunft zwiſchen beiden Monarchen in Neiße eingeleitet.

Sie fand dort im Jahre 1769 ſtatt.

Kaum war Joſeph am 25. Auguſt unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein in Neiße in dem für ihn und ſein Gefolge eingerichteten biſchöflichen Schloſſe abgeſtiegen, als ihn ſchon der König mit einem Beſuch überraſchte.

Jetzt ſeh' ich meinen größten Wunſch erfüllt! rief Joſeph aus.

„Es iſt dies der ſchönſte Tag meines Lebens,“ erwiederte Friedrich: „Er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuſer bezeichnen, deren gegenſeitiges Intereſſe es erfordert, ſich einander eher beizuſtehen, als ſich aufzureiben.“

Der Kaiſer entgegnete darauf:

Für Öſterreich giebt es kein Schleſien mehr.

Es fand nun eine Unterredung in Gegenwart ihres Gefolges ſtatt, dann begaben ſie ſich aber in ein Kabinet, das an das Empfangzimmer ſtieß, und verweilten dort allein länger als eine Stunde.

Was beide Monarchen mit einander geſprochen, darüber ruht der Schleier des Geheimniſſes, denn Keiner von ihnen hat ihn gelüftet; daß aber der Austauſch ihrer Anſichten ein vollkommenes Einverſtändniß bewirkt haben mußte, bewies die Art, wie ſie wieder aus dem Kabinet heraustraten. Der Kaiſer hatte den König zutraulich umſchlungen.

Im Gefolge des Kaiſers befanden ſich der Feldmarſchall von Laudon und von Laſcy, in dem des Königs: ſein Bruder der Prinz Heinrich, und die Generale von Seydlitz und von Tauenzien.

Bei dieſer Gelegenheit ſagte Friedrich zu Laudon, als er ihn einlud bei Tafel neben ihm Platz zu nehmen:

„Ich ſehe Sie lieber an meiner Seite, als mir gegenüber.“

Der General von Seydlitz hatte es ſich von dem Könige als eine Vergünſtigung erbeten, mit ſeinem Regimente an der Revüe zu Neiße Theil nehmen zu dürfen. Als bei einem Manoeuvre dies Regiment ſeine Evolutionen meiſterhaft ausführte, ſprach Joſeph, ſich an Laudon wendend:

„Wann wird unſere Kavallerie ſo reiten lernen?“

Friedrich fällte über Joſeph, nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft das denkwürdige ſcharfſinnige Urtheil, das die Folge vollkommen beſtätigt hat:

„Dieſer junge Fürſt affektirt eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich ſcheint, ſein liebenswürdiger Charakter zeigt Frohſinn, zuweilen mit vieler Lebhaftigkeit des Geiſtes, aber mit dem Triebe zu lernen, fehlt ihm doch die Geduld, ſich zu unterrichten.“

Der General der Kavallerie und Staatsminiſter Graf von der Schulenburg-Kehnert ſtand bei dem Küraſſierregiment von der Marwitz. Sein Chef hegte eine entſchiedene Abneigung gegen ihn, und Schulenburg erhielt davon zwei ſprechende Beweiſe. Er mußte durch ſeinen Chef den Konſens zur Heirath bei Friedrich nachſuchen laſſen; die Art, wie der General von der Marwitz dies gethan, hatte die Folge, daß der Konſens vom Könige verweigert wurde; dieſe Verweigerung beſtimmte Schulenburg, auf ſeinen Abſchied bei dem Regimentschef anzutragen, auch dieſes Geſuch wurde nicht bewilligt.

Bei der Muſterung 1766 war Schulenburg dem Könige von dem General als der ſchlechteſte Offizier des Regiments geſchildert worden. Als Friedrich die Linie des Regiments entlang ritt, machte er vor ſolchem Halt, und ſprach mit zornigem Blick:

„Wie ſieht Er aus! marſch hinter die Fronte!“

Er gehorchte; tief gekränkt erneuerte er ſeinen Antrag um den Abſchied, da er nach einer ſolchen Demüthigung nicht länger mit Ehren dienen könne. Jetzt bewilligte Friedrich ſein Geſuch.

Der Verabſchiedete ging auf ſeine Güter bei Magdeburg, widmete ſich mit Eifer und Umſicht der Landwirthſchaft, und ſowohl die glücklichen Erfolge bei der Verwaltung ſeiner Güter, als ſein Benehmen, flößten den Ständen ſeines Kreiſes, zu dem er gehörte, ein ſolches Vertrauen ein, daß ſie das Jahr darauf bei der erledigt gewordenen Landrathsſtelle, ihn zum Landrath wählten. Als die Wahl dem Könige zur Genehmigung von dem Departementsminiſter bekannt gemacht wurde, verwarf er ſie in Ausdrücken, die für den Gewählten und die Wähler gleich demüthigend waren. Die Stände machten dagegen Vorſtellung, beriefen ſich auf ihr Wahlrecht, mit der Erklärung: nach ihrer vollkommenſten Überzeugung eigene ſich im ganzen Kreiſe Keiner mehr zu der Stelle eines Landraths, als Schulenburg, und ſie ſchmeichelten ſich damit, daß der König, als anerkannt gerecht, ihre Privilegien nicht durch Willkür ſchmälern werde. Jetzt erfolgte die Beſtätigung. Doch hegte der König noch immer eine ungünſtige Meinung von Schulenburg.

Nach Verlauf von zwei Jahren, als Friedrich in das Magdeburgſche zur Abhaltung der Revue gekommen, fand er eine neuangelegte, beträchtliche und durchaus bewohnte Kolonie. Er ließ anhalten und fragte:

„Wer hat dies hier angelegt?“

Der Landrath von Schulenburg, war die Antwort.

„Ach der!“ ſprach der König verdrießlich: „nun, es iſt gut!“

Er fuhr weiter; er wurde eine noch blühendere Kolonie, als die vorige, gewahr. Er that die nämliche Frage an einen Landmann, und bekam die nämliche Antwort.

„Wer ſeyd Ihr?“

Der Schulze.

„Woher ſeyd Ihr gebürtig?“

Aus dem Würzburgiſchen.

„Und Euer Nachbar?“

Aus der Pfalz.

„Und Jener dort?“

Aus dem Bambergſchen.

Der König ſchüttelte den Kopf und befahl weiter zu fahren.

Er hatte noch keinen weiten Weg zurückgelegt, ſo kam er in eine dritte Kolonie von Ausländern, auch dieſe hatte Schulenburg angelegt.

Dieſe Beweiſe von der nützlichen Wirkſamkeit Schulenburg's hätten den König günſtiger für dieſen ſtimmen ſollen, aber ein über Jemanden ausgeſprochenes Urtheil nahm er ſehr ungern zurück, und daher blieb er auch noch immer gegen den thätigen Landrath eingenommen.

Die Elbe hatte bald darauf durch ihren Austritt die Wieſen verſandet, und Friedrich verlangte von dem Departementsminiſter, daß er darüber das Gutachten der Landräthe, wie die Reiterei, trotz des Heuſchadens, am leichteſten zu verpflegen ſey, einziehen und ihm einreichen ſolle.

Der Miniſter genügte dieſem Befehl, und der König ließ ſich dieſe Gutachten, der Reihe nach vorleſen. Die Vorleſung begann nach den bezeichneten Nummern.

„Mein Gott! was für abgeſchmacktes Zeug!“ rief er mehrmals dazwiſchen, und mehrere Vorſchläge wurden als ganz unzweckmäßig und unausführbar mit Unwillen verworfen.

Endlich hörte er einen Aufſatz, der ihn anzog, und der ſeine Aufmerkſamkeit immer mehr in Anſpruch nahm, je mehr ihm davon vorgeleſen wurde.

„Nun das iſt doch etwas Vernünftiges!“ rief er aus, und als die Vorleſung beendet war, fragte er: „Wer hat das gemacht?“

Der Landrath von Schulenburg.

„Ei was! das iſt nicht möglich!“

Ew. Majeſtät können ſich ſelbſt überzeugen. Hier ſteht ſeine Unterſchrift.

Der König nahm das Schulenburgſche Gutachten in die Hand, ſah nach der Unterſchrift, um ſich von der Wahrheit ſelbſt durch den Augenſchein zu überzeugen und legte es dann, ohne ein Wort weiter zu äußern, wieder bei Seite.

Bald nach dieſem Vorfall war 1769 der Direktor der Magdeburgſchen Kriegs- und Domainenkammer geſtorben, und der König befahl, ſie ſollten ihm aus ihrer Mitte denjenigen vorſchlagen, der ſich zu dieſer erledigten Stelle am beſten eigene. Es erfolgte die Erklärung: wie ſich dazu wohl Niemand beſſer qualifizire, als der Landrath von Schulenburg, mit der Bitte, ihn zum Kammerdirektor zu ernennen, obgleich er kein Mitglied der Kammer ſey.

Als Friedrich dieſe Eingabe geleſen hatte, rief er aus:

„Schulenburg, und immer Schulenburg! Ich muß den Mann ſprechen!“

Schulenburg erhielt den Befehl nach Potsdam zu kommen, und ſich vor dem Könige perſönlich zu ſtellen.

Er gehorchte, nicht ohne Beſorgniſſe, ſich der wenigen Worte noch mit Verdruß erinnernd, die der König, bei der Revue, da er Offizier geweſen, mit ihm geſprochen hatte. Er erſchien vor dem Könige. Der Empfang war nichts weniger, als aufmunternd. Friedrich zeigte ſich ſehr ernſt, und ſeine durchdringenden Blicke feſt auf ihn heftend, nahm er ihn ſcharf auf's Korn, indem er ihm eine Menge heterogener Fragen über Landwirthſchaft und Gegenſtände der Staatsadminiſtration vorlegte.

Schulenburg verlor die Faſſung nicht; er antwortete ſchnell, beſtimmt und zuweilen mit großer Freimüthigkeit, weil ſeine Antworten zuweilen einen verſteckten Tadel der Verwaltung enthielten. Der König wurde im Laufe des Geſprächs immer freundlicher, es währte lange, er ſah in Schulenburg einen ganz andern Mann, als er in ihm ſich vorgeſtellt hatte; es ſchien ihm leid zu thun, ihn ſo verkannt zu haben, und er entließ ihn mit den Worten:

„Ich hab' Ihm Unrecht gethan. Daran iſt keiner Schuld, als der verdammte Kerl, der Marwitz.“

Schulenburg wurde Vize-Kammerdirektor; die Bahn war nun gebrochen, er wurde 1771 Miniſter, konnte ſich der Gunſt Friedrich's erfreuen, und erhielt davon vielfache Beweiſe. Im baierſchen Erbfolgekriege wurde ihm die Verpflegung der Armee übertragen. Nach dem Frieden zu **Teſchen**, am 13. Mai 1779, legte **Schulenburg** dem Könige die Rechnung der zu dieſem Behuf aus dem Treſor angewieſenen Gelder vor, und fragte, wohin der Überſchuß abgeliefert werden ſolle? **Friedrich** machte ihm ein Geſchenk mit ſolchem.

Die polniſchen Konföderirten im Jahre 1769 überſchritten oft die Gränze und erlaubten ſich grobe Exzeſſe auf preußiſchem Grund und Boden.

Die an der Spitze dieſer Konföderation ſtanden, befürchteten nachtheilige Folgen für ſich davon, und Einer von ihnen ſchrieb daher an den König, bat um Nachſicht mit dieſen Exzeſſen und ſuchte ſie damit zu beſchönigen, daß Religionseifer ſie nur veranlaßt habe.

Friedrich antwortete ihm ſehr ausführlich, ernſt und würdevoll, und äußerte in dieſer Antwort:

„Ich verſtehe nichts von den ungeſtümen Klagen, die ein Theil der polniſchen Katholiken wegen der Gefahr, mit welcher ihre Religion bedroht ſeyn ſoll, erheben. In welchen Stücken iſt ſolche Gefahren ausgeſetzt? — Bleibt ſie nicht immer die herrſchende, ſelbſt Kraft der Konſtitution, über welche Sie klagen? Befinden ſich nicht ſogar in eben dieſer Konſtitution Artikel, die ihr weit günſtiger ſind, als den Diſſidenten? In derſelben Zeit, in der man den Diſſidenten die Freiheit läßt, katholiſch zu werden, nimmt man den Katholiken, bei Strafe, ihrer Privilegien verluſtig zu gehen, das Vermögen, ihrem Glauben zu entſagen. Es iſt ſo klar, daß der König von Polen, anſtatt die Geſetze ſeines Vaterlandes überſchritten zu haben, nichts anders gethan hat, als daß er bemüht geweſen iſt, ſie aufrecht zu erhalten. Er hat ſeinen unterdrückten Unterthanen wieder die Rechte herſtellen wollen, deren man ſie beraubt hatte. Er iſt hierbei durch die Kaiſerin von Rußland unterſtützt worden, die von denſelben Grundſätzen der Billigkeit und Menſchenliebe beſeelt, und durch die Traktate mit Polen zur Aufrechthaltung der Konſtitutionen dieſer Republik berechtigt war. Weder dieſe Prinzeſſin, noch der König von Polen, deſſen patriotiſchen Beſtrebungen ſie zu Hülfe gekommen war, haben jemals daran gedacht, Eingriffe in die katholiſche Religion zu thun. Das, was wirklich geſchehen iſt, bewährt ſolches. Aber Beide, wie auch das geſammte erleuchtete Europa, verabſcheuen die Exzeſſe, zu welchen ein blinder Eifer diejenigen unter den Polen verleitet hat, welche ſeit kurzem ihr Vaterland mit Feuer und Schwert verwüſtet haben. Die chriſtliche Religion verabſcheut das Blutvergießen, ſie haſſet die Gewalt, und der Geiſt der Duldung belebt ſie. Die erſten Chriſten waren die friedlichſten Menſchen, die ſich in der Welt befanden. Sie bedauerten die Ketzer, und ſuchten ſie zu bekehren, aber ſie verfolgten ſie nicht; und katholiſche Chriſten ſollten ihres Gleichen, Chriſten die freie Übung eines Glaubens nicht gönnen, deſſen weſentliche Artikel ihnen gemein ſind? — Worüber beklagen ſich die katholiſchen Polen? — Fürchten ſie, daß mit den wenigen Privilegien, welche die letzte Konſtitution den Diſſidenten verſichert, ſolche jemals das Haupt wider ſie erheben ſollten, und daß, da ſie ſich durch dieſe Konſtitution das Recht und die Gewalt, als Glieder der herrſchenden Religion vorbehalten, ſie jemals Urſache haben werden, ſich über Jener Verfolgungen zu beklagen, wie ſolche darüber zu ſeufzen haben? — Hat man ihre Kirchen geſperrt? — Hat man ihre Bilder heruntergeriſſen? — Iſt irgend ein Pole gezwungen worden, ſeine Religion zu wechſeln? — Keine Gewaltthätigkeit dieſer Art iſt wenigſtens zu meiner Kenntniß gekommen, und ihre heftigen Beſchwerden werden, wie es mir vorkommt, durch keine einzige Thatſache erwieſen. Da ſolchergeſtalt Ihre Religion in Sicherheit iſt, ſo denken Sie jetzt an Ihre Pflicht als Bürger und Kompatriot, und erwägen Sie, ob Sie Ihren Brüdern, den Polen, die, wie Sie, Bürger und frei ſind, das Recht mißgönnen können, nach den Ehrenämtern zu ſtreben, die Sie ſelbſt nicht anders, als aus einem Recht haben, das dem ihrigen gleich iſt. Und was für einen Zuſammenhang hat überdies, wenn man die Verſchiedenheit der Meinungen bei Seite ſetzt, die Fähigkeit zu Ehrenämtern zu gelangen, mit der Verwerfung und Zugrunderichtung der katholiſchen Religion? — England und Holland ſind nicht katholiſch, aber die Katholiken, Griechen und hundert andere Sekten genießen dort die freie Übung ihrer Religion. Sie werden es alſo ſich gar nicht befremden laſſen, daß Ich, da Ich ſehr tolerant bin, die Gründe, die Sie für die Intoleranz anführen, nicht ſehr gültig finde. Ich wünſche ſehr die Eintracht und Beruhigung Ihres Vaterlandes.

Vornämlich wünſche Ich, daß Sie ſich belehren und Ihre wahren Freunde, diejenigen, welche Sie zum Frieden und zur Eintracht ermahmen, von denen unterſcheiden mögen, welche Sie hinter das Licht führen und das Feuer des Aufruhrs aus keiner andern Urſache anfachen, als um Sie ſelbſt in das größte Unglück zu ſtürzen.

Berlin, den 19. November 1768.

Als im Dezember 1769 die Oper Dido zum erſtenmale in Berlin im Opernhauſe gegeben wurde, hatte Romani, welchem die Rolle des Mohrenkönigs Garba zugetheilt war, ſich ſo betrunken, daß er auf der Bühne nicht im Stande war, zu ſingen, und durch ſein Taumeln ſeinen trunkenen Zuſtand auf eine höchſt auffallende und anſtößige Weiſe verrieth.

Der König blieb indeß ein Zuſchauer dieſer Oper, bis ſie beendet war, dann aber befahl er, im hohen Grade erzürnt, Romani in ſeinem Theaterkoſtüm nach der Hauptwache auf dem neuen Markt durch einige Grenadiere bringen zu laſſen. Hier blieb er im Arreſt bis zur nächſten Aufführung dieſer Oper, und wurde ebenfalls von einigen Grenadieren begleitet, von der Wache nach dem Opernhauſe gebracht, um ſeine Rolle zu ſpielen. Dieſe Strafe verfehlte ihre Wirkung nicht; eine geraume Zeit hütete ſich Romani, ſich zu betrinken; aber der Hang zur Völlerei war zu tief eingewurzelt, und er verfiel wieder in ſeine alte Trunkſucht.

Der General von Lettow ſtand bei dem Könige ſehr in Gunſt; er mußte daher oft bei ihm ſpeiſen, wenn ſchon er, in ſo fern über Tafel die Unterhaltung auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände gelenkt wurde, dabei nur den ſtummen Zuhörer machte; er diente aber dem Könige, wenn die Rede auf Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges kam, bei ſeinem außerordentlichen Gedächtniſſe, in ſtreitigen Fällen, als Schiedsrichter, denn er erinnerte ſich nicht nur der Zeit und des Orts, ſondern jeder Einzelnheit dabei auf das genauſte.

Einſt, wo er an der Tafel des Königs mit mehrern Andern ſpeiſete, hatte er über ein Paar ſolcher ſtreitigen Fälle, von Friedrich aufgefordert, die darüber entſtandenen Zweifel auf eine ſehr genügende Weiſe gehoben; die Unterredung nahm eine andere Wendung, man ſprach über deutſche und franzöſiſche Literatur. Einige Anweſende erwähnten der Fortſchritte, welche die Deutſchen darin gemacht, Andere, welche die Vorliebe des Königs für die franzöſiſche kannten, beſtritten ſolches, und behaupteten unter andern: daß der Deutſche in Hinſicht des Witzes ſich nicht mit dem Franzoſen meſſen könne.

Der König, wandte ſich ſcherzweiſe an den General von Lettow mit den Worten:

„Er hat hier ſchon einige Mal den Ausſchlag über getheilte Meinungen gegeben; entſcheid' Er auch hier, was hält Er davon?“

Ew. Majeſtät, verſetzte Lettow, ohne ſich zu beſinnen; ich will mir zwar hierin kein entſcheidendes Wort erlauben, dazu bin ich nicht gelehrt genug; aber ich, für meine Perſon, halt' es mit dem deutſchen Witz, mit Mollwitz, Bunzelwitz, Leſtwitz*) und Prittwitz**).

---

*) In der Schlacht bei Torgau am 3. November 1760 hatte von Leſtwitz, damals Major bei dem Regiment Prinz Ferdinand von Braunſchweig, ſchon in der Dunkelheit des Abends, fünf- bis ſechshundert Mann aus allen Regimentern vereint. Mit dieſen unternahm er noch einen Angriff auf die Siptitzer Anhöhen, ohne zu wiſſen, daß auch das von Zietenſche Korps dieſe Anhöhen angriff. Dieſe ganz unerwartete Attaque von Seiten des Majors von Leſtwitz hatte den Sieg zur Folge.

Der König ernannte Leſtwitz zum Kommandeur des Regiments Prinz Ferdinand, bald darauf zum Kommandeur des Regiments Peter der Dritte, und nach fünf Jahren zum Chef des Gardegrenadier-Bataillons, auch bald darauf zum General.

Als durch den Tod des Markgrafen Karl von Schwedt dem Könige für 200,000 Thaler Güter zufielen, ſchickte er dem damaligen Oberſten von Leſtwitz die Schenkungsurkunde über dieſe Güter mit folgendem eigenhändigen Schreiben:

„Mein lieber Oberſter von Leſtwitz. Ich habe die wichtigen Dienſte nicht vergeſſen, die Er Mir in dem letzten Kriege geleiſtet hat, und Ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, ſie zu belohnen. Bis jetzt hat es ſich noch nicht wollen thun laſſen. Nehme Er Beſitz von den Gütern, davon Ich eine Schenkungsakte hier beilege.“

**) Der nachmalige Generallieutenant von Prittwitz gab in der Schlacht bei Kunersdorf dem Könige ſein Pferd, und verjagte mit einem kleinen Haufen tapferer Huſaren einen zahlreichen Schwarm Koſaken, die eben im Begriff waren, den König gefangen zu nehmen.

Der König lächelte und erwiederte:

„Ja, darin hat Er Recht, mein lieber Lettow! Das wird Ihm Keiner abſtreiten, ich am wenigſten.“

Der General von Fouqué wurde in der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757, verwundet.

Am 6. Mai 1770 ſchickte ihm der König, zu ſeiner Stärkung, Ungarwein mit folgenden eigenhändigen Zeilen:

Den 6. Mai 1770, am Jahrestage
der Schlacht bei Prag.

„Mein lieber Freund! Sie bekommen von mir alten ungariſchen Wein, um ſich damit an eben dem Tage etwas zu gute zu thun, an dem Sie vor dreizehn Jahren von unſern Feinden ſo grauſam verwundet wurden. Friedrich.“

Das Infanterie-Regiment von Erlach zu Schweidnitz erwartete einſt von Tag zu Tag des Königs Befehl zu der jährlichen Muſterung in Schleſien. Dieſer Befehl blieb aus.

Man hatte dem Könige viel Nachtheiliges von dieſem Regimente hinterbracht, und beſonders, daß es ſeine Dienſte ſehr nachläſſig verrichte; er wollte es deshalb überraſchen.

Das Regiment erhielt um ſechs Uhr des Abends die Ordre, am folgenden Morgen am Fuße eines zwei ſtarke Meilen entfernten Berges mit ſeinem Gepäck ſich zu ſtellen, wo es der König in Augenſchein nehmen wolle.

Es war keine Zeit zu verlieren. Das Regiment brach noch in der Nacht auf, und traf zu der beſtimmten Zeit an Ort und Stelle ein. Um halb acht Uhr kam Friedrich dort an; er ſetzte ſich ſogleich zu Pferde, beſah das Regiment kompagnieweiſe ſehr genau, und befahl ihm nun, den Berg, der theils mit Gehölz bewachſen, theils umgepflügt war, von allen Seiten mit Sturm zu nehmen.

Der König ſchenkte in der Folge dem General von Prittwitz für 300,000 Thaler Güter.

Dies Manoeuvre wurde auf das ſchnellſte und regelmäßigſte ausgeführt. Als ſich ſämmtliche Kompagnien auf dem Plateau des Berges befanden, ritt Friedrich in ihre Mitte und ſagte:

„Man hat mich belogen. Jeder Gemeine bis zum Feldwebel hinauf erhält eine außerordentliche Löhnung, den Offizieren ſag' ich meinen Dank.“

Niemand, auch der größte Geiſt, iſt nicht ganz frei von Vorurtheilen, ſie ſind entweder eine Folge ſeiner Erziehung, oder fixer Ideen; auch Friedrich war davon nicht frei, aber es gereicht ihm zur Ehre, daß er nicht gegen beſſere Überzeugung halsſtarrig darin beharrte, und dieſen Eigenſinn, um ihn ſophiſtiſch zu beſchönigen, Konſequenz nannte.

So wenig er glaubte, daß in der deutſchen Literatur etwas Beachtenswerthes geleiſtet würde, eben ſo wenig traute er einer deutſchen Kehle die Fähigkeit des melodiſchen und kunſtrechten Geſanges zu.

Im Jahre 1770 verſchrieb er ſich einen Directeur des spectacles aus Wien, den Grafen von Zierottin.

Dieſer ging über Leipzig und hörte dort die damalige Demoiſelle Schmeling, nachherige Mara. Ihr Geſang bezauberte den Grafen, und er ſchlug ſie dem Könige als Sängerin vor. Friedrich antwortete:

„Eine deutſche Sängerin! dann darf ich nur meine Pferde wiehern laſſen.“

Der Graf brachte es endlich doch dahin, daß der König die Schmeling in einem Nebenzimmer hörte. Während des Geſanges kam er in das Zimmer und der Sängerin hinter ihrem Rücken immer näher. Ohne ein Wort des Beifalls, fragte er ſie gleich nach Beendigung der ſelbſt gewählten Arie:

„Kann Sie prima vista ſingen?“

Ja Ew. Majeſtät! erhielt er zur Antwort.

Der König ließ verſchiedene Arien auflegen, zuletzt gab er ihr ſelbſt die berühmte Bravourarie mi paventi von Graun aus der Oper Britannico, welche dieſer große Tonkünſtler im Jahre 1747 für die berühmte Sängerin Aſtrua geſchrieben hatte.

Die junge Künſtlerin ſang ſie ohne Anſtoß vom Blatte. Jetzt ſagte der König: Bravo! und ſie wurde mit 3000 Thaler jährlicher Gage engagirt.

Bei der Zuſammenkunft des Königs mit dem Kaiſer Joſeph II. im Lager zu Neuſtadt in Mähren im Jahre 1770 vermied er gefliſſentlich, daß die dunkelblaue Farbe, welche wegen der frühern Kriege zwiſchen ihm und Öſterreich bei dem Kaiſer und ſeiner Umgebung keinen angenehmen Eindruck machen konnte, nicht zum Vorſchein kam.

Seine Dienerſchaft trug nicht die ſonſt herkömmliche dunkelblaue Livrée, ſondern eine graue mit orangen Unterfutter, die er dazu ausdrücklich hatte anfertigen laſſen, er ſelbſt aber und ſeine Generale eine Uniform von weißem Tuche mit Silber geſtickt, die übrigen Offiziere dieſelben einfachen weißen Kleider. Da er bekanntlich viel ſchnupfte, ſo war es unvermeidlich, daß nicht hier oder dort davon etwas auf die Uniform fiel. Er ſuchte den Tabak wieder möglichſt abzuſtäuben, ſprach aber endlich zu den anweſenden Öſterreichern galantſarkaſtiſch:

„Ich bin nicht reinlich genug für Sie, Meſſieurs! ich bin es nicht werth, Ihre Farbe zu tragen."

Er ſprach bei dieſer Zuſammenkunft ſehr oft mit Laudon, und fand Vergnügen an ſeiner Unterhaltung.

Als man ſich einſt zur Tafel ſetzen wollte, machte man die Bemerkung, daß ſich Laudon noch nicht eingefunden habe.

Da äußerte er:

„Das iſt doch ganz wider ſeine Gewohnheit. Sonſt kam er oft vor mir, und ich muß bitten, daß er ſich, wenn er kommt, neben mir ſetzen darf, denn ich will ihn lieber neben mir, als mir grade über haben."

Obgleich Laudon nur noch Feldzeugmeiſter war, nannte er ihn doch immer Monsieur le Maréchal (Herr Feldmarſchal) um zu verſtehen zu geben, daß er dieſe Würde längſt verdient habe.

Eines Tages war zahlreiche Cour, und in dem Zimmer, in welchem ſich der König befand, war zufällig die eine Thür halb offen, ſo daß er mehrere Perſonen, welche jenſeits in dem Gedränge ſtanden, nicht ſehen konnte.

Da er an dieſem Tage Laudon noch nicht geſehen, fragte er einen neben ihm Stehenden, ob er noch nicht da wäre?

Sire! erhielt er zur Antwort, da ſteht er hinter der Thür.

Der König, ſich an einen neben ihm ſtehenden Stabsoffizier ſeines Gefolges wendend, ſprach halblaut lächelnd:

„Oui! avec tout son merite il est toujours derrière la porte.“

(Ja freilich! bei all' ſeinem Verdienſte bleibt er immer hinter der Thüre.)

Der Balletmeiſter Noverre befand ſich in dem Gefolge des Kaiſers. Im Jahre 1741 war er als Solotänzer in Berlin, und tanzte in der Oper: Allexander und Porus. Seine Mittänzerin war die Schweſter des damaligen Balletmeiſters Lani. Die erſte damalige Tänzerin war die berühmte Barberina, die damals eben ſo viel Furore machte, wie jetzt eine Taglioni oder die Geſchwiſter Elsner. Sie entzückte allgemein wegen der unausſprechlichen Grazie in ihren Bewegungen; dagegen zeigten die Tänzerinnen, welche Noverre unterrichtete, etwas ſehr verſchrobenes, ſo wie er in ſeinen großen Balleten weniger auf Grazie der Bewegungen, als auf Gruppen ſah, die mehr ausdrücken ſollten, als ſie anzudeuten im Stande waren. Des Königs richtigem Gefühl konnte dieſer Unterſchied nicht entgehen und ihm mißfielen daher Noverre's und ſeiner Schülerinnen telegraphenähnliche Verrenkungen.

Als der König eines Tages den Kaiſer verließ und dieſer ihn begleitete, wurde der Letztere Noverre gewahr. Auf ihn deutend, ſagte er zum Könige:

„Voilà Noverre, ce fameux compositeur de balets; il a été, je crois, à Berlin.“

(Da iſt Noverre, berühmt durch ſeine Ballets, ich glaube er iſt auch in Berlin geweſen.)

Noverre machte eine zierliche Tanzmeiſter-Verbeugung.

„Ah, je le connois! rief Friedrich aus: nous l'avons vu à Berlin; il étoit bien drôle, il contrefaisait tout le monde et nos danseuses surtout, à mourir de rire.“

(O, ich kenn' ihn; wir haben ihn in Berlin geſehn, es war ein närriſches Kerlchen, er verzerrte die ganze Welt, und vor Allem unſere Tänzerinnen, ſo daß man ſich hätte todt lachen können.)

Dieſe Art, wie ſich der König Noverre's erinnerte, war nichts weniger als ſchmeichelhaft für ihn; er machte nun noch eine zierlichere Verbeugung in der dritten Poſition, in der Hoffnung, daß der König ſeine ſarkaſtiſche Bemerkung durch einige freundliche Worte mildern würde.

Friedrich wandte ſich jetzt an ihn, und ſprach:

Vos ballets sont beaux, vos danseuses ont de la grace, mais c'est de la grace engoncée. Je trouve, que vous leur faites trop leves les épaules et les bras; car, Noverre, si vous en souvenez, nostre première danseuse n'étoit pas comme cela.

(Eure Ballete ſind ſchön, Eure Tänzerinnen haben Grazie, ber eine verſchrobene. Mir deucht, Ihr ließet ſie die Schultern und Arme zu hoch heben, wenn Ihr es Euch noch erinnert, No- erre; unſere erſte Tänzerin war nicht ſo.)

Noverre antwortete verlegen:

C'est pour cela, qu'elle y étoit, Sire!

(Deshalb, Sire, war ſie es auch dort.)

Friedrich ſprach einſt über Tafel zu dem Prinzen von Ligne:

„Wiſſen Sie, daß ich in Ihren Dienſten geſtanden habe? Mei- n erſten Waffenrock trug ich für das Haus Öſterreich. Himmel, ie die Zeit hingeht!“

Hierbei faltete er die Hände mit einer recht milden Miene.

„Wiſſen Sie,“ fuhr er fort: daß ich die letzten Strahlen des enies vom Prinzen Eugen aufgefangen habe?“

Vielleicht entzündete ſich das Genie Ew. Majeſtät an dieſen trahlen, verſetzte der Prinz.

„Ach, mein Gott! wer dürfte ſo vermeſſen ſeyn, ſich dem rinzen Eugen gleich zu halten?“

Der, welchem Keiner gleich kommt; der, welcher zwölf Schlach- gewonnen hat.

„Wenn die Kabale, welche der Prinz Eugen in ſeiner Armee zig Jahre lang gegen ſich hatte, ihm zu ſchaden ſuchte, ſo benutzte ſie die Zeit, wo ſeine, in den Frühſtunden völlig geſammelten, Lebensgeiſter durch die Anſtrengungen des Tages abgeſpannt und zerſtreut waren. In einem ſolchen Augenblick hat man ihn den fehlerhaften Zug nach Mainz unternehmen laſſen.“

Sie werden mich, Sire, auf Ihre eigene Rechnung nichts Neues lehren. Ich weiß Alles, was Sie gethan, ſogar Alles, was Sie geſagt haben. Ich kann Ihnen von Ihren Reiſen, von Ihrer Fahrt nach Straßburg und Holland, ſelbſt von dem, was auf einem Schiffe dort vorging, erzählen, und weil Sie doch jenes Feldzuges am Rhein erwähnen, Sire! einer unſerer älteren Generale, den ich gern zum Reden bringen mag, wie man gern in einer alten Handſchrift nachſchlägt, erzählte mir einſt, wie er einmal ſehr verwundert geweſen, als er einen jungen preußiſchen Offizier, den er nicht gekannt, zu einem General des ſeligen Königs, der den Befehl, nicht fouragiren zu gehen, wörtlich genommen, habe ſagen gehört, und ich, mein Herr, befehle Ihnen, doch zu fouragiren! — Unſere Kavallerie hat Futter nöthig. Es ſoll ſeyn, ich will es!

„Sie ſehen mich zu ſehr von der guten Seite, mein Prinz! Fragen Sie dieſe Herren hier“ — auf die Tafelgäſte deutend — „fragen Sie nach meinen Launen, meinem Eigenſinn. — Sie werden ſtarke Dinge auf meine Rechnung zu hören bekommen.“

Bei dieſer Zuſammenkunft fiel ein ſehr heftiger Platzregen. Friedrich ſagte bei dieſer Gelegenheit zu dem Prinzen von Ligne:

„Iſt Ihnen je ein Regen erinnerlich, wie der geſtrige? Wahrlich, die glaubensfeſten Katholiken werden ſagen: ſo geht es, wenn man den Antichriſt unter ſich hat. Was haben wir mit den verdammten Ketzern zu ſchaffen! — Hab' ich nicht Recht? Nicht wahr, ich richte Unheil bei Ihnen an? Ihre Soldaten werden ſagen: Der Friede iſt da, und nun muß der Teufel von Friedrich uns noch immer auf dem Halſe liegen.“

Gewiß iſt es, verſetzte der Prinz: daß, wenn Ew. Majeſtät dies Alles mit Vorbedacht veranſtaltet, es ganz ungeheuer boshaft von Ihnen iſt. Nur dem Jupiter wird ſo etwas geſtattet, der immer ſo ſeine guten Urſachen für Alles zu haben pflegt, der wenn er die eine Welt in Feuer hat umkommen laſſen, die andere durch

Waſſer vernichtet. Doch mit dem Feuer hat es, Gott ſey gelobt! jetzt ein Ende, ich dachte nicht, noch einmal darauf zurückkommen zu müſſen.

„Verzeihung,“ war Friedrich's Antwort: „daß ich Ihnen damit ſo heiß gemacht habe; es dauerte mich oft um uns Alle, und nicht um uns allein, um die ganze leidende Menſchheit. Aber eigentlich war es doch ein trefflicher Krieg, um darin in die Schule zu gehen! Fehler die Menge hab' ich begangen, um Euch jungen Leuten insgeſammt zu zeigen, wie man es beſſer anfangen müſſe; und was ſind Ihre Grenadiere für Männer? Wahrlich, wenn Mars für ſich ſelbſt eine Leibwache ausheben ſollte, ſo würd' ich ihm rathen, ohne lange zu wählen, ſie unter Ihren Leuten auszuſuchen.“

In einer vertrauten Unterhaltung beider Monarchen kam auch das Geſpräch auf Politik.

„Nicht jeder kann dieſelbe Politik haben,“ ſagte Friedrich: „ſie hängt von der Lage, den Umſtänden und der Macht des Staats ab, der ſie übt. Was mir geziemte, würde Ew. Majeſtät nicht anſtehen; ich hab' es zuweilen mit einer politiſchen Lüge wagen müſſen.“

Was iſt das? fragte Joſeph II. lächelnd.

„Das iſt,“ verſetzte der König ebenfalls ſchalkhaft lächelnd; „eine Nachricht erdichten, von der ich recht gut wußte, daß ſie vier und zwanzig Stunden darauf als falſch befunden werden müſſe; aber das thut nichts! Ehe man Licht bekommt, hat ſie ihre Wirkung ſchon hinreichend gethan.“

Bei der kurmärkiſchen Städtekaſſe war im Jahre 1771 ein Fonds von 100,000 Thalern erübrigt. Die Landſchaft bot ihn dem Könige zur Dispoſition an. Er erließ darüber die nachſtehende Kabinetsordre:

„Mein lieber Etatsminiſter von Derſchau. Bei den Kurmärkiſchen Städtekaſſen iſt ein Fonds von hunderttauſend Thalern übrig, welchen mir die Landſchaft anjetzo offerirt. Da dieſes erſparte Capital eigentlich vom Lande aufgebracht worden, und ich daher auch ſolches wiederum zu des Landes Beſten anzuwenden billig finde und gemeint bin, ſo iſt mir in dieſer Abſicht eingefallen: ob dieſer Fonds zur Einführung der engliſchen Wirthſchaft bei den Ackerſtädten, und bei den dem nicht hinreichend bemittelten Adel zugehörigen Dörfern zu etwa vier pro Cent anzulegen, die davon auſkommenden Interessen aber zur Salarirung der Schulmeiſter auf dem Lande, und ſolchergeſtalt zur beſſern Erziehung der Jugend zu verwenden rathſam ſeyn dürfte. Ich will darüber Euren gutachtlichen Bericht, und im Fall Ihr etwa hierin nicht Meiner Meinung ſeyn ſollet, zugleich anderer, Meiner Abſicht angemeſſenen Vorſchläge von Euch gewärtig ſeyn, und bin übrigens Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 9. Juni 1771. Friedrich.“

Da der Miniſter nichts gegen eine ſo wohlthätige Abſicht zu erinnern haben konnte, ſo wurde ſie in Ausführung gebracht, das Kapital demnächſt um 100,000 Thaler vermehrt, und von deſſen Zinſen Schullehrer beſoldet.

Zu Friedrich's Zeiten ſprach man überall von dem Chef der Polizei in Paris, Sartines, und erzählte eine Menge merkwürdiger Anekdoten von ſeiner an's Wunderbare gränzenden Wachſamkeit, die ſich ſelbſt bis in entfernte Länder erſtrecke, um Verbrecher habhaft zu werden, oder beabſichtigte Verbrechen vor ihrer Ausführung zu entdecken, und zu verhindern.

Friedrich wünſchte etwas ähnliches in Berlin zu haben, und er ſandte deshalb auf ſeine Koſten einen ſchon im Polizeiſache erfahrenen jungen Mann, Philippi, nach Paris, um ſich über die dabei gebrauchten Mittel genau zu belehren. Nach ſeiner Zurückkunſt ernannte er ihn im Jahre 1771 zum Polizeipräſidenten von Berlin, und ſchenkte ihm ſein Vertrauen.

Einige Jahre nachher wurden in Berlin viele Verbrechen verübt, wodurch die öffentliche Sicherheit ſehr gefährdet wurde. Der König äußerte darüber ſein Mißfallen gegen Philippi und meinte, er habe in Paris ſich nicht die erforderlichen Kenntniſſe zur Verwaltung ſeines Poſtens erworben, oder er bringe ſie nicht gehörig in Anwendung.

Philippi erwiederte freimüthig:

Alle, Ew. Majeſtät vorgeſchlagene und genehmigte Mittel bring'
ich mit Fleiß und Eifer in Anwendung; ich kann aber dadurch
nicht bezwecken, was von Ew. Majeſtät jetzt verlangt wird, wenn
ich mich nicht noch anderer Mittel bediene, wozu ich indeß ausdrücklich
autoriſirt ſeyn muß.

Der König verlangte darüber eine nähere Auskunft. Philippi
erklärte darauf: wie man in dieſem Falle jeden Unterthan,
ohne Unterſchied des Standes, in jeder ſeiner Handlungen, ſelbſt
ſeiner Abſichten, genau müſſe beobachten laſſen. Dazu müſſe man
Aufpaſſer anſtellen, und Alles aufbieten, um in die innerſten Familiengeheimniſſe
einzudringen. Briefe müßten erbrochen werden, und
in jeder Geſellſchaft ſich Spione einzuſchleichen ſuchen, um die Geſinnungen
und Abſichten jedes Einzelnen zu erforſchen. Hierzu
brauche die Polizei ſehr viele Gehülfen und Aufpaſſer aus allen
Ständen, die dafür reichlich bezahlt werden müßten. Zu ſolchen
verächtlichen Dienſten würden ſich aber nur ſchlechte Menſchen verſtehen,
man liefe alſo Gefahr, oft irre geführt zu werden, und rechtliche
Menſchen würden dadurch unſchuldig angeſchwärzt und in Verlegenheit
geſetzt werden. Die unvermeidliche Folge davon würde
ein allgemeines Mißtrauen und eine Verſchlimmerung des ſittlichen
Charakters der Nation hervorbringen. Wenn der König ihm zu
ſolchen Maßregeln Vollmacht geben wolle, zweifle er nicht, eben
ſo viel in Berlin zu leiſten, als Sartines in Paris, aber doch
nur erſt nach Verlauf einer geraumen Zeit, denn die Brandenburger
wären zu ehrlich und gutmüthig, um ſich, wie ein großer Theil
er durch Üppigkeit und Ausſchweifungen ſittenlos gewordenen
Einwohner von Paris, zu ſolchen ehrloſen Dienſten gebrauchen
u laſſen.

Philippi ſchloß mit Vorſchlägen, wie man ſich Menſchen
en allen Ständen verſichern könne, die, ohne daß man es ahne,
e Geheimniſſe aller Einwohner und das Verborgenſte erforſchen
nnten.

Friedrich, ſichtbar gerührt, verſetzte darauf:

„So ſehr ich auch die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicher-
t und die Entdeckung jedes verübten, oder die Unterdrückung jedes
bſichtigten Verbrechens wünſche, ſo find' ich doch, daß die Mit-
. wodurch dies allein erreicht werden kann, noch ein weit größe-

res Unheil ſind, als alle die Übel, die verhütet werden ſollen. Ich will die Ruhe und das Vertrauen meiner guten Unterthanen nicht ſtören, und die Sittlichkeit meines Volks nicht verderben laſſen.“

Philippi's Vorſchläge wurden, als unſtatthaft, verworfen, und es war nie wieder die Rede von der Errichtung einer geheimen Polizei.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen **Friedrich** und **Napoleon**! Während der Erſtere mit der Entrüſtung eines den Grundſätzen der Sittlichkeit huldigenden Herzens das ſchändlichſte aller Gewerbe verwarf, ließ der Letztere es zu einem künſtlichen Syſteme ausbilden und ſtellte an deren Spitze einen **Savary**. Es beſtand unter ihm ein eigenes *Bureau d'espionage*, deſſen Direktion dem de Lorgne **d'Ideville** anvertraut war, der deshalb nach der Rückkehr der Bourbons auch zur Zahl der aus Frankreich verbannten gehörte, der aber, nach der Verbannung **Karl's** X. nicht allein, als ein unſchuldig leidender Märtyrer zurückgerufen, ſondern auch als Staatsrath angeſtellt worden iſt.

Der König beſah das große halleſche Waiſenhaus. Der Sohn ſeines menſchenfreundlichen Begründers, **Hermann Franke**, führte ihn in der Anſtalt umher.

Friedrich, dem es zu heiß wurde, nahm den Hut ab, **Franke's** Sohn, in dem albernen Wahn, dies geſchehe aus Höflichkeit, ſprach mit einer linkiſchen Verbeugung:

Bedecken ſich doch Ew. Majeſtät! geniren Sie ſich nicht.

Der König klopfte ihn ſarkaſtiſchlächelnd auf die Schulter und erwiederte:

„Sein Vater war ein kluger Mann.“

Die Anſtalt ſelbſt hatte ihm ſo viel Intereſſe dafür eingeflößt, daß er demnächſt darüber nachſtehende Kabinetsordre erließ:

„Mein lieber Etatsminiſter Freiherr von Zedlitz! Das Wayſenhaus zu Halle, nebſt dem damit verbundenen Pädagogio, iſt eine der wichtigſten Schulanſtalten in Meinen Landen, auf deren Verbeſſerung Ich, nach Meinen landesväterlichen Geſinnungen, untermäbet bedacht bin. Nun trage Ich zwar zu dieſen beiden Anſtalten nichts bei, und Ich erinnere Mich auch noch ganz wohl, daß Ich deſſen Privilegia, bei Antritt Meiner Königlichen Regierung, gleich andern beſtätiget habe. Dies hindert aber nicht, daß Ich nicht, zu deren beſſeren Einrichtung, ein und anderes verordnen könnte, und zu dem Ende möchte Ich wohl, von ihren Verfaſſungen, Rechten und Freiheiten näher benachrichtiget ſeyn. Wenn nun ſolches nicht anders, als durch eine Visitation dieſer Anſtalten, erfolgen kann: als will Ich, daß Ihr Euch, nach der Zurückkunft Meines Großkanzlers aus dem Freienwalder Bade, zu dieſem Ende ſelbſt nach Halle verfügen, und dieſe Visitation vornehmen; hiernächſt aber Mir von dem Befinden, und was etwa in ſolchen zu verbeſſern ſeyn möchte, ausführlichen Bericht erſtatten ſollet. Gegenwärtige Cabinetsordre kann Euch dabei zur Legitimation dienen, und Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 14. Auguſt 1771. Friedrich."

Der König ließ den Direktor des joachimsthalſchen Gymnaſiums, Profeſſor Meierotto*), zu ſich beſcheiden, um von dem Zuſtande dieſes Gymnaſiums ſich zu unterrichten. Bei dieſer Gelegenheit nannte ihm Meierotto die fähigſten Köpfe dieſer Unterrichtsanſtalt. Unter ſolchen befand ſich kein Berliner.

Friedrich äußerte darauf gegen dieſen:

„Die Berliner lernen nichts, mein lieber Profeſſor, das wird Er ſelbſt erfahren haben, und ich weiß es längſt recht gut. Die Erziehung taugt in Berlin nichts, und Er wird Mühe haben, ihnen von Wiſſenſchaften etwas beizubringen. Die Erziehung iſt ſchlecht, weichlich, modiſch und franzöſiſch, ſie bildet weder den Verſtand, noch das Herz."

Dann erklärte er mit vieler Wärme, daß, ſo lange er noch regiere, Unwiſſenheit und Barbarei in ſeinen Landen nicht um ſich greifen ſollten, daß er alle ſeine Kräfte anſtrengen würde, damit wiſſenſchaftliche Kenntniſſe in ſeinem Reiche nicht wieder zurückſänken, wie man in Frankreich ſehe, wo nach dem Tode einiger ausgezeichneter Männer für die Wiſſenſchaften nichts mehr geleiſtet würde.

---

*) Johann Heinrich Ludwig Meierotto, geboren zu Stargard in Pommern den 22. Auguſt 1742, ſtarb am 24. September 1800 zu Berlin als Kirchenrath, Ober-Schulrath und Ephorus des joachimsthalſchen Gymnaſiums.

Als **Klemens XIV.** im Begriff ſtand, den Jeſuitenorden aufzuheben, ſandte der General der Jeſuiten einen Abgeordneten an den König, der ihn dringend bitten mußte, ſich öffentlich für den Beſchützer dieſes Ordens zu erklären.

Der König lehnte dieſen Antrag mit den Worten ab:

„Als Ludwig XV. es für gut hielt, das Regiment von Fitz-James aufzuheben, glaubt' ich nicht, daß ich mich dieſes Corps annehmen müſſe. Eben ſo iſt der Pabſt in ſeinen Sachen Herr und Meiſter, Reformen vorzunehmen, wie ſie ihm gut dünken, ohne daß ſich ein Ketzer darein miſchen muß.“

Friedrich ließ jedoch die Jeſuiten in ſeinen Staaten beſtehen, während ſie 1773 in andern Ländern aufgehoben wurden.

Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb er an ſeinen Geſchäftsträger in Rom, den Abbé **Colombini** Folgendes:

„Abbé Colombini! Sie werden Jeden, der es hören will, inzwiſchen ohne Affectation oder Ostentation ſagen, was Sie auch dem Premierminiſter zu ſagen, Gelegenheit ſuchen müſſen: daß, in Bezug auf die Jeſuiten, mein Entſchluß dahin geht, ſie ſo, wie ſie bis jetzt waren, in meinen Staaten zu erhalten. Ich habe in dem Vertrage von Breslau den statum quo der katholiſchen Religion garantirt, und nie beſſere Prieſter gefunden, als die Jeſuiten. Sie werden noch hinzuſetzen: daß mich der heilige Vater, da ich zu der Klaſſe der Ketzer gehöre, weder von der Verbindlichkeit, mein Wort zu halten, noch von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und Königs dispensiren kann. Ich bitte Gott, daß er Sie in ſeinem heiligen Schutz behalten möge.

Friedrich.“

Als das Füſilierregiment von Roſſiere 1772 zu Reichenberg errichtet wurde, wünſchten viele italieniſche Edelleute in ſolchem als Offiziere angeſtellt zu werden, und wandten ſich deshalb an deſſen Kommandeur, einen Schweizer von Geburt, um ſie dem Könige zu ſolcher Anſtellung zu empfehlen. Dies geſchah; er erhielt aber zur Antwort:

„Ich halte viel von den Italienern, und kann Ihm zum Beweiſe die großen Summen anführen, die Ich ihnen für ihr Singen in den Opern und für ihr Tanzen in den Ballets bewillige. Nur aus dem Militair müſſen ſie wegbleiben, denn da kommt's nicht auf Singen und Springen an.“

Die Repräſentanten der evangeliſchen Bürgerſchaft zu **Bunzlau** baten im Jahre 1772 den König entweder um ein Gnadengeſchenk oder um Genehmigung ihrer Vorſchläge zu einem Schulhausbau-Fonds; darauf erging folgende Kabinetsordre:

„Mein lieber Etatsminiſter Freiherr von Zedlitz! Es iſt dieſes Jahr in Anſehung der allgemeinen Landesbedürfniſſe ein ſchlimmes Jahr; und aus dieſem Grunde kann ich dem in originali angeſchloſſenen Geſuch der Repräſentanten der Evangeliſchen Bürgerſchaft zu Bunzlau vom 19. Juni, noch zur Zeit nicht willfahren. Sie müſſen dahero mit der nachgeſuchten Beihülfe zu ihrem Schulbau noch in etwas in Geduld ſtehen; und müſſet Ihr ihnen ſolches, von Meinetwegen, auf dieſe ihre Vorſtellung bekannt machen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 2. Jul 1772. **Friedrich**.“

Bald nach der Theilung Polen's 1772 kamen, aus dem mit dem preußiſchen Staate vereinten Theile, der den Namen Weſtpreußen erhielt, oft vornehme Polen, ſelbſt aus fürſtlichen Familien, nach **Berlin** und **Potsdam**. Der König ſuchte dieſe neue Vaſallen durch Herablaſſung und Huld für ihr neues Verhältniß zu gewinnen. Er ließ ſie oft zur großen Tafel laden, wo ſie mit den Prinzen vom Hauſe und den erſten Generalen und Miniſtern ſpeiſeten.

An einer ſolchen Tafel befand ſich einſt ein junger, vorlauter und eitler Fürſt. Er bot Alles auf, um ſein erlauchtes Haus zum Gegenſtand der Unterhaltung zu machen. Beſonders erwähnte er rühmend, daß in ſeiner Familie von je her viele mit großer Tapferkeit das freie Vaterland gegen fremde Eingriffe, und beſonders gegen die ungerechten Anmaßungen ihrer Könige geſchützt hätten.

Und dieſer Geiſt für Freiheit, ſetzte er ſich brüſtend hinzu: iſt nicht erloſchen: auch mich empört jede Unterdrückung der Freiheit! Ich könnte mich an die Spitze eines Heeres ſtellen, um ſolche zu erkämpfen. Bei dieſen Grundſätzen kann ich vielleicht unglücklich werden; aber wer kann einem Triebe, der aus dem Innerſten der Seele kommt, widerſtehen?

Eine ſolche ſo am unrechten Orte angebrachte Rodomontade fiel Jedem an der Tafel auf; doch fand man es allgemein am ſchicklichſten, darüber kein Wort zu verlieren, gleichſam, als wenn man ſie überhört hätte.

Nur **Friedrich** fragte ihn:

„Wahrſcheinlich haben Sie von Ihren Ahnen große Beſitzungen an Gütern, Ländern und Schätzen geerbt?"

Nicht das geringſte. Meine Vorfahren haben ſehr groß gelebt und nichts hinterlaſſen, als ihren Ruhm!

„So? dann können Sie in Hinſicht des Triebes, der aus dem Innerſten Ihrer Seele kommt, ganz ruhig ſeyn, es giebt ſich von ſelbſt."

Der wegen Malverſationen und Verrätherei zum lebenslänglichen Feſtungsarreſt im Jahre 1748 verurtheilte General von **Wallrave**[*]) ſaß in **Magdeburg**. Er bat den Kommandanten um die

---

[*]) Der König **Friedrich Wilhelm** I. hatte den General von **Wallrave**, von niederer Abkunft, wegen ſeiner Kenntniſſe beſonders begünſtigt, er rückte immer höher und wurde in den Adelſtand erhoben. Auch **Friedrich** ſchätzte ihn deshalb; faſt der ganze Feſtungsbau hing von ihm ab, und wurde von ihm geleitet. Nach der Eroberung Schleſiens erfuhr man, daß er die Pläne aller preußiſchen Feſtungen fremden Höfen verkauft habe. Der Fürſt von **Deſſau** argwöhnte ſchon früher dieſe Verrätherei, und gab es ihm zu verſtehen. Einſt ſpeiſete er bei ihm. Er betrachtete nachdenkend das auf die ſilbernen

Erlaubniß, eine Bittſchrift an den König einreichen zu dürfen, die er ihm zu dieſem Zwecke und zur weiteren Beförderung einhändigte.

Der Arreſtant hatte, da er nichts zur Entſchuldigung ſeiner Verbrechen anführen konnte, nach der Überſchrift, Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König, Allergnädigſter König und Herr! den 88ſten Pſalm David's wörtlich abgeſchrieben und darunter, Ort, Tag, Jahr und ſeinen Namen geſetzt. Der Seltſamkeit wegen ſandte der Kommandant dieſe Bittſchrift an Friedrich. Der Supplikant erhielt ſtatt Reſolution, die lakoniſche Antwort:

„Pſalm 101."

Teller eingegrabene Wallraveſche Wappen, das aus drei Raben beſtand. Wallrave fragte ihn, weshalb er ſo ernſt auf den Teller ſehe?

„Wallrave! Wallrave! Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Raben nicht noch verzehren!" erwiederte der Fürſt.

Wallrave war ein Wüſtling. Eine ſeiner Maitreſſen war in das Geheimniß ſeiner Verrätherei eingeweiht. Aus Eiferſucht verrieth ſie ihn. Sie war die Ehefrau eines verabſchiedeten Quartiermeiſters, durch Wallrave's Vermittelung erhielt dieſer den Titel Hofrath. Friedrich ſchrieb eigenhändig unter deſſen Bittſchrift:

„Ich bewillige Eurem geweſenen Quartiermeiſter den Hofrathstitel, weil es billig iſt, daß die Maitreſſe eines Generals mit dieſem Titel prangt."

Am Tage ſeiner Gefangennehmung ſpeiſte Wallrave noch den Mittag bei'm Könige. Er unterhielt ſich viel und ſcherzte ſelbſt mit ihm. Nach aufgehobener Tafel beurlaubte er ſich, wie die übrigen Gäſte. Im Vorzimmer forderte ihm der General Graf von Hacke den Degen ab. Wallrave hielt es für einen Scherz; der General verſicherte das Gegentheil. Er ging nun zu dem Könige in deſſen Zimmer und fragte ihn, ob er ſeine Verhaftung befohlen habe?

„Der General muß doch wohl Ordre haben!" war die Antwort des Königs, und, ihm den Rücken zukehrend, ging er in ein Nebenzimmer.

Er wurde darauf verhaftet und kam nach Magdeburg; erhielt hier ein, in der Mitte der Sternſchanze, im innern Polygon liegendes kleines Haus, das er, wie die ganze Steenſchanze, ſelbſt hatte erbauen laſſen.

Wallrave hinterließ ein anſehnliches Vermögen, er hatte allein bei dem Feſtungsbau vierzig tauſend Thaler Unterſchleif gemacht; er vermachte es dem Könige, der es ſogleich an unbemittelte Offiziere vertheilen ließ.

Als er 1773 in ſeinem Gefängniß, der Stern, geſtorben war, fragte der Gouverneur bei dem Könige an: wohin er die Leiche begraben laſſen ſolle? Die Antwort war:

„Ihr könnt ihn begraben laſſen, wo Ihr wollt, nur nicht in den Feſtungswerken, denn Ich trau dem Buben ſelbſt im Tode nicht."

Bei der graudenzer Heerſchau 1773 befahl der König der unter der Inſpektion des hochbejahrten Generals von Roſenbruch ſtehenden Reiterei einen Linienangriff auszuführen.

Bei'm allmähligen Vorrücken derſelben bemerkte er Unordnung und ritt ihr unter lauter heftigen Äußerungen ſeines Unwillens entgegen. Der General von Roſenbruch ritt ihm aber ſpornſtreichs nach und rief einmal über das andere in ſeiner platten Mundart:

Terrick, Ew. Majeſtät! Terrick. Ick bin froh, dat es ſo geht!

Der König lachte laut auf und ſagte:

„Ja, wenn das iſt, ſo muß ich wohl umkehren und auch zufrieden ſeyn."

Der Feldmarſchall von Möllendorf war unter der Regierung Friedrich's, als er Inhaber des in Königsberg in der Neumark ſtehenden Infanterieregiments war, auch General-Inſpekteur der pommerſchen Infanterie.

Der König hielt jährlich bei Stargard in Pommern eine Muſterung über die pommerſchen Truppen, bei welcher denn auch der General-Inſpekteur nicht fehlen durfte.

Bei einer ſolchen Muſterung war Friedrich mit den dort verſammelten Regimentern beſonders zufrieden geweſen; indeß entſtand bei'm Abmarſch der Truppen, durch ein Verſehen der Adjudanten, eine kleine Unordnung, daß ein Paar Bataillone zurück blieben, wodurch eine Lücke ſichtbar wurde.

Friedrich bemerkte dies ſogleich, ritt ſchnell zu dieſen Bataillonen und rief ihnen zu:

„Geſchwinde vorwärts, angeſchloſſen, denn wenn Möllendorf es ſieht, iſt der Teufel los!"

Zwei Jünglinge, der Chavalier de la Barre und Ellatonde de Morival hatten im Jahre 1765 in Abbeville vor einer Prozeſſion nicht die Hüte abgenommen, und als demnächſt ein Kruzifix auf der Brücke zu Abbeville verſtümmelt worden, ſo ſuchte ein dortiger königl. Acciſebeamter den Verdacht zu erwecken, dieſe beiden jungen Leute hätten jenen Frevel verübt.

Es wurde darüber eine Unterſuchung verhängt, und auf ſolche Art geführt, daß Beide als Opfer der Unwiſſenheit und des Fanatismus der Richter unvermeidlich fallen mußten. Der Letztere rettete ſich durch die Flucht; der Erſtere wurde nach dem Urtheil des Gerichtshofes zu Abbeville zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt.

Ellatonde de Morival hatte ſich nach Weſel geflüchtet, und ging in preußiſche Kriegsdienſte bei einem dort garniſonirenden Regiment.

Voltaire intereſſirte ſich ſehr für dieſen jungen Franzoſen; er ſchrieb mehrmals ſeinetwegen an den König und erbat ſich endlich für ihn einen Urlaub auf ein Jahr zu einem Beſuche auf franzöſiſchem Grund und Boden.

Voltaire hatte kurz zuvor eine Satire: die Taktik, drucken laſſen, in welcher die unverſchämten Zeilen ſtanden:

> Je hais tous les heros, depuis le grand Cyrus
> Jusqu'a ce roi brillant qui forma Lentulus;
> On a beau me vanter leur conduite admirable,
> Je m'enfuis loin d'eux tous, et je les donne au diable *).

Den König verdroß mit Recht dieſe Impertinenz; indeß dachte er viel zu erhaben, um ſie anders, als durch Sarkasmen zu rügen. Er antwortete daher Voltaire auf ſein Geſuch unterm 10. Februar 1774.

„Sie verlangen einen gewiſſen Ellatonde de Morival von mir, der Offizier in Weſel iſt. Ich gebe ihm ein Jahr Urlaub zu

---

*) Dieſe Schamloſigkeit wörtlich zu überſetzen, dazu wird ſich wohl Niemand verſtehen, der nicht eine ſo eiſerne Stirn wie Voltaire ſelbſt hat. In einer freien Nachahmung könnte ſie ungefähr alſo lauten:

> Vom großen Cyrus an, bis zu dem König, Glanzumgeben,
> Deß Werk ein Lentulus, weih' all' ich meinen Haß;
> Ich flieh' ſie, mag man auch ſie noch ſo hoch erheben,
> Ich ihrem Schickſal ſie gleichgültig überlaß'.

einer Reiſe nach Ferney, ja, es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie ihn zum Anführer Ihrer prätorianiſchen Kohorte ernennen wollen. Er ſoll dort unten weder Rekruten anwerben, noch ſonſt etwas thun."

„Der einzige Nutzen, den er von ſeiner Reiſe haben kann, beſteht darin, daß Sie ihn von den Vorurtheilen befreien werden, die er vielleicht für ſeinen Stand haben mag. Aber genug, er ſoll Ihnen überlaſſen ſeyn, und wenn Sie ihn bekehren, ſo wird es mir nicht viel Schwierigkeiten machen, einen andern an ſeine Stelle zu bekommen."

„Ich zeige Ihnen auch noch an: daß ſich in Magdeburg zwei Schuhputzer aufhalten, die ehemals unter dem Regimente Picardie geſtanden haben, und in Berlin ein Friſeur, der in der Armee des Herzoges von Broglio gedient hat. Sie ſtehen Ihnen ſehr gern zu Befehl, wenn Sie die Colonie, die Sie in Ferney anlegen, mit ihnen vermehren wollen."

Da ſich Jeder unmittelbar an den König wenden durfte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er oft mit ganz aberwitzigen Geſuchen, mit ganz ungegründeten Beſchwerden behelligt wurde. Es gab Beſchwerdenführer, die halsſtarrig ihre Anträge durchſetzen wollten, wenn ſie auch oft damit waren abgewieſen worden*)

---

*) Eine ſchon bald nach dem Antritt der Regierung des Königs erlaſſene Kabinets-Order an das General-Direktorium war mit der Grund ſolcher Immediat-Beſchwerden. Sie lautete alſo:

„Sr. Königl. Majeſtät in Preußen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, haben zeithero zum öfteren wahrgenommen, wie daß ſehr viele Unterthanen die bitterſten Klagen über die unendlichen Preſſuren der Beamten geführt, als durch welche Letztere ſie nicht nur ſehr heruntergekommen, und zum gänzlichen Ruin gebracht, ſondern auch wohl gar in ſolche Umſtände geſetzet worden, daß ſie das Ihrige mit dem Rücken anſehen und das Land verlaſſen müſſen, wobei dieſe Leute um ſo unglücklicher geweſen, da ſie unerachtet ſie gehörigen Orten geklaget, dennoch weder Gehör noch Hülfe gefunden, nachdem die mehreſten der Krieges- und Domainen-Cammern das Principium führen, daß man in ſolchen Fällen den Beamten nicht abſetzen, ſondern etwas conniviren müſſe, damit der Beamte nicht etwa das Amt aufkündigen und alsdann die Cammern in die Verlegenheit ſetzen mögte, einen neuen Pächter ſogleich zu finden, anderer Urſachen, die Se. Königl.

So hatte ein Koſäthe Boldemann vielfältig ſeine Beſchwerden wiederholt und auch unmittelbar angebracht. Auf den diesfälligen

---

Majeſtät hier noch mit Stillſchweigen übergehen wollen, nicht zu gedenken.“

„Wie aber Höchſtgedachte Se. Königl. Majeſtät, dergleichen Unweſen nachzuſehen, keinesweges gemeinet ſind, und zwar den Beamten in Erhebung der Gefälle, welche ihnen verpachtet worden, nicht hinderlich fallen, hergegen aber durchaus nicht leiden wollen, daß ſelbige durch allerhand Chicanen und unter allerhand pflicht- und gewiſſenloſen Prätexten die Unterthanen ausſaugen, deren Armuth an ſich ziehen, und durch unendliche Bedrückungen an den Bettelſtab bringen und verjagen ſollen; als erinnern Höchſtdieſelben Dero General-Directorium hierdurch zuförderſt ſo gnädig als alles Ernſtes, hinführo in dieſem Stück mehrere Consideration auf die Conservation der Unterthanen zu nehmen und wenn dieſe über ihre Amtleute Beſchwerden führen, die Sachen nicht ſo obenhin anzuſehen, noch denen Beamten in dergleichen landesverderblichen Proceduren zu conniviren, ſondern vielmehr die Krieges- und Domainen-Cammern nachdrücklich dahin zu instruiren, daß ſolche die Bauern und Unterthanen in billigen Dingen niemalen ohne Hülfe laſſen und allen Egard vor den Beamten, das Amt ſey auch ſo groß und important als es wolle, in dergleichen Fällen auf die Seite ſetzen ſollen.“

„Sr. Königl. Majeſtät müſſen Beamte haben, Sie werden dieſelben darin auch allemal souteniren, damit ſolche dasjenige bekommen, ſo ihnen nach den Contracten gebühret; Sie werden aber nicht zugeben, daß ſolche mit den Unterthanen auf eine tyranniſche Weiſe verfahren und mit deren Perſonen und Vermögen ſo umſpringen, als ob dieſelben ganz Leibeigne von den Beamten wären, daher Höchſtdieſelben denn dem General-Directorio nochmals aufgeben, denen Krieges- und Domainen-Cammern deshalb alle gebührende Weiſung zu thun, durch dieſe aber ſämmtliche Beamten erinnern zu laſſen, mit denen Unterthanen chriſtlich umzugehen und ſelbige nicht auf eine ungebührliche Weiſe mitzunehmen, widrigenfalls ſelbige gewärtigen können, daß wenn Seine Königl. Majeſtät auf Dero Reiſen einen Beamten von einem gottloſen Haushalten mit den Unterthanen überführet finden ſollten, Sie ein rigouroses Exempel an ſolchen statuiren laſſen werden, es habe derſelbe ein ſo großes oder kleines Amt gepachtet, wie er wolle, allermaßen Sie davor halten, daß wenn ein Beamter einen Unterthanen oder Bauer aus dem Lande jagt, es ſo criminell ſey, als ob derſelbe einen Soldaten aus Reihe und Gliedern verjagen wollte. Wann auch, unter vielen einen zu nennen, über den Beamten zu Altlandsberg bereits öfters viele Klagen eingelaufen, daß derſelbe denen Amtsunterthanen ſehr ſchwer fällt, und ſolche durch allerhand

Befehl an den Großkanzler Freiherr von Fürſt, den Supplikanten, in ſo fern ſeine Beſchwerden gegründet wären, klaglos zu ſtellen, ſtattete dieſer darüber einen ausführlichen Bericht ab, worin ganz deutlich dargethan war, daß ſolche ganz grundlos wären, und trug zugleich auf Beſtrafung des unruhigen Querulanten an.

Der König ertheilte dem Großkanzler den Beſcheid:

„Mein lieber Großkanzler, Freiherr von Fürſt! Es iſt Mir lieb, aus Euren beiden geſtrigen Berichten zu erſehen, daß meine Juſtizkollegia an Verſchleppung des Prozeſſes der Gemeinde zu Pirone in der Prignitz gar keinen Antheil haben, und die Beſchwerden des Koſſäthen Boldemann aus der Altmark ganz ungegrundet ſind. Ich habe alſo wegen des erſtern Meiner dortigen Kammer die nöthige Weiſung gegeben; den Boldemann hingegen werde Ich wegen ſeines muthwilligen Supplicirens unmittelbar nicht beſtrafen laſſen. Es iſt Meiner Geſinnung zuwider, dergleichen arme Bauersleute deshalb gleich in's Gefängniß zu werfen, und ob ſie ſchon öfters Unrecht haben, ſo kann Ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht verſagen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam den 22. Februar 1774. Friedrich.“

Als er ein Jahr nach Seidlitz's*) Tod deſſen dem General von Pannewitz verliehene Regiment muſterte, ſprach er mit ſichtbarer Rührung:

„Es iſt ein ſchönes Regiment, aber Seidlitz fehlt!“

---

unerlaubte Mittel und Wege ſehr mitnimmt: ſo wollen Seine Königliche Majeſtät, daß Dero General-Directorium deſſen Haushaltung mit denen Unterthanen à la rigeur unterſuchen, und wenn derſelbe ſo coupable gefunden worden, als verlauten wollen, ſolchen ſelbſt nach Berlin kommen und nachdrücklichſt beſtrafen laſſen, zugleich aber der Departements-Rath aus der Cammer, welcher darunter conniviret und die Conservation der Unterthanen hinten angeſetzt, davor ſcharf angeſehen werden ſolle.“

„Wonach mehrgedachtes General-Directorium ſich allerunterthänigſt und eigentlich zu achten hat.

Potsdam den 7. Auguſt 1742. Friedrich.“

*) Friedrich Wilhelm von Seydlitz, geboren zu Kleve den 3. Februar 1722, ein Pferdebändiger wie Caſtor, und ein Reiter wie Bel-

Ein Profeſſor de la Veaux hatte in ſeinen in franzöſiſcher Sprache herausgegebenen Schriften ſich manche Unziemlichkeiten und perſönliche Verunglimpfungen erlaubt. Darüber waren bei dem Könige Beſchwerden geführt worden, und er befahl dem Polizeipräſidenten Philippi: ihn darüber zur Rede zu ſtellen und anzuweiſen, die Schranken einer erlaubten Preßfreiheit nicht zu überſchreiten.

De la Veaux ſchrieb eine weitläuftige ſchriftliche Rechtfertigung, händigte ſolche dem Präſidenten ein, um ſie bei ſeinem diesfälligen Bericht an den König mit einzureichen.

Seinem Wunſche wurde genügt; er hatte ſich davon einen günſtigen Erfolg verſprochen, Philippi erhielt aber zum Beſcheide:

„Rath, beſonders lieber Getreuer! Der dortige Profeſſor de la Veaux mag in der Anlage zur Rechtfertigung ſeiner Critique über die franzöſiſche Sprache und übrigen Schriften angeben, was er will; ſo belaſſe ich es dennoch bei meiner erſten Entſcheidung. Er muß ſich durchaus aller Anzüglichkeiten enthalten, in ſeinen Ausdrücken beſcheiden ſeyn und keinen Menſchen beleidigen. Eine beißende Critique beſſert niemals, und dies giebt er doch zur alleinigen Abſicht der ſeinigen an. Vielmehr erbittert ſolche nur die Gemüther, und kann in keinem geſitteten Staat geduldet werden. Ihr müſſet ihm demnach ſolches alles von Meinetwegen nochmals ernſt-

---

leroden, zeichnete ſich ſchon in den Feldzügen des erſten und zweiten ſchleſiſchen Kriegs rühmlich aus. Der ſiebenjährige fand ihn, einen vier und dreißigjährigen Mann, an der Spitze eines Küraſſierregiments. Wohlgeſtaltet, einnehmend in der Anrede, mit eben ſo viel Verwegenheit als Grazie daher reitend, verrichtete er Wunder mit der Kavallerie, die ihm zujauchzte, wenn ſie ihn nur ſah. Bei Collin deckte er den Rückzug, bei Gotha verſprengte er Soubiſe und ſeine acht tauſend Mann, als ſich eben die Generalität zur herzoglichen Mittagstafel niederſetzen wollte; bei Roßbach ſtürzte er, wie ein Donnerwetter auf den Feind, und entſchied in kurzer Zeit den Sieg. (Der König machte den fünf und dreißigjährigen Helden zum Generallieutenant und Ritter des ſchwarzen Adlerordens), bei Zorndorf eroberte er ruſſiſche Batterien im Reiterſturm, das nämliche that er bei Kunersdorf, hier aber ohne Nutzen, wie er dem Könige vorher geſagt hatte. Nach dem Frieden wurde er Generalinſpekteur der ſchleſiſchen Kavallerie, und leiſtete dem preußiſchen Kriegsweſen durch Ausbildung der Reiterei die wichtigſten Dienſte. Ein frühzeitiger Tod, die Folge eines zu ſchnell genoſſenen Lebens, endete ſolches am 7. Nov. 1773.

lich bedeuten, und ihm dabei ernſtlich zu erkennen geben, daß woſern er ſeiner zügelloſen, ſpitzigen und beleidigenden Schreibart nicht gehörige Grenzen nach obiger Vorſchrift ſetzen ſollte, er dafür brav auf die Finger geklopft, und unausbleiblich beſtraft werden ſoll. Ihr müſſet ihm ſolches nur grade heraus zu ſeiner Warnung ſagen, und ich verbleibe dagegen Euer gnädiger König.

Potsdam den 17. März 1775. Friedrich."

Der König äußerte ſich einſt bei Tafel über die Verordnungen, welche Joſeph II. zu Gunſten der Juden in ſeinen Staaten erlaſſen, er fand ſie ſehr lobenswerth und ſchloß mit den Worten:

„Ich freue mich über dieſe guten Maßregeln, aber der Kaiſer hat auch die nächſte Verpflichtung, ſich der Juden anzunehmen; er iſt ja König von Jeruſalem."

Einige Jahre vor dem baierſchen Erbfolgekriege ließ der König aus allen Provinzen Staabsoffiziere nach Potsdam kommen, damit ſie mehrere neue Manoeuvres kennen lernten, um ſie bei ihren Regimentern einzuführen. Der General von Pfuhl gehörte zu dieſen, Friedrich ſchätzte ihn wegen ſeiner militairiſchen Kenntniße und ſeines Biederſinnes. Er wurde während ſeines Aufenthalts in Potsdam oft zur Tafel gezogen. Eines Tages erſchien der König wegen Unpäßlichkeit, nicht bei ſolcher. Nach aufgehobener Tafel ließ er den General Pfuhl in ſein Zimmer rufen; der Eintretende fand ihn auf einem gewöhnlichen Feldbette liegen.

„Hör Er, lieber Pfuhl," ſprach der König zu ihm: „ich bin zwar unpaß, aber rangir' Er mich ja noch nicht aus!"

Nein, Ew. Majeſtät müſſen es noch wenigſtens einige zwanzig Jahr mit anſehen, und dann nehmen Sie mich mit.

„Wie alt iſt Er jetzt?"

Ein und ſechzig Jahr!

„Wie lange dient Er?"

Vier und zwanzig Jahr!

„Hat Ihn mein Vater noch zum Offizier gemacht?"

Ja, Ew. Majeſtät!

„Sag' Er, hab' ich Ihm denn noch keine Gnade erzeigt?"

Ew. Majeſtät haben mir bis jetzt Brod gegeben.

„Ei was, dafür hat Er mir gedient! Hör' Er, Pfuhl, da hat Er zwei tauſend Thaler; nehm' Er jetzt damit vorlieb. Ich habe lange genug gelebt, und glaub' Er mir, ich habe wenig Freude gehabt. Wenn mich das höchſte Weſen nur noch vier Jahre leben läßt, dann mag es mit mir machen, was es will."

Nach einigen Jahren machte Friedrich den General zum Gouverneur von Spandau, dann zum General-Inſpekteur der märkiſchen Infanterie, endlich verlieh er ihm eine Amtshauptmannſchaft, eine Präbende, und den ſchwarzen Adlerorden. Bei Ueberſendung des Letztern ſchrieb ihm der König eigenhändig:

„Ich ſchicke dem lieben und ehrlichen Pfuhl hierbei den Orden."

Bei einem andern Geſchenke ſagte er zu ihm:

„Was ich Ihm künftig gebe, iſt nicht für Ihn, ſondern für Seine Kinder, damit ſie einſt ſagen können, der König iſt unſerm Vater gut geweſen."

Im Jahre 1775 ſprach er von den erduldeten Mühſeligkeiten des ſiebenjährigen Krieges und erzählte dabei: wie er in einer Nacht faſt vor Kälte erſtarrt geweſen, mit dem Zuſatz:

„Ich wäre gewiß erfroren, wenn nicht ein Soldat vom Regiment Prinz von Preußen mir ſchnell ein Feuer gemacht, woran ich mich erwärmen konnte. Ich verſprach dem Mann ein Trinkgeld, ich erinnere mich aber nicht, ob ich's ihm gegeben habe; es iſt leicht möglich, daß ich's damals, bei den vielen Unruhen, vergeſſen. Jetzt fällt' es mir grade wieder ein. Ich möchte wohl wiſſen, ob der Mann noch lebt."

Der anweſende Kommandeur des Regiments erwiederte:

Der Mann lebt noch, Ew. Majeſtät! er iſt jetzt Unteroffizier.

„Das iſt mir lieb!" rief der König ſichtbar erfreut aus: „ſo kann ich meine Schuld noch abtragen."

Der Unteroffizier erhielt ein anſehnliches Geldgeſchenk und die Anwartſchaft auf eine einträgliche Acciſebedienung.

Auf einer Reiſe des Königs in Preußen nahete ſich ein junges gutgekleidetes Frauenzimmer mit verſchleiertem Geſichte ſeinem Wagen, während die Pferde umgeſpannt wurden.

Sire! ſprach ſie zu ihm, den Schleier zurückſchlagend, und auf den Fußtritt des Wagens ſteigend; erbarmen Sie ſich einer unglücklichen Waiſe, die durch den Tod ihrer Ältern Alles verloren hat. Ich bin die Tochter des von Hohendorf, mein Vater war arm, geben Sie mir eine Stelle in einem Kloſter; ich bitte fußfällig um dieſe Gnade.

Ihm fiel ihre Schönheit und der Ton auf, mit dem ſie dieſe Bitte vorbrachte, der für die Wahrheit ihrer Worte zeugte und Vertrauen verrieth; freundlich erwiederte er:

„Ein ſo ſchönes Kind muß nicht in ein Kloſter, es muß auf eine beſſere Weiſe verſorgt werden.“ Und ſich zu dem bei dem Wagen befindlichen Landrath des Kreiſes wendend, fragte er dieſen:

„Hat Er ſchon eine Frau?“

Ja! Ew. Majeſtät.

„Nun, ſo ſorg' Er wenigſtens, daß das Fräulein einen braven Mann bekommt. Für die Ausſteuer werd' ich ſorgen.“

Sobald er wieder nach Potsdam gekommen, machte er der Verwaiſten ein Geſchenk mit tauſend Thalern, zur Abhülfe ihrer dringendſten Bedürfniſſe, und befahl, daß ihr die erſte erledigte Präbende eines weiblichen Stifts zu Theil werden und ſie deren Einkünfte ſo lange genießen ſolle, bis ſie ſich verheirathen würde.

* * *

Der neuen Religionsaufklärung und ihren Herolden war er nicht hold; wenn ſchon er Jeden über ſolchen Gegenſtand ungehindert ſchreiben und ſprechen ließ, in ſo fern man in den Grenzen des Anſtandes blieb, und die geſetzlichen Anordnungen nicht überſchritt.

Ohnen ſeinen Willen durfte jedoch an der äußern Religionsform, die er für das Volk für ſehr wichtig hielt, nichts geändert werden, und auch in den Schulen geſtattete er keine Änderungen der hergebrachten Weiſe.

Der Miniſter von Zedlitz*) legte dem Könige einen neuen Plan zur Verbeſſerung der Volksſchulen vor. Er las ihn mit groſer Aufmerkſamkeit durch, diktirte Manches hinzu, ſtrich manche Stellen aus und ſchloß mit den eigenhändigen Worten:

---

*) Karl Abraham Freiherr von Zedlitz, geboren 1731 in Schleſien, wurde 1755 Kammergerichtsreferendar, 1759 Oberamtsregierungsrath

„Aber Luther's Katechismus ſoll bleiben, denn es iſt das beſte Schulbuch für den gemeinen Mann.“

Im Jahre 1776 war der Herzog von Hamilton in Begleitung des Sir Moore in Potsdam.

---

in Breslau, 1764 Präſident der oberſchleſiſchen Oberamtsregierung, des Oberkonſiſtoriums und Pupillenkollegiums, im Jahre 1770 wirklicher geheimer Staats- und Juſtizminiſter, Präſident bei dem Tribunal zu Berlin und erhielt zugleich die Specialaufſicht über die Juſtizverwaltung in Preußen, Geldern, Magdeburg, Kleve und Mark, Pommern, Halberſtadt, Minden, Mörs, Tecklenburg, Lingen, Lauenburg, Bütow und Quedlinburg, und in Verbindung mit dem Großkanzler, das Pfälzer-Colonie- und Kriminaldepartement ſämmtlicher Provinzen. Im Jahre 1771 bekam er aber, unter Abtretung des Präſidiums bei dem Tribunal und der Spezialaufſicht der Juſtizverwaltung in den erwähnten Provinzen, das ganze Departement der geiſtlichen Angelegenheiten in lutheriſchen Kirchen- und Schulſachen, aller die Stifter und Klöſter, auch die katholiſche Geiſtlichkeit angehörigen Sachen, das Präſidium des lutheriſchen Oberkonſiſtoriums und des kurmärkiſchen Oberamts-Kirchenrevenuen-Direktoriums; das Kuratorium der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, des Armendirektoriums, des Direktoriums der königlichen Bibliothek, der Kunſtkammer und des Medaillenkabinets; das Oberkuratorium der Univerſitäten; die Konkurrenz bei den reformirten Kirchen- und Schulſachen in Schleſien und Weſtphalen, und bei den zwiſchen beiden Religionsverwandten vorkommenden Kolliſionen. In dem nämlichen Jahre wurde er noch Chef des Schuldirektoriums des joachimsthalſchen Gymnaſiums und 1772 Präſident bei dem Ober-Acciſe- und Zollgerichte. Im Jahre 1785 trat er das Kriminaldepartement ab und erhielt dagegen das Juſtizdepartement von Magdeburg, Halberſtadt, Minden, Kleve und Oſtfriesland. Nach Friedrich's Tode mußte er 1788 das Departement der geiſtlichen Angelegenheiten an den Miniſter von Wöllner abgeben, wofür er aber bei dem Juſtizdepartement die Juſtizſachen von Pommern, Lingen, Mörs und Geldern übernahm. Er erhielt in dieſem Jahre den ſchwarzen Adlerorden. Im folgenden Jahre bat er um ſeine Entlaſſung; er zog ſich auf ſeine Güter in Schleſien zurück, wo er demnächſt geſtorben iſt.

Er ſprach Beide und unterhielt ſich mit dem Herzoge über mehrere Artikel der britiſchen Staatsverfaſſung.

„Wie alt muß ein Pair ſeyn?“ fragte er den Herzog: „bevor er Sitz im Parlament nehmen kann?“

Ein und zwanzig Jahre Sire!

„Daraus ſieht man, daß man bei dem engliſchen Adel ſich die Fähigkeit, Geſetze zu geben, weit früher erwirbt, als bei den alten Römern; denn bei dieſen wurde vor dem vierzigſten Jahre keiner in den Senat aufgenommen.“

Er erkundigte ſich nach dem Grafen von **Chatham** *) und fällte über ihn ein ſehr ehrenvolles Urtheil. Dann wandte er ſich an **Moore** und fragte dieſen: ob er nicht kürzlich Briefe aus England erhalten, und ob darin nichts neues über die Angelegenheiten Amerika's ſtände?

„Über Holland,“ ſetzte er hinzu: „hat man die Nachricht, daß die Engländer aus Boſton vertrieben worden, und ſich die Amerikaner in deſſen Beſitz geſetzt haben.“

Die Briefe, die wir erhalten, erwiederte **Moore**: berichten nur, daß unſere Truppen Boſton verlaſſen haben, um anderwärts beſſer gebraucht zu werden.

„Wenn Sie nicht eingeſtehen wollen, daß dieſer Rückzug ein Werk der Nothwendigkeit geweſen,“ erwiederte der König, etwas ſarkaſtiſch lächelnd; „ſo werden Sie mir doch wenigſtens einräumen, daß er ſehr à propos geſchehen iſt.“

„Ich hab' auch vernommen,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: „daß einige britiſche Offiziere in amerikaniſche Dienſte getreten ſeyn ſollen; unter andern der General Lee. Den kenn' ich perſönlich, er iſt hier geweſen.“

Er ſchloß dieſes Geſpräch mit den Worten:

„Es iſt immer ſchwer, ein Volk in ſo großer Entfernung zu regieren, und wenn die Amerikaner auch geſchlagen werden ſollten, welches doch noch ungewiß bleibt, ſo ſcheint es doch unmöglich, von ihnen in Zukunft Steuern durch willkürliche Schätzungen zu erheben. Wenn ſich England mit den Amerikanern wieder auszuſöhnen denkt, ſo ſind ſeine Maßregeln größtentheils zu ſtrenge, und wenn es ſie unterjochen will, zu gelinde. Doch, ich verſtehe mich nicht auf die Sache, meine Herren! denn ich habe keine Kolonien. Ich will aber wünſchen, daß Sie ſich gut aus der Affaire ziehen mögen. Die Sache ſcheint mir ein wenig mißlich.“

---

*) Pitt.

Als der König den Freiherrn von Schrötter nach ſeiner Ernennung zum Regierungspräſidenten in Preußen zum erſten Male ſah, äußerte er ſich im Verlauf der Unterredung gegen ihn alſo:

„Weiß Er, wer ich bin und wer Er iſt? — Ich will es Ihm ſagen: Ich bin der erſte Juſtiziarius über mein Land, und muß Gott dermaleinſt Rechenſchaft geben, daß die Juſtiz darin gehörig verwaltet wird. Weil ich nun aber allein dies nicht bewirken kann; ſo hab' ich Ihn zu meinem Juſtiziarius dieſer Provinz ernannt. Er hat nun nicht nur eine gleiche Pflicht gegen Gott zu beobachten, ſondern iſt hier auf Erden auch mir deshalb reſponſabel, daß ein Gleiches von jedem Juſtizbedienten der Provinz beobachtet werde.“

Auf einer Reiſe von Elbing nach Möckerau nahm der König in einem freundlichen Gartenhauſe Marienburg's Nachtquartier.

Am andern Morgen ging er ganz früh in den Garten. Ein anſtändiggekleideter Mann ſtand an der Thüre, gleichſam ihn erwartend.

„Was will Er?“ fragte ihn der König.

Ich wollte mich nur unterthänigſt erkundigen, ob Ew. Königliche Majeſtät etwas zu befehlen haben?

„Wie kommt Er dazu?“

Mir gehört das Haus.

„Nun ſo komm' Er mit mir in den Garten. Das Haus und der hübſche Garten iſt Sein?“

Ja, Ew. Majeſtät! den Garten hat noch mein Vater angelegt.

„Was iſt Er?“

Ich bin Juſtizamtmann.

„So? — Da ſteht Er ſich wohl gut?“

Ich bin zufrieden, Ew. Majeſtät.

„Er iſt ein braver Mann,“ ſprach jetzt Friedrich mit freundlicher Miene und ſeinen Begleiter ſanft auf die Schulter klopfend; „Er hat mir da was geſagt, was ich ſeit vielen Jahren von keinem Menſchen gehört habe. Dafür, daß Er mir eine Freude gemacht, ſoll Er hundert Thaler jährlich Zulage haben; aber ſchind' Er mir die Bauern nicht. Hört Er!“

Als demnächſt der König wieder nach Potsdam zurückgekommen war, erinnerte er ſich dieſes Geſprächs und ſeines Verſprechens. Er befahl, dem Beamten die Zulage zu zahlen und ſagte zu dem Staatsminiſter von Maſſow:

„Diesmal hab' ich in Weſtpreußen eine rechte Freude gehabt. Da frag' ich zu Marienburg einen Juſtizamtmann: ob er ſich gut ſtehe? Der Mann antwortet mir: er ſey zufrieden. Ach! wie glücklich wär' ich, wenn ich das immer hörte.“

Der Staatsminiſter von Görne war Chef der Seehandlung. Er trieb mit deren Fonds Verſuren, worauf ihn der König in den nachſtehenden Kabinetsordres warnte, aus welchen hervorgeht, mit welchem tiefen Blick er jeden Zweig der Staatsverwaltung durchſchaute. Der Styl derſelben zeigt offenbar, daß der Konzipient ſich dabei der eigenen Ausdrücke Friedrich's bedient hat.

1.

„Mein lieber Etats-Miniſter von Görne! So abſcheulich weitläuftig Ihr Euch in Eurem Bericht vom 15. d. in Anſehung des von Euch eigenmächtig mit den Pohlen angefangenen Geld-Negoce auch entſchuldigen wollet, ſo großes Unrecht habt Ihr doch immer, und hättet Ihr Euch vor Euerm Kopf, ohne Mir davon Anzeige zu thun, in dergleichen Negociationen durchaus nicht einlaſſen müſſen. Überhaupt muß Ich Euch ſagen, daß Ihr darunter ganz unbeſonnen und ohne alle Überlegung gehandelt; denn, geſetzt die Sache wäre mit den Pohlen zu Stande gekommen, woher hättet Ihr dann die 1,000,000 Thaler zuſammen bringen wollen, und hiernächſt was vor Sicherheit hättet Ihr dann bey den Pohlen gehabt? Wie habt Ihr alſo ſo unvorſichtig und unbedachtſam handeln können? Und was den Commerce der Danziger betrifft, das können wir ihnen ſo ſchon benehmen, und haben die Pohlen dazu weiter nicht nöthig, wenn man nur vernünftig dabey zu Werke gehet, und mit dem Holze und Korn, auch übrigem Verkehr ordentlich verfährt, und wenn nur brav viel Materialwaaren angeſchafft werden, was die Pohlen gebrauchen, und der ganze Handel beſſer eingerichtet, und darauf fleißig Bedacht genommen wird, daß die Pohlen Alles, was ſie an Waaren und Sachen nöthig haben, bey uns finden und bekommen können. Dies iſt das rechte Mittel, den Commerce von Danzig weg und an uns zu ziehen. Und dieſes iſt eigentlich Eure Sache und darauf ſolltet Ihr mehr denken und raffiniren. Mit fremden Höfen aber vor Euren Kopf ein Negoce anzufangen, ohne Mir zuvor Anzeige davon zu thun, das verbiete Ich Euch hierdurch alles Ernſtes und müßt Ihr Euch dergleichen ſchlechterdings nicht weiter unterſtehen, wenn Ihr wollet, daß ferner ſeyn ſoll Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 17. Dezember 1767. Friedrich."

2.

„Mein lieber Etats-Miniſter von Görne! Es iſt mir zwar Euer anderweitiger Bericht vom 23. März, wegen des Geld-Negoce mit Pohlen zugekommen: Ich muß Euch aber ſagen, daß Ihr nicht geſcheut ſeyd, Mir dergleichen Anträge zu machen. Die Seehandlungs-Societät ſoll mit Pohlen Commerce treiben, aber keine ſolche Windbeuteleien im Kopfe haben. Ich habe die Compagnie garandirt, und es iſt daher ſehr unſchicklich gehandelt, ohne Mein Vorwiſſen ſo was zu unternehmen, und in ſolche Sachen ſich einzulaſſen. Ihr wiſſet auch nicht einmal, was in Pohlen paſſirt, denn die 500,000 Dukaten haben ſie aus Holland durch Teppern bereits gekriegt, alſo iſt ja die Sache ſchon vorbey. Eine andere Sache haben ſie noch, ſie wollen nehmlich einen Lombard anlegen, und die Seehandlungs-Societät mit intereſſiren. Das iſt aber eben ſo wenig practicable, und eine eben ſo windige Propoſitio, wie die andere, denn wenn die Compagnie ſich darein menget, und es entſteht ein Krieg in Pohlen, ſo iſt ein Banquerot unvermeidlich, weil es nicht möglich iſt, von den Pohlen ſich bezahlt zu machen. Dergleichen Projecte müßtet Ihr alſo aus dem Kopfe laſſen. Was aber den Commerce betrifft, und wenn die Compagnie bereits Salz dahin verkauft, und von den Pohlen Holz, Potaſche und dergleichen Sachen erhandelt, dagegen aber viel franzöſiſche Weine, Materialwaaren und was die Pohlen ſonſt brauchen zugefahren werden, das iſt gut, und dazu will Ich mein Consentiment Euch geben, und darauf müßt Ihr ernſtlich bedacht ſeyn, um den Commerce mit Pohlen recht in Gang zu bringen. Was hiernächſt die in Eurem Bericht geſchehene Anfrage betrifft, ob die Seehandlungs-Societät die Appanagen-Forderungen der ſächſiſchen Prinzen an ſich kaufen ſolle, ſo ſind das auch lauter Thorheiten, und begreife nicht, wie Ihr darauf verfallen können. Solche Sachen müßt Ihr an Mich nicht ſchreiben, damit kommt Ihr bei Mir nicht fort, oder wir werden ſonſt Unfreunde. Ihr wißt ja auch nicht einmal den Zuſammenhang der Sache, und wie Alles auseinander geht, und habt das ſo hingeſchrieben, ohne es gehörig zu überlegen. Ich will Euch daher anrathen, künftig auf vernünftigere und geſcheutere Plans zu denken, wie das Commerce der Seehandlung-Societät auf eine solide Art zu erweitern und ſicher zu ſtellen, mit dergleichen unüberlegten Vorſchlägen aber nicht weiter an Mich zu kommen, wenn ich ferner ſeyn ſoll Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 24. Dezember, 1776. **Friedrich.**"

(Eigenhändige Nachſchrift)

Ich muß auch den statu quoi vom Fond der Compagnie ſehen, denn der Herr Miniſter Scheint mihr graulich windich zu Seint, und wo das Continuirt werden Wihr nicht lange guhte Freunde Seindt. **Friedrich.**"

Dieſe Warnungen blieben aber ohne Erfolg.

Im Januar 1782 ward der Miniſter auf Befehl des Königs, durch ein militairiſches Kommando, von einem Offizier und 12 Mann wegen Verdachts verſchiedener begangenen Untreuen, in ſeinem Hauſe bewacht. Der König ſetzte eine beſondere Kommiſſion, zur Unterſuchung ſeiner Malverſation nieder. Nach ſolcher fielen ihm nachſtehende Verbrechen zur Laſt.

Er hatte als Chef des Direktoriums der Seehandlungs-Societät, und in derſelben Namen von dem Fonds des ritterſchaftlichen Kreditweſens 90,000 Thaler geliehen, und gleichwohl dieſes Kapital zu ſeinem Privatgebrauch behalten. Die Kabinetsordre vom 15.

und 22. Juli 1777 unterſagte ihm dieſes ausdrücklich. Er that es dennoch, behielt dieſe anſehnliche Summe für ſich, er beging alſo ein offenbares Falsum und handelte gänzlich pflichtwidrig. Den 23. October 1778 lieh er von dem Ritterſchaftsfonds noch 50,000, und am 23. Juni 1781 wieder 50,000 Thaler für die Seehandlungs-Kompagnie.

Er hatte 170 Stück Seehandlungsaktien, welche der Kompagnie gehörten und bei ihm in Verwahrung lagen, bei der Bank für 85,000 Thaler als ſein Eigenthum, das Recepiſſe der Bank aber für 25,000 Thaler Friedrichsd'or der Wittwe Rinteln verpfändet; obgleich der König die Ausgabe dieſer Aktien und deren Vollziehung ausdrücklich unterſagt hatte.

Im Jahre 1781 brauchte er zu ſeinem Privatverkehr in Polen 118600 Thaler, zu dem Ende ſtellte er verſchiedene Wechſel an die Seehandlungs-Societät aus. Er verleitete den Direktor Roberjot dieſe Wechſel in Blanco zu endoßiren, worauf denn mehrere Juden in Berlin das Kapital herſchoſſen, welches in ſeine Privatkaſſe floß. Hierauf hatte er bei ſeiner Feſtnehmung jedoch bereits 20,000 Thlr. abſchläglich bezahlt. Dadurch, daß er der Societätskaſſe aufgab, Valuta-Scheine zu ertheilen, unerachtet er die Valuta erhalten, hatte er ſeine amtliche Autorität gemißbraucht und ſeinen Untergebenen Roberjot, durch Furcht vor Chikanen, zur Pflichtverletzung verleitet. Durch dieſen Mißbrauch fügte er dem Kredit der Societät, der er 1781 846641 Thlr. ſchuldig war, großen Schaden zu.

Für ſeine in Polen verkaufte Güter Bialaſliwn und Wiszeck hatte er geſtändlich dem Verkäufer für 83,000 Thaler Wechſel ausgeſtellt, und dem warſchauer Komptoir der Seehandlungs-Societät die Acceptirung dieſer Wechſel befohlen, folglich die Güter mit dem Gelde der Societät erkauft. Es ergab ſich, daß er bei dem Ankaufe ſeiner polniſchen Güter die Einrichtung getroffen, daß das warſchauer Komptoir die erforderlichen Auszahlungen für ihn resp. gegen gewöhnliche Proviſion und Zinſen zu 5 und 6 p. C. hatte leiſten müſſen.

Er hat 328,782 Thaler von dem Fonds der Societät an verſchiedene Große in Polen auf Wechſel ausleihen laſſen, wovon der gröſte Theil ſehr unſicher war. Dieſe Darlehne waren wider das ausdrückliche Verbot des Königs, dadurch wurde die Societät in ihrem vortheilhaften Waarenhandel beſchränkt, und ſie zu einer ihr ſchädlichen Wechſelreuterei gezwungen, die nicht nöthig geweſen wäre, hätte er nicht über 861,203 Thaler zu ſeinem Vortheile disponirt.

Er hatte ſich auch des Verbrechens der Verfälſchung ſchuldig gemacht, indem er dem Könige geſtändlich falſche Bilancen eingeſandt. Die Societät hatte unter ſeiner Direktion Verluſt erlitten, das einzige Jahr 1776 ausgenommen. Er hatte aber dem Könige berichtet, daß es mit der Seehandlung gut ſtehe. Im Jahre 1779 hatte die Seehandlungs-Societät, außer den beträchtlichen alten Verluſten, einen großen neuen erlitten, er bewog jedoch den König durch falſche Vorſpielung ein neues Darlehn von 300,000 Thlr. zu bewilligen. Eben ſo verfuhr er im November 1781, um nochmals 300,000 Thlr. zu erhalten, die ihm auch wirklich ausgezahlt wurden, die aber völlig unzulänglich waren, der Societät aufzuhelfen. Um dieſe großen Verluſte zu verhüllen, verwarf er die von dem Buchhalter richtig angefertigte Bilance, aus der hervorging, daß unter der Adminiſtration des geheimen Raths Delatre 294,388 Thlr. 16 Ggr. 4 Pf. verloren gegangen, während der neuen aber dieſer Verluſt bis auf 961,389 Thlr. angewachſen war. Die ganze Bilance ward verfälſcht, der alte Verluſt, unter welchem der König nur den durch die Adminiſtration des geheimen Raths Delatre entſtandenen verſtehen konnte, auf 468,094 Thlr. angegeben, da er doch der Wahrheit gemäß noch nicht voll 300,000 Thlr. betrug, wodurch der unter ſeiner oberſten Leitung verringert wurde. Er entſchuldigte dies grobe Verbrechen damit, daß er den König nicht zum Zorn reizen, und dadurch den Umſturz des Inſtituts und aller damit in Verbindung ſtehenden Familien verhüten wollen.

Man wollte indeß dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen, es hieß in dem Immediat-Bericht vielmehr:

Dies Falsum hat alle geſetzliche Requisita. Es iſt Verdrehung der Wahrheit, verbunden mit der argliſtigen Abſicht, um ſich dabei noch länger zu ſchützen, und überdies iſt ein großer Nachtheil für Ew. Königl. Majeſtät Intereſſe vorhanden. Jede Verlängerung dieſer über alle Begriffe ſchlechten Adminiſtration (wobei ſich ein zu vorzüglicher Treue durch Stand, Würde und Eidespflicht verpflichteter Staatsminiſter ſo weit vergeſſen hatte, daß er durch die niedrigſte Handlung eines Diebes und Verfälſchers die Fonds der Societät, und durch ihren Kredit fremde Kapitalien in ſeine Gewalt brachte) war Schaden für Ew. Königl. Majeſtät und für das Publikum, deſto ſtrafbarer iſt alſo dies Falsum eines Miniſters, wovon man in der Geſchichte wenig Beiſpiele finden wird.“

Hierzu kam nun noch ein anderes empörendes Verbrechen.

Jean Baptiſte Serra, ein ehemaliger wohlhabender Kaufmann zu Genua, ward durch Unglücksfälle genöthigt, ſich bankrott zu erklären, und ſein Fortkommen auswärts zu ſuchen. Er kam im April 1777 mit einem Empfehlungsſchreiben des preußiſchen Geſandten am turiner Hofe von Keith an den Kabinetsminiſter Grafen von Herzberg in Berlin an. Wegen ſeiner Handelskenntniſſe wurde er von ſolchem dem Miniſter von Görne empfohlen. Er erfuhr durch Serra, daß ſolcher bereits in Wien mit angeſehenen Perſonen, und vorzüglich mit dem Grafen Wiethorsky wegen ſeiner zu errichtenden Handlungsſocietät, Bekanntſchaft gemacht hatte, und deshalb wiederum nach Wien zurückreiſen wolle; er übertrug ihm alſo den Handel wegen der Herrſchaft Krotoczin mit dem Grafen Potoki daſelbſt zu erneuern. Serra unterzog ſich dieſem Auftrage und kehrte mit einer Vollmacht des Grafen zur Erneuerung des Handels zurück. Serra mußte nun in dieſer Angelegenheit nach Warſchau reiſen, der Miniſter ſandte ihn darauf nach Hamburg, um bei dem Handelshauſe Poppe et Chapeau rouge für ihn ein Darlehn von 65,000 Dukaten zu negociiren. Dies Geſchäft kam nicht zu Stande, und Serra kehrte wieder nach Berlin zurück. Unterdeſſen entſtanden zwiſchen dem Privatſecretair des Miniſters, Axt und dem Serra Zwiſtigkeiten und nach Briefen des Erſtern an den Miniſter, flößte er ſolchem großes Mißtrauen gegen Serra ein. Dies Mißtrauen wuchs durch Serra's freimüthige Äußerungen gegen den Miniſter ſelbſt, wegen der vielen, dem königlichen Intereſſe zum Nachtheil unternommenen Privatgeſchäfte. Um ſeiner los zu werden, ſchickte er ihn in der Krotocziner Angelegenheit nach Warſchau. Anfangs Januar 1778 reiſte Serra ab, fiel aber unterweges in eine kurz vorher überſtandene Krankheit in krampfhafte Zufälle. Bei dem ungewiſſen Ausgang der Krankheit offenbarte er dem Miniſter in einem ſogenannten Manifeſt Alles, was er durch den Sekretair Arzt von dem moraliſchen Charakter und der Untreue des Miniſters wider den König erfahren hatte. Nach ſeiner Geneſung reiſte er nach Warſchau, kehrte aber ſchon im März 1778 nach Berlin zurück; kaum hatte der Miniſter ſeine Ankunft erfahren, ſo zeigte er dem Polizeidirektorium zu Berlin an: daß der Serra mit dem Grafen Wiethorsky, Vertrauten des Fürſten Staatskanzlers in Wien, in genauen Verbindungen ſtände; geheime Aufträge eines andern Hofes habe, und es daher rathſam ſeyn würde, wenn ſich das Polizeidirektorium dieſes gefährlichen Menſchen bemächtigte. Der Präſident Philippi verfügte auf dieſe Anzeige deſſen Verhaftung und ſtattete dem König darüber Bericht ab, dieſer befahl: Serra nach Spandau zu ſchicken und dort genau zu examiniren. Bei dieſer Unterſuchung erſchien der Miniſter als Beiſtand und Rathgeber und durch ſein Anſehen veranlaßte er, daß in dem anderweitigen von dem Major von Zabow und dem Polizeipräſidenten Philippi erſtatteten Bericht an den König der Antrag wegen Serra's Freilaſſung ausgelaſſen wurde. Der König erhielt ein anonymes Schreiben, in welchem man ihn darauf aufmerkſam machte, wie hart und willkürlich man gegen einen Schuldloſen verführe, und ihn wie einen Verbrecher eingekerkert habe, überzeugt, daß er, ein ſo gerechter und menſchenfreundlicher Monarch, ſolche empörende Eigenmächtigkeiten nicht dulden würde.

Friedrich befahl ſogleich dem damaligen Großkanzler Freiherrn von Fürſt, die Sache nochmals zu unterſuchen. Man verlangte nun von dem Miniſter von Görne, daß er nachweiſe: weshalb er den Serra verhaften laſſen; er benutzte die damalige Veränderung im Großkanzleramte, dieſe geforderte Auskunft zurückzuhalten und bis zu ſeiner Verhaftung blieb die Sache auf ſich beruhen. Es war dies der einzige Fall, wo unter der Regierung Friedrich's es ein Miniſter wagte, einen Unſchuldigen, der über dies ein Fremder war, ein Jahr lang ſeiner Freiheit zu berauben und wie einen Verbrecher einkerken zu laſſen.

Der König verlangte nach beendigter Unterſuchung der Kommiſſion und deren Bericht von dem Kriminalſenat zu Berlin ein Gutachten über die Strafbarkeit des Miniſters; dieſes fiel dahin aus: daß der Staatsminiſter von Görne wegen ſeiner vielen und groden Verbrechen aller ſeiner Ämter und Würden zu entſetzen, er auch auf Lebenszeit mit Feſtungsarreſt zu beſtrafen ſey.

Er wurde auch am 1. März 1782 darauf nach der Feſtung Spandau abgeführt, ſein ganzes Vermögen aber von der Seehandlung in Beſchlag genommen, ein Konkurs über daſſelbe eröffnet und ſämmtliche Gläubiger gröſſentheils mit 45 pro Cent, auch noch geringer abgefunden*).

Die zur Unterſuchung über die Malverſation des Miniſters von Görne niedergeſetzte Kommiſſion, berichtete an den König: daß aus deſſen Vermögen bei dem über ſolches verhängten Koncurs, die von der Seehandlungs-Societät ihm gemachten Vorſchüße, mehr als eine Million Thaler betragend, größten Theils gerettet werden könnten, wenn das geſetzmäßige Vorzugsrecht dabei geltend gemacht würde.

---

*) Friedrich Chriſtoph von Görne, aus der Mark Brandenburg gebürtig, Johanniter-Ritter und Domherr zu Magdeburg, ward Krieges- und Domainen-Rath bei der Kurmärkſchen Krieges- und Domainen-Kammer, hiernächſt 1760 in gleicher Eigenſchaft nach Breslau verſetzt, er forderte jedoch bald ſeinen Abſchied. 1767 ward er aber königl. Kammerherr und Landesdirektor des Fürſtenthums Brieg; den 4. Dezember 1774 ernannte der König ihn zum wirklichen geheimen Etats- Kriegs- und dirigirenden Miniſter des Generaldirektoriums und übertrug ihm insonderheit das Departement von Acciſe- und Licent- auch damit konkurrirenden Kommerzien-Manufaktur- und Fabrikenſachen, desgleichen das Direktorium der See- und Salz-Handlungskompagnie, 1777 erhielt er die Stelle eines beſtändigen Kommiſſars bei der Kur- und Neumärkſchen Ritterſchafts-Kredit-Aſſoziation, bis er am 19. Januar 1782 auf Befehl des Königs verhaftet und auf Lebenszeit auf die Feſtung Spandau gebracht wurde.

Nach Friedrich's Tode bat er um eine Reviſion ſeines Prozeſſes zum Beſten ſeiner Gläubigen, vorgebend, man habe ſein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, welches zu deren Befriedigung völlig ausgereicht haben würde, verſchleudert, und die Maſſe ohne ſein Zuziehen conſtituirt.

Dieſem Geſuche wurde nicht gewillfahrt, er erhielt aber gegen Verzichtleiſtung auf alle fernere Anſprüche, eine jährliche Penſion von 800 Thlr. und ſeine Freiheit.

So endete die Laufbahn eines Mannes, der ſich von einer thörichten Eitelkeit ſo verblenden ließ, daß er die Hoffnung nährte, in der Folge wohl gar zum Könige von Polen gewählt zu werden.

Friedrich erwiederte darauf:

„Nein! den Schaden muß Ich tragen, denn es iſt Meine Schuld, daß Ich ſo ſchlecht gewählt habe, und einem Menſchen, wie Görne, eine ſolche wichtige Sache übertrug.“

Mehrere Briefe, die Friedrich an d'Alembert geſchrieben, wurden gedruckt, und der König erfuhr, daß von andern Abſchriften in Paris in Umlauf wären.

Dieſe Veröffentlichung konnte lediglich durch d'Alembert's Eitelkeit Statt gefunden haben; der König ſchrieb ihm daher unterm 11. November 1777:

„Ich muß Ihnen ſagen, daß es mich ſehr gewundert hat, Briefe, die ich Ihnen geſchrieben habe, gedruckt zu ſehen, und zu hören, daß andere in Paris in Abſchriften herumgehen. Ich weiß nicht, ob, wie Einige behaupten, Pythagoras wirklich zu den Zeiten des Numa gelebt hat; aber das iſt zuverläſſig, daß kein Brief auf uns gekommen iſt, den Numa ihm geſchrieben hat. Eben ſo ſehen wir nicht, daß Plato, der ſich am Hofe des Dionys befand, den Briefwechſel bekannt gemacht hat, den er mit dieſem Tyrannen unterhielt. Auch Ariſtoteles hat keinen der Briefe auf uns gebracht, die er vom Alexander bekommen hat. Die Philoſophen unſerer Zeit haben darin alſo andere Grundſätze als die Alten; dies muß in unſren Zeiten die Fürſten zum Schweigen bringen.“

Der Oberfeuerwerker G** bei der Artillerie in Berlin hatte den ganzen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht. Im Jahre 1776 ſehnte er ſich, aus doppelten Gründen, vom Kriegsdienſt entbunden zu werden und einen Dienſt bei irgend einer Behörde zu erhalten, weil er bei einer Familie von vier Söhnen, die immer mehr heranwuchſen, bei einer ſolchen Verſorgung auf eine größere Einnahme, als ſein Traktament, rechnen konnte.

Er eröffnete dieſen Wunſch ſeinem Chef; deſſen Wohlwollen genießend, wurde er zur Verabſchiedung bei eintretender Verſorgung notirt, und der Acciſe-Direktion zu einer ſolchen empfohlen.

Auf dieſe Empfehlung wurde auch geantwortet: daß der Oberfeuerwerker zu einer Anſtellung aufgezeichnet und, bei vorkommender Gelegenheit, berückſichtigt werden ſolle.

Es traten mehrmals die Fälle ein, wo eine Acciſebedienung, wozu er die erforderlichen Kenntniſſe beſaß, erledigt wurde; er meldete ſich dazu, der Beſcheid war aber immer abſchlägig, gewöhnlich hieß es: daß ſie bereits einem Andern ertheilt wäre, ihm jedoch die erſte vakante Stelle verliehen werden ſolle. G** hatte ſich funfzehnmal zu einer ſolchen Verſorgung gemeldet; der Erfolg blieb derſelbe.

Es wurde 1777 wieder eine einträgliche Stelle vakant. Er meldete ſich, um keine Zeit zu verlieren, gleich perſönlich bei dem Acciſedirektor, von dem deren Verleihung vorzüglich abhing. Er erkannte in ihm einen frühern Schulgenoſſen, den Sohn eines Handſchuhmachers von der franzöſiſchen Kolonie, der demnächſt Lakai geweſen und jetzt ſelbſt einen hinter ſich auf dem Wagen ſtehen hatte. Dieſer mochte wohl ſeinen früheren Schulkameraden auch erkennen, aber das ſich gegen einen ſupplizirenden Oberfeuerwerker merken zu laſſen, ſchien ihm, nach ſeinem Begriff, mit ſeiner Würde ganz unverträglich. Er fuhr vielmehr den Oberfeuerwerker ſehr barſch an, daß er ihn mit einer ſolchen Bitte behellige. Über die Stelle iſt ſchon verfügt, und ſie einem Manne zu Theil geworden, der größere Anſprüche darauf hat, als Sie, hieß es: und kurz und gut, Sie müſſen ſich gedulden, bis die Reihe an Sie kommt; ich verbitte mir es ein für allemal, mich künftig nicht weiter zu überlaufen.

Mit Bitterkeit im Herzen ging der Abgewieſene in ſein Quartier zurück; dies Gefühl ſteigerte ſich noch, als er erfuhr, daß die Stelle, um die er ſich beworben, dem Bedienten ſeines Schulkameraden ertheilt worden, weil er die Wittwe von deſſen verunglücktem Kutſcher, der überfahren worden, heirathen würde.

Er erinnerte ſich, daß er mehrmals im ſiebenjährigen Kriege Gelegenheit gehabt hatte, des Königs Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und daß er ſogar mit ihm geſprochen. Er beſchloß daher, ſich unmittelbar an ihn zu wenden, und ſetzte eine Vorſtellung auf.

In dieſer führte er an: wie er in ſeiner Jugend ein Gymnaſium beſucht, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, wie aber der Tod ſeines Vaters kurz vor dem Ausbruch des Krieges ihm die Mittel geraubt, dieſe Laufbahn zu verfolgen, und wie er daher, als ſolcher erklärt worden, mit einem Zeugniß von dem Rektor des

Gymnaſiums verſehen, ſich bei dem damaligen Major der Artillerie von Dieskau gemeldet, um bei dem Artilleriekorps angeſtellt zu werden. Dieſem Verlangen ſey ohne Schwierigkeit genügt worden, und er habe mit Leib und Seele ſich ſeinem neuen Stande gewidmet, den ganzen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, und ſey, einige unbedeutende Verwundungen abgerechnet, zum Oberfeuerwerker hinauf gerückt, noch rüſtig, in die frühere Friedensgarniſon Berlin zurückgekehrt. Er erinnerte den König daran, daß er am 1. Oktober 1756 ihn öffentlich gelobt, als er aus einem Sechspfünder einen öſterreichiſchen Offizier bei'm Rekognoszirен vom Pferde geſchoſſen; daß er am 5. Mai 1757, am Tage vor der prager Schlacht, bei'm Übergang über die Moldau mit ihm geſprochen, daß er am 14. Oktober 1758 ihm und ſeinem Gefolge bei Hochkirch einen ſichern Weg gezeigt, als er eben einen vom feindlichen Geſchütz beſtrichenen einſchlagen wollen, daß er bei der Belagerung von Dresden einen glücklichen Probeſchuß nach einem Thurm gethan, worauf er den Oberſten nach ſeinem Namen gefragt, und daß er ihn bei der Belagerung von Schweidnitz ſcharf in's Auge gefaßt, als er der Erſte geweſen, der ſich dem Oberſten le Fevre als Freiwilliger zum Mineurdienſt angeboten habe.

Nach ein und zwanzigjährigem Dienſte, wo er alle die Strapazen eines ſieben Jahre dauernden Krieges erduldet, ſey er zur Verabſchiedung notirt und der Acciſedirektion zur Verſorgung empfohlen worden. Er ſey zwar von dieſer dazu auf die Liſte der Anzuſtellenden geſetzt, aber mit ſeinen Geſuchen um eine erledigte Stelle ſeit Jahr und Tag abgewieſen worden; und dies ſey jetzt wiederum der Fall mit einer, zu der er ſich gemeldet, wobei er ganz unumwunden die Behandlung erzählte, die ihm widerfahren und wem dieſe Stelle und aus welchem Grunde ſie ſolchem verliehen worden.

Ohne Genehmigung ſeines Chefs durfte er keine Immediat-Vorſtellung einreichen. Er ging alſo zu dieſem, bat ihn um ſeine Erlaubniß und gab ihm die Eingabe zu leſen.

„Ich habe nichts dawider,“ ſprach dieſer: „ich will Ihre Vorſtellung ſogar atteſtiren. Morgen kommt der König nach Berlin; wenn er auf der Parade iſt, finden Sie ſich auch dort ein und warten Sie den Augenblick ab, wo er mit mir ſprechen wird, dann überreichen Sie ihm die Vorſtellung. Das Übrige wird ſich finden, dafür laſſen Sie mich ſorgen.“

Der Oberfeuerwerker begab ſich am folgenden Morgen in den Luſtgarten. Der König ſprach bald mit dem einen, bald mit dem andern Regimentschef und andern Offizieren höhern Ranges; endlich auch mit dem Oberſten der Artillerie. Der Oberfeuerwerker trat nun auch näher. Die Adjudanten des Königs winkten dieſem zwar, ſich entfernt zu halten, er ließ ſich indeß nicht zurückſchrecken. Der König wurde ihn gewahr, und ein Adjudant mußte ihm die Bittſchrift abnehmen.

Er wartete nun in einiger Entfernung, was der König beſchließen würde, da ſolcher ſeine Eingabe entſiegelt, geleſen und dann mit dem Oberſten einige Worte geſprochen hatte.

Letzterer winkte den Oberfeuerwerker zu ſich, und ſprach zu ihm: „Sie ſollen nach der Parole zu Sr. Majeſtät kommen. Sprechen Sie beſcheiden, aber offen. Der König iſt heut ſehr gnädig.“

Die Generalität und die höhern Offiziere entfernten ſich nach und nach. Der König verweilte noch, neben ſich einen Adjudanten; er warf ſeine Blicke überall umher, und da er des Oberfeuerwerkers noch anſichtig wurde, ſchickte er den Adjudanten zu ihm, der zu ihm ſagte: Se. Majeſtät wollen Sie ſprechen.

Der Adjudant brachte ihn zu dem Könige.

„Mein Sohn,“ redete ihn Friedrich an: „Er verlangt Seinen Abſchied, Er hat ein und zwanzig Jahre gedient und in ſeiner Eingabe manches angeführt, deſſen ich mich auch noch recht gut erinnere. Wie alt iſt Er denn?“

Neun und dreißig Jahre.

„Neun und dreißig Jahre. Das iſt noch kein Alter, um Anſprüche auf den Abſchied machen zu können. Nur alten Invaliden giebt man ſolchen. Er iſt noch ſtark und robuſt.“

Ich ſcheine geſünder und ſtärker, als ich bin, die Strapatzen eines ſiebenjährigen Krieges haben mich mitgenommen. Dies iſt es aber nicht allein, auch der Wunſch, durch eine Verſorgung ein etwas beſſeres Einkommen zu erhalten, meiner Familie wegen.

„Wie ſtark iſt ſie denn?“

Vier Söhne. Zwei ſind ſchon zur Einſtellung bei der Artillerie vorläufig angemeldet. Die beiden jüngern ſollen auch darin dienen. Ich kann faſt nichts auf ihre Erziehung wenden, daher unterricht' ich ſie ſelbſt, ſo viel es der Dienſt erlaubt, nach meinen Kräften und Kenntniſſen.

„Da hat Er Recht, mein Sohn! Kinder koſten viel. Er wünſcht den vakanten Poſten zu haben, den man Ihm abgeſchlagen. Er hat ihn hiermit. Geh' Er nur auf die Acciſe und ſag' Er, ich hätt's befohlen.“

Der König entfernte ſich und der Oberfeuerwerker ging nun auch fort. Kaum war er zwanzig Schritte gegangen, ſo hörte er hinter ſich den Ruf: Oberfeuerwerker! Er ſah ſich um, es nah'te ſich ihm der Adjudant.

„Der König hat mir aufgetragen, Sie nach der Acciſe zu begleiten,“ ſprach er: „Die Herren dort möchten ſonſt Schwierigkeiten machen.“

Beide gingen darauf nach der Acciſedirektion. Eben war der Vortrag geendet und man im Begriff, das Seſſionszimmer zu verlaſſen. Da trat der Adjudant mit dem Oberfeuerwerker in das Zimmer.

„Ich muß bitten,“ ſprach er: „noch einige Augenblicke zu bleiben. Hier — auf den Oberfeuerwerker deutend — ſchickt Ihnen Se. Majeſtät den Mann, der den Poſten haben ſoll, welcher dem Bedienten des Direktors zugedacht iſt. Se. Majeſtät laſſen Ihnen zugleich durch mich wiſſen, daß dergleichen nie mehr geſchehen darf, denn ſolche Poſten ſind nur für lange treugediente Invaliden und nicht für Lakaien. Wenn Se. Majeſtät dergleichen noch ein einziges Mal erfahren, dürften Sie nicht ſo leichten Kaufs davon kommen, wie jetzt. Zweifeln Sie aber an dem, was ich Ihnen hier geſagt habe, ſo ſteht es Ihnen frei, deshalb bei Sr. Majeſtät ſelbſt anzufragen.“

Der Adjudant entfernte ſich mit ſeinem Begleiter. Man fand keinen Beruf zu einer ſolchen Anfrage und glaubte ihm auf's Wort. Der Oberfeuerwerker erhielt die Stelle und wurde in der Folge Acciſerath.

Der Ritter d'Eon, der in dem zweiten Dezennium der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts viel Aufſehen gemacht, mußte, als er im Jahre 1777 wieder nach Paris zurückgekommen war, Frauenzimmerkleider anlegen und es wurde öffentlich erklärt, daß er ein Frauenzimmer ſey, obſchon es demnächſt nicht zweifelhaft geblieben, daß er ein Mann geweſen.

Auch am Hofe zu Berlin wurde damals über dieſe für wahr angenommene Entdeckung der Verlarvung eines Frauenzimmers, in Gegenwart des franzöſiſchen Geſandten, geſprochen. Friedrich wandte ſich an den Geſandten und ſprach zu ihm:

„So iſt es mit Euch Herren! Wenn man glaubt, man habe mit einem Manne zu thun, ſo findet ſich's am Ende, daß es ein Weib iſt.“

Als Friedrich noch Kronprinz war, ſtand unter ſeinem Regiment ein Feldwebel, mit Namen Heimburger. Zum Kriegsdienſte untauglich, wurde er als Kontrolleur bei der Acciſe angeſtellt.

Da er aber auch ſeines hohen Alters wegen dieſem Dienſt nicht mehr vorſtehen konnte, ſo wurde ihm ein Gehülfe zugeordnet, und deſſen Beſoldung von dem Gehalte des Kontrolleurs beſtritten.

Heimburger wandte ſich dieſerhalb an den König, und ſolcher erließ die nachſtehende Kabinetsordre an den Chef der Acciſe, geheimen Finanzrath de la Haye de Launay:

„Ich communicire Euch beykommende zwey Bittſchreiben, wo in der einen die genaueſte Gerechtigkeit, und in der andern Züge der anſcheinendſten Billigkeit hervorleuchten.

Der Controlleur Heimburger zu Berlin iſt Mir perſönlich bekannt. Seine treuen und langen Dienſte, mit ſeinem hohen Alter verknüpft, verdienen wohl, daß in der Hauptregel eine Ausnahme gemacht werde, und es würde grauſam ſeyn, wenn denſelben, da er 90 Jahre alt iſt, die Hülfe, welche ein ſo hohes Alter natürlich erfordert, verſagt würde.

Um ihm alſo ſolches, ſo viel Mir möglich iſt, erträglich zu machen, ſo befehle Ich, daß ihm von ſeinem Gehalte, von nun an, nicht der geringſte Abzug gemacht werde, er ſolches vielmehr bis ans Ende ſeines Lebens ganz genießen, und die andere Hälfte, welche er ſeinem Adjuncto zu geben genöthigt geweſen, aus Meiner Acciſe-Caſſe extraordinair ausgezahlt werde.

Ihr habt alſo aufs eiligſte die nöthige Ordre zur Befolgung dieſes Befehls zu ertheilen, womit ich Gott bitte, daß er Euch in ſeinen heiligen Schutz nehmen wolle.

Potsdam, den 18. December 1777. Friedrich.“

Der König hatte dem Profeſſor Sulzer*) die Verbeſſerungen der Schulen in Schleſien übertragen. Am 31. Dezember 1777 ließ er ihn zu ſich beſcheiden.

Er fragte ihn nach dem Erfolg dieſer neuen Einrichtungen.

---

*) Johann Georg Sulzer, geboren den 5. Oktober 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich, verlor 1734 an einem Tage beide Ältern. Sein Erbe konnte nur ſehr geringe ſeyn, da 25 Kinder hinterblieben, von denen er das jüngſte war. Dennoch beſchloß er zu ſtudiren und ſich der Gottesgelahrtheit zu widmen, aber auch der Philoſophie und vorzüglich der Äſthetik. Im Jahre 1740 wurde er Hauslehrer bei dem Prediger zu Marſchwenden und bald darauf auch deſſen Gehülfe in ſeinem Amte. Er vertauſchte aber dieſe Hauslehrerſtelle mit einer andern in Magdeburg. Hier fand er Gelegenheit, dem Oberkonſiſtorialrath und Hofprediger Sack, dem Profeſſor Euler und dem Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, Maupertuis, bekannt zu werden, und ſich hauptſächlich die Freundſchaft der beiden Erſteren zu erwerben. Durch deren Empfehlung wurde er 1747 Profeſſor der Mathematik bei'm joachimsthalſchen Gymnaſium. Im Jahre 1763 trug er auf ſeine Entlaſſung an, um in ſeine Heimath zurückzukehren. Seine Gönner und Freunde ſuchten ihn von dieſem Vorſatz abzubringen; er beharrte aber darauf. Indeß gab er ihn wieder auf, als Friedrich ihm bei der von ihm zu ſtiftenden Ecole militaire eine Profeſſur anbieten ließ, die er annahm. Er wurde demnächſt vielfältig zur Reviſion von Gymnaſien und höhern Schulanſtalten gebraucht und zu Plänen, das Schulweſen zu verbeſſern, denn es lag dem Könige ſehr am Herzen, die Intelligenz in ſeinem Staate zu befördern, überzeugt, daß ein Volk nach dem Grade der wahren Aufklärung und gründlichen Kenntniſſe — die aber himmelweit verſchieden iſt von der Viel- und Halbwiſſerei, welche nur Eigendünkel und Superklugheit hervorbringt — an intenſiver Kraft gewinnt. Mehrere Jahre kränkelte Sulzer, ſeine Kräfte nahmen ſo ab, daß er ſeine Stelle bei der Ecole militaire nicht mehr verwalten konnte, doch blieb er im vollen Beſitz ſeines Einkommens bis zu ſeinem Tode am 27. Februar 1779.

Seit man auf Rouſſeau's Grundſatz, daß der Menſch von Natur gut iſt, fortgebaut hat, antwortete Sulzer: fängt es an, beſſer zu gehen.

„Ah!“ verſetzte der König: „mon cher Sulzer, vous ne connoissez pas assez cette maudite race, à la quelle nous appartenons.“

(Ach, mein lieber Sulzer! Ihr kennt die verdorbene Gattung nicht genug, zu der wir gehören.)

Dann ſprach er mit ihm lange über manche wiſſenſchaftliche Gegenſtände, von der damaligen Philoſophie in Frankreich, von welcher er aber, unerachtet ſeiner Verbindung mit d'Alembert und andern franzöſiſchen Philoſophen, keine große Vorſtellung hatte.

„Dieſe Philoſophen,“ äußerte er: „wollen die Menſchen reformiren, die ſie doch gewiß nicht kennen; ſie machen von dem kleinen ſehr beſchränkten Kreis ihrer Bekanntſchaft Schlüſſe auf die ganze Menſchheit, die fallen denn natürlich ſehr einſeitig aus.“

Endlich kam die Rede auf Religion und der König ſprach zu Sulzer ſehr ernſt und feierlich:

„Voyez Vous, si je réuisserais à rendre tous mes sujets parfaitement heureux, je n'aurais operé que sur une très petite partie de ce globe, lequel n'est qu'une partie infinement petite de l'univers. Comment oserais-je me comparer à cet Etre qui gouverne et tient en ordre cet immense Univers.

(Seht, wenn es mir gelänge, alle meine Unterthanen vollkommen glücklich zu machen, ſo würd' ich doch nur auf einen ſehr kleinen Theil dieſer Erdkugel gewirkt haben, der nur ein unendlich kleiner Theil des Weltalls iſt. Wie könnt' ich mich denn erdreiſten, mich mit dem Weſen zu vergleichen, das dieſes unermeßliche Weltall lenkt und in Ordnung erhält.)

Welche Aufmerkſamkeit er der Erziehung und Bildung der heranwachſenden Generation ſchenkte, beweiſet die nachſtehende Kabinetsordre:

Mein lieber Etats-Miniſter Freiherr von Zedlitz. Da Ich gewahr geworden, daß bey den Schul-Anſtalten noch viele Fehler ſind, und daß beſonders in den kleinen Schulen die Rhetoric und

Logic nur ſehr ſchlecht oder nicht gelehrt wird, dieſes aber eine vorzügliche und höchſt nothwendige Sache iſt, die ein jeder Menſch, in jedem Stande wiſſen muß, und das erſte Fundament bey Erziehung der jungen Leute ſeyn ſoll, denn wer zum beſten raisoniret, wird immer weiter kommen, als einer der falſche consequences ziehet; So habe Euch hierdurch Meine eigentliche Willens-Meinung dahin bekannt machen wollen: Wegen der Rhetoric, iſt der Quintilien, der muß verdeutſchet, und darnach in allen Schulen informiret werden, ſie müſſen die jungen Leute traductions und discourse ſelbſt machen laſſen, daß ſie die Sache recht begreifen, nach der Methode des Quintilien, man kann auch ein Abrege daraus machen, daß die jungen Leute in den Schulen alles deſto leichter lernen, denn wenn ſie nachher auf Universitäten ſind, ſo lernen ſie davon nichts, wenn ſie es nicht aus den Schulen ſchon mit dahin bringen: Zum Unterricht in der logic iſt die beſte im deutſchen von Wolff: ſolche iſt wohl ein bisgen weitläuftig, aber man kann ſie abregiren laſſen: die erſten Schulen ſind Schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen: die Lehrer laſſen die jungen Leute nicht ſelbſt arbeiten, ſondern ſie herum laufen, und halten ſie nicht genung zum lernen an: Lateiniſch müſſen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden, auf die leichteſte und beſte Methode, wie es den jungen Leuten zum leichteſten beyzubringen; Wenn ſie auch Kaufleute werden, oder ſich zu was anderm widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, ſo iſt ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt ſchon eine Zeit, wo ſie es anwenden können. In Joachimsthal und in den andern großen Schulen, muß die logic durchgehends gründlich gelehret werden, auch in den Schulen der kleinen Städte, damit ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen in ſeinen eigenen Sachen, daß muß ſeyn: die Lehrer müſſen ſich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute, und darauf mehr Fleiß wenden, und mit wahrem Attachement der Sache ſich widmen, dafür werden ſie bezahlet, und wenn ſie das nicht gebührend thun, und nicht ordentlich in den Sachen ſind, und die jungen Leute negligiren, muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß ſie beſſer attent werden; die Rhetoric nach dem Quintilien, und die Logic, nach dem Wolff, aber ein bisgen abgekürzt, und das lateiniſche nach den Autoribus classicis, muß mit den jungen Leuten durchgegangen werden, und die Lehrer und Professores müſſen das lateiniſche durchaus wiſſen, ſo wie auch das Griechiſche, das ſind die weſentlichſte Stücken mit, daß ſie das den jungen Leuten recht gründlich beybringen können, und die leichteſte methode dazu ausfündig zu machen wiſſen: Ihr müſſet daher, mit der Schul-Verbeſſerung in den großen Städten, als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg ꝛc. zuerſt anfangen: Auch iſt die Eliſabeth-Schule zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeiſters genommen werden können: bey den kleinen Schulen muß erſt angefangen werden, denn da wird der Grund gelegt, die jungen Leute mögen hiernächſt auf einen Juristen, Professor, Secretair, oder was es iſt, studiren, ſo müſſen ſie das alles, auch lateiniſch, wiſſen: Eine gute deutſche Gramatic, die die beſte iſt, muß auch bei den Schulen gebraucht werden, Es ſey nun die Gotſchediſche, oder eine andere, die zum Beſten iſt.

Von großen Nutzen würde es ſeyn, wenn die jungen Leute in einem Schulhauſe beſtändig beyſammen wären, wofür die Eltern was gewiſſes bezahlten; ſo würden ſie weit mehr lernen, als wenn ſie zu Hauſe ſind, wo ſie die Eltern nur herumlaufen laſſen: Wie im Joachimsthal, da können ſie gut studiren, da ſind ſie immer bey einander: die rhetoric und Logic iſt für alle Stände, alle Menſchen haben ſie gleich nöthig, nur muß die methode des Unterrichts ein bißgen reformiret werden, damit die jungen Leute beſſer lernen: Und wenn ein Lehrer oder Professor, darin ſich hervor thut, ſo muß man denn ſehen, wie man dergleichen Lehrer, auf eine Art avantagiret, daß ſie aufgemuntert, und die andern gereizet werden, ſich auch zu befleißigen, daß ſie nicht ſo grob ſind: die Autores classici müſſen auch alle in's deutſche überſetzet werden, damit die jungen Leute eine idée davon kriegen, was es eigentlich iſt: ſonſten lernen ſie die Worte wohl, aber die Sache nicht: die guten Autores müſſen vor allen überſetzet werden in's deutſche, als im Griechiſchen und lateiniſchen, der Xenophon, Demosthen, Salust, Tacitus, Livius, und von Cicero alle ſeine Werke und Schriften die ſind alle ſehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in prosa iſt: Im Franzöſiſchen ſind auch excellente Sachen, die müſſen ebenfalls überſetzt werden; und wenn denn die jungen Leute was gearbeitet haben, ſo muß das gegen die deutſche Überſetzung gehalten, und ihnen gewieſen werden, wo ſie unrechte Wörter angebracht, und gefehlet haben: Gegenwärtig geſchiehet der Unterricht nur ſchlecht, und es wird nicht genung Attention auf die Erziehung in den Schulen gewandt, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die erſte Fundamente ſind nichts nutze: Wer zum beſten raisoniren kann, wird immer zum weiteſten kommen, beſſer als der, der nur falſche Schlüſſe ziehet: Vor junge Leute, die beim Commerce gehen wollen, ſind ſo ein hauffen gute Bücher, woraus ſie das commerce einer jeden nation in der ganzen Welt kennen lernen können: für Leute, die Officiers werden, iſt die historie nöthig, auch für andere Leute, und zwar muß ſolche gleich zum Anfang gelehret werden: denn es ſind abreges genung davon da, anfänglich muß man ſie nur kurtz unterrichten, und ſich bey den alten Zeiten nicht zu lange aufhalten, doch ſo, daß ſie eine Kenntniß von der alten Geſchichte kriegen. Aber in den neuern Zeiten, da muß man ſchon etwas genauer damit gehen, damit die jungen Leute ſolche gründlich kennen lernen, und das gehet auch ſpiehlend an: In Anſehung der Geometrie, da ſind ſchon andere Mittel, um ihnen ſolche zu lernen: Und was die Philosophie betrift, die muß von keinen Geiſtlichen gelehret werden, ſondern von Weltlichen: ſonſten iſt es eben ſo, als wenn ein Juriſt einem Officier die Kriegskunſt lehren ſoll: Er muß aber alle Systems mit den jungen Leuten durchgehen, und durchaus keine neue mächen: Von der metaphisic müſſen ſie auch was durchgehen: Aber vom Griechſchen und lateinſchen gehe Ich durchaus nicht ab bey dem Unterricht in den Schulen: Und die logic iſt das allervernünftigſte, denn ein jeder Bauer muß ſeine Sachen überlegen, und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre ſehr gut: die rhetoric muß den jungen Leuten, wie ſchon geſagt, ebenfalls gründlich beygebracht werden: Man muß auch darauf Acht geben, daß die Kinder fleißig n die Schulen kommen, und wenn das nicht geſchiehet, muß das en Vätern und Eltern gemeldet werden, daß ſie ſie dafür ſtrafen, enn warum ſchicken ſie ſonſt die Kinder in die Schule, als daß ie was lernen ſollen, ſonſt können ſie ſie ja nur zu Hauſe behal- en. Daß die Schulmeiſter aufm Lande die Religion und die mo- al den jungen Leuten lernen, iſt recht gut, und müſſen ſie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübſch bleiben, und nicht zur Catholiſchen übergehen, denn die Evangeliſche religion iſt die beſte, und weit beſſer wie die Catholiſche, darum müſſen die Schulmeiſter ſich Mühe geben, daß die Leute attachement zur Religion behalten, und ſie ſo weit bringen, daß ſie nicht ſtehlen und nicht morden: Diebereien werden indeſſen nicht aufhören, das liegt in der Menſchlichen Natur: denn natürlicher Weiſe iſt alles Volk diebiſch, auch andere Leute, und ſolche, die bey den Caſſen ſind, und ſonſt Gelegenheit dazu haben: Im Lauenburgſchen und Bütowſchen iſt es noch mehr, wie an andern Orten, nöthig, die education der Kinder in eine beſſere Ordnung zu bringen, denn da fehlt es noch ſehr daran: Im Altenburgſchen iſt eine ſehr gute Erziehung, die Leute ſind alle ſo ordentlich und vernünftig: Wenn man von daher könnte Schulmeiſter kriegen, die nicht ſo theuer wären, ſo würde das ſehr gut ſeyn: Ihr werdet ſehen, wie das zu machen ſtehet: ſonſten iſt es auf dem platten Lande genung, wenn ſie ein bißgen leſen und ſchreiben lernen, wiſſen ſie aber zu viel, ſo laufen ſie in die Städte, und wollen Secretairs werden: deßhalb muß man aufm platten Lande den Unterricht der jungen Leute ſo einrichten, daß ſie das nothwendige, was zu ihrem Wiſſen nöthig iſt, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, ſondern hübſch da bleiben: Nach dieſer Meiner Willens-Meinung und Vorſchrift, werdet Ihr daher, bemühet ſeyn, alles in den Schulen beſſer einzurichten und zu reguliren, damit Meine Landesväterliche Intention beſtens erreicht wird. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 5. September 1772. Friedrich.“

Der König wählte zu ſeiner Dienerſchaft, zu ſeinen Kammerhuſaren, Lakaien, die oft und nahe um ihn ſeyn mußten, nur Perſonen, die ein vortheilhaftes Äußere hatten, ſchlanken Wuchs, Größe, ſchöne Geſichtsbildung und Jugend; und ehe noch von Lavater's Phyſiognomik die Rede war, glaubte er doch aus den Geſichtszügen den Charakter leſen zu können; er traf daher hiernach die Wahl ſeiner Diener, vorzüglich aus jungen Leuten ſeiner Garde. Vielleicht war der Sinn für das Schöne auch mit ein Grund dazu, damit nicht der Anblick zurückſtoßender Phyſiognomien ihm ein unangenehmes Gefühl erwecke. Wie wenig darauf zu bauen, davon machte er vielfach ſehr bittere Erfahrungen, indeß behandelte er diejenigen, die ſich oft grober Vergehen ſchuldig gemacht, mit der großmüthigſten Schonung; wohl mit deshalb, weil er ſich ſelbſt die Schuld beimeſſen mußte, dem äußern Schein zu viel getraut zu haben.

Er ſah es ſehr ungern, wenn einer von ſeiner Dienerſchaft ein Liebesverſtändniß hatte. Der Kammerhuſar Dreeſen, der des Königs kleine Kaſſe führte, hatte ein ſolches mit der Tochter eines Bürgers in Potsdam, und er benutzte daher die Momente, wo bei dem Könige Konzerte waren, oder ſolcher ſchlief, ſich von Sansſouci zu entfernen. Dem Könige wurde dies verrathen.

Einſt ſprach er zu Dreeſen:

„Setz' Dich dort an den Schreibtiſch, ich will Dir einen Brief diktiren.“

Der Kammerhuſar gehorchte. Friedrich begann, indem er auf und abging.

„Mein Schatz!“

Dreeſen ſtutzte. Er glaubte, er hätte nicht recht gehört. Der König ſah ihn mit ſeinen durchdringenden Blicken an und wiederholte:

„Mein Schatz! Der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir ſo angenehm zubringe. Damit meine künftige Abweſenheit deſto kürzer und von dem Murrkopf deſto weniger gemerkt und beneidet werden kann, miethe Dir in der brandenburger Vorſtadt nahe bei uns ein Stübchen, damit wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit, als in der Stadt ſehen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein getreuer Dreeſen.“

Mit zitternder Hand und ängſtlichpochendem Herzen mußte der Kammerhuſar dieſen Brief ſchreiben.

Als er ihn geendet, mit Angſtſchweiß auf dem Geſichte, fragte ihn der König.

„Biſt Du fertig?“

Ja! ſtammelte Dreeſen.

So mach' ein Kouvert darum, und verſieg'le ihn.“

Auch dies geſchah.

Jetzt diktirte ihm der König die Aufſchrift; Vor- und Zunamen des Mädchens mit Bezeichnung der Straße und des Hauſes ihres Vaters. Ein Laufer wurde gerufen, und dieſem der Brief zur Beſtellung eingehändigt.

Dieſe Nachſicht fruchte wenig bei Dreeſen, er machte im Gegentheil ſich ſo grober Vergehungen ſchuldig, daß der König darüber höchſt erzürnt, ſtrenge mit ihm zu verfahren beſchloß. Doch wollte er ihn nicht der Juſtiz zur Unterſuchung aller ſeiner Verbrechen übergeben, ſondern ihn nur von ſich entfernen und unter ſtrenger Zucht gehalten wiſſen. Der König befahl daher, ihn zu verhaften und an das Garniſonregiment von Kowalsky in Bernau, zur Einſtellung als Soldat, transportiren zu laſſen. Ein Offizier erhielt den Befehl, dieſen Beſchluß zu vollführen. Er ging alſo in Dreeſen's Wohnung auf dem königlichen Schloſſe in Potsdam. Dort fand er dieſen auch, und machte ihn mit der erhaltenen Ordre bekannt. Dreeſen hörte ſie mit Entſetzen, doch bald ſchien er ſich zu faſſen, und bat den Offizier um die Erlaubniß, in die an ſeinem Zimmer ſtoßende Kammer gehen zu dürfen, um noch etwas daraus mitzunehmen. Nach wenigen Minuten fiel ein Schuß. Dreeſen hatte ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Der Offizier mußte ſolches dem Könige melden; er fürchtete, daß er einen Verweis wegen Fahrläſſigkeit erhalten würde. Als er aber ſeinen Rapport abgeſtattet, ſprach Friedrich:

„Dem Schuft hätt' ich die Entſchloſſenheit nicht zugetraut.“

In Sansſouci hatte er auf ein offenes Fenſter des Schloſſes eine Schatulle mit mehreren Rollen Dukaten geſtellt; er ſaß nicht weit davon auf einem Seſſel und war eingeſchlummert. Ein Lakai, der vorüber ging, bemerkte dies, und benutzte den ihm günſtigſcheinenden Augenblick, um eine Rolle ſchnell und leiſe zu entwenden.

Friedrich bemerkte bald darauf den Diebſtahl, und rief einen ſeiner Leibhuſaren.

„Mir fehlt eine Rolle Dukaten. Ich will wiſſen, wer ſie geſtohlen hat?“

Erſchrocken verſicherte der Befragte: wie er nicht im Stan ſey, den Dieb namhaft zu machen, falls wirklich dieſe Veruntreuun ſtatt gefunden haben ſollte, ſetzte aber hinzu: vielleicht walte dab ein Irrthum ob.

„Nein! die Rolle fehlt! Wenn Du mir den Dieb nicht ne nen kannſt, ſo halt' ich mich an Dich. Du bleibſt mir dafür ve antwortlich."

Aber Ew. Majeſtät! ich bin ja nicht hier geweſen, und wi kann ich für etwas verantwortlich ſeyn, was in meiner Abweſenhei geſchehen iſt.

„Ich bin nicht ungerecht, aber ich kann verlangen, daß D Deine Kameraden genau kennſt, Du mußt wiſſen, ob ein Spitz bube unter ihnen iſt."

Der Kammerhuſar wagte noch ein „Aber" zu ſtammeln, doc unterbrach ihn der König gleich:

„Schweig! dabei bleibt's!"

Der Kammerhuſar bot nun Alles auf, den Dieb zu entdecken; es gelang ihm auch und er machte dem Könige Anzeige, wer der Dieb geweſen war.

Der König ließ ſolchen gleich vor ſich kommen.

„Spitzbube!" redete er ihn zornig an: „Du haſt mir eine Rolle Dukaten geſtohlen."

Der Entdeckte wagte nicht, zu läugnen, wurde leichenblaß und zitterte wie vom Fieberſchauer geſchüttelt.

„Hier" fuhr der König in etwas milderm Tone fort: „Hier haſt Du noch eine," auf einen Tiſch deutend, wo eine ähnliche Rolle mit Dukaten lag: „nimm ſie und laufe, was Du kannſt, daß Du über die Grenze kommſt, damit ich Keinen, der meine Livree getragen, am Galgen ſehe. Laß Dich nie wieder in meinem Lande blicken, Du wirſt ſonſt gewiß gehängt."

Ein anderer Kammerlakai hatte ihm nach und nach drei tauſend Thaler geſtohlen. Als es entdeckt wurde, beſtand deſſen ganze Strafe darin, daß er ihn als Soldat bei dem Füſilier-Regiment von Möllendorf zu Königsberg in der Neumark einſtellen ließ.

Auch Fredersdorf*), den er zu ſeinem geheimen Kämmerer erhoben und mit Gunſt und Wohlthaten überhäuft, benahm ſich keineswegs ſo, wie es Pflicht und Dankbarkeit erheiſchet hätten Einſt erhielt er ein Schreiben des Bürgermeiſters zu Joachims thal, eines alten Bekannten, mit dem er einen fortwährenden Brief wechſel unterhielt, im Vorzimmer des Königs, als er im Begrif war, zu dieſem zu gehen. Er entſiegelte es, um ſich wenigſten flüchtig mit deſſen Inhalt bekannt zu machen. Der König hatte ei Geräuſch im Vorzimmer gehört, er öffnete die Thür und wurde Fre dersdorf gewahr, der ſchnell den Brief verlegen in die Taſche ſteckte

---

*) Während ſeiner Gefangenſchaft in Küſtrin trat Friedrich mit dem nachmaligen Generalfeldmarſchall Grafen von Schwerin in Briefwechſel; er bat ihn auch, ihm Jemanden zu ſchicken, der die Flöte blieſe, um ihn akkompagniren zu können. Schwerin ſchickte ihm einen Hautboiſten ſeines Regimentes, das zu Frankfurt an der Oder in Garniſon ſtand; dies war Fredersdorf. Er war der Sohn eines Stadtmuſikanten zu Paſewalk. Durch dieſen Zufall fand er Gelegenheit Friedrich's Gnade ſo zu gewinnen, daß er ihn bei ſeiner Thronbeſteigung zu ſeinem geheimen Kämmerer machte, (m. ſ. Lebensbeſchreibung des Königl. Preuß. Generalfeldmarſchalls Kurt Chriſtoph (Grafen von Schwerin, Berlin und Frankfurt an der Oder bei Johann Andreas Kunze, 1790.) wo es wörtlich heißt: „er würde ihn noch zu höheren Poſten erhoben haben, wenn er ſich ſelbſt darin nicht hinderlich geweſen wäre.“

In der Lage, in der ſich damals Friedrich befand, mag ihm Fredersdorf wohl manche Dienſte geleiſtet haben, die er ihm eben ſo, wie jedem Anderen reichlich vergalt, wovon man in dieſer Sammlung von Charakterzügen mehrere Beiſpiele findet. Wie wenig Glauben verdienen daher die Nachrichten, welche ein gewiſſer F. Burchardt, von der Faſanerie bei Neu-Strelitz in der Brochüre: Friedrich II. eigenhändige Briefe an ſeinen geheimen Kämmerer Fredersdorf, Leipzig 1834 anführt. Nach dieſen ſoll Fredersdorf der Sohn eines achtbaren Kaufmanns in Franken, und gewaltſam zum preußiſchen Soldaten angeworben ſeyn; Beides iſt unwahr. Da er Hautboiſt bei dem ſchwerinſchen Regiment war, das zu Frankfurt an der Oder ſein Standquartier hatte, ſo konnte er ſich nicht unter den angeblich aufgeſtellten Wächtern Friedrich's in Küſtrin befinden. Dergleichen gab es auch ausſchließlich nicht; ſo lange er wie ein Gefangener behandelt wurde, war er im allgemeinen der Obhut des Kommandanten anvertraut, und dieſe wechſelte bei den Offizieren, wie ſie nach und nach die Wache bezogen, bei den gemeinen Soldaten aber, die mit dem Gefangenen in keine nähere Berührung kamen, nach den Nummern, wo ſie vor ſeinem Zimmer Schildwache ſtehen mußten. Bei ſolchem Wachtdienſt konnte wohl ein Offizier die nähere Bekanntſchaft mit Friedrich machen, wie dies auch der Fall mit dem nachmaligen General von Fouquet war, aber kein vor der Thür ſtehender gemeiner Soldat, und noch dazu in einem ſolchen Grade, wie in der angeführten Brochüre ſo ohne alle Sachkenntniſſe dreiſt behauptet wird. Wenn man aber dort noch lieſt:

„Was iſt das? — Was hat Er da?“

Ew. Majeſtät, es iſt ein Brief von einem guten Freunde, dem Bürgermeiſter zu Joachimsthal an mich.

„Zeig' Er 'mal. Was ſchreibt denn der Neues?“

„Der Kronprinz kaufte, gleich nach ſeiner Freilaſſung, Fredersdorfen förmlich vom Regimente los und übertrug ihm die Verwaltung ſeiner Chatoulle;“ ſo weiß man nicht, ob man ſeine Augen trauen ſoll. Daß Fredersdorf vom Prinzen demnächſt ſo gnädig behandelt wurde, hatte ſeinen Grund, weil er gegen Jeden, der ihm in ſeiner unangenehmen Lage zu Küſtrin gefällig oder nützlich geweſen, ſich ſehr erkenntlich bewieß; der König erkannte die kleinen Dienſte Fredersdorf's während ſeines Aufenthalts in Küſtrin dankbar an, der umgekehrte Fall fand aber nicht ſtatt, und dies hat ſich ſogar durch die Herausgabe dieſer Briefe, noch in ſeinen Nachkommen fortgeerbt. Von den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und der Bildung, die Friedrich an Fredersdorf bemerkt haben ſoll, weiß außer Herrn Burchardt Niemand, die von ihm dem Druck übergebenen Briefe Fredersdorfs ſollen ſie doch wohl nicht beweiſen? Friedrich verlangte aber dergleichen nicht, ſondern nur einen guten Flötenbläſer, und das war er.

Es gehört ſehr wenig ſittliches Gefühl dazu, um nicht einzuſehen, wie es — gelinde geſagt — höchſt unziemlich iſt, ſolche unbedeutende Briefe von einem ſo großen Regenten, Helden, Geſetzgeber und Weiſen, nach ſeinem Tode zu veröffentlichen, und wer es weiß, welche Wege zuvor eingeſchlagen ſind, um von dieſen Briefen einen ſchnöden Gewinn zu ziehen, der wird die hochtönenden Phraſen in der Zueignung und dem Vorworte für das erkennen, was ſie ſind — Spiegelfechtereien.

Der Baron von Bielefeld ſchildert Fredersdorf in ſeinen Briefen alſo: „Er iſt ein langer und ſchöner Menſch, von einem klugen und verſchmitzten Verſtande; er iſt höflich, einnehmend, abgerichtet, geſchmeidig, auf ſein Glück aufmerkſam und dabei ein Freund der Pracht.

Der König nahm Fredersdorf den Brief aus der Hand und las ihn.

Er enthielt unbedeutende Nachrichten über des Briefſtellers Privatverhältniſſe und ökonomiſche Lage, aber am Schluſſe ſtand die Bitte: Fredersdorf möchte ihm doch recht bald antworten und zugleich intereſſante Hofneuigkeiten melden.

„Da hat Er den Brief wieder," ſprach der König, nach deſſen Durchleſung: „der Mann bittet um eine baldige Antwort. Es iſt dies nicht mehr als billig. Thu' Er's auf der Stelle, wenn Er aber damit fertig iſt, ſo zeig' Er ihn mir zuvor."

Fredersdorf befolgte den Befehl und brachte dem Könige ganz unbefangen die Antwort, nichts Arges ahnend, da ſolcher mit ihm in dem gewöhnlichen ruhigen und freundlichen Tone geſprochen hatte.

Friedrich las die Antwort, und ſchrieb dann darunter:

„Post scriptum. Das Neueſte bei Hofe iſt, daß der Bürgermeiſter zu Joachimsthal cassirt ſeyn ſoll.

Friedrich."

Fredersdorf mußte den Brief nun in Gegenwart des Königs verſiegeln und die Aufſchrift darauf machen. Als dies geſchehen, wurde er einem Kammerlakaien eingehändigt, um ihn gleich auf die Poſt zu bringen.

Fredersdorf's Schreck war groß, noch größer der des Bürgermeiſters, als er einen ſolchen Brief mit der eigenhändigen Nachſchrift des Königs erhielt. Dieſer begnügte ſich aber damit; er erwähnte der Sache mit keiner Sylbe gegen Fredersdorf, und der Bürgermeiſter blieb in ſeinem Amte, da des Königs Abſicht nur geweſen war, Letztern für ſeine indiskrete Bitte zu ängſtigen, nicht aber willkürlich ſo hart zu beſtrafen.

Dem Könige waren in nicht gar zu langer Zeit zehntauſend Thaler geſtohlen worden. Einen ſo bedeutenden Diebesgriff mußte er wohl bemerken; er erwähnte aber deſſen nur über Tafel, indem er ſich äußerte:

„Ich bin mit lauter Spitzbuben umgeben."

Alle Pagen, Kammerhuſaren, Lakaien fanden ſich dadurch höchlich gekränkt, und ſie ſprachen nun darüber, daß man, um ſeine Ehre zu retten, alles erſinnliche anwenden müſſe, um denjenigen auszumitteln, der durch ſeine Diebereien ihnen Allen einen ſolchen ſchändlichen Verdacht zugezogen habe. Der Schuldige ſchien darüber am aufgebrachteſten und wortreichſten. Gerade dies aber erweckte die Aufmerkſamkeit eines Kammerhuſaren, der Scharfſinn genug beſaß, in dieſen Zorn und Wortſchwall Mißtrauen zu ſetzen, und darin ein böſes Gewiſſen zu ahnen. Er theilte ſeinen Argwohn einigen Andern der Dienerſchaft mit, die jetzt ſeiner Meinung beiſtimmten und gemeinſchaftlich beſchloſſen, alle Schritte und Tritte dieſes Kammerhuſaren, ſo viel möglich, zu bewachen, und über ihn im Stillen überall Erkundigungen einzuziehen. Sie erreichten auch ihren Zweck, ihr Verdacht war gegründet, und derjenige, der ihn zuerſt gehegt, konnte den Dieb namhaft machen und ſeine Angabe durch unumſtößliche Beweiſe außer Zweifel ſetzen.

Als er demnächſt vor dem Könige erſchien, ſprach er:

Ew. Majeſtät! Ich weiß den Dieb, der uns Allen einen ſo ſchnöden Verdacht zugezogen. Es iſt der Kammerhuſar ***.

„Es iſt nicht wahr!“

Ew. Majeſtät! ich kann's beweiſen.

„Und wenn's auch wahr iſt, Du ſollſt davon nicht ſprechen.“

Er hat fünftauſend Thaler in Berlin untergebracht, fünftauſend ſind noch in ſeinem Bette verſteckt. Soll ich ſie holen?

„Das läßt Du bleiben! Ich will das Geld, das mir der Schurke geſtohlen, weder ſehen noch berühren. Ich verbiete Dir ein für allemal alles Ernſtes, etwas davon gegen irgend Einen zu erwähnen. Haſt Du mich verſtanden?“

Der Kammerhuſar ſchwieg; ſprach davon auch weiter keine Sylbe, nur erzählte er denen, welche mit ihm gemeinſchaftlich ſich verbunden, den Dieb zu erforſchen, wie ſich der König geäußert und beſchwor ſie, ebenfalls, ihres eigenen und ſeines Beſten wegen, darüber gegen Jedermann zu ſchweigen.

Geraume Zeit war verfloſſen. Auf einem Spazierritt ſah er den Dieb, in einem Wagen mit einem Paar Frauenzimmern, die dem Äußern nach ſchon verriethen, daß ſie zur Zahl der käuflichen gehörten, vorüber fahren.

Raſch an den Wagen ſprengend, rief er:

„Was, Schurke! Für das Geld, das Du mir geſtohlen, fährſt Du ſpazieren?“

Der Kammerhuſar wurde gleich darauf verhaftet, aber ſeine ganze Strafe beſtand darin, daß er ihn an das Huſarenregiment zurückſchickte, aus dem er ihn gewählt hatte.

Solche Erfahrungen hatte er, wenn auch nicht immer auf eine ſo empörende, doch auf eine ihn empfindlich kränkende Weiſe über den Undank, womit Güte und Wohlthaten vergolten wurden, gemacht; zu den bitterſten gehörte die Schändlichkeit Glaſow's, dennoch beſtimmte ein empfehlendes Äußere, zumal wenn ſich in Mienen, Blicken und Äußerungen ein offnes treuherziges Weſen ausſprach, fortwährend die Wahl bei ſeiner Dienerſchaft.

Kurz vor dem baierſchen Erbfolgekriege war wieder einer ſeiner Bedienten auf einer Betrügerei ertappt worden. Er hatte ihn mit Schonung von ſich entfernt, und ſtand voll trüber Gedanken über die Entartung der Mehrzahl des menſchlichen Geſchlechts am Fenſter. Ein junger wandernder Handwerksburſche ging bei dem Schloſſe vorüber, er grüßte ehrerbietig. Dem Könige fiel der ſchlanke Wuchs, noch mehr der Gruß, der Anſtand verrieth, auf. Er rief ihn und da er dieſen Ruf nicht hörte, ſo befahl er dem Schildwache ſtehenden Gardiſten, dem Fremden zu ſagen, daß er ihn ſprechen wolle. Dies geſchah. Ein Kammerhuſar kam ihm entgegen, und nachdem er ſein Felleiſen abgelegt, führte ihn dieſer in das Zimmer des Königs. Friedrich faßte ihn ſcharf und forſchend in's Auge. Der junge Menſch verlor die Faſſung nicht, aber er zeigte Ehrfurcht und Beſcheidenheit.

„Was biſt Du für ein Landsmann?“
Ein Heſſen-Darmſtädter.
„Welch' Handwerk treibſt Du?“
Ich bin ein Kunſtdrechsler.
„Kommſt Du jetzt von Hauſe?“
Ja und durch Sachſen.
„Und wohin willſt Du?“

Nach Berlin und ſehen, ob ich da Arbeit bekomme. Giebt' dort keine, ſo geh' ich nach Königsberg; ich hätte wohl Luſt ei Bernſteinſchleifer zu werden und mich im Preußiſchen zu ſetzen.

„Dir gefällt es alſo in meinem Lande?“

Erſt ſeit geſtern bin ich darin, aber ich finde, daß alles wah iſt, was man draußen im Reiche vom Preußiſchen ſagt.

„Was ſagt man denn dort?“

Daß es nur ein Preußen giebt, und daß es in keinem ander Lande ſo rechtlich und ordentlich zugeht.

„Du ſcheinſt ein ehrlicher Junge zu ſeyn, haſt Du Luſt be mir Domeſtik zu werden?“

Der Befragte wußte nicht, ob es Scherz oder Ernſt ſey; e ſchwieg verlegen.

„So antworte doch, Ja oder Nein!“

Es iſt doch wohl nicht Ew. Majeſtät Ernſt?

„Allerdings; alſo Ja oder Nein!“

Der Drechslergeſelle erklärte: er würde ſich ſehr glücklich ſchätzen, wenn er in des Königs Dienſte treten könnte. Das Abkommen war getroffen. Er trat in die Stelle des fortgeſchafften Lakaien und diesmal hatte ſich der König nicht geirrt: der neue Lakai fan ſich bald in ſeine Obliegenheiten, benahm ſich mit Gewandtheit un zeigte dabei eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Perſon des Königs und eine Dankbarkeit, die aus dem Herzen kam. Er gewann daher deſſen Gunſt immer mehr.

Einſt fragte ihn der König: ob er noch Brüder habe? er erwiederte, er habe noch einen, der ein Jahr jünger ſey. Nachdem Friedrich ſich bei dem Befragten näher über ihn erkundigt, befahl er ihm, ſolchen nach Potsdam kommen zu laſſen. Dies geſchah, und auch der Neuangekommene wurde Kammerlakai. Auch dieſer entſprach den Erwartungen, Beide konnten ſich daher der Gnade des Königs erfreuen.

Auf einem Spaziergange im Garten zu Sansſouci, wo Beide ihn begleiteten, ſtand er ſtill, wandte ſich um und ſprach:

„Ich hab' Euch noch nicht einmal gefragt, ob Ihr Eltern habt?“

Noch einen Vater.

„Wie geht's ihm?“

Er iſt ſchon bejahrt und lebt von einem kleinen Handel und einem kleinen Stück Acker.

„Schreibt Ihr ihm auch zuweilen?“

Ja, Ew. Majeſtät. Wir ſchicken ihm auch faſt monatlich etwas von unſerm erſparten Traktament.

„Das iſt gut und löblich! Was ſchreibt Euch denn Euer Vater? Iſt er geſund?“

Einer hatte den letzten Brief des Vaters bei ſich. Er zog ihn aus der Taſche, und ſprach treuherzig:

Ew. Majeſtät können ſelbſt ſehen, was er uns zuletzt geſchrieben hat.

Friedrich nahm den Brief, las ihn, der biedere Ton darin, die Ermahnungen des Vaters, das unverhoffte Glück, das ihnen zu Theil geworden, dankbar zu erkennen, und ſich durch Treue, Rechtſchaffenheit und gewiſſenhafte Erfüllung ihrer Pflichten deſſen werth zu machen, gefielen ihm. Er ſteckte ihn, ſcheinbar zerſtreut, in die Taſche und ſetzte den Spaziergang fort. Nach Verlauf eines Monats ſprach er eines Tages zu Beiden:

„Ihr werdet heut Beſuch bekommen.“

Wir?

„Ja, Ihr!“

Er befahl ihnen nun um die Mittagszeit in einen Gaſthof, den er ihnen namhaft machte, zu gehen und den dort angekommenen Fremden auf's Schloß zu bringen.

„Er iſt ein Landsmann von Euch, und ich habe mit ihm zu ſprechen,“ ſetzte er hinzu:

Wie freudig waren ſie überraſcht, als ſie ihren Vater dort fanden; auf des Königs Koſten hatte er nach Potsdam kommen müſſen. Sie brachten ihn nach dem Schloſſe und der König ließ ihn vor ſich kommen. Er ſprach mit ihm ſehr herablaſſend, lobte ſeine Söhne und machte es dieſen zu einer heiligen Pflicht, ihrem Vater den Aufenthalt in Potsdam ſo angenehm, als möglich zu machen.

„Einer von Euch Beiden bleibt beſtändig bei ihm,“ ſetzte er hinzu.

Mehrere Wochen blieb der Greis in Potsdam, dann kehrte er, reich beſchenkt, wieder in ſeine Heimath zurück.

Nach der letzten Truppenmuſterung vor dem baierſchen Erbfolgekriege am 5. April 1778, redete Friedrich die Generale alſo an:

„Meine Herren! Ich habe Sie Alle zu einem gemeinſchaftlichen Zweck verſammelt. Die meiſten unter Ihnen haben, ſo wi ich ſelbſt, mit einander gedient, und ſind im Dienſte unſeres Vaterlandes grau geworden; wir Alle wiſſen alſo am beſten, an wa für Gefahren, Anſtrengungen und Ruhm wir insgeſammt Theil genommen. Ich zweifle nicht, daß Sie Alle, wie ich, Abſcheu vo Blutvergießen haben; aber die Gefahr, die unſeren Ländern jetzt droht, macht es uns nicht allein zur Pflicht, ſondern ſetzt uns auch in di unvermeidliche Nothwendigkeit, die ſchnellſten und wirkſamſten Maßregeln zu ergreifen, den Sturm, der über uns auszubrechen droht, zu rechter Zeit zu zerſtreuen. Ich verlaſſe mich ganz auf Ihren, mir von ſonſt her bekannten rühmlichen Dienſteifer, und werd' ihn gewiß zeitlebens mit innigſtem Vergnügen erkennen. Vor allen Dingen empfehl' ich Ihnen, und mach' es Ihnen zur heiligſten Pflicht, daß Sie in jedem Verhältniſſe den Feind mit Leutſeligkeit behandeln, und auf die ſtrengſte Disziplin Ihrer unterhabenden Korps Ihre unabläſſige Aufmerkſamkeit richten. — Ich wünſche zwar nicht, mit dem Pomp eines Königs zu reiſen — daß ich keinen Wohlgefallen an reichen Equipagen habe, wiſſen Sie Alle — aber mein zunehmendes Alter und meine Schwächlichkeit machen mich zum reiten unfähig, wie ich's in meiner Jugend gethan habe. Ich werde mich alſo einer Poſtchaiſe bedienen müſſen. Am Tage der Bataille ſollen Sie mich aber zu Pferde ſehen.“

Im Jahre 1778 machte ein in polniſchen Dienſten geſtandener Obriſtlieutenant von Schill dem Könige den Vorſchlag zur Errichtung eines Korps Tartaren. Seine Eingabe wurde dem Staatsminiſter, nachmaligen Grafen von der Schulenburg-Kehnert zur Berichtserſtattung zugefertigt, und derſelbe erhielt den Kabinetsbeſcheid mit einer eigenhändigen Nachſchrift des Monarchen.

„Mein lieber Etats-Minister v. Schulenburg. Ich habe Euch auf Euren Bericht vom 5. dieſes wegen des von dem Pohlniſchen Obriſt-Lieutenant v. Schill zu errichtenden Corps Tartarn, hierdurch zu erkennen geben wollen, daß Ich gar nicht Luſt habe, darauf zu entriren: Denn wir kriegen ja nun Cosaken, und haben daran genug, und mithin jene nicht nöthig, überdem werde Ich nur ſchlecht bedient werden von ſolchen Leuten: Wernach Ihr Euch alſo zu achten, und Eure Maaßregeln zu nehmen habt, und erfolget die Capitulation unvollzogen zurück. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Breslau, den 9. January 1779. Friedrich."

An den Etats-Minister Freih. v. Schulenburg.

Darunter ſtand eigenhändig:

nuhn Sihet es Mehr nach Krig aus, und habe ich die Rußen auf den Halß So mus alle ausgabe vor Sie Sparen.
Frdch.

Der König hatte im Jahre 1773 den Generalmajor von Roſſieres zum Kommandanten von Silberberg ernennt.

Bei'm Ausbruch des baierſchen Erbfolgekrieges äußerte der General manche Beſorgniſſe bei der Verwaltung ſeines Poſtens.

Der König ſchrieb ihm darauf:

„Bon dieu! Que vous avez d'inquiétude; Mettez bien la clef de Votre forteresse dans Votre poche. Voilà tout ce qu'il y a à faire à present. Je crois, que Vous craindriez encore le Diable, quand Vous seriez au Paradis, placé entre Abraham, Isaac et Jacob."

Gütiger Gott! Welche Ängſtlichkeit! Steckt die Schlüſſel Eurer Feſtung in Eure Taſche. Das iſt Alles, was Ihr jetzt zu thun habt. Ich glaube, Ihr würdet Euch noch vor dem Teufel fürchten, wenn Ihr auch ſchon im Paradieſe in Abraham's, Iſaak's und Jakob's Schooß ſäßet."

Bevor der baierſche Erbfolgekrieg ausbrach, wollte Joſeph II. es noch verſuchen, den König in ſeinen Geſinnungen durch Anerbietung von Entſchädigung umzuſtimmen.

Zu dieſem Ende ſandte er den Fürſten Kaunitz nach Potsdam. Er erſchien vor dem Könige, und zwar mit einer Landcharte in der Hand, auf welcher die Theilung Baierns und die Entſchädi-

gung für Preußen angedeutet waren. Friedrich ließ den F
nicht zu Worte kommen:

„Ich weiß,“ ſprach er zu ihm: „weshalb Sie Ihr Kaiſ
mir ſchickt. Mein Entſchluß ſteht feſt; meine Miniſter ſind da
inſtruirt und an dieſe wenden Sie ſich. Ich will weiter nicht
von hören.“

Umſonſt waren alle Vorſtellungen des Fürſten, Friedric
harrte auf ſeiner Erklärung, und weigerte ſich, auch nur einen
auf die Charte zu werfen, von der mittlerweile Kaunitz den B
faden, womit ſie zuſammengerollt befeſtigt geweſen, gelöſet und
den Tiſch gelegt hatte. Sehr verſtimmt rollte der Fürſt die C
wieder zuſammen und beurlaubte ſich. Ehe er aber noch die
erreicht hatte, rief ihn Friedrich mit ſehr freundlicher Sti
zurück.

Kaunitz wandte ſich um, und da er die ernſte Miene des
nigs ganz heiter ſah, ſo vermuthete er, daß er ſich eines An
beſonnen habe, und fragte:

Was befehlen Ew. Majeſtät?

Friedrich hatte den Bindfaden von dem Tiſche genom
reichte ihn dem Fürſten hin und ſagte:

„Prenez cela! Je n'aime pas le bien d'autrui!“

(Nehmen Sie das! Ich liebe nicht fremdes Eigenthum.)

Ein kurzes Kopfnicken belehrte den Fürſten, daß die S
nun abgemacht ſey.

Hiernach erſtattete er ſogleich Bericht an den Kaiſer, mit
Bemerkung, daß unter ſolchen Umſtänden nicht daran zu denken
den König nachgiebiger zu machen.

Übrigens äußerte ſich Friedrich in einem Briefe an d'Ale
bert, über dieſen Erbfolgekrieg:

„So drückend auch für mein Alter die Laſt des Krieges ſe
mag, ſo werd' ich ſie doch fröhlich tragen, wenn ich nur du
meine Anſtrengungen den Frieden und die Ruhe von Deutſchla
begründe. Man muß den despotiſchen Grundſätzen einer willkür
chen Regierung einen Damm entgegenſetzen; man muß einer üb
mäßigen Ehrſucht, die keine andere Gränzen kennt, als eine Gewa

die ſtark genug iſt, ihr Einhalt zu thun, einen Zaum anlegen, das heißt: es muß zum Schlagen kommen. Wie oft aber und wie lange wir uns ſchlagen werden, das wird die Zeit lehren“ *).

Als **Friedrich**, wegen dieſer Erbfolge ein Heer in Schleſien aufgeſtellt hatte, und ſich bei ſolchem befand, erhielt er einen Brief von **Joſeph II.** Er beantwortete ihn eigenhändig alſo:

Schönwalde le 14 Avril 1778.

Monsieur mon Frère!

J'ai reçu avec toute la satisfaction possible la lettre que V. M. J. a eu la bonté de m'écrire. Je n'ai ni Ministre ni Scribe avec moi; ainsi V. M. J. voudra se contenter de la réponse d'un vieux soldat, qui Lui écrit avec probité et avec franchise sur un des sujets les plus importants, que la Politique a fourni depuis longtems. Personne plus que moi ne desire de maintenir la paix et la bonne harmonie entre les Puissances de l'Europe; mais il y a des bornes à tout, et il se trouve des cas si epineux, que la bonne volonté ne suffit pas seule, pour maintenir les choses dans le

---

*) **Maria Thereſia** war, aus leicht erklärbaren Gründen, wider den König eingenommen, aber eben ſo ſehr wider den Ausbruch des baierſchen Erbfolgekrieges, und ſie ſuchte ſolchen, gegen die Meinung ihres Sohnes, **Joſeph's II.**, zu verhüten. Sie ſandte daher den Herrn **von Thugut** zu dem Könige, mit dem Auftrage: ihm mündlich zu ſagen: Sie ſey troſtlos darüber, daß zwei Regenten im Begriff ſtänden, ihre vom Alter gebleichten Haare ſich einander auszuraufen. Als ſie die Nachricht vom teſchner Frieden bekam, rief ſie aus:

„Ich bin außer mir vor Freude! Man weiß, daß ich keine Vorliebe für den König von Preußen hege, doch bin ich ihm jetzt das Geſtändniß ſchuldig: hier handelt er edel. Er verſprach mir, unter billigen Bedingungen Frieden zu ſchließen, und er hat Wort gehalten. Unbeſchreiblich glücklich fühl' ich mich, daß dem Blutvergießen geſteuert worden.“

(M. ſ. The History of the House of Habsbourg. Ein Werk von **Coxe**, der, was die neuere Zeit betrifft, dazu die Berichte des engliſchen Geſandten am wiener Hofe benutzt hat.)

repos et la tranquillité. Que V. M. me permette de L
exposer nettement l'état de la question de nos affaires actu
elles. Il s'agit de savoir si un Empereur peut disposer s
lon sa volonté de fiefs de l'Empire? Si l'on prend l'affirm
tive, tous ces fiefs deviennent des Timarios, qui ne so
qu'à vie, et dont le Sultan dispose après la mort du po
sesseur. Or c'est ce qui est contraire aux loix, aux coûtu
mes et aux usages de l'Empire Romain. Aucun Princ
n'y donnera les mains; chacun provoquera sur le dro
féodale, qui assure ces possessions à ses descendants,
personne ne consentira à cimenter lui-même le pouvoi
d'un despote, qui tôt ou tard le depouillera lui et ses en
fans de ses possessions immemoriales. Voilà donc ce q
a fait crier tout le corps Germanique contre la façon vio
lente, dont la Bavière vient d'etre envahie. Moi comm
membre de l'Empire et comme ayant rappellé la paix d
Westphalie par le traité de Hubertsbourg, je me trouve di
rectement engagé à soutenir les immunités, les libertés e
les droits du Corps Germanique, les Capitulations Imperia
les, par lesquelles on limité le pouvoir du Chef de l'Em
pire afin de prévenir les abus qui pourroit faire de sa pré
eminence. Voilà, Sire au vrai l'état des choses. Mon in
terêt personnel n'y est pour rien. Mais je suis persuad
que V. M. me regarderoit Elle-même comme un homm
lache et indigne de Son estime, si je sacrifiois bassement le
droits, immunités et privilèges, que les Electeurs et mo
avons reçu de nos ancêtres. Je continue Lui parler ave
la même franchise. J'aime et j'honore Sa personne. Il m
sera certainement dur de combattre contre un Prince dou
d'excellentes qualités et que j'estime personnellement. Voic
donc selon mes foibles lumières, les idées que je soumet
aux vues superieures de V. M. J. Je confesse que la Ba
vière selon le droit de convenance peut convenir à la Mai
son Jmperiale; mais comme d'ailleurs tout autre droit lu
est contraire dans cette possession ne pourroit-on pas pa
des équivalents satisfaire le Duc de Deuxpont; ne pourroit

on pas trouver de quoi indemniser l'Electeur de Saxe sur les alleux de la succession de Bavière. Les Saxons font monter leurs pretentions a 37 Millions de florins, mais ils en rabattroient bien quelque chose en faveur de la paix. C'est, Sire, à de telles propositions, en n'oubliant pas le Duc de Mecklenbourg, que V. M. J. me verroit concourir avec joie, parceque elles seroient conformes à ce que demandent mes devoirs et la place que j'occupe. J'assure à V. M. que je ne m'expliquerois pas avec mon frère avec plus franchise que j'ai l'honneur de Lui parler. Je La prie de faire Ses reflexions sur tout ce que je prends la liberté de Lui representer; car voilà le fait dont il s'agit. La succession d'Anspach y est tout-à-fait etrangère. Nos droits sont si legitimes, que personne ne peut nous les rendre litigieux. C'est ce van Swieten qui m'en parla il y a je crois 4 à 6 ans et qui me dit que la Cour Jmperiale seroit bien aise s'il y avoit quelque troc à proposer, parceque j'ôterois à sa Cour la superiorité des voix dans le Cercle de Franconie, et qu'on ne voudroit pas de mon voisinage près d'Egra en Bohême. Je lui repondis, qu'on pouvoit se tranquilliser encore, parceque le Marggrave d'Anspach se portoit bien et qu'il y avoit tout à parier, qu'il me survivroit. Voilà tout ce qui s'est passé sur cette matière, et V. M. J. peut être persuadée que je Lui dis la vérité. Quant au dernier mémoire que j'ai reçu du Prince Kaunitz, le dit Prince paroit avoir eu de l'humeur en le dressant. La reponse ne pourra arriver ici qu'en huit jours. J'oppose mon flegme à ses vivacités, et j'attends sur-tout ce que V. M. J. aura la bonté de décider sur les sincères représentations que je prends la liberté de Lui faire, étant avec la plus haute estime et avec la plus haute considération.

Monsieur mon Frère,
de Votre Majesté Jmperiale

le bon frère et cousin
Frédéric.

Schönwalde, den 14. April 1778

Mein Herr Bruder!

Ich habe den Brief, den Ew. Kaiſerl. Majeſtät an mich zu ſchreiben, die Güte gehabt haben, mit der größten Zufriedenheit erhalten. Da ich weder Miniſter noch Secretair bei mir habe, werden Ew. Kaiſerl. Majeſtät ſich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen, der ſich redlich und freimüthig über einen ſo wichtigen Gegenſtand äußert, als die Politik ſeit langen Zeiten nicht dargeboten hat. Niemand kann es mehr als ich wünſchen, Frieden und gutes Vernehmen zwiſchen den europäiſchen Mächten zu erhalten; aber es hat Alles ſeine Schranken, und es giebt Fälle, die ſo kitzlich ſind, daß der gute Wille, Ruhe und Frieden zu erhalten, nicht allein zureicht. Ew. Kaiſerl. Majeſtät erlauben mir, Denſelben die Frage über die gegenwärtige Lage unſrer Angelegenheiten deutlich zu erörtern und vorzulegen. Es kommt hier darauf an: zu wiſſen, ob ein Kaiſer willkürlich mit den Lehen des Reichs ſchalten darf? Bejahet man dies, ſo werden alle dieſe Lehne Timariots*), die nur auf Lebenszeit verliehen ſind, und womit der Sultan nach dem Tode des Beſitzers nach Willkür ſchaltet. Dieſes iſt aber gänzlich wider Geſetze, Herkommen und Gebräuche des Reichs. Kein Fürſt wird dazu die Hand bieten; jeder wird ſich auf das Lehnsrecht berufen, welches dieſe Beſitzungen ſeinen Nachkommen ſichert, und Keiner wird darein willigen, die Macht eines Despoten zu befeſtigen, der ihn ſelbſt oder ſeine Nachkommen über kurz oder lang der ſeit undenklichen Zeiten inne habenden Beſitzthümer berauben würde. Dies hat die einſtimmige Klage aller deutſchen Reichsſtände, über die gewaltſame Art, mit welcher Baiern genommen iſt, veranlaßt und rege gemacht. Ich, als Mitglied des Reichs, und da ich den weſtphäliſchen Frieden durch den Hubertsburger Traktat auf's Neue beſtätigt habe, ich ſehe mich unmittelbar verbunden, die Freiheiten und Gerechtſame des deutſchen Reichs, und die Kaiſerlichen Wahlkapitulationen zu unterſtützen, durch welche der Gewalt des Oberhauptes des Reichs Gränzen geſetzt werden, um den Mißbräuchen vorzubeugen, welche er von ſeinem Übergewicht machen könnte. Dies, Sire, iſt die wahre Lage der Angelegenheiten. Ich habe kein perſönliches Intereſſe dabei. Allein ich bin verſichert, Ew. Majeſtät ſelbſt würden mich als einen feigherzigen Mann, der Ihrer Achtung unwerth wäre, betrachten, wenn ich die Rechte, Privilegien und Freiheiten, welche die Kurfürſten und ich von unſern Vorfahren ererbt haben, auf eine unwürdige Weiſe aufopferte. Ich will bei dieſem Tone der Freimüthigkeit bleiben. Ich liebe und ehre Ihre Perſon. Es wird mir gewiß ſchwer fallen, gegen einen mit ſo vortrefflichen Eigenſchaften begabten Fürſten, den ich perſönlich hochſchätze, kämpfen zu müſſen. Dies ſind meine Gedanken, die ich nach meinen geringen Einſichten Ew. Kaiſerl. Majeſtät höheren vorlege. Ich geſtehe, daß Baiern nach dem Rechte der Konvenienz dem kaiſerlichen Hauſe wohl anſtehen kann; da ihm aber anderweitige Rechte ganz entgegen ſind, könnte denn der Herzog von Zweibrücken nicht durch Äquivalente befriedigt, könnte nicht etwas ausgemittelt werden, den Kurfürſten von Sachſen in Anſehung der Anſprüche, die er auf die baierſche Erbſchaft macht, abzufinden? Die Sachſen machen eine Forderung von 37 Millionen Gulden; aber um den Frieden zu erhalten, werden ſie wohl etwas ablaſſen. Dergleichen Vorſchlägen, von welchen der Herzog von Mecklenburg nicht ausgeſchloſſen werden müßte, würden Ew. Majeſtät mich mit Freuden beitreten ſehen, weil ſie meinen Pflichten und der Stelle, die ich einnehme, entſprächen. Ich kann Ew. Kaiſerl. Majeſtät verſichern, daß ich mich gegen meinen eignen Bruder nicht freimüthiger erklären würde, als ich jetzt die Ehre habe, es gegen Sie zu thun. Ich bitte, Ew. Majeſtät wollen das alles, was ich mir die Freiheit nehme, Ihnen vorzuſtellen, reiflich erwägen, denn das ſind die Fakta, worauf es ankommt. Die anſpachiſche Erbſchaft gehört hier gar nicht her. Unſere Rechte auf ſolche ſind ſo geſetzmäßig, daß ſie uns niemand ſtreitig machen kann. Wenn ich nicht irre, ſprach van Swieten vor 4 oder 6 Jahren davon; er ſagte mir: der kaiſerliche Hof würde es ſehr gern ſehen, wenn irgend ein Tauſch zu Stande gebracht werden könnte, weil ſein Hof durch mich alsdann die Mehrheit der Stimmen im fränkiſchen Kreiſe verlöre, und man mich ſo nahe bei Eger in Böhmen nicht als Nachbar haben möchte. Ich antwortete ihm, man könne ſich hierüber zur Zeit noch beruhigen, denn der Markgraf von Anſpach befände ſich gegenwärtig noch wohl, und es wäre eine Wette darauf anzuſtellen, daß er mich überleben würde. Das iſt alles, was über dieſe Sache vorgefallen iſt, und Ew. Kaiſerl. Majeſtät können überzeugt ſeyn, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage. Zufolge der letzten Denkſchrift, welche ich von dem Fürſten Kaunitz erhalte habe, ſcheint ſie beſagter Fürſt in übler Laune aufgeſetzt zu haben. Die Antwort kann nur erſt in acht Tagen hier ankommen. Ich ſetze ſeinem Aufbrauſen mein Pflegma entgegen, und hauptſächlich erwarte ich, daß Ew. Kaiſerl. Majeſtät die Güte haben werden, über die aufrichtigen Vorſtellungen zu entſcheiden, welche ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu machen. Ich bin mit der größten Hochachtung

---

*) Ein Stück Land, das der türkiſche Kaiſer einem Spahi zu ſeinem Unterhalt giebt, damit er ihm allein, oder mit einer Anzahl Menſchen, dienen ſoll.

Mein Herr Bruder,
Ew. Kaiſerl. Majeſtät

guter Bruder und Vetter
Friedrich.

Auf eine darauf erhaltene ſeinen Wünſchen entſprechende Antwort, erwiederte er eigenhändig:

Schoenwalde, le 20. Avril 1778.

Monsieur mon Frère!

Rien ne peut être plus glorieux pour V. M. J. que la résolution qu'Elle daigne prendre d'essayer à conjurer l'orage qui se prépare, et qui menace tant de peuples innocents. Les succès, Sire, que les plus illustres guerriers ont sur leurs ennemis se partagent entre bien des têtes, qui par leur valeur et leur conduite y concourent. Mais les bienfaits des Souverains envers l'humanité leurs sont uniquement attribués, parcequ'ils tiennent à la bonté de leur caractère, comme à l'élevation de leur genie. Il n'est aucune espèce de reputation à la quelle V. M. J. n'ait droit de prétendre, soit que ce soit des traits de valeur, soit que ce soit des actes de modération. Je La crois également capable des uns comme des autres, et V. M. J. peut être persuadée, que j'agirai rondement et me preterai de bonne foi à tous les moyens de conciliation que l'on pourra proposer d'une part pour prévenir l'effusion de sang innocent, et de

l'autre, Sire, par les sentimens d'admiration, que j'ai pour Votre personne, et dont les profondes impressions ne s'effaceront jamais de mon coeur. Que V. M. J. soit persuadée, que si je me suis hazardé à Lui ouvrir les sentimens que j'ai pour Sa personne, que c'est l'impression pure et simple de la vérité. L'on m'accuse d'être plus sincère que flatteur, et je suis incapable de dire ce que je ne pense pas. C'est en attendant ce qu'il plaira à V. M. J. de régler pour l'importante négociation dont il s'agit, que je La prie de me croire avec tous les sentimens de la plus parfaite estime et de la plus haute considération

Monsieur mon Frère,
de Votre Majesté Jmperiale

le bon frère et cousin
Frédéric.

Schönwalde, den 20. April 1778.

Mein Herr Bruder!

Nichts kann für Ew. Kaiſerl. Majeſtät glorreicher ſeyn, als der Entſchluß, den Sie zu faſſen beliebt, um zu verſuchen, das Ungewitter abzuwenden, das ſich zuſammenzieht, und ſo viel unſchuldige Völker bedroht. Die Vortheile, Sire, welche die berühmteſten Krieger über ihre Feinde erhalten, werden unter viele Köpfe vertheilt, die durch ihre Tapferkeit und kluges Benehmen dazu beitragen. Allein, die Wohlthaten der Regenten gegen die Menſchheit werden dieſen allein zugeſchrieben, weil ſie von der Güte ihres Charakters und der Erhabenheit ihres Geiſtes abhangen. Es giebt keinen ehrenvollern Ruf, worauf Ew. Kaiſerl. Majeſtät nicht mit Recht Anſpruch machen könnten. Es mögen nun Züge der Tapferkeit, oder Handlungen der Mäßigung ſeyn; ich halte Sie der einen ſowohl, als der andern fähig, und Ew. Kaiſerl. Majeſtät können überzeugt ſeyn, daß ich ganz ehrlich verfahren und mich mit aufrichtigem Herzen zu allen Mitteln der Ausſöhnung verſtehen werde, die man eines Theils vorſchlagen könnte, um das Vergießen ſo vielen unſchuldigen Blutes zu hindern, und andern Theils auch, Sire, wegen der Geſinnungen der aufrichtigen Bewunderung, welche ich

für Ihre Perſon hege, und deren tiefer Eindruck nie in meine Herzen erlöſchen wird. Möchten Ew. Kaiſerl. Majeſtät doch überzeugt ſeyn, daß, wenn ich es gewagt habe, Ihnen Geſinnungen a den Tag zu legen, welche ich für Ihre Perſon hege, es der Ausdruck der einfachen lautern Wahrheit iſt. Man beſchuldigt mich daß ich mehr aufrichtig, als Schmeichler bin, und ich bin in de That unfähig, etwas zu ſagen, das ich nicht denke. In Erwartung deſſen, was Ew. Kaiſerl. Majeſtät über die wichtige Unterhandlung von welcher die Rede iſt, zu beſchließen belieben werden, bitte ich Sie, zu glauben, daß ich mit der allervollkommenſten Hochachtung und Verehrung bin,

Mein Herr Bruder,
Ew. Kaiſerl. Majeſtät

guter Bruder und Vetter
Friedrich.

Friedrich war aus Schleſien durch die Grafſchaft Glatz in Böhmen eingerückt. Er nahm ſein Hauptquartier in Nachod, einem der Familie des Fürſten Piccolomini gehörigen Städtchen, in dem Hauſe eines Schuhmachers, weil man von dort eine ſchöne Ausſicht hatte.

Die vielen Meldungen, Patrouillen und Ordonnanzen, die alle Augenblicke kamen und gingen, und die Thätigkeit der Umgebung des Königs, verurſachten dem Schuhmacher und ſeiner Ehehälfte große unangenehme Unruhe. Hauptſächlich konnte ſich die Frau nicht darein finden, und roh und jähzornig ihren Ärger nicht unterdrücken. Sie tobte wie eine Megäre und verlangte von ihrem Manne unter Schmähungen, er ſolle mit dem Könige ſprechen und ihn dazu bewegen, daß er in ein anderes Quartier zöge. Zu einer ſolchen Scene kam Friedrich zufällig.

„Was giebt's, gute Frau?“ fragte er: „Sie tobt ja wie beſeſſen!“

Das iſt eine unnöthige Frage. Das Haus iſt mein, und jetzt hab' ich nicht ſo viel Platz drin, wie in einer Laterne! Es giebt hier größere Häuſer, dahin kann der Herr mit ſeinen Leuten ziehen.

Sie ſprach dieſe Worte im Vorübergehen, und ihr Zorn hatte ſie ſo blind gemacht, daß ſie nicht wußte, mit wem ſie ſprach.

Nach einer Weile, wo ſich der Sturm gelegt zu haben ſchien, ließ er die Frau in ſein Gemach kommen.

„Liebe Frau,“ ſprach er: „ich mache Ihr viel Unruhe, aber es geht nicht anders. Ich will Ihr einen Verſchlag machen. Verkaufe Sie mir das Haus, ich geb' Ihr, was Sie fordert.“

Da muß ich erſt meinen Mann fragen, erwiederte ſie und ging fort.

Bald kam ſie mit ihrem Manne zurück.

„Nun, wie iſt's?“ fragte Friedrich.

Die Frau nahm das Wort:

Wir wollen das Haus verkaufen, denn die Wirthſchaft iſt nicht mehr auszuhalten!

„Gut! Wie viel fordert Sie?“

Unter zweihundert Thaler können wir's nicht laſſen.

Der König nahm Geld aus einem Käſtchen, und ſprach zu dem Schuhmacher:

„Das geforderte Geld dafür zahl' ich. Setz' Er ſich aber hier an den Tiſch und beſcheinige Er mir, daß er mir das Haus für zweihundert Thaler verkauft und die Summe baar und richtig erhalten hat.“

Das geſchah. Der Schuhmacher erhielt das Geld.

„Jetzt aber muß Er mir auch die Schlüſſel bringen.“

Der Schuhmacher ging, holte ſie und überreichte ſie dem Könige.

„Dafür muß man Schlüſſelgeld zahlen,“ ſprach der König: „hier ſind noch zweihundert Thaler. Nun werd' ich aber doch in meinem Hauſe nach Belieben ſchalten und walten können?“ fragte er, ſich an die Frau wendend.

Dieſe erwiederte unter vielen linkiſchen Knixen: Das verſteht ſich.

Er überließ übrigens dem Schuhmacher, wie zu erwähnen wohl überflüſſig iſt, ſein von ihm erkauftes Haus, aber er ſcherzte in der Folge zuweilen, daß er durch dies Grundſtück gewiſſermaßen Anſprüche auf Böhmen habe, doch ſey er nicht eroberungsſüchtig genug, um ihnen durch die Feder eines gewandten Diplomaten Gewicht geben zu laſſen.

Im baierſchen Erbfolgekriege hatte der König ſein Hauptquartier in Frankenſtein. Er nahm ſeine Wohnung dort bei einer hochbejahrten adlichen Wittwe. Sie führte ihn in ihr beſtes Zimmer; dort hingen ſechs Bildniſſe.

„Wen ſtellen dieſe Portraits vor?“ fragte der König.

Es ſind meine ſechs Söhne, verſetzte die Befragte: ſie haben alle im ſiebenjährigen Kriege in Ew. Majeſtät Dienſt ihr Leben verloren.

Der König betrachtete das eine dieſer Bildniſſe eine geraume Zeit ſehr aufmerkſam und ſprach dann:

„Wäre dieſer am Leben geblieben, ſo verſicher' ich, er wäre jetzt General.“

Er erkundigte ſich genau nach den Umſtänden ſeiner Wirthin und da er erfuhr, daß ſie noch zwei unverſorgte Töchter habe, ließ er ihr ſechstauſend Dukaten zahlen.

Auf dem Rückmarſch aus Böhmen 1778 hatte das Regiment von Thüna die Arrieregarde. Den Angriffen der Öſterreicher faſt allein ausgeſetzt, mußte es den ganzen Weg in beſtändigem kleinen Gefechte zurücklegen. Friedrich befand ſich bei dieſem Regimente, um die Bewegungen des Feindes am beſten beobachten zu können. Der Kommandeur deſſelben, Oberſt von Sydow, wurde am Arm verwundet. Der König ritt gleich zum Oberſten, den er ſchätzte, und ſprach zu ihm:

„Mein lieber Sydow! Er iſt, wie ich ſehe, bleſſirt; mach' Er nur, daß Er fortkommt, um für Seine Wunden Sorge zu tragen. Ich werde ſchon dafür ſorgen, daß keine Unordnungen vorfallen. Es ſoll ſo gut gehen, als wenn Er ſelbſt da wäre.“

Bei einem Spaziergang in den Gärten von Sansſouci traf er einen Gärtner, der damit beſchäftigt war, von einigen marmornen Bildſäulen das Moos abzureiben.

Er fragte ihn verdrüßlich:

„Was macht Er da?“

Ich reinige die Statuen von dem Mooſe. Ew. Majeſtät; ſie ſehen ſonſt gar zu alt und häßlich aus.

„Laß' Er das! Will Er denn nicht auch alt werden?“

In einigen Gegenden Weſtphalens mußten nach altem Herkommen die Eingeſeſſenen den Ämtern und Domainen eine gewiſſe Abgabe jährlich perſönlich überbringen. Die entfernt Wohnenden, denen ſolche Reiſe viele Koſten und Zeitverluſt verurſachte, baten, dieſe Obliegenheit durch eine zu beſtimmende Geldſumme abkaufen zu dürfen. Dies Geſuch wurde dem Könige zur unmittelbaren Entſcheidung vorgelegt. Es war kurz vor dem baierſchen Erbfolgekrieg, Friedrich ſchrieb an den Rand des Berichts:

„Was will man mit dem Gelde machen? Wozu ſoll es verwendet werden?“

Die Armee brach auf, und die Kammer hielt es, unter den damaligen Umſtänden, für unangemeſſen, dieſe Frage zu beantworten. Nach dem teſchener Frieden kam wieder Einer von denen, welche dieſer Verpflichtung unterworfen waren, bei dem Könige ein, und erneuerte den früher von ſämmtlich dabei Betheiligten gemachten Antrag.

Friedrich ſchrieb auf die Vorſtellung:

„Ich habe ſchon einmal gefragt, was mit dem Gelde gemacht werden ſoll?“

Der Major von S*** wollte die Tochter des Präſidenten der Ober-Rechenkammer, ein Fräulein von Kummer, heirathen. Er bat den König um die Erlaubniß zu dieſer Heirath. Die Antwort war:

„Der Menſch hat ſo ſchon Kummer genug, wozu will Er ſich neuen auf den Hals laden? indeß habe Ich nichts dagegen.“

Der König begegnete einſt, als er eines Morgens einen Spazierritt machte, vor Potsdam einer Extrapoſt. Im Wagen ſaß der General von B***, der notoriſch tief verſchuldet war.

Ihn erkennend, ritt er an den Wagen, und befahl dem Poſtillon zu halten.

„Guten Morgen! lieber General von B***! Er hat ſich ja ſo früh auf die Beine gemacht?“

Ich muß wohl, Ew. Majeſtät.

„Weshalb?“

Ich will mich heute mit meinen Gläubigern ſetzen.

„Da kehr' Er nur gleich wieder um, und fahr' Er nach Berlin zurück. In Potsdam ſind dazu nicht Stühle genug.“

Der Profeſſor Bernoulli*) mußte einſt Friedrich eine neue Himmelskarte bringen, und er beſprach ſich viel mit ihm darüber.

Bei'm Abſchiede ſagte er zu Bernoulli:

„Nun, wenn wieder etwas Neues im Himmel vorgehen ſollte, ſo bericht' Er mir's, ich will Ihm dafür Nachricht geben, was auf Erden vorfällt.“

Mit dem Oberſtallmeiſter Grafen von Schwerin trieb der König oft ſeinen Scherz.

Als er bei'm Ausbruch des baierſchen Erbfolgekrieges zur Armee gegangen war, ſchrieb er ihm:

„Mes chevaux et Moi, nous nous mettons aux pieds de Votre Excellence et lui demandons une continuation de sa bonté et de ses graces. Elle voit, que je suis absent de Breslau, il n'y a donc que mes mulets, qui pourroient y attirer son attention.“

(Meine Pferde und ich, wir werfen uns Ew. Excellenz zu Füßen und bitten um die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Gnade. Ew. Excellenz ſehen daraus, daß ich von Breslau fort bin, es ſind alſo nur noch meine Mauleſel, die Dero Aufmerkſamkeit feſſeln können.)

---

*) Johann Bernoulli, Lizentiat der Rechte, geboren zu Baſel den 5. November 1744, kam ſchon im neunzehnten Jahre nach Berlin; er wurde dort königlicher Aſtronom und ſtarb am 13. Juli 1807.

Der Geſchichtſchreiber **Fiſcher** *) hatte die Aufmerkſamkeit des Staatsminiſters, Freiherrn von **Zedlitz**, der unter **Friedrich's** Regierung Chef der geiſtlichen Angelegenheiten und des Schul- und Erziehungsweſens war, durch ſeine erſten hiſtoriſchen Schriften auf ſich gezogen. Der Miniſter machte ihm alſo den Antrag, als Profeſſor extraordinarius nach **Halle** zu gehen, mit einem jährlichen Gehalt von zweihundert Thalern.

Fiſcher nahm dies Anerbieten an, der Miniſter ſtattete darüber dem Könige Bericht ab, und trug auf die Genehmigung dieſer Anſtellung an. Sie wurde ihm mittelſt Kabinetsordre ertheilt.

Nach einiger Zeit las **Friedrich** im Courier du Bas-Rhin: **Fiſcher** ſey bei der Univerſität **Halle** als Profeſſor mit einem Gehalte von zweitauſend Thalern jährlich angeſtellt worden.

Sogleich erhielt der Miniſter eine Kabinetsordre, in welcher der König ſein Befremden über dieſe Notiz in dem Courier du Bas-Rhin äußerte, ihm Vorwürfe machte, daß er einem ſo jungen Mann gleich ein ſo hohes Gehalt ertheilt habe, und mit den Fonds der Univerſität ſo verſchwenderiſch ſchalte.

Der Miniſter erſtattete darüber Bericht an den Monarchen, in welchem er den Irrthum berichtigte; aber empfindlich über dieſe Zurechtweiſung, ſchloß er mit den Worten:

„Hiernach bezieht der Profeſſor Fiſcher in Folge der ausdrücklichen Genehmigung Ew. Königl. Majeſtät, als Profeſſor extraordinarius nicht 2000, ſondern nur 200 Thlr. jährlichen Gehalt; es thut mir aber leid, daß Ew. Königl. Majeſtät einem lügenhaften Zeitungsſchreiber mehr Glauben haben ſchenken können, als mir.“

Der König ſandte dem Miniſter den Bericht zurück, mit der eigenhändigen Randgloſſe:

„I nun, man kann doch fragen?“

* * *

Laſy, ein italieniſcher Edelmann, der ſich den Wiſſenſchaften gewidmet und ſchon eine Profeſſur bekleidete, fand bei'm Mangel

---

*) **Friedrich Chriſtoph Jonathan Fiſcher**, geboren zu **Stuttgart** am 12. Februar 1750, geſtorben am 30. September 1797 als Profeſſor des Staats- und Lehnrechts in **Halle**.

eignen Vermögens, nicht ſein Auskommen. Er entſchloß ſich al
ſein Vaterland zu verlaſſen und in Wien Kriegsdienſte zu ſuche
Dies mißlang und da gerade wegen der baierſchen Erbfolge die Zw
ſtigkeiten zwiſchen Preußen und Öſterreich obwalteten und im Jah
1778 der unblutige kurze Krieg ausbrach, ſo ging Luſy nach Ber
lin, und wurde als Offizier bei dem damals errichteten Freikor
angeſtellt.

Hierdurch wurde er dem Könige und zwar auf eine vorthei
hafte Weiſe, als ein Mann der ſich vor den übrigen Offizieren
dieſes Korps durch Talente und Kenntniſſe auszeichnete, zufällig b
kannt. Im Jahre 1779 erfolgte der Friede und Luſy erhiel
bei der Auflöſung dieſes Freikorps, wie alle dabei angeſtellten Of
ziere, Unteroffiziere und Gemeine, ſeine Entlaſſung.

Gerade um dieſe Zeit kam wieder ein engliſcher Geſandte na
Berlin, und bei der Audienz, in welcher er dem Könige ſein Kr
ditiv überreichte, erſchien er in einer Militairuniform.

Friedrich erkundigte ſich gleich nach dieſer Audienz, welc
Uniform der Geſandte getragen, und bei welcher Truppengattu
er ſtände?

Er erhielt zur Antwort: dies ſey keinesweges die Unifor
eines beſondern Regiments, weder von der Land- noch der Seemac
ſondern die allgemeine Uniform der engliſchen Landmiliz.

„Was hat es eigentlich für ein Bewandniß mit dieſer Lan
miliz?“ fragte Friedrich.

Die unbeſtimmte Antwort war: ſie ſey ohngefähr das in En
land, was die Freikorps bei des Königs Armee im Kriege gew
ſen wären.

Da Friedrich mit allem Recht keine vortheilhafte Meinu
von den Freikorps hegte, die den Namen Freipartie führten, ſo fa
er in der Wahl eines Geſandten, der zur engliſchen Landmiliz g
hörte, etwas Unſchickliches und beſchloß ſogleich, dieſe Unzartheit
vergelten. Er verlangte alſo, daß man ihm eine namentliche Li
der ehemaligen Offiziere des Freikorps, die ſich durch Kenntniſſe b
ſonders auszeichneten, vorlegen ſolle. Dies geſchah; er ſtieß auf d
Namen Luſy, erinnerte ſich ſeiner und ernannte ihn zum Geſan
ten am londoner Hofe, zum größten Befremden des damaligen K
binetsminiſters von Hertzberg.

Obgleich der Letztere Gegenvorſtellungen machte, auch beſonders zu erwägen gab, daß ein Offizier von der Freipartie ſich zu einem ſo wichtigen und ehrenvollen Poſten nicht ſchicke, ſo beharrte doch Friedrich auf ſeinem Willen und der Graf von Hertzberg bewirkte nur ſo viel, daß der König den neuen Geſandten, um ihm mehr Anſehen zu verſchaffen, in den Grafenſtand erhob. Der König befahl ihm aber ausdrücklich, bei der erſten Vorſtellung vor dem Könige von England in der Uniform des Freikorps zu erſcheinen, auch ſolche bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen.

Der Graf von Luſy ging nach London. Friedrich hatte ſich nicht in ihm geirrt; ſeine Anweſenheit am dortigen Hofe verſchaffte dem preußiſchen Handel weſentliche Vortheile, und was ſeine Vorgänger nicht hatten bewirken können, ſetzte er durch ſeine energiſche Thätigkeit durch; viele preußiſche Schiffe, die man als gute Priſe genommen, wurden mit ihren Ladungen wieder zurückgegeben, oder doch der Werth derſelben erſtattet. Durch die thätige Dankbarkeit derjenigen, die dadurch wieder in den Beſitz ihres geraubten Vermögens kamen, legte der Graf den Grund zu einem anſehnlichen Vermögen, das in der Folge durch eine reiche Heirath noch beträchtlich vermehrt wurde. Er blieb fortwährend in der Gunſt des Königs.

Im Jahre 1779 baten die pommerſchen Deputirten, der General, Graf von Borck, der Baron von Eickſtadt und die Landräthe: von Winterfeld und von Puttkammer, den König um eine Kreditſocietät.

Friedrich antwortete ihnen und zwar in dem Tone aufrichtiger Rührung:

„Kommen Sie näher, meine Herren! Ich will mit Ihnen als Ihr beſter Freund ſprechen. Sie haben bei mir um die Einführung einer Kreditſocietät angehalten. Ich will Ihnen gern helfen, denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann ſie nicht mehr lieben, als ich ſie liebe; denn ſie ſind brave Leute, die mir jederzeit in Vertheidigung des Vaterlandes, ſowohl im Felde als zu Hauſe, mit Gut und Blut beigeſtanden haben, und ich müßte kein Menſch ſeyn, oder kein menſchliches Herz haben, wenn ich ihnen dafür nicht meine Dankbarkeit beweiſen wollte.“

Am 23. Julius 1779 bereiſete der König die im Rheinluch bei Neuſtadt an der Doſſe neu angelegten Kolonien auf einem dort mit großen Koſten urbar gemachten Bruche, worauf damals dreihundert und acht Familien wohnten. Des Morgens um 5 Uhr war er von Potsdam abgereiſet; nachdem er von einem Berge ſämmtliche Kolonien im Augenſchein genommen, fuhr er über Hohen-Nauen auf Rathenau, wo er Nachmittags um drei Uhr anlangte, zu Mittag ſpeiſete und übernachtete. Am folgenden Tage Morgens um ſechs Uhr wurde die Reiſe fortgeſetzt, er beſah im Magdeburgſchen einige Brüche, welche theils ſchon urbar gemacht waren, theils aber noch bearbeitet wurden, und kam des Nachmittags um vier Uhr wieder in Potsdam an, wo er dann erſt zu Mittag ſpeiſete.

Bis Seelenhorſt war ihm der Amtsrath Sach zu Königshorſt vorausgeritten; jetzt traf die Reihe den Oberamtmann Fromm. Um acht Uhr des Morgens kam er zu Seelenhorſt an, bei ihm im Wagen ſaß der General Graf von Görz; bei der Umſpannung ſprach der König mit den Zietenſchen Huſaren-Offizieren, die auf den umliegenden Dörfern auf Graſung ſtanden, doch nahm er von dem Oberamtmann Fromm keine Notitz, da die Dämme zu ſchmal waren und dieſer neben dem Wagen nicht reiten konnte. In Dechau ſah der König den Gutsbeſitzer, Rittmeiſter von Zieten, und behielt ihn neben dem Wagen bis an die Grenze der dechauſchen Feldmark. Hier wurde wieder umgeſpannt. Der Hauptmann von Rathenow, der früher die Gunſt des Königs genoſſen, und dem das Gut Karveſee zum Theil gehörte, befand ſich hier mit ſeiner Familie und trat an den Wagen.

Unterthänigſten Knecht, Ew. Majeſtät! ſprach der Hauptmann.

„Wer ſeyd Ihr?“

Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karveſee.

„Mein Gott, lieber Rathenow,“ rief der König, die Hände faltend; „lebt Er noch? ich dacht', Er wäre längſt todt. Wie geht's Ihm? iſt er geſund?“

O ja, Ew. Majeſtät.

„Aber mein Gott! wie dick iſt Er geworden!“

Ja, Ew. Majeſtät, Eſſen und Trinken ſchmeckt noch immer, nur die Füße wollen nicht fort.

„Ja! das geht mir auch ſo. Iſt Er verheirathet?“

Ja, Ew. Majeſtät!

„Iſt Seine Frau mit unter den Damen dort?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Laß' Er ſie doch herkommen!

Die Frau von Rathenow näherte ſich, der König den Hut abnehmend ſprach:

„Ich finde an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.“

Sehr viel Gnade für meinen Mann!

„Was ſind Sie für eine geborne?“

Ein Fräulein von Kröcher.

„Hoho! eine Tochter vom General von Kröcher.“

Ja, Ew. Majeſtät!

„O den hab' ich recht gut gekannt. Hat Er auch Kinder, Rathenow?“ fragte er, ſich an den Hauptmann wendend.

Ja, Ew. Majeſtät! Meine Söhne ſind in Dienſten, und dies ſind meine Töchter! auf ſolche zeigend.

„Nun, das freut mich! Leb' Er wohl, leb' Er wohl!“

Der König fuhr dann weiter nach Fehrbellin, der Förſter Brand ritt ihm vor. Als ſie an einen Flecken von Sandſchellen kamen, fragte der König:

„Förſter, warum ſind die Sandſchellen nicht beſät?“

Ew. Majeſtät, ſie gehören nicht zur königlichen Forſt; ſie gehören mit zum Acker, die Leute beſäen ſie zum Theil mit allerlei Getreide. Hier rechts haben ſie Kiehnäpfel geſät!

„Wer hat die geſäet?“

Hier der Oberamtmann.

Der König wandte ſich jetzt an den Oberamtmann Fromm.

„Na! ſagt es meinem geheimen Rath Michaelis, daß die Sandſchellen beſäet werden ſollen,“ dann fragte er den Förſter: „Wißt Ihr aber auch, wie Kiehnäpfel geſät werden?“

O ja, Ew. Majeſtät.

„Wie werden ſie denn geſät? von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen?“

Von Abend gegen Morgen.

„Aber warum?“

Weil am meiſten Wind aus dem Abend kommt.

„Das iſt recht!“

In Fehrbellin angekommen, ſprach der König dort mit dem Lieutenant Probſt vom Zietenſchen Huſarenregiment, und mit dem Poſtmeiſter, Hauptmann von Moſch. Nach der Umſpannung fuhr er weiter und da er an die Gräben, die im fehrbelliniſchen Luch auf königliche Koſten gemacht waren, vorbei fuhr, ritt der Oberamtmann an den Wagen und ſprach zu dem Könige:

Ew. Majeſtät, das ſind ſchon zwei neue Gräben, die wir durch Ew. Majeſtät Gnade hier erhalten haben, und die uns das Luch trocken erhalten.

„So, ſo; das iſt mir lieb! Wer ſeyd Ihr?“

Ew. Majeſtät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.

„Wie heißt Ihr?“

Fromm.

„Ihr ſeyd ein Sohn von dem Landrath Fromm?“

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, mein Vater iſt Amtsrath im Amte Lehnin geweſen.

„Amtsrath, Amtsrath! Das iſt nicht wahr! Euer Vater iſt Landrath geweſen. Ich hab' ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?“

O ja, Ew. Majeſtät!

„Haltet Ihr mehr Vieh, als Euer Vorfahr?“

Ja, Ew. Majeſtät! Auf dieſem Vorwerk halt' ich vierzig, auf allen Vorwerken ſiebzig Kühe mehr.

„Das iſt gut. Die Viehſeuche iſt doch nicht hier in der Gegend?“

Nein, Ew. Majeſtät!

„Habt Ihr die Viehſeuche hier gehabt?“

Ja!

„Braucht nur fleißig Steinſalz, dann werdet Ihr die Viehſeuche nicht wieder bekommen.“

Ja, Ew. Majeſtät, das brauch' ich auch; aber Küchenſalz thut beinahe die nämlichen Dienſte.

„Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinſalz nicht klein ſtoßen, ſondern es dem Vieh ſo hinhängen, daß es daran lecken kann.“

Es ſoll geſchehen.

„Sind hier noch ſonſt Verbeſſerungen zu machen?“

O ja, Ew. Majeſtät. Hier liegt der Kemmenſee. Wenn dieſer abgegraben würde, bekämen Ew. Majeſtät an achtzehnhundert

Morgen Wieſenwachs, wo Koloniſten könnten angeſetzt werden, und die ganze Gegend würde ſchiffbar, das könnte dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen. Auch könnte vieles zu Waſſer aus Mecklenburg nach Berlin kommen.

„Das glaub' ich! Euch würde wohl dabei ſehr geholfen, aber Viele ruinirt werden, wenigſtens die Gutsherrn des Terrains? nicht wahr?“

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zur königlichen Forſt, und ſteh'n nur Birken darauf.

„O wenn weiter nichts iſt als Birkenholz, ſo kann's geſcheh'n! Ihr müßt aber auch nicht die Rechnung ohne Wirth machen, daß nicht die Koſten den Nutzen überſteigen.“

Die Koſten werden den Nutzen gewiß nicht überſteigen! Denn erſtlich können Ew. Majeſtät ſicher darauf rechnen, daß achtzehn hundert Morgen gewonnen werden; das wären ſechs und dreißig Koloniſten, jeder zu funfzig Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Flößholz gelegt, und auf die Schiffe, die den neuen Kanal paſſiren, ſo wird das Kapital ſich gut verzinſen.

„Na! Sagt es meinem geheimen Rath Michaelis! Der Mann verſteht's, und ich will Euch rathen, daß Ihr Euch an den Mann wendet in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Koloniſten anzuſetzen ſind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonieen; ſondern wenn's nur zwei oder drei Familien ſind, ſo könnt Ihr's immer mit dem Manne abmachen.“

Es ſoll geſchehen, Ew. Majeſtät.

„Kann ich hier nicht Wuſterau liegen ſehen?“

Ja, Ew. Majeſtät; hier rechts, das iſt's.

Der König erinnerte ſich, daß dies Gut dem General von Zieten gehöre und fragte:

„Iſt der General zu Hauſe?“

Ja!

„Woher wißt Ihr das?“

Ew. Majeſtät, der Rittmeiſter von Leſtock liegt in meinem Dorfe auf Graſung, und da ſchickte der Herr General geſtern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's.

„Hat der General auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen?“

O ja! Er hat die Meierei hier rechts gebaut, und eine Kuhmelkerei angelegt, das hätt' er nicht gekonnt, wenn das Luch nich abgegraben wäre.

„Das iſt mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin?“

Honig.

„Wie lange iſt er da?“

Seit Trinitatis.

„Seit Trinitatis? Was iſt er vorher geweſen?“

Kanonikus.

„Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel den Kanonikus zum Beamten?“

Ew. Majeſtät! er iſt ein junger Menſch, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Ew. Majeſtät Beamter zu ſeyn.

„Warum iſt aber der Alte nicht geblieben?“

Der iſt geſtorben.

„So hätte doch die Wittwe das Amt behalten können?“

Sie iſt in Armuth gerathen!

„Durch Frauenwirthſchaft!“

Ew. Majeſtät verzeihen, ſie wirthſchaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben ſie zu Grunde gerichtet, die können den beſten Wirth zurückſetzen. Ich ſelber habe vor zwei Jahren das Viehſterben gehabt und keine Remiſſion erhalten, ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen.

„Mein Sohn, heute hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.“

Das iſt ſchon eben ein Unglück, daß der geheime Rath Michaelis den Schaden auch hat!

Der Oberamtmann beſorgte, daß dieſe Äußerung zu dreiſt geweſen, und blieb daher etwas entfernt vom Wagen.

„Na! Amtmann, vorwärts!“ rief ihm der König zu: „bleibt bei dem Wagen, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unglücklich ſeyd. Sprecht nur laut, ich verſtehe recht gut. Sagt mir' mal, wie heißt das Dorf da rechts?“

Langen.

„Wem gehört's?“

Ein Drittheil Ew. Majeſtät, unter dem Amte Alt-Ruppin; ein Drittheil dem Herrn von Hagen; dann hat der Dom zu Berlin auch Unterthanen darin.

„Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg.“

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin.

„Es iſt aber nicht wahr! der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen!“

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karveſen drei Unterthanen.

„Ihr irrt Euch, das iſt der Dom zu Magdeburg.“

Ew. Majeſtät, ich wär' ein ſchlechter Beamter, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten ſind.

„Ja, dann habt Ihr Recht! Sagt mir einmal, hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht auf den Namen beſinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.“

Buſchow, Rodensleben, Sommerfeld, Beetz, Karbe —

„Recht! Karbe. Wem gehört das Gut?“

Dem Herrn von Kneſebeck.

„Iſt er in Dienſten geweſen?“

Ja, Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.

„Unter der Garde?“ an den Fingern zählend: „Ihr habt Recht, er iſt Lieutenant unter der Garde geweſen! Das freut mich ſehr, daß das Gut noch in Kneſebeckſchen Händen iſt. — Na! ſagt mir einmal, der Weg, der hier den Berg hinauf geht, führt nach Ruppin, und hier links iſt die große Straße nach Hamburg?“

Ja, Ew. Majeſtät!

„Wißt Ihr, wie lange es her iſt, daß ich nicht hier geweſen?“

Nein!

„Das ſind drei und vierzig Jahre! — Kann ich Ruppin liegen ſehn?“

Ja, Ew. Majeſtät! Der Thurm, der hier rechts über die Tannen herüber ſieht, iſt Ruppin.

Der König lehnte ſich mit dem Glaſe aus dem Wagen und ſprach:

„Ja, ja! das iſt er, ich kenn' ihn noch. — Kann ich Dramnitz liegen ſehen?“

Nein, Ew. Majeſtät! Dramnitz liegt zu weit links, dicht an Kyritz!

„Werden wir's nicht ſehen, wenn wir beſſer hinkommen?“

Es könnte ſeyn, bei Neuſtadt; aber ich zweiſle.

„Das iſt Schade! Kann ich Pechlin liegen ſehn?“

Jetzt nicht, Ew. Majeſtät; es liegt zu ſehr im Grunde. M weiß, ob es Ew. Majeſtät gar werden ſehen können.

„Na! gebt Acht und wenn Ihr es ſeht, ſo ſagt es! — W iſt der Beamte von Alt-Ruppin?“

Er wird in Protzen bei'm Vorſpann ſeyn!

„Können wir Pechlin noch nicht liegen ſehen?“

Nein!

„Wem gehört's jetzo?“

Einem gewiſſen Schönermark.

„Iſt er von Adel?“

Nein!

„Wer hat es vor ihm gehabt?“

Der Feldjäger Ahrens; der hat es von ſeinem Vater ererbt Das Gut iſt immer in bürgerlichen Familien geweſen.

„Das weiß ich. Wie heißt das Dorf hier vor uns?“

Walchow.

„Wem gehört es?“

Ew. Majeſtät, unter dem Amte Alt-Ruppin.

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?“

Protzen.

„Wem gehört es?“

Dem Herrn von Kleiſt.

„Was iſt das für ein Kleiſt?“

Ein Sohn vom General Kleiſt.

„Von was für einem General Kleiſt?“

Der Bruder von ihm iſt Flügeladjudant bei Ew. Majeſtät geweſen, und ſteht jetzt bei dem Kalkſteinſchen Regiment als Oberſtlieutenant.

„Haha! von dem alſo? Die Kleiſte kenn' ich recht gut. Iſt dieſer Kleiſt auch in Dienſten geweſen?“

Ja, Ew. Majeſtät; er war Fähndrich unter dem Prinz Ferdinandſchen Regiment.

„Warum hat der Mann ſeinen Abſchied genommen?“

Das weiß ich nicht!

„Ihr könnt es mir ſagen; ich ſuche nichts darunter. Warum hat der Mann ſeinen Abſchied genommen?“

Ew. Majeſtät, ich kann es wirklich nicht ſagen.

Während dieſes Geſprächs hatte der König Protzen erreicht. Der General von Zieten ſtand vor dem Edelhof. Der Oberamtmann ſprach daher:

Ew. Majeſtät, der Herr General von Zieten ſind auch hier.

„Wo? Wo? O reitet vor, und ſagt es den Leuten, ſie ſollen ſtill halten, ich will ausſteigen.“

Der König ſtieg nun aus dem Wagen, äußerte ſeine Freude, den General zu ſehen, unterhielt ſich geraume Zeit mit ihm und dem Herrn von Kleiſt, und erkundigte ſich genau: ob ihnen die Abgrabung des Luchs geholfen? ob ſie die Viehſeuche gehabt? und empfahl das Steinſalz gegen dieſelbe. Plötzlich entfernte er ſich einige Schrittte und rief:

„Amtmann!“

Dieſer näherte ſich ihm, er fragte ihn leiſe in's Ohr:

„Wer iſt der dicke Mann da im weißen Rock?“

Ew. Majeſtät, es iſt der Landrath von Quaſt vom ruppinſchen Kreiſe, erwiederte der Amtmann leiſe.

„Schon gut!“

Der König näherte ſich darauf wieder dem General von Zieten und Herrn von Kleiſt, und begann das abgebrochene Geſpräch. Herr von Kleiſt überreichte ihm ſchöne Früchte. Plötzlich wandte er ſich um, und ſagte:

„Serviteur, Herr Landrath!“

Als dieſer ſich dem Könige nahen wollte, fuhr er fort:

„Bleib' Er nur da, ich kenn' Ihn. Er iſt der Landrath von Quaſt!“

Da wieder Vorſpannpferde vor den Wagen gelegt waren, ſo ſetzte der König ſeine Reiſe fort. Die dargebotenen Früchte hatte er nicht angenommen, kaum fuhr er aber weiter, ſo nahm er Butterſchnitten aus der Wagentaſche, bot davon dem Grafen von Görz eine an, aß ſelbſt dergleichen während des Fahrens und dazwiſchen Pfirſiche.

Da er glaubte, der Oberamtmann würde zurückbleiben, rief er ihm bei'm Abfahren zu:

„Amtmann, kommt mit!“ und als dieſer dem Befehl Folge leiſtete, fragte er:

„Wo iſt der Beamte von Alt-Ruppin?“

Er wird vermuthlich krank ſeyn, ſonſt wär' er in Protzen
dem Vorſpann geweſen.

„Sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kle
zu Protzen ſeinen Abſchied genommen hat?“

Nein, Ew. Majeſtät! ich weiß es wahrhaftig nicht.

„Wie heißt dies Dorf hier vor uns?“

Manker.

„Wem gehört es?“

Ew. Majeſtät, unter dem Amte Alt-Ruppin.

„Hört einmal, wie ſeyd Ihr mit der Erndte zufrieden?“

Sehr gut Ew. Majeſtät.

„Sehr gut? und mir haben ſie geſagt, ſehr ſchlecht!“

Ew. Majeſtät, das Wintergetraide iſt etwas erfroren; aber da
Sommergetraide ſteht dafür ſo ſchön, daß es den Schaden am Win
tergetraide reichlich erſetzt.

Der König, der auf den Feldern Mandel an Mandel gewah
wurde, ſprach:

„Es iſt eine gute Erndte, Ihr habt Recht; es ſteht ja Man
del bei Mandel hier!“

Ja, Ew. Majeſtät; und hier ſetzen die Leute noch daz
Stiegen.

„Was iſt das Stiegen?“

Zwanzig Garben zuſammengeſetzt.

„Es iſt unſtreitig eine gute Erndte. Aber ſagt mir doch
warum hat der Kleiſt aus Protzen ſeinen Abſchied genommen?“

Ew. Majeſtät, ich weiß es nicht! Mich deucht, er mußte von
Vater die Güter annehmen. Eine andere Urſache weiß ich nicht.

„Wie heißt dies Dorf hier vor uns?“

Garz.

„Wem gehört es?“

Dem Kriegesrath von Quaſt.

„Wem gehört es?“

Dem Kriegesrath von Quaſt.

„Ei was! Ich will von keinem Kriegesrath was wiſſen! Wem
gehört das Gut?“

Dem Herrn von Quaſt.

„Das iſt recht geantwortet.“

In Garz angekommen, beſorgte die Umſpannung der erſte Deputirte des ruppinſchen Kreiſes, von Lüderitz aus Nackeln. Er trug einen Hut mit einer weißen Feder. — Nach dem Abfahren fragte der König den Oberamtmann:

„Wem gehört das Gut hier links?“

Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nackeln.

„Was iſt das für ein Luderitz?“

Ew. Majeſtät! er war in Garz bei'm Vorſpann.

„Haha! Der Herr mit der weißen Feder! — Sät Ihr auch Weizen?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Wie viel habt Ihr ausgeſät?“

Drei Wiſpel, zwölf Scheffel.

„Wie viel hat Euer Vorfahr ausgeſät?“

Vier Scheffel.

„Wie geht das zu, daß Ihr ſo viel mehr ſät, als Euer Vorfahr?“

Wie ich ſchon die Gnade gehabt, Ew. Majeſtät zu ſagen, ich halte ſiebenzig Stück Kühe mehr, wie mein Vorgänger, mithin kann ich meinen Acker durch Dünger beſſer in Stand halten und Weizen ſä'n.

„Aber warum baut ihr keinen Hanf?“

Er geräth hier nicht. Im kalten Klima geräth er beſſer. Unſere Seiler können den ruſſiſchen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen, und beſſer, als ich ihn bauen kann.

„Was ſät Ihr denn dahin, wo Ihr ſonſt Hanf hinſätet?“

Weizen.

„Baut Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?“

Er will nicht fort; der Boden iſt nicht gut genug.“

„Das ſagt Ihr nur ſo: Ihr hättet die Probe machen ſollen.“

Das hab' ich gethan; allein ſie ſchlug mir fehl, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; wenn ſie mißlingen, muß doch die Pacht bezahlt werden.

„Was ſät Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen?“

Weizen.

„So bleibt bei dem Weizen! — Eure Unterthanen müſſe recht gut im Stande ſeyn?“

Ja, Ew. Majeſtät! Ich kann aus dem Hypothekenbuch beweiſen, daß ſie an funfzigtauſend Thaler Kapital haben.

„Das iſt gut.“

Vor drei Jahren ſtarb ein Bauer, der hatte elftauſend Thale in der Bank.

„Wie viel?“

Elftauſend Thaler.

„So müßt Ihr ſie auch immer erhalten.“

Ja, es iſt recht gut, Ew. Majeſtät, daß der Unterthan Gel hat; aber er wird auch übermüthig, wie die hieſigen Unterthanen, welche mich ſchon ſiebenmal bei Ew. Majeſtät verklagt haben, um vom Hofedienſte frei zu ſeyn.

„Sie werden auch wohl Urſach gehabt haben?“

Sie werden gnädigſt verzeihen: es iſt eine Unterſuchung geweſen, und man hat gefunden, daß ich die Unterthanen nicht gedrückt, ſondern immer Recht gehabt und ſie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe. Dennoch blieb es bei'm Alten. Die Bauern werden nicht beſtraft; Ew. Majeſtät geben den Unterthanen immer Recht, und der arme Beamte muß Unrecht haben.

„Ja, daß Ihr Recht bekommt, mein Sohn, das glaub' ich wohl! Ihr werdet Eurem Departementsrath brav viel Butter, Kapaunen und Puter ſchicken.“

Nein, Ew. Majeſtät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andere Sachen nicht einen Groſchen Geld einnähme, wovon ſollte man die Pacht bezahlen?

„Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puter?“

Nach Berlin.

„Warum nicht nach Ruppin?“

Die mehrſten Bürger halten dort Kühe, ſo viel als ſie brauchen. Der Soldat ißt alte Butter, der kann die friſche nicht bezahlen!

„Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?“

Vier Groſchen für das Pfund. Der Soldat in Ruppin kauft aber die Butter für zwei das Pfund.

„Aber Eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?“

Bei dem ganzen Regiment ſind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel, und die Bürger leben nicht delikat; die danken Gott, wenn ſie Schweinefleiſch haben.

„Ja, da habt Ihr Recht! Die Berliner eſſen gern was Delikates. — Macht mit den Unterthanen was Ihr wollt; nur drückt ſie nicht!“

Ew. Majeſtät, das wird mir nicht einfallen und keinem rechtſchaffenen Beamten.

„Sagt mir einmal, wo liegt hier Stöllen?“

Stöllen können Ew. Majeſtät nicht ſehen. Die großen Berge dort links ſind Berge bei Stöllen, auf welchen Ew. Majeſtät alle Kolonien überſehen können!

„So? das iſt gut, dann reitet mit bis dahin.“

Der König ſah jetzt viele Bauern, die Roggen mäh'ten. Sie ſtellten ſich in zwei Glieder auf beiden Seiten des Weges und ſtrichen die Senſen. Der König fuhr zwiſchen ihnen durch.

„Was Teufel, die Leute wollen wohl Geld von mir haben?“ fragte er.

O nein, Ew. Majeſtät! ſie ſind nur voll Freude, daß Sie ſo gnädig ſind, und die hieſige Gegend bereiſen.

„Ich werd' ihnen auch nichts geben! Wie heißt dies Dorf hier vorn?“

Barſekow.

„Wem gehört es?“

Dem Herrn von Mütſchefall.

„Was iſt das für ein Mütſchefall?“

Er war Major unter dem Regimente, das Ew. Majeſtät als Kronprinz gehabt haben.

„Mein Gott! lebt der noch?“

Nein, er iſt todt, die Tochter hat das Gut.

Als der König durch das Dorf Barſekow fuhr, ſah er, daß der Edelhof eingefallen war.

„Hört! Iſt das der Edelhof?“

Ja!

„Das ſieht ja elend aus!“

Eine der Töchter des von Mütſchefall, welche einen mecklenburgiſchen Edelmann, von Kriegsheim, geheirathet, trat bei dem

Umſpannen an den Wagen. Sie überreichte dem Könige einig Früchte. Er dankte dafür, fragte wer ihr Vater geweſen, wan er geſtorben? u. dgl. Sie ſtellte nun ihren Gatten vor, dankte ſi die zweihundert Morgen [*]), ſtieg auf den Tritt des Wagens un wollte die Hand oder den Rockſchooß des Königs küſſen. Er zo ſich in die entgegengeſetzte Ecke des Wagens zurück, und rief:

„Laß' Sie ſeyn, laß' Sie ſeyn, meine Tochter! Es iſt ſcho gut! — Amtmann, macht daß wir fortkommen!"

Als weiter gefahren wurde, fragte der König:

„Hört einmal: den Leuten hier geht's wohl nicht gut?"

Recht ſchlecht, Ew. Majeſtät! Es iſt die größte Armuth.

„Sagt mir doch; es wohnte hier vor dieſem ein Landrath. Er hatte viele Kinder; könnt Ihr Euch nicht auf ihn beſinnen?"

Es wird der Landrath von Gorgas zu Ganſer geweſen ſeyn.

„Ja, ja! Der iſt's geweſen. Iſt er ſchon todt?"

Ja, Ew. Majeſtät. Er ſtarb 1771; und es war ſonderbar: in vierzehn Tagen ſtarb er, ſeine Frau, die Fräulein und vier Söhne. Die andern vier lagen an der nämlichen Krankheit darnieder, es war eine Art hitzigen Fiebers, und obwohl ſie in Dienſten und in verſchiedenen Garniſonen ſtanden, und kein Bruder zum andern kam, ſo ergriff doch alle viere dieſelbe Krankheit, ſie ſind nur noch ſo eben mit dem Leben davon gekommen.

„Das iſt ein verzweifelter Umſtand geweſen! Wo ſind die noch lebenden vier Söhne?"

Einer unter den Zietenſchen Huſaren, Einer unter den Gensd'armes, Einer iſt unter dem Prinz Ferdinandſchen Regiment geweſen und wohnt auf dem Gute Derſau. Der vierte iſt der Schwiegerſohn des Generals von Zieten. Er war Lieutenant bei deſſen Regiment; Ew. Majeſtät haben ihm aber in dieſem letzten Kriege wegen ſeiner Kränklichkeit den Abſchied gegeben; nun wohnt er in Ganſer.

„So? das iſt alſo einer von den Gorgaſſen? — Macht Ihr ſonſt noch Proben mit ausländiſchem Getreide?"

---

[*]) Der König hatte den Mütſchefalliſchen Kindern eine Kolonie von zweihundert Morgen geſchenkt, und der von Kriegsheim hatte ſich daher im Preußiſchen angeſiedelt.

O ja! Dieſes Jahr hab' ich ſpaniſche Gerſte geſät. Allein ſie will nicht recht einſchlagen; ich gehe wieder ab. Den holſteinſchen Staudenroggen finde ich gut!

„Was iſt das für ein Roggen?“

Er wächſt im Holſteinſchen in der Niederung. Unter dem zehnten Korn hab' ich ihn noch nicht gehabt!

„Nu, nu! nicht gleich das zehnte Korn!“

Das iſt nicht viel! Belieben Ew. Majeſtät den Herrn General von Görz zu fragen, der wird Ihnen ſagen, daß dies im Holſteiniſchen nicht viel iſt.

Der König ſprach eine Weile über dieſen Roggen mit ſeinem Begleiter im Wagen; dann rief er dem Oberamtmann zu:

„Na, ſo bleibt bei dem holſteinſchen Staudenroggen, und gebt den Unterthanen auch welchen.“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Aber macht mir einmal eine Idee: wie hat das Luch ausgeſeh'n, eh' es gegraben war?“

Es waren lauter hohe Hüllen, dazwiſchen ſetzte ſich das Waſſer. In den trockenſten Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, ſondern mußten es in große Miethen ſetzen. Im Winter nur, wenn's ſcharf gefroren, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Gräben, die Ew. Majeſtät machen laſſen, ziehen das Waſſer ab. Jetzt iſt das Luch ſo trocken, wie Ew. Majeſtät ſeh'n, und wir können unſer Heu herausfahren, wenn wir wollen.

„Das iſt gut! Halten Eure Unterthanen auch mehr Vieh als ſonſt?“

Ja!

„Wie viel wohl?“

Mancher eine Kuh, mancher zwei, nachdem es ſein Vermögen geſtattet.

„Aber wie viel halten ſie wohl ſämmtlich mehr? ungefähr nur!“

Bis hundert und zwanzig Stück.

Da ſich der Oberamtmann Fromm in Anſehung des holſteinſchen Roggens auf des General von Görz Zeugniß bezogen, fragte er dieſen: woher er den Amtmann kenne? Dieſer erwiederte: er

habe ihn früher im Holſteinſchen kennen lernen, wo er Pferde
kauft, und ſey er auch demnächſt mit ſolchen zum Verkauf n
Potsdam gekommen.

Der König ſprach darauf zu dem Oberamtmann:

„Hört, ich weiß, Ihr ſeyd ein Liebhaber von Pferden. G
aber ab davon, und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet dabei E
Rechnung beſſer finden.“

Ew. Majeſtät, ich hand'le nicht mehr mit Pferden. Ich zi
mir nur alle Jahre etliche Füllen.

„Zieht Euch Kälber dafür, das iſt beſſer!“

O, Ew. Majeſtät, wenn man ſich Mühe giebt, iſt bei
Pferdezucht kein Schaden. Ich kenne Jemand, welcher vor z
Jahren tauſend Thaler für einen Hengſt von ſeinem Zuwachs bek

„Der iſt ein Narr geweſen, der ſie gegeben hat!“

Ew. Majeſtät, es war ein mecklenburgſcher Edelmann.

„Er iſt aber doch ein Narr geweſen!“

Auf das Gebiet des Amts Neuſtadt angekommen, hielt
Pächter deſſelben, der Amtsrath Klauſius, an der Grenze.
ließ den König vorüberfahren. Dem Oberamtmann Fromm
das viele Sprechen beſchwerlich, denn der König fragte ihn nach d
Namen jedes Dorfes und jedes Gutsbeſitzers, deren Verhältniſ
und ob ſie Söhne im Militairdienſte hätten und bei welchen Re
mentern ſie ſtänden, und ſolche in dieſer Gegend ſehr zahlreich ſi
Er brachte daher den Amtsrath Klauſius zu dem Wagen des K
nigs und ſprach:

Ew. Majeſtät, hier iſt der Amtsrath Klauſius vom Amte Ne
ſtadt, unter deſſen Juriſdiktion die Kolonien ſtehen.

„So, ſo! Das iſt mir lieb! Laßt ihn herkommen? — W
heißt Ihr?“

Klauſius.

„Klau-ſi-us? Na, habt Ihr viel Vieh hier auf den Kolonien

Achtzehnhundert ſieben und achtzig Stück, Ew. Majeſtät!
würden weit über dreitauſend ſeyn, wenn nicht die Viehſeuche
weſen wäre.

„Vermehren ſich auch die Menſchen gut?“

O ja, Ew. Majeſtät! Es ſind jetzt funfzehnhundert ſechs u
ſiebenzig Seelen auf den Kolonien.

„Seyd auch Ihr verheirathet?"

Ja, Ew. Majeſtät!

„Habt auch Ihr Kinder?"

Stiefkinder, Ew. Majeſtät!

„Warum nicht eigene?"

Ich weiß nicht, Ew. Majeſtät, wie das zugeht.

Der König, ſich an den Oberamtmann Fromm wendend, fragte dieſen:

„Hört: iſt die mecklenburgſche Grenze noch weit von hier?"

Nur eine kleine Meile. Es ſind aber nur einige Dörfer, die mitten im Brandenburgſchen liegen. Sie heißen Stetzebart, Neſſe.

„Ja, ja! ſie ſind mir bekannt. Das hätt' ich aber doch nicht geglaubt, daß wir dem Mecklenburgſchen ſo nahe wären." Jetzt wandte er ſich wieder an den Amtsrath Klauſius: „Wo ſeyd Ihr geboren?"

Zu Neuſtadt an der Doſſe.

„Was war Euer Vater?"

Prediger.

„Sind die Koloniſten auch gute Leute? Die erſte Generation pflegt nicht viel zu taugen!"

Es geht noch an.

„Wirthſchaften ſie gut?"

O ja, Ew. Majeſtät! Der Miniſter von Derſchau hat mir auch eine Kolonie von fünf und ſiebenzig Morgen gegeben, um den andern Koloniſten mit gutem Beiſpiel voran zu gehen.

„Ha, ha! mit gutem Exempel!" rief der König lächelnd aus: „Aber ſagt mir, ich ſehe hier kein Holz, wo holen die Koloniſten ihr Holz her?"

Aus dem Ruppinſchen.

„Wie weit iſt das?"

Drei Meilen.

„Das iſt auch ſehr weit! Da hätte man ſorgen müſſen, daß ſie es näher hätten. Was iſt der da für ein Menſch, rechts?" fragte er darauf den Oberamtmann Fromm.

Der Bauinſpektor Menzelius, der hier die Bauten in Aufſicht hat.

„Bin ich hier in Rom? es ſind ja lauter lateiniſche Namen Warum iſt das hier ſo hoch eingezäunt?“

Es iſt das Maulthiergeſtüte.

„Wie heißt die Kolonie?“

Klauſiushof.

Ew. Majeſtät, ſie kann auch Klaushof heißen, ſprach der Amtsrath Klauſius.

„Sie heißt Klauſiushof. Wie heißt da die andere Kolonie?“ fragte er darauf den Oberamtmann Fromm.

Brenkenhof.

„So heißt ſie nicht.“

Ja, Ew. Majeſtät; ich weiß es nicht anders!

„Sie heißt Brenken-ho-fi-ushof!“ — Sind das die ſölleſchen Berge, die da vor uns liegen?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Muß ich durch das Dorf fahren?“

Es iſt gerade nicht nöthig; aber der Vorſpann ſteht dort. Wenn Ew. Majeſtät befehlen, ſo will ich voranreiten und ihn hinter den Berge warten laſſen.

„O ja, das thut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit.“

Der Oberamtmann that, was er vorgeſchlagen, und als der König auf den Bergen war, befand auch er ſich dort. Der König ſah aus dem Wagen, ließ ſich ein Fernrohr geben, beſah die umliegende Gegend und ſprach dann:

„Das iſt wahr, das iſt wider meine Erwartung! Das iſt ſchön! Ich muß Euch das ſagen, Allen, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr ſeyd ehrliche Leute geweſen!“ Dann fragte er den Oberamtmann Fromm: „Sagt mir mal: Iſt die Elbe -weit von hier?“

Ew. Majeſtät, zwei Meilen. Da liegt Würben in der Altmark, dicht an der Elbe.

„Das kann nicht ſeyn! Gebt mir den Tubus noch einmal her. — Ja, ja! es iſt doch wahr! Aber was iſt das für ein Thurm?“

Ew. Majeſtät, es iſt Havelberg.

„Na! Kommt Alle her!“

Der Amtsrath Klauſius, der Bauinſpektor Menzelius und der Obermamtmann Fromm kamen näher heran.

„Hört einmal, der Fleck Bruch hier links ſoll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt ebenfalls, ſo weit als der Bruch geht. Was ſteht für Holz darauf?“

Der Oberamtmann Fromm erwiederte: Elſen und Eichen Ew. Majeſtät!

„Die Elſen können gerodet werden, die Eichen aber ſtehen bleiben; die können die Leute verkaufen, oder ſonſt nutzen! Wenn es urbar iſt, dann rechn' ich ſo dreihundert Familien und fünfhundert Stück Kühe; nicht wahr?“

Jeder der drei Befragten ſchwieg, endlich ſprach der Oberamtmann Fromm:

Ja, Ew. Majeſtät, vielleicht!

„Hört mal, Ihr könnt mir dreiſt antworten. Mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, daß man das ſo ganz genau nicht ſagen kann. Ich bin nicht da geweſen; kenne das Terrain nicht; ſonſt verſteh' ich's ſo gut, wie Ihr, wie viel Familien angeſetzt werden können.“

Ew. Majeſtät, das Luch iſt aber noch in großer Gemeinſchaft, äußerte der Bauinſpekter Menzelius.

„Das ſchadet nicht! Man muß eine Vertauſchung machen, oder ein Äquivalent dafür geben, wie ſich's am beſten thun läßt. Umſonſt verlang ich's nicht.“ Dann ſich an den Amtsrath Klauſius wendend, ſetzte er hinzu: -„Na! hört mal, Ihr könnt es an meine Kammer ſchreiben, was ich urbar gemacht haben will. Das Geld dazu geb' ich! Und Ihr,“ ſprach er zu dem Oberamtmann Fromm; „geht nach Berlin, und ſagt es meinem geheimen Rath Michaelis mündlich, was ich noch urbar gemacht haben will.“

Der König ſtieg nun wieder in den Wagen, und fuhr den Berg hinunter, wo umgeſpannt wurde. Da er dem Oberamtmann Fromm befohlen, daß er ihn bis an die ſtöllenſchen Berge begleiten ſollte, fragte dieſer:

Befehlen Ew. Majeſtät, daß ich noch weiter mit ſoll?

„Nein, mein Sohn, reitet in Gottes Namen nach Hauſe!“

Der König fuhr nun unter Begleitung des Amtsraths Klauſius nach Rathenow. Dort abgeſtiegen im Poſthauſe, ſpeiſete er daſelbſt und zog den Oberſtlieutenant von Backhof, vom Regimente Karabiniers, zur Tafel. Der König war ſehr heiter geſtimmt, und ſagte bei Tiſche zu dem Oberſtlieutenant:

„Mein lieber Backhof! iſt er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin geweſen, ſo reiſ' Er hin! Die Gegend hat ſich ungemein verbeſſert. Seit langer Zeit bin ich nicht mit ſolchem Vergnügen gereiſt. Ich nahm die Reiſe mir vor, weil ich keine Revue hatte, und es hat mir ſo ſehr gefallen, daß ich gewiß künftig wieder eine ſolche Reiſe machen werde.“

„Hör Er mal: wie iſt es Ihm gegangen, im letzten Kriege? Vermuthlich ſchlecht. Ihr habt in Sachſen auch nichts ausgerichtet. Das macht, wir haben nicht gegen Menſchen, ſondern gegen Kanonen gefochten; allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert, und unſchuldig Menſchenblut vergoſſen. Dann wär' ich werth geweſen, daß man mich vor die Fähndel-Wache gelegt, und mir einen öffentlichen Produkt gegeben hätte! Die Kriege werden fürchterlich zu führen.“

Nach altem Gebrauch wurde in allen Patenten, Privilegien, Beſtallungen u. dgl. der ganze Titel der Könige von Preußen Wort für Wort aufgeführt.

Dem Könige ſchien dies eine pedantiſche Kleinigkeitskrämerei, und er erließ darüber eine Kabinetsorder, die alſo lautet:

„Da Seine Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr es für ſehr überflüſſig finden, wenn in den Beſtallungen für Dero Bedienten, wie auch in den Pachtkontrakten und bei andern dergleichen Ausfertigungen die ganze Titulatur vorgeſetzt wird, und daher zu befehlen geruhet, daß das von nun an nicht weiter geſchehen, ſondern nur kurz und ſimpel weg geſetzt werden ſoll: Wir, Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. Mehr nicht, und alle die andern Hiſtorien weggelaſſen werden ſollen; ſo befehlen Höchſtdieſelben Dero General-Directorium hierdurch in Gnaden, ſich hiernach zu achten, als auch an die ſämmtlichen Kammern und wohin es ſonſten noch erforderlich, das Nöthige hierüber zu verfügen, damit ſolches durchgehends beobachtet wird.

Potsdam, den 21. October, 1779. Friedrich.“

Bei der Bereiſung Pommerns in Begleitung eines Landraths im Jahre 1779, befragte er dieſen über manche Gegenſtände, über den Ertrag der Güter, deren Eigenthümer und dergleichen. Er erhielt ſtets ſchnell die beſtimmteſten Antworten. So kam man zu einem Dorfe.

„Wie heißt das Gut dort?“ fragte der König.

Der Landrath nannte den Namen.

„Wem gehört es?“

Einem von Rochow.

„Ein von Rochow hat als Offizier bei einem Regimente geſtanden, der demnächſt ſeinen Abſchied erhalten.“

Nach mehreren Fragen ergab es ſich, daß es dieſer war.

„Aber warum hat Rochow denn eigentlich den Abſchied genommen?“ fragte Friederich.

Ich kann es nicht ſagen, erwiederte der Landrath, der bisher alle Fragen ſchnell und freimüthig beantwortet hatte.

Der König fuhr weiter, nach einiger Zeit fing er wieder an:

„Aber warum hat denn der Rochow eigentlich den Abſchied genommen?“

Der Landrath antwortete, aber noch ängſtlicher, wie zuvor: Ich weiß es nicht, Ew. Majeſtät!

Dieſe Verlegenheit ſchien dem Könige Vergnügen zu machen; er wiederholte daher nach einigen Zwiſchenräumen, wo er über ganz andere Gegenſtände ſprach, die nämliche Frage wohl zehnmal. Er erhielt die nämliche Antwort von ſeinem immer ängſtlicher werdenden Begleiter.

Endlich ſprach der König lächelnd:

„Er weiß es ganz gewiß und will es nur nicht ſagen. Nur heraus mit der Sprache! Warum hat der Rochow den Abſchied genommen?“

Voll Angſt rief der Landrath mit weinerlichem Tone: Bei Gott Ew. Majeſtät, ich weiß es nicht!

Jetzt lachte der König laut auf und ſprach mit ſehr freundlicher Miene:

„Nun, nun, ſey Er nur ruhig; ich glaub' es Ihm ja ſchon. Es iſt nur mein Scherz. Ich will's Ihm ſagen: er hat das Gut mit meiner Bewilligung erheirathet.“

Einſt äußerte Friedrich bei Tafel: wie er in Verlegen
ſey, wen er als Geſandten an einen auswärtigen Hof ſchicken ſ
Warum ſchicken Sie nicht den Marquis von Luccheſini b
fragte Graf von Pinto vorſchnell; das iſt doch gewiß ein geiſ
cher Mann?

„Eben darum will ich ihn hier behalten," verſetzte der Kön
„und lieber Euch oder den langweiligen *** dort hinſenden."

Da der König gleich bei dem Antritt ſeiner Regierung
keinen ſeiner Unterthanen Ohr und Herz verſchloß, da der Gerin
in ſeinen Bedrängniſſen entweder mündlich oder ſchriftlich ſ
Zuflucht zu ihm nahm, und er jede Eingabe ſelbſt las; ſo kon
es nicht fehlen, daß hauptſächlich eine Menge Beſchwerden über r
terliche Entſcheidungen bei ihm eingereicht wurden.

Sein heller noch nicht durch juriſtiſche Formen verdunkelter V
ſtand erkannte bald die Wahrheit des Spruchs: summum jus, su
ma injuria; die eigenen ſchmerzhaften Erfahrungen, die er in f
hern Jahren bei der wider ihn verhängten Unterſuchung wegen ſei
Flucht gemacht, der Tod Katt's, der, als ein Verbrecher, auf d
Blutgerüſte ſterben müſſen, war noch in zu lebhaftem und unausl
barem Andenken in ſeinem Herzen, und er richtete daher, als er
Ruder des Staates ergriff, ſogleich ſein Augenmerk auf eine V
beſſerung in der Juſtizpflege*).

---

*) Wie er eine unparteiiſche Rechtspflege verlangte, davon enthält d
Sammlung preiswürdige Beiſpiele von ſeinen Anſichten und Ä
rungen. Aber auch ſchon ſein Vater fühlte die Nothwendigkeit e
unparteiiſchen Rechtspflege, und um, bei der Heftigkeit ſeines Temp
ments, der Willkür von Seiten Seiner Schranken zu ſetzen, erlie
eine Verordnung, die ein unverwelklicher Lorbeerzweig auf ſeinem G
bleiben wird.

In der Verordnung über die Verbeſſerung der Juſtiz, vom 21. J
1713 klagt Friedrich Wilhelm I. im Eingang „daß durch die B
heit der Menſchen der Glanz der Gerechtigkeit ſchier verdunkelt ſ
äußert dann die Hoffnung: „der Allmächtige werde ſeinen hierin be
den guten Vorſatz begnadigen, und ſeine Diener und Unterthanen
lenken, daß ſie hinfüro wiſſentlich nichts ungerechtes verführen
begehren würden," und ſagt dann: „So ordnen und meinen Wir w

Vielfache Erfahrungen hatten ihn gelehrt, daß er ſeinen landes väterlichen Zweck nicht erreicht; denn die in den Formen verknö-

---

bedächtig, daß in allen Dingen und Handlungen, inſonderheit, wenn Unſer Intereſſe auf einerley Weiſe dabey waltet, Unſere Judicia und Commiſſiones ſich an daſſelbe nicht binden, ſondern lediglich die Juſtiz, als auf welche ſie geſchworen und beeidigt ſeyn, zum Augenmerk haben, ohne an dawider laufende Verordnungen, als welche allezeit vor erſchlichen und mit dieſer Unſerer ernſtlichen Willensmeinung ſtreitend zu halten, im mindeſten ſich zu kehren, und ohne ſich dadurch von den Wegen der Gerechtigkeit ablenken zu laſſen, maaßen ihnen ſolche Verordnungen, ſo wenig als Unſer etwa vorgeſchütztes Intereſſe zu keiner Entſchuldigung in dieſem und jenem Leben dienen mag, und werden Wir, dergleichen unzulänglichen Entſchuldigung ungeachtet, ſolche ungerechte Richter mit aller Strenge beſtrafen, wenn ſie nehmlich überführt werden, daß ſie mehr auf Unſer, alsdann an ſich nichtiges, und mit dem Nutzen, der aus einer rechtſchaffenen Adminiſtrirung der Juſtiz entſpringet, nicht zu vergleichendes Intereſſe, als auf die Juſtiz und die Unſchuld ihr Abſehen, Gott vergeſſen und gewiſſenloſer Weiſe gerichtet, ja, Wir rufen ſelbſt den einzigen Herzenskündiger an, daß er die Thränen der Unſchuldigen, welche ſolche abſcheuliche Proceduren auspreſſen möchten, allein auf deren Urheber Kopf kommen laſſe."

Hier einige Kabinetsordres, die während großer Zwiſchenräume von **Friedrich** erlaſſen ſind, und mithin bezeugen, mit welcher Konſequenz er ſeinen Grundſätzen und Forderungen treu geblieben iſt. Auch bei den Beſchlüſſen in der Müller Arnoldſchen Sache hegte er daher die feſte Überzeugung, daß er keinen willkürlichen Machtſpruch thäte, ſondern nur einem durch die rabuliſtiſchen Spitzfindigkeiten zu Grunde gerichteten Unterthan Gerechtigkeit angedeihen ließe, denn der eingefleiſchteſte Juriſt wird es nicht in Abrede ſtellen, was die Erfahrung von Jahrtauſenden beſtätigt hat, daß in vielen Fällen die Rechtspflege, wenn man ſich nur an den Buchſtaben des Geſetzes hält, zur Geißel wird.

Meine lieben Wirkliche Geheimte Etats-Miniſtri von Cocceji, von Broich und von Arnim. Es wird Euch in gutem Andenken ſchweben, was für viele ernſtliche Verordnungen und Einrichtungen wegen Verkürzungen der Landesverderblichen Prozeſſe in denen vorigen Zeiten ergangen und gemacht worden. Wenn Ich aber noch zur Zeit keine Frucht davon verſpühre, wohl aber mehr als zu viel erfahre, daß demungeachtet faſt keine wahre Juſtiz im Lande mehr zu finden, ſondern daſſelbe über die Protraction derſelben zu ſeufzen Urſache hat: ſo befehle Ich Euch nochmals allergnädigſt, dieſe ſo angelegene, als dem Lande ſehr erſprießliche Sache, bey Eurer Obliegenheit, in dem erſten und ge-

pelten Juriſten, denen dieſe über Alles gingen, benutzten ſie als
ſichere Schutzwehr, hinter der ſie ſich verbargen.

---

nauſten Augenmerk zu machen, und dahin zu ſehen, daß bey den
ſtiz-Collegiis ſolche feſte und unveränderliche Einrichtungen gem
werden, damit alle vorkommende Prozeſſe nach Beſchaffenheit der
chen, ſondern alle Weitläuftigkeiten und Verzögerungen, nach wah
Rechte kurz und in jeder Jahresfriſt abgethan und entſchieden wer
mögen. Ich verlaſſe Mich auf Euch, Ihr werdet ſchon nach reifli
Überlegung ſolche Mittel ausfindig machen, welche zur Erreich
dieſes Zwecks erforderlich ſind. Ich bin Euer wohlaffectionirter K

Berlin, den 14. Januar 1745. Friedrich.

Nachdem Seiner Königl. Majeſtät in Preußen ꝛc. Unſerm allerg
digſten Herrn durch Dero Capitain von der Garde von Ukermann, a
unterthänigſt angezeigt worden, daß die Pommerſche Kammer we
eines zu ſeinem Guthe Roggow gehörigen auf dem Wachlinſchen F
gelegenen, und von ihm und ſeinen Vorfahren über neunzig J
beſeſſenen Buchhölzchens, ihn durch den Fiscum von neuem in
ſpruch nehmen laſſen.

Höchſtdieſelben aber ohnlängſt vermittelſt einer beſondern Or
positive declariret haben, wie Sie durchaus nicht wollen, daß
Particuliers von den Fiscalen chicanirt und mit Prozeſſen fati
werden ſollen; als befehlen Sie Dero General-Directorio hiermit
Gnaden, nicht nur gedachter Pommerſchen Cammer bekannt zu m
chen, daß der wider den Capitain von Uckermann, wegen des quä
Buchhölzchens erregte fiskaliſche Prozeß gänzlich niedergeſchlagen w
den ſoll, ſondern auch ſämmtlichen Krieges- und Domainen-Cammer
per Circulare aufzugeben: daß in Zukunft die von Adel und and
Particuliers, wenn ſie gewiſſe Fundos oder Gerechtigkeiten, es hab
ſolche Namen wie ſie wollen, wirklich nutzen und beſitzen, deshalb u
ter keinerley Prätext durch das Officium Fisci in Anſpruch genomme
vielmehr bei ihren Possessionen mit Nachdruck maintenirt und geſchü
werden ſollen.

Berlin, den 28. Januar 1747. Friedrich.

Dieſe Kabinetsbefehle und mehrere ähnlichen Inhalts bei unmitte
baren Beſchwerden hatten dann auch die gute Wirkung, daß man ſich v
Verſchleppung der Prozeſſe hütete. Im Jahre 1749 hatte das Ob
appellations-Gericht 560 Prozeſſe geſchlichtet, und als ihm ſolch
der Großkanzler Freiherr von Coccejl anzeigte, erhielt er darauf
Antwort:

Mein lieber Groß-Canzler und Geheimer Etats-Miniſter Freihe
von Coccejl. Es hat Mir eine wahre Freude gemacht, aus Eure
unter 1. d. M. an Mich erſtatteten Bericht zu erſehen, daß durch

Feſt entſchloſſen, durch eine energiſche Maßregel ſeinen lang gehegten landesväterlichen Wunſch zu verwirklichen, war ihm daher

---

mit dem hieſigen Tribunal anderweitig gemachte Einrichtung, und dem bey ſolchem eingeführte Juſtizplan der gute Succes erhalten worden, daß bey ſolchem Collegio gar keine Prozeſſe auch ſelbſt von dem letztverwichne Jahren mehr übrig ſind, ſondern ſolche insgeſammt auf eine rechtliche und ſolide Art abgethan worden. Ich erinnere Mich der Erkenntlichkeit, welche ich Euch deshalb ſchuldig bin, den ſämmtlichen Membris erwähnten Tribunals aber ſollt Ihr meine vollkommene Zufriedenheit durch ein convenables Compliment von Mir zu erkennen geben, auch Sie Meiner Gnade und Protection verſichern. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Berlin, den 4. Januar 1750. Friedrich.

Dieſe Freude des Königs währte indeß nicht lange, vielfältig wurde er, auch wohl mit ungegründeten Beſchwerden, behelligt, und er erließ darüber in der Regel Kabinetsverfügungen an die Chefs der Juſtiz. Unter andern die nachſtehende, die ſeinem Herzen eben ſo ſehr, als ſeinem Scharfblick zur Ehre gereicht.

Mein lieber Groß-Canzler von Jariges. Ich muß Euch auf Eurem Bericht vom 24. dieſes, und deſſen P. S. wohl geſtehen, daß alle darin angeführte Urſachen von dem noch bis dato und alſo ſchon über drei Jahr lang trainirenden Prozeſſe derer abgebrannter Bürger zu Frankfurth mir die Idee nicht benehmen, wie es ganz unverantwortlich ſey, wenn dergleichen arme Leute, die inzwiſchen von ihrem abgebrannten Hab und Gut nicht leben, noch weniger deren Retablissement veranſtalten können, durch prozeſſualiſche Weitläuftigkeiten noch vollends an den Bettelſtab gebracht werden. Es iſt dieſes nicht der einzige Cas verzögerter Rechtspflege; Mir ſind ſchon mehrere bekannt worden, und Ihr werdet daher ſehr wohl thun, wenn Ihr auf den prompten Betrieb der Prozeſſe beſonders bedacht ſeyd, die Collegia dieſerhalb recherchiren, und an einem und anderen Rathe, der ſich dergleichen Nachläßigkeit zu Schulden kommen laſſen, Exempel ſtatuiren laßet. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 24. September 1767. **Friedrich.**

Dabei ging er aber von dem Grundſatz aus, keine eigenmächtige Eingriffe in die Handhabung der Rechtspflege zu thun; dies beweiſet der nachſtehende Kabinetsbeſcheid an die verwittwete Frau von ***, der wegen ihrer Schulden ein Indult bewilligt worden, die aber in dieſer Zeit auch nicht deren Zinſen an ihre Gläubiger entrichtet hatte, und ſich darüber, daß ſolche von ihr gerichtlich eingetrieben werden ſollten, unmittelbar beſchwert hatte.

Der Beſcheid darauf lautete:

die unmittelbare Beſchwerde des Müllers Arnold, Beſitzers
Mühle, die Krebsmühle genannt, wider den Landrath von G

Beſonders Liebe! So vieles Mitleid Eure Mir unterm 23.
angezeigten Umſtände erwecken; ſo wenig gehet es doch an, daß ich
gegen Eure Gläubiger auf die nachgeſuchte Art ſchützen kann.
Euch verwilligte Indult kann Euch zur Bezahlung der völligen
reſſen keinen Aufſchub verſchaffen. Es führet vielmehr derſelbe,
allen Rechten, die ausdrückliche Bedingung mit ſich, daß die
ordentlich und zu gehöriger Zeit bezahlt werden müſſen; und vo
ſer Verbindlichkeit könnt Ihr, weder von Mir unmittelbar, noch
den Gerichten entbunden werden. In dergleichen Rechtshändel
kein Stand, keine Geburt, kein Anſehen der Perſon. Indeſſen bl
ſonſt unveränderlich Euer gnädiger König

Potsdam, den 27. October 1772. Friedrich

Noch beſtimmter erklärte er ſich in der nachſtehenden Kab
Order an den geheimen Staatsminiſter von Münchhauſen.

Mein lieber Etats-Miniſter von Münchhauſen. Ich bin
weit entfernt auf die Original-Anlage der Freyin von Mackewit
borene Gräfin von Flemming, in ihrer großväterlichen Erbſchaft
Mir eine unmittelbare Entſcheidung anzumaßen. Dies wür
Machtſpruch ſeyn, und Ihr wißt, daß Ich ſolche verabſcheue.
großväterliche Teſtament muß wohl in dieſer Sache das Erken
beſtimmen, und Ich will Euch daher hiermit nur auffordern, da
ſehen, daß gedachter Freyin von Mackewitz in der Appellations-
tenz alle diejenige reine, ſchleunige und unparteiiſche Rechtspfle
gedeihen möge, welche Ihr nach Meiner Juſtizverfaſſung gebührt
verlaſſe Mich hierunter auf Eure Mir bekannte unverrückte Rech
ſenheit und Billigkeit.

Potsdam, den 4. Juli 1780. Friedric

Eine gleiche, wo nicht größere Aufmerkſamkeit widmete
Kriminaljuſtiz, wie viele Kabinetserlaſſe beweiſen.

Hier einige aus ſehr verſchiedenen Abſchnitten ſeiner Reg

Mein lieber Geheimer Etats-Miniſter von Bismarck. Auf
Bericht vom 19. dieſes, den in großem Verdacht wegen bega
Mordes und Beraubung auf öffentlicher Landſtraße ſtehenden
Gört Heinrich Schmidt betreffend, gebe Ich Euch hierdurch z
solution: daß, weil Ich in dergleichen Criminal-Fällen die Tortu
mal als ein theils grauſames, theils aber ungewiſſes Mittel anſe
Wahrheit der Sache herauszubringen, Ich alſo das Erkenntni
Berliniſchen Criminal-Senats confirmiret, und ſolches durch
hung der hierbey zurückkommenden Expeditionen approbiret habe
bei Ich Euch denn zu Eurer und der Criminal-Collegiorum Di

dorf ſehr willkommen. Auf den Gütern deſſelben entſprang das Waſſer, das Arnold's Mühle trieb, es floß durch einige Teiche,

---

hierdurch nochmals declarire, daß wenn man in dergleichen Criminal-Fällen, wo es auf die öffentliche Sicherheit ankommt, die Delinquenten durch klare indicia oder auch Zeugen und andere ganz deutlich ſprechende Umſtände, ſchuldig befunden worden, daß nichts an Richtigkeit des Facti als nur allein die eigene Confession des Delinquenten fehlet, welche ſonſten von letzterem durch die in den Geſetzen geordnete Tortur herauszubringen iſt, ſodann auf ſolchem Fall die geſetzmäßige Todesſtrafe ſonder Bedenken von den Criminal-Collegiis erkannt werden kann, ohne daß ſelbige nöthig haben, das eigene Bekenntniß eines ſchon ganz überführten Delinquenten zu erfordern und abzuwarten.

Potsdam, den 27. Junii 1754. Friedrich.

Mein lieber geheimer Etats-Miniſter von Horſt. Ihr habt aus der abſchriftlichen Anlage mit mehrerem zu erſehen, was auf Meine Ordre der Etats-Miniſter von Münchhauſen, wegen der von dem Acciſegerichte zu Breslau dem dortigen insolventen Kaufmann Weidner, einer begangenen Acciſe-Defraudation halber, dictirte Geldſtrafe von 5776 Thaler an mich berichtet hat. Da es nun ganz recht iſt, daß eine Geldſtrafe, ſogleich, als ſie nicht dem Schuldigen ſelbſt zum Verluſt gereichet, in Leibesſtrafe verwandelt werden muß, indem ſonſt gegen Kaufleute, ſo übel ſtehen, die Geldſtrafe ihren geſetzlichen Endzweck verfehlen, und die Geldſtrafe nicht ſie, ſondern ihre unglücklichen Creditoren trifft; ſo befehle hierdurch, daß Ihr von Meinetwegen die Acciſe-Gerichte zu Breslau anweiſen ſollet, daß zwar die verſchwiegene Acciſe, welches der eigentliche Verluſt der Acciſe-Caſſe iſt, aus der Weidnerſchen Maſſe beygetrieben, die Geldſtrafe aber, weil ſie nur die unſchuldigen Creditoren treffen würde, in eine deren hohen Betrag proportionirte Leibesſtrafe des Defraudanten verwandelt werden ſoll. Ihr habt Euch alſo darnach zu achten, und das Erforderliche deshalb weiter anzufertigen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 5. November 1767. Friedrich.

Mein lieber Etats-Miniſter, Freiherr von Zedlitz. Ich habe Bedenken gefunden, das hierneben zurückerfolgende Todesurtheil wider den Brandſtifter Döbel zu vollziehen. Er ſowohl, als der Mitſchuldige Weiß, werden als noch junge Leute angegeben, und Ich will daher, daß derſelbe ebenfalls mit der Todesſtrafe verſchonet, und beyde ins Zuchthaus gebracht, und in ſolchem für ihre beſſere Erziehung und Erkenntniß der menſchlichen Pflichten, ſo wie der Abſcheulichkeit

ehe es zu der Mühle kam. Der Landrath von Gersdorf leite
dies Waſſer aus einem ſeiner Teiche in einen neuen, und der Ba
nahm nun, nachdem er den neuen Teich, durch den er geleitet wo
den, gewäſſert hatte, ſeinen Lauf wieder nach der Mühle.

Bei der Beſchwerde des Müllers erinnerte der König ſich eine
Offiziers gleiches Namens, der bei einem Regimente in der Schlach
bei Sohr geſtanden, und fragte: ob es der nämliche ſey? — Al
ihm dies mit Ja beantwortet wurde, rief er aus:

„Mauvais sujet!“

denn er hatte ſich in dieſer Schlacht feige zu entfernen geſucht un
war daher nicht ehrenvoll entlaſſen worden.

Der König erließ daher unterm 22. Auguſt 1779 eine Kab
netsordre an die neumärkiſche Regierung, die Beſchwerde des Mü
lers Arnold mit Zuziehung eines Kommiſſars, des Oberſten vo
Hencking, zu unterſuchen und darüber rechtlich zu entſcheiden.

Der Oberſt hatte darüber einen Bericht erſtattet, der zu Gun
ſten des Müllers ſprach, und überdies der König noch erfahren, da
der Landrath von Gersdorf ein Schwager des in großem Anſehe
ſtehenden General-Lieutenants von Anhalt war*).

Die neumärkiſche Regierung entſchied zu Gunſten des Lan
raths. Der König ſah darin eine Parteilichkeit, aber ungeacht
des gerechten Unwillens gegen den Landrath von Gersdorf un
die Sentenz der Regierung, die mit dem Berichte des Oberſte
von Hencking nicht übereinſtimmte, wollte er keinen Machtſpruc
thun, und übertrug die Sache dem Kammergerichte zu Berlin.

Auch deſſen Sentenz war mit jener der neumärkiſchen Regi
rung übereinſtimmend, und es ſtattete dem Könige darüber Be
richt ab.

Da dies ſeinen Erwartungen nicht entſprach, und er, na
dem Bericht des Oberſten von Hencking, ein ganz anderes Re
ſultat zu erwarten, berechtigt zu ſeyn glaubte, ſo beſchloß er, ei

---

ihres begangenen Verbrechens geſorgt werden ſoll. Ihr habt demna
die Expeditiones ſolchergeſtalt anfertigen zu laſſen und Ich bin Eu
wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 23. April 1776. Friedrich.

*) S. 232-238.

Beiſpiel zur Warnung für ähnliche Fälle zu ſtatuiren, und erließ unterm 10. Dezember 1779 eine Kabinetsordre an den Großkanzler, Freiherrn von Fürſt, worin er ihm befahl, am folgenden Tage mit den Räthen vor ihm zu erſcheinen, die in der Arnoldſchen Sache entſchieden hätten.

Der Großkanzler nahm von den Räthen des Kammergerichts die Kammergerichtsräthe Friedel, Ransleben und Graun mit, und ſtellte ſich mit dieſen um ein Uhr Nachmittags ein. Der König lag auf einem Sopha, die Backen wegen Zahnweh verbunden.

Dadurch noch mißgeſtimmter, überhäufte er ſowohl den Großkanzler, Freiherrn von Fürſt, als die vorgenannten drei Kammergerichtsräthe mit bittern Vorwürfen und entließ den Großkanzler nicht auf die freundlichſte Weiſe.

Den Räthen gebot er ebenfalls, ſich zu entfernen, und der wachthabende Offizier hatte Befehl, ſie in das Kalandshofgefängniß zu bringen. Es erging eine Ordre an den Kommandanten zu Küſtrin, die dabei betheiligten Regierungsräthe und den Advokaten Schlecker ebenfalls verhaften zu laſſen.

Der König diktirte den nachſtehenden Aufſatz, welcher ſogleich in den Zeitungen abgedruckt werden mußte.

„Auf die Allerhöchſte Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer ſprechen will, dem man ſeinen Wagen und Pflug und Alles genommen hat, wovon er ſich nähren und ſeine Abgaben bezahlen ſoll, — kann man das thun? — iſt von ſelbigen mit Nein! geantwortet worden.“

„Ferner: Kann man einem Müller, der kein Waſſer hat, und alſo nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat? Iſt das gerecht? — wurde auch mit Nein! beantwortet.“

„Hier iſt nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Waſſer in dem Teich zu haben, ſo läßt er einen Graben machen, um das Waſſer aus einem kleinen Fluß, der eine Waſſermühle treibt, in ſeinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Waſſer und kann nicht mahlen, und wenn was noch möglich wäre, ſo iſt es, daß er im Frühjahr vierzehn Tage, und im ſpäten Herbſt auch etwa vierzehn Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller ſoll ſeine Zinſen nach wie vor geben, die er ſonſt entrichtet hat, da er noch das volle Waſſer v ſeiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinſen nicht bezahlen, er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Küſtrinſche Juſt Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden ſoll, damit der Ed mann ſeine Pacht kriegt, und das hieſige Kammergerichts-Tribun approbirt ſolches.“

„Das iſt höchſt ungerecht und dieſer Ausſpruch Sr. Köni Majeſtät landesväterlicher Intention ganz und gar entgegen. Höch dieſelben wollen vielmehr, daß Jedermann, er ſey vornehm oder g ringe, reich oder arm, eine prompte Juſtiz adminiſtrirt, und eine jeglichen Dero Unterthanen, ohne Anſehn der Perſon und des Sta des, durchgehends ein unpartheyiſches Recht widerfahren ſoll. S Königl. Majeſtät werden daher, in Anſehung der wider den Müll Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle abgeſprochenen und hi approbirten höchſt ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exemp ſtatuiren, damit ſämmtliche Juſtiz-Collegia in allen Dero Provinz ſich daran ſpiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten b gehen mögen. Denn ſie müſſen nur wiſſen, daß der geringſte Baue ja was noch mehr iſt, der Bettler, eben ſowohl ein Menſch iſt, w Se. Majeſtät ſind, und dem alle Juſtiz widerfahren muß; inde vor der Juſtiz alle Leute gleich ſind, es mag ſeyn ein Prinz, d wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, ſo iſt der Prinz v der Juſtiz dem Bauer gleich, und bei ſolchen Gelegenheiten m nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Anſehn der Perſo Darnach mögen ſich die Juſtiz-Collegia in allen Provinzen nur richten haben, und wo ſie nicht mit der Juſtiz, ohne alles Anſe der Perſon und des Standes, gerade durchgehen, ſondern die natü liche Billigkeit bei Seite ſetzen, ſo ſollen ſie es mit Sr. Königl Majeſtät zu thun kriegen. Denn ein Juſtiz-Collegium, das Ung rechtigkeiten ausübt, iſt gefährlicher und ſchlimmer wie eine Diebe bande; vor der kann man ſich hüten, aber vor Schelmen, die de Mantel der Juſtiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszufü ren, vor denen kann ſich kein Menſch hüten, die ſind ärger wie d größten Spitzbuben, die in der Welt ſind, und meritiren eine do pelte Beſtrafung.“

Übrigens wird den Juſtiz-Collegiis zugleich bekannt gemach daß Se. Majeſtät einen neuen Groß-Kanzler ernannt haben. Höchſ dieſelben werden aber demohnerachtet in allen Provinzen ſehr ſcharf dahinter her ſeyn, und befehlen auch hiermit auf das Nachdrücklichſte, erſtlich: daß alle Prozeſſe ſchleunig geendigt werden; zweitens: daß der Name der Juſtiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanirt werde; drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Juſtizkammer kommen, es ſey ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich ſeyn. Wofern aber Se. Majeſtät in dieſen Stücken einen Fehler finden, ſo können die Juſtiz-Collegia ſich nur im voraus vorſtellen, daß ſie nach Rigueur werden geſtraft werden, ſowohl der Präſident, als die Räthe, die eine ſo üble mit der offenbaren Gerechtigkeit ſtreitende Sentenz ausgeſprochen haben. Wonach ſich alſo ſämmtliche Juſtiz-Collegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, den 11. Dezember 1779. Friedrich."

Zugleich erließ er die folgende Kabinetsordre an den Staats-Miniſter von Zedlitz.

„Mein lieber Etats-Miniſter von Zedlitz. Da ich mich genöthiget geſehen, drey der hieſigen Kammergerichts-Räthe, Namens Friedel, Graun und Ransleben, wegen einer höchſt ungerechten Sentenz, die die Cüſtrinſche Regierung, in Sachen des Müllers Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, abgeſprochen, und die von dem hieſigen Kammergericht approbirt worden, wovon obgedachte drey Räthe die Kammergerichtsſentenz minutirt haben, nach dem Calandshof in Arreſt bringen zu laſſen: ſo gebe Euch hierdurch auf, daß von Seiten des Criminal Collegii über dieſe drey Leute nach der Schärfe der Geſetze geſprochen, und zum mindeſten auf Cassation und Feſtungsarreſt erkannt wird, wobey ich Euch auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geſchiehet, Ihr ſowohl, als das Criminal Collegium es mit Mir zu thun kriegen werdet. Denn die Sache iſt gar zu arg und beſteht darin: Ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Waſſer darin zu haben, ſo läßt er einen Graben, der des Arnolds Waſſermühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Waſſer und kann nicht mehr mahlen, außer höchſtens vierzehn Tage im Frühjahr und im ſpäten Herbſt, wenn die Gewäſſer ſehr groß ſind. Dennoch wird pretendirt: der Arnold ſoll ſeine Zinſen bezahlen, die er ſonſt gegeben. Er kann ſie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat.

Daran aber kehrt ſich die Cüſtrinſche Juſtiz nicht, ſondern ſie befiehlt: daß die Mühle verkauft werden ſoll, damit der Edelmann ſeine Pacht kriegt, und das hieſige Kammergericht approbirt dieſen Ausſpruch."

„Das iſt höchſt ungerecht, und deshalb nothwendig: daß einmal ein nachdrückliches Exempel statuirt wird, und darum ertheile Euch gegenwärtige Ordre, daß das Criminal-Collegium über ſchon gedachte Leute mit Rigueur erkennen ſoll, denn ich will, daß in meinen Landen einem jeden, er ſey vornehm oder gering, prompte Gerechtigkeit widerfahren, und nicht zum Faveur eines Größeren gedrückt, ſondern einem jeden ohne Unterſchied des Standes, und ohne alles Anſehen der Perſon eine unparteyiſche Juſtiz administriret werden ſoll. Ich habe auch die Ordre geſtellt: daß die vier erſten Räthe der Cüſtrinſchen Regierung, dieſer ungerechten Sentenz wegen, ebenfalls in Arreſt geſetzt werden ſollen, desgleichen auch der dortige Fiſcus, der an dieſer Ungerechtigkeit mit Theil genommen, der ſoll ebenfalls arretirt und hierher nach dem Calandshof gebracht werden, damit das Criminal-Collegium über denſelben zugleich mit erkennen kann, welches dann die gedachten vier Räthe von Cüſtrin, nach Erfordern der Umſtände, auch hieher bringen zu laſſen hat."

„Zugleich geht meine Intention auch dahin: daß das Criminal-Gericht dieſen Vorgang ſämmtlichen Juſtiz-Collegiis in allen Provinzen bekannt machen, und ſie ernſtlich warnen ſoll, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen, widrigenfalls ich ſolche eben ſo nachdrücklich, ſobald ich ſie erfahre, beſtrafen werde, und werden ſie mir auch nicht gleich bekannt, ſo erfahre ich ſie doch, wenn ich in die Provinzen komme, wornach ſich alſo Jedermann richten kann."

„Hiernach iſt auch meine ernſtliche Willensmeinung, daß die mehrerwähnten Räthe des Kammergerichts, ſo wie auch die von der Cüſtrinſchen Regierung, ſollen zuſammen das Kaufgeld für die Arnoldſche Mühle, ſo wie auch allen Schaden, den derſelbe wegen des ihm entzogenen Waſſers erlitten hat, bezahlen. Welches denn die Neumärkiſche Kammer zu taxiren, und — den Arnold in ſeine Mühle wieder einzuſetzen, beordert iſt."

„Es ſoll hiernächſt der von Gersdorf, der Behufs ſeiner Teiche dem Arnold das Waſſer zur Krebsmühle genommen hat, dahin angehalten werden, demſelben dafür entweder eine tüchtige und gute

Windmühle auf ſeine eigene Koſten zu erbauen, worauf er eben ſo viel abmahlen und Verdienſt haben kann, wie auf ſeiner Krebsmühle, als er noch das volle Waſſer gehabt, oder er muß ſeine Teiche wieder eingehen laſſen, und dem Arnold das volle Waſſer zu der Krebsmühle ſo, wie es vorher geweſen, ehe er ſeine Teiche angelegt hat, wieder zukommen laſſen.“

„Hiernach habt Ihr nun alles Weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu beſorgen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, den 11. Dezember 1779. Friedrich.“

Der Kriminal-Senat des Kammergerichts erſtattete darauf einen weitläuftigen Bericht an den König, welcher ganz zu Gunſten ihrer Kollegen war, worauf der König an den Staatsminiſter von Dörenberg Nachſtehendes erließ:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich König von Preußen ꝛc. Unſern ꝛc. Das von Euch, wegen der in der Müller Arnoldſchen Sache arretirten Juſtizbedienten abgefaßte und integraliter Uns vorgelegte Gutachten iſt von Unſerer höchſten Perſon ſelbſt abgeändert worden, und verordnen Wir höchſt Selbſt: daß

1) Der Neumärkiſche Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminal-Collegii einer entgegengeſetzten Meinung geweſen, und dahin votiret hat: daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Waſſer zu entziehen nicht berechtiget, und daher der Punkt wegen des Waſſermangels näher und zuverläſſiger recherchirt werden müſſe, des Arreſtes entlaſſen, und auf ſeinen Poſten nach Cüſtrin zurückgehen,

2) desgleichen auch der Cammergerichts-Rath Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens bey der Sache ſich alle Mühe gegeben, und alle vorkommende Bedenklichkeiten, beſonders wegen des etwa näher auszumittelnden Waſſerverhältniſſes und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches, mit einer ganz ſichtbaren Unpartheylichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arreſtes entlaſſen; dahingegen

3) die Neumärkiſchen Regierungs-Räthe Buſch, Bandel und Neumann, ferner die Cammergerichts-Räthe Friedel und Graun, und der Pommerziger Juſtiziarius Schlecker, ſämmtlich caſſiret und jeder von ihnen überdem noch mit einjährigem Feſtungsarreſt belegt werden ſollen.“

„Überdem müſſen die Regierungs- und Cammergerichts-Räthe Buſch, Bandel, Neumann, Friedel und Graun, und der Pommerziger Juſtiziarius Schlecker den Werth der Arnoldſchen Mühle ſowohl, als auch ihm ſelbſt allen ſeinen gehabten Verluſt und Schaden, der ihm bey dieſer Sache verurſachet worden, nach der von der Cammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen, mithin ſolchergeſtalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiret werden.“

„Gleichwie Ihr nun hiernach ganz ungeſäumt das weiter Nöthige zu verfügen habt: ſo laſſen wir Euch auch zugleich die zu gedachter Juſtizbedienten Annahme erforderliche Ordre an das Gouvernement zu Spandau hieneben zufertigen. Sind ꝛc.

Berlin, den 1. Januarii 1780. Friedrich.“

Dieſes Ereigniß und hauptſächlich die Bekanntmachung in den Zeitungen machte eine große freudige Senſation in den ſämmtlichen Provinzen des preußiſchen Staats.

Die Verehrung und Liebe zu ihm ſteigerte ſich, hauptſächlich bei dem Landmann und den unteren Klaſſen des Volks zum höchſten Enthuſiasmus, und ſchnell verbreitete ſich die Nachricht von dieſem Ereigniß in das Ausland. Man las nicht nur davon in allen politiſchen Zeitungen, ſondern auch in andern Journalen, und ſelbſt ein franzöſiſcher Dichter wählte den Prozeß des Müller Arnold zu einem langen Gedichte: Die Mühle betitelt; vielleicht in der Abſicht, die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zu ziehen. Dieſen Zweck verfehlte er aber um ſo mehr, da in deſſen Verſen ſo viel Waſſer war, daß der Müller Arnold, wenn ſeine Mühle daran eben ſo viel Überfluß gehabt, ſelbſt keinen ſcheinbaren Grund hätte aufführen können, über Waſſermangel zu klagen. Wenn man auch in dieſem Verfahren des großen Königs einen Machtſpruch finden durfte: ſo war er das in ſeiner Art, was nach einer langen Dürre ein mit heftigem Platzregen begleitetes Gewitter iſt. Der Blitz zündet vielleicht eine gefüllte Scheune, aber der befruchtende Regen erquickt ein weites Gefilde, deſſen Saaten verdorrt ſind und verhütet Mißwachs.

Nirgends gilt wohl der Spruch: „Der Buchſtabe tödtet, nur der Geiſt macht lebendig,“ mehr, als bei der Rechtspflege und den Geſetzen.

Der König zog eines Abends ſchon ſpät an der Schelle. Niemand kam; er ging daher in das Vorzimmer und fand den Pagen von Malſchitzky in ſolchem ſchlafend.

Er näherte ſich ihm, um ihn zu wecken; ein beſchriebenes Blatt Papier ragte aus der Taſche des Pagen hervor. Er zog es leiſe aus ſolcher, entfaltete es und las, was darauf geſchrieben ſtand.

Es war ein Brief der Mutter des Pagen, in welchem ſie ihm für die Geldunterſtützung dankte, die er ihr von ſeiner erſparten Gage geſchickt hatte, „Gott wird Dich dafür lohnen," ſchloß der Brief: „wandle immer auf ſeinen Wegen und bleibe ſeinen Geboten ſo treu, wie Deinem Könige, ſo wird es Dir an ſeinem allmächtigen Segen nicht fehlen und Du auch ſchon in dieſer Welt Dein Glück machen."

Die kindliche Liebe des Pagen, die fromme Ermahnung der Mutter rührten ſein Herz; er legte einen großen Werth auf kindliche Dankbarkeit und Verehrung der Ältern; er ſchlich leiſe wieder zurück in ſein Zimmer, nahm eine Rolle Dukaten, ſteckte ſolche behutſam mit dem Briefe wieder in die Taſche des ſchlummerden Pagen, damit er dieſen nicht munter mache.

Er begab ſich wieder in ſein Gemach, nach einer Weile ſchellte er auf's neue und ſtärker. Der Page mußte davon erwachen, er ſprang erſchrocken auf, und trat, noch mit blinzenden Augen, in das Zimmer des Königs.

„Du haſt wohl geſchlafen?" fragte ihn Friedrich in einem milden, nicht verweiſenden Ton.

Der Befragte, beſtürzt, daß er ſich eines ſolchen Fehlers ſchuldig gemacht, zu unverdorben, ihn noch durch Ablängnen zu verdoppeln, geſtand ſein Verſehen, ſtammelte Entſchuldigungen und in dieſer peinlichen Verlegenheit, in welcher man nicht weiß, wo man hinblicken und die Hände laſſen ſoll, griff er mit der einen in die Taſche und fand darin die Geldrolle. Leichenblaß zog er ſie hervor, mit Thränen in den Augen ſah er den König wehmüthig an, er war zu beklommen, um ein Wort zu ſprechen.

„Was iſt Dir?" fragte Friedrich.

Ach! rief der Page aus, und kniete nieder: man will mich unglücklich machen. Ich weiß von dieſem Gelde nichts!

„Sey nur ruhig! Wem Gott etwas geben will, dem beſcheer er's im Schlafe. Schicke das Geld nur getroſt an Deine Mutter grüße ſie von mir und verſichere ſie, daß ich für ſie und Dich ſorgen werde.“

Schmeicheleien waren ihm ſehr zuwider, er unterſchied ſich auch dadurch von dem neuen Attila, der ſich die gröbſten Schmeicheleien in's Geſicht ſagen ließ, und ſelbſt die nicht rügte, die an Blasphemie gränzten.

Bei einer feierlichen Gelegenheit wurde eine Oper aufgeführt, und dazu ein beſonderes Vorſpiel gemacht. Bevor dies in Muſik geſetzt wurde, ließ er ſich den Text geben, um ihn zu leſen.

Der Dichter hatte darin ſeiner mit vielem Lobe gedacht. Er ſtrich alle darauf Bezug habenden Stellen aus und ſchrieb an den Rand:

Il faut, qu'il ne soit pas question du Roi.

(Vom Könige darf ſchlechterdings nicht die Rede ſeyn.)

Einſt las ihm Einer von ſeiner Umgebung ein Lobgedicht auf ihn in franzöſiſchen Verſen vor; hauptſächlich war darin auch die große Liebe der Berliner erwähnt.

Auf einmal unterbrach er den Vorleſer, richtete ſich wie dieſer empor und ſeine deklamatoriſchen Geberden und Stimme parodirend, ſprach er:

Croyez moi, les humains que j'ai trop su connoitre,
Meritent peu, Monsieur, qu'on daigne être leur maitre.

(Glaubt mir, mein Herr! ich lernte zu genau
Die Menſchen kennen; ſie verdienen's nicht,
Daß man ſie würdigt, zu beherrſchen ſie.)

Einige Jahre vor ſeinem Tode ging er mit dem Oberſtallmeiſter Graf von Schwerin im Garten von Sansſouci ſpatzieren.

Der Letztere, um dem Könige etwas ſchmeichelhaftes zu ſagen, verſicherte ihn: er gehe ſo ſchnell, daß es ihm ſchwer falle, mit ihm Schritt zu halten.

Friedrich überhörte es geſliſſentlich. **Schwerin** wiederholte dieſe Äußerung; auch dazu wurde geſchwiegen; bald darauf ſprach **Schwerin**:

Ew. Majeſtät gehen ſo ſchnell und rüſtig, daß ich's nicht mehr aushalten und Ihnen folgen kann.

„**Nun**, dem ſoll bald abgeholfen werden," ſprach der König, rief zwei Heidukken, und befahl ihnen, einen Trageſeſſel zu bringen.

Als ſie dieſem Befehl genügt hatten, mußte ſich **Schwerin** in ſolchen ſetzen; er ließ ihn nun im Garten eine gute Stunde herumtragen, während er neben der Portchaiſe ging, und ſich mit dem ganz wider ſeinen Willen Getragenen unterhielt.

Im ſiebenjährigen Kriege kam der General **Braun** in die Gegend des Dorfs **Weiſenberg** in Schleſien. Hier ließ er ſich von einem Einwohner dieſes Dorfes, mit Namen **Herrmann**, nach einem nahe dabei gelegenen hohen Berg mit mehreren Artillerie-Stücken, zur Vertreibung einiger feindlichen Regimenter aus der Ebene, und demnächſt nach **Hohenfriedberg** führen.

Friedrich war dort angekommen und fragte den General **Braun**, wie es möglich geweſen, mit Kanonen ſo ſchnell auf einen ſo hohen Berg zu kommen? Der General zeigte ihm ſeinen Führer. Der König wendete ſich hierauf an dieſen und ſprach:

„Wenn Du ein ſo guter Führer biſt, ſo zeige mir den Weg nach Kunersdorf und Ullersdorf."

Dies geſchah, und während **Herrmann** den König dahin geleitete, feuerten die Öſterreicher heftig mit den kleinen Gewehren.

Dies bewog den König zu dem Führer zu ſagen:

„Geh' auf die andere Seite meines Pferdes, hier biſt Du nicht ſicher."

Als man bei **Ullersdorf** angekommen war, und das Feuer immer ſtärker wurde, ſagte der König zu **Herrmann**:

„Nun ſieh', ob es Dir möglich iſt, nach Hauſe zu kommen," indem er ihn entließ.

Im Jahre 1780 ging der König wieder durch **Hohenfriedberg** und **Herrmann** mußte, damals Erb- und Gerichtsſchulze in **Wieſenberg**, auf dem dortigen herrſchaftlichen Hofe das Relais

beſorgen. Beſchäftigt damit, die Pferde ſchnell anzuſpannen, hö
er ſich rufen:

„Du! wie biſt Du denn im Jahre 1745 nach Hauſe gekommen?

Friedrich erkannte nach ſo vielen Jahren ſeinen Führer auf de
erſten Blick wieder, vor deſſen Blicken in dieſer Zeit ſo viele Millionen Gegenſtände vorüber gegangen waren. Er rief ihn an den Wagen, erinnerte ſich faſt jedes Worts, das er mit ihm geſprochen wunderte ſich, daß er noch lebe, und befahl ihm, wenn er wieder nach Schleſien kommen würde, ſich bei ihm im Hauptquartier einzufinden. Schleſien ſah aber den großen König nicht wieder.

Bei der Anweſenheit des Großfürſten Paul Petrowitſch in Berlin, 1780, ſtrömte aus Neugier eine ſolche Maſſe von Menſchen auf das Schloß, daß die Wachen vor und in den Zimmern verſtärkt werden mußten. Auch ein angeſehener Kaufmann war mit ſeiner Frau auf das Schloß gegangen. Unter dem Gedränge konnten Beide aber weder vorwärts noch zurück.

Ein Kammerlakai kannte das Paar, er nahm ſich der Frau an, und führte ſie in das Zimmer, wo ſie ihre Neugier befriedigen konnte, in der Vorausſetzung, der Mann würde folgen. So kam die Frau in das Zimmer, wo geſpeiſt wurde. Die Wache hatte aber den Mann zurückgeſtoßen; er bat daher den wachthabenden Offizier: er möchte ihn doch hineinlaſſen, und ſetzte hinzu:

Ich verſichere auf meine Ehre, ich komme den Augenblick wieder zurück.

„Hat Er auch Ehre?“ fragte der Offizier höhniſch und brutal.

Friedrich trat bei dieſer Frage aus einem Nebenzimmer, hörte ſie und fragte den ihm perſönlich bekannten Kaufmann:

„Was giebt's hier für einen Zank?“

Der Befragte erzählte den Vorfall. Da wandte ſich der König an den Offizier und ſprach:

„Der,“ auf den Kaufmann zeigend; „hat eben ſo viel Ehre, wie Er! Alle Leute von Diſtinktion ſollen hereingelaſſen werden!“ Dann ſich an den Kaufmann wendend, ſagte er zu dieſem: „Komm' Er mit!“

Der Feldmarſchall Romanzow begleitete den Großfürſten von Rußland Paul Petrowitſch bei dieſem Beſuche.

Friedrich ſagte zu dem Feldmarſchall:

„Ich finde ſehr viel Ähnlichkeit zwiſchen Ihnen und meinem General Winterfeld.“

Sire! erwiederte Romanzow: es gereicht mir zur großen Ehre, mit einem General Ähnlichkeit zu haben, der Ew. Majeſtät ſo brav gedient hat.

„Sie bedürfen ſolcher Ähnlichkeit nicht, da Ihre Thaten Sie unſterblich machen.“

Als der Staatsminiſter, Freiherr von Heinitz, dem Könige 1780 den Weltumſegler Forſter *) vorſtellte, ſagte dieſer zu dem Monarchen:

Sire! ich habe bereits fünf Könige geſprochen, drei wilde und zwei zahme, aber ſo Einer, wie Ew. Majeſtät, iſt mir noch nicht vorgekommen.

Nach einer ſolchen Unſchicklichkeit war es natürlich, daß der König die Unterhaltung bald abbrach, und, als gerechte Strafe dafür, der Reiſen, welche Forſter gemacht hatte, nicht erwähnte; er ſprach nur mit ihm über engliſche Agrikultur, und über den Handel und die Finanzen von Großbritanien **).

Nach der Audienz ſagte er zu dem Miniſter:

„Der Forſter mag ein grundgelehrter Mann ſeyn, aber er iſt ein erzgrober Kerl.“

Der König ließ in Potsdam 1780, nach dem Pallaſt des Kardinals Quirini in Rom ein Prediger- und Schulhaus bauen.

Es erhielt nur einen Eingang. Der geiſtliche Inſpektor und der Diakonus kamen unmittelbar bei dem Könige ein und baten, in Hinſicht dieſes Eingangs eine Abänderung zu treffen, und für Jeden einen beſonderen bauen zu laſſen.

---

*) Johann Reinhold Forſter, geboren zu Dirſchau den 22. Oktober 1729, geſtorben als Profeſſor der Naturgeſchichte zu Halle am 9. Dezember 1798.

**) Wie ſchief man oft über den König geurtheilt, beweiſet unter andern, daß man viele Jahre nach ſeinem Tode in einer Zeitſchrift, ohne Forſter's Inſolenz anzuführen, den Grund, weshalb er über ſeine Reiſen nicht mit ihm geſprochen, einem kleinlichen Neide gegen Männer zuſchreibt, die ſich ausgezeichnet haben.

Er ſchrieb unter die Eingabe eigenhändig den lakoniſchen Beſcheid:

„Es giebt nur eine Thür' zum Himmel.“

Der Buchhändler Pitra in Berlin war mit dem königlichen Bibliothekar, Hofrath Stoſch, beſtändig über den Fuß geſpannt. Der Letztere behauptete, daß die Bücher für die königliche Bibliothek, die Pitra lieferte, auf Auktionen, beſonders in Holland, weit wohlfeiler erſtanden werden könnten, als ſie Pitra der Bibliothek anrechne.

Stoſch beſchwerte ſich darüber ſogar mehrmals bei'm Könige, doch ohne Erfolg, denn obſchon er die Richtigkeit dieſer Beſchwerde erkannte, ſo wollte er doch, daß Pitra bei der Bücherlieferung, wozu achttauſend Thaler jährlich ausgeſetzt waren, Gewinn haben ſollte.

Stoſch war anderer Meinung und behelligte den König immer wieder mit neuen Beſchwerden; dies geſchah gerade zu einer Zeit, wo Pitra zum Könige gerufen worden war, mit dem er ſich zuweilen über die Anſchaffung neuer Werke beſprach. Friedrich ſchrieb darauf an Stoſch eigenhändig:

„Je m'appercois, que vous continuez à chicaner Pitra. Vous ſeriez mieux, de laisse, cela, en ne mettant aucune difficulté inutile en son chemin. Payez lui plutôt les livres, qu'il livrera, sans quoi nous nous brouillerons et ne serons plus amis.“

(Ich merke, daß Ihr fortfahrt, Pitra zu chikaniren. Ihr werdet beſſer thun, dies zu unterlaſſen und ihm keine unnöthigen Hinderniſſe in den Weg legen. Bezahlt ihm lieber die Bücher, die er abliefern wird, ſonſt werden wir uns erzürnen und unſere Freundſchaft hat ein Ende.)

Der König war mit ſeinem Hofſtaatsſekretair unzufrieden; er bekam daher ſeinen Abſchied und der Staatsminiſter Michaelis *) erhielt den Auftrag, ein anderes taugliches Subjekt dazu in Vorſchlag zu bringen.

Der Miniſter ſandte dem Könige einen jungen Mann, mit Namen Schwabeſius, nach Potsdam, mit einem Briefe, in welchem er dieſen zu der erledigten Stelle als brauchbar empfahl.

Schwabeſius mußte vor dem Könige erſcheinen. Die erſte Frage Friedrich's war:

„Wie heißt Er?“

Schwabeſius.

„Nein! ſo heißt Er nicht, Schwarz heißt Er.“

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, ſo iſt mein Familienname. Der Miniſter Michaelis wird mich auch gewiß ſo genannt haben, und mein Taufſchein muß es beſagen.

„Nein! Er heißt Schwarz!“ wiederholte der König; und da Schwabeſius ſich jetzt erinnerte, daß Friedrich alle Namen, die ſich in us endeten, nicht leiden konnte, ſo ſchwieg er.

„Nun,“ fuhr der König fort: „Er iſt doch ein ehrlicher Mann? Schwarz!“

Der Empfohlene ſchwieg, ſich verneigend.

„Er ſchreibt doch eine gute und deutliche Hand?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Er kann doch auch gut rechnen?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Nun, mehr bedarf's nicht. Aber das rath' ich Ihm, beſſer zu wirthſchaften, als Sein Vorgänger; mit dem bin ich gar nicht zufrieden geweſen. Es iſt jetzt meine Schweſter, die Markgräfin

---

*) Friedrich Gottlieb Michaelis, 1725 in der Neumark geboren, ſtand zuerſt als Regimentsquartiermeiſter bei dem von Buddenbrockſchen Regimente, wurde Steuerrath in Liegnitz, dann Krieges- und Domainen-Rath in Breslau. Der König berief ihn 1767 als erſten Direktor zu der Kurmärkiſchen Krieges- und Domainen-Kammer und ernannte ihn zum geheimen Kriegesrath, im Jahr 1776 zum geheimen Finanzrath und am 9. Dezember 1779 zum wirklichen geheimen Staats-, Krieges- und dirigirenden Miniſter bei'm Generaldirektorium, zum Chef des geſammten Departements der Kurmark, der Salzſachen in dem ganzen Umfang des Staats, zum Generalpoſtmeiſter und Präſidenten des Ober-Collegii Sanitatis. Er ſtarb, 55 Jahre alt, am 3. Juli 1781.

von Bayreuth hier, da will ich, daß Alles recht ordentlich und wi es ſich ziemt und gebührt, hergehen ſoll. Er kann ſein Probeſtüc machen."

So war Schwabeſius, der ſich nun Schwarz nenne mußte, als Hofſtaatsſekretair angeſtellt und verrichtete die Obliegen heiten dieſes Poſtens. Die Markgräfin reiſete wieder ab und gleic darauf ließ Friedrich den neuen Hofſtaatsſekretair zu ſich beſchei den. Bei'm Eintritt in das Zimmer redete ihn der König mit de Worten an:

„Ich bin mit Ihm zufrieden, Schwarz! Er hat Seine Sach recht gut gemacht. — Wie ſteht es aber mit der Rechnung? — Zwanzigtauſend Thaler hab' ich dazu beſtimmt gehabt."

Schwarz holte die Rechnungen; die Geſammtausgabe betru noch nicht achtzehntauſend Thaler. Der König durchlief die Rech nungen; und ſprach dann:

„Nun, mit Seinem Probeſtück bin ich zufrieden. — Er wir ſich dabei aber wohl manches Paar Schuh zerriſſen haben. — Da," nach einem Fenſter zeigend: „liegt etwas zu einem Paa neuen."

Schwarz ging nach der Fenſterbrüſtung und fand dort — vierzig Friedrichsd'or.

Im Jahre 1780 ſtarb das Geſchlecht der Grafen von Mans feld mit Joſeph Wenzel Nepomuck aus, und deren Beſitzun gen fielen dem Staate zu.

Der Oberſt von Schenk, der in der Gegend des Schloſſe von Mansfeld Güter beſaß, bat den König einige Zeit darauf, ihn das Schloß zu überlaſſen, und verpflichtete ſich, ſolches, das ſcho in Trümmern zu ſinken drohte, zu erhalten.

Er bekam zur Antwort:

„Was will Er mit dem Schloſſe Mansfeld? Er iſt mei Oberſter und ich bin Sein gnädiger König.

Friedrich."

Man hat Friedrich den Vorwurf gemacht, daß er, ein Ver ächter der deutſchen Literatur, nichts für ſie gethan habe, dieſer Ver wurf iſt aber eben ſo ungerecht, wie ſo viele andere noch grundloſere, die man ihm zu machen ſich nicht geſcheut hat. Frömmelnde Zeloten haben ihn verketzert; einige ihn für einen Despoten erklärt, weil er in dem Müller-Arnoldſchen Prozeß einen Machtſpruch that, um eine ſo lang durch gelindere Mittel nicht bezweckte Juſtizreform zu bewirken; die Demagogen ihn als einen Beſchützer des Ariſtokratismus verſchrien, weil er, um dem Geldariſtokratismus — dem gefährlichſten — Schranken zu ſetzen, den Adel zu erhalten ſuchte, für ihn im Kriegsdienſte die Offizierſtellen reſervirte und mit Erhebung in den Adelſtand ſehr behutſam und ſparſam verfuhr*).

In ſeiner Jugend hatte die deutſche Literatur nicht nur einen Stillſtand, ſondern, gegen eine frühere Periode, durch Nachahmungsſucht, hauptſächlich der Franzoſen, Rückſchritte gemacht. und an dem Hofe ſeines Vaters, der einen entſchiedenen Widerwillen gegen Alles hegte, was den Schein der Gelehrſamkeit zeigte, — einen Widerwillen, der bei der pedantiſchen Unbeholfenheit derjenigen, die auf literariſche Bildung Anſprüche machten, wohl zu verzeihen iſt — konnte er keine vortheilhafte Meinung von ihr faſſen. Sein Sinn für das Schöne und Edle ſehnte ſich nach Nahrung, und weil ihm die damalige deutſche Literatur ſolche nicht darbot, ſo war es natürlich, daß er ſie bei den Franzoſen ſuchte, da ihn ſein geliebter Lehrer Duhan de Jandun mit der franzöſiſchen Literatur bekannt gemacht, er keinen Lehrer in der deutſchen, wohl aber in der franzöſiſchen Sprache hatte, mithin darin größere Fortſchritte machen mußte*). Daher ſprach und ſchrieb er beſſer in der franzöſiſchen als in ſeiner Mutterſprache. Es iſt unvermeidlich, daß man nicht von der Sprache, in der man denkt, gewiſſe Eigenthümlichkeiten und Nuancen annimmt; ſie finden ſich auch vielfältig in den Äußerungen des Königs, hauptſächlich in ſeinen zuweilen an das Frivole ſtreifenden Witzworten und Sarkasmen, aber ſein Gemüth und heller Verſtand bewahrten ihn, ernſte Gegenſtände, um eines Bonmots willen, leichtſinnig zu behandeln. Sein Herz blieb deutſch, im edelſten Sinne des Worts.

---

*) Um den Adel in ſeinen Beſitzungen und Gütern zu erhalten, erließ er an den Großkanzler, Freiherrn von Cocceji, die nachſtehende Kabinets-Ordre:

„Mein lieber Groß-Canzler und Geheimer Etats-Miniſter, Freyherr von Cocceji! Weil ich bemerke, wie es noch beſtändig continuirt, daß Güter von alten adlichen Familien, die dabei von Importance ſind, von Perſonen bürgerlichen Standes angekauft und acquiriret werden; Ich aber es bedenklich und Meinem Dienſt nachtheilig finde, daß die Anzahl der alten adlichen Familien dadurch beträchtlich verringert worden, als habt Ihr auf ein convenables Mittel zu denken, wodurch dergleichen abus auf eine convenable Weiſe Ziel und Maaß geſetzt werden könne, ſondern, daß dadurch allerhand unnöthige états gemacht werden. Wie dann zuerſt die Sache dahin zu faſſen ſeyn wird, daß nehmlich diejenigen Landgüter, welche jetzt ſchon in bürgerlichen Händen ſind, zwar darin bleiben, und für das künftige an Perſonen bürgerlichen Standes wiederum verkauft werden können; dahergegen künftig ſchlechterdings keine Güter, ſo den hieſigen alten adlichen Familien zuſtändig ſind, verkauft werden müſſen, daſern Ich nicht etwa aus ganz beſonderen vorkommenden Urſachen Meinen expressen Consens dazu ertheile. Ich bin Euer wohlaffectionirter König

Berlin, den 29. Dezember 1750. Friedrich."

Wie ſehr es ihm am Herzen lag, ſelbſt unter den Stürmen des Krieges, ſich mit den Fortſchritten der deutſchen Literatur bekannt zu machen, beweiſt ſeine Unterredung in Leipzig mit Gottſched**) und Gellert***). Die Bekanntſchaft mit dem Erſtern konnte ihn freilich nicht günſtig ſtimmen, er ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken, auch Gellert perſönlich kennen zu lernen, und wenn auch dieſe Unterredung, nach dem, was Gellert darüber ſelbſt bekannt gemacht hat, das Gepräge der Befangenheit trug, und ihm der leichte anmuthige Konverſationston gebrach, ſo fällte er doch ein ſehr günſtiges Urtheil über ihn. Ebenſo ließ er die Naturdichterin Karſch†) zu ſich beſcheiden; alles Beweiſe, daß er ſich für die Fortſchritte der deutſchen Literatur intereſſirte. Er verlor den Wunſch, daß ſie ſich immer mehr zu ſchönerer Blüthe entfalten, und wenigſtens in eben dem Glanz ſtrahlen möge, wie die Literatur, mit der er ſich von ſeiner Jugend auf ſo innig befreundet hatte, nie aus den Augen, wenn er es auch verſchmähte, wie Ludwig XIV. durch Penſionen an Gelehrte im In- und Auslande, ſich den Namen groß von feilen Schmeichlern zu erkaufen, wohl wiſſend, daß nur die Nachwelt, nach Schiller's Ausſpruch: „die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht“, darüber eine unparteiiſche und entſcheidende Stimme hat.

---

*) Sein franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Cornard; er mußte auch den Offizieren ſeines Regiments im Franzöſiſchen Unterricht geben. Es war ein aufgeblaſener Geck, der ſich auf die Auszeichnung, der Sprachlehrer des Königs als Kronprinzen geweſen zu ſeyn, ſehr viel zu gute that. Äußerte Jemand, daß er dem König in ſeiner Jugend gedient habe, ſo warf er ſich in die Bruſt und ſprach: „die Leute rühmen ſich dem Könige gedient zu haben? — Wie haben ſie ihm gedient? — Mit der Bürſte! Ich habe aber ſeine Seele geſtärkt."

Friedrich wußte, wie viel an ihm war. Seine Dienſte wollte er nicht unvergolten laſſen, aber ſich auch von einem ſo zudringlichen Franzoſen befreien. Bei dem Antritt ſeiner Regierung machte er ihn zum Forſtſchreiber in Alt-Ruppin und gab ihm, um ſeine Eitelkeit zu ſchonen, den Titel als Forſtrath.

) S. S. 329. *) S. S. 358. †) S. S. 396.

Im Jahre 1779, als er ſich, nach dem baierſchen Erbfolgekriege, während der Unterhandlungen des teſchner Friedens, den Winter über in Breslau aufhielt, beſprach er ſich oft mit dem dortigen Rektor Arletius und dem Profeſſor Garve über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, über Philoſophie u. dgl., wobei er denn auch äußerte, daß es zur Bildung einer Nation von weſentlichem Nutzen ſey, wenn die klaſſiſchen Schriftſteller des Alterthums in einer ihrem Geiſte angemeſſenen Diktion überſetzt würden und ſeine Unterredungen mit dem ihn begleitenden Staats- und Kabinets-Miniſter von Herzberg*)

---

*) **Ewald Friedrich Graf von Herzberg**, geboren den 2. September 1725 zu Stettin in Pommern legte den Grund zu ſeinen vielſeitigen Kenntniſſen auf dem akademiſchen Gymnaſium zu Alt-Stettin. Er verrieth ſchon früh eine beſondere Zuneigung zu ſtaatsrechtlichen Wiſſenſchaften und als er die Univerſität Halle 1742 bezog, hatte er ſchon eine Geſchichte der erſten öſterreichiſchen Kaiſer in lateiniſcher Sprache geſchrieben, und auf der Univerſität ergab er ſich dieſer Neigung noch mehr und widmete ſich faſt ausſchließlich dem Staatsrechte.

Im Jahre 1745 wurde er bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt und als Legationsſekretair bei der königlichen Wahlbotſchaft zur Krönung Kaiſers Franz nach Frankfurt am Mayn geſchickt. Nach ſeiner Wiederkehr 1746 erhielt er den Zutritt zu dem königl. geheimen Staatsarchive, und Friedrich ließ ſich von ihm Auszüge und Abhandlungen über politiſche und ſtaatsrechtliche Gegenſtände machen, die er zu ſeinen Memoiren benutzen wollte. Der König war damit ſehr zufrieden und ernannte ihn 1747 zum Legationsrath; im Jahre 1750 zum wirklichen Archivar bei dem Kabinets-Archiv, mit dem Auftrage, die ſeit 1745 eingepackten Papiere und Aktenſtücke des geheimen Staats- und Kabinets-Archives zu ordnen. Dadurch bereicherte er ſeine Kenntniſſe in ſeinem Lieblingsſtudium

betrafen nicht bloß diplomatiſche Gegenſtände, ſondern auch wiſſenſcha
liche, mit Rückſicht auf die Vervollkommnung der deutſchen Sprac
In einer ſolchen Unterredung am 28. April 1779 hatte der Kön
gegen Herzberg geäußert: er glaube nicht, daß Tacitus mit ſ
cher Präziſion in's Deutſche überſetzt werden könne, als es im Fra
zöſiſchen möglich ſey.

Der Miniſter ſtellte dieſe Behauptung in Abrede, und zum B
weiſe ſeines Widerſpruchs ſandte er dem Könige am folgenden Mo
gen eine deutſche und franzöſiſche Überſetzung des 17 und 44 Ka
tel des Tacitus.

Neben dem Original, ſtanden in zwei Kolumnen die beid
Überſetzungen.

Es war kaum eine halbe Stunde verfloſſen, ſo erhielt Her
berg das Manuſcript mit folgenden eigenhändigen in franzöſiſc
Sprache geſchriebenen Zeilen des Königs zurück.

---

und ſchrieb eine Abhandlung über die erſte Bevölkerung der Mark Bra
denburg, welcher die Akademie der Wiſſenſchaften den Preis zuerkan
und ihn zu ihrem Mitgliede aufnahm. Der König ernannte ihn z
geheimen Legationsrath. Im Jahre 1757 wurde er erſter geheim
Rath oder Staatsſekretair bei dem Departement der auswärtigen A
gelegenheiten. Im Jahre 1762 verfaßte er den Friedensſchluß zwiſc
Rußland und Schweden und er war auch thätig bei dem Abſchluß
Hubertsburger Friedens, weshalb ihn der König nach Hubert
burg berief.

Friedrich war damit ſo zufrieden, daß er zu ihm die Worte ſag
„Vous avez fait la paix, comme je fait la guerre, un con
plusieurs.“

(Sie haben den Frieden ſo gemacht, wie ich Krieg geführ
Einer gegen Viele.)

Da der Graf von Podewils geſtorben war, ernannte ihn
König am 5. April 1763 zum wirklichen geheimen Staats- Kriegs-
Kabinetsminiſter. Bei der erſten Theilung in Polen ſchrieb er ſämm
liche Deductionen, und aus ſeiner Feder floß bei dem teſchner Frie
1779 das Friedensinſtrument. Friedrich ſchätzte ihn ſehr wegen
ner Vaterlandsliebe. Friedrich Wilhelm II. verlieh ihm bei ſe
Thronbeſteigung den ſchwarzen Adlerorden und erhob ihn bald da
(den 18. November 1786) in den Grafenſtand. Unterm 27. Juli 1
ſchloß er die Konvention zu Reichenbach. Im folgenden Jahre ba
um Entbindung von der weitern Beſorgung der auswärtigen Geſchä
die ihm auch bewilligt wurde. Er ſtarb den 27. Mai 1795.

„Ich habe den Verſuch einer Überſetzung aus dem Tacitus, den Sie mir zugeſchickt, geleſen, wider welchen nichts einzuwenden iſt; aber die Schilderung der deutſchen Sitten iſt auch eben nicht das ſchwierigſte zu überſetzen, ſondern ſein ſpruchreicher kraftvoller Styl, wodurch er mit wenigen Worten den Charakter und die Laſter der römiſchen Kaiſer ſchildert. An die Lebensbeſchreibungen eines Tiberius, Claudius ſollten ſich die Überſetzer machen. Dieſer lakoniſche und zugleich maleriſche Styl, der mit wenigen Worten ſo Vieles ſagt, verdient von unſern Schriftſtellern nachgeahmt zu werden. Wenig Worte und viel Sinn: dies iſt, was unſere Schriftſteller ſich zu unerläßlicher Richtſchnur ihrer Arbeit machen ſollten. Quot verba tot pondera. Ich bitte um Verzeihung, daß meine Unwiſſenheit ſich erkühnt, Latein vor Ihrer Weisheit zu zitiren, aber es iſt nur Eitelkeit, die ſie mir, wie ich hoffe, verzeihen werden. Friedrich."

Als der König nach Potsdam zurückgekehrt war, hatte er die Geſpräche über deutſche Literatur und Sprache mit Arletius, Garve und mit dem Miniſter von Herzberg nicht vergeſſen: eine Folge davon war ein Kabinetsbefehl an den Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten, der Univerſitäten und des Schulweſens; auf den Gymnaſien und Schulen das Studium der griechiſchen und römiſchen Autoren zu befördern.

Der König ſprach mehrmals über dieſen Gegenſtand mit Herzberg und beharrte dabei auf der von dem Letztern beſtrittenen Behauptung, daß die deutſche Sprache jener Geſchmeidigkeit ermangle, um eine gelungene Überſetzung aus einer alten Sprache liefern zu können. Herzberg wählte daher eine ſehr ſchwierige Stelle aus Tacitus Annalen, überſetzte ſolche und ſandte ſie dem Könige mit folgendem Schreiben:

„Bin ich nicht zu dreiſt, Ew. Königl. Majeſtät nochmals den Verſuch einer Überſetzung zu überſenden, welche ich von einer Stelle aus Tacitus Annalen gemacht habe? Es iſt die Rede, durch welche Seneca den Nero, ihm ſeine Güter wiederzugeben, erſuchte. Ich habe mich bemüht, der Überſetzung die Reinheit und Gedrängtheit des lateiniſchen Originals zu geben. Ich habe ſie dann mit Amelot de la Hauſſaye Überſetzung verglichen, die mir eine völlige franzöſiſche Paraphraſe zu ſeyn dünkt, und in der man keine Spur findet, daß der Überſetzer überhaupt den wahren Sinn des lateiniſchen Textes verſtan-

den hat. Es bleibt indeß ausgemacht, und ich werde dies durch
ſehr wichtigen Bemerkungen, welche Ew. Majeſtät die Gnade ge
haben, mir zu leſen zu geben, noch mehr gewahr, daß die deu
Sprache noch ſehr bedarf, geläutert und bereichert zu werden,
ich bin überzeugt, daß die Vorſchriften, welche Ew. Majeſtät in
ſer Abſicht ihr geben wollen, mehr als irgend etwas dazu beitr
werden, dieſe Sprache zu bilden, und die Nation anzufeuern, an
Verbeſſerung derſelben zu arbeiten.

Sansſouci, den 3. November 1780.

Nach einer Viertelſtunde erhielt Herzberg zur Antwort:

„Das iſt gut Deutſch, und eins der beſten Stücke, die
noch bis jetzt vorgekommen ſind; aber halten Sie mir meine viell
zu ſtrenge Kritik zu gut, in Ihren Phraſen gefällt mir das
Beiſpiel nicht, es müßte Exempel heißen. Wenn Män
von Ihren Fähigkeiten und Ihrer Gelehrſamkeit ſich damit abgeben
deutſche Sprache zu bilden, ſo würde es ihnen ohne Zweifel gelin
indeß danke ich Ihnen für die Piece, die Sie mir mitzutheilen
Güte gehabt haben. Friedrich."

Was Herzberg in ſeinem Schreiben von ſchriftlicher
merkung des Königs erwähnte, bezog ſich auf einen Theil
literariſchen Arbeit deſſelben über deutſche Sprache und Liter
und der Dank des Königs für die mitgetheilte Piece ſchrieb
von der ihm überſandten Schrift des Herrn von Nicolai
das Schöne her.

Der König unterhielt ſich demnächſt mündlich mit Herz
über dieſe Schrift, die er ihm zurückgab; er hatte dagegen m
Ausſtellung zu machen. Dieſer wollte indeß gern das Urtheil
Königs dafür günſtiger ſtimmen. Er ſandte ſie ihm daher noch
zurück, und ſchrieb dabei:

Ew. Majeſtät haben mich geſtern durch eine ſtrenge Kriti
ſchämt, die ich aber von dem Buche, welches ich Derſelben überr
nur richtig finden kann. Mir dünkt aber doch, daß der Schluſ
Erzählung ſo erhaben iſt, und den Regeln, welche Ew. Ma
mir geſtern vorlaſen, ſehr nahe kommt, daß ich es wage, Derſ
dies Buch noch einmal zu überreichen, und es Dero Ermeſſen
heim zu ſtellen, ob Dieſelben nicht von Seite 62. an noch einig
gende zu leſen geruhen wollen. Man findet dort, als Darſte

des höchſten Grades der Schönheit einen alten Ex-Miniſter, den einer von den Prinzen wieder gefunden, und an den Hof zurück gebracht hatte. Er war durch die Verläumdungen eines Nebenbuhlers vertrieben worden, und nachdem dieſer auch geſtürzt war, nimmt der Erſte ihn freundlich auf, und macht ihn zum rechtſchaffnen Mann. Es dünkt mich, daß dieſe Erzählung Empfindungen darſtellt, welche mit Nachdruck, Eleganz und Präciſion vorgetragen ſind, und man wird dadurch an den Telemach und Idomeneus erinnert. Ich halte mich indeß für keinen kompetenten Richter, und bitte Ew. Majeſtät wollen es mir zu Gnaden halten, daß ich Denſelben noch einmal beſchwerlich falle.

Sansſouci, den 9. November 1780. Herzberg.

Der König ſchickte das Buch mit der Antwort zurück:

„Dieſes iſt etwas leidlicher, als was ich geſtern las, aber es ſind dennoch in zwei Seiten auch zwei Fehler. Bei einem Mann, der vor Zorn außer ſich, oder voll Wein iſt, können brennende Wangen *) wohl ſtatt haben, hier aber iſt es ein unrichtiges Beiwort, das ſich für einen Prinzen, der von Freude bewegt wird, nicht ſchickt; ich bin zu aufrichtig, dergleichen Fehler meinen Beifall zu geben. Friedrich.“

Mittlerweile hatte der König ſeine Schrift: De la litterature allemande, des defauts, qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger, beendet, weshalb er den Miniſter Herzberg nach Sansſouci hatte kommen laſſen, um ihm daraus manches Bruchſtück vorzuleſen, und worüber er manche Unterredung mit ihm gehabt. Herzberg war nach Berlin zurückgekehrt; der König ſandte ihm das Manuſcript, und ſchrieb ihm dabei:

„Ich habe kleine Verbeſſerungen darin gemacht, und übergebe es nun Ihrer Prüfung, ſo wie der Mühe, es überſehen zu laſſen, welche Sie zu übernehmen ſo gut ſeyn wollen. Ich wünſche, daß meine Zeitgenoſſen mir gerechte Urſache, ſie zu loben, geben mögen.

---

*) In dem zurückgeſchickten Exemplare hatte der König S. 61. das Beiwort die brennenden Wangen unterſtrichen und an den Rand geſchrieben hyperbole impertinente. S. 64. war das Wort geſpannter, bei geſpannter Stirne unterſtrichen, und an dem Rand las man: gerunzelter.

Niemand wird bereitwilliger ſeyn, ihr Lobredner zu werden, als Gäbe es Viele, die Ihnen ähnlich wären, ſo würde mir der S dazu ganz nahe liegen, und ich verſichere Sie, daß ich ſolchen bal würde Gerechtigkeit widerfahren laſſen, indem ich ſolche Hochach für ſelbige haben würde, als ich für Ihre Perſon hege.

Den 10. November 1780. Friedrich."

Nachdem der Graf die Handſchrift genau durchgeleſen, m er dem Könige den Vorſchlag in ſolcher einiges abzuändern. that dies auf folgende Weiſe:

Ich habe den Schluß der vortrefflichen Abhandlung über deutſche Literatur erhalten, welche Ew. Majeſtät mir anzuvertr geruht. Das franzöſiſche Original, nach dem es genau kopirt habe ich Herrn Thibault, es drucken zu laſſen, übergeben und beſchäftige mich gegenwärtig damit, es überſetzen und den D der Überſetzung beſorgen zu laſſen. Ich werde Ew. Majeſtät Exemplar davon überſchicken, ehe noch der Druck vollendet iſt.

Ew. Majeſtät werden es vielleicht nicht mißbilligen, wenn an zwei Stellen Namen ändere, welche mir bei'm Abſchreiben wechſelt zu ſeyn ſcheinen, z. B. der übertriebene Vergleich mit ei Karfunkel iſt nicht in einem Werke des Heineccius, ſondern einem andern vom Profeſſor Eberti in Frankfurt, dem das L ſpaniſcher Romane den Kopf verrückt hatte. Ferner, wenn man Deutſchen als Muſter eines guten Geſchichtsſchreibers den Th ſius vorſtellt, ſo dünkt mich, es wäre treffender, ſtatt deſſen Namen Mascov zu ſetzen, welcher in der That einer unſerer beſten ſchichtsſchreiber iſt; denn Thomaſius hat nicht deutſch geſchrieben, ſich nicht im hiſtoriſchen Fache hervorgethan, ſondern in der Recht lahrtheit und Philoſophie, indem er das Reich der Hexen zerſtört

Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, dieſen Vers von G ſched vorzuſchlagen:

Deines Geiſtes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefſten Schnee,
Ja das Eis wird endlich theuer
An der runden Kaspenſee.

um ihn, ſtatt der abgeſchmackten Strophe: Scheuß u. ſ. w. zu ſe Man behauptet, daß dieſe in keinem gedruckten deutſchen Gedichte befindlich ſey. Dieſe hier beigefügte Zeile von Gottſched der den Deutſchen ein Klaſſiker iſt, giebt ihr weder an Abgeſchmacktheit noch Schwulſt etwas nach.

Dieſe Änderungen würden nur Namen und Anführungen, aber nichts Weſentliches betreffen. Übrigens ſehe ich voraus, daß vernünftige und von Vorurtheilen freie Deutſche entzückt ſeyn werden, zu ſehen, daß ein König, der den Ruhm ſeiner Nation durch ſeine Regierung, ſeine Waffen und Gelehrſamkeit auf den Gipfel gebracht, von dem man aber bis jetzt glaubte, daß er die deutſche Sprache nicht ſonderlich achte, doch nun eben derjenige iſt, welcher die Stärke und Schwäche derſelben am beſten ergründet, und der die beſten Regeln, ſie zu vervollkommnen, angiebt. Ich bin überzeugt, daß dieſes Beiſpiel den Nachahmungstrieb der Nation anfeuern wird, ſo wie Ew. Majeſtät allen Regenten die Begierde, ſelbſt zu regiren, eingeflößt haben. Ich glaube ohne Eitelkeit ſagen zu können, daß das erhabene Beiſpiel außerordentlicher Tugenden, welches Ew. Majeſtät der Welt gegeben, mich ſtets angeſpornt, denſelben in der eingeſchränkten Sphäre des Privatmannes nachzuahmen. Der Beifall, welchen Ew. Majeſtät mir in Hochdero letzten und dem vorhergegangenen Schreiben zu bezeugen geruhet, ſo wie die gnädige Aufnahme, womit Dieſelben mich in Sansſouci beehrt, erheben mich auf die höchſte Stufe der Zufriedenheit und verſtärken die Begierde, die mich anfeuert, Höchſtdero gute Meinung zu rechtfertigen. Ich wünſche mir nichts ſehnlicher, als häufige Gelegenheit, die tiefe Ehrfurcht an den Tag legen zu können, von der ich durchdrungen bin ꝛc.

Berlin, den 12. November 1780. Herzberg.

Der König antwortete:

„Den Karfunkel bitte ich, zu verſchonen, er muß ſtehen bleiben; die Sache hat ihre völlige Richtigkeit, und ſie iſt von aller Welt im Jahre 1722 ſehr belacht worden. Zu Wuſterhauſen war es, wo ich dieſen ſchönen Brief geſehen und geleſen habe; übrigens können Sie immer mit meiner Mäßigung zufrieden ſeyn, ich habe Ihre Deutſchen nur mit Roſen gegeißelt, und in verſchiedenen Stellen die Strenge der Kritik gemildert, alſo danken Sie mir meine Zurückhaltung, und treiben mich nicht auf's Äußerſte. Ich bin mit Achtung

Den 30. November 1780. Friedrich.“

„NB. Thomaſius hat die Geſchichte in Halle gelehrt, ich weiß Perſ
nen, die bei ihm gehört haben, man hat mir ſogar einige ſ
ner Abhandlungen gegeben, die recht meiſterhaft waren, w
ſie vom Rechte, von der Geſchichte und der Philoſophie ha
delten, in dieſen Fächern gehörte er vorzüglich zu Hauſe.“

Herzberg anwortete darauf:

Ich werde Ew. Majeſtät Willen pünktlich erfüllen. Der Ka
funkel bleibt, ich wollte nur den Namen des wirklichen Ve
faſſers **Eberti** ſtatt **Heineccius** ſetzen. Ew. Majeſtät haben ſ
des Jahres 1722 zu gut erinnert. Ich habe das Buch gefunde
es iſt wirklich von dieſem Jahre. Thomaſius ſoll auch ſeinen Pl
behalten. Es iſt wahr, er hat viel und vorzüglich gut über d
öffentlichen und Feudal-Rechte geſchrieben, welche mit der Geſchicht
kunde in genauer Verbindung ſtehen. Mascov hat ihn nur
Hinſicht des Deutſchen übertroffen. Ich ſehe, daß Ew. Majeſt
geſtatten, von dem morgenländiſch ſchwülſtigen Vers Gottſched
Gebrauch zu machen. Die Deutſchen werden ſich Ew. Majeſt
ſehr gerechten Zenſur unterwerfen und werden um eine Gnade f
einige Neuere bitten.

Berlin, den 14. November 1780. **Herzberg.**

Der König ſchrieb an den Rand dieſes Briefes:

„Ich will an dieſen Kleinigkeiten nichts mehr ändern.“

Dieſe Schrift wurde nun ſowohl in der Urſprache, als in ein
deutſchen Überſetzung gedruckt. **Herzberg** ſandte dem Könige ein
Aushängebogen, und ſchrieb dabei:

„Da der Druck des Werkes, welches Ew. Majeſtät dem Pr
feſſor Thibault und mir anzuvertrauen geruhet, nur erſt Ausgang
der Woche beendet werden kann, ſo unterſtehe ich mich, Höchſtde
ſelben indeß den erſten franzöſiſchen und deutſchen Bogen zu übe
reichen. Ew. Majeſtät werden daraus ſehen, daß man ſich, eini
Druckfehler ausgenommen, welche noch verbeſſert werden, genau a
das franzöſiſche Original gehalten hat. Ich hoffe auch, daß Ew
Majeſtät mit der deutſchen Überſetzung, welche ich durch den Krieg
rath und Archivar Dohm habe machen laſſen, zufrieden ſeyn we
den; ſie entſpricht dem Original vollkommen, ob ſie ſchon dem G
nius der Sprache gemäß, nicht ganz buchſtäblich iſt. Indem i
dieſe unvergleichliche Schrift im Original und in der Überſetzun

durchgeleſen habe, bin ich noch ſtärker von der Wahrheit und Richtigkeit der vortrefflichen Lehren durchdrungen und überführet worden, welche Ew. Majeſtät Ihrer Nation darin gegeben haben.

Berlin, den 19. November 1780. **Herzberg.**

Darauf antwortete der König:

„Ich danke Ihnen für die Sorgfalt, welche Sie, nach Ihrem Berichte vom 19. d. auf den Druck des Werks verwendet, welches ich Ihnen anvertraut habe, und wovon Sie mir den erſten Bogen geſchickt. Ich erwarte das übrige, wenn alles fertig ſeyn wird.

Ich bitte Gott, daß er Sie in ſeine heilige Obhut nehme.

Potsdam, den 20. November 1780. **Friedrich.**“

Eine Schrift über deutſche Literatur aus der Feder eines Monarchen, von dem man wußte, daß er ſeinen Geiſt nur nach den beſten Schriftſtellern der franzöſiſchen Literatur gebildet, der ihr keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken geſchienen, mußte allgemeine Senſation machen. Sprach ſich darin auch ein Mangel an Kenntniß von den Fortſchritten der ſpätern Zeit aus, ſo freute man ſich doch, daß ein **Friedrich** ihr ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und überließ ſich zu ſanguiniſcher Hoffnung eines Zeitalters für die deutſche Literatur wie das römiſche unter Auguſtus. Dieſe Aufmerkſamkeit wirkte indeß wohlthätig; ſchon zuvor hatten ſich viele als Dichter und Proſaiſten ausgezeichnet, und es entſtand jetzt ein Wetteifer unter den Deutſchen, die Vorwürfe, welche der große König, auf den jeder Deutſche ſtolz war, zu widerlegen — ein edleres Motiv, als ſeine Gunſt — gab den Impuls, nicht gegen andere Nationen zurück zu ſtehen, und im Gebiete der Wiſſenſchaften eben ſolche Lorbeeren zu erringen, wie **Friedrich** in ſo blutigen Kriegen und ungleichen Kämpfen errungen hatte. Die ſchöne Literatur erhob ſich unter ſeiner Regierung zu einer reichen und lieblichen Blüthe, die auch noch nach ſeinem Tode köſtliche Früchte trug, und die durch die nachmaligen Umwälzungen in der politiſchen Welt eine ſo unerfreuliche Richtung genommen, daß zu befürchten ſteht, daß ſie ihren Kulminationspunkt ſchon erreicht hat und, troß allen Prahlereien, Verunglimpfungen der Geiſter jener Zeit, und Selbſtüberſchätzung, ſich von ihm entfernen und wieder herabſinken wird.

Die verwittwete Herzogin von Braunſchweig hatte des Königs Abhandlung geleſen. Sie war mit den meiſten Erzeugniſſen der deutſchen Literatur genauer bekannt; die Schriften eines Rabners, Klopſtock, Wieland, Gleim und Ramler waren ihr nich fremd; ſie theilte daher dem Abt Jeruſalem dieſe Abhandlun mit, und forderte von ihm ein unparteiiſches Urtheil.

Der Abt gehorchte dieſer Forderung, und ſchrieb einen ausführlichen Brief an die Herzogin, in welchem er zwar mit große Schonung, ohne die Anſichten des Königs für unrichtig zu erkläre vielmehr manchen Äußerungen beiſtimmte, doch die deutſche Literatur in Schutz nahm, und ihr beſcheidener Apologet und Lobredner wurde.

Die Herzogin theilte dem Könige dieſen Brief des Abts Jeruſalem mit. Friedrich ſandte ihn ſogleich an Herzberg, der damals ſchwer erkrankt war. Dennoch unterzog er ſich der Leſung dieſes Aufſatzes, und antwortete dem Könige:

Sire!

Ich erkenne es als einen höchſtſchätzbaren Beweis von Ew. Majeſtät gnädigem Andenken, daß Dieſelben geruhet haben, mir das Schreiben des Abts Jeruſalem, die deutſche Literatur betreffend, mitzutheilen. Ich las es durch, ſobald es mir meine ſehr geſchwächte Geſundheit geſtattete, und habe ſogleich von dem Kanzleiſekretair Le Coq eine franzöſiſche Überſetzung davon machen laſſen, welche ich Ew. Majeſtät hierbei überreiche, im Fall Dieſelben geruhen möchten, ſie im Ganzen oder einzelne Stellen daraus zu leſen. Die Schrift des Abts Jeruſalem hat ihre Verdienſte, und dünkt mir mit Wahrheit, Beſcheidenheit und Reinheit des Ausdrucks abgefaßt zu ſeyn. Er pflichtet im Ganzen den Urſachen bei, welche Ew. Majeſtät als Verzögerung der Fortſchritte unſerer Sprache angeben, nämlich den Kriegen, durch welche Deutſchland zwei Jahrhunderte lang verwüſtet worden, und dem Mangel an Schutz und Aufmunterung von Seiten der Regenten. Er geſteht, daß die Beredſamkeit der Gerichtshöfe und der Kirche in Deutſchland nie ſo glänzend als in Frankreich werden könne, wegen der Konſtitution und der Grundſätze der Religion, worüber er ziemlich beachtungswürdige Dinge ſagt. Ferner räumt er ein, daß die deutſche Sprache in Anſehung des Wohllauts der franzöſiſchen nachſtehe. Dagegen behauptet er, daß jene dieſe an Kraft übertreffe, und völlig ſo wohlklingend als die franzöſiſche ſey, welche eben ſo viele

Konſonanten als Diphthongen hat. Endlich ſagt er: daß ſeit Ew. Majeſtät Regierung, und ſeit dem erhabenen Beiſpiel, welches Dieſelben durch die Kultur aller Wiſſenſchaften dem ganzen Europa gegeben haben, die deutſche Sprache und Literatur eine Schwungkraft bekommen, welche ihr in kurzem den Vorzug über die der andern verſchaffen würde. Kurz, dieſer Geiſtliche unterſtützt ſeine Meinung durch Gründe und Beiſpiele, welche dieſe kleine Schrift intereſſant machen, und das um ſo mehr, da ſie im weſentlichen mit der von Ew. Majeſtät übereinſtimmt.

Ich habe geglaubt, Ew. Majeſtät meine geringe Meinung über dieſe Piece, ſo viel mein gegenwärtiger Zuſtand es erlaubt, vorlegen zu müſſen. Ich bin in tiefſter Ehrfurcht ꝛc.

Berlin, den 3. Januar 1781. Herzberg.

Der Miniſter erhielt zur Antwort:

„Ich habe durch Ihren geſtrigen Brief die Überſetzung der Schrift des Abts Jeruſalem über die deutſche Literatur erhalten, die ich Ihnen mit vielem Dank für die Bemühungen, denen Sie ſich in dieſer Hinſicht unterzogen haben, zurückſchicke. Ich muß Sie indeß erſuchen, ſich noch ſehr zu ſchonen, und alle Arbeit zu unterlaſſen, welche eine zu ſtarke und anhaltende Anſtrengung des Geiſtes erfordert, weil ich beſorge, daß Ihre Beſſerung dadurch verzögert oder gehindert werden könnte. Wenn Sie dieſen Rath befolgen, ſo hoffe ich, Sie bald wieder hergeſtellt zu ſehen, worüber ſich Niemand mehr freuen wird, als ich. Ich bitte Gott, daß er Sie in ſeine heilige Obhut nehme.

Berlin, den 4. Januar 1781. Friedrich.“

So ſehr Friedrich auch den Miniſter von Herzberg ſchätzte und ihm wohlwollte, ſo konnte ihn dies doch nicht beſtimmen, von einmal angenommenen Grundſätzen, zu ſeinen Gunſten, eine Ausnahme zu machen.

Ein Vetter des Miniſters, der als Offizier bei einem Regimente geſtanden, war wegen ſeiner Aufführung kaſſirt worden. Er trieb ſich nun in Berlin herum, der Miniſter unterſtützte ihn und bewirkte es mehrmals durch ſein Fürwort, daß er für manche Exzeſſe noch mit Schonung und Nachſicht behandelt wurde. Auf die Länge der Zeit fiel ihm dies aber zu läſtig, und er bat daher den König, ſeinen Vetter bei einem Garniſonregiment in Preußen anzuſtellen, weil zu erwarten ſey, daß er, nun älter geworden, unter ſtrenger Disziplin, weit entfernt von einer ſo verführeriſchen Stadt, in einem kleinen Orte, ſich ganz zu ſeinem Vortheil ändern würde.

Von den Eingaben wurde dem Könige von dem Kabinetsrath, nach mündlichem Vortrage, täglich eine ſchriftliche Nachweiſung auf einem gebrochenen Bogen vorgelegt, auf welchem die Berichtserſtatter oder Bittſteller namentlich und der Inhalt ihrer Eingabe kurz angeführt waren. Der König ſchrieb dann auf die leere Hälfte mit einigen Worten, was darauf verfügt werden ſollte.

Bei dieſem Geſuche des Miniſters hatte er geſchrieben:

„Mein Militaire iſt keine Straf-Anſtalt. Er kann aber ſeinen Vetter in ein Zuchthaus ſchicken, Ich habe nichts dagegen.“

Der Profeſſor Moritz*) ſandte dem Könige im Jahre 1781 ein Exemplar eines gedruckten Bogens unter dem Titel: Sechs Gedichte an den König, und ein Exemplar von zwei ſeiner die deutſche Sprache betreffenden Schriften.

Er erhielt darauf die Antwort:

„Hochgelahrter, lieber Getreuer!

„Mahlten alle deutſchen Dichter, wie Ihr, in Euren mir zugefertigten Gedichten, mit ſo viel Geſchmack, und herrſchte in ihren

---

*) Karl Philipp Moritz, geboren zu Hameln am 15. September 1757, ſtarb zu Berlin am 26. Juni 1793. Die in dem Kabinetsſchreiben erwähnten ſechs Gedichte ſind, da ſie nur einen Bogen füllten, wie ſolche kleine Brochüren, faſt ganz verloren gegangen. Moritz, der Sohn ſehr armer Ältern, der wider ſeine Neigung, bei einem Hutmacher in die Lehre gegeben wurde, war ein genialer Kopf, und unter harten Kämpfen mit großen Hinderniſſen, die Viele zurück geſchreckt hätten, betrat er, ſein vorgeſtecktes Ziel mit Beharrlichkeit verfolgend, einen Weg zu einer ehrenvollen Laufbahn. Daher iſt das über ihn in dem Konverſationslexikon (Brockhausſcher Verlags) gefällte Urtheil für denjenigen, der ihn näher bekannt, zu ſtrenge; wäre hier der Ort dazu, ſo würde man dies ausführlicher auseinanderſetzen.

Schriften eben der Verſtand und Geiſt, welcher aus den beigelegten zwey kleinen Briefſammlungen hervorblickt; ſo würde Ich bald meine landesväterlichen Wünſche erfüllt, und die deutſchen Schriftſteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang ſtreitig machen ſehen. Eure drey Schriften eröffnen mir dazu eine angenehme Ausſicht. Sie haben meinen völligen Beyfall, und Ich ermuntere Euch zur ferneren Vervollkommnung der vaterländiſchen Sprache als Euer gnädiger König.

Berlin, den 31. Januar 1781. Friedrich."

Göthe äußert ſich in ſeinem Werke: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 2. Theil, über Friedrich und über die durch ihn entſtandenen Dichterwerke von Gleim*), Ramler**) und Leſſing***) auf folgende Weiſe:

„Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Krieges in die deutſche Poeſie. Jede Nationaldichtung muß ſchal ſeyn oder ſchal werden, die nicht auf dem Menſchlichſten ruht, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann ſtehn. Könige ſind darzuſtellen in Krieg und Gefahr, wo ſie eben dadurch als die Erſten erſcheinen, weil ſie das Schickſal des Allerletzten beſtimmen und theilen, und dadurch viel intereſſanter werden, als die Götter ſelbſt, die, wenn ſie Schickſale beſtimmt haben, ſich der Theilnahme derſelben entziehn. In dieſem Sinne muß jede Nation, wenn ſie für irgend etwas gelten will, eine Epopee beſitzen, wozu nicht gerade die Form des epiſchen Gedichtes ni thig iſt."

---

*) Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Domſekretair und Kanonikus des Domkapitels zu Halberſtadt, wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben im Halberſtädtiſchen geboren; er ſtarb am 18. Febr. 1803.

**) Karl Wilhelm Ramler, geboren den 15. Februar 1725 zu Kolberg, war Profeſſor bei dem königlichen Kadettenkorps zu Berlin, wurde demnächſt Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und Mitdirektor der königlichen deutſchen Schaubühne daſelbſt, und ſtarb am 11. April 1796.

***) Gotthold Ephraim Leſſing, geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlauſitz; ſtarb als Bibliothekar in Wolfenbüttel am 15. Februar 1781.

„Die **Kriegeslieder**, von **Gleim** angeſtimmt, behaupte deswegen einen ſo hohen Rang unter den deutſchen Gedichten, we ſie mit und in der That entſprungen ſind, und noch überdies, we an ihnen die glückliche Form, als hätte ſie ein Mitſtreitender in de höchſten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenſte Wir ſamkeit empfinden läßt."

„**Ramler** ſingt auf eine andere höchſt würdige Weiſe di Thaten ſeines Königs. Alle ſeine Gedichte ſind gehaltvoll, beſchäf tigen uns mit großen, hocherhebenden Gegenſtänden und behaupte ſchon dadurch einen unzerſtörlichen Werth. Denn der innere Ge halt des bearbeiteten Gegenſtandes iſt der Anfang und das End der Kunſt. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, da ausgebildete Kunſttalent, durch Behandlung, aus allem alles ma chen und den widerſpenſtigſten Stoff bezwingen könne. Genau be ſehen entſteht aber alsdann immer mehr ein Kunſtſtück, als ei Kunſtwerk, welches auf einem würdigen Gegenſtande ruhen ſoll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geſchick, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur deſto glücklicher und herrlicher entgegenbringe."

„Die Preußen, und mit ihnen das proteſtantiſche Deutſchland, gewannen alſo für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und deſſen Mangel ſie durch keine nachherige Bemühung hat erſetzen können. An dem großen Begriffe, den die preußiſchen Schriftſteller von ihrem Könige hegen durften, bauten ſie ſich erſt heran, und um deſto eifriger, als derjenige, in deſſen Namen ſie alles thaten, ein für alle Mal nichts von ihnen wiſſen wollte. Schon früher war durch die franzöſiſche Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieſer Nation und für ihre Finanzanſtalten, eine Maſſe franzöſiſcher Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutſchen höchſt förderlich ward, indem ſie dadurch zu Widerſpruch und Widerſtreben aufgefordert wurden: eben ſo war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutſche für die Bildung des Literarweſens ein Glück. Man that alles, um ſich von dem Könige bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, ſondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutſche Weiſe, nach innerer Überzeugung, man that, was man für Recht erkannte, und wünſchte und wollte, daß der König dieſes deutſche Recht anerkennen und ſchätzen ſolle. Dies geſchah nicht und konnte nicht geſchehn; denn wie kann man von einem Könige, der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält, nur allzuſpät entwickelt und genießbar zu ſehen? In Handwerks- und Fabrikenſachen mochte er wohl ſich, beſonders aber ſeinem Volke, ſtatt fremder vortrefflicher Waaren, ſehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geſchwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menſchenleben, um ſolche Dinge zur Reife zu bringen.“

„Eines Werkes aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutſchem Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es iſt die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von ſpezifiſch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Leſſing, der, im Gegenſatze von Klopſtock und Gleim, die perſönliche Würde gern wegwarf, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen ſein mächtigarbeitendes Innere ſtets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und ſo hatte er ſich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt. Dieſe Produktion war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literariſchen und körperlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.“

„Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt noch recht ſchmerzlich die Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes eben ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sachſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen, als an Subalternen wird eine glück-

liche Veränderung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtg
dargeſtellt.“

Wenn in dieſen Äußerungen zwar auch der gleichſam ſter
piſch gewordene Vorwurf liegt, daß der König die deutſche Lite
gering geſchätzt habe, und wie ſich Göthe ausdrückt, ein für
Male nichts von deutſchen Schriftſtellern wiſſen wollte, ſo en
ſie doch mittelbar eine Apologie, deren er jedoch nicht bedarf
er oft, ſobald er nur von einem Deutſchen erfuhr, daß er ſic
der literariſchen Welt einen ehrenvollen Namen erworben, ihn
perſönlich vorſtellen ließ, wie z. B. Gottſched, Gellert, Da
Sulzer, Johann Reinhold Forſter u. A.; und wenn die
Gleim und Ramler unterblieb, ſo geſchah ſolches, theils au
bekanntſchaft ihrer Talente, theils weil ſie die Herolde ſeiner
ſterblichen Thaten waren, und ein Geiſt, wie der ſeinige, es
ſchmähen mußte, wie ein Ludwig XIV. ſich durch Penſionen
Gnadebezeugungen im In- und Auslande, zweideutige an frie
Schmeichelei gränzende Lobhudler zu erkaufen. Dieſes köni
Schreiben widerlegt dieſen Vorwurf, ſo wie die ein Jahr zuvo
führte Korreſpondenz mit dem Staats- und Kabinets-Mi
von Herzberg.

Zu Anfange des Jahres 1781 ſollte ein neues Geſangbu
den evangeliſchen Kirchen eingeführt werden. Die berühmteſten
allgemein geachtetſten Gottesgelehrten in Berlin, ein Spal
Teller, Dietrich u. A. hatten eine ſorgfältige Auswahl aus
reichen Schatz chriſtlich geiſtlicher Lieder getroffen, und hin und
der darin eine Zeile, um ſie verſtändlicher zu machen, verä
Das fand bei vier Gemeinden in Berlin großen Anſtoß, un
baten daher den König: daß ſie das alte Geſangbuch bei
Gottesdienſt beibehalten dürften.

Sie erhielten folgenden Beſcheid:

„Seine Majeſtät, Unſer allergnädigſter Herr, kennen den g
Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu g
um auf die von den hieſigen vier Gemeinden unter dem 14.
gebenen Beſchwerden Rückſicht zu nehmen, noch weniger dageg
verordnen.

Höchſtdieſelben haben es ſich vielmehr aus eigener Überzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters iſt, zum unveränderlichen Geſetz gemacht, jedem Dero Unterthanen völlige Freyheit zu laſſen, zu glauben, und ſeinen Gottesdienſt zu verrichten, wie er will, nur daß ſeine Lehrſätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachtheilig ſeyn müſſen. Höchſtdieſelben wollen daher auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Anſehung des Katechismi noch Geſangbuches herrſchen, ſondern jeder Glaube hierunter ganz freye Hände haben und ausüben ſoll.“

„Vermuthlich iſt der neue Katechismus, wie das neue Geſangbuch, verſtändlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienſte angemeſſener, weil ſo viele andere Gemeinden, bei welchen ſo in allgemeinem Rufe ſtehende Männer ſich befinden, ihm den Vorzug eingeräumt haben.“

„Gedachte vier Gemeinden haben daher ſich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen ſowohl, als jedem ihrer Mitbürger ganz frey ſteht, zu glauben und zu ſingen, was er will.

Berlin, den 18. Januar 1781. Friedrich.“

(Eigenhändig:)

„Ein jeder kann bei Mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich iſt. Was die Geſangbücher angeht, ſo ſtehet einem jeden frey zu ſingen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Aber die Prieſter müſſen die Toleranz nicht vergeſſen, denn ihnen wird keine Verfolgung geſtattet werden.

Friedrich.“

Im Februar 1781 war der Beſitzer einer Menagerie von wilden und fremden Thieren durch Potsdam gekommen, um nach Berlin zu gehen, und ſie dort für Geld ſehen zu laſſen.

Sobald der König durch den Meldezettel davon Kenntniß erhielt, erließ er einen Befehl an den Gouverneur zu Berlin, den Generallieutenant von Ramin: dieſem Menſchen den Eintritt in Berlin zu verweigern und ihm anzudeuten, daß er gleich wieder über die Grenze wandern müſſe.

Zugleich erließ er an das Generaldirektorium die nachſtehende Kabinetsordre:

„Seine Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſt
Herr, haben vernommen, daß dato ein Kerl mit wilden Thier
geſtern einpaſſirt iſt. Da nun dies Dero Intention ganz und g
entgegen iſt, und dergleichen Leute gar nicht weiter hereingelaſſ
und bedeutet werden ſollen, weiter zu gehen; denn das Volk zieh
nur einen Haufen Geld aus dem Lande, das ſoll aber nicht fer
und in dieſer Abſicht auch dieſer Kerl ohne Anſtand wieder fortg
ſchickt werden: So haben Höchſtdieſelben das nöthige an den Ge
ral-Lieutenant von Ramin bereits ergehen laſſen, und laſſen ſolch
auch Dero General-Direktorio hiermit bekannt machen, um ſ
darnach zu achten, und um auch ſeines Orts das hierunter erſ
derliche zu veranlaſſen und zu beſorgen.

Potsdam, den 25. Februar 1781. Friedrich.“

Vielleicht hatte der König auch noch einen ſehr erheblich
Grund, ſolchen Ausländern den Eintritt und Aufenthalt in ſein
Staaten zu verweigern. Seiltänzer, Kunſtreiter, Inhaber von M
nagerien und ſelbſt diejenigen, die mit Kameelen, Bären und Aff
umher ziehen, treiben dieſe Künſte und dieſen Erwerbszweig n
um in fremdem Sold heimlich das Spionirweſen zu treiben. Ein
aufmerkſamen Beobachter wird es nicht entgangen ſeyn, daß k
vor dem Ausbruch eines Krieges ſolche Menſchen ſich hauptſächl
in den Reſidenzen einfinden.

Im Jahre 1814 kam ein Bärenführer nach Dresden,
ließ ſeinen Bären gegen ein Eintrittsgeld von einem Groſchen ſeh
und es ergab ſich bei der im Stillen gemachten Kontrolle ſein
Einnahme und Ausgabe, daß die Letztere die Erſtere um das dr
oft vierfache überſtieg. Was konnte ihn alſo beſtimmen, dennoch
einem Ort zu bleiben, wo er ſtatt Vortheil Schaden hatte? Un
dieſen Umſtänden wurde ihm angedeutet, Dresden und das Kön
reich Sachſen zu verlaſſen.

Seiner Reklamation unerachtet, mußte er gehorchen. B
darauf kam eine Seiltänzer-Geſellſchaft nach Dresden. S
hatte ſich die Erlaubniß, zu Vorſtellungen ihrer Künſte, vom
maligen General-Gouvernement von Sachſen erſchlichen und ei
nun, mit großem Koſtenaufwand die dazu nöthigen Vorkehrungen f
ihre halsbrechenden Kunſtſtücke und für das ſchauluſtige Publikum
treffen. Die General-Polizei-Direktion von Sachſen, mit ſolch

Machinationen bekannt, ließ dieſe Seiltänzergeſellſchaft nicht unbeachtet; es bedurfte keiner mühſamen Nachforſchung; der Name des Direktors dieſer Geſellſchaft ſtand auf einer Liſte von Spionen, welche Koſaken nebſt andern Sachen von dem Chef des Bureau d'Espionage Napoleon's, de Lorgne d'Ideville, da er ſich ſelbſt nur mit Noth von der Gefangenſchaft hatte retten können, erbeutet hatten, und die ſich in dem Beſitz der General-Polizei-Direktion befand.

Auf den dießfälligen Antrag der gedachten Direktion bei dem General-Gouvernement mußte die Geſellſchaft Alles, was ſie erbauen laſſen, wieder abbrechen und wurde gezwungen, ſich ſogleich wieder über die Grenze zu begeben.

Ein Füſilier bei dem Regimente von Keller hatte ſich ſelbſt entleiben wollen, war aber daran gehindert werden. Es wurde über ihn ein Kriegsgericht gehalten und der Regimentschef mußte ſolches dem Könige zur Beſtätigung einſchicken.

Er erhielt darauf die folgende Reſolution:

„Mein lieber General-Major, Freyherr von Keller! Sechs Jahre Feſtungsarbeit gegen den Füſilier Sutorius des Euch anvertrauten Regiments, wegen unternommenen Selbſtmordes, ſcheint Mir etwas zu hart zu ſeyn. Gemeiniglich legt kein Menſch, welcher ſeiner Sinne mächtig iſt, ſelbſt Hand an ſein Leben. Er mag wohl melancholiſch ſeyn und in einem Anfall von dieſer Krankheit ſich das Leben haben rauben wollen. In dieſer Vermuthung beſtätige Ich nicht das hierüber zurückgehende Urtheil des wider ihn niedergeſetzten Kriegsgerichts, ſondern will vielmehr, daß er, anſtatt zur Feſtungsarbeit abgeführet zu werden, durch Aderläſſe und andere dienliche Mittel curirt, und hiernächſt wieder im Dienſt angeſtellt und zu einer vernünftigen Aufführung ermahnt und ermuntert werden ſoll. Ich überlaſſe ſolches Eurer Beſorgung und bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 11. Juni 1781." Friedrich."

Bei den Bauten, die von dem Könige in Potsdam au eigene Koſten zur Verſchönerung vorgenommen wurden, trugen di Werkmeiſter auf eine Vergünſtigung für diejenigen an, die eigen Häuſer beſäßen, weil ſie Einquartierung und beſondere Laſten tragen müßten, die denen zur Miethe wohnenden nicht aufgeleg würden.

Der König erließ an den Magiſtrat zu Potsdam folgend Kabinetsordre:

„Seine Königl. Majeſtät, Unſer allergnädigſter Herr, begreifen nicht, worin die Billigkeit beſtehen ſollte, welche der Magiſtrat z Potsdam nach ſeinem allerunterthänigſten Bericht vom 2. d. in den angeführten Geſuch der Bau-Ouvriers, die mit eigenen Häuſer possessionirt ſind, gegen ihre zur Miethe wohnende Mitbürger findet. Nach Allerhöchſtdero Einſicht müſſen insgeſammt alle Meiſter an den königlichen Bauten participiren, und wenn je einig für anderer einen Vorzug verdienen, die ihnen ein Recht dazu geben, ſo ſind es nicht die Häuſer, die ſie beſitzen, die ihnen ein Rech dazu geben, ſondern ihre Geſchicklichkeit. Es hat alſo gedachter Magiſtrat ſich darnach zu achten und beſagte Ouvriers gehörig zu beſcheiden.

Potsdam, den 3. Febeuar 1782. Friedrich.“

Ein Acciſebeamter, von Geburt ein Franzoſe, erbat ſich vo ihm für ſeinen Bruder, einen Kaufmann in Bordeaux, die E laubniß, Sklavenhandel unter preußiſcher Flagge treiben zu dürfe

Der Beſcheid war:

„Der Sklavenhandel hat Mir ſtets herabwürdigend für d Menſchheit geſchienen, und Ich werde nie durch Meine Bewilligun Jemand dazu ermuthigen und ſolchen begünſtigen. Überdies wol Ihr Eure Schiffe in Frankreich kaufen und ausrüſten, die rückbringende Waare in jedem beliebigen europäiſchen Hafen abladen, wa noch ein Grund mehr für Mich iſt, Euch Meine Flagge zu ve ſagen. Indeß, wenn dieſer Handel ſo viel Reiz für Euch hat, ſteht es bey Euch, nach Frankreich zurück zu kehren.

Potsdam, den 16. April 1782. Friedrich.“

Mit großer Munifizenz ſuchte Friedrich Berlin zu verſchönern; dazu gehörte denn auch, daß er vielen Hausbeſitzern unanſehnliche, baufällige und größtentheils aus Fachwerk beſtehende Häuſer neu, maſſiv und mit geſchmackvollen Facaden erbauen ließ. Er hatte dabei nicht blos die Verſchönerung der Stadt zum Zweck, ſondern auch den, der arbeitenden Klaſſe Beſchäftigung und Mittel zu ihrer Subſiſtenz an die Hand zu geben.

Dieſe doppelte Wohlthat wurde indeß doch von mehreren Bürgern Berlin's verkannt, und manche waren daher darüber unzufrieden. Als Friedrich dies erfuhr, konnte es nicht fehlen, daß ihn ein ſolches Verkennen ſeiner wohlthätigen Abſicht verdroß, und in der erſten Aufwallung ſeines Unmuths äußerte er: er würde keine Bürgerhäuſer mehr bauen laſſen. Dieſe Äußerung wurde bald bekannt, und mehrere Bürger baten ihn in einer immediaten Eingabe, daß er dieſen für ſie ſo nachtheiligen Entſchluß zurücknehmen möchte, damit nicht der Unſchuldige mit dem Schuldigen leide. Sie erhielten folgende Kabinetsordre zur Antwort:

„Die Berliniſche Bürgerſchaft iſt mit Sr. Königl. Majeſtät von Preußen, Unſeres allergnädigſten Herrn, ihr durch den Bau ihrer alten Häuſer erwieſenen Wohlthaten niemals recht zufrieden geweſen, und die letztere Vorſtellung und Beſchwerden über die Dächer der am Gensd'armenmarkt erbauten neuen Häuſer iſt ein neuer Beweis, wie wenig viele den Werth Dero königlichen Milde hierbey anerkennen. Indeſſen werden Höchſtdieſelben niemals die Schuldigen mit den Unſchuldigen vermengen und wollen ſolches denen unterſchriebenen 45 Kaufleuten und andern Bürgern auf ihre Vorſtellung vom 12. zu ihrer Beruhigung hiermit nicht verhalten.

Potsdam, den 15. Oktober 1782. Friedrich."

In den achtziger Jahren hielt ſich ein ſeines Dienſtes entlaſſener Kriegsrath Cranz in Berlin auf.

Als ein Mittel zur Subſiſtenz wählte er die Schriftſtellerei, und bewirkte es bei dem Könige, daß er von der Obliegenheit, ſeine Schriften der Cenſur zu unterwerfen, entbunden wurde.

Er gab ein Zeitblatt heraus, im Geſchmack des berliner Don Quixote, des Figaro und ähnlicher, nur daß er mehr literariſche Bildung beſaß, als die Herausgeber vorerwähnter Blätter. Es hatte den Titel: Gallerie des Teufels. Um es für den großen Haufen und die Böswilligen pikanter zu machen, würzte er es mit Anzüglichkeiten und Perſönlichkeiten, wie ſie jetzt an der Tagesordnung ſind, und das Miniſterium unterſagte ihm die Fortſetzung.

Cranz beſchwerte ſich darüber bei dem Könige, und dieſer erließ die nachſtehende Kabinetsordre an den Staatsminiſter von Münchhauſen.

„Mein lieber Etats-Miniſter von Münchhauſen. Der Kriegsrath Cranz ſoll auf die Original-Anlage ſo wenig in ſeiner ihm ertheilten Cenſurfreyheit beeinträchtiget, als wegen ſeiner beygelegten periodiſchen Schrift von Jemanden beunruhiget werden; Ich will vielmehr, daß Ihr ihn dagegen, ſo oft er nichts wider den Staat, eine vernünftige Religion und gute Sitten ſchreibt, jedesmal ſchützen ſollt. — Jedoch habe Ich ihn bei dieſer Gelegenheit gewarnet, daß er nicht allzu naſeweis ſeyn möchte, ſonſten er doch einmal anlaufen, und ſeine beißende Schreibart ihm Ungelegenheit zuziehen könnte. Ich überlaſſe alles Eurer Verfügung und bin Euer wohlaffectionirter König Friedrich."

Potsdam, den 28. November 1782.

Cranz, trotzend auf dieſe humane Vergünſtigung, mißbrauchte ſie auf eine ſo freche Weiſe, daß der König ſolche, auf einen mit Thatſachen belegten Bericht des Miniſteriums, wieder zurücknahm.

Eine Frau von *** ſuchte im Jahre 1782 im Marienſtifte zu Königsberg in Preußen wiederholentlich die Materſtelle nach. Der König forderte hierüber vom Departement der geiſtlichen Angelegenheiten Bericht. In dieſem hieß es: daß die nachgeſuchte Stelle zur Zeit noch nicht erledigt ſey. Der König ſchrieb darunter:

So diehnt ihr Solches zur Antworht dan ich Kan die leute nicht Toht Schlagen. Fch.

Als man ihm 1783 das Modell der Statüe zeigte, das zum Andenken des Generals von Seidlitz auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufgeſtellt werden ſollte, betrachtete er es mit Wehmuth in den Blicken und ſprach dann:

„Ich wünſchte, daß alle Kavalleriſten Wallfahrten nach dieſem Reiterheiligen machten.“

Im Jahre 1781 hatte er einer Dorfgemeinde in Weſtpreußen tauſend Thaler zum Aufbau einer Kirche zu ſchenken verſprochen. Das Geld war aber nicht angewieſen worden. Das Jahr darauf kam er zur Revue nach Graudenz durch das Dorf. Der Prediger trat an den Wagen und bat um die Anweiſung der verſprochenen Summe.

„Wann hab' ich Euch das verſprochen?“ fragte der König heftig.

Der Prediger zog eine mit des Königs Unterſchrift verſehene Reſolution aus der Taſche, und zeigte ſie ihm mit den Worten:

Hier! Ew. Majeſtät.

„Habt nur Geduld, Kinder, meine Kaſſe iſt erſchöpft, ich habe zu viele Ausgaben wegen der Überſchwemmung der Weichſel. Ihr ſollt es aber gewiß haben!“ ſprach jetzt der König in freundlichem Tone.

Nach einigen Monaten erhielt die Gemeinde tauſend Thaler.

Friedrich ſchätzte den Gouverneur von Magdeburg, den General von Saldern, ſehr und gab ihm davon vielfach Beweiſe.

Einſt ſagte ihm der König, übel gelaunt, etwas Unangenehmes. Saldern ſchwieg, aber ſeine Miene verrieth, daß er ſich gekränkt fühlte. Friedrich entging dies nicht, und augenblicklich äußerte er ſich in ſanftem Tone:

„Mit alten Leuten muß man Geduld haben! und doch nimmt Er mir etwas übel, mein lieber Saldern?“

Der Staatsminiſter von Werder*) hatte von dem König
die Weiſung erhalten, zu ihm nach Potsdam zu kommen, um ih
den Vortrag über die Einnahme des verfloſſenen Etatsjahres z
machen und ihm den Etat der Ausgabe für das künftige zur Genehmigung vorzulegen.

Der Miniſter ſtellte ſich zur beſtimmten Zeit ein. Jeder, de
öfter Audienz bei Friedrich hatte, pflegte ſich gewöhnlich bei deſſe
Umgebung zuvor zu erkundigen, ob er bei guter oder böſer Laun
ſey; auch der Miniſter, eingetreten in das Vorzimmer, wollte dieſ
Erkundigung einziehen, als er ein großes Geräuſch in dem Zimme
des Königs vernahm; er hörte deſſen zornige Stimme ſehr laut,
mancherlei heftige Drohungen und die Äußerung:

„Ihr Spitzbuben würdet mich noch zu einem armen Mann
machen, wenn ich Euch nicht immer auf die Finger ſähe.“

Eine ſolche Stimmung des Königs war dem Miniſter ſehr
unwillkommen; er zögerte, ſich melden zu laſſen, da trat ein Lakai
mit verſtörtem Geſicht aus des Königs Zimmer. Der Miniſter
wandte ſich an ihn mit der Frage: ob er jetzt zu einer günſtigen
Stunde käme?

---

*) Hans Ernſt Dietrich von Werder, aus dem Magdeburgſchen gebürtig, war ehemals Lieutenant unter dem Leibkarabinier-Regiment, hiernächſt Landrath des Zieſarſchen Kreiſes; 1781 lernte ihn Friedrich auf ſeinen Reiſen durch das Magdeburgſche kennen, und ernannte ihn zum geheimen Finanzrath; bald darauf aber, den 31. Dezember d. J., zum wirklichen geheimen Staats-, Krieges- und dirigirenden Miniſter bei dem General-Direktorium und Chef des Salzdepartements, auch 1786 an die Stelle des verſtorbenen Staats-Miniſters Michaelis, zum Generalpoſtmeiſter; den 2. Oktober ward er vom Könige Friedrich Wilhelm bei der Huldigung in den Freiherrenſtand erhoben, und zum Chef des General-Acciſe- und Zolldepartements ernannt, welches er jedoch 1791 dem Staatsminiſter von Struenſee wieder abtrat, dagegen aber das Departement der Kurmark und der Kaſſenſachen übernahm, nachdem er vorher das Salzdepartement an den Staatsminiſter Freiherrn von Heinitz, abgegeben hatte. Er war Ritter des rothen Adlerordens, auch Domherr zu Brandenburg und Amtshauptmann zu Fiſchhauſen. Er ſtarb auf ſeinem Gute Rogäſen im Magdeburgſchen den 22. Juni 1800.

„Gott behüte!“ verſetzte der Lakai: „der König iſt ganz außer ſich vor Zorn, und ich danke dem Himmel, daß ich mich noch auf eine gute Manier habe davon machen können.“

Er fragte den Lakaien: Worüber iſt denn der König ſo entrüſtet?

„Worüber? — Über eine Lumperei! — Einer von uns hatte bei der Tafel eine halb ausgetrunkene Flaſche Wein in die Taſche geſteckt; der König bemerkt' es in einem ihm gegenüber befindlichen Spiegel, und nun macht er darüber ſo vielen unnützen Lärm.“

Für den Miniſter war dies eine böſe Nachricht; er kam zu einer ſehr ungelegenen Zeit und fürchtete, auch er möchte ſehr unfreundlich empfangen werden. Gern wäre er umgekehrt, aber dies ging nicht, er mußte ſich melden laſſen und auch gleich darauf vor dem Könige erſcheinen.

Der Miniſter legte ihm die Überſicht der Einnahmen und Ausgaben des verfloſſenen Etatsjahres (vom erſten Juni bis Ende Mai) und der darin gewonnenen Überſchüſſe vor; darauf den neuen Etat, und bemerkte dabei, daß er in ſolchem theils zu Meliorationen, theils zur Unterſtützung durch Waſſerſchäden unglücklich gewordener Unterthanen aus den Überſchüſſen des verfloſſenen Jahres achtmalhunderttauſend Thaler zum Anſatz gebracht habe.

Sein Vortrag wurde immer ängſtlicher, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß dieſe Forderung für den König eine Veranlaſſung ſeyn würde, auch gegen ihn ſeinem Unmuth Luft zu machen. Wider alle Erwartung hatte Friedrich nichts zu erinnern; genehmigte dieſe außerordentlichen Ausgaben und vollzog den Etat.

Nachdem dies Geſchäft beendet war, erkundigte ſich Friedrich theilnehmend noch bei dem Miniſter nach ſeiner zahlreichen Familie, nach jedem einzelnen Gliede derſelben und ſprach endlich:

„Was fehlt Ihm denn? — Ich hab' Ihn noch nie ſo ängſtlich und verlegen geſehen?“

Ew. Majeſtät, erwiederte der Miniſter: ich bin nicht gewohnt, Ihnen eine Unwahrheit zu ſagen; ich muß daher offen geſtehen, daß ich mit Zittern und Zagen zu Ihnen in's Zimmer getreten bin, denn als ich kam, hört' ich, daß Ew. Majeſtät ſehr ungnädig waren, und ich fürchtete, zu einer ungelegenen Zeit zu kommen.

„Weiß Er auch den Grund, weshalb ich ſo aufgebracht war?“

Ja, Ew. Majeſtät; ich erfuhr, daß ein Lakei eine Flaſche mi Wein —

„Hab' ich denn nicht Urſache, mich darüber zu ärgern?" unterbrach ihn **Friedrich**: „und dem ſpitzbubiſchen Geſindel ein Donnerwetter auf den Kopf zu ſchicken? — Sieht Er, wenn ich ſi ſchalten und walten ließe, wie ſie wollen, ſo würde mir bald kein Pfennig zur Unterſtützung unglücklicher Unterthanen übrig bleiben."

Ein Invalide des von **Braunſchen** Infanterie-Regiments mit Namen **Schmidt**, kam unmittelbar bei dem Könige mit den Bitte um Niederſchlagung von Prozeßkoſten ein, die das Stadtgericht in **Berlin** in einem Rechtsſtreit von ihm mit Androhung von Exekution verlangt hatte.

Der König erließ an das Stadtgericht nachſtehende Kabinetsordre.

„Seine Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr, laſſen dem Stadtgerichte zu Berlin hierbey eine Eingabe zufertigen von dem Invaliden Rudolph Schmidt, Braunſchen Regiments, worin er ſich beklagt, daß er unſchuldiger Weiſe noch Prozeßkoſten bezahlen ſolle, da ſeine Sache längſt abgemacht worden. Nun wollen Höchſtdieſelben geruhen, dieſe 2 Thlr. 7 Ggr. 6 Pf. Executions- und Gerichtskoſten für ihn bezahlen zu laſſen, weil er das zu thun von ſeinem genießenden Gnadenthaler nicht im Stande iſt, befehlen aber dem Stadtgericht hierdurch, den Menſchen nun in Ruhe zu laſſen, und ihm keine Gerichtskoſten weiter abzufordern, auch ihm keine unnöthigen Weitläuftigkeiten ferner zu machen.

Potsdam, den 8. Auguſt 1783. **Friedrich**."

Bei den Reiſen des Königs in die Provinzen, zur Abhaltung der Muſterungen über die Truppen, wurden ihm überall vielfältig Bittſchriften, hauptſächlich von Perſonen der untern Volksklaſſe überreicht. Dieſe pflegten dabei vor ihm nieder zu knien.

Er hatte darüber ſo oft und ſo laut ſein Mißfallen zu erkennen gegeben, daß es nach und nach faſt gänzlich unterblieb, nur in Schleſien beharrte man bei dieſer altherkömmlichen Sitte.

Der König erließ darauf an das Oberconſiſtorium zu Breslau die folgende Verfügung:

„Da Seine Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr, es nicht haben wollen, daß die gemeinen Leute, wenn ſie Bittſchriften zu überreichen haben, oder auch bey anderer Gelegenheit, vor Höchſtdenenſelben auf die Erde niederfallen; (denn das können ſie wohl vor Gott thun, und wenn ſie was abzugeben haben, ſo können ſie das thun, ohne dabey niederzufallen) ſo befehlen Höchſtdieſelben Dero Breslauiſchen Ober-Conſiſtorium hierdurch in Gnaden, die Verfügung ſofort zu treffen, daß dieſes in allen evangeliſchen Kirchen hier in Oberſchleſien, von allen Kanzeln abgeleſen werde, wie ſolches auch dem Weihbiſchof von Rothkirch in Anſehung der katholiſchen Kirchen ebenfalls geſchrieben worden, auf daß die Leute das wiſſen, und das Niederfallen auf die Erde vor Ihnen künftig unterlaſſen. Das Ober-Conſiſtorium hat alſo das hierunter erforderliche gehörig zu veranlaſſen und zu beſorgen.

Bettlern, den 30. Auguſt 1783. Friedrich.“

Bekanntlich ließ Friedrich jährlich in Berlin eine beträchtliche Anzahl Häuſer bauen, theils in der Abſicht, die Stadt durch geſchmackvolle Gebäude zu verſchönern, theils dadurch einer Menge Handwerker eine ſichere Erwerbsquelle zu eröffnen.

Er ſelbſt wählte die Straßen oder Plätze aus, die neu gebaut werden ſollten, und die Häuſerbeſitzer einer ſolchen Gegend der Stadt wurden von ihm ohne alle Rückſicht auf ihre Vermögensumſtände oder andere Verhältniſſe, mit neuen Häuſern beſchenkt, auch beſtimmte er jederzeit ſelbſt, nach den ihm von der Baubehörde vorgelegten Riſſen, die Façaden und ihre äußere Verzierung.

Als auf dieſe Art ein Theil des Gensd'armenmarktes auf des Königs Koſten neu erbaut wurde, kam auch die Reihe an das Haus eines Schlächtermeiſters. Der König hatte, wie gewöhnlich, zu dieſem ſowohl, als auch zu dem ſeines Nachbars die Façaden beſtimmt, und die des Letztern erhielt eine Verzierung von Statüen.

Dieſer vermeintliche Vorzug verdroß den Schlächter ſehr, und er kam bei der Baubehörde mit der Bitte ein, auch ſein Haus mit ähnlichen Statüen verzieren zu laſſen.

Man ſchlug ihm ſein Geſuch ab, weil der König den Bau ſ
nes Hauſes ausdrücklich ſo befohlen habe, wie es errichtet werd
ſey, und man davon nicht abweichen dürfe.

Der Schlächter, in dem Wahne, daß die Baubehörde ihm hi
unter Unrecht thue und vielleicht gar einen Unterſchleif mache,
ſchwerte ſich deshalb unmittelbar bei dem Könige und verhehlte a
nicht ſeinen Argwohn gegen die Baubedienten.

Der König verlangte darauf ſogleich eine nähere Auskunft v
der Behörde, und als dieſe ihm das wahre Verhältniß auseinan
geſetzt hatte, ſchrieb er auf ihren Bericht eigenhändig:

„Statüen kann der Schlächter nicht erhalten, aber neun u
neunzig Schaafsköpfe.“

Dieſe wurden nun auch wirklich zum Andenken dieſes B
falls an dem Geſimſe des Hauſes angebracht und man hat ſie b
ſo lange ſehen können, bis die General-Lotterie-Adminiſtrati
dies Haus zu ihren Geſchäften an ſich brachte. Nun wurden
herunter geſchlagen.

Der König ſprach einige Jahre vor ſeinem Ende mit dem
maligen Major, nachmaligem General von **Rüchel**, und erwäh
eines glücklichen Verfalls vom General **Winterfeld** im ſiebenj
rigen Kriege.

„Ja,“ fuhr er fort: „das that mein guter Winterfeld!“
drehte ſich um, verbarg eine Thräne und ſetzte hinzu: „Das
ein gar braver Mann!“

Der Konſiſtorialrath **Brüggemann** in **Stettin** hatte e
Topographie von Pommern drucken laſſen.

Er überſandte ſie dem Könige, ſo wie die Theile davon erſchien
waren, und als er die beiden letzten eingeſchickt hatte, erhielt er
folgende Antwort:

„Die Fortſetzung Eurer Pommerſchen Topographie rechtfer
das günſtige Urtheil vollkommen, welches man bey der Erſchein
des erſten Bandes von Eurem Plan gefällt hat. Ich ſehe es g
wenn ſich die Gelehrten Meiner Lande mit ſolchen nützlichen
genſtänden beſchäftigen, und Ich gebe den Bemühungen Beyfall, wodu

Ihr die eurigen ſo unterrichtend als nützlich zu machen ſuchet. Ich wünſche Euch ferner guten Fortgang, danke Euch für das Exemplar Eures fortgeſetzten Werkes und bitte Gott, daß er Euch in ſeinen heiligen Schutz nehme.

Potsdam, den 20. Februar 1784. Friedrich.“

Im ſiebenjährigen Kriege hatte der General von Tauentzien einen jungen Mann, Hans Sigismund von Beerfelde, zum Adjudanten, der ihn bei allen ſeinen Expeditionen begleitete; da er ſich bei vielen Gelegenheiten auszeichnete, ſo wurde er auch dem Könige perſönlich bekannt, welcher ſich oft vortheilhaft über ihn äußerte.

Nach dem Frieden nahm Beerfelde ſeinen Abſchied; er zog ſich auf ſein Landgut Loſſow bei Frankfurt an der Oder zurück und bekleidete die Stelle eines Ritterſchaftsraths.

Als der Graf von Podewils auf Guſſow 1781 ſeinen Abſchied als Landrath des Lebuſer Kreiſes nahm, erinnerte Friedrich ſich nach einer langen Reihe von Jahren, des ehemaligen Adjudanten, und empfahl ihn den [illegible] zum Landrath.

Er wurde gewählt, und benutzte dieſen neuen Wirkungskreis nicht nur, um ohne Geräuſch viel Gutes zu ſtiften, den Wohlſtand von Gemeinden und ganzen Bezirken zu befördern, und das Familienglück vieler Tauſende zu befördern; er brachte auch gemeinnützige Vorſchläge zur Sprache, wenn der König auf ſeinen Truppenmuſterungsreiſen ſich mit ihm unterhielt, und ihn aufforderte, ihm über Landeskultur und Handelsverkehr ſein Gutachten unverhohlen zu eröffnen. So kam manches Gute zu Stande, und Friedrich verlangte mehrmals in gnädigen Handſchreiben ſein Gutachten über ſolche Angelegenheiten. Beerfelde genügte dieſen Aufforderungen mit der Freimüthigkeit eines Biedermannes, der auch unangenehme Wahrheiten nicht bemäntelte oder verſchwieg.

Als im Jahre 1784 im Staatsminiſterium eine Stelle erledigt werden ſollte, erhielt er von dem Könige mittelſt eines Eilboten den Befehl, ſogleich zu ihm nach Berlin zu kommen.

Beerfelde gehorchte. Ganz unbekannt mit der Abſicht des Königs, erſchien er vor ihm.

„Guten Morgen, mein lieber Beerfelde!“ rief ihm Friedric entgegen, als er eintrat: „Ich hab' Ihn lange nicht geſehen, wi geht es Ihm? Iſt Er auch mit ſeinem Poſten zufrieden?“

Vollkommen, wenn ich ihn zu Ew. Majeſtät Zufriedenheit verſehe

„Das iſt mir lieb, mein lieber Beerfelde! und ich muß Ihn ſagen, daß ich recht ſehr mit Ihm zufrieden bin; recht ſehr bin ic mit Ihm zufrieden! Aber Er weiß das ja. Ich muß Ihm abe ſagen, ich kann Ihn noch beſſer brauchen. Hört Er wohl? — Ic brauche hier einen ehrlichen Mann, und ich weiß, Er iſt ein ehrlicher Mann. Ich will Ihn hier zum Chefminiſter im Fabriken- un Handels-Departement machen, und da ſoll Ihm Niemand etwa zu befehlen haben.“

Ich hab' Ew. Majeſtät nur im Militairſtande gedient.

„Ich weiß das, ich weiß das! mein lieber Beerfelde, und i dank' Ihm dafür. Er will damit ſagen: Er hat nicht ſtudirt, un da glaub' Er mir, das iſt gar nicht nöthig. Ich brauche blos einen ehrlichen Mann. Seh' Er nur, ich verſtehe das Ding auch nicht, aber ſie machen es mir doch nicht recht, daß weiß ich. Seh' E nur die ordinaire Wolle neun Thaler, und die feine ſieben. Ic verſtehe das nicht; aber ſo kann's doch nicht recht ſeyn. Das mu anders heraus und da muß ich einen ehrlichen Mann haben, de mir das in's Reine bringt, und Er iſt der ehrliche Mann.“

Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, ich habe Jahre, und bin i der Sache gar nicht bewandert.

„Er fürchtet ſich nur! Aber fürcht' Er ſich nicht; ſie ſollen Ihm nichts thun. Ich werd' Ihn in Allem unterſtützen. Wend' Er ſich nur immer an mich und kehr' Er ſich ſonſt an nichts.“

Ich würd' unfehlbar bei dem beſten Willen große Fehler machen, und Ew. Majeſtät Gnade verſcherzen.

„Das wird Er nicht, mein lieber Beerfelde! das kann Er nicht; Er iſt ein ehrlicher Mann. Seh' Er nur, ich habe ſonſt keinen Andern, wenn Er mich verläßt. Da hab' ich wohl in meinem Lande noch zwei Landräthe, die ich brauchen könnte. Aber der Eine iſt mir noch zu jung, und noch viel zu hitzig in ſeinen Sachen; der muß ſich erſt noch etwas verſuchen und mehr Erfahrung einſammeln, und der Andere hat einen ungerechten Prozeß mit ſeiner Mutter gehabt. Das wird Er ſelbſt wiſſen, mein lieber Beerfelde! wer de

Pflichten gegen ſeine Mutter aus den Augen ſetzt, wie wird der ſeinem Könige und ſeinem Vaterlande als ein ehrlicher Mann dienen? Alſo das geht nicht! und ich bitt' Ihn, verlaß' Er mich nicht."

Ew. Majeſtät —

„Beſinn Er ſich, ich will Ihm Bedenkzeit geben."

Ew. Majeſtät machen mich unendlich glücklich, wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen in meinem gegenwärtigen Poſten ferner dienen darf. Ich bitt' allerunterthänigſt darum. Ew. Majeſtät werden mir Ihre Gnade entziehen. —

„Das werd' ich nicht! mein lieber Beerfelde! Er iſt aber ein eiſerner Mann!"

Es entſtand eine Pauſe. Nach einigem Nachſinnen des Königs, während welcher er ſeinen Blick ſeitwärts auf ein Fenſter heftete, wandte er ſich zu Beerfelde, und ſagte in einem faſt wehmüthigen Tone:

„So geh' Er in Gottes Namen. Ich bleibe doch Sein Freund. Hört Er wohl! und wend' Er ſich nur immer an mich, geradezu an mich, und ſchreib' Er mir Alles."

Beerfelde entfernte ſich. Wie groß und edel erſcheint hier Friedrich, wie bieder Beerfelde, der es ſtandhaft ablehnte, in einen Wirkungskreis zu treten, dem er nicht gewachſen zu ſeyn glaubte.

Als Beerfelde wieder auf ſein Gut zurückgekehrt, und die Nachricht, daß er die Stelle eines Miniſters abgelehnt hatte, in der dortigen Gegend bekannt geworden war, beſuchte ihn ſogleich der damalige Chef des in Frankfurt ſtehenden Infanterie-Regiments, der Herzog Leopold von Braunſchweig, und bei'm Eintritt in Beerfelde's Zimmer umarmte er dieſen und rief aus:

„Das haben Sie wieder recht brav gemacht, Herr Landrath! Nun haben wir Sie noch tauſendmal lieber. Nun ſind Sie mir eine doppelte Exzellenz!"

Der franzöſiſche Buchhändler Pitra hatte den Auftrag vom Könige, ihm von Zeit zu Zeit die vorzüglichſten in Frankreich erſchienenen Werke zur Anſicht und Auswahl zu überſchicken.

Im Jahre 1784 überſandte er dem Könige eine beträchtliche Anzahl in Paris herausgekommener Prachtwerke.

Friedrich ſchrieb ihm darauf:

„Les in folio ne sont pas fait pour un vieillard, qui les mains gouteuses, ce sont des livres d'apparat, que les bou geois gentilhommes mettent dans une bibliotheque, pou parader et remplir les etageries; pour moi des octaves.“

(Die in Folio ſind nicht für einen Greis, der die Gicht den Händen hat. Das ſind nur Bücher zum Staat für neugebacknen Edelleute, die ſie in ihren Bibliotheken aufſtellen, um damit groß thun und die Fächer zu füllen. Für mich ziemen ſich nur Büch in Octav.)

Der König widmete jedem Zweige der Staatsverwaltung for dauernd ſeine Aufmerkſamkeit, ſelbſt in den letztern Jahren und b kurz vor ſeinem Tode; dies war auch der Fall mit der General-T backs-Adminiſtration.

Im Jahr 1783 erließ er an ſolche die nachſtehende Kab netsordre:

„Se. Königl. Majeſtät, unſer allergnädigſter Herr, haben vo Dero General-Tabaks-Administration verlangt, daß ſie alle dre Monate einen Caſſen-Abſchluß einſchicken ſoll. Höchſtdieſelben habe aber ſeit langer Zeit dergleichen nicht erhalten. Das iſt eine a ſcheuliche Negligence von ihnen, ſie ſind nicht im mindeſten acti und werden Se. Königl. Majeſtät da ein bischen Veränderung tre ſen müſſen, um die Sache in eine beſſere Activität zu bringe Vorjetzt aber wollen Sie den Abſchluß von der General-Tabac Caſſe auf das forderſamſte erwarten.

Potsdam, den 26 November, 1783. Friedrich.“

Aus der letzten Hälfte dieſer Kabinetsordre ſieht man deutlic daß der Konzipient derſelben ſich ſtrenge an die Worte des Köni hat halten müſſen.

Eben dies iſt der Fall mit der folgenden:

„Sr. Königl. Majeſtät, Unſer allergnädigſter Herr, haben d General-Tabacks-Administration befohlen und wiederholentlich eri nern laſſen, die Caſſen-Abſchlüſſe ſobald als möglich einzuſchicke Da ſolche bis dato noch nicht eingegangen, ſo hält es Se. Königl Majeſtät für Faulheit, daß damit bis auf die letzte Stunde gezö gert wird und befehlen der General-Tabacks-Administration auf de ernſtlichſte und bey Vermeidung Höchſtdero unausbleiblichen Ungnade, dieſe Abſchlüſſe ſofort und ohne den geringſten Verzug einzuſenden.

Potsdam, den 18 Mai 1786. Friedrich."

Unter der Direktion des geheimen Finanzraths **Maguſch** war zwiſchen den Mitgliedern der General-Tabacks-Adminiſtration große Disharmonie entſtanden, wodurch deren Chef ſein Amt ſehr erſchwert wurde. Zwei Räthe reichten ſogar deshalb bei dem Könige Beſchwerden ein. Sie erhielten zur Antwort:

„Seine Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr laſſen dem *** und dem *** auf die beiden allerunterthänigſten Vorſtellungen vom geſtrigen datum hierdurch zu erkennen geben, daß Sie den Teufel von ihrer Sache haben; ſie müſſen ſich in ihren Schranken halten, und ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, weswegen Sie da ſind, und keinesweges die Zeit mit unnützen Zänkereyen verderben; denn Höchſtdieſelben werden dem geheimen Finanz-Rath Maguſch ihrethalben die Direction nicht nehmen. Wornach ſie ſich alſo zu richten, und ihr Devoir mit allem Fleiß zu beobachten, widrigenfalls aber unangenehme Verfügungen zu gewärtigen haben.

Potsdam, den 5. April 1785. Friedrich."

Der geheime Finanzrath **Maguſch** erhielt aber folgende Kabinetsverfügung:

„Rath, beſonders lieber Getreuer. Da Ich vernehme, daß in dem Collegio der General-Tabacks-Administration jedesmal Zänkerey und Widerſpruch herrſchen, wodurch Meinen Interesse viel Nachtheil verurſacht wird, ſo habe Ich Euch hierdurch aufgeben wollen, daß Ihr, als Director die Andern ein biſchen kurz halten, und darnach ſehen müſſet, daß ſie ihr Devoir gehörig beobachten, und wofern ſie nicht thun wollen, was ihre Schuldigkeit iſt, ſo habt Ihr Mir nur das gleich anzuzeigen. Wornach Ihr Euch alſo zu achten. Ich bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 5. April 1785. Friedrich."

Als ein Zug der milden Schonung bei aller hierbei für nöthig erachteten Strenge darf man nicht überſehen, daß der König in ſeiner Verfügung an den geheimen Finanzrath **Maguſch** Keinen namhaft machte, ſondern ihm nur im Allgemeinen andeuten ließ, wie er ſich in Zukunft benehmen ſolle, um allen perſönlichen Groll gegen die Beſchwerdeführer zu verhüten.

Bei des Königs letzter Reiſe nach Preußen (1784) ließ er de
dortigen Regierungspräſidenten von Maſſow zu ſich kommen. Be
dieſer Unterredung ſagte er zu ihm:

„Ich hab' Ihn zum Präſidenten gemacht, und ich muß Ih
alſo auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberſte Ju
ſtizkommiſſarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtig
keit halten ſoll; aber ich kann nicht Alles beſtreiten, und muß dahe
ſolche Leute haben, wie Er iſt, die Andern zu ihren Rechten ve
helfen. Ich hab' eine ſchwere Verantwortung auf mir; denn i
muß nicht allein von allem Böſen, was ich thue, ſondern auch vo
allem Guten, was ich unterlaſſe, Rechenſchaft geben, ſo auch E
Er muß durchaus unparteiiſch und ohne Anſehn der Perſon richte
es ſey Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das ſag' ich Ihn
ſonſt ſind wir geſchiedene Leute! — Hat Er Güter?“

Nein, Ew. Majeſtät!

„Will Er welche kaufen?“

Dazu habe ich kein Geld, Ew. Majeſtät.“

„Gut, ſo weiß Er, wie einem armen Menſchen zu Muthe iſ
und Er wird ſich um ſo viel mehr der Bedrängten annehmen!“

Friedrich erließ das nachſtehende charakteriſtiſche Kabinets
ſchreiben an den General von Tauentzien.

„Mein lieber General von Tauentzien.

Schon bey meiner Anweſenheit in Schleſien erwähnte Ich gege
Euch, und jetzt will Ich es ſchriftlich wiederholen, daß Meine Ar
mee in Schleſien noch nie ſo ſchlecht geweſen iſt, als jetzt: wen
Ich Schuſter und Schneider zu Generalen machte, könnten die Re
gimenter nicht ſchlechter ſeyn. Das Thaddenſche Regiment gleic
nicht dem unbedeutendſten Landbataillon einer preußiſchen Armee
Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel. Zaremba iſt i
einer ſolchen Unordnung, daß Ich einen Offizier von Meinem Re
gimente nach dem diesjährigen Herbſtmanoeuver werde hinſchicken, u
es wieder in Ordnung zu bringen. Von Erlach ſind die Burſch
durch das Contrebandiren ſo verwöhnt, daß ſie keinen Soldaten äh
lich ſehen. Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern. He
gen hat einen elenden Commandeur und Euer Regiment iſt ſe

mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Wendeſſen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden ſeyn. Seht, ſo ſind die Regimenter en detail; nun will Ich das Manövre beſchreiben."

„Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bey Neiße, die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugſam zu beſetzen; wäre es Ernſt geweſen, ſo wäre die Bataille verloren. Erlach, bey Breslau, ſtatt die Armee durch Beſetzung der Anhöhe zu decken, marſchirte mit ſeiner Diviſion wie Kraut und Rüben in's Defilée, daß, wäre es Ernſt geweſen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging."

„Ich bin nicht Willens, durch lacheté Meiner Generals, Schlachten zu verlieren, weshalb Ich hiemit feſtſetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn Ich noch lebe, die Armee zwiſchen Breslau und Ohlau führet, und vier Tage zuvor, ehe Ich in's Lager eintreffe, mit den unwiſſenden Generals manoeuvrirt, und ihnen dabey weiſet, was ihre Pflicht iſt."

„Das Regiment von Arnim und das Garniſon-Regiment von Könitz macht den Feind, und wer alsdann ſeine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den laſſe Ich Kriegsrecht halten, denn Ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, welche ſich ſo wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienſte zu behalten, folglich iſt es Mir auch nicht zu verdenken. Erlach ſitzt noch vier Wochen in Arreſt. Auch habt Ihr dieſe Meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspection bekannt zu machen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 7. September 1784. Friedrich."

Im September 1784 beſuchte der König bei ſeiner Anweſenheit in Berlin den Geſundbrunnen. Er ging in den Garten. Einer der Eigenthümer dieſes Grundſtücks folgte ihm.

„Wem gehört dies jetzt?" fragte der König.

Den Erben des verſtorbenen Doktor Behm.

„Wer ſind die?"

Der Befragte machte ſie namhaft.

„Warum nimmt das nicht Einer?"

Es iſt noch Manches erſt in Richtigkeit zu bringen; nächſtens ſoll aber zum Verkauf geſchritten werden, um aus der Kommunion zu kommen.

„Das iſt auch beſſer. — Was iſt dies für Kraut?

Von jungen ſpätgeſäten Mohrrüben.

„Dies iſt Kohl?“

Ja, Ew. Majeſtät, man nennt ihn grünen oder braunen Kohl.

„Wozu braucht Ihr ihn?“

Er wird im Winter zum Theil nach der Stadt verkauft, zum Theil aber dem Viehe gegeben.

„Was habt Ihr für Vieh?“

Kühe.

„Wo habt Ihr die?“

Drüben auf der Meierei.

„Dazu habt Ihr ja kein Futter?“

Wir haben Wieſen.

„Hier Wieſen?“ mit der Krücke im Sande ſcharrend.

Sie liegen an der Panke.

„Wo iſt die Panke?“

Dort in der Niederung.

„Die können nichts taugen, da iſt keine Überſchwemmung.“

Wir laſſen Aſche von Seifenſiedern aus der Stadt darauf fahren, die frißt das Moos weg und dann wächſt Klee.

„Da habt Ihr Recht. Wo habt Ihr das gelernt?“

Von meinem Vater.

„Wer war Euer Vater?“

Ein Prediger auf dem Lande in Pommern.

„In welcher Gegend?“

Unweit Bahn.

„Wie heißt der Ort?“

Lindow.

„Wem gehört er?“

Einem gewiſſen von Steinäcker, deſſen Sohn jetzt Landrath im Greifenhagenſchen Kreiſe iſt.

„Ihr ſeyd alſo kein Berliner?

Nein, Ew. Majeſtät.

„Habt Ihr viel Brunnengäſte gehabt?“

Nein, Ew. Majeſtät, kaum ein Drittel gegen ſonſt.

„Warum das?"

Es war Anfangs des Sommers immer kühle Witterung.

„Wann baden die Leute? im Juli, Auguſt und September?"

Nein, Ew. Majeſtät, im Juni, Juli und Auguſt.

„Warum nicht im September?"

Es giebt dann ſchon kühle Abende, wo man ſich leicht erkälten kann.

„Warum nicht gar! es iſt das ſchönſte Wetter," rief der König aus, da es gerade an dieſem Tage ſehr warm war, und fuhr dann fort:

„Sind Merian und Sack hier geweſen?"

Nein, Ew. Majeſtät, Merian hat ſich ab und zu in Pankow aufgehalten. Sack iſt ſchon zu alt, und die Füße wollen nicht mehr fort; ſeine Seelenkräfte aber ſind noch die nämlichen.

„Wie alt iſt er denn?"

Ein und achtzig Jahre.

„Nun, man kann auch nicht ewig leben. — Wer beſorgt Euch dies hier?"

Ein Meier muß das Vieh füttern und den Acker beſtellen, ein Inſpektor aber das übrige beſorgen.

„Kann der davon leben?"

Er iſt dabei auch Traiteur; kann auch barbiren und aderlaſſen.

„So, ſo," ſprach der König lachend und fragte dann: „Wozu iſt das Brunnenwaſſer nütz?"

Beſonders gegen Gicht.

„Woher wißt Ihr das?"

Man hat Beiſpiele davon.

„Und welche?"

Noch im vorigen Sommer war eine Frau hier, die ſo an der Gicht litt, daß ſie die Hände nicht brauchen konnte, nach einigen Wochen wurde ſie aber beſſer.

„Was war das für eine Frau? eine gemeine Frau?"

Ja gewiſſermaßen, ſie iſt nur eine Bürgerfrau aus der Stadt; aber reich.

„Ich habe mir den Garten größer vorgeſtellt."

Er iſt auch nicht klein. Wenn Ew. Majeſtät die Gnade haden und dieſen Gang etwas weiter hinauf gehen wollen, ſo können Sie ihn beſſer überſehen.

Der König ging weiter und fragte, als er das Ende des Gartens erreicht hatte:

„Was iſt dies für eine Hecke?"

Eine Buchenhecke.

„Die ſteht gut und ſieht gut aus."

Sie hat doppelten Nutzen, ſie ſieht nicht allein gut aus, ſie macht auch hier den Zaun, weil's an der Straße iſt.

„Da habt Ihr Recht. — Was habt Ihr für Bäume im Garten?"

Mehrentheils Kirſchen und Pflaumen; Äpfel und Birnen wollen nicht recht fort. Ich vermuthe, der Boden iſt zu ſchwach, ſie ſterben hernach am Brand.

„Was habt Ihr für Kirſchen?"

Manche Sorten, die nach und nach reif werden, ſo daß man ſechs Wochen über dergleichen hat. Es ſind viele gute Sorten darunter. Selbſt Ihro Majeſtät, die Königin, haben einige Male welche holen laſſen.

„Was iſt das für Zeug?"

Erbsſtroh; man hat die grünen Erbſen zum Kochen und die reifen zur Saat bereits abgenommen. Das Stroh aber wird dem Vieh gegeben.

„Was ſind das für Häuſer hier herum?"

Sie gehören ſämmtlich zum Brunnen, nur die Papiermühle nicht.

„Aber die in der Entfernung?"

Das ſind Koloniſtenhäuſer, welche Ew. Majeſtät vor zwei Jahren haben bauen laſſen, es ſind Gärtner darin angeſetzt.

„Das weiß ich."

Es ſind zu der Zeit auch bei Lichtenberg und Friedrichsfelde noch mehrere erbaut worden.

„Auch das erinner' ich mich. Aber woher wißt Ihr das?"

Ich habe mich genau darnach erkundigt, falls Ew. Majeſtät danach fragen ſollten.

„Wo iſt Euer Haus?"

Ich habe keins, ſondern wohne in der Stadt.

„Wovon lebt Ihr?"

Ich habe die Gnade, Ew. Majeſtät zu dienen.

„Alſo kommt Ihr nur ſelten heraus, wenn Ihr Zeit habt?“

Ja, Ew. Majeſtät, die Woche einmal.

„Da wohnen wohl die Brunnengäſte?“ nach dem Flügel ſehend.

Ja, Ew. Majeſtät.

„Und hier iſt vermuthlich die Küche?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Gott behüt' Euch!“

Dies Geſpräch des Königs, noch nicht volle zwei Jahre vor ſeinem Tode, zeigt, wie er auch damals noch es nicht für zu geringfügig hielt, ſich um die kleinſten Einzelnheiten zu bekümmern, wenn er ſie für das allgemeine Beſte erſprießlich glaubte, aber, was zu den ſeltenſten Erſcheinungen gehört, dieſes Eingehen in ſolche Details artete bei ihm nie in Kleinigkeitskrämerei aus, worüber bei beſchränkten Köpfen das Wichtigere verabſäumt wird.

Im Jahre 1781 hatten Überſchwemmungen der Oder in Schleſien ſehr großen Schaden verurſacht. Der König erhielt vielfältig Unterſtützungsgeſuche von den unglücklichen Einwohnern und Berichte darüber von dem Staatsminiſter Grafen von Hoym.

Der Miniſter war zu ihm nach Potsdam beſchieden worden. Als dieſer vor ihm erſchien, fand er ihn nachdenkend und niedergeſchlagen. Er redete ihn gleich mit den Worten an:

„Ein großer Theil meiner braven Schleſier iſt ſehr unglücklich geworden, und leider bin ich jetzt nicht im Stande, zu helfen.“

Der Miniſter zuckte ſchweigend die Achſeln.

„Wie Er mir vor einigen Tagen berichtet, iſt keine Kaſſe im Stande, etwas herzugeben. Über Alles iſt ſchon disponirt.“

Er ging traurig auf und ab.

Geſtern ſind vier und neunzig tauſend Thaler eingekommen, ſprach der Miniſter.

„Zu welcher Kaſſe?“

Es ſind Chatoullengelder für Ew. Majeſtät.

„Chatoullengelder. Gottlob! daß ich etwas thun kann! Schick' Er ſie doch gleich nach Schleſien. Ich will mich ſchon einſchränken.“

Im Jahre 1785 verlor die Schweſter des Königs, die Her
gin von Braunſchweig **Philippine Charlotte**[*]), ihren Sohn,
Herzog **Leopold**, da er als Chef des in **Frankfurt** an der O
ſtehenden Regiments, bei der Überſchwemmung der Ober Roth
dende retten wollte und in den Fluthen ſeinen Tod fand.

Der König ſchrieb darüber:

ce 12. Mai 1785.

Mon adorable Soeur!

Il y a soixante et dix ans passées, que je suis au mond
et dans tout ce tems je n'ai vu que de jeux bizarres de
fortune, qui mêle quantité d'événemens facheux à que
ques favorables qui nous arrivent. Nous balottons sa
cesse entre beaucoup de chagrins et quelques momens
satisfaction. Voilà, ma bonne soeur, le fort commun
tous les hommes! Les jeunes gens doivent être plus se
sibles à la perte de leur proches et de leurs amis, que l
vieillards. Les premiers se ressentent longtems de ces pr
vations, au lieu que les personnes de nôtre age les suive
dans peu. Les morts ont l'avantage d'être à l'abri de to
les coups de la fortune, et nous qui restons en vie, nous
sommes sans cesse exposés. Toutes ces reflexions, ma bon
soeur, ne sont guères consolantes, je l'avoue. Heureuse
ment que Votre sagesse et Votre esprit Vous ont donné l
force de resister à la douleur qu'éprouve une tendre Mèr
en perdant un de ses enfans cheris. Veuille le ciel conti
nuer, de Vous assister, en conservant une soeur, qui fait l
bonheur de ma vie!

Daignez, ma bonne Soeur, me croire avec la plus ten
dre attachement et la plus haute considération

Mon adorable Soeur

Vôtre fidèle frère et serviteu
Féderic.

---

[*]) Geboren den 13. März 1716, vermählt am 2. Juli 1736 m
Karl, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geſtorben den 13. Fe
bruar 1801.

den 13. Mai 1785.

Meine verehrungswürdige Schweſter!

Es ſind ſiebenzig Jahre verfloſſen, ſeit ich auf der Welt bin, und ich habe nichts als die launenhaften Spiele des Glücks geſehen, welche eine Menge widriger Ereigniſſe unter einige angenehme, die uns begegnen, miſchen. Wir ſchweben beſtändig zwiſchen vielem Kummer und einigen uns angenehmen Augenblicken. Dies iſt das gewöhnliche Loos aller Menſchen, meine gute Schweſter! Junge Leute muß der Verluſt ihrer Verwandten und Freunde mehr ſchmerzen, als alte. Die Erſtern empfinden lange ſolche Verluſte; dagegen Perſonen von unſerm Alter ihnen bald folgen. Die Todten haben den Vorzug, vor allen Schlägen des Schickſals geſichert zu ſeyn, wir, die wir am Leben bleiben, ſind ihnen beſtändig ausgeſetzt. Alle dieſe Betrachtungen, meine gute Schweſter, ſind — ich geſteh' es — nicht tröſtend. Glücklicher Weiſe giebt Ihnen Ihre Weisheit und Ihr Geiſt die Kraft, dem Schmerz zu widerſtehen, den eine zärtliche Mutter bei dem Verluſte eines ihrer geliebten Kinder fühlen muß. Möge der Himmel Ihnen ferner beiſtehen und mir eine Schweſter erhalten, die das Glück meines Lebens macht! Glauben Sie liebevoll, meine gute Schweſter, daß ich mit der zärtlichſten Zuneigung und der vollkommenſten Hochachtung bin

Meiner verehrungswürdigen Schweſter

treuer Bruder und Diener,

Friedrich.

Als Friedrich den Plan zum deutſchen Fürſtenbunde entworfen hatte, vielleicht in dem dunklen Vorgefühle, welches Unheil dieſer Mangel an Eintracht über Deutſchland in der Folge verbreiten und mit welchen ſchweren Opfern, nach vieljährigen Leiden, Selbſtſtändigkeit wieder erkämpft werden dürfte, theilte er ſolchen dem Staats- und Kabinetsminiſter Grafen **von Finckenſtein** mit und ſchrieb ihm dabei unterm 28. Mai 1785.

„Je vous prie de Me mander, ce que vous pensez sur ce sujet, et n'oubliez pas, que Nous pouvons être bons amis et envisager differement la même chose. Adieu Mon cher Comte.

Fréderic.

(Ich bitte Sie, mich Ihre Meinung über dieſen Gegenſta
wiſſen zu laſſen, vergeſſen Sie aber nicht dabei, daß Wir gu
Freunde ſeyn und doch über einen Gegenſtand ſehr verſchiede
Anſichten haben können. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.)

Als in den Jahren 1783 und 1784 Kaiſer Joſeph II. vo
den Holländern die freie Scheldefahrt verlangte, ſuchte Frankrei
dieſe Angelegenheit gütlich beizulegen.

Dies gelang auch dem franzöſiſchen Hofe, und es wurde de
halb am 20. September 1785 ein Vergleich zwiſchen Holland un
dem Kaiſer Joſeph abgeſchloſſen; der Letztere erhielt eine Scha
loshaltung von zehn Millionen holländiſcher Gulden.

Da Friedrich dies erfuhr, ſagte er:

„Alſo iſt die Sache mit einem Trinkgelde abgemacht worden.

Der Pater Pitzner glaubte, daß die Mönche eines Franzi
kanerkloſters ſich mancherlei gegen ihr Gelübde zu Schulden kom
men ließen; er reichte daher eine Denunziation wider ſie unmitte
bar ein.

Der König ſandte ſie an den Weihbiſchof zu Breslau zu
Entſcheidung; dieſe fiel nicht zu Gunſten des Denunzianten au
und er erneuerte daher ſeine Beſchwerde bei dem Könige.

Er empfing darauf zum Beſcheide:

„Se. Königl. Majeſtät von Preußen ꝛc. laſſen dem Pater Fran
Pitzner auf deſſen hier anderweitig eingereichte Vorſtellung und Ge
ſuch hierdurch zu erkennen geben: daß ſeine Sache ſchlechterding
vor dem Weihbiſchof von Rothkirch zu Breslau gehört, denn allhie
können dergleichen katholiſche Sachen, wie die Seinige iſt, nicht ab
gemacht werden, und wie können auch Ketzer davon urtheilen, wa
Er mit dem Franziskanerkloſter wegen übertretener Gelübde fü
Streit hat. Es bleibt für Ihn alſo weiter nichts übrig, als be
dem Weihbiſchof von Rothkirch zu Breslau ſich zu melden, wohi
die Sache auch bereits gegangen iſt.

Potsdam, den 3. Auguſt 1785. Friedrich.“

Im Jah[illegible] 1785 erließ er der Graſſchaft Ravensberg einen Theil der Kontribution.

Die Bauerſchaften reichten ihm darüber ein Dankſagungsſchreiben ein; er erwiederte ſolches auf nachſtehende Weiſe:

„Sr. Königl. Majeſtät getreue Unterthanen in Dero Graſſchaft Ravensberg haben blos ihrer guten Aufführung beyzumeſſen, daß Höchſtdieſelben ihnen dieſes Jahr einen Theil der Kontribution erlaſſen haben. Dergleichen Unterthanen verdienen, daß ihr Landesvater ſie, ſo viel möglich, unterſtützt. Höchſtgedachte Se. Königl. Majeſtät nehmen daher ihren Dank mit gnädigſtem Wohlgefallen an, und verſichern dieſelben, bey ferner verſpürter deutſcher Treue, Dero ferneren Huld und landesväterlichen Vorſorge.

Potsdam, den 7. Julii 1785. Friedrich.“

Im Jahre 1785, als er in Schleſien im Auguſt die letzte Truppenmuſterung hielt, ſah er in Freiberg ein Gebäude, das noch nicht vollendet war und an welchem nicht gearbeitet wurde.

Er fragte ſogleich den Bürgermeiſter:

„Warum iſt dies Haus nicht ſchon ganz ausgebaut?“

Ew. Majeſtät, erwiederte der Bürgermeiſter: es iſt ein Armenhaus, und es kann nur dann im Bau damit fortgefahren werden, wenn die Bürger im Stande ſind, dazu Geldbeiträge zu entrichten.

„Schick' Er mir den ganzen Anſchlag in's Lager; ich will Ihm das Geld ſogleich ſchicken. Das Haus muß aber dieſes Jahr fertig werden. Hört Er! Dieſes Jahr noch!“

Als der Magiſter Heinatz zu Frankfurt an der Oder dem Könige ein Exemplar der Anweiſung zur deutſchen Sprache zugeſchickt hatte, bekam er die folgende Antwort:

„Hochgelahrter, lieber Getreuer!

Ich danke Euch für das Mir unter dem 10. zugeſandte Exemplar Eurer Anweiſung zur deutſchen Sprache. Dies kleine Werk iſt ein neuer Beweis Eures Dienſteifers, weil Ihr darin den Anfängern nützlich werden wollt. Wenn dieſe gleich Anfangs gegen die Sprachfehler verwahret werden, ſo können ſie es hernach mit weniger Mühe in dieſer Sprache weit bringen, und was iſt rühmliche für einen Deutſchen, als rein deutſch zu ſprechen und zu ſchreiben. Ich wünſche, daß Ihr dazu noch fernerhin viel beytragen möget, und bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 12. Auguſt 1785. Friedrich.“

Im Jahre 1741 war ein preußiſcher Offizier bei dem Windmüller zu Koſemitz in Schleſien einquartiert. Er bemerkte, daß man den Mühlkaſten mit Steinen von grünlicher Farbe beſchwert hatte. Dies fiel ihm auf, er nahm einige davon heraus; da er ſie reinigte und befeuchtete, trat die grüne Farbe noch glänzender hervor; er ließ daher einige dieſer Steine ſchleifen und es ergab ſich, daß es Chryſopraſe waren.

Er zeigte ſeinen Fund, als eine Seltenheit, mehreren Bekannten; ſo wurde von dieſer zufälligen Entdeckung immer mehr geſprochen, und endlich erfuhr auch der König etwas davon. In dem erſten und zweiten ſchleſiſchen Krieg nahmen wichtigere Dinge ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, als aber am 25. Dezember 1745 ihm der Beſitz von Schleſien geſichert war, erinnerte er ſich der Entdeckung dieſes Edelſteins, der nur zu den Seltenheiten Böhmens gerechnet wurde.

Bald darauf trug er dem Bergrath Lehmann und in der Folge 1769 dem Oberbergrath Gerhard auf, die Fundorte dieſes Edelſteins zu ermitteln und förmliche Nachgrabungen zu veranſtalten.

Sie blieben nicht ohne Erfolg. Der König erhielt mehrere Chryſopraſe; er liebte ſie ſehr, trug ſie in Ringen, und ließ daraus Schnupftabaksdoſen verfertigen. Dazu wurden die reinſten Chryſopraſe gewählt und wenn ſich darin kleine Flecken befanden, ſo mußten ſolche die Juweliere, welche ſie zur Faſſung erhielten, durch Einlegen von Goldplättchen ſo zu verſtecken ſuchen, daß es den Schein erhielt, als wenn die Faſſung das erfordert hätte. Auch zu Verzierungen von Sansſouci wurde der Chryſopras benutzt, ein Stück von ungewöhnlicher Größe, das größte, das es bisjetzt giebt, mußte zu einer Tiſchplatte dienen.

Aber im Jahre 1785 ſchenkte der König dieſem Edelſtein ſeine Aufmerkſamkeit wieder vorzüglich.

Der Oberſte von Regeler, nachmals General, den er als Erbauer der Feſtung Silberberg ſchätzte, erhielt als Kommandant von Glaz den Auftrag, den Chryſopras im Großen aufſuchen zu laſſen.

Er erließ an ihn das nachſtehende Kabinetsſchreiben:

„Mein lieber Obriſter von Regeler! Ich habe Euch hierdurch den Auftrag thun wollen, für Mich nach Chryſopras dort ſuchen zu laſſen, und wenn Ihr in der Gegend ſolche Stücke findet, die ſechs Zoll lang, zwey dick, und einen Zoll breit ſind, Mir ſolche zu ſchicken. Ich möchte gern dergleichen haben. Aber Ihr werdet Euch deswegen ein bischen Mühe darum geben. Es wird ſich dort ſchon was finden. Ich bin übrigens Eurer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 2. October 1785. Friedrich.“

Der Oberſte ließ ſogleich den Bau durch Mineurs betreiben, auf dem Koſemitzer Berge eine Schacht von 40 Fuß abteufen, und den größten Theil der Gläſendorfer Berge abdecken, wodurch ſehr viele Steine gewonnen wurden.

Er erſtattete dem Könige darüber Bericht und ſandte ihm dasjenige der Ausbeute, was den Forderungen Friedrich's genügen konnte.

Er erhielt zur Antwort.

„Mein lieber Oberſter von Regeler! Ich habe Euer Schreiben vom 4. dieſes nebſt einer Kiſte mit Chryſopras erhalten, wofür Ich Euch hierdurch danke. Ich will aber auch gern die Koſten-Rechnung davon haben, welche Ihr Mir alſo ſchicken werdet. Dabey könnt Ihr Mir auch melden, wenn weiter darnach geſucht wird, ob man noch mehr dergleichen finden kann, oder ob ſie rare ſind. Ich möchte das gern näher wiſſen, und will alſo darüber Eure Anzeige erwarten, und bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 11. November 1785.“

Darunter ſtand eigenhändig:

„Ich danke vohr den Criſopas, er iſt Sehr Schön, Ich bitte umb die Rechnung, Solche zu bezahlen und Wolte gern wiſſen ob man noch von dieſem Krigen kann? Friedrich.“

Bevor aber noch eine Anzeige von dem Oberſten eingegangen war, empfing er folgendes Kabinetsſchreiben:

„Mein lieber Oberſter von Regeler! Da ich gern von dem Chryſopras, welchen Ihr mir letzthin geſchickt habt, noch mehr haben möchte, ſo bitte Ich Euch, Mir den Gefallen zu thun und darnach

ſuchen zu laſſen, der ſo wie der vorige iſt; und Mir ſolche denn
überſchicken: Ihr werdet aber auch zugleich die Rechnung mit beyl
gen, ſowohl von dieſen Letztern, als auch von dem vorigen Chry
pras, den Ihr Mir ſchon geſandt habt; denn Ich will gern wiſſe
was es koſtet, und will Euch ſodann das Geld davor bezahlen. J
werdet das alſo beſorgen und Ich bin Euer wohlaffectionirter Kön

Potsdam, den 27. November 1785. **Friedrich.**“

Der König empfing wiederum Chryſopraſe nebſt der Liqui
tion der Koſten.

Darauf erwiederte ſolcher:

„Mein lieber Oberſter von Regeler! Ich bin mit Euren
zwey Kiſten eingegangenen 182 Stück Chryſopras ſehr zufriede
Für die dafür liquidirte 132 Thlr. 21 Sgr. erfolgen 110 in Fri
drichsd'or und 22 Thlr. in Ducaten. Vielleicht mache Ich M
künftig Eure erlangten Kenntniße von dem dieſe ziemlich rar gewo
denen Steine erzeugenden Boden zu Nutze. Indeſſen dankt Eu
für dieſe Beſorgung Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 5. Dezember 1785. **Friedrich.**“

Eigenhändig ſtand darunter:

„Hier bey die betzahlung. Der Kriſopas iſt beſer wie be
Scheliger*), ich wolte gern Wiſſen, ob der nicht zu haben iſt, oder o
er Schwehe zu finden iſt, und wo er zuſammen zu bringen und a
welchem ohrt er gegraben wirdt? **Friedrich.**“

Darüber berichtete der Oberſte und erhielt folgende Antwort:

„Mein lieber Obriſter von Regeler! Mir hat Euer Rappor
vom 14. über die eigentlichen Gegenden, wo Ihr in Schleſien Chry
ſopraſe entdeckt habet, zu ganz beſonders gnädigſtem Wohlgefalle
gereicht; weil Ich dieſen Stein ſehr ſchätze. Sollet Ihr davo
große Stücke zu Tabatieren und dergleichen Arbeit finden können, ſ
laßt ſolche gleich ausſchleifen, um ſolche von der groben äußerliche
Crouste zu reinigen, und wenn Ihr dergleichen ſo viel beyſamme
habet, daß Ihr damit eine Kiſte anfüllen könnet, ſo ſendet Mi
ſolche unmittelbar ein; jedoch müſſet Ihr dabey wohl Acht haben
daß keine andere Stücke mitunterlaufen, als einzig und allein ſolche
welche ihre natürliche ſchöne grüne Farbe haben. Die kleinere

---

*) Das Wort iſt nicht anders zu leſen.

Stücke zu Handknöpfen und dergleichen kleineren Waaren hingegen können denen Schleifern zur Verarbeitung, zu allerhand Sachen, wie Ich Mich gegen den Staats-Miniſter von Heym bereits explicirt, überlaſſen werden; worüber Ihr Euch mit ihm noch beſonders concertiren könnt. Das Haupt-Werk bleibt immer, daß Ihr Euch Mühe gebet, Mir, wie obgedacht, groſe Stücke von ſchöner grüner Farbe zu verſchaffen, und dafür wird Euch beſonders vielen Dank wiſſen Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 18. Dezember 1785. Friedrich.“

Da der eingeſchickte Chryſopras nicht ganz den Erwartungen des Königs entſprochen hatte, ſo erließ er deshalb an den Oberſten ein Kabinetsſchreiben.

„Mein lieber Oberſter von Regeler! Bey der Bearbeitung, die Ich mit dem Chryſopras, ſo Ihr Mir im verwichenen Herbſt überſchickt, habe vornehmen laſſen, hat es ſich gefunden, daß derjenige, welcher in groſen Steinen aus denen Bergen und Gruben gezogen wird, der ſchlechteſte und untauglichſte iſt. Der hingegen iſt der beſte, welcher ſich in denen mittel Steinen findet, die auf den Feldern liegen und auf dem Acker gefunden werden. Ich mache Euch ſolches um deswillen bekannt, daß Ihr den Chryſopras, welchen Ich für dieſes Jahr bey Euch beſtellet habe, von letzterer Sorte auf denen Feldern ſuchen und ſammeln laſſet. Auf die rechte gute Farbe kommt es demnächſt vorzüglich mit an, weil die Chryſopras nicht blaß ſeyn müſſen, mithin werdet Ihr beſonders Euer Augenmerk darauf mit richten. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 5. Juni 1786. Friedrich.“

Der Oberſte hatte ſich dieſe Vorſchriften bei einer neuen Sendung von Chryſopraſen zur Richtſchnur dienen laſſen. Friedrich gab ihm dies in ſeiner Antwort zu erkennen:

„Mein lieber Oberſter von Regeler! Ich habe Euch auf Euer Schreiben vom 21. verwichenen Monats in Antwort vermelden wollen, daß Ich die Mir zugekommenen Chryſopras ſchön gefunden habe. Ihr müßt Mir nun auch die Rechnung von denen darauf verwendeten Koſten baldigſt einſchicken, und was die bereits vorräthigen Chryſopras betrifft, ſo habe ich dem Etats-Miniſter von Heym aufgegeben, ſolche an die Leute zu ſchicken, die dieſelben verarbeiten. Ich habe Euch ſolches gleichfalls bekannt machen wollen und bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 1. Auguſt 1786. Friedrich."

Man ſieht daraus, wie Friedrich noch kurz vor ſeinem Tode ſeine bewunderungswürdige Seelenſtärke, und bei dem Angenehmen nicht das Nützliche aus den Augen verlor, auch bei aller eines Monarchen würdigen Liberalität doch jede Verſchwendung zu vermeiden ſuchte. Er erlebte es nicht mehr, daß er die von dem Oberſten von Regeler verlangte Rechnung berichtigen konnte. Friedrich Wilhelm II. ließ demſelben die gehabten Auslagen durch den Staatsminiſter Grafen von Hoym erſtatten und ſolcher mußte an den Letztern die noch zurückbehaltenen Chryſopraſe, 250 Thaler an Werth, abliefern.

Der Wirthſchaftsſchreiber des Amtmanns zu Wuſterhauſen entwendete dieſem eine ſehr bedeutende Summe Geldes, entführte ſeine Tochter und flüchtete ſich mit dieſer nach Sachſen.

Der Amtmann, der dem Könige ſchon früher perſönlich bekannt war, und den er ſchätzte, reiſ'te gleich nach Potsdam und bat um eine Audienz bei dem Monarchen.

Sie wurde ihm ſogleich bewilligt; als er ſein Unglück geklagt, ſprach Friedrich zu ihm:

„Mein lieber Freund! Er iſt unvorſichtig geweſen und muß es ſich ſelbſt zuſchreiben, daß es Ihm ſo ergangen iſt. Ich bedaur' Ihn, aber ich kann Ihm nicht helfen; der Kerl ſitzt in Sachſen, da kann ich ſeiner nicht ſo leicht habhaft werden, als Er ſich wohl einbilden mag. Er muß ſich gedulden; findet ſich eine gute Gelegenheit, Ihm zu nützen, ſo werd' ich für Ihn ſorgen."

Einige Zeit darauf kam ein Requiſitionsſchreiben des ſächſiſchen Hofes an, worin derſelbe um die Auslieferung eines Abentheurers bat, der in Sachſen viele grobe Betrügereien verübt und ſich in die Staaten des Königs geflüchtet hatte.

Als er dies erfuhr, ſprach er:

„Das iſt ja eine recht erwünſchte Gelegenheit, dem ehrlichen Manne in Wuſterhauſen zu helfen."

Dem ſächſiſchen Hofe wurde auf ſeinen Befehl geantwortet: man ſey ſehr geneigt, ſeinem Antrage zu genügen, jedoch nur unter der Bedingung der Auslieferung des in Sachſen ſich aufhaltenden Wirthſchaftsſchreibers.

Das verurſachte eine Menge Weitläuftigkeiten, von Seiten des ſächſiſchen Hofes wünſchte man die Auslieferung des Abentheurers, ohne die Erfüllung der desfalls gemachten Bedingung. Der König beharrte aber auf ſeiner Erklärung; der Wirthſchaftsſchreiber wurde mit der Entführten ausgeliefert und zum Feſtungsarreſt auf einige Jahre verurtheilt. Der Amtmann erhielt die Tochter und einen Theil des ihm geſtohlenen Geldes wieder.

Der Amtmann ſtarb bald darauf; jetzt ſollte deſſen Wittwe noch eine bedeutende Summe für die Koſten entrichten, welche die Auslieferung des Wirthſchaftsſchreibers und demnächſt die wider ihn verhängte Unterſuchung verurſacht hatte.

Sie wandte ſich dieſerhalb mit einer Bittſchrift an den König, und bat um die Niederſchlagung dieſer Forderung.

Er forderte darüber Bericht, und als dieſer einging, ſchrieb er an deſſen Rand:

„Unglückliche muß man nicht noch mehr drücken.“

Im Jahre 1785 machte die oſtpreußiſche Krieges- und Domainen-Kammer in ihrem Monatsbericht an den König eine ſehr übertriebene Schilderung von dem nachtheiligen Einfluß der Witterung bei der Erndte.

Der König, von den Umſtänden genau unterrichtet, erließ an die Kammer nachſtehendes Kabinetsſchreiben:

„Seine Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr, laſſen Dero Oſtpreuß. Cammer auf deren monatlichen Bericht vom 27. von den Umſtänden im dortigen Departement für den Monat Auguſt, hierdurch zu erkennen geben: wie Höchſtdieſelben nichts dabey thun können, daß ſie dorten eine etwas naſſe Erndte gehabt haben; es hat hier und an andern Orten auch viel geregnet, und dennoch iſt die Erndte recht gut geweſen; mithin iſt auch kein Zweifel, ſie werden dort ebenfalls eine recht gute Erndte haben, und es wird auch nun ſchon ſich eine trockene Witterung eingefunden

haben, wie dies auch hier geſchehen iſt; wonach alſo die Camme
ſich zu richten hat.

Berlin, am 10. September 1785. Friedrich.“

Mehrere Jahre vor dem Ausbruch des ſiebenjährigen Kriege war Friedrich mit dem damaligen Generalmajor von Zieten*) nicht ganz zufrieden geweſen; als der Krieg vorauszuſehen war, ba der General unter dem Vorwande, daß er krank ſey, um ſeinen Abſchied. Dieſer wurde ihm nicht bewilligt, dahingegen ließ ſich de König ſehr oft erkundigen, ob es ſich mit ſeiner Geſundheit beſſere; be einer erdichteten Krankheit mußte dieſe Frage immer verneint werden.

---

*) Hans Joachim von Zieten geboren den 18. Mai 1699 zu Wuſtrau im Ruppiniſchen, trat ſchon in ſeinem 15 Jahre in Kriegsdienſte, nahm aber einige Jahre darauf, wegen unverdienter Zurückſetzung, ſeine Entlaſſung und trat erſt 1726 bei einem Dragonerregimente wieder in preußiſche Dienſte. Händel mit einem andern Offiziere zogen ihm indeß bald darauf einjährigen Feſtungsarreſt, und ſoga ſpäter Kaſſation zu. Dennoch wurde er auf Verwendung einiger Generale 1730 bei dem neuerrichteten Leibhuſarenregimente angeſtellt, 173 zum Rittmeiſter befördert, und wohnte 1735 einem Feldzuge gegen Frankreich bei, erhielt 1736 die Stelle eines Majors, und im erſten ſchleſiſchen Kriege die eines Oberſtlieutenants und bald darauf di eines Oberſten. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege wurde er zum Generalmajor befördert. Er zeichnete ſich durch ſeinen Zug nach Jägerndorf, mitten durch die öſterreichiſche Armee, bei Hohenfriedberg und bei Katholiſch-Hennersdorf aus, wobei er verwunde wurde. Im Jahre. 1756 ernannte ihn Friedrich zum Generallieutenant. Eben ſo rühmlich war ſein Antheil an den Thaten der preußiſchen Armee im ſiebenjährigen Kriege. Die Schlacht bei Prag verſchaffte ihm den ſchwarzen Adlerorden, bei Leuthen führte er den Sieg herbei und die Schlacht bei Torgau wurde durch ihn mitgewonnen. Im Jahre 1763 verheirathete er ſich zum zweitenmale, und erzeugte einen Sohn, den König Friedrich II. ſelbſt aus der Tauf hob, und in der Wiege zum Kornet ernannte. Obwohl 79 Jahr alt, wünſchte er an dem baierſchen Erbfolgekrieg Theil zu nehmen, allein Friedrich II. lehnte alle ſeine Anträge in dieſer Hinſicht ab. Er ſtarb zu Berlin den 26. Januar 1786. Friedrich Wilhelm II. ließ ihm im Jahre 1791 eine Bildſäule von weißem Marmor auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin errichten.

Da ſandte der König den General von Winterfeld zu ihm, und ließ ihn fragen: ob er, wenn es zu einem Kriege käme, auch noch auf ſeinem Abſchied beſtände, und ob er glaube, daß es ſeine Geſundheit erlaube, der Armee folgen zu können?

Zieten antwortete: die unverdiente Ungnade des Königs habe ihn ſo geſchmerzt, daß ſeine Geſundheit dadurch völlig untergraben worden, unter dieſen Umſtänden, da er das Vertrauen des Königs verloren, würde er nur eine lebloſe Maſchine und ein unnützes Werkzeug ſeyn, und ſchloß mit der ſarkaſtiſchen Bitte an Winterfeld: er möchte doch allen ſeinen Einfluß bei dem Könige dazu benutzen, ihm den Abſchied auszuwirken. Zieten bildete ſich ein, Winterfeld ſey ſein Antagoniſt und habe ihn bei dem Könige in Mißkredit geſetzt.

Als der König den Erfolg dieſer Sendung erfuhr, ging er ſelbſt zu Zieten.

Was Friedrich früher vermuthet hotte, war durch die Äußerungen des Abgeſchickten beſtätigt worden; er war überzeugt, daß die Krankheit nur erdichtet ſey. Sein Beſuch war daher ein Beweis von ſeltner Güte und Nachſicht, doch, im Gefühl ſeiner Würde, da er dadurch den erſten Schritt gethan, ſtellte er jetzt Zieten ohne Bitterkeit vor, wie unrecht er handele, und wie lediglich ſein Betragen die Quelle der Spannung geweſen, die zwiſchen ihnen geherrſcht; dann ſetzte er aber hinzu:

„Alles Geſchehene ſoll vergeſſen ſeyn.“

Zieten war unſchlüſſig; je mehr man ſein Unrecht fühlt, je ſchwieriger wird es, ſolches einzugeſtehen; er verſuchte es, ſein Geſuch um den Abſchied zu erneuern.

Da ſprach Friedrich:

„Ein ſo treuer General kann unmöglich bei'm nahen Ausbruch eines ſolchen gefahrvollen Krieges ſeinen König und ſein Vaterland verlaſſen. Beide haben auf ihn, als einen der rechtlichſten Patrioten, ihr ganzes Vertrauen geſetzt.“

Jetzt erklärte Zieten: wie viel es ihn Überwindung gekoſtet, ſeinem Gefühle für ſeinen König und ſein Vaterland Schweigen zu gebieten. Er habe es nur gethan, weil er überzeugt ſey, daß er ohne des Königs Vertrauen Nichts, mit ſolchem Alles zu leiſten im Stande ſey.

Auf dieſe Äußerung umarmte Friedrich den General und

obgleich er ihn, als Feldherr, keinesweges für fehlerfrei hielt, so ga
er ihm doch fortdauernd Beweiſe ſeiner Huld und Achtung.

Er hielt ſein Wort, daß er Alles Geſchehene vergeſſen woll
bis zum letzten Lebensaugenblicke Zieten's, und gedachte nie wied
ſeiner Halsſtarrigkeit.

Zieten war nun wieder geſund und rüſtig; er machte de
ganzen ſiebenjährigen Krieg mit und zeichnete ſich durch manc
Waffenthat rühmlich aus. Er dachte, wie alt und hinfällig er au
wurde, nie wieder daran, um ſeine Entlaſſung zu bitten; und ebenſo w
nig Friedrich, ihm durch die Verſetzung in den Ruheſtand, wehe
thun, obſchon er dazu bei'm Ausbruch des baierſchen Erbfolgekriege
Veranlaſſung gehabt hätte. Er begnügte ſich damit, daß er ih
nicht auf den Feldetat ſetzen ließ. Als dies Zieten erfuhr, frag
er deshalb bei dem König an, er empfing zur Antwort:

„Mein lieber General von der Cavallerie, von Zieten. Da i
ſehr beſorge, daß Eure Geſundheitsumſtände es wohl nicht zulaſſ
werden, die Campagne mitzumachen, ſo habe Ich in dieſer Rückſi
Euch auch nicht mit aufſetzen laſſen. Es thut Mir zwar leid, d
Ich Euch zurücklaſſen ſoll; indeſſen ſehe Ich von ſelbſt ein, daß I
bei Euren avancirten Jahren, und ſchon gehabten vielen Fatigue
wohl nicht weiter mehr im Stande ſeyn werdet, die Strapazen d
Krieges zu ertragen und daß Ihr vielmehr Ruhe nöthig habt. I
bin übrigens Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 26. März, 1778. Friedrich.“

Dabei wollte ſich der General nicht beruhigen, er bat den K
nig ſchriftlich auf das dringendſte, ſeinen Vorſatz zu ändern und i
nicht bei dem bevorſtehenden Feldzuge zurückzulaſſen.

Die Antwort lautete aber:

„Mein lieber General von der Cavallerie, von Zieten. I
habe Euch auf Euer Schreiben vom 27. dieſes hierdurch zu erk
nen geben wollen, wie es Mir leid thut, daß Ich Euch zurücklaſ
muß, und daß Eure Umſtände es nicht geſtatten, die Campag
noch mitzumachen. Ich bin indeſſen von Eurem guten Willen ſ
verſichert, aber man kann nicht über ſeine Kräfte gehen, und kö
Ihr Euch nunmehr der nöthigen Ruhe bedienen. Ich bin übrige
Euer wohlaffectionirter König

Potsdam, den 28. März 1778. Friedrich.“

Auch im Jahr 1780 verabſchiedete er Zieten nicht, als ſolcher ihn bat, ihn davon zu entbinden, am erſten Tage der Truppenmuſterung mit dem ſchweren Adlerflügel auf der Huſarenmütze, und der Tigerdecke um die Schulter zu erſcheinen.

Er antworte ihm vielmehr darauf:

„Mein lieber General von Zieten. Mir wird es zwar allezeit Vergnügen machen, einen General, der ſich in Meinen Dienſten ſo ſehr hervorgethan, noch in ſeinem hohen Alter, bey der bevorſtehenden dortigen Revue, an der Spitze des Ihm anvertrauten Regiments zu ſehen, und Ich bin es daher ſehr wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tigerdecke und Adlerflügel blos in Eurem Pelz erſcheint. Sollte es aber gar zu kalt ſeyn, ſo beſchwöre Ich Euch, Eure Geſundheit ja zu ſchonen, und lieber gar nicht auf den Revueplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Dienſteifer unnöthiger Weiſe eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. Wenn man ſo lange als Ihr mit Ruhm gedient hat, alsdann kann man, bei dergleichen Vorfällen, ſich ohne alles Bedenken, der Vorrechte eines Veterans bey denen Römern bedienen. Dies iſt der Rath Eures beſtändig wohlaffectionirten Königs

Potsdam, den 17. Mai 1780. Friedrich.“

Er benahm ſich gegen ihn überhaupt mit der humanſten Schonung. Zieten ſpeiſete einſt an der Tafel des Königs, ihm grade über ſitzend. Vom Alter hinfällig, war er dabei eingenickt. Das Geſpräch kam, wie dies öfter der Fall war, auf die wichtige Periode des ſiebenjährigen Kriegs, da die meiſten der Gäſte dabei eine mehr oder minder bedeutende Rolle geſpielt hatten. Friedrich erwähnte der Schlacht bei Torgau, und in der Meinung, Zieten ſchliefe feſt, äußerte er, daß ſolcher durch ſeine Verzögerung beinahe einen dummen Streich gemacht hätte. Zieten hatte aber nur die Augen geſchloſſen, und war noch kämpfend mit ſeiner ſonſtigen Gewohnheit, nicht völlig eingenickt. Er öffnete bei dieſen Worten des Königs die Augen und ſah ihn mit einem Blicke und einer Miene an, die gleichſam einen leiſen Vorwurf über dies ſtrenge Urtheil und die Bitte enthielten, ihn ſchonender zu behandeln. Der König brach plötzlich das Geſpräch ab, legte die Serviette auf den Tiſch, und hob die Tafel auf.

Da der König, wie gewöhnlich, zur Karnevalszeit Ende
Jahres 1784 von **Potsdam** nach **Berlin** gekommen war, ſo gi
auch **Zieten**, ſchon ein Greis von 86 Jahren, zur Zeit der A
theilung der Parole auf das Schloß.

Als ihn **Friedrich** gewahr wurde, näherte er ſich ihm
den Worten:

„Da iſt ja mein alter Zieten!“

Dann ſprach er zu ihm:

„Es thut mir leid, daß Er ſich die Mühe gegeben, die viel
Treppen zu ſteigen, Ich wäre gern zu Ihm gekommen. — W
ſteht's mit der Geſundheit?“

Die iſt gut, Ew. Majeſtät, mir ſchmeckt noch Eſſen und Tri
ken, aber ich fühl's, daß die Kräfte abnehmen.

„Das erſte hör' ich gern! — aber das Stehen muß ihm
werden. Einen Stuhl!“

Einige Adjudanten brachten einen. **Zieten** weigerte ſich,
von Gebrauch zu machen, verſichernd, er ſey nicht müde. Der K
nig beſtand aber darauf, mit den mehrmals wiederholten Worten:

„Setz' Er ſich, alter Vater! ſetz' Er ſich, ſonſt geh' ich fo
denn ich will Ihm durchaus nicht zur Laſt fallen.“

Zieten gehorchte endlich, der König blieb noch geraume Z
vor dem Sitzenden, unterhielt ſich ſtehend mit ihm und der Hauptg
genſtand des Geſprächs betraf die Verhältniſſe des Greiſes, hau
ſächlich ſeine Geſundheit; er legte ihm darüber manche in's Einzel
gehende Fragen vor, z. B. über ſein Gedächtniß, ſeinen Schlaf, ſe
Gehör u. dgl. Dann entfernte er ſich mit den Worten:

„Nehm' Er ſich ja in Acht, ſich zu erkälten. Erhalt' Er ſe
Leben ſo lange Sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft die Freu
haben, Ihn wiederzuſehen.“

Zieten wünſchte dem König bei dem Antritt des neuen Jah
ſchriftlich Glück. Er erhielt darauf ſogleich die Antwort:

„Mein lieber General von Zieten. Ich fühle den gan
Werth Eures treuen Neujahrswunſches und danke Euch dafür aufri
tigſt. Stärkung und Erneuerung Eurer Kräfte bey einem unun
brochenen Genuß von Geſundheit und Vergnügen, bleibt dagegen
beſtändige Vorwurf meiner Wünſche, und deren Erfüllung wird

größten Zufriedenheit Eures beſtändig wohlaffectionirten Königs gereichen.

Berlin, den 1. Januar 1785. **Friedrich.**"

Als der König ſeinen Tod erfuhr, war er den ganzen Morgen ſehr ernſt, aber gefaßt. Einige Generale kamen zu ihm; abſichtlich vermieden ſie **Zieten's** Tod zu erwähnen. Mit ernſter Miene ſprach er:

„Unſer alter **Zieten** hat auch bei ſeinem Tode noch als General ſich gezeigt. Im Kriege kommandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werd' ihm folgen. Von Ihnen, Meſſieurs, hat mancher die Arrieregarde angeführt, Sie werden uns Beiden wohl nachfolgen!"

Der König ſchätzte den Oberſten **von Troſchke** ſehr. Als er geſtorben und deſſen Wittwe ihm den Tod gemeldet hatte, erhielt ſie darauf folgende Antwort:

„Liebe Beſondere! Mir iſt der ſchleunige Tod des Oberſten von Troſchke, Alt-Woldeckſchen Regiments, Eures Mannes, ungemein nahe gegangen. Ich verliere an ihm einen ſehr braven und guten Offizier; dieſen Ruf hat er allgemein, und ich wußte ſehr wohl, ſeine vorzüglichen Verdienſte zu ſchätzen. Der an Euch zurückgeſandte Orden pour le mérite deſſelben, und Euer Dank für die ihm zugewandten Gnadenbezeugungen, werden Euch und Euren Kindern ewige Denkmäler Meiner ihm zugewandten wohlverdienten Huld bleiben. Hierbey will ich es aber nicht bewenden laſſen, ſondern Ihr könnt verſichert ſeyn, daß Ich ſo wenig die Wittwe eines ſo verdienſtvollen Offiziers, als deſſen hinterlaſſene Kinder verlaſſen werde. Zu dem Ende vertraut Mir ohne Rückhalt die Beſchaffenheit Eurer ſämmtlichen häuslichen Umſtände an, in welchen er Euch verlaſſen hat, auch die Anzahl und das Alter Eurer Kinder, und dann will Ich ſehen, was ich für Euch und ſie thun kann, als Euer gnädiger König."

Eigenhändig ſtand darunter:

„Ihren ſeligen Mann habe Ich in Ehren gehalten, wie ein Exempel von einem rechtſchaffenen Officier, und weil er leider mit Tode abgegangen, ſo werde Ich an Vatersſtelle für ſeine Kinder

ſorgen, und was Ich dem Vater zugedacht, für die Kinder und di
Mutter thun. Schicke Sie Mir nur die Liſte von Ihrem Vermö
gen ein, ſo verſpreche Ich alles ſo zu machen, daß die Familie zu
frieden ſeyn wird.

Potsdam, den 21. Januar 1786. Friedrich.“

Die Wittwe machte dem Könige nun ſogleich die verlangte An
zeige, und kaum hatte er ſie bekommen, ſo erhielt ſie zur Antwort

„Liebe Beſondere! Mir iſt es recht lieb, von Euren Fami
lienumſtänden nach Abſterben Eures Mannes, des braven Oberſte
von Troſchke, durch Euer Schreiben vom geſtrigen Tage genau benach
richtigt zu ſeyn. Ich werde nun darauf bedacht ſeyn, Euch und ſei
nen hinterlaſſenen Kindern Meine Huld und Vorſorge verſpüren z
laſſen. Zu dem Ende habe Ich Euch vorerſt für Euren Unterhal
und Erziehung Eurer Kinder die Einkünfte ſeiner gehabten Amt
hauptmannſchaft Carzig in der Neumark von 500 Thalern heu
angewieſen, und dann werde Ich zwiſchen hier und Trinitatis ſo
gen, daß deſſen Güter auf wenigſtens 20,000 Thaler an Werth ſte
gen und ſo hoch gebracht werden ſollen. Hier ſollet Ihr und Eu
Familie ein immerwährendes Denkmal haben von der Vorſorg
Eures gnädigen Königs.

Potsdam, den 23. Januar 1786. Friedrich.“

Der König erließ nun die diesfällige Verfügung und er ſchrie
eigenhändig an den Staatsminiſter von Werder:

„Da Mein Freund, der Oberſte von Troſchke, geſtorben,
will Ich, daß die Wittwe die Amtshauptmannſchaft, ſo er gehab
behalte. Hiernächſt will Ich ihr ein in der Neumark gelegene
Gut kaufen und die dazu erforderlichen 20,000 Thaler anweiſe
Sämmtliche bey den weſtphäliſchen Fräuleinſtiftern entſtehenden Va
canzen ſollen weder verkauft, noch auf irgend eine andere Art ve
geben, ſondern für die Troſchkeſchen Töchter aufgehoben werde
Wenn ſie heyrathen, will Ich zwey derſelben ausſtatten.

Potsdam, den 22. Januar 1786. Friedrich.“

An das General-Direktorium erging die Verfügung:

„Die Wittwe des Oberſten von Troſchke, Alt-Woldeckſch
Regiments, geborne von Oppel, in Berlin, ſoll die Einkünfte v
500 Thaler jährlich aus deſſen Amtshauptmannſchaft Carzig in d
Neumark zu ihrem Unterhalt und zur Erziehung ihrer Kinder ſ

nerhin erhalten, und damit auf den Etat gebracht werden, und Se. Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr überlaſſen das dazu erforderliche der forderſamſten Verfügung des General-Directorii.

Potsdam, den 23. Januar 1786.

Darunter ſtand von des Königs Hand:

„Ich werde zwiſchen hier und Trinitatis ein Gut für 20,000 Thaler für ihre drey Söhne kaufen. Sie behält die Amtshauptmannſchaft, und bey dem Geiſtlichen Departement muß ſie ſich melden, um zu ſehen, ob Ich ihr nicht im Kleviſchen und Weſtphalen gute Kloſterſtellen für ein Paar Töchter ſchaffen kann. Auch will Ich die zwey Töchter wenn ſie ſich verheyrathen können, ausſtatten.

Friedrich.“

In den erſten Tagen des Monats April 1786 war ſehr ſchönes helles Wetter und die Sonne warf ihre wärmenden Strahlen auf die Erde.

Der König, auf dem Schloſſe in Potsdam wohnend, und ſich ſehr ſchwach fühlend, ließ ſich auf die ſogenannte grüne Treppe tragen, um ſich an den Strahlen der Sonne zu erquicken.

Als er einige Zeit dort geſeſſen, bemerkte er, daß die beiden Schildwache ſtehenden Grenadiere das Gewehr noch am Fuß hielten und ſteif wie Bildſäulen ſtanden.

Er winkte Einen davon zu ſich und ſprach mit mildem Tone:

„Geht nur immer auf und nieder, Ihr könnt nicht ſo lange auf einem Fleck ſtehen, als ich hier ſitzen kann.“

Der geheime Rath von Taubenheim, der unter Friedrich bei der damaligen General-Tabacks-Adminiſtration angeſtellt war, überreichte dem Könige einen Plan zu einer beträchtlichen Erſparniß der jährlichen etatsmäßigen Ausgaben durch Verringerung der Beſoldungen der Offizianten.

Friedrich ertheilte ihm darauf nachſtehenden Kabinetsbeſcheid:

„Ich danke dem Geheimen Rath von Taubenheim für Seine guten Geſinnungen und ökonomiſchen Rath; Ich finde aber ſolchen um ſo weniger applicabel, da die armen Leute jener Claſſe ohnehin ſehr kümmerlich leben müſſen, da Lebensmittel und Alles jetzt ſo theuer iſt, und ſie eher eine Verbeſſerung, als Abzug haben müſſen. Indeſſen will Ich doch Seinen Plan und die darin enthaltenen guten Geſinnungen annehmen, und jenen Vorſchlag an Ihm ſelbſt zur Ausübung bringen und ihm jährlich 1000 Thaler mit dem Vorbehalte vom Traktamente abziehen, daß Er ſich über's Jahr wieder melden und mir berichte kann, ob dieſer Etat und Abzug Seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder ſchädlich ſey.“

„Im erſtern Fall will Ich Ihn von Seinem ſo großen als unverdienten Traktament von 4000 Thaler auf die Hälfte herunter ſetzen und bey dieſer Seiner Beruhigung Seine ökonomiſche als patriotiſche Geſinnungen loben, und auch bey andern, die ſich dieſerhalb melden werden, die Verfügung in Application bringen.

Potsdam, den 9. Mai 1786. Friedrich.“

Das Verhältniß des Königs zu ſeiner würdigen Gemahlin war vielleicht einzig in ſeiner Art, denn in faſt Allem, was dieſer ſeltene Monarch that, ſprach ſich ſein originelles Ich aus.

Es war ſeine Gemahlin nicht ſeine Wahl, ſie wurde ihm von ſeinem Vater gegeben; es war gleichſam ein Verſöhnungsopfer, das er wegen ſeiner beabſichtigten Flucht und Heirath wider deſſen Willen, dem Vater brachte, und er entſchloß ſich dazu hauptſächlich aus Liebe zu der Mutter, die alle Überredungskunſt aufbot, ihn zur Nachgiebigkeit in den Willen des Vaters zu beſtimmen.

Doch bei einer ſo gezwungenen Ehe war er nie gegen die Prinzeſſin ſelbſt ungerecht. Er lebte zwar nicht mit ihr in den innigen Verhältniſſen eines aus Neigung geſchloſſenen Ehebündniſſes, aber er ging mit ihr wie ein Verehrer aus der Zeit der Chevalerie um; ſo benahm er ſich gegen ſie bis an das Ende ſeines Lebens.

Wohnte er mit ihr im Schloſſe zu Berlin, welches in der Faſchingszeit und zur Zeit der Truppenmuſterung der Fall war: ſo ließ er ſich nicht nur jeden Morgen nach dem Befinden der Königin erkundigen, ſondern ſandte ihr auch öfters eine Art billet doux, in welchen er ihr theils in Proſa, theils in Verſen in franzöſiſcher Sprache ſeine Hochachtung bezeigte. Die Königin erwiederte dieſe Briefchen auf ähnliche Art, da ſie der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig war, ſo daß ſie eine Menge deutſcher religiöſer Schriften meiſterhaft in's Franzöſiſche überſetzte. War eine ſolche Überſetzung vollendet und im Druck erſchienen, ſo ſandte ſie ein Exemplar davon an den König, ſo wenig Geſchmack er auch an dergleichen fand; dahingegen machte er ihr Geſchenke mit ſeinen Schriften, die ihr wegen des darin herrſchenden Tons eben ſo wenig gefallen konnten. Doch ſelbſt dies Heterogene ihrer Meinungen ſtörte das gute Verhältniß nicht.

Der König bezahlte ihre Schulden, die ſie wegen des beſchränkten Etats ihres Hofes nicht vermeiden konnte, ſtets mit der größten Bereitwilligkeit, und achtete ſie als eine der edelſten Frauen.

Im vierten Artikel ſeines Teſtaments vom 8. Januar 1769 vermehrte er ihre Einnahme nach ſeinem Tode, außer andern wichtigen Vortheilen für ihren Haushalt, mit 10,000 Thalern jährlich, und ſetzte die merkwürdigen Worte an den Thronfolger hinzu:

„J'exige, qu'il ait pour elle la deference convenable à la veuve de son Oncle et à une princesse, dont la vertu ne s'est jamais dementie.“

(Ich verlange, daß derſelbe die ſchickliche Hochachtung für die Wittwe ſeines Oheims und für eine Prinzeſſin hege, deren Tugend ſich immer bewährt hat.)

Bei allen dieſen Beweiſen von Verehrung ſeiner Gemahlin hat er dieſer doch nie ſeine ſchönen und prachtvollen Umgebungen von Potsdam gezeigt. Der Grund davon war wohl, weil der König in Sansſouci gleichſam als Garçon lebte, weshalb er es ungern ſah, wenn Beſuche von Prinzeſſinnen ihn dort genirten. Mehr noch würde dies mit der Königin und ihrem Gefolge der Fall geweſen ſeyn, und ſie war entweder zu beſcheiden, oder zu ſtolz, um den König um die Genehmigung zu bitten, ihn in Potsdam beſuchen zu dürfen, da er ſie als König und Gemahl, wenigſtens nach der Hofſitte, dazu hätte einladen müſſen.

Als Friedrich Wilhelm I. mit Friedrich, damals Kronprinz, in Holland war, begab er ſich mit dieſem nach Loo, um dem

Prinzen von Oranien einen Beſuch abzuſtatten. Bei der Ta
kam auch das Geſpräch auf Freimaurerei. Friedrich Wilhelm
fällte ein ſehr ungünſtiges Urtheil über ſie. Der Graf von d
Lippe trug kein Bedenken, ſie zu vertheidigen, mit den Wort
ſchließend:

„Ich glaube, daß ich darüber wohl ein Urtheil fällen kann,
ich die Grundſätze und den Zweck des Ordens genau kenne, de
ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich ſelbſt ein Freima
rer bin."

Auf dieſe Erklärung nahm das Geſpräch eine andere Wendun
Friedrich hatte dieſem Streit über Freimaurerei große Aufme
ſamkeit geſchenkt. Nach aufgehobener Tafel zog er den Grafen v
der Lippe bei Seite, und äußerte: wie er wünſche, in den Ord
aufgenommen zu werden.

Der Graf erklärte, daß dies keinen Schwierigkeiten unterw
ſen ſey.

„Nun dann," ſprach Friedrich: „ſo wünſch' ich, daß
Aufnahme in Braunſchweig geſchähe, wohin mein Vater zu rei
beabſichtigt."

Der Graf fand dieſen Wunſch um ſo mehr ganz den dam
gen Verhältniſſen angemeſſen, da damals die Freimaurerei noch
im Verborgenen getrieben und noch keineswegs den Schutz der
gierungen, wie jetzt, genoß. Zur Zeit der Meſſe in Bra
ſchweig, wo ſo viele Fremde ſich dort einzufinden pflegten, kon
man zu dieſem Behuf eine Menge Freimaurer von andern O
dorthin beſcheiden, ohne daß der eigentliche Zweck ihres Aufenth
geahnet wurde.

Auf Veranlaſſung des Grafen von der Lippe kamen
einige Freimaurer aus Hamburg nach Braunſchweig, unter
nen ſich auch der Baron von Bielefeld befand, welcher
Erforderliche zur Aufnahme eines Freimaurers mitbrachte.
Graf von der Lippe nebſt einigen andern Edelleuten, eben
Freimaurer, hatten ſich auch dort eingefunden.

Als Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen
kommen war, vermieden alle Freimaurer, obſchon es Perſonen
Stande waren, ſich dem Könige von Preußen und deſſen Thr
ben vorſtellen zu laſſen, nur der Graf von der Lippe, B

ſchon perſönlich bekannt, machte ihnen, der Etikette gemäß, ſeine Aufwartung und fragte bei dieſer Gelegenheit Friedrich: an welchem Tage, zu welcher Stunde und an welchem Orte er in den Orden aufgenommen zu werden wünſche?

Friedrich beſtimmte die Zeit und zwar eine Nacht und den Gaſthof dazu, in welchem die aus Hamburg gekommenen Freimaurer abgetreten waren.

Man traf alle erforderlichen Vorbereitungen. Friedrich erſchien gleich nach Mitternacht in Begleitung eines Kapitains von des Königs Regiment, und ſtellte dieſen den Anweſenden, als einen Mann vor, der ebenfalls, wie er, den Wunſch hege, in den Orden aufgenommen zu werden, mit dem Verlangen, daß gleich nach ſeiner auch deſſen Aufnahme ſtatt finden möchte, mit dem Zuſatz: er bäte bei ſeiner Aufnahme auch nicht die kleinſte Ceremonie, ſie möchte noch ſo ſtrenge ſeyn, fort zu laſſen, denn er verlange, daß man ihn hier als eine Privatperſon anſähe, und ſo behandle.

Friedrich und demnächſt ſein Begleiter wurden nun aufgenommen, dann die Loge eröffnet und man ſchritt zu den Arbeiten.

Nach vier Uhr war Alles beendet und Friedrich kehrte in das herzogliche Schloß zurück.

Demnächſt wieder heimgekehrt, ſtiftete er ſelbſt in Rheinsberg eine Loge, von der er Meiſter vom Stuhle wurde; die Zahl der darin aufgenommenen war jedoch ſehr beſchränkt und beſtand nur aus Perſonen, die er zuvor ſchon perſönlich genau kannte und ſeines Vertrauens würdigte. Gleich nach dem Antritt der Regierung erklärte er ſich öffentlich für einen Freimaurer, veranſtaltete eine Loge und nahm den Meiſterſtuhl dabei ein, und als im Herbſt 1740 die Markgrafen und die Markgräfinnen von Anſpach und von Bayreuth nach Berlin gekommen waren, hielt er wieder eine Loge in ſeinen Zimmern, in welcher er ſeinen Schwager, den Markgrafen von Bayreuth, ſelbſt in den Orden aufnahm. Er legte den Grund zu der Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin. Er blieb lange Meiſter vom Stuhl, fand ſich aber veranlaßt, dieſes Amt niederzulegen, als der General von Wallrave, ebenfalls ein Maurer, ſich ſo grober Verbrechen gegen den Staat ſchuldig gemacht hatte; er nahm keinen weitern Antheil an ihren Arbeiten, ſchenkte aber den Freimaurern immer ſeine Aufmerkſamkeit und gewährte ihnen Schutz. Noch einige Jahre vor ſeinem Tode ſandte er der Loge ſein Bildniß mi der Äußerung in dem Schreiben, welches dies Gemälde begleitete: falls ſie dafür keinen Raum in dem Saale ihres Lokals haben ſollten, möchten ſie ihm einen Platz im Garten, als Vogelſcheuche, anweiſen.

Es iſt zu bedauern, ſprach der Graf von **Mirabeau** einſ zu **Friedrich**, um ihm mit franzöſiſcher Artigkeit einen Vorwurf darüber zu machen, daß er während ſeiner langen glorreichen Regierung nicht mehr für vaterländiſche Künſte, Wiſſenſchaften und geiſtige Ausbildung überhaupt gethan habe; es iſt zu bedauern, daß Ew. Majeſtät nur der Cäſar Ihres Volks und nicht auch zugleich der Auguſt deſſelben haben werden wollen.

Der König faßte den Grafen ſcharf in's Auge, und erwiederte:

„Sie wiſſen nicht, was Sie ſprechen.“

Mirabeau, welcher bei Allem, was er ſagte, etwas zu denken glaubte, ſtand betroffen da und der König fuhr fort:

„Gerade dadurch, daß ich meine Leute machen ließ, mich nich in ihre wiſſenſchaftliche und ſchriftſtelleriſche Angelegenheiten miſchte gar keinen Antheil daran zu nehmen ſchien, glaub' ich mehr gethan zu haben, als wenn ich dieſe hätte erzwingen wollen.“

Der König hatte die Gewohnheit, ſeine Kabinetsſekretäre bei Morgens um ſechs oder ſieben Uhr vor ſich kommen zu laſſen. Al aber zunehmende Kränklichkeit und Altersſchwäche ihn ernſtlich an ein nahes Ende mahnten, befahl er, daß die Sekretaire um vie Uhr des Morgens in ſeinem Kabinet erſcheinen ſollten.

„Meine Umſtände,“ ſprach er zu ihnen: „zwingen mich, Euc dieſe Unbequemlichkeit auflegen zu müſſen; doch wird es ja nich lange damit dauern. Es geht mit meinem Leben bergab, und d muß ich noch den möglichſten Gebrauch davon machen, denn es gehört nicht mir, ſondern dem Staate.“

Dem gemäß brachte ihm jeden Morgen um vier Uhr, wenn er zuvor einem Adjudanten Audienz gegeben, ein Kammerhuſa ſämmtliche Berichte der Miniſter und Generale, ſo wie die ve ſeinen Geſandtſchaften eingelaufenen Meldungen, und die während der Nacht angekommenen Eingaben von Privatperſonen.

Er erbrach ſie alle, ſah ſie durch, machte eine Auswahl, legte, was er ſelbſt leſen wollte, beſonders, und übergab das Übrige ſeinen drei Kabinetsſekretairen, um ihm nochmals darüber Bericht zu erſtatten. Dieſe zogen ſich mit ſolchen in ein Nebenzimmer zurück, laſen, was ſie empfangen hatten, und machten Auszüge daraus, während er ſelbſt die zurückbehaltenen Berichte und Eingaben durchlas. Dann wurden ſie, Einer nach dem Andern, wieder vorgelaſſen. Der König theilte ihnen zuerſt den Inhalt deſſen, was er ſelbſt geleſen, mit; dann ſie ihm den Inhalt von dem, was ſie hatten leſen müſſen.

Darauf diktirte er ihnen ſeine Befehle und Briefe, meiſtens Wort für Wort.

Auf dieſe Weiſe war der die Laſt des Alters fühlende König ſchon von vier bis ſieben Uhr unausgeſetzt mit der Verwaltung der Angelegenheiten ſeines Staates beſchäftigt und beſorgte zugleich auch Alles, was die Verhältniſſe mit auswärtigen Höfen und Staaten erforderten.

Die Kabinetsſekretaire entfernten ſich ſodann, des Königs Diktate wurden ſauber in's Reine geſchrieben und ihm Alle des Nachmittags zur Unterzeichnung vorgelegt. Dieſe erfolgte jedoch nicht eher, als bis er Alles noch einmal genau durchgeleſen hatte.

Dieſe Ordnung blieb in ihrem Gange bis zum 15. Auguſt 1786, erſt am 16. ſtockte ſie, des Morgens am 17. ſchloß er die Augen auf immer und ſeine ſechs und vierzigjährige glorreiche Regierung.

Friedrich liebte an ſeiner Umgebung der untern Klaſſe Treuherzigkeit. Sie war ihm ein Beweis eines unbefangenen redlichen Herzens. Bei ſolchem überſah' er gern manchen Fehler der Unbeholfenheit oder den Mangel an feinerer Bildung. Er unterhielt ſich gern mit dieſen Leuten, und verſtand es, wenn ſie in Verlegenheit geriethen, ſie auf eine gute Art dreiſter zu machen.

Während einer Krankheit, erwachte er einſt mitten in der Nacht. Der bei ihm wachende Bediente trat ſogleich an das Bette, um zu erfahren, was er begehre.

„Wie [illegible]h iſt es an der Zeit?“ fragte **Friedrich**.

Eben hat es zwölf geſchlagen.

„Ach! ich kann gar nicht ſchlafen. Wenn Du mir doch ei erzählen könnteſt!“

Dem Bedienten, einem ehrlichen Pommer, fehlte dieſe G gänzlich; er erfüllte indeß den Befehl ſo gut, als es ihm mögl war und erzählte, was er nur wußte. Die Erzählungen wa nichts weniger als intereſſant. Der König unterbrach ihn da bald und verwandelte die Unterhaltung in ein Geſpräch.

„Wo biſt Du her?“

Aus Zarzig bei Stargard.

„Haſt Du noch Ältern?“

Der Vater iſt todt; er war Soldat in Stargard. Die M ter aber und eine Schweſter leben noch.

„Womit ernähren ſich dieſe?“

Mit Spinnen.

„Wie viel verdienen ſie denn damit?“

Wenn's gut geht, alle Tage vier Groſchen.

„Das iſt wenig, können ſie denn davon leben?“

O ja! es iſt nicht wie in Berlin oder Potsdam! In P mern iſt gut und wohlfeil leben!

„Schickſt Du ihnen denn zuweilen etwas?“

O ja, dann und wann ein Thälerchen zur Hausmiethe.

„Das iſt brav, Du biſt ein guter Sohn, das muß ich lo Mit mir haſt Du jetzt Deine Noth; aber Du mußt Geduld hab ich werde Dein gedenken, wenn Du Dich gut aufführſt.“

Einige Tage darauf hatte dieſer Lakai wieder den Dienſt dem Könige. Als er erſchien, erinnerte er ſich der nächtlichen terredung, er mußte näher treten; dann ſprach er freundlich:

„Geh' nach dem Fenſter, da liegt etwas, was ich für geſammelt habe.“

Dort lagen einige Friedrichsd'or. Der Lakai nahm zwei von und fragte, ſie dem Könige zeigend:

Darf ich die nehmen?

„Nein, alle, und Deiner Mutter hab' ich auch ſchon etwas geſchic

Der Bediente erfuhr am nämlichen Tage von einem Kabin rathe, daß Friedrich ſeiner Mutter eine jährliche Penſion hundert Thalern anweiſen laſſen.

Der König litt in ſeiner letzten Krankheit viel durch Schlafloſigkeit. Die Folge davon war, daß er ſich immer mehr entkräftet fühlte.

Einer ſeiner Leibhuſaren, der mehrmals bei ihm des Nachts wachen mußte, äußerte einſt zu dem Könige, nach einer ſehr unruhigen Nacht, mit theilnehmender Freimüthigkeit, den Kopf bedenklich ſchüttelnd:

Es ſcheint mir, Ew. Majeſtät, als wenn all' Ihre Ärzte doch nicht auf dem rechten Wege ſind.

„Wie ſo?"

Ich bin früher Chirurgus geweſen, und ich glaube, einige Stunden Schlaf würden Ew. Majeſtät weit mehr helfen, als alle Medizin. Den ſollten ſie Ihnen verſchaffen.

„Du magſt wohl recht haben; ich fühl's. Aber wie iſt das anzufangen?"

Ich wüßte dazu wohl Rath, wenn Ew. Majeſtät eine Arznei von mir annehmen wollten, die nicht nur den Schlaf, ſondern auch den Appetit befördert.

„Meinſt Du das?"

Ja! ich weiß aus Erfahrung, daß ſie ſchon gute Dienſte gethan hat. Ich wollte mein Leben darum geben, wenn ich Ew. Majeſtät helfen könnte, ſetzte er hinzu und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Gut! heut' Abend will ich von Deiner Medizin nehmen. Ich will's doch verſuchen, ob Du die Wahrheit geſprochen haſt."

Der Leibhuſar brachte dem Könige die Arznei, er gab ſie ihm ein, und obgleich die Reihe der Nachtwache nicht an ihm war, blieb er doch die ganze Nacht über bei ihm.

Der König verſank in einen erquickenden ſechsſtündigen ununterbrochenen Schlaf. Als er erwachte, fühlte er ſich dadurch geſtärkt. Den Kammerhuſaren ſehend, ſprach er:

„Nun, das heißt einmal ordentlich geſchlafen!"

Er ließ ſich eine Tabatiere geben, füllte ſie mit Friedrichsd'or und gab ſie ihm mit den Worten:

„Da, dieſes für Deine Theilnahme und die gute Wirkung Deiner Medizin," dann heiter geſtimmt, ſetzte er hinzu: „ich ſollte

Dich auch noch zu meinem Leibmedikus ernennen; aber darüber muß ich erſt mit meinen Doktors Rückſprache nehmen.“

In der letzten Krankheit Friedrich's war auch der Kommandeur des erſten Bataillons Garde erkrankt. Er ſollte ſich, nach der ärztlichen Verordnung, den Unterleib mit einem ſtarken Spiritus reiben laſſen. Dazu wurde ein Chirurgus des Bataillons beordert. Dem Patienten war das Berühren mit der kalten Hand ſehr empfindlich; er tobte und fluchte, und ſchickte den Chirurgus dafür als Arreſtant in die Wache. Da er als Kommandeur des Gardebataillons dem Könige täglich ſeinen Rapport abſtatten mußte, ſo hatte er auch den Chirurgus als Arreſtanten und die Veranlaſſung zu ſeiner Beſtrafung angeführt, mit dem Zuſatze, um ſein Verfahren zu motiviren, da er ſo roh mit ihm umgegangen, ſo ſey anzunehmen, wie ſchonungslos er ſich gegen den gemeinen Soldaten betragen würde.

Der König ließ auf den Rapport ſchreiben:

„Das iſt ganz ſonderbar! Muß Ich es Mir doch gefallen laſſen, daß Meine Leute Mich mit kalten Händen anfaſſen, wenn ſie draußen zu thun gehabt haben. Der Feldſcheer ſoll ſogleich aus dem Arreſte heraus!“

In dieſer letzten Krankheit war er äußerſt milde und erkannte dankbar die Mühen und Beſchwerden ſeiner Dienerſchaft, die allerdings im Verhältniß gegen ſonſt ihm die größte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt widmete. In einer ſchlafloſen Nacht rief er den im Vorzimmer wachenden Bedienten und fragte:

„Wie viel iſt die Uhr?“

Es hat ſo eben zwei geſchlagen!

„Das iſt noch ſehr früh! Aber ich kann nicht ſchlafen! Sieh' doch einmal zu, ob meine Leute wachen. Wecke aber keinen; die armen Menſchen ſind gewiß ſehr müde. Findeſt Du aber Neumann*) wachend, ſo ſag' ihm: ich glaube, der König wird bald aufſtehen. Aber wecke Niemand, hörſt Du?"

---

*) Name eines ſeiner Leibhuſaren.

Er hegte kein großes Vertrauen zu der Arzneikunſt und folglich auch zu den Ärzten; er äußerte ſich darüber oft ſarkaſtiſch *). Einſt erkrankte Maupertuis. Der König ſandte ihm einen Arzt mit folgenden Zeilen:

„Ich ſchicke Ihnen Herrn ***, einen der größten Charlatans dieſes Landes. Er hat das Glück gehabt, daß ihm zuweilen eine Kur von Ungefähr geglückt iſt, und ich wünſche recht ſehr, daß es ihm bei Ihnen auch ſo gehen möge. Er wird Ihnen vielerlei verſchreiben; ich unterſage Ihnen bloß erhitzende Getränke; dieſe aber unterſage ich Ihnen auch gänzlich."

Dennoch ließ er in ſeiner letzten Krankheit den Leibarzt Zimmermann aus Hannover zu ſich kommen; doch geſchah es wohl hauptſächlich aus Liebe zu ſeiner Schweſter, der Herzogin von Braunſchweig, um dieſe, durch die Zurathziehung eines Arztes, in welchen ſie viel Vertrauen ſetzte, zu beruhigen. Der Brief, welchen er an ſie am 10. Auguſt 1786 kurz vor ſeinem Tode ſchrieb, und worin er ihr mit der größten Schonung das Reſultat dieſes Beſuchs meldete, ſcheint dies höchſt wahrſcheinlich zu machen; ſo auch und noch mehr, daß er, der Schwererkrankte, dem Leibmedikus Zimmermann, gleich bei deſſen Beſuch, die ſarkaſtiſche Frage vorlegte:

„Hat Er ſchon viele Menſchen in die andere Welt geſchickt?"

In dieſer Unterredung kamen aber andere Äußerungen vor, wo ſich das Gemüth des Königs ſo edel und herzergreifend ausſprach, daß man ſie nur mit Rührung leſen oder hören kann.

Zimmermann ſagte ihm:

Ew. Majeſtät helfen in allen Ihren Ländern der Armuth auf, und ſchenken Häuſer an Menſchen, die keine haben.

„Ich habe nie ein größeres Vergnügen," verſicherte Friedrich, und ſein ſchon mattes Auge erglänzte; „als wenn ich einem armen Manne ein Haus kann bauen laſſen."

Es kam das Geſpräch auf die Behandlung der Verwundeten und Kranken im Kriege; Friedrich ſprach darüber mit ſichtbarem Mißmuth:

---

*) S. S. 88.

„In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle
Hinſicht meiner kranken und verwundeten Soldaten äußerſt ſchle
Nichts hat mir in meinem Leben mehr wehe gethan, als wenn
ſah, daß man dieſe braven Leute, die Geſundheit und Leben
edel für das Vaterland opferten, in ihren Krankheiten und bei ih
Wunden ſo ſchlecht pflegte. Man iſt mit ihnen oft barbariſch
gegangen und mancher iſt aus Mangel an guter Pflege geſtorb
Nichts hat mich von jeher mehr betrübt, als daß ich die unſc
dige Urſache an dem Tode irgend eines Menſchen war. Aber
dem letzten Kriege hab' ich ſolche Befehle gegeben, die es a
Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig ſehr ſchwer mac
werden, ihren König zu betrügen und den armen Soldaten der ih
ſo nöthigen Hülfe und Erquickung ſo ſchändlich und barbariſch
berauben."

Zimmermann hatte bei ſeiner Rückkehr der Schweſter
Königs, der Herzogin von Braunſchweig, noch Hoffnung zur W
derherſtellung des Monarchen gemacht. Sie ſchrieb deshalb ei
Brief an ihren Bruder, in welchem ſie dieſer ihr als einer ihn z
lich liebenden Schweſter ſo erfreuliche Verſicherung erwähnte.

Der König, überzeugt, daß er bald ſeine irdiſche glorre
Laufbahn ſchließen werde, hielt es für Pflicht, ſie auf dieſes Er
niß vorzubereiten, damit ſie durch die Nachricht von ſeinem A
nicht zu ſehr erſchüttert würde. Sieben Tage vor ſeinem Able
ſchrieb er an ſie noch den nachſtehenden Brief; in dem man eben
ſehr die liebevolle Schonung gegen eine Schweſter, als die hel
müthige Ergebung in ein unvermeidliches Schickſal bewundern m

ce 10. Août 1786.

Mon adorable Soeur!

Le Medecin d'Hannovre a voulu se faire valoir c
Vous, ma bonne Soeur; mais la verité est, qu'il n'a
inutile. Les vieux doivent faire place aux jeunes gens p
que chaque génération trouve sa place; et à bien examine
que c'est que la vie, c'est voir mourir et naitre ses com
triotes. En attendant je me trouve un peu soulagé dep

quelques jours. Mon coeur Vous reste inviolablement attaché, ma bonne Soeur! Avec la plus haute considération

Mon adorable Soeur

Vôtre fidèle frère et serviteur,
Féderic.

den 10. Auguſt 1786.

Meine verehrungswürdige Schweſter!

Der hannöverſche Arzt hat ſich bei Ihnen nur wichtig machen wollen, meine gute Schweſter; die Wahrheit iſt aber, daß er mir nichts genutzt hat. Die alten müſſen den jungen Leuten Platz machen, damit jede Generation ihre Stelle finde; und wenn man es recht überlegt, was das Leben iſt, ſo iſt es nichts, als daß man ſeine Nebenmenſchen ſterben und geboren werden ſieht. Ich befinde mich indeſſen ſeit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schweſter. Mit der größten Hochachtung

Meiner verehrungswürdigen Schweſter

treuer Bruder und Diener,
Friedrich.

Anmerkungen und Berichtigungen.

Seit Friedrich's des Unvergeßlichen Tode, den 17. Auguſt 1796 iſt noch kein volles halbes Jahrhundert verfloſſen, aber über die darau folgenden Ereigniſſe in ſo ſturmbewegter Zeit, wo ſie aus ihren Fugen geriſſe ſchien, ſind bei Vielen die Männer, die unter ihm theils in dem ihne von ihm angewieſenen Wirkungskreiſe wohlthätig gewirkt, theils ſich während ſeiner Regierung durch ihre Talente ruhmvoll ausgezeichnet, vergeſſe worden, ſo daß ihre Namen bei Vielen faſt nur ein leerer Schall geworde ſind; Manche haben auch abſichtlich dahin gewirkt, aus Beſorgniß, daß fü ſie kein Raum mehr in dem Tempel des Nachruhms übrig bleiben möchte wodurch ſie freilich mehr kleinlichen Neid, als ſolche Verdienſte verrathen die ihnen ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt ſichern dürften. Daher ſind in den Noten zu dieſen Anekdoten hin und wieder, mehr ode minder kurze Notizen über dieſe Männer und Frauen geliefert worden da aber ſolche Notizen zuweilen mehr Raum erfordert hätten, als die Erzählung, wo ſie mit dem König in nähere Verhältniſſe gekommen, ſo finde man in dieſen Anmerkungen über ſie, ihre Wirkſamkeit und Leiſtungen noch einige Aufſchlüſſe. Sie haben es verſchmäht, durch Denkwürdigkeiten, — Wahrheit und Dichtung — wie es jetzt an der Tagesordnung iſt — die Herolde ihrer zweideutigen Verdienſte, die ſchaamloſen Apologeten ihrer unſittlichen und unheilvollen Handlungen zu werden, um noch, wenn die Nemeſis ſie ſchon ereilt, dadurch ſchädlich auf ihre Zeitgenoſſen zu wirken, daß ſie die Begriffe von dem, was wahr, recht und ſchön, zu verwirren ſich bemüht. Damals hatte man doch noch ſo viele heilige Scheu vor der Wahrheit, daß es Keiner wagte, die Memoiren eines Baron von Warkotſch, oder eines Generals von Wallrave, im Geſchmack der Memoiren der Königin Hortenſia, zu ſchreiben und drucken zu laſſen; nur einen ſchwachen Verſuch damit machte Trenck durch ſeine Selbſtbiographie. Sie, wie er ſelbſt, iſt längſt der Vergeſſenheit anheimgefallen, und ſo dürfte es auch vielen neuen Memoiren ergehen, oder wenigſtens, wenn ſich die Stürme wildaufgeregter Leidenſchaften gelegt haben, die Wahrheit nach dieſem Kampfe mit der Lüge, den Sieg davon tragen, der Nimbus ſchwinden, womit man, aus unlautern Abſichten, Viele ſo freigebig geſchmückt hat, denn wer wird wohl Schiller's Ausſpruch beſtreiten: **die Geſchichte iſt das Weltgericht.**

Zu S. 7. **Heinrich Auguſt Freiherr de la Motte Fouqué,** geboren 1698 im Haag, ſtammt von einer alten normänniſchen Familie ab, welche der Religion wegen Frankreich verlaſſen hatte. Im achten Jahre ward er Page am Hofe des Fürſten Leopold zu Anhalt-Deſſau. Wider deſſen Willen machte er 1715 den Feldzug gegen Karl XII. als Gemeiner mit, wurde 1719 Fähnrich und zehn Jahr darauf Hauptmann. Friedrich gewann ihn wegen ſeines Benehmens während ſeiner Gefangenſchaft in Küſtrin lieb, und ſchenkte ihm, da er ihn näher kennen lernte, ſein Vertrauen. Verdrießlichkeiten mit ſeinem Chef, dem Fürſten von Anhalt-Deſſau, bewogen Fouqué den preußiſchen Dienſt 1738 als Major zu verlaſſen, und in däniſche zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron beſtieg, rief er Fouqué wieder zu ſich, und ernannte ihn zum Oberſten und Kommandeur eines neuerrichteten Regiments. Er machte nun die Feldzüge in Schleſien mit, und zeichnete ſich 1742 als Kommandant der Feſtung Glatz aus. Noch mehr that er ſich als Generallieutenant, im ſiebenjährigen Kriege, durch Klugheit und Tapferkeit hervor. In der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757 wurde er ſchwer verwundet. Er befehligte öfters abgeſonderte Korps. 1760 ward er, am 23. Juni, mit ſeinem aus 10,000 Mann beſtehenden Korps in den Verſchanzungen bei Landshut in Schleſien, die nicht hinlänglich beſetzt werden konnten, von 30,000 Öſterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt. Nur 1500 Preußen entkamen, der Reſt mußte ſich, nachdem die meiſten Anführer getödtet oder gefangen genommen waren, ergeben. Auch der tapfere Fouqué wurde ſchwer verwundet und gefangen. Bei der gleich darauf erfolgten Übergabe von Glatz verlor er ſein ganzes Vermögen, und wurde von den Öſterreichern, ſo lange der Krieg währte, nicht ausgewechſelt. Maria Thereſia ſuchte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, aber vergebens. Nach geſchloſſenem Frieden (1763) kam er wieder zu ſeinem Regimente nach Brandenburg, und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundſchaft des Königs. Er ſtarb den 2. Mai 1774.

Zu S. 35. Der Baron von Bielefeld ſchrieb von der Einnahme Breslau's im Jahre 1741:

„Niemals hat wohl die Einnahme einer Stadt weniger gekoſtet. Alle Feindſeligkeiten, welche bei dieſer Gelegenheit vorgefallen ſind, beſtanden in einer Ohrfeige, die der General von Münchow einer Schildwache gab, die bei'm erſten Schlagbaum Wache ſtand und ihn zuziehen wollte.

Zu der Note S. 49. Der Enthuſiasmus und die Verehrung für den König war faſt über den ganzen Erdkreis verbreitet, eine Anzahl von Kupferſtichen und Holzſchnitten wurden von ihm angefertigt. So wenig künſtleriſchen Werth ſie hatten, vielmehr oft die Hand eines Pfuſchers verriethen und grell illuminirt waren, ſo waren ſie doch überall; man fand dergleichen vorzüglich in den niedrigſten armſeligſten Hütten, nicht blos in ſeinen Staaten, ſondern auch im Auslande und in Ländern, deren Heere gegen ihn ſo viele Jahre gekämpft hatten; Reiſende haben verſichert, daß in Nordamerika ſolche

Holzſchnitte den Thüren und Wänden des Volks eben ſo zum Schmuck haben dienen müſſen; wie in Preußen, Pommern, den Marken, dem Magdeburgſchen, Halberſtädtiſchen, Schleſien, Weſtphalen, Cleve und Oſtfriesland; es reichte hin, wenn nur darunter der Name Friedrich II. König von Preußen ſtand. Es war die freiwillige Huldigung ſeines großen Geiſtes; ſie galt nicht blos dem Sieger in einem ſo langen ungleichen Kampfe, ſondern dem Weiſen auf dem Thron, der ſchon als Kronprinz die Grundſätze eines Machiavell beſtritten hatte, dem Geſetzgeber, dem Menſchenfreunde, der Keinem ſein Gehör verſagte, und deſſen unermüdetes Streben nur dahin ging, den Wohlſtand ſeines Volks und deſſen Bildung zu befördern. Es war keine feile eigennützige Schmeichelei, die ihren Götzen — wie wir dies ſpäter erfahren — bis zur Blasphemie vergötterte, während der Fluch von verheerten Ländern, von den blutigen Opfern einer unerſättlichen Eroberungsſucht auf ihm laſtete. Alle ſeine Handlungen trugen das Gepräge, ſeinen Pflichten in dem ihm von der Vorſehung angewieſenen Wirkungskreiſe, nach ſeiner lebendigſten Überzeugungen auf das gewiſſenhafteſte zu erfüllen, ohne kleinliche Nebenabſichten, und ohne Leidenſchaften zu befriedigen. Grade diejenigen, welche er auszeichnete und mit Wohlwollen überhäufte, haben es oft mit Undank vergolten; aber dennoch wurde er keinem Menſchen feind, vielmehr zeigte er ſich am Abend ſeines Lebens weicher, wie jemals.

Weit entfernt der Ruhmſucht zu huldigen, waren edlere Motiven der Impuls ſeiner Handlungen, und er hat darüber in ſeinen Schriften ſein Glaubensbekenntniß an den Tag gelegt. Hier nur einige wenige Beweiſe davon.

Muß man denn aber König ſeyn,
Um Andern wohl zu thun? iſt mein Vermögen klein,
Um deſto mehr Verdienſt, es Dürftigen zu ſpenden.
Dem Armen zeiget ſich Gelegenheit
Zu helfen; auch in niedern Ständen
Giebt's edle Seelen, die es freut,
Die Leiden Anderer mit milder Hand zu enden.
Dem Reichen iſt es Pflicht, bedrängter Tugend Pein
Zu lindern. In dem Sonnenſchein
Des Glücks ſieht man das Herz ſich ganz entfalten;
Die Art, den Reichthum zu verwalten,
Entdeckt, ob ihm der Theil des Wohlthuns eigen ſey,
Ob Habſucht oder Geiz es ſchände.
Verſchieden ſind der Menſchheit Stände;
Der Menſchheit Pflichten einerlei.
(Aus einer Epiſtel an die Markgräfin von Bayreuth.)

Wie glücklich iſt der Mann, der richtigen Verſtand
Bewahrt, daß er nicht erſt durch Schaden klüger werde!
Der eine Phyllis, eine Heerde
Nicht für der Ehre Flittertand
Vertauſcht! Was iſt ein Glück, das Ruhm und Größ' uns giebt?
Ein wenig Weihrauchdunſt, der in der Luft zerfließt. —
Geſundheit, Freundſchaft, Ruh', ein Herz zur Zärtlichkeit
Geſtimmt, gewähren nur in dieſem Erdenleben
Der Freude lauterſten Genuß.

Und ſind uns nah: Wir ſteh'n jedoch wie Tantalus
Im Waſſer bis an's Kinn, und immer weicht der Fluß,
Indem wir uns zu trinken bücken,
Es kann allein ein ungetheiltes Herz beglücken!

Was unterm Monde liegt, iſt eitel! Alles bricht
Und ſinkt, und hebet ſich in einem ew'gen Kreiſe.
Die Erd' iſt unſre Heimath nicht,
Sie iſt ein Gaſthof nur, das Leben eine Reiſe.
(Aus dem Gedichte über Ewigkeit und [illegible])

Im Jahre 1773 kam ein Reiſender, ein Preuße, eines Abends ſpät in ein ſächſiſches Dorf. Er wollte in dem Kruge übernachten, es war aber dort kein Unterkommen für ihn; er ſuchte daher bei einem Bauer ein Nachtlager. Dieſer war auch dazu bereit, und der Fremde begann, ſich mit ſeinem Wirthe in ein Geſpräch einzulaſſen. Der Bauer ſprach ganz verſtändig, und von einem Gegenſtand zu dem andern überſpringend, kam auch das Geſpräch auf den ſiebenjährigen Krieg.

„Mein Haus,“ ſprach der Bauer: „iſt auch dabei abgebrannt, denn als die Preußen durchmarſchirten, zündeten ſie das ganze Dorf an.“

Der Reiſende war bei dieſen Worten froh, daß er zufällig noch nicht erwähnt, woher er gebürtig ſey, denn er beſorgte, daß der Bauer ihm ſogleich, ſo bald er dies erfahren, wieder die Thür weiſen würde. Jetzt beſchloß er, ſich wohl zu hüten, ſich gegen ſeinen Wirth merken zu laſſen, daß er ein Preuße ſey, und bedauerte ihn über ſein Unglück.

„Ein Unglück war's freilich,“ verſetzte dieſer: „aber nun iſt es längſt vergeſſen.“

In der That, dachte der Reiſende bei ſich ſelbſt: das iſt ein praktiſcher Philoſoph, ohne je etwas von Philoſophie gehört zu haben, und er beſchämt Manchen, der ſich auf ſeine Philoſophie, die er im Munde führt, oder wohl gar unverſtändliche Worte darüber drucken läßt, ſehr viel zu gute thut.

Der Bauer wieß ſeinem Gaſt das Nachtlager an, und dieſer begab ſich zur Ruhe.

Als er aus ſeinem Schlafkämmerlein am folgenden Morgen wieder zu dem Bauer in die Stube trat, fand er ſolchen dort nicht, denn dieſer war bereits auf den Hof in den Stall zu ſeinem Vieh gegangen. Bald auch trat er in die Stube, und kaum eingetreten, nahm er vor einem bunten Holzſchnitt ehrerbietig die Mütze ab.

Der Reiſende glaubte anfänglich, der Bauer ſey ein Katholik und das Bild eine Mutter Gottes, oder ein Heiliger. Als er es aber genau anſah, ſollte es Friedrich zu Pferde vorſtellen. Höchlich verwundert darüber, fragte er den Bauer:

Geſtern Abend habt Ihr mir doch geklagt, daß Euch von den Preußen im ſiebenjährigen Kriege Euer Haus in Aſche gelegt worden, und jetzt nehmt Ihr die Mütze vor einer Abbildung von dem König von Preußen ab?

„Ja, Herr! das thu' ich. Er hat mir freilich mein Haus abbrennen laſſen, aber es war Krieg; er konnt's nicht anders, die Feinde waren ihm auf dem Nacken. Ich ſag' Euch aber auch geſtern ſchon, daß es vergeſſen ſey, denn mein Haus iſt längſt wieder aufgebaut; hätte uns aber nicht der König 1771 und in der theuern Zeit Brodkorn abgelaſſen, ſo wären gewiß ſehr Viele, und auch ich mit Frau und Kindern verhungert. Nun will ich dafür, ſo lang' ich lebe, dem guten Herrn alle Morgen einen glücklichen Tag wünſchen und meine Kinder ſollen es auch thun."

Der Reiſende, ſich ſeines liebloſen Verdachtes ſchämend, wurde nun ein ſehr beredter Lobredner Friedrich's und gab ſich ſeinem Wirthe als deſſen Unterthan zu erkennen. Das löſete des Landmanns Zunge noch mehr, und er erzählte eine Menge einzelner Züge von Friedrich, die jenem ganz unbekannt waren, zum Beweiſe, welchen lebhaften Antheil man in Sachſen, ſelbſt unter den Landleuten, an ihm nahm. Der Bauer war auch nicht, wie der Reiſende vermuthet, ein Katholik, ſondern ein recht eifriger Proteſtant, und aus ſeinen Reden ging hervor, daß er und ſeines Gleichen in dem in Hinſicht ſeiner religiöſen Anſichten ſo lieblos beurtheilten Monarchen*) den Beſchützer ſeiner Glaubensgenoſſen ſah.

Gleich nach dem baierſchen Erbfolge-Kriege in den Jahren 1778 und 1779 kam ein ſächſiſcher Bauer auf eine in Dresden etablirte preußiſche Kaſſe, und fragte: ob man ihm einen Friedrichsd'or gegen Courant umwechſeln wolle? Man war dazu erbötig, und in der Vermuthung, daß er preußiſches Silbergeld dafür zahlen wolle, forderte man dafür 5 Thaler 8 Ggr. Der Bauer zählte aber ſächſiſches Geld hin. Der Kaſſenbeamte ſchob ihm die 8 gGr. mit den Worten zurück: in ſächſiſchem Gelde darf Er nur 5 Thaler zahlen.

„Nun, nehm' Er nur die acht Groſchen auch," ſprach der Bauer treuherzig: „Ich gebe ſie recht gern."

Er nahm den Friedrichsd'or, küßte ihn und ſetzte mit Rührung hinzu: „den will ich für meine Kinder aufheben, und wenn's uns recht wohl geht, wollen wir immer denken, das haben wir dem alten guten Herrn zu danken."

Es koſtete dem Offizianten Mühe, den Bauer dahin zu bringen, daß er die 8 gGr. zurücknahm.

Es konnte nicht fehlen, daß man nach dieſem Kriege den König in ganz Baiern dankbar verehrte und bewunderte. Aber als charakteriſtiſches Curioſum darf es nicht unerwähnt bleiben, daß die Kapuziner, nach ihrer Weiſe ganz konſequent, ſeine Lobredner geworden ſind. In den Annalen der baierſchen Kapuziner von 1779 bis 1786 lieſt man nämlich:

„Er war ein höchſt verdienſtvoller König und iſt es werth, daß ſein Andenken auch in unſerer Chronik auf unſere Nachkommen gebracht werde. Denn, wiewohl ſelbſt ein Nichtkatholik, war er dennoch ein ausnehmend großer Gönner der Katholiken, der Mönche, beſonders aber der Kapuziner.

Dies Lob ſchließt mit der Verſicherung, daß ſich der König noch vor ſeinem Ende zum katholiſchen Glauben bekannt habe.

---

*) M. ſ. S. 61. 100. 109–137. 402.

Als die Nachricht von ſeinem Tode nach Berlin kam, erſchütterte ſie Jeden, der ſie erfuhr; es herrſchte nur ein Gefühl, die tiefſte Betrübniß über einen ſo großen Verluſt; ſich dieſem ganz hingebend, vergaß man darüber, an ſeine Geſchäfte zu denken; die Stadt war wie ausgeſtorben, und die Straßen waren leer von Menſchen. Ein Handwerkslehrling, der davon noch nichts erfahren hatte, ging des Morgens früh auf der Straße und pfiff. Einen Vorübergehenden, einen Mann aus der unterſten Volksklaſſe, entrüſtete dieſe vermeintliche Gleichgültigkeit ſo ſehr, daß er dem Burſchen zornmüthig eine derbe Ohrfeige gab und dabei ausrief:

„Der König iſt todt! Du Schlingel, wie kannſt Du pfeifen?“

Zu S. 150. Samuel, Freiherr von Cocceji, geboren im Jahre 1679, war ein Sohn des aus der Pfalz gebürtigen geheimen Raths und Profeſſor der Rechtsgelehrtheit auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder. Heinrich Coccejus (wie er ſich ſchrieb) hatte unter ſeines Vaters Anleitung ebenfalls die Rechte ſtudirt, bereiſete darauf mehrere Univerſitäten und diſputirte daſelbſt über verſchiedene Rechtsmaterien mit Beifall. Vorzüglich machte, unter den zwanzig von ihm ausgearbeiteten Materien, ſeine Inauguraldiſſertation: Principia unica Juris naturalis großes Aufſehen. Er ward, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, den 2. November 1701 zum ordentlichen Profeſſor der Rechtsgelahrtheit auf gedachter Univerſität beſtellt. Er trat nun auch in die Fußtapfen, worin ſein Vater ſich allgemeinen Ruhm erworben, und Beide zeichneten ſich durch ihre ausgebreiteten Rechtskenntniſſe und Geſchicklichkeit aus, ſo daß Friedrich I. ihnen dadurch einen Beweis ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit und Gnade an den Tag legte, daß er aus eigener Entſchließung Heinrich Coccejum und ſeine ehelichen Leibeserben, am 7. September 1702 unter dem Namen Cocceji von Cocq in den Adelſtand erhob, deſſen Sohn Samuel am 12. September 1704 als Regierungsrath nach Halberſtadt berief, und ihm dann die Stelle des Otto Chriſtian von Grumkow, welcher an den Herzog von Marlborough accreditirt war und in der Schlacht bei Hochſtädt ſein Leben verlor, übertrug, bald darauf zum Hofrath, und 1711 zum Direcktor bei der Halberſtädtſchen Regierung ernannte. 1712 ward von Cocceji als Subdelegatus zur Reichskammergerichtsviſitation nach Wetzlar geſchickt, und nach ſeiner Zurückkunft, 1714 den 24. Mai, als geheimer Juſtiz- und Tribunals-Rath angeſtellt; 1716 ging er als Geſandter an den kaiſerlichen Hof nach Wien; 1718 ward er geheimer Kriegsrath bei dem General-Kommiſſariats-Kollegium, 1722 zum Präſidenten bei'm Kammergericht; 1727 den 3. Juni zum wirklichen geheimen Staats-Rath ernannt, und ihm in dem geheimen Rathskollegium der Vortrag von allen Juſtizſachen übertragen; 1731 den 10. September erhielt er das Direktorium über die Lehnsſachen; den 19. d. M. das Präſidium bei'm Tribunal; ward Chef des geiſtlichen Departements, des reformirten Kirchendirektoriums, des franzöſiſchen Conseil und Ober-Konſiſtoriums, des Amts-Kirchen-Revenüen Direktoriums und Kurator der Univerſitäten; 1737 Minister Chef de Justice. Er gab jetzt einige Departements ab, erhielt aber dagegen die Specialaufſicht über alle hohe und niedere Juſtiz-, Kriminal- und geiſtliche Kollegien in ſämmtlichen königlichen Landen; machte neue Einrichtungen im Juſtizweſen, und reſpicirte beſonders 1741 und 1742 die ſchleſiſchen Juſtizſachen; auch übernahm er mehrmals bei Abweſenheit des Kabinetsminiſters von Broich deſſen Geſchäfte bei dem auswärtigen Departement im Reichsprozeß und Grenzſachen wahr; 1747 den 7. März ertheilte ihm Friedrich II. die Würde eines Großkanzlers und zugleich den ſchwarzen Adler-Orden, erhob ihn auch unterm 3. November 1749 zum Freiherrn, und überraſchte ihn mit dem Diplom, welches ihm von einem ſeiner Verwandten, unvermuthet eingehändigt werden mußte. In dieſem Diplom wird er jedoch nur Freiherr von Cocceji, ohne den Beiſatz von Cocq, genannt. Er ſtarb den 22. Oktober 1755.

Zur Note S. 152. Wahrſcheinlich hat der Freiherr von Bielefeld die Veranlaſſung zum Engagement der Barbarini gegeben, denn in ſeinen Freundſchaftlichen Briefen, ſchrieb er von ihr von London den 7. Februar 1741:

„Auf dem Schauplatz in Common Garden haben wir eine junge Hebe, welche in Anſehung der Schönheit eine Venus, und in Anſehung des Tanzens eine Terpſichore iſt. Dies iſt Demoiſelle Barbarini, eine geborne Italienerin, welche vor kurzen nach England gekommen iſt. Ich kann Ihnen von derſelben nicht genug Gutes ſagen, ich nehme mich ſehr in Acht, in die Nebenzimmer des Theaters zu kommen, denn ich halte es für ſehr gefährlich, ihr allzunahe in die Augen zu ſehen, und ihre Geſtalt und Anmuth zu betrachten."

Zu S. 182. Das Haus, welches Voltaire in der Taubenſtraße bewohnte, hat jetzt die No. 29.

Zu S. 392. Der Schloßprediger war zu Cleve von den Öſterreichern angeſtellt worden.

Zu S. 393. Karl Adolph Freiherr von Dankelmann, geboren zu Halle den 12. Oktober 1699, ward nach beendigtem Studium der Rechtsgelahrtheit, 1723 Kammerjunker bei dem König Georg II. von England. Im Jahre 1724 erhielt er die Anwartſchaft auf eine Reichshofrathsſtelle und war von 1725 bis 1731 Heſſen-Kaſſel- und Darmſtädtiſcher Rath bei der gemeinſchaftlichen Regierung zu Marburg. Im Jahre 1731 berief ihn der König Friedrich Wilhelm I. in ſeine Dienſte und ernannte ihn zum geheimen Juſtizrath. Er ſchickte ihn als Komitialgeſandten nach Regensburg. Er bat 1736 um ſeine Entlaſſung, und als ihm ſolche bewilligt wurde, trat er wieder 1730 in Heſſen-Kaſſelſche Dienſte als geheimer Staatsminiſter und Präſident aller Kollegien in der Grafſchaft Hanau. Im Jahre 1748 vertauſchte er aber dieſen Dienſt mit dem preußiſchen und Friedrich ernannte ihn unterm 17. November g. J. zum wirklichen geheimen Etatsminiſter, Präſidenten des geheimen Juſtizraths, demnächſt zum Chef des Departements der geiſtlichen Angelegenheiten, erſten Präſidenten des evangeliſch-lutheriſchen Ober-Konſiſtoriums und des reformirten Kirchen-Direktoriums, des Kurmärkſchen Konſiſtoriums, der Kirchenrevenüen, des Armen- Dom- und joachimthalſchen Schuldirektoriums, zum Direktor aller preußiſchen Univerſitäten und Schulen, der königlichen Bibliothek, zum Präſidenten des franzöſiſchen Oberkonſiſtoriums und Oberdirektoriums, auch zum Direktor des Montis pietatis. Im Jahr 1764 bat er wegen geſchwächter Geſundheit um ſeine Entlaſſung; kaum war ſie aber bewilligt worden, ſo ſtarb er am 15. Dezember des nämlichen Jahres.

Zu S. 397. Das der Dichterin Karſch erbaute Haus Kommandanten-Straße (neue Promenade) hat die No. 1.

Zu S. 413. Gotzkowski, ein polniſcher Edelmann, wurde 1710 zu Konitz, im damaligen polniſchen Preußen geboren, und verlor in der Kindheit ſeine Ältern an der Peſt, einer Folge des nordiſchen Krieges, der das Land verheerte, und Beiden bereits ihr unbeträchtliches Vermögen geraubt hatte. Gutmüthige Verwandten in Dresden erbarmten ſich darauf der fünfjährigen hülfloſen Waiſe, ließen ſie zu ſich kommen, und ihr Unterricht ertheilen, der aber nicht über das Schreiben und Leſen hinausging. Endlich brachte der ältere Bruder, der bei dem Lagerhauſe in Berlin als Handlungskommis ſtand, ihn in ſeinem 14. Jahre bei der Sprögelſchen Materialhandlung unter. Als aber Sprögel 1730 durch die große Feuersbrunſt, welche den Petri-Kirchthurm und vierzig Häuſer verzehrte, völlig abbrannte, ging der junge Gotzkowski, der ſich die Zufriedenheit ſeines Lehrherrn in hohem Grade erworben, zu der von ſeinem Bruder errichteten Galanteriewaarenhandlung über.

In dieſem Etabliſſement, dergleichen es damals zu Berlin noch nicht viele gab, war der Jüngling noch mehr in ſeinem Fach; er hatte während der Lehrjahre ſeinen Geiſt durch Lektüre gebildet, und durch den Umgang mit Menſchen ſich eine gewiſſe Gewandheit erworben. Sein Eifer und ſein einnehmendes Weſen gewannen der Handlung manchen Kunden, beſonders die Lieferungen für den Hof der damals regierenden Königin (Gemahlin Friedrich Wilhelm I.) und des Kronprinzen (nachherigen Königs Friedrich II.). Er wurde mit dem Kronprinzen perſönlich bekannt, öfters zu ihm gerufen, und nahm bei Gelegenheit der leipziger Meſſen regelmäßig zu ihm nach Rheinsberg Reiſen vor, um ſeine Befehle einzuholen, oder Bericht über den Erfolg abzuſtatten. Vermuthlich betrafen ſie auch des Prinzen Geldangelegenheiten, die, wie bekannt, in großer Unordnung waren. Sey dem wie ihm wolle; **Friedrich** hatte den jungen **Gotzkowski** wenigſtens als einen brauchbaren ſpekulirenden Kopf kennen gelernt; kaum ſaß er daher auf dem Thron, ſo beſchied er ihn zu ſich nach **Charlottenburg**, unterhielt ſich mit ihm über den Zuſtand des Landes, munterte ihn auf, einem Hauptbedürfniß deſſelben abzuhelfen, und tüchtige Fabrik- und Manufakturarbeiter, an denen es fehlte, hereinzuziehen, und verſprach ihm dabei alle Unterſtützung, und guten Abſatz der Waaren. Anfangs begnügte ſich **Gotzkowski**, das bereits etablirte Haus **Baudouin** durch Beſtellung vieler Juwelierwaaren für ſeine Handlung in ſtärkere Nahrung zu ſetzen, 1743 aber vermochte er ſeinen nachherigen Schwiegervater, den wohlhabenden Hoflieferanten **Blume**, eine Sammetmanufaktur zu errichten. Nach **Blumen's** frühem Tode übernahm er ſie ſelbſt und brachte ſie bald in guten Flor. Für jene Zeiten war das keine leichte Sache, Werkzeuge, Materialien, Arbeiter mußten mit großen Koſten aus dem Auslande verſchrieben, und die Handreichung, zu welcher er die Einwohner nach und nach und mit Mühe gewöhnen mußte theuer bezahlt werden. Ein Pfund Seide zu wickeln mit 1 Thlr. 8 Ggr.; jetzt koſtet es weit weniger, ungeachtet die Preiſe aller Bedürfniſſe um das Dreifache geſtiegen ſind.

Eine nothwendige Folge war, daß dieſe Waaren nicht ſo wohlfeil gegeben werden konnten, als die aus der Fremde eingeführten. **Gotzkowski** hatte bereits für mehr als 20,000 Thlr. Waaren liegen, die er nicht anbringen konnte; dennoch drang der König auf Vergrößerung der Fabriken, und verbot, als **Gotzkowski** ſeine mißliche Lage ſchilderte, die Einfuhr fremder Sammete durchaus. Über dies Verbot erhoben die Seidenwaaren-Händler ein Geſchrei und laute Beſchwerden; ſie klagten nicht blos über die Höhe des Preiſes, ſondern über die Beſchaffenheit der Waare; dem Einen ſtand die Farbe, dem Andern das Muſter nicht an; Dieſem war das Zeug zu leicht, Jenem zu ſchwer. Um keine gerechte Forderung unbefriedigt zu laſſen, und dem verſchiedenen Geſchmack Genüge zu thun, brachte **Gotzkowsky** nach und nach 120 Stühle in Gang. **Friedrich** war damit ſo wohl zufrieden, daß er ihm noch eine andere mit königl. Unterſtützung errichtete kümmerlich hinſchmachtende Seidenfabrik auf der Friedrichsſtadt übertrug; auch ſie ward von 10 Stühlen auf 80 vermehrt, und in beiden Anſtalten fanden gegen 1500 Menſchen Beſchäftigung und Brod.

Aber das zu ſo weitläuftigen Anlagen erforderliche Geld kam nicht vom Könige, ſondern **Gotzkowski** erborgte, vorzüglich in **Hamburg**, an 350,000 Thaler zum beſſern Betriebe des Werks. Auch ging ſein ſtärkſter Abſatz in die Fremde, hauptſächlich nach Polen und Rußland. Nach einem beſonderen Auftrage **Friedrich's** ſollte er auch im Auslande vorzügliche Gemälde für die königl. Bildergallerie einkaufen, er handelte auch wirklich für einige 100,000 Thlr. an Werth ein; allein gerade wie der

Tranſport zu Berlin anlangte, erfolgte der Ausmarſch nach Sachſen, und die Auslage ward erſt nach mehreren Jahren erſtattet.

Dies war der erſte Stoß, welchen der ſiebenjährige Krieg Gotzkowski verſetzte, bald folgten weit ſtärkere, in größerer Anzahl und kurzen Friſten. Auf der leipziger Michaelis-Meſſe 1756 hoffte er, wie gewöhnlich, einen Abſatz von 40,000 Thlr. an Waaren zu finden, und nahm kaum 200 Thlr. die Transportkoſten zu decken, ein. Unter dieſen Umſtänden war die Verſuchung, ſeine Anlagen eingehen zu laſſen, oder doch zu vermindern, gewiß nicht gering; allein Menſchlichkeit und Klugheit trugen über ſie den Sieg davon, um nicht viele Hundert arme Arbeiter welche ſich lediglich von dem Verdienſte in den Fabriken ernährten, brodlos zu machen, und um nicht Anſtalten zu vernichten, die mit ſo vieler Mühe und Aufwand an Zeit und Geld kaum zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht, und wenn ſie einmal untergingen, ſchwer wieder zu erſetzen waren. Gotzkowski benutzte daher das allgemeine Vertrauen, und ſetzte das Werk auf Kredit fort. Auch ſchien der Abſatz wieder in Gang gekommen zu ſeyn, als der erſte Schreck ſich verlor und der Handelsverkehr ſelbſt während des Krieges wieder mehr an Sicherheit und Leben gewann.

Eine andere bedeutende Einbuße erlitt Gotzkowski durch Verſchlimmerung der Münze, ein bedenkliches Mittel, wozu Friedrich ſich bei der Fortdauer des Krieges, und den Verluſt faſt aller Einkünfte von ſeinen Ländern, gezwungen ſah. Ein Friedrichsd'or hatte zuletzt nur 1½ Thlr. an innerm Werth; im Preußiſchen erhielten ſie erzwungenen Cours; Gotzkowski mußte ſie von ſeinen Schuldnern für voll in Zahlung annehmen, ſeinen ausländiſchen Gläubigern aber den fehlenden Gehalt erſetzen, darüber büßte er, ehe er bei'm Verkauf ſeiner Waaren darauf Rückſicht nahm, nach und nach gegen 200,000 Thlr. Agio ein.

Bisher hatte Gotzkowski blos mittelbar als Fabriken-Entrepreneur und als Kaufmann der Stadt und dem Staate genutzt; 1760 erwarb er ſich auch unmittelbare Verdienſte um beide; Veranlaſſung gab die gemeinſchaftliche Expedition der Ruſſen und Öſterreicher gegen Berlin. Bei Erſcheinung des ruſſiſchen Vortrabs unter dem General v. Tottleben (3. Oktober 1760) dachte man noch auf Vertheidigung der Stadt. Auch dazu ſuchte Gotzkowski nach Vermögen beizutragen. Aus Pommern eilte der Herzog Eugen von Würtemberg, aus Sachſen der General v. Hülſen der Reſidenz zu Hülfe. Ihre Truppen aber waren von den forzirten Märſchen völlig erſchöpft. Gotzkowski überredete daher die wohlhabendſten Bürger, mit ihm Gelder zuſammen zu ſchießen, und Lebensmittel anzuſchaffen, um die braven Leute zu erquicken. Hiermit fuhr man fort, bis die Übermacht der verſtärkten Feinde den Abzug der Preußen nothwendig machte.

Unter dieſen Umſtänden nahm Alles in Berlin die Flucht, was ſich dadurch zu retten glaubte, beſonders die vornehmen Kaufleute. Gotzkowski aber hatte in ſeinen Fabriken und Waarenlagern zu viel zu verlieren; er blieb, und ſein Haus (Brüder-Straße No. 13.) diente Vielen zum

Rettungsplatz für ihre koſtbarſten Habſeligkeiten. Reichthümer, Millionen an Werth, wurden bei ihm aufgehäuft, und ſelbſt die Münzpächter, die Juden Ephraim und Konſorten brachten ganze Frachten Geld in ſeinem Keller unter. Dieſes Vertrauen gründete ſich theils auf den Handelsverkehr, worin er mit Rußland ſtand, theils auf die Dankbarkeit, die er von ruſſiſchen Offizieren erwarten durfte. Denn da ſich viele in der Schlacht bei Zorndorf gefangene ruſſiſche Befehlshaber in Berlin aufhielten, kam ihnen Gotzkowski mit Höflichkeit und Dienſtleiſtungen entgegen; beſonders machte er ſich den Brigadier v. Sievers ſehr verbindlich. Den Lohn dafür erndtete er, erndtete die ganze Stadt bei dieſem Ereigniſſe ein.

Unter den Deputirten des Magiſtrats und der Kaufmannſchaft, welche am kottbuſſer Thore den Einzug der Ruſſen erwarteten, befand ſich auch Gotzkowski. Sobald der erſte ruſſiſche Offizier in's Thor ritt, und die Deputirten erblickte, erkundigte er ſich, wer ſie wären? Auf erhaltenen Beſcheid fragte er weiter: ob ſich etwa der Kaufmann Gotzkowski unter ihnen befände? Gotzkowski trat ſogleich hervor, und der Offizier ſetzte ihn und alle Anweſende in ein angenehmes Erſtaunen, durch die Erklärung: „Ich habe Ihnen eine Empfehlung von dem General v. Sievers zu machen, und von ihm zugleich den Auftrag erhalten, Ihnen alle mir möglichen Gefälligkeiten zu erweiſen. Ich heiße Bachmann und bin während unſers Aufenthaltes zum Kommandanten dieſer Stadt ernannt. Kann ich Ihnen irgend wo nützlich ſeyn, ſo befehlen Sie über mich.“

Dies waren keine leere Worte, ſondern wirklicher Ernſt und brachte der Stadt den weſentlichſten Nutzen. Gotzkowski wußte ſeinen Einfluß, durch Weltklugheit und Freigebigkeit, in den wichtigſten Angelegenheiten, zum allgemeinen Beſten und zum Wohle einzelner Bürger, fortdauernd geltend zu machen.

Gleich ſeine erſte Verwendung war von der äußerſten Wichtigkeit. Er brachte die Kapitulation zu Stande, die auf ſein Anrathen nicht mit den Öſterreichern unter Lascy, ſondern mit den Ruſſen geſchloſſen wurde, weil dieſe zuerſt gekommen, und die zahlreichſten, weniger als jene gegen die Preußen erbittert waren. Allein die Unterhandlung war ſchwierig. Berlin, eine offene Stadt, hatte ſich vertheidigt, ein Bombardement ausgehalten, den erſten Angriff abgewieſen, und nun zogen ſeine Vertheidiger plötzlich davon, als die Kapitulation nur eingeleitet, nicht völlig berichtigt war. Nach dem ſtrengen Kriegsrecht war daher unter dieſen Umſtänden ein Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Sieger gar ſehr zu fürchten. Dennoch bewirkte er eine förmliche Kapitulation und zu billigern Bedingungen, als man erwarten durfte. Tottleben hatte den gemeſſenen Befehl, 4 Millionen Thaler altes Geld zu fordern; Gotzkowski brachte es dahin, daß er mit 1½ Millionen und mit 200,000 Thlr. Douceurgeldern, nach dem leichten Fuß, 4 Thlr. auf den Dukaten, ſich begnügte; Tottleben nahm ſogar die baar aufzubringende Summe in Scheidemünze, die noch 20 bis 30 p. C. niedriger ſtand.

und für den Reſt Wechſel an. Die 4 Millionen wurden alſo dadurch auf eine Million und 200,000 Thlr. reduzirt.

Um ſeinen Einfluß zu verſtärken, und beſonders auf den General Tottleben mächtiger zu wirken, nahm Gotzkowski den alles bei jenem vermögenden Adjudanten deſſelben, den Hauptmann Brinck, aus einem andern Quartier in ſein Haus. Durch kleine Aufmerkſamkeiten und anſehnliche Geſchenke gewann er die Gunſt des bedeutenden Mannes, und richtete durch ihn, zum Beſten des Ganzen und Einzelner, Wunderdinge aus.

Er entriß den Stadtpräſidenten der Schmach, nach der Hauptwache geſchickt zu werden: man wollte ihn dahin führen, weil man die Ohnmacht, in welche er bei Ankündigung der erſten ungeheuren Forderungen geſunken war, für Verſtellung oder Wirkung des Trunks hielt; Gotzkowski bezeugte, daß ſie eine Folge des Schrecks und des Schwindels geweſen ſey. Er bewahrte die Judenſchaft vor der ihr noch beſonders zugemutheten Kontribution, durch die Vorſtellung, ſie gehöre mit zu den Bürgern, und müſſe bereits ihren gehörigen Antheil entrichten. Er rettete die Gold- und Silbermanufaktur und das Lagerhaus, die man als königl. Eigenthum zerſtören wollte, durch den Beweis, daß ſie dem potsdamiſchen Waiſenhauſe gehörten. Er war der Schutzengel beider Zeitungsſchreiber, die wegen einiger vormals geſchriebenen freien Artikel zum Gaſſenlaufen verurtheilt worden; ſie mußten zwar erſcheinen, kamen aber mit der Angſt davon. Er befreite die drei angeſehenſten berliner Kaufleute, welche die Ruſſen, die nur wenige Tage in Berlin blieben, zur Sicherheit der Bezahlung als Geiſſeln mitnehmen wollten, vor der Deportation und den Mißhandlungen, denen ſie, bei den wegen der Brandſchatzungen in der Folge entſtandenen Streitigkeiten, gewiß nicht entgangen wären, durch die Gegenwart ſeines Geiſtes. Denn als v. Tottleben, der ſeine geheimen Abſichten nicht merken laſſen wollte, verſicherte, ſie ſollten blos bei'm Nachzählen des Geldes im Hauptquartier gegenwärtig ſeyn, nahm Gotzkowski ihn auf der Stelle bei'm Worte, und erinnerte, daß die Kaſſirer jener drei Kaufleute zu dieſem Geſchäfte weit tüchtiger wären. Tottleben mogte ſich nicht widerſprechen und ließ ſich den Tauſch gefallen, aber Gotzkowski hörte noch hinterher von den ruſſiſchen Generalen die Klage: daß man ſie hintergangen und ihnen drei Männer aufgeſchwatzt habe, die für gar nichts einſtehen könnten; oder wie ſich einer unter ihnen in ſeiner Kraftſprache ausdrückte: um die der Teufel in der Hölle ſich nicht kümmern werde.

So trug Gotzkowski für Jedermann Sorge; aber er that es mit großer Aufopferung. Sein Haus war der Tummelplatz der feindlichen Offiziere und Beamten, weil bei ihm die Auszahlungen berichtigt wurden; und Jeden, der zu ihm kam, bewirthete er unentgeldlich mit Speiſe und Trank. Überdies vertheilte er eine Menge größerer und kleinerer Geſchenke, um nur böſen Willen zu überwinden und gute Laune zu erwecken; und für das Alles verlangte er nichts, erhielt er nichts als eine Fluth mündlicher und ſchriftlicher Lobſprüche, worin er als der Erretter Berlin's, und vieler Tauſend ſeiner Einwohner geprieſen wurde.

Mit der Entfernung des Feindes hörte aber ſeine Thätigkeit für das Beſte der Stadt keinesweges auf. Wegen des ſchnellen durch die Annäherung des Königs bewirkten Abzuges der Ruſſen war noch Vieles unabgemacht geblieben. Auf Bitten des Magiſtrats entſchloß ſich daher Gotzkowski, den ruſſiſchen Generalen nachzureiſen, um alles auf's Reine zu bringen, ſo läſtig es ihm auch wurde, zumal da er ſeine verſchiedenen Anlagen, die über 1500 Menſchen beſchäftigten, ohne genaue Aufſicht, unter ſo kritiſchen Umſtänden, verlaſſen mußte.

Auch auf dem Wege nach Königsberg in der Neumark, wohin Tottleben ſich gezogen hatte, verhütete er großes Unglück. In Neuſtadt-Eberswalde nahm ihn eine Eskorte in Empfang und der kommandirende Offizier vertraute ihm bei einem Glaſe Wein, daß er Ordre habe, alle in der dortigen Gegend gelegene Meſſing- und andere Werke zu zerſtören. Gotzkowski erſchrack; er ſtellte vor, daß dieſe Anlagen nicht dem Staate gehörten, ſondern Privatperſonen, den Kaufleuten Splittgerber und Daum; als aber Jener ſich auf die erhaltenen Befehle bezog, verſprach Gotzkowski ihm hundert Dukaten und eine goldne Uhr, wenn er ſich eine kleine Abweichung von der Ordre, die offenbar unter einer irrigen Vorausſetzung ertheilt worden, erlaube. Dieſe Gründe leuchteten dem Offizier ein; um ſich jedoch einigermaßen auf jeden Fall zu decken, wurden einige Nebengebäude wirklich angezündet, ſogleich aber die Koſacken, welche die Expedition machten, durch einen blinden, von Gotzkowski veranſtalteten Lärm: die Preußen kommen! verſcheucht, Feuer und Rauch jedoch noch einige Stunden lang durch Holz und Stroh unterhalten. General v. Tottleben, der, dieſer Vorſicht ungeachtet, von der menſchenfreundlichen Täuſchung Nachricht erhielt, wollte das Verabſäumte nachholen laſſen, ſtand aber endlich, auf Gotzkowski's dringende Vorſtellungen, von ſeinem Entſchluß ab.

Außerdem ließ er, durch Gotzkowski's anhaltende Bitten bewogen, viele den Einwohnern der umliegenden Gegend von den Ruſſen geraubte Güter zurückgeben; er ließ einen Offizier ſogar, der von einem Beamten hundert Thaler erpreßt hatte, an eine Kanone ſchließen, 24 Stunden bei Waſſer und Brod in Arreſt ſetzen, und dann mit Schimpf fortjagen. Dergleichen Beiſpiele thaten ſo gute Wirkung, daß eine Zeitlang ſelbſt die Gänſe und Hühner der Bauern von den feindlichen Soldaten unangefochten blieben.

Bei aller Willfährigkeit Tottleben's konnte er doch das Hauptgeſuch Gotzkowski's, den Berlinern Nachlaß von der noch zu zahlenden Kontribution und Aufſchub der Zahlung zu verſtatten, nicht gewähren. Seine Vollmacht reichte dazu nicht hin; er verwies deshalb die Sache an den Feldmarſchall v. Fermor, nach deſſen Hauptquartier, Ahrenswalde, ſich alſo Gotzkowski auf den Weg machen mußte. Dies war vorauszuſehen, und Gotzkowski hatte überdies ein ſpaniſches Rohr, deſſen goldner Knopf reich mit Diamanten beſetzt war, dem General en Chef, im Namen der Stadt Berlin, zum Dank für die ihr bewieſene Schonung.

zu überreichen. Allein dies Geſchenk reichte nicht zu; denn man war im ruſſiſchen Lager äußerſt darüber erbittert, daß der König den berliner Kaufleuten unterſagt hatte, die ausgeſtellten Wechſel zu bezahlen[*], und drohte ihrem Abgeordneten mit Deportation nach Preußen oder gar nach Rußland.

Unter dieſen Umſtänden ſuchte Gotzkowski ſich zu helfen, ſo gut er konnte. Er brachte in Erfahrung, daß zwei Herren viel bei'm General von Fermor vermogten; dieſe ließ er unter dem Vorwande, ihnen ſeine mitgebrachten Waaren zu zeigen, in ſein Quartier laden, bat, als ſie erſchienen, um ihre Verwendung, und gab jedem von ihnen, auf den Fall des Gelingens, die Erlaubniß, ſich nach eigner Wahl eine Tabatiere aus ſeinem ganzen Vorrath von Koſtbarkeiten auszuſuchen. Sie zeigten den beſten Willen, ihm zu dienen, und gaben ihm noch den guten Rath, auch den Kammerdiener und den Mundkoch des Generals zu gewinnen, und Jedem eine goldne Uhr zu verſprechen: ein Rath, der nicht überhört wurde.

Nun ging alles nach Wunſch. Fermor, dem Gotzkowski das Geſchenk der Stadt Berlin in Gegenwart der verſammelten Generalität nicht anzubieten wagte, nahm es in einer Privataudienz als einen Beweis der Dankbarkeit an, und trug nun ferner kein Bedenken, den patriotiſchen Bürger Berlin's zu entlaſſen. Doch ſah ſich Gotzkowski genöthigt, auf Abſchlag der Kontribution in ſeinem eigenen Namen einen Wechſel über 150,000 Thlr. auszuſtellen, und das doppelte Verſprechen zu ertheilen: nichts über die militairiſchen Anſtalten, die er bemerkt, auszuſagen, und dann: nach Verlauf eines Monats zur völligen Berichtigung der Kontributionsangelegenheit in das Hauptquartier, wo dieſes ſich auch befinden möge, zurückzukehren.

Vor ſeiner Abreiſe aber mußte Gotzkowski noch der Abzählung der aus Berlin mitgenommenen Gelder beiwohnen; kein angenehmes Geſchäft, denn es wurde in einem engen Stübchen von 20 Ruſſen vollbracht, die von Ungeziefer wimmelten. Endlich kaufte er ſich durch das Verſprechen los, einem Offizier, der 100,000 Thlr. von dieſem Gelde in Empfang nehmen ſollte, auf jedes Tauſend einen Thaler für den möglichen Defekt im Voraus zu bezahlen. Bei'm Abſchiede bezeigte Fermor noch Luſt, die goldene Doſe, die Gotzkowski zu ſeinem eigenen Gebrauch bei ſich führte, zu kaufen, er fand ſie aber zu theuer, weil der Beſitzer des Schenkens müde war, er begnügte ſich daher mit dem Gemälde Friedrich's, welches die Doſe zierte, und das zum Vorwand gedient hatte, dieſe zu erhalten. Der ganze Aufwand, den Gotzkowski bei dieſer Reiſe machte, belief ſich auf 15000 Thlr., und wurde von ihm nicht in Rechnung geſtellt. Auch mußte er ſich ſehr elend behelfen, und in ſeinem Wagen ſchlafen, weil zwei ruſſiſche Offiziere ſich in Beſitz des Zimmerchens ſetzten, welches er für 25 Thlr. gemiethet hatte.

Auf ſeiner Rückreiſe nach Berlin gerieth Gotzkowski in die größte Verlegenheit. Zur Sicherung gegen Marodeurs gab ihm der General

---

[*] S. S. 172.

v. Tottleben nach Pyritz eine Bedeckung von 50 Mann und einen Trompeter mit. Dieſer ſtreifte während der Mittagsmahlzeit in der Stadt umher, und die Eskorte hatte vor dem Poſthauſe abgeſattelt, als plötzlich ein Kommando preußiſcher Huſaren einbrach, und weil die Leute ſich nicht durch den Trompeter als Salvegarde ausweiſen konnte, einhieb und in einem Augenblick faſt alle verwundete. Nur mit großer Mühe rettete Gotzkowski ihnen das Leben; er gerieth dabei ſelbſt in Gefahr, niedergehauen zu werden, denn er trug, zur Sicherung ſeines Aufenthalts unter den Ruſſen, ein grünes Kleid. Endlich kam der preußiſche General v. Werner herbei, und ſetzte den Gewaltthätigkeiten ein Ziel. Dieſer Vorfall erregte damals großes Aufſehn und heftige Beſchwerden; er veranlaßte eine weitläuftige Korreſpondenz zwiſchen den ruſſiſchen Generalen und dem in Stettin kommandirenden Herzog von Bevern. Endlich wurde die Sache aufgeklärt; der Trompeter aber, der mit heiler Haut davon gekommen war, mußte mit dem Leben büßen; er wurde bei der Rückkehr zur ruſſiſchen Armee, zur Strafe für ſeine Unbedachtſamkeit, erſchoſſen.

In Berlin fand Gotzkowski bei ſeiner Rückkunft alles in Ängſten, weil der König die Zahlung der ausgeſtellten Wechſel unterſagt, und dadurch Jedermann, wegen der möglichen traurigen Folgen, in Schrecken geſetzt hatte. Gotzkowski mußte daher, auf Bitten des Magiſtrats, gleich nach Meißen zu dem Monarchen reiſen. Er ſtellte ihm die Heiligkeit der Wechſelverpflichtung für den Handelsſtand, und die Gefahr der Stadt bei fortdauernd verweigerter Zahlung, ſo lebhaft vor, daß Friedrich ſeinen Befehl zurücknahm, zugleich aber das Verſprechen gab, der Stadt alle dem Feinde gelieferten Summen zu erſetzen. Doch mußte Gotzkowski dieſe Zuſage geheim halten. Seinem menſchenfreundlichen Herzen koſtete es nicht wenig, auf das Vergnügen Verzicht zu leiſten, ſeinen bekümmerten Mitbürgern durch eine ſo frohe Botſchaft Troſt in's Herz zu flößen.

Dieſe Anweſenheit Gotzkowski's in Meißen gab zufälliger Weiſe zu einem für Berlin, und die geſammten preußiſchen Staaten wichtigen Etabliſſement, zur Stiftung der Porzellanmanufaktur, die nächſte Veranlaſſung. Friedrich zeigte Gotzkowski verſchiedene Stücke von der meißner Fabrik, und äußerte den Wunſch, bei wiederhergeſtelltem Frieden, ein ähnliches Inſtitut in Berlin zu errichten. Zwar war ſchon früher von dem Hauſe Wegely der Verſuch gemacht worden, aber ohne Erfolg. Gotzkowski fing den Wink des Monarchen auf, und der Zufall war ihm günſtig. Er traf in Berlin einen Künſtler, der das Geheimniß der ſächſiſchen Porzellanfabrikation verſtand. Der Mann war zwar ſchon nach Gotha berufen, um dort auf Koſten des Herzogs eine Anlage zu machen; allein Gotzkowski überredete ihn, durch Zuſicherung einer Beſoldung von 1000 Thlr. nebſt freier Wohnung und Feuerung, und eines Geſchenks von 10,000 Thlr. für ſeine Wittwe, alles auf den Fall, daß ſeine Kunſt bewährt erfunden werde, in Berlin zu bleiben. Nach Verlauf eines Jahres war die Fabrik bereits im Gange, ſie beſchäftigte 150 Menſchen, unter ihnen waren 80 Lehrlinge, denen der damals berühmte Miniaturmaler Clauſe gegen 2000 Thlr. Gehalt Unterricht in der Malerei ertheilte. Schon 1762 konnte Gotzkowski den König mit den erſten Proben dieſer Fabrik überraſchen.

Indeſſen war der Termin verlaufen, den die Ruſſen zur Beendigung der Kontributionsangelegenheit angeſetzt hatten, und das Geld bei dem allgemeinen Unvermögen noch nicht herbeigeſchafft. Gotzkowski ſuchte daher wiederholt um Aufſchub an, endlich aber ſchickte er, zum Beweiſe, daß es ihm ein Ernſt ſey, ſein Verſprechen zu erfüllen, einen Wagen, mit Galanterie- und anderen Waaren beladen, nebſt dreien ſeiner Diener voraus nach Marienburg, wo ſich damals das ruſſiſche Hauptquartier befand. Allein er ward auf's Neue zum Könige berufen, und die Feinde verloren darüber die Geduld, entwandten den größten Theil der Waaren, mißhandelten die Diener und drohten Gotzkowski mit Infamerklärung. Nun durfte er nicht länger zögern; er reiſte im ſcheußlichſten Februar-Wetter ab, doch war er, zum Lohn der mannigfachen guten Dienſte, die er der Stadt Leipzig erwieſen, ausgerüſtet mit dem Patent eines königl. polniſchen geheimen Kommerzienraths (von dem er aber nie Gebrauch machte) und mit dringenden Empfehlungsſchreiben an den ſächſiſchen Reſidenten in Danzig, und den General Riedeſel, der ſich bei'm ruſſiſchen Heere aufhielt.

Unterweges beſtand er ein neues kriegeriſches Abentheuer. Bei Schlawe war die Brücke über die Wipper abgebrochen, und ſein Wagen mußte, wie damals faſt bei allen Flüßchen in Pommern, auf Kähnen mit Brettern belegt, übergeſetzt werden. Die Ruſſen, deren Vorpoſten jenſeits ſtanden, gaben die Erlaubniß zur Fahrt. Allein auch ein preußiſches Vorpoſten-Kommando vom kurbaieriſchen Freibataillon wollte die Gelegenheit benutzen, und hinter dem Wagen, übergehen. Darüber entſtand ein Gefecht, in dem von beiden Seiten mehrere Leute bleſſirt wurden. Gotzkowski aber kam mitten im Feuer unverletzt davon.

Die danziger Kaufleute widerriethen ihm die Fortſetzung der Reiſe, wegen des großen Unwillens der ruſſiſchen Generalität, beſonders weil man in Berlin, trotz der kleinlichſten Mittel, dennoch nicht über 100,000 Thlr. hatte aufbringen können, und Gotzkowski nichts als Wechſel auf Hamburg mitbrachte. Allein er durfte hierauf nicht achten; er mußte ſein Wort, wiederzukommen, löſen; und ein anderer ihm gegebener Auftrag erforderte ſchlechterdings perſönliche Verhandlungen mit den Oberbefehlshabern der Feinde.

Er begab ſich in das ruſſiſche Hauptquartier und ließ ſich bei dem Feldmarſchall von Butterlin melden. Dieſer ließ ihn fragen: ob er die Kontributionsangelegenheit beendigen wolle und die dazu erforderlichen Gelder mitgebracht habe? Gotzkowski bejahte die erſte Frage, was aber die letztere beträfe, ſo müſſe er erſt wegen verſchiedener Gegenforderungen auf eine Berechnung antragen. Die Antwort war: erſt müſſe nach der Kapitulation Alles berichtigt ſeyn, dann ſey man nicht abgeneigt, ſich auf die Gegenforderungen einzulaſſen. Gotzkowski mußte ſich darein fügen und ſich es vorbehalten, der Gegenrechnungen wegen mit dem ruſſiſchen Agenten zu Danzig von Muſſin Puſkin zu unterhandeln. Gotzkowski hatte kein baares Geld, ſondern nur Wechſel auf Hamburg, bei deren Überlieferung erklärte er ſich dazu bereit, ſo lange als Geißel zurückzubleiben, bis dieſe nach Hamburg zu ſchickenden Wechſel dort akzeptirt und darüber die Nachricht eingegangen ſeyn würde. Dieſes Anerbieten wurde angenommen und ihm über die Wechſel quittirt.

Um alle Schwierigkeiten bei der Gegenrechnung zu beſeitigen, überreichte er dem Feldmarſchall von Butterlin, ohne dazu autoriſirt zu ſeyn, auf ſeine Gefahr, im Namen der berliner Kaufmannſchaft, eine auf Gold emaillirte reich mit Brillanten garnirte Tabatiere mit dem Bildniſſe der Kaiſerin von Rußland 4000 Thlr. werth, mit der Bitte, ſolche zum Andenken der Stadt Berlin anzunehmen. Nach mancher Weigerung von Seiten des Feldmarſchalls, wurde dieſe Doſe von ihm angenommen. Jetzt übergab Gotzkowski ſeine Gegenrechnung und erhielt das Verſprechen, durch die Proviantkommiſſion bei dem General von Tottleben Erkundigungen über deren Richtigkeit einziehen zu laſſen, der Feldmarſchall rieth ihm aber auch, ſich unmittelbar an die Kaiſerin zu wenden, und verſprach, ſeine Eingabe nach St. Petersburg ſicher zu befördern. Ungeachtet dieſer und mancher anderen nicht unbedeutenden Spenden erreichte er doch ſeinen Zweck nur unvollkommen und kehrte nach manchen Widerwärtigkeiten und Abentheuern nach Berlin zurück. Dort angekommen trafen ihn Unglücksfälle Schlag auf Schlag, da er ſich in zu große ſeine Kräfte weit überſteigende Handelsgeſchäfte eingelaſſen hatte. Das Falliſſement eines holländiſchen Handelshauſes ſtürzte ihn gänzlich, er war der Verzweiflung nahe; nach ſchwerem Kampfe ſuchte er ein Arrangement mit ſeinen Gläubigern zu treffen, und bot ihnen 50 pro Cent. Dazu verſtanden ſich auch nach und nach Alle, bis auf Einen, der uneingedenk, wie viel ſich Gotzkowski um ſeine Mitbürger, mithin auch um ihn, verdient gemacht hatte, ihn verhaften ließ. Er erhielt zwar bald ſeine Freiheit wieder, aber von dieſer Zeit ab ſchien ſein Glückſtern untergegangen zu ſeyn, und obgleich der König ihm noch Beweiſe ſeines Wohlwollens gab, ſo konnte und wollte er ihn doch nicht, ſeinen Grundſätzen zuwider, auf Koſten des Ganzen, zu ſehr begünſtigen, da ganze Provinzen, vom Feinde barbariſch verheert, ſeiner landesväterlichen Hülfe bedurften, und er ſein Augenmerk vorzüglich darauf richtete, den zerrütteten Wohlſtand von vielen Tauſenden, mit großen Opfern, nach und nach wieder herzuſtellen.

Im Jahre 1768 erſchien eine Schrift, betitelt: Geſchichte eines patriotiſchen Kaufmanns, ohne Druckort und Namen des Verlegers. Sie enthielt nebſt den hier angeführten Ereigniſſen, auch die ſonſtigen Unglücksfälle, welche Gotzkowski betrafen, zur Rechtfertigung ſeines Falliſſements, und zwar in einem Schreiben an einen hohen Staatsbeamten. Der Inhalt dieſer Schrift machte eine ſolche Senſation, daß ſie verboten und allen Buchhändlern in Berlin anbefohlen wurde, die vorhandenen Exemplare abzuliefern*). Ein ähnlicher Befehl erging unterm 5. September g. J. an Gotzkowski ſelbſt. Er erklärte darauf, daß er der Verfaſſer der Schrift ſey, und ſolche an einen hohen Staatsbeamten, den er aber weder nennen würde noch dürfe, als Handſchrift mitgetheilt habe, ſie ſey jedoch wider ſein Wiſſen und ſeinen Willen gedruckt worden. Er habe davon demnächſt von unbekannter Hand 50 Exemplare in's Haus geſchickt erhalten, und ſolche an ſeine Freunde vertheilt; er übergab zugleich die namentliche Liſte derjenigen, welchen er damit ein Geſchenk gemacht hatte.

Er erhielt darauf den Befehl, diejenigen Exemplare, welche im Lande geblieben, wieder herbeizuſchaffen. Er lieferte 14 Exemplare ab, und bemerkte dabei, daß außer den erhaltenen 50 Exemplaren noch mehrere in Berlin im Umlauf ſeyn müßten, denn in denen, welche er verſchenkt, hätte er den Druckfehler S. 2. wo es ſtatt Träume, Thränen heißen müſſe, korrigirt und in einigen der zurückerhaltenen Exemplare habe dieſe Korrektur nicht geſtanden.

Dieſe Schrift war nicht geeignet, bei dem Könige größere Theilnahme für ihn zu erwecken; läugnete er auch den unmittelbaren Antheil an deren Druck und Verbreitung, ſo enthielt ſie doch manche Beſchwerde über erlittene Unbill und unverdiente Kränkungen, weshalb auch ſo ſtreng damit verfahren wurde. Gotzkowski ſtarb am 9. Auguſt 1775.

Zu S. 453. Friedrich Wilhelm Graf von der Schulenburg-Kehnert, geboren den 22. November 1742 im Magdeburgiſchen, hatte auf Kloſter Bergen und auf der Ritter-Akademie zu Brandenburg den Wiſſenſchaften ſich gewidmet. Bei'm Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges trat er 1757 in Militairdienſte bei dem Küraſſierregimente in Salzwedel, diente den ganzen Krieg hindurch, während er mehrere Jahre Adjudant war. Er hatte mit Eifer und Bravour gedient, war verwundet worden, und hatte die Gunſt ſeines frühern Chefs genoſſen, deshalb war, nach deſſen Abgange, der neue Chef, General Major von der Marwitz, wider ihn eingenommen. Im Jahre 1766 wurde er Landrath des ſalzwedelſchen Kreiſes, 1769 Vizedirektor der magdeburgſchen Krieges- und Domainenkammer, und bald darauf noch in demſelben Jahre Präſident ſowohl bei dieſer, als bei der Halberſtadt-Hohenſteinſchen Kammer-Deputation. Am 12. Februar 1771 ernannte ihn der König zum wirklichen geheimen Staats- und Krieges-Rath, Vizepräſidenten und dirigirenden Miniſter bei dem General-Ober-Finanz-, Krieges- und Domainen Direktorium, Chef des Departements von Magdeburg und Mansfeld, Halberſtadt und Hohenſtein, Kleve, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Mörs, Oſtfrieſland, Lingen, Tecklenburg, Neuſchatel und den Stempelſachen, des Forſt-, Bergwerks- und Hüttendepartements in allen königlichen Provinzen, auch Präſidenten der Haupt-Banko-Direktion. 1772 erhielt er die Droſtei Wittmund in Oſtfriesland, und die Landdroſtei zu Mörs. 1774 trat er das Departement der Bergwerks- und Hüttenangelegenheiten an den Staatsminiſter Waitz Freiherrn von Eſchen ab; 1775 den 28. Dezember erhielt er die Oberaufſicht über die von ihm geſtiftete allgemeine Wittwenverpflegungsanſtalt; 1778 bei'm Ausbruch des baierſchen Krieges übertrug ihm Friedrich II. während deſſelben, das Kriegsminiſterium und die Dispoſition über die Kaſſen, Behufs des Krieges. Im Januar 1782 ward er Chef der Seehandlung und erhielt 1784 im Januar den ſchwarzen Adlerorden. Nach Friedrich's Tode erhob ihn Friedrich Wilhelm II. bei ſeiner Huldigung am 2. Oktober 1786 in den Grafenſtand und verſtattete ihm, ſich zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit auf ſeine Güter zurück zu ziehen, nachdem er das Präſidium des Forſtdepartements an den Staatsminiſter, Grafen von Arnim, die übrigen Provinzial-Finanzdepartements aber theils an den Staatsminiſter Freiherrn von Heinitz, theils an den Staatsminiſter Grafen von der Schulenburg-Blumberg abgetreten hatte. Nach dem plötzlichen Tode des Letztern rief ihn der König 1790 den 17. Mai zurück, um bei dem Anſcheine eines Krieges mit Öſterreich, da die Armee ſchon im Marſch nach Schleſien begriffen war, die Leitung der auf den Krieg Bezug habenden Geſchäfte zu übernehmen; er erhielt außerdem zum Departement bei dem Generaldirektorium die Provinzen Magdeburg und Mansfeld, Halberſtadt, Hohenſtein und das Stift Quedlinburg; die Oberaufſicht und Direktion der Bank, der Seehandlung und der Stempelſachen.

---

*) Man wollte auch den Buchdrucker ermitteln, und der Hofbuchdrucker Decker mußte darüber ein Gutachten abgeben, wer wohl dieſe Schrift in Berlin gedruckt habe. Nach ſeiner Erklärung war ſie nicht in Berlin, ſondern in Sachſen und vermuthlich in Leipzig gedruckt worden.

Als hiernächſt das Generaldirektorium mit dem Ober-Kriegs-Kollegium in nähere Verbindung geſetzt, und das Militairdepartement mit ſolchem vereinigt und noch ein Präſident des Ober-Kriegs-Kollegiums ernannt wurde, welcher als wirklicher Staats- und Kriegsminiſter Sitz und Stimme im General- ꝛc. Direktorium haben und durch Erfahrung in der Landesverfaſſung und Kenntniſſe von dem Zuſtande der Provinzen, das Wohl des Staats mit dem Beſten der Armee vereinigen ſollte, trat er in die Armee zurück und wurde den 5. November 1790 zum General-Lieutenant von der Kavallerie und dirigirenden Präſidenten des Ober-Kriegs-Kollegiums ernannt.

Wegen der genauen Verbindung des Kriegsweſens mit den ausländiſchen Geſchäften, wurde er 1791 den 2. Mai Kabinetsminiſter und ihm die Beſorgung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen; worauf er die vorgedachten Civildepartements abgab, mit Ausnahme des Kriegesminiſteriums und des Präſidiums bei der Bank und der allgemeinen Wittwenverpflegungsanſtalt.

Er gründete 1792 eine Offizierwittwenkaſſe, und übernahm deren Oberaufſicht. Im Sommer dieſes Jahres begleitete er den König Friedrich Wilhelm II. nach Anſpach, Mainz und in die franzöſiſche Champagne, und zwar in der doppelten Eigenſchaft als Kriegsminiſter und als

Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er ſorgte für die Subſiſtenz der Armee, war auch in politiſcher Hinſicht wirkſam und führte die Korreſpondenz, leitete die ſämmtlichen Verhandlungen ein und ſchloß mit mehreren Reichsfürſten und deren kommandirenden Generalen Konventionen ab.

Wegen geſchwächter Geſundheit bat er am Ende dieſes Jahres um Entbindung von dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Sein Wunſch wurde erfüllt. Friedrich Wilhelm II. ſchrieb ihm dabei:

J'ai été on ne peut pas plus sensible aux nouvelles preuves d'attachement et de zéle, que votre lettre renferme. Vous savez, si je rends justice à Votre experience, à vos lumières et au patriotisme, avec le quel vous les avez toujours employées à mon service et à celui de l'Etat. J'ai trop d'intérêt aussi, à en jouir le plus long temps que je pourrai, pour ne pas me prêter avec plaisir à tout ce qui, en raffermissant votre santé, doublera vos moyens d'être utile, et je consens de tout mon coeur, que vous consacriez quelques mois à l'usage des bains d'Ems et de Schwalbach, dès que la saison vous permettra ce voyage. En souhaitant qu'il réponde à Votre attente, je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

Francfort le 28. Fevrier 1793. Frédéric Guillaume.“

(Keiner kann die neuen Beweiſe der Zuneigung und des Eifers, die Sie mir in Ihrem Briefe an den Tag legen, höher ſchätzen, als ich. Sie wiſſen es, wie ich Ihren Erfahrungen, Ihren Einſichten und Ihrem Patriotismus, den Sie ſtets in meinem und dem Dienſte des Staats gezeigt, Gerechtigkeit habe widerfahren laſſen. Es liegt mir daher viel zu ſehr am Herzen, dieſe, ſo lange als es mir möglich, zu benutzen, um nicht recht gern in Alles das zu willigen, was, während es Ihre Geſundheit wieder herſtellt, Ihnen die Mittel verdoppeln wird, nützlich zu ſeyn, und ich genehmige es von ganzem Herzen, daß Sie einige Monate dem Gebrauch der Bäder zu Ems und Schwalbach widmen, ſobald es die Jahreszeit geſtattet, eine ſolche Reiſe zu machen. Indem ich wünſche, daß Ihre Erwartungen davon in Erfüllung gehen mögen, bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Schutz nehmen möge.

Frankfurt, den 28. Februar 1793. Friedrich Wilhelm.)

Der Graf von der Schulenburg behielt indeſſen das Kriegsminiſterium und das Bank-, auch das Lotterie-Departement bei, und da ſeine Geſundheit ſich gebeſſert hatte, kehrte er zu Ende des Jahres wieder zur Armee am Rhein zurück und blieb 1794 bei derſelben, wo er auch nach deren Rückzuge, auf Anordnung des General-Feldmarſchalls von Möllendorf, das Gouvernement in der Stadt Frankfurt am Main übernahm. Dieſe beſtändige Thätigkeit und die damit verknüpften Anſtrengungen wirkten nachtheilig auf ſeine Geſundheit, er bedurfte Ruhe und ärztliche Hülfe, und bat daher, doch erſt kurz vor dem Frieden 1795, um ſeine Dienſtentlaſſung. Der König gewährte ihm ſeine Bitte zwar nicht ganz, er erlaubte ihm aber auf ſeinen Gütern ſich ſo lange aufhalten zu dürfen, als zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit erforderlich ſeyn dürfte, und machte es ihm zur Bedingung, im Dienſte zu bleiben Er behielt daher das Bank- und Lotteriedepartement, da er dieſe von ſeinen Gütern aus, ohne Aufenthalt des Geſchäftsganges, verwalten konnte. Am Ende des Jahres übertrug ihm der König auch noch das Medizinaldepartement.

Bei dem Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's III. hiel der Monarch es für erſprießlich, alle Zweige der Staatsverwaltung in mehrere und genaue Verbindung zu ſetzen und einen Verbindungspunkt zu beſtimmen, in welchem die Reſultate der ganzen Staatsverwaltung ſich vereinigen und gründlich überſehen werden könnten. Dem gemäß erhiel die Oberrechenkammer nach ihrer urſprünglichen Verfaſſung ihre frühere Autorität wieder. Der König berief den Grafen 1798 von ſeinen Gütern zurück, „in beſonderer Hinſicht auf deſſen vieljährige Erfahrungen, ſeine gründlichen Kenntniſſe von allen Theilen der Staatsadminiſtration, ſeinen eiſernen Fleiß, ſeine erprobte Rechtſchaffenheit und das allgemein erworbene Vertrauen.“ Er wurde General-Kontrolleur der Finanzen und Chef der Oberrechenkammer, dagegen gab er das Lotteriedepartement an den Staatsminiſter von Voß ab. In demſelben Jahre ernannte ihn der König bei der großen Revue in Berlin zum General der Kavallerie.

Am 18. März 1800 erhielt er die Aufſicht über den königlichen Treſor; im Juni deſſelben Jahres die Stelle eines General-Poſtmeiſters, auch übernahm er das Lotterie-Departement wieder. Im Juni 1802 bekam er den Auftrag, die Entſchädigungsprovinzen in Beſitz zu nehmen und zu organiſiren und am 10. Juni 1803 empfing er, Namens des Königs, zu Hildesheim die Huldigung dieſer Provinzen.

Bei'm Ausbruch des Krieges wider Napoleon wurde er 1806 Gouverneur von Berlin. Die Ereigniſſe dieſer Zeit nöthigten ihn, ſich auf ſeine Güter im Magdeburgſchen zurückzuziehen. Nach dem Frieden von Tilſit (den 9. Juli 1807) ging er in weſtphäliſche Dienſte und der Afterkönig Hieronymus Buonaparte ernannte ihn im Jahre 1808 zum Diviſionsgeneral und Staatsrath. Doch waren dieſe Ernennungen nur formel, ſo daß ſie ihm, nach einem Briefe an den Herausgeber dieſer Schrift, nicht, wie er gehofft, einen Wirkungskreis zum Beſten der ihres rechtmäßigen Landesherrn beraubten Unterthanen eröffnet hätten. Er zog ſich daher in die Abgeſchiedenheit zurück und ſtarb im Jahre 1815.

Der Herausgeber ſtand ihm viele Jahre ſo nahe, daß er, obſchon er ihn in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen genau hat kennen lernen, doch ſich eines Urtheils über ihn enthält, weil man ihn unſtreitig einer Parteilichkeit — ſo frei er ſich auch davon weiß — zeihen würde; aber ein Mann, den Friedrich der Große, trotz ſeiner Eingenommenheit wider ihn, ſo hochſchätzte, dem ſeine Nachfolger ihr Vertrauen ſchenkten, muß große Verdienſte beſeſſen haben, und wer nicht von blindem Vorurtheil oder noch niedrigern Leidenſchaften verblendet, ein unbefangenes Urtheil über ihn zu fällen im Stande iſt, wird ſeinen Verdienſten, ſeiner unermüdeten

Thätigkeit, das Beſte ſeines Vaterlandes zu befördern, und ſeinem raſchen Überblick in allen Zweigen der Staatsverwaltung, die ſeiner oberſten Leitung anvertraut waren, Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Zu der Note S. 511. Der König beſchäftigte ſich in ſeiner unfreiwilligen Unthätigkeit zu Küſtrin, bevor er demnächſt bei der dortigen Kriegs- und Domainen-Kammer einen ſeinem regen Geiſt entſprechenden Wirkungskreis erhielt, nicht nur mit Muſik, ſondern auch mit Dichtkunſt und Malerei, in der Überzeugung, daß in den Wiſſenſchaften und Künſten das ſicherſte und edelſte Troſt- und Lehramt liege. Er verſuchte auch, zu zeichnen und zu malen. Unter andern illuminirte er die Kupferſtiche in einer nürnberger Bibel in Folio, welche jetzt bei einer adlichen Familie in Sachſen als Seltenheit aufbewahrt wird. Er verfertigte ein Bild, in Beziehung auf ſeine damalige drückende Lage; mit ſolchem machte er demnächſt dem Kommandeur ſeines Regiments in Ruppin, Oberſten von Langlair ein Geſchenk. Es iſt nach und nach durch Verwandtſchaft auf die verwittwete Polizeikommiſſarius Karſten zu Magdeburg gekommen, und da es dieſe des jetzt regierenden Königs Majeſtät überreicht, ſo iſt ihm auf dem Schloſſe, wo ſich ſchon ein Gemälde von Friedrich befindet, ein Platz angewieſen worden.

Zu S. 565. Karl Joſeph Maximilian, Freiherr von Fürſt und Kupferberg, wurde im Jahre 1740 als ein ſchleſiſcher Kavalier vom Könige aus höchſteigener Bewegung zum geheimen Juſtiz- und Tribunals-Rath ernannt, und 1752 als Geſandter an den wiener Hof zur Regulirung des ſchleſiſchen Schulden- und Kommerzienweſens geſchickt; 1755 Kammergerichtspräſident; 1757 Mitglied der Jurisdiktionskommiſſion; den 25. April 1763 wirklicher geheimer Staats- und Juſtizminiſter, auch erſter Präſident des Kammergerichtes; den 31. Oktober d. J. Tribunalspräſident; Lehnsdirektor im Königreich Preußen, der Kurmark und allen übrigen königlichen Provinzen, und erhielt zugleich das Pfälzer Koloniedirektorium, das Oberkuratorium aller königlichen Univerſitäten, das Juſtizdepartement von Preußen und alle übrigen Juſtizſachen aus allen königlichen Provinzen, die Kurmark, Schleſien und Oſtfriesland ausgenommen. Den 11. November 1770 ernannte ihn der König zum Großkanzler des Königreichs Preußen und aller übrigen königlichen Provinzen, und zum Chef de Justice, und übertrug ihm außer der Generalaufſicht und Direktion des ganzen Juſtizweſens in ſämmtlichen königlichen Landen, den Juſtiz-Bedienungs- und Beſoldungsſachen, die Spezialaufſicht über die Juſtizſachen in der Kurmark, Neumark, Oſtfriesland, und den ſämmtlichen franzöſiſchen Kolonien; 1773 richtete er die Juſtizverfaſſung in Weſtpreußen ein, und übernahm die Spezialaufſicht über die Juſtizverfaſſung in Oſt- und Weſtpreußen, wogegen er die Alt- und Neumark und Oſtfriesland an den Staatsminiſter von Münchhauſen abtrat. Am 11. Dezember 1779 wurde er von de Könige, unzufrieden mit der Juſtizpflege in der Müller Arnoldſchen Angelegenheit, ſeiner Dienſte als Großkanzler entbunden, doch behielt er Si und Stimme als Miniſter im geheimen Staatsrathe, wovon er jedoch keinen Gebrauch weiter machte. Er ſtarb am 20. März 1790.

Zu S. 573. Friedrich Anton Freiherr von Heinitz, geboren de 24. Mai 1725 zu Dröbſchkau in Sachſen, ein Sohn des Hofraths bei de Landesregierung und Beiſitzers des Kammerkollegiums, auch Aufſehers de kurfürſtlichen Landesſchule zu Meiſſen, genoß von verſchiedenen geſchickten Privatlehrern den erſten Unterricht in den gelehrten Sprachen, im Franzöſiſchen, Italieniſchen, Polniſchen und in den Anfangsgründen de Wiſſenſchaften, und wurde auch in den ſchönen Künſten, beſonders in de Muſik, dem Zeichnen, Wachsboſſiren und Fechten geübt. Im Jahre 1741 bezog er die Schule zu Pforta, wo er außer den öffentlichen Stunden, in der Naturlehre, Mathematik, Mechanik und Logik, ferner im Perſpektivzeichnen und in der Baukunſt noch beſonderen Unterricht erhielt, und ſich in dieſen Wiſſenſchaften viele gründliche Kenntniſſe erwarb. Schon damals war es ſein Vorſatz, ſich der Bergbaukunde vorzüglich zu widmen; denn er ging 1745 nach Köſen zu dem berühmten Mechaniker und Halurgen Borlach, und ſtudirte, unter Anweiſung dieſes erfahrenen Mannes, beſonders die praktiſche Mechanik und den Salzwerkshaushalt. Dieſer Unterricht währte jedoch nur ein halbes Jahr, indem ſein Lehrer den Antrag, die Willczkaer Salzwerke zu bereiſen, angenommen hatte. Der Freiherr von Heinitz ging darauf nach Dresden, ſtudirte die Mineralogie und übte ſich zugleich in Ausarbeitung von Relationen und in der Kunſt vorzutragen, wozu ihm ſein Vater theoretiſch und pratiſch Anleitung gab.

Im Jahre 1744 begab er ſich nach Freiberg, wo einer ſeiner nächſten Verwandten Berghauptmann war. Hier ſtudirte er nicht nur mit anhaltendem Fleiße den Bergbau, ſondern ſparte auch keine Mühe, um dieſen praktiſch kennen zu lernen, daher er denn auch ſechs Wochen hindurch die gemeinen Arbeiten eines Berg- und Hüttenmannes verrichtete, worüber er ein beſonderes Zeugniß erhielt.

Die Bekanntſchaft mit dem Berghauptmann von Oppel, einem tiefen Denker und vorzüglichen Meßkünſtler, erweckte bei ihm die Neigung zur Mathematik. Beide vereinigten ihre Studien und dies gab die Veranlaſſung, daß nach Heinitz Plan 1765 zu Freiberg die Bergakademie errichtet wurde. Er machte die erſte bergmänniſche Reiſe 1745 nach Böhmen, nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß zur Bereiſung des ſächſiſchen Obergebirges, welches bald darauf noch einmal mit dem Ober-Berghauptmann von Kirchbach geſchah, indem er als Adjudant bei dem von ſolchem errichteten militairiſchen Korps angeſtellt wurde, welches im Kriege Minendienſte thun ſollte. Auf Geheiß ſeines Vaters mußte er aber dem nächſt nach Dröſchkau gehen, um während des damaligen Feldzuges der preußiſchen Heere in Sachſen, dies Gut zu verwalten.

Im Mai 1747 trat er als Hofjunker und Aſſeſſor bei der blankenburgſchen Kammer und dem daſigen Bergkollegium in herzoglich braunſchweigſche Dienſte. Da die Grubenwaſſer dem harzer Kommunion-Bergbau vielen Schaden thaten und für die Folge manche Beſorgniſſe erregten, ward er nach Schweden geſchickt, um ſich beſonders von dem dortigen Maſchinenweſen des Mechanikers Polhem zu unterrichten. Seine Reiſe ging über Hamburg und Koppenhagen nach Stockholm; er widmete ſeine Aufmerkſamkeit jedoch nicht nur dem Bergbau- und Maſchinenweſen, ſondern auch den Manufaktur-, Kommerz-, Finanz- und Polizei-Anſtalten, und erſtattete nach ſeiner Rückkunft 1748 dem herzoglich braunſchweigſchen Hofe einen ſo gründlichen Bericht über den ihm gewordenen Auftrag, daß er mit der größten Zufriedenheit belohnt und ſofort als Rath bei dem Kammerkollegium zu Braunſchweig angeſtellt wurde.

Im Jahre 1749 bot ſich ihm eine neue Gelegenheit zu einer ähnlichen belehrenden Reiſe dar, der kaiſerliche Hof wollte die Bergwerke in Ungarn von auswärtigen ſachkundigen Männern genau unterſuchen laſſen, und der Berghauptmann von Imhoff wurde dazu gewählt. Heinitz begleitete ihn; ein ausführliches Reiſejournal, und demnächſt die Anwendung ſeiner erweiterten Kenntniſſe, beweiſen, wie gut er ſowohl den Aufenthalt in Ungarn, als in Wien, wo er ſich noch einmal im Jahre 1751 aufhielt, benutzt hat.

Im Anfange des Jahres 1753 ernannte ihn der Herzog zum Vize-Berghauptmann. Im ſiebenjährigen Kriege, beſonders in den Jahren 1757 und 1758, als die feindliche Invaſion auf dem Harze große Beſorgniſſe erregte, mußte er die Fourage-Lieferungen für die franzöſiſche Armee und nachher für das Hauptquartier der Alliirten zu Paderborn, desgleichen für die heſſenſchen Magazine beſorgen; er bewies dabei ſo viel Klugheit und Thätigkeit, daß er ſich dadurch überall und beſonders bei dem Herzoge Ferdinand von Braunſchweig Achtung und Beifall erwarb; er wurde dadurch ſeinem Vorgänger im königlich preußiſchen Bergwerksdepartement, dem damaligen heſſen-kaſſelſchen geheimen Kammerrath Waitz Freiherrn von Eſchen und dem nachmaligen Staatsminiſter von Maſſow von einer ſo vortheilhaften Seite bekannt, daß Beide ihn nie aus den Augen verloren und ihre Bekanntſchaft durch Briefwechſel unterhielten. Im Jahre 1763 berief ihn der Kurfürſt Friedrich Chriſtian als geheimen Kammer- und Bergrath nach Dresden. Er folgte dieſem Rufe und begann die neue Laufbahn, unter Beſtätigung des Adminiſtrators Xaver 1764. 1765 wurde der früher von ihm entworfene Plan zu einer Bergakademie in Freiberg ausgeführt, deren wohlthätige Wirkungen ſich weit über die Grenzen Sachſens verbreitet haben.

Im Winter 1766 wurde er zu einer Konferenz nach Halle geſchickt, um mit den preußiſchen geheimen Finanz-Räthen Urſinus und Roſe über die Grundlage zu einem Kommerz-Traktat zwiſchen beiden Staaten ſich zu vereinigen. Er kam zwar nicht zu Stande; ein ähnliches Geſchäft zu Hannover und Braunſchweig hatte einen beſſeren Erfolg. Man übertrug ihm ferner die neuen Anlagen der Chauſſeen, ſo wie er auch im Forſtweſen nützliche Einrichtungen machte.

Als 1769 ſein Freund, der kurfürſtliche Konferenzminiſter, Graf von Einſiedel, ſich von den Geſchäften zurückzog, ging er eine Zeitlang auf ſein Gut Dröſchkau. Der plötzliche Tod ſeiner erſten Gemahlin, geb. Fräulein von Reden, hatte auf ſein Gemüth heftig gewirkt, überdies litt er durch zu große Anſtrengung in ſeinen Arbeiten an Nervenſchwäche. Im Jahre 1770 durch die Heilquelle von Pyrmont von ſeinen körperlichen Leiden wieder hergeſtellt, machte er eine Reiſe durch Heſſen und die Pfalz nach Strasburg, wo er die verwittwete Ritterräthin von Adelsheim, geborne Freyin von Wrede, kennen lernte und ſich mit derſelben am 26. Juni zu Naſſau an der Lahn vermählte.

Nach Dresden zurück gekehrt, übernahm er ſeine Geſchäfte wieder. Allein die in den Jahren 1771 und 1772 daſelbſt herrſchende Hungersnoth und deren Folgen, zu deren Milderung er einen großen Theil ſeines Vermögens geopfert, machte einen ſehr tiefen Eindruck auf ſein Herz und erneuerte ſeine Nervenſchwäche dergeſtalt, daß er wieder in eine heftige Krankheit verfiel, von welcher er ſich ſchwer erholte. Dies nöthigte ihn, von dem Schauplatz öffentlicher Geſchäfte ganz abzutreten, ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften zu widmen, und Dresden zu verlaſſen.

Sich einigermaßen wieder hergeſtellt fühlend, unternahm er 1776 eine Reiſe nach Frankreich und England, machte Bekanntſchaft mit den vorzüglichſten Gelehrten, Künſtlern und Geſchäftsmännern, und entwarf auf ſeiner Reiſe die Grundzüge zu ſeinem nachmals gedruckten Esprit d'économie politique. Er reiſte über Berlin, wo ihn der König kennen lernte. Friedrich's Scharfblick entging es nicht, wie brauchbar und nützlich ein ſo talentvoller Mann für ſeine Staaten ſeyn würde und er beſchloß, ihn bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit in ſeine Dienſte zu ziehen. Er trug ihm daher 1777 die erledigte Stelle eines Staatsminiſters und Chef des Bergwerks- und Hüttendepartements und Ober-Berghauptmanns in ſeinen Staaten an, welche bis dahin der in preußiſche Dienſte getretene Staatsminiſter Waitz Freiherr von Eſchen verwaltet hatte; von Heinitz folgte dieſem Rufe, und ward unterm 7. September 1777 als wirklicher geheimer Staats-, Krieges- und dirigirender Miniſter bei dem General-Direktorium beſtellt. Raſtlos und kraftvoll bemühte er ſich, in ſeinem Wirkungskreiſe den Erwartungen des Königs zu entſprechen.

Er bekam nach und nach auch mehrere Provinzial-Finanz-Departements, von denen er jedoch einige wieder abtrat und dagegen andere erhielt. Auch übergab ihm der König zweimal die interimiſtiſche Verwaltung des Zoll-, Acciſe- und Fabriken-Departements. Sein hierbei entworfenes Mémoire sur ma gestion du quatrième et cinquieme Departement, welches jedoch aus erheblichen Urſachen nicht veröffentlicht wurde, beweiſet, daß er auch in dieſen Fächern erſprießliche Dienſte zu leiſten im Stande war. Friedrich trug ihm noch am Ziele ſeines Lebens unter'm 25. Januar und 2. Februar 1786 die Kuratel über die Akademie der ſchönen Künſte auf. Er ſuchte nun den Kunſtfleiß überall zu wecken, und dieſe Akademien mit den Manufakturen und Gewerben zweckmäßig zu verbinden.

König Friedrich Wilhelm II. übertrug ihm 1787 das Provinzial-Departement von Weſtphalen und Neufchatel, nachher auch das Salzdepartement, welches bis 1795 mit dem Bergwerksdepartement vereinigt blieb; ferner das Münzdepartement, die Oberaufſicht über die Porzellan-Manufaktur und außerdem noch manche andere wichtige Geſchäfte; dahin gehört die interimiſtiſche Wahrnehmung derſelben bei der königlichen Bank, bei dem Militair-Departement ꝛc. Überall wirkte er mit Klugheit, Menſchenfreundlichkeit und Kraft, und beförderte Wohlfahrt und Zufriedenheit, wodurch ſich beſonders die Bewohner der ſeiner Oberaufſicht anvertrauten weſtphäliſchen Provinzen auszeichneten, die ihn, wie Kinder ihren Vater, liebten und ihm dies auf die rührendſte Art an den Tag legten.

Am Neujahrstage 1791 erhielt er von Friedrich Wilhelm II. den ſchwarzen Adlerorden; 1787 wurde er Ehrenmitglied der berliner Akademie der Wiſſenſchaften, früher war er ſchon Mitglied der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Celle, der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Philadelphia, der patriotiſchen Geſellſchaft in Schleſien, der Geſellſchaft der Bergbaukunde in Berlin.

Friedrich Wilhelm III. trug ihm die Stiftung und Mit-Kuratel der Bau-Akademie in Berlin auf.

Auch war er Hauptmann zu Ravensberg. Er ſtarb in einem Alter von 77 Jahren und einem Tage, am 15. Mai 1802.

Zu S. 594. Der König berief 1764 den geheimen Rath und Profeſſor Daries, da er ihm als ein philoſophiſcher Juriſt gerühmt worden, von Jena nach Frankfurt an der Oder.

Einige Jahre darauf ließ ihn Friedrich, als er durch Frankfurt reiſete, zu ſich rufen.

Er unterhielt ſich lange mit ihm über philoſophiſche Gegenſtände, und unter andern fragte er ihn auch:

„Iſt Er auch mit Descartes bekannt?"

Da der König den Namen ſehr kurz ausſprach und Daries überdies kein ſcharfes Gehör hatte, ſo antwortete er:

Einen ſolchen Mann kenn' ich nicht, Ew. Majeſtät.

„Wie, den großen Descartes nicht?"

Jetzt hatte der König den Namen mit größerm Nachdruck ausgeſprochen und Daries verſetzte nach einigem Nachſinnen:

Ew. Majeſtät meinen wahrſcheinlich Carteſius? Wie ſollt' ich den nicht kennen? Da wär' ich ein ſchlechter Profeſſor. Die Schriften dieſes Philoſophen ſind mir recht wohl bekannt; ich benutze ſie bei meinen Vorleſungen.

„Das iſt gut! Locke's Schriften hat Er doch auch geleſen? Was hält Er von deſſen Meinung: daß die Pflanzen auch eine Art von Empfindung haben?“

Das iſt eine ſchwer auszumachende Sache; wenigſtens muß dieſe Emfindung ſehr dunkel ſeyn. — Locke hat meine vollkommenſte Hochachtung. Er war ein ſehr tiefdenkender Mann.

„Darin hat Er Recht! Aber auch den Descartes will ich Ihm empfehlen. Hört Er.“

Der Vorwurf alſo, daß er deutſchen Gelehrten und Dichtern keine Beweiſe ſeiner Gunſt gegeben, entſpringt aus der ſehr trüben Quelle der Selbſtſucht, und wenn er demnächſt ſo oft wiederholt worden, ſo iſt es nur der Nachhall, derjenigen welchen ihre Selbſtüberſchätzung vorſpiegelt, daß auch ſie auf Gunſtbezeugungen von Königen und Fürſten Anſprüche zu machen haben, um ihnen gleichſam dadurch zu verſtehen zu geben, dies nicht zu unterlaſſen, damit ſie nicht von ihnen mit ähnlichen Vorwürfen, wie Friedrich, in der Folge verunglimpft werden möchten.

Gleim und Ramler waren von ſo kleinlichen Beweggründen, um die Gunſt Friedrich's zu buhlen, weit entfernt; was Göthe von ihnen ſagt*), trägt das Gepräge der Wahrheit und Gerechtigkeit. Der König konnte aber, nach ſeinem Zartgefühl ſie, als die Herolde ſeines Ruhmes, eben ſo wenig auszeichnen, als er, aus dem nämlichen Gefühl, nie den von ihm für militairiſche Verdienſte geſtifteten Orden pour le mérite, wie den Hausorden, den ſchwarzen Adlerorden, trug; er würde dadurch ſich die Auszeichnung zuerkannt haben, welche er für diejenigen beſtimmt hatte, welche ſich im Kriege ehrenvoll hervorgethan hatten.

---

*) S. S. 591.

Namen-Regiſter.

A.

Alembert, Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften d' 299. 439. 441-450. 496. 520.
Alberti, Stadtgerichts-Direktor 279. 280.
Alexander VI., Papſt 311. 321.
Anhalt, Generalmajor, Philipp v. 237.
— Generallieutenant, Wilhelm v. 232-238.
Anſpach Bayreuth, Markgräfin v. ſ. Friederike, Markgräfin von Anſpach.
Argens, Marquis d' 25. 413. 436. 438.
Arnold, Müller 560-568.
August II., König von Polen 221.

B.

Bachmann, ruſſiſcher Kommandant in Berlin 1760. 658.
Backhoff, Oberſtlieutenant v. 553. 554.
Balby, Oberſter v. 112. 176-178. 221.
Balke, Feldprobſt 394.
Bandel, Regierungsrath 567.
Barbarini, Tänzerin 150-152. 464. 654.
Baron, Schauſpieler 26.
Baumelle, La 52.
Beerfelde, Landrath v. 607-609.
Behm, Doktor 613.
Benda, Kapellmeiſter, Georg 137.
Berlichingen, öſterreichſcher General v. 37.
Bernouille, Profeſſor 532.
Beye, Vorleſer des Königs, le 46.
Bielefeld, Baron v. XIV. 76. 512. 638. 649. 654.
Bismarck, Staatsminiſter v. 227.
Blumenthal, Staatsminiſter, Graf v. 131. 132.
Blume, Hoflieferant 656.
Bock, Offizier v. 164.
Boldemann, Koſſäthe 479.
Borck, General, Graf v. 535.
Botta, öſterreichſcher Geſandte, Marquis v. 27.
Brand, Staatsminiſter v. 34.
Brand, Generallieutenant v. 336.
Braunſchweig, Herzogin v. Braunſchweig, Schweſter des Königs, ſ. Philippine Charlotte.
Brenkenhoff, geheimer Finanzrath v. 254-258.
Brinck, ruſſiſcher Hauptmann 659.
Broich, Staatsminiſter v. 19.
Bruggemann, Konſiſtorialrath 606.
Brühl, ſächſiſcher Miniſter, Graf v. 249.
— deſſen Gemahlin, Gräfin v. 244-249.
Buſch, Regierungsrath 567.
Butterlin, ruſſiſcher Feldmarſchall v. 663. 664.

C.

Camas, Gräfin v. 336-339.
Cat, Vorleſer des Königs, le 177. 442.
Chatelet, Marquiſe, du 175.
Choiſeul, Herzog v. 301.
Cocceji, Großkanzler, Freiherr v. 150-152. 155. 229-231. 577. 653. 654.
— Präſident der Oberamtsregierung zu Breslau v. 150-152.
Columbini, Abbé 472.
Cornard, franzöſiſcher Sprachlehrer 578.
Cranz, Kriegsrath 599.
Crell A. L. VIII.

D.

Dankelmann, Staatsminiſter, Freiherr v. 394. 654.
Darget, Sekretair Friedrich II. 183.
Daries, geheimer Rath und Profeſſor 594. 673.
Daun, Feldmarſchall, Leopold v. 304.
Derſchau, Staatsminiſter v. 25. 167.
— General v. 5.
Deyherr, Kammerhuſar 167. 168.
Dietrich, Oberkonſiſtorialrath 594.
Dietrichs, Unteroffizier 495.
Döpel, 564.
Dohna, Generallieutenant Graf v. 223.
Dreeſen, Kammerhuſar 508.

Drieſen, General v. 224-226.
Drieſen, Hauptmann v. 225. 226.
Duclos, 441.
Duhan, Erzieher des Königs, Han de Jandun du 2. 390.

E.

Eſſinger, Rathsherr zu Bern 402.
Eickſtadt, Baron v. 535.
Eliſabeth, Prinzeſſin 428.
Eliſabeth Chriſtiane, Prinzeſſin von Braunſchweig Wolfenbüttel, Gemahlin Friedrich II. XIV. 636.
Ellenberger, Gebrüder 161.
Ende, Superintendent Am 239.
Eon, Ritter d' 500.
Ephraim, Iſraelit 90.
Erlach, Regiment v. 461.
Eugen, Prinz 15.

F.

Faſch, Kammermuſikus 139.
Fermor, ruſſiſcher Feldmarſchall v. 660. 661.
Feydel, VI.
Finkenſtein, Kabinetsminiſter, Graf v. 437. 619.
Fiſcher, öſterreichſcher Major 422.
— Profeſſor 533.
Forcade, Oberſt v. 93.
Forſter, Profeſſor J. R. 573.
Fouqué, General v. 7. 395. 396. 461. 648. 649.
Franke, Maler 49.
Franke, Sohn des Stifters des halliſchen Waiſenhauſes 470.
Frankenberg, Lieutenant v. 260.
Fredersdorf, geheimer Kämmerier 20. 511-513.
Friedel, Kammergerichtsrath 565. 567. 568.
Friedrich I., König v. Preußen 26.
Friedrich Wilhelm I. König von Preußen 5. 10. 21. 23.
Friedrich Wilhelm II. 666. 667. 673.
Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürſt 48.
Friedrich Heinrich Karl, Prinz v. Preußen 433.
Friedrich, Herzog v. Braunſchweig-Öls 422.
Friederike, Markgräfin von Anspach, Schweſter Friederich's des Großen 6.
Friederike Luiſe, Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, Gemahlin Friedrich's Wilhelm II. 450.
Fromm, Oberamtmann 536-554.
Fromery, Buchhändler 213.
Fürſt, Großkanzler Freiherr v. 156. 480. 563. 669.
Fuhlſtein, Stabskapitain 126.

G.

Gandi, General v. 329-331. 370.
Gellert, Profeſſor 352-361.
George, Prediger 69.
Gerber, General-Fiskal 5.
Gerhard, Oberbergrath 622.
Gerlach, Prediger 367. 370.
Gersdorf, Landrath v. 562. 566.
Glaſau, Kammerlakei 68.
Gleim, Kanonikus, J. W. L. 591. 674.
Görne, Staatsminiſter v. 488-496.
Görz, General, Graf v. 536. 549.
Göthe, v. 591. 674.
Götzinger, Prediger 241.
Golz, General v. d. 77. 290.
Gorgas, Landrath v. 518.
Gotter, Graf v. 45.
Gottſched, Profeſſor 328. 329. 584.
Gotzkowski, J. E. 413. 655-665.
Graun, Kapellmeiſter 91. 136. 140. 141. 300.
— Kammergerichtsrath 565. 567. 368.
Gröben, Kammerpräſident v. 371.
Grote, v. 128.
Grün, Gräfin v. 43.
Grumckow, General v. 5.
— Oberſt v. 244.
Guichard, ſ. Icilius Quintus.

H.

Haccius, Referendarius 164.
Hahn, Amtmann 127.
Hamilton, Herzog v. 485-487.
Han de Jandun ſ. Duhan.
Harper, Maler 3.
Hedheſſi, Kandidat der Theologi 169-173.
Hildburgshauſen, Prinz v. 255.
Heilsberg, Lieutenant v. 297.
Heimburger, Acciſekontrolleur 501.
Heinatz, Magiſter 621.
Heine, Domorganiſt 28.
Heinitz, Staatsminiſter, Freiherr v. 573. 670-673.
Helvetius, 426.
Herrmann, Erb- und Gerichtsſchulze 571.

Heſſen-Kaſſel, regierender Landgraf v. 388.
Herzberg, Staatsminiſter, Graf v. 579-590.
Heſſe, Heſſen-Darmſtädtſcher geheimer Rath 450.
Heucking, Oberſt v. 562.
Hodiz, Graf v. 425.
Holzendorf, General der Artillerie v. 440.
Hortenſia, Exkönigin 648.
Horſt, Staatsminiſter v. 561.
Hoym, Staatsminiſter, Graf v. 617.
Huber, Maler 3.
Hübner, Landrath 351.
Hülſen, General v. 233-238. 329. 657.
Hundt, geheimer Rath 158.

J.

Jarriges, Großkanzler v. 412.
Icilius Quintus, Oberſter 272-278. 352. 454. 355. 476.
Ideville, de l'Lorgue d', 470. 597.
Jeetz, General v. 34.
Jeruſalem, Abt 588.
Jurzenka ſ. Morgenſtern.
Joſeph II., XV. 452. 464. 467. 482. 620.

K.

Kamecke, Kammerherr Graf v. 159.
Kappel, Jäger 366-370.
Karl, Regiment des Markgrafen von Schwedt 420-424.
Karl Eugen; Herzog von Würtemberg 56.
Karſch Anna Luiſe, 396-401.
Kaunitz, Fürſt v. 452. 519.
Keller, General, Freiherr v. 597.
Kirchheim, Bürgermeiſter 293. 294.
Kircheiſen, geheime Rath 371.
Klauſius, Amtsrath 550-552.
Kleiſt, Chef. eines Freikorps v. 409.
Klemens XIV., Papſt 472.
Klement, Färber 292.
Kletſchcke, Feldprobſt 108.
Kluge, Artillerie Hauptmann 440.
Köper, Kabinetsrath 103.
Kordshagen, Rittmeiſter 249.
Krauſe, Kriegsrath 160.
Krauſe, Kunſtgärtner 298.
Krebs, Amtmann 145.
Kreutſchke Anton, 282.
Kriegsheim, geb. v. Mütſchefall, verehelichte v. 547.
Kummer, Fräulein v. 531.

L.

Langeac, Abbé de 411.
Langlair, Oberſter v. 669.
Launay, geheimer Finanzrath de la Haye de 427. 501.
Lascy, öſterreichſcher Feldmarſchall v. 454.
Laudon, öſterreichſcher Feldmarſchall v. 254. 454. 463.
Lavater Caſper, XII.
Lehmann, Bergrath 622.
Lentulus, General v. 129. 402.
Lenz, Kammerdirektor 174.
Leopold, Fürſt von Anhalt-Deſſau 26. 41. 70. 474.
Leopold, Herzog von Braunſchweig 618.
Leopold, Major 66.
Leſſing, Bibliothekar G. E. 591. 593.
Leſtwitz, General v. 100. 460.
Lettow, General v. 359.
Lieberkühn, Goldſchmidt 411.
Ligne, Prinz v. 465. 466.
Lippe, Graf von der 638.
Loſhagen, Kandidat der Theologie 48.
Lothringen, Herzog Karl von 250.
Lubomirska, Fürſtin 64.
Ludwig XV. 61. 300.
Ludwig, Prinz v. Würtemberg 389.
Lüderitz, Gutsbeſitzer v. 515.
Lüttich, Fürſtbiſchof v. 26.
Lucy, Graf v. VI.-VII. 511
Luz, Major 379.

M.

Magnuſch, geh. Finanzrath 611.
Malſchitzky, Oberſt v. 569.
Mansfeld, Graf. v. 576.
Manteufel, Landräthin v. 8.
Maupertius, 183. 645.
Manzon, Redakteur des Courier du Bas-Rhin, 441. 450.
Mara ſ. Schmeling.
Margner, Bauer, 40.
Marie Thereſia, 452. 521.
Marchall, Lord, 133-136. 424.
Marwitz, General v. d. 453-456.
Maſſow, Generallieutenant v. 371.
— Staatsminiſter v. 560.

Maſſow, Präſident v. 612.
Meierotto, Profeſſor, 471.
Mencelius Bauinſpektor, 551.
Michaelis, Staatsminiſter, 575.
Mirabeau, Graf v. 610.
Mölder, Kaufmann, 221.
Möllendorf, General-Feldmarſchall v. 476.
Moileon, Loiſeau de 444. 450.
Montbail Frau v. } 17-21.
— Fräulein v. }
Moor, Sir 485-487.
Morgenſtern, Offizier, 161.
Morivall, Eſtalonde de 477.
Moritz, Fürſt von Anhalt, 262. 293.
— Profeſſor K. P. 590.
Moſel, General v. 391.
Moulin, General du, 44.
Münchhauſen, Staatsminiſter v. 600.
Münchow, Staatsminiſter v. 171.
Müller, Kammerlakai, 278-281.
— Johannes v. XVI.
Mütſchefall, v. ſ. Kriegsheim.
Muſtapha III. türkiſcher Kaiſer, 393.
Mylius, General-Auditeur, 5.
— geiſtlicher Inſpektor, 31.

N.

Nadaſti, Generalin, 351.
Naſſau-Uſingen, Prinz v. 410.
Natzmer, Oberſter v. 377.
Napoleon, XVI, 243.
Naudé, Profeſſor, 23.
Neumann, Regierungsrath, 567.
Noverre, Balletmeiſter, 464. 465.
Nugent, öſterreich. Geſandter, General v. 437.

O.

Ochs, Domainenpächter 145.
Oehlſchläger, Kaufmann 77.
Olivet, Abbé d' 441.

P.

Paliſſot, 301.
Pannewitz, General v. 480.
Paul Petrowitz, Großfürſt 572.
Pfuhl, General v. 482.
Philippi, Polizeipräſident 468-470. 481. 494.
Philippine Charlotte, Herzogin von Braunſchweig, Schweſter Friedrich des Großen, 618. 619. 646. 647.
Pietſch, Hofrath und Leibarzt, 357.
Pirch, Page v. 381-384.
Pitra, Buchhändler, 574. 609.
Pinzner, Pater, 620.
Plötz, General v. 295. 296.
Pockrzwinisky, ſ. Bock.
Pöllnitz, Baron v. 49. 52-56.
Pompadour, Marquiſe v. 178. 300.
Poſer, Iſraelit, 90.
Potier, Balletmeiſter, 45. 46.
Prittwitz, General der Kavallerie, 460.
Puſkin, ruſſiſcher Agent, Maſſin 664.
Puttkammer, General v. 378.
— Landrath, v. 535.

Q.

Quadt, Graf v. 157.
Quanz, Kapellmeiſter, 4. 137. 138. 432.
Quaſt, Landrath v. 543.
— Kriegsrath v. 544.

R.

Rackniß, Hofmarſchall Freiherr v. 71.
— Oberſtin v. 64. 240-242. 560.
Ramin, Generallieutenant und Gouverneur von Berlin v. 440. 595.
Ramler, Profeſſor, K. W. 591. 674.
Ransleben, Kammergerichtsrath, 565. 567.
Rathenow, Hauptmännin v. 536. 537.
Reclam, Juwelier, 145.
Regeler, General v. 623-626.
Reichenbach, Präſident v. 34.
Reinbeck, Probſt 30. 33.
Reſmi Achmet Effendi, türkiſcher Geſandte, 393.
Rex, Gräfin v. 64.
Rode, Maler, Bernhard 3.
Röbel, Gutsbeſitzer v. 156.
Rödenbeck, Kaufmann C. H. S. VIII.
Rochow, Generallieutenant v. 371. 372.
Roer, Gutsbeſitzer, 159.
Rohan, Kardinal, 100.
Rohr, General v. 261.
Roland, Operntänzerin, 45-46.
Romani, Opernſänger, 94. 453.
Romanzow, Feldmarſchall, 573.
Rollin, Geſchichtsſchreiber, 22.
Roſenbruch, General v. 476.

Roſſieres, General v. 519.
Rothenburg, Generallieut. Graf v. 174.
— Kammerpräſident v. 292-294.
Rothkirch, Weihbiſchof v. 620.
— General v. 155.
Rouſſeau, J. J. 134. 135.
Rüchel, General v. 606.

S.

Saldern, General v. 353. 601.
Schach v. Wittenau, Kommandant zu Küſtrin, 293.
Schägel, Oberſter v. 70.
Scharp, Chirurgus 231.
Scheibler, Regierungsrath 567.
Schenk, Oberſter v. 576.
Schenkendorf, General v. 331.
Schill, polniſcher Oberſter v. 518.
Schlauch, Gardeſoldat 132.
Schlecker, Juſtiziarius 563. 567. 568.
Schmeling, Sängerin verehl. Mara, 462.
Schmidt, Küſter, 78.
— kathol. Prieſter, 367.
— Schäfer, 560.
— Invalide, 604.
Schneider, Organiſt, 319.
Schrötter, Oberlandesgerichts-Präſident, v. 487.
Schulenburg-Kehnert, General der Kavallerie, Staatsminiſter Graf v. 453-457. 518. 665. 669.
Schweinert, Ehefrau eines Schneiders, 41.
Schwerin, General-Feldmarſchall Graf v. 166-169.
— Oberſtallmeiſter Graf v. 532. 570.
Schwertz, Baron v. 45.
Seidlitz, Generallieut. v. 453. 480. 481. 601.
Senning, Oberſter 42.
Serra, Jean Baptiſte 493.
Sievers, ruſſiſcher General v. 658.
Soubiſe, Prinz von 306.
Spalding, Oberkonſiſtorialrath 594.
Stanislaus Auguſtus, König von Polen 401.
Sternemann, Hofchirurgus 10.
Stoſch, Hofrath u. Bibliothekar 574.
Striegel, Hofſtaatsſekretair 371.
Stubenſall, Lieut. v. 297.
Stuſche, Abt, Tobias 37.
Sulzer, Profeſſor 502. 504.
Suterius, Füſelier 597.
Sydow, Page v. 74.
— Oberſter v. 530.
Schwabeſius, Hofſtaatsſekret. 575.
Sprögel, Modenwaarenhändler 655.

T.

Taubenheim, geh. Rath v. 635.
Tauenzien, Generallieut. v. 612.
Teller, Oberkonſiſtorialrath 594.
Thibault, Profeſſor 436. 584.
Trenck, v. 618.
Troſchke, Oberſt v. 633.
Tottleben, ruſſiſcher General v. 657. 659. 660. 661. 664.

U.

Uchtländer, General v. 175.
Uckermann, Hauptmann von der Garde v. 558.

V.

Valori, franzöſiſcher Geſandte Marquis de 61.
Veaux, Profeſſor de la 481.
Voltaire, 22. 178-219. 300. 477. 654.

W.

Wacknitz, Oberſter Freih. v. 79. 238.
Walrave, General v. 474-476. 648.
Warkotſch, Baron v. 363-370. 518.
Warelet, 434.
Werder, Staatsminiſter, Freiherr v. 602-604. 634.
Weiß, 361.
Wiedeborn, Lieutenant 95.
Wiedner, Kaufmann 561.
Winterfeld, Generallieutenant v. 164. 606.
— Landrath v. 535.
Wobersnow, General v. 287.
Wolf, Freiherr, Chriſtian v. 30.
Württemberg, Herzog v. 389.

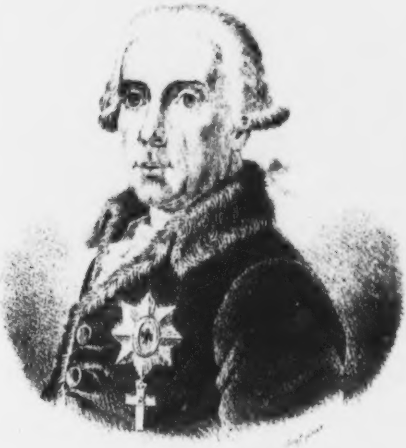
Z.

Zadow, Major v. 494.
Zedlitz, Miniſter, Freiherr v. 124. 470. 473. 484. 503. 533. 561. 565.
Zeiſing, geheimer Kämmerier 112.
Zierothin, Graf v. 462.
Zieten, General der Kavallerie v. 264. 371. 381. 387. 544. 628-633.
Ziſenis, Maler X.
Zimmdorf ſ. Ellenberger
Zimmermann, Leibarzt, Ritter v. 645. 646.

Druckfehler.

Seite 1 Zeile 2 v. u. ſtatt Die lies die
— 3 — 6 v. u. ſt. Huber l. Hubert
— 5 — 15 v. o. ſt. der l. die
— 7 — 1 v. o. ſt. Fouquet l. Fouqué
— 94 — 8 v. o. ſt. einer unziemlichen l. eine unziemliche
— 37 — 5 v. o. ſt. einer l. eine
— 42 — 14 v. o. ſt. ihn l. ihm
— 42 — 15 v. o. ſt. freundſchaitliche l. freundſchaftliche
— 42 — 15 v. u. ſt. ihn l. ihm
— 76 — 9 v. o. ſt. maitoniren l. maintoniren
— 109 — 5 v. o. ſt. anſehnliche l. anſehnlichen
— 168 — 6 v. o. ſt. den l. dem
— 153 — 11 v. u. ſt. muß das Wort nicht wegfallen.
— 153 für d'Argent l. Daraet
— 220 Zeile 8 v. o. ſt. Niemand l. jemand
— 220 — 2 v. u. ſt. ſtark war l. beſtand
— 226 — 10 v. o. ſt. Seinen l. Seinem
— 240 — 11 v. u. ſt. Keinen l. jemand
— 240 — 13 v. o. ſt. Raitky l. Racknitz
— 242 — 6 v. o. ſt. des l. das
— 244 — 14 v. u. ſt. Winten l. Winter
— 248 — 12 v. u. ſt. den 1. April l. den 11.
— 250 — 1 v. o. ſt. Kenntniſſen l. Kenntniſſe
— 254 — 10 v. o. ſt. einigen Feldjägern l. einiger Feldjäger
— 289 — 6 v. o. ſt. Brief l. Briefe
— 349 — 3 v. o. ſt. Leizig l. Leipzig
378 — 19 v. u. ſt. erkaren l. erklaren.
— 444 — 1 v. o. ſt. ihr l. Ihr
— 484 — 8 v. u. ſt. Ohnen l. Ohne
— 494 — 5 v. u. ſt. einkerken l. einkerkern
— 495 — 0 v. u. ſt. Glaubigen l. Glaubiger
— 560 — 16 v. o. ſt. Rackewitz l. Racknitz.

Gedruckt in der Nauckſchen Buch



FRIEDRICH HEINRICH LUDWIG

Prinz von Preußen

geb. 18ten Jan. 1726 gestorb. 3ten Aug. 1802

Scenen
aus dem Leben
Friedrich's des Groſsen
und ſeines Bruders
des Prinzen
Heinrich von Preuſsen.

Von

K. Müchler.

Mit einem Bildniß.

Berlin, 1830.
Bei Rudolph Zeſch.

Nf. 1167 m

HALLE (SAALE)

Seiner Königlichen Hoheit
dem
Prinzen
Wilhelm von Preussen,
Bruder
Seiner Majeſtät des Königs,

in
ehrfurchtsvoller Submiſſion
gewidmet
von
Karl Müchler.

Inhalt.

Seite
Die Eheſtiftung 1
Das Pasquill 42
Die Ausſteuer 66
Die Ringe 91
Anwerbung und Hochzeit an einem Tage 102
Prinz Heinrich von Preußen als Werber 121
Der verhinderte Selbſtmord 131
Gärtner's Hannchen 138
Prinz Heinrich als Taufzeuge 152
Die **Restitutio in integrum** ohne juriſtiſche Weitläuftigkeiten 160
Das Examen eines Geiſtlichen 173
Friedrich der Große und die böhmiſche Gemeinde zu Münſterberg und Berlin 193

M
d
K
D
u
d
K
d
w
n
S
S
de
ſe
W
ab
ſo
di

Die Eheſtiftung.

Der Unteroffizier Müller vom Regiment Gensd'armes in Berlin, lag bei dem Schlächtermeiſter Köhnemann in der damaligen Letzten- jetzt Dorotheenſtraße, im Quartier. Als Hauseigenthümer hatte der Letztere früher vier Gemeine dieſes Reiterregiments als Einquartierte gehabt; Köhnemann beſaß Vermögen; dieſe Gensd'armes erlaubten ſich daher mancher reglementswidriger Forderungen, er genügte ſolchen oft, um nicht durch deren Verweigerung mit ihnen in Streit zu gerathen und klagbar werden zu müſſen. Erhielt ein klagender Bürger bei dem Kommandeur oder Chef des Regiments Recht, ſo hatte er ſelten dadurch etwas gewonnen; die angebrachte Beſchwerde wurde zwar für die Folge abgeholfen, aber der Kläger war nun beſtändig den Chikanen ſolcher Einquartierten ausgeſetzt und er kam dadurch, ſprichwörtlich geſagt: aus dem Regen in die Traufe. Köhnemann, dies aus früheren Erfahrungen wiſſend, zeigte ſich nachgiebig; dadurch ſtieg aber die Anmaßung ſeiner Einquartierten, und er konnte ſicher darauf rechnen, daß ſie, an den Löhnungstagen, ſich betranken und dann Exceſſe verübten.

Er war der Vater einer hübſchen, frommen, ſittſamen, und ihrem Stande und künftigen Beſtimmung angemeſſen erzogenen Tochter. Achtzehn Jahr alt, ſtand ſie dem Hausweſen mit Pünktlichkeit und Ordnung vor, da die Mutter, ſchon ſeit zwei Jahre, durch die Gicht an allen Gliedern gelähmt, ſich nicht aus einem gepolſterten Lehnſtuhl ohne die Hülfe eines Dritten drei Schritte weit bewegen konnte, und nur noch wie eine Pflanze im Treibhauſe vegetirte.

Der Vater war einſt, Behufs des Einkaufs von Schlachtvieh, nach Spandau an einem Markttage geritten. Die Einquartierten hatten in deſſen Abweſenheit an Charlotten — ſo hieß die Tochter — ſolche Forderungen gemacht, die ſie zu genügen ſich weigern zu müſſen glaubte. Dadurch hatte ſie Oel in's Feuer gegoſſen, die Einquartierten benahmen ſich ſo inſolent und roh, daß der Vater, bei ſeiner Rückkehr, das arme Mädchen ganz außer ſich und von einem Fieber geſchüttelt fand.

Sie klagte unter bitteren Thränen, welche

Mißhandlungen ſie habe erleiden müſſen. Köhnemann war außer ſich; er ſandte zuerſt zu einem Arzt; der verordnete, nachdem er Charlotten's Zuſtand unterſucht und die Veranlaſſung ihrer Krankheit erfahren hatte, ein Vomitiv, rieth aber den Vater unter dieſen Umſtänden gegen die Einquartierten klagbar zu werden, und nicht blos auf deren Beſtrafung, ſondern auch auf deren Umquartierung anzutragen, weil vorauszuſehen wäre, daß ſich ſolche Scenen erneuern könnten, worüber er ihm auch ein Atteſt ausſtellte.

Den Tag darauf ging Köhnemann des Morgens früh zu dem Kommandeur des Regiments, und brachte bei Ueberreichung des ärztlichen Atteſtes, ſeine Klage wider die vier Einquartierten an.

Ziemlich barſch wurde er mehrmals bei der Erzählung des vorgefallenen Exzeſſes unterbrochen. Es hieß: „So arg wird es doch wohl nicht geweſen ſeyn, oder: „Seine Tochter iſt doch nicht eine Prinzeſſin, und man hat ihr doch keine Perle aus der Krone geſtoßen.“

Im Gefühl ſeiner gerechten Sache ließ ſich der Schlächter aber dadurch nicht einſchüchtern.

Laſſen Sie die Sache gehörig unterſuchen, Herr Oberſter! ſo wird es ſich erweiſen, daß alles die reine Wahrheit iſt. Können oder wollen Sie mir nicht Recht verſchaffen, ſo muß ich's anderwärts ſuchen. Des Königs Wille iſt es nicht, daß ruhige Bürger in ihren eignen vier Pfählen von der Einquartierung gemißhandelt werden ſollen.

„Er unterſteht ſich wohl gar zu drohen!" donnerte der Oberſt, aber der Gedanke an den König, deſſen der Kläger erwähnt hatte, änderte plötzlich ſeinen Ton.

Er rief: „Ordonnanz!"

Der im Vorzimmer als Ordonnanz befindliche Gensd'armes trat ein.

„Bring' er dieſen Mann zum Auditeur, und ſag' er dem Letztern: ich ſchickt' ihn, er möcht' ihn gleich vernehmen und mir dann darüber Rapport abſtatten."

Köhnemann kam zu dem Auditeur, dieſer nahm ein ausführliches Protokoll über die vorgefallenen Exceſſe der Einquartierten in des Klägers Hauſe auf, und nachdem er es dem Letztern vorgeleſen und ſolcher es unterſchrieben hatte, kehrte er in ſeine Wohnung zurück. Sein Antrag ging weniger auf Beſtrafung der Gensd'armes, als auf deren Umquartierung. „Mit Beſtrafung iſt mir nicht gedient, aber wohl künftig Ruhe in meinem Hauſe zu haben. Meine Tochter, mein einziges Kind, iſt mir viel zu lieb, als daß ich, wenn mein Antrag nicht erfüllt werden ſollte, nicht das Aeußerſte wagen, und den König ſelbſt deshalb antreten ſollte. Der alte Fritz weiſt den Geringſten nicht zurück, ich bin nicht der erſte, dem er das ihm überall verweigerte Recht verſchafft hat; ich werd' auch nicht der Letzte ſeyn," äußerte er; dieſe Ueberzeugung ſchien ſein ganzes Weſen zu beſeelen, und ſeine Augen wurden feuriger.

Die Beklagten wurden nun auch von dem Auditeur vernommen; da ſie mehreres läugneten, ſo fand eine neue Vernehmung Köhnemann's in deren Gegenwart ſtatt. Er erklärte zwar, daß er als Augen, und Ohrenzeuge die angeführten Thatſachen nicht behaupten könne, aber erbötig ſey, glaubhafte Zeugen, nämlich eine Dienſtmagd, zwei Schlächtergeſellen, und ein Paar ſeiner Miether aufzuſtellen, die ihre Ausſagen eidlich erhärten könnten.

„Wollt Ihr's darauf ankommen laſſen?" fragte der Auditeur: „ſo werd' ich ſie vorladen laſſen und vernehmen. Ich geb' Euch aber zu bedenken, daß Ihr durch dies halsſtarrige Läugnen — wenn durch die eidliche Ausſage der Zeugen das erwieſen iſt, was Euch zur Laſt gelegt wird, Ihr Eure Strafe um ein Großes erſchwert."

Zwei, die ſich dabei am wenigſten hatten zu Schulden kommen laſſen, wovon ſogar der Eine die am meiſten Gravirten durch Zureden von Ausbräuchen der Rohheit zurückhalten wollen, erklärten nun, daß die wider ſie angebrachte Klage auf Wahrheit beruhe.

Der Auditeur entließ **Köhnemann** mit den Worten:

„Jetzt bedarf es weiter keiner Zeugenvernehmung.“

Alle vier wurden mit Fuchteln beſtraft, die beiden Gensd'armes bekamen überdies noch Arreſt; dann kehrten ſie aus ſolchem in ihr altes Quartier zurück, um ihre Habſeligkeiten abzuholen und ſolche in das neue ihnen angewieſene Quartier zu bringen. Viele Schreibereien machte man damals nicht, der Auditeur ließ den Schlächtermeiſter wieder zu ſich beſcheiden, und ſagte zu ihm:

„Ihre vier Einquartierte haben für den bei Ihnen verübten Exceß Regimentsſtrafe erhalten. Die Beiden, die ſich dabei am meiſten vergangen, ſind umquartiert worden, Lindemann und Werner werden ſie aber behalten, ihnen fällt dabei weniger zur Laſt.“

Der Auditeur hatte bei ſeinem Vortrage gegen den Kommandeur geäußert, wie bei den obwaltenden Umſtänden dem Antrag des Klägers wohl zu deferiren ſey.

„Man muß dem Kerl den Willen ,nicht thun! die beiden Burſche, die es zu toll gemacht, ſollen aus ſeinem Hauſe genommen werden, die andern Beiden muß er aber behalten."

Köhnemann zuckte die Achſeln, als ihm dies bekannt gemacht wurde. Ehe er aber dieſe Pantomime durch Worte erläutern konnte, ſprach der Auditeur zu ihm:

„Seyn Sie ohne Sorgen, Meiſter! Für die beiden Störenfriede bekommen Sie einen Unteroffizier in's Quartier; das iſt ein ſtiller, beſcheidener Menſch, und der wird ſchon die beiden Burſchen in Reſpekt halten. Sie haben überdies ihren Denkzettel bekommen."

Dies war der Unteroffizier Müller. Der Auditeur hatte nicht zu viel von ihm geſagt. Er benahm ſich gleich bei'm Eintritt in das Köhnemann'ſche Haus beſcheiden, zeigte keine Spur von Anmaßung, und benutzte ſeine Autorität über die beiden Gensd'armes dazu, daß ſie es nie mehr wagten, wie früher, Forderungen zu machen, wozu ſie nicht berechtigt waren.

Köhnemann merkte, daß er Einquartierung hatte, faſt nur dadurch, daß ihn Müller oft beſuchte, und ſich ihm des Abends in die Tabagie, wo er zu ſeiner Erholung ging, zum Begleiter anbot. Dadurch befreundeten ſich Beide immer mehr, und Köhnemann, ein echter Preuße, der ſeinen König enthuſiaſtiſch verehrte, fand um ſo mehr Geſchmack an Müller's Umgang, weil dieſer eine Menge kleiner Anekdoten und Charakterzüge von dem großen Friedrich zu erzählen wußte, und Köhnemann that ſich nicht wenig darauf zu Gute, daß er, 1760, damals noch Schlächtergeſelle, die Königin, weil Berlin von einer feindlichen Invaſion bedroht worden, nach Magdeburg eskortirt hatte.

„Lieber Herr Müller!“ ſetzte er dann hinzu, und es ſchien, als wenn er einige Zolle größer wurde, ſo ſtolz richtete er ſich empor, und ſein Auge funkelte heller: „Sie können's mir glauben. Wenn wir unterweges angefallen worden wären, wir hätten uns lieber All' in tauſend Granatſtücken zerhauen laſſen, ehe wir uns ergeben hätten.“

Müller benutzte jede Gelegenheit, ſeinen Wirth zu beſuchen. Ihm war es nicht ſo ſehr um Köhnemann's Unterhaltung zu thun, als um deſſen Tochter Charlotte zu ſehen und zu ſprechen. Sie hatte ihn gleich bei den erſten Anblick gefallen, je näher er ſie kennen lernte, um deſto mehr gewann er ſie lieb und dieſe Zuneigung verwandelte ſich bald in Liebe. Müller war ein hübſcher kräftiger Mann, wenn er auf ſeinem ſchwarzen Roſſe in der glänzenden Uniform ſaß, ſchien er mit dieſem aus einem Stücke zu ſeyn, und kam er ſo vom Exerzieren, mit den großen Stulpſtiefeln, und klirrenden Sporen, das breite Schwert, das klappend das Steinpflaſter berührte, in ſein Quartier zurück, ſo erſchien er Charlotten der perſonifizirte Heldenmuth; es war daher natürlich, daß ſie ſich durch ſeine Bewerbung um ihre Gunſt geſchmeichelt fühlte. Sie hörte anfänglich wohlgefällig ſeine martialiſchen Galanterien an, und nach Verlauf von einem halben Jahre entſtand daraus ein förmliches Liebesverſtändniß, das man aber von beiden Seiten vor Köhnemann zu verheimlichen ſuchte.

Charlotten's Vater war ſcharfſichtig genug, hinter dies Geheimniß zu kommen, denn bekanntlich läßt ſich Huſten und Liebe, trotz aller Anſtrengungen, nicht verbergen. So wenig er gegen Müller, als Menſch, etwas auszuſtellen hatte, ſo hatte er doch gegen eine ſolche Zuneigung ſeiner Tochter für einen Soldaten deſto mehr Bedenken. Er traute zwar weder ſeine Tochter noch Müller eine unſittliche Verirrung zu, aber, nach ſeiner Anſicht, hieß es, ihr Glück verſcherzen, wenn ſie die Gattin eines Soldaten würde. Bei ihrem künftig zu hoffenden Vermögen, bei ihrem hübſchen Aeußern und anderen guten Eigenſchaften konnte ihr eine weit vortheilhaftere Parthie nicht entgehen.

Einſt überraſchte Köhnemann ſeine Tochter mit dem Unteroffizier in einem vertraulichen Geſpräch. Beide verriethen einige Verlegenheit. Köhnemann benahm ſich gegen Müller wie gewöhnlich; freundlich, wie gegen einen alten Hausfreund.

Charlotte war daher beruhigt; Müller hätte es lieber geſehen, wenn ſich ſein Hauswirth darüber, ſelbſt mißbilligend, geäußert hätte; er meinte es redlich, er wünſchte mit ſeiner Geliebten durch das Band der Ehe für immer verbunden zu werden, und eine Aeußerung ihres Vaters hätte ihm eine ſchickliche Veranlaſſung gegeben, ſich gegen dieſen zu erklären, denn Trotz ſeines martialiſchen Aeußern, war er — wie faſt jeder Verliebte in ähnlichen Fällen — furchtſam und ſchüchtern, wie ein zaghaftes Kind.

Aber am nämlichen Tage, nach dem Abendeſſen, wo ſich Köhnemann mit ſeiner Tochter allein befand, ſprach er mit ungewöhnlichem Ernſt:

„Lotte! Was haſt Du mit dem Unteroffizier zu tuſcheln? — Das gefällt mir nicht. Wozu kann das führen, und Du kommſt dadurch in das Gerede der böſen Mäuler.“

Dieſe Worte, ſo unerwartet und ernſt geſprochen, erſchütterten Charlotten gewaltig. Sie war ſo beſtürzt, daß ſie keine Sylbe darauf antworten konnte, und feuerroth wurde.

„Du ſchweigſt, wirſt blutroth? Lotte, Lotte! Das verräth ein böſes Gewiſſen."

Sich keiner Schuld bewußt, erwiederte ſie, ſich dadurch tief gekränkt fühlend:

„Sie thun mir ſehr Unrecht, Vater! wenn Sie das von mir denken."

Der Ton, mit dem ſie dieſe Worte ſprach, der freie Blick, mit dem ſie ihn in's Auge ſah, überzeugten ihn von der Unſchuld der Tochter. Beſänftigend ſprach er:

„Es iſt ſchon gut, Lottchen! Ich glaube Deinen Worten, aber man muß auch den böſen Schein vermeiden."

Dadurch ermuthigt, geſtand ſie dem Vater offenherzig, wie Müller ſich allerdings um ihre Gunſt beworben, und von einer Heirath mit ihr geſprochen; wie ſie ihm auch recht gut ſey, und ihm geſagt: er möchte ſich deshalb an ihn, den Vater, wenden, wenn dieſer ſeine Einwilligung gäbe, ſo hätte ſie nichts dawider.

„So ganz klar iſt es alſo doch nicht mit Euch Beiden?" meinte Köhnemann: „ich habe nichts wider Müller, aber aus Eurer Heirath kann doch nichts werden."

Und warum nicht? fragte Charlotte treuherzig und unbefangen.

„Warum nicht? — Das will ich Dir mit wenigen Worten ſagen. Einen Soldaten zu heirathen, iſt immer eine mißliche Sache. Für's erſte giebt's ſehr knappe Biſſen, und für's zweite, wenn Generalmarſch geſchlagen wird, muß ein Soldat Frau und Kinder verlaſſen und in den Krieg ziehen. Wenn er nicht erſchoſſen oder niedergehauen wird, ſo kann er noch von Glück ſagen, wenn man ihn ſiech oder als Krüppel heimgekehrt, mit einem monatlichen Gnadenthaler, wenn's hoch kommt, mit einem Paar oder einen Civildienſt abſpeiſt, wobei er kaum das liebe trockne Brod hat. Die Gedanken ſchlage Dir aus dem Kopf. Sey nicht bange, eine alte Jungfer wirſt Du nicht werden. Es wird ſich ſchon ein anderer Mann für Dich finden, der mehr einzubrocken hat, als Dein Müller. Dies ein- für allemal. Darnach richte Dich!"

Charlotte kannte ihren Vater viel zu gut, um irgend eine Vorſtellung gegen ſeinen Entſchluß zu machen, obſchon er alle die ſchönen Luftſchlöſſer plötzlich zerſtörte, die ſie in ihrer Phantaſie erbaut hatte. Sie gab indeß nicht Alles verloren; der Vater hatte erklärt, er habe gegen Müller, als Menſch, nichts einzuwenden, ſie traute dieſem es zu, daß er die übrigen Schwierigkeiten ſchon beſiegen und den Vater günſtiger ſtimmen würde.

Mit Müller ſprach Köhnemann darüber kein Wort; nur hatte er von dieſer Zeit an ein wachſameres Auge auf ſeine Tochter und dieſen, ſo daß ſich mehrere Tage über keine Gelegenheit fand, bevor ſich Beide unter vier Augen ſprechen konnten. Alle Argusaugen ſind aber nicht im Stande, zwei Liebende, wenn ſie einverſtanden ſind, ſo zu hüten, daß ſie nicht einen unbewachten Moment benutzen ſollten, ihre Sehnſucht zu befriedigen. Da **Müller** bei dem Schlächtermeiſter in Quartier lag, ſo ergriff **Charlotte** die erſte günſtige Gelegenheit, ihren Geliebten von der Unterredung ihres Vaters und ſeiner Erklärung in Kenntniß zu ſetzen, mit der Frage: „Hat er nicht auch mit Ihnen davon geſprochen?“

Nicht **ein** Wort, erwiederte **Müller**: ich ſchließe daraus, daß es ihm nicht rechter Ernſt geweſen ſeyn muß. Sein Sie daher nur ruhig, liebes Lottchen; was ich ſchon längſt habe thun wollen, ſoll nun nicht länger aufgeſchoben werden.

„O, thun Sie das, lieber Müller, und je eher deſto beſſer!“ bat **Charlotte**.

Müller that dies auch ſchon am folgenden Tage.

Köhnemann ſtellte ſich höchſt verwundert, und als ob er nicht einmal eine Ahnung von **Müller's** Abſichten gehabt habe.

„Weiß denn ſchon meine Tochter etwas davon?“ fragte er ſcheinbar unbefangen.

Müller gerieth in ſichtbarer Verlegenheit; inſtinktmäßig fühlte er, daß er die Frage nicht verneinen müſſe, um nicht ein nachtheiliges Licht auf ſich zu werfen. Er geſtand alſo, daß er ſchon von dem erſten Augenblicke an, wo er Charlotten kennen lernen, eine Zuneigung zu ihr gefühlt, daß ſie, bei näherer Bekanntſchaft immer ſtärker geworden, und er ſie über Alles liebe.

„Das hätte mir aber zu nichts geholfen,“ ſetzte er hinzu: „wenn ich ihr zuwider geweſen wäre. Ich läugne daher nicht, daß ich ihr entdeckt habe, wie mir zu Muthe iſt, und ſie hat es nicht übel genommen, vielmehr geſagt, daß ſie mir recht gut wäre, und mir gern ihre Hand geben würde, wenn ich ehrliche Abſichten hätte. Die hab' ich, lieber Meiſter! und daher komm' ich, um Ihnen mein Herz auszuſchütten, und um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Wie glücklich würd' ich ſeyn, wenn ich einen ſo freundlichen Wirth Schwiegervater nennen dürfte.“

Lieber Herr Müller, verſetzte Köhnemann nach einer Pauſe: dazu gehört Bedenkzeit.

„Sie kennen mich ja und meine Verhältniſſe! Wozu die? — Sagen Sie Ja, oder Nein! und reißen Sie mich aus einer peinlichen Ungewißheit. Haben Sie wider mich etwas einzuwenden, bin ich Ihnen zu geringe und nicht reich genug? — Freilich hab' ich nichts, als mein Traktament, aber die Ausſicht zum Wachtmeiſter zu avanciren und dann ſpäter, wenn ich nicht mehr zum Soldatendienſt tauge, eine Invalidenverſorgung bei der Acciſe oder ſonſt wo zu erhalten, und eine ganz ſchlechte Stelle bietet man keinen treugedienten Soldaten an. Bin ich nur erſt zu einer ſolchen Verſorgung notirt, ſo laß' ich mir das nicht gefallen. Geſchieht's, ſo wend' ich mich gradezu an den König. Der hat ſchon manchen braven Kriegsknecht, trotz aller Kabalen, einen recht guten Poſten ertheilen laſſen. — Ja, oder Nein! lieber Meiſter. Sagen Sie Ja, ſo machen Sie mich ſehr glücklich; ſagen Sie Nein! ſo wird es mir zwar ein harter Stich durch's Herz ſeyn aber ein braver Soldat muß ſich in Alles zu finden wiſſen, ſelbſt in das Schlimmſte. Dan werden Sie es mir aber nicht übel nehmen, wem ich darum bitte, anderwärts in's Quartier ge- zu werden."

Das war eine ſehr ſchwierige Alternative f Köhnemann. Früher hatte er die Laſt d Einquartierung in ihrem ganzen Umfange empfunden, ſeit Müller bei ihm wohnte, befand er ſich, wie er oft geäußert: gegen ſonſt, wie im Himmel. Er hatte ſich überdies an ihn ſo gewöhnt, daß ihm etwas zu fehlen ſchien, wenn er ihn einmal des Dienſtes wegen, eine Tag nicht geſehen und geſprochen, und wenn er ih nicht des Abends, nach beendigtem Tagewerk, in die Tabagie begleiten konnte. Beſtimmt Ja oder Nein zu ſagen, trug er Bedenken; durch ein beſtimmtes Ja wollte er ſich nicht verpflichten und die Hände binden, durch ein beſtimmtes Nein einen Mann nicht aus ſeinem Hauſe vertreiben, der ihm in Hinſicht der Einquartierung eben ſo nützlich war, wie ein Blitzableiter gegen Gewitter.

Beſtimmt kann ich Ihnen nichts verſprechen, äußerte er: Sie müſſen denken, kommt Zeit, kommt Rath. Wenn Sie nicht Soldat wären und ein nur erträgliches Einkommen hätten, ſo würd' ich auf der Stelle Ja ſagen. Eine Heirath mit meiner Tochter iſt aber noch in weitem Felde. Dazu bedürfen Sie, wie Sie recht gut wiſſen, erſt den Conſens vom Chef des Regiments. Haben Sie ſchon daran gedacht?

„Nein! aber den verweigert man mir gewiß nicht,“ entgegnete Müller.

Das iſt denn doch eine Hauptſache. Wenn Sie den haben, läßt ſich darüber erſt weiter ſprechen.

„Wie ſoll ich's aber anfangen, mir einen Heiraths-Conſens zu verſchaffen, wenn ich Ihr Jawort nicht habe?“ fragte Müller.

Lieber Freund! das iſt nicht meine, ſondern Ihre Sache. Genug, ehe Sie den Conſens nicht haben, läßt ſich darüber nichts beſtimmen.

Müller mußte ſich beruhigen; alle ſeine Ueberredungskunſt ſcheiterte an den feſten Willen des Schlächtermeiſters.

Er theilte Charlotten das ihm ſehr wenig genügende Reſultat über ſeine Bewerbung mit; ſie tröſtet ihn, daß der Vater ihm doch nicht eine ganz abſchlägige Antwort gegeben habe, verſprach ihm, alles aufzubieten und jede Gelegenheit zu benutzen, dieſen günſtiger für ihn zu ſtimmen, und ſchloß mit den Worten: „Sorgen Sie nur für einen Heiraths-Conſens, dadurch gewinnen Sie ſchon einen großen Stein im Brette.“

Es war allgemein bekannt, daß es einem Soldaten ſehr ſchwer hielt, eine ſolche Erlaubniß zu erhalten, und der Chef des Regiments Gensd'armes, der General der Kavallerie von Prittwitz, gehörte zu denen, welche in ſolchen Fällen die meiſten Schwierigkeiten machte. Dies wußte Köhnemann, und deshalb hatte er dieſen Ausweg eingeſchlagen, um nicht das kathegoriſche Nein auszuſprechen und doch Müller noch länger als Einquartierung zu behalten. Dieſer ſtand in gutem Kredit bei ſeinem Esquadronschef, dem Major von Arnim, denn er war die Pünktlichkeit ſelbſt im Dienſte, ein gewandter Reiter, erſchien bei der Parade, bei'm Excerzieren und den verſchiedenen Manövern immer ſehr rein, nett und vorſchriftsmäßig angezogen; dabei war ſeine Aufführung ſittlich und muſterhaft; nie war eine Beſchwerde über Brutalität oder eine andere Ungehörigkeit wider ihn angebracht worden; er hatte daher auch nie nur einen Verweis, vielweniger eine Disciplinſtrafe erhalten. Müller baute darauf ſeine Hoffnung, daß er durch ihn einen Heiraths-Conſens erwirken würde. Er hütete ſich indeß wohl, gleich mit ſeinem Geſuche hervorzutreten, er wollte erſt die Herbſtmanöver und einen günſtigen Augenblick abwarten, wo ſein Esquadronschef bei recht guter Laune und mit ihm beſonders zufrieden wäre. Dieſe Gelegenheit bot ſich ihm endlich dar, und er brachte ſein Anliegen mit ungewöhnlicher Schüchternheit und nur im Allgemeinen vor.

Dies fiel dem Major auf.

„Uebereil' er ſich nicht, Müller!“ ſprach er: „Das iſt immer ein gewagter Schritt. Uebereil' er ſich nicht! Wie heißt denn das Mädchen oder die Wittwe, die er zu heirathen denkt? Iſt ſie unbeſcholten und hat ſie auch ſo viel Vermögen, daß hernach nicht die Elle länger wird als der Kram.“

Herr Oberſtwachtmeiſter! erwiederte Müller: es iſt keine Wittwe, ſondern ein hübſches junges, ſittſames Mädchen, die einzige Tochter eines wohlhabenden hier angeſeſſenen Bürgers. Mit wenigen Worten: es iſt die Tochter meines jetzigen Wirths.

„So? Ja, das iſt was anders,“ meinte der Major: „aber wie iſt denn das gekommen? Eine reiche Bürgerstochter pflegt doch höchſt ſelten Einen vom Militair zu heirathen. Das Ding hat gewiß ſeinen Haken?“

Was Sie dabei denken, Herr Oberſtwachtmeiſter, gewiß nicht; aber einen Haken hat es allerdings.

Er erzählte nun dem Major offenherzig ſein Verhältniß zu Charlotten, zu ihrem Vater und die Bedingung, die der Letztere ihm gemacht, um ſich über ſeine Bewerbung um die Hand ſeiner Tochter beſtimmt zu erklären.

„Ich traue dem Schlächtermeiſter Köhnemann nicht. Dahinter ſteckt was, Müller. Indeß will ich doch mit dem General ſeinetwegen ſprechen.“

Müller, ſehr erfreut über dieſe Zuſicherung, erſchöpfte ſich in Dankſagungen.

„Dieſe ſpar' Er, Müller! bis Er den Conſens in der Taſche hat,“ äußerte der Major: „die Sache iſt noch in weitem Felde.“

Der Major hielt ſein Wort; aber der General ſchlug ſein Anliegen kurz ab.

„Ein verheiratheter Soldat," ſetzte er hinzu: „iſt nur ein halber Soldat. Er iſt mit ſeinen Gedanken immer nur halb im Dienſte und halb bei ſeiner Frau und ſeinen Kindern. Geht's nun gar zu Felde, ſo entmuthigt ihn die Angſt und Sorge um ſeine Familie; dahingegen hat der Unverheirathete weit mehr Courage und leichtern Sinn. Er ſingt: Andere Städtchen, andere Mädchen, und geht blind darauf zu, um nur bald wieder an einen andern Ort zu kommen. Das ſind mir die liebſten Soldaten, die nur die Fahne oder die Standarte zu ihrem Liebchen haben."

Der Major ſchwieg und da er Müller von ſeinem mißlungenen Antrage unterrichtete, ward dieſer darüber ſo erſchüttert, daß der Major recht aufrichtiges Mitleid mit ihm fühlte. Um ihn zu beruhigen, ſprach er zu ihm:

„Ein braver Soldat muß nie den Muth verlieren! Faſſ' Er ſich, Müller. Ich werde gelegentlich noch einmal mit dem General ſprechen, vielleicht läßt er ſich umſtimmen."

Müller verſchloß ſeinen Gram in ſeinem Herzen, und verhehlte ihn ſelbſt Charlotten; er fühlte, wie viel er leide, und ihr gleiche Geſinnungen zutrauend, wollte er ihr dieſen Kummer erſparen.

Nach einigen Wochen war der Major zu einem Diné bei dem General geladen. Man hatte wacker getrunken und war ſehr froh geſtimmt. Der Major benutzte dieſe heitere Stimmung, den General nochmals um den Heiraths-Conſens für den Unteroffizier Müller zu bitten.

„Wie kommen Sie dazu, dieſe Sache wieder zur Sprache zu bringen?" fragte der General: „ich hab' Ihnen ja ſchon geſagt, daß daraus nichts werden kann."

Ew. Excellenz, erwiederte der Major: aus ſehr triſtigen Gründen. Sie äußerten damals: ein verheiratheter Soldat ſey nur ein halber, aber an Müller, der ſonſt ein Muſter bei meiner ganzen Schwadron war, hab' ich leider gefunden, daß ein unglücklich Verliebter nur ein Viertel-Soldat iſt. Er ſieht ſich nicht mehr gleich. Es wäre Schade, wenn er darüber zu Grunde gehen ſollte. Er kann eine ſehr vortheilhafte Parthie machen, das iſt höchſt ſelten der Fall, und Ew. Excellenz könnte wohl die Gnade für ihn haben, bei ihm eine Ausnahme zu machen. Eine Schwalbe macht ja keinen Sommer.

„Sie intereſſiren ſich ja gewaltig für den Müller? Major! — Sie hoffen gewiß auf einen guten Kuppelpelz? — Hab' ich's getroffen?"

Der Major, dieſe frohe Laune eines Jeſuiterräuſchchens benutzend, ſtimmte in dieſen Ton mit ein:

Ew. Excellenz haben's errathen. Sie könnten mir wohl dieſen Nebenverdienſt gönnen.

„Ja, wenn das der Fall iſt, muß ich ſchon eine Ausnahme von der Regel machen, aber unter der Bedingung: halb Part!“

Herzlich gern!

„Schlagen Sie ein, Major!“

Man gab ſich die Hand, wie bei einer Wette, und Müller erhielt den ſo ſehnlichſt gewünſchten Erlaubnißſchein zur Heirath. Er empfing ihn aus den Händen des Majors mit den Worten:

„Da, Müller, iſt Sein Heiraths-Conſens. Ich will wünſchen, daß er Ihm eben ſo vielen Vortheil bringen mag, als er mir Mühe verurſacht hat.“

Ueberglücklich kehrte Müller mit ſolchem in ſein Quartier zurück. Er hatte nichts eiligeres zu thun, als zu Köhnemann zu gehen, und unter Vorzeigung ſeines Erlaubnißſcheines, ſeine Bitte um die Zuſtimmung zur Heirath mit Charlotten zu erneuen.

Köhnemann ward dadurch nicht wenig überraſcht; er hatte ſicher auf eine Weigerung von Seiten des Regimentschefs gerechnet, und glaubte daher, daß ihn Müller für immer mit einem ſolchen Antrag verſchonen würde. Er hatte nicht die mindeſte Abneigung gegen den Brautbewerber, was deſſen Perſon betraf, vielmehr hegte er von ihm die beſte Meinung, aber deſto mehr gegen eine Heirath ſeiner Tochter mit einem Wehrmann.

„Das iſt Alles recht gut,“ ſprach er: „aber es iſt noch ein anderes Hinderniß, Herr Müller, weshalb ich mich nicht entſchließen kann, Ihnen meine Tochter zur Frau zu geben.“

Und das wäre? fragte Müller beſtürzt.

„Aus Schonung für Sie hab' ich es nicht erwähnen wollen, denn — ich muß Ihnen nur ehrlich geſtehen — ich rechnete darauf, daß Sie keinen Conſens erhalten würden. Ihr Bruder ſteht als Gemeiner bei den Genſd'armes; er iſt nie zu Ihnen gekommen, ohne betrunken zu ſeyn. Es iſt mir nicht entgangen, wie Sie Ihre liebe Noth mit ihm gehabt, und ich hab' oft Ihre Geduld mit ſeiner Brutalität bewundert. Daß ich mich näher nach ihm erkundigt, können Sie mir nicht verdenken, da hab' ich denn ſo mancherlei erfahren, das Sie gewiß noch beſſer wiſſen werden, als ich. An Regimentsſtrafen hat es nicht gefehlt, aber gebeſſert haben ſie ihn nicht. Dies iſt ein ſo großer Stein des Anſtoßes für mich, daß ich mich nun und nimmermehr dazu entſchließen werde, Sie zu meinem Schwiegerſohne anzunehmen. Ihr Bruder würde dadurch mit mir und meiner Tochter in nähere Verhältniſſe kommen und dies mir und ihr tauſend Aergerniſſe und ſolche Auftritte zuziehen, die uns zu einem Stadtgeſpräch machen müßten."

Warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? fragte Müller im Tone des Unwillens, und er würde dieſen noch mehr Luft gemacht haben, wenn Köhnemann nicht der Vater der ihm ſo theuren Charlotte geweſen wäre.

„Wie ich ſchon geſagt, blos aus Schonung."

Ich habe den Henker von Ihrer Schonung! Hätten Sie mir Ihre Tochter gleich rund heraus verweigert, ſo hätt' ich doch gewußt, woran ich wäre, und mich in mein Schickſal finden müſſen, ſo ſchwer es mir auch geworden. In gutem Glauben auf Ihr Wort hab' ich mich um den Heiraths-Conſens beworben. Was muß jetzt mein Esquadronschef von mir denken, wenn ich ihm nun ſage, daß ich von ſeiner gütigen Verwendung und die mir mit Mühe erwirkte Heirathserlaubniß keinen Gebrauch machen kann. Daß ich ihn zu einem ſolchen Schritt bei dem General verleitet, vergiebt er mir in Ewigkeit nicht.

„Es iſt freilich fatal, lieber Herr Müller! Ich ſeh' es ein. Wenn Sie nur nicht den liederlichen Bruder bei'm Regiment hätten!"

Alle Verſicherungen Müller's, daß ſein Bruder nie ſeine Schwelle betreten ſollte, waren fruchtlos.

„Sie verſprechen etwas Unmögliches!" meinte Köhnemann: „Können ſie denn immer im Hauſe ſeyn? — Und wenn Sie ihm den Zutritt verweigern, ſo wird das noch mehr dazu beitragen, daß er die Stunden benutzt, wo ſie abweſend ſeyn müſſen, um in's Haus zu kommen und Scandal zu machen. Mir wird's auch bald heiß vor der Stirn, und da möcht' er denn wohl den Kürzern ziehen; das giebt dann aber einen Prozeß, und dann heißt es, ich hätte mein eigner Richter nicht ſeyn und bei dem General oder Commandeur klagen ſollen. Da bekommt denn der Bürger immer Unrecht; eine Schwalbe hackt der andern die Augen nicht aus."

Müller überzeugte ſich, daß er Köhnemann's Starrſinn nicht beugen könne. Mit dem Schmerz, daß er auf den Beſitz der Geliebten ſeines Herzens auf immer Verzicht leiſten und mit dem peinlichen Gefühl, daß er ſeinem Eſquadronschef ein ſo demüthigendes Geſtändniß machen ſollte, verließ er ſeinen Wirth ohne Abſchied im Sturmſchritt.

Kaum hatte Müller das Zimmer verlaſſen, ſo trat Charlotte mit verweinten Augen in ſolches; ſie hatte in einer daran ſtoßenden Kammer das ganze Geſpräch gehört.

Ehe ſie noch den Mund öffnen konnte, ſprach der Vater zu ihr:

„Lotte! aus der Heirath mit Müller'n kann nichts werden! — Den mußt Du Dir aus dem Sinne ſchlagen.“

Das ſagen Sie wohl, ſchluchzte ſie: das iſt aber nicht ſo leicht, wie Sie denken. So gut wie ihm werde ich Keinen mehr in meinem ganzen Leben.

„Das ſind Redensarten. Soll ich Dich an einen Menſchen verheirathen, der einen ſo liederlichen Strick zum Bruder hat? — Das kannſt Du doch nicht verlangen?“ —

Aber den Bruder will ich ja auch nicht heirathen, lieber Vater.

„Das ſpricht ſo in den Tag hinein, ohne Ueberlegung. Der ſaubere Schwager würde mir und Dir tauſend Verdruß und ſo viel Schande machen, daß man mit Fingern auf uns wieſe.“

Charlotte wußte dieſe Beſorgniß nicht zu widerlegen; ſie war zuweilen in der Ferne Zeugin von Scenen geweſen, wo die beiden Brüder feindlich gegenüber ſtanden; wo Müller ſogar die andern Einquartierten zu Hülfe nehmen mußte, um der Brutalität ſeines Bruders Schranken zu ſetzen, und ihn aus dem Hauſe zu ſchaffen. Sie überließ ſich dem ſtummen Schmerz unglücklicher Liebe und bitter getäuſchter Hoffnungen.

Müller wurde von ähnlichen Gefühlen beſtürmt; die ganze Nacht kam kein Schlaf in ſeine Augen, und er zitterte vor dem Augenblick, wo er dem Esquadronschef das Geſtändniß ſeines erhaltenen Korbes machen und ihm den Conſens zurückgeben ſollte.

Er, der ſonſt immer vor ihm mit militairiſcher Haltung, kerzengrade erſchienen, ihn frei angeblickt und mit lauter und deutlicher Stimme, als wenn er einen Rapport abzuſtatten, geſprochen hatte, trat ſchüchtern, mit geſenktem Haupte in das Zimmer und begann mit leiſer, faſt weinerlicher Stimme:

„Herr Oberſtwachtmeiſter! Ich hätte wohl eine große Bitte an Sie.“

Dem Major fiel dies Benehmen auf, er erwiederte:

Was fehlt Ihm? Müller! Iſt Er krank? Laß Er hören.

„Ich wollte Sie unterthänigſt bitten, mich umquartieren zu laſſen.“

Er phantaſirt wohl? Müller! Aus dem Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters?

„Ach!“ ſeufzte Müller, und wiſchte ſich die naßwerdenden Augen: „damit iſt es nichts.“

Nichts! rief der Major erſtaunt aus.

„Ja, ſo iſt's leider!“ verſetzte Müller, und berichtete nun den Major, weshalb Köhnemann ihm die Hand ſeiner Tochter verweigerte.

„Es iſt doch hart und ungerecht,“ ſchloß er: „daß ich unſchuldig für die liederlichen Streiche meines Bruders büßen ſoll.“

Das iſt es freilich! ſprach der Major mürriſch: aber ich werde mich wohl hüten, mich für Ihn künftig zu verwenden. Er hat mich gewaltig compromittirt. Es iſt mir im hohen Grade verdrießlich, daß ich dem General ſagen ſoll, wie ſeine Heirath ſich zerſchlagen hat.

Müller bat demüthig, deshalb nicht auf ihn zu zürnen.

„Ich hätte mir eher des Himmels Einfall gedacht, als daß es ſo kommen würde,“ ſetzte er hinzu.

Geh' Er nur wieder in ſein Quartier, ſprach der Major nach einer Pauſe, ich will erſt überlegen, was bei der Sache zu thun iſt. Setz' Er mich aber nie wieder in ſolche Verlegenheit, das rath' ich Ihm, ſonſt ſind wir die längſte Zeit gute Freunde geweſen.

Dem Major war es höchſt unangenehm, dem General von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen, zumal er ſich ſo lebhaft für Müller intereſſirt hatte. Um dieſes überhoben zu ſeyn, ließ er Köhnemann zu ſich beſcheiden, und bot alle ſeine Beredſamkeit auf, um dieſen zur Zurücknahme ſeiner abſchlägigen Erklärung zu bewegen.

„Ich würde kein Wort deswegen verlieren, lieber Meiſter!“ ſprach er: „wenn hierbei von des Unteroffiziers Seite Eigennutz im Spiel wäre. Aber, das iſt nicht der Fall; er liebt Seine Tochter recht herzlich und aufrichtig, und auch ſie hegt gleiche Zuneigung zu ihm. Zwei Menſchen auf zeitlebens unglücklich zu machen, — und eines bloßen Eigenſinns wegen — das iſt doch gewiß höchſt lieblos und hartherzig. Beſinn' Er ſich eines Beſſern, Meiſter! Er möcht' es ſonſt bereuen. Ich zweifle keinesweges, daß ſeine Tochter einen andern vielleicht wohlhabenderen Mann bekommen wird, aber einen ſo braven, der ſie ſo von ganzem Herzen liebt, ſchwerlich. Er thut mir damit einen großen Gefallen.“

Köhnemann ward zwar dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit geſetzt, er geſtand dem Major ein, daß er ihm in Allem, was er geſagt, Recht geben müſſe, dagegen aber würde er ihm auch einräumen, daß ſeine Beſorgniſſe in Hinſicht des Bruders des Unteroffiziers Müller von der Art wären, daß er von ſeinem gefaßten Entſchluß nicht abgehen könne. „Wenn der nicht wäre, Herr Oberſtwachtmeiſter!“ ſchloß er: „mit Freuden würd' ich Ihnen dann zu Gefallen leben.

Wider den Unteroffizier Müller ſelbſt hab' ich nichts einzuwenden."

Aergerlich ſtampfte der Major mit dem Fuße, daß die Sporen klirrten, und rief aus:

„Todſchlagen kann man ihn doch nicht! Er mag nun thun und laſſen, was Er will, Meiſter! mir ſoll es gleich ſeyn. Ich werde mich um die Sache nicht weiter bekümmern. Sie iſt abgemacht!"

So entließ er Köhnemann, gegen Müller äußerte er aber:

„Ich habe mir alle erſinnliche Mühe gegeben, den Schlächtermeiſter Köhnemann nachgiebiger zu machen. Der iſt aber noch ärger, als ein ſtättſches Pferd. Er kann Gott danken, daß die Heirath ſich zerſchlagen hat, er würde mit einem ſolchen ballſtirigen Kerl ſeine liebe Noth gehabt haben."

Dieſe Beſorgniß hegte Müller nicht; ſo lange noch nicht die Rede von einer Heirath mit Charlotten geweſen war, hatte die größte Harmonie zwiſchen ihm und Köhnemann geherrſcht; und Müller konnte ſich nicht zu jener verſchrobenen Entſagung entſchließen, welche demnächſt den Stoff zu ſo vielen Romanen und Novellen geliefert hat und auch wohl noch liefern dürfte; man fühlte, dachte und benahm ſich damals natürlicher.

Nach der letzten Unterredung mit **Köhnemann** war es **Müller** unmöglich, wieder in deſſen Zimmer zu treten, noch ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen; begegnete er ihn zufällig auf dem Flur, ſo ging er, ſchwer auftretend, ſchnell bei ihm vorüber und murmelte ein unverſtändliches: guten Tag, oder guten Abend. Er hätte aber gar zu gern **Charlotten** geſprochen; ſie ließ ſich nicht ſehen; er fühlte eine marternde Sehnſucht, ihr ſein Herz ausſchütten zu können. Sollte ſie nicht die nämliche Sehnſucht hegen? Daran zweifelte er nicht; es mußte alſo ein anderes Hinderniß obwalten, er forſchte darnach und erfuhr, daß ſie erkrankt ſey.

Jetzt ſchwankte er nicht mehr, was er zu thun habe. Sein Entſchluß ſtand feſt. Jeder Bedrängte, jeder Verfolgte, jeder Unterdrückte nahm ſeine Zuflucht zu dem großen König, wenn alle Verſuche geſcheitert waren, ſeinem Schickſal eine günſtigere Wendung zu geben. Keinem, auch dem Geringſten verſchloß er ſein Ohr, und ſo vielfältig er auch oft mit ganz widerſinnigen, unmöglich zu gewährenden, ſelbſt höchſt ungerechten Bitten behelligt wurde, ſo blieb er doch ſeinem Grundſatz treu: Keinem Gehör, und wo es thunlich ſey, Hülfe zu verweigern.

Müller ſetzte ein Memorial an den König auf, worin er ſeine Bedrängniß ſchilderte und die

Urſache angab, weshalb der Schlächtermeiſter Köhnemann die Einwilligung zur Heirath mit ſeiner Tochter nicht ertheilen wolle.

Friedrich war, wie gewöhnlich, zur Faſchingszeit von Potsdam nach Berlin gekommen, und es verging kein Tag, wo ihm nicht, wenn er ſich bei der Parade im Luſtgarten, oder ſonſt wo öffentlich ſehen ließ, eine Menge Bittſchriften überreicht wurde, hauptſächlich von Landleuten beiderlei Geſchlechts, die aus den fernſten Provinzen dort hingereiſt waren, und von den untern Klaſſen des Volks. Er nahm ſie entweder ſelbſt von den Bittſtellern an, oder ließ ſie von einem ſeiner Adjudanten abfordern. Keiner blieb unbeſchieden, denn auch dem, deſſen Geſuch nicht zu gewähren war, wurde dies bekannt gemacht, weil Friedrich es für hart hielt, ſelbſt den Zudringlichſten und den unverſchämten Querulanten lange in Ungewißheit zu laſſen.

Bei einer Parade, als der König eben wieder nach dem Schloſſe zurückreiten wollte, näherte ſich ihm Müller mit dem Memorial in der erhobenen Hand; kaum wurde es Friedrich gewahr, ſo winkte er ihm näher und ſprach:

„Geb' Er her!“

Müller überreichte ihm das Papier, er gab es unentſiegelt einem Adjudanten und ſich wieder an Müller wendend, indem er ihn mit ſeinen durchdringenden prüfenden Augen feſt anblickte, und durch einen freundlichen Zug um den Mund verrieth, wie ihm nicht blos ſein ganzes Aeußere, ſondern die Ruhe in ſeinem Weſen gefiel, ſagte er zu ihm:

„Schon gut, mein Sohn! Er wird Beſcheid erhalten. Geh' Er in Gottes Namen."

Müller zog ſich ehrerbietig zurück, und hielt ſich für noch einmal ſo wichtig, wie zuvor, da der große König mit ihm geſprochen hatte. Es wurde ihm weit leichter um's Herz; wie konnte der Schlächtermeiſter Köhnemann jetzt noch Schwierigkeiten machen? — Das ſchien ihm an das Unmögliche zu gränzen. Er war trunken vor Freude, und als er in ſein Quartier zurückgekehrt war, traktirte er die Beiden mit ihm dort einquartierten Gensd'armes — was er ſonſt nie gethan — mit Bier und Branntwein und ſie ſtimmten den Deſſauer Marſch an.

So laut und geräuſchvoll war es noch nie in Müller's Wohnung zugegangen; Köhnemann hielt dies für den Anfang von Chikanen, wodurch ſich Müller für die verweigerte Einwilligung zu rächen beabſichtige, und dachte bei ſich: das wird ſchön werden, wenn ich ihn doch nur erſt mit guter Manier aus dem Hauſe hätte. Ich bin ein rechter Narr geweſen, daß ich ihn nicht bei'm Worte genommen, als er darum bitten wollte. Charlotten befremdete dies Benehmen ihres Geliebten ebenfalls und es berührte ſie ſchmerzlich, aber bei ihrer Liebe zu Müller und da ſie zu viel Vertrauen in ſeinem Charakter ſetzte, hielt ſie dieſen Ausbruch ungeſtümer Fröhlichkeit für Verzweiflung und zitterte für ihn.

Der König hatte Müller's Eingabe geleſen, obgleich ſie nicht die kürzeſte war; er hielt eine Menge kleiner Nebenumſtände für wichtig und hatte dieſe treuherzig angeführt. Dieſe Weitſchweifigkeit war ihm nützlich; Friedrich ſchloß daraus, daß ſeine Angaben auf Wahrheit beruhen müßten.

Am folgenden Tage fragte er den General von Prittwitz:

„Er hat ja wohl einen Unteroffizier bei ſeinem Regiment, der Müller heißt?"

Ja, Ew. Majeſtät!

„Was iſt das für ein Menſch?"

Sein Esquadronschef iſt ſehr mit ihm zufrieden. Er giebt ihm das beſte Zeugniß.

„Deswegen hat Er ihm auch wohl den Heirathsconſens ertheilt?"

Ew. Majeſtät können überzeugt ſeyn, daß ich damit ſehr behutſam verfahre; bei dem Unteroffizier Müller glaube' ich aber eine Ausnahme machen zu dürfen; er macht eine gute Partie, er bekommt eine wohlhabende Bürgerstochter zur Frau.

„So? — Weiß Er das gewiß?“

Die Frage befremdete den General. Der König mußte dazu beſondere Gründe haben, er erwiederte alſo, um ſich nicht zu compromittiren:

Vom Gegentheil hab' ich noch nichts erfahren, Ew. Majeſtät.

„Aber ich! da, leſ' Er!“

Der König reichte ihm Müller's Bittſchrift hin.

Als der General ſie durchgeleſen, ſprach Friedrich zu ihm:

„Nun ſieht Er doch, Prittwitz! daß es mit dieſer Heirath noch im weiten Felde iſt? — Was hat es für eine Bewandniß mit Müller's Bruder?“

Der, Ew. Majeſtät, iſt allerdings ein ſehr **mauvais** Sujet. Er kommt faſt nie aus dem Arreſt; macht tauſend Exceſſe und iſt dem Trunke ergeben.

„Warum hat Er ihn denn nicht fortgeſchafft?“

Er iſt einer der beſten Reiter. Er bändigt die wildeſten Pferde, mit denen kein Anderer fertig werden kann, er iſt daher bei jeder neuen Remonte unentbehrlich.

„Das iſt kein hinlänglicher Grund, ihn zu behalten, dazu wird und muß ſich ein Anderer finden. Er ſchickt den liederlichen Kerl auf der Stelle an das Garniſonregiment von Kowalſky nach Bernau, dann ſind alle Einwendungen des Schlächters gehoben; dann muß er ſein Wort halten und dem Unteroffizier Müller giebt Er die erſte erledigte Wachtmeiſterſtelle. Hört Er."

Wie Ew. Majeſtät befehlen.

Der General ließ den Gensd'armes Müller gleich, mittelſt Transports nach Bernau bringen, mit einem Schreiben an den Chef, des dort ſtehenden Garniſonregiments, worin er ihm meldete: daß er auf des Königs unmittelbaren Befehl an ihn abgeliefert werden ſolle. Dann ſchickte er zu dem Schlächtermeiſter Köhneman.

„Mein Freund!" ſprach er zu ihm: „ich höre, daß Er ſich weigert, ſeine Tochter dem Unteroffizier Müller zu geben, weil er einen liederlichen Bruder hat."

Ja, Ew. Excellenz, das können Sie mir nicht verdenken.

„Hat Er nicht erklärt, wenn dies Hinderniß beſeitigt wäre, ſo hätte Er nichts wider dieſe Heirath?"

Auch das Ew. Excellenz, aber —

„Kein Aber. Der König iſt davon in Kenntniß geſetzt worden. Auf Seiner Majeſtät allerhöchſten Befehl iſt der Bruder des Unteroffiziers Müller an das Kowalsky'ſche Garniſonregiment abgegeben worden; dieſer Stein des Anſtoßes iſt beſeitigt, dagegen erwartet der König nun auch, daß Er Sein, dem Unteroffizier Müller gegeben Wort halten wird, da die dabei von ihm gemachte Bedingung erfüllt iſt. Uebrigens ſoll der Unteroffizier Müller die erſte erledigt werdende Wachtmeiſterſtelle erhalten."

Ew. Excellenz, ſtammelte Köhnemann.

„Ja, oder Nein! Ich muß dem Könige darüber Rapport erſtatten."

Ja! ja! recht gern! verſicherte der Befragte, und wollte ſich beurlauben.

„So geſchwinde geht das nicht," meinte der General: „Er bleibt noch!"

Er befahl den Unteroffizier Müller zu holen.

Dieſer erſchien, und erſchrak nicht wenig, als er den Schlächtermeiſter in dem Zimmer des Generals fand. Der General redete ihn barſch an:

„Unteroffizier! Wie hat Er ſich unterſtehen können, ohne Erlaubniß ſich unmittelbar an den König zu wenden?"

Müller verlor die Faſſung, und wagte nicht eine Sylbe zu ſeiner Rechtfertigung oder Entſchuldigung.

„Eigentlich ſollt' ich Ihn dafür in Arreſt ſchicken. Da aber der König ſo gnädig gegen Ihn geweſen, ſo ſoll es Ihm diesmal ſo hingehen. — Der Meiſter hier willigt in die Heirath mit ſeiner Tochter."

Müller ſah Köhnemann mit einer Miene an, als ob er ihn fragen wollte: Iſt das wahr?

Nun hab' ich nichts weiter einzuwenden, ſprach Köhnemann, und reichte Müller die Hand.

„Meld' Er ſich jetzt mit ſeinen Conſens bei dem Feldprediger," ſprach der General, ſich an den Unteroffizier wendend; „und trag' Er auf das Aufgebot an. Er kann nun wieder gehen und Er auch, Meiſter."

Beide entfernten ſich. Auf dem Heimwege nach Köhnemann's Haus ſprach Müller zu Köhnemann:

„Sie ſind doch nicht böſe, daß ich mich an den König gewendet habe? — Lieber wär' es mir geweſen, wenn ich's nicht hätte thun dürfen. — Aber Noth bricht Eiſen."

Sie bilden ſich wohl ein, daß der König mich hat zwingen wollen, meine Einwilligung zu geben? — Da ſind Sie in großem Irrthum. — Auf ſeinen ausdrücklichen Befehl iſt erſt das Hinderniß weggeſchafft worden, das Ihrer Heirath im Wege ſtand.

„Wie ſoll ich das verſtehen?"

Wär' Ihr Bruder bei'm Regiment oder nur hier in Berlin geblieben, ſo hätte mich keine Macht zwingen ſollen, Ihnen meine Tochter zu geben. Das hat auch der gerechte König gefühlt, denn er hat befohlen, daß Ihr Bruder an das Garniſonregiment nach Bernau abgegeben werden ſoll. Wenn er noch zu beſſern iſt, ſo kann es da geſchehen, der General von Kowalsky iſt ganz der Mann, den durchtriebenſten Ausbund zur Raiſon zu bringen."

Dadurch erfuhr erſt **Müller**, was der König über ſeinen Bruder verfügt hatte. **Charlotten** war es ſehr aufgefallen, daß der General **von Prittwitz** ihren Vater hatte zu ſich rufen laſſen. Sie hatte **Müller**, ſeitdem ihr Vater ihm ihre Hand verweigert, nicht geſehen und geſprochen, und wäre dies auch der Fall geweſen, ſo würde er ihr doch ſeinen gewagten Schritt nicht entdeckt haben; der Erfolg davon war viel zu ungewiß. Dennoch vermuthete ſie, daß der General nur wegen ihres Geliebten mit ihrem Vater ſprechen wollte. Hoffnung und Furcht kämpften in ihrem Herzen; vielleicht gelingt es dem General, den Vater nachgiebig zu machen, flüſterte ihr die Erſtere zu, dann aber widerſprach die Letztere dieſem Wunſche, und ſie mußte es ſich mit ſchwerem Herzen geſtehen, daß ihr Vater viel zu halsſtarrig ſey, um nicht ſeinen Vorſatz treu zu bleiben. Mit neugieriger Angſt ſtand ſie vor der Thür des Scharren und harrte auf die Rückkehr des Vaters. Da ſahe ſie ihn in der Ferne und traulich ging Müller an ſeiner Seite. Eine glückliche Vorbedeutung. Beide traten in den Scharren. Der Vater ſchien froh geſtimmt, und in Müller's Augen ſtrahlten die lebhafteſte Freude.

„Da, Lotte!“ ſprach Köhnemann, Müller's Hand ergreiſend: „da führ' ich Dir Deinen Bräut'gam zu! Du mußt Dich bei dem König dafür bedanken. Er iſt ſelbſt der Brautwerber geworden, und hat für eine Mitgiſt geſorgt, die mir lieber iſt, als wenn es ein Sack voll Friedrichsd'or geweſen wäre.“

Charlotte wußte nicht, was ſie davon denken ſollte. War es Ernſt oder Scherz? Als aber Müller ihre Hand ergriff, ſie mit den Worten an ſein Herz drückte: „Nun biſt Du ganz auf immer mein!“ waren alle Zweifel gehoben. Freudig überraſcht küßte ſie dem Vater, und Müller, ihn treuherzig auf die Schultern klopfend, rief aus: „Sie ſollen es gewiß nie bereuen, daß Sie mir Ihre Tochter zur Frau gegeben haben.“

Ein Wachtmeiſter ſtand, als Invalide auf der Verſorgungsliſte zu einem Civildienſt, während des dreimaligen Aufgebots des Paares war eine Civilſtelle erledigt und ihm ertheilt worden. Nach des Königs Befehl erhielt Müller deſſen Wachtmeiſterſtelle und als ſolcher wurde er mit der Jungfer **Charlotte Köhnemann** von dem Feldprediger getraut. Bei dem Hochzeitsmale, wobei **Köhnemann** nichts geſpart hatte, wollte Einer der Gäſte das Lebehoch des jungen Paares ausbringen, als er ſich aber von ſeinen Sitz deshalb erhob, unterbrach ihn ein Anderer und ſprach: „Erſt ein Vivat Friedrich dem Großen, denn ohne ihn wäre dies Bündniß nicht zu Stande gekommen und wir ſäßen hier nicht ſo fröhlich beiſammen. Der König ſoll leben!“

Das war das Signal zu einem dreimaligen Vivat hoch unter dem Klirren der weingefüllten Gläſer.

Das Pasquil.

1.

Und was befehlen Ew. Majeſtät, daß dem Staats-Miniſterium geantwortet werden ſoll? fragte Friedrich den Großen einer ſeiner Kabinetsräthe.

„Wegen des auf mich neuerdings gemachten Pasquills?“ — erwiederte der König, — „nichts!“

Es wird aber dann ſeinen Antrag unfehlbar erneuern, muß ich unterthänigſt bemerken.

„Keine Antwort iſt auch eine. — Ich begreife nicht, wie man mich mit ſolchen Lappalien behelligen kann. Jedermann weiß ja, wie ich darüber denke; Notiz davon zu nehmen, iſt das ſicherſte Mittel, die Aufmerkſamkeit des Publikums darauf zu lenken. — Man muß dergleichen verachten und ignoriren.“

Dem Kabinetsrathe war von Seiten der Berichterſtatter noch beſonders empfohlen worden, wenn es möglich wäre, die Genehmigung ihres Antrages bei dem Könige zu bewirken. Er fuhr alſo fort:

Das Miniſterium hat in ſeinem Berichte ausdrücklich bevorwortet, daß es von dieſem eines großen, über alle Verläumdungen erhabenen Monarchen würdigen Grundſatze abzuweichen, ſich nicht würde beigehen laſſen, wenn es ſich nicht durch höchſt triſtige Gründe gedrungen fühlte, bei dieſem Pasquill auf eine Ausnahme anzutragen. Es enthält unter andern Bitterkeiten auch die Beſchuldigung, daß Ew. Königliche Majeſtät tapfere Krieger, welche ihr Gut und Blut in dem langen ſiebenjährigen glorreich beendeten Kriege freudig geopfert, nun im Elende verſchmachten ließen; es ſind ſogar, zum Beweiſe dieſes Vorwurfes, einzelne Fälle angeführt, und wenn davon keine Notiz genommen würde, ſo dürfte der böswillige Theil des Publikums ſolches für ein ſtillſchweigendes Eingeſtändniß der Wahrheit halten. Deshalb wünſcht das Miniſterium, daß Ew. Majeſtät eine Prämie von hundert Friedrichsd'or auf den Entdecker des Verfaſſers dieſes Pasquills zu ſetzen geruhen möchten.

Nach einigem Nachſinnen ſagte Friedrich: „Meinetwegen! Aber nur ausnahmsweiſe. Angeberei iſt immer ein Schurkenſtreich, und den ſollte man nicht begünſtigen.“

Der Kabinetsrath ſchwieg, froh, daß er ſo dem Wunſche des Miniſteriums hatte genügen können, was bei einem Herrſcher, wie Friedrich, höchſt ſelten gelang; denn dieſer beſaß zu vielen Scharfblick, um nicht gleich zu durchſchauen, wenn etwa eine verborgene Abſicht im Hinterhalte verſteckt lag.

Hiernach wurde nun der Kabinetsbeſcheid ausgefertigt, und in einer öffentlichen Bekanntmachung demjenigen, der den Verfaſſer des in Rede ſtehenden Pasquills ſo nachwieſe, daß wider ihn eine gerichtliche Unterſuchung eingeleitet werden könne, die Belohnung von hundert Stück Friedrichsd'or zugeſichert.

2.

Im höchſten Mißmuthe, in einer Stimmung, die an Verzweiflung gränzte, trat der verabſchiedete Major S..., der den ſiebenjährigen Krieg bei einem Freicorps mitgemacht hatte, in das ärmliche Zimmer, das er mit ſeiner Gattin und drei Kindern in dem Hinterhauſe des Kaufmanns G... in Berlin bewohnte.

Der Kaufmann war ein Freund des verſtorbenen Vaters des Majors geweſen und hatte den Letztern noch als Knaben gekannt. Der Major hatte eben die Univerſität Halle bezogen, als der dritte ſchleſiſche Krieg ausbrach. Nicht, wie Mancher, um das ruhige und regelmäßige Leben in der Studierſtube, im Comptoir oder in der Werkſtätte mit dem wüſten und ungebundenen Leben des Lagers zu vertauſchen, hatte er die Hörſäle der Profeſſoren verlaſſen, um bei einem Freicorps Dienſte zu nehmen. Er hatte ſchon immer eine entſchiedene Vorliebe zum Militairdienſte gehabt, und nur ſeine bürgerliche Geburt hinderte ihn, ſich ſolchem zu widmen, da ihm durch dieſe die Ausſicht zu einem ehrenvollen Hinaufrücken faſt gänzlich abgeſchnitten war; jetzt kam zu dieſer Vorliebe nun noch der Enthuſiasmus für einen ſo großen König und die Liebe zu dem Vaterlande. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt: er warf Compendien und Hefte bei Seite, vertauſchte den Hieber mit einem Offizierdegen, denn nur unter dieſer Bedingung wollte er Dienſte nehmen, und der Chef des Freicorps trug kein Bedenken, ihm darin zu willfahren, da er in ihm einen wiſſenſchaftlich gebildeten Jüngling fand, der überdies über ſein ſittliches Betragen die vortheilhafteſten Zeugniſſe aufweiſen konnte. Er wurde Lieutenannt und bald Adjudant, zeichnete ſich bei machem Gefechte durch perſönlichen Muth und Entſchloſſenheit aus, rückte daher immer vorwärts und war bis zum Major avancirt, als der Hubertsburger Frieden dem ſiebenjährigen Blutvergießen ein Ende machte, und der unüberwundene König nach Sanſouci zuückkehrte, um auf ſeinen ſo heldenmüthig errungenen Lorbeern auszuruhen.

Der Major hatte mehrere ehrenvolle Wunden aufzuweiſen, unter denen eine, ein Schuß in die Knieſcheibe, ihn invalid gemacht hatte.

Nach dem Frieden wurden die Freicorps entlaſſen; die Mehrzahl darunter hatte aus Menſchen beſtanden, die ſich unter ſolche begeben, um ſich der Strafe für irgend ein Vergehen, ſelbſt Verbrechen, zu entziehen, oder die, in der Vorausſetzung, daß unter den Waffen die Geſetze ſchweigen, einen freien Spielraum für ihre Ausſchweifungen und Zügelloſigkeiten ſuchten; von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, überließ man faſt alle ihrem Schickſale. Einige, die ſich beſonders ausgezeichnet, erhielten Anſtellung in dem ſtehenden Heere, auch die noch dienſtfähigen Gemeinen konnten ihr Unterkommen in ſolchem finden, um die Lücken in den Regimentern wieder auszufüllen. Die Invaliden wurden nicht beachtet.

Dies Loos traf auch den Major S... Der Kaufmann G..., der Freund ſeines Vaters, nahm ſich ſeiner nach Kräften an; er hatte ihm die Wohnung zwar gegen einen Miethzins eingeräumt, um das Zartgefühl des Majors zu ſchonen; dieſer war ihm aber dieſe Miethe ſchon über ein Jahr ſchuldig, ohne daß er ihn auch nur auf die entfernteſte Weiſe an deren Berichtigung erinnert hätte. Er unterſtützte die Familie ſo viel es thunlich war auf die ſchonendſte Weiſe, und gab ſich überdies alle Mühe, dem Major irgend einen ſeinem Stande und ſeinen Kenntniſſen angemeſſenen Erwerb zu verſchaffen, doch dieſe Bemühungen entſprachen nur wenig den Wünſchen des redlichen Mannes und den Bedürfniſſen der Familie ſeines Schützlings.

3.

Der Major hatte wieder einen vergeblichen Verſuch gemacht, eine Beſchäftigung zu erhalten, die ihn und die Seinigen vor dem bittern Hunger ſchütze; er hatte ſich, aus Liebe zu Frau und Kindern, an einen einflußreichen vornehmen Militair gewandt, ihm ſeine höchſt unglückliche Lage vorgeſtellt und um eine Unterſtützung gebeten; er war zwar höflich aber kalt behandelt worden, und man hatte ihm erklärt, daß man bedaure, ihm nicht willfahren zu können.

Es iſt nicht zu läugnen, lieber Herr Major, hieß es: — daß Sie eine Unterſtützung in vollem Maße und mit dem größten Rechte verdienen, aber — achſelzuckend — ich darf es nicht wagen, darauf anzutragen, man möchte ſonſt exemplificiren

So in allen ſeinen Hoffnungen getäuſcht, voll bittren Grams über das unverſchuldete Elend ſeiner Familie, und mit Groll im Herzen, kam er in ſeine freudenloſe Wohnung zurück. Schon früher hatte er mehrmals ähnliche Erfahrungen gemacht, aber dann hatte er, bei ſeinem feurigen Temperamente, ſeinem Schmerze durch heftige Verwünſchung ſeines Enthuſiasmus für Friedrich, und des Undanks, womit er nun vergolten würde, Luft gemacht; heute verſchloß ihm ein krampfhaftes Gefühl den Mund.

Ohne einen Blick auf Gattin und Kinder zu werfen, ohne ein Wort zu ſagen, warf er ſich in einen Seſſel und legte die Rechte auf Stirn und Auge.

Was fehlt Dir, Lieber? — fragte die Majorin: — biſt Du krank?

Keine Antwort. Jetzt traten die Kinder beſorgt, aber ſchmeichelnd zu ihm, und die jüngſte Tochter legte ihre zarten Händchen auf ſein verwundetes Knie.

Da nahm er die Hand vom Auge, ſah die Kinder mit einem herzzerreißenden Blicke von unausſprechlicher Vaterliebe und Jammer an, fuhr mit der Hand raſch über die feuchten Augen, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen, drückte die drei Kinder heftig an die hochpochende Bruſt und rief dann voll Verzweiflung:

„Ach! warum muß ich Euer Vater ſeyn!" Die Majorin hatte ihren Gatten noch nie in einer ſolchen düſtern Stimmung geſehen; ſie erſchrak heftig, auch die Kinder theilten die Beſtürzung der Mutter, da pochte es leiſe an die Thür; ſie wurde auch gleich darauf geöffnet, und der Kaufmann G... trat mit einem Zeitungsblatte in der Hand in das Zimmer.

Bei der Erſcheinung eines Dritten ſuchte ſich der Major raſch zu faſſen; er that ſich alle Gewalt an, die Gefühle, die ſein Innerſtes beſtürmten, zu unterdrücken, und ging ſeinem Wirthe, ihm die Hand reichend, mit den Worten entgegen:

„Seyn Sie mir willkommen! Was führt Sie zu mir?"

Das werden Sie ſchwerlich rathen! Haben Sie ſchon die heutige Zeitung geleſen? — erwiederte G...

„Schon lange leſ' ich keine mehr," ſagte der Major mit unverkennbarem Verdruſſe; „der Krieg hat ein Ende, was können ſie melden, als Lappalien?"

Da ſpricht ſich der Soldat aus, lieber Herr Major! Für uns, die wir nicht den Degen führen, ſteht doch manches Intereſſante darin, wie zum Beiſpiel heute. Da leſen Sie einmal.

Er reichte dem Major das Zeitungsblatt hin und dem Finger auf die Aufforderung zur Denunciation des Pasquillverfertigers.

Nachdem der Major ſolche geleſen, gab er das Blatt an ſeinen Wirth mit den Worten zurück:

„Das hätte der König nicht thun ſollen; ich find' es ſehr inconſequent. Er macht dadurch auf ſeine eigenen, früher ausgeſprochenen und auch praktiſch an den Tag gelegten Geſinnungen ſelbſt ein Pasquill.“ Doch — ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu: „wer weiß, wozu es gut iſt?“

Darüber will ich mir kein Urtheil anmaßen, Herr Major, entgegnete G...: ich komm' aus zwei Urſachen zu Ihnen, durch dieſe Aufforderung veranlaßt. Ich läugne nicht, ich möchte wohl dieſe Schrift leſen; Sie haben ſo manche Bekanntſchaften, hauptſächlich unter Ihren ehemaligen Kriegskameraden, vielleicht haben Sie Gelegenheit, ein Exemplar zu erhalten, und da bitt' ich, mir es, wenn auch nur auf ein halbes Stündchen, zur Durchſicht zukommen zu laſſen, und mir iſt noch ein Gedanke eingefallen — wenn Sie ſich Mühe geben, den Verfaſſer auszumitteln, ſo — aber nehmen Sie's nur nicht übel — ſo wär' Ihnen wenigſtens vor der Hand geholfen.

Der Major ſah den Kaufmann G... ſtarr und mit einem durchdringenden Blicke an, ſprach aber kein Wort.

Sie ſind doch nicht böſe? lieber Herr Major! fragte G..., und die Hand auf's Herz legend: ich mein' es wahrlich gut mit Ihnen.

„Das weiß ich!" rief der Major aus und ſetzte dann mit einer auffallenden Heftigkeit hinzu: „*Das* ſollen Sie mir nicht umſonſt geſagt haben. Kann ich das Zeitungsblatt behalten, ſo laſſen Sie es mir."

Recht gern, war G...'s Antwort. Er reichte die Zeitung dem Major hin, und dieſer ſteckte ſie in die Taſche.

4.

Der Kaufmann G... hatte ſich kaum entfernt, ſo ſetzte der Major ſeinen Hut auf, ſteckte ſeinen Degen an, und indem er Frau und Kinder mit Heftigkeit umarmte, ſagte er zu der Erſtern:

„G... hat mir einen klugen Rath gegeben. Ich werd' ihn ſogleich befolgen, damit mir Keiner zuvorkommt. Ich ahne den Verfaſſer, und ich irre mich nicht. Er iſt in Potsdam, ich werde mich alſo dahin auf den Weg machen; wundere Dich daher nicht, wenn ich ein paar Tage ausbleibe."

Aber, lieber Mann! Du haſt ja kein Geld zu einer ſolchen Reiſe.

„Das wird ſich finden, das laß meine Sorge ſeyn,“ war die Antwort, und fort war er.

Der Major ging auch von ſeiner Wohnung geraden Weges nach Potsdam. Hungrig und durſtig kam er, bei ſeinem ſchadhaften Fuße, da er überdies erſt um die Mittagszeit ſeine Wanrung angetreten hatte, als es ſchon Abend war, auf dem halben Wege in Zehlendorf an. Es war ihm unmöglich, weiter zu wandern; er kehrte in den Krug ein, ließ ſich, ſo hungrig er war, da ſeine ganze Baarſchaft nur aus wenigen Groſchen beſtand, ein Butterbrod geben, trank eine Flaſche Bier und ſchlief die Nacht auf einer gemeinſchaftlichen Streu unter Fuhrknechten, wandernden Handwerksburſchen und dergleichen.

Am folgenden Morgen trat er ſeinen Marſch wieder an, und gegen die Mittagszeit traf er, ganz ermattet, mit Staub bedeckt in Potsdam ein.

Ohne zu frühſtücken, denn ſeine Kaſſe hatte das Nachtquartier in Zehlendorf bis auf einen Groſchen erſchöpft, ging er nach dem Schloſſe, und verlangte den König zu ſprechen.

Er wurde dieſem gemeldet, und nach einer Weile kam ein Kammerhuſar und fragte ihn: ob er etwas Schriftliches habe, ſo möchte er es ihm einhändigen.

„Nein!“ erwiederte der Major: „ich habe dem Könige etwas mündlich zu ſagen, und dies kann ich auch nur ihm anvertrauen.“

Als Friedrich dieſe Antwort hinterbracht wurde, befahl er, ihn vorzulaſſen.

5.

Der Major trat hinkend in Friedrich's Zimmer, in einer abgetragenen, beſchmutzten und beſtäubten Uniform des aufgelöſten Freikorps. Dies war keine Empfehlung für ihn.

Was will Er? — fragte ihn der König in einem Tone, der nicht gemacht war, ihm Muth einzuflößen..

Der Major verlor aber die Faſſung nicht.

„Ew. Majeſtät,“ ſprach er mit der Kälte eines Hoffnungsloſen: „haben demjenigen eine Prämie von hundert Stück Friedrichsd'or verſprechen laſſen, der den Verfaſſer eines Pasquills beſtimmt namhaft machen könnte. — Ich kann das am beſten mit der größten Gewißheit.“

Er?

„Ja, Sire, Ich! — Ich ſelbſt bin der Verfaſſer.“

Iſt er wahnſinnig?

„Nein, das bin ich nicht. Ich bin bei vollem Verſtande, und was ich ſage, geſchieht mit der größten Ueberlegung. Ja, Ew. Majeſtät! Ich habe dies Pasquill gemacht. Aus Begeiſterung für einen ſo großen König, aus Vaterlandsliebe und, ich läugne es nicht, auch aus Neigung zum Kriegsdienſte, entſagt' ich freiwillig der betretenen Laufbahn, durch das Studium der Rechtsgelahrtheit dem Staate nützlich zu werden und mein Brod zu erwerben. Ich ging von der Univerſität Halle unter das *** Freikorps. Ich habe mit Auszeichnung gedient, wie hier meine Zeugniſſe und mein Abſchied beweiſen."

Er zog einige Papiere aus der Taſche und legte ſie auf einen Tiſch, an welchem Friedrich, die Hand auf ſolchen geſtützt, ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ohne ihn zu unterbrechen, zuhörte. „Ich kann rühmliche Wunden aufweiſen, hier dieſe Schmarre über das linke Auge, und noch mehr dieſe von einer Kugel getroffene Knieſcheibe, die mich invalid gemacht hat. Man hat mich verabſchiedet ohne Penſion, ohne eine Verſorgung; ſelbſt alle Unterſtützungen, um nur auf eine kurze Friſt mich vor dem Hunger zu ſchützen, hat man mir verſagt. Wäre von mir allein die Rede, Sire, ſo würd' ich geſchwiegen haben; wer für ſeinen König und ſein Vaterland hundertmal ſich dem Tode in einer blutigen

Schlacht Preis gegeben hat, kann auch dafür den Hungertod ſterben. Aber ich habe Frau und Kinder, und dieſe im Elende verſchmachten ſehen, zerreißt mir das Herz. In einer wohl verzeihlichen Anwandlung des Zorns über eine ſolche Grauſamkeit ſchrieb ich nieder, was mir mein gekränktes Herz eingab. — Ich bitt' um die Prämie für meine Frau und Kinder, damit ſie nicht im Elende umkommen; was Sie mit mir machen wollen, gilt mir gleich.“

Friedrich war nicht wenig überraſcht über eine ſolche Erklärung; die Ruhe aber, womit der Major ſein Herz ausſchüttete, bewies Verzweiflung.

Ohne ein Wort zu antworten, ſah der König die auf den Tiſch gelegten Papiere durch, ſchüttelte dabei zuweilen mit dem Kopfe und wandte ſich dann an den Major mit den Worten:

„Die Prämie ſoll ſogleich Seiner Familie gezahlt werden. Er geht aber nach Spandau. Jetzt kann Er gehen und im Vorzimmer warten, bis das Weitere dieſerhalb arrangirt iſt.“

Der Major gehorchte.

6.

Friedrich befahl ſogleich, der Majorin hundert Friedrichsd'or zu ſchicken, mit dem Befehle: da ihr Gatte von ihm nach Spandau geſandt ſey, ſich mit ihren Kindern zu ihm zu begeben, wozu ihr das General Poſtamt einen freien Poſtpaß zu ertheilen angewieſen ſey.

Eine zweite Kabinetsordre wurde an den Kommandanten der Feſtung Spandau ausgefertigt, von dem Könige vollzogen und verſiegelt.

Der Major mußte darauf wieder vor dem Könige erſcheinen.

„Seiner Frau iſt das Geld nach Seinem Wunſche gezahlt worden,“ redete ihn der König an: „und hier iſt die Ordre an den Kommandanten in Spandau zu Seiner Aufnahme. Da Er ſich ſelbſt bei mir denuncirt hat, ſo will ich in Ihm das Zutrauen ſetzen, daß Er auch eben ſo geraden Weges von hier nach Spandau gehen wird, als Er von Berlin nach Potsdam zu mir gekommen iſt, um Ihm die Schande zu erſparen, als ein Arreſtant dahin gebracht zu werden. Nun kann Er gehen.“

7.

Der Major gehorchte ſchweigend dieſem Befehle und wagte es nicht, nur ein Wort über ſeine Lippen zu bringen, da Friedrich in ſeinen Mienen und dem Tone ſeiner Stimme vielen Ernſt verrieth.

Er machte ſich ſogleich auf den Weg nach Spandau und kam dort auch noch am Nachmittage an.

Er ging zu dem Kommandanten. Es war ein alter Kriegskamerad. Als er zu ihm in das Zimmer trat, hieß ihn dieſer traulich willkommen. Wo kommſt Du denn her? Bruder! rief er aus: Wir haben uns lange nicht geſehen. Wie iſt es Dir denn die Zeit über ergangen? — Wohl nicht zum beſten, das ſieht man an Deinem trübſeligen Geſichte.

„Du ſiehſt hier einen Arreſtanten vor Dir!“

Du biſt wohl nicht recht geſcheidt! meinte der Kommandant: So wie Du kommt Keiner zu mir, Alle werden mir abgeliefert. — Setze Dich, wir wollen eine Flaſche leeren und uns der alten Zeiten erinnern, wo uns manche Kugel um die Ohren ſauſte. Wir hatten zwar oft unſere liebe Noth, aber es war doch eine ſchöne Zeit.

„Es iſt mein völliger Ernſt, lieber Bruder! Ich bin Dein Arreſtant, und ich kann noch von Glück ſagen, daß ich Dich hier finde.“

Der Major erzählte nun dem Kommandanten, wie er in einem Anfalle von leidenſchaftlichem Zorne das Pasquill gemacht, wie er aus Verzweiflung, um ſeine Familie vom Hungertode zu retten, ſich bei dem Könige ſelbſt als den Verfaſſer dieſer Schmähſchrift angegeben, und ihn der König dafür zur Strafe nach Spandau geſandt habe.

„Nun wirſt Du doch nicht mehr daran zweifeln, daß ich die reine Wahrheit ſage, und zum Beweiſe davon nimm hier die Kabinetsordre zu meiner Aufnahme.“

Er reichte dem Kommandanten die verſiegelte Ordre hin.

Dieſer, auf's höchſte erſtaunt über einen ſolchen Aufſchluß, nahm mit ſichtbarer Beſtürzung den Kabinetsbefehl aus der Hand ſeines Waffenbruders und entſiegelte ihn mit zitternder Hand.

Kaum hatte er ihn aber geleſen, ſo warf er ihn auf einen Tiſch, ſchloß den Major in ſeine Arme und ſagte dann:

„Du haſt allerdings recht, der Konig hat Dich nach Spandau geſchickt, aber nicht als Arreſtant, ſondern als Kommandant. — Da lies ſelbſt!“

Der Major war wie verſteinert, er nahm die Kabinetsordre, las, wollte aber kaum ſeinen Augen trauen.

Die Kabinetsordre enthielt die Bekanntmachung an den Kommandanten, daß er ihn, in Rückſicht ſeines hohen Alters und ſeiner Invalidität, die ihm ſelbſt den jetzigen Dienſt zu läſtig mache, mit einer Penſion in den Ruheſtand verſetzt und dagegen den verabſchiedeten Major S..., von dem ehemaligen *** Freicorps, mit dem Charakter als Oberſtlieutenant an ſeine Stelle zum Kommandanten ernannt habe, der ihm dieſen Befehl überbringen würde, und dem er die Schlüſſel der Feſtung, alle auf ſeinen bisherigen Poſten Bezug habenden Inſtructionen und ſonſtigen Acten, Papiere und dergleichen ſofort zu übergeben habe.

So ſehr auch den, wie durch einen Zauberſtab plötzlich aus ſeiner Bedrängniß und Verzweiflung Geriſſenen eine unbeſchreibliche Freude erfüllte, bei dem Gedanken, daß nun ein geliebtes Weib und liebe Kinder nicht länger im Elende ſchmachten würden, ſo verbitterte doch dies ſelige Gefühl der innere Vorwurf, den er ſich machte; einen ſo großherzigen Monarchen ſo unverſchuldet geläſtert zu haben, und die Großmuth des Königs, der ihn für ſein Pasquill mit Wohlthaten überhäufte, drückte ihn zu Boden.

Starr, finſter und ſtumm ſah er auf die Dielen des Zimmers.

Und Du ſprichſt kein Wort, Bruder? fragte ihn der penſionirte Kommandant: Ich dächte doch, Du hätteſt große Urſache, Dich zu freuen; aber Du machſt ein armes Sündergeſicht, wie einer, dem die Gerſte verhagelt iſt.

„Ich bin auch ein Sünder!“ rief S... aus: „aber nicht ein armer, ſondern ein großer!

Wie war es möglich, mich ſo zu vergeſſen? Ich muß wahnſinnig geweſen ſeyn. Die Verzweiflung hat mir den Verſtand geraubt. Wie unvernünftig, ihm die Schuld beizumeſſen, wenn man mich wie eine ausgepreßte Citrone weggeworfen hat. Kann er Alles ſehen und wiſſen? Iſt es ſeine Schuld, wenn ihm in dem weiten Umfange ſeines Reiches, ſelbſt bei ſeinem Scharfblicke, manches verborgen bleibt? — Wie frevelhaft ich mich an ihm verſündigt, davon iſt die Gnade, die er mir für Recht widerfahren laſſen, der ſprechendſte Beweis. — O!“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu und ſchlug ſich heftig mit der Hand vor die Stirn; „dieſer Gedanke wird noch lange einen Stachel in meinem Herzen zurücklaſſen, ehe ich mich ganz meines jetzigen Glückes werde erfreuen können.“

Bruder! ſprach ſein Freund zu ihm: jetzt mußt Du Dir ſolche Grillen aus dem Kopfe ſchlagen. Glaubſt Du denn, daß Du ſo gut davon gekommen wärſt, wenn Du aus Bosheit Dein Pasquill geſchmiedet? — Friedrich iſt ein zu großer Menſchenkenner, um nicht kaltblütig überlegte Bosheit von ſtürmiſcher Verzweiflung zu unterſcheiden. — Das hat er an Dir bewieſen, und es macht ſeinem Kopfe und ſeinem Herzen gleich viel Ehre. — Eines iſt mir bei der ganzen Sache nur unerklärbar, wie er darauf gekommen iſt, eine Prämie auf die Entdeckung des Pasquillanten zu ſetzen? — Ich wollte darauf ſchwören, das rührt nicht von ihm ſelbſt her; aber das iſt gleich viel, genug, es hat Dir armen Teufel zu einem einträglichen Poſten und mir zu einer Ruhe verholfen, nach der ich mich längſt geſehnt, und um die ich auch ſchon ein paar Mal vergebens gebeten habe. — Nun laß uns aber eine Flaſche alten guten Rheinwein leeren, ich muß doch die Geſundheit des neuen Kommandanten trinken. Die Kanonen von den Wällen kann ich dazu nicht löſen laſſen, das würde zu viel Aufſehen machen, und übrigens hab' ich auch kein Recht mehr dazu, meinte er ſcherzhaft, und befahl der Ordonnanz im Vorzimmer, zu beſtellen, daß ſein Bedienter Wein brächte.

„Sage nur dem Gottlieb, eine Flaſche von denen linker Hand im Keller, ſchwarz verſiegelt."

Der Wein war gebracht worden. Die beiden Kriegskameraden ſaßen traulich neben einander. S... fielen im Laufe des Geſprächs, und in der Erinnerung der Gefechte, an welchen er ſelbſt in dem beendigten Kriege Theil genommen, die Vorwürfe zuweilen doch ein, die er ſich über ſeine Schmähſchrift machte, denn wenn ſie auch der große König vergeſſen hätte, — meinte er — ſo könne er ſie doch nicht ſobald vergeſſen, als die Ordonnanz in das Zimmer trat, ſich kerzengerade hinſtellte und mit einem lauten abgemeſſenen Tone rapportirte: Herr Kommandant, draußen iſt ein Frauenzimmer mit drei Kindern, die wünſcht Sie zu ſprechen.

„Das geht mich nun nichts mehr an,“ ſagte der penſionirte Kommandant zu S…: „das iſt Deine Sache, willſt Du ſie ſprechen?“ — Das iſt ja doch nur Dein Scherz, Bruder! erwiederte S…: Niemand weiß es noch, daß ich an Deine Stelle treten ſoll, und ehe das nicht bekannt gemacht iſt, und Du mir alles überliefert haſt, wirſt Du ſchon ſo gut ſeyn, noch Deinen Poſten nach wie vor zu verwalten.

„Laß das Frauenzimmer hereinkommen,“ ſagte jetzt der Erſtere zu der Ordonnanz. Dieſe, die Hand an die Stirn legend, drehte ſich wie eine Spindel um, ſtampfte mit dem Fuße auf die Diele und marſchirte in taktmäßigen Schritten ab.

Gleich darauf trat ein Frauenzimmer mit drei Kindern in das Zimmer. Ein Taſchentuch in der Hand, um damit die Thränen, die ihren Augen entrollten, zu trocknen; auch die Kinder weinten.

Ach, Herr Kommandant! ſprach ſie ſchluchzend; ich glaubte, das Maß meines Unglücks ſey voll. — Erſt jetzt hat es die höchſte Stufe erreicht! — Mein armer, unglücklicher Mann —

Sie konnte kaum dieſe Worte über ihre bleichen, zitternden Lippen bringen, als S… in ihr ſeine Gattin erkannte.

„Mein Weib! meine Karoline!“ rief er aus und drückte ſie an ſein Herz.

O, was haſt Du gethan! rief ſie: Dich und uns ſo ganz in's Verderben zu ſtürzen. Ehre und Freiheit für ſchnödes Geld zu verkaufen? — Ich begreife Dich nicht, Du mußt Deiner Sinne nicht mächtig geweſen ſeyn!

„Beruhigen Sie ſich meine Beſte!“ unterbrach ſie der geweſene Kommandant: „davon iſt nicht die Rede. Ihr lieber Mann iſt nicht nur frei, ſondern der König hat ihn auch zum Obriſtlieutenant avancirt und ihn an meine Stelle hier zum Kommandanten ernannt.“

Dieſe Worte klangen der Tiefgebeugten ſo unwahrſcheinlich, ſie fühlte ſich, ſo in ihrem Innern zerriſſen, dadurch ſo verletzt, daß ſie, da ſie nichts mehr verlieren zu können wähnte, mit Heftigkeit ausrief:

Mein Herr! ſo elend ich auch bin und dieſe armen Kinder, ſo muß ich mir doch dieſen unmenſchlichen Hohn verbitten.

„Karoline, Du biſt außer Dir,“ ſprach jetzt ihr Gatte und ergriff ihre Hand; „Du thuſt dieſem braven Manne, meinem alten Kriegskameraden, himmelſchreiendes Unrecht. Was er Dir geſagt hat, iſt reine Wahrheit. Bitt' ihm Dein Unrecht ab, damit Du es nicht ſo bereuen darfſt, wie ich das Unrecht, deſſen ich mich an meinem großen König ſchuldig gemacht habe.“

Aber auch dieſe Worte beruhigten die Geängſtete nicht, bis endlich der geweſene Kommandant mit einem martialiſchen Kernfluche ärgerlich ausrief:

Sie Ungläubige! Wenn Sie meinen und Ihres Mannes Worten nicht glauben wollen, ſo haben Sie es hier ſchwarz auf weiß.

Er wies ihr die Kabinetsordre.

Da! fuhr er fort: leſen Sie, und nehmen Sie Ihr Wort zurück, daß ich meinen Spott mit Ihnen habe treiben wollen. — Pfui! das thut mir in der Seele weh! Ich bin zwar lange kein junger Fähnrich mehr, der um alle hübſche Fräulein und Frauen herumſchwänzelt, aber ich habe doch noch ein Herz in der Bruſt, das ſich der Sünde ſchämen würde, einem Menſchen, am wenigſten aber einem Frauenzimmer, ohne Noth wehe zu thun.

Kaum hatte die Troſtloſe die Kabinetsordre geleſen, ſo waren alle beängſtigenden Zweifel verſchwunden. Ihr Schmerz verwandelte ſich plötzlich in Freude. Sie umarmte den Gatten und die Kinder unter Segenswünſchen, über den großmüthigſten aller Könige, und auch den alten Kommandanten, den ſie tauſend Mal bat, ihr zu verzeihen, was ſie ihm in der Aufwallung ihres zerriſſenen Herzens geſagt hatte.

So übte dieſer ſo oft und noch hin und wieder verketzerte König die Worte der heiligen Schrift: „Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen; bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen.“ Ev. Mathäi, Cap. 5. V. 44.

Die Ausſteuer.

„Wer hat nun Recht?“ ſchrie Frau Blum, indem ſie mit kirſchbraunem Geſicht und funkelnden Augen in das Zimmer ſtürzte und, beide derbe Arme in die Hüften geſtemmt, dicht vor ihren Mann, den Bäckermeiſter Blum, trat.

„Wer hat nun Recht?“ wiederholte ſie mit einem noch geſteigerten kreiſchenden Ton: „Ich oder Du?“

Der Bäcker Blum, ein kleines, wohlgenährtes, kugelrundes Männchen, dergleichen Ausbrüche von ſeiner herrſch- und zankſüchtigen Ehegenoſſin ſchon gewohnt, und dem, ohne ein Sokrates zu ſeyn, die Natur als Surrogat für deſſen Weisheit, eine nicht zu erſchöpfende Portion Phlegma verliehen, drehte ſeine weiße Mütze langſam auf dem Kopf herum, und fragte dann in einem gedehnten Tone:

Marie, wovon iſt die Rede?

„Wovon anders, als von der gottloſen Range, dem Gottlieb, unſerm Sohn, das ſaubere Kraut.“

Was hat er denn wieder gemacht?

„Nichts Gut's wie immer!“ ſchrie die Mutter: „aber ich will ihm die verliebten Mucken ſchon austreiben. Das ſag' ich Dir, Mann! nicht einen Tag darf er länger im Hauſe, auch nicht hier in Potsdam bleiben. Er muß fort — fort — und recht weit von hier.“

Der Bäcker Blum wagte es, einige Gegenvorſtellungen zu machen. Es war ſein einziger Sohn, er liebte ihn ſo ſehr, wie er deſſen, nach ſeiner Indolenz nur fähig war, und dazu kam noch, daß Gottlieb, ein junger, raſcher Burſche von achtzehn Jahren, der ebenfalls ſeines Vaters Handwerk erlernt, bei ihm die Stelle von zwei Geſellen erſetzte, überall die Augen hatte und daß ſein Vater lediglich durch ſeine Betriebſamkeit in ſo gutem Ruf ſtand, daß man ſelbſt aus fernen Gegenden bei ihm Zwieback und Semmeln kaufte, weil man dieſen den Vorzug vor ähnlichem Backwerk ſeiner Zunftgenoſſen gab.

Dieſe Gegenvorſtellungen hießen aber Oel in's Feuer gießen.

„Du haſt die Wahl!“ ſchrie ſeine Frau: „er oder ich — Einer muß aus dem Hauſe.“

Wenn Du ihn lieber haſt, als mich, ſo ſag' es nur, dann geh' ich, und laſſe mich ſcheiden!"

Aber warum ſoll er denn fort? ſtammelte der Eingeſchüchterte.

„Warum? — Das fragſt Du noch? Biſt Du denn ganz mit Blindheit geſchlagen? — Willſt Du denn partout und abſolut, daß er uns Schande machen ſoll?"

Macht er uns denn die? Er verſteht ſein Geſchäft, iſt fleißig und ſieht nach der Ordnung; iſt kein Spieler, kein Trinker, und hat keine ſolche luſtigen Brüder zu ſeinen Freunden, wie wohl die Meiſten ſeines Gleichen.

„Das könnt' er meinetwegen," entgegnete die Zornige: „wenn er ſich nur nicht an die armſelige Kreatur, die Waiſendirne, die Sophie Berger, gehangen hätte."

Das iſt ihm ja verboten worden, meinte der Bäcker: und er hat uns verſprochen, nicht weiter an ſie zu denken.

„Verſprechen und halten iſt zweierlei! Ich bin nicht ſo einfältig geweſen, wie Du, ihm zu glauben. Ich hab' ihm alſo hübſch auf den Dienſt paſſen laſſen. Heut', als ich auf den Markt ging, um Fleiſch zu kaufen, fragte mich die Schlächterfrau Märtens: Alſo wird doch wohl noch ein Pärchen aus Ihrem Gottlieb und der Sophie Berger? und ſetzte höhniſch hinzu: ich gratulire! — Ich war, wie aus den Wolken gefallen. Das ſollte mir fehlen! rief ich aus. — Nun, nichts für ungut, Frau Gevatterin! ich dacht' es nur; denn am vorigen Sonntag hab' ich ihn mit dem Mädchen recht vertraulich Hand in Hand auf dem Brauhausberg geſehen. — Sie thaten Beide ſo ſchön, wie Braut und Bräutigam, und wir Alle, ich, die Wittwe Runkel und die Schneiderfrau Spitzkorn, die bei mir waren, glaubten nicht anders, als daß die Sache, wovon man ſchon ſo lange gemunkelt, endlich in Richtigkeit wäre. Mann! als mir dies die Schlächterfrau erzählte, da dacht' ich, mich würde der Schlag auf der Stelle rühren. Unſer Kind, unſer einziger Sohn, ſollt' eine Waiſenhausdirne, ein Soldatenkind heirathen? Nein, das überlebt' ich nicht! — Alſo fort mit ihm, weit in die Welt, da wird er ſchon die verliebten Gedanken verlieren."

Wär' es denn ein ſo großes Unglück, wenn er das Mädchen heirathete? fragte der Bäcker kleinlaut, ſchon aus langer Erfahrung überzeugt, daß ein heftiger Widerſpruch nicht ausbleiben würde.

Er hatte ſich auch nicht geirrt. Die Bäckerin beſtand jetzt um ſo hartnäckiger auf die ſchleunige Entfernung des Sohnes von Potsdam.

Der Vater mußte nachgeben, und es wurde von den Aeltern, oder vielmehr von der Mutter beſchloſſen: Gottlieb mit der nächſten Poſt nach Königsberg in Preußen zu des Vaters Bruder zu ſchicken, der dort als Bäckermeiſter anſäſſig war.

„Da mag er ſein Heil verſuchen,“ ſetzte ſie hinzu: „und wenn der Schwager keinen Geſellen braucht, ſo können wir ja für ihn Koſtgeld bezahlen. — Haben wir's doch — und wenn's auch Jahr und Tag dauern ſollte. Eh' er das Mädchen nicht vergeſſen hat, darf er nicht wieder zurückkommen.“

So weit war das Paar einverſtanden. Es kam jetzt nur noch darauf an, dem Sohn den Beſchluß bekannt zu machen und ihn zum Gehorſam zu zwingen. Die Mutter beſtand darauf, der Vater ſolle ihm ſeine Verbannung ankündigen, dieſer lehnte es aber mit ungewöhnlicher Standhaftigkeit ab; er fühlte, daß es ihm dazu an Muth fehlen würde, und erklärte ſeiner Frau:

Du haſt die Sache eingefädelt, nun magſt Du ſie auch ganz zu Stande bringen.

„Du biſt eine feige Memme!“ rief ſie aus: „eſſen und trinken, die Hände in den Schooß, und ſich des Abends auf's Ohr legen, das iſt

Deine Sache; aber wenn es was zu thun giebt, da mögen Andere ſorgen.“

Der Bäcker ſchwieg nicht nur ſehr gleichgültig über dieſe nichts weniger als ſchmeichelhaften Aeußerungen ſeiner Ehehälfte, ſondern es verzog ſich ſein volles nichtsſagendes Geſicht in eine Art von Lächeln, überzeugt daß ſeine Frau auch ohne ſeine Mitwirkung ihr Vorhaben durchſetzen, und den Sohn nach Königsberg ſchaffen würde.

Sie öffnete auch ſogleich die Thüre und ſchrie mit gellender Stimme: „Gottlieb!“

Der Sohn trat aus der Backſtube in das Zimmer der Aeltern.

„Wo biſt Du den Sonntag Nachmittag geweſen?“

Vor'm Thore, ich ging ein wenig ſpazieren.

„Mit wem?“

Mit Keinem.

„Auch nicht mit der Waiſenhausdirne?“

Nein!

„Haſt Du ſie nicht geſehen und geſprochen?“

Der junge Menſch ſtutzte, ſagte aber dann doch mit ungewiſſer Stimme:

Nein!

„Schamloſer Lügner!“ rief die Mutter aus: „Du biſt ja mit ihr Hand in Hand auf dem Brauhausberge umher gegangen.“

Gottlieb hatte ſich mittlerweile etwas geſaßt und leugnete dies beſtimmter.

„Soll ich Dir Zeugen ſtellen?“ Dich hat ja die Schlächterfrau Märtens, die Wittwe Runkel, die Frau des Schneider Spitzkorn, und wer weiß, wer noch geſehen.“

Der Ueberführte ſchwieg.

„Ich ſehe ſchon,“ fuhr ſie fort: „da muß man andere Maßregeln ergreifen, um dem Unweſen endlich ein: für allemal ein Ende zu machen. Mit einem Soldatenbalg ſoll Er ſich nicht ſchleppen! verſteht Er mich? und noch weniger will ich ſolch Geſchöpf zu meiner Schwiegertochter haben. Er packt ſeine Sachen zuſammen, ſetzt ſich auf die Poſt und fährt zu ſeinem Onkel, dem Bäckermeiſter zu Königsberg in Preußen. Verſteht Er mich?“

Iſt das Ihr Ernſt, Mutter?

„Mein voller Ernſt — da hilft nichts! Keine Sparenzen, das bitt' ich mir aus!“ drohte die Bäckerin.

Und Sie wollen dies auch, Vater? fragte der Sohn, den Bäckermeiſter mit bittenden Blicken anſehend.

Der Befragte zuckte ſtumm die Achſeln. Gottlieb wußte nun zwar, wie wenig der Vater Herr im Hauſe war; aber da ſein Gebehrdenſpiel ihm doch verrieth, daß er keinen Antheil an dieſer liebloſen Verſtoßung habe, ſo hoffte er, daß er in einer ſo wichtigen Sache, und da er ſich für unentbehrlich im Hauſe hielt, doch einmal ſeine Rechte als Hausherr und Vater geltend machen würde; er erklärte alſo beſtimmt: er würde nicht von der Stelle gehen.

Die Bäckerin, die keinen Widerſpruch vertragen konnte, gerieth in Wuth, und ſetzte ihrem Mann ſo lange zu, bis dieſer in der Angſt ſeines Herzens dem Sohn zwar nicht befahl, ſondern mit zitternder Stimme ihn bat, ſich doch der Anordnung der Mutter zu fügen, um Ruhe und Frieden im Hauſe zu erhalten.

„Ich will es thun!“ ſprach der Sohn nach einiger Beſinnung; „blos aus Liebe zu Ihnen, aber der Mutter ſoll es nichts helfen. Von der Sophie laſſ' ich nicht, und wenn ich auch bis an's Ende der Welt gehen müßte, und ſie denkt eben ſo. Wir haben uns ewige Lieb' und Treue geſchworen, und wir werden unſern Schwur halten.“

Redensarten! ſpottete die Mutter: doch das gilt mir gleich, wenn Du nur gehorchſt.

In dieſem Augenblick trat ein Briefträger in den Bäckerladen, um ſich eine Semmel zu kaufen; ſie wurde ihn durch die Glasſcheibe der Thür, die nach dem Laden führte, gewahr; wie ein Blitz flog ſie in ſolchen und redete den Briefträger mit den Worten an:

„Schön! daß Sie kommen! Wann geht die fahrende Poſt nach Königsberg in Preußen ab?"

Morgen um zwölf Uhr, war die Antwort.

Sie kehrte zu dem Vater und Sohn zurück, und indem ſie dem Erſtern die von dem Briefträger erhaltene Nachricht mittheilte, ſetzte ſie hinzu:

„Es iſt nun keine Zeit zu verlieren. Du, Mann, gehſt gleich auf die Poſt, und läßt den Gottlieb einſchreiben. Dann machſt Du Dich an den Brief, den Du ihm an den Schwager mitgiebſt, und ich will mich dabei machen, ſeine ſieben Sachen einzupacken."

Aber könnten wir's nicht wenigſtens einen Poſttag aufſchieben? ſtammelte der Bäcker, der den Sohn gern bei ſich behalten hätte; es fehlt mir ja ein tüchtiger Geſelle.

„Du haſt ja noch den Dietrich, und ein Paar Tage wird er ſchon allein fertig werden; dann finden ſich zehn für einen. Friſche Fiſche, gute Fiſche."

Auch dieſer Verſuch des armen Blum, einen Aufſchub zu bewirken, war fruchtlos, und auf den Troſt: kommt Zeit kommt Rath, mußte er Verzicht leiſten.

Troſtlos ging Gottlieb wieder an ſeine Arbeit; die Mutter, die ihm nicht traute, ließ ihn nicht aus den Augen. Der Bäcker mußte ſich auf ihr Geheiß anziehen und nach der Poſt gehen.

Gottlieb ſah kein Mittel, den Sturm zu beſchwören; jetzt beſchäftigte ihn nur noch ein Gedanke, ſeine Geliebte von dem Unglück, das ihm bevorſtände, zu unterrichten, von ihr Abſchied nehmen und das ihr geleiſtete Gelübde noch erneuern zu können.

Heimlich ſchlich er ſich auf ſein Zimmer, kleidete ſich an und wollte ſich aus dem Hauſe ſchleichen; aber — neues Unheil! — die Mutter vertrat ihm den Weg.

„Wohin?“ fragte ſie mit barſchem Ton.

Auf eine Nothlüge hatte er ſich nicht gefaßt gemacht, er ſtammelte daher:

Ich wollte nur einen Gang machen.

„Ich kenne den Gang!“ ſchrie die Mutter: „Zu der Waiſendirne. — Daraus wird nichts! — Nur wieder umgekehrt.“

Er mußte gehorchen. Hätte er ſeinen Vorſatz dennoch durchſetzen wollen, ſo würde ſie ihn wie eine Furie verfolgt und auf offener Straße eine Scene gemacht haben, die alle Neugierigen und die ganze Straßenjugend herbeigelockt hätte.

Sophie mußte auf jeden Fall, es koſte was es wolle, erfahren, daß und weshalb er von **Potsdam** verbannt wurde.

Er ſchrieb ihr ein Paar Zeilen, worin er zärtlich von ihr Abſchied nahm, ihr Treue bis in den Tod gelobte, und ſie beſchwor, auch ihm treu zu bleiben.

Das Mädchen pflegte in der Regel in den Laden des Bäckers zu kommen, um ſich einen Salzkuchen zu kaufen, blos um Gelegenheit zu haben, ihren **Gottlieb** zu ſehen. Sie bedurfte dieſes Frühſtücks nicht, es wurde ihr der Bedarf in dem großen Potsdamſchen Militär-Waiſenhauſe gereicht, auch würde es ihr zu dieſer unbedeutenden Ausgabe an Geld gefehlt haben, hätte ihr nicht Gottlieb dann und wann einige Groſchen gegeben.

Charlotte, eine Magd verkaufte im Laden. Ihr, als einer Hausgenoſſin, konnten die Verhältniſſe der Familie kein Geheimniß ſeyn. Sie hatte einen heimlichen Groll gegen ihre Herrſchaft, die Frau **Blum**, wegen ihres gebieteriſchen Weſens, ihres Hochmuths, ihres Pochens auf Wohlhabenheit und ihres beſtändigen Keifens, und deſto mehr Mitleid mit dem Mann, am meiſten aber mit dem hübſchen, freundlichen **Gottlieb**, und da er einer Vertrauten bei ſeiner Liebſchaft bedurfte, ſo hatte er ſie dazu gewählt.

Er erſparte ſich die Mühe, ſie erſt weitläuſig mit ſeiner Lage bekannt zu machen; der Augenſchein hatte ſie darüber mehr und gründlicher belehrt, als die beredteſte Schilderung je im Stande geweſen ſeyn würde. Charlotte war auch gleich bereit, ihm in Allem, was er von ihr begehrte, behülflich zu ſeyn, Durch ſie hatte er früher, ſeit ihm der Umgang mit ſeiner Geliebten von der Mutter ſtreng unterſagt war, dieſe durch ein kleines Zettelchen wiſſen laſſen, wann und wo ſie ein Rendezvous haben könnten.

Jetzt bat er Charlotten, wenn Sophie in den Laden käme, ihr den kleinen Brief unbemerkt in die Hand zu ſpielen.

Kaum war dies geſchehen, ſo kam auch das Mädchen und erhielt den traurigen Abſchiedsbrief.

Der Bäcker war von der Poſt heimgekehrt, hatte, dem Befehl ſeiner gebieteriſchen Ehehälfte gemäß, den Sohn zur Abreiſe nach ſeinem Exil einſchreiben laſſen und das Poſtgeld für die erſte Station bezahlt. Er ſetzte ſich nun an einen Tiſch und ſchrieb den Brief an ſeinen Bruder, nicht ohne große Schweißtropfen auf der leeren Stirn, wobei er die Mütze hin und her drehte, als ob er aus ihr den Stoff zu ſeiner Epiſtel ſchöpfen wollte, und ſich oft verdrießlich hinter die Ohren kratzte: denn es wurde ihm zehnmal leichter, in einem Trog Teig zuſammen zu kneten, als zwanzig Zeilen im Zuſammenhange niederzuſchreiben. Mittlerweile beſchäftigte ſich die Mutter, die Sachen des Sohnes in einen Koffer zu packen, wobei dieſer ihr, mit ſchwerem Herzen hülfreiche Hand leiſten mußte.

Kaum war Sophie mit ihrem Salzkuchen und dem Briefe aus dem Bäckerladen, ſo öffnete ſie den Letztern.

Jede Zeile war ihr ein Dolchſtoß in's Herz. Der Heißgeliebte, von deſſen Liebe ſie ſo innig überzeugt war, von dem ſie das Glück ihres ganzen, bis jetzt ſo freudeloſen Lebens erwartete, ſollte ihr auf ewig entriſſen und ſie einer hoffnungsloſen Zukunft preisgegeben werden. Sie war in Verzweiflung. Wer konnte hier helfen und retten? — Ach! Keiner.

Sie ſann hin und her; tauſend unausführbare Pläne durchkreuzten ſich in ihrem Kopfe. Endlich war es ihr, als wenn ihr eine innere Stimme zurief: es giebt nur Einen Retter in dieſem Irrſal, dein König, der große Friedrich!

Raſch, wie Atalante, denn es war keine Minute zu verlieren, eilte ſie nach Sansſouci. Sie flog die hohen Teraſſen empor, nicht achtend der ſchönen Orangerie, der Bildſäulen und der künſtlich geformten Vaſen, womit ſie geſchmückt waren, und näherte ſich dem Sommerpalaſte des Monarchen.

Ein großer, ſchöngewachſener, ſchnurrbärtiger Gardiſt vertrat ihr den Weg, als ſie in die Thür treten wollte.

Wohin? fragte er.

„Zum Könige!“

Das geht nicht ſo gerade zu. Sie muß hier warten, bis ein Lakei kommt, der ſie melden kann.

Friedrich, an einem Fenſter ſtehend, hatte Sophien kommen ſehen; ein Page aus dem Vorzimmer wurde von ihm hinausgeſchickt, um ſich zu erkundigen, was das Mädchen herführe?

Er hinterbrachte dem Könige die Nachricht, ſie wünſche, ihn zu ſprechen.

Der große Monarch, der auch dem Geringſten Zutritt und Gehör nicht verſagte, befahl ſogleich, ſie zu ihm zu führen.

Sophie trat unter einem Strom von Thränen und glühend vom Laufen und Angſt in das blendende Gemach, und warf ſich vor dem König auf die Kniee.

„Steh auf!“ ſagte Friedrich liebreich, „ſprich, was begehrſt Du?“

Unter Schluchzen und Thränen erzählte ihm das Mädchen: wie ſie einen Geliebten habe, den Sohn des Bäckermeiſters Dinum in Potsdam, ſchilderte ihre wechſelſeitige Zuneigung ſo rührend und naiv, und wie die Mutter ihres Geliebten als ein böſer Genius dazwiſchen getreten, um ſie und dieſen zeitlebens unglücklich zu machen.

Sie reichte dem König Gottlieb's Brief hin, und ſetzte hinzu:

„Da, leſen Sie ſelbſt! Ew. Majeſtät werden daraus erſehen, daß ich die lautere Wahrheit geſprochen habe.“

„Gottlieb würde mich gewiß heirathen, und er kann es auch, denn er iſt der einzige Sohn und ſein Vater hat Vermögen, er verſieht ſchon deſſen Geſchäft; aber die Mutter will es nicht zugeben, weil ich ein armes Waiſenkind bin.“

Bei dem Laufen hatten ſich die ſchönen, geflochtenen, kaſtanienbraunen Haare gelöſt, ſie flatterten um die offene weiße Stirn und rollten auf die Schultern in natürlichen Locken. Die Züge des hübſchen, blühenden Geſichts waren durch die Aufregung des Gemüths noch ſprechender und intereſſanter geworden, und das braune, in Thränen ſchwimmende Auge ſprach zu dem Herzen. Die ſchlichte Kleidung der Waiſenhauszöglinge ſtand dem Mädchen ſchöner als der reichſte Modeputz; ſtatt Eitelkeit und Gefallſucht zeigte ſie nur Sittſamkeit und Anſpruchsloſigkeit.

Friedrich durchlief den ihm dargereichten Brief, und ſagte dann mit milder Stimme:

„Beruhige Dich, meine Tochter! Es kann noch Alles beſſer werden als Du denkſt.“

Er ſchellte. Ein Page trat in das Zimmer.

„Bringe das Mädchen zu dem Kaſtellan; er ſoll ſie ſo lange bei ſich behalten, bis ich ſie werde rufen laſſen.“

Der Befehl wurde vollzogen. Das Mädchen verließ zitternd den König, ungewiß über ihr Schickſal, und ſie würde noch in größeren Aengſten geſchwebt haben, wenn ihr nicht der König ſo freundliche Worte geſagt hätte.

Kaum war das Mädchen zu dem Kaſtellan gebracht worden, ſo ſandte der Monarch einen Lakaien nach Potsdam, und ließ den Bäckermeiſter Blum, deſſen Frau und Sohn zu ſich beſcheiden.

„Was in aller Welt mag der König von uns wollen?“ fragte die Bäckerin den Lakaien.

Das weiß ich nicht! Genug, Sie ſollen gleich Alle Drei nach Sansſouci kommen.

Man beeilte ſich, die Toilette zu machen. Jeder zog ſeinen Sonntagsſtaat an. Der Bäcker Blum ein Paar Schuhe mit großen ſilbernen Schnallen, wie die an einem Pferdegeſchirr, himmelblaue feine wollene Strümpfe, ein Paar kurze ſchwarze Beinkleider, eine Scharlachweſte mit

Schößen und einen hellblauen Rock mit maſſiven ſilbernen Knöpfen. Der Sohn war einfacher und wie es ſich für einen Bäckergeſellen geziemt, gekleidet. Am meiſten Mühe hatte aber die Mutter mit ihrer Toilette. Ein ſteifer vielfaltiger Rock von geblümtem Batavia, eine ſteife Contuſche von ſchillerndem Gros de Tours wurde angelegt. An den kurzen Aermeln flatterten lange ausgenähte Manſchetten. An der linken Seite hing eine große Taſche mit ſilbernem Beſchlag an einem ſilbernen in einen Gurt geſteckten Haken, um den Hals eine Schnur Bernſteinperlen. Den Kopf bedeckte eine Mütze von Drap d'or mit einem weit hervorragenden ſteif geſtärkten Vorſprung von weißem Klar mit einer Kante beſetzt. Außer dem goldenen Trauring prangten noch einige andere Ringe an den dicken rothen Fingern der rechten Hand der Frau Blum, und damit ſie nicht überſehen würden, zog ſie nur an die linke einen weißen geſtrickten Handſchuh, der für die rechte würde mit dem Schnupftuche der Taſche anvertraut und in der unbedeckten Hand hielt ſie einen großen Fächer von braunem Holz und grünem Taffent. Wie ein Storch ſchritt ſie auf ſchwarz ſeidenen Schuhen mit hohen rothen Hacken einher, und der Rock war nicht ſo lang, daß man nicht wenigſtens etwas von den rothen Zwickeln in den Strümpfen hätte ſehen können.

Alle Erinnerungen des Bäckers, daß ſeine Ehehälfte ſich doch fördern möchte, fanden kein Gehör; ſie kehrte wohl zwanzig bis dreißig Mal zu dem Spiegel zurück, vor dem ſie ſich gemuſtert hatte, und antwortete ihrem Manne kurz:

„Das verſtehſt Du nicht, man muß doch vor dem König anſtändig erſcheinen, wie es einer ehrſamen und reichen Bürgersfrau geziemt.“

Endlich langte das Kleeblat in Sansſouci an. Mittlerweile waren der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau und der Kommandant aus Potsdam zum Könige gekommen, und er unterhielt ſich mit ihnen.

Der Bäcker und ſeine Familie wurden gemeldet.

„Laßt ſie hereinkommen!“ ſprach Friedrich.

Die Thüre öffnete ſich, und die Vorgelaſſenen erſchienen. Vater und Sohn machten ihre unbeholfenen Bücklinge, wobei der Erſtere bei ſeiner Beleibtheit beinahe das Gleichgewicht verloren und auf die gebohnten Dielen gefallen wäre. Die Frau Blum machte eine Menge Knixe und die ganze Gruppe würde einem Hogarth reichen Stoff zu einem Karrikaturbilde dargeboten haben. Ein ſarkaſtiſches Lächeln ſchwebte um den Mund des Monarchen, das Frau Blum zu ihren Gunſten auslegte und die Furcht vor einem ſo großen Könige zu ſtehen, verwandelte ſich in Zutrauen.

„Er iſt der Bäcker Blum?“ fragte Friedrich.

Ja, Ew. Majeſtät.

„Das iſt ſeine Frau und ſein Sohn?“ fuhr der König fort.

Der Letztere verneigte ſich ehrerbietig, Frau Blum ſprach aber raſch und mit ihrer gewöhnlichen hellen Stimme:

„Allerunterthänigſt aufzuwarten!“ indem ſie dabei wieder ein halbes Dutzend Knixe wie ein gezerrter Hampelmann machte.

Der König wandte ſich wieder an den Bäcker.

„Ich höre,“ ſprach er: „Sein Sohn hat auch ſein Metier erlernt und er iſt ſo zu ſagen der Werkmeiſter.“

Man wird nach und nach alt und iſt da nicht mehr ſo berührig, wie in ſeinen jungen Jahren.

„Da ſollt' Er ſich ganz zur Ruhe ſetzen, und dem Sohn das Geſchäft übergeben.“

Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, nahm die Frau das Wort: er iſt noch zu jung, er muß ſich erſt was in der Welt verſuchen. Wir wollen ihn daher auf einige Jahre in die Fremde ſchicken, nach Königsberg in Preußen, zu meines Mannes Bruder, der iſt auch ein Bäckermeiſter.

„So?“ ſagte Friedrich, die Sprecherin ſcharf in's Auge faſſend; „alſo nur, damit er ſich etwas in der Welt verſuchen ſoll?“

Die Befragte bejahte dies mit einem Knix.

„Meine gute Frau Meiſterin,“ ſprach Frierich in einem Ton wo das gute wie Perſiflage klang; „das iſt nicht der wahre Grund; ich weiß das beſſer. Er ſoll nicht heirathen!“

Die Bäckerfamilie ſtutzte.

„Glaube Sie mir, heirathen wird für ihn nützlicher ſeyn, als wenn er noch einige Jahre ſich auf der Wanderung herumtreibt.“

Heirathen möchte mein Sohn meinetwegen, aber nur nicht ein blutarmes Waiſenmädchen, eines gemeinen Soldaten Kind, platzte die Bäckerin heraus: er ſtammt von honetten Bürgersleuten ab und ſoll nur eines honetten Bürgers Tochter zur Frau nehmen.

„Ueberlege Sie, was Sie ſpricht!“ ſagte Fredrich; „die Tochter eines Soldaten iſt Ihr zu ſchlecht zur Schwiegertochter? Bin ich nicht ſelbſt Soldat?“

„Alle die Waiſenmädchen hier in dem Waiſenhauſe ſeh' ich als meine Kinder an und vertrete Vaterſtelle bei ihnen. Wenn Sie ſonſt nichts gegen das Mädchen einzuwenden hat, ſo ſollte Sie ſich ſchämen, aus einem ſo albernen Hochmuth gegen Ihren Sohn ſo hartherzig zu ſeyn. — Hat Er denn auch etwas wider dieſe Heirath, Meiſter Blum?“

Ach nein! ſeufzte der Beſtürzte, der in Todesangſt ſchwebte, ſeine vorlaute Ehehälfte möchte ihre Zunge nicht beherrſchen und ſich noch andere Unziemlichkeiten zu Schulden kommen laſſen.

Frau Blum's Zunge war allerdings durch dieſen ſchonenden Vorwurf gelähmt, aber keineswegs konnte ſie ihre Natur ganz verleugnen, und wollte daher auch ſelbſt vor dem Könige Recht haben.

Das möchte d'rum ſeyn, ſprach ſie: Soldatenkind oder nicht. Da würde man wohl ein Auge zudrücken; denn Jeder, der das Mädchen kennt, lobt es. Sie hält ſich nett und reinlich und wenn ſie in unſern Laden kam, betrug ſie ſich immer beſcheiden und ſittſam; aber —

„Nun, was für ein Aber?“ — rief Friedrich aus.

Sie iſt doch gar zu arm.

„Woher weiß ſie das?“

Nun, ein Waiſenhausmädchen —

„Ich ſag' Ihr, es iſt nicht wahr, ich bin dem Mädchen ſechs tauſend Thaler ſchuldig und wenn ſie eine anſtändige Heirath macht und einen braven Mann bekommt, der ſie liebt und den ſie wieder liebt, und der ſein Brod ehrlich verdienen kann, ſo werd' ich ſie ihr auszahlen laſſen und — ſich an den Fürſten Leopold wendend; „Nicht wahr, Sie ſind ihr auch noch Geld ſchuldig? und auch Er?" indem er ſeine Frage an den Kommandanten richtete.

„Wie viel? Fürſt Leopold!"

Tauſend Thaler, ſagte dieſer.

„Und Er?" ſich an den Kommandanten wendend.

Fünfhundert Thaler.

„Was verlangt Sie nun mehr!" — redete Friedrich die Bäckerfrau an: „das Mädchen hat ein Vermögen von ſiebentauſend fünfhundert Thalern. Kennt Sie viele Bürgerstöchter, die ihrem Manne ſoviel zubringen?"

Ja, das iſt was Anderes, ſtammelte Frau Blum: da geben, ich und mein Mann mit tauſend Freuden unſere Einwilligung.

Der König befahl nun, Sophien zu ihm zu bringen. Als ſie in das Zimmer trat, erſchrak ſie heftig, die Blum'ſche Familie anzutreffen und zitterte bei dem Anblick ihrer Widerſacherin.

„Nur näher, meine Tochter!" ſprach der König zu ihr: „hab' ich Dir nicht geſagt, es könnte noch Alles beſſer werden? ich verſtehe mich etwas auf's Prophezeihen. Die Aeltern Deines Liebhabers geben ihre Einwilligung zu der Heirath und ich wünſche, daß Deine Ehe recht glücklich ſeyn mag."

Sophie wollte ſich wieder zu den Füßen des Königs niederwerfen, Ueberraſchung und Entzücken lähmten ihre Zunge; er hielt ſie davon zurück und wandte ſich an den jungen Blum mit den Worten:

„Mein Sohn! vergeſſ' Er es nie, welch ein braves Weib Er bekommt. Das Mädchen hat Ihm von ihrer innigen Liebe einen ſo großen Beweis gegeben, daß Er der undankbarſte Menſch von der Welt wäre, wenn Er ihr je die geringſte Veranlaſſung geben könnte, ihre Zuneigung zu Ihm zu bereuen. — Die Ausſtattung ſeiner Braut iſt hinlänglich, ſich ſelbſt zu etabliren. Gewinn' Er das Bürger- und Meiſterrecht und dann führ' Er ſeine Braut heim.“

Geruhen Ew. Majeſtät mir eine allerunterthänigſte Bitte zu erlauben, ſprach Frau Blum: Unter ſolchen Umſtänden könnt' er nach wie vor das Geſchäft des Vaters betreiben und einſt nach deſſen Tode in ſeine Stelle treten. Er iſt meinem Manne unentbehrlich.

„Jetzt? — Heute früh war er's doch nicht, wo er Knall und Fall aus dem Hauſe ſollte, um in die weite Welt verſtoßen zu werden? — Nein! das geht nicht! Er muß ein ſelbſtſtändiger Mann werden, und da ich der Vater aller Waiſenmädchen bin, ſo muß ich auch dafür ſorgen, daß dies Mädchen hier in ihrer Ehe keinen Störenfried hat."

Schwiegermütter ſäen in der Regel Unkraut in den Waizen, ſprach der Fürſt Leopold.

„Eben deswegen ſoll der junge Blum einen eigenen Hausſtand machen," erwiederte der König.

„Jetzt könnt Ihr wieder gehen," fuhr er fort ſich an das Blum'ſche Kleeblatt wendend; „es verſteht ſich, daß es bei meiner Anordnung bleibt. Das will ich Euch rathen!" Dabei ſah er die Bäckerfrau mit ſcharfen Blicken an und indem er Sophien mit freundlichem Lächeln die glühende noch von Freudenthränen benetzte Wange ſtrich, ſprach er zu dieſer:

„Wenn Du zum Drittenmale aufgeboten biſt, dann melde Dich bei mir, es ſoll Dir meine Schuld gezahlt werden. Die hier — auf den Fürſten und Kommandanten deutend — werden dann auch ihr Wort halten."

Die Vorgeladenen und das Waiſenmädchen entfernten ſich; der Bäckermeiſter Blum, froh über den Ausſpruch des Königs, das junge Paar überſeelig und Frau Blum mit innerem Verdruß, daß ſie ihren Willen nicht hatte durchſetzen können.

Bei der Heimkehr ſprach ſie kein Wort, und, in ihre vier Pfähle zurückgekehrt, ergriff ſie jede Gelegenheit, um mit Mann, Sohn, Geſellen und

Dienſtboten zu keifen. Der Bräutigam bat unterwegs Sophien, ihm in das väterliche Haus zu folgen, ſelbſt der Vater äußerte dieſen Wunſch; da aber die künftige Schwiegermutter nicht mit einſtimmte, vielmehr ihr zornige Blicke zuwarf, ſo lehnte ſie dieſe Einladung ab, und kehrte in das Aſyl ihrer hülfloſen Kindheit zurück.

Blum's Mutter hätte gern die Heirath rückgängig gemacht. Der Vorfall war aber bald ſtadtkundig geworden, man wünſchte dazu dem Bräutigam und auch ſeinen Aeltern Glück, und der junge Blum eilte möglichſt, mit ſeiner Geliebten vor dem Altar auf immer verbunden zu werden. Nach dem dritten Aufgebot meldete ſich Sophie bei dem Könige und ſie erhielt von ihm die verſprochene Ausſteuer in Friedrichsd'or aus ſeiner Chatoulle und auch die übrigen beiden Geſchenke, wobei Friedrich noch nebenbei eine kleine Neckerei übte, weil er den Kommandanten als einen Mann kannte, der die perſonificirte Sparſamkeit war. Für dieſen war es ein ſchweres Opfer; er konnte ſich ihm indeß nicht füglich entziehen; nach einigen Monaten, wo er ihn für ſeinen Hang zum Geiz hatte büßen laſſen, erſetzte er ihm dieſe erpreßte Wohlthat reichlich.

Die Ringe.

1.

„Was haſt Du da?“ fragte Friedrich, in das Vorzimmer tretend, einen Kammerhuſaren, der, mit großer Aufmerkſamkeit einen Ring betrachtend, die Ankunft des Königs nicht gleich bemerkt hatte. Zwar etwas erſchrocken über ſeinen Mangel an Aufmerkſamkeit, faßte er ſich doch ſchnell wieder, und antwortete: Einen Ring, Euer Majeſtät.

„Wie kommſt Du dazu?“

Ein Jude hat ihn mir aufgeſchwatzt. Anfänglich wollt' ich mich zu nichts verſtehen; aber er ließ mir keine Ruhe, und pries ihn mir ſo an, daß ich ihn doch endlich fragte, wie viel er dafür haben wolle? Er verlangte funfzig Thaler. — Wo hatt' ich die hernehmen ſollen? — An ſolchen Kauf kann ich nicht denken, erklärte ich ihm. Laſſ' Er mich zufrieden. Ei! nun, ich laſſ' mit mir handeln, meinte der Jude; was bieten Sie mir? — Um ihn los zu werden, biet' ich zehn Thaler. — Topp, es gilt! rief der Jude, da haben Sie den Ring. — Was wollt' ich machen, ich mußt' ihn nun ſchon behalten.

„Und Du willſt ihn tragen?“

Gott ſoll mich bewahren! Das iſt mir nicht eingefallen.

„Was willſt Du denn damit machen?“

Ich will ihn meiner Schweſter ſchenken.

„Haſt Du eine Schweſter?“

Ja, Euer Majeſtät.

„Wo iſt die?“

In meinem Vaterlande, Pommern.

„Iſt ſie verheirathet?“

Nein, noch nicht; ſie dient bei dem Ober-Amtmann L.... Sie wird aber bald Hochzeit machen. Sie hat einen Bräutigam, den Amtsſchreiber.

„Das ſoll alſo wohl ein Hochzeitgeſchenk ſeyn?“

Das wäre wohl möglich.

„Zeige mir doch einmal den Ring.“

Der Kammerhuſar reichte ihn dem Könige hin, dieſer nahm ihn, beſah ihn ſehr genau, und ſprach nach einer Pauſe: „Ei das iſt ein koſtbarer Ring! Haſt Du wirklich dafür nur zehn

Thaler gegeben?“ wobei er den Kopf bedenklich ſchüttelte.

Gewiß und wahrhaftig, Ew. Majeſtät! nicht mehr als zehn Thaler.

„Und Du haſt ihn von einem Juden gekauft?“

Ja, wie ich Euer Majeſtät ſchon geſagt.

„Von einem Juden? Ich kann's mir kaum denken! Das wäre der Erſte auf der ganzen Welt, der bei'm Schachern den Käufer nicht hinter's Licht geführt, ſondern ſelbſt Schaden gehabt hätte. Das ſind ja echte Steine! Ich verſteh' mich etwas darauf.“

Ich kann's mit einem leiblichen Eid beſchwören, daß ich dem Juden nur zehn Thaler gegeben habe.

„Laß mir den Ring! Ich will ihn von einem Juwelier abſchätzen laſſen, um meiner Sache gewiß zu ſeyn.“ Bei dieſen Worten ſteckte Friedrich den Ring in ſeine Weſtentaſche, und kehrte in ſein Zimmer zurück.

2.

Am folgenden Morgen befahl er ſeinem Geheimen-Kämmerier, einen Juwelier rufen zu laſſen. Dieſer erſchien. Er nahm den Ring des Kammerhuſaren von ſeinen Arbeitstiſch, zeigte ſolchen dem Juwelier, und fragte ihn: „Wie viel würde ein Ring von echten Steinen, ganz dieſem ähnlich, koſten?"

Der Juwelier beſah den Ring aufmerkſam, zählte die Steine, und erwiederte: Dreihundert Thaler, Euer Majeſtät.

„Kann Er mir wohl einen ſolchen Ring machen, aber ganz ähnlich — hört Er?"

Das iſt nicht ſchwierig, Euer Majeſtät.

„Nun, ſo mach' Er einen; aber gleich auf der Stelle. — Wann glaubt Er, daß Er damit fertig ſeyn kann?"

Nach kurzem Beſinnen verſetzte der Juwelier: Heut Abend, wenn es Euer Majeſtät befehlen.

„So nehm' Er den Ring mit, und fertige Er mir einen darnach an. Das ſag' ich Ihm aber, er muß ganz akkurat nachgemacht ſeyn, ſonſt nehm' ich ihn nicht."

Der Juwelier wurde darauf von dem Könige mit den Worten entlaſſen: „Nun kann Er wieder gehen."

Heimgekehrt, ſchritt ſolcher gleich zur Erfüllung des ihm gewordenen Auftrages; am Abende lieferte er, wie er verſprochen, den Probering und den darnach angefertigten ab, und empfing dafür die geforderten dreihundert Thaler.

3.

Den Tag darauf nahm Friedrich über Tafel, an der viele Offiziere und andere Perſonen von Stande ſich befanden, das Wort, und indem er auf den Kammerhuſaren, der die Aufwartung hatte, mit dem Finger deutete, begann er: „Meſſieurs! mein Kammerhuſar hier hat vor einiger Zeit einen Ring gekauft, um ihn ſeiner Schweſter zum Geſchenk zu machen. Er will ein Spottgeld dafür gegeben haben; ich halte das für unmöglich. Sie ſollen ihn jetzt ſehen, ich bin doch neugierig, wie hoch er von Ihnen geſchätzt wird.“

Er wandte ſich darauf an den Kammerhuſaren: „Geh' doch in mein Zimmer; da liegt der Ring auf meinem Tiſche, hol' ihn mir.“

Der Kammerhuſar gehorchte, brachte den von dem Juwelier gemachten Ring, den er für den ſeinigen hielt, und reichte ihn dem König dar.

Friedrich gab den Ring dem neben ihm Sitzenden mit den Worten: „Was iſt der Ring wohl werth?“

Dieſer ſchätzte ihn auf vierhundert Thaler.

Der Ring machte die Runde um die ganze Tafel, bis er wieder an den König zurückkam; Mancher ſchätzte ihn noch höher; die ſich auf

Juwelen am beſten verſtanden, taxirten ihn nach ſeinem wahren Werth, auf dreihundert Thaler.

Während der Abſchätzung des Ringes hatte Friedrich den Kammerhuſaren nicht aus den Augen verloren; bei der erſten Preisbeſtimmung erſtaunte dieſer; er wollte ſeinen Ohren nicht trauen; als aber einſtimmig ſein Ring ſo hoch abgeſchätzt wurde, zweifelte er gar nicht mehr, daß derſelbe ſo viel werth ſeyn müßte; um deſto unerklärlicher blieb es ihm, daß ein Jude ſich ſo verſehen haben ſollte.

„Siehſt Du nun, daß ich mich beſſer auf dergleichen verſtehe, als Du und der Jude?“ ſprach der König zu dem Kammerhuſaren.

Euer Majeſtät, ſtammelte der Kammerhuſar: es wird mir immer ein Räthſel bleiben. Der Jude zwang mir durch ſeine Zudringlichkeit den Ring auf; ich hab' ihn nur gekauft, um ihn los zu werden, und bis dieſe Stunde geglaubt, daß er mich dabei betrogen hätte.

„Da thuſt Du ihm Unrecht. Hier haſt Du Deinen Ring wieder, ich gratulire Dir zu Deinem Handel, Du kannſt ihn Deiner Schweſter ſchicken, und wirſt damit gewiß Ehre einlegen.“

4.

Nach aufgehobener Tafel kam der beſtürzte Kammerhuſar wieder zur ruhigen Beſinnung.

Mit der Abſchätzung meines Ringes, dachte er bei ſich ſelbſt, hat es doch wohl ſeine Richtigkeit nicht. Der König hat nur einen Spaß mit mir treiben wollen, und auf ſeinen Befehl haben Alle an der Tafel meinen Zehnthalerring ſo hoch taxiren müſſen. Dahinter will ich bald kommen. Ich werd' ihn mir von einem Unpartheiiſchen abſchätzen laſſen, der ſich darauf verſteht.

Keiner ſchien ihm dazu geeigneter, als der Juwelier, von dem der König mehrmals Etwas gekauft und Manches umarbeiten laſſen. Sein erſter Gang am folgenden Morgen war daher zu dieſem Juwelier.

„Ich wollte Sie nur bitten,“ ſprach er unbefangen, als er in deſſen Verkaufsgemach getreten war; „mir zu ſagen, wie viel dieſer Ring eigentlich werth iſt,“ indem er dem Juwelier ſolchen hinhielt.

Kaum erblickte ihn der Befragte, ſo erkannte er ihn für den, welchen er dem Könige hatte anfertigen müſſen, und ſtatt die Frage des Kammerhuſaren zu beantworten, fragte er ihn in einem halb inquiſitoriſchen Tone: Wie kommen Sie zu dem Ringe?

Empfindlich erwiederte der Kammerhuſar:

„Solch' eine verfängliche Frage muß ich mir verbitten. — Wie kommen Sie dazu?“

Sehr natürlich! Erſt geſtern hab' ich dieſen Ring an den König für dreihundert Thaler verkauft.

„Dieſen Ring? Herr, das iſt nicht wahr! dieſen Ring hab' ich von einem fremden Juden, als hier Jahrmarkt war, gekauft, und zehn Thaler dafür gegeben."

Für dieſen Ring? — Das iſt nicht möglich! Der König hat ihn ausdrücklich bei mir beſtellt, und ich muß daher fragen, wie Sie dazu kommen? Dazu bin ich verpflichtet und berechtigt.

„Herr! glauben Sie denn, daß ich den Ring geſtohlen habe? Kommen Sie auf der Stelle mit mir zum Könige. Der ſoll Ihnen bezeugen, daß der Ring mir rechtmäßig gehört. Zum Diebe laſſ' ich mich nicht machen."

Ich will das nicht behaupten; aber das kann ich beſchwören, wenn es darauf ankommt, daß ich dieſen Ring gemacht habe.

„Bleiben Sie dabei?"

Ja, das kann und werd' ich!

„Das ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen!" rief der Kammerhuſar, tief an ſeinem Ehrgefühl gekränkt, zornig aus: „Wir werden uns näher ſprechen!"

Er verließ den Juwelier, Feuer und Flammen ſprühend, und eilte in das Schloß. Noch aufgebracht trat er zu dem Könige in's Zimmer, erzählte ihm die Scene, die er mit dem Juwelier gehabt, wie dieſer ihn zu einem Diebe machen wolle und bat um Genugthuung für eine ſolche ehrenrührige Beſchuldigung und Beſtrafung des Injurianten.

Der König hörte, mit ſichtbarer Freude über das Ehrgefühl des ehrlichen Pommer, deſſen Erzählung und Beſchwerde an, ohne ihn zu unterbrechen; dann ſprach er zu ihm: „Beruhige Dich, mein Sohn: Du ſollſt Satisfaction haben, das iſt nicht mehr als billig. Gieb mir den Ring, und beſtelle, daß der Juwelier gleich zu mir kommen ſoll.“

Der Kammerhuſar reichte den Ring dem Könige hin, und verließ das Zimmer, um deſſen Befehl vollziehen zu laſſen. Mittlerweile vertauſchte Friedrich den Ring mit dem, welchen der Kammerhuſar von dem Juden erſtanden hatte.

Der Juwelier ließ nicht lange auf ſich warten. Der Kammerhuſar führte ihn ſelbſt in das Zimmer, und ſprach zu dem Könige, einer Ehrenerklärung und der Beſtrafung ſeines Beleidigers gewiß, im Tone freudiger Zuverſicht: „Hier iſt er, Euer Majeſtät!“

Friedrich hieß den Juwelier näher treten, reichte ihm den Ring mit unechten Steinen hin, und fragte ihn: „Iſt das Sein Ernſt, wenn Er behauptet, daß der Kammerhuſar hier dieſen Ring nicht gekauft hat?“

Der Juwelier beſah ihn, erkannte denjenigen, den er von dem Könige erhalten, um danach einen ähnlichen mit echten Steinen anzufertigen, und erwiederte: Euer Majeſtät halten zu Gnaden; dieſen Ring kann er gekauft haben, das will ich nicht beſtreiten. Es iſt aber nicht der, den er mir gezeigt hat.

„Da hören es Euer Majeſtät ſelbſt,“ rief der Kammerhuſar aus: „er will mich mit aller Gewalt zum Spitzbuben machen. Sie wiſſen es am beſten, daß ich ihn nicht geſtohlen. Ich hab's ehrlich geſtanden, daß ich ihn von einem Juden für zehn Thaler gekauft, und ich kann's, wenn's verlangt wird, mit gutem Gewiſſen beſchwören.“

„Was ſagt Er dazu?“ fragte der König den Juwelier.

Der Kammerhuſar hat mir einen andern Ring gezeigt, als dieſen, und zwar den, welchen ich für Euer Majeſtät machen müſſen, das iſt die lautere Wahrheit, und ich muß dabei bleiben.

„Nun ſoll ich zwei Ringe haben! Euer Majeſtät hören es ſelbſt. Das iſt aber nur eine leere Ausflucht, um ſich frei zu reden. Euer Majeſtät wiſſen es ja, daß ich nur einen habe, und werden mich ehrlichen Kerl doch nicht beſchimpfen laſſen?“

Friedrich ſchwieg eine Weile, und ſchien nachzuſinnen, während ihm die Verlegenheit des Juweliers und die Unruhe des Kammerhuſaren Vergnügen machte. Endlich ſich die Stirn reibend, rief er aus: „Jetzt geht mir ein Licht auf! Der ganze Streit zwiſchen Euch Beiden beruht auf einem Mißverſtändniß. Ich bin Schuld daran; ich habe Seinen Ring,“ ſich an den Juwelier wendend, „aus Unachtſamkeit mit dem des Kammerhuſaren verwechſelt, und dieſen an ſolchen, ſtatt des ihm gehörenden gegeben. Er hat meinem Kammerhuſaren Unrecht gethan, das ſieht Er nun wohl ein; aber der Schein war wider ihn, und es iſt ihm dies nicht ſo übel zu nehmen.“

Jetzt wandte er ſich an den Kammerhuſaren: „Darum mußt Du's auch nicht ſo genau mit ihm nehmen!“ Dann fuhr er fort, beide Ringe in der Hand haltend: „Weißt Du was? — Um dem Dinge ein Ende zu machen, haſt Du hier Deinen gekauften Ring; den ſchick' an Deine Schweſter, und hier auch den andern, der ihm ſo ähnlich ſieht, den behalte für Dich. Jetzt biſt Du auf immer ſicher, daß der da,“ auf den Juwelier deutend, „Dich nie mehr fragen wird, wie Du zu dem Ringe kommſt? — Nun laßt mich aber auch in Ruhe!“

Anwerbung und Hochzeit an einem Tage.

Nach der Schlacht von Chotuſitz und Czaslau am 17. Mai 1742 nahm Prinz Heinrich in den erſten Tagen des Juni ſein Nachtquartier in einem Bauerhofe.

Das Gehöfte gehörte zu den beſten im Dorfe; alles verrieth Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit.

Der Eigenthümer, mit Namen Heuſchel, ein bejahrter, aber noch rüſtiger Mann, kam dem Prinzen und ſeinem Gefolge an der Thür entgegen, die Mütze in der Hand, begrüßte er ſeine ungeladenen Gäſte, treuherzig, ohne Kriecherei, bot Jedem die Hand und ſagte zu dem Prinzen:

Gott grüße Sie! Seyn Sie uns willkommen! Was wir haben, ſteht zu Dienſten, nur machen Sie's gnädig.

„Seyd ohne Sorgen, Alter!“ erwiederte der Prinz leutſelig und mit einem Lächeln über Henſchel's Mawerat, der es in ſeiner Bewillkommnung kein Hehl hatte, daß er ſich vor unbilligen Forderungen und Gewaltthätigkeiten nicht ganz ſicher glaubte.

„Seyd ohne Sorgen!“ wiederholte er, und klopfte Henſchel ſanft auf die Schulter; „zu viel ſoll nicht verlangt und Euch Alles bezahlt werden. Aber nun ſorgt auch für uns und unſer Vieh.“

Nun, dafür iſt geſorgt, und wenn's nicht ausreicht, ei nun, ſo wird auch dazu Rath geſchafft werden. Auf ſo vornehmen Beſuch ſind wir freilich nicht eingerichtet. Sie werden ſchon mit dem vorlieb nehmen müſſen, was es giebt. Nur ein Schelm giebt mehr als er hat.

Ich halt' ihn für einen ehrlichen Mann, und habe daher wohl ein Recht, auch das nämliche von Ihm zu fordern. Ich hab' Ihn geſagt, daß man nichts unbilliges verlangen und Alles baar bezahlen wird. Daß muß Er mir nun auch auf mein Wort glauben.“

Du lieber Himmel! Es war ja nicht ſo böſe gemeint, gnädiger Herr. Ich meinte nur, wenn etwas fehle, oder nicht ganz ſo ſeyn ſollte, wie Sie's wünſchen, daß Sie's nicht meinen Mangel an guten Willen zurechnen möchten. —

Wir ſind das von alten Zeiten her leider! ſchon gewohnt, daß uns Manches ganz unverſchuldet in die Schuhe geſchoben wird, woran wir nicht gedacht haben.

„Was mich betrifft, guter Freund! ſo laß' Er ſich deshalb kein graues Haar wachſen.“

Dem Prinzen wurde nun im obern Stock das beſte Zimmer angewieſen. Henſchel führte ihn dorthin und verließ ihn dann, um für das Unterkommen des Gefolges, der Dienerſchaft und der Roſſe zu ſorgen.

Alles in dem Hauſe war ſehr thätig und beſchäftigt, die Einquartierung nach Möglichkeit zu bewirthen. Was Garten, Boden, Speiſekammer und Keller enthielt, wurde eiligſt herbeigeſchafft und die Frau des Gehöftbeſitzers bot alle ihre Kochkunſt auf, um den Prinzen mit den Lieblingsgerichten des ſchleſiſchen Landmannes gütlich zu thun. Das waren freilich keine Gerichte nach den Regeln der franzöſiſchen Kochkunſt, ſie bildete ſich aber doch ein, daß ſie damit bei dem Prinzen große Ehre einlegen müſſe, und verlangte von ihrem Manne, er ſolle zu dem hohen Gaſt gehen und ſich erkundigen, wie es ihm ſchmecke?

„Das würde ſich ſchicken! Solche Herrſchaften ſind es hundertmal beſſer gewohnt, als unſer Einer. — Ne, damit bleib' mir vom Halſe.“

Wie Du nun gleich ſo ausſiehſt! Väterchen, ſprach Henſchel's Ehegenoſſin und ſtreichelte dem Zornmüthigen liebkoſend die braunen Backen; ich meint' es ja nur ſo. Wenn Du's nicht thun willſt, auch gut. — Aber, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, und ſchlug ſich mit der flachen Hand vor die Stirn; da haben wir doch Beide einen rechten dummen Streich gemacht! Keiner hat daran gedacht, auch etwas zum Trinken hinauf zu ſchicken. Bier und Branntwein ſchickt ſich freilich nicht, wir haben aber ja noch eine Flaſche Ungarwein. Den ſollteſt Du ihm hinaufbringen, Väterchen! Vielleicht ſpricht er dann von ſelbſt über die Speiſen.

Sie wartete ſeine Antwort nicht ab, eilte in den Keller, und brachte die Flaſche.

Beſänftigt über die ſcheinbare Nachgiebigkeit ſeiner Ehehälfte, trug der ehrliche Henſchel kein Bedenken, ihr Verlangen zu erfüllen.

Mit der Flaſche in der Hand trat er in die Stube des Prinzen, deſſen Souper ſchon längſt beendet war, überreichte ſolche und entſchuldigte ſich, daß er ſo ſpät erſt damit erſchiene.

Wir haben nur dieſe einzige Flaſche, ſchloß er: denn Wein kommt nur alle Jubeljahr über unſere Lippen, und wenn meine Käthe nicht noch daran gedacht, ſo hätt' ich's in den Tod vergeſſen. — Es iſt guter Unger.

„Ich dank' Ihm, mein Freund! für Seinen guten Willen. Nehm' Er die Flaſche nur immer wieder mit. Sie kann Ihm nach einer glücklich überſtandenen Krankheit einmal zur Stärkung dienen. Für mich iſt ſchon geſorgt, wie Er ſieht," — der Prinz deutete auf ein Flaſchenfutter, — „Ungarwein iſt mir überdies zu hitzig."

Sie ſollten ihn doch wenigſtens koſten, bat der Landmann, denn Nöthigen bis zur Zudringlichkeit gehört zu den unerläßlichen Hauptregeln der feinen Lebensart bei der untern Volksklaſſe.

Der Prinz lehnte das Verlangen beſtimmt ab, mit dem Zuſatz:

„Behalt' Er ihn nur, Ihm wird er gewiß beſſer ſchmecken, als mir."

Ehe mir etwas ſchmeckt, hat es noch lange Zeit.

„Wie ſo?"

Man wird ſeines Lebens ja gar nicht froh, bei ſolchen Kriegstrubeln.

„Hat Er denn im Kriege viel gelitten?"

Das ſollt' ich meinen! Wo Holz gehauen wird, fallen Späne. Aber ich wollt's gern verſchmerzen, wenn nur erſt Friede wäre, dann ſollte dieſe Flaſche — ſie in die Höhe haltend — die längſte Zeit voll geweſen ſeyn.

Der Prinz war ſchon von den Friedensunterhandlungen unterrichtet, denn es war einige Tage vor dem Abſchluß des Breslauer Friedens, den 11. Juni 1742. Er ſprach alſo zu Henſchel.

„Da wird Er ſeine Flaſche die längſte Zeit gefüllt haben. Ich kann Ihm zu Seinem Troſte ſagen: der Friede iſt vor der Thür.“

Spaß oder Ernſt?

„Mein völliger Ernſt! Ich weiß es gewiß und Er kann ſich auf mich verlaſſen!“

Gott ſey ewig Preis und Dank, rief die Alte und ſein Auge glänzte vor Freude, aber dieſe Aufwallung verflog bald und er fragte zaghaft:

Wenn Sie das ſo gewiß wiſſen, ſo wiſſen Sie auch wohl noch mehr. Werden wir denn preußiſch?

„Ich glaub's, ehrlicher Alter! Es müßten ganz beſondere unerwartete Hinderniſſe dazwiſchen kommen, und die ſcheinen mir nicht denkbar.“

Gott gebe das Beſte! ſprach mit gen Himmel erhobenen Blick Henſchel und faltete dabei ſeine Hände.

„Wie kommt es, daß Er ſo preußiſch geſinnt iſt?“ fragte der Prinz.

Das geht ſehr natürlich zu, dann werden wir doch endlich vor Verfolgungen als Ketzer geſichert ſeyn.

„Iſt Er denn nicht katholiſch?“

Gott behüte! das bin ich nicht! Ich bin ein echter Lutheraner, wie meine Aeltern und Großältern geweſen ſind. Das ganze Dorf iſt lutheriſch.

„Ich denke, faſt ganz Schleſien beſteht aus Katholiken?“

Behüte! Die Hälfte, wo nicht mehr iſt lutheriſch; und Allen, die nun preußiſche Unterthanen werden, wird es gewiß recht aus dem Grunde des Herzens freuen, daß der Religionsdruck einmal ein Ende nimmt.

„Die Katholiken denken aber wohl nicht ſo, wie Er und ſeine Glaubensgenoſſen?“

Warum nicht? Es giebt viele recht gute Menſchen unter ihnen, und wenn man ſie nicht um ihrer Religion Willen verfolgt und drückt, ſo können ſie ja zufrieden ſeyn und werden's auch.

„Das wird nie geſchehen. Das iſt ganz wider die Grundſätze meines Bruders.“

Henſchel wollte ſich entfernen. Da ſprach der Prinz zu ihm:

„Eh' Er geht, koſt' Er doch erſt noch von meinem Wein.“

Er füllte zwei Gläſer, reichte das eine ſeinem Wirthe dar und nahm das andere.

„Stoß' Er an, auf einen baldigen glücklichen Frieden.“

Er that es, ohne ſich lange zu beſinnen und rief aus:

Auf einen baldigen Frieden und auf das Wohl des Königs von Preußen und ſo Gott will, auf das meines künftigen allergnädigſten Landesvaters.

Bei dieſem Toaſt trat ein Offizier in das Zimmer, um den Prinzen einen Rapport abzuſtatten.

Ein Wink des Prinzen gab Henſchel zu verſtehen, daß er allein ſeyn wolle, und der Letztere ging.

Während des Geſprächs des Prinzen mit dem Offizier entſtand im untern Stockwerk ein auffallender Lärm. Es war ein wildes Geſchrei und Gekreiſch von männlichen und weiblichen Stimmen, ein Klirren, als wenn Gläſer und Fenſterſcheiben zertrümmert würden. Der Prinz, beſorgt, daß einige von ſeinen Leuten ſich betrunken und Exceſſe verübten, ſprach zu dem Offizier:

„Gehn Sie doch ſchnell hinunter, ſehen Sie zu, was es giebt, und ſtellen Sie die Ruhe wieder her. Wer den Unfug angezettelt, ſoll exemplariſch beſtraft werden.“

Der Offizier gehorchte, kam aber ſchnell zurück, während der Lärm fortdauerte, und rapportirte dem Prinzen:

Euer königlichen Hoheit! Ihre Beſorgniß iſt ganz ungegründet. Keinem iſt es eingefallen, Ihren Befehlen zuwider, ſich einer Ungebührniß ſchuldig zu machen. Es iſt nichts als der Ausbruch der Freude über die Nachricht, die Henſchel ſeiner Frau, ſeinen Kindern und ſeinen Dienſtleuten gebracht, daß der Friede ſo gut als abgeſchloſſen ſey, und ſie nun Alle preußiſch werden würden. Das Geſchrei iſt der laute Jubel darüber, und das Klirren, als würde Glas zerſchlagen, die Folge des Anſtoßens der Gläſer bei dem Vivat, das man Seiner Majeſtät dem König von Preußen fortwährend ausbringt.

Der Prinz ging jetzt ſelbſt hinunter. Er fand Henſchel, ſeine Frau, ſeine Kinder, Knechte und Mägde, einige ſeiner Stallleute und Soldaten ſeines Regiments beiſammen. Es fehlte nicht an Bier und Branntwein und der ſeelenfrohe Henſchel benahm ſich, als der geſchäftigſte und aufmerkſamſte Wirth.

Als der Prinz zu den Freudeberauſchten eintrat, entſtand plötzlich eine feierliche Stille. Die zu ſeiner Dienerſchaft gehörten und die Soldaten ſprangen von ihren Schemeln und Bänken auf, richteten ſich kerzengrade empor und ſtanden bewegungslos wie Bildſäulen. Minder ſteif zeigten ſich zwar die übrigen Anweſenden, aber eine ehrfurchtsvolle Scheu hatte ſich auch ihrer bemeiſtert; des Prinzen Erſcheinung brachte die entgegengeſetzte Wirkung von Oberon's Horn hervor.

„Laßt Euch nicht ſtören, Kinder!“ ſprach er leutſelig: „thut, als wenn ich nicht da wäre.“

Keiner wagte es, den Mund aufzuthun.

„Ihr wollt alſo, daß ich wieder gehen ſoll?“ und ſich der Thür zuwendend, machte er Miene, die Stube zu verlaſſen.

Da faßte der Großknecht, ein junger rüſtiger Burſche, ſich ein Herz, er ergriff ein Glas mit Branntwein, hob es in die Höhe und rief mit ſonorer Stimme:

„Seine königliche Hoheit, der Prinz Heinrich ſoll leben! hoch!“

Das war das Signal zu einem allgemeinen Lebehoch.

Durch dies Benehmen wurde der Prinz auf den jungen Menſchen aufmerkſam; er fragte ihn nach ſeinen Namen, Alter und ſeinen Verhältniſſen. Schnell, beſtimmt und ohne Schüchternheit antwortete er:

Ich heiße Gottfried Hörz, bin hier aus dem Dorfe gebürtig, ein und zwanzig Jahr alt, meine Aeltern ſind beide tod, ich bin der einzige Sohn, und diene jetzt als Großknecht ſeit zwei Jahren hier auf dem Gehöfte.

„Du würdeſt einen guten Soldaten unter der Garde meines Bruders abgeben,“ meinte der

Prinz, während er den Knecht vom Kopf bis zu den Füßen mit ſeinen Augen maß.

Ich habe auch ſchon Luſt gehabt, Soldat zu werden, verſetzte der Knecht: wenn nur eines nicht wäre. — Er ſah dabei nach Henſchel's älteſter Tochter Marie.

„Und das iſt?"

Da müßt' ich von hier fort und, die Augen verſchämt niederſchlagend, ſetzte er leiſe hinzu, meine Braut verlaſſen.

„Haſt Du denn ſchon eine Braut?"

So halb und halb. Mein Herr hat mir Hoffnung gemacht, mir ſeine Tochter — er deutete auf Marien — zur Frau zu geben, wenn ich erſt majoren bin und mein väterliches Erbe, ein kleines Bauerngehöft übernehmen kann, und die Tochter iſt mir auch gut. Nicht wahr? Mariechen! fragte er dieſe, ſich an ſolche wendend.

Das Mädchen wurde feuerroth, verhüllte ihr Geſicht mit der Schürze und blieb die Antwort ſchuldig.

Der Prinz, die Hand des Mädchens freundlich niederdrückend, ſprach zu ihr:

„Wenn Du auch kein Wort ſagſt, ſo verräth doch die Feuerröthe Deiner Backen," — er kniff ihr die eine ſanft — „das Gottfried Hörz die Wahrheit geſprochen hat."

Ein leiſer Seufzer ſchwebte von den Lippen der Eingeſchüchterten.

„Iſt es wirklich Sein Ernſt, Henſchel," fragte jetzt der Prinz dieſen: „ſeinen Großknecht in der Folge zu ſeinem Schwiegerſohn zu machen?"

Warum nicht? er iſt ein ordentlicher, fleißiger Menſch und das Grundſtück, das ihm zugefallen, ernährt ſchon ſeinen Mann, wenn er vernünftig wirthſchaftet.

„Eh' es aber ſo weit kommt, wird Euch die Zeit gewiß ſehr lang werden?" äußerte der Prinz gegen den Knecht und Marie: „Weißt Du was, mein Sohn!" ſprach er dann zu dem Erſten: „ich dächte, Du nähmſt vorläufig Dienſte bei meinem Regiment; ich gebe Dir mein Wort, Du ſollſt bald an die Garde abgegeben werden, wo Du mehr Traktament bekömmſt. Dann kannſt Du Dein Mädchen gleich heirathen. Willſt Du?"

Mit Freuden! rief Hörz aus.

Henſchel ſchüttelte bedenklich den Kopf und auch deſſen Frau verrieth Unruhe.

„Er hat doch nichts dawider?" fragte der Prinz Marien's Vater.

Doch, mit gnädigſter Erlaubniß. — Wenn Gottfried Soldat wird, ſo iſt er keinen Augenblick ſeines Lebens ſicher: dann muß er in den Krieg, und wer ſteht ihm dafür, daß er nicht erſchoſſen, niedergehauen oder doch zum Krüppel gemacht wird.

„Ich hab' Ihm ja ſchon geſagt, daß es Friede iſt, und da hat es keine Gefahr. Lebt Ihr hier denn ewig auf dem Lande; wird Keiner zum Krüppel, wenn er bei'm Decken eines Strohdachs herunter fällt, wenn er ſich bei der Aerndte oder ihm bei'm Holzfällen ein Baum ſchwer verletzt?"

Ja, das trifft ſich freilich oft, und ſterben müſſen wir Alle.

„Sein Einwand hält alſo nicht Stich. — Ich dächt', Er machte keine Schwierigkeiten. Er thut mir damit einen Gefallen und mein Bruder bekommt einen jungen, braven, tüchtigen Soldaten mehr. — Schlag' Er ein!"

Der Prinz reichte Henſchel die Hand hin.

Wie konnte der Alte bei ſolchen herablaſſenden Worten noch Widerſtand leiſten?

Er ſchlug heftig ein und ſprach: Meinetwegen! Gott gebe ſeinen Segen!

Gottfried machte einen Freudenſprung. Marien's Geſicht verklärte ſich und der Prinz fuhr gegen Henſchel fort:

„Da Er ſich nun ſo gefällig bewieſen, ſo will auch ich ein Uebriges thun."

Er winkte dem Knecht:

„Hier mein Sohn, hat Er Handgeld,“ er faßte in die Taſche und gab ihm zehn Dukaten. „So lang' Er bei meinem Regiment bleibt — denn Er muß doch erſt das Exerziren lernen, eh' ich ihn unter die Garde bringe — ſoll Er als Zulage aus meiner Taſche doppelte Löhnung erhalten und die Uniform wird Ihm gewiß zu einem ganz andern Kerl machen.“ *)

---

*) Das Regiment Prinz Heinrich von Preußen zeichnete ſich damals durch ſeine geſchmackvolle Uniform aus. Es trug, weil es ein Füſilierregiment war, ſtatt der kleinen geſchmackloſen Hüte, Mützen, faſt wie die Grenadiere, es hatte, wie die ganze Infanterie, dunkelblaue Röcke, dazu paille Achſelklappen, Aufſchläge und Kragen, bei den Offizieren hatte dieſe eine ſchmale geſtickte ſilberne Einfaſſung, auf den Klappen acht geſtickte ſilberne Knopflöcher mit langen ſilbernen Quaſten unter denſelben, drei auf den Taſchen und zwei hinten am Schooße, um den Hut eine ſchmale ſilberne Treſſe mit Borten, Cocarde und Agraffe. Die Gemeinen hatten keine Litzen.

Dies Regiment wurde bei'm Antritt der Regierung Friedrich's des Großen aus einem Theil der Leib-Kompagnie des Garde Grenadier Bataillons zu Potsdam errichtet, von verſchiedenen Regimentern der Armee wählte der König dazu die Offiziere, beſonders von dem Grenadiergarde Bataillon und verlieh es ſeinem Bruder, Dann wandte er ſich an die Anweſenden und rief:

„Das Brautpaar ſoll leben! hoch!“

Hoch! erſcholl es aus Aller Munde.

---

dem Prinzen Heinrich. Bis zum Jahre 1795 hatte es ſein Standquartier in Spandau.

Das Regiment hat ſich immer in den Feldzügen Friedrich's ausgezeichnet. Im Jahr 1743 belagerte das zweite Bataillon Neiſſe, 1744 gehörte es zu den Regimentern, welche Prag belagerten und eroberten. Im Jahre 1745 befanden ſich die Grenadiere, am 30. September gd. J. in der Schlacht bei Soor. 1756 ward das ganze Regiment zur Blockirung des ſächſiſchen Lagers bei Pirna gebraucht; 1756 das zweite Bataillon in Oſtritz während der Winterquartiere von einem ihm viermal überlegenen Feind überfallen. Es vertheidigte ſich tapfer, obgleich der größte Theil deſſelben verloren ging. Wenige Wochen darauf wurde das erſte Bataillon bei Hirſchfeld ebenfalls von 4000 Mann angegriffen, es leiſtete aber ſo tapfern Widerſtand, daß es ſeine Stellung behauptete. Das ganze Regiment wohnte der Schlacht bei Reichenberg (den 21. April 1757) bei. Bei Prag bewieſen die Musquetiere, beſonders das wieder neuerrichtete zweite Bataillon bei Wegnahme einer Redoute einen ſolchen Grad von Heldenmuth, daß ihm Friedrich darüber die größten Lobſprüche ertheilte. Gleiche Tapferkeit beſeelte das Regiment in der Schlacht bei Collin (den 18. Juni 1757) aus welcher es ſehr

Hörz war ſo beſtürzt, daß er, wie verſteinert ſtand.

---

geſchwächt kam. An der Schlacht bei Breslau (den 22. November 1757) nahm ein Bataillon und die Grenadiere daran Theil. Letztere hatten kurz zuvor, nahe vor Breslau, ein heftiges Gefecht, worin ſie den Feind überwältigten und 80 Gefangene machten. Während der Schlacht griffen ſie eine feindliche Verſchanzung an und eroberten vier Kanonen. Bei Leuthen (den 5. Dezember 1757) zeichnete ſich das ganze Regiment durch die größte Bravour aus; die Grenadire eroberten eine große feindliche Batterie von acht Kanonen. Der König beſchenkte ſie dafür reichlich. Das ganze Regiment wurde gleich darauf zur Belagerung von Breslau gebraucht. Sehr geſchwächt war es im Feldzuge von 1758 bei der Belagerung von Olmütz; die Grenadiere bewieſen während derſelben eine preiswürdige Tapferkeit, indem ſie die ihrer Obhut anvertrauten Geldwagen, trotz des heftigen feindlichen Angriffs, bei Domſtädtel glücklich zur Armee brachten. Nach dem Rückzuge aus Mähren marſchirten die Grenadiere nach der Mark, wo ſie die Schweden bei Fehrbellin angriffen und viele Gefangene machten. In der Schlacht bei Kunersdorf (den 12. Auguſt 1759) erwarb ſich das ganze Regiment großen Ruhm durch häufige Angriffe auf die feindliche Batterien; es war das letzte, welches vom Schlachtfelde abmarſchierte. Die Grenadiere ſtanden 1760 vor Dresden, das Regiment war bei

„Ein Soldat muß Courage haben!“ rief ihm der Prinz zu: „Du ſtehſt ja da, wie eine Salzſäule. Flink! gieb Deiner Braut doch einen Kuß; heimlich wirſt Du ihr gewiß ſchon manchen gegeben haben, jetzt kannſt Du's vor aller Welt Augen thun!“

Er faßte den Neuangeworbenen bei'm Arm und ſchob ihn Marien zu. Sie kam ihm auf halben Weg entgegen und Beide ſchloſſen ſich in die Arme.

„Nun fehlt nichts als der Feldprediger,“ äußerte der Prinz, und ſich an ſeinen Adjudan-

---

Hohengiersdorf und verlängerte bei dieſem Gefechte die rechte Flanke des damaligen Regiments Prinz Wilhelm von Braunſchweig. Es war 1760 bei der Belagerung von Schweidnitz und machte die Schlacht bei Torgau (den 3. November 1760) mit, und da es den erſten Angriff thun mußte, hatte es einen ſehr beträchtlichen Verluſt. Im baierſchen Erbfolgekriege von 1778 bis 1779, der von dem großen Könige aus den edelſten Motiven ohne allen Eigennutz begonnen wurde, und einen unverwelklichen Zweig in ſeine Lorbeerkrone geflochten, obſchon ihn Schriftſteller, die dadurch verrathen, wie ihnen alles Gefühl für das wahrhaft Hochherzige und der Schicklichkeit fremde iſt, den Kartoffelkrieg nennen, hatte es ein ſtarkes Gefecht bei Zuckmantel. Es machte dieſen Feldzug in Böhmen unter dem Prinzen Heinrich.

ten wendend, ſprach er: „Seh'n Sie doch zu, ob er in der Nähe iſt.“

Der Adjudant verließ das Zimmer. Der Prinz ſprach ſehr herablaſſend mit Henſchel, ſeiner Frau und der Braut, und ſo verlor ſich nach und nach immer mehr die peinliche Verlegenheit. An die Stelle des Mißtrauens trat Vertrauen.

Der Adjudant kehrte mit dem Feldprediger zurück. Der Prinz ſprach zu ihm:

„Ich ſtell' Ihnen hier ein junges Paar vor. Der Bräutigam iſt Füſelier bei meinem Regimente geworden, und ich wünſche, daß Sie die Trauung gleich vollziehen. Die Aeltern der Braut haben ihre Einwilligung gegeben. Iſt es nicht ſo?“ fragte er, ſich an das Henſchel'ſche Ehepaar wendend; der Vater beſtätigte es mit einem Ja, die Mutter mit einem Kopfnicken. „Der Bräutigam hat weder Vater noch Mutter am Leben. Einſpruch iſt nicht zu erwarten, dafür will ich ſtehen.“

Die Trauung geſchah.

„Morgen marſchir' ich weiter!“ ſprach der Prinz zu Hörz: „Du ſollteſt eigentlich mit dem Regimente auch mit marſchiren; aber das wäre grauſam. Du wirſt mir nicht deſertiren. Du kannſt alſo hier ſo lange bleiben, bis das Regiment in ſeine Friedensgarniſon eingerückt iſt. Dann aber ſtelle Dich dort mit Deiner jungen Frau ein und melde Dich bei dem Kommandeur des Regiments, den ich Deinetwegen gehörig inſtruiren werde."

Mit Anbruch des Morgens ſetzte der Prinz ſeinen Marſch fort, begleitet von den Glückwünſchen der Henſchel'ſchen Familie. Er hatte ſein Vertrauen keinem Unwürdigen geſchenkt. Hörz fand ſich demnächſt mit ſeiner Brau in Spandau ein.

Der Prinz erzählte den Vorfall dem Könige. Dieſer erinnerte ſich daran bei der darauf folgenden Muſterung, ließ ſich Hörz vorſtellen, und da er ausgezeichnet groß und wohlgebaut war, auch ſich durch ſeine militairiſche Haltung empfahl, ſo wurde er bei der Garde in Potsdam einrangirt. Er machte den zweiten Krieg vom Jahr 1744 bis 1745 mit, wurde in der Schlacht bei Soor (den 30. September 1745) bleſſirt, und rückte zum Unteroffizier hinauf.

Seine Bleſſur hinderte ihn, bei dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges von 1756 bis 1763 mit in's Feld zu ziehen. Er kam auf die Invaliden- und Verſorgungsliſte und erhielt eine Stelle bei der Regie, die ihm ein hinlängliches Auskommen bis zu ſeinem Tode gewährte.

Prinz Heinrich von Preussen als Werber.

Die Rüſtungen zu dem ſiebenjährigen Kriege von 1756 bis 1763 wurden von Friedrich dem Großen ſehr geheim betrieben. Als daher der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, in Rheinsberg ſeine Feldequipage in Stand ſetzen ließ, machte dies in dem Städtchen bei allen Einwohnern eine große Senſation und Jeder brannte vor Neugier, die Urſache dieſer Anordnung zu erfahren.

Alle Nachforſchungen blieben ohne Erfolg; man beſtürmte die Umgebung des Prinzen mit Fragen und Bitten; ſie mußten unbeantwortet bleiben, denn der Prinz hatte gegen Jeden darüber ein tiefes Schweigen beobachtet; nur ſein geheimer Kabinets-Sekretair war in das Geheimniß eingeweiht, weil er dieſen zu manchen darauf Bezug habenden Arbeiten nöthig hatte.

Zu des Prinzen großem Mißvergnügen und Befremden fragte ihn eines Tages ſein Kammerdiener, von Geburt ein Sachſe, als er ihm das Haar friſirte: Iſt es wirklich wahr, Euer königliche Hoheit, daß man nach Sachſen marſchiren wird?

„Wer hat Dir das geſagt?" rief der Prinz ſchnell und zornig, den Frager mit ſtrengen Blicken anſehend, als wollte er ſein Innerſtes durchſchauen.

Der Erſchrockene erwiederte mit leiſer Stimme ſtotternd:

Ich hab' es von einigen Leuten in der Stadt gehört.

„Alſo wiſſen hier die Leute in der Stadt mehr, als die im Schloſſe, wohl gar mehr als ich ſelbſt!"

Mit zitternden Händen verrichtete der Kammerdiener ſein Geſchäft. Er wagte es nicht, eine Sylbe weiter zu ſprechen, und der Prinz blieb ungewöhnlich kalt und ernſt, ob er gleich ſonſt wohl, während des Friſirens, ſich bei dem Kammerdiener nach den kleinen Neuigkeiten des Städtchens zu erkundigen pflegte. — Nach Beendigung ſeines Dienſtes ſagte der Prinz zu ihm:

„Ruf mir meinen Secretair!"

Dieſer erſchien; der Kammerdiener hatte ihm die Scene erzählt, die er eben mit dem Prinzen gehabt, und da ſich ſolcher nicht ganz ſchuldlos fühlte, ſo verrieth ſchon ſein Zittern und ängſtliches Weſen ſeine Schuld.

Kaum eingetreten, fragte ihn Heinrich mit ſtrengem Tone:

„Wer iſt Er, und was ſtellt Er vor?"

Euer königlichen Hoheit geheimer Kabinets-Secretair, ſtammelte der Zerknirſchte.

„Geweſen! — Weiß Er nicht, was die erſte Pflicht bei ſeinem Amte iſt?"

Die Antwort beſtand in einem Achſelzucken mit zur Erde geſenkten Augen.

„Schweigen!" fuhr der Prinz fort: „Ich kann Ihn nicht weiter brauchen. Wer hat ihm den Auftrag gegeben, kund zu machen, wohin der Marſch gehen ſoll? — Er iſt mir zu klug; Er weiß mehr, wie ich, denn darüber iſt noch nichts beſtimmt. Es hängt Alles von den Umſtänden ab, über die Keiner gebieten kann."

Der Secretair fiel dem Prinzen zu Füßen, geſtand reuevoll ſein Vergehen und bat um Gnade, In dieſem Moment trat ein Lakai in's Zimmer und meldete: eine Bürgertochter bäte um eine Audienz.

„Aufgeſtanden!" rief der Prinz dem Knieenden zu: „und wart' Er an der Thür, bis ich das Mädchen geſprochen habe."

Dann ſich an den Lakaien wendend, ſprach er zu dieſem:

„Sie kann kommen!“

Der Lakai ging, und bald darauf trat ein junges hübſches Mädchen in's Zimmer.

Schüchtern und mit tiefen Knixen näherte ſie ſich dem Prinzen, aber es kam keine Sylbe über die rothen, zitternden Lippen, bis der Prin[illegible] freundlich fragte:

„Was bringt Sie mir?“

Ach! Euer königliche Hoheit, lispelte ſie endlich mit leiſer Stimme und wurde dabei feuerroth: ich hätte eine große — recht große Bitte.

„Und die iſt?“

Doch meinen Liebſten mit nach Sachſen zu nehmen.

Der Prinz ſah bei dieſen Worten den wie ein armer Sünder an der Thür ſtehenden Secretair mit einem Blicke an, als wollte er ſagen: Das iſt ſchon wieder eine Folge ſeiner unüberlegten Schwatzhaftigkeit; dann wandte er ſich aber ſchnell zu dem Mädchen und ſprach zu ihr mit freundlicher Miene:

„Das wollt' ich herzlich gern thun, liebes Kind, aber das wird ſchwer halten. Ich nehme nur wenige von meinen Leuten mit, um den Troß und das Gepäck nicht unnöthig zu vergrößern.“

O, erwiederte das Mädchen, beherzt gemacht durch die Milde und Herablaſſung des Prinzen; wir tragen unſer Hoppheichen auf dem Rücken, wir bitten um nichts als um Euer königlichen Hoheit Schutz und Beiſtand.

Heinrich lächelte und meinte: „Sie thäte beſſer, mit ihrem Liebſten in Rheinsberg zu bleiben, da würde Sie mit ihm am ſicherſten ſeyn.“

Glauben Sie das nicht! entgegnete ſie: Ich will Ihnen nur reinen Wein einſchenken. Ich hab' einen böſen, recht böſen Stiefvater, es iſt der Glaſermeiſter Thormeyer, und mein Liebſter iſt bei ihm Geſelle. Er iſt ein guter, fleißiger und hübſcher Menſch, der das Seine zu Rathe hält; wir kennen uns ſchon geraume Zeit, ſind uns einander recht gut und möchten uns gern heirathen. Die Mutter hat auch nichts dawider; ſie ſäh's recht gern und wünſcht es ſelbſt, daß ich aus dem Hauſe und von dem böſen Stiefvater fort käme; doch der will ſchlechterdings davon nichts wiſſen. Erſtlich muß er dann mein Vatergut herausgeben, und zweitens fürchtet er, daß wenn mein Chriſtian erſt Meiſter und Bürger iſt, er ihm die beſten Kunden abſpenſtig machen wird, denn er verſteht ſein Metier beſſer als der Stiefvater. Chriſtian hat zwar ſelbſt ſo viel, um ohne mein Erbgut Bürger und Meiſter zu werden, und er hat es mir ſchon erklärt, daß er es ſich wolle aus Sachſen, wo er zu Hauſe gehört, ſchicken laſſen; aber da hat mein Stiefvater an die Ortsobrigkeit geſchrieben; nun wollen ſie ihn als einen Deſerteur anſehen, ſein Vermögen confiſciren, wenn er nicht wieder zurückkömmt, und überdies ſeinen ehrlichen Namen an den Galgen ſchlagen. Geht er in ſeine Heimath zurück, ſo muß er Soldat werden. Da will er denn lieber ſein Vermögen als mich verlieren und lieber den Preußen dienen. Die Mutter meinte, wenn er als preußiſcher Soldat nach Sachſen käme, ſo müßten ſie ihm wohl ſein Vermögen auszahlen, käm' er dann geſund wieder nach Rheinsberg, ſo könn' er dann immer noch hier Meiſter und Bürger werden und mich heirathen.

Heinrich hatte dem Mädchen mit großer Aufmerkſamkeit zugehört, ſie zuweilen angelächelt, um ihr, wenn ſie einmal in's Stocken gerieth, wieder neuen Muth zu machen, auch ihr zugenickt. Als ſie ſchwieg ſprach er:

„Ja, wenn die Sache ſich ſo verhält, ſo muß ich ſchon ein Uebriges thun. Iſt Dein Chriſtian groß genug, ſo will ich Euch Beide mitnehmen."

O, er iſt einen halben Kopf größer als Euer königliche Hoheit und ſchlank gewachſen, wie eine Tanne.

„So ſchick' ihn mir!"

Er ſteht ſchon draußen vor dem Schloſſe! rief das Mädchen freudig, und ohne des Prinzen Antwort abzuwarten, war ſie ſchnell aus dem Zimmer und kehrte nach wenigen Minuten mit dem Glaſergeſellen zurück.

Hier iſt er, Euer königliche Hoheit!

Heinrich ließ ſich nun mit dem Glaſergeſellen in ein Geſpräch ein; er befragte ihn nach ſeinem Namen, Geburtsort, Alter und ähnlichen Dingen und kam dann auch auf ſein Verhältniß zu der Stieftochter des Glaſermeiſters Thormeyer. Seine Erklärungen ſtimmten genau mit dem überein, was ihm das Mädchen ſo treuherzig erzählt hatte.

Während dieſes Geſprächs hatte der Prinz den Geſellen vom Kopfe bis zu den Füßen genau betrachtet, und ſich jetzt an das Mädchen wendend, ſprach er:

„Du haſt mir nichts vorgeflunkert, und ich will Deinen Wunſch erfüllen, wenn es noch Deines Liebſten Wille iſt, Soldat zu werden.“

O gewiß! rief ſie.

Recht gern! verſicherte der Geſelle.

Der Prinz öffnete jetzt einen Schrank, nahm aus demſelben acht Dukaten und reichte ſie dem Geſellen mit den Worten dar:

„Hier, mein Sohn, haſt Du Handgeld! Führe Dich gut auf und halte Dich brav!“

Er befahl, einen Unteroffizier zu rufen. Als dieſer erſchien, ſagte er zu ihm:

„Ich habe hier ſelbſt einen Rekruten angeworben. Ich übergeb' Ihm ſolchen zur Einkleidung und zum Einüben in den Exercitien. Er ſoll in meine Leibkompagnie eingeſtellt werden. Geh' Er gut mit ihm um, ſonſt hat Er's mit mir zu thun."

„Biſt Du nun zufrieden?" fragte er das Mädchen: „Wenn er nach Sachſen kommt, ſo wollen wir ſehen, wie wir ihm zu dem Seinigen verhelfen."

Nein! ſo war es nicht gemeint! rief das Mädchen: Euer königliche Hoheit haben mir verſprochen, daß ich mit ihm gehen dürfte. Erſt müſſen wir getraut ſeyn, damit die Leute nicht ſagen, wir wären nur ſo beiſammen. Euer königliche Hoheit werden mich ſchon verſtehen.

„Auch das ſoll geſchehen. Der Feldprediger ſoll Euch gleich trauen. — Aber nun ſage mir auch: von wem haſt Du's erfahren, daß ich nach Sachſen gehen werde?"

I, daß haben wir ſchon lange gewußt, erwiederte das Mädchen: die ganze Stadt iſt ja voll davon!

Heinrich warf einen Blick, der mehr Verachtung als Zorn verrieth, auf den Secretair, denn der Prinz war durch dieſen Vorfall faſt ganz beſänftigt. Scherzhaft ſprach er zu dem Paare:

„Was hier unter uns vorgegangen, das bleibt aber unter uns; verſteht Ihr mich? das macht nur nicht gleich ſtadtkundig.“

Warum nicht? meinte das Mädchen: Es iſt ja kein Schelmſtück. Ich bin ſo froh darüber, daß ich es Jedem, der mir begegnet, erzählen möchte.

„Die Mühe kannſt Du Dir erſparen,“ erwiederte Heinrich, und mit der Hand auf den Secretair deutend, fuhr er fort: „der da wird es ſchon früh genug unter die Leute bringen.“

Jetzt wandte er ſich an den Unteroffizier. „Nun kann Er mit dem Rekruten geh'n, Thu' Er, was ich Ihm befohlen habe, und ſorg' Er dafür, daß das Paar ſogleich getraut wird.“

Das Mädchen und der Geſelle wollten dem Prinzen noch danken, er lehnte es aber mit den Worten ab: „Dazu hab' ich keine Zeit! Es iſt genug, wenn Ihr zufriedengeſtellt ſeyd.“

Der Prinz blieb mit dem Secretair allein, dieſer erneuerte jetzt ſeine Bitte um Gnade und Verzeihung.

„Daraus kann nichts werden!“ erklärte Heinrich: „aber ganz unglücklich will ich Ihn nicht machen. Seinen Gehalt ſoll Er fortbehalten, bis Er anderswo angeſtellt iſt.“

Nach dieſen Worten ließ er ihn ſtehen und ging in ein anderes Zimmer.

Der Secretair hatte dem einzigen Freunde, dem er etwas von dieſem bevorſtehenden Marſche im Vertrauen entdeckt, die bitterſten Vorwürfe über ſeine Schwatzhaftigkeit gemacht; dieſer verſicherte hoch und theuer, daß keine Sylbe davon über ſeine Lippen gekommen ſey. Nun lag ihm Alles daran, zu ermitteln, wodurch dies Geheimniß bekannt geworden, und er machte die Entdeckung, daß ein Copiſt, der in dieſer Angelegenheit einen Aufſatz in's Reine ſchreiben müſſen, der Verräther geweſen war.

Einige Tage darauf wandte er ſich ſchriftlich an den Prinzen; er ſtellte zwar keinesweges in Abrede, daß er gefehlt, aber daß ſein Vergehen nicht die Veranlaſſung zu dem Stadtgeſpräche geweſen, bat daher nochmals um Begnadigung und gelobte, auch ſelbſt dem vertrauteſten Freunde nie etwas zu offenbaren, was geheim gehalten werden ſollte. — Heinrich verzieh ihm und der plauderhafte Copiſt wurde ſeines Dienſtes entlaſſen.

Der verhinderte Selbstmord.

Nach der Schlacht bei Roßbach am 5. November 1756 hatten die ſiegreichen Preußen reiche Beute gemacht.

Gottlieb Hanſen, Musquetier bei'm Regiment Herzog Ferdinand von Braunſchweig, gehörte indeß nicht zur Zahl derjenigen, welche das Glück darin begünſtigt; er beſaß nur einige Thaler in Frankenſtücken und acht Louisd'or, die er von einem franzöſiſchen Offizier erbeutet. Dies war jedoch ſchon ein Schatz für ihn, da er nie mehr Geld in ſeiner Taſche gehabt, als ſeine fünftägige Löhnung. Mit tauſend Plänen, wie er ihn in Zukunft am vortheilhafteſten benutzen wollte, marſchirte er vom Schlachtfelde. Sorgfältig hatte er dieſe Goldſtücke zwiſchen dem Unterfutter ſeiner Uniform eingenäht.

So gelangte er nach Parchwitz in Schleſien. Sein Unſtern führte ihn, das Gewehr auf der Schulter, vor der Schenk vorbei; einige ſeiner Kameraden winkten ihm zu ſich. Er folgte dieſem Winke und trat in die Gaſtſtube. Hier fand er Viele von allen Waffengattungen, die ſich den Taback, das Bier und den Branntwein ſchmecken ließen, und dabei, um die Zeit zu vertreiben, mit Würfeln ſpielten. Die Meiſten hatten ein nicht unbedeutendes Sümmchen blanken Geldes vor ſich, ſie hatten es weniger wie Hanſen vergeſſen, ſich für die Anſtrengungen in der Schlacht, durch Beute zu entſchädigen, und manche Uhr, Doſe, Ringe und dergleichen, um baares Geld zu erhalten, hauptſächlich an Bekenner des moſaiſchen Geſetzes, oft weniger als um die Hälfte des wahren Werths, verkauft, woraus die Letztern dann ohne Gefahr größern Vortheil zogen, als die Sieger, die dabei ihr Leben auf's Spiel geſetzt oder ſich dort ſchwerer Verwundungen Preis gegeben hatten. Solche Beuteaufkäufer umſchwärmten die Truppen nach jedem Siege, wie Heuſchrecken fruchttragende Aecker, und ſie brachten den Erſtern eben ſo viel Nachtheil, wie Heuſchrecken den Feldfrüchten.

Hanſen ſah dem Spiele von Weiten zu, und wie das Geld ſich oft auffallend bei dem Einen oder den Andern ſchnell häufte.

Willſt Du denn Dein Glück nicht auch verſuchen? fragte ihn ein Kamerad.

„Ich verſtehe nichts von dem Spiele," war die Antwort:

Das lernt ſich gleich! Man ſetzt ein Stück Geld gegen einen Andern, und Beide werfen, wie eben jetzt, — er zeigte auf ein Paar Spieler — und wer die meiſten Augen geworfen, hat den Satz gewonnen. Du kannſt es ja probiren.

Hanſen ließ ſich nicht zweimal zum Spiel auffordern.

Er beſaß, außer ſeinen Schatz, noch ein Paar Thaler, die er ebenfalls erbeutet; er begann damit zu ſpielen.

Anfänglich gewann er; er glaubte, es könne ihm nicht fehlen; er verdoppelte den Satz, jetzt aber verlor er nicht nur ſeinen Gewinn, ſondern auch ſein eigenes Geld. Ein Hauptzug ſeines Charakters war eine an Geiz gränzende Sparſamkeit; ſeinen Verluſt konnte und wollte er nicht verſchmerzen. Er entfernte ſich aus der Stube, ſchnitt das Unterfutter ſeiner Uniform auf, und nahm daraus ſeine acht Louisd'or.

Zurückgekehrt, begann er auf's Neue das verführeriſche Würfelſpiel. Sein Gegner verſtand wahrſcheinlich die ruchloſe Kunſt des Würfelkneifens. Hanſen verlor jedesmal; er wurde immer hitziger und ſetzte das Spiel ſo lange fort bis auch der letzte Louisd'or in fremde Hände war.

Verzweiflung bemeiſterte ſich ſeiner, ein teufliſches, höhniſches Grinzen des Gewinners ſteigerte ſie noch, und wie ein Wahnſinniger ſtürzte er aus der Stube. Er ergriff ſein Gewehr und ging damit in den an der Schenke ſtoßenden Garten, feſt entſchloſſen, ſeinem Leben ein Ziel zu ſetzen.

So war er, um einen einſamen Platz zu dieſer blutigen Unternehmung aufzuſuchen, bis an das Ende des ziemlich langen Gartens gegangen.

Hier lud er nun, dicht am Zaune ſtehend, ſein Gewehr.

Friedrich kam vom Recognosciren zurück; er bog eben um den Zaun des Gartens, als Hanſen ſein Gewehr ladete.

Ihm fiel dies auf; raſch ſprengte er an den Zaun, und rief dem Verzweifelten zu:

„Kerl! was machſt Du da?“

Dieſe Worte aus dem Munde Friedrich's erſchreckten den Befragten ſo, daß er das Gewehr aus der zitternden Hand fallen ließ, wie ein auf einem Verbrechen ertappter Sünder leichenblaß daſtand, und keinen Laut über ſeine Lippen bringen konnte.

Jetzt ahnete der König, was der Soldat bei dem Laden ſeines Gewehrs beabſichtigt haben müſſe, und er fragte ihn mit milderm Tone:

„Aber warum wollteſt Du Dich erſchießen?“

Hanſen erkannte gleichſam inſtinktmäßig und ohne deutliches Bewußtſeyn in dieſer Erſcheinung des Königs, gerade in dem entſcheidenden Augenblick, eine höhere unſichtbare Macht, die ihn von ſeinem frevelhaften Vorhaben zurückhalten ſolle. Er fühlte Reue in ſeinem Herzen und die mildere Stimme Friedrich's flößte ihm Vertrauen mit Ehrfurcht verknüpft ein.

Wie hätte er es wagen dürfen, die Frage des Königs mit einer Lüge zu beantworten, auch war er viel zu überraſcht und beſtürzt, um dazu genug Gegenwart des Geiſtes zu beſitzen.

Als daher Friedrich ſeine Frage wiederholte, geſtand er ihm: wie er im Beſitz von acht Louisd'or gekommen, und wie er ſie auf eine leichtſinnige Weiſe eben verſpielt habe.

„Ach!“ ſetzte er hinzu: „ich dachte ſchon daran, wie ich davon einen Theil meinen armen alten Vater und meiner blinden Schweſter zu ihrer Unterſtützung ſchicken wollte, ſobald es ſich thun ließe.“

Kopfſchüttelnd ſprach Friedrich:

„Du ſollteſt Dich ſchämen, um einen ſolchen Verluſt an Selbſtmord zu denken. Du biſt noch jung und rüſtig und es kann Dir in der Welt noch beſſer gehen, als Du denkſt. Ich will Dir

Deine Verirrung diesmal verzeihen. *) Bitte aber Gott, daß er Dir Dein böſes Vorhaben vergebe."

Dann wandte er ſich an den in ſeiner Suite ſich befindenden Obriſtlieutenant von Kruſemark:

„Geh' Er dem Menſchen die verlorenen acht Goldſtücke wieder."

Dies geſchah.

„Nun iſt Dein Verluſt erſetzt, mein Sohn," fuhr Friedrich fort, ſich an Hanſen wendend: „geh' wieder in Dein Quartier, aber hüte Dich, künftig zu ſpielen. Spiel iſt ein verführeriſches Laſter; es verleitet zu allem Böſen, zu Diebſtahl oder Selbſtmord. — Geh', für Deine blinde Schweſter ſoll geſorgt werden."

---

*) Für einen beabſichtigten Selbſtmord wurde damals ein Soldat, nach den Kriegsartikeln, mit ſechsmaligen Gaſſenlaufen beſtraft. Es ſcheint darin ein Widerſpruch zu liegen, daß die Strafe des Gaſſenlaufens Einen, der ſich zum Selbſtmorde entſchließen kann, Liebe zum Leben einflößen ſollte, indeß hat die Erfahrung das Gegentheil gelehrt. Man hat kein Beiſpiel gehabt, daß ein ſo Beſtrafter dennoch ſein früheres Vorhaben in der Folge ausgeführt hätte, und Viele, beſonders Ausländer, die vielleicht dieſen Entſchluß gefaßt haben würden, hielt dieſe Strafe davon zurück, weil ſie im Fall des Mißlingens, ſolche unausbleiblich erwarten konnten.

Der ſo Begnadigte ſtammelte ſeinen Dank für das Geſchenk und die Zuſicherung, daß ſeine Schweſter unterſtützt werden ſolle, aus tief bewegtem Herzen, aber er zögerte, dem Befehl des Königs zu genügen.

„Was ſtehſt Du denn noch hier?" fragte ihn Friedrich.

Ach, Ew. Majeſtät! erwiederte Hanſen, auf die Umgebung des Königs deutend; die Sache wird doch nicht verſchwiegen, und ich dafür hart beſtraft werden.

„Sey ohne Sorgen!" verſicherte ihm der König freundlich lächelnd; „ich habe Dir verziehen, damit iſt die Sache abgemacht."

Sich dann an ſeine Umgebung wendend, ſprach er zu dieſer:

„Meſſieurs! Keiner von Euch ſprech' ein Wort von dieſem Vorfall! — Habt Ihr's gehört?"

„Was ſtehſt Du denn immer noch da!" wiederholte er gegen den Soldaten: „geh' ruhig in Dein Quartier. Den Schuß kannſt Du beſſer gebrauchen."

Er ritt mit ſeiner Suite weiter.

Gärtners Hannchen.

Nach der Schlacht von Hohenfriedberg am 6. Juni 1745 hatte der Prinz Heinrich, Bruder Friedrich's des Großen, mit ſeinem Gefolge ſein Quartier bei dem Oberwildmeiſter von A… an der ſächſiſchen Grenze genommen. Der alte, mürriſche und podagriſtiſche Mann hatte den Prinzen ſehr unfreundlich empfangen. Die junge Gattin des Murrkopfs ſuchte ihren Mann zu entſchuldigen, mit der Bemerkung: Mein Mann iſt krank, Eure königliche Hoheit! Er leidet ſehr am Pedagra.

„Das thut mir leid!“ erwiederte Heinrich: „Das ſoll eine ſehr böſe Krankheit ſeyn.“

Er bat ſich nun von der Tochter des Hauſes, Agnes, ein Glas Waſſer aus.

Das Fraulein beeilte ſich, dem Verlangen des Prinzen zu genügen, der Vater ſagte aber zornig, indem er auf die Thür wies:

Agnes, weißt Du nicht, wo Du hingehörſt? — Und das junge Mädchen wollte ſich ſchamerröthend leiſe aus dem Zimmer ſchleichen.

„Bleiben Sie doch!“ ſagte Heinrich.

Auf Deine Kammer! rief der Alte, und Agnes gehorchte zitternd.

Der Prinz wollte am andern Morgen früh wieder aufbrechen. Fräulein Agnes brachte ihm und dem Adjudanten das Frühſtück. Der Prinz ließ ſich in ein Geſpräch mit dem jungen, hübſchen Fräulein ein, und Agnes geſtand ihm: daß der ſtrenge Vater ſie und auch die Stiefmutter ſehr hart behandele und ihnen ſelbſt das unſchuldigſte Vergnügen verſage. Die Mutter kam eiligſt in das Zimmer und rief: Agnes! denn der Vater war ſo eben aufgeſtanden und hatte ſchon nach ihr gefragt. Das Fräulein eilte beſtürzt mit einem flüchtigen Knix davon, zu dem Prinzen trat aber eine Ordonnanz ein, die ihm einen verſiegelten Brief brachte. Er ging mit dieſer in ein Nebenzimmer. Mittlerweile ſuchte der Adjudant der Frau Oberwildmeiſterin Rede abzugewinnen. Dies hielt nicht ſchwer; ſie geſtand ihm unverholen, wie ſie dem alten, kränklichen und grämlichen Mann, weil ſie ein armes Fräulein geweſen, von ihren Aeltern gezwungen, ihre Hand habe geben müſſen, wie ihr Gatte zu der Sekte der Separatiſten gehöre und ihre

Stieftochter, die ſie wie eine Schweſter liebe, nun auch von dem Vater gezwungen werden ſolle, einen Mann von ſeiner Sekte wider ihre Neigung zu ehelichen.

Ich weiß, was das ſagen will, ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu: und bedauere das arme Kind von ganzem Herzen.

Ein heftiges Schellen wie mit einer Sturmglocke, unterbrach dieſe vertrauliche Mittheilungen; es war das Signal des Oberwildmeiſters und ſeine Gattin wußte, wem es galt. Sie entfernte ſich ſchnell.

Der Prinz war eben im Begriff, weiter zu marſchiren, die Ordannanz hatte ihm aber von ſeinem Bruder ein Schreiben überbracht, daß er dort bis auf weitere Ordre bleiben ſollte.

Dem Oberwildmeiſter war dieſe Nachricht höchſt unwillkommen, minder der Gattin und der Tochter, und den Adjudanten des Prinzen, den Major von *** erfreute ſie recht ſehr, denn Agnes hatte ihm ſehr gefallen.

Er benutzte auch die Tage, die er in dieſem Quartiere blieb, ſich bei der Stiefmutter und der Tochter immer beliebter zu machen und er verfehlte ſeinen Zweck hauptſächlich bei Agnes nicht.

Nach fünf Tagen erhielt der Prinz die Ordre, weiter zu marſchiren.

Er bezog ein anderes Standquartier und nach vierzehn Tagen, wurde er durch einen unerwarteten Feind in ſolchem überraſcht.

Die Frau Oberwildmeiſterin und ihre Tochter ſuchten ihn auf. Die Erſtere benachrichtigte den Prinzen, daß ſie Wittwe geworden, indem ihrem Gatten aus Aerger das Podagra in den Leib getreten und er geſtorben ſey. Sie bat zugleich um den Conſens zur Ehe ihrer Tochter mit ſeinem Adjudanten, da dieſer bei dem Abmarſche ſich mit ihr förmlich verlobt habe und ſie, der Ehre ihrer Stieftochter wegen, triftige Gründe habe, auf die Erfüllung dieſes Verſprechens zu dringen.

Der Prinz fragte den Adjudanten, was es mit dieſem vorgeblichen Eheverſprechen für eine Bewandniß habe? Der Major konnte es nicht in Abrede ſtellen, und da das Fräulein ein nicht unbedeutendes Vermögen beſaß, ſo ſchrieb der Prinz an Friedrich um den Conſens, der auch bewilligt wurde.

Am 18. December 1745 hielt Friedrich der Große ſeinen Einzug in Dresden; auch ſein Bruder der Prinz Heinrich kam dorthin.

Als der Prinz einige Tage nach ſeiner Ankunft nach der Neuſtadt über die Elbbrücke ging, blieb ein junges, reinlich aber einfach gekleidetes

Mädchen plötzlich vor ihm ſtehen und indem es ſich tief vor ihm neigte, ſagte es:

Sind Sie es?

„Kennt Sie mich denn?“

Ich müßte mich ſehr irren. Sie ſind der Prinz Heinrich von Preußen!

Sie hat ſich nicht geirrt, mein Kind! verſetzte der Prinz, verwundert über dieſe Bekanntſchaft.

Ihro Hoheit kennen mich wohl nicht mehr? — Ich kannte Sie gleich, als ich Sie nur von ferne ſah, und ich hatte auch gehört, daß Sie hier wären. Schon geſtern wollt' ich zu Ihnen gehen, aber es kam mir etwas dazwiſchen, da wurde es zu ſpät, heute früh konnt' ich auch nicht, aber auf den Abend wär's gewiß geſchehen, wenn Sie mir hier nicht ſo unvermuthet begegnet wären. Das kommt mir recht erwünſcht.

Der Prinz ſtutzte über die Treuherzigkeit und den Ton, der eine nähere Bekanntſchaft verrieth. Das Mädchen ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

Wie iſt es Ihnen denn gegangen, ſeit wir uns nicht geſehen haben, was macht die Frau Oberwildmeiſterin und das Fräulein Agnes? — Wie ich gehört, ſollen ſie ſich Beide recht gut befinden und recht glücklich leben.

Dem Prinzen fiel dieſe Frage noch mehr auf. Er erinnerte ſich zwar des Vorfalls nach der Schlacht von Hohenfriedberg, aber wie ein ihm ganz unbekanntes Mädchen, das ſeinem Aeußern nach zu der Klaſſe des niedern Bürgerſtandes gehörte, davon unterrichtet ſeyn ſollte, das war ihm ein Räthſel.

Er ſah ſchweigend und befremdet ſeinen ihn begleitenden Adjudanten an, als wollte er ihn fragen: können Sie mir dies Räthſel löſen?

Das Mädchen wandte ſich, da der Prinz ihr die Antwort ſchuldig blieb, jetzt an den Adjudanten mit den Worten:

Sie kenn' ich auch recht gut, wenn Sie mich auch nicht mehr kennen wollen. Ich habe Sie einigemal bei dem Herrn Major geſehen, der bei Sr. königlichen Hoheit im vergangenen Sommer war. Sie waren mit ihm in unſerm Garten und auch ein Mal allein. Ich mußte Ihnen Ziegenmilch bringen. Auch Ew. königliche Hoheit habe ich zwei Mal bedient. Ein Mal, gleich als Sie bei dem ſeligen Oberwildmeiſter angekommen waren, und ein Mal, als Sie allein in unſer Gewächshaus kamen, und mir einen blanken Thaler ſchenkten.

„Ich kann mich ſchlechterdings nicht des Mädchens erinnern!“ ſagte der Prinz mit einiger Verlegenheit zu dem Adjudanten.

Ich auch nicht! erwiederte dieſer.

Sie auch nicht? Das iſt curios! Sie haben mir doch den Abend vor dem Abmarſche ein hübſches ſeidenes Tuch geſchenkt. — Ich hab's noch.

„Was muß ich hören!“ rief der Prinz aus und drohte dem Offizier ſcherzhaft mit dem Finger.

Ich will es nicht läugnen, Ew. königliche Hoheit, daß ich manches ſeidene Tuch verſchenkt habe, aber — auf das Mädchen deutend — daß es hier der Fall ſeyn könnte, davon weiß ich nichts.

„Mir geht es eben ſo mit dem Thaler!“ ſagte der Prinz und ſich an das Mädchen wendend, fügte er hinzu: „Sie irrt ſich wohl, mein Kind!“

Wenn Sie der Prinz Heinrich, Brudes des Königs von Preußen ſind, ſo irr' ich mich nicht.

„Der bin ich freilich.“

Nun, ſo müſſen Sie auch Gärtners Hannchen kennen. Die vornehmen Herren ſind zuweilen ſehr vergeßlich, oder ſtellen ſich ſo, aber unſer Eins hat ein gutes Gedächtniß und kann ſich nicht verſtellen.

Der Prinz lächelte, ſchüttelte aber mit dem Kopfe, um ſeine Zweifel damit anzudeuten.

Ich merke nun wohl, fuhr das Mädchen fort: daß Sie mich ganz vergeſſen haben. Ich muß Ihnen nur auf die Sprünge helfen. Sie erinnern ſich doch gewiß, daß Sie vor einem halben Jahre etwa Ihr Quartier bei dem Oberwildmeiſter von A... nahmen. Er litt ſehr am Podagra und war noch verdrießlicher als gewöhnlich. Seine Tochter, Fräulein Agnes, brachte Ihnen den erſten Morgen das Frühſtück. Das hab' ich damals machen helfen. Sie wollten fort, aber Sie blieben noch einige Tage, und da gingen Sie einmal in den Garten und traten auch in das Gewächshaus. Ich hatte darin eben etwas zu thun. Sie verlangten ein Glas friſches Waſſer; ich holt' es und bracht' es Ihnen auf einen zinnernen Teller; da gaben Sie mir einen blanken Thaler als Trinkgeld; ich wollt' ihn erſt nicht nehmen, aber ich — mußte.

Jetzt erinnerte ſich der Prinz des Mädchens.

„Auch ich erinnere mich nun ihrer!“ ſagte der Adjudant zu dem Prinzen: „Sie hat mir einigemal Ziegenmilch gebracht und den Abend vor unſerm Aufbruch Obſt. Ich wollt' ihr ein Geſchenk an Gelde machen, ſie weigerte ſich aber ſtandhaft. Als ich darauf das Obſt in ein ſeidenes Tuch binden wollte, ſagte ſie, das ſey doch Jammerſchade um ſo ein hübſches Tuch, es würde dadurch Flecke bekommen, und manches Mädchen, auch ſie, würde ſehr froh ſeyn, wenn ſie es um den Hals tragen könnte. Da macht' ich ihr ein Geſchenk damit und ſie nahm es freudig an."

Ja, ſo iſt's! rief Hannchen aus: Ich vergeſſe nicht leicht etwas. Jetzt werden Ew. Königliche Hoheit doch wohl Gärtner's Hannchen wieder erkennen? Ich finde Jeden, den ich nur einmal in meinem Leben geſehen habe, gleich wieder aus allen Menſchen heraus.

„Du mußt es mit mir ſo genau nicht nehmen," erwiederte der Prinz ſcherzhaft: „im Kriege hat man an andere Dinge zu denken."

Hat Ihnen denn Fräulein Agnes kein Wort von mir geſagt?

„Keine Sylbe."

Das wundert mich! Sie hatt' es mir doch verſprochen, und ſie ſagte mir Alles, was ſie auf dem Herzen hatte, aber ich that das auch. Eine Liebe iſt der andern werth. Ich wußt' es recht gut, wie es mit ihr und dem Herrn Major, der bei Ihnen war, ſtand, und ich verſchwieg ihr auch nichts von meinem Karl. Den werden Ew. Königliche Hoheit doch wohl kennen?

„Ich geſtehe meine Unwiſſenheit, mein Kind. Wer iſt denn Dein Karl?"

J nu, ein preußiſcher Soldat! Er hat eben ſolche hellgelbe Aufſchläge auf dem Rocke, wie Sie.

„Wie heißt denn ſein Zuname?"

Wagner. — Eben ſeinetwegen wollt' ich Ew. königliche Hoheit aufſuchen.

„So? was hat es denn damit für eine Bewandniß?"

Mein Vater war doch Gärtner bei dem Oberwildmeiſter. Der Karl Wagner lag bei unſerm Nachbar im Quartier, da lernten wir uns kennen und —

Das Mädchen hielt inne.

„Ihr hattet Euch einander lieb?" ergänzte der Prinz die unterdrückten Worte.

Da Sie es nun einmal geſagt haben, ſo will ich's nicht läugnen. Ja! und zwar recht herzlich und ehrlich. Hätt's von ihm abgehangen, würd' er mich auf der Stelle geheirathet haben. — Ich habe mich immer nach ihm erkundigt, ſo viel es nur möglich war. Jetzt erfuhr ich, daß er in Meißen im Lazareth liegt, und da wollt' ich Ew. königliche Hoheit bitten, daß er hier nach Dresden gebracht werden dürfte. Hier könnt' er doch beſſer verflegt werden; meine Mutter würd' ihn gern in unſere Wohnung aufnehmen, und da wär' er denn ſo gut aufgehoben, wie bei den Seinigen.

„Biſt Du denn jetzt hier in Dresden?" fragte der Prinz.

Das ſollt' ich meinen! erwiederte Hannchen: Mein alter Vater folgte bald dem ſeligen Oberwildmeiſter in jene Welt nach, da war nun kein Bleiben mehr für meine Mutter auf deſſen Gütern; ein anderer Gärtner erhielt ſeine Stelle. Meine Mutter, aus Dresden gebürtig, zog wieder hierher, denn hier wohnen ihre Verwandten und Freunde. Es geht uns auch, Gott Lob! recht gut. Die Mutter hat einen kleinen Höckerkram, hauptſächlich mit Obſt; ich kann nähen, ſticken und ſtricken, und verdiene mir mein Brod. Wenn ich den Wagner zum Mann hätte, Sie können mir's glauben, wir würden keinen Hunger leiden.

„Denkt Die Mutter auch ſo?“ fragte der Prinz.

Dann würd' ich nicht auf den Gedanken gekommen ſeyn, zu Ihnen zu gehen. Sie hat mich ſogar angetrieben, es zu thun.

„Wenn es ſo iſt, ſo will ich Dir Deinen Wunſch erfüllen. Du kannſt Dir Beſcheid bei mir holen.“

Mit dieſen Worten entließ er das Mädchen.

Der Prinz befahl bei ſeiner Rückkehr in ſeine Wohnung dem Adjudanten, in den Krankenliſten nachzuſehen, ob ſich darin ein Kranker, mit Namen Karl Wagner, befände.

Er war darin aufgeführt, ſtand ſogar bei der Leibcompagnie ſeines Regiments und bei ſeinem Namen die Bemerkung: „Nur leicht am Fuße bleſſirt.“

Hannchen unterließ nicht, den folgenden Morgen ſich nach der Wohnung des Prinzen zu begeben; ſie verlangte, ihn zu ſprechen, mit dem Zuſatze: Er hat mich expreß her beſtellt.

Wie ſoll' ich Sie denn melden? — fragte der Lakai.

Gärtner's Hannchen, erwiederte ſie: dann weiß der Prinz ſchon, wer ich bin.

Sie wurde gemeldet und gleich vorgelaſſen.

„Ich weiß, weswegen Du kommſt, Du kleine Ungeduld!“ ſagte der Prinz freundlich: „Nun, es iſt ſchon die Ordre gegeben worden, daß Dein Karl nach Dresden gebracht und Dir zur Pflege übergeben werden ſoll; aber — ich warne Dich — verführ' ihn mir nicht zur Deſertion.“

Wo denken Sie hin? erwiederte Hannchen: Mein Fräulein Agnes hat, wie ich höre, den Major, der damals mit Ihnen kam, geheirathet und iſt preußiſch geworden; ich hab' auch große Luſt, ſo wie ſie, preußiſch zu werden.

Der Soldat wurde auf Verordnung des Prinzen von Meißen nach Dresden in der Wohnung der Gärtnerwittwe gebracht, und durch die Pflege ihrer Tochter bald hergeſtellt.

Nach Wagner's Geneſung ließ der Prinz ihn zu ſich rufen und fragte ihn: ob er dem Mädchen Hoffnung gemacht habe, es zu heirathen?

Der Befragte zögerte zu antworten.

„Ich merk' aus Deinem Schweigen, daß dem ſo iſt, und Deine Geliebte hat es mir auch ſchon entdeckt," fuhr der Prinz fort: „Die iſt viel zu offen, um eine Unwahrheit zu ſagen. Es iſt nicht zu loben, daß Du das gethan haſt, ohne zu wiſſen, ob Du den Conſens dazu erhalten würdeſt. Wenn das Mädchen nicht ſo gut und brav wäre, wenn es nicht bewieſen, wie gut es Dir iſt, ſo würd' ich Dir den Conſens nun und nimmermehr geben. Jetzt ſollſt Du ihn aber erhalten, doch unter der Bedingung, daß Du eine ſo uneigennützige und treue Liebe durch eine muſterhafte Aufführung vergilſt und daß Du Hannchen nie Veranlaſſung giebſt, ſich über Dich beklagen zu dürfen. Ich werd' es ihr ausdrücklich anbefehlen, wenn ſie ſich über Dich zu beſchweren hat, gleich zu mir zu kommen, und Du kannſt ſicher darauf rechnen, daß ich Dir nichts ſchenken werde. Nun geh'!"

Wer war froher als Wagner; er ſtammelte ſeinen Dank, ſo gut er es vermochte. Der Prinz wiederholte aber ſein: „Nun geh', es iſt ſchon gut!" und Wagner kehrte mit dieſer frohen Botſchaft in die Wohnung der Gärtnerwittwe und zu Hannchen zurück.

Die Trauung und Hochzeit geſchah bald darauf: der Friede führte die preußiſchen Regimenter in ihre Standquartiere zurück. — Hannchen's

Mutter machte ihre Habſeligkeiten in Dresden zu Gelde und folgte ihrer Tochter in die Friedensgarniſon ihres Schwiegerſohnes. — Der Prinz erinnerte ſich ſpäter noch oft Gärtner's Hannchen, als ſie ſchon Wagner hieß und das Ehepaar konnte ſich ſeiner Unterſtützung erfreuen.

Prinz Heinrich als Taufzeuge.

„Die Preußen kommen! die Preußen kommen!“ ſo erſcholl es in einem ſchleſiſchen Dorfe nach der Schlacht bei Liegnitz am 15. Auguſt 1760, denn ſchon hatten ſich ein Paar Fourierſchützen ſehen laſſen und nach dem Schulzen gefragt.

Dieſer Ruf und der Anblick der Fourierſchützen ſetzten alle Einwohner des Dorfs in Beſtürzung. Jeder eilte ängſtlich in ſeine Wohnung, als wenn ſeine Gegenwart die Sieger in ihren Forderungen nachſichtiger machen könnte; die Väter rieſen ihre Kinder, oder holten ſie beſorgt herbei, denn bei manchen kleinen Knaben und Mädchen war die Neugier größer als die Furcht, und ſie hatten ſich gaffend in der Gegend des Hecks verſammelt, durch das die Preußen einmarſchiren ſollten. Einige Knaben waren an deſſen Verzäunung emporgeklettert, um deſto beſſer ſehen zu können, oder ſaßen ſogar auf Bäumen.

Während im Dorfe Alles in unruhiger Bewegung war, ſtand der lutheriſche Geiſtliche in der Kirche, um an dem neugebornen Söhnlein eines Bauern aus ſeiner Gemeinde die heilige Taufe zu verrichten. Der Vater war dort, die Nachbarin trug den Säugling auf dem Arm, denn die Mutter war noch zu ſchwach, um Zeuge dieſer feierlichen Handlung zu ſeyn. Ein Taufzeuge, der Schmidt des Dorfes, war ebenfalls ſchon anweſend, aber es fehlten noch immer zwei Bauern als Taufzeugen.

Ungeduldig über dieſe Verſpätung, trug der Pfarrer dem Küſter auf, die fehlenden Zeugen herbei zu rufen. Dieſer gehorchte, kam aber bald mit der Nachricht zurück, wie das ganze Dorf in Allarm ſey, weil bereits preußiſche Fourierſchützen angekommen und man jeden Augenblick die Angeſagten erwarte. Auf dieſe Nachricht verließ auch der Schmidt eiligſt die Kirche, und der Pfarrer, der Küſter, der Vater des zu taufenden Kindes mit deſſen Trägerin blieben dort allein.

Der Geiſtliche, der ſich unter dieſen Umſtänden auch in ſeine Pfarrwohnung zurück wünſchte, ſprach daher zu dem Bauer:

„Lieber Martin! Bei ſolchen Unruhen iſt an keine Taufe zu denken. Alle Zeugen fehlen, der Eine, der ſchon da war, iſt auch davon gegangen, und da ſie entweder ſchon feindliche Einquartierung haben oder doch jeden Augenblick bekommen können, wird gewiß Keiner ſeine vier Pfähle verlaſſen. Er wär' auch wohl jetzt zehnmal lieber zu Hauſe, als hier in der Kirche. Geh' Er nur immer wieder heim, wir wollen die Taufe auf eine gelegenere Zeit verſchieben."

Der Küſter war eben im Begriff, das Taufbecken wieder in die Sakriſtei zu bringen; da kam das dumpfe Geräuſch, das man ſchon aus der Ferne vernommen, immer näher, man hörte deutlich trommeln und den Deſſauer Marſch blaſen. Es öffnete ſich die Kirchthüre und es traten mehrere preußiſche Soldaten hinein, auch befand ſich darunter eine Marketenderin.

Der Pfarrer, voll Furcht, daß es auf eine Plünderung abgeſehen ſey, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief aus:

„Ihr ſeyd doch Chriſten, und werdet den Tempel Gottes verſchonen!"

Da trat ein ſchnurbärtiger alter Unteroffizier ihm näher und verſetzte:

Herr Paſter! Was denken Sie von uns? — Davor ſoll uns Gott behüten. Wir haben nie, ſelbſt in Klöſter, geplündert und Unfug getrieben, ob wir zwar Lutheraner ſind. Das hat uns unſer Fritz ſtrenge verboten und wenn er's auch nicht gethan, ſo hätten wir's aus freien Stücken unterlaſſen.

Dem Pfarrer fiel ein ſchwerer Stein vom Herzen, er athmete wieder freier und hieß ſeine Glaubensbrüder willkommen.

Was haben Sie aber hier in der Kirche zu thun? fragte der Unteroffizier: und im vollen Amtsornat, da heute doch kein Sonntag und Gottesdienſt iſt?

„Ich wollt' eben dieſes Kindlein durch die heilige Taufe der Chriſtenheit einverleiben," antwortete der Geiſtliche auf den Säugling deutend; „Leider muß ich unverrichteter Sache wieder gehen, denn es fehlen die Taufzeugen. Jeder hat jetzt genug in ſeinem eigenen Hauſe zu ſchaffen, und ſich Keiner dazu eingefunden."

Der Säugling fing an zu ſchreien.

Das arme Würmchen, meinte der Unteroffizier: ſcheint es ſelbſt zu bedauern. — Wie wär' es, ſetzte er fragend hinzu: wenn Sie es jetzt noch auf der Stelle tauften? — auf die mit ihm Eingetretenen zeigend — wir können ja die Taufzeugen abgeben. Dazu wird Jeder bereitwillig ſeyn.

Ein in einem Mantel Gehüllter, der in der Ferne geſtanden, trat jetzt näher und unterſtützte den Vorſchlag des Unteroffiziers.

Der Pfarrer war es zufrieden, fragte indeß zuvor dem Vater des Täuflings, ob er nichts dawider einzuwenden habe?

Wenn's Ihnen recht iſt, Herr Paſtor! verſetzte der Bauer: ſo hab ich nichts dawider.

Der Geiſtliche befahl dem Küſter, das Taufbecken wieder auf den Altar zu ſetzen und ſchickte ſich an, das Kind zu taufen.

Der Unteroffizier, ein Soldat, die Marketenderin, und der in dem Mantel Gehüllte legten ihre Hand auf den Säugling und beantworteten die ihnen vorgelegten Fragen des Pfarrers mit Ja.

Als die Taufe beendet war, der Geiſtliche das letzte Gebet und den Segen geſprochen, wandte er ſich an die Taufzeugen mit den Worten:

Um aber in dem Kirchenbuche Alles gehörig eintragen zu können, muß ich noch bitten: daß ein Jeder, der dabei die Stelle eines Taufzeugen vertreten, mir ſeinen Namen ſage, damit ich ihn aufſchreiben kann.

Auf einem dem Küſter ertheilten Wink brachte dieſer aus der Sakriſtei, Feder, Dinte und ein Blatt Papier.

Der Unteroffizier nannte auf Befragen des Pfarrers ſeinen Namen, eben ſo der Füſilier und die Marketenderin.

Er wandte ſich nun an den Vierten, den Jüngſten. Wie heißen Sie:

„Heinrich!“

Das iſt Ihr Vorname?

„Nein! ich heiße Ludwig Heinrich.“

Alſo iſt Heinrich der Zuname?

„Das ſo eigentlich nicht; indeß heiß ich allgemein Heinrich.“

Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf, trug indeß Bedenken, darüber eine nähere Erklärung zu fordern und fuhr fort:

Ihr Stand?

„Soldat.“

Welche Charge?

„Kommandirender General und Prinz von Preußen.“

Dem Geiſtlichen fiel die Feder aus der Hand, ſo war er überraſcht.

Alſo der Bruder Seiner Majeſtät des Königs von Preußen? ſtammelte er: welche Gnade, daß Ew. königliche Hoheit der Taufzeuge bei einem armen Bauerkinde haben ſeyn wollen.

„Da mich der alte Schnurbart“ — ſich nach dem Unteroffizier wendend — „dazu in Vorſchlag gebracht hat, ſo konnt' ich doch wohl nicht Nein ſagen. Eine Chriſtenpflicht, Herr Paſtor! iſt keine Gnade."

Der Geiſtliche, verlegen, was er darauf erwiedern ſollte, wohl einſehend, daß eine fade Schmeichelei hier übel angebracht ſeyn würde, wandte ſich, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, an den Bauer:

So bedank' Er ſich doch, Martin, für die große Ehre.

Dabei faßte er dieſen, der ganz verdutzt da ſtand, an den Arm und ſchob ihn vorwärts.

Der ehrliche Bauer ſuchte vergebens, unter unbeholfenen Kratzfüßen, einige Worte in der platten Mundart ſeiner Heimath zu ſtammeln, die, wenn er ſie auch dreiſt und deutlich ausgeſprochen, dem Prinzen doch nur halb verſtändlich geweſen wären.

„Laß Er's gut ſeyn, mein Freund!" unterbrach ihn der Prinz: „und nehm' Er dies als ein Pathengeſchenk von mir."

Es beſtand aus zehn Friedrichsd'or.

„Ich wünſche, daß Er Freude an ſeinem Sohn erlebe, und in der Folge ihm und mir, als ſeinem Pathen, Ehre mache."

Der Prinz verließ die Kirche und begab ſich in das für ihn ausgeſuchte Nachtquartier. Sein Gevatterſtehen, wozu er ſo unerwartet gekommen, hatte er nicht vergeſſen; er trug einen Adjudanten auf, ſich nach dem Bauer Martin und ſeiner Lage noch näher zu erkundigen. Die darüber eingezogenen Nachrichten waren alle zu deſſen Gunſten. Er hatte das Lob eines braven, dienſtfertigen und fleißigen Mannes, der es ſich blutſauer werden ließ, um ſich und ſeine zahlreiche Familie zu erhalten, zumal da ſeine Frau, nach einer ſchweren Krankheit nicht wieder ganz hergeſtellt, ihm bei ſeinem ländlichen Geſchäfte, nicht mehr wie ſonſt zu unterſtützen im Stande war.

Der Prinz ſandte darauf noch ſechs Dukaten an den Prediger, um ſie der Wöchnerin zu ihrer Pflege einzuhändigen.

Der Geiſtliche kam gleich darauf zu dem Prinzen, um ſich im Namen der Beſchenkten zu bedanken und ſchilderte ſehr weitſchweifig die Freude, die er dadurch in der Hütte des Landmannes verbreitet habe; er konnte nicht Worte genug finden den Prinzen mit Lob zu überſchütten. Heinrich unterbrach ihn mit den Worten:

„Nichts davon, lieber Herr Paſtor! — Alle übrigen Gevatter waren ja arme Schelme, und da war's nicht mehr als billig, daß ich für Alle die Koſten tragen mußte.“

Die Restitutio in integrum
ohne
# juristische Weitläuftigkeiten.

Auf dem Gute des Barons von *** war im herrſchaftlichen Schloſſe Feuer ausgekommen; der Brand griff ſo um ſich, daß das Schloß faſt gänzlich ein Raub der Flammen wurde, und auch das ihm zunächſt liegende Bauergehöft brannte ab.

Der Gutsbeſitzer, einer der reichſten Edelleute, verſchmerzte nicht nur den erlittenen Verluſt, ſondern er beſchloß auch, das abgebrannte Schloß in einem größern Umfange und edleren Styl neu erbauen zu laſſen.

Der Plan dazu wurde entworfen, der Bauanſchlag gemacht und von dem Baron beifällig angenommen. Um ihn auszuführen, fehlte es aber an Grund und Boden. Dieſes Hinderniß beſeitigte man bald; ein Stück von dem Acker des Abgebrannten wurde ohne Weiteres dazu benutzt.

Auf die diesfältige Beſchwerde des Letztern, mit Namen Pibow, hielt es der Gutsbeſitzer nicht für nöthig, ſich mit dieſem, ſeinem Unterthan, gütlich zu vergleichen; er wies ihn vielmehr damit ſehr gebieteriſch ab.

„Da müßte denn doch kein Recht im Lande ſeyn," dachte Pibow, und ging zu einem Advokaten in der Nachbarſchaft, damit er in ſeinem Namen wider ſeinen Gutsherrn klagbar würde.

Dies geſchah; aber da bekanntlich die Juſtiz eine wächſerne Naſe hat, und der Rechtsanwald des Beklagten mehr Gewandheit und rabuliſtiſche Kunſtgriffe beſaß, als der Advokat des Klägers, ſo verlor der Letztere den Prozeß.

Doppeltes Unglück für den armen Landmann! Die Feuersbrunſt hatte ihm ſchon einen Theil ſeiner Habſeligkeiten geraubt, die Willkühr des Gutsbeſitzers brachte ihn nun noch um einen Theil ſeines Grund und Bodens, und dazu kamen die hohen Prozeßkoſten, da er den Rechtsſtreit verloren hatte.

In dieſer Bedrängniß machte er ſich auf den Weg nach Berlin, um ſich bei einem weitläufigen Verwandten, der Sekretair bei der Ober-Rechnungskammer war, Raths zu erholen.

Dieſer war früher Schreiber bei einem Juſtiz-Amtmann in der Gegend geweſen, wo das Gut des Barons lag; er kannte die Verhältniſſe genau, fand die Forderung ſeines Vetters demnach ſehr gegründet, und aus den Papieren, die ihm der Bauer gab, ſah er, daß ſein Advokat, aus Mangel an Kenntniß, die Hauptpunkte, worauf die Klage hätte begründet werden müſſen, außer Acht gelaſſen.

„Jetzt, lieber Vetter!“ ſprach er zu dem Bauer: „bleibt nichts übrig, als eine Vorſtellung unmittelbar an den König einzureichen. Ich werde ſie Ihm aufſetzen. Der König nimmt alle ſolche Eingaben an; geh' Er damit nur nach Potsdam, ſtell' Er ſich mit der Vorſtellung vor das Schloß, und wart' Er es ab, wenn der König etwa an das Fenſter oder aus dem Schloſſe tritt, um die Parade abzuhalten. Dann heb' Er die Vorſtellung hoch in die Luft. Der König ſieht es gewiß und nimmt Ihm ſeine Bittſchrift ſelbſt ab, oder läßt ſie Ihm von Einem ſeiner Umgebung abfordern.“

Der Bauer befolgte den Rath. Was ihm ſein Vetter vorhergeſagt, traf pünktlich ein.

Friedrich ſah den Bauer vor dem Schloſſe ſtehen, und nahm ihm die Eingabe ſelbſt aus der Hand, mit der leutſeligen Aeußerung: „Nun kann Er immer wieder nach Hauſe gehen; was in der

Sache für Ihn gethan werden kann, wird geſchehen.“

Mit freudiger Hoffnung kehrte Pibow heim.

Friedrich hatte die Eingabe geleſen, trug einen Kabinetsrath auf, ſich zu erkundigen, ob die darin enthaltenen Angaben ihre Richtigkeit hätten, und als er die Beſtätigung darüber erhielt, erließ er einen Kabinetsbefehl, nicht an die Juſtizbehörde, ſondern an das General-Direktorium, die Sache für eine Finanzangelegenheit erklärend, weil es auf die Subſiſtenz eines Bauers ankäme; nach dieſem ſollte der Gutsbeſitzer dem Beſchwerdeführer das Stück Land wieder zurückgeben.

Der Baron ſtützte ſich aber auf das rechtskräftige Erkenntniß, und dies vorſchützend, fuhr er in ſeinem Bau fort; vielleicht hatte er auch ſolche gewichtige Konnexionen, daß man ihn gewähren ließ, in der Vorausſetzung, der Bauer würde, da auf ſeine erſte unmittelbare Eingabe nichts zu ſeinen Gunſten verfügt worden, ſich nicht zum zweiten Male an den König wenden.

Darin hatte man ſich aber getäuſcht; der Bauer nahm nach einer geraumen Zeit wieder ſeine Zuflucht zu ſeinem Vetter bei der Ober-Rechnungskammer.

Dieſer hatte etwas von dem Befehl Friedrich's erfahren; denn er hatte ſich unter der

Hand erkundigt, was aus der erſten Eingabe ſeines Vetters geworden ſey.

„Vetter!“ ſprach er zu ihm: „ich werde Euch eine zweite Eingabe aufſetzen. Ihr müßt es eben ſo damit machen, wie mit der erſten. Hilft es nicht, ſo kann es doch auch nicht ſchaden, und ich möchte wohl auf das Erſtere wetten.“

Geſagt, gethan. Der Bauer poſtirte ſich mit ſeiner Bittſchrift wieder vor das Schloß in Potsdam, als Friedrich die Parade abhielt. Bei der Rückkehr ſah er den Supplikanten die Bittſchrift ebenſo wie früher emporhalten; er näherte ſich ihm und erkannte ihn ſogleich.

„Was will Er ſchon wieder? Seine Sache iſt ja längſt abgemacht.“

Ach, nein! ſeufzte der Bauer: es iſt noch Alles bei'm Alten.

„So? — Geb' Er her!“

Friedrich nahm ihm die Bittſchrift ab; aber der Bauer, treuherzig und vertrauungsvoll, folgte dem Könige in's Schloß.

„Was will Er denn; geh' Er ſeiner Wege.“

Ew. Majeſtät, verſetzte der Bauer: ich will den Beſcheid abwarten.

„Nicht einmal in ſeinem eigenen Hauſe kann man Ruhe haben!“ äußerte Friedrich, doch nichts weniger, als zornmüthig, und ſo folgte ihm der Bauer bis in das Zimmer.

Friedrich entſiegelte hier die Bittſchrift; als er den Inhalt geleſen, wandte er ſich an den Supplikanten:

„Er hat Seinen Acker noch nicht wieder?“ fragte er.

Nein, Ew. Majeſtät!

„Mach' Er ſich gleich auf den Weg nach Berlin und erkundige Er ſich bei dem General-Direktorium, warum dies noch nicht geſchehen? Sag' Er nur, ich ſchickt' Ihn.“

Ja, Ew. Majeſtät, das iſt Alles recht ſchön; man wird es mir aber nicht glauben, und mich wieder ſo fortſchicken, wie ich gekommen bin. Wenn Sie doch nur die Gnade haben wollten, mir etwas ſchwarz auf weiß zu geben.

Friedrich lächelte und ſagte:

„So wart' Er draußen.“

Der Bauer mußte ſich entfernen; der König ließ einen Kabinetsſekretair rufen, befahl ihm, eine Ordre an das General-Direktorium aufzuſetzen; er unterzeichnete ſie, und nachdem ſie kouvertirt, adreſſirt und verſiegelt worden, empfing ſie der Bauer, um ſich damit bei dem General-Direktorium zu melden.

Mit dieſer in der Taſche, pilgerte er nach Berlin, ging auf das General-Direktorium, das damals ſeine Seſſionen auf dem königlichen

Schloſſe hielt, wo auch die Kanzlei und die Regiſtraturen der verſchiedenen Abtheilungen ſich befanden.

Es war eben Seſſion; er meldete ſich, um vorgelaſſen zu werden. Die Kanzleidiener wieſen ihn barſch zurück.

„Ich hab' auch etwas Blaues abzugeben,“ ſagte er, und zog die Kabinetsordre aus der Taſche.

Die barſchen Kanzleidiener ſtutzten; ſie erkannten an dem blauen Umſchlag, der Aufſchrift und dem Siegel, daß es eine Kabinetsordre war. Ihr gebieteriſches Weſen wurde plötzlich geſchmeidig.

Das iſt etwas Anderes, nahm Einer das Wort: ich werd' Ihn gleich melden.

Dies geſchah. Der Bauer wurde vorgelaſſen. Er händigte die Kabinetsordre ein. Man entſiegelte und las dieſelbe; ſie ging von Hand zu Hand, nicht ohne ſichtbares Mienenſpiel der Leſer; dann hieß es:

„Er kann nun wieder gehen. Was Se. Majeſtät zu befehlen geruht, wird ſogleich vollzogen werden.“

Der Bauer verließ das Seſſionszimmer, und eilte dann zu dem Rechnungskammer-Sekretair, um dieſem von dem Erfolg ſeiner zweiten Wanderung nach Potsdam Bericht zu erſtatten.

„Anfänglich ſchnauzten ſie mich da oben auf dem Schloſſe an," ſprach er: „als ich aber das blaue Papier zeigte, wurden ſie höflicher. Einen ordentlichen Beſcheid haben ſie mir aber doch nicht gegeben, und," ſich mürriſch in den Kopf kratzend, ſetzte er hinzu: „helfen wird es mir doch nichts."

Der Sekretair theilte dieſe Anſicht nicht, und ſuchte den Vetter zu beruhigen.

Nach Allem, was Er mir erzählt, glaub' ich zuverſichtlich, daß es Ihm diesmal beſſer geglückt iſt, als das erſte Mal. Auf einen Hieb fällt kein Baum; das Sprichwort kennt Er ja, und weiß aus Erfahrung, daß es wahr iſt.

„Nun, ich will es hoffen," verſetzte der Bauer zweifelhaft; „ich hab' immer noch meine Bedenklichkeiten."

Er wollte ſich jetzt von dem Vetter beurlauben und nach dem Dorfe zurückkehren.

Nein! erklärte der Sekretair, das geb' ich nicht zu. Er hat ſchon den weiten Weg von Potsdam bis hierher gemacht, und nun will Er noch einen weit längeren machen. Er ſieht ja ſchon ganz abſtrapaziert aus; unterweges bleibt Er liegen. Das geht nicht, Vetter! Er bleibt bei mir, ißt und trinkt, ſo gut ich's habe, ſchläft bei mir und ruht ſich erſt aus, eh' Er in Sein Dorf zurückwandert.

Der Bauer war es zufrieden. Er fühlte ſich wirklich ſehr ermattet, und unbekannt mit den Sitten der feinen Welt, wo man oft Einen zum Schein bittet, zu bleiben, mit dem heimlichen Wunſche im Herzen: wenn doch der Ueberläſtige erſt zur Thür hinaus wäre, zweifelte er nicht, daß die Einladung des Sekretairs ernſtlich gemeint ſey. Er hatte ſich auch nicht geirrt. Die Beköſtigung bei dem Letztern und der Schlaf hatte aber nicht die erwartete Wirkung gehabt. Der Bauer fühlte ſich am folgenden Morgen bei'm Erwachen faſt noch hinfälliger, als am Tage zuvor. Dem Sekretair entging dies nicht, und er behielt den Vetter noch gaſtlich bei ſich bis zum dritten Tage, wo er, wieder ganz rüſtig, ſich auf den Weg nach ſeinem Dorfe machen konnte.

Der Weg war indeß zu weit, um ihn in einem Tage zurückzulegen. Er übernachtete unterwegs in einer Schenke, und kam am fünften Tage, des Morgens um 9 Uhr, auf dem Gute an.

Er erſtaunte nicht wenig, als er dort einen Baukonducteur fand, den er zuvor nicht geſehen, der, ſtatt den Bau des Schloßflügels auf ſeinem Acker weiter fördern zu laſſen, das Erbaute wieder niederreißen ließ.

Alſo hat meine Eingabe doch geholfen, dachte er bei ſich. Der Vetter hat diesmal recht! und die Neugier trieb ihn, ſich dem Baukonducteur zu nähern; er lüſtete ſeine Mütze und redete ihn an:

Gott grüß' Euch! was geſchieht denn hier?

„Was Er ſieht. Der Flügel muß wieder heruntergeriſſen werden.“

I, warum denn das?

„Der König hat es befohlen.“

Nun, das iſt ſchön! rief der Bauer, ſich freudig die Hände reibend.

„Er heißt wohl Pibow?“

Ja, ſo heiß' ich.

„Das iſt mir lieb. Ich habe mich ſchon nach Ihm erkundigen laſſen, es hieß aber: Er ſey nicht daheim. Ich ſoll den Wiederaufbau Seines Hauſes, Seines Stalles und Seiner Scheune beſorgen. Darüber muß ich noch erſt mit Ihm ſprechen.“

Lieber Herr, dazu hab' ich kein Geld!

„Das iſt auch nicht nöthig, dafür iſt ſchon geſorgt. Er ſoll mir nur ſagen, was Er bequemer eingerichtet wünſcht, als zuvor; wenn es ſonſt nicht zu koſtſpielig iſt, ſoll's Ihm gemacht werden.“

Dem Bauer war dies Alles ein Räthſel. Es löſete ſich aber bald auf. Friedrich hatte in der Kabinetsordre befohlen, daß dem Supplikanten ſein widerrechtlich genommenes Grundſtück zurückgegeben werden, der Gutsbeſitzer aber, da er ſeinem erſten Befehl nicht Folge geleiſtet, als Strafe für ſeine Widerſpenſtigkeit, dem Bauer ſein Haus, ſeinen Stall und ſeine Scheunen neu, und zwar das erſtere und die letztere maſſiv erbauen laſſen ſolle. Von Seiten des General-Direktoriums war auch danach Alles auf das ſchleunigſte verfügt worden, und der Bau fand den Baukondukteur bereits mit Inſtruktionen verſehen.

Es hat nicht an ſpitzfindigen Tadlern gefehlt, die in dieſer Entſcheidung Friedrich's des Großen eine eigenmächtige Willkühr fanden, und dagegen tauſend Erinnerungen hatten. Wie würde es aber dieſem Bauer ergangen ſeyn, wenn er in einem conſtitutionellen Staate ſeine Beſchwerde angebracht hätte? Die Sache wäre von den beiden Kammern ein Langes und Breites verhandelt worden, Jahre hätten darüber verfließen können, wo er ohne Dach und Fach und ſeines Grundſtückes beraubt geblieben wäre, und es fragt ſich noch, ob er, da er ein richterliches Erkenntniß gegen ſich hatte, wieder zu deſſen Beſitz gelangt wäre. Ein neues, maſſives Haus und Scheune hätte er gewiß nicht erhalten, dawider würden die Mitglieder des Standes ſeines Gegners in der Kammer proteſtirt haben. Zu einem weiſen, gerechten und milden Autokraten kann das Volk Liebe und Vertrauen hegen; wie Beides in dem Herzen des Volks für eine Maſſe von Individuen Wurzel faſſen könne, wird immer, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch ſehr problematiſch bleiben. Liebe und Vertrauen ſchenkt der Menſch nicht Vielen, nur Einzelnen, und wer ſich an die Stelle des Herrſchers ſetzt, wird es, wenn er nicht ganz gemüth- und gefühllos iſt, empfinden, wie ſchmerzlich es ſeyn muß, auf das Recht, darauf Anſprüche machen zu können, Verzicht zu leiſten. Wenn die Menſchheit Alles das entbehren ſollte, was durch Mißbrauch ſchädlich werden kann und auch geworden iſt, ſo würde ſie bald in den erſten rohen Zuſtand der Wildheit zurückſinken. Nur wo die Autokratie in einer langen Reihe von Jahren gemißbraucht worden, wird ſich das Volk nach einer Verbeſſerung, ſelbſt einer chimäriſchen, ſehnen; wo aber in einem Staate das Scepter von einem weiſen und menſchenfreundlichen Regenten geführt, und von dieſem die Bedürfniſſe des Volks anerkannt, und er den Forderungen der immer fortſchreitenden Zeit nicht ſein Ohr halsſtarrig verſchließt, da wird es für alle Einflüſterungen und Verlockungen der Ehr-, Herrſch-, Hab- und Rachſucht aus Liebe, Zutrauen und Dankbarkeit taub bleiben, und den wahnſinnigen Fanatiker, der die Fahne des Aufruhrs aufzuſtecken wagt, ſelbſt ehe noch die obrigkeitliche Gewalt einſchreiten darf, unſchädlich machen. Dies lehren die Annalen der Geſchichte, dies lehrt die Gegenwart, und der Freund der Menſchheit kann nichts ſehnlicher wünſchen, als daß dieſer verderbliche Rauſch, der nur zur Barbarei führt, bald verfliegen, und jene nüchterne Beſonnenheit überall zurückkehren möge, die nicht, in einer Welt voll Mängel, das Unmögliche, ein Ideal der Vollkommenheit, begehrt, die nur der grenzenloſe Eigendünkel zu ſchaffen ſich vorſpiegelt.

Das
Examen eines Geiſtlichen.

Es war im Jahre 1716, da trat eines Tages der Baron von Pöllnitz zu Friedrich in's Zimmer. Pöllnitz verſah bei dem Könige gewiſſermaßen die Stelle eines luſtigen Raths, wie bei deſſen Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm I. der Geheime Rath von Gundling: nur beſaß Pöllnitz mehr Bildung, Gewandheit und Weltkenntniß. Wenn er ſich auch Manches gefallen ließ, was ein Mann von wahrem Ehrgefühl nicht ertragen haben würde, ſo behandelte ihn doch Friedrich, ſeiner ſelbſt Willen, ſelbſt wenn er ſeinen Scherz mit ihm trieb, doch mit Schonung.

Diesmal ſah Pöllnitz abſichtlich ungewöhnlich ernſt aus; der König ſollte es bemerken und ihn nach der Urſache fragen. Was er bezweckt hatte, erfolgte auch.

Ew. Majeſtät, erwiederte er: einem Freunde von mir iſt ein großer Affront widerfahren, und noch dazu einem Mann, den Sie kennen und der ſich ſchmeichelt, daß er ſich Ihrer Gnade erfreuen kann.

„Wen meint Er?"

Den Major von S...

„So? — Den! Ei nun, das iſt ein braver Haudegen, das muß ihm der Neid laſſen, aber auch weiter nichts."

Wenn er auch das nur iſt, Ew. Majeſtät, ſo verdient er doch ſolchen Affront nicht.

„So laſſ' Er hören, welchen?"

Der geiſtliche Inſpektor und Prediger Blackmeiſter zu Treptow an der Tollenſee hat ihn ſo ſchändlich abgekanzelt, daß man dort mit Fingern auf ihn wieß.

„Wie iſt denn der Prediger dazu gekommen?"

Ich ſollte denken, Ew. Majeſtät kennen ſolche kopfhängeriſche zelotiſche Pfaffen ſo gut als ich. Da er dort geweſen, ſoll er ſich etwas freie Aeußerungen erlaubt haben, und da hat denn der Prieſter ſeinen Bannſtrahl auf ihn von der Kanzel geſchleudert.

„Woher weiß Er denn das?"

Der Major hat es mir geſchrieben, ſich bitter darüber beklagt, und zugleich gewünſcht, ich möcht' Ew. Majeſtät davon in Kenntniß ſetzen.

„Alſo wohl gar eine Klage gegen den Prieſter? Das iſt meine Sache nicht. Glaubt der Major, daß ihm zuviel geſchehen iſt, ſo muß er bei'm Konſiſtorium klagen."

Da wird er kein Recht erhalten, Ew. Majeſtät: eine Schwalbe hackt der andern die Augen nicht aus.

„Da kann ich ihm nicht helfen."

Und doch, wenn Ew. Majeſtät nur wollten.

„Wie meint Er das?"

Der Blackmeiſter iſt ein höchſt närriſcher pietiſtiſcher Schwärmer, dabei verketzert er Jeden, den er im Verdacht hat, daß er andere religiöſe Anſichten hegt, als er, in ſeinem beſchränkten Kopfe. Seine Predigten ſind ein Bombaſt von myſtiſchen und herrnhutheriſchen Unſinn und ſelten beſteigt er die Kanzel, wo er nicht den Einen oder den Andern, der ihm zuwider iſt, bis in den Abgrund der Hölle verdammt. Es iſt nur Wunder, daß man ſich das in Treptow ſo geduldig gefallen läßt; er wird es aber gewiß noch dahin bringen, daß Unruhen darüber entſtehen.

„Weiß Er das gewiß?"

Mir iſt es für gewiß erzählt worden.

„Das verdient eine nähere Unterſuchung."

Pöllnitz kam darüber in große Verlegenheit, aber er hatte Geiſtesgegenwart genug, ſich ſchnell zu faſſen.

Ew. Majeſtät, ſprach er mit lachendem Munde: könnten ſich einen rechten Spaß mit ihm machen, und ihn ohne weitläufige Unterſuchung zur Raiſon bringen.

„Wie das?“

Wenn Sie ihn wegen der Abkanzelung des Majors nach Potsdam kommen ließen, ihn ſelbſt darüber zur Rede ſtellten und hörten, was er zu ſeiner Entſchuldigung ſagen wird. Da werden Sie gewiß ſehr ſpaßhaften pietiſtiſchen Unſinn zu hören bekommen und ſich ſelbſt überzeugen, wie viel an dem wahr iſt, was ich ſo eben geſagt habe.

„Nein! das will ich nicht!“ verſetzte der König, und nach kurzem Nachſinnen fuhr er fort: „Er bringt mich auf eine andere Idee. Ich will den Blackmeiſter zu mir nach Potsdam beſcheiden laſſen; ihn aber nicht ſelbſt ſprechen. Er und noch ein Anderer, als Geiſtliche gekleidet, ſollen ihn darüber zur Rede ſtellen, daß er den Major zur Zielſcheibe ſeines Grolls auf der Kanzel gemacht hat, und ihn überhaupt über ſeine religiöſe Anſichten examiniren. Ich will der Scene, ohne daß man mich ſieht, beiwohnen.“

Das iſt ein köſtlicher Gedanke, Ew. Majeſtät! und ich verſpreche Ihnen im voraus, daß es Ihnen recht vielen Spaß machen wird.

„Wen meint Er, daß ich Ihm zum Beiſtand gebe? — Ich ſinne eben darüber nach."

Den Marquis d'Argens, Ew. Majeſtät. So ein Geiſtlicher iſt ein pedantiſcher Schulfuchs; er könnte mir mit griechiſch, hebräiſch wohl gar chaldäiſch in die Parade fahren, und von dem Allen verſteh' ich kein Wort, wenn ich nicht deutſch, franzöſiſch und nothdürftig etwas von ein Paar andern lebenden Sprachen verſtände, müßt' ich bellen, wie ein Hund.

„Gut! ich werd' es d'Argens ſagen."

Bei dem Könige war dies unſtreitig ein flüchtiger Einfall geweſen, denn er dachte nicht eher wieder daran, als bis ihn Pöllnitz an dieſe Myſtifikation erinnerte. Sie paßte ganz zu der Charge, die dieſer bei Hofe ohne ihre Benennung bekleidete.

„So laß' Er ihn kommen!" ſprach Friedrich: „und arrangir' Er Alles; das iſt nun Seine Sache."

Auf dieſe Autoriſation geſtützt, ſchrieb Pöllnitz an den geiſtlichen Inſpector Blackmeiſter, und forderte ihn auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majeſtät des Königs auf, ſich unverzüglich in Potsdam einzufinden, und bei dem Kaſtellan des Schloſſes zu melden.

Blackmeiſter befremdete eine ſolche Aufforderung ſehr; er konnte ſich die Veranlaſſung dazu nicht erklären, ſo viel er auch darüber hin und her ſann. Er gehorchte und fuhr nach Potsdam.

Dort eingetroffen, ging er gleich zu dem Kaſtellan. Pöllnitz hatte Letztern ſchon auf dieſen Fall inſtruirt.

„Gut, daß Sie da ſind," ſprach der Kaſtellan: „Ich werde Seine Majeſtät Ihre Ankunft ſogleich melden. Gehen Sie nur wieder in Ihr Quartier, und warten Sie es ab, was Allerhöchſtdieſelben zu beſtimmen geruhen werden. — Wo ſind Sie abgeſtiegen?"

Blackmeiſter nannte das Abſteigequartier.

Kaum hatte der Inſpector den Kaſtellan verlaſſen, ſo zeigte der Letztere dem Baron an: daß der Erwartete eingetroffen ſey.

Pöllnitz benachrichtigte den König davon; es wurde nun der folgende Tag zu der von dem Baron in Vorſchlag gebrachten Fopperei beſtimmt, und von ſolchem dazu Alles vorbereitet.

In dem Zimmer, wo Blackmeiſter vor den beiden Pſeudo-Geiſtlichen erſcheinen, über ſeine vergebliche öffentliche Beſchimpfung des Majors von S... conſtituirt und dann examinirt werden ſollte, wurde ein Schirm geſtellt, hinter ſolchem wollte der König, ungeſehen, der Scene beiwohnen, in der Erwartung, daß er, nach Pöllnitz Schilderung von Blackmeiſter, ſich über deſſen Benehmen und Antworten nicht wenig beluſtigen würde.

Ein Page kam zu Blackmeiſter und beſtellte ihn am folgenden Morgen zu einer beſtimmten Stunde auf das Schloß. Der Inſpector ſtellte ſich ein. Der Page empfing ihn, und führte ihn in ein Zimmer mit den Worten:

„Hier warten Sie, bis ich Sie Seiner Majeſtät gemeldet habe.“

Der König will mich ſelbſt ſprechen, dachte Blackmeiſter: was hat das zu bedeuten?

Der Gedanke, vor dem großen Friedrich zu erſcheinen, erſchütterte ihn zwar im erſten Momente wie ein elektriſcher Schlag; aber ſich nichts bewußt, worüber er ſich einen Vorwurf machen konnte, gewann er bald jene ruhige Faſſung, die nur ein reines Gewiſſen verleiht.

Pöllnitz und der Marquis d'Argens, wie Geiſtliche coſtümirt, erwarteten ſchon den Inſpector in dem zu dieſer Farce beſtimmten Zimmer. Dem Könige wurde die Ankunft des Letztern angezeigt; er ging zu den Verkleideten und ſetzte ſich in einen Lehnſeſſel hinter den Schirm.

Der Page kam zu Blackmeiſter zurück, die lakoniſche Worte ſprechend:

„Folgen Sie mir!“

Er ſchritt voran, Blackmeiſter folgte ihm durch eine Reihe Zimmer, endlich öffnete er eine Thüre, trat zurück und ſprach:

„Hier treten Sie ein!"

Der Inſpector that es, der Page machte die Thür hinter ihm zu und entfernte ſich.

Der Eingetretene erwartete den König zu ſehen; er wurde aber nur zwei Geiſtliche gewahr. Er verneigte ſich ehrerbietig, ſein Gruß wurde nur mit einem ſehr wenig verbindlichen gnädigen Kopfnicken erwiedert.

Pöllnitz nahm das Wort und redete den Inſpector an:

„Auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majeſtät des Königs, unſers allergnädigſten Herrn, ſind Sie hierher beſchieden worden. Allerhöchſtdieſelben ſind ſehr ungnädig, daß Sie ſich unterfangen, den Major von S..., einen Mann, welche Seine Majeſtät wegen ſeiner militairiſchen Verdienſte und bewieſene Bravour ſchätzen, von der Kanzel herab auf eine ſo ehrenrührige Weiſe zu ſchildern, daß er zum Stadtgeſpräch geworden iſt. Können Sie dies läugnen?"

Der Konſtituirte ſtutzte; eine ſolche Beſchuldigung hatte er ſich nicht träumen laſſen; er ſchwieg ein Paar Minuten.

„Sie ſchweigen! — Sie geſtehen alſo dadurch ein, daß Sie ſich eines ſolchen Scandals ſchuldig gemacht haben?"

Keinesweges, verſetzte jetzt **Blackmeiſter**, von der erſten Ueberraſchung zur ruhigen Beſinnung gekommen; Keinesweges! Ich habe des Majors auf der Kanzel eben ſo wenig gedacht, wie irgend eines andern Individuums. Ich würde dann die heilige Stätte, wo ich das Wort Gottes meinen Zuhörern verkündigen ſoll, entweihend, aus dem Lehrer der Religion und der Moral ein verläumderiſcher Pasquillant geworden ſeyn.

„Man hat es aber doch des Königs Majeſtät denuncirt, und was noch mehr, der Major behauptet es."

Ich hab' allerdings gegen manche Laſter gepredigt und geeifert, wie ich es für Pflicht halte, namentlich gegen Völlerei, gegen das leichtſinnige Fluchen, gegen die ruchloſen Religionsſpötter, und es kann mir nicht zur Laſt gelegt werden, wenn ſich Jemand dadurch getroffen fühlt. Die heilige Schrift ſelbſt iſt ſo oft falſch ausgelegt worden, wie ſollten meine Worte nicht mißgedeutet werden können, da ich nur ein ſchwaches Werkzeug voll menſchlicher Gebrechen bin, um die Wahrheiten der alleinſeligmachenden Religion Jeſu Chriſti zu verkünden. — Ich ſtelle dieſe Beſchuldigung, als eine böswillige Verläumdung, gänzlich in Abrede. Um mich davon zu reinigen, muß ich um eine ſtrenge Unterſuchung bei dem Konſiſtorium, unter dem ich ſtehe, antragen. Ich hab' alle Konzepte von den ſeit Jahr und Tag gehaltenen Predigten, die kann ich vorlegen, und ich will es eidlich erhärten, daß ich darin keine weſentliche Aenderungen bei dem mündlichen Vortrag je gemacht habe."

Darauf war Pöllnitz nicht gefaßt; die Verlegenheit, in der er Blackmeiſter bringen wollen, bemächtigte ſich ſeiner. Er ſah einen ganz andern Mann vor ſich, als er vermuthet, und dem Könige unüberlegt geſchildert hatte.

Nach einer Pauſe ſuchte er der Sache eine andere Wendung zu geben.

„Wenn Seiner Majeſtät Abſicht geweſen wäre," ſprach er: „die Ihnen gemachte Beſchuldigung rigoröſe zu nehmen, ſo würden Allerhöchſtdieſelben gleich deshalb eine Verfügung an das Konſiſtorium, zur Unterſuchung erlaſſen haben; aber aus Schonung für Sie — die Sie dankbar anerkennen müſſen — haben Seine Majeſtät uns nur aufgetragen, uns darüber zu informiren und nach Befund der Umſtände, Ihnen einen Verweis mit der Mahnung zu geben, ſich künftig dergleichen, bei ſtrengerer Ahnung, zu enthalten. Da Sie die Wahrheit der Ihnen gemachten Beſchuldigung ſo beſtimmt beſtreiten, ſo wollen wir

Ihnen vorläufig Glauben ſchenken, obſchon ein Sprichwort ſagt: wo Rauch iſt, da muß auch Feuer ſeyn, Seiner Majeſtät darüber berichten, und Allerhöchſtdenſelben anheimſtellen, was Sie darüber weiter zu beſchließen geruhen wollen."

Eine ſtrenge Unterſuchung wäre mir das liebſte! verſetzte Blackmeiſter und ſetzte, gereizt, mit Bitterkeit hinzu: dann würde es ſich ergeben, daß keine Regel ohne Ausnahme iſt, und das Sprichwort nicht immer auf Wahrheit beruht: wo Rauch iſt, muß auch Feuer ſeyn.

Pöllnitz Verlegenheit wurde dadurch noch vermehrt; er hatte ſich in einen ſchlimmen Handel muthwillig verwickelt, er wünſchte ſich möglichſt mit Ehre herauszuziehen und eine für ihn peinliche Scene ſo bald als möglich zu enden.

Dies verriethen ſeine verſtohlenen Blicke nach dem Marquis d'Argens, der bisher nur eine ſtumme Rolle geſpielt hatte, und ihm jetzt auf ſeine Augenſprache mit leiſem Achſelzucken antwortete.

„Auch haben wir von Seiner Majeſtät den Befehl," fuhr Pöllnitz, ſeine ganze Unverſchämtheit aufbietend, nach einer Pauſe fort: „Sie über ihre religiöſen Anſichten, und Ihre wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu examiniren." —

„Ich habe zwar mein Examen unter des hochſeligen Königs Majeſtät längſt überſtanden und bin darin für tüchtig zu einem Predigamte erklärt worden, ſonſt würde ich jetzt nicht die Stelle eines geiſtlichen Inſpectors bekleiden. Ich unterwerfe mich jedoch ſehr gern dem Willen Sr. Majeſtät, weil ich nicht fürchte, mit Schanden zu beſtehen."

Zur Sache! rief Pöllnitz: Worin beſteht die wahre Gottſeligkeit?

„Das man Gott fürchte und den König ehre."

Iſt es erlaubt, Andersdenkende als Ketzer zu verdammen?

„Die Schrift lehrt: wer Gott fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm."

Sie ſollen aber doch gegen Andersdenkende ſich auf der Kanzel ſehr ereifert haben?

„Nicht gegen Andersdenkende, aber wohl im Allgemeinen gegen diejenigen, die einen unchriſtlichen und unſittlichen Lebenswandel führen. Es iſt unſer Amt und wir verletzen unſere Pflicht, wenn wir nicht in unſeren Predigten gegen Laſter zu Felde ziehen, ihre ſchädliche Folgen diesſeits und für die Ewigkeit mit allen uns zu Gebote ſtehenden Gaben der Beredſamkeit ſchildern, um die verirrten Schaafe wieder auf den Weg des Heils zurückzuführen, und das ſchlafende Gewiſſen der Sünder zu erwecken."

Solche Antwort hatte Pöllnitz nicht erwartet; der Angſtſchweis trat ihm auf die Stirne;

nach einigen ähnlichen Fragen, die eben ſo bündig, ernſt und ruhig beantwortet wurden, wandte er ſich an den Marquis d'Argens mit den Worten:

„Ich überlaſſ' es nun Ihnen, Herr Kollege, den Herrn Inſpector in Hinſicht ſeiner gelehrten Kenntniſſe zu examiniren."

Jetzt begann der Marquis ſeine Prüfung und redete ihn in lateiniſcher Sprache an. Denn hätte er ſein Examen in deutſcher Sprache halten wollen, ſo würde ſeine Unkenntniß und das verſchrobene Radebrechen derſelben augenblicklich die Myſtifikation verrathen haben.

Blackmeiſter, ein guter Lateiner, beantwortete ſchnell und ſelbſt in elegantem Latein die vorgelegten Fragen, wobei er zuweilen einige Schnitzer des Examinators in ſeinen Antworten rectificirte.

D'Argens legte ihm auch einige Fragen, das Griechiſche und Hebräiſche betreffend, vor. Er gab ſich dabei aber ſolche Blößen, daß Blackmeiſter ſie nicht unbenutzt ließ, die Rollen zu vertauſchen; er wurde aus einem Geprüftwerdenden der Examinator. Der Marquis brach, in der größten Verwirrung ſchnell das Examen ab, und erklärte Blackmeiſter, daß er mit ihm zufrieden ſey und nun wieder gehen könne.

Dieſer benutzte die Erlaubniß auf der Stelle, und kehrte in ſeine Wohnung zurück.

Kaum waren aber die beiden Examinatoren allein, ſo machte d'Argens ſeinem Herzen durch einen derben franzöſiſchen Kernfluch Luft.

Friedrich trat hinter ſeinem Verſteck hervor, und Beide ſpöttiſch verlachend, ſprach er zu Pöllnitz:

„Er hat Wort gehalten, Pöllnitz! Er hat mir einen rechten Spaß gemacht, aber nicht, wie Er es ſich gedacht. Nun, mir iſt das gleich! Eigentlich ſollt' ich Ihm eine derbe Lection dafür leſen, daß Er ſo unüberlegt etwas angezettelt, was Er ſo ſchlecht durchgeführt hat. Lern' Er daraus: wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein. Ich werde mich wohl hüten, mich auf ſolche Narrenſtreiche, die Er mir vorſchlägt, je wieder einzulaſſen.“

Dann ſprach er in franzöſiſcher Sprache zu dem Marquis d'Argens:

„Bedanken Sie ſich bei Pöllnitz, daß er Ihnen das Amt eines Examinators von Geiſtlichen conferirt hat. Mir wär' es nie eingefallen, und nach dem, wovon ich eben Zeuge geweſen, ſind Sie jetzt deſto ſicherer dafür, denn — alle Achtung für Ihre Gelehrſamkeit — mit dem Griechiſchen und Hebräiſchen ſteht es doch ziemlich ſchwach.“ —

„Adieu Meſſieurs!“ ſprach der König darauf, ſich an Beide wendend, und dieſe verließen das Zimmer in keiner roſenrothen Stimmung.

Im Vorzimmer machte d'Argens, da ſeine Eitelkeit tief gekränkt worden dem Baron von Pöllnitz mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit, bittere Vorwürfe, daß er ihn zum Gehülfen eines ſo mißlungenen Spaßes vorgeſchlagen, und Pöllnitz blieb ihm die Antwort nicht ſchuldig.

„Wenn Sie ihm verfänglichere Fragen vorgelegt,“ meinte der Marquis: „ſo hätte die Sache eine ganz andere Wendung genommen.“

Wie können Sie davon urtheilen, Marquis! Sie verſtehen ja ſo wenig Deutſch, wie ein Hottentotte. Meine Fragen waren ganz angemeſſen. Daß er ſie anders beantwortete, als ich vermuthen konnte, iſt nicht meine Schuld.

„Weſſen denn? Sie hätten ſich erſt genauer erkundigen ſollen, mit was für einen Mann Sie zu thun bekommen würden.“

O, das hat die Karre nicht in den Koth geſchoben. Marquis! aber Sie! wenn Sie mehr Griechiſch und Häbräiſch verſtänden, ſo würden Sie ihn ſchon in die Enge getrieben haben. Darin liegt allein der Fehler.

„Verſtehen Sie denn Griechiſch und Hebräiſch? das iſt etwas ganz Neues, was ich heute zum erſtenmale erfahre.“

Der Wortwechſel wurde ſo heftig, daß ihn der König hörte, die Thür öffnete und verdrießlich rief:

„Wenn Ihr Euch zanken wollt, ſo ſucht Euch dazu einen andern Platz auf, und ſtört mich nicht!“

Der Marquis und der Baron entfernten und trennten ſich nun; Beide höchſt erbittert auf Blackmeiſter, der durch ſein Benehmen ſie ſo in den Augen des Königs compromittirt und ihnen deſſen Unwillen und Spott zugezogen hatte. Hätte es in ihrer Macht geſtanden, ſo würde er dafür ſchwer haben büßen müſſen. Friedrich hatte zwar die Scene, die er hinter dem Schirme beigewohnt, wegen der Verlegenheit, worin die beiden Pſeudo-Geiſtlichen verſetzt worden, beluſtigt, aber es that ihm leid, daß er ſich durch Pöllnitz zu einer ſolchen Spiegelſechterei verleiten laſſen, die noch das Gepräge der Späße vom Hofe ſeines Vaters trug. Er hatte Blackmeiſter von einer ganz andern Seite kennen lernen, als man ihm fälſchlich vorgeſpiegelt, er wünſchte, ihm eine Genugthuung zu geben, nur hielt es ſchwer, wie; da er unmöglich eingeſtehen konnte, daß er Theil an einem ſo verunglückten Scherz gehabt habe.

Darüber nachſinnend, ſchellte er nach einer Weile. Ein Page trat ein. Er befahl ihm: den geiſtlichen Inſpector aus Treptow an der Tollenſee, Blackmeiſter durch einen Kammerhuſaren gleich zu ſich beſcheiden zu laſſen.

Der Befehl wurde auf der Stelle vollzogen; Blackmeiſter fand ſich wieder auf dem Schloſſe ein, und, gemeldet, wurde er zu dem Könige geführt. Er verneigte ſich tief und ſprach:

Ew. Majeſtät haben zu befehlen ge —

Friedrich ließ ihn nicht ausreden, mit freundlicher Miene und mildem Tone ſprach er:

„Ich hab' aus dem Rapportzettel geſehen, daß Er hier angekommen iſt, da möcht' ich Ihn doch näher kennen lernen. — Wo hat Er ſtudirt?“

In Halle. Ew. Majeſtät.

„Wie lange?“

Drei Jahre.

„Da hat Er auch wohl die Collegia des berühmten Wolf gehört?“

Nein, Ew. Majeſtät, zu meiner Zeit war er nicht mehr dort.

„Das iſt Schade! — Wo iſt Er zuvor Prediger geweſen?“

Ew. Majeſtät, ich wurde zuerſt Feldprediger bei dem Regimente des Feldmarſchalls von Grumbkow unter der glorreichen Regierung des höchſtſeligen Königs Majeſtät, erhielt dann eine

Stelle als Prediger in Pyritz und bin demnächſt zum Inſpector nach Treptow an der Tollenſee verſetzt worden.

„Das beweiſt, daß man mit Ihm zufrieden geweſen. Das macht Ihm alle Ehre. Man hat mir aber geſagt: daß Er zu eifrig ſeyn ſoll; wenn das wahr iſt, ſo rath' ich Ihm wohlmeinend, ſich darin zu mäßigen. Durch zu großen Eifer ſchadet man der guten Sache oft mehr, als man ihr Nutzen verſchafft."

Ew. Majeſtät halten zu Gnaden! Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über, und es ſteht in der Bibel, man ſoll ſein Herz nicht zu einer Mördergrube machen. Wer das, was er für wahr und recht hält, nicht frei und ohne Menſchenfurcht verkünden kann, der iſt ein Heuchler, und verdient nicht auf der Kanzel zu ſtehen.

„Da hat Er Recht! Aber Anzüglichkeiten gehören nicht darauf."

Die hab' ich mir nie erlaubt, Ew. Majeſtät, und wer mich deſſen beſchuldigt, den erkläre ich für einen Verläumder.

„Ei, ei! Iſt Er ſeiner Sache ſo gewiß?"

Ja, Ew. Majeſtät! Sonſt würd' ich mich nicht erkühnen, dies gegen Allerhöchſtdieſelben zu behaupten. Ich hab' als Feldprediger manchen harten Stand gehabt, aber Gott hat mich geſchützt, er hat auch an mir den Ausſpruch bewährt: Rede die Wahrheit, und ſie wird dich frei machen.

„Nun, ich glaub' Ihm ſchon. Ich halt' Ihn für einen ehrlichen Mann. Bleib' Er dabei, und wenn man Ihm etwas an's Zeug flicken will, ſo wend' Er ſich nur geradezu an mich. Adieu!“

Blackmeiſter beurlaubte ſich, und ſehr zufrieden mit dieſer Unterredung kehrte er in ſein Quartier zurück.

Da er nach der Unterhaltung und Prüfung der beiden Geiſtlichen eine ganz andere Aufnahme von dem Könige erwartet, Friedrich ihrer aber mit keiner Sylbe erwähnt hatte, ſo war er überzeugt, daß die ihm zur Laſt gelegte Ungehörigkeit zu ſeinen Gunſten beigelegt ſey; er traf daher Anſtalt, wieder nach ſeinem Wohnort zurückzukehren.

Eben mit dem Einpacken beſchäftigt, erſchien ein Kammerhuſar und brachte ihm einen beſchwerten Brief mit dem königlichen Siegel, er händigte ihm ſolchen ein und verlangte darüber eine Beſcheinigung.

Blackmeiſter ſtellte ihm ſolche aus und als er das Schreiben entſiegelt hatte, fand er darin zwanzig Friedrichsd'or, welche ihm, auf Befehl des Königs, der Geheime Kämmerier, als Vergütigung der Reiſekoſten, überſandte.

Friedrich der Groſse und die böhmische Gemeinde zu Münsterberg und Berlin.

Die Grundſätze der religiöſen Duldung, die Friedrich ſchon als Kronprinz in ſeinen Schriften ſo deutlich ausgeſprochen und auch gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung am 31. Mai 1740 in ſeinem Staate üben laſſen, beſtimmte, bei der Intoleranz, die faſt überall noch herrſchte, Viele, um den Verfolgungen über ihre religiöſen Anſichten zu entgehen, einen Zufluchtsort in ſeinen Ländern zu ſuchen. Der König richtete darauf vorzüglich ſein Augenmerk, die Bevölkerung in ſeinem Reiche zu vermehren, und am willkommenſten waren ihm ſolche Einwanderer, welche der Geiſt der Unduldſamkeit aus ihrer Heimath vertrieben hatte. Er hegte die Meinung: daß Menſchen, welche ihres Glaubens wegen, ihr Vaterland und ſo viele ſüße Erinnerungen an ſolches verlaſſen könnten, ſich auch in Hinſicht ihrer Sittlichkeit und anderer guten Eigenſchaften von denen unterſcheiden würden, die entweder die Furcht vor Strafe für ein Vergehen, oder der Hang zur Abwechſelung von ihren Wohnſitz vertrieben hatte.

Seiner näheren Umgebung waren dieſe Anſichten des Königs nicht unbekannt, er hatte ſich darüber zu oft und ausführlich ausgeſprochen.

Die Brüdergemeinde in Böhmen wurde von den Katholiken ſehr hart verfolgt, und da dies der im Jahr 1759 als General-Feldmarſchall verſtorbene General von Kalkſtein erfuhr, ſo äußerte er einſt 1742 gegen Friedrich: wie ſich ſolche gern dazu entſchließen würde, ſich in Schleſien anzuſiedeln, wenn ſie ſich dort des allen chriſtlichen Confeſſionen gewährten Schutzes erfreuen könnte.

„Darauf können dieſe Leute rechnen," verſetzte der König: „verſprech' Er ihnen, wenn ſie ſich nach Münſterberg begeben wollen, ſo will ich ihnen eine Kirche und ein Pfarr- und Schulhaus bauen, ihnen auch einen Prediger und Schullehrer ihres Glaubens beſtellen laſſen und ſie in den Stand ſetzen, ihren Unterhalt zu erwerben."

Mit dieſer mündlichen Vollmacht verſehen, unterließ der General nicht, ſolche dort bekannt machen zu laſſen, wo ſie von entſchiedenem Einfluß ſeyn konnte.

Es währte auch nicht lange, ſo wandten ſich Mitglieder der Brüdergemeine in Böhmen an ihn, und fragten an: ob dieſe Zuſicherungen Friedrich's auf Wahrheit beruhten?

Der General beſtätigte, was er bekannt machen laſſen, und es ſiedelten ſich nach und nach drittehalbtauſend Seelen in Münſterberg an.

Der Ort war indeß zu klein, um den Erwartungen dieſer neuen Ankömmlinge, die ſich von ihrer Emigration nach Münſterberg ein Eldorado verſprochen, befriedigen zu können. Sie hatten mit manchen Hinderniſſen zu kämpfen, eine unvermeidliche Folge ihrer neuen Verhältniſſe; indeß würden ſie auch ſolche, mit Ausnahme Weniger, beſiegt haben, wenn des Königs Wille, in Hinſicht der Toleranz, gewiſſenhaft erfüllt worden wäre. Münſterberg's Einwohner waren ſtockkatholiſch, und der Magiſtrat ebenfalls, daher wurden ſie, gegen den Willen und die Zuſicherung Friedrich's, ſo vielfältig gedrückt und heimlich, unter nichtigen Vorwänden, geſtützt auf das Verſprechen Friedrich's, in Schleſien keine weſentliche Veränderung in religiöſer Hinſicht zu machen, ſo verfolgt, daß die Meiſten theils nach Sachſen, theils nach Polen und Ungarn emigrirten. Im Jahr 1746 befanden ſich zu Münſterberg nur noch ſiebenhundert Köpfe von der Brüdergemeinde. Mehrere von dieſer Gemeinde waren nach Berlin gekommen.

Im Jahr 1745 hatte die Gemeinde zu Münſterberg einen von dem Könige beſtätigten Prediger, mit Namen Blanitzky; doch dieſer noch kein fixes Gehalt erhalten, und er konnte dort nicht ſubſiſtiren.

Der Prediger der Brüdergemeinde zu Berlin, mit Namen Pinzinger, hatte ſich ſolcher Handlungen ſchuldig gemacht, daß die Gemeinde unmittelbar bei dem Könige darauf antrug, ihn abzuſetzen.

Bei dem Vortrage meinte der Kabinetsrath: daß dieſe Eingabe dem Departement der geiſtlichen Angelegenheiten zur Unterſuchung und gutachtlichem Berichte zuzuſenden ſey.

„Nein!“ ſprach der König: „der General von Kalkſtein hat die Böhmen in's Land gezogen, er mag nun auch dieſe Beſchwerde ausgleichen.“

Nach ſeiner Angabe erging die nachſtehende Kabinetsordre an ihn:

„Mein lieber General der Infanterie von Kalkſtein! Ich habe auf das eingegebene Memorial der Vorſteher und Aelteſten hieſiger böhmiſcher Gemeine, wegen Deprecirung ihres anſtößig gewordenen Predigers, die abſchriftlich beigeſchloſſene Ordre ergehen laſſen. Da Ihr nun Euch dieſer guten Leute bisher bey Gelegenheit angenommen, ſo habe Ich wegen Wiederbeſetzung dieſer Stelle zu Euch das Vertrauen, Ihr werdet Mir ein geſchicktes und anſtändiges Subjectum, ſo böhmiſch predigen kann, wieder verſchaffen und vorſchlagen, damit dieſe Gemeine verſorget werde. Ich bin Euer wohlaffectionirter König. Berlin, den 5. Februar 1746. Friedrich.“

Zugleich theilte er ihm die Abſchrift der desfalls an den Staats-Miniſter von Brand erlaſſenen Kabinetsordre, folgenden Inhalts, mit:

„Mein lieber Etats-Miniſter von Brand. Ich communicire Euch hierbey in Abſchrift das allerunterthänigſte Memorial der Vorſteher und Aelteſten hieſiger böhmiſchen Gemeine, worinnen ſie nicht ohne große Urſach die Wiederannehmung des ehemaligen scandaleusen Predigers Pinzinger depreciren. Weil nun dieſer Mann, ohngeachtet des erhaltenen Pardons, nicht ohne Aergerniß und Zerrüttung dieſer aus vielen ehrlich und fromm geſinnten Leuten beſtehenden Gemeine hier bleiben kann: ſo habe Ich resolviret, daß er anderwärts hin, und zwar nach Münſterberg in Schleſien, doch ſonder daſelbſt von ſeinem Vergehen etwas eclat zu machen, verſetzt, hingegen die hieſige böhmiſche Gemeine zu ihrer Beruhigung mit einem anderweitigen tüchtigen und exemplariſchen Prediger, welchen der General von der Infanterie von Kalkſtein vorzuſchlagen befehliget iſt, verſehen werden ſoll, worüber Ihr denn das Erforderte überall verfügen und beſorgen ſollet. Ich bin ꝛc. ꝛc. Berlin, den 1. Februar 1746."

Der General erſtattete darauf dem Könige Bericht, und meldete ihm, daß er ein brauchbares Subject für den nach Münſterberg verſetzten Prediger Pinzinger gefunden, daß der letztere jedoch dort mit dem daſelbſt ſchon angeſtellten Prediger Branitzky in Kolliſion kommen dürfte, und meldet zugleich, daß Letzterer ihm angezeigt, wie etwa tauſend Böhmen der Brüdergemeinde nicht abgeneigt wären, nach Münſterberg zu kommen.

„Branitzky?" ſprach der König vor ſich: „Branitzky? Ich erinnere mich deſſen nicht."

Darauf ließ er die nachſtehende Kabinetsordre an den General aufſetzen:

„Mein lieber General der Infanterie von Kalkſtein! Ich habe aus Eurem Schreiben vom 25ſten dieſes vernommen, das Ihr, nach aller angewandten Mühe, für die dortige böhmiſche Gemeine einen guten Mann, Namens Petermann, ſo dabey bekannt und beliebt iſt, und ſich als Kapellan in Sachſen aufhält, zum Prediger aufgefunden. Wie Ich nun ſolches völlig approbire, ſo habet Ihr ihn darüber zu sondiren, und wenn er den Poſten annimmt, ſoll ſogleich die Vocation ausgefertigt werden. Anlangend die böhmiſche Gemeine zu Münſterberg, ſo habe Ich bereits dem Pinzinger, auf ſein und dieſer Gemeine Anſuchen, die Vocation und nöthige Ordres ertheilt, und wird es wohl am beſten ſeyn, es dabey zu laſſen, zumalen er leicht daſelbſt die Sacra auf Art der Reformirten administriren kann. Indeſſen da ich Mich wegen des dortigen zeitigen Predigers Blanitzky nicht erinnere, ſo ſollet Ihr Mir berichten, ob Ich zu deſſen Beruf consentirt habe, und ob es ein recht guter und untadelhafter Mann ſey? Wegen der von ihm verſicherten Ankunft von 1000 Mann Böhmen, ſo würde am beſten ſeyn, wenn ſolche ſich zu Berlin etabliren wollten, da zu Münſterberg es weit mehr Schwierigkeiten ſetzen dürfte. Potsdam, den 28. Februar 1746. Friedrich.“

„Wegen Ausfertigung der Vocation, dürfet Ihr Euch nur an den Etats-Miniſter von Brand adressiren.“

Kaum befand ſich Pinzinger in Münſterberg, ſo hatte er auch durch ſeine Umtriebe Uneinigkeit zwiſchen den dortigen Gliedern der Brüdergemeinde angeſtiftet. Pinzinger wollte Blanitzky gänzlich verdrängen, und überredete viele der Gemeinde, ſich deshalb unmittelbar an den König zu wenden. Ein Theil derſelben aber, der für Blanitzky Liebe und Hochachtung hegte, weil er ſich durch ſeinen ſittlichen Lebenswandel ſolchen erworben, und die Machinationen des Neuangekommenen, bekannt mit der Veranlaſſung von deſſen Verſetzung, verabſcheuten, kamen ebenfalls bei dem Könige unmittelbar ein, und beſchwerten ſich über die Ränke des Pinzinger.

Unwillig warf er die beiden Eingaben, nachdem er ſie geleſen, auf den Tiſch.

„Lauter Widerſprüche!“ rief er aus: „darüber zu entſcheiden iſt eine ſchwierige Sache, und beide Parteien zufrieden zu ſtellen, eine Unmöglichkeit. Kalkſtein kennt dieſe Angelegenheit genau, er ſoll mir erſt Bericht darüber erſtatten.“

Der General erhielt daher folgende Kabinetsordre:

„Mein lieber ꝛc. ꝛc. Aus den in **Orginali** hiebey kommenden **Memorialien**, werdet Ihr das ganz gegen einander laufende Suchen der böhmiſchen Gemeine zu Münſterberg, wegen des ihr zu accordirenden Predigers, des mehreren erſehen. Wie nun alſo gedachte Gemeine unter ſich ſelbſt nicht einig, Meine Meinung aber gar nicht iſt, daß der Prediger Blanitzky, den ſie bishero gehabt, ohne erhebliche Urſach abgeſetzet und von dem Pinzinger verdränget werden ſoll, als habt Ihr von allen bey der Sache vorkommenden Umſtänden nähere und zuverläſſige Erkundigung einzuziehen, und befindenden Umſtänden nach mehr erwähnte Gemeine unter ſich zu vereinigen, oder die Sache, wie es recht und billig iſt, zu ſchlichten, und wie ſolches geſchehen, zu ſeiner Zeit, mit Zurückſendung beyder **Memorialien**, zu berichten.

Potsdam, den 2. März 1746.

Friedrich.“

Der General erſtattete darüber einen ausführlichen Bericht; mehr zu Gunſten Blanitzky's als Pinzinger's.

Da aber die Zahl derjenigen, welche ſich für den Letzteren unmittelbar verwendet, die derer überſtieg, welche den Prediger Blanitzky begünſtigten, ſo erließ Friedrich an die ſämmtlichen Supplikanten folgende Reſolution:

„Sr. Königliche Majeſtät in Preußen, Unſer allergnädigſter Herr, ertheilen hierdurch der böhmiſchen und deutſchen evangeliſchen Gemeine zu Münſterberg in Schleſien die gnädigſte Erlaubniß, daß dieſelben ſich einen eigenen Prediger nach ihrem Gutbefinden wählen mögen, jedoch daß ſelbiger dem Königlichen Ober-Conſiſtorio zu Breslau zum gewöhnlichen Examine, hiernächſt aber zur Königlichen allergnädigſten Confirmation praesentiret werde.

Berlin, den 26. November 1746.

Friedrich."

Dadurch wurden nun zwar die Uneinigkeiten auf die ſchonendſte Weiſe von dem Könige vorläufig beigelegt, aber der Saame des Zwieſpalts, den der Prediger Pinzinger ausgeſtreut, ſchoß bald üppig empor.

Die beiden ſich feindlich gegenüberſtehenden Parteien nahmen wieder ihre Zuflucht zum Könige, in der Hoffnung, durch einen Machtſpruch ihren Zweck zu erreichen. Darin irrten ſie ſich aber ſehr. Dem Könige waren dieſe Differenzen höchlich zuwider, er äußerte dies mündlich mit großem Unwillen, weil er alle ſolche religiöſe Abſonderungen haßte, hinter welche ſich gewöhnlich ſehr lichtſcheue Leidenſchaften zu verbergen ſuchen. Er verfügte darauf die nachfolgende Kabinetsordre an die Generale von Kalkſtein und Graf von Dohna.

„Mein lieber General von der Infanterie von Kalkſtein, und General-Major Graf Chriſtoph von Dohna! Es kann Euch nicht unbewußt ſeyn, was für ein Zwieſpalt ſich zwiſchen der dortigen böhmiſchen Gemeine angeſponnen, indem eine Partey, laut dem copeylich beykommenden **Memorial**, ſich von den lutheriſchen **Sacris** abſondern, und einen reformirten Prediger haben wollen, die übrigen aber, vermöge kürzlich eingegebener **Supplicati,ſo** in **Original** hiebey kommt, über die Unruhe und Neuerungen klagen, und um unpartheiiſche Unterſuchung und Steuerung dieſer ſchädlichen Zerrüttung bitten. Weilen Mir nun daran gelegen, dieſe **Troubeln** zu **assoupiren**, zumalen ſolche aus einfältigem Mißverſtand entſprungen zu ſeyn ſcheinen: ſo befehle und **committire** Ich Euch beiden, aus gnädigſtem Vertrauen, dieſe Sache ohne Weitläuftigkeit und prozeſſualiſche Form, kurz und gut zu **examiniren**, und alle erſinnliche Mühe und chriſtvernünftige Vorſtellungen anzuwenden, um dieſen unnützen und ſchädlichen und ſectiriſchen Streit zu heben, und beyde Partheyen wieder zu vereinigen, in Friede und Ruhe, wie vorhin, ihren Gottesdienſt zu halten, oder allenfalls, wenn nichts verfangen wollte, Mir Euer pflichtmäßiges Bedenken darüber abzuſtatten, was bey dieſer Sache, zur Remedirung, für billige, und vom ſchädlichen Gewiſſenszwange entfernte Wege einzuſchlagen ſind.

Potsdam, den 22. Februar 1717.

Friedrich."

Der Styl darin, wie faſt in allen ſeinen Kabinetsbefehlen und Beſcheiden, ſetzt es außer Zweifel, daß er ſie faſt wörtlich dem Kabinetsrath in die Feder geſagt hat.

Es war eine ſehr ſchwierige Aufgabe für die beiden Generale. Ihre Bemühungen, dem Auftrage des Königs nach ſeinen landesväterlichen Abſichten zu genügen, ſcheiterte an der Halsſtarrigkeit und der Stupidität der fanatiſchen Querulanten. Sie waren oft im Begriff, wenn dieſe unruhigen Köpfe über das, was ſie eigentlich forderten, ſich nicht ſelbſt, vielweniger einen Dritten Rechenſchaft geben konnten, gegen alle ihre gütlichen Ermahnungen doch taub blieben, auf gut militairiſch einzuſchreiten, und den gordiſchen Knoten, wie Alexander, mit dem Schwerte zu löſen; nur der Gedanke, mit welcher Milde und Schonung Friedrich dieſe Eingewanderten beurtheilte und behandelte, hielt ſie davon zurück: er hatte ſich keinen Machtſpruch erlauben wollen, wie durften ſie es wagen?

Beide Generale waren in dieſer Angelegenheit nicht ganz gleicher Meinung, in manchen Stücken wichen ihre Anſichten ſehr von einander ab; ſie konnten ſich daher, wegen eines gemeinſchaftlich abzuſtattenden Berichts an den König, nicht einigen; Jeder hielt es für eine unerläßliche Pflicht, das Reſultat ſeiner Unterſuchung nach ſeiner lebendigſten Ueberzeugung zur Kenntniß des Monarchen zu bringen. Jeder reichte daher ſeinen Bericht beſonders ein.

Beide hatten darin des Prediger Macher und des Rathmann von Hayn erwähnt. Der General von Kalkſtein ſtellte es zwar nicht ganz in Abrede, daß der Prediger Macher einen Hang zur hierarchiſchen Despotie, einen nicht zu lobenden Zeloteneifer und viele Verketzerungsſucht an den Tag gelegt, daß jedoch die wider ihn angebrachte Beſchwerden ſeiner Gegner ſehr übertrieben wären und der größte Theil davon nicht hätte erwieſen werden können; was den Rathmann von Hayn beträfe, ſo hätte er ſich ganz unbefugt in Dinge gemiſcht, die ganz außer dem Bereich ſeines Amts lägen und ſeine Autorität dazu benutzt, ſeiner Partei Anhänger zu gewinnen. Der

General Graf von Dohna fällte ein härteres Urtheil über den Prediger Macher, dagegen ein milderes über den Rathmann von Hayn.

Der König empfing Beider Berichte faſt zu gleicher Zeit. Er ſchenkte ihnen die größte Aufmerkſamkeit, und verglich ſie ſorgfältig.

„Kalkſtein urtheilt wohl zu günſtig von dem Macher," ſprach er: „Ich kenne dieſe Zeloten, die Alles mit Feuer und Schwert verfolgen möchten, was nicht ihrer Meinung iſt. Mir iſt es noch in gutem Gedächtniß, wie an der Tafel meines Vaters der Lange ſo ohne alle Barmherzigkeit den Wolf für einen Höllenbrand erklärte."

Nach einer Pauſe fuhr er fort:

„Ich will aber nicht in den nämlichen Fehler fallen, und nach meinen individuellen Anſichten den Stab über ihn brechen. — Ernſt thut hier allerdings Noth, aber mit Maß und ohne daß ſich Jemand über zu großer Härte und Willkür beſchweren kann."

Er dictirte darauf die folgende Kabinetsorder:

„Ich habe aus Euren beiden beſonders abgeſtatteten Berichten vom 27ſten dieſes, betreffend die obſchwebende ärgerliche Streitigkeiten unter zwey **Factiones** der dortigen böhmiſchen Colonie, erſehen, daß Eure angewandte Bemühung, die Wiedervereinigung unter ihnen herzuſtellen, fruchtlos geweſen, und was Ihr von den Umſtänden und Urſachen ſolcher Verdrießlichkeiten, und dem vorgeſchlagenen einzigen Mittel, dieſelbe durch Verſtattung des Simultanei, und daß dem reformirten Theil frey gegeben werden möge, ſich einen eigenen Prediger aus Liſſa, mit welcher Gemeinde ſie harmoniren, zu wählen, vorgeſtellet. Ich approbire dieſes Expediens, und ſollet Ihr ſolches in Meinem Namen dieſen Leuten gehörig bekannt machen, daß ſie ſich nur forderſamſt über ſothane Wahl friedlich vereinigen, und den reformirten Prediger anhero kommen laſſen möchten, da Ich denn, auf Eure Anzeige, für deſſen Salarirung ſorgen würde. Die evangeliſch-lutheriſchen ſollten auch nach ihrem Verlangen den Prediger Macher behalten, und die dritte neutrale Parthey könnte ſich zu einer Kirche, welche ſie wollte halten, weil keiner in ſeiner Gewiſſensfreyheit geniret werden ſolle. Indeſſen ſollten alle Theile alle bisherige Bitterkeit, Mißtrauen, Haß und Zwiſtigkeit gegen einander, ſo gewiß nicht von dem heiligen Urheber der Religion herkäme, völlig ablegen, und in brüderlicher Einigkeit, Ruhe und Verträglichkeit, wie es vernünftigen Chriſten und redlichen Bürgern geziemet, unter einander leben. Was die angebrachten theils ſeltſamen und unwahrſcheinlichen Klagen wider den Prediger Macher anbelanget, ſo finde Ich gar nicht rathſam, dieſelben weiter durch das Conſiſtorium unterſuchen zu laſſen, zumal dadurch nur noch größern Zwieſpalt und Widrigkeit unter den aufgebrachten Partheyen entſpringen würde, zumal die meiſten Punkte nur auf Verdacht, falſchen Rapport und Mißdeutung praeoccupirter Gemüther zu beruhen ſcheinen; daher Ich für das Beſte halte, die ganze Sache nur auf geziemende Art nieder zu ſchlagen. Doch ſollet Ihr dem Macher in Meinem Namen, ſo ſolcher in einem und dem andern aus Uebereilung, Härte und gar zu großer Reformationsſucht gefehlet haben möchte, wie es anſcheinet, ſolches nochmals ernſtlich verweiſen, und ihm anbefehlen, forthin ſich chriſtlicher, liebreicher, klüger und toleranter gegen dieſe arme Gemüther zu conduisiren, auch das Skandal zu heben, oder Meiner ſchweren Ungnade zu gewärtigen; welches Ihr auch dem Rathmann von Hayn, nach Bewandniß der Umſtände, einſchärfen ſollet. Ich habe alſo zu Euch das Vertrauen, Ihr werdet auf dieſe Weiſe Ruhe und Frieden wieder unter dieſen Leuten retabliren.

Potsdam, den 29. März 1747.

Friedrich.“

„Der Staatsminiſter von Brand erhält dieſen Beſchluß zu ſeiner Nachricht *).“

Dieſer Kabinetsordre gemäß machten die beiden Generale der Brüdergemeine zu Münſterberg des Königs Willen in Hinſicht ihrer Streitigkeiten bekannt; ſie wählten zwar den Prediger Elsner aus Polniſch Liſſa zu ihrem Seelſorger; die Anhänger Macher's waren aber ſehr unzufrieden über die ſolchem ertheilten Zurechtweiſung, mehr aber noch der Rathmann von Hayn und diejenigen, die er auf ſeine Seite gezogen hatte, über den ihm gegebenen Verweis.

Auf den diesfälligen Bericht der beiden Generale reſolvirte der König:

---

*) „Ich finde nöthig, Euch hiebey in Abſchrift zu communiciren, was für eine Reſolution Ich dem General von Kalkſtein und dem General-Major Graf Dohna, auf ihre abgelaſſenen Berichte, wegen der unter der dortigen böhmiſchen Colonie entſtandener Religionsirrungen, ertheilet, und dabey das vorgeſchlagene Simultaneum agreiret. Ihr ſollet nun Eures Theils Euch gleichfalls darnach gebührend achten, und alles vorzügliche zur Beförderung der Ruhe und Einigkeit unter dieſen aufgebrachten Leuten beytragen.

Potsdam, den 29. März 1747.

Friedrich.“

„Ich habe aus Eurem Bericht vom 27ſten dieſes erſehen, was Ihr bey Eurem eigenſinnigen Böhmen ausgerichtet, und was die unter ihnen befindliche evangeliſch Reformirte, wegen eines eigenen Predigers aus Polniſch Liſſa, deſſen Salarirung mit dem Schulmeiſter, nebſt den andern Stücken, gebeten. Wie Ich nun ihre Schwachheit, da ſie wohl bey der bisherigen Verfaſſung hätten bleiben können, nachgeben, und ihnen dieſe Punkte accordiren will, außer daß derjenige wegen eines eigenen Rathmannes, ſo nicht aus der Natur des Simultaneum fließet, Mir etwas impertinent ſcheinet, alſo habe Ich deshalb die abſchriftlich beygeſchloſſene Ordre an den Etats-Miniſter von Brand ergehen laſſen. Ihr ſollet alſo die guten Leute hierdurch beruhigen, aber auch ſehen, daß kein weiterer unbilliger Zwieſpalt zwiſchen den evangeliſchen Religionsverwandten dieſer Gemeine genähret, ſondern alle zur Liebe, Frieden und Verträglichkeit angewieſen und angehalten werden mögen.

Potsdam, den 30. April 1747.

Friedrich.“

Zugleich erging die nachſtehende Kabinetsordre an den Etatsminiſter von Brand.

„Ich communicire Euch hiebey abſchriftlich den erhaltenen Bericht des Generals von Kalkſtein und des General-Majors Grafen von Dohna, von dem Erfolg ihrer gehabten Commission, und auf was Art ſich die reformirten Glieder der dortigen böhmiſchen Gemeine herausgelaſſen, und worin ihr Geſuch wegen des zu vocirenden Predigers, deſſen Verſorgung, der Schuleinrichtung und dergleichen, beſtehe. Gleich wie man nun bey ſolchen zwar ſectiriſch eigenſinnigen doch gutmeinenden Leuten billig nachſehen und condescendiren muß, alſo habe Ich auch aus gnädigen Abſichten resolviret, daß ihnen die gebetene Punkte accordiret werden ſollen, immaßen Ich zuförderſt zufrieden bin, daß zur Einführung des Simultanei der von ihnen verlangte Prediger Elsner aus Polniſch Liſſa, vom reformirten Kirchendirectorio ordentlich vociret, und demſelben ex Cassa montis pietatis ein jährliches Salarium von 400 Thalern, nebſt freyer Wohnung für ſich und die Schule, gereichet werden ſoll, wozu auch die Salarirung des Schulmeiſters gehöret. Das freye Brennholz nebſt Acciſefreyheit ſoll er gleichfalls, gleich andern Geiſtlichen, zu genießen haben, weswegen Ihr Euch ſodann nur an das General-Directorium zu wenden haben werdet. Ihr ſollet alſo dieſerwegen das Erforderte beſorgen, und darin mit gedachtem General de concert gehen.

Potsdam, den 30. April 1747.

Friedrich.“

Der General von Kalkſtein überzeugte ſich bald, daß der Prediger Macher, da er ſich in Münſterberg ſo viele Feinde zugezogen, dort fortdauernd in Streitigkeiten mit denen verwickelt werden würde, welche andere religiöſen Anſichten hätten, wodurch ihm das Leben ſehr verbittert werden müßte. Aus Mitleid mit ihm bewirkte er, daß er eine Predigerſtelle bei der böhmiſchen Gemeinde in Berlin erhielt.

Da auch in Berlin eine böhmiſch-lutheriſch und reformirte Gemeinde beſtand, ſo beſchwerten ſich die Erſtere unmittelbar bei dem Könige, daß die erſteren mehr begünſtigt würden.

Der König trug dem damals zum Generalfeldmarſchall hinaufgerückten General von Kalkſtein, durch die nachfolgende Kabinetsordre auf, dieſe Beſchwerde zu unterſuchen und zu beſeitigen.

„Mein lieber General-Feldmarſchall von Kalkſtein! Weil Mich die hieſige böhmiſch-lutheriſche Gemeine mit der in Originali hiebey kommenden Beſchwerde wider das geiſtliche Departement abermals angelaufen hat, ſo befehle Ich Euch hierdurch, daß Ihr ſolche examiniren, die Sache der Billigkeit nach reguliren, ſodann aber den Supplicanten aufgeben ſollet, daß ſie Mich, bey

Vermeidung Meiner höchſten Ungnade, nicht weiter behelligen ſollen.

Berlin, den 10. Januar 1748.

Friedrich."

Da der dießfällige Bericht zu Gunſten der böhmiſchen reformirten Gemeine war, ſo reſolvirte der König darauf:

„Mein lieber General-Feldmarſchall von Kalkſtein! Ich habe aus Eurer Vorſtellung vom 3. d. Monaths erſehen, wie Ihr die unter der böhmiſchen Gemeine zu Berlin obgewaltete Streitigkeiten, wegen ihrer beyden Prediger und Schulmeiſter, ſo Ich Euch letzthin zu examiniren und abzumachen committiret, reguliret habet. Da Ich nun davon durchgehends und in allen Stücken zufrieden bin: alſo habe Ich auch dem General-Directorium befohlen, davor zu ſorgen, daß der reformirte Schulmeiſter mit dem von Euch vorgeſchlagenen Tractament und mit der ihm competirenden Consumtions-Acciſefreyheit, gleich wegen der letztern der reformirte Prediger, wie auch alle beyde wegen des Brennholzes, nächſtkünftigen Trinitatis mit auf den Etat geſetzt werden mögen, und habet Ihr darnach beyden Gemeinen nochmals auf das allerernſtlichſte anzubefehlen, daß ſie nun endlich einmal mit einander in Einigkeit, Friede und Ruhe leben, und Mich mit ihren Beſchwerden weiter nicht behelligen ſollen.

Potsdam, den 6. Februar 1748.

Friedrich.“

Da der Prediger Macher nur ein ſehr kärgliches Einkommen in Berlin hatte, ſo bat der Generalfeldmarſchall von Kalkſtein den König, dieſem die in Alt-Landsberg erledigte Predigerſtelle zu ertheilen.

Der König pflegte ſich in allen ſolchen Fällen nicht eher beſtimmt zu erklären, bevor er nicht von den darüber obwaltenden Verhältniſſen ſich genau unterrichtet hatte. Dies that er auch bei dieſem Geſuche und lehnte es mit folgendem Antwortſchreiben ab.

„Mein lieber General-Feldmarſchall von Kalkſtein! Ich habe mit mehreren erſehen, was Ihr in Eurem Schreiben vom 2ten dieſes, bey Gelegenheit der zu Alten-Landsberg vacant gewordenen Predigerſtelle, melden, und en faveur des Predigers von der böhmiſch-lutheriſchen Gemeine zu Berlin, Namens Macher, vorſtellen wollen. Ich würde nicht angeſtanden haben, auf Euren Vorſchlag zu reflectiren, daſern ſich nicht der beſondere Umſtand fände, daß der dort lezt verſtorbene erſte Prediger Martini in ſolchen ſchwächlichen Umſtänden ſeit verſchiedenen Jahren geweſen, daß der zweyte Prediger allda, Namens Lange, deſſen Amt mehrentheils mit verſehen müſſen, und ſolchergeſtalt und andere Urſachen wegen mehr, nach dem ſelbſteigenen Verlangen der dortigen Gemeine, in des verſtorbenen Martini Stelle zu ascendiren verdiente. Bey welchen Umſtänden dem oberwähnten Prediger Macher vor dieſes Mal mit der erſten Predigerſtelle allda nicht wird geholfen werden können: wofern demſelben aber mit der zweyten Stelle, welche der Lange bisher bekleidet hat, gedient wäre: ſo bin Ich gar nicht abgeneigt, ihm ſolche inzwiſchen zu conferiren, bis er anderweitig auf eine ihm convenable Art weiter verſorget werden kann, auf welchen Fall Ich auch ganz wohl zufrieden ſeyn will, daß ihm der Candidat Letochleb bey der böhmiſchen Gemeinde ſuccedire.

Potsdam, den 4. April 1750.

Friedrich.“

Der Feldmarſchall verſuchte es nochmals, ſeinen Schützling die erſte Predigerſtelle in Alt-Landsberg zu verſchaffen.

„Daraus kann nichts werden!“ äußerte Friedrich: und nach dieſer Erklärung empfing der Feldmarſchall den Beſcheid:

„Mein lieber General-Feldmarſchall von Kalkſtein! Es iſt Euch auf Euer Schreiben vom 2ten dieſes hierdurch in Antwort, daß der Prediger Macher mit der ihm conferirten Stelle vor der Hand zufrieden ſeyn müſſe; wohingegen Ich agreire, daß der von Euch vorgeſchlagene Candidat Letochleb zum Prediger bey der böhmiſchen Gemeine wieder vociret werden möge, als zu welchem Ende Ich die nöthige Ordre an das Departement der geiſtlichen Sachen, laut des copeylichen Anſchluſſes, dato habe ergehen laſſen.

Potsdam, den 10. April 1750.

Friedrich.“

Die Aufmerkſamkeit, welche Friedrich vom Jahr 1742 an bis 1750 dieſer Angelegenheit geſchenkt, iſt ein Beweis, wie er keinesweges, was man ihm vielfältig ungegründet zum Vorwurf hat machen wollen, gegen religiöſe Gegenſtände Gleichgültigkeit gehegt; mehr aber lernt man daraus ſeine Geduld und Langmuth gegen Gemeinden in Kirchenſachen kennen, um durch die That zu widerlegen, wie abhold er jeder eigenmächtigen Willkür ſey.

Berlin, gedruckt bei C. Feiſter.

Bei Unterzeichnetem ſind ferner erſchienen:

Angely's, L., Vaudevilles und Luſtſpiele. 3 Bde. geheftet à 1½ Thlr.

Biedenfeld, Freiherr v., das Kloſter Saint Michel. Hiſtoriſcher Roman aus den Zeiten der Bartholomäusnacht. Nach Charl. Smith. Mit 1 Steindruck. 1 Thlr.

— —, der hinkende Teufel zu Berlin. 4 Hefte. 2 Thlr. einzeln à 12 Ggr. od. 15 Sgr.

Brauſepulver für Hypochondriſten. Eine Sammlung Berliner Witze, Redensarten und Anecdoten. 1 bis 7te Doſis, geh. à 4 Ggr. oder 5 Sgr.

Coſmar, A., Wahrheit und Lüge. Luſtſpiel in 1 Aufzuge; frei nach Scribe. Geh. 6 Ggr. oder 7½ Sgr.

— —, Sagen und Miſcellen aus Berlin's Vorzeit. Nach Chroniken und Traditionen. Zwei Bde. mit 9 Kupfern, geb. 2⅔ Thlr.

Heinemann, M., Geſchichtstableau des Preußiſchen Hauſes aus der Hohenzollernſchen Linie. 6 Ggr. oder 7½ Sgr.

Immortellenkranz, ein Gedenkbuch für Ehegatten. Mit 2 Vignetten. carton. 16 Ggr. oder 20 Sgr.

Müchler, K., der Hausfreund. Eine Sammlung von Redeſpielen und Scenen zu Polter-

abenden, Strohkranzreden, Faſtnachts- und Sylveſterabendſcherzen und anderen Gedichten für geſellſchaftliche Vereine, geh. 1 Thlr.

Odeum, eine Auswahl von ernſten und launigen Gedichten, welche ſich zum mündlichen Vortrage in geſelligen Kreiſen eignen. Geſammelt und Herausgegeben von A. Cosmar. 1tes bis 7tes Bdch. geh. à 4 Ggr. oder 5 Sgr.

Smidt, H., der Kirſchkern. Novelle nach einer wahren Begebenheit. geh. 1 Thlr.

— —, Seemannsſagen und Schiffermärchen. 1s und 2s Bdch. geh. à 1 Thlr.

Spiegel des Berliner Volksgeiſtes. 1s Bdch. geh. 10 Ggr. oder 12½ Sgr.

Rudolph Tesch.

[M. P. [illegible]]

V. 1 N 1657

(Wehle, [illegible])

Nothgedrungene

Reklamation

zur

Abwehrung

eines Plagiats.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Berlin, 1841.
In Kommiſſion bei J. L. Hold.

In dem Supplemente zu Schiller's Werken. Aus ſeinem Nachlaß im Einverſtändniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von Karl Hoffmeiſter. Erſte Abtheilung. Nachleſe und Variantenſammlung. Stuttgart und Tübingen J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1840. *) iſt S. 281 abgedruckt:

An den Kaiſer Napoleon.

(1804.)

Mag die Welt in thörichtem Erſtaunen
Knechtiſch Deiner Macht Verehrung weihn,
Immer wirſt du doch das Spiel der Launen
Einer blinden Zufallsgöttin ſeyn.
Wenn der Sklav' im Staube dich bewundert,
Trau' der feigen Schmeichelrede nicht,
Später hält ein künftiges Jahrhundert
Ueber dich das Strafgericht.

---

*) Auch unter dem Titel: Nachleſe u. ſ. w. ganz gleichlautend nur mit dem Unterſchiede: daß, ſtatt Erſte Abtheilung :: Dritter Band ſteht.

Wie du grauſam, was beſtand, zertrümmert,
Stürzet in Ruinen auch dein Reich,
Und die Krone, die dein Haupt umſchimmert,
Wird von Thränen der Verzweiflung bleich.
Wer mit Sicheln der Zerſtörung mähet,
Färbt den Purpur mit der Unſchuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgeſäet,
Untergehn in blinder Wuth.

Einen Welttheil haſt du dir errungen,
Ferne Kronen auf dein Haupt vereint,
Millionen Knechte dir erzwungen,
Doch für deinen Kummer keinen Freund,
Biſt du einſt des Blutvergießens müde,
Reicht dir Liebe keinen Labetrunk,
Selbſt das Loſungswort der Tugend: Friede,
Wird durch dich zur Läſterung.

Einſam ſitzeſt du auf deinem Throne,
Wie die eiſerne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone,
Als die blut'ge Geißel ſeiner Zeit.
Was du wünſcheſt, wirſt du nie vollenden,
Von Begierden einſam aufgeſtört,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirſt auch du von ihr zerſtört.

Darunter ſteht:

„Dieſes höchſt merkwürdige und wichtige prophetiſche Gedicht erſchien zuerſt (?) im Morgenblatte, 27. Februar 1835. No. 50. Die Redaktion fügte folgende Anmerkung bei: „Aus den von Schiller herrührenden ſehr reichen Papieren, welche im

Beſitz des verſtorbenen Freiherrn von Cotta ſind, heben wir obiges Gedicht aus, deſſen Inhalt es begreiflich macht, warum daſſelbe den erſten Auflagen der Schillerſchen Gedichte nicht einverleibt worden iſt."

Dann fügt der Herausgeber dieſer Nachleſe, hinzu:

„Mit dieſer ſtolzen Geſinnung, dieſem unverblendetem Urtheil ſtellt ſich der deutſche Dichter dem Gefürchteten und Vergötterten gegenüber. Er richtet über ihn nach den ſittlichen Grundideen der Menſchheit und fand ihn im Lichte der Humanität eben ſo elend, als den ſpaniſchen Philipp in dem Trauerſpiel. „Majeſtät," ſagt Schiller (Taſchenausgabe Bd. 11. S. 392.) „hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſere Kniee nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groß iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen. Die bloße Macht, ſey ſie noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſte ſeine Freiheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen!" — Das namentlich gegen Napoleon eine ſolche ungebeugte in dem freien, ſtolzen Dichter wohnte, deutet Frau Karoline von Wolzogen an (Thl. 2. S. 297.) „Hätte Schiller dem Welteroberer gegenüber geſtanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtſeyn der Menſchen- und Dichterwürde, vor jener hohlen, coloſſalen Größe ungeblendet geblieben ſeyn, die zuſammenſtürzen mußte, da ſie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte."

Nothgedrungen muß ich zum drittenmal dieſe Verſe als mein Eigenthum reklamiren, um den Verdacht eines Plagiats von mir zu entfernen, da ich ſolche in den Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes, Berlin bei C. Salfeld, 1813. (jetzt Rücker und Püchler) habe drucken laſſen.

Schon früher wurden ſie in der Abendzeitung Nr. 127. 1817. unter dem Namen des verſtorbenen Oberhofgerichtsraths C. D. Erhard abgedruckt, weil man ſie in deſſen Nachlaß gefunden hatte, und ſchon damals berichtigte ich dieſen Irthum in der Abendzeitung Nr. 162. g. J. Als demnächſt nach Verlauf vieler Jahre die nämlichen Verſe, doch mit manchem falſchen Wort, in dem Morgenblatte Nr. 50. 1835. als angeblich von Schiller ſtanden und von dort ſogleich in mehren Zeitſchriften aufgenommen wurden, namentlich in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung, redigirt von A. Bäuerle, mußte ich noch einmal mein Eigenthum öffentlich vindiciren, und ich that ſolches in der Abendzeitung Nr. 149. worauf dann auch der Redakteur der Wiener allgemeinen Theaterzeitung dieſen Irthum berichtigte.

Um ſo befremdender iſt es mir jetzt, daß dieſe Verſe in der eben angeführten Nachleſe zu Schiller's Werken wieder aufgenommen worden ſind und daß der Herausgeber von der Berichtung dieſes Irrthums keine Notiz hat nehmen wollen, weshalb ich, aus Nothwehr, um nicht für einen Plagiarius zu gelten, der ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, die eiſerne Stirne hat, mein rechtmäßiges Beſitzthum hiermit zum drittenmal in Anſpruch nehmen muß.

Dieſe Verſe entſtrömten meinem Herzen im December 1806 in meiner Vaterſtadt, Stargard in Pommern, als ich verfolgt von den Schergen Napoleon's, auf der Proſcriptionsliſte des Welteroberers ſtehend, aus Berlin dorthin geflüchtet war, und es war für mich kein Grund vorhanden, mit dem Druck bis zum Jahr 1835 Anſtand zu nehmen, der nach der Bemerkung der Redaktion des Morgenblattes verhindert haben ſoll, dieſe Verſe in den erſten Auflagen von Schiller's Gedichte abdrucken zu laſſen, denn ich ließ ſie ſchon 1813 in den erwähnten Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes, drucken.

Da dieſe Gedichte gänzlich vergriffen ſind, ſo liefere ich dieſe Verſe hier dem Publikum, wie ſie von mir niedergeſchrieben worden ſind:

Der Eroberer.

Mag das Volk in thörigtem Erſtaunen
Knechtiſch Deiner Macht Verehrung weih'n,
Immer wirſt auch Du das Spiel der Launen,
Einer blinden Schickſalsgöttin ſeyn;
Wenn der Sklav' im Staube Dich bewundert,
Trau des Feigen Schmeichelworten nicht,
Freier hält ein künftiges Jahrhundert
Ueber Dich ſein Strafgericht.

Wie Du grauſam, was beſtand, zertrümmert,
Stürzet in Ruinen einſt Dein Reich,
Und die Krone, die Dein Haupt umſchimmert,
Macht die Thräne der Verzweiflung bleich.
Wer mit Sicheln der Zerſtörung mähet,
Färbt den Purpur mit der Unſchuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgeſäet,
Untergeh'n in blinder Wuth.

Einen Erdkreis haſt Du Dir errungen,
Ferne Pole durch Gewalt vereint,
Viele tauſend Knechte Dir erzwungen,
Doch für Deinen Kummer keinen Freund;
Biſt Du einſt des Blutvergieſſens müde,
Reicht Dir Liebe keinen Labetrunk;
Selbſt das Loſungswort der Tugend: Friede,
Wird durch Dich zur Läſterung.

Einſam ſitzeſt Du auf Deinem Throne,
Wie die eiſerne Nothwendigkeit,
Und Dein Name tönt durch jede Zone,
Als die blut'ge Geißel Deiner Zeit.
Was Du wünſcheſt, wirſt Du nie vollenden,
Von Begierden grauſam aufgezehrt,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirſt auch Du von ihr zerſtört.

Es wäre Anmaßung von mir, wenn ich über die Veränderungen, welche ſich in einigen Zeilen dieſes Gedichts in der Nachleſe von Schiller's Werken von dem Original befinden, ein Urtheil fällen wollte; in ſeiner eignen Sache kann Niemand, nach einem alten Grundſatz, Richter ſeyn, ich muß daher ſolches Andern anheim ſtellen; wer jedoch die Vorrede zu den von mir erwähnten Gedichten lieſt, und darin eine kurze Darſtellung der von Seiten der Schergen Napoleon's deshalb erlittenen Verfolgungen, und wie ich ihnen gleichſam auf eine wunderbare Weiſe entgangen bin, wird wohl keinen Zweifel hegen können, daß ich der Verfaſſer dieſer Verſe bin, denn im entgegengeſetzten Fall, wäre es Wahnſinn geweſen, mich durch die Flucht zu retten, da ich ja nur den wahren Verfaſſer, oder wenigſtens den nennen durfte, von dem ich ſie erhalten hatte.

Es iſt mir ſehr ſchwer geworden, die Feder zu dieſer Reklamation zu ergreifen, denn ich hege einen entſchiedenen Widerwillen, von meinem Ich, ſelbſt in mündlicher Unterhaltung, noch mehr aber vor dem Publikum gedruckt zu ſprechen; eine Eigenheit, die man den jetzigen Wortführern in der Literatur nicht zur Laſt legen kann, und ich verdanke dieſe Zurückhaltung der Erziehung meiner verehrten Aeltern, die mich immer, wenn ich in frühern Jahren nur auf die entfernteſte Weiſe eine Spur von Dünkel und Anmaßung zeigte, mich ſogleich wieder auf den Weg der Demuth und Beſcheidenheit zurückzuführen ſuchten, denn ſie wußten noch nichts davon: daß nur die Lumpen beſcheiden wären. Sie hegten vielmehr die entgegengeſetzte Anſicht, und ich hatte Gelegenheit, ſie, kaum zum Jüngling herangereiſt, in der Bekanntſchaft mit Männern, wie Spalding, Teller, Sulzer, Ramler, Gleim, Büſching, meinem Lehrer, Moſes Mendelsſohn, Engel u. a., welche damals zu den Notabilitäten gehöret, ehe noch dies neudeutſche zweideutige Wort erfunden war, und Künſtler, wie W. Meil, Daniel Chodowiecki, Friſch, Bernhard Rode ꝛc., die mir ihr Wohlwollen ſchenkten, beſtätigt zu finden.

Verſe, die ich im Jahr 1806 gemacht, können daher unmöglich Schiller, der ſchon 1805 geſtorben, zum Verfaſſer haben, und es iſt nur denkbar, daß ſie, da ſie, bevor ſie im Druck erſchienen, überall in Abſchriften in Umlauf gekommen ſind, weshalb ſie auch ſchon früher einmal unter dem Namen von A. v. Kotzebue in einem längſt vergeſſenen Zeitblatte und dann in der Abendzeitung unter dem Namen von Erhard abgedruckt wurden, auch demnächſt in Schiller's Nachlaß von irgend Jemand eingeſchwärzt worden, den dann der verſtorbne Geh. Hofrath v. Cotta auf Treu und Glauben an ſich gebracht hat. Es bleibt aber immer eine ſchwer zu löſende Frage: wie Herr Karl Hoffmeiſter, nach meiner Reklamation in der Abendzeitung, dennoch dieſe Verſe mit der Ueberſchrift: An den Kaiſer Napoleon, in die Nachleſe zu Schillers Werken hat aufnehmen können? Es liegt der Grund entweder darin, daß ihm meine Erklärung unbekannt geblieben, oder, was nach dem Charakter der jetzigen Literaten faſt wahrſcheinlicher iſt, vornehm hat ignoriren wollen. Es iſt unmöglich, daß unter der Ueberſchrift dieſes Gedichts 1804 geſtanden haben kann, denn es müßte dann zwei Jahre früher vorhanden geweſen ſeyn, ehe es von mir gemacht worden iſt; es iſt alſo offenbar ein willkürlicher Zuſatz; man mußte aber wenigſtens einen Zeitpunkt dafür angeben, wo Schiller noch gelebt hat.

Hiernach zerfließt denn auch Alles, was der Herausgeber des Nachlaßes, Herr Karl Hoffmeiſter mit ſo großer Emphaſe über dieſe Verſe geſagt hat und durch die Aeußerung der Frau Karoline von Wolzogen zu bekräftigen ſucht, in Nebel, wie ſolcher in der phyſiſchen Natur vor den Strahlen der Sonne.

Ich verſuchte es nur, meinen Gefühlen und meinen Anſichten Worte zu leihen, ohne irgend eine Rebenabſicht: es war der Schrei des Schmerzes eines tiefzerriſſenen Herzens, das darin Linderung ſucht und auch ſindet. Was daher Herr Karl Hoffmeiſter und Frau Karoline von Wolzogen von einem freien, ſtolzen Dichter und Dichterwürde äußern, muß ich für meine Perſon gänzlich in Abrede ſtellen, weil es auf mich keine Anwendung ſindet. Ich habe bei mein Verſuchen in der Dichtkunſt nie Anſpruch auf den Lorbeer des Dichters gemacht, ich widmete mich ihr nur als Erholung in den freien Stunden nach Erfüllung meiner Berufspflichten in dem Wirkungskreiſe, in den mich die Vorſehung in dem bürgerlichen Leben geſtellt hatte, und ſie treu und gewiſſenhaft nach meinen beſten Kräften und Kenntnißen zu erfüllen, war mein Streben. Nach meinen chriſtlichſittlichen Anſichten habe ich nie, wie ſo viele Andere, geblendet von einem trügeriſchen Nimbus, Napoleon eine Bewunderung gezollt, auf die nur die wahre Größe Anſprüche machen darf, die vor dem Richterſtuhl der Sittlichkeit die Feuerprobe beſtehen kann, und die nicht jeſuitiſch zur Beſchönigung ihrer Unternehmungen der Meinung iſt, daß der Zweck die Mittel adle.

Er iſt ein Kind der Revolution, an ihrer Bruſt iſt er groß geſäugt worden, und die Geſchichte lehrt, welche Geſinnungen dieſe mit der Muttermilch eingeſogen haben, und auch die, welche ſich rühmen, Kinder der Revolution zu ſeyn.

Dieſe Anſicht und die Ueberzeugung, daß ein allweiſer und allgütiger Gott das Univerſum regiere, ergriff mich, ein Flüchtling und Geächteter, ſo lebendig, und mit einer ſo unwiderſtehlichen Gewalt, daß ich das Gedicht: „Der Eroberer,“ niederſchrieb; es war ein Troſt für mein geängſtetes Herz und ein lindernder Balſam in deſſen blutende Wunden über das von den feindlichen Horden eines unerſättlichen Eroberers überſchwemmte Vaterland. Damals hatte ich keine Ahnung, wie die wenigen Zeilen mich ſpäter und noch jetzt nach drei und dreißig Jahren in die unangenehme Lage bringen würden, mich vor dem entwürdigen Verdacht eines Plagiats zu rechtfertigen, der dem, welcher ſich deſſen ſchuldig macht, eben ſo mit Schmach bedeckt, wie ein gemeiner Diebſtahl, obſchon die Geſetze über deſſen Beſtrafung noch unvollkommner ſind, als über den Nachdruck; denn wären darüber geſetzliche Beſtimmungen vorhanden, ſo würde ich mit Fug und Recht darauf antragen können, aus der Nachleſe zu Schiller's Werken ein Gedicht von mir zu tilgen. Ich erwarte indeß, daß, nach dieſer Reklamation, eine ſo achtbare Buchhandlung, wie die Cotta'ſche, — die keinen Theil an dieſem Irrthum haben kann — ſolche berichtigen und mich dadurch wieder in den Beſitz meines rechtmäßigen Eigenthums ſetzen wird.

Zugleich bitte ich alle Redaktoren von Zeitungen und Zeitſchriften, mit Bezug auf dieſe Reklamation, wenn auch nur mit einigen Worten meiner auf Wahrheit beruhenden Erklärung zu erwähnen; ich ſelbſt behalte es mir vor, über die deshalb erlittene Verfolgung von Seiten der franzöſiſchen Machthaber eine ausführliche Geſchichterzählung zu liefern, welche ich unter dem Titel: Doppelflucht, um den Verfolgungen der Franzoſen zu entgehen. Bruchſtück aus Erinnerungen meines Lebens, dem Druck zu übergeben geſonnen bin.

Berlin, im Januar 1841.

Karl Müchler.

* * *

Gedruckt bei Ferdinand Reichardt,
Neu Cölln a. W. Nr. 23.